# 3.000 * Lyrik

**BALLADEN - ELEGIEN - GEDICHTE - ODEN - POEME**
**REIME - ROMANZEN - SONETTE - SPRÜCHE - VERSE**

1. _Anonym - An einen Boten
2. _Anonym - Auf dem Berge Sinai
3. _Anonym - Auf der schwäbschen Eisebahne (nach 1960)
4. _Anonym - Auf einem Omnibus
5. _Anonym - Da droben auf dem Berge
6. _Anonym - Der Falk
7. _Anonym - Der Kuckuck ist ein braver Mann
8. _Anonym - Der Lorscher Bienensegen
9. _Anonym - Die ABC-Schützen
10. _Anonym - Die Hand
11. _Anonym - Die Wasserstelze
12. _Anonym - Drei Reiter am Tor
13. _Anonym - Du bist min, ich bin dîn
14. _Anonym - Dunkel wars, der Mond schien helle
15. _Anonym - Ei! Ei!
16. _Anonym - Erster Merseburger Zauberspruch
17. _Anonym - Es kummt ein Mann
18. _Anonym - Es sitzt ein Engelein an der Wand
19. _Anonym - Großus Bärus
20. _Anonym - Hans, mein Sohn, was machst du da
21. _Anonym - Hic haec hoc
22. _Anonym - Ich hab' die Nacht geträumet
23. _Anonym - Ich möchte für tausend Taler nicht
24. _Anonym - Im Walde in kühlem Schatten
25. _Anonym - Ist die schwarze Köchin da
26. _Anonym - Kinderpredigt
27. _Anonym - Kommen wird er übers Meer (Irischer Mönch des 9. Jahrhunderts)
28. _Anonym - Krissmäs Poäm
29. _Anonym - Lied des abgesetzten Sultan Selim im Alten Serail, nachdem er sich der Kunst gewidmet
30. _Anonym - Little Christmas Gedicht
31. _Anonym - Lügenmärchen
32. _Anonym - Maikäfer, flieg!
33. _Anonym - Mühlrad
34. _Anonym - Nächte
35. _Anonym - Rätsel
36. _Anonym - Schabernack
37. _Anonym - Selbstgefühl
38. _Anonym - Spruch gegen den Nachtmahr
39. _Anonym - Tabakslied
40. _Anonym - Unbeschreibliche Freude
41. _Anonym - Verschneiter Weg
42. _Anonym - Wenn die Börsenkurse fallen
43. _Anonym - Wenn die Kinder üble Laune haben
44. _Anonym - Wiegenlied
45. _Anonym - Wildes Fräulein
46. _Anonym - Zu Gaste gebeten
47. Abraham a Sancta Clara - Der Mensch ist ein Schaum
48. Abraham a Sancta Clara - Mit Essen und Trinken
49. Abraham a Sancta Clara - Was Pappagey - was Lapperey

50. Achim von Arnim - Der Geist beym verborgnen Schatze
51. Achim von Arnim - Der Kirschbaum
52. Achim von Arnim - Der Welt Herr
53. Achim von Arnim - Morgendliches Entzücken
54. Achim von Arnim - Nochmals
55. Achim von Arnim - Petersilie
56. Adelbert von Chamisso - Das Riesenspielzeug
57. Adelbert von Chamisso - Die alte Waschfrau
58. Adelbert von Chamisso - Frauen-Liebe und -Leben
59. Adelbert von Chamisso - Frisch gesungen
60. Adelbert von Chamisso - Kanon
61. Adelbert von Chamisso - Was soll ich sagen
62. Adele Schopenhauer - Dein Wille geschehe – Doch was ist dein Wille
63. Adolf Endler - Memoire
64. Adolf Endler - Postkarte an M.S. in Dinslaken
65. Adolf Endler - Sunlight Serenade
66. Aglaja Veteranyi - Warum ich kein Engel bin
67. Agnes Miegel - Die Nibelungen
68. Albert Ehrenstein - Auf der hartherzigen Erde
69. Albert Ehrenstein - Dämmerung
70. Albert Ehrenstein - Der Berserker schreit
71. Albert Ehrenstein - Der Wanderer
72. Albert Ehrenstein - Leid
73. Albert Ehrenstein - Verlassen
74. Albert Ehrenstein - Verzweiflung
75. Albert Ehrismann - Der Schneeaufheber
76. Albert Janetschek - Verteidigung des Konjunktivs
77. Albin Zollinger - Straßenbahnfahren
78. Albrecht Goes - Landschaft der Seele
79. Albrecht Goes - Lautespielender Engel
80. Albrecht Goes - Sieben Leben
81. Albrecht Haushofer - Schuld
82. Alexander Nitzberg - Abends enden die Sinne
83. Alexander Nitzberg - al fine
84. Alexander Xaver Gwerder - Kam je ein Strom einmal zurück
85. Alexander Xaver Gwerder - Ohne Worte
86. Alexander Xaver Gwerder - Rondo
87. Alexander Xaver Gwerder - Wenn es nicht Morgen würde
88. Alexander Xaver Gwerder - Zwielicht
89. Alfons Petzold - Totentanz
90. Alfred Andersch - An die Deutschen
91. Alfred Andersch - Artikel 3
92. Alfred Andersch - Brauchbarer Ersatz
93. Alfred Brendel - Schlimmer hätte es kaum kommen können
94. Alfred Lichtenstein - Abschied
95. Alfred Lichtenstein - Der Ausflug
96. Alfred Lichtenstein - Die Dämmerung
97. Alfred Lichtenstein - Die Wehmut
98. Alfred Lichtenstein - Doch kommt ein Krieg
99. Alfred Lichtenstein - Ein Kavalier
100. Alfred Lichtenstein - Kientoppbildchen

101. Alfred Lichtenstein - Mädchen
102. Alfred Lichtenstein - Nebel
103. Alfred Lichtenstein - Prophezeiung
104. Alfred Lichtenstein - Punkt
105. Alfred Lichtenstein - Sommerfrische
106. Alfred Lichtenstein - Spaziergang
107. Alfred Mombert - Der Krüppel
108. Alfred Mombert - Es war zur Nacht
109. Alfred Mombert - Gott ist vom Schöpferstuhl gefallen
110. Alfred Mombert - Piccolo und Piccola
111. Alfred Tennyson - The Charge Of The Light Brigade
112. Alfred Wolfenstein - Nacht im Dorfe
113. Alfred Wolfenstein - Städter
114. Alfred Wolfenstein - Verdammte Jugend
115. Andrea Heuser - WIR, wie alle sommer
116. Andreas Gryphius - Abend
117. Andreas Gryphius - An sich selbst
118. Andreas Gryphius - Betrachtung der Zeit
119. Andreas Gryphius - Es ist alles eitel
120. Andreas Gryphius - Menschliches Elende
121. Andreas Gryphius - Tränen des Vaterlandes
122. Andreas Gryphius - Über die Geburt Jesu
123. Andreas Reimann - Befreiung
124. Andreas Thalmayr - Ein Mann wie der...
125. Angelus Silesius - Der Mensch
126. Angelus Silesius - Ich weiß nit was ich bin
127. Ann Cotten - Korruption der Natur
128. Anna Jonas - Mehr oder weniger als was ich wollte
129. Anne Steinwart - Schneckenpost
130. Annette von Droste-Hülshoff - An meine Mutter
131. Annette von Droste-Hülshoff - Der Knabe im Moor
132. Annette von Droste-Hülshoff - Die Vergeltung
133. Annette von Droste-Hülshoff - Fragment
134. Annette von Droste-Hülshoff - Im Grase
135. Annette von Droste-Hülshoff - Kinder am Ufer
136. Armin Senser - Deutschland - meiner Mutter
137. Armin Senser - Romanze
138. Arne Rautenberg - zett sieben
139. Arno Holz - An die Conventionellen
140. Arno Holz - An Neunundneunzig von Hundert
141. Arno Holz - Chorus der Lyriker
142. Arno Holz - Die achte Todsünde
143. Arno Holz - Einem Fortschrittsleugner
144. Arno Holz - En passant
145. Arno Holz - Inferno
146. Arno Holz - Letztschöpferische Erkenntnis
147. Arno Holz - Selbstporträt
148. Arno Reinfrank - Vorübergehende Siege
149. Arnold Stadler - Psalm 15
150. Arthur Schopenhauer - Gebet eines Skeptikers
151. Arthur Ströhm - Schweigen und Freude

152. August Fresenius - Grabschrift
153. August Stramm - Frage
154. August Stramm - Sehnen
155. August Stramm - Untreu
156. August von Platen - Das Grab im Busento
157. August von Platen - Der Pilgrim vor St. Just
158. August von Platen - Du sprichst, dass ich mich täuschte
159. August von Platen - Licht
160. August von Platen - Lied (Die Liebe hat gelogen…)
161. August von Platen - Tristan
162. August von Platen - Venedig (1824)
163. August von Platen - Wer wusste je das Leben recht zu fassen
164. August von Platen - Wie rafft ich mich auf in der Nacht
165. August Wilhelm Schlegel - Das Sonett
166. August Wilhelm Schlegel - Wechsel der Dynastie in den Philosophenschulen
167. Axel Marquardt - Was ich gern möchte
168. Àxel Sanjosé - Rätsel
169. Àxel Sanjosé - Wirsing
170. Barbara Köhler - Die Tücke des Subjekts
171. Barbara Köhler - Möbel
172. Barbara Köhler - Newspaper
173. Barbara Köhler - Rondeau Allemagne
174. Barbara Köhler - Synchronisation A
175. Barbara Maria Kloos - Jungfernflug
176. Barbara Maria Kloos - Kein Mann ertrinkt in seinem Bett
177. Barbara Maria Kloos - Um ein Klosterpförtchen geschart
178. Barthold Heinrich Brockes - Die Welt ist allezeit schön
179. Bazon Brock - Der gute Willi ist sein menschlich Himmelreich
180. Beatrix Haustein - müde waren wir u. schliefen mit dem licht
181. Benjamin Neukirch - Auff ihre Augen
182. Bernd Jentzsch - Arioso
183. Bernd Wagner - Zweite Erkenntnis
184. Bert Papenfuß - rasender schmerts weiterlachen
185. Berthold Viertel - Auf den letzten Weg
186. Berthold Viertel - Auswanderer
187. Berthold Viertel - Das Unheil
188. Berthold Viertel - Dreizehnter März 1938
189. Berthold Viertel - Einsam
190. Berthold Viertel - Heimweh
191. Berthold Viertel - Judengrab
192. Berthold Viertel - Ohne Decke, ohne Kohlen
193. Bertolt Brecht - 10. Psalm
194. Bertolt Brecht - 700 Intellektuelle beten einen Öltank an
195. Bertolt Brecht - Aber in kalter Nacht
196. Bertolt Brecht - Ach, des armen Morgenstund
197. Bertolt Brecht - Ach, wie sollen wir die kleine Rose buchen
198. Bertolt Brecht - Achttausend arme Leute kommen vor die Stadt
199. Bertolt Brecht - Alabama-Song
200. Bertolt Brecht - Alfabet
201. Bertolt Brecht - Alles Neue ist besser als alles Alte
202. Bertolt Brecht - Als der Faschismus immer stärker wurde

203. Bertolt Brecht - Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité
204. Bertolt Brecht - Als ich ins Exil gejagt wurde
205. Bertolt Brecht - Als ich nachher von dir ging
206. Bertolt Brecht - Als ich sah, dass die Welt abgestorben war
207. Bertolt Brecht - An Chronos
208. Bertolt Brecht - An die Nachgeborenen
209. Bertolt Brecht - An die Studenten im wiederaufgebauten Hörsaal der Universität
210. Bertolt Brecht - An meine Landsleute
211. Bertolt Brecht - An R.
212. Bertolt Brecht - Anleitung für die Oberen
213. Bertolt Brecht - Anna hält bei Paule Leichenwache
214. Bertolt Brecht - Anna redet schlecht von Bidi
215. Bertolt Brecht - Apfelböck oder Die Lilie auf dem Felde
216. Bertolt Brecht - Auch der Himmel
217. Bertolt Brecht - Auf den Tod eines Verbrechers
218. Bertolt Brecht - Auf einen chinesischen Theewurzellöwen
219. Bertolt Brecht - Aus einem »Lesebuch für Städtebewohner«
220. Bertolt Brecht - Aus keinem andern Grund
221. Bertolt Brecht - Aus verblichenen Jugendbriefen
222. Bertolt Brecht - Auslassungen eines Märtyrers
223. Bertolt Brecht - Ausschließlich wegen der zunehmenden Unordnung
224. Bertolt Brecht - Außer diesem Stern
225. Bertolt Brecht - Ballade auf vielen Schiffen
226. Bertolt Brecht - Ballade vom Herrn Aigihn
227. Bertolt Brecht - Ballade vom Mazeppa
228. Bertolt Brecht - Ballade vom Stahlhelm
229. Bertolt Brecht - Ballade vom Tod der Anna Gewölkegesicht
230. Bertolt Brecht - Ballade vom Tropfen auf den heißen Stein
231. Bertolt Brecht - Ballade vom Weib und dem Soldaten
232. Bertolt Brecht - Ballade von den Abenteurern
233. Bertolt Brecht - Ballade von den Geheimnissen jedweden Mannes
234. Bertolt Brecht - Ballade von den Seeräubern
235. Bertolt Brecht - Ballade von den Selbsthelfern
236. Bertolt Brecht - Ballade von der alten Frau
237. Bertolt Brecht - Ballade von der Freundschaft
238. Bertolt Brecht - Ballade von der Hanna Cash
239. Bertolt Brecht - Ballade von der Höllenlili
240. Bertolt Brecht - Ballade von der Judenhure Marie Sanders
241. Bertolt Brecht - Behauptung
242. Bertolt Brecht - Bei der Nachricht von der Erkrankung eines mächtigen Staatsmanns
243. Bertolt Brecht - Beim Lesen des Horaz
244. Bertolt Brecht - Benares Song
245. Bertolt Brecht - Bericht des Schiffbrüchigen
246. Bertolt Brecht - Bericht vom Zeck
247. Bertolt Brecht - Bericht von einer misslungenen Expedition
248. Bertolt Brecht - Betrachtung vor der Fotografie der Therese Meier
249. Bertolt Brecht - Bidi im Herbst
250. Bertolt Brecht - Bidis Ansicht über die großen Städte
251. Bertolt Brecht - Bin gewiss nicht mehr wie jeder Rupfensack
252. Bertolt Brecht - Böser Morgen
253. Bertolt Brecht - Brief an einen Freund

254. Bertolt Brecht - Briefe über Gelesenes
255. Bertolt Brecht - Caspars Lied mit der einen Strophe
256. Bertolt Brecht - Das Beschwerdelied
257. Bertolt Brecht - Das Entsetzen, arm zu sein
258. Bertolt Brecht - Das Frühjahr
259. Bertolt Brecht - Das Gewächshaus
260. Bertolt Brecht - Das ist gut
261. Bertolt Brecht - Das Lied der Eisenbahntruppe von Fort Donald
262. Bertolt Brecht - Das Lied der Obdachlosen
263. Bertolt Brecht - Das Lied der Rosen vom Schipkapass
264. Bertolt Brecht - Das Lied vom Geierbaum
265. Bertolt Brecht - Das Lied vom Schuh
266. Bertolt Brecht - Das Lied vom Surabaya-Johnny
267. Bertolt Brecht - Das Lied vom Weib des Nazisoldaten
268. Bertolt Brecht - Das Lied von der Wolke der Nacht
269. Bertolt Brecht - Das neunzehnte Sonett
270. Bertolt Brecht - Das Operieren mit bestimmten Gesten
271. Bertolt Brecht - Das Schiff
272. Bertolt Brecht - Das Theater des neuen Zeitalters
273. Bertolt Brecht - Das war der Bürger Galgei
274. Bertolt Brecht - Dauerten wir unendlich
275. Bertolt Brecht - Den Nachgeborenen
276. Bertolt Brecht - Der abgerissene Strick
277. Bertolt Brecht - Der alte Mann im Frühling
278. Bertolt Brecht - Der anachronistische Zug oder Freiheit und Democry
279. Bertolt Brecht - Der Bauer kümmert sich um seinen Acker
280. Bertolt Brecht - Der Bilbao-Song
281. Bertolt Brecht - Der Blumengarten
282. Bertolt Brecht - Der brennende Baum
283. Bertolt Brecht - Der Choral vom großen Baal
284. Bertolt Brecht - Der Choral vom Manne Baal
285. Bertolt Brecht - Der dicke Cas
286. Bertolt Brecht - Der du zu fliehen glaubtest das Unertragbare
287. Bertolt Brecht - Der Fähnrich
288. Bertolt Brecht - Der Fluss lobsingt die Sterne im Gebüsch
289. Bertolt Brecht - Der Führer hat gesagt
290. Bertolt Brecht - Der Gast
291. Bertolt Brecht - Der Gedanke in den Werken der Klassiker
292. Bertolt Brecht - Der Gesang aus der Opiumhöhle
293. Bertolt Brecht - Der gordische Knoten
294. Bertolt Brecht - Der Herr der Fische
295. Bertolt Brecht - Der Himmel der Enttäuschten
296. Bertolt Brecht - Der Insasse
297. Bertolt Brecht - Der Liebende nicht geladen
298. Bertolt Brecht - Der Mann-ist-Mann-Song
299. Bertolt Brecht - Der Matrosen-Song
300. Bertolt Brecht - Der Nachgeborene
301. Bertolt Brecht - Der Pflaumenbaum
302. Bertolt Brecht - Der Radwechsel
303. Bertolt Brecht - Der Räuber und sein Knecht
304. Bertolt Brecht - Der Rauch

305. Bertolt Brecht - Der Schneider von Ulm
306. Bertolt Brecht - Der Song von Mandelay
307. Bertolt Brecht - Der Theaterkommunist
308. Bertolt Brecht - Der Tsingtausoldat
309. Bertolt Brecht - Deutsches Frühlingsgebet
310. Bertolt Brecht - Deutschland 1952
311. Bertolt Brecht - Deutschland
312. Bertolt Brecht - Die Achillesverse
313. Bertolt Brecht - Die Antwort
314. Bertolt Brecht - Die Auswanderung der Dichter
315. Bertolt Brecht - Die Ballade vom Liebestod
316. Bertolt Brecht - Die Ballade vom Wasserrad
317. Bertolt Brecht - Die Bolschewiki entdecken im Sommer 1917 im Smolny, wo das Volk vertreten war-In der Küche
318. Bertolt Brecht - Die Bücherverbrennung
319. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten in der Stadt Moskau
320. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und das Giftgas
321. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und der Kinderreichtum
322. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und der Klassenkampf
323. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und der liebe Gott
324. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und der Weizen
325. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und der Zugführer
326. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und die Justiz
327. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und die Kirche
328. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und die Medizin
329. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und die Reichen
330. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten und die Wohnungsnot
331. Bertolt Brecht - Die drei Soldaten
332. Bertolt Brecht - Die Durchsichtigen
333. Bertolt Brecht - Die Gäste, die du siehst
334. Bertolt Brecht - Die Geburt im Baum
335. Bertolt Brecht - Die gute Nacht
336. Bertolt Brecht - Die Hoffenden
337. Bertolt Brecht - Die Hoffnung der Welt
338. Bertolt Brecht - Die Internationale
339. Bertolt Brecht - Die Krücken
340. Bertolt Brecht - Die Landschaft des Exils
341. Bertolt Brecht - Die Legende der Dirne Evlyn Roe
342. Bertolt Brecht - Die Liebenden
343. Bertolt Brecht - Die Lösung
344. Bertolt Brecht - Die Maske des Bösen
345. Bertolt Brecht - Die Nachtlager
346. Bertolt Brecht - Die Opiumraucherin
347. Bertolt Brecht - Die Pappel vom Karlsplatz
348. Bertolt Brecht - Die Schauspielerin
349. Bertolt Brecht - Die schwarzen Wälder
350. Bertolt Brecht - Die Städte sind für dich gebaut. Sie erwarten dich freudig.
351. Bertolt Brecht - Die Teppichweber von Kujan-Bulak ehren Lenin
352. Bertolt Brecht - Die Tür
353. Bertolt Brecht - Die Vögel warten im Winter vor dem Fenster
354. Bertolt Brecht - Diese Arbeitslosigkeit!

355. Bertolt Brecht - Dimitroff
356. Bertolt Brecht - Dreihundert ermordete Kulis berichten an eine Internationale
357. Bertolt Brecht - Dritter Psalm
358. Bertolt Brecht - Drittes Lied des Glücksgotts
359. Bertolt Brecht - Ein Fisch mit Namen Fasch
360. Bertolt Brecht - Ein Paar neue Verse einer soeben veralteten Moritat
361. Bertolt Brecht - Ein pessimistischer Mensch
362. Bertolt Brecht - Einheitsfrontlied
363. Bertolt Brecht - Einmal eine nützliche Handlung verrichten
364. Bertolt Brecht - Einst
365. Bertolt Brecht - Eisen
366. Bertolt Brecht - Entdeckung an einer jungen Frau
367. Bertolt Brecht - Epistel über den Selbstmord
368. Bertolt Brecht - Epistel
369. Bertolt Brecht - Epitaph für M.
370. Bertolt Brecht - Er ging die Straße hinunter, den Hut im Genick!
371. Bertolt Brecht - Erinnerung an die Marie A.
372. Bertolt Brecht - Erinnerung an eine M. N.
373. Bertolt Brecht - Erster Psalm
374. Bertolt Brecht - Erwartung des zweiten Fünfjahrplans
375. Bertolt Brecht - Es gibt kein größeres Verbrechen als Weggehen
376. Bertolt Brecht - Es muss ja bei uns nicht geweint sein
377. Bertolt Brecht - Es war leicht, ihn zu bekommen.
378. Bertolt Brecht - Fahrend über die Grenze der Union
379. Bertolt Brecht - Finnische Landschaft
380. Bertolt Brecht - Fracht
381. Bertolt Brecht - Frage
382. Bertolt Brecht - Fragen eines lesenden Arbeiters
383. Bertolt Brecht - Früher dachte ich- ich stürbe gern auf eignem Leinenzeug
384. Bertolt Brecht - Gedanken eines Grammophonbesitzers
385. Bertolt Brecht - Gegen Verführung
386. Bertolt Brecht - Gegenlied zu »Von der Freundlichkeit der Welt«
387. Bertolt Brecht - Gesang des Soldaten der Roten Armee
388. Bertolt Brecht - Gesang von den drei metaphysischen Soldaten
389. Bertolt Brecht - Gesang von der Frau
390. Bertolt Brecht - Gesang von einer Geliebten
391. Bertolt Brecht - Glaube nur
392. Bertolt Brecht - Gleichnis des Buddha vom brennenden Haus
393. Bertolt Brecht - Gottes Abendlied
394. Bertolt Brecht - Großer Dankchoral
395. Bertolt Brecht - Gründungssong der National Deposit Bank
396. Bertolt Brecht - Hans Lody
397. Bertolt Brecht - Hätten Sie die Zeitungen aufmerksam gelesen wie ich
398. Bertolt Brecht - Heißer Tag
399. Bertolt Brecht - Herr Doktor
400. Bertolt Brecht - Hier standen die alten Mauren
401. Bertolt Brecht - Historie vom verliebten Schwein Malchus
402. Bertolt Brecht - Hollywood
403. Bertolt Brecht - Hymne an Gott
404. Bertolt Brecht - Ich beginne zu sprechen vom Tod
405. Bertolt Brecht - Ich bin ein Dreck. Von mir

406. Bertolt Brecht - Ich habe gehört, ihr wollt nichts lernen
407. Bertolt Brecht - Ich habe ihm gesagt, er soll ausziehen.
408. Bertolt Brecht - Ich habe lange die Wahrheit gesucht
409. Bertolt Brecht - Ich hatte eine liebe Frau
410. Bertolt Brecht - Ich höre
411. Bertolt Brecht - Ich möchte vor ‘nen Taler nicht
412. Bertolt Brecht - Ich sage ja nichts gegen Alexander
413. Bertolt Brecht - Ich weiß, was ich brauche
414. Bertolt Brecht - Ich will nicht behaupten, dass Rockefeller ein Dummkopf ist
415. Bertolt Brecht - Ich will nur größere Stiefel han
416. Bertolt Brecht - Ich, der ich nichts mehr liebe
417. Bertolt Brecht - Ich, der Überlebende
418. Bertolt Brecht - Ihr großen Bäume in den Niederungen
419. Bertolt Brecht - Ihre Worte waren bitter
420. Bertolt Brecht - Immer beruhigt der Tod
421. Bertolt Brecht - Immer wieder, seit wir zu mehreren arbeiten
422. Bertolt Brecht - Immer wieder
423. Bertolt Brecht - Inschrift auf einem nicht abgeholten Grabstein
424. Bertolt Brecht - Jahr für Jahr
425. Bertolt Brecht - Jeder Mensch auf seinem Eiland sitzt
426. Bertolt Brecht - Jene verloren sich selbst aus den Augen
427. Bertolt Brecht - Jener
428. Bertolt Brecht - Jetzt ist alles Gras aufgefressen
429. Bertolt Brecht - Kälbermarsch
430. Bertolt Brecht - Kalendergedicht
431. Bertolt Brecht - Karfreitag
432. Bertolt Brecht - Karl Hollmanns Sang
433. Bertolt Brecht - Karsamstagslegende
434. Bertolt Brecht - Keinen Gedanken verschwendet an das Unänderbare!
435. Bertolt Brecht - Kinderhymne
436. Bertolt Brecht - Kinderkreuzzug (1)
437. Bertolt Brecht - Kinderkreuzzug (2)
438. Bertolt Brecht - Kinderlied
439. Bertolt Brecht - Kleine Epistel, einige Unstimmigkeiten entfernt berührend
440. Bertolt Brecht - Kleines Lied
441. Bertolt Brecht - Komm mit mir nach Georgia
442. Bertolt Brecht - Kuh beim Fressen
443. Bertolt Brecht - Larrys Ballade von der Mama Armee
444. Bertolt Brecht - Lasst eure Träume fahren, dass man mit euch
445. Bertolt Brecht - Laute
446. Bertolt Brecht - Legende vom toten Soldaten
447. Bertolt Brecht - Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration
448. Bertolt Brecht - Lehrer, lerne!
449. Bertolt Brecht - Lektüre ohne Unschuld
450. Bertolt Brecht - Letzte Hoffnung
451. Bertolt Brecht - Liebesgedicht
452. Bertolt Brecht - Liebeslied aus einer schlechten Zeit
453. Bertolt Brecht - Lied am schwarzen Samstag in der elften Stunde der Nacht vor Ostern
454. Bertolt Brecht - Lied an Herrn M.
455. Bertolt Brecht - Lied der drei Soldaten

456. Bertolt Brecht - Lied der Galgenvögel
457. Bertolt Brecht - Lied der Kriegerwitwe
458. Bertolt Brecht - Lied der Lyriker
459. Bertolt Brecht - Lied der müden Empörer
460. Bertolt Brecht - Lied der Schwestern
461. Bertolt Brecht - Lied der verderbten Unschuld beim Wäschefalten
462. Bertolt Brecht - Lied einer Familie aus der Savannah
463. Bertolt Brecht - Lied eines Mannes in San Francisco
464. Bertolt Brecht - Lied vom Glück
465. Bertolt Brecht - Lied von den Seligen
466. Bertolt Brecht - Lied von meiner Mutter
467. Bertolt Brecht - Lied
468. Bertolt Brecht - Liedchen aus alter Zeit
469. Bertolt Brecht - Liturgie vom Hauch
470. Bertolt Brecht - Lob der Dialektik
471. Bertolt Brecht - Lob des Dolchstoßes
472. Bertolt Brecht - Lob des Kommunismus
473. Bertolt Brecht - Lob des Lernens
474. Bertolt Brecht - Mahagonnygesang Nr. 1
475. Bertolt Brecht - Mahagonnygesang Nr. 3
476. Bertolt Brecht - Mahagonnygesang Nr. 4
477. Bertolt Brecht - Mailied
478. Bertolt Brecht - Man sollte nicht zu kritisch sein
479. Bertolt Brecht - Maria
480. Bertolt Brecht - März
481. Bertolt Brecht - Matinee in Dresden
482. Bertolt Brecht - Mein Bruder war ein Flieger
483. Bertolt Brecht - Meiner Mutter
484. Bertolt Brecht - Meines Bruders Tod
485. Bertolt Brecht - Merkwürdig
486. Bertolt Brecht - Moderne Legende
487. Bertolt Brecht - Morgendliche Rede an den Baum Griehn
488. Bertolt Brecht - Morgens und abends zu lesen
489. Bertolt Brecht - Motto der ›Svendborger Gedichte‹
490. Bertolt Brecht - Mutter Beimlen
491. Bertolt Brecht - Mütter Vermisster
492. Bertolt Brecht - Nachdenkend über die Hölle
493. Bertolt Brecht - Nicht, dass ich nicht immer
494. Bertolt Brecht - Niemals ist das Unvermeidbare unrecht
495. Bertolt Brecht - Nordlandsage
496. Bertolt Brecht - O Falladah, die du hangest
497. Bertolt Brecht - Oft in der Nacht träume ich, ich kann
498. Bertolt Brecht - Oh, ihr Zeiten meiner Jugend
499. Bertolt Brecht - Orges Antwort, als ihm ein geseifter Strick geschickt wurde
500. Bertolt Brecht - Orges Gesang
501. Bertolt Brecht - Orges Wunschliste
502. Bertolt Brecht - Paragraf 1
503. Bertolt Brecht - Paragraf 111
504. Bertolt Brecht - Paragraf 115
505. Bertolt Brecht - Plärrerlied
506. Bertolt Brecht - Politische Betrachtungen

507. Bertolt Brecht - Prometheus
508. Bertolt Brecht - Prototyp eines Bösen
509. Bertolt Brecht - Psalm im Frühjahr
510. Bertolt Brecht - Psalm
511. Bertolt Brecht - Rat an die Schauspielerin C. N.
512. Bertolt Brecht - Reden Sie nichts von Gefahr!
513. Bertolt Brecht - Romantik
514. Bertolt Brecht - Rudern, Gespräche
515. Bertolt Brecht - Ruhig sitz ich bei den Wassern wieder
516. Bertolt Brecht - Rutsch mal drei Meter vor . . .
517. Bertolt Brecht - Sang der Maschinen
518. Bertolt Brecht - Schlechte Zeit für Lyrik
519. Bertolt Brecht - Sein Ende
520. Bertolt Brecht - Sentimentale Erinnerungen vor einer Inschrift
521. Bertolt Brecht - Sentimentales Lied Nr. 78
522. Bertolt Brecht - Serenade
523. Bertolt Brecht - Sie sagt, sie ist die treuste Frau der Welt
524. Bertolt Brecht - Singende Steyrwägen
525. Bertolt Brecht - Sintflut
526. Bertolt Brecht - Soldatengrab
527. Bertolt Brecht - Solidaritätslied
528. Bertolt Brecht - Sonett für Trinker
529. Bertolt Brecht - Sonett Nr. 1
530. Bertolt Brecht - Sonett Nr. 2 (Von Vorbildern)
531. Bertolt Brecht - Sonett Nr. 9 (Über die Notwendigkeit der Schminke)
532. Bertolt Brecht - Sonett Nr. 12 (Vom Liebhaber)
533. Bertolt Brecht - Sonett über das Böse
534. Bertolt Brecht - Sonett über schlechtes Leben
535. Bertolt Brecht - Sonett vom Sieger
536. Bertolt Brecht - Sonett zur Neuausgabe des François Villon
537. Bertolt Brecht - Sonett
538. Bertolt Brecht - Song des Krans Milchsack IV
539. Bertolt Brecht - Song zur Beruhigung mehrerer Männer
540. Bertolt Brecht - Sorgfältig prüf ich
541. Bertolt Brecht - Sportlied
542. Bertolt Brecht - Sprüche
543. Bertolt Brecht - Tagesanbruch
544. Bertolt Brecht - Tahiti
545. Bertolt Brecht - Tannen
546. Bertolt Brecht - Tarpeja
547. Bertolt Brecht - Teils der Gewohnheit meinesgleichen folgend
548. Bertolt Brecht - Über das Frühjahr
549. Bertolt Brecht - Über das Lehren ohne Schüler
550. Bertolt Brecht - Über den Einzug der Menschheit in die großen Städte zu Beginn des dritten Jahrtausends
551. Bertolt Brecht - Über den Ohm
552. Bertolt Brecht - Über den richtigen Genuss von Spirituosen
553. Bertolt Brecht - Über den Schnapsgenuss
554. Bertolt Brecht - Über Deutschland
555. Bertolt Brecht - Über die Anstrengung
556. Bertolt Brecht - Über die Städte (1)

557. Bertolt Brecht - Über die Städte (2)
558. Bertolt Brecht - Über induktive Liebe
559. Bertolt Brecht - Über Kleists Stück »Der Prinz von Homburg«
560. Bertolt Brecht - Um das Leben zu schätzen
561. Bertolt Brecht - Unbezahlbar ist
562. Bertolt Brecht - Und immer wieder gab es Abendröte
563. Bertolt Brecht - Und wenn wir's überlegen
564. Bertolt Brecht - Unsere Erde zerfällt
565. Bertolt Brecht - Unsere Feinde sagen
566. Bertolt Brecht - Vergnügungen
567. Bertolt Brecht - Verhalten in der Fremde
568. Bertolt Brecht - Verjagt mit gutem Grund
569. Bertolt Brecht - Verlangt nicht zuviel Klugheit
570. Bertolt Brecht - Verlust eines wertvollen Menschen
571. Bertolt Brecht - Verwisch die Spuren
572. Bertolt Brecht - Vier Aufforderungen an einen Mann von verschiedener Seite zu verschiedenen Zeiten
573. Bertolt Brecht - Vision in Weiß
574. Bertolt Brecht - Vom armen B. B.
575. Bertolt Brecht - Vom Brot und den Kindlein
576. Bertolt Brecht - Vom ertrunkenen Mädchen
577. Bertolt Brecht - Vom François Villon
578. Bertolt Brecht - Vom fünften Rad
579. Bertolt Brecht - Vom Kind, das sich nicht waschen wollte
580. Bertolt Brecht - Vom Klettern in Bäumen
581. Bertolt Brecht - Vom kriegerischen Lehrer
582. Bertolt Brecht - Vom Mitmensch
583. Bertolt Brecht - Vom Schiffschaukeln
584. Bertolt Brecht - Vom schlechten Gebiss
585. Bertolt Brecht - Vom Schwimmen in Seen und Flüssen
586. Bertolt Brecht - Vom Sprengen des Gartens
587. Bertolt Brecht - Von dem Gras und Pfefferminzkraut
588. Bertolt Brecht - Von den großen Männern
589. Bertolt Brecht - Von den Resten älterer Zeiten
590. Bertolt Brecht - Von den Sündern in der Hölle
591. Bertolt Brecht - Von den verführten Mädchen
592. Bertolt Brecht - Von der Freundlichkeit der Welt
593. Bertolt Brecht - Von der Kindesmörderin Marie Farrar
594. Bertolt Brecht - Von der Willfährigkeit der Natur
595. Bertolt Brecht - Von des Cortez Leuten
596. Bertolt Brecht - Von He
597. Bertolt Brecht - Von seiner Sterblichkeit
598. Bertolt Brecht - Vor Jahren in meiner verflossenen Arche
599. Bertolt Brecht - Vorbildliche Bekehrung eines Branntweinhändlers
600. Bertolt Brecht - Wahrnehmung
601. Bertolt Brecht - Warum esse ich Brot, das zu teuer ist
602. Bertolt Brecht - Warum soll mein Name genannt werden
603. Bertolt Brecht - Was ein Kind gesagt bekommt
604. Bertolt Brecht - Was erwartet man noch von mir
605. Bertolt Brecht - Was nützt die Güte
606. Bertolt Brecht - Wechsel der Dinge

607. Bertolt Brecht - Weihnachtslegende
608. Bertolt Brecht - Wenig würde genügen
609. Bertolt Brecht - Wenn ich auf den zauberischen Karussellen
610. Bertolt Brecht - Wer im guten Glück
611. Bertolt Brecht - Wer keine Hilfe weiß
612. Bertolt Brecht - Wer sich wehrt
613. Bertolt Brecht - Wie ich genau weiß
614. Bertolt Brecht - Wiegenlied
615. Bertolt Brecht - Wiegenlieder
616. Bertolt Brecht - Wir haben einen Fehler begangen
617. Bertolt Brecht - Wohin zieht ihr
618. Bertolt Brecht - Zehr und Patschek-Eine Moritat
619. Bertolt Brecht - Zeit meines Reichtums
620. Bertolt Brecht - Zitat
621. Bertolt Brecht - Zum Freitod des Flüchtlings W. B.
622. Bettina von Arnim - Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
623. Björn Kuhligk - Aus dem Unterricht
624. Björn Kuhligk - Der schöne 38. September
625. Boris Pasternak (Борис Пастернак) - Gleisdreieck (d+r)
626. Börries Freiherr von Münchhausen - Ballade vom Brennesselbusch
627. Brigitte Struzyk - Durchbruch
628. Brigitte Struzyk - Lieber
629. Bruno Horst Bull - DR MalR
630. Bruno Horst Bull - Ein schlechter Schüler
631. Burggraf von Rietenburg - Sît si wil, daz ich von ir scheide
632. Catull - Meine Geliebte sagt
633. Catull - Odi et amo
634. Charlotte Stéphanie Ziemer - Verrucht
635. Christa Reinig - Am Geländer
636. Christa Reinig - Der Henker
637. Christa Reinig - Die Prüfung des Lächlers
638. Christa Reinig - Endlich
639. Christa Reinig - Signale aus dem Raum
640. Christa Reinig - Vor der Abfahrt
641. Christa Wißkirchen - Die Menschen!
642. Christian Geissler - es ist ein pfahl in meinem fleisch
643. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau - Auff den mund
644. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau - Die Welt
645. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau - Verliebte Aue
646. Christian Hölmann - Ich liebe, du liebest, er liebet das lieben
647. Christian Morgenstern - Das Böhmische Dorf
648. Christian Morgenstern - Das Fest des Wüstlings
649. Christian Morgenstern - Das Grammophon
650. Christian Morgenstern - Das Huhn
651. Christian Morgenstern - Das Knie
652. Christian Morgenstern - Das Mondschaf
653. Christian Morgenstern - Das Nasobēm
654. Christian Morgenstern - Der Flügelflagel
655. Christian Morgenstern - Der Gingganz
656. Christian Morgenstern - Der Lattenzaun
657. Christian Morgenstern - Der Papagei

658. Christian Morgenstern - Der Rabe Ralf
659. Christian Morgenstern - Der Schnupfen
660. Christian Morgenstern - Der Werwolf
661. Christian Morgenstern - Die beiden Esel
662. Christian Morgenstern - Die drei Spatzen
663. Christian Morgenstern - Die Trichter
664. Christian Morgenstern - Die Unterhose
665. Christian Morgenstern - Herr Meier hält sich für das Maß der Welt
666. Christian Morgenstern - Nach Norden
667. Christian Morgenstern - Schauder
668. Christian Morgenstern - Täuschung
669. Christian Morgenstern - Unter Zeiten
670. Christian Morgenstern - Vice Versa
671. Christian Morgenstern - Wenn es Winter wird
672. Christian Morgenstern - Wer denn
673. Christian Saalberg - Genesis
674. Christian Uetz - Ich verstehe, dass das zu dringliche Verstehen zudringlich ist
675. Christian Wagner - Im Tannwald
676. Christian Wagner - Spätes Erwachen
677. Christian Wagner - Wochenkalender
678. Christiane Knauf, Frederik Vahle - Der alte Esel
679. Christine Busta - Legende
680. Christine Busta - Neunzehnhundertfünfundvierzig
681. Christine Lavant - Es riecht nach Weltenuntergang
682. Christine Lavant - Ich lerne das A und O
683. Christine Lavant - Jede Stelle der Erde
684. Christine Lavant - Wer hat solche Ängste ...
685. Christine Lavant - Wer wird mir hungern helfen
686. Christine Lavant - Wieder brach er bei dem Nachbar ein
687. Christine Nöstlinger - Frühling
688. Christine Nöstlinger - Kleines Mutmachergedicht
689. Christine Nöstlinger - Lieber Gott im Himmel
690. Christine Nöstlinger - Rechenaufgabe unter Tränen
691. Christine Thiemt - The Walking Tree
692. Christoph Meckel - Geschichte
693. Christoph Meckel - Nacht
694. Christoph Meckel - Uferstraße
695. Christoph Meckel - Welcher Witz, sich im Rohstoff zu bewegen
696. Christoph Schwarz - be, B
697. Chritian Enzensberger - Der Zipferlake (Jabberwocky)
698. Claire Goll - Verwünschung
699. Claire Goll - Zehn Jahre schon
700. Claus Bremer - Der Fisch fliegt steil
701. Clemens Brentano - Abendständchen
702. Clemens Brentano - Der Spinnerin Nachtlied
703. Clemens Brentano - Die Erde war gestorben
704. Clemens Brentano - Hörst du, wie die Brunnen rauschen
705. Clemens Brentano - Im Namen Jesu
706. Clemens Brentano - O kühler Wald
707. Clemens Brentano - Schwalbenwitz
708. Clemens Brentano - Wiegenlied

709. Clemens Brentano - Zu Bacharach am Rheine
710. Clemens Eich - Ten years after
711. Conrad Ferdinand Meyer - Am Himmelstor
712. Conrad Ferdinand Meyer - Auf dem Canale Grande
713. Conrad Ferdinand Meyer - Der römische Brunnen
714. Conrad Ferdinand Meyer - Der schöne Tag
715. Conrad Ferdinand Meyer - Die Füße im Feuer
716. Conrad Ferdinand Meyer - Eingelegte Ruder
717. Conrad Ferdinand Meyer - Jetzt rede du!
718. Conrad Ferdinand Meyer - Napoleon im Kreml
719. Conrad Ferdinand Meyer - Tarpeja
720. Conrad Ferdinand Meyer - Zwei Segel
721. Dagmar Leupold - Unterm Strich
722. Daniel Czepko von Reigersfeld - Fragment
723. Daniel Falb - aufforderung zur erotik auf dem finanzplatz
724. Daniel Falb - leichte bewaffnung
725. Daniel Falb - umgeworfene BMWs
726. David Friedrich Strauß - Wer weiß zu leben
727. Der von Kürenberg - Ich hielt mir einen Falken
728. Detlev Meyer - Das fragwürdige Gedicht
729. Detlev von Liliencron - In einer großen Stadt
730. Detlev von Liliencron - Pidder Lüng
731. Dieter Brinkmann - Gedichte schreiben
732. Dieter Leisegang - Einsam und allein
733. Dieter Roth - Aus des Kopfes Haus
734. Dieter Roth - Da oben
735. Dieter Roth - Das Leben
736. Dieter Roth - Wer manchmal in der Ecke sitzt
737. Dieter Wellershoff - Ich wachte auf …
738. Dirk von Petersdorff - A 7, Kasseler Berge
739. Dirk von Petersdorff - Am Grund der Diskurse
740. Dirk von Petersdorff - Die Füße des Vaters
741. Dirk von Petersdorff - Flippern
742. Dirk von Petersdorff - Nach der Liebe
743. Doris Runge - ikarus
744. Doris Runge - in deutschland ist winter
745. Dorothea Grünzweig - Die Vaterliebe nicht gekannt
746. Dorothea Grünzweig - Schnürgaumen
747. Dorothea Tieck - Vergleich ich Dich dem Tag im holden Lenze
748. Durs Grünbein - 12-11-89
749. Durs Grünbein - Den teuren Toten
750. Durs Grünbein - Ein Toter saß an dreizehn Wochen
751. Durs Grünbein - Eine Regung
752. Durs Grünbein - Epitaphe
753. Durs Grünbein - Grundlos, wie Leben entsteht
754. Dylan Thomas - And death shall have no dominion
755. Edgar Allen Poe - Annabel Lee
756. Eduard Mörike - Das verlassene Mägdlein
757. Eduard Mörike - Der Feuerreiter
758. Eduard Mörike - Ein Stündlein wohl vor Tag
759. Eduard Mörike - Er ist's

760. Eduard Mörike - Frage und Antwort
761. Eduard Mörike - Gebet
762. Eduard Mörike - Gesang Weylas
763. Eduard Mörike - Heimweh
764. Eduard Mörike - In der Frühe
765. Eduard Mörike - Kinderlied für Agnes Hartlaub
766. Eduard Mörike - Leben und Tod
767. Eduard Mörike - Lebewohl
768. Eduard Mörike - Restauration
769. Eduard Mörike - Schön-Rohtraut
770. Eduard Mörike - Selbstgeständnis
771. Eduard Mörike - Septembermorgen
772. Eduard Mörike - Um Mitternacht
773. Eduard Mörike - Verborgenheit
774. Edward Lear - The Owl and the Pussy-Cat
775. Elfriede Czurda - ich fürchte nichts mehr als mich
776. Elisabeth Borchers - Die Requisiten meiner Kindheit
777. Elisabeth Borchers - EIN VOGEL, DER ÜBERS WASSER RENNT
778. Elisabeth Borchers - Einfache Dinge
779. Elisabeth Borchers - Ich erzähle dir
780. Elisabeth Borchers - Kaleidoskop
781. Elisabeth Borchers - Vom Eindringen des Imperfekts in die Grammatik des heutigen Tages
782. Elisabeth Borchers - Was alles braucht’s zum Paradies
783. Elisabeth Borchers - Wohnungen
784. Elisabeth Borchers - Zukünftiges
785. Elisabeth Langgässer - Die traurige Frau in der Untergrundbahn
786. Elke Erb - Grundsätzlich
787. Elke Erb - Hitlerjugend-Anekdote
788. Elke Erb - Perspektive im Februar
789. Elke Erb - Was über mich erzählt wird
790. Else Lasker-Schüler - Abschied
791. Else Lasker-Schüler - Ein alter Tibetteppich
792. Else Lasker-Schüler - Ein Liebeslied
793. Else Lasker-Schüler - Frühling
794. Else Lasker-Schüler - Gebet
795. Else Lasker-Schüler - Man muss so müde sein …
796. Else Lasker-Schüler - Mein blaues Klavier
797. Else Lasker-Schüler - Mein Tanzlied
798. Else Lasker-Schüler - Meine Mutter
799. Else Lasker-Schüler - Schwarze Sterne
800. Else Lasker-Schüler - Siehst du mich
801. Else Lasker-Schüler - So lange ist es her...
802. Else Lasker-Schüler - Weltende
803. Emanuel Geibel - Deutschlands Beruf
804. Emanuel Geibel - Hoffnung
805. Emily Dickinson - To make a prairie
806. Emmanuel Schikaneder - Aus der 'Zauberflöte'
807. Emmy Hennings - Die vielleicht letzte Flucht
808. Emmy Hennings - Mädchen am Kai
809. Emmy Hennings - Tänzerin
810. Emmy Hennings - Traum

811. Erich Arendt - Elegie
812. Erich Arendt - Toter Neger
813. Erich Fried - Die Maßnahmen
814. Erich Fried - Erhaltung der Materie
815. Erich Fried - Männerlied
816. Erich Fried - Markttag
817. Erich Fried - Ohne Deutung
818. Erich Fried - Spruch
819. Erich Fried - Verstandsaufnahme
820. Erich Fried - Was es ist
821. Erich Fried - Weihnachtslied
822. Erich Fried - Zwiefache poetische Sendung
823. Erich Kästner - Besagter Lenz ist da
824. Erich Kästner - Das Eisenbahngleichnis
825. Erich Kästner - Das Gebet keiner Jungfrau
826. Erich Kästner - Der April
827. Erich Kästner - Der August
828. Erich Kästner - Der Dezember
829. Erich Kästner - Der Dreizehnte Monat
830. Erich Kästner - Der Februar
831. Erich Kästner - Der Januar
832. Erich Kästner - Der Juli
833. Erich Kästner - Der Juni
834. Erich Kästner - Der Mai
835. Erich Kästner - Der März
836. Erich Kästner - Der November
837. Erich Kästner - Der Oktober
838. Erich Kästner - Der September
839. Erich Kästner - Die Entwicklung der Menschheit
840. Erich Kästner - Eine Animierdame stößt Bescheid
841. Erich Kästner - Herr im Herbst
842. Erich Kästner - Höhere Töchter im Gespräch
843. Erich Kästner - Jardin du Luxembourg
844. Erich Kästner - Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühn
845. Erich Kästner - Monolog des Blinden
846. Erich Kästner - Nachtgesang des Kammervirtuosen
847. Erich Kästner - Ragoût fin de siècle
848. Erich Kästner - Sachliche Romanze
849. Erich Kästner - Trostlied im Konjunktiv
850. Erich Kästner - Weihnachten
851. Erich Mühsam - Ach ihr Seelendreher
852. Erich Mühsam - Adelgunde
853. Erich Mühsam - Altonaische Romanzen
854. Erich Mühsam - Amanda
855. Erich Mühsam - An dem kleinen Himmel meiner Liebe
856. Erich Mühsam - An die Soldaten
857. Erich Mühsam - Aufforderung zum Tanz
858. Erich Mühsam - August Hagemeister
859. Erich Mühsam - Barbaren
860. Erich Mühsam - Bauchweh
861. Erich Mühsam - Bonzenblues

862. Erich Mühsam - Bürgers Alpdruck
863. Erich Mühsam - Curt Siegfried
864. Erich Mühsam - Dämmerung
865. Erich Mühsam - Das kleine Mädchen
866. Erich Mühsam - Das Nichts
867. Erich Mühsam - Das sind die Nächte die mir Furcht erregen
868. Erich Mühsam - Das Trinklied
869. Erich Mühsam - Das Volk der Denker
870. Erich Mühsam - Das Wasserrohr
871. Erich Mühsam - Der Anarchisterich
872. Erich Mühsam - Der Bahnhof
873. Erich Mühsam - Der Gefangene
874. Erich Mühsam - Der Gesang der Vegetarier. Ein alkoholfreies Trinklied
875. Erich Mühsam - Der Glockenturm
876. Erich Mühsam - Der Mahner
877. Erich Mühsam - Der Revoluzzer
878. Erich Mühsam - Der Schornstein
879. Erich Mühsam - Der Torbogen
880. Erich Mühsam - Der tote Kater
881. Erich Mühsam - Der Tote
882. Erich Mühsam - Dichter und Kämpfer
883. Erich Mühsam - Die Demokraten
884. Erich Mühsam - Die drei Gesellen
885. Erich Mühsam - Die Kirchenuhr schlägt Mitternacht
886. Erich Mühsam - Die Pfeife
887. Erich Mühsam - Die Pflicht
888. Erich Mühsam - Die Ratte
889. Erich Mühsam - Die Revolution
890. Erich Mühsam - Die uns scheiden miss nicht die Meilen
891. Erich Mühsam - Disput
892. Erich Mühsam - Du gingst mit mir
893. Erich Mühsam - Du hast mich fortgeschickt
894. Erich Mühsam - Dumpf sengt die Mittagssommersonnenglut
895. Erich Mühsam - Einzelhaft
896. Erich Mühsam - Elegie im Kriege
897. Erich Mühsam - Entlarvung
898. Erich Mühsam - Epigramm
899. Erich Mühsam - Erwachen
900. Erich Mühsam - Erziehung
901. Erich Mühsam - Es stand ein Mann am Siegestor
902. Erich Mühsam - Ewige Wiederkunft
903. Erich Mühsam - Ewiges Diesseits
904. Erich Mühsam - Fanal
905. Erich Mühsam - Folg mir in mein Domizil
906. Erich Mühsam - Francesco Ferrer
907. Erich Mühsam - Frank Wedekind
908. Erich Mühsam - Freiheit in Ketten
909. Erich Mühsam - Frühlingserwachen
910. Erich Mühsam - Füllet Wein in goldne Schalen
911. Erich Mühsam - Gebrauchsanweisung für Literarhistoriker
912. Erich Mühsam - Gebt mir Schnaps

913. Erich Mühsam - Gefängnis
914. Erich Mühsam - Gesang der Arbeiter
915. Erich Mühsam - Gesang der Intellektuellen
916. Erich Mühsam - Gesang der jungen Anarchisten
917. Erich Mühsam - Geschonte Kraft
918. Erich Mühsam - Gesichte
919. Erich Mühsam - Golgatha
920. Erich Mühsam - Gustav Landauer
921. Erich Mühsam - Heilige Nacht
922. Erich Mühsam - Heimat
923. Erich Mühsam - Heimweg
924. Erich Mühsam - Herbstmorgen im Kerker
925. Erich Mühsam - Herz in Not
926. Erich Mühsam - Hinter den Häusern heult ein Hund
927. Erich Mühsam - Hungersnot
928. Erich Mühsam - Hybris
929. Erich Mühsam - Ich bin ein Pilger
930. Erich Mühsam - Ich lade euch zum Requiem
931. Erich Mühsam - Ich möchte Gott sein
932. Erich Mühsam - Ich möchte wieder vom Glücke gesunden
933. Erich Mühsam - Ich weiß von allem Leid
934. Erich Mühsam - Ich wollt das Lied des Herzens nicht verschweigen
935. Erich Mühsam - Ich zog einmal ein liebes Kind
936. Erich Mühsam - Im Bruch
937. Erich Mühsam - Immer noch die dürftigen Nöte
938. Erich Mühsam - In der Zelle
939. Erich Mühsam - Jeden Abend werfe ich
940. Erich Mühsam - Jetzt ist es Zeit
941. Erich Mühsam - Kain
942. Erich Mühsam - Kalender (1913)
943. Erich Mühsam - Kampfruf
944. Erich Mühsam - Karl Liebknecht - Rosa Luxemburg
945. Erich Mühsam - Kein Himmel hilft
946. Erich Mühsam - Klage
947. Erich Mühsam - Kleiner Roman
948. Erich Mühsam - Kracht der Topf in Scherben (LK)
949. Erich Mühsam - Kracht der Topf in Scherben
950. Erich Mühsam - Kriegslied
951. Erich Mühsam - Lebensregel
952. Erich Mühsam - Lenin
953. Erich Mühsam - Lerchen schmettern mir den Morgengruß
954. Erich Mühsam - Liebesweisheit
955. Erich Mühsam - Lied der Jungen
956. Erich Mühsam - Lumpenlied
957. Erich Mühsam - Mädchen mit den krummen Beinen
958. Erich Mühsam - Mahnung der Gefallenen
959. Erich Mühsam - Marschlied der Zwölfjährigen
960. Erich Mühsam - März
961. Erich Mühsam - Mein Gefängnis
962. Erich Mühsam - Mein Gemüt brennt heiß wie Kohle
963. Erich Mühsam - Meine Seele ist so fremd

964. Erich Mühsam - Meta und der Finkenschafter
965. Erich Mühsam - Moses
966. Erich Mühsam - Motto
967. Erich Mühsam - Nach all den Nächten die voll Sternen hingen
968. Erich Mühsam - Nacht im Schwarzwald
969. Erich Mühsam - Noch geb ich nicht den Sieg verloren
970. Erich Mühsam - Nun flammt das Feuer auf
971. Erich Mühsam - O Mitmensch willst du sicher sein
972. Erich Mühsam - Obwohl du Margot heißt, muss ich dich preisen…
973. Erich Mühsam - Ode zum Jahreswechsel 1916-17
974. Erich Mühsam - Optimistischer Sechszeiler
975. Erich Mühsam - Peter Kropotkin
976. Erich Mühsam - Poeta Laureatus. Lied des Leiermanns
977. Erich Mühsam - Predigt
978. Erich Mühsam - Produktion
979. Erich Mühsam - Rebellenlied
980. Erich Mühsam - Rechtfertigung
981. Erich Mühsam - Rendezvous
982. Erich Mühsam - Ruf aus der Not
983. Erich Mühsam - Sacco und Vanzetti I
984. Erich Mühsam - Sacco und Vanzetti II
985. Erich Mühsam - Schüttelreime
986. Erich Mühsam - Seenot
987. Erich Mühsam - Sei’s in Jahren sei’s schon morgen
988. Erich Mühsam - Seppl Wittmann
989. Erich Mühsam - Soldatenlied
990. Erich Mühsam - Spiel nur lustiger Musikante
991. Erich Mühsam - Streit und Kampf
992. Erich Mühsam - Testament
993. Erich Mühsam - Tolstois Tod
994. Erich Mühsam - Troststpruch
995. Erich Mühsam - Trutzlied
996. Erich Mühsam - Überschwemmung
997. Erich Mühsam - Und wieder tritt das Leben mir
998. Erich Mühsam - Vampir Erde
999. Erich Mühsam - Verhüllt der Himmel und die Welt
1000. Erich Mühsam - Vermächtnis
1001. Erich Mühsam - Versnot
1002. Erich Mühsam - Verwirrt von dem Erlebnis dieser Tage
1003. Erich Mühsam - Vision
1004. Erich Mühsam - Vor der Vergeltung
1005. Erich Mühsam - Warum faltest du die Hände
1006. Erich Mühsam - Was ist der Mensch
1007. Erich Mühsam - Weihnachten
1008. Erich Mühsam - Weiter, weiter - unermüdlich
1009. Erich Mühsam - Weltwende
1010. Erich Mühsam - Wenn Gott mich so verstände
1011. Erich Mühsam - Wenn mich dereinst in fernen Ewigkeiten
1012. Erich Mühsam - Wiegenlied
1013. Erich Mühsam - Wollte nicht der Frühling kommen
1014. Erich Mühsam - Wunderglaube

1015. Erich Mühsam - Zuversicht
1016. Erich Weinert - Das Lied der Pflastersteine
1017. Erich Weinert - Gustav Kulke
1018. Erich Weinert - Heimlicher Aufmarsch
1019. Erich Weinert - Roter Wedding
1020. Erika Burkart - Dämmerung
1021. Erika Burkart - Im Gebirge
1022. Erika Burkart - Nachtstück
1023. Ernst Blass - Sommernacht
1024. Ernst Blass - Vormittag
1025. Ernst Freiherr von Feuchtersleben - Nach altdeutscher Weise
1026. Ernst Jandl - Alt-Wiener Futoper
1027. Ernst Jandl - an gott
1028. Ernst Jandl - BESSEMERBIRNEN
1029. Ernst Jandl - bibliothek
1030. Ernst Jandl - body-building
1031. Ernst Jandl - Calypso
1032. Ernst Jandl - das fanatische Orchester
1033. Ernst Jandl - das neue Stück
1034. Ernst Jandl - der mann von nebenan
1035. Ernst Jandl - der unerwünschte
1036. Ernst Jandl - der wahre vogel
1037. Ernst Jandl - die stimme
1038. Ernst Jandl - erst habe ich mich umgebracht
1039. Ernst Jandl - etüde in f
1040. Ernst Jandl - feilchen vür efa
1041. Ernst Jandl - fünfter sein
1042. Ernst Jandl - geistliches lied
1043. Ernst Jandl - kaltes gedicht
1044. Ernst Jandl - Kein Mund
1045. Ernst Jandl - kleines geriatrisches manifest
1046. Ernst Jandl - lass mich allein
1047. Ernst Jandl - lichtung
1048. Ernst Jandl - liegen, bei dir
1049. Ernst Jandl - loch
1050. Ernst Jandl - markierung einer Wende
1051. Ernst Jandl - mein vater und meine mutter
1052. Ernst Jandl - my own song
1053. Ernst Jandl - ottos mops
1054. Ernst Jandl - reihe
1055. Ernst Jandl - schtzngrmm
1056. Ernst Jandl - sie gruben nach dem sarg
1057. Ernst Jandl - sittich
1058. Ernst Jandl - sommerlied
1059. Ernst Jandl - suchen wissen
1060. Ernst Jandl - süße Stunden
1061. Ernst Jandl - the flag
1062. Ernst Jandl - vater komm erzähl vom krieg
1063. Ernst Jandl - von zeiten
1064. Ernst Jandl - wer sein kind liebt, der züchtigt es
1065. Ernst Jandl - zwei erscheinungen

1066. Ernst Meister - Es schlug einer
1067. Ernst Meister - Ich bin
1068. Ernst Meister - Ich will weitergehn
1069. Ernst Meister - Monolog der Menschen
1070. Ernst Moritz Arndt - Der Gott, der Eisen wachsen ließ (Vaterlandslied)
1071. Ernst Stadler - Abendschluss
1072. Ernst Stadler - Anrede
1073. Eugen Gomringer - avenidas
1074. Eugen Roth - Der Unentschlossene
1075. Eugen Roth - Märchen
1076. Eugen Roth - Mitmenschen
1077. Eugen Roth - Nur
1078. Eugen Roth - So und so
1079. Eugène Pottier - Die Internationale
1080. Evelyn Schlag - ohne dich würde ich weiter leben
1081. F. K. Waechter - Wenn der Malz und Hopfen ....
1082. F. W. Bernstein - Apokalypsen-Programm
1083. F. W. Bernstein - Wachtel Weltmacht
1084. F. W. Bernstein - Warnung an alle
1085. Faiz - Sprich denn frei ist deine Lippe noch
1086. Ferdinand Freiligrath - O lieb, solang du lieben kannst
1087. Ferdinand Freiligrath - Prinz Eugen, der edle Ritter
1088. Ferdinand Freiligrath - Trotz alledem!
1089. Ferdinand Freiligrath - Von unten auf
1090. Ferdinand Hardekopf - Sich beschäftigen
1091. Ferdinand Hardekopf - Signalement
1092. Ferdinand Hardekopf - Spät
1093. Ferdinand Hardekopf - Spleen
1094. Ferdinand Hardekopf - Zwiegespräch
1095. Florian Kalbeck - Heimat
1096. Florian Kalbeck - Herbst im fremden Land
1097. Florian Voß - Egoiste
1098. Francis Steegmuller - Le hibou et la poussiquette (The Owl and the Pussy-Cat)
1099. Frank Wedekind - Auf dem Faulbett
1100. Frank Wedekind - Brigitte B
1101. Frank Wedekind - Der Anarchist
1102. Frank Wedekind - Der Andere
1103. Frank Wedekind - Der Gefangene
1104. Frank Wedekind - Der Lehrer von Mezzodur
1105. Frank Wedekind - Der Tantenmörder
1106. Frank Wedekind - Herr von Günther
1107. Frank Wedekind - Ilse
1108. Frank Wedekind - Mein Käthchen
1109. Frank Wedekind - Mein Lieschen
1110. Frantz Wittkamp - Ich sorge mich um eine Fliege
1111. Franz Fühmann - Lob des Ungehorsams
1112. Franz Grillparzer - Kuss
1113. Franz Grillparzer - Licht und Schatten
1114. Franz Hessel - Hermine
1115. Franz Hodjak - 0 Uhr Gedicht
1116. Franz Hodjak - Morgengedicht

1117. Franz Hodjak - Violettes Lied
1118. Franz Hodjak - Was ich gerade brauch
1119. Franz Hohler - Kinderverse
1120. Franz Josef Czernin - 1. Langeweile - 5.9.1982
1121. Franz Josef Czernin - ja, ich bin fort zur zeit
1122. Franz Kafka - Und die Menschen gehn in Kleidern
1123. Franz Mon - abermals ahnte adams attrappe
1124. Franz Mon - lachst du
1125. Franz Mon - man muss was tun
1126. Franz Mon - war kopfhaut dran
1127. Franz Mon - wo - wenn es wo war
1128. Franz Mon - zwar war da
1129. Franz von Pocci - Das Krokodil
1130. Franz von Pocci - Der alte Gockelhahn
1131. Franz von Pocci - Die Pflaume
1132. Franz Werfel - Elternlied
1133. Franz Werfel - Fremde sind wir auf der Erde alle
1134. Franz Werfel - Ich bin ein erwachsener Mensch
1135. Franz Werfel - Traumstadt eines Emigranten
1136. Franz Xaver Kroetz - Beruf Kind
1137. Franz Xaver Kroetz - Loreley
1138. Fred Endrikat - Sprichwörter
1139. Friederike Mayröcker - Alpensprache Rohrmoos
1140. Friederike Mayröcker - auf 1 sterbendes Azaleenbäumchen in der Küche
1141. Friederike Mayröcker - Fotografie
1142. Friederike Mayröcker - Habe niemand wo ich liegen kann
1143. Friederike Mayröcker - Meine Mutter mit den offenen Armen
1144. Friederike Mayröcker - Proëm auf den Änderungsschneider Aslan Gültekin
1145. Friederike Mayröcker - Schwalben Prozession nämlich
1146. Friederike Mayröcker - was brauchst du
1147. Friederike Mayröcker - weiszhäutiger Sprechgesang, oder Szene Matisse
1148. Friederike Mayröcker - wenn ich davongegangen sein werde
1149. Friedrich Ani - Gewisse Zuversicht
1150. Friedrich Baron de la Motte Fouqué - Leben ist ein Hauch nur
1151. Friedrich Christian Delius - Abschied von Willy
1152. Friedrich Christian Delius - Ein Bankier auf der Flucht
1153. Friedrich Christian Delius - Hymne
1154. Friedrich Christian Delius - IMMER mehr Bettler
1155. Friedrich Dürrenmatt - Siriusbegleiter
1156. Friedrich Gottlieb Klopstock - Das Rosenband
1157. Friedrich Gottlieb Klopstock - Die frühen Gräber
1158. Friedrich Hebbel - Abendgefühl
1159. Friedrich Hebbel - An die Exakten
1160. Friedrich Hebbel - Dem Schmerz sein Recht
1161. Friedrich Hebbel - Der Heideknabe
1162. Friedrich Hebbel - Herbstbild
1163. Friedrich Hebbel - Ich und Du
1164. Friedrich Hebbel - Nachtlied
1165. Friedrich Hebbel - Sommerbild
1166. Friedrich Hebbel - Unsere Zeit
1167. Friedrich Hebbel - Venedig

1168. Friedrich Hölderlin - An die Deutschen
1169. Friedrich Hölderlin - An die Parzen
1170. Friedrich Hölderlin - Aussicht
1171. Friedrich Hölderlin - Das Angenehme dieser Welt
1172. Friedrich Hölderlin - Hälfte des Lebens
1173. Friedrich Hölderlin - Heidelberg
1174. Friedrich Hölderlin - Höhere Menschheit
1175. Friedrich Hölderlin - Hyperions Schicksalslied
1176. Friedrich Hölderlin - Lebenslauf
1177. Friedrich Hölderlin - Menschenbeifall
1178. Friedrich Hollaender - Abzählen
1179. Friedrich Hollaender - Currende
1180. Friedrich Hollaender - Das Jroschenlied
1181. Friedrich Hollaender - Das Mädchen mit den Schwefelhölzern
1182. Friedrich Hollaender - Das Nachtgespenst
1183. Friedrich Hollaender - Das Wunderkind
1184. Friedrich Hollaender - Die Hungerkünstlerin
1185. Friedrich Hollaender - Drei Wünsche
1186. Friedrich Hollaender - Ich bin die fesche Lola
1187. Friedrich Hollaender - Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt
1188. Friedrich Hollaender - Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre
1189. Friedrich Hollaender - In den Abendwind geflüstert
1190. Friedrich Hollaender - Jeheimnis der Blumen
1191. Friedrich Hollaender - Kindertragödie
1192. Friedrich Hollaender - Mit einer scheußlichen Puppe
1193. Friedrich Hollaender - Nachtgebet
1194. Friedrich Hollaender - Oh, Mond
1195. Friedrich Hollaender - Peter
1196. Friedrich Hollaender - Stroganoff
1197. Friedrich Hollaender - Und ick baumle mit de Beene
1198. Friedrich Hollaender - Wenn ick mal tot bin
1199. Friedrich Hollaender - Wiegenlied an eine Mutter
1200. Friedrich Matthisson - An den Mond
1201. Friedrich Nietzsche - An der Brücke stand (Venedig)
1202. Friedrich Nietzsche - Das trunkene Lied
1203. Friedrich Nietzsche - Ecce homo
1204. Friedrich Nietzsche - Nach neuen Meeren
1205. Friedrich Nietzsche - Pinie und Blitz
1206. Friedrich Nietzsche - Sils-Maria
1207. Friedrich Nietzsche - Vereinsamt
1208. Friedrich Nietzsche - Zarathustras Rundgesang
1209. Friedrich Rückert - Auf Erden gehest du
1210. Friedrich Rückert - Barbarossa
1211. Friedrich Rückert - Ich bin der Welt abhanden gekommen
1212. Friedrich Rückert - Kehr ein bei mir
1213. Friedrich Rückert - Kindertotenlied
1214. Friedrich Rückert - Volkslied
1215. Friedrich Schiller - An die Freude
1216. Friedrich Schiller - Das Lied von der Glocke
1217. Friedrich Schiller - Das Mädchen aus der Fremde
1218. Friedrich Schiller - Der Handschuh

1219. Friedrich Schiller - Der Ring des Polykrates
1220. Friedrich Schiller - Die Bürgschaft
1221. Friedrich Schiller - Die Kraniche des Ibycus
1222. Friedrich Schiller - Hoffnung
1223. Friedrich Schiller - Nänie
1224. Friedrich Schiller - Punschlied
1225. Friedrich Schiller - Spruch des Confucius
1226. Friedrich Schiller - Was ist die Mehrheit
1227. Friedrich Schiller - Würde des Menschen
1228. Friedrich Schiller - Zwei Eimer sieht man ab und auf ...
1229. Friedrich Theodor Vischer - Anwendbar
1230. Friedrich Theodor Vischer - Eiertanz
1231. Friedrich Theodor Vischer - Empor nun, ganzes Auditorium
1232. Friedrich Theodor Vischer - Kritiker
1233. Friedrich Theodor Vischer - Lesart
1234. Friedrich Theodor Vischer - Zu spät
1235. Friedrich von Hausen - In mînem troume ich sach
1236. Friedrich von Logau - Abgedanckte Soldaten.
1237. Friedrich von Logau - Des Krieges Buchstaben
1238. Friedrich von Logau - Glauben
1239. Friedrich von Logau - Heutige Weltkunst
1240. Friedrich von Schlegel - Erotische Sonette
1241. Friedrich Wilhelm Güll - Um den Herd herum die Köchin springt
1242. Friedrich Wilhelm Wagner - Sommertag
1243. Fritz Graßhoff - Was ich getan
1244. Gabriele Eckart - Adieu Land
1245. Gabriele Wohmann - Gestern
1246. Gabriele Wohmann - Rasch lesen
1247. Georg Büchner - Mädel, was fangst du jetzt an
1248. Georg Büchner - Nacht
1249. Georg Büchner - O meine müden Füße ihr müsst tanzen
1250. Georg Friedrich Daumer - Der Verzweifelnde
1251. Georg Heym - Alle Landschaften haben...
1252. Georg Heym - Aus- Verfluchung der Städte
1253. Georg Heym - Berlin
1254. Georg Heym - Der Gott der Stadt
1255. Georg Heym - Der Himmel wird so schwarz
1256. Georg Heym - Der Krieg
1257. Georg Heym - Der Winter
1258. Georg Heym - Die Dämonen der Städte
1259. Georg Heym - Die Stadt der Qual
1260. Georg Heym - Die Stadt
1261. Georg Heym - Eifersucht
1262. Georg Heym - Letzte Wache
1263. Georg Heym - November
1264. Georg Heym - Umbra vitae
1265. Georg List - Auf die liederlichen Versverderber
1266. Georg Maurer - Geisterbahn
1267. Georg Maurer - Verspätete Antwort
1268. Georg Trakl - De Profundis
1269. Georg Trakl - Ein Winterabend

1270. Georg Trakl - Grodek
1271. Georg Trakl - Im Winter
1272. Georg Trakl - In den Nachmittag geflüstert
1273. Georg Trakl - In Venedig
1274. Georg Trakl - Rondell
1275. Georg Trakl - Ruh und Schweigen
1276. Georg Trakl - Sommer
1277. Georg Trakl - Verklärter Herbst
1278. Georg Trakl - Zu Abend mein Herz
1279. Georg von der Vring - Nie genug
1280. Georg von der Vring - Schwarz
1281. Georg Weerth - Das Hungerlied
1282. Georg Weerth - Der Eichenwald ist düster
1283. Georg Weerth - Die hundert Bergleute
1284. Georg Weerth - Es war ein armer Schneider
1285. Georg Weerth - Herüber zog eine schwarze Nacht
1286. Georg Weerth - Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf
1287. Gerald Zschorsch - Dies Deutschland ist ein Land
1288. Gerald Zschorsch - Zeugnis
1289. Gerd Forster - Der Wind, das himmlische Kind
1290. Gerhard Falkner - Ausziehen bis zum Umfallen
1291. Gerhard Falkner - Das Tote Meer
1292. Gerhard Falkner - die enthüllung des pfirsichs
1293. Gerhard Falkner - die roten Schuhe
1294. Gerhard Falkner - du schläfst und liegst
1295. Gerhard Falkner - schund
1296. Gerhard Falkner - silent rooms
1297. Gerhard Falkner - TRaumzeit, Koordinaten
1298. Gerhard Rühm - dornröschen
1299. Gerhard Rühm - geistliches lied für eine alternde frauenstimme
1300. Gerhard Rühm - hasen-ode
1301. Gerhard Rühm - ich beginne zu rasen
1302. Gerhard Rühm - ichiges fliessend
1303. Gerhard Rühm - liebeslied für lili
1304. Gerhard Rühm - lied
1305. Gerhard Rühm - rätsel
1306. Gerhard Rühm - sieht man mich noch
1307. Gerhard Rühm - so lang
1308. Gerhard Rühm - tisch und stuhl
1309. Gerhard Rühm - wegwerfgesellschaft
1310. Gerhard Rühm - Wolken
1311. Gerhard Sellin - Relativsätze
1312. Gertrud Kolmar - Die Tage
1313. Gertrud Kolmar - Trauerspiel
1314. Gertrud von Le Fort - Abschied der Ausgetriebenen
1315. Gina Ruck-Pauquet - Traumbescherung
1316. Giuseppe Ungarett - Mattina-Morgen
1317. Gottfried August Bürger - Lenore
1318. Gottfried August Bürger - Mittel gegen den Hochmut der Großen
1319. Gottfried Benn - Aber du
1320. Gottfried Benn - Astern

1321. Gottfried Benn - Bitte wo –
1322. Gottfried Benn - Der junge Hebbel
1323. Gottfried Benn - Drohung
1324. Gottfried Benn - Ein Wort
1325. Gottfried Benn - Es ist ein Garten, den ich manchmal sehe
1326. Gottfried Benn - Eure Etüden
1327. Gottfried Benn - Hör zu
1328. Gottfried Benn - Kommt -
1329. Gottfried Benn - Lebe wohl –
1330. Gottfried Benn - Leben - niederer Wahn
1331. Gottfried Benn - Letzter Frühling
1332. Gottfried Benn - Nur zwei Dinge
1333. Gottfried Benn - Schöne Jugend
1334. Gottfried Benn - Teils-teils
1335. Gottfried Benn - Valse d'automne
1336. Gottfried Benn - Was meinte Luther mit dem Apfelbaum
1337. Gottfried Benn - Was schlimm ist
1338. Gottfried Benn - Zwei Träume
1339. Gottfried Keiler - Winternacht
1340. Gottfried Keller - Abendlied
1341. Gottfried Keller - Am fließenden Wasser
1342. Gottfried Keller - Champagner
1343. Gottfried Keller - Die Zeit steht nicht
1344. Gottfried Keller - Im Schnee
1345. Gottfried Keller - Schein und Wirklichkeit
1346. Gottfried Keller - Seemärchen
1347. Gottfried Keller - Winternacht
1348. Gotthold Ephraim Lessing - An eine kleine Schöne
1349. Gotthold Ephraim Lessing - Die Liebe
1350. Gotthold Ephraim Lessing - Ich
1351. Gotthold Ephraim Lessing - Lied aus dem Spanischen
1352. Gottlieb Konrad Pfeffel - Der Exorzist
1353. Gottlieb Konrad Pfeffel - Fragment einer Kapuzinerpredigt
1354. Gregor Laschen - DIE Krüppelherde Mensch, den Leib
1355. Günter Bruno Fuchs - Berlin
1356. Günter Bruno Fuchs - Delirium
1357. Günter Bruno Fuchs - Der Rabe
1358. Günter Bruno Fuchs - Dies ist die erste Zeile
1359. Günter Bruno Fuchs - Fibel
1360. Günter Bruno Fuchs - Für ein Kind
1361. Günter Bruno Fuchs - Geschichtenerzählen
1362. Günter Bruno Fuchs - Gestern
1363. Günter Bruno Fuchs - Legitimation
1364. Günter Bruno Fuchs - Leiterwagen
1365. Günter Bruno Fuchs - Lied des Mannes im Straßenwagen
1366. Günter Bruno Fuchs - Untergang
1367. Günter Bruno Fuchs - Unterwegs
1368. Günter Bruno Fuchs - Villons Herberge
1369. Günter Bruno Fuchs - Zigeunertriptychon in memoriam - Links
1370. Günter Bruno Fuchs - Zu Unrecht vergessen
1371. Günter Eich - Betrachtet die Fingerspitzen

1372. Günter Eich - Briefstelle
1373. Günter Eich - En attendant
1374. Günter Eich - Ende eines Sommers
1375. Günter Eich - Hoffnungen
1376. Günter Eich - Huhu
1377. Günter Eich - Im verflossenen Herbst
1378. Günter Eich - Inventur
1379. Günter Eich - Timetable
1380. Günter Eich - Wo ich wohne
1381. Günter Eich - Zu spät für Bescheidenheit
1382. Günter Eich - Zuversicht
1383. Günter Grass - Gleisdreieck
1384. Günter Grass - Glück
1385. Günter Grass - Nächtliches Stadion
1386. Günter Grass - Prophetenkost
1387. Günter Herburger - Ehegedicht
1388. Günter Kunert - Achtzeiler
1389. Günter Kunert - Akt
1390. Günter Kunert - Am Styx
1391. Günter Kunert - Aus meinem Lesebuch
1392. Günter Kunert - Diagnose
1393. Günter Kunert - In Ketten
1394. Günter Kunert - Lied nach dem letzten Schuss
1395. Günter Kunert - Metaphysische Begegnung
1396. Günter Kunert - Über einige Davongekommene
1397. Günter Kunert - Zusammensetzspiel
1398. Guntram Vesper - Bericht
1399. Guntram Vesper - Landmeer
1400. Guntram Vesper - Tagebuch Anfang Februar
1401. Gustav Schwab - Das Gewitter
1402. Gustav Schwab - Der Reiter und der Bodensee
1403. h c. artman - MAN SÄGT
1404. h.c. artmann - backe, backe kuchen
1405. h.c. artmann - batman und robin
1406. h.c. artmann - daumenlanger hänsel
1407. h.c. artmann - deutschländisches volkslied
1408. h.c. artmann - ein männlein steht am schalter
1409. h.c. artmann - es tanzt ein mi ma monsterchen
1410. h.c. artmann - es war einmal ein mann
1411. h.c. artmann - ich bin die liebe mumie
1412. h.c. artmann - mescalin und morphium
1413. h.c. artmann - mit einem jahr ein kind
1414. h.c. artmann - wann im herd kein lustig feuer
1415. h.c. artmann - wenn im öflein s feuer kracht
1416. Hannelies Taschau - Objekt
1417. Hans Arnfrid Astel - Aus Leibeskräften
1418. Hans Arnfrid Astel - Kurzes Liebesgedicht
1419. Hans Arnfrid Astel - Zwischen den Stühlen
1420. Hans Arp - Gleich nach seiner Geburt
1421. Hans Arp - Herr Je das Nichts
1422. Hans Arp - Ich du er wir ihr sie

1423. Hans Arp - ins bodenlose
1424. Hans Arp - Opus Null (I)
1425. Hans Arp - Sankt Ziegenzack Sankt Fassanbass
1426. Hans Arp - Sekundenzeiger
1427. Hans Arp - wie dunkel ist das dunkel
1428. Hans Bender - Der Schulkamerad
1429. Hans Carossa - Der alte Brunnen
1430. Hans Kern - Gleisdreieck
1431. Hans Magnus Enzensberger - Abtrift
1432. Hans Magnus Enzensberger - An einen Ratsuchenden
1433. Hans Magnus Enzensberger - Der fliegende Robert
1434. Hans Magnus Enzensberger - Der Geist des Vaters
1435. Hans Magnus Enzensberger - Der Kauz und die Katze
1436. Hans Magnus Enzensberger - Der Untergang der Titanic
1437. Hans Magnus Enzensberger - Die vollkommene Leere
1438. Hans Magnus Enzensberger - Die Zerknirschung
1439. Hans Magnus Enzensberger - E. G. de la S. (1928—1967)
1440. Hans Magnus Enzensberger - Ein Lesebuch für die Oberstufe
1441. Hans Magnus Enzensberger - Ein schwarzer Tag
1442. Hans Magnus Enzensberger - Einführung in die Handelskorrespondenz
1443. Hans Magnus Enzensberger - Et ego
1444. Hans Magnus Enzensberger - Kleiner Abgesang auf die Mobilität
1445. Hans Magnus Enzensberger - Nänie auf den Apfel
1446. Hans Magnus Enzensberger - Nicht Zutreffendes streichen
1447. Hans Magnus Enzensberger - Optimistisches Liedchen
1448. Hans Magnus Enzensberger - Schade
1449. Hans Magnus Enzensberger - Sitzstreik
1450. Hans Magnus Enzensberger - Verlustanzeige
1451. Hans Magnus Enzensberger - War da was
1452. Hans Magnus Enzensberger - Zukunftsmusik
1453. Hans Peter Keller - Du oder ich oder wer
1454. Hans Sahl - Exil
1455. Hans Sahl - Strophen
1456. Hans Stempel & Martin Ripkens - Linkshänder
1457. Hans Thill - Die Mütze
1458. Hans-Ulrich Hirschfelder - Familienalbum
1459. Hans-Ulrich Treichel - Biographie
1460. Hans-Ulrich Treichel - Erinnerung
1461. Hans-Ulrich Treichel - Lebensmittel
1462. Hans-Ulrich Treichel - Moderne Zeiten
1463. Hans-Ulrich Treichel - Silver Tower
1464. Hans-Ulrich Treichel - Und wenn ich hinginge
1465. Harald Hartung - Blick in den Hof
1466. Harald Hartung - Ghasel
1467. Harald Hartung - Ich weiß noch-Mai 1945. Das Polizeiauto
1468. Harald Hartung - Kandis
1469. Harald Kruse - Anmeldung
1470. Heidi Patak - schon faul!
1471. Heidi Pataki - revirement
1472. Heidi Pataki - wien, zärtlich
1473. Heidi Pataki - wiener lebenslauf

1474. Heiner Müller - Rätsel
1475. Heiner Müller - Selbstkritik
1476. Heiner Müller - Traumwald
1477. Heinrich Heine - Belsazar
1478. Heinrich Heine - Das Fräulein stand am Meere
1479. Heinrich Heine - Das Lied von der Lorelei
1480. Heinrich Heine - Das Sklavenschiff
1481. Heinrich Heine - Der Asra
1482. Heinrich Heine - Der Brief den du geschrieben
1483. Heinrich Heine - Der Wechselbalg
1484. Heinrich Heine - Deutschland. Ein Wintermärchen - Im traurigen Monat November wars (Caput I)
1485. Heinrich Heine - Die Grenadiere
1486. Heinrich Heine - Die Jahre kommen und gehen
1487. Heinrich Heine - Die schlesischen Weber
1488. Heinrich Heine - Die Wallfahrt nach Kevlaar
1489. Heinrich Heine - Die Welt ist dumm
1490. Heinrich Heine - Donna Klara
1491. Heinrich Heine - Du bist wie eine Blume (1)
1492. Heinrich Heine - Du bist wie eine Blume (2)
1493. Heinrich Heine - Ein Fichtenbaum steht einsam
1494. Heinrich Heine - Ein Jüngling liebt ein Mädchen
1495. Heinrich Heine - Erwartung
1496. Heinrich Heine - Im wunderschönen Monat Mai
1497. Heinrich Heine - Leise zieht durch mein Gemüt
1498. Heinrich Heine - Lied des Gefangenen
1499. Heinrich Heine - Lied. Es war ein alter König
1500. Heinrich Heine - Mein Herz, mein Herz ist traurig
1501. Heinrich Heine - Mein Kind, wir waren Kinder
1502. Heinrich Heine - Melodie
1503. Heinrich Heine - Nachtgedanken
1504. Heinrich Heine - Sie liebten sich beide, doch keiner
1505. Heinrich Heine - Stoßseufzer
1506. Heinrich Heine - Vermächtnis
1507. Heinrich Heine - Weltlauf
1508. Heinrich Heine - Wenn ich, beseligt von schönen Küssen
1509. Heinrich Heine - Wir haben viel füreinander gefühlt
1510. Heinrich Heine - Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
1511. Heinrich Hoffmann von Fallersleben - Der Mond
1512. Heinrich Hoffmann von Fallersleben - Deutschlandlied
1513. Heinrich Hoffmann von Fallersleben - Schöner Frühling
1514. Heinrich von Kleist - Germania an ihre Kinder
1515. Heinrich von Kleist - Katharina von Frankreich
1516. Heinrich von Kleist - Kriegslied der Deutschen
1517. Heinrich von Kleist - Mädchenrätsel
1518. Heinrich von Morungen - Herrin, sieh doch auf mein Leid
1519. Heinrich von Veldeke - Die dâ wellen hœren mînen sanc
1520. Heinz Czechowsk - Ich bin, wo ich bin, und nichts...
1521. Heinz Czechowski - Der Winter
1522. Heinz Czechowski - MIT ALKOHOL ALLEINE
1523. Heinz Erhardt - Anhänglichkeit

1524. Heinz Erhardt - Das große Los
1525. Heinz Erhardt - Den Unverstandenen
1526. Heinz Erhardt - Der König Erl
1527. Heinz Erhardt - Die Made
1528. Heinz Erhardt - Die polyglotte Katze
1529. Heinz Erhardt - Fernsehen
1530. Heinz Erhardt - Kurz vor Schluss
1531. Heinz Erhardt - Löwenzahn
1532. Heinz Erhardt - Ostergedicht
1533. Heinz Erhardt - Rechtschreibung
1534. Heinz Erhardt - Urlaub im Urwald
1535. Heinz Piontek - Terra incognita-Gedichte
1536. Helga M. Novack - Solange noch Liebesbriefe eintreffen
1537. Helga M. Novak - der Tod steht bei uns am Fenster
1538. Helga M. Novak - gebrochenes Herz
1539. Helga M. Novak - Kein Zufall
1540. Helga M. Novak - keine Mutter nährte mich
1541. Helga M. Novak - Mir steht kein Gott zur Seite
1542. Helga M. Novak - Tanzlied
1543. Helga M. Novak - was für ein Wind
1544. Hellmuth Krüger - Die naturalistische Rakete
1545. Hellmuth Opitz - PSST! Es ist Herbst
1546. Hellmuth Opitz - Schöner scheitern
1547. Helme Heine - Der Hase mit der roten Nase
1548. Helmut Heißenbüttel - Bruchstück 4
1549. Helmut Heißenbüttel - Das Sagbare sagen
1550. Helmut Heißenbüttel - Heimweh
1551. Helmut Heißenbüttel - Spielregeln auf höchster Ebene
1552. Helmut Heißenbüttel - Trostsprüche (Auszug)
1553. Helmut Krausser - Heut ist wieder so ein Tag, nach dem ...
1554. Helmut Krausser - im auto deines vaters
1555. Helmut Krausser - wir mieteten ein zimmer
1556. Hendrik Jackson - Morgens
1557. Hendrik Rost - Auf Station
1558. Hendrik Rost - Defensive
1559. Hendrik Rost - Tauschbörse
1560. Henning Ahrens - Montag, du
1561. Henning Ahrens - Niemals
1562. Henning Ahrens - Spalt
1563. Henning Ziebritzki - Oben, im umgewandelten Postgebäude
1564. Herbert Achternbusch - Nichts tun
1565. Herbert Achternbusch - Olm von Laibach
1566. Herbert Keller - Unsre Heimat
1567. Herbert Rosendorfer - Der Gott, der Eisen wachsen ließ
1568. Hermann Allmers - Feldeinsamkeit
1569. Hermann Hesse - Armer Teufel am Morgen nach dem Maskenball
1570. Hermann Hesse - Der Mann von fünfzig Jahren
1571. Hermann Hesse - Es liegt die Welt in Scherben
1572. Hermann Hesse - Im Nebel
1573. Hermann Hesse - Leb wohl, Frau Welt
1574. Hermann Hesse - Stufen

1575. Hermann Hesse - Vergänglichkeit
1576. Hermann Hesse - Weil ich dich liebe
1577. Hermann Lingg - Das Krokodil
1578. Hermann von Gilm - Allerseelen
1579. Herta Müller - Der eine Nachbar starb
1580. Herta Müller - Dicker Mond schneidet Zitrone
1581. Herta Müller - Es gibt Tage
1582. Hertha Kräftner - Abends
1583. Hertha Kräftner - Betrunkene Nacht
1584. Hertha Kräftner - Die Eltern im Herbst
1585. Hilde Domin - Köln
1586. Hilde Domin - Linguistik
1587. Hilde Domin - Nacht
1588. Hilde Domin - Rückzug
1589. Hilde Domin - Schöner
1590. Hilde Domin - Spätsommer
1591. Hilde Domin - Traumwasser
1592. Hilde Domin - Wer es könnte
1593. Horst Bienek - Horst Bienek
1594. Horst Bienek - Klatsch am Sonntagmorgen
1595. Hugo Ball - An lichtgewobener Kette
1596. Hugo Ball - Cabaret
1597. Hugo Ball - Das Gespenst
1598. Hugo Ball - Der Büßer
1599. Hugo Ball - Der Dorfdadaist
1600. Hugo Ball - Der gefallene Cherub
1601. Hugo Ball - Der grüne König
1602. Hugo Ball - Der Henker
1603. Hugo Ball - Der Literat
1604. Hugo Ball - Der Pasquillant
1605. Hugo Ball - Der Schizophrene (1)
1606. Hugo Ball - Der Schizophrene (2)
1607. Hugo Ball - Die Erfindung
1608. Hugo Ball - Die Schlange Waga
1609. Hugo Ball - Die Sonne
1610. Hugo Ball - Ein und kein Frühlingsgedicht
1611. Hugo Ball - Einer Verdammten
1612. Hugo Ball - Epitaph
1613. Hugo Ball - Gadji beri bimba
1614. Hugo Ball - Ich liebte nicht
1615. Hugo Ball - Intermezzo
1616. Hugo Ball - Karawane
1617. Hugo Ball - Katzen und Pfauen
1618. Hugo Ball - König Salomo
1619. Hugo Ball - Legende
1620. Hugo Ball - Mein Dämon hat keine Brüder und Schwestern
1621. Hugo Ball - Schöne Mondfrau, gehst du schlafen
1622. Hugo Ball - Seepferdchen und Flugfische
1623. Hugo Ball - Totenklage
1624. Hugo Ball - Totentanz 1916
1625. Hugo Ball - Wolken

1626. Hugo Dittberner - Briefe
1627. Hugo Dittberner - Im Rücken deiner Träume
1628. Hugo Dittberner - Mondgeheul
1629. Hugo von Hofmannstahl - Inschrift
1630. Hugo von Hofmannsthal - Die Beiden
1631. Hugo von Hofmannsthal - Kleine Blumen ...
1632. Hugo von Hofmannsthal - Reiselied
1633. Hugo von Hofmannsthal - Terzinen über Vergänglichkeit
1634. Hugo von Hofmannsthal - Tobt der Pöbel
1635. Hugo von Hofmannsthal - Vergänglichkeit
1636. Ida Gerhardt - Die Abweisung
1637. Ilma Rakusa - Das Brot ist angebrannt
1638. Ilma Rakusa - Jim sagt sie es geht mir an die Substanz.
1639. Ilse Aichinger - Alter Blick
1640. Ilse Aichinger - Gebirgsrand
1641. Ina Seidel - Eine helle Harfe liebt ich sehr
1642. Inge Meidinger-Geise - Lehre
1643. Ingeborg Bachmann - Alle Tage
1644. Ingeborg Bachmann - Bruderschaft
1645. Ingeborg Bachmann - Die große Fracht
1646. Ingeborg Bachmann - Es ist Feuer unter der Erde
1647. Ingeborg Bachmann - Es könnte viel bedeuten
1648. Ingeborg Bachmann - Harlem
1649. Ingeborg Bachmann - Lieder auf der Flucht (II)
1650. Ingeborg Bachmann - Reigen
1651. Ingeborg Bachmann - Reklame
1652. Ingeborg Bachmann - Strömung
1653. Ingeborg Kaiser - Zu bedenken
1654. Insterburg & Co. - Der Bauer mit dem Traktor
1655. Insterburg & Co. - Der Skorpion
1656. Jakob Haringer - Albumblatt
1657. Jakob Haringer - Leben
1658. Jakob Haringer - O toller Mond
1659. Jakob Michael Reinhold Lenz - An das Herz
1660. Jakob Michael Reinhold Lenz - An die Sonne
1661. Jakob Michael Reinhold Lenz - Wo bist du itzt
1662. Jakob van Hoddis - Aurora
1663. Jakob van Hoddis - Ballade
1664. Jakob van Hoddis - Der Bindfaden
1665. Jakob van Hoddis - Die Stadt
1666. Jakob van Hoddis - Es fuhr ein Automobil
1667. Jakob van Hoddis - Kinematograph
1668. Jakob van Hoddis - Mittag
1669. Jakob van Hoddis - Morgens
1670. Jakob van Hoddis - Nachtgesang
1671. Jakob van Hoddis - Stadt
1672. Jakob van Hoddis - Tristitia ante ...
1673. Jakob van Hoddis - Weltende
1674. James Krüss - Das Feuer
1675. Jan Wagner - champignons
1676. Jan Wagner - der mann aus dem meer

1677. Jan Wagner - grubenpferde
1678. Jan Wagner - Hamburg - Berlin
1679. Jan Wagner - kleinstadtelegie
1680. Jean de La Fontaine - Der Fuchs und die Trauben
1681. Jean de La Fontaine - Der Rabe und der Fuchs
1682. Jean de La Fontaine - Die Grille und die Ameise
1683. Jesse Thoor - In der Fremde
1684. Jesse Thoor - In einem Haus
1685. Jesse Thoor - Wanderlied
1686. Joachim Fuhrmann - Begegnung mit Sprache
1687. Joachim Fuhrmann - Ix ax ux
1688. Joachim Ringelnatz - Abendgebet einer erkälteten Negerin
1689. Joachim Ringelnatz - Bumerang
1690. Joachim Ringelnatz - Das Ei
1691. Joachim Ringelnatz - Der Stein
1692. Joachim Ringelnatz - Die Ameisen
1693. Joachim Ringelnatz - Die neuen Fernen
1694. Joachim Ringelnatz - Ein Herz laviert nicht
1695. Joachim Ringelnatz - Ein Taschenkrebs und ein Känguru
1696. Joachim Ringelnatz - Es war ein Brikett
1697. Joachim Ringelnatz - Frühling
1698. Joachim Ringelnatz - Großer Vogel
1699. Joachim Ringelnatz - Ich habe dich so lieb
1700. Joachim Ringelnatz - Im dunklen Erdteil Afrika
1701. Joachim Ringelnatz - Liedchen
1702. Joachim Ringelnatz - Logik
1703. Joachim Ringelnatz - Pfingstbestellung
1704. Joachim Ringelnatz - Überall
1705. Joachim Ringelnatz - Volkslied
1706. Joachim Ringelnatz - Von einem, dem alles danebenging
1707. Johann Gottfried Herder - Der Augenblick
1708. Johann Gottfried Herder - Die Lebensalter
1709. Johann Gottfried Herder - Die Mechanik des Herzens
1710. Johann Grob - Die Weltreihen
1711. Johann Heinrich Voß - Fürstenspiegel
1712. Johann Lippet - Verhüllungskünstler
1713. Johann Peter Hebel - Neujahrslied
1714. Johann Peter Hebel - Rätsel
1715. Johann Peter Uz - Bitte um Frieden
1716. Johann Wilhelm Ludwig Gleim - Einladung zur Liebe
1717. Johann Wilhelm Ludwig Gleim - Pflicht zu verliebten Gesprächen
1718. Johann Wolfgang Goethe - Alles Vergängliche
1719. Johann Wolfgang Goethe - An den Mond
1720. Johann Wolfgang Goethe - Beherzigung
1721. Johann Wolfgang Goethe - Dämmrung senkte sich von oben
1722. Johann Wolfgang Goethe - Das Göttliche
1723. Johann Wolfgang Goethe - Den Vereinigten Staaten
1724. Johann Wolfgang Goethe - Der Fischer
1725. Johann Wolfgang Goethe - Der Gott und die Bajadere
1726. Johann Wolfgang Goethe - Der König in Thule
1727. Johann Wolfgang Goethe - Der Rattenfänger

1728. Johann Wolfgang Goethe - Der Schatzgräber
1729. Johann Wolfgang Goethe - Der Zauberlehrling
1730. Johann Wolfgang Goethe - Die Jahre nahmen dir
1731. Johann Wolfgang Goethe - Die Liebende schreibt
1732. Johann Wolfgang Goethe - Die wandelnde Glocke
1733. Johann Wolfgang Goethe - Erlkönig
1734. Johann Wolfgang Goethe - Freudvoll
1735. Johann Wolfgang Goethe - Gefunden
1736. Johann Wolfgang Goethe - Geist und Schönheit im Streit
1737. Johann Wolfgang Goethe - Genialisch Treiben
1738. Johann Wolfgang Goethe - Hatem
1739. Johann Wolfgang Goethe - Heidenröslein
1740. Johann Wolfgang Goethe - Hochzeitlied
1741. Johann Wolfgang Goethe - Logenlied
1742. Johann Wolfgang Goethe - Mailied
1743. Johann Wolfgang Goethe - März
1744. Johann Wolfgang Goethe - Meeres Stille
1745. Johann Wolfgang Goethe - Mignon
1746. Johann Wolfgang Goethe - Nacht ist schon hereingesunken
1747. Johann Wolfgang Goethe - Nähe des Geliebten
1748. Johann Wolfgang Goethe - Neue Liebe, neues Leben
1749. Johann Wolfgang Goethe - Nur wer die Sehnsucht kennt
1750. Johann Wolfgang Goethe - Osterspaziergang
1751. Johann Wolfgang Goethe - Rastlose Liebe
1752. Johann Wolfgang Goethe - Rezensent
1753. Johann Wolfgang Goethe - Séance
1754. Johann Wolfgang Goethe - Selige Sehnsucht
1755. Johann Wolfgang Goethe - Strophe
1756. Johann Wolfgang Goethe - Um Mitternacht
1757. Johann Wolfgang Goethe - Wanderers Gemütsruhe
1758. Johann Wolfgang Goethe - Wandrers Nachtlied
1759. Johann Wolfgang Goethe - Was Völker sterbend hinterlassen
1760. Johann Wolfgang Goethe - Was wird mir jede Stunde so bang
1761. Johann Wolfgang Goethe - Wer nie sein Brot mit Tränen aß
1762. Johann Wolfgang Goethe - Wink
1763. Johann Wolfgang Goethe - Woher sind wir geboren
1764. Johann Wolfgang Goethe - Wonne der Wehmut
1765. Johann Wolfgang Goethe - Zahme Xenien V
1766. Johannes Bobrowski - Das Wort Mensch
1767. Johannes Bobrowski - Ebene
1768. Johannes Kühn - Abseits
1769. Johannes Kühn - Es heilt die Zeit
1770. Johannes Kühn - Meeresebene
1771. Johannes Kühn - Mein Dogma
1772. Johannes Kühn - Mein Segelschiff
1773. Johannes R. Becher - Auf das Spiel einer Fußball-Mannschaft
1774. Johannes R. Becher - Auferstanden aus Ruinen
1775. Johannes R. Becher - Der Sommer summt
1776. Johannes R. Becher - Deutschland
1777. Johannes R. Becher - Verfall
1778. John Höxter - Pro domo

1779. Jörg Burkhard - in gauguins alten basketballschuhen
1780. Jörg Fauser - Metzgerei (oder A man can be destroyed and defeated)
1781. Jörg Fauser - Schlecht fürs Geschäft
1782. Josef Guggenmos - Der Regenbogen
1783. Josef Guggenmos - Die Bären brummen, die Bienen summen
1784. Josef Guggenmos - Eulerich und Miezekatz
1785. Josef Guggenmos - Kommt Komma Kinder
1786. Joseph von Eichendorff - Abschied
1787. Joseph von Eichendorff - Das zerbrochene Ringlein (1)
1788. Joseph von Eichendorff - Das zerbrochene Ringlein (2)
1789. Joseph von Eichendorff - Der Soldat
1790. Joseph von Eichendorff - Der verspätete Wanderer
1791. Joseph von Eichendorff - Es rauschen die Wipfel
1792. Joseph von Eichendorff - Frühlingsgruß
1793. Joseph von Eichendorff - Greisenlied (Der Einsiedler)
1794. Joseph von Eichendorff - Im Alter
1795. Joseph von Eichendorff - Im Walde
1796. Joseph von Eichendorff - In der Fremde (1)
1797. Joseph von Eichendorff - In der Fremde (2)
1798. Joseph von Eichendorff - Mondnacht
1799. Joseph von Eichendorff - Nachtigall
1800. Joseph von Eichendorff - Nachts
1801. Joseph von Eichendorff - Sehnsucht
1802. Joseph von Eichendorff - Spruch
1803. Joseph von Eichendorff - Waldesgespräch
1804. Joseph von Eichendorff - Weihnachten
1805. Joseph von Eichendorff - Winterlied
1806. Joseph von Eichendorff - Winternacht
1807. Joseph von Eichendorff - Wünschelrute
1808. Joseph von Eichendorff - Zwielicht
1809. Julius Mosen - Aus der Fremde
1810. Jürg Halter - Kernfusion
1811. Jürgen Beckelmann - An einen in einem künftigen Kriege Gefallenen
1812. Jürgen Becker - Das Fenster am Ende des Korridors
1813. Jürgen Becker - Meldung
1814. Jürgen Becker - Renaissance
1815. Jürgen Becker - Sommerabend
1816. Jürgen Becker - Was zu erreichen ist
1817. Jürgen Nendza - Welthölzer
1818. Jürgen Rennert - Mein Land ist mir zerfallen
1819. Jürgen Theobaldy - Abenteuer mit Dichtung
1820. Jürgen Theobaldy - Alarm
1821. Jürgen Theobaldy - Blues aus Bayern
1822. Jürgen Theobaldy - Das Leben
1823. Jürgen Theobaldy - Das offene Geheimnis
1824. Jürgen Theobaldy - Ins Winterbild
1825. Jürgen Theobaldy - Yeah!
1826. Justinus Kerner - Der Einsame
1827. Justinus Kerner - Der Zopf im Kopfe
1828. Justinus Kerner - Wer machte dich so krank
1829. Jutta Richter - Weihnachten

1830. Karin Kiwus - Kleine Erinnerung an den Fortschritt
1831. Karin Kiwus - So oder so
1832. Karin Kiwus - Zuvorletzt
1833. Karl Kraus - Bekenntnis
1834. Karl Kraus - Definition
1835. Karl Kraus - Der Tag
1836. Karl Kraus - Die Zwangslage
1837. Karl Kraus - Gerüchte
1838. Karl Kraus - Man frage nicht, was all die Zeit ich machte
1839. Karl Kraus - Mein Widerspruch
1840. Karl Kraus - Nächtliche Stunde
1841. Karl Krolow - Achtzeiler
1842. Karl Krolow - Auf uns ab
1843. Karl Krolow - Brauchen
1844. Karl Krolow - Chanson vom Aussteigen
1845. Karl Krolow - Das Helle, das Leichte
1846. Karl Krolow - Diese alten Männer
1847. Karl Krolow - Exit
1848. Karl Krolow - Kehrreim
1849. Karl Krolow - Reste des Lebens
1850. Karl Krolow - Volkslied
1851. Karl Krolow - Vorgang
1852. Karl Krolow - Was tu ich
1853. Karl Mickel - Epistel
1854. Karl Mickel - Epitaph. Altenglisch
1855. Karl Mickel - Reisen
1856. Karl Mickel - Reisezehrung
1857. Karl Riha - Sonett
1858. Karl Schimper - Freudig
1859. Karl Valentin - Die Loreley
1860. Karl Valentin - Ich bin erst kurz beim Fußballkampf gewesen
1861. Karl Valentin - Wenn ich einmal der Herrgott wär
1862. Karl Wolfskehl - Auf Erdballs letztem Inselriff
1863. Karl Wolfskehl - Ich
1864. Karl Wolfskehl - Ultima Poetae
1865. Karoline von Günderrode - Liebe
1866. Karoline von Günderrode - Vorzeit, und neue Zeit
1867. Karoline von Günderrode - Wunsch
1868. Katharina Hacker - Namen I
1869. Kathrin Schmidt - flussbild mit engel
1870. Kathrin Schmidt - Frühlings Verkennen
1871. Kathrin Schmidt - im rücken die feuerschutztür
1872. Kathy Zarnegin - Spricht der Herr tungusisch
1873. Kerstin Hensel - Gloria
1874. Kerstin Hensel - Märchen-Land
1875. Kerstin Hensel - Wahnsing
1876. Kerstin Preiwuß - einmal sind von anatomischen tischen
1877. Khalil Gibran - Eure Kinder
1878. Khalil Gibran - Von der Freude und vom Leid
1879. Kito Lorenc - Hör die Nachtigall trapsen
1880. Klabund - Baumblüte in Werder

1881. Klabund - Bauz
1882. Klabund - Die Luft ist voll von deinem Duft
1883. Klabund - Die Wirtschafterin
1884. Klabund - Ein Bürger spricht
1885. Klabund - Ein junges Liebespaar sieht sich überrascht
1886. Klabund - Ironische Landschaft
1887. Klabund - Liebeslied
1888. Klabund - Man soll in keiner Stadt
1889. Klabund - Prolog
1890. Klabund - Resignation
1891. Klabund - Zu Amsterdam
1892. Konrad Bayer - die oberfläche der vögel
1893. Konrad Bayer - marie dein liebster wartet schon
1894. Konrad von Würzburg - Wo der Tag zwei Menschen erscheinen wird
1895. Konrad Weiß - Verkündigung
1896. Konstantinos Kavafis - Brichst du auf gen Ithaka
1897. Kuno Raeber - Warten
1898. Kurt Bartsch - Adolf Hitler ganz allein
1899. Kurt Bartsch - Einer
1900. Kurt Bartsch - Lenz
1901. Kurt Bartsch - Rita
1902. Kurt Bartsch - Song vom Eiertransport
1903. Kurt Bartsch - Thank You For Backobst (nach Uli Becker)
1904. Kurt Drawert - Kontakte
1905. Kurt Heynicke - Erhebe die Hände
1906. Kurt Marti - es war eine gute ehe
1907. Kurt Marti - vorzug von parlamentswahlen
1908. Kurt Schwitters - Auf einem blauen Kinderbuch
1909. Kurt Schwitters - Banalitäten aus dem Chinesischen
1910. Kurt Schwitters - Die Zute Tute
1911. Kurt Schwitters - Doppelmoppel
1912. Kurt Schwitters - Ich sing mein Lied
1913. Kurt Schwitters - Schmidt-Lied
1914. Kurt Schwitters - So, so!
1915. Kurt Schwitters - Sonnett
1916. Kurt Tucholsky - Absage
1917. Kurt Tucholsky - An das Baby
1918. Kurt Tucholsky - Augen in der Großstadt
1919. Kurt Tucholsky - Blick in die Zukunft
1920. Kurt Tucholsky - Chanson
1921. Kurt Tucholsky - Danach
1922. Kurt Tucholsky - Das Leibregiment (Die Trommel)
1923. Kurt Tucholsky - Das Lied vom Kompromiss
1924. Kurt Tucholsky - Das Lied von der Gleichgültigkeit
1925. Kurt Tucholsky - Der Graben
1926. Kurt Tucholsky - Die Dänen sind geiziger als die Italiener
1927. Kurt Tucholsky - Die Frau spricht - 1. Die geschiedene Frau
1928. Kurt Tucholsky - Frauen von Freunden
1929. Kurt Tucholsky - In Weißensee
1930. Kurt Tucholsky - Luftveränderung
1931. Kurt Tucholsky - Mutterns Hände

1932. Kurt Tucholsky - Park Monceau
1933. Kurt Tucholsky - Stoßseufzer einer Dame, in bewegter Nacht
1934. Kurt Tucholsky - Wenn die Igel in der Abendstunde (Anna-Luise)
1935. Kurt Tucholsky - Wenn eena dot is
1936. Lars Reyer - Ausrufung der Arten
1937. Levin Westermann - wie ein fresko, das vom rand her eitert,
1938. Lewis Caroll - Jabberwocky
1939. Lioba Happel - Ich habe einen Apfel gegessen
1940. Loriot - Advent
1941. Loris Malaguzzi - Die hundert Sprachen des Kindes
1942. Louis Aragon - L'affiche rouge
1943. Ludwig Fels - Natur
1944. Ludwig Harig - Stille Dialektik
1945. Ludwig Heinrich Christoph Hölty - Mailied
1946. Ludwig Rellstab - In der Ferne
1947. Ludwig Thoma - Auf Höhen
1948. Ludwig Thoma - Lied der Großindustriellen
1949. Ludwig Tieck - Abschied
1950. Ludwig Tieck - Mondbeglänzte Zaubernacht
1951. Ludwig Tieck - Zeit
1952. Ludwig Uhland - Abreise
1953. Ludwig Uhland - Der Knecht
1954. Ludwig Uhland - Der Wirtin Töchterlein
1955. Ludwig Uhland - Des Sängers Fluch
1956. Ludwig Uhland - Einkehr
1957. Ludwig Uhland - Frühlingsglaube
1958. Ludwig Uhland - Schwere Träume
1959. Luise Hensel - Nachtgebet
1960. Lutz Seiler - sonntags dachte ich an gott
1961. Magister Martinus von Biberach - Grabspruch
1962. Magnus Gottfried Lichtwer - Die Schlange
1963. Marcel Beyer - Ich sah die Schatten kommen
1964. Marcel Beyer - Raps
1965. Marcel Beyer - Schilf
1966. Marie Luise Kaschnitz - Aus Kindern
1967. Marie Luise Kaschnitz - Beschwörung IX
1968. Marie Luise Kaschnitz - Dein Schweigen
1969. Marie Luise Kaschnitz - Geheim
1970. Marie Luise Kaschnitz - Kleine Ballade
1971. Marie Luise Kaschnitz - Mein Land
1972. Marie Luise Kaschnitz - Nicht gesagt
1973. Marie Luise Kaschnitz - Niemand
1974. Marie Luise Kaschnitz - Schluss
1975. Marie von Ebner-Eschenbach - Grabschrift
1976. Marie von Ebner-Eschenbach - Lebenszweck
1977. Marion Poschmann - Der deutsche Nadelbaum
1978. Marion Poschmann - Der Kreislauf der Waldgebiete
1979. Marion Poschmann - ideelle Szenerie
1980. Marion Poschmann - in die Farne
1981. Marion Poschmann - wir sind nicht minder im Himmel als jene Sterne
1982. Martin Luther - Liebes Kind, lernest du wohl

1983. Martin Opitz - Ach Liebste, lass uns eilen
1984. Martin Opitz - Bedeutung der Farben
1985. Martin Opitz - Schönheit dieser Welt vergehet
1986. Martin Walser - Ich bin ein Baum mit bösen Ästen
1987. Martin Walser - Ich bin versenkt, versunken
1988. Martin Walser - Unglück schäumt
1989. Martin Zingg - Klassische Sorgen
1990. Mascha Kaléko - Alle 7 Jahre
1991. Mascha Kaléko - Das berühmte Gefühl
1992. Mascha Kaléko - Der Schwan. Ein Epilog
1993. Mascha Kaléko - Der Winter
1994. Mascha Kaléko - Gebet
1995. Mascha Kaléko - Herbstanfang
1996. Mascha Kaléko - Kein Kinderlied
1997. Mascha Kaléko - Kleine Zwischenbilanz
1998. Mascha Kaléko - Konsequenz des Herzens
1999. Mascha Kaléko - Liebe, da capo…
2000. Matthias Buth - Weit
2001. Matthias Claudius - Abendlied
2002. Matthias Claudius - Christiane
2003. Matthias Claudius - Der Mensch
2004. Matthias Claudius - Der Schwarze in der Zuckerplantage
2005. Matthias Claudius - Der Tod und das Mädchen
2006. Matthias Claudius - Die Liebe
2007. Matthias Claudius - Die Sternseherin Lise
2008. Matthias Claudius - Kriegslied
2009. Matthias Göritz - Leere Plastiktüte, taumelnd im Wind
2010. Matthias Kehle - Nichts weiß ich vom
2011. Matthias Politycki - Des Teufels Amulett
2012. Matthias Politycki - Fast eine Romanze (I)
2013. Matthias Politycki - Touristen
2014. Max Bense - MEIN Standpunkt
2015. Max Dauthendey - Drinnen im Strauß
2016. Max Ernst - Die wasserprobe
2017. Max Hermann - Nacht in der Emigration
2018. Max Schneckenburger - Die Wacht am Rhein
2019. Mechthild von Magdeburg - Die Wüste hat zwölf Ding
2020. Mechthild von Magdeburg - Gott ähnelt der Seele in fünf Dingen
2021. Mechthild von Magdeburg - Meine Pein ist tiefer
2022. Meret Oppenheim - Herbst
2023. Meret Oppenheim - Ich muss die schwarzen Worte der Schwäne
2024. Meret Oppenheim - Ohne mich
2025. Michael Buselmeier - Küchengedicht
2026. Michael Donhauser - Lass rauschen Lied, lass rauschen
2027. Michael Ende - Im Urwald, Forschern unbekannt
2028. Michael Krüger - Aktennotiz
2029. Michael Krüger - Auf der Brücke
2030. Michael Krüger - Herzklopfen
2031. Michael Krüger - Rede des Langsamen
2032. Michael Krüger - Über Schatten
2033. Michael Lentz - und einmal wird ein engel kommen

2034. Michael Speier - der moment wo meer und haut sich trafen
2035. Monika Rinck - mein denken
2036. Monika Rinck - mein lyrisches ich
2037. Nadja Küchenmeister - toter mann
2038. Nadja Küchenmeister - vögel im winter
2039. Nâzım Hikmet - Brief aus Polen
2040. Nâzım Hikmet - HAVANNA-REPORTAGE
2041. Nâzım Hikmet - Leben
2042. Nâzım Hikmet - Lied der Sonnentrinker
2043. Nâzım Hikmet - Sehnsucht
2044. Nâzım Hikmet - Vorgeschichte
2045. Nelly Sachs - Abgewandt
2046. Nelly Sachs - Dein Name
2047. Nelly Sachs - Diese Nacht
2048. Nelly Sachs - Diese Telegrafie
2049. Nico Bleutge - leichter sommer
2050. Nicolas Born - Abonnement
2051. Nicolas Born - Drei Wünsche
2052. Nicolas Born - Eine Liebe
2053. Nicolas Born - Frühlingsgedicht
2054. Nicolas Born - Ich weiß ein Haus
2055. Nicolas Born - Miniatur
2056. Nikolaus Lenau - An die Melancholie
2057. Nikolaus Lenau - Bitte
2058. Nikolaus Lenau - Der Postillon
2059. Nikolaus Lenau - Der schwere Abend
2060. Nikolaus Lenau - Einsamkeit
2061. Nikolaus Lenau - Frage
2062. Nikolaus Lenau - Herbstgefühl
2063. Nikolaus Lenau - Sonnenuntergang
2064. Nikolaus Lenau - Winternacht
2065. Nora Bossong - Geweihe
2066. Nora Bossong - Kortex
2067. Nora Bossong - Postkarten
2068. Nora Bossong - Schlaflied
2069. Nora Gomringer - Das Herz
2070. Nora Gomringer - Haut und Hülle
2071. Norbert Hummelt - aus der luft
2072. Norbert Hummelt - aus der tiefe
2073. Norbert Hummelt - das glück bei eichendorff
2074. Norbert Hummelt - der dunkle schwarm
2075. Norbert Hummelt - der mensch
2076. Norbert Hummelt - im vierten sommer
2077. Norbert Hummelt - weißrussischer toast
2078. Norbert Lange - Raufasern
2079. Norbert Lange - Schlaflied
2080. Novalis - Hymne an die Nacht
2081. Novalis - Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
2082. Oda Schaefer - Im Hades
2083. Oskar Loerke - Blauer Abend in Berlin
2084. Oskar Loerke - Die milde Gabe

2085. Oskar Loerke - Leitspruch
2086. Oskar Loerke - Nachtmusik
2087. Oskar Pastior - a wird eintreten
2088. Oskar Pastior - Abrakadabra, nachmals
2089. Oskar Pastior - dass das nicht so nur anders war als
2090. Oskar Pastior - grübchen
2091. Oskar Pastior - Mit Tuten und mit Sausen
2092. Oskar Pastior - rechnung von heute
2093. Oskar Pastior - schiwwer
2094. Otto Heinrich Kühner - Der Azteke
2095. Otto Julius Bierbaum - Hans und Grethe
2096. Otto Julius Bierbaum - Müde
2097. Paul Celan - Abzählreime
2098. Paul Celan - Du liegst
2099. Paul Celan - Eis, Eden
2100. Paul Celan - Großes Geburtstagsblaublau mit Reimzeug und Assonanz
2101. Paul Celan - Selbdritt, Selbviert
2102. Paul Celan - Todesfuge
2103. Paul Fleming - An Sich
2104. Paul Gerhardt - Abendlied
2105. Paul Gerhardt - Befiehl du deine Wege
2106. Paul Gerhardt - Fröhlich soll mein Herze springen
2107. Paul Gerhardt - Ich singe dir mit Herz und Mund
2108. Paul Gerhardt - Nun ruhen alle Wälder
2109. Paul Gerhardt - O Haupt voll Blut und Wunden
2110. Paul Gerhardt - Passionslied
2111. Paul Gerhardt - Wie soll ich dich empfangen
2112. Paul Heyse - Über ein Stündlein
2113. Paul Scheerbart - Die Galle
2114. Paul Scheerbart - Die große Sehnsucht
2115. Paul Scheerbart - Heiter sei mein Abendessen
2116. Paul Scheerbart - Ich hab ein Auge, das ist blau
2117. Paul Scheerbart - Moderner Gassenhauer
2118. Paul Scheerbart - Morgentöne
2119. Paul Wühr - Ich habe den Fehler
2120. Paul Wühr - Jetzt weiß ich nicht mehr
2121. Paul Wühr - Lüge ich wenn ich
2122. Paul Wühr - So
2123. Paul Zech - Berlin
2124. Paul Zech - Café
2125. Paul Zech - Chambregarnist
2126. Paul Zech - Die fremden Länder, die ich sah...
2127. Paul Zech - Die nüchterne Stadt
2128. Paul Zech - Eine verliebte Ballade für Yssabeau d'Außigny
2129. Paul Zech - Fabrikstädte an der Wupper. Die andere Stadt
2130. Paul Zech - Fabrikstraße tags
2131. Paul Zech - Fünfuhr-Tee im Adlon
2132. Paul Zech - Mai-Nacht
2133. Paul Zech - Nach einem Juniregen
2134. Paul Zech - Potsdamer Platz
2135. Paul Zech - Romanisches Café

2136. Paul Zech - Roter Abend
2137. Paul Zech - Schlaf-schlaffe Stadt
2138. Paul Zech - Stadt in Eisen
2139. Paul Zech - Vesperpause
2140. Paula Ludwig - Immer wenn du zurückkommst
2141. Percy Bysshe Shelley - Adonais
2142. Peter Altenberg - Venedig in Wien
2143. Peter Gan - Angina Pectoris
2144. Peter Gan - Die Toten
2145. Peter Gan - Mythische Landschaft
2146. Peter Hacks - 1. 8. 1973
2147. Peter Hacks - 1866 Oder Sagen Sie mal was gegen Bismarck
2148. Peter Hacks - Alphornballade
2149. Peter Hacks - Als ich kam durchs Oderluch
2150. Peter Hacks - Als mein Mädchen zu Besuch kam
2151. Peter Hacks - Alte Charité
2152. Peter Hacks - Am Scheideweg
2153. Peter Hacks - Am Ziel
2154. Peter Hacks - Amor vincit
2155. Peter Hacks - An die Nachtigall
2156. Peter Hacks - An die Tugend
2157. Peter Hacks - Anlässlich der Wiedergewinnung des Paradieses
2158. Peter Hacks - Anlässlich einer Mainacht
2159. Peter Hacks - Anlässlich ihrer Autoreise in die nördlichen Provinzen
2160. Peter Hacks - Anmut und Würde
2161. Peter Hacks - Anruf
2162. Peter Hacks - Arie der Helena
2163. Peter Hacks - Athen
2164. Peter Hacks - Auf dem Abweg
2165. Peter Hacks - Auf dem Bergarbeiterball in Bitterfeld
2166. Peter Hacks - Auf dem Hof zu spielen ist nur Leiermännern gestattet
2167. Peter Hacks - Auf der Suche nach der weißen Göttin
2168. Peter Hacks - Auf Lauras Entjungferung
2169. Peter Hacks - Aus der Weisheit des Bonzen
2170. Peter Hacks - Aus Urgroßvaters Hutband
2171. Peter Hacks - Ausblick
2172. Peter Hacks - Ausflug mit Aphrodite
2173. Peter Hacks - Ballade vom edlen Räuber
2174. Peter Hacks - Ballade vom großen Hut
2175. Peter Hacks - Ballade vom Highway Man
2176. Peter Hacks - Ballade vom schweren Leben des Ritters Kauz vom Rabensee
2177. Peter Hacks - Beeilt euch, ihr Stunden
2178. Peter Hacks - Bei Arnims
2179. Peter Hacks - Beiseites
2180. Peter Hacks - Bescheidung
2181. Peter Hacks - Blumen schenkt mir die Liebste (1)
2182. Peter Hacks - Blumen schenkt mir die Liebste (2)
2183. Peter Hacks - Böse Menschen singen nicht
2184. Peter Hacks - Büchner
2185. Peter Hacks - Capua-Song
2186. Peter Hacks - Chor der Bauarbeiter

2187. Peter Hacks - Chor der Vögel im Regen
2188. Peter Hacks - Chor und Chanson des Orest
2189. Peter Hacks - Choral
2190. Peter Hacks - Chorlied an das Bett
2191. Peter Hacks - Chorlied an die Muse
2192. Peter Hacks - Couplets der Galatea
2193. Peter Hacks - Couplets der Helena
2194. Peter Hacks - Couplets der Könige
2195. Peter Hacks - Couplets des Agamemnon
2196. Peter Hacks - Couplets des Orest
2197. Peter Hacks - Da ist ein Weg im städtischen Rasen
2198. Peter Hacks - Dansa
2199. Peter Hacks - Das Bad im Freien
2200. Peter Hacks - Das Ende
2201. Peter Hacks - Das Heimchen
2202. Peter Hacks - Das Kind am Alexanderplatz
2203. Peter Hacks - Das kleine Testament des Hauptmanns Macheath
2204. Peter Hacks - Das Lied vom schnellen Hasen
2205. Peter Hacks - Das lustige Vögelein
2206. Peter Hacks - Das musikalische Nashorn
2207. Peter Hacks - Das Muttergottesbild
2208. Peter Hacks - Das Pflaumenhuhn
2209. Peter Hacks - Das Riesenquartett
2210. Peter Hacks - Das Schätzchen im Brunnen
2211. Peter Hacks - Das Wir, für J. R. Becher
2212. Peter Hacks - David, Junge!
2213. Peter Hacks - Deianeira
2214. Peter Hacks - Demut der Liebe
2215. Peter Hacks - Der alte König
2216. Peter Hacks - Der Begas-Brunnen
2217. Peter Hacks - Der blaue Hund
2218. Peter Hacks - Der Bluewater-Valley-Song
2219. Peter Hacks - Der Bulle
2220. Peter Hacks - Der Dichter, einem Schwanze verglichen
2221. Peter Hacks - Der Drachen
2222. Peter Hacks - Der Eilbrief
2223. Peter Hacks - Der elektrische Strom
2224. Peter Hacks - Der Fährmann von Mautern
2225. Peter Hacks - Der Gartenriese
2226. Peter Hacks - Der Geistergeburtstag
2227. Peter Hacks - Der Gletscherzwerg
2228. Peter Hacks - Der greise Chasseur
2229. Peter Hacks - Der großen Riesen langer Tag
2230. Peter Hacks - Der Haarstern
2231. Peter Hacks - Der Heine auf dem Weinbergsweg
2232. Peter Hacks - Der Herbst steht auf der Leiter
2233. Peter Hacks - Der Kahlbutz
2234. Peter Hacks - Der König hat ein Doppelkinn
2235. Peter Hacks - Der kranke Laubfrosch
2236. Peter Hacks - Der Mensch kein Vogel
2237. Peter Hacks - Der Monarch

2238. Peter Hacks - Der Nachfolger
2239. Peter Hacks - Der Oder-Havel-Kanal
2240. Peter Hacks - Der Renaissancemensch
2241. Peter Hacks - Der Säbelkaiser
2242. Peter Hacks - Der Salut von Memel
2243. Peter Hacks - Der schüchterne Kasper
2244. Peter Hacks - Der Schuldner
2245. Peter Hacks - Der sieche Fisch
2246. Peter Hacks - Der Sieger
2247. Peter Hacks - Der sterbende Sänger
2248. Peter Hacks - Der Traum vom Umweltschutz
2249. Peter Hacks - Der Trödelladen des Herrn Pätes
2250. Peter Hacks - Der Vogel Turlipan
2251. Peter Hacks - Der Walfisch
2252. Peter Hacks - Der Weltreisende
2253. Peter Hacks - Der Winter
2254. Peter Hacks - Der Wunderhengst Caesario
2255. Peter Hacks - Des Feuers Glut, des Wassers feuchte Kühle
2256. Peter Hacks - Des Mannes Liebe wohnt im Herzen
2257. Peter Hacks - Detektivlied
2258. Peter Hacks - Die Begünstigten
2259. Peter Hacks - Die Blätter an meinem Kalender
2260. Peter Hacks - Die Braut des Deserteurs
2261. Peter Hacks - Die Dardanellen
2262. Peter Hacks - Die Datsche in Peredelkino
2263. Peter Hacks - Die drei Gewalten
2264. Peter Hacks - Die Elbe
2265. Peter Hacks - Die Espen
2266. Peter Hacks - Die Feder
2267. Peter Hacks - Die Flucht nach Astapowo
2268. Peter Hacks - Die Frau, zu der ich abends geh
2269. Peter Hacks - Die Gemme
2270. Peter Hacks - Die Glücksbringerin
2271. Peter Hacks - Die goldne Laus zu Bismark
2272. Peter Hacks - Die Himmelstür
2273. Peter Hacks - Die Hure
2274. Peter Hacks - Die Hydra
2275. Peter Hacks - Die Kindermörderin
2276. Peter Hacks - Die kleine Lokomotive
2277. Peter Hacks - Die kleinen Einhörner
2278. Peter Hacks - Die lächerlichen Unpreziösen
2279. Peter Hacks - Die Lerche
2280. Peter Hacks - Die Liebe als Schulmeister
2281. Peter Hacks - Die Mädchen aus Rochelle
2282. Peter Hacks - Die Mädchen im grünen Leguan
2283. Peter Hacks - Die Mädchenhasser
2284. Peter Hacks - Die Oliven gedeihn
2285. Peter Hacks - Die Portwein-Arie des Oberst Brocklesby
2286. Peter Hacks - Die Rippe
2287. Peter Hacks - Die Sonnenblumen
2288. Peter Hacks - Die Spalte

2289. Peter Hacks - Die Tränen der Mädchen von Mayo
2290. Peter Hacks - Die vierte Ekloge des Vergil
2291. Peter Hacks - Die Weidenbank
2292. Peter Hacks - Die Welt, schon recht
2293. Peter Hacks - Die Wildgänse
2294. Peter Hacks - Diomedes
2295. Peter Hacks - Dornröschen
2296. Peter Hacks - Drei Übersetzungen
2297. Peter Hacks - Du sanfte Liebe
2298. Peter Hacks - Du sollst mir nichts verweigern
2299. Peter Hacks - Duett des Herakles
2300. Peter Hacks - Eber von Gottow
2301. Peter Hacks - Ein Gleichnis
2302. Peter Hacks - Eine dicke Familie
2303. Peter Hacks - Einem Vermittler
2304. Peter Hacks - Ende gut
2305. Peter Hacks - Englische Eröffnung
2306. Peter Hacks - Epilog zum Prolog der Münchner Kammerspiele
2307. Peter Hacks - Erloschenes Herz
2308. Peter Hacks - Ermunterung
2309. Peter Hacks - Erster Mai
2310. Peter Hacks - Erziehung der Gefühle
2311. Peter Hacks - Es fiel ein Schnee
2312. Peter Hacks - Es ist wahr, was ich sag
2313. Peter Hacks - Es war ein kleiner Junge
2314. Peter Hacks - Feigheit
2315. Peter Hacks - Fin de Millénaire
2316. Peter Hacks - Flugblätter
2317. Peter Hacks - Frage nicht, ob Liebe lohnet
2318. Peter Hacks - Frage
2319. Peter Hacks - Frau Tausendfuß heut Wäsche hat
2320. Peter Hacks - Freikörper
2321. Peter Hacks - Freu dich, Liebe
2322. Peter Hacks - Freundlichkeit
2323. Peter Hacks - Frieden
2324. Peter Hacks - Fülle des Lebens
2325. Peter Hacks - G.
2326. Peter Hacks - Gartenkunst märkisch
2327. Peter Hacks - Gedicht des Laubfroschs
2328. Peter Hacks - Geh, müdes Herze
2329. Peter Hacks - Genoveva
2330. Peter Hacks - Getane Arbeit
2331. Peter Hacks - Goethe und Tischbein
2332. Peter Hacks - Göttergeburt
2333. Peter Hacks - Heidelied
2334. Peter Hacks - Heile Welt
2335. Peter Hacks - Hermine
2336. Peter Hacks - Hier, wo der Tann haltmacht, die Buche endet
2337. Peter Hacks - Himmelssachen
2338. Peter Hacks - Hochzeitslied
2339. Peter Hacks - Höhlenbewohner spielen

2340. Peter Hacks - Hübsche Lady
2341. Peter Hacks - Ich häng mein Flint
2342. Peter Hacks - Ich sehe was, was du nicht siehst
2343. Peter Hacks - Ich trug eine Rose im Haar
2344. Peter Hacks - Im Prospekt steht
2345. Peter Hacks - Im Zwiebelbeet
2346. Peter Hacks - Infamie
2347. Peter Hacks - Irrtümer
2348. Peter Hacks - Johann Meusel
2349. Peter Hacks - Johannes Tetzel
2350. Peter Hacks - Jona
2351. Peter Hacks - Jules Ratte oder selber lernen macht schlau
2352. Peter Hacks - Kaffee-Einladung
2353. Peter Hacks - Kanzone des Königs Salomon
2354. Peter Hacks - Kanzone
2355. Peter Hacks - Kartoffelfrauen
2356. Peter Hacks - Kiefern und Rosen
2357. Peter Hacks - Kläffi und Flohi
2358. Peter Hacks - Klavierstück
2359. Peter Hacks - Kleine Freundin vorm Spiegel
2360. Peter Hacks - Königsrondo
2361. Peter Hacks - Kurze Nacht
2362. Peter Hacks - Ladislaus und Komkarlinchen
2363. Peter Hacks - Lass mir deiner Blumen eine
2364. Peter Hacks - Laster und Reue
2365. Peter Hacks - Leben Neros
2366. Peter Hacks - Lebensbeschreibung der morschen Eiche Hulda
2367. Peter Hacks - Lieb und Leiden
2368. Peter Hacks - Lieb, o Liebe unbedacht
2369. Peter Hacks - Lied der Ameisen beim Zweigleinheben
2370. Peter Hacks - Lied der geraubten und in die türkische Sklaverei verkauften Kinder
2371. Peter Hacks - Lied des Merkur
2372. Peter Hacks - Lied mit Worten
2373. Peter Hacks - Lied von den Läusen
2374. Peter Hacks - Lobositzer Marsch
2375. Peter Hacks - Luna
2376. Peter Hacks - Lydia
2377. Peter Hacks - Malbrough
2378. Peter Hacks - Männer, wenn sie lieben
2379. Peter Hacks - Märkische Wiesen
2380. Peter Hacks - Marx
2381. Peter Hacks - Mein Dörfchen
2382. Peter Hacks - Meine Katze Isabo
2383. Peter Hacks - Melancholie
2384. Peter Hacks - Menelaos’ Abschied
2385. Peter Hacks - Missmut
2386. Peter Hacks - Moritat vom Vatermörder Christopher Mahon
2387. Peter Hacks - Morpheus
2388. Peter Hacks - Mozart auf der Reise nach Paris
2389. Peter Hacks - Nachricht vom Leben der Spazoren
2390. Peter Hacks - Nachtfrost

2391. Peter Hacks - Nebel
2392. Peter Hacks - Neue Liebe
2393. Peter Hacks - Nicht Weisheit mangelt mir und nicht Geduld
2394. Peter Hacks - Nikolaus erzählt
2395. Peter Hacks - O Mr. Perkins
2396. Peter Hacks - O tiefe Neigung, ungenaue Kenntnis
2397. Peter Hacks - O tote Welt. Sehr schweigend siehst du zu
2398. Peter Hacks - O trübe, trübe
2399. Peter Hacks - O Vorsicht der Frauen
2400. Peter Hacks - Ob Sonnen sterben, Monde sich verspäten
2401. Peter Hacks - Ode auf Berlin
2402. Peter Hacks - Ohne Groll
2403. Peter Hacks - Ohnmacht der Sprache
2404. Peter Hacks - Oktober-Song
2405. Peter Hacks - Orientalischer Tanz
2406. Peter Hacks - Paris
2407. Peter Hacks - Park im Frühling
2408. Peter Hacks - Philomele
2409. Peter Hacks - Plagejahre
2410. Peter Hacks - Plappern
2411. Peter Hacks - Pole Mole
2412. Peter Hacks - Priapos
2413. Peter Hacks - Produktionsverhältnis
2414. Peter Hacks - Prokne
2415. Peter Hacks - Prolog der Münchner Kammerspiele zur Spielzeiteröffnung 1973-74
2416. Peter Hacks - Prolog zur Wiedereröffnung des Deutschen Theaters
2417. Peter Hacks - Regen
2418. Peter Hacks - Rentners Abendlied
2419. Peter Hacks - Richtigstellung
2420. Peter Hacks - Rote Traube von Korinth
2421. Peter Hacks - Ruf der Nachtigall
2422. Peter Hacks - Sängers Höflichkeit
2423. Peter Hacks - Sarg, Leichentuch und Grab
2424. Peter Hacks - Saturno
2425. Peter Hacks - Schlimme Liebe
2426. Peter Hacks - Schlossmuseum zu Weimar
2427. Peter Hacks - Schlusschor
2428. Peter Hacks - Schneeflöckchen leise
2429. Peter Hacks - Schneezeit
2430. Peter Hacks - Schneller, schneller
2431. Peter Hacks - Schule der Liebe
2432. Peter Hacks - Schulstunde spielen
2433. Peter Hacks - Schwabing 1950
2434. Peter Hacks - Schweinelied
2435. Peter Hacks - Schwerer Himmel
2436. Peter Hacks - Scipio
2437. Peter Hacks - Sehnsucht
2438. Peter Hacks - Seit du dabist
2439. Peter Hacks - Selbsterkundung
2440. Peter Hacks - Shimmy in Grün
2441. Peter Hacks - So, scheidend von der Liebe Leiden

2442. Peter Hacks - Sommer
2443. Peter Hacks - Sonett
2444. Peter Hacks - Spross der Olive, mordendes Gerät
2445. Peter Hacks - Streiklied
2446. Peter Hacks - Süßer Ernst
2447. Peter Hacks - Tages Arbeit
2448. Peter Hacks - Taglied
2449. Peter Hacks - Tannhäuser
2450. Peter Hacks - Tastend
2451. Peter Hacks - Theaterrede
2452. Peter Hacks - Tiefe
2453. Peter Hacks - Tod Lumumbas
2454. Peter Hacks - Tränen
2455. Peter Hacks - Traumstadt
2456. Peter Hacks - Trip, trip, trop
2457. Peter Hacks - Über das Angeln von Meerweibern
2458. Peter Hacks - Über das Eingewöhnen von Meerweibern
2459. Peter Hacks - Über die Liebe zu Meerweibern
2460. Peter Hacks - Unter der Weide
2461. Peter Hacks - Unterm Mohrenmond, ein Solo-Duett
2462. Peter Hacks - Unterm Weißdorn
2463. Peter Hacks - Valse Flamande
2464. Peter Hacks - Vanitas
2465. Peter Hacks - Vaqueyra
2466. Peter Hacks - Verlorner Eifer
2467. Peter Hacks - Vernunftreiche Gartenentzückung
2468. Peter Hacks - Verschlossen ist des stillen Gartens Tor
2469. Peter Hacks - Versöhnungschor
2470. Peter Hacks - Viehaustrieb
2471. Peter Hacks - Vogelweihnacht
2472. Peter Hacks - Volksmoritat
2473. Peter Hacks - Von den Helden Irlands
2474. Peter Hacks - Von den Rechten des Weibes
2475. Peter Hacks - Vorbehalt und Hoffnung
2476. Peter Hacks - Wann geht endlich die Musik los
2477. Peter Hacks - Was kann mich noch bewegen
2478. Peter Hacks - Was meine Mutter, sagt sie, erlebte
2479. Peter Hacks - Was träumt der Teufel
2480. Peter Hacks - Wechsel
2481. Peter Hacks - Weidenblatt und Muskatblume
2482. Peter Hacks - Wenn Chronos schläft
2483. Peter Hacks - Westwärts ho
2484. Peter Hacks - Wie Sonnenschein im Märzen
2485. Peter Hacks - Wiese, grüne Wiese
2486. Peter Hacks - Wilhelm von Humboldt
2487. Peter Hacks - Wo sind die andern Weiber
2488. Peter Hacks - Zeitgedicht
2489. Peter Hacks - Zu Lessings Zeit
2490. Peter Hacks - Zuflüchte
2491. Peter Hacks - Zumirfinden mit Landschaft
2492. Peter Hacks - Zur Güte

2493. Peter Hacks - Zwei Erfinder
2494. Peter Hacks - Zwei Wälder
2495. Peter Hacks - Zwischen den Stühlen
2496. Peter Hamm - Zugabteil (Über die Raue Alb-I)
2497. Peter Handke - Angesichts des Zweigs vor dem Himmel
2498. Peter Handke - Die Verlassenheit
2499. Peter Handke - Niemand da
2500. Peter Härtling - Gedicht mit Mond
2501. Peter Härtling - Ich werfe deinen Schatten
2502. Peter Härtling - Sätze vor dem Gedicht
2503. Peter Härtling - Vielleicht ein Narr wie ich
2504. Peter Horst Neumann - Ein Leser
2505. Peter Huchel - Ich sah des Krieges Ruhm
2506. Peter Huchel - Thrakien
2507. Peter Huchel - Traum im Tellereisen
2508. Peter Huchel - Unter der blanken Hacke des Monds
2509. Peter Huchel - Wintersee
2510. Peter Maiwald - Bettellied
2511. Peter Maiwald - Das Etschelbetschel
2512. Peter Maiwald - Der Überlebende
2513. Peter Maiwald - Merkzettel
2514. Peter Maiwald - Mitteleuropa, verbessert
2515. Peter Maiwald - Schneewittchen
2516. Peter Maiwald - Volkslied
2517. Peter Maiwald - Was ein Kind braucht
2518. Peter Rosei - Eine Welt sagt
2519. Peter Rühmkorf - Chanson
2520. Peter Rühmkorf - Drei Variationen über das Zeitgedicht
2521. Peter Rühmkorf - Einfach werden - radikal
2522. Peter Rühmkorf - Fast pastörlich
2523. Peter Rühmkorf - Geplatzter Fototermin
2524. Peter Rühmkorf - Ich hatte dich
2525. Peter Rühmkorf - Mit unsern geretteten Hälsen
2526. Peter Rühmkorf - So müde, matt, kapude
2527. Peter Waterhouse - Fahrräder
2528. Peter Weiss - Telegramm zum Tod von Ernesto Che Guevara
2529. Philip von Zesen - Sich selbst besiegen
2530. Rafael Alberti - Aufforderung
2531. Rahel Varnhagen - Spanisch
2532. Rainer Brambach - Leben
2533. Rainer Brambach - Niemand wird kommen
2534. Rainer Brambach - Paul
2535. Rainer Brambach - Salz
2536. Rainer Kirsch - 2005
2537. Rainer Kirsch - Homo habilis novus
2538. Rainer Malkowski - Die Frage
2539. Rainer Malkowski - Im Paradies
2540. Rainer Malkowski - Schöne seltene Weide
2541. Rainer Maria Rilke - Abschied
2542. Rainer Maria Rilke - Advent
2543. Rainer Maria Rilke - Auferstehung

2544. Rainer Maria Rilke - Blaue Hortensie
2545. Rainer Maria Rilke - Das Karussell
2546. Rainer Maria Rilke - Der König von Münster
2547. Rainer Maria Rilke - Der Panther
2548. Rainer Maria Rilke - Der Tod der Geliebten
2549. Rainer Maria Rilke - Die Braut
2550. Rainer Maria Rilke - Die Liebende
2551. Rainer Maria Rilke - Du, der ich's nicht sage, dass ich bei Nacht
2552. Rainer Maria Rilke - Herbst
2553. Rainer Maria Rilke - Herbsttag
2554. Rainer Maria Rilke - Ich fürchte mich so vor des Menschen Wort
2555. Rainer Maria Rilke - Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen
2556. Rainer Maria Rilke - Ich liebe dich, du sanftestes Gesetz
2557. Rainer Maria Rilke - Liebes-Lied
2558. Rainer Maria Rilke - Nur wer die Leier schon hob
2559. Rainer Maria Rilke - Römische Fontaine (Villa Borghese)
2560. Rainer Maria Rilke - SIE WAR
2561. Rainer Maria Rilke - Stiller Freund der vielen Fernen
2562. Rainer Maria Rilke - Vorfrühling
2563. Rainer Maria Rilke - Wandelt sich rasch auch die Welt
2564. Ralf Rothmann - Nach dem Gelage
2565. Ralf Rothmann - Reklamation 2000
2566. Ralf Rothmann - Rundbrief
2567. Ralf Rothmann - Tod des Vaters
2568. Ralf Thenior - Alfons aus der Wundertütenfabrik
2569. Ralf Thenior - Einfache Dinge
2570. Ralf Thenior - Es geht weiter
2571. Raoul Schrott - (nach) Samuel Ha-Nagid Ibn Nagrila
2572. Raoul Schrott - Szenen der Jagd V
2573. Raphael Urweider - 26. April
2574. Raphael Urweider - braune staubkäfer
2575. Raphael Urweider - die vier hauptwinde
2576. Raphael Urweider - ob quinta oder quarta
2577. Regina Ullmann - Erwachen
2578. Regina Ullmann - Schönheit
2579. Regina Ullmann - Und stirbt sie auch
2580. Reiner Kunze - 2000 nach Christus
2581. Reiner Kunze - die mauer (zum 3. oktober 1990)
2582. Reiner Kunze - nachtmahl auf dem acker
2583. Reinhold Schneider - Allein den Betern kann es noch gelingen,
2584. Renate Rasp - Bildnis
2585. Renate Rasp - Genie
2586. Renato P. Arlati - Schatten
2587. Ricarda Huch - Bestimmung
2588. Ricarda Huch - Du kamst zu mir, mein Abgott, meine Schlange
2589. Ricarda Huch - Mich band die Liebe an den Pfahl der Pein
2590. Ricarda Huch - Wo hast du all die Schönheit hergenommen
2591. Richard Dehmel - Die stille Stadt
2592. Richard Dehmel - Frecher Bengel
2593. Richard Leising - Abendlied
2594. Richard Leising - Esse

2595. Richard Leising - Homo sapiens
2596. Richard Leising - Küste
2597. Richard Leising - Vom schnellen Mann
2598. Richard Pietraß - Antwerper Sonntag
2599. Richard Pietraß - Horoskop
2600. Richard Pietraß - Mein Engel
2601. Richard Pietraß - Suppenruf
2602. Richard und Paula Dehmel - Die Schaukel
2603. Richard Wagner - Curriculum
2604. Richard Wagner - Erinnerung an ein Hotel in Krefeld
2605. Rio Reiser - Zauberland
2606. Robert Gernhardt - Alles oder nichts
2607. Robert Gernhardt - Alles über den Künstler
2608. Robert Gernhardt - Der Forscher und die Schlange
2609. Robert Gernhardt - Die Lust kommt
2610. Robert Gernhardt - Die Nachbarin
2611. Robert Gernhardt - Er und Ich
2612. Robert Gernhardt - Erdgebet
2613. Robert Gernhardt - Fahrt ins Dunkel
2614. Robert Gernhardt - Gut und lieb
2615. Robert Gernhardt - Guter Rat
2616. Robert Gernhardt - Hiob im Diakonissenkrankenhaus
2617. Robert Gernhardt - My Generation
2618. Robert Gernhardt - Nachdem er durch Metzingen gegangen war
2619. Robert Gernhardt - Ottos Mops ond so fort
2620. Robert Gernhardt - Philosophie-Geschichte
2621. Robert Gernhardt - Plädoyer
2622. Robert Gernhardt - Wer bin ich
2623. Robert Gernhardt-Bernstein-Waechter - Ein Zwischenfall
2624. Robert Schindel - Anderwärts und unterwegs
2625. Robert Schindel - Sehnliedchen
2626. Robert Schindel - Vor und fort
2627. Robert Walser - Schnee
2628. Robert Walser - Trug
2629. Robert Walser - Wie immer
2630. Robert Walser - Will eine feine Frau man sein
2631. Rolf Bossert - Das Ungetier
2632. Rolf Bossert - Fragen eines lesenden Maulwurfs
2633. Rolf Bossert - Gartenlokal
2634. Rolf Bossert - Heimweg
2635. Rolf Dieter Brinkman - Einen jener klassischen
2636. Rolf Dieter Brinkmann - Gedicht
2637. Rolf Dieter Brinkmann - Schnee
2638. Rolf Dieter Brinkmann - Trauer auf dem Wäschedraht im Januar
2639. Rolf Dieter Brinkmann - Über das einzelne Weggehen
2640. Rolf Dieter Brinkmann - Wie ein Pilot. Populäres Gedicht Nr. 13
2641. Rolf Haufs - Auf einem Bein
2642. Rolf Haufs - Drei Strophen
2643. Rolf Haufs - Ein für allemal
2644. Rolf Haufs - Ein Jahr fast um
2645. Rolf Haufs - Tag im März

2646. Rolf Lappert - Einfache Frage
2647. Roman Ritter - Der Vogel
2648. Ron Winkler - Anschauung to go
2649. Ron Winkler - Der Sachverhalt Regen
2650. Ror Wolf - Der Gung
2651. Ror Wolf - Fußball-Sonett Nr. 4
2652. Ror Wolf - hans waldmanns erste worte
2653. Ror Wolf - Klöße und Gesang
2654. Ror Wolf - vier herren
2655. Ror Wolf - vorstellung der beteiligten
2656. Rose Ausländer - Damit kein Licht uns liebe
2657. Róža Domašcyna - Als ich klein war
2658. Róža Domašcyna - Vokalintermezzo
2659. Rudolf Alexander Schröder - Lebenslauf
2660. Rudolf Alexander Schröder - Schatten
2661. Rudolf Hagelstange - Denn Furcht beherrscht seit langem Eure Tage
2662. Rudolf Otto Wiemer - Empfindungswörter
2663. Rudolf Otto Wiemer - hilfsverben
2664. Rudolf Otto Wiemer - Partizip Perfekt
2665. Rudolf Otto Wiemer - Starke und schwache Verben
2666. Rudolf Otto Wiemer - Zeitsätze
2667. Sabine Küchler - Seetiere
2668. Sabine Naef - du verlierst dich an jeder straßenecke
2669. Sabine Schiffner - Das Familienwunder
2670. Sabine Schiffner - ein hochzeitsgedicht
2671. Sabine Techel - Kriegslied
2672. Said - Psalm (1)
2673. Said - Psalm (2)
2674. Sandra Trojan - Hausszene
2675. Sandra Trojan - Wenn ich in Bienen spreche
2676. Sarah Kirsch - Allerleirauh
2677. Sarah Kirsch - Das schöne Tal
2678. Sarah Kirsch - Die Luft riecht schon nach Schnee
2679. Sarah Kirsch - Fahrt I
2680. Sarah Kirsch - Im Sommer
2681. Sarah Kirsch - Keltisch
2682. Sarah Kirsch - Neue Landkarten
2683. Sarah Kirsch - Nördlicher Juni
2684. Sarah Kirsch - Rückenwind
2685. Sarah Kirsch - Schneelied
2686. Sarah Kirsch - Schwarze Bohnen
2687. Sarah Kirsch - Wintergarten I
2688. Selma Meerbaum - Sonett
2689. Sibylla Schwarz - Mein Alles ist dahin
2690. Sigmund von Birken - Das Hertz ist weit...
2691. Silja Walter - Im Regen
2692. Silke Scheuermann - Die Alpen werden geschlossen
2693. Silke Scheuermann - Die Existenz benachbarter Welten
2694. Silke Scheuermann - Nicht im Zoo
2695. Silke Scheuermann - Polonaise mit Traumliebhabern

2696. Silke Scheuermann - Requiem für einen gerade erst eroberten Planeten mit intensiver Strahlung
2697. Simon Dach - Perstet amicitiae semper venerabile faedus!
2698. Simone Borowiak - Bleib sauber!
2699. Simone Borowiak - Ein Spirituosenleben
2700. Sophie Mereau - Die Nachtigall
2701. Stefan Döring - von der hand in den hund
2702. Stefan George - Fenster wo ich einst mit dir
2703. Stefan George - Geführt vom sang
2704. Stefan George - Ich bin der Eine und bin Beide
2705. Stefan George - Ihr tratet zu dem herde
2706. Stefan George - IHR wisst nicht wer ich bin
2707. Stefan George - Im windes-weben
2708. Stefan George - komm in den totgesagten park
2709. Stefan George - Langsame stunden überm fluss
2710. Stefan George - Nicht ist weise bis zur lezten frist
2711. Stefan George - Sieh mein kind, ich gehe
2712. Stefan George - Vogelschau
2713. Stefan George - Wenn ich heut nicht deinen leib berühre
2714. Stefan George - Wir schreiten auf und ab
2715. Steffen Jacobs - Alp
2716. Steffen Jacobs - Jardin Nouveau
2717. Steffen Jacobs - Star Wars oder
2718. Steffen Jacobs - Werbung
2719. Steffen Popp - Fenster zur Weltnacht
2720. Stephan Turowski - Im neuen Stil
2721. Stephan Turowski - Natur
2722. Sybil Volks - Serpentinen-Terzinen
2723. Theo Weinobst - Lebenslauf
2724. Theodor Däubler - Dämmerung
2725. Theodor Däubler - Diadem
2726. Theodor Däubler - Einsam
2727. Theodor Däubler - Flügellahmer Versuch
2728. Theodor Däubler - Oft
2729. Theodor Däubler - Was
2730. Theodor Fontane - Archibald Douglas
2731. Theodor Fontane - Ausgang
2732. Theodor Fontane - Barbara Allen
2733. Theodor Fontane - Die Brück’ am Tay
2734. Theodor Fontane - Die Frage bleibt
2735. Theodor Fontane - Ein neues Buch, ein neues Jahr
2736. Theodor Fontane - Es kribbelt und wibbelt weiter
2737. Theodor Fontane - Gorm Grymme
2738. Theodor Fontane - Großes Kind
2739. Theodor Fontane - Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland
2740. Theodor Fontane - John Maynard
2741. Theodor Fontane - Mein Leben
2742. Theodor Fontane - Publikum
2743. Theodor Fontane - Würd’ es mir fehlen, würd’ ich’s vermissen
2744. Theodor Kramer - Abendmahl
2745. Theodor Kramer - Abschied von einem ausreisenden Freund

2746. Theodor Kramer - An einem schönen Herbsttag möcht ich sterben …
2747. Theodor Kramer - Andre, die das Land so sehr nicht liebten
2748. Theodor Kramer - Auf Stör
2749. Theodor Kramer - Begräbnis der Alten
2750. Theodor Kramer - Bericht vom Zimmerhändler Elias Spatz
2751. Theodor Kramer - Das Bett
2752. Theodor Kramer - Das Kartenspiel
2753. Theodor Kramer - Der Bäckerbub
2754. Theodor Kramer - Der Besuch
2755. Theodor Kramer - Der Bettgeher
2756. Theodor Kramer - Der Dornwald
2757. Theodor Kramer - Der Halter
2758. Theodor Kramer - Der Heimgekehrte
2759. Theodor Kramer - Der Ofen von Lublin
2760. Theodor Kramer - Der reiche Sommer
2761. Theodor Kramer - Der Schusterkneip
2762. Theodor Kramer - Der Taglöhner
2763. Theodor Kramer - Der Wagner
2764. Theodor Kramer - Der Weinhändler
2765. Theodor Kramer - Der Zehnte
2766. Theodor Kramer - Der Zimmermaler
2767. Theodor Kramer - Die alten Geliebten
2768. Theodor Kramer - Die Gaunerzinke
2769. Theodor Kramer - Die letzte Straße
2770. Theodor Kramer - Die Rente
2771. Theodor Kramer - Die schwarze Kondukteurin I+II
2772. Theodor Kramer - Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan
2773. Theodor Kramer - Die zwei Gehetzten
2774. Theodor Kramer - Donauschiffer
2775. Theodor Kramer - Durch den Nebel
2776. Theodor Kramer - Durchs Dunkel draußen fährt im Sturm der März
2777. Theodor Kramer - Ein Weihnachten
2778. Theodor Kramer - Es ist noch nichts braun außer Stoppeln und Krume …
2779. Theodor Kramer - Es ist schön
2780. Theodor Kramer - Feierabend
2781. Theodor Kramer - Für die die ohne Stimme sind
2782. Theodor Kramer - Gemeindekind
2783. Theodor Kramer - Genesen - verhaftet
2784. Theodor Kramer - Haue, Grabscheit, Krampen
2785. Theodor Kramer - Herr Polier!
2786. Theodor Kramer - Im Burgenland
2787. Theodor Kramer - Im Lössland
2788. Theodor Kramer - In schwerer Stunde gehn
2789. Theodor Kramer - Komm und rück zu mir Marie
2790. Theodor Kramer - Korn im Marchfeld
2791. Theodor Kramer - Lass still bei dir mich liegen
2792. Theodor Kramer - Letzte Wanderschaft
2793. Theodor Kramer - Lied am Bahndamm
2794. Theodor Kramer - Lob der Verzweiflung
2795. Theodor Kramer - März
2796. Theodor Kramer - Mostnacht in Eisenstadt

2797. Theodor Kramer - Nicht fürs Süße nur fürs Scharfe
2798. Theodor Kramer - Pfingsten für zwei alte Leute
2799. Theodor Kramer - Requiem für einen Faschisten
2800. Theodor Kramer - Selbstporträt 1946
2801. Theodor Kramer - Steinbrecher
2802. Theodor Kramer - Stundenlied
2803. Theodor Kramer - Traubenjahr
2804. Theodor Kramer - Trinklied vorm Abgang
2805. Theodor Kramer - Vagabund
2806. Theodor Kramer - Verbannt aus Österreich
2807. Theodor Kramer - Vom Himmel von London
2808. Theodor Kramer - Vom Jung-Sein-Wollen
2809. Theodor Kramer - Von den ersten Fahrrädern im Marchfeld
2810. Theodor Kramer - Von den ersten Tagen in London
2811. Theodor Kramer - Von der Schande
2812. Theodor Kramer - Wann immer ein Mann trifft auf einen …
2813. Theodor Kramer - Was hast du Liebster, heute Nacht
2814. Theodor Kramer - Weinlese
2815. Theodor Kramer - Wenn du schon schläfst
2816. Theodor Kramer - Wenn ein Pfründner einmal Wein will
2817. Theodor Kramer - Wer läutet draußen an der Tür
2818. Theodor Kramer - Wien, Fronleichnam 1939
2819. Theodor Kramer - Winterhafen
2820. Theodor Kramer - Zur halben Nacht
2821. Theodor Storm - Abends
2822. Theodor Storm - Abseits
2823. Theodor Storm - Auf Erden stehet nichts
2824. Theodor Storm - Die Stadt
2825. Theodor Storm - Ein grünes Blatt
2826. Theodor Storm - Geflüster der Nacht
2827. Theodor Storm - Herbst
2828. Theodor Storm - Hyazinthen
2829. Theodor Storm - Knecht Ruprecht
2830. Theodor Storm - Lied des Harfenmädchens
2831. Theodor Storm - Märznacht
2832. Theodor Storm - Meeresstrand
2833. Theodor Storm - Trost
2834. Theodor Storm - Und war es auch ein großer Schmerz
2835. Theodor Storm - Weihnachtslied
2836. Thomas Bernhard - Der Bucklige mit dem Wassereimer
2837. Thomas Bernhard - In einen Teppich aus Wasser
2838. Thomas Bernhard - Mein Gebet..
2839. Thomas Bernhard - Wo bist du Herr
2840. Thomas Böhme - Das Konfetti der Kirschbäume
2841. Thomas Böhme - Ein Lumpensammler
2842. Thomas Brasch - Der schöne 27. September
2843. Thomas Brasch - Lied von Pest und Wissenschaft
2844. Thomas Brasch - Lied
2845. Thomas Brasch - Schlaflied für K
2846. Thomas Brasch - Was ich habe, will ich nicht verlieren
2847. Thomas Brasch - Wer durch mein Leben will

2848. Thomas Bütow - Der Markt hat angefangen
2849. Thomas Gsella - Der Deutsche
2850. Thomas Gsella - Papa-a - Ja, mein Kind (1)
2851. Thomas Gsella - Papa-a - Ja, mein Kind (2)
2852. Thomas Gsella - Papa-a - Ja, mein Kind (3)
2853. Thomas Kling - Hombroich Elegie (10)
2854. Thomas Kling - Hombroich-Elegie (14)
2855. Thomas Kling - Steinobst, Mirabelle
2856. Thomas Kling - wespen
2857. Thomas Mann - Ich bin ein rechtes Rabenaas
2858. Thomas Rosenlöcher - Am frühen Morgen
2859. Thomas Rosenlöcher - An die Klopapierrolle
2860. Thomas Rosenlöcher - Auf einen Lastkraftwagen
2861. Thomas Rosenlöcher - Das Echo
2862. Thomas Rosenlöcher - Der Garten
2863. Thomas Rosenlöcher - Der Klappstuhl
2864. Thomas Rosenlöcher - Die Neonikone
2865. Thomas Rosenlöcher - Rettender Engel
2866. Ulf Miehe - Eine Sorte von Vätern
2867. Uljana Wolf - Kinderlied
2868. Ulla Hahn - Allein
2869. Ulla Hahn - Genug
2870. Ulla Hahn - Ich bin die Frau
2871. Ulla Hahn - Im Märzen
2872. Ulrich Koch - Ablied für S.
2873. Ulrike Almut Sandig - im märzwald
2874. Ulrike Almut Sandig - kann sein, dass wir bleiben....
2875. Ulrike Almut Sandig - Übung fürs Wegsein
2876. Ulrike Almut Sandig - war einmal
2877. Ulrike Draesner - hyazinthenkolik
2878. Ulrike Draesner - musenpressen
2879. Unica Zürn - Aus dem Leben eines Taugenichts
2880. Unica Zürn - Das Leben, ein schlechter Traum
2881. Unica Zürn - Ich weiss nicht, wie man die Liebe macht
2882. Urs Widmer - Gebet
2883. Ursula Krechel - Als dann
2884. Ursula Krechel - Aufs Eis
2885. Ursula Krechel - Falb
2886. Ursula Krechel - Kalten Blutes
2887. Ursula Krechel - Nachtrag
2888. Ursula Krechel - Rede, Herz
2889. Ursula Krechel - Wie ihm der Schnabel gewachsen ist
2890. Uwe Kolbe - Halle-Lureley 2
2891. Uwe Kolbe - Hineingeboren
2892. Uwe Kolbe - Nacht
2893. Uwe Kolbe - Sternsucher
2894. Uwe Kolbe - Vater und Sohn
2895. Uwe Timm - Erziehung
2896. Victor Blüthgen - Seifenblasen
2897. Viktor Augustin - Oben ist das Leben bunt
2898. Volker Braun - Aus dem dogmatischen Schlummer geweckt

2899. Volker Braun - Das Eigentum
2900. Volker Braun - Das Lehen
2901. Volker Braun - DIE UTOPIE
2902. Volker Sielaff - Diesen Winter
2903. Volker von Törne - Amtliche Mitteilung
2904. W. G. Sebald - Merkzettel
2905. Walt Whitman - O Captain! My Captain!
2906. Walter Helmut Fritz - Die Zuverlässigkeit der Unruhe
2907. Walter Helmut Fritz - Geblieben war ein Fenster
2908. Walter Höllerer - Der lag besonders mühelos am Rand
2909. Walter Mehring - An den Kanälen
2910. Walter Mehring - Aufmarsch der Großstadt
2911. Walter Mehring - Denn Aller Anfang ist schwer
2912. Walter Mehring - Die Kartenhexe
2913. Walter Mehring - Die Reklame bemächtigt sich des Lebens …
2914. Walter Mehring - Oratorium von Krieg, Frieden und Inflation
2915. Walter Mehrung - Achtung Gleisdreieck!!
2916. Walter Serner - Manschette 7
2917. Walther von der Vogelweide - Ich hab mein Lehen
2918. Walther von der Vogelweide - Wacht auf!
2919. Walther von der Vogelweide - Wer gab dir liebe, die gewalt
2920. Werner Finck - Meines Lebens A und Z
2921. Werner Finck - Neulich trat ein Fräulein an mein Bette
2922. Werner Finck - Surrealistischer Vierzeiler
2923. Werner Lutz - Einer lacht gegen die Dunkelheit an
2924. Werner Lutz - Wenn ich gehe
2925. Werner Riegel - Ich atme Frucht
2926. Werner Schmidli - Gebet eines Kindes vor dem Spielen
2927. Werner Söllner - Alter Mann am Nachmittag
2928. Werner Söllner - Was bleibt
2929. Wilhelm Busch - Ach, ich fühl’ es
2930. Wilhelm Busch - Als ich ein kleiner Bube war
2931. Wilhelm Busch - Bewaffneter Friede
2932. Wilhelm Busch - Bis auf weiteres
2933. Wilhelm Busch - Bös und gut
2934. Wilhelm Busch - Die Liebe war nicht geringe
2935. Wilhelm Busch - Dilemma
2936. Wilhelm Busch - Es sitzt ein Vogel auf dem Leim
2937. Wilhelm Busch - Glückspilz
2938. Wilhelm Busch - Hans Huckebein
2939. Wilhelm Busch - Ich kam in diese Welt herein
2940. Wilhelm Busch - Mein kleinster Fehler ist der Neid
2941. Wilhelm Busch - Mein Lebenslauf
2942. Wilhelm Busch - Naturgeschichtliches Alphabet für größere Kinder
2943. Wilhelm Busch - Sahst du das wunderbare Bild von Brouwer
2944. Wilhelm Busch - Seelenwanderung
2945. Wilhelm Busch - Tröstlich
2946. Wilhelm Busch - Unfrei
2947. Wilhelm Busch - Wirklich, er war unentbehrlich
2948. Wilhelm Busch - Zu Neujahr
2949. Wilhelm Klemm - Abrüstung

2950. Wilhelm Klemm - Philosophie
2951. Wilhelm Lehmann - An meinen ältesten Sohn
2952. Wilhelm Lehmann - In Solothurn
2953. Wilhelm Müller - Der Leiermann
2954. Wilhelm Müller - Der Lindenbaum
2955. Wilhelm Müller - Einsamkeit
2956. Wilhelm Müller - Erstarrung
2957. Wilhelm Müller - Letzte Hoffnung
2958. William Wordsworth - The Daffodils
2959. Winfried Hönes - Wortsalat
2960. Winfried Kraft - Paulus schrieb an die Apostel...
2961. Wladimir Majakowski - Linker Marsch
2962. Wladimir Majakowski - Vorwärts, Bolschewik (Läuselied)
2963. Wladimir Majakowski - Wolkenkratzer im Längsschnitt
2964. Wladimir Majakowski - Zeitmarsch
2965. Wolf Biermann - Bildnis einer jungen Frau
2966. Wolf Biermann - Himmelfahrt in Berlin
2967. Wolf Biermann - Und als wir ans Ufer kamen
2968. Wolf von Niebelschütz - Vergangene Liebe
2969. Wolf Wondratschek - Als Alfred Jarry merkte
2970. Wolf Wondratschek - Angenehm diese Wohnung
2971. Wolf Wondratschek - Endstation
2972. Wolf Wondratschek - Gedicht
2973. Wolf Wondratschek - Weihnacht
2974. Wolfdietrich Schnurre - Kassiber
2975. Wolfgang Amadeus Mozart - Du wirst im Ehestand viel erfahren
2976. Wolfgang Bächler - Ausbrechen
2977. Wolfgang Bächler - Der Kirschbaum
2978. Wolfgang Bächler - So fern
2979. Wolfgang Borchert - Der Vogel
2980. Wolfgang Hilbig - Gleichnis
2981. Wolfgang Hilbig - Matière de la poésie
2982. Wolfgang Hilbig - rondo
2983. Wolfgang Neuss - Das Beste
2984. Wolfgang Neuss - Gereimte Destruktion
2985. Wolfgang Oenning - Schreibfehler
2986. Wolfgang Weyrauch - Aber wie
2987. Wolfgang Weyrauch - Als wir in die Klinik gegangen waren
2988. Wolfgang Weyrauch - Ich bin ein A
2989. Wolfgang Weyrauch - Lebenslauf
2990. Wolfgang Weyrauch - Mein Gedicht
2991. Wolfgang Weyrauch - Signale
2992. Yaak Karsunke - Das Zebra
2993. Yaak Karsunke - vom schnellen mann 2
2994. Yvan Goll - Die Produkte der Nacht
2995. Yvan Goll - Electric
2996. Yvan Goll - Ich will nichts weiter sein
2997. Yvan Goll - Nun kann ich nie mehr einsam sein
2998. Yvan Goll - Schlaf krankes Kind
2999. Yvan Goll - Siebensam
3000. Zafer Şenocak - einst suchte ich eine staatenlose Stadt

**Unbekannter Dichter**

An einen Boten
*(aus: Des Knaben Wunderhorn)*

Wenn du zu meim Schätzel kommst,
Sag: Ich ließ sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mirs geht?
Sag: auf beyden Füßen.
Wenn sie fraget: ob ich krank?
Sag: ich sey gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag: ich käme morgen.

*Der Heimkehrer, der hier einem Boten einen heiklen Auftrag erteilt, scheint makabre Scherze zu lieben. Vielleicht ist es ein in die Heimat zurückkehrender Soldat, der kundtun will, dass er unversehrt, „auf beyden Füßen“, das Gemetzel überstanden hat. Seltsamerweise schließt sein Auftrag mit ein, die Liebste, das „Schätzel“, in Furcht und Schrecken zu versetzen. Denn der Heimkehrer lässt ja die Nachricht von seinem vorzeitigen Ableben überbringen.*

Das schlichte, durch die Wiederholungen der Anfangswörter straff strukturierte Lied, das Achim von Arnim und Clemens Brentano 1806 in ihre Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ aufnahmen, stammt vermutlich von dem westfälischen Historiker und Dichters Justus Möser (1720-1794) und ist um 1778 entstanden. Einige Jahre später hat es sich der berühmte englische Dichter Samuel Taylor Coleridge (1772-1834) als „Westphalian Song“ anverwandelt.

**Unbekannter Dichter**
*(Volkspoesie)*
Auf dem Berge Sinai

Auf dem Berge Sinai
Wohnt der Schneider Kikriki.
Seine Frau, die Margarete,
Saß auf dem Balkon und nähte.
Fiel herab, fiel herab,
Und das linke Bein brach ab.
Kam der Doktor angerannt
Mit der Nadel in der Hand,
Näht es an, näht es an,
Dass sie wieder laufen kann.

19. Jahrhundert

*So harmlos und possierlich, wie die fließenden Abzählreime vermuten lassen, ist dieser denkwürdige Kinderreim aus dem 19. Jahrhundert nicht. Das Gedicht vom »Schneider Kikriki« und seiner verunfallten Frau Margarete hat ja schon einen ungewöhnlichen Schauplatz: den heiligen Berg Israels, auf dem Moses nach alttestamentarischer Vorstellung die Zehn Gebote empfing.*

Es handelt sich um eine makabre Geschichte mit wundersamem Ausgang. Der explizit jüdische Kontext wird dabei in das Szenario einer Art Wunderheilung verschoben. In seinen zahllosen Varianten entfernt sich der Kinderreim immer mehr von seinem Ausgangspunkt, dem schrillen Vergleich von medizinischer Kunst und Schneider-Handwerk. In einer sächsischen Variante des Gedichts werden obszöne (»knöppt'r seine Hosen auf«) und antiklerikale Motive in den Text implantiert.

**Unbekannter Verfasser**

Auf der schwäbschen Eisebahne

Auf der schwäbschen Eisebahne
Kommt der Chruschtschow angefahre
Mit zwei Bomben unterm Arm
Das bedeutet Kriegsalarm
Alle rennen in den Keller
Adenauer noch viel schneller
Und der kleine Willy Brandt
Kommt durch ganz Berlin gerannt

nach 1960

*In eine künftige Sozialgeschichte der Literatur des 20. Jahrhunderts sollte auch ein Kapitel über den politisch inspirierten Kinderreim integriert werden. Gerade der immer neu aktualisierte Kinderreim beobachtet gerne die Veränderungen auf der politischen Bühne, meist aus der Froschperspektive. Der politische Kinderreim neigt dabei zur Majestätsbeleidigung und Wehrkraftzersetzung, zur Hosen-, Bett- und Nest-Beschmutzung.*

So hat ein unbekannter Verfasser Mitte der 1960er Jahre ein altes schwäbisches Volkslied von 1853 politisch umgedeutet: Die Akteure des Kalten Krieges werden zu Gegenständen des Spotts. Solche überraschenden Exempel volkspoetischer Aufmüpfigkeit hat Peter Rühmkorf in seiner sagenhaften Anthologie *Über das Volksvermögen* (1967) gesammelt.

**Unbekannter Dichter**

Auf einem Omnibus

Auf einem Omnibus,
da saß ein Optikus,
der hatte Lackstiefel an.
Und ganz daneben an,
da saß ein Wandersmann,
der hatte Transtiefel an.
Da sprach der Optikus:
Es ist 'ne harte Nuss,
dass man Tran riechen muss.
Da sprach der Wandersmann:
Das geht Sie gar nichts an,
ein jeder stinkt,
so gut er kann.

**Unbekannter Dichter**

Da droben auf dem Berge
*(Kinderreim)*

Da droben auf dem Berge
Da ist der Teufel los
Da zanken sich vier Zwerge
Um einen Kartoffelkloß
Der erste will ihn haben
Der zweite lässt nicht los
Der dritte fällt in' Graben
Dem vierten platzt die Hos

*Der Kinderreim ist seit dem Mittelalter die einzige poetische Form, deren Nutzwert außer Frage steht. Denn diese ebenso einfachen wie einprägsamen Sageweisen und Beschwörungsformeln werden gebraucht - zur sozialen Orientierung im geselligen Spiel und zur Selbstverständigung. Im Sprachspiel sind anarchische Begebenheiten möglich - wie hier in der turbulenten Erzählung vom Zwergen-Streit um einen Kartoffelkloß.*

Erstmals nachgewiesen ist dieser Kindervers im 18. Jahrhundert, wobei unterschiedlichste Varianten existieren. Einmal sind es nur zwei, dann wieder fünf Zwerge, die den hitzigen Streit um ein begehrtes Lebensmittel ausfechten. In der Version mit „fünf Zwergen" wird das Gedicht auch als pädagogisch sinnvolles „Fingerspiel" genutzt. Der Ausgangsvers „Da droben auf dem Berge" eröffnet viele Kinder- und Marienlieder, die bereits in der legendären Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" zu finden sind.

**Unbekannter Dichter**
Der Falk

Ein Falk bin ich, klug und fein,
Behutsamkeit soll mein Gesang sein.
Willst du dein Auge in dich selber kehren,
Wird Gottes Gnad' sich in dir mehren
Und in dir aufgehn wie das Morgenrot;
Gott hilft dir hier und dort aus aller Not
Und lässt dich in den himmlischen Auen
Das ewige Wort in seiner Klarheit schauen.

14. Jahrhundert

aus den Sinngedichten der Schwestern von St. Katharina

*Der Tradition der deutschen Mystik folgend, entstanden im 14. Jahrhundert in diversen Ordensklöstern volkssprachliche Bekenntnis- und Offenbarungstexte, die den religiösen Alltag und die Gnadenerlebnisse der Schwestern zum Thema haben. So besingen die Schwestern des Dominikanerinnenklosters St. Katharina in St. Gallen in ihren Rollengedichten die Herrlichkeit der Natur - und diese Naturfrömmigkeit verbindet sich mit einem innigen Gotteslob:*

In Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Mystik wird diese Offenbarungsliteratur als eine Form des Gebets beschrieben: „Für die Schwestern des beschaulichen Lebens hatte jede Blume auf dem Felde, jeder Fisch im Wasser, jeder Vogel in der Luft eine Stimme, um irgendeine Tugend zu verkünden und die Berufenen stets an ihr ewiges Ziel und Ende zu ermahnen."

**Unbekannter Dichter**

Der Kuckuck ist ein braver Mann

Der Kuckuck ist ein braver Mann,
der sieben Frauen halten kann.
Die erste fegt die Stube aus,
die zweite bringt den Unflat raus,
die dritte nimmt den Flederwisch
und fegt dem Kuckuck seinen Tisch.
Die vierte holt ihm Brot und Wein,
die fünfte schenkt ihm fleißig ein,
die sechste macht ihms Bette warm,
die siebente schläft in seinem Arm.

*Ein sehr eigenbrötlerischer Vogel wird in einem Volkslied des 19. Jahrhunderts als Pascha vorgestellt - ist das ein Versuch, im Gewand einer Volkslegende die promiskuitive Liebe zu legitimieren? Denn dem Kuckuck, der in der biologischen Wirklichkeit als Einzelgänger unterwegs ist und nur kurzzeitige Paarbildung betreibt, wird hier nicht nur als Herrscher über sieben Frauen beschrieben, sondern auch noch als „braver Mann“.*

Man wird den Verdacht nicht los, dass hier auf leisen Sohlen eine alte Patriarchats-Fantasie Einzug hält. Es gibt in verschiedenen Mythologien die Vorstellung vom Ritter Blaubart oder ähnlichen zwiespältigen Helden, die einen Harem von sieben Frauen um sich scharen (vgl. Lyrikkalender v. 12.7.2006). Dieses Bild wird hier in eine harmlos daherkommende Märchen-Logik übertragen. Volkslieder dieser Art wurden von dem Dichter und Lautensänger Robert Kothe (1869-1947) für die „Wandervogel“-Bewegung reaktiviert.

**Unbekannter Dichter**

Der Lorscher Bienensegen

Christ, der Schwarm ist heraus!
Kommt im Frieden des Herren
Setz dich, setz dich, Biene,
Erlaubt zu gehen sei dir nicht,
Dass du mir nicht entwischst
Sitz ganz still,

Nun fliegt, meine Tiere, hierher:
heil in Gottes Schutz heim!
so gebot dir Sancta Maria.
hin zum Walde flieg du nicht!
und du mir nicht entschwindest!
tu, wie’s Gott will!

*Die deutsche Dichtung beginnt im zehnten Jahrhundert mit einer Fülle von kürzeren Texten, die man aufgrund ihres naturmagischen Inhalts und ihrer appellativ-beschwörenden Form als „Zaubersprüche“ klassifiziert hat. Der „Lorscher Bienensegen“ ist eins der ältesten Zeugnisse eines gereimten althochdeutschen Gedichts. Das Gedicht beginnt mit einem Schreckensruf: Der unbekannte Autor bittet einen ausgeflogenen Bienenschwarm, möglichst unversehrt heimzukehren.*

Die Produkte der Honigbiene waren für den mittelalterlichen Menschen ein kostbarer, unverzichtbarer Stoff. So erklärt sich auch die Anrufung von Christus, die hier nicht in Form eines Gebets, sondern in einem dringlichen Appell erfolgt. Der Text ist im benediktinischen Reichskloster Lorsch nördlich von Heidelberg entstanden. Der anonyme Verfasser, der im althochdeutschen Original erstmals unreine Endreime verwendet, hat den Spruch auf die freie Stelle eines Pergamentsblatts geschrieben, das sich in einer Predigtsammlung des Kirchenvaters Augustinus befand.

**Unbekannter Dichter**

Die ABC-Schützen
*(aus: Des Knaben Wunderhorn)*

Rathe, was ich habe vernommen,
Es sind achtzehn fremde Gesellen ins Land gekommen,
Zu mahlen schön und säuberlich,
Doch keiner einem andern glich,
All ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen,
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn,
Das waren hochgelehrte Leut,
Der erst erstaunt, reißts Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuselein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der Fünft gar wie ein Uhu thut,
Das waren ihre Künste gut,
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

*Was sind das für seltsam stumme „Gesellen“, die hier ein nicht näher genanntes „Land“ besiedeln und fünf Dolmetscher zur Übermittlung ihrer Anliegen brauchen? Der Titel des Rätsel-Gedichts aus dem 16. Jahrhundert liefert den entscheidenden Hinweis. Es handelt sich bei den wundersamen Reisenden um die Buchstaben des Alphabets. Dieses Rätsel-Gedicht nahmen Achim von Arnim und Clemens Brentano in den dritten Band ihrer Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1808) auf; es firmiert dort unter „Kinderlieder“.*

Aber die Zahl der stimmlosen und stimmhaften Konsonanten (achtzehn) und ihrer „Dolmetscher“, der fünf Vokale A-E-I-O-U („Der Fünfte war wie ein Uhu thut“) scheint nicht mit der Zahl unseres neuhochdeutschen Alphabets übereinzustimmen. Das erklärt sich aus der Tatsache, dass die achtzehn Konsonanten und fünf Vokale vom lateinischen Alphabet her abgeleitet sind, in dem „J“, „V“ und „Y“ nicht vorhanden sind. Das lateinische Original-Gedicht wurde vermutlich von dem Humanisten Johannes Lorichius (ca. 1520-1569) ins Deutsche übertragen.

**Unbekannter Verfasser**

Die Hand

Sieh, sieh du böses Kind!
Was man hier merklich findt,
Die Hand, die nicht verweßt,
Weil der, des sie gewest,
Ein ungerathnes Kind,
Drum bessre dich geschwind.

Den Vater schlug der Sohn,
Drum hat er dies zum Lohn,
Er schlug ihn mit der Hand,
Nun siehe seine Schand,
Die Hand wuchs aus der Erd,
Ein ew'ger Vorwurf währt.

1741

aus: *Des Knaben Wunderhorn*

*In den „alten deutschen Liedern", die Clemens Brentano und Achim Arnim 1805 zur ihrer populären Sammlung* Des Knaben Wunderhorn *zusammentrugen, befanden sich auch Verse, die weniger der kultivierten Erbauung als vielmehr der pädagogischen Abschreckung dienten. Ein solches grausames Kinderlied fanden die Herausgeber in einem Legendenbuch aus dem Jahr 1741.*

Die Geschichte von der unverwesten Hand geht auf eine Legende des frühen 18. Jahrhunderts zurück, der zufolge ein junges Mädchen in Bödefeld (Sauerland) ein Tabu verletzte: Es schlug „in bösem Zorn" seine Mutter. Bald darauf, so die Fama, sei das Mädchen gestorben und beerdigt worden. An den folgenden Tagen sei die Hand der Täterin immer wieder aus dem Grabe herausgewachsen. Daraus zog die Kirche die moralische Conclusio, dass Gott hier eine dringende Warnung an alle Kinder gerichtet habe, sich nicht an den Eltern zu vergreifen.

**Unbekannter Dichter**

Die Wasserstelze
*(aus den Sinngedichten der Schwestern von St. Katharina)*

Ein Wasserstelzlein ist mein Nam',
Die Mäßigkeit ist mein Gesang;
Ich will dich lehren nüchtern sein,
Zuweilen Wasser trinken für den Wein;
Doch sollst du es zu streng nicht machen,
Dass du zuweilen noch magst lachen,
Und geht die Andacht nicht, wie du gedacht,
So denk: aus Wasser hat ja Jesus Wein gemacht!

*Ein kleiner schlanker Vogel, der sich gerne an Gewässern herumtreibt, wird hier zum Wunder der Schöpfung und zum Muster tugendhafter Mäßigung. Verfasserin des Gedichts ist eine geistliche Dichterin des Mittelalters, deren zarte Naturzugewandtheit sich einer unerschütterbaren Frömmigkeit verdankt.*
*Solche Gedichte einer innigen Verknüpfung von Natur und Gotteserfahrung entstanden ab 1225 in den Gemeinschaften der sogenannten Beginen, die in geschlossenen Klöstern ein kontemplatives Leben führten.*

Das Rollengedicht auf die Wasserstelze stammt vermutlich von der Ordensschwester Barbara Hufeisen, die im 15. Jahrhundert im Katharinenkloster in St. Gallen lebte. „Für die Schwestern des beschaulichen Lebens", so erläutert eine Studie über die deutsche Mystik, „hatte jede Blume auf dem Felde, jeder Fisch im Wasser, jeder Vogel in der Luft eine Stimme, um irgendeine Tugend zu verkünden und die Berufenen stets an ihr ewiges Ziel und Ende zu ermahnen." Genussfähigkeit und Frömmigkeit, so zeigt sich hier, schließen sich nicht aus.

**Unbekannter Dichter**

Drei Reiter am Tor
*(aus: Des Knaben Wunderhorn)*

Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus,
Ade!
Feinsliebchen schaute zum Fenster hinaus,
Ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein,
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und meiden tut weh.

Und der uns scheidet, das ist der Tod,
Ade!
Er scheidet so manches Jungfräulein rot,
Ade!
Und wär doch geworden der liebe Leib
Der Liebe ein süßer Zeitvertreib.
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und meiden tut weh!

Er scheidet das Kind wohl in der Wiegen,
Ade!
Wenn werd ich mein Schätzel doch kriegen?
Ade!
Und ist es nicht morgen? Ach wär es doch heut,
Es macht uns allbeiden gar große Freud,
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und meiden tut weh!

**Unbekannter Dichter**
Du bist min, ich bin dîn

Du bist min, ich bin dîn,
des solt du gewis sîn.
du bist beslozzen
in mînem herzen,
verlorn ist daz sluzzelîn –
du muost ouch immer dar inne sîn

Du bist mein, ich bin dein,
dessen sollst du sicher sein.
Du bist verschlossen
in meinem Herzen,
verloren ist der Schlüssel fein –
du musst für immer drinnen sein.

12. Jahrhundert

*Mit diesem innigen Poem von vollkommener Zartheit beginnt Mitte des 12. Jahrhunderts die Geschichte der deutschen Liebespoesie. Das anrührende Gedicht findet man am Ende einer Brief-Sammlung des Klosters Tegernsee, einer Sammlung lateinischer Briefe, die möglicherweise von einer Nonne stammen.*

Die Mediävistik ist mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, dass es sich bei den Briefen nur um Fiktionen handelt, um Musterstücke, die der Erlernung der lateinischen Stillehre und Rhetorik dienen. Sind also die sechs anmutigen Verse des Liebespoems ebenso nur Exempel des rhetorischen Regelwerks? Das ist nur schwer zu entscheiden. Wichtiger ist, dass hier die Liebe als Passion mit dem einprägsamen Bild vom Herzensschlüssel wunderbar beschrieben ist. Die sechs Verse fügen sich jedenfalls in ihrer zarten Schlichtheit zu einem anrührenden Liebesbekenntnis aus weiblicher Sicht.

**Unbekannter Verfasser**
Dunkel wars, der Mond schien helle

Dunkel wars, der Mond schien helle,
Schnee lag auf der grünen Flur,
als ein Wagen blitzesschnelle
langsam um die Ecke fuhr.

Drinnen saßen stehend Leute,
schweigend ins Gespräch vertieft,
als ein totgeschossner Hase
auf der Sandbank Schlittschuh lief.

Und ein blondgelockter Jüngling
mit kohlrabenschwarzem Haar
saß auf einer blauen Kiste,
die rot angestrichen war.

19. Jahrhundert

*Dieses berühmte Spottgedicht voll lustiger Paradoxien und Oxymora ist eins der schönsten Sprachspiele der deutschen Literaturgeschichte und hat viele Generationen von Lesern und Nachahmern zum Auswendiglernen angeregt. Es existiert in unzähligen Varianten und ist historisch der Scherz- und Unsinnsdichtung des 19. Jahrhunderts zuzurechnen.*

Man hat zu allen Zeiten über den Verfasser spekuliert, glaubte an die Urheberschaft Goethes oder Lewis Carrolls, vermutlich stammt es aber aus dem sächsischen Volksmund, von wo aus es um 1850 seinen Siegeszug durch die deutsche Öffentlichkeit antrat. Eine der neueren Varianten des Gedichts endet: „Dieses Gedicht schrieb Wolfgang Goethe / abends in der Morgenröte / während er auf'm Nachttopf saß / und seine Morgenzeitung las.“ Wer indes diese beiden Schluss-Verse für paradox hält, kennt die Gewohnheiten der Zeitungsleser nicht.

**Unbekannter Dichter**
Ei! Ei!

Ei Ei, wie scheint der Mond so hell,
Wie scheint er in der Nacht.
Hab ich am frühen Morgen
Meim Schatz ein Lied gemacht.

Ei Ei, wie scheint der Mond so hell,
Ei Ei, wo scheint er hin.
Mein Schatz hat alle Morgen
Ein andern Schatz im Sinn.

Ei Ei, wie scheint der Mond so hell,
Ei Ei, wie scheint er hier.
Er scheint ja alle Morgen
Der Liebsten vor der Tür.

Ei Ei, wie scheint der Mond so hell,
Ei Jungfer, wann ists Tag?
Es geht ihr alle Morgen
Ein andrer Freier nach.

*Eins der häufigsten Requisiten im Repertoire der romantischen Dichtung spielt auch in diesem, in die Sammlung* **„***Des Knaben Wunderhorn***“** *(1806-1808) aufgenommenen Lied eine tonangebende Rolle. Es singt ein verschmähter oder betrogener Liebhaber im Zeichen des Mondes. Das Gestirn scheint geradezu Komplize aller Beteiligten zu sein: Der Mond,* **„***er scheint ja alle Morgen der Liebsten vor der Tür***“***, gleich wer der Freier ist, der am Morgen das Haus verlassen wird.*

Auch mit diesem, unter anderem von Carl Maria von Weber (1786-1826) vertonten Gedicht beweist das Motiv des Mondes seine Überlebensfähigkeit. Tatsächlich zählt er nicht nur in romantischen Volksliedern und zeitgenössischer Volksmusik zu den großen Motivgebern, er lässt sich ebenso in Rock & Roll Songs wiederfinden, wie in der neueren Musik.

**Unbekannter Dichter**

Erster Merseburger Zauberspruch

Einstmals setzten sich Frauen, setzten sich hierhin und dorthin.
Einige hefteten Hafte, andere hemmten das Heer,
andere nestelten an festen Fesseln:
Entspring den Banden, entweich den Feinden.

*Der mythologische Hintergrund der berühmten „Merseburger Zaubersprüche“, der ältesten Dokumente deutscher Dichtung, ist bis heute unbekannt. In beiden Fällen handelt es sich um Zauberformeln bzw. schamanistische Sprüche, die in einer theologischen Sammelhandschrift aus dem 9. oder 10. Jahrhundert gefunden wurden. Erst im November 1841 wurden sie in der Studienbibliothek des Merseburger Domkapitels entdeckt.*

Der Erste Spruch, in althochdeutschen Stabreimen überliefert, beschwört die Befreiung von Gefangenen, besingt deren Flucht aus der Haft ihrer Feinde. Es könnte sich, so folgert ein moderner Interpret wie der Dichter Thomas Kling (1957-2005), um einen kriegerischen Gesang handeln, der das Außer-Gefecht-Setzen des Gegners thematisiert: „… eine Form von psychologischer Kriegsführung, deren Ziel es ist, den eigenen Leuten Mut zuzusprechen“.

**Unbekannter Dichter**

Es kummt ein Mann

Es kummt ein Mann,
der hat ein langen Mantel an
und sieben große Taschen drin.
Was hat der Mann denn bloß im Sinn?
Ich sehs ihm an den Augen an:
Wenn einer nit will artig sein,
so packt ern in die Taschen ein.
Der Mann geht fort
und schwimmt bis in den Rhein.
Gell, Bub, da willst artig sein ?

*Der Mann im langen Mantel, den uns Kinderverse in unterschiedlichster Gestalt annoncieren, ist nicht immer ein freundlicher Nikolaus oder ein wohltätiger Sankt Martin, der seinen Mantel mit einem Bettler teilt. Die pädagogischen Intentionen der Kinderreime artikulieren sich mitunter in offenen oder versteckten Drohgebärden. So kann der Mantelträger auch als Kindesentführer auftreten, wie in einem Kinderreim aus dem 19. Jahrhundert.*

Zuerst werden im Märchenton die Absichten des geheimnisvollen Mannes noch offen gehalten. Dann erscheint er aber als strafende Instanz, die kindliche Unbotmäßigkeit mit Verschleppung und möglicher Ertränkung ahndet. Der schwarze Humor dieses kleinen Gedichts stellt eine These des Kinderreim-Sammlers Hans Magnus Enzensberger in Frage, der behauptet, dass die „anarchische Phantasie“ der Kinderverse grundsätzlich jeder „Autorität“ widerspreche. Im vorliegenden Fall scheint der Text eher die schwarze Pädagogik zu bedienen.

**Unbekannter Dichter**
Es sitzt ein Engelein an der Wand
*(Kinderreim)*

Es sitzt ein Engelein an der Wand,
hat ein Gackei in der Hand,
möcht es gerne essen,
hat es aber kein Messer.
Fällt ein Messer vom Himmel rab
und schneid dem Engel es Köpfle ab.
Die Magd springt zum Balbierer,
dort ist kein Mensch zuhaus,
die Katz fegt die Stuben aus,
die Maus schaut zum Fenster raus.
Und der Gicker auf dem Dach
hat sich schier zutod gelacht.

18. Jahrhundert

Aufgelesen von Hans Magnus Enzensberger

*»Der Kinderreim«, hat Hans Magnus Enzensberger einmal gesagt, »gehört zum poetischen Existenzminimum.« Er führt ein zähes und unzerstörbares Leben, mit seinem anarchischen Humor und seinen einprägsamen Knittelversen hat er viele Leser-Generationen begeistert. Die erste Sammlung mit Volks- und Kinderreimen legten 1806 die Romantiker Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem Titel »Des Knaben Wunderhorn« vor.*

Enzensberger selbst hat 1961 mit der Anthologie »Allerleirauh« einen eigenen Fundus mit alten und neuen Kinderreimen zusammengestellt, in dem auch die böse Geschichte vom unfrommen Engelein enthalten ist. Hier entfesselt der Reim eine gewaltige Eigendynamik, die Verse bilden ein kleines Pandämonium der Grausamkeiten: Menschen, Tiere und Dinge geraten in einen chaotischen Wirbel, am Ende bleibt nur das grimmige Gelächter des »Gickers«, ein lautmalerisches Synonym für den »Hahn«.

**Unbekannter Dichter**

Großus Bärus

In des Waldes tiefsten Gründen
Ist ein großer Bär zu finden.
In des Waldus tieftus Gründus
Ist ein großus Bärus findus.
In des Waldchim tiefstchim Gründchim
Ist ein großchim Bärchim findchim.
In des Waldoli tiefstoli Gründoli
Ist ein großoli Bäroli findoli.
In des Waldlatsch tiefstlatsch Gründlatsch
Ist ein großlatsch Bärlatsch findlatsch.

*Der berühmte Anfang dieses recht skurrilen Gedichts geht zurück auf den romantischen Schauerroman „Rinaldo Rinaldini“ von Christian August Vulpius (1762-1827) und auf Friedrich Schillers (1759-1805) Gedicht „Kassandra“. „In des Waldes tiefsten Gründen / ist ein großer Bär zu finden“: Diese Zeilen sind ins volkstümliche Liedgut eingegangen - freilich nicht die grammatikalisch wunderbar absurde Fortschreibung, die ein unbekannter Dichter des 19. Jahrhunderts zu verantworten hat.*

Den Wörtern des alltäglichen Gebrauchs lassen sich Silben anhängen, die das Vertraute exotisch verwandeln. In Andreas Thalmayrs (ein Pseudonym Hans Magnus Enzensbergers) sprachspielerischer Anthologie „Das Wasserzeichen der Poesie“ (1986) ist als Textquelle ein Gymnasiasten-Liederbuch aus dem Jahre 1877 angegeben. Parodistisch nachgeahmt wird im Text jedenfalls die Flexion des Lateinischen, Hebräischen, Italienischen und Lettischen.

**Unbekannter Dichter**

Hans, mein Sohn, was machst du da?

Hans, mein Sohn, was machst du da?
Vater, ich studiere.
Hans, mein Sohn, das kannst du nicht.
Vater, ich probiere.

Hans, mein Sohn, du ärgerst mich.
Vater, das ist Mode.
Hans, mein Sohn, ich schlage dich.
Aber nicht zu Tode!

*Selbst in sprachspielerisch daherkommenden Abzähl- und Kinderreimen können sich Abgründe auftun. Die brachialen Konzepte und Methoden einer schwarzen Pädagogik sind selten so lapidar dargestellt worden wie in den knappen Dialogen von Vater und Sohn, die in diesem Kinderreim aus dem 19. Jahrhundert durchgespielt werden:*

Der Vater hat sich auf ein Konzept von Überwachen und Strafen festgelegt; eine selbstbestimmte und selbstbewusste Entwicklung des Sohnes ist darin nicht vorgesehen. Im Gegenteil: Der Bildungsanspruch des Sohnes wird ebenso unterdrückt wie das Ausprobieren von Haltungen und Lebensprogrammen. Das einzige Erziehungsmittel des Vaters ist die Gewalt. Der Sohn versucht sich mit ironischen Antworten zu wehren; ob er der Gewalt Einhalt gebieten kann, bleibt offen.

**Unbekannter Verfasser**
Hic haec hoc

Hic haec hoc
Der Lehrer hat'n Stock
Is ea id
Was will er denn damit
Sum fui esse
Er haut dir in die Fresse
Ille illa illud
Bis dass die Nase blut'

1950er Jahre

*Wer je die Wonnen und Qualen des Lateinunterrichts erlebt hat, der weiß auch, dass selbst in der ehrwürdigen Tradition des humanistischen Gymnasiums das Einüben der Grammatik oft einem rigiden Durchexerzieren glich. Selbst der Anspruch auf die Vermittlung klassischer Bildung bediente sich mitunter der Rohrstockpädagogik.*

Der Kinderreim und die Volkspoesie haben das Schülerleid in drastischen Strophen dokumentiert, in denen der Lernende meist nur als Prügelknabe vorkommt. Peter Rühmkorf hat in seinen *Exkursen in den literarischen Untergrund* (1967) viele solcher Funde gemacht. Das kleine Stück über das brachiale Vermitteln der Konjugation des Demonstrativpronomens dürfte noch aus den 1950er Jahren stammen, da die Prügelstrafe noch nicht aus den Klassenzimmern verbannt war.

**Unbekannter Dichter**
Ich hab’ die Nacht geträumet

Ich hab’ die Nacht geträumet
wohl einen schweren Traum;
es wuchs in meinem Garten
ein Rosmarienbaum.

Der Kirchhof war der Garten,
das Blumenbeet ein Grab,
und von dem grünen Baume
fiel Kron und Blüten ab.

Die Blüten tät ich sammeln
in einen goldnen Krug;
der fiel mir aus den Händen,
dass er in Stücke schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
und Tröpflein rosenrot.
Was mag der Traum bedeuten?
Herzliebster, bist du tot?

Vor 1775

*Das todtraurige Gedicht von jenem unglücklichen Träumer, der von einer Vorahnung des Todes befallen wird, hat der Pädagoge und Prediger Joachim August Zarnack (1777-1827) in seine 1820 veröffentlichte Sammlung „Deutsche Volkslieder“ aufgenommen. Die dazugehörige Melodie ist, so belegen die Quellen, bereits vor 1775 entstanden. Der Text selbst ist vermutlich eine Kompilation nach Motiven des Volkslied-Dichters Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874).*

Der Rosmarinstrauch gilt in vielen Mythologien als Zauberpflanze, die gegen böse Geister einsetzbar ist. Im „schweren Traum“ des Ichs übernimmt Rosmarin aber die gegenteilige Funktion - es kündet von der Ankunft des Todes. Die Zeichen von Verblühen und Verfall sind nicht zu übersehen. Offen bleibt jedoch, wen der Tod treffen wird: Das träumende Ich oder den im letzten Vers apostrophierten „Herzliebsten“.

**Unbekannter Dichter**

## Ich möchte für tausend Taler nicht

*(Kinderreim)*

Ich möchte für tausend Taler nicht,
dass mir der Kopf ab wär,
da lief ich mit dem Rumpf herum
und wüsst nicht, wo ich wär.
Die Leut schrien all und blieben stehn:
Ei guck mal den! Ei guck mal den!

18. Jahrhundert

*Kinderlieder haben oft - entgegen den aufgeklärten pädagogischen Idealen - etwas Unbarmherziges und Grausames. Die bekanntesten Beispiele sind in der dritten Abteilung der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ enthalten, die Clemens Brentano (1778-1842) im Sommer 1808 zum Abschluss seines mit Achim von Arnim (1781-1831) konzipierten romantischen Volkslied-Projekts redigierte.*
*Hier findet man nur wenig trostreiche Verse, statt dessen zahlreiche kleine Lieder und Poeme, in die sich die Aussicht auf ein Verhängnis eingeschrieben hat.*

Diese heiter-sarkastischen Vision spielen mit dem Phantasma der eigenen Enthauptung. Die Tendenz solcher Kinderlieder, die schlimmstmögliche Wendung der Geschichte in sich aufzunehmen, hat Brentano bei der Redigierung seiner Liedersammlung durch Texteingriffe noch weiter verschärft.

**Unbekannter Dichter**

Im Walde in kühlem Schatten

Im Walde in kühlem Schatten
Lag ich auf grünen Matten,
Da kamen zwei ganz große Ratten,
Die zerfraßen mir meine schönen Krawatten
Nu mecht' ich bloß wissen, was se dadervon hatten.

*Der Altphilologe und Volkskundler Oskar Dähnhardt (1870-1915) war ein begeisterter Sammler populärer sächsischer Sagen, Volkslieder und Scherzgedichte. In seiner zweibändigen Sammlung „Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt“ (1898) hat er eine gewaltige Dokumentation von mundartlichen Sprüchen, kauzigen Geschichten, heiteren „Zungenübungen“ und komischen Gedichten angelegt. Die dort versammelten Gedichte zehren von der immanenten Komik ihrer Reimbildungen.*

In knappen Strichen wird hier zunächst ein Muße-Augenblick in idyllischer Umgebung skizziert, eine scheinbar naturromantische Situation, die dann mit geübtem Sinn für zweckfreien Nonsens ins Humoristische gezogen wird. Die finale Pointe folgt dann in Form eines mundartlichen Spruchs und trockenen Kommentars zum heiteren Geschehen.

**Unbekannter Dichter**
Ist die schwarze Köchin da?

Ist die schwarze Köchin da?
Nein, nein, nein.
Dreimal muss ich rummarschieren,
viertes Mal den Stock verlieren,
fünftes Mal, komm mit, Frau Schmidt!

Da steht sie ja, da steht sie ja,
die Köchin aus Amerika.

*Im Schlusskapitel von Günter Grass' „Blechtrommel"-Roman (von 1959) hat die „schwarze Köchin" wohl ihren bedrohlichsten Auftritt. Dort geistert sie als ein todbringender Dämon durch die Phantasien des Protagonisten Oskar Matzerath. In der noch immer hilfreichen Kinderlieder-Sammlung „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel" von 1895 vermerkt der Liedforscher Franz Magnus Böhme (1827-1898), dass das Lied von der „schwarzen Köchin" bereits in Dresden 1887 aufgezeichnet wurde.*

Die Kindergartenpädagogik der 1950er und 1960er Jahre hatte die Geschichte von der „schwarzen Köchin" auch als gemeinschaftsstiftendes Kreis- bzw. Tanzspiel entdeckt. In dieser pädagogischen Perspektive wird das Unheimliche der Präsenz der „schwarzen Köchin" gerne geleugnet: Dort wird mitunter als Erklärung angeführt, dass die „schwarze Köchin" deshalb schwarz sei, „weil sie in der Rauchküche stand".

**Unbekannter Dichter**

Kinderpredigt
*(aus: Des Knaben Wunderhorn)*

Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an,
Ein Kuh und ein Kalb,
Die Predigt ist halb,
Ein Katz und ein Maus,
Die Predigt ist aus,
Geht alle nach Haus
und haltet ein Schmaus.
Habt ihr was, so esst es,
Habt ihr nichts, vergesst es,
Habt ihr ein Stückchen Brot,
So teilt es mit der Not,
Und habt ihr noch ein Brosämlein,
So streuet es den Vögelein.

*Die Philologie hat der von den Romantikern Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammengestellten Lieder-Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806/08) immer wieder ein textkritisches Misstrauen entgegengebracht. Tatsächlich verfuhren die Herausgeber recht freizügig mit den Texten, die sie den Poesie-Sammlungen ihres Zeitgenossen Johann Gottfried Herder (1744-1803), des englischen Dichters Thomas Percy (1729-1811) und rund 140 weiteren Quellen entnommen hatten.*
*Die von Arnim und Brentano selbst verfassten Texte wurden oft mit dem Zusatz „mündlich“ getarnt.*

Die „Kinderpredigt“ hält sich mit frommen Bekenntnissen nicht lange auf. Der Text kokettiert mit den Abzählreimen aus Kinderspielen und präsentiert sich als listige Gegenrede zu den tradierten Gebetsformeln. Es sind die materiellen Probleme, die alltäglichen Sorgen, wie der Hunger zu stillen sei, die in diesen Versen aus dem 18. Jahrhundert im Vordergrund stehen. Alles lebt von der Hoffnung, dass die Predigt bald vorbei sein möge, um sich endlich drängenderen Problemen zuwenden zu können.

**Unbekannter Dichter**
**(***Irischer Mönch des 9. Jahrhunderts)*
Kommen wird er übers Meer

Kommen wird er übers meer her
mit seinem krummen stab
im mantel einen schlitz
für seinen schädel breit
wie ein beil sein grind und
den kopf voll ungereimtem zeug

An einem tisch vor seinem haus
wird er aus voller kehle singen
gottlose litaneien auf den lippen
und antworten werden sie ihm
so wird's sein so wird's kommen

(Übersetzung: Raoul Schrott)

*Schon im 6. Jahrhundert war die keltische Sprache überall auf dem Kontinent ausgelöscht und durch die lateinische ersetzt. Nur am Rand der solcherart zivilisierten Welt, jenseits des römischen Einflusses, konnten sich die alten Traditionen fragmentarisch aufrecht erhalten, so in Irland. Bei der Dichtung der irischen Wandermönche des 9. Jahrhunderts handelt es sich um Naturgedichte in prägnanter Sprache - Marginalien, Randglossen, nebenher entstanden beim mühseligen Abschreiben theologischer Texte.*

Was das poetische Handwerk angeht, setzt diese Laien-Dichtung auf den Stabreim, die Alliteration, doch tauchen auch schon End- und Binnenreime auf. In Raoul Schrotts Anthologie „Die Erfindung der Poesie“ (1997) ist dieses Gedicht das erste von insgesamt fünfzehn. Es wird einem Druiden in den Mund gelegt, in Opposition gegen den „übers Meer“ kommenden St. Patrick, den Apostel Irlands, und als Satire auf die Messe der christlichen Bischöfe.

**Unbekannter Verfasser**

Krissmäs Poäm

When the snow falls wunderbar
And the children happy are,
When the Glatteis on the street,
And we all a Glühwein need,
Then you know, es ist soweit :
She is here, the Weihnachtszeit.

Every Parkhaus ist besetzt,
Weil die people fahren jetzt
All to Kaufhof, Media Markt,
Kriegen nearly Herzinfarkt.
Shopping hirnverbrannte things
And the Christmasglocke rings.

Merry Christmas, Merry Christmas,
Here the music, see the lights,
Frohe Weihnacht, Frohe Weihnacht,
Merry Christmas allerseits ...

Mother in the kitchen bakes
Schoko-, Nuss- and Mandelkeks
Daddy in the Nebenraum
Schmuckt a Riesen-Weihnachtsbaum
He is hanging auf the balls,
Then he from the Leiter falls ...

Finally the Kinderlein
To the Zimmer kommen rein
And it sings the family
Schauerlich : $^{3}$Oh, Christmastree$^{2}$!
And ein jeder in the house
Is packing die Geschenke aus.

Merry Christmas, Merry Christmas,
Hear the music, see the lights,
Frohe Weihnacht, Frohe Weihnacht,
Merry Christmas allerseits ...

Mamma finds under the Tanne
Eine brand new Teflon-Pfanne,
Papa gets a Schlips and Socken,
Everybody does frohlocken.
President speaks in TV,
All around is Harmonie.

Bis mother in the kitchen runs:
Im Ofen burns the Weihnachtsgans.
And so comes the Feuerwehr
With Tatü, tata daher,

And they bring a long long Schlauch
And; a long long Leiter auch.
And they schreien – “Wasser marsch!“
Christmas das is now im Arsch ...

Merry Christmas, Merry Christmas,
Hear the music, see the lights,
Frohe Weihnacht, Frohe Weihnacht,
Merry Christmas allerseits ...

**Unbekannter Dichter**
Lied des abgesetzten Sultan Selim im Alten Serail, nachdem er sich der Kunst gewidmet

Der Guguck ist ein braver Mann,
Der sieben Weiber brauchen kann;
Die erste kehrt die Stube aus,
Die zweite wirft den Unflat 'naus;
Die dritte nimmt den Flederwisch,
und kehrt des Guckuck seinen Tisch;
Die vierte bringt ihm Brot und Wein,
Die fünfte schenkt im fleißig ein;
Die sechste macht sein Bettlein warm,
Die siebente schläft in seinem Arm.

*Der Kuckuck ist nicht nur ein viel besungener Vogel in Volksliedern, sondern auch ein Held der Polygamie. In der von Clemens Brentano (1778-1842) und Achim von Arnim (1781-1831) redigierten Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ sind allein sechs Lieder dem promisken Flugtier gewidmet.*
*Um seinen Hedonismus würdigen zu können, übersetzt das Kinderlied vom „Guguck“ die Vergnügungs-Sucht des Vogels in eine orientalische Szenerie.*

Wenn es um erotische Hofhaltung geht, kommt in literarischen Kontexten immer wieder die magische Zahl sieben ins Spiel. So ersinnt auch der aus seinem Amt vertriebene und zum Künstler mutierte Sultan sieben Gespielinnen, die dem „Guguck“ zu Diensten sind.
Dass „die Weiber“ hier ausschließlich als haushälterische und erotische Dienstleister gesehen werden, ist ein Topos der „Blaubart“-Dichtung und anderer literarischer Fantasien der Frauen-Eroberung.

**Unbekannter Verfasser**

Little Christmas Gedicht

When the last Kalendersheets
flattern through the winterstreets
and Dezemberwind is blowing
then ist everybody knowing
that it is not allzuweit
she does come the Weihnachtszeit

All the Menschen, Leute, people
flippen out of ihr warm Stüble
run to Kaufhof, Aldi, Mess
make Konsum and business,
kaufen this und jene things
and the churchturmglocke rings.

Manche holen sich a Tännchen
when this brennt they cry “Attention”.
Rufen for the Feuerwehr
“Please come quick to löschen her!”
Goes the Tännchen off in Rauch
they are standing on the Schlauch.

In the kitchen of the house
mother makes the Christmasschmaus.
She is working, schufts and bakes
the hit is now her Joghurtkeks
and the Opa says als Tester
”We are killed bis to Silvester”.
Then he fills the last Glas wine-
yes this is the christmastime!

Day by day does so vergang
and the holy night does come
you can think, you can remember
this is immer in Dezember.

Then the childrenlein are coming
candle-Wachs is abwärts running.
Bing of Crosby Christmas sings
while the Towerglocke rings
and the angels look so fine
well this is the Weihnachtstime.

Baby-eyes are kugelrund
the family feels kerngesund
when unterm Weihnachtsbaum they’re hocking
then nothing can them ever shocking.
They are happy, are so fine
this happens in the christmastime.

The animals all in the house
the Hund, the Katz, the bird, the Maus,
are turning round the Weihnachtsstress,
enjoy this as never nie
well they find Kitekat and Chappi
in the Geschenkkarton of Papi.

The family behins to sing
and wieder does a Glöckchen ring.
Zum Song vom grünen Tannenbaum
the Tränen rennen down and down.
bis our mother plötzlich flennt
“The christmas-Gans im Ofen brennt!”
Her nose indeed is very fine
ENDE OF THE WEIHNACHTSTIME

**Unbekannter Dichter**

Lügenmärchen

Eine Kuh, die saß im Schwalbennest
mit sieben jungen Ziegen,
die feierten ihr Jubelfest
und fingen an zu fliegen.
Der Esel zog Pantoffeln an,
ist übers Haus geflogen,
und wenn das nicht die Wahrheit ist,
so ist es doch gelogen.

19. Jahrhundert

*Mit Rätselsprüchen, Zungenbrechern, Scherzgedichten und Lügenmärchen hat die literarische Fantasie seit je eine bloß zweckrationale Vernunft aus den Angeln gehoben. Auch die Naturgesetze und die biologischen Realitäten haben keine Gültigkeit mehr, wenn die von der Eigendynamik des Reims entfesselte poetische Wahrheit ans Licht tritt.*

Ungeklärt ist die Autorschaft dieses Lügenmärchens, das den freizügigen Umgang mit der Wahrheit selbst einräumt. Verschiedene Quellen nennen den Hamburger Naturalisten Gustav Falke (1853-1916) als Urheber, einen zu seiner Zeit erfolgreichen Verfasser von Kinderversen und Scherzgedichten. Wahrscheinlicher ist, dass Falke selbst auf den reichen Schatz an alten deutschen Kinderliedern zurückgegriffen hat, der seit der ersten romantischen Volksliedsammlung »Des Knaben Wunderhorn« (1806/08) große Verbreitung fand.

**Unbekannter Dichter**

Maikäfer, flieg!

Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pommerland,
Und Pommerland ist abgebrannt.

Maykäfer flieg!

*Es ist das traurigste Kinderlied der Welt, das seit dem 17. Jahrhundert die Geschichte der Weltkriege begleitet hat. Das „Maikäferlied“ wurde erstmals im Dreißigjährigen Krieg gesungen, der nach 1618 auch weite Teile Pommerns verwüstete. Zwei Drittel der Bevölkerung Pommerns haben diesen Krieg nicht überlebt. In einer hessischen Version des „Maikäferlieds“ tritt an die Stelle des „Pommerlands“ das topografisch neutrale „Pulverland“.*

Das „Pommerland“, so behaupten einige Volkskundler, meint das „Hollerland“, das Land der germanischen Fruchtbarkeitsgöttin „Holle“ oder „Hulda“; Thema des Lieds sei der große Weltenbrand. Als „Maykäfer-Lied“ wurde der Kindervers in Achim von Arnims und Clemens Brentanos Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806/08) aufgenommen. Spätere Epochen haben das Lied politisch instrumentalisiert, besonders im Zusammenhang der deutsch-polnischen Konfliktgeschichte.

**Unbekannter Dichter**
Mühlrad

Dört hoch auf jenem berge
da get ein mülerad,
Das malet nichts denn liebe
die nacht biss an den tag;
die müle ist zerbrochen,
die liebe hat ein end,
so gsegen dich got, mein feines lieb!
iez fahr ich ins ellend.

*Das Volkslied eines unbekannten Dichters aus dem 15./16. Jahrhundert hat zweihundert Jahre nach seiner Niederschrift in der Epoche der Romantik ein großes Comeback erlebt. Denn Joseph von Eichendorff (1788-1857) hat sein großes „Lied“ vom „zerbrochenen Ringlein“ das 1810 entstand (vgl. Lyrikkalender, 1.8.2008), in seiner Motivik eng an die Volksweise vom „mülerad“ angelehnt. Wie bei Eichendorff symbolisiert die am Ende zerstörte Bewegung des „Mühlrads“ den Verlauf einer unglücklichen Liebe.*

Es liegt nahe, dass Eichendorffs Aktualisierung und Fortschreibung des Volkslieds vom „Mühlrad“ nicht so sehr auf sein frustrierendes Liebesabenteuer mit der Heidelberger Bürgertochter Katharina Förster rekurriert, wie die Romantik-Forschung annimmt, sondern auf die produktive Auseinandersetzung mit dieser alten Volksweise. Während Eichendorffs „Lied“ in einem melancholischen Todeswunsch ausläuft, setzt der historische Referenztext in anrührender Direktheit neben ein Stoßgebet die Gewissheit vom Abstieg des lyrischen Ich ins „ellend“.

**Unbekannter Dichter**

Nächte

Nächten, da ich bei ihr was,
Schwatzten wir, dann dies, dann das,
Auch sehr freundlich zu mir saß,
Sagt', sie liebt' mich ohn' all Maß.

Nächten, da ich von ihr scheid,
Freundlich wir uns herzten beid',
Mir verhieß bei ihrem Eid,
Mein zu sein in Lieb und Leid.

Nächten, da ich von ihr ging,
Sie mich freundlich ganz umfing,
Dazu ferne mit mir ging,
Alles war sehr guter Ding.

Heute, da ich zu ihr kam,
Da war alles wieder zahm,
Bös Bescheid ich da bekam,
Musst abziehn mit Spott und Scham.

*Der Enthusiasmus der Liebe kann auf Irrwege führen. Zu den bittersten Erfahrungen auf diesem unsicheren Terrain der Emotionen zählen das Selbstmissverständnis und die vorsätzliche Täuschung des oder der Geliebten. Von diesen Verhängnissen erzählen zahlreiche Liebespoeme, die in die romantische Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1806-1808) aufgenommen worden sind. Brentano und Arnim, die Herausgeber, entnahmen das Lied von der Liebesenttäuschung ihrerseits Nicolaus Rosthius' „musikalischer Sammlung" mit „schönen lustigen Texten" aus dem Jahr 1593.*

Das Bekenntnis zur unverbrüchlichen Liebe, auf das der nächtliche Besucher der Angebeteten vertraut, erweist sich mitsamt dem gegebenen Treueversprechen als haltlos. Die Leidenschaftlichkeit des Liebesgefühls ist offenbar unverlässlich. Die Gewissheit, dass in der Liebe „alles sehr guter Ding" sei, kann von einem auf den nächsten Moment wieder zerfallen.

**Unbekannter Dichter**

Rätsel

Flog Vogel federlos,
saß auf Baum blattlos,
kam Frau fußlos,
fing ihn handlos,
briet ihn feuerlos,
fraß ihn mundlos.

*Eins der ältesten Worträtsel der deutschen Literaturgeschichte stammt ursprünglich aus einer lateinischen Textsammlung vom Anfang des 10. Jahrhunderts aus dem Kloster Reichenau. Im Gefolge des erwachenden deutschen Nationalbewusstseins versuchte man im 19. Jahrhundert, den Text ins Althochdeutsche zu übertragen, um der deutschen Nationalliteratur ein „altdeutsches" Rätsel zu verschaffen.*

So ist durch Übersetzung ein wundersames Rätsel und zugleich ein Stück traditioneller Stabreimdichtung („Stab" meint den gleichen Wortanlaut) entstanden. Die jeweils vierhebigen Zeilen bilden sich durch Alliterationen („Flog Vogel federlos"), die hier aber nicht systematisch durchgespielt werden. Die Lösung des Rätsels führt weit weg von der Bildlichkeit des Textes. Denn es geht um die Begegnung der Sonne mit der Schneeflocke, die in der ersten Zeile als „federloser Vogel" metaphorisiert wird.

**Unbekannter Dichter**

Schabernack

Heut nacht bin ich fischen gangen,
da ist mirs geraten:
Hab einen buckligen Schneider gfangen,
hab ihn lassen braten.
Wie er braten ist gewesen,
hab ich gschrien: Zum Essen!
Kommt ein verstohlner Spatz daher,
hat mir den Schneider gfressen.

*Dem Kindervers sind neckische Grausamkeiten nicht fremd. Besonders dem Berufsstand der Schneider wird in so manchem Abzählreim übel zugesetzt. Was sich der Meister der boshaften Kindergeschichte, Wilhelm Busch (1832-1908), an bösen Streichen gegenüber dem „Schneider Böck“ ausgedacht hat, wird bereits in vielen Kinderversen und Scherzgedichten des 18. Jahrhunderts vorweggenommen:*

In Heinrich Hoffmanns mit Brutalitäten nicht geizendem „Struwwelpeter“ (1845) ist der Schneider selbst eine sadistische Figur, die einem daumenlutschenden Jungen kurzerhand den Finger abschneidet. Vielleicht gibt es im Kindervers deshalb so viele Rachefantasien, die sich auf diesen Berufsstand richten – vielleicht auch, weil die Schneiderei seit dem Mittelalter häufig von Juden ausgeübt wurde? Der Schneider des „Schabernacks“ erleidet ein besonders übles Schicksal. Zuerst wird seine körperliche Anomalie denunziert, danach wird er in der Fantasie des unbekannten Dichters zum kannibalistischen Mahl vorbereitet und schließlich zum Fraß eines Vogels.

**Unbekannter Dichter**

Selbstgefühl
*(aus: Des Knaben Wunderhorn)*

Ich weiß nicht, wie mirs ist,
Ich bin nicht krank und bin nicht gesund,
Ich bin blessiert und hab keine Wund.

Ich weiß nicht, wie mirs ist,
Ich tät gern essen und geschmeckt mir nichts,
Ich hab ein Geld und gilt mir nichts.

Ich weiß nicht, wie mirs ist,
Ich hab sogar kein Schnupftabak,
Und hab kein Kreuzer Geld im Sack.

Ich weiß nicht, wie mirs ist,
Heiraten tät ich auch schon gern,
Kann aber Kinderschrein nicht hörn.

Ich weiß nicht, wie mirs ist,
Ich hab erst heut den Doktor gefragt,
Der hat mirs unters Gesicht gesagt:

Ich weiß wohl was dir ist,
Ein Narr bist du gewiss;
Nun weiß ich, wie mir ist!

18. Jahrhundert

*Unter den insgesamt 723 Texten der romantischen Lieder-Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806/07) gehen 100 auf so genannte Fliegende Blätter zurück, billige Drucke des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts. Auf einem dieser „Fliegenden Blätter“ ist die Selbsterkundung eines Ich festgehalten, das die Stimmungslage eines Melancholikers oder Hypochonders festhält.*

Das unglückliche Bewusstsein hat sich offenbar tief eingegraben in die Seele des lyrischen Ich, das hier seine schwankende Gemütsverfassung thematisiert. Die Außenwelt erscheint diesem Ich feindselig, die Armut lähmt alle Gefühlsregungen. Wunschbilder und Utopien haben in dieser Welt offenbar keinen Platz mehr. Etwas überraschend folgt am Ende die Belehrung durch einen Mediziner, der dem Melancholiker Narretei unterstellt. Aber Narren - so will es die Literaturgeschichte - sagen die Wahrheit.

**Unbekannter Dichter**

Spruch gegen den Nachtmahr

Nachtmahr, du böses Tier,
Komme mir in der Nacht nicht hier.
Alle Wasser sollst du durchwaten,
Alle Bäumchen sollst du abblättern,
Alle Blümchen sollst du abpflücken,
Alle Grübchen sollst du auslecken
Alle Sträucher sollst du durchkriechen,
Alle Pfützchen sollst du aussaufen,
Alle Hälmchen sollst du zählen.
Komm mir in der Nacht nicht quälen.

*Der „Nachtmahr“ wird in mittelalterlichen Zeugnissen als ein koboldartiges, tierhaftes Geschöpf oder als ein quälender Geist beschrieben, der schlafende Menschen heimsucht und ihnen Albträume verursacht. Ursprung des Wortes ist das althochdeutsche Wort „mara“, das ursprünglich „zerstoßen“ bedeutet. Aus dem 10. Jahrhundert stammt der Bannspruch eines unbekannten Dichters, der dem „Nachtmahr“ Einhalt gebieten will und ihm daher zeitraubende Aufgaben auferlegt.*

Wie auf zahlreichen Bilddarstellungen des Mittelalters erscheint der „Nachtmahr“ in diesem Bannspruch als „böses Tier“, gegen das nur außergewöhnliche Mittel helfen. Hier ist es eine List, die den bösen Schlafräuber fernhalten soll. Seine Energie wird auf das sinnlose Nummerieren, Inventarisieren oder Konsumieren von Naturphänomenen abgelenkt. Dieser Bannspruch veranschaulicht auch den historischen Ursprung von Gedichten - es waren Zaubersprüche, die Krankheit und Katastrophen verscheuchen sollten.

**Unbekannter Dichter**
Tabakslied

Wach auf! Wach auf, der Steuermann kömmt,
Er hat sein großes Licht schon angezündt.

Hat ers angezündt, so gibt’s einen Schein,
Damit so fahren wir ins Bergwerk ein.

Der Eine gräbt Silber, der Andre gräbt Gold,
Dem schwarzbraunen Mägdlein sind wir hold.

Tabak! Tabak! echtadliges Kraut!
Tabak! Tabak! du stinkendes Kraut.

Wer dich erfand, ist wohl lobenswert,
Wer dich erfand, ist wohl prügelnswert.

18. Jahrhundert

*Die schöne Suggestion, die romantische Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806-08) sei eine Dokumentation von einzig durch mündliche Tradition überlieferten Volksliedern, haben die Herausgeber Achim von Arnim (1781-1831) und Clemens Brentano (1778-1842) gerne durch die häufig genannte Quellenangabe „mündlich“ verstärkt. Die Quellenangabe „mündlich“ fungiert jedoch meistens als Lizenz für besonders weitreichende Texteingriffe.*

Das „Tabakslied“ ist letztlich eine Transformation eines alten Bergmannslieds aus dem 18. Jahrhundert. Der Eingangsvers „Glück auf! Glück auf! Der Steiger kommt“ wurde einfach modifiziert zu „Wach auf! Wach auf, der Steuermann kömmt“. Die wesentlichste Veränderung machten die „Wunderhorn“-Herausgeber durch den Titel „Tabakslied“ kenntlich. Das Bergmannslied wird schlichtweg um vier Verszeilen erweitert, die in bewusst gesetztem Widerspruch den Tabak zugleich loben und schmähen.

**Unbekannter Dichter**

Unbeschreibliche Freude
*(aus: Des Knaben Wunderhorn)*

Wer ist denn draußen und klopfet an,
Der mich so leise wecken kann?
Das ist der Herzallerliebste dein,
Steh auf und lass mich zu dir ein.

Das Mädchen stand auf und ließ ihn ein
Mit seinem schneeweißen Hemdelein;
Mit seinen schneeweißen Beinen,
Das Mädchen fing an zu weinen.

Ach weine nicht, du Liebste mein,
Aufs Jahr sollst du mein eigen sein;
Mein eigen sollst du werden,
O Liebe auf grüner Erden.

Ich wollt, dass alle Felder wären Papier,
Und alle Studenten schrieben hier,
Sie schrieben ja hier die liebe lange Nacht,
Sie schrieben uns beiden die Liebe doch nicht ab.

*Dass es sich bei den „Alten deutschen Liedern", die Clemens Brentano und Achim von Arnim in ihrer folgenreichen Anthologie „Des Knaben Wunderhorn" (1806/08) versammelten, um textuell sehr variable Poeme handelt, zeigt die Wirkungsgeschichte dieses Liedes. Die Herausgeber beriefen sich ursprünglich auf eine mündliche Überlieferung aus alten Quellen.*
*Als der Komponist Gustav Mahler (1860-1911) das Lied 1888/89 vertonte, änderte er nicht nur einzelne Textstellen, sondern entnahm einem anderen Lied („Bildchen") die Vorlagen für eine eigene Textfassung - für das Lied „Wo die schönen Trompeten blasen".*

Gustav Mahler hat diesem Lied durch seinen Texteingriff neue Energien zugeführt. Denn die hier zitierte „Wunderhorn"-Vorlage, die in den ersten drei Strophen so anrührend von der Begegnung eines Mädchens mit seinem Geliebten und einem ewigen Treueschwur handelt, verliert dann in der Schluss-Strophe erheblich an Reiz. Die Pointe von der Einschreibung der Liebe auf das „Papier" wirkt doch sehr bemüht.

**Unbekannter Dichter**

Verschneiter Weg

Es ist ein Schnee gefallen
Und ist es doch nit Zeit,
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach Lieb, lass dich's erbarmen
Dass ich so elend bin,
Und schleuß mich in dein Arme!
So fährt der Winter hin.

1467

*Als elender Bettelmann muss der Mensch hier sein zerfallendes Haus verlassen und sich mühsam seinen Weg durch eine verschneite Landschaft ins Unbekannte bahnen. Auf diesem beschwerlichen Weg wird der Gehende mit »Ballen« beworfen, die größere Schwierigkeiten bereiten als Schneebälle im ausgelassenen Kinderspiel.*

Das Ich hat mit Hindernissen und Mühseligkeiten zu kämpfen, die, bedenkt man die Entstehungszeit des Gedichts, wohl mit den Verheerungen mittelalterlicher Kriege zu tun haben. Denn das kleine Poem stammt aus dem Kontext der anonymen deutschen Volksdichtungen des 15. Jahrhunderts und ist nach einer Handschrift von 1467 in viele Anthologien aufgenommen worden. Das Gedicht ist also in einem historischen Augenblick entstanden, da die religiösen und politischen Fundamente der damaligen Weltordnung zu wanken beginnen. Es bleibt offen, ob es sich bei der »Lieb«, die in der letzten Strophe um »Erbarmen« angerufen wird, um eine göttliche Instanz oder um die innerweltliche Geliebte handelt.

**Unbekannter Verfasser**
Wenn die Börsenkurse fallen

Wenn die Börsenkurse fallen,
regt sich Kummer fast bei allen,
aber manche blühen auf:
Ihr Rezept heißt Leerverkauf.

Keck verhökern diese Knaben
Dinge, die sie gar nicht haben,
treten selbst den Absturz los,
den sie brauchen - echt famos!

Leichter noch bei solchen Taten
tun sie sich mit Derivaten:
Wenn Papier den Wert frisiert,
wird die Wirkung potenziert.

Wenn in Folge Banken krachen,
haben Sparer nichts zu lachen,
und die Hypothek aufs Haus
heißt, Bewohner müssen raus.

Trifft's hingegen große Banken,
kommt die ganze Welt ins Wanken -
auch die Spekulantenbrut
zittert jetzt um Hab und Gut!

*Liebe Finanz-De(p)rivierte!*
*Diese Zeilen wollte ich Euch nicht vorenthalten kenne aber nicht den Verfasser ein anonymer Reue-Bankster?) viel Spaß JB*

Wenn die Börsenkurse fallen,
regt sich Kummer fast bei allen,
aber manche blühen auf:
Ihr Rezept heißt Leerverkauf.

Keck verhökern diese Knaben
Dinge, die sie gar nicht haben,
treten selbst den Absturz los,
den sie brauchen - echt famos!

Leichter noch bei solchen Taten
tun sie sich mit Derivaten:
Wenn Papier den Wert frisiert,
wird die Wirkung potenziert.

Wenn in Folge Banken krachen,
haben Sparer nichts zu lachen,
und die Hypothek aufs Haus
heißt, Bewohner müssen raus.

Trifft's hingegen große Banken,
kommt die ganze Welt ins Wanken -
auch die Spekulantenbrut
zittert jetzt um Hab und Gut!

Soll man das System gefährden?
Da muss eingeschritten werden:
Der Gewinn, der bleibt privat,
die Verluste kauft der Staat.

Dazu braucht der Staat Kredite,
und das bringt erneut Profite,
hat man doch in jenem Land
die Regierung in der Hand.

Für die Zechen dieser Frechen
hat der Kleine Mann zu blechen
und - das ist das Feine ja -
nicht nur in Amerika!

Und wenn Kurse wieder steigen,
fängt von vorne an der Reigen -
ist halt Umverteilung pur,
stets in eine Richtung nur.

Aber sollten sich die Massen
das mal nimmer bieten lassen,
ist der Ausweg längst bedacht:
Dann wird bisschen Krieg gemacht.

Ein angebliches Tucholsky-Poem macht Karriere im Netz
http://www.sueddeutsche.de/450381/017/2620347/Das-Gedicht-zur-Krise.html
„Hier ist heute Morgen etwas Ungewöhnliches passiert", mailt uns der SZ-Kollege aus Berlin: „Unsere Wirtschaftsredaktion hat ein Fax vom BE bekommen!" BE - das steht nicht etwa für den drögen Baustoffeinzelhandel, sondern für das stets sich kritisch in die Belange der Gesellschaft einmischende Berliner Ensemble unter der traditionsreichen (Meinungs-)Führerschaft des wichtigen Claus Peymann. Was der Theaterintendant den Kollegen aus der Wirtschaft - „in gewohnt intellektueller Überlegenheit", wie diese konstatieren - mitzuteilen beziehungsweise anzuempfehlen hatte, war „ein Gedicht von Kurt Tucholsky", das wie auf die aktuelle Finanzkrise gemünzt zu sein scheint. In Schüttelreimen ist darin von Leerverkäufen, Derivaten und zusammenkrachenden Banken die Rede. Wir zitieren: „Wenn die Börsenkurse fallen / regt sich Kummer fast bei allen, / aber manche blühen auf: / Ihr Rezept heißt Leerverkauf. / Keck verhökern diese Knaben / Dinge, die sie gar nicht haben, / treten selbst den Absturz los, / den sie brauchen - echt famos!" Das Gedicht soll bereits 1930 in der satirischen Wochenzeitschrift Weltbühne erschienen sein - nach Ansicht des BE: eine „hellsichtige Analyse" des scharfsichtigen deutschen Lyrikers.

Dumm nur, dass das Gedicht gar nicht von Tucholsky stammt, sondern von einem pensionierten Wiener Wirtschaftswissenschaftler namens Richard G. Kerschhofer alias „Pannonicus", der unter anderem für die rechtskonservative österreichische Zeitschrift Zeitbühne schreibt, welche definitiv

nicht mit der legendären Weltbühne zu vergleichen ist. Sein Reim auf die Bankenkrise geistert seit drei Wochen als originaler Tucholsky durchs Internet, liefert Gesprächs- und Debattenstoff in Blogs und gilt vielen als Beweis dafür, dass alles schon einmal da gewesen ist, auch das aktuelle Finanzdesaster mit seinen Parallelen zur Weltwirtschaftskrise: „Trifft“s hingegen große Banken, / kommt die ganze Welt ins Wanken / - auch die Spekulantenbrut / zittert jetzt um Hab und Gut!“

Wer immer dem verehrten Kurt Tucholsky diese Verse untergejubelt hat - es heißt, einem Blogger namens „Waltomir“ sei der Fehler unterlaufen, der sich daraufhin blitzschnell wie ein Hoax verbreitete -, er dürfte kaum damit gerechnet haben, auf welch helle Begeisterung sie in den Umlaufbahnen des Netzes stoßen würden. Offene Ohren fand das Gedicht vor allem bei linksgerichteten Kapitalismuskritikern, siehe deren obersten Gschaftlhuber Claus Peymann. Aber nicht nur der BE-Intendant, auch Roger de Weck und Oswald Metzger sind auf die lyrische Ente reingefallen, und mehrere Zeitungen haben das Poem unter der Urheberschaft Tucholskys abgedruckt. Die Genese der Gedichtlegende samt ihrer Rezeptionsgeschichte findet sich auf Sudelblog.de, dem Internet-Forum zu Kurt Tucholsky. CHRISTINE DÖSSEL

**Unbekannter Dichter**

Wenn die Kinder üble Laune haben

Zürnt und brummt der kleine Zwerg,
Nimmt er alles überzwerch,
Ein Backofen für ein Bierglas,
Den Mehlsack für ein Weinfass,
Den Kirschbaum für ein Besenstiel,
Den Flederwisch für ein Windmühl,
Die Katz für eine Wachtel,
Den Sieb für eine Schachtel,
Das Hackbrett für ein Löffel,
Den Hansel für den Stöffel.

*Die Welt und ihre Logiken auf den Kopf stellen - das ist das Vorrecht der Kinder. Es ist ihr Privileg, vernunftlos zu träumen und ohne Maß und ohne Mäßigung die Umwelt gemäß den eigenen Fantasien zu verwandeln. In dem Kinderlied jenes Dichters, der in der berühmten Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1806-1808) als anonym ausgewiesen wird, sind es recht gewaltsame Metamorphosen, die sich ein „kleiner Zwerg" vorgenommen hat.*

Solche Vertauschung der Dinge, wie sie hier übellaunigen Kindern nachgesagt wird, ist auch ein Grundprinzip aller Poesie. Letztere spielt gern mit dem Stilmittel der Inversion, der Vertauschung von Begriffen, die oft direkt in die Vertauschung der Dinge mündet. Was in „Des Knaben Wunderhorn" noch als das Werk eines „unbekannten Dichters" firmierte, stammt in Wahrheit aus der Feder Achim von Arnims (1781-1831), sodass das Gedicht später durchaus zurecht in seine „Sämmtlichen Werke" (1840) aufgenommen wurde.

**Unbekannter Dichter**

Wiegenlied

1. Schlaf in guter Ruh.
Tu die Äuglein zu,
Höre wie der Regen fällt,
Hör wie Nachbars Hündchen bellt.
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen,
Bettler läuft der Pforte zu:
Schlaf in guter Ruh'!

2. Still mein süßes Kind,
Draußen weht der Wind,
Häschen, Häschen spitzt das Ohr,
Sieht aus langem Gras hervor:
Jäger kommt im grünen Kleide,
Jagt das Häschen aus der Weide.
Häschen läuft geschwind, geschwind,
Still, mein süßes Kind!

3. Schlaf die Wänglein rot,
Hast noch keine Not,
Täubchen fliegt auf Feld und Flur,
Fliegt und sucht ein Körnchen nur.
Ach die Kleinen, still und bange,
Sprechen: „Mutter bleibt so lange."
Mutter bleibt bis Abendrot,
Schlaf, hast keine Not!

4. Kannst nur ruhig sein,
Bettler kehrt schon ein,
Häschen schläft auf Stachelborn,
Häschen liegt nun schon im Korn,
Täubchen füttert seine Jungen,
Vöglein hat nun ausgesungen,
Müd ist alles groß und klein,
Schlaf nur ruhig ein.

**Unbekannter Dichter**

Wildes Fräulein

Daß mir niemands hold ist,
Des freu ich mich gar sehr;
Was die Leut verdreusset,
Das treib ich desto mehr.
Mir und dir ist niemands hold,
Das ist unser beider Schold.
Ho ho Lieber, -
Tu so wol und friß mich nit,
Hab mich lieb und acht mein nit.

*Nach Liebe verzehrend, voller Sehnsucht und oft ohne Aussicht auf Erfüllung - die Liebeslyrik des Mittelalters ist vor allem eine Lyrik der schönen Worte und des verbalen Umwerbens. Nicht so in „Wildes Fräulein“ - hier spricht das lyrische Ich sehr offen aus, was es sich von der Liebe erwartet. Die vermutlich um 1555 entstandene Frauenstrophe wirft ein aufschlussreiches Licht auf den Herbst des Mittelalters. Gattungshistorisch ist die Frauenstrophe ursprünglich Teil des sogenannten Wechsels, eines mehrteiligen Gedichts über die Liebe, das in Monologen Mann und Frau abwechselnd auftreten lässt. In konventionalisierter, volkstümlicher Form zeigt das Gedicht Frau und Liebe nicht im klassischen Sinn der Minne, sondern in einer derberen, straßennahen Spielart.*

Der unverhüllt rüde Ton der „Frauenstrophe“ verweist auf volkspoetische Quellen: Hier ist keine Kunstsprache am Werk, sondern der Tonfall der Marktplätze und Gaststuben. So freizügig und offenherzig die Frau sich in den Versen zeigt, inklusive der von ihr verheißenen Bindungsfreiheit: Im Gegensatz zur Suggestion des Titels hat keine Frau diese Strophe geschrieben, sondern ein Mann, der seiner erotischen Fantasie eine weibliche Stimme gab.

**Unbekannter Dichter**
Zu Gaste gebeten

Geh mit mir in die Heidelbeeren,
Heidelbeeren sind noch nit blo, (blau)
Geh mit mir ins Haberstroh,
Haberstroh ist noch nit zeitig,
Geh mit mir ins Besenreisig,
Besenreisig ist noch nit auf,
Geh mit mir die Trepp hinauf,
Trepplein ist verbrochen,
Sind wir nauf gekrochen,
Sind wir in dem Kämmerlein,
Schenk ein Schöpplein Wein ein.

*„Es liegt in diesen Volksliedern ein sonderbarer Zauber“, urteilte Heinrich Heine (1797-1856) dreißig Jahre nach dem romantischen Urereignis, dem Erscheinen der von Clemens Brentano (1778-1842) und Achim von Arnim (1781-1831) herausgegebenen und bearbeiteten Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806-1808).*
*Diese Lieder, so Heine weiter vermittelten eine Ursprünglichkeit des Sagens und Singens, daraus erwachse ihnen eine „unzersetzbare sympathetische Naturkraft“.*

In der Abteilung „Kinderlieder“ der Wunderhorn-Anthologie findet sich dieser lyrische Lockruf zum gemeinsamen Abenteuer, eine vergnügliche Verschwörung zweier Freunde, die sinnlichen Genüssen nicht abgeneigt sind. Alle Wege ins Verborgene, die das Ich imaginiert, scheinen nicht gangbar zu sein. In einem vermeintlich unerreichbaren „Kämmerlein“ beginnen dann aber die Trinkfreuden.

**Abraham a Sancta Clara**
Der Mensch ist ein Schaum

Der Mensch ist ein Schaum, der bald abfließt,
Eine Blum, die bald absprießt.
Der Mensch ist ein Fluss, der bald abrinnt,
Eine Kerzen, die bald abbrinnt.
Der Mensch ist ein Glas, das bald zerbricht,
Ein Traum, der haltet nicht.
Der Mensch ist bald hübsch und rot,
Auch bald darauf bleich und tot.
Der Mensch ist ein kurzer Lautenklang,
Aber auch bald ein Sterbegesang.
Der Mensch ist alles Unglücks Spiel
Und aller Not gemeinsam Ziel.

nach 1680

*Mit seinen wortgewaltigen Moralpredigten und theologischen Brandreden kann der Augustinerpater und spätere kaiserliche Hofprediger Abraham a Sancta Clara (1644–1709), als brillantester Rhetoriker und Sprachschöpfer der Barockzeitgelten. Sein Lebensthema war die Vergänglichkeit, die Omnipräsenz des Todes in einer von menschlichen „Grausambkeiten“ heimgesuchten Welt. Die Schrecken des Massentodes beschrieb er bereits in seinem Meisterwerk* Mercks Wienn *(1680), einer Abhandlung über die „laidige Sucht“ der Pestepidemie in Wien.*

In seine moraltheologischen Belehrungen streute er immer wieder Gedichte ein, die in großer Sprachlust die Stilebenen mischten: der volkstümlich-derbe Ton, die drastische Metapher stehen neben rigiden moraltheologischen Sentenzen. So ist auch das nach 1680 entstandene Poem über den Menschen ein einziges memento mori: Jenseits der Vergänglichkeit und der an das „Unglücks Spiel“ gebundenen Existenz gibt es keinen Lebenssinn.

**Abraham a Sancta Clara**
Mit Essen und Trinken

Mit essen und trinken,
Mit faulenzen und stinken,
Mit schenkln und spazieren,
Mit löffeln und galanisieren,
Mit springen und tanzen,
Mit liegen und ranzen,
Mit jagen und hetzen,
Mit komplimentieren und wetzen,
Mit Rappen und Schimmel
Kommt man, weiß Gott, nicht in den
Himmel.

*Der Gastwirtssohn Hans Johann Ulrich Megerle (später: Abraham a Sancta Clara, 1644-1709) durchlief zunächst eine jesuitische Ausbildung und trat 1662 dem Orden der Augustiner-Barfüßer bei. Damit begann sein Aufstieg zum kaiserlichen Hofdichter und wortgewaltigsten Moralprediger der Barockzeit. Als der strenge Verkünder der göttlichen Gebote mit den Folgen der Pest in Wien konfrontiert wurde, legte er seine Tugendlehren auch in schriftlicher Form nieder (z. B. in „Mercks Wienn“ von 1680). Aber Abraham a Sancta Clara widmete sich auch säkularen Formen der Poesie - zum Beispiel dem Trinklied.*

Das um 1700 geschriebene Gedicht entzündet sich aus einer Lust am Sprachspiel und an sich übergipfelnden Knittelversen - der mahnende Appell in der Schlusszeile wirkt wie angeklebt, ist nur wie zu Tarnzwecken als scheinbare Conclusio in die vergnügliche Reimerei der säkularen Lustbarkeiten einbezogen.

**Abraham a Sancta Clara**

Was Pappagey / was Lapperey /
    Fand man bey denen Fenstern!
Und neben ihnen viel Schwatzerey /
    Mit freundlichen Gespenstern!
Nun ist alles auß / es ist kehr auß /
    Es ist nichts mehr als Jammer /
Das hat vns gmacht / bey Tag vnnd Nacht
    Der duerre Rippen-Kramer.
Wo vor Laggey / mit Keyerey
    Die Posten musten tragen /
Ob d'Polster-Katz noch wohl auff sey?
    Mit allen Umbstaend fragen:
Jetzt ist alls still / man siht nicht viel /
    Gruen / Blau / oder Rothe /
Man find darfuer / frueh vor der Thuer /
    Nur Krancke oder Todte.

um 1670

*Die legendäre Wortgewalt und Formulierungswut des Moralpredigers Abraham a Sancta Clara (1644-1709) scheint sich hier in einem fast sinnfreien Sprachdynamismus zu verselbständigen. Wie kein zweiter Prediger der Barockzeit mobilisierte der Augustinerpater und spätere kaiserliche Hofprediger im Wien der 1670er Jahre seine rhetorische Begabung wider die Todsünden Habgier, Völlerei und Trunksucht. Seine rabulistische Polemik gegen die »Lapperey« und »Schwatzerey« klingt im vorliegenden Gedicht wie ein rätselhaftes Sprachspiel, das seine Energien aus der Erfindung immer neuer Wörter für immer neue Übelstände bezieht.*

Bei der »Keyerei«, so belehrt einen das historische Wörterbuch, handelt es sich um das schlimmste aller Vergehen, das einen gottesfürchtigen Prediger in Aufruhr versetzen kann: die Ketzerei. Und mit der Gestalt des »duerren Rippen-Kramers« dürfte der Tod gemeint sein. Für heutige Leser wirken diese rhetorischen Gesten des Barockpredigers wie die Exerzitien eines modernen experimentellen Dichters.

**Achim von Arnim**

Der Geist beym verborgnen Schatze

Ich habe einen Schatz und den muss ich meiden,
Muss von ihm gehn, kein Wort mit ihm zu reden,
Das Herze in dem Leibe möchte mir vergehn,
Den Sonntag, den Montag in aller fruh,
Schickt mir mein Schatz die traurige Botschaft zu,
Ich sollte ihn begleiten bis in das kühle Grab,
Dieweil er mich so treulich geliebet hat.
Ich habe ein Herz, ist härter als ein Stein,
Wo tausend Seufzer verborgen sein,
Viel lieber wär mirs, ich läg in einem Grab,
So käm ich ja von allem meinem Trauren ab.

*Was als „mündlich“ überlieferte Liebesklage eines „unbekannten Dichters“ in die romantische Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806/1808) Eingang fand, hat in Wahrheit der Anthologie-Herausgeber Achim von Arnim (1781-1831) selbst geschrieben. Die Trauerarbeit, der sich das lyrische Ich hier unterzieht, stützt sich auf die gewaltsame Abspaltung einer überwältigenden Passion. Im Titel wird als Akteur ein „Geist“ beschworen - es ist indes der vom Schmerz zerwühlte Liebende selbst, der das Verlorene beschwört.*

Die Trauer über den Verlust der Liebe hat hier alles verdunkelt. Die definitive Trennung von dem unerreichbaren „Schatz“ erscheint als einzig denkbare Lösung. Die „traurige Botschaft“ vom Ende der „treulichen Liebe“ kann das lyrische Subjekt offenbar nur ertragen durch Verhärtung. Das soeben noch erschütterte Herz versteinert - und dem Ich bleibt nur die Todesfantasie, um auch die Trauer auslöschen zu können.

**Achim von Arnim**

Der Kirschbaum

Der Kirschbaum blüht, ich sitze da im Stillen,
Die Blüte sinkt und mag die Lippen füllen,
Auch sinkt der Mond schon in der Erde Schoß
Und schien so munter, schien so rot und groß;
Die Sterne blinken zweifelhaft im Blauen
Und leidens nicht, sie weiter anzuschauen.

*Zeitgenössische Leser sahen in diesem Frühlingsgedicht Achim von Arnims (1781-1831) eine exemplarische Manifestation des romantischen Lebensgefühls: „Wir wissen nicht“, schrieb ein Rezensent, „wo der Zusammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargestellt wäre“.*

Seinen ursprünglichen Ort hat das Gedicht in Arnims Erfolgsroman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ (1810). Dort wird der Text einem schönen jungen Mann in den Mund gelegt - Hylas, in der antiken Mythologie ein attraktiver Bursche im Gefolge des Herakles. Bis heute unbemerkt blieben die skeptischen Töne, die dem romantischen Verschmelzungswunsch mit der Natur entgegenarbeiten. Das Leuchten bzw. „Blinken“ der Sterne wird ja als „zweifelhaft“ empfunden - die symbiotische Einheit von Subjekt und Natur wird in Frage gestellt.

**Achim von Arnim**

Der Welt Herr

Morgenstund hat Gold im Munde,
Denn da kommt die Börsenzeit
Und mit ihr die süße Kunde,
Die des Kaufmanns Herz erfreut:
Was er abends spekulieret,
Hat den Kurs heut regulieret.

Eilend ziehen die Kuriere
Mit dem kleinen Kursbericht
Dass er diese Welt regiere,
Von der andern weiß ich's nicht:
Zitternd sehn ihn Potentaten,
Und es bricht das Herz der Staaten

*Es spricht für den visionären Weitblick der Gattung Lyrik, dass das erste Gedicht über den modernen Finanzkapitalismus und die globale Macht der Börse bereits um 1825 entstanden ist: Achim von Arnim (1781-1831), der mit seinem romantischen Weggefährten Clemens Brentano die berühmte Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1806 ff.) zusammenstellte, hat es geschrieben.*

Als „Der Welt Herr", der die politischen Geschicke lenkt, erscheint in diesem Gedicht ein kapitalstarker Kaufmann, dessen abendliche Spekulation am nächsten Morgen den Kurs „regulieret". In ebenso einfachen wie prägnanten Reimen kommentiert Arnim das Börsengeschäft satirisch - und lässt offen, ob die Macht seines Spekulanten bis in den Himmel reicht. Eine fast frühmarxistische Sicht auf die Verhältnisse: Denn die Politik wird hier eindeutig der Ökonomie nachgeordnet.

**Achim von Arnim**

Morgendliches Entzücken

Mir ist zu licht zum Schlafen,
Der Tag bricht in die Nacht.
Die Seele ruht im Hafen
Ich bin so froh verwacht!

Ich hauchte meine Seele
Im ersten Kusse aus,
Was ists, dass ich mich quäle,
Ob sie auch fand ein Haus!

Sie hat es wohl gefunden
Auf ihren Lippen schön,
O welche selge Stunden,
Wie ist mir so geschehn!

Was soll ich nun noch sehen?
Ach alles ist in ihr?
Was fühlen, was erflehen?
Es ward ja alles mir!

Ich habe was zu sinnen,
Ich hab, was mich beglückt;
In allen meinen Sinnen
Bin ich von ihr entzückt.

1810

*In ihrer Begeisterung für die romantische Utopie von der poetischen Verwandlung der Welt schrieben die Dichterfreunde Achim von Arnim (1781-1831) und Clemens Brentano (1778-1842) viele Gedichte, die Sinnlichkeit und Reflexion, Gefühl und Gedanke miteinander zu verbinden trachteten. Dabei ist Arnim mit seinen insgesamt zweitausend Gedichten nie so populär geworden wie sein sprach-musikalisch inspirierterer Kollege. Sein Liebesgedicht von 1808/09 kann es jedoch mit den besten Texten Brentanos aufnehmen.*

Ursprünglich findet sich das Gedicht an einer Schlüsselstelle von Arnims 1810 publizierten Roman »Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores«. Dort singt es der strahlende junge Held des Buches, der zum ersten Mal eine Frau geküsst hat, die ihm noch viel Kummer eintragen wird. Das auf den ersten Blick so leichte, volksliedhafte Gedicht suggeriert die symbiotische Verschmelzung der Seele des Ich mit den Lippen der Geliebten. Aber es bleibt ein Rest von Ungewissheit, ob die Seele wirklich »ein Haus« auf diesen Lippen gefunden hat.

**Achim von Arnim**
Nochmals

Ich sehe ihn wieder
Den lieblichen Stern,
Er winket hernieder,
Er nahte mir gern;
Die Haare ihm fliegen,
Er eilet mir zu!
Das Volk träumt von Kriegen,
Ich träume von Ruh';
Die Andern sich deuten
Was künftig daraus;
Vergangene Zeiten
Mir leuchten in's Haus.

*Das Gedicht erschien erstmals innerhalb von Achim von Arnims (1781-1831) Novelle „Raphael und seine Nachbarinnen" (1823) , die sich in fiktiver Form an die Biografie des genialischen Renaissance-Malers und Baumeisters Raffael (1483-1520) herantastet. Die Produktivität des Künstlers wird in der Novelle an die ständige Präsenz zweier „Nachbarinnen" gebunden, die als Musen und Geliebte des Malers agieren. In der Novelle ist es Raphael selbst, der zur Laute ein naiv-romantisches Sehnsuchtslied singt.*

Die alte Kunst, in Sternbildern zu lesen und das Kommende daraus abzuleiten, verbindet sich in der Beschwörung des lyrischen Ich mit einer fast biedermeierlichen Sehnsucht nach dem stillen, ungefährdeten Glück im Winkel. Das kosmische Element, der Stern, wird hier als geheimer Bündnispartner des Menschen kenntlich gemacht. Dem retrospektiven Bewusstsein des Ich gilt dieses Hoffnungszeichen als eine Art Symbol für das „goldene Zeitalter": So beginnen sie wieder einmal zu „leuchten", die „vergangenen Zeiten".

**Achim von Arnim**
Petersilie

Was hab ich meinem Schätzlein zu Leide getan?
Es geht wohl bei mir her, und sieht mich nicht an;
Es schlägt seine Augen wohl unter sich,
Und sieht einen andern Schatz wohl lieber als mich.

Petersilie, das edle grüne Kraut!
Was hab ich meinem Schätzelein so vieles vertraut;
Vieles Vertrauen tut selten gut,
So wünsch ich meinem Schätzelein alles Guts.

Alles Guts und noch vielmehr,
Ach wenn ich nur ein Stündelein bei meinem Schätzgen wär;
Ein Viertelstündchen zwei und drei,
Damit ich mit meinem Schatz zufrieden sei.

*In ihrer populären Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1806-1808) haben die Romantiker Clemens Brentano (1778-1842) und Achim von Arnim (1781-1831) gerne von einem Täuschungsmanöver Gebrauch gemacht. Sie deklarierten zahlreiche Lieder als Produkte „unbekannte Dichter“, obwohl der Text in Wahrheit aus ihrer eigenen Dichterwerkstatt stammte. Wie dieses traurige Liebeslied über enttäuschte Sehnsucht, das Achim von Arnim geschrieben hat.*

Arnims Klagelied handelt vom schmählichen Liebesverrat. Der enttäuschte Liebhaber thematisiert den Vertrauensbruch seines „Schätzeleins“ und kann dennoch nicht ablassen von seiner Hoffnung auf die Revitalisierung der Liebe. Eine Irritation erwächst aus dem Titel des Gedichts, der die Petersilien-Pflanze aufruft. Die Reinheit des „edlen grünen Krauts“ steht im Widerspruch zur Untreue der geliebten Frau. Das Lob der Petersilie darf man wohl auch als Anspielung auf mittelalterliche Hochzeits-Rituale lesen. Dort gab es das Brauchtum, mit verräucherter Petersilie böse Geister und Unglück vom Brautpaar abzuwenden.

**Adelbert von Chamisso**

Das Riesenspielzeug

Burg Niedeck ist im Elsass der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! Artig Spielding!" ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in ein Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen – man weiß, wie Kinder sind –
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; lass sehen, was es sei!"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsass der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

**Adelbert von Chamisso**

Die alte Waschfrau

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte

In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt, ich hätte so gewusst
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

**Adelbert von Chamisso**
Frauen-Liebe und -Leben

Seit ich ihn gesehen,
glaub' ich blind zu sein;
wo ich hin nur blicke,
seh' ich ihn allein;
wie im wachen Träume
schwebt sein Bild mir vor,
taucht aus tiefstem Dunkel
heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
alles um mich her,
nach der Schwestern Spiele
nicht begehr' ich mehr,
möchte lieber weinen
still im Kämmerlein;
seit ich ihn gesehen,
glaub' ich blind zu sein.

*Wer an das idealistische Stereotyp von der „Liebe auf den ersten Blick“ nicht glauben mag, wird sich vielleicht von Adelbert von Chamissos (1781-1838) Liederzyklus „Frauenliebe und -leben“ eines Besseren belehren lassen. Hier kreist alles um den Lebensweg einer Frau, die ihrem Geliebten und Ehemann bedingungslos verfallen ist. Ihre Liebe beginnt - im Eröffnungsgedicht des Zyklus - mit einer Blendung, die das Feuer der Leidenschaft entzündet.*

In neun Teilen entfaltet der Emigrant Chamisso in seinem um 1830 entstandenen Zyklus das Bild einer absoluten Liebe bis in den Tod. Das Ideologische dieses emphatischen Plädoyers für eine Liebe jenseits emanzipatorischer Gedanken, die sich in „Tränen unendlicher Lust“ (Kapitel 4) verzehrt, liegt in Chamissos Frauenbild. Denn belobigt und akzeptiert wird nur die Frau als sich aufopfernde Mutter: „Nur eine Mutter weiß allein“, heißt es im 7. Teil des Zyklus, „was lieben heißt und glücklich sein.“ Robert Schumann (1810-1856) hat Chamissos Liederzyklus 1840 vertont.

**Adelbert von Chamisso**
Frisch gesungen

Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Mut
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut.
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe tut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

*„Ich finde Anerkennung, ich weiß nicht wie in dieser Zeit", stellte der Dichter Adalbert von Chamisso (1791-1838) im März 1829 fest. „Meine Gedichte finden Nachhall - werden überall wieder abgedruckt, Künstler verfertigen Bilder nach denselben; in verschiedene Sprachen werden sie übersetzt ..." Zur enormen Popularität des literarischen Emigranten Chamisso trug auch die Apologie des Singens bei, die ebenfalls im Jahr 1829 entstand.*

Neben exotischen Balladen und sehr bedeutenden zeitkritischen Gedichten, die von politischen Aufbruchshoffnungen der Vormärz-Periode sprechen, verfasste Chamisso auch eine Menge geselliger Lieder, die sich in naiver Bejahung des Singens gefallen. Das „frische Singen" erscheint hier als Allheilmittel gegen die Unbill der politischen Zeitläufte und des privaten Unglücks – dass dieser biedermeierliche Harmonie-Zustand ein romantisch erschwindeltes Trugbild ist, hat ein politischer Kopf wie Chamisso durchaus gewusst.

**Adelbert von Chamisso**

Kanon

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not!
Das ist schwere Not der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!

1813

*Adelbert von Chamisso (1781–1838), als Charles Adélaïde de Chamisso de Boncourt in der Champagne geboren, geriet früh in die Zerreißprobe der Emigration. 1792 floh der Abkömmling eines Grafengeschlechts mit seinen Eltern vor der Französischen Revolution nach Deutschland. In seinen volksliedhaften Balladen wurde er zum Chronist des biedermeierlichen Gefühlslebens seiner Zeit.*

Berühmt wurde er durch seine phantastische Novelle *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* (1814), in der er das zu seiner Zeit populäre Thema des Teufelspakts aufgriff. Im Frühjahr 1813, als er noch am *Schlemihl* arbeitete, schrieb Chamisso seinen „Kanon“. Zu diesem Zeitpunkt stand er ganz unter dem Eindruck der furchtbaren Schlachten bei Lützen und Bautzen, wo im Mai 1813, in der Auseinandersetzung zwischen Napoleons Truppen und den Armeen Russlands und Preußens, über 50.000 Menschen ihr Leben verloren. In aphoristischer Kürze wird diese „schwere Zeit der Not“ wie in einem mehrstimmigen Lied in vier Variationen aufgerufen.

**Adelbert von Chamisso**

Was soll ich sagen?

Mein Aug ist trüb, mein Mund ist stumm,
Du heißest mich reden, es sei darum.

Dein Aug ist klar, dein Mund ist rot,
Und was du nur wünschest, das ist ein Gebot.

Mein Haar ist grau, mein Herz ist wund,
Du bist so jung, und bist so gesund.

Du heißest mich reden, und machst mir's so schwer,
Ich seh dich so an, und zittre so sehr.

nach 1820

*Ein Dichter wird sprachlos vor der Dame seines Herzens - das ist eine Urszene der Liebespoesie und sie hat auch den literarischen Emigranten, Revolutionsflüchtling, Weltumsegler, Naturforscher und Dichter Adelbert von Chamisso (1781-1838) inspiriert. Seinem lyrischen Ich versagen die Kräfte, der Schmerz lähmt alle Lebensenergien – während das geliebte Du alle Daseinslust absorbiert.*

Das lyrische Subjekt erklärt hier fast programmatisch seine Bereitschaft zur Unterwerfung unter die Geliebte. Der Text lebt von der klaren Zweiteilung der Verse und von der markanten Antagonistik seiner Aussagen – hier das klagende, schmerzerfüllte, von den Zeichen des Verfalls schon gezeichnete Ich, dort das übermächtige Du, das große Macht über den Klagenden besitzt. Diese herzzerreißende Szene einer unglücklichen Liebe, die in den 1820er Jahren entstanden ist, hat Robert Schumann 1840 vertont.

**Adele Schopenhauer**

Dein Wille geschehe – Doch was ist dein Wille?

Dein Wille geschehe! – Doch was ist dein Wille?
Dein heilig Reich komme – doch wo naht es sich?
Ich ruf's durch die Welt; doch in ewiger Stille
Verbreitet sich Schweigen und Grausen um mich.

Dich such' ich im Himmel, auf Erden, im Herzen,
Doch Vater, Allew'ger, ach wo find' ich Licht?
Dich fasst' ich in Wonnen, Dich fasst' ich in Schmerzen,
Nun irr' ich im Dunkel und fasse Dich nicht.

Und bin ich ein Geist denn, und hat ewig Leben
Dein Athem dem Kind in die Seele gehaucht,
So muss deine Liebe dort Antwort mir geben,
Weil hier meine Liebe die Antwort gebraucht.

nach 1830

*In einem späten Brief an ihren berühmten Bruder, den Philosophen Arthur Schopenhauer, hat die Dichterin und Scherenschnitt-Künstlerin Adele Schopenhauer (1797–1849) das Drama ihres Lebens ausgesprochen: „Ich lebe ungern, scheue das Alter, scheue die mir gewiss bestimmte Lebenseinsamkeit. Ich bin stark genug um diese Öde zu ertragen, aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe."*

Innerhalb der Weimarer Salon-Kultur spielte Adele Schopenhauer eine zentrale Rolle. Goethe entwickelte ein väterliches Verhältnis zu der unglücklichen „Adelsmuse" (Thomas Mann), die in ihren Texten stets „das eigene Weh" in Sichtweite hat. Das Gefühl absoluter Verlassenheit wird in diesem nach 1830 entstandenen Gedicht zur Anlass einer hochpathetischen Klage: Religion und Gottesglaube bieten hier keinen Trost mehr, sondern verschärfen noch die Empfindung des Ausgesetztseins.

**Adolf Endler**
Memoire

Buchstützen, steil stehn sie da (unverrückbar?);
die Bücher stehn stramm....
„Das mosernde Dichterpack, Mensch, was haut
man's nicht einfach zusamm'!"
(Kommts aus dem Fernseher?, aus dem Korridor?,
unten vom Damm?)
Einhundert Bücher; die Dienstpistole; Autoschlüssel;
der Kamm.

(Krähenüberkrächzte Rolltreppe. Neunundneunzig kurze Gedichte.
Wallstein Verlag, Göttingen 2007.)

*Was man von dem eigensinnigen Dichter und schelmischen Anarchisten Adolf Endler (Jg. 1930) nicht erwarten darf, ist Ehrfurcht vor der Kultur. Seit den frühen 1960er Jahren versteht es der in West wie Ost renitente Dichter vorzüglich, der Gesellschaft „immer wahnsinnigere Fratzen" zu schneiden. Auch in seinem Spätwerk präsentiert sich der „melancholisch-pathetisch-cholerisch-apathische" Autor (Endler über Endler) als kauziger Desillusionierungs-Künstler.*

In einem wunderbar unfeierlichen Epigramm mokiert sich Endler über die erstarrten Fassaden der Buch-Kultur. Auch das „mosernde Dichterpack" wird mit der allfälligen Respektlosigkeit behandelt. In die wie zum Hohn fortlaufend gereimten „Memoire" wird nicht nur die übliche Lästerrede eingeschmuggelt, sondern auch ein kleines bedrohliches Rätsel. Offenbar ist als Akteur des Gedichts ein autoritärer Charakter am Werk, der für Büchermenschen polizeiliche Lösungen anstrebt.

**Adolf Endler**

Postkarte an M.S. in Dinslaken

Unter dem Lampenschirm aus Menschenhaut
Haben sie singend gesessen
Dessen erinnern sie sich nicht mehr
Aber dass ihnen ein Pole die Armbanduhr geklaut
Hat ein Tommy die Geldbörse leer
Das werden sie nie das werden sie nie
Das werden sie niemals vergessen

(Krähenüberkrächzte Rolltreppe. Wallstein Verlag, Göttingen 2007)

*Die Bewunderer des Dichters Adolf Endler (geb. 1930) zeichnen ihr Idol unentwegt als schelmischen Anarchisten, der in seinen Gedichten der Gesellschaft „immer wahnsinnigere Fratzen" schneidet. Und tatsächlich hat sich der „melancholisch-pathetisch-cholerisch-apathische" Autor (Endler über Endler) sehr oft als kauziger Maskenkünstler präsentiert, der die Selbstlegitimierungsversuche des „realen Sozialismus" ebenso ironisch aushebelte wie den nationalen Kitsch des wiedervereinigten Deutschland.*

In Endlers 1957 entstandenem Gedicht zeigt sich die schwarze Seite des Skurrilen. Denn hier spricht meist ein poetischer Sarkast, der die Heillosigkeiten der Dichterexistenz und die Hinfälligkeit des Menschengeschlechts besingt. In einer bitteren lyrischen „Postkarte", die wohl an einen namentlich nicht näher bezeichneten Dichterkollegen, zugleich aber an die Generation der Kriegsteilnehmer gerichtet ist, markiert Endler lakonisch das rassistische Bewusstsein der „willigen Vollstrecker" (D. Goldhagen) des faschistischen Größenwahns, die sich nach 1945 auf ihr sehr lückenhaftes Gedächtnis *beriefen.*

**Adolf Endler**

Sunlight Serenade

Und plötzlich geschminkt ihr Kussmund der spricht
Heute nicht
Heute gehts einfach nicht
Manchmal gehts eben nicht
Und heute leider nicht
    Und ich starre ins trostlose Sommerlicht
    Weshalb mach ich denn meinen Laden nicht dicht
    Lass die Rolläden runter
    Statt der Tränen
    Was interessiert mich denn Cottbus
Was interessiert mich das Lausitzer Land
Was die Kundschaft von meinem Bockwurststand
Da wirds ohne mich Bockwürste geben
Was interessiert mich
Mein Leben

nach 1990

aus: Adolf Endler: Der Pudding der Apokalypse. Gedichte 1963–1998, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1999

*Als unverbesserliche Lästerzunge, die dem fertigen Werk das Fragment vorzieht, hat der 1935 in Düsseldorf geborene und 1955 in die DDR ausgewanderte Adolf Endler den fortlaufenden Schelmenroman der DDR geschrieben. Das „Anschreiben gegen Festgeschriebenes" und „die schwarzhumorig-phantasmagorische Poesie" kultivierte der Eulenspiegel vom Ost-Berliner Prenzlauer Berg als poetische Obsession.*

Unter den Pseudonymen „Bobbi Bergermann", „Bubi Blazezak" oder „Der irre Fürst" entwickelt Endler seit den 1960er Jahren ein komisches Pandämonium der DDR und – nach dem Ende des SED-Staates – die Alltagsgeschichte eines stets frevlerisch aufgelegten Schriftstellers. In den 1990er Jahren entstand seine „Sunlight Serenade" über eine ostdeutsche Bockwurstverkäuferin, die in ihrer Alltagstristesse alle Utopien verloren hat.

**Aglaja Veteranyi**
Warum ich kein Engel bin

Ein Engel verkleidete sich als Engel und blieb unerkannt.

Ein anderer fiel vom Himmel und zerschellte.

Ein ausländischer Engel wurde gläubig und ertränkte sich in der Badewanne.

Im Himmel werden tote Engel ausgestopft und an die Wand gehängt.

Ich bleibe lieber unsterblich.

*Einen ungewöhnlichen Zugang zur Literatur und zum Schreiben - so könnte man den frühen Lebensweg der Dichterin Aglaja Veteranyi beschreiben. Denn eine normale Schulbildung hat sie nie genossen. Als Tochter von Zirkusleuten in Bukarest geboren, musste die Dichterin Aglaja Veteranyi (1962-2002) ihre Sprache buchstäblich erst finden. Durch die berufsbedingten Ortswechsel ihrer Familie konnte sie keine feste Schule besuchen und lernte autodidaktisch die deutsche Sprache schreiben, als ihre Familie schließlich in der Schweiz sesshaft wurde. Dort lebte sie seit 1982 als Schauspielerin und freie Schriftstellerin. 2002 wählte sie in Zürich den Freitod.*

Durch seine Skizzenhaftigkeit erzeugt der Text einen weiten Resonanzraum, der es möglich macht, die Leerstellen zwischen den Zeilen zu füllen. Die Meditation über das Selbstverständnis einer Person, die in der Erzählung verschiedene Engel auftreten lässt, scheint hier ihren paradoxen Stillstand zu finden: Der rührende kindliche Wunsch nie zu sterben, kann aber nur in dem paradoxen Zwischenstadium bestehen, die Realität verheißt etwas anderes.

**Agnes Miegel**

Die Nibelungen

In der dunkelnden Halle saßen sie,
Sie saßen geschart um die Flammen,
Hagen Tronje zur Linken, sein Schwert auf dem Knie,
Die Könige saßen zusammen.

Schön Kriemhild kauerte nah der Glut.
Von ihren schmalen Händen
Zuckte der Schein wie Gold und Blut
Und sprang hinauf an den Wänden.

König Gunter sprach: «Mein Herz geht schwer,
Hör ich den Ostwind klagen!
Spielmann, lang deine Fiedel her,
Sing uns von frohen Tagen!»

Aufflog ein jubelnder Bogenstrich
Und flatterte an den Balken,
Herr Volker sang: «Einst zähmte ich
Einen edelen Falken …»

Die blonde Kriemhild blickte auf
Und sprach mit Tränen und leise:
«Spielmann, hör mit dem Liede auf,
Sing eine andre Weise!»

Die braune Fiedel raunte alsbald
Träumend und ganz versonnen,
Herr Volker sang: «Im Odenwald
Da fließt ein kühler Bronnen …»

Die blonde Kriemhild wandte sich
Und sprach mit Tränen und bange:
«Mein Herz schlägt laut und fürchtet sich
Und bebt bei deinem Sange …»

Anhub die Fiedel zum drittenmal
Aufweinend in Gram und Leide,
Herrn Volkers Stimme sang im Saal,
Wie ein Vogel auf nächtiger Heide:

«Es glimmt empor aus ewiger Nacht
Heißer als alle Feuersglut,
Gelb wie das Aug der Zwergenbrut,
Das gierig seinen Glanz bewacht, –
O weh der Lust, die mich gezeugt!

Wie Brunft nach Brunft im Forste schreit,
Wie nach der Lohe lechzt die Glut,

So treibt die Gier nach Menschenblut
Ans Licht den Hort der Dunkelheit, –
O weh dem Schoß, der mich gebar!

Es ruft den Neid, es weckt den Mord,
Stört auf die Drachen Trug und List,
Hetzt Rachsucht, die die Rache frisst,
Und immer röter glüht der Hort, –
O weh der Brust, die mich gesäugt!

Es treibt und schwimmt im Purpurquell,
Es trinkt den Quell und lechzt nach mehr,
Es braust und schäumt, die Flut steigt schnell,
Breit wie die Donau strömt es her, –
O weh der Lieb, die lieb mir war!

Es schäumt und braust, atmet und steigt,
Schon brandet’s draußen an die Tür,
Es klopft und pocht, der Riegel weicht,
Nun flutet’s heiß und rot herfür, –
Weh über mich, weh über euch!»

Jäh bei dem letzten Bogenstrich
Sprangen die Saiten und schrieen,
Hagen von Tronje neigte sich
Und wiegte sein Schwert auf den Knieen.

Die Könige saßen bleich und verstört,
Doch die schöne Kriemhild lachte,
Sie sprach: «Nie hab ich ein Lied gehört,
Das mich lustiger machte!»

Sie kniete nieder und schürte die Glut.
Von ihren schmalen Händen
Zuckte der Schein wie Gold und Blut
Und sprang hinauf an den Wänden.

**Albert Ehrenstein**

Auf der hartherzigen Erde

Dem Rauch einer Lokomotive juble ich zu,
Mich freut der weiße Tanz der Gestirne,
Hell aufglänzend der Huf eines Pferdes,
Mich freut den Baum hinanblitzend ein Eichhorn,
Oder kalten Silbers ein See, Forellen im Bache,
Schwatzen der Spatzen auf dürrem Gezweig.
Aber nicht blüht mir Freund noch Feind auf der Erde,
Ferne Wege gehe ich durch das Feld hin.

Ich zertrat das Gebot
«Ringe, o Mensch, dich zu freuen und Freude zu geben den Andern!»

Düster umwandle ich mich,
Vermeidend die Mädchen und Männer,
Seit mein weiches, bluttränendes Herz
Im Staube zerstießen, die ich verehrte.
Nie neigte sich meinem einsam jammernden Sinn
Die Liebe der Frauen, denen ihr Atmen ich dankte.
Ich, der Fröstelnde, lebe dies weiter. Lange noch.
Feme Wege schluchze ich durch die Wüste.

**Albert Ehrenstein**

Dämmerung

Irgendwo scheint die Sonne,
ich spüre es nicht.
Irgendwo leben Menschen,
ich weiß es nicht.
Irgendwie lebe ich,
es kann wohl sein.
Irgendwann sterbe ich,
so wird es sein.

(Werke. Hsg. von Hanni Mittelmann Bd 4/1, Gedichte I. Klaus Boer Verlag; © Wallstein Verlag, Göttingen 1997)

*Die Perspektive der Heillosigkeit war seine Domäne. Der expressionistische Dichter Albert Ehrenstein (1887-1950), als Sohn ungarischer Eltern in Wien geboren, hatte schon in seine frühesten Prosatexte und Gedichte die Gewissheit eingeschrieben, dass das Erden-Leben in „Leere und Öde“ versinkt. Vom „O Mensch“-Pathos in Kurt Pinthus' legendärer expressionistischer Anthologie „Menschheitsdämmerung“ (1920) grenzten sich seine Gedichte durch die totale Fixierung auf die Verzweiflung ab.*

Das lyrische Ich scheint taub und fühllos geworden zu sein angesichts der metaphysischen Bitternis, in die es hinabgestürzt ist. In lapidarer Knappheit wird das Zurücksinken des Subjekts in absolute Gleichgültigkeit und Schicksalsverfallenheit protokolliert. Das nach 1910 entstandene Gedicht reiht furchteinflößende Existenzbefunde hintereinander. Gleichwohl beschränkt sich das Ich aufs Abwinken - was ihm bleibt, ist die Erwartung des eigenen Untergangs.

**Albert Ehrenstein**

Der Berserker schreit

Die Welt möcht’ ich zerreißen,
Sie Stück für Stück zerglühn
An meinem lebensheißen
Und todesstarken Sinn.

Ich habe Land besessen,
Und Meer dazu, wieviel!
Ich habe Menschen gefressen,
Und weiß kein Ziel.

Und neue Sehnen wachsen,
Und neue Kraft ertost.
Vorwärts mit tausend Achsen,
Eh’ mir die Pest raubt West und Ost!

(Werke. Hrsg. von Hanni Mittelmann Bd 4/1, Gedichte I. Klaus Boer Verlag; (c) Wallstein Verlag, Göttingen 1997)

*Das lyrische Ich des früh verzweifelten Dichters Albert Ehrenstein (1886-1950) hat oft mit einem gewaltigen seelischen Überdruck zu kämpfen. Der Berserker, der in diesem frühen, nach 1910 entstandenen Gedicht von einem Zerreißen der Welt träumt, ist ein Alter Ego des Dichters, der schon als junger Mann unter einer existenziellen Ziellosigkeit litt. Der in Wien geborene Ehrenstein, der ursprünglich aus einer jüdisch-ungarischen Familie stammte, hat die heillosesten Gedichte des Expressionismus geschrieben.*

Die gewaltigen Energieströme, die der Berserker hier gegen die Welt lenken will, verpuffen im Unbestimmten. Denn der „lebensheiße Sinn“, von dem er angetrieben wird, wird von einer „todesstarken“, auto-destruktiven Besessenheit konterkariert. Die „Kraft“ kann diesen rauschhaft wütenden „Menschenfresser“ nicht retten - denn seine Aktionen haben die Richtung verloren. Nach einer jahrelangen Odyssee durch Europa ging der vom heraufziehenden Faschismus angeekelte Ehrenstein 1932 in die Schweiz, 1941 dann nach New York, wo er 1950 in bitterster Armut starb.

**Albert Ehrenstein**

Der Wanderer

Meine Freunde sind schwank wie Rohr,
Auf ihren Lippen sitzt ihr Herz,
Keuschheit kennen sie nicht;
Tanzen möchte ich auf ihren Häuptern.

Mädchen, das ich liebe,
Seele der Seelen du,
Auserwählte, Lichtgeschaffene,
Nie sahst du mich an,
Dein Schoß war nicht bereit,
Zu Asche brannte mein Herz.

Ich kenne die Zähne der Hunde,
In der Wind-ins-Gesicht-Gasse wohne ich,
Ein Sieb-Dach ist über meinem Haupte,
Schimmel freut sich an den Wänden,
Gute Ritzen sind für den Regen da.

«Töte dich!» spricht mein Messer zu mir.
Im Kote liege ich;
Hoch über mir, in Karossen befahren
Meine Feinde den Mondregenbogen.

**Albert Ehrenstein**

Leid

Wie bin ich vorgespannt
den Kohlenwagen meiner Trauer!
Widrig wie eine Spinne
bekriecht mich die Zeit.
Fällt mein Haar,
ergraut mein Haupt zum Feld,
darüber der letzte
Schnitter sichelt.
Schlaf umdunkelt mein Gebein.
Im Traum schon starb ich,
Gras schoss aus meinem Schädel,
aus schwarzer Erde war mein Kopf.

aus: Albert Ehrenstein: *Werke Bd. IV/1: Gedichte*, Klaus Boer Verlag 1997

*Bei der nationalsozialistischen Bücherverbrennung im Mai 1933 gingen auch die Werke des Expressionisten Albert Ehrenstein (1886–1950) in Flammen auf. Zu diesem Zeitpunkt hatte der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Wiener Jude und engagierte Pazifist das „Lande der Teutonenbande“ schon verlassen und war auf abenteuerlichen Umwegen in die Schweiz gelangt; später emigrierte er in die USA. Seine fatalistische Klage über die Sinnlosigkeit des Daseins findet sich bereits in seinem lyrischen Debütbuch* Die weiße Zeit *von 1914.*

Im Blick auf solche todesverfallenen Zeilen hat Kurt Pinthus, der Mentor des literarischen Expressionismus, über Ehrenstein gesagt, er habe die „leidvollsten Verse der deutschen Literatur“ geschrieben. Das menschliche Leben ist in Ehrensteins Gedichten vollständig dem Verderben geweiht und siecht in unaufhaltsamer Fäulnis dahin. Der Dichter litt seit 1916 unter der unerfüllten Liebe zu der Schauspielerin Elisabeth Bergner. Nach bitteren Jahren im Exil starb er 1950 in einem Armenhospital in New York.

**Albert Ehrenstein**
Verlassen

Wo ich auch umgeh,
Tut mir das Herz weh,
Sie hat mich verlassen.

Wenn ich herumsteh,
Bald hier, bald da geh,
Ich kann es nicht fassen.

Mein Lieb, du mein Weh,
Du mein Kind, du mein Reh,
Hast mich wirklich verlassen?

nach 1914

aus: Werke Bd. 4/1, Gedichte I. Wallstein Verlag, Göttingen 1997

Bereits in der legendären Expressionismus-Anthologie »Menschheitsdämmerung« (1920) wurde der aus Wien stammende Poet Albert Ehrenstein (1886-1950) als »der Dichter der bittersten Gedichte deutscher Sprache« vorgestellt. Die Scham über eine verfehlte Existenz und die Trauer über das Leben als einer Krankheit zum Tode prägt schon seine erste Novelle »Tubutsch« (1911) und auch viele seiner späteren Gedichte. Das Wort »Verlassen« darf als Grundvokabel seiner Dichtung gelten.

Von allem Lebensmut »verlassen« wurde Ehrenstein in dem Augenblick, als er spürte, dass er seine große Liebe, die Schauspielerin Elisabeth Bergner, deren Karriere er nach 1914 entscheidend befördert hatte, nicht mehr für sich gewinnen konnte. Auch erkannte er früh den Verrat der Ideale der deutschen Novemberrevolution 1918 durch die regierenden Parteien und den unaufhaltsamen Weg der Republik in die Diktatur. So ging er schon 1931 ins Exil, zunächst in die Schweiz, und nach einer langen Irrfahrt schließlich nach New York, wo er 1950 völlig vergessen in einem Armenhospital starb.

**Albert Ehrenstein**
Verzweiflung

Wochen, Wochen sprach ich kein Wort;
Ich lebe einsam, verdorrt.
Am Himmel zwitschert kein Stern.
Ich stürbe so gern.

Meine Augen betrübt die Enge,
Ich verkrieche mich in einen Winkel,
Klein möchte ich sein wie eine Spinne,
Aber niemand zerdrückt mich.

Keinem habe ich Schlimmes getan,
Allen Guten half ich ein wenig.
Glück, dich soll ich nicht haben.
Man will mich nicht lebend begraben.

1917

aus: Werke. Hrsg, von Hanni Mittelmann Bd 4/1, Gedichte I. Klaus Boer Verlag

*Mitten im Ersten Weltkrieg schreibt der Avantgardist Albert Ehrenstein (1886-1950), der später als jüdischer Freigeist vor dem Rassewahn der Nazis in die Schweiz flüchtete, sein Evangelium der »Verzweiflung«. Es ist eine Absage an den zwanghaften Optimismus und die pathetische Menschheits-Euphorie seiner Freunde aus der expressionistischen Bewegung. Das Ich, das hier seine »Verzweiflung« artikuliert, hat nicht nur jede Hoffnung verloren, sondern auch alle Brücken zur Welt abgebrochen. Was bleibt, ist der Todeswunsch.*

Der 1917 erstmals veröffentlichte Text gehört zu den schwärzesten Gedichten der Lyrikgeschichte. Die innere Aushöhlung des Subjekts, der Rückzug ins Schweigen, die Sehnsucht nach Auslöschung - all diese ins Finstere weisenden Dispositionen des lyrischen Ich lassen auf biografische Verstörungen des Autors schließen. Tatsächlich konnte der von seinem Förderer Karl Kraus 1918 verstoßene und unglücklich in die Schauspielerin Elisabeth Bergner verliebte Ehrenstein nirgendwo richtig Fuß fassen. Nach langjährigem Exil starb er völlig verarmt 1950 in New York.

**Albert Ehrismann**

Der Schneeaufheber

Ging, ging und ging und hob im Lauf
zwei Hände Schnee, drei Hände auf.
Hob tausend Hände weiß und reich.
Die letzte Hand der ersten gleich.
Geballt. Und in der Höhle hält
sie Schnee, den Schnee der ganzen Welt.
Antarktis. Arktis. Grün, gelb, rot.
Wohin er ging, wuchs Wein und Brot.
Viel später einst in böser Zeit
wurden die Pole zugeschneit.
Wer in der bittern Kälte lebt,
sucht jetzt die Hand, die Schnee aufhebt.

1964

aus: Nachricht von den Wollenwebern. Artemis Verlag, Zürich-Stuttgart 1964

*1928 wagte der arbeitslose junge Buchhalter Albert Ehrismann (1908-1998) den Schritt in eine Existenz als freier Schriftsteller: Der politisch motivierte Autor aus dem Zürcher Arbeitermilieu verwandelte sich alsbald in den erfolgreichsten satirischen Zeitdichter der Schweiz.*

1934 gehörte Ehrismann zu den Mitbegründern des legendären »Cabaret Cornichon«. Als ständiger Autor der Zeitschrift »Nebelspalter« veröffentlichte er dort während dreier Jahrzehnte über 1600 Gedichte. Sein poetisches Werk umfasst ein weites Spektrum von empfindsamer Liebeslyrik, über gesellschaftskritisch motivierte Dichtung bis hin zu Kabarett-Texten, Auftragsarbeiten für die Zeitung »Tages-Anzeiger« und Gelegenheitsgedichten für diverse Firmen und Stiftungen. Sein Gedicht »Der Schneeaufheber«, erstmals 1964 gedruckt, ist ein anrührender Text über eine Erlösergestalt, die in unablässiger Arbeit »den Schnee der ganzen Welt« aufräumt und damit alle klimatischen und politischen Eiszeiten verhindert. Erst die Abwesenheit des »Schneeaufhebers« hat die Welt in »böser Kälte« erstarren *lassen.*

**Albert Janetschek**

Verteidigung des Konjunktivs

Die Umfunktionierer
unserer Sprache
nennen ihn überflüssig
und veraltet

Sie plädieren
für seine Abschaffung
mit dem Hinweis
auf seine Schwierigkeit

Doch wie drückt man
(beispielsweise)
Wünsche aus
im Indikativ?

Können wir uns abfinden
mit einer Sprache
ohne Flügel?

**Albin Zollinger**

Straßenbahnfahren

Morgens Straßenbahn fahren.
Die Stenotypistinnen wandern daher
In Scharen.
Wie Aquarien stehen die Blumenläden.
Jemand verreist nach dem Meer,
Am Himmel reisen Marienfäden.
Nach und nach werden die Wagen leer.
Auf einmal fahr ich in Wiesen und Bäumen.
Wegweiser zeigen nach blauen Räumen.
Es geht in Nebel, es dunkelt sehr,
Die Baumgärten dämmern wie Algen am Grunde.
Da schwänzelt das Bähnchen, ein feuchter Fisch.
Der Sonnemond schwimmt heuchlerisch.
Darüber ein Riesenangelmann
Mit einem Wolkenhunde
Sieht den leuchtenden Korken geruhlich an.

(Werkausgabe. Artemis Verlag, Zürich 1981-84.)

*In seinem unbändigen Hunger nach schöpferischer Produktivität steigerte sich der Schweizer Dichter Albin Zollinger (1895-1941) immer mehr in eine manische Schreibwut hinein, die 1941 zu seinem plötzlichen Herztod führte. Während seine Romane kaum verschlüsselt die autobiografische Entäußerung forcieren, erreichte der an seinem Primarlehrer-Beruf leidende Dichter in vielen Gedichten eine schöne Vollkommenheit: den „Wellenschlag eines reinen, von Nähen und Fernen sanft bewegten Gemüts“ (Emil Staiger).*

Der aus dem Zürcher Oberland stammende Großstadtpoet verfällt hier als Straßenbahn-Fahrgast einer romantisierenden Träumerei. Die Fahrt führt unversehens in artifizielle Paradiese - in „blaue Räume“ und Naturidyllen. Die Landschaft und die Himmelszeichen verwandeln sich dem träumenden Flaneur in märchenhafte Gestalten; am Himmel steht am Ende ein allegorischer „Riesenangelmann“. Diese kleine Meditation zu einer Straßenbahnfahrt wurde erstmals 1933 in Zollingers Band „Gedichte“ veröffentlicht.

**Albrecht Goes**
Landschaft der Seele

Kein Himmel. Nur Gewölk ringsum
Schwarzblau und wetterschwer.
Gefahr und Angst. Sag: Angst - wovor?
Gefahr: und sprich - woher?
Rissig der Weg. Das ganze Feld
Ein golden-goldner Brand.
Mein Herz, die Hungerkrähe, fährt
Kreischend über das Land.

(Leicht und schwer. Siebzig Jahre im Gedicht. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*Für die „sanfte Melodik“ und „angeborene Pietät“ seiner ersten lyrischen Versuche wurde der schwäbische Dichterpfarrer Albrecht Goes (1908-2000) von Hermann Hesse in den höchsten Tönen gelobt. Nachdem er als „Wehrmachtspfarrer“ mit der grausamen Realität des Krieges an der Ostfront konfrontiert worden war, führte für den Dichter kein Weg mehr zurück zu den „Fabuliervergnügungen der Vorkriegszeit“. Aber den hohen Ton der romantischen Seelen-Inspektion hat Goes auch nach 1945 nicht aufgegeben.*

Die Spiegelung der Seelenlage des lyrischen Subjekts in der Natur - das ist das Metier des romantischen Dichters, das Goes hier virtuos aufnimmt. Ein poetisches Zeichen für den geschichtlichen Hintergrund, aus dem das 1949 entstandene Gedicht erwachsen ist, sucht man jedoch vergeblich. „Gefahr“ und „Angst“ werden zwar lyrisch aufgerufen, aber nicht in konkreten geschichtlichen Lagen verankert. Im Gegenteil: Der „Brand“, der das ganze „Feld“ verheert, wird sogar mit einer Aureole („golden-goldner Brand“) versehen.

*Der Theologe Albrecht Goes (1908 - 2000) gab 1953 das Priesteramt auf und arbeitete seither als Autor. Die Novelle „Das Brandopfer“ von 1954 schildert die Verfolgung der Juden, ein Thema, das in den 50er-Jahren selten behandelt wurde. Aus christlichem Humanismus engagierte Goes sich gegen Wiederbewaffnung und Notstandsgesetze. Viele seiner Gedichte waren seelsorgerisch motivierte „Gelegenheitsdichtungen“; sie stehen in der Tradition des Kirchenlieds. Dabei lässt sich Goes nicht auf Stichworte wie „Innerlichkeit“ oder „Erbauung“ reduzieren.*

„Landschaft der Seele“: In dem emotional hoch aufgeladenen Gedicht herrscht eine bedrohliche Gewitterstimmung; es gibt keinen tröstlichen Himmel. Schwarzblau und gold sind gewaltige Farben; dabei lässt selbst ein goldenes Feld an Gefahr, an Feuer denken. Das frappierende, expressionistisch angehauchte Bild des Herzens als einer Hungerkrähe, das wortlose Kreischen dieser verständnislosen, nur noch erschrockenen Kreatur zeigt die Verlassenheit der Seele.

**Albrecht Goes**
Lautespielender Engel

Stimme des Engels:

Sprich mich nicht an! Ich kann dir nichts erwidern.
Ich höre nur der Laute Lobgesang.
Ich hab ein Amt, begreif: den heilgen Liedern
Zu dienen, Klang bei Klang.

Doch fürchte nichts! Denn über allen Worten
Und allem, was geschieht und je geschah
Klingt dieser Ton, und tönt an allen Orten.
Wags und stimm ein, und du bist ganz mir nah.

(In: Das deutsche Gedicht. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Christian Rößler. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2005)

*Wie sein großer Vorläufer Eduard Mörike (1804-1875) versuchte der schwäbische Dichterpfarrer Albrecht Goes (1908-2000) von seinen vielfältigen Amtspflichten loszukommen, um Zeit für seine schöpfungsfromme Poesie zu gewinnen. Anders als bei Mörike ruht bei Goes die Weltbetrachtung indes in einer unerschütterbaren Glaubenszuversicht. So scheint auch die Darstellung des geflügelten Kuriere Gottes, der Engel, von christlich-idealisierender Überhöhung geprägt.*

Der Laute spielende Engel widmet sich mit ganzer Kraft seiner Aufgabe: der Lobpreisung Gottes, der dienenden Wiedererweckung der „heiligen Lieder“ im Gesang und im Lautenspiel. Alle Daseinsfurcht - verkündet dieser Engel - löst sich auf in diesem überwältigenden Ton, der nah dem Heiligen angesiedelt ist. Aber im ersten Vers des um 1945 entstandenen Gedichts lauert eine Crux. Denn der Engel wehrt jede Art von Frage oder Zuruf ab: Er ist so sehr seinem devoten Geschäft verpflichtet, dass er unansprechbar *geworden ist.*

**Albrecht Goes**

Sieben Leben

Sieben Leben möcht ich haben:
Eins dem Geiste ganz ergeben,
So dem Zeichen, so der Schrift.
Eins den Wäldern, den Gestirnen
Angelobt, dem großen Schweigen.
Nackt am Meer zu liegen eines,
Jetzt im weißen Schaum der Wellen,
Jetzt im Sand, im Dünengrase.
Eins für Mozart. Für die milden,
Für die wilden Spiele eines.
Und für alles Erdenherzleid
Eines ganz. Und ich, ich habe -
Sieben Leben möchte ich haben! -
Hab ein einzig Leben nur.

*(Mein Gedicht ist die Welt. Hrsg. von Hans Bender und Wolfgang Weyrauch, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1978. © S. Fischer Verlag)*

*Der Wunsch nach Unvergänglichkeit und nach Verewigung der Existenz nimmt Gestalt an in der alten Utopie, „sieben Leben“ zu haben. Der fromme schwäbische Dichterpfarrer Albrecht Goes (1908-2000), sozialisiert in der Tradition des protestantischen Pfarrhauses und durch die idealistische Philosophie des Tübinger Stifts, artikuliert diesen Wunsch nach Dauer in der Form des lyrischen Gebets:*

„Sprache ruft immer ins Geheimnis hinein“, hat Albrecht Goes in einer Erzählung verkündet. Von dem Geheimnis der notwendig schuldhaften Existenz des Menschen sprechen viele seiner Texte. Sein um 1940 entstandenes Gebet von den „sieben Leben“ verweist auf einen Lebenshunger, der ungestillt bleibt. Dem Geist, der rauschhaft erfahrenen Natur, dem Leid des Menschenlebens und nicht zuletzt der von Goes abgöttisch verehrten Musik von Mozart will das lyrische Ich je ein Leben widmen - um am Ende seufzend einzugestehen, dass man auf die Vergänglichkeit eines einzigen Lebens zurückgeworfen bleibt.

**Albrecht Haushofer**
Schuld

Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mir Schuld benennen wird: an Plan und Sorgen.
Verbrecher wär' ich, hätt' ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigner Pflicht.

Doch schuldig bin ich anders als ihr denkt,
ich musste früher meine Pflicht erkennen,
ich musste schärfer Unheil Unheil nennen -
mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt…

Ich klage mich in meinem Herzen an:
ich habe mein Gewissen lang betrogen,
ich hab mich selbst und andere belogen -

ich kannte früh des Jammers ganze Bahn -
ich hab gewarnt - nicht hart genug und klar!
und heute weiß ich, was ich schuldig war ….

*(Moabiter Sonette. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1976.* 

*Im Lebensweg des Dramatikers und Historikers Albrecht Haushofer (1903-1945) spiegelt sich die Tragödie der konservativen deutschen Intelligenz während der NS-Diktatur. Obwohl er durch die jüdische Herkunft seiner Mutter als sogenannter „Vierteljude" galt, machte Haushofer zunächst Karriere als Dozent für „Geopolitik" und als außenpolitischer Berater der Hitlerregierung. Nach Hitlers Überfall auf Polen ging Haushofer auf immer größere Distanz zum NS-Staat und nahm schließlich Kontakt zum Widerstand auf.*

Wegen seiner Mitwirkung an den Attentatsplänen gegen Hitler wurde Haushofer im Juli 1944 verhaftet und im Gefängnis Berlin-Moabit inhaftiert. Dort entstanden die „Moabiter Sonette", achtzig Gedichte, die von der Situation äußerster Unfreiheit sprechen und vor allem mit dem Versagen und der „Schuld" der Intellektuellen hart ins Gericht gehen. Ende April 1945 wurde Haushofer von einem SS-Kommando in der Nähe der Haftanstalt ermordet.

**Alexander Nitzberg**
Abends enden die Sinne

Abends enden die Sinne
mit dem Tag.
Ich dagegen beginne.

Schrieb nicht ein müder Wandrer
ziemlich vag,
ich, das wäre ein Andrer?

Was aber wäre das Eine?
Wohl der Rest,
welchen ich jetzt verneine?

Alles ist eine Wende.
Das steht fest,
wenn ich am Morgen ende.



*Der Düsseldorfer Lyriker und Übersetzer Alexander Nitzberg (geb. 1969) ist Abkömmling einer russischen Künstlerfamilie und hat seine immensen Kenntnisse der russischen Moderne für seinen eigenen Umgang mit den Kunstmitteln von Reim und Metrum fruchtbar gemacht. In unerschrockenem Traditionalismus versucht er die Frische der alten Formen zu demonstrieren.*

In einer Art Kettenreim werden hier die modernen philosophischen Schlüsselkategorien „Das Ich und die Anderen“ (Sartre) bzw. „Das Ich ist ein Anderer“ (Rimbaud) und „Das Eine und die Vielen“ (J. L. Borges) durchgespielt. In einer schönen paradoxen Kreisbewegung wird das Ich auf sich selbst zurückgeworfen. Die Aktivität und Passivität des Subjekts verhält sich dabei umgekehrt reziprok zum gewöhnlichen Tag-Nacht-Rhythmus des Menschen.

**Alexander Nitzberg**

... al fine

Abends enden die Sinne
    mit dem Tag.
Ich dagegen beginne.

Schrieb nicht ein müder Wandrer
    ziemlich vag,
ich, das wäre ein Andrer?

Was aber wäre das Eine?
    Wohl der Rest,
welchen ich jetzt verneine?

Alles ist eine Wende.
    Das steht fest,
wenn ich am Morgen ende.

nach 2000

aus: poet Nr. 5. Das Magazin des Poetenladens. Leipzig 2008

*Der Düsseldorfer Lyriker und Übersetzer Alexander Nitzberg (geb. 1969) ist Abkömmling einer russischen Künstlerfamilie und hat seine immensen Kenntnisse der russischen Moderne für seinen eigenen Umgang mit den Kunstmitteln von Reim und Metrum fruchtbar gemacht. In unerschrockenem Traditionalismus versucht er die Frische der alten Formen zu demonstrieren.*

In einer Art Kettenreim werden hier die modernen philosophischen Schlüsselkategorien »Das Ich und die Anderen« (Sartre) bzw. »Das Ich ist ein Anderer« (Rimbaud) und »Das Eine und die Vielen« (J. L. Borges) durchgespielt. In einer schönen paradoxen Kreisbewegung wird das Ich auf sich selbst zurückgeworfen. Die Aktivität und Passivität des Subjekts verhält sich dabei umgekehrt reziprok zum gewöhnlichen Tag-Nacht-Rhythmus des Menschen.

**Alexander Xaver Gwerder**

Kam je ein Strom einmal zurück

Was soll ich am Ufer noch warten?
Der Strom geht ganz allein.
Wohl denk ich noch an die Zeit zu zwein
und spür die Blüten wieder schnein -
Aber, es sank ja der Garten.

Kam je ein Strom einmal zurück?
Es müssten Sterne in ihn fallen -
Oh, die Stunde zitterte in allen
und die Herzen würden überwallen
und der Strom überschwemmte vor Glück!

(Alexander Xaver Gwerder: Gesammelte Werke. Bd. 1: Lyrik. Limmat Verlag, Zürich 1998)

*1951 schwärmte der junge Schweizer Lyriker Alexander Xaver Gwerder von seinem großen Vorbild Gottfried Benn: „Was verachtet und verrückt gehalten abseits lag, wird durch ihn legitimiert und die brachen Explosionen dürfen sich in offensichtlichen Bildern zur rücksichtslos eigenen Welt entfalten.“*
*Den „Statischen Gedichten“ Benns nacheifernd, evozierten Gwerders eigene Verse das Benn’sche Lebensgefühl einer „großen Verlorenheit“.*

Das Gedicht entwirft die elegische Sehnsuchtsmelodie eines melancholisch verschatteten Ich, das Abschied nimmt von einer großen Liebe, der „Zeit zu zwein“. Das Bild des stetig dahinfließenden Stroms repräsentiert die Vergänglichkeit, die Beschwörung des sinkenden Gartens erweist sich wie so vieles in den Gedichten Gwerders als direkte Anleihe bei der Metaphorik des späten Benn.

**Alexander Xaver Gwerder**

Ohne Worte

Dies ist die letzte Stunde. Oh, Glück!
Ich kann nicht erzählen wie es ist,
mir fehlen endlich die Worte. Sag du’s ...

>Ich bin im Wald, muss nie mehr zurück
und spüre, wie mich die Welt vergisst -
Aber Worte -? - Ich seh nur noch Kronen - <

Ja - wir werden an den Quellen wohnen.

(Alexander Xaver Gwerder, Gesammelte Werke und ausgewählte Briefe. Bd. 1: Nach Mitternacht. Lyrik. Limmat Verlag,. Zürich 1998.)

*Der Schweizer Dichter Alexander Xaver Gwerder (1923-1952) gehörte zur Gilde der tragischen Dichter, denen im Sinne Heinrich von Kleists „auf Erden nicht zu helfen war“. Seine Gedichte sind melancholisch verdunkelte Vorahnungen einer grundsätzlichen Weltverlorenheit, inspiriert durch die elegischen Abschiedgesänge Gottfried Benns.*
*„Ich spüre irgendwelche Wendungen sich vorbereiten“, notierte Gwerder ahndungsvoll im März 1952, „und bin bemüht, den Faden der Parze durch diverse Messer zu führen.“*

Das Gedicht entstand in den letzten beiden Lebensmonaten Gwerders, als sich der Dichter „in Helvetien abgesägt“ fühlte und sich mit allen Freunden und Förderern überworfen hatte. Die poetische Antizipation der „letzten Stunde“ führt das Ich hier in einen trancehaften Zustand, da die Wahrnehmung der Welt „ohne Worte“ auskommt, die Grenzen zwischen den Dingen fließend werden und das entrückte Subjekt in das sanfte Kraftfeld des Todes hinübergleitet. Das „Glück“ erweist sich als Todessehnsucht und wird imaginiert als Einkehr bei den „Quellen“. Im Juli 1952 nimmt sich Gwerder in Südfrankreich das Leben; seine Geliebte überlebt den geplanten Doppel-Suizid.

**Alexander Xaver Gwerder**

Rondo

Ich bin wie schon gestorben.
Geh, es hat keinen Zweck!
Ich wiege mit der Ähre,
niemand weiß mein Versteck.

Ja, wenn ich wieder wäre …

Doch es hat keinen Zweck -
Jetzt wieg ich mit der Ähre,
fahr in des Windes Fähre,
im Wind ist mein Versteck.

*(Dämmerklee. Arche Verlag., Zürich, 1955)*

*Eine tragische Grunddisposition und die melancholische Gewissheit, ein „erloschenes Spätherz“ zu sein, haben das kurze Dichterleben des Schweizer Lyrikers Alexander Xaver Gwerder (1923-1952) bestimmt. Im Juli 1949 hatte der der gelernte Buchdrucker und Offset-Kopist seine ersten Verse in der Zürcher Tageszeitung „Die Tat“ veröffentlicht und viel Beifall dafür erhalten. Die Begegnung mit den Gedichten Gottfried Benns empfand er 1951 als ein literarisches Schlüsselerlebnis; seither artikulierten seine Verse das Lebensgefühl einer „großen Verlorenheit“.*

Zusammen mit seiner „Traumgefährtin“, einer 19 jährigen Baslerin, flieht Gwerder im September 1952 aus seiner bürgerlichen Existenz ins südfranzösische Arles, die Schicksalsstadt des von ihm bewunderten Vincent van Gogh. Dort entstehen seine letzten Gedichte, einfache, liedhafte Verse wie das „Rondo“, eingedunkelt von Todessehnsucht. Nach einem missglückten Doppel-Suizid stirbt Gwerder am 14. September 1952 im Armenkrankhaus in Arles, seine junge Gefährtin kann gerettet werden.

**Alexander Xaver Gwerder**

Wenn es nicht Morgen würde

Ich denke oft, wenn es nicht Morgen würde
und diese Nacht vorhielte bis ans End -,
ich nähm sie gern in Kauf, samt Niggerband
und schwarzer Ladies Eckensteherwürde.

Ich tät mir Wald erfinden, recht viel Wald,
und ging darin herum die ganze Nacht -
Ich würd ein Rehlein suchen sacht, ganz sacht…
Ihr lacht - aber das mit dem Wald - wird bald.

Und wenn ich's dann gefunden hätt im Dickicht,
würd ich es küssen hinter all den Stämmen -
Und winters würd ich Stück für Stück den Wald verbrennen.
Du weintest und ich wischte Tränen - nicht?

(Gesammelte Werke. Zürich, Limmat Verlag 1998)

*Was sind die Realien des Tages, vor dem sich das Subjekt fürchtet in diesem Gedicht von Alexander Xaver Gwerder (1923-1952)? Zunächst scheint der Text in Nähe zur Romantik die Nacht zum heilsversprechenden Ort zu machen. Doch der Widerspruch zwischen der von ihm erhofften und der in ein Nachtcafé verlagerten Nacht in realiter, ist dem Wünschenden bewusst.*
*Schließlich erklärt das Gedicht, dass der Mensch in seinem Traumwald nicht bleiben würde, wenn er dazu die Gelegenheit hätte. Stattdessen würde das Menschsein wieder eingesetzt und der Wald als Brennstoff verheizt. Doch so wird die Wunschfantasie, sich dem Zeitalter nach Ende des Zweiten Weltkriegs zu entziehen, wieder unterdrückt.*

Sein Leben lang blieb für Gwerder, der als Offset-Kopist seinen Unterhalt bestreiten musste, der Ruhm unverdientermaßen aus. Zwar waren bereits drei schmale Gedichtbändchen erschienene und nach seinem Selbstmord sollten einige weitere Büchlein folgen. Doch erst 1998 erschien im Züricher Limmat-Verlag eine vielbesprochene dreibändige Gesamtausgabe seiner Werke.

**Alexander Xaver Gwerder**

Zwielicht

Hörtest du mich nicht dort,
wo ich jüngst dich rief?
Es war ein seltsamer Ort -
Ich glaube, ich schlief.

Bist du denn schon tot?
Und hast nicht mir gesagt,
von wem du bedroht
und was in dir gefragt?

Nein du! Du musst leben,
viele Tage noch - hör:
Wem sollte ich denn geben,
wenn ich dich verlör?

Ich weiß zwar, wir träfen
uns dann anderswo -
Ach, deine weißen Schläfen
erschreckten mich so.

Hörst du mich denn dort nicht,
wo ich jüngst dich rief ...
War es denn nicht dein Gesicht,
das ich küsste, als ich schlief?

(Gesammelte Werke und ausgewählte Briefe. Bd. I: Nach Mitternacht. Lyrik. Limmat Verlag, Zürich 1998).

*Der Schweizer Dichter Alexander Xaver Gwerder (1923-1952) gehörte zur Gilde der Unglücklichen, denen auf Erden nicht zu helfen war. Seine Gedichte, geschult an den Melancholien Gottfried Benns (1886-1956), hatten früh etwas Todverfallenes. Vor den beruflichen und familiären Zwängen aus Zürich ins südfranzösische Arles geflohen, öffneten Gwerder und seine Geliebte Salomé Dürrenberger sich am 13. September 1952 gegenseitig die Pulsadern. Während die junge Salomé gerettet wird, stirbt Gwerder am 14. September im Armenkrankenhaus „Hôtel Dieu“.*

Im Gedicht „Zwielicht“, entstanden nach 1951, ist die Zukunft noch nicht endgültig verdüstert. Das „Zwielicht“ bezeichnet ja wörtlich einen Übergang bzw. eine unklare Zone zwischen Licht und Schatten. Das Gedicht ist nun ein letzter hilfloser Versuch, am Diesseits festzuhalten und sich in der Liebe und im Leben zu verankern. In Traumbildern ruft das lyrische Subjekt die Gestalt der Geliebten auf, die schon den Weg ins Totenreich anzutreten scheint. Aber noch artikuliert sich ein Lebenswille: „Du musst leben, / viele Tage noch ...“

**Alfons Petzold**

Totentanz

Erlahmen uns die Hände vom Gebet?
Sind wir schon blind vom sorgenvollen Wachen?
Hat uns die Qual die Lippen zugenäht?
Verzerrt nicht mehr den Mund grämliches Lachen?
Da diese Zeit auf unserm Nacken steht
mit Raubtiertatze und gezähntem Rachen
und uns zu Boden drückt mit harter Miene:
Besiegte Kreatur, nun diene, diene!

Ist unser Schlaf nur eine Folterbank,
auf der wir hingestreckt verzehnfacht fühlen,
wie in den Körper, ausgelaugt und krank,
sich immer gieriger die Messer wühlen,
indes die Henkersknechte mit Gezank
an jedem Muskel sich ihr Mütchen kühlen,
und rundumher schon müdgewordne Schlächter
dem Fest zusehn mit teuflischem Gelächter?

Streun wir vom Morgen bis zur Abendzeit
der Reue Asche auf die Scheitelhaare?
Umschreiten wir im grauen Büßerkleid
des Vaterlandes ungeheure Bahre?
Und sind wir allem bittern Menschenleid
gewaltigste und furchtbarste Fanfare,
vor derem Tone alle Klänge schweigen
und seltne Zeichen sich am Himmel zeigen?

**Alfred Andersch**

An die Deutschen

noch in den rauchenden
ebenen
unseres ausgelöschten landes
werden die letzten von uns
blind tappen
die worte

wehr      wehr
macht    pflicht

zungenlos
lallend

wollen wir uns
eh es zu spät ist
ein neues wort
einfallen lassen

irgendeins

1977
aus: Alfred Andersch: *Gesammelte Werke*, Diogenes Verlag, Zürich 2004

*Der Schriftsteller Alfred Andersch (1914–1980) war eine Schlüsselfigur im literarischen Leben Nachkriegsdeutschlands: Als Iniator legendärer Zeitschriften, als tonangebender Diskutant in der* Gruppe 47 *und als Verfasser zeitkritischer Romane (z.B.* Die Kirschen der Freiheit *von 1952) prägte er die literarischen Debatten in der jungen Bundesrepublik. Als Lyriker erregte Andersch Anstoß mit seinen scharfen Anklagen der deutschen Verhältnisse.*

In seinem Gedicht „Artikel 3(3)“ hatte Andersch 1976 die Praxis der Berufsverbote in einen assoziativen Zusammenhang gestellt mit dem Einsatz von Gas in den Vernichtungslagern der Nazis. Seine lyrische Mahnung an die Deutschen, in den 1970er Jahren entstanden, zieht ebenso gewagte Parallelen von der Wehrpflicht der demokratischen Bundesrepublik zur Armee Adolf Hitlers.

**Alfred Andersch**
Artikel 3

*Zur Polemik, die dieses Gedicht ausgelöst hat, findet sich eine kleine Dokumentation in: H. M. Enzensberger (Hrsg.): Das Wasserzeichen der Poesie, Nördlingen : 1985, S.219 ff*

Artikel 3

1
niemand darf wegen
seines geschlechts
seiner abstammung
seiner rasse
seiner sprache
seiner heimat und herkunft
seines glaubens
seiner religiösen oder
politischen
anschauungen
benachteiligt oder
bevorzugt werden.

2
ein volk von
ex nazis
und ihren
mitläufern
betreibt schon wieder
seinen lieblingssport
die hetzjagd auf
kommunisten
sozialisten
humanisten
Dissidenten
linke.

3
wer rechts ist
grinst.

4
beispielsweise
wird eine partei zugelassen
damit man
die existenz
ihrer mitgleider
zerstören kann
eigentlich waren
die nazis ehrlicher

zugegeben
die neue methode ist

cleverer.

5
dreißig Jahre später
gibt es wieder
sagen wir
zehntausend
die verhören
die neue gestapo

wehrt euch
vielleicht gibt es Zeitungen
die eine rubrik einrichten
jeden tag in einem kasten
eine visage
die fotografie einer fresse
die verhört
mit namen
beruf
adresse
sowie
in den meisten fällen
mitgliedsnummer der
nsdap

dann selbstverständlich
keine gewalt
sondern
geht hin
und zeichnet
die wohnungstüre
das haus
des folterers
mit hakenkreuzen

ich garantiere euch
der wird es sich überlegen
ob er noch einmal
verhört

der läuft zu
seinem boss
und sagt
sorry boss
die machen mich
dingfest
der wird mir
zu gefährlich
dem geht der
arsch mit grundeis

hört auf zu winseln
wehrt euch
die beste verteidigung ist
der angriff (clausewitz)

6

als die nazis
während des krieges
in dänemark
den Judenstern einführen wollten

trug der König von dänemark
bei seinem nächsten ausritt
den gelben stern
auf seiner uniform

warum legen
der scheel
der schmidt
der willibrandt
der genscher
der maihofer
nicht den
judenstern an
wenn sie
beim frühstück lesen
dass man schon wieder
eine lehrerin
gefoltert hat

ah ich vergesse
dass sie eine solche meldung
mit der lupe
suchen müssten

wie wär's denn
bundesdeutsche zeitungen
wenn ihr
den deutschen dissidenten
wenigstens ein zehntel des raums
einräumen würdet
den ihr
den russischen
widmet
doch ihr zieht es vor
aus dem glashaus
mit steinen zu schmeißen

die splitter im fremden
anstatt den balken im eigenen

auge zu sehn

7
das neue kz
ist schon errichtet

die radikalen sind ausgeschlossen
vom öffentlichen dienst
also eingeschlossen
ins lager
das errichtet wird
für den gedanken an
die veränderung
öffentlichen dienstes

die gesellschaft
ist wieder geteilt
in wächter
und bewachte
wie gehabt

ein geruch breitet sich aus
der geruch einer maschine
die gas erzeug

**Alfred Andersch**

Brauchbarer Ersatz

Sohn
es geht mich ja nichts an
aber
anstatt dass du
halluzinogene drogen
einnimmst
rate ich dir
den rauch
von einem holzfeuer
zu beobachten
wie er
aufsteigt und
sich auflöst
blaugrau
im gebirg
vor einem
noch unbelaubten
waldhang

1976/77

aus: Alfred Andersch: *Gesammelte Werke*, Diogenes Verlag, Zürich 2004

*Im ewigen Vater-Sohn-Konflikt, den keine Generation bislang aufzuheben vermochte, wirken pädagogische Ermahnungen von der väterlichen Seite mitunter kontraproduktiv. Die Revolte des Sohnes wird durch Belehrungen nicht moderiert, sondern unfreiwillig angeheizt. Ob die private Anti-Drogen-Kampagne, die hier das lyrische Ich des Schriftstellers Alfred Andersch (1914–1980) inszeniert, Aussicht auf Erfolg hat?*

Es ist kennzeichnend für einen moralisch und politisch engagierten Autor wie Andersch, dass sein lyrischer Appell an die Einsichtsfähigkeit des Sohnes auf die Kraft der Vernunft setzt. Die Empfindung der Naturmagie, so die Conclusio dieses in den 1970er Jahren entstandenen Poems, ist der Rauschwirkung einer halluzinogenen Droge ebenbürtig und ihr daher vorzuziehen. Was für das poetische Bewusstsein zwingend erscheint, erscheint als pädagogisches Konzept naiv.

**Alfred Brendel**

Schlimmer hätte es kaum kommen können

Schlimmer hätte es kaum kommen können
Erst verschwanden die Silberlöffel
Dann fiel das Familienbild von der Wand
Dann regnete es durchs Dach auf den Großvater
Dann vergaß Amalie sich mit dem Chauffeur
Dann fanden wir die Klavierlehrerin
stocksteif unterm Konzertflügel
Dann ruckelte das Auto und blieb stehen
Die Spielzeugeisenbahn entgleiste
Die Hühner machten den letzten Mucks
Alle Glühbirnen zerplatzten
Jemand fing an Posaune zu blasen
Das ging nun wirklich zu weit

(Spiegelbild und schwarzer Spuk. Carl Hanser Verlag, München 2003)

*Als virtuoser Pianist ist Alfred Brendel (geb. 1927) ein Fanatiker der kompromisslosen Werktreue. Als Dichter präsentiert er sich dagegen als ein Liebhaber der Anarchie, des vorsätzlichen Formverstoßes und des frivolen Sarkasmus. Sein bevorzugtes Mittel ist die Parodie, der Gegengesang, der als Wortspiel, Kalauer, abgestürztes Lautgedicht oder kauzige Anekdote auftreten kann.*

Brendels Gedichte sind bevölkert von Dämonen, Fabeltieren und diversen „Klavierteufeln“, deren Unheimlichkeit nur noch von ihrer Komik überboten wird. Das heiter-apokalyptische Szenario, das er hier als eine Folge „schlimmer“ Ereignisse darbietet, ist ein später Nachhall der ironischen „Weltende“-Dichtung eines Jakob van Hoddis (1887-1942). Die kleinen Unfälle und Ungeschicke, die in das Familienleben einbrechen, provozieren erst dann größere Unsicherheit, als Posaunen-Klänge ertönen - als fürchte der lyrische Chronist, dass wie bei den biblischen „Posaunen von Jericho“ gleich die Familien-Idylle einstürzen könnte.

**Alfred Lichtenstein**
Abschied

Vorm Sterben mache ich noch mein Gedicht.
Still, Kameraden, stört mich nicht.

Wir ziehn zum Krieg. Der Tod ist unser Kitt.
O, heulte mir doch die Geliebte nit.

Was liegt an mir. Ich gehe gerne ein.
Die Mutter weint. Man muss aus Eisen sein.

Die Sonne fällt zum Horizont hinab.
Bald wirft man mich ins milde Massengrab.

Am Himmel brennt das brave Abendrot.
Vielleicht bin ich in dreizehn Tagen tot.

1914

*Im August 1914 beteiligte sich ein Großteil der deutschen literarischen Intelligenz an der „geistigen Mobilmachung“ für den Ersten Weltkrieg. Im Sog der kollektiven Rauschbereitschaft standen auch „die Herzen der Dichter in Flammen“, wie der kriegsbegeisterte Thomas Mann damals schrieb. Dagegen demontierte der expressionistische Dichter Alfred Lichtenstein (1889–1914) in hellsichtigem Spott den Mythos und Opfermut und Heldentod.*

Lichtenstein arbeitet virtuos mit einer Sprache der Desillusionierung: In lakonisch gereihten Paarreimen wird jeder Anflug von Pathos und hohem Ton verscheucht. Das Ich, das hier spricht, weiß um die Unentrinnbarkeit des Gemetzels. Das Entstehungsdatum des Gedichts ist verbürgt, der Autor hat es im Untertitel preisgegeben: „Kurz vor dem Aufbruch zum Kriegsschauplatz. Für Peter Scher“. Am 8. August 1914 wurde Lichtenstein an die Front transportiert. Die Prognose der letzten Gedichtzeile war ziemlich genau: Am 25. September 1914 starb er in Vermandovillers an der „Westfront“.

**Alfred Lichtenstein**

Der Ausflug

Du, ich halte diese festen
Stuben und die dürren Straßen
Und die rote Häusersonne,
Die verruchte Unlust aller
Längst schon abgeblickten Bücher
Nicht mehr aus.

Komm, wir müssen von der Stadt
Weit hinweg.
Wollen uns in eine sanfte
Wiese legen.
Werden drohend und so hilflos
Gegen den unsinnig großen,
Tödlich blauen, blanken Himmel
Die entfleischten, dumpfen Augen,
Die verwunschnen,
Und verheulte Hände heben. –

**Alfred Lichtenstein**

Die Dämmerung

Ein dicker Junge spielt mit einem Teich.
Der Wind hat sich in einem Baum gefangen.
Der Himmel sieht verbummelt aus und bleich,
Als wäre ihm die Schminke ausgegangen.

Auf lange Krücken schief herabgebückt
Und schwatzend kriechen auf dem Feld zwei Lahme.
Ein blonder Dichter wird vielleicht verrückt.
Ein Pferdchen stolpert über eine Dame.

An einem Fenster klebt ein fetter Mann.
Ein Jüngling will ein weiches Weib besuchen.
Ein grauer Clown zieht sich die Stiefel an.
Ein Kinderwagen schreit und Hunde fluchen.

1911

Von seinen expressionistischen Dichterfreunden, die in ihren Gedichten mit moralistischem Pathos auftrumpfen, unterscheidet sich Alfred Lichtenstein (1889-1914) durch einen Ton der ironischen, oft sarkastischen Beiläufigkeit, mit dem er die Fremdheit des Daseins besingt. Die Elemente seines 1911 entstandenen Gedichts wirken wie zufällig aneinander gereiht und sind beliebig austauschbar; nichts scheint in diesem grotesken Szenario mehr zusammenzugehören.

*Die »Dämmerung« erscheint hier als Grenzbereich zwischen Wachbewusstsein und Traum; oft sind es die stummen Dinge selbst, die zum Handlungsträger werden (»Ein Kinderwagen schreit«). Der promovierte Jurist Lichtenstein ging im Oktober 1913 als Freiwilliger zum bayerischen Infanterieregiment und schrieb von dem Zeitpunkt an Gedichte, in denen er den eigenen Tod antizipierte. Er starb am 25. September 1914 in Vermandevillers/Reims bei Kämpfen an der »Westfront«.*

**Alfred Lichtenstein**

Die Wehmut

Ich hab' einen Hass, einen grimmigen Hass
Und weiß doch selbst nicht recht auf was.

Ich bin so elend, so träge und faul
Wie'n abgeschundner Ackergaul.

Ich hab' einen bösen Zug im Gesicht.
Mir ist niemand Freund, ich will es auch nicht.

Ich hab' eine Wut auf die ganze Welt.
In der mir nicht mal mehr das Laster gefällt.

Und schimpfe und fluche, ich oller Tor
Und komme mir sehr dämonisch vor.

*Zu den frühesten Gedichten des ironischen Expressionisten Alfred Lichtenstein (1889-1914), die 1910/1911 entstanden, gehört diese Artikulation eines universellen Welt-Hasses. Das Ich, das hier seine recht unbestimmte Hasserklärung präsentiert, strebt jedoch nicht nach grimmiger Selbsterhöhung, sondern eher nach der Sabotage der eigenen Größenfantasie.*

Es ist ein Wesensmerkmal von Lichtensteins Gedichten, dass sie an keiner Stelle die Exaltationen oder Provokationen, die seine lyrischen Protagonisten als Botschaft in die Welt hinausposaunen wollen, als pathetisches Programm ernst nehmen, sondern stets mit einem ironischen Vorbehalt versehen. Das hasserfüllte Ich dekuvriert sich hier entsprechend als „oller Tor" und als „abgeschundener Ackergaul", der einen recht kläglichen Eindruck hinterlässt. Das Hassgeschrei vieler Poeten fand im August 1914 ein Ventil, als sie sich in Kriegsbegeisterung verrannten. Lichtenstein blieb skeptisch und starb schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch als Soldat an der Westfront.

**Alfred Lichtenstein**

Doch kommt ein Krieg

Doch kommt ein Krieg. Zu lange war schon Frieden.
Dann ist der Spaß vorbei. Trompeten kreischen
Dir tief ins Herz. Und alle Nächte brennen.
Du frierst in Zeiten. Dir ist heiß. Du hungerst.
Ertrinkst. Zerknallst. Verblutest. Äcker röcheln.
Kirchtürme stürzen. Fernen sind in Flammen.
Die Winde zucken. Große Städte krachen.
Am Horizont steht der Kanonendonner.
Rings aus den Hügeln steigt ein weißer Dampf.
Und dir zu Häupten platzen die Granaten.

1914

*Lange vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs träumte die literarische Intelligenz vom großen Sturm des Krieges, der die behagliche Bürgerlichkeit und die lähmende Langeweile hinwegfegen sollte. Alfred Lichtenstein (1887–1914), der Dichter des Frühexpressionismus, war da hellsichtiger. Seine Erwartung des Krieges ist durchtränkt von katastrophischer Angstlust, gemischt aus Faszination und Abscheu.*

Dieses Gedicht, das Lichtenstein drei Wochen vor der Mobilmachung 1914 schrieb, ist das letzte in einer Folge von drei Texten aus seiner Zeit als Rekrut. Die kühle ironische Distanz, mit der er sonst in seinen Kriegs-Gedichten das Geschehen kommentiert, weicht hier einer Folge gehetzter, gedrängter Bilder. Alles steht im Zeichen der Simultaneität. Der Dichter wusste, dass nicht nur „der Spaß“, sondern auch das Leben „vorbei“ war: Wenige Wochen nach der Niederschrift des Gedichts fiel er an der Somme.

**Alfred Lichtenstein**

Ein Kavalier

Ein Kavalier ist unterwegs.
Noch sind ihm viele Mädchen Keks.
Noch ist ein Abend süß und lieb.
Ein Kavalier ist in Betrieb.

Bei Tage scheint die Sonne schön.
Ein Kavalier will sterben gehn:
Ein Kavalier hat seiner Braut
Die letzte Jungfernschaft geklaut.

1912

*Vom Pathos seiner expressionistischen Dichterfreunde hat sich der promovierte Jurist und Dichter Alfred Lichtenstein (1887–1914) immer ferngehalten. Auf das prophetische Gebaren seiner Kollegen antwortete er demonstrativ mit Ironie. Die morbiden Sehnsüchte seiner Figuren hat er als komisches Spiel inszeniert.*

In Lichtensteins Gedichten kommt es häufig zum kalkulierten Zusammenprall von Erhabenheit und Banalität, Ideal und Spleen. Auch sein „Kavalier“ aus dem Jahr 1912 ist ja eine tragikomische Figur nahe der Lächerlichkeit. Bewunderung bleibt dem Charmeur versagt, denn er spielt nur routiniert mit seinen Talenten: „Ein Kavalier ist in Betrieb.“ Ins erotische Ambiente schleichen sich plötzlich Todesahnungen ein, nach dem Raub der „letzten Jungfernschaft“ – ein paradoxes Bild – hat der Kavalier keine Funktion mehr. Die Todesahnungen Lichtensteins erfüllten sich am 25. September 1914: Er starb als Soldat an der Westfront.

**Alfred Lichtenstein**

Kientoppbildchen

Ein Städtchen liegt da wo im Land,
Wie üblich: altertümlich.
Und Bäume stehn am Straßenrand,
Die wackeln manchmal ziemlich.

Und Kinder laufen ungekämmt.
Sie haben nackte Beine.
Zufrieden schaut ein schmutzges Hemd
Von einer Wäscheleine.

Der Abend bringt den Zeitvertreib,
Laternen, Mond, Gespenster.
Recht häufig hängt ein altes Weib
In einem kleinen Fenster.

*Die neuen technischen Möglichkeiten des Mediums Film, der Kinematogaf bzw. „Kientopp“ und die Schnitt- und Collagetechniken sind ein Zentralmotiv in vielen Gedichten des literarischen Expressionismus. Die avanciertesten expressionistischen Dichter, wie Jakob van Hoddis (1887-1942) und Alfred Lichtenstein (1889-1914) sind aber weit davon entfernt, den neuen Medien zu huldigen. Im Gegenteil.*

Schon der Titel des 1912 entstandenen Gedichts deutet in seiner Diminutiv-Form eine skeptische Haltung gegenüber dem „Kientopp“ an. Während van Hoddis in seinem „Kinematograf“-Gedicht (vgl. Lyrikkalender v. 22.07.08) die grotesken Dynamisierungen des Films abbildet, verweist Lichtenstein ironisch auf die Dürftigkeit, Banalität und Klischeelastigkeit („Wie üblich: altertümlich“) der bewegten Bilder. Bevor sich das neue Massenmedium Film gesellschaftlich etablieren konnte, hatten es die Dichter medienkritisch *bereits entzaubert.*

**Alfred Lichtenstein**
Mädchen

Sie halten den Abend der Stuben nicht aus.
Sie schleichen in tiefe Sternstraßen hinaus.
Wie weich ist die Welt im Laternenwind!
Wie seltsam summend das Leben zerrinnt . . .

Sie laufen an Gärten und Häusern vorbei,
Als ob ganz fern ein Leuchten sei,
Und sehen jeden lüsternen Mann
Wie einen süßen Herrn Heiland an.

(um 1910)

*Fast klingt es nach einer Sehnsuchtsmelodie in Paarreimen, wenn Alfred Lichtenstein (1889-1914), der ironische Melancholiker des Frühexpressionismus, die „Mädchen" auf ihrer unruhigen Suche nach den unerhörten Glücksversprechen des Eros beobachtet. Die Welt scheint offen zu stehen, das Glück der „weichen Welt" ist greifbar nah, sogar ein Leuchten am Horizont wird avisiert.*
*Wie in fast allen „Mädchen"-Gedichten Lichtensteins, die zwischen 1907 und 1910 entstehen, kollidiert die Sehnsucht aber mit der Realität der Straße.*

Es gehörte zu den provokativen Einfällen der Frühexpressionisten, das Bild der „Mädchen" vieldeutig schillern zu lassen - zwischen der reinen Unschuld, der Traumfrau und der Hure, die „jeden lüsternen Mann" in den Blick nimmt. Besondere Drastik erhält das Gedicht durch die Schlusszeile, in der Lichtenstein das sexuelle Begehren metaphorisch mit der Gestalt des Heilands verknüpft. Sicher ist: Der Skandal der Vergänglichkeit („Wie seltsam summend das Leben zerrinnt...") ist durch keine Verheißung zu vertreiben.

**Alfred Lichtenstein**

Nebel

Ein Nebel hat die Welt so weich zerstört.
Blutlose Bäume lösen sich in Rauch.
Und Schatten schweben, wo man Schreie hört.
Brennende Biester schwinden hin wie Hauch.

Gefangne Fliegen sind die Gaslaternen.
Und jede flackert, dass sie noch entrinne.
Doch seitlich lauert glimmend hoch in Femen
Der giftge Mond, die fette Nebelspinne.

Wir aber, die, verrucht, zum Tode taugen,
Zerschreiten knirschend diese wüste Pracht.
Und stechen stumm die weißen Elendsaugen
Wie Spieße in die aufgeschwollne Nacht.

**Alfred Lichtenstein**

Prophezeiung

Einmal kommt - ich habe Zeichen -
Sterbesturm aus fernem Norden.
Überall stinkt es nach Leichen.
Es beginnt das große Morden.

Finster wird der Himmelsklumpen,
Sturmtod hebt die Klauentatzen.
Nieder stürzen alle Lumpen.
Mimen bersten. Mädchen platzen.

Polternd fallen Pferdeställe.
Keine Fliege kann sich retten.
Schöne homosexuelle
Männer kullern aus den Betten.

Rissig werden Häuserwände.
Fische faulen in dem Flusse.
Alles nimmt ein ekles Ende.
Krächzend kippen Omnibusse.

*In seinem Gedichtband „Die Dämmerung“(1913) hat der Frühexpressionist Alfred Lichtenstein (1889-1914) seinem Jahrhundert und seiner Generation eine finstere Diagnose gestellt: Die Grundstimmung seines Buches ist die einer eschatologischen Erwartung, die Vision eines großen „Sterbesturms“ und des planetarischen „Mordens“, das die Menschheit heimsuchen wird. Die „Prophezeiung“ sollte sich bald darauf erfüllen: Lichtenstein selbst starb schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn als Soldat an der Somme.*

Von seinen expressionistischen Dichterkollegen unterscheidet sich Lichtenstein freilich durch die Abkühlung des apokalyptischen Pathos durch groteske Szenen und durch einen sarkastischen Humor, der den Schrecken zum ironischen Standfoto gefrieren lässt. Er lässt „Mädchen platzen“ und signalisiert mit einem leichten Schmunzeln, dass im großen Rumor des Untergangs „schöne homosexuelle / Männer“ aus ihren Betten „kullern“. Selbst der schlimmste Schrecken bekommt eine komische Note, wenn man noch unbehelligt aus dem Bett „kullern“ kann.

**Alfred Lichtenstein**
Punkt

Die wüsten Straßen fließen lichterloh
Durch den erloschnen Kopf. Und tun mir weh.
Ich fühle deutlich, dass ich bald vergeh -
Dornrosen meines Fleisches, stecht nicht so.

Die Nacht verschimmelt. Giftlaternenschein
Hat, kriechend, sie mit grünem Dreck beschmiert.
Das Herz ist wie ein Sack. Das Blut erfriert.
Die Welt fällt um. Die Augen stürzen ein.

*Das Leben in der Großstadt erfuhren die Dichter des Frühexpressionismus als ein qualvolles Erdulden feindseliger Außenreize und apokalyptischer Signale. Alfred Lichtenstein (1887-1914), der Dichter der Alltagsgroteske und der fatalistischen Kriegserwartung, zeichnet in seinem 1913 entstandenen Gedicht das Porträt eines heillos verlorenen Ich im Netz einer irreversibel vergifteten Metropole.*

Es ist ein rasender Stillstand, dem Lichtensteins untergehender Held hier ausgesetzt ist. Die nächtlich illuminierten Straßen erscheinen als Bühne des Schmutzes und einer allumfassenden Verwesung. Das Ich wartet in der als dämonisch empfundenen Großstadt nur noch auf den eigenen Untergang. Dabei werden die Verfallsprozesse des Körpers gleichgesetzt mit den Zeichen des planetarischen Endes. Ein Jahr nach Niederschrift des Gedichts erlebte der Dichter seinen privaten Untergang: Er starb als Soldat an der Westfront.

**Alfred Lichtenstein**

Sommerfrische

Der Himmel ist wie eine blaue Qualle.
Und rings sind Felder, grüne Wiesenhügel -
Friedliche Welt, du große Mausefalle,
Entkäm ich endlich dir ... O hätt ich Flügel -

Man würfelt. Säuft. Man schwatzt von Zukunftsstaaten.
Ein jeder übt behaglich seine Schnauze.
Die Erde ist ein fetter Sonntagsbraten,
Hübsch eingetunkt in süße Sonnensauce.

Wär doch ein Wind ... zerriss mit Eisenklauen
Die sanfte Welt. Das würde mich ergetzen.
Wär doch ein Sturm ... der müsst den schönen blauen
Ewigen Himmel tausendfach zerfetzen.

*Weltekel, Daseinsverachtung und Todessehnsucht gehen bei dem ironischen Frühexpressionisten Alfred Lichtenstein (1889-1914) ein makabres Bündnis ein. Jede Zeile dieses lapidaren Misstrauensvotums gegen des Leben ist getränkt mit sarkastischem Spott gegen alle, die der „großen Mausefalle“ Welt noch irgendeinen Sinn abgewinnen wollen. In seinem 1913 entstandenen Gedicht hat der Dichter die epochale Erschütterung des Weltkriegs schon vorweggenommen.*

Nichts ist dem Dichter so zuwider die Behaglichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, in der man über die zukünftige Einrichtung der Welt räsoniert und nur Geschwätz hervorbringt. Der Verächter des Bürgerlichen reagiert darauf mit der Anrufung der apokalyptischen Gewalt, die die idyllischen Reize der „Sommerfrische“ wie auch den falschen Frieden der diplomatisch gezähmten Weltordnung hinwegfegt.

**Alfred Lichtenstein**
Spaziergang

Der Abend kommt mit Mondschein und seidner Dunkelheit.
Die Wege werden müde. Die enge Welt wird weit.

Opiumwinde gehen feldein und feldhinaus.
Ich breite meine Augen wie Silberflügel aus.

Mir ist, als ob mein Körper die ganze Erde wär.
Die Stadt glimmt auf: Die tausend Laternen wehn umher.

Schon zündet auch der Himmel fromm an sein Kerzenlicht.
... Groß über alles wandert mein Menschenangesicht -

*Der nächtliche Großstadtflaneur, dem hier der Frühexpressionist Alfred Lichtenstein (1887-1914) ein abgründiges Porträt widmet, sucht eine elementare Erfahrung: den Rausch. Die Welt, die das lyrische Ich durchquert, ist von einer ungeheuren Weite, in die man eintauchen kann wie in ein Meer von Licht. Von Beginn an führt dieser „Spaziergang“ nicht durch topografisch bestimmbare Schauplätze, sondern durch die Landschaften eines durch Drogen stimulierten Geistes.*

Aus der antibürgerlich gestimmten Berliner Bohème hatten sich 1910/11 die Dichter des Expressionismus rekrutiert. Zu deren Lebensprogramm gehörte es, mit Rauscherfahrungen zu kokettieren. Der große Ironiker Alfred Lichtenstein schwärmt in diesem 1913 entstandenen Gedicht von den sensationellen Verwandlungen der Wahrnehmung, die ein drogengestütztes Bewusstsein empfindet. So wehen „Opiumwinde“ durch das Gedicht und der fantastischen Illuminationen ist kein Ende. Das lyrische Ich erlebt das mystische Einssein mit dem erweiterten Großstadtkosmos.

**Alfred Mombert**

Der Krüppel

Es flackert die Laterne,
es glitzert der Basar –
ich führe am Arm die Sterne
des rauschenden Boulevard!

Und während rechts voll Feuer
ein zartes Ärmchen drückt,
mir links was durch den Schleier
verheißend entgegennickt...

Ein Krüppel ruhte in der Gosse...
starrte mich an...
Mir ward seltsam...
kalt steinern – –

**Alfred Mombert**

Es war zur Nacht

Es war zur Nacht, da ich ins Meerhorn stieß.
Es war zur Nacht, da ich zum Aufbruch blies.
Es war zur Nacht, da ich den Strand verließ.
Mein Boot lag in der Mondquelle.
Ich stand in vollendeter Helle.
Ich stand schlafähnlich starr auf silbernem Kies.

*„O Mensch, ich hob dich in alle Himmelsräume! O Mensch, ich gab dir meine Gott-Planetenträume!“ Mit solchen Versen, erstmals 1897 im Band „Die Schöpfung“ gedruckt, verkündete der Dichter Alfred Mombert (1872-1942), ein Wegbereiter des Expressionismus, sein lyrisches Evangelium der kosmischen Dichtkunst. Tatsächlich führen seine mit hymnisch-pathetischer Sprache aufgeladenen Gedichte zu fernen kosmischen Gestirnen. Natur-Phänomene und Alltags-Dinge werden zu Bestandteilen einer visionären Traumwelt:*

Ein Augenblick mystischen Ergriffenseins in einer Mondnacht - die erstmals 1909 im Band „Der himmlische Zecher“ veröffentlichte Miniatur erstrahlt in einem eigentümlich blendenden Licht. Mit seinen kosmischen Fantasien erregte Mombert, der Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus Karlsruhe, bald den Zorn der nationalsozialistischen Barbaren. Mombert wurde 1933 aus der Preußischen Akademie der Künste ausgestoßen und 1940 in ein Konzentrationslager in Südfrankreich verschleppt. Freunde retteten ihn und brachten ihn in die Schweiz, wo er 1942 an den Folgen der Haft starb.

**Alfred Mombert**

Gott ist vom Schöpferstuhl gefallen

Gott ist vom Schöpferstuhl gefallen
hinunter in die Donnerhallen
des Lebens und der Liebe.
Er sitzt beim Fackelschein
und trinkt seinen Wein
zwischen borstigen Gesellen,
die von Weib und Meerflut überschwellen.
Und der Mond rollt über die Wolkenberge
durch die gestirnte Meernacht,
und die großen Werke
sind vollendet und vollbracht.

(Dichtungen. Bd. I, Kösel-Verlag, München 1963; © Randomhouse)

*Es ist ein ungeheurer Akt der Profanierung, ein Thronsturz des Schöpfergottes, den hier der lyrische Kosmiker Alfred Mombert (1872-1942) in seinem frühen Gedichtband „Die Schöpfung“ (1897) inszeniert. Die Vorstellung vom herabstürzenden Gott, der „in die Donnerhallen des Lebens“ gelangt und dort auf entschlossene Tatmenschen trifft, ist der Gedankenwelt Friedrich Nietzsches (1844-1900) entlehnt.*

Mit seiner visionären, sprachlich-musikalischen Verschmelzung von Religion, Geschichte und Philosophie steht Mombert an der Schwelle zum literarischen Expressionismus, als dessen „Wegbereiter“ er gilt. Der Sohn eines jüdischen Kaufmanns wurde 1940 in Heidelberg von der Gestapo in das Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich verschleppt. Schweizer Freun-de erwirkten 1941 ein Asyl in der Schweiz. Mombert starb 1942 in Winterthur an den Folgen der Lagerhaft.

**Alfred Mombert**

Piccolo und Piccola

Dienten beid in einer Schenke,
schleppten Bier und wischten Bänke.
Piccolo und Piccola.

Schliefen beid in einer Kammer,
Kauten beid an einem Jammer,
Piccolo und Piccola.

Hart das Lager, kalt der Winter,
Und zwei schöne Bettelkinder,
Piccolo und Piccola.

Kinderpärchen! Liebespärchen! -
Nur das Ende fehlt dem Märchen
Piccolo und Piccola.

(Dichtungen. Band 1. Kösel Verlag, München 1963.)

*Als letzter großer Repräsentant einer kosmisch ausgreifenden Poesie, die eine visionäre, aller irdischen Verhältnisse enthobene Ich-Welt errichten will, kann der jüdische Dichter Alfred Mombert (1872-1942) gelten. Fasziniert von Nietzsches Verherrlichung einer „Artistenmetaphysik“, suchte Mombert nach einem poetischen Modus zur sprachlich-musikalischen Verschmelzung von Religion, Geschichte und Philosophie.*

In seinem Frühwerk, dem Band „Tag und Nacht“ (1894), findet man aber neben den visionären Schöpfungsfantasien auch balladesk-verspielte Verse, wie die von den zwei Bettlerkindern Piccolo und Piccola. In einer ironisch grundierten Leichtigkeit, die weniger an dem von ihm verehrten Hölderlin als vielmehr an den Volksliedstrophen Heinrich Heines orientiert ist, konstruiert Mombert die Geschichte des „Kinderpärchens“ und überrascht zudem mit einem komischen, weil sich selbst aushebelnden Schluss.

**Alfred Tennyson**

The Charge of the Light Brigade

Half a league, half a league,
    Half a league onward,
All in the valley of Death
    Rode the six hundred.
„Forward, the Light Brigade!
Charge for the guns!“ he said:
Into the valley of Death
    Rode the six hundred.

„Forward, the Light Brigade!“
Was there a man dismay’d?
Not though the soldier knew
    Some one had blunder’d:
Theirs not to make reply,
Theirs not to reason why,
Theirs hut to do and die:
Into the valley of Death
    Rode the six hundred.

Cannon to right of them,
Cannon to left of them,
Cannon in front of them
    Volley’d and thunder’d;
Storm’d at with shot and shell,
Boldly they rode and well,
Into the jaws of Death,
Into the mouth of Hell
    Rode the six hundred.

Flash’d all their sabres bare,
Flash’d as they turn’d in air,
Sabring the gunners there,
Charging an army, while
    All the world wonder’d:
Plunged in the battery-smoke,
Right through the line they broke;
Cossack and Russian
Reel’d from the sabre-stroke,
    Shatter’d and sunder’d.
Then they rode back, but not,
    Not the six hundred.

Cannon to right of them,
Cannon to left of them,
Cannon behind them
    Volley’d and thunder’d;
Storm’d at with shot and shell,
While horse and hero fell,

They that had fought so well
Came through the jaws of Death,
Back from the mouth of Hell,
All that was left of them,
    Left of six hundred.

When can their glory fade?
O the wild charge they made!
    All the world wonder’d.
Honour the charge they made!
Honour the Light Brigade,
    Noble six hundred!

**Alfred Wolfenstein**

Nacht im Dorfe

Vor der verschlungnen Finsternis stöhnt
Stöhnt mein Mund.
Ich, an Lärmen unruhig gewöhnt,
Starre suchend rund:

Berge von Bäumen behaart ruhn
Schwarz wüst herein,
Was ihre Straßen nun tun
Äußert kein Schein, kein Schrei’n.

Aber ein wenig sich zu irrn
Wünscht, wünscht mein Ohr,
Schwänge nur eines Käfers Schwirrn
Mir ein Auto vor.

Wäre nur ein Fenster drüben bewohnt,
Doch im gewölbten Haus
Nichts als Sterne und hohlen Mond –
Halt ich nicht aus –

Halt ich nicht aus, meinem Schlaf allmächtig umstellt,
Fremd, fremd und nah –
Durch den See noch näher geschwellt
Liegt es lautlos da.

Aber glaubt mich nicht schwach,
Dass ich – soeben die Stadt noch gehasst –
Nun das Land flieh –: es ist nur die Nacht,
Nur auf dich, diese Nacht, war ich nicht gefasst –

Wie du tot oder tausendfach unbekannt
Mein schwarzes Bett umlangst,
Nirgends durchbrochen von menschlicher Hand,
Gottlose Angst.

**Alfred Wolfenstein**
Städter

Dicht wie die Löcher eines Siebes stehn
Fenster beieinander, drängend fassen
Häuser sich so dicht an, dass die Straßen
Grau geschwollen wie Gewürgte stehn.

Ineinander dicht hineingehakt
Sitzen in den Trams die zwei Fassaden
Leute, ihre nahen Blicke baden
Ineinander, ohne Scheu befragt.

Unsre Wände sind so dünn wie Haut,
Dass ein jeder teilnimmt, wenn ich weine.
Unser Flüstern, Denken ... wird Gegröle...

Und wie still in dick verschlossner Höhle
Ganz unangerührt und ungeschaut
Steht ein jeder fern und fühlt: alleine.

**Alfred Wolfenstein**

Verdammte Jugend

Von Hause fort, durch Straßen fort,
Euch unbekannt und jedem Ort,
Nur wie der Himmel rasch und hoch
Durch fremden Lärm und ohne Wort!

Wie schön allein, und dies verwühlt
Und keiner drin, der mich befühlt,
Der voll Verwandtschaft dumm und dicht
In meiner Brust verhasst sich sühlt!

Hier ist nicht Heim, hier ist es auf,
Nicht Liebe plump, nur Kampf und Kauf!
Ah fließt die Straße strotzend aus
Zu andern ein in riesigem Lauf.

Ah sprüht es schroff pferdlos vorbei
Und brodelt schwarz der Menge Brei
Und Häuser flattern hingepeitscht
Von Licht, Geläut, Gezisch, Geschrei.

Die Steine ziehn in falscher Ruh,
Gehackt vom Schlag des Heers der Schuh,
Den fahlen Köpfen funkeln wund
Von schneller Glut die Lampen zu.

Hier Antlitze wie Tiere fremd
Und Augen wie in Eis geklemmt
Und Augen, die nur sich besehn,
Hier Antlitze, von nichts gehemmt!

Du Gottlose, mein Haupt zerstäub –
Entmenschlichte, mein Herz zerstäub –
Mich ohne Heimat, ohne Weg
Du Straße ja betäub! betäub!

**Andrea Heuser**

WIR, wie alle sommer

WIR, wie alle sommer endet auch dieser mit einem gewitter
der ewigen jagd, die wolken zu fangen und den regen, der
weil er dieses eine mal warm war und tröstlich, nicht aufzuhalten ist
auch der Schmetterling entkommt so dem netz, schlägt haut an haut
an der naht von himmel und wiese, ein intercity-express spiegelt
städtekokons, amseln kreisen über ihren schatten, über die felder kriechen
wolkengraue gehirne, das satellitenbild vom schnee

(Andrea Heuser, vor dem verschwinden. Onomato Verlag, Düsseldorf 2008.)

*Eine Poesie, deren Silben- und Klangspur sich „ins Ohr verleibt“ - auf diese vokabuläre Sinnlichkeit zielen die Gedichte der Lyrikerin und Literaturwissenschaftlerin Andrea Heuser (geb. 1972). Wenn die Autorin von Landschaften spricht, dann sind es primär Sprachlandschaften, die zu leuchtenden Bildwelten komponiert sind.*
*Natur erscheint so nicht als idyllisches Refugium, sondern als Gewebe aus Wetterphänomenen und technischen Realien, die eine eigene Magie ausstrahlen.*

Hier überlagern sich die klassischen Topoi des Naturgedichts mit den Ikonografien der Mobilität - das Bild eines Gewitters mit den Zeichen einer technischen Welt: dem alle in seine Spiegelung ziehenden Intercity-Express und dem Satellitenbild vom Schnee. Das Ende des Sommers ist nicht mehr wie bei Rilke ein großes metaphysisches Ereignis, sondern primär eine unmittelbar sinnliche Erfahrung.

**Andreas Gryphius**
Abend

Der schnelle Tag ist hin / die Nacht schwingt ihre Fahn /
Vnd führt die Sternen auff. Der Menschen müde Scharen
Verlassen Feld und Werck / wo Thir und Vögel waren
Traurt itzt die Einsamkeit. Wie ist die Zeit verthan!

Der Port naht mehr und mehr sich zu der Glider Kahn.
Gleich wie diß Licht verfil / so wird in wenig Jahren
Ich / du / und was man hat / und was man siht / hinfahren.
Diß Leben kömmt mir vor als eine Renne-Bahn.

Laß höchster Gott / mich doch nicht auff dem Lauffplatz gleiten /
Laß mich nicht Ach / nicht Pracht / nicht Lust nicht Angst verleiten!
Dein ewig-heller Glantz sey vor und neben mir /

Laß / wenn der müde Leib entschläfft / die Seele wachen
Und wenn der letzte Tag wird mit mir Abend machen /
So reiß mich aus dem Thal der Finsternüß zu dir.

*Von Kindheit an hat Andreas Gryphius (1616-1664), der sprachmächtigste Dichter der Barockzeit, das Factum brutum der Vergänglichkeit am eigenen Leib erfahren: Sein Vater, ein streng protestantischer Geistlicher, kam 1621 in den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs auf ungeklärte Weise ums Leben. Später musste Gryphius ohnmächtig zusehen, wie seine schlesische Heimatstadt Glogau in Schutt und Asche versank, zwei Pestepidemien überlebte er nur knapp. Das menschliche Dasein konnte er daher nur unter den Auspizien der Vergänglichkeit beschreiben.*

Bei der meditierenden Betrachtung einer Abend-Szene hält sich das 1646 entstandene Sonett nicht lange auf. Bereits im zweiten Quartett übersetzt der Dichter das „verfallende Licht“ des Tages in das Bild der rasenden Vergänglichkeit, des Lebens als „Renne-Bahn“. In den beiden Terzetten folgt die Wendung zum Gebet. Der „ewig helle Glantz“ Gottes soll das schwindende Licht des Menschenlebens kompensieren; die Macht Gottes allein vermag es, aus dem Leben als einer Krankheit zum Tode zu erlösen.

**Andreas Gryphius**
An sich selbst

Mir grauet vor mir selbst, mir zittern alle Glieder,
Wenn ich die Lipp und Nas und beider Augen Kluft,
Die blind vom Wachen sind, des Atems schwere Luft
Betracht und die nun schon erstorbnen Augenlider.

Die Zunge, schwarz vom Brand, fällt mit den Worten nieder
Und lallt, ich weiß nicht was; die müde Seele ruft
Dem großen Tröster zu; das Fleisch ruft nach der Gruft;
Die Ärzte lassen mich, die Schmerzen kommen wieder.

Mein Körper ist nicht mehr als Adern, Fell und Bein.
Das Sitzen ist mein Tod, das Liegen meine Pein.
Die Schenkel haben selbst nun Träger wohl vonnöten.

Was ist der hohe Ruhm, und Jugend, Ehr und Kunst?
Wenn diese Stunde kommt, wird alles Rauch und Dunst,
Und eine Not muss uns mit allem Vorsatz töten.

*Mit dem elenden Dahinsiechen des Menschen hatte der Barock-Poet Andreas Gryphius (1616-1664) schon einschlägige Erfahrungen gemacht, als er 1643 sein Gedicht über das unerbittliche Walten der Vergänglichkeit schrieb. Die schlesischen Städte Glogau und Freystadt hatte er in den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges versinken sehen, das Wüten der Pest hatte er selbst nur knapp überlebt. Kaum ein Gedicht ist aber so trostlos finster wie das Sonett über den körperlichen und geistigen Zerfallsprozess seines lyrischen.*

Das Leben erscheint hier nur noch als eine Krankheit zum Tode. Das lyrische Subjekt besteht nur noch aus Schmerzen, kann weder sehen noch sprechen. In seiner Jugend hatte Gryphius, der Sohn eines Predigers, außerordentliche Privilegien genossen: Er konnte an den großen europäischen Universitäten studieren und erlernte elf Sprachen. Beim Herannahen des Todes bleibt aber nur noch Elend zurück - und auch keine tröstliche Erwartung des Himmelreichs mehr.

**Andreas Gryphius**

Betrachtung der Zeit

Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen;
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen;
Der Augenblick ist mein, und nehm ich den in acht,
So ist der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

*Die Epigramme des Barockpoeten Andreas Gryphius (1616-1662) erschienen in einer ersten Ausgabe 1643 unter dem auf Erweiterung angelegten Titel „Andreae Gryphii Epigrammata. Das erste Buch“. Das prägnante Denkbild über die Zeit bedient sich des klassischen Alexandriners, dessen sechshebige Jamben jeweils in der Mitte des Verses eine Zäsur enthalten. Das Bewusstsein der Vergänglichkeit trifft hier auf den Wunsch nach einer erfüllten Zeit.*

Wenn der Augenblick bewusst gelebt und damit angeeignet werden kann, dann gibt das der irdischen Existenz auch einen neuen Sinn. Der mit Leben erfüllte Augenblick verlängert nicht nur das Dasein, sondern ist auch Voraussetzung für eine Zugehörigkeit zum göttlichen Heilsplan. Man ist verbunden mit dem Schöpfer von „Jahr und Ewigkeit“, wenn man die Zeit zu nutzen weiß.

**Andreas Gryphius**
Es ist alles eitel

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein,
Wo itztund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Schäferskind wird spielen mit den Herden.

Was itzund prächtig blüht, soll bald zertreten werden.
Was itzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch und Bein;
Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein.
Itzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.

Der hohen Taten Ruhm muss wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch, bestehn?
Ach, was ist alles dies, was wir vor köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblum, die man nicht wiederfind't.
Noch will, was ewig ist, kein einig Mensch betrachten.

*Dieses berühmte Sonett der Barockzeit trägt in seiner ersten Fassung, die der damals kaum zwanzigjährige Andreas Gryphius (1616-1664) um 1636/37 anfertigte, einen lateinischen Titel: „Vanitas, Vanitatum, Et Omnia Vanitas". Gleich dreimal wird im Titel der Urschrift das Thema des Textes aufgerufen: der leere Schein und die Eitelkeit aller Existenz. Das Bewusstsein von der irdischen Vergänglichkeit als einem Grundgesetz allen Daseins durchzieht dann auch die antithetisch angelegten Quartette und Terzette dieses Sonetts.*

Dass nichts auf der Welt unvergänglich ist - dieser „Vanitas"-Gedanke wird in allen Existenz-Varianten durchgespielt. Die schöpferischen Leistungen des Menschen unterliegen ebenso der Vergänglichkeit wie die vorgefundenen Naturherrlichkeiten. Nur in Andeutungen, im Hinweis auf die Destruktivkraft des Menschen, blitzen die traumatischen Erfahrungen auf, die Gryphius an dieses Verfallsbewusstsein banden. Der Dichter hatte den Untergang seiner schlesischen Heimatstadt Glogau in den furchtbaren Verheerungen und Pestepidemien des Dreißigjährigen Krieges miterlebt.

**Andreas Gryphius**

Menschliches Elende

Was sind wir Menschen doch? Ein Wohnhauß grimmer Schmertzen
Ein Ball des falschen Gluecks / ein Irrlicht dieser Zeit.
Ein Schauplatz herber Angst / besetzt mit scharffem Leid /
Ein bald verschmeltzter Schnee und abgebrante Kerzen.
Diß Leben fleucht davon wie ein Geschwaetz und Schertzen.
Die vor uns abgelegt des schwachen Leibes Kleid
Und in das Todten-Buch der grossen Sterblikeit
Laengst eingeschriben sind / sind uns aus Sinn und Hertzen.
Gleich wie ein eitel Traum leicht aus der Acht hinfaellt /
Und wie ein Strom verscheust / den keine Macht auffhaelt:
So muß auch unser Nahm / Lob / Ehr und Ruhm verschwinden /
Was itzund Athem holt / muß mit der Lufft entflihn /
Was nach uns kommen wird / wird uns ins Grab nachzihn.
Was sag ich? Wir vergehn wie Rauch von starcken Winden.

1637

*Das Dasein als ein unendliche Strecke des Leidens: Kein Dichter hat diese pessimistische Weltanschauung in so ergreifende Verse gefasst wie Andreas Gryphius (1616-1664), der bekannteste Dichter des Barock. Bereits im Alter von 21 Jahren schrieb er seine berühmten „Lissaer Sonnete", in denen das Vanitas-Motiv dominiert und dem auch das Gedicht über „Menschliches Elende" zuzurechnen ist: Es spricht die Überzeugung von der Nichtigkeit der Welt und Vergeblichkeit allen menschlichen Strebens aus, der gegenüber allein der christliche Glaube Trost bereit halte.*

Vor dem Erfahrungshintergrund der Schrecken des Dreißigjährigen Krieges gelangt Gryphius zu einer absoluten Negation jeder Daseinshoffnung. Selbst die trostreiche Religion ist in diesem Fall aus dem Sonett verbannt. Es gibt nichts mehr außerhalb der Vergänglichkeit und dem Warten darauf, selbst in das „Todten-Buch der großen Sterblichkeit" eingetragen zu werden.

**Andreas Gryphius**

Tränen des Vaterlandes / Anno 1636

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret.
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Kartaun
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret,
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfraun sind geschändet, und wo wir hin nur schaun
ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.
Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot:
Dass auch der Seelenschatz so vielen abgezwungen.

**Andreas Gryphius**

Über die Geburt Jesu

Nacht mehr denn lichte Nacht! Nacht lichter als der Tag,
Nacht heller als die Sonn! in der das Licht geboren,
Das Gott, der Licht, in Licht wohnhaftig, ihm erkoren:
O Nacht, die alle Nächt' und Tage trotzen mag.

O freudenreiche Nacht, in welcher Ach und Klag,
Und Finsternis und was sich auf die Welt verschworen
Und Furcht und Höllen Angst und Schrecken ward verloren!
Der Himmel bricht; doch fällt nun mehr kein Donnerschlag.

Der Zeit und Nächte schuf ist diese Nacht ankommen
Und hat das Recht der Zeit, und Fleisch an sich genommen
Und unser Fleisch und Zeit der Ewigkeit vermacht.

Der Jammer trübe Nacht die schwarze Nacht der Sünden
Des Grabes Dunkelheit, muss durch die Nacht verschwinden.
Nacht, lichter als der Tag! Nacht, mehr denn lichte Nacht!

*Als Zeitzeuge des Dreißigjährigen Krieges hatte der Barockpoet Andreas Gryphius (1616-1664) die Bestialisierung der Menschheit miterlebt. Der Sohn eines lutherischen Geistlichen aus dem schlesischen Glogau hatte also allen Grund, in seinen Dichtungen die Vergänglichkeit der Welt und die Finsternis des Daseins zu besingen. In seinem kunstvollen Weihnachts-Sonett erzählt er in vollkommener Artistik von einem großen mystischen Augenblick: Das Licht der Welt ist angekommen - Jesus Christus.*

Jesus wird sichtbar als Lichtgestalt, die den Höllenschrecken der Wirklichkeit überstrahlt: Die „lichte Nacht" der Geburt Jesu ermöglicht das Wunder, dass alle Gesetze der empirischen Welt und der auf ihr lastenden Daseinsfinsternis außer Kraft gesetzt werden. Der Blitzschein von Jesu Erscheinung lässt die Erde im Licht der Erlösung dastehen - und alle Dunkelheit verschwindet.

**Andreas Reimann**

Befreiung

Wer nichts will, muss es wollen. Und mitunter
gleich muscheln öffnen dann die sinne sich.
Ein wunder ist es zwischen all dem plunder!

Und wie ein kind erkennt als wesentlich
den kleinsten käfer, das geringste blatt,
wird ihm bewusst: wie soll mit neuem maß
er messen das, was er vergessen hat?
Und wie, das immer wiederkehrt, das gras?

Wer wie der zeiger einer sonnenuhr
das licht aussteht, statt von schein zu schein
ihm nachzujagen wie dem traum vom gold,
den spinnt es ein mit seiner honigspur,
dem bernstein-bunt. Er wird gefesselt sein.

Und frei, so frei, wie er es einst gewollt.

*Im Jahr 1965 war der damals 19-jährige Andreas Reimann (geb. 1946) als hochbegabter „Benjamin“ der „Sächsischen Dichterschule“ ans Leipziger Literatur-Institut gekommen. Da er aber eine gewisse Renitenz gegenüber den literaturpolitischen Dogmen der SED erkennen ließ, war seine Karriere schon am Ende, ehe sie richtig beginnen konnte.*
*Reimann reagierte mit Beharrungstrotz: Von seinen ersten Gedichten mit Kunstanspruch bis zu den heutigen weit ausgreifenden Oden und Elegien hat er an seiner Passion für den hymnischen Ton und die klassische Formenstrenge festgehalten.*

In schönen Paradoxien („Wer nichts will, muss es wollen“) und Gleichnissen beschwören Reimanns Blankverse die Öffnung der Sinne, das genaue Anschauen der Phänomene und die Befreiung von allen Fesseln durch entschlossenen Lebensgenuss. Ohne dass an irgendeiner Stelle des 2005 entstandenen Gedichts politische oder auch autobiografische Motive direkt expliziert werden, ist doch spürbar, dass hier von einem Subjekt die Rede ist, dass nach langer Unruhe und langer Suche nach Utopien die ersehnte Freiheit erreicht hat.

**Andreas Thalmayr**

Ein Mann wie der ...

Ein Mann wie der lässt sich        nicht in die Falle locken.
Im Notfall war er stets        beizeiten auf den Socken,
Hat nie den Hals riskiert        und nie die dürren Knochen.
Doch seinen harten Kopf,        den hat er sich zerbrochen.
Er rauchte viel zu viel.        Er grübelte. Er stand
Verbissen, unscheinbar        und grau am Straßenrand.

(Das Wasserzeichen der Poesie oder die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen. Vorgestellt von Andreas Thalmayr. Greno Verlagsgesellschaft, Nördlingen 1985. © Eichborn Verlag, Frankfurt)

*Als im Sommer 1985 ein gewisser Andreas Thalmayr mit einem wunderlichen Lehrbuch über „Die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen“, vor die literarische Öffentlichkeit trat, dauerte es nicht lange, bis die pseudonyme Autorenschaft des 1929 geborenen Poeta doctus Hans Magnus Enzensberger ruchbar wurde. Enzensberger präsentierte in lockerer Form 164 „Spielarten“ der Poesie, wobei er die Versmaße mit einigen Muster-Gedichten illustrierte.*

Die Kunst des Alexandriners exerzierte Enzensberger an einem Porträt-Gedicht, in dem er eine seiner Lieblingsfiguren vorstellte: einen männlichen Repräsentanten der „Normalität“, der „nie den Hals riskiert“, sondern sich aufs fortdauernde Grübeln verlegt. Alle formalen Gesetze des Alexandriners sind hier erfüllt: sechs jambische Verse mit sechs Hebungen, zwölf Silben bei männlichem Versausgang oder dreizehn Silben bei weiblichem. Nach der dritten Hebung erfolgt jeweils eine Zäsur.

**Angelus Silesius**
Der Mensch

Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kann, nach dem er’s macht, Gott oder Teufel sein.

(1657)

*Die intensive Auseinandersetzung mit den Lehren der deutschen und spanischen Mystik veranlassten den lutheranischen Gelehrten und Mediziner Angelus Silesius (1624-1677, bürgerlicher Name Johann Scheffler) zur Konversion in die römisch-katholische Kirche. Ein Teil seines theologisch-poetischen Legitimationsprogramms wurden dann ab 1657 die „Geistreichen Sinn- und Schlussreime“, epigrammatische Zweizeiler, die in ihrer zweiten Auflage 1675 mit dem Zusatz „Cherubinischer Wandersmann“ ergänzt wurden.*

In den rund 1500 Epigrammen des „Cherubinischen Wandersmanns“, für die er die Gedichtform des Alexandriner nutzte, verbindet Angelus Silesius eine antithetisch-pointierte Sprechweise mit theologischer Prägnanz. Der Hinweis auf die „Cherubim“, also auf eine bestimmte Spezies der Engel, deutet hier an, dass der mystische Weg zu Gott in einer intellektuellen, den Verstand ansprechenden Weise unternommen wird.

**Angelus Silesius**
Ich weiß nit was ich bin

Ich weiß nicht was ich bin/Ich bin nicht was ich weiß:
Einding und nit ein ding: Ein stuepffchin und ein kreiß.

1657

*Einer der inspiriertesten Autoren der Barockzeit war Angelus Silesius (1624–1677), der „schlesische Engel“, der mit bürgerlichem Namen Johann Scheffler hieß, sich aber als Konvertit einen frommen Dichternamen zulegte. Der Sohn eines polnischen Adligen hatte Medizin studiert und beim streng lutherisch-orthodoxen Herzog von Württemberg eine Stelle als Hof-Medicus angenommen. Im Verlauf seiner Beschäftigung mit Schriften deutscher und spanischer Mystiker gelangte er zur Überzeugung von der alleinigen Gültigkeit der katholischen Lehre.*

Seine Konversion zum Katholizismus rechtfertigte Angelus Silesius mit seinen *Geistlichen Sinn- und Schluss-Reimen* von 1657, die in der zweiten Auflage 1675 unter dem berühmt gewordenen Titel *Cherubinischer Wandersmann* erschienen. Dort findet man auch den mystischen Sinnspruch vom Ich auf seinem Weg der Selbsterkundung. Das „Stüpffchin“ meint hier einen Punkt. In schöner antithetischer Verschränkung begibt sich der Mystiker auf die unabschließbare Suche nach Identität.

**Ann Cotten**

Korruption der Natur

Kaulquappe, peitsch mich, komm, das kannst du
wenn du dich ein bisschen zusammenreißt, kannst du
das sehr schön. Es liegt in deiner Natur. Ich liege doch da,
weiß, im gefriernahen Alpenwasser, nackt,
zitternd, geheime Gänsehaut, komm, mach es einfach, schlag zu.
Mir ist egal, ob du später ein Mönch wirst
oder ein Forscher, ein Moloch, oder einen verdammten
Unkenruf kriegst. Jetzt bist du das hier und,
Gott, ich bitte dich, schlag mich, du Quappe.

2008

(In: Kolik Heft 41 (2008). Taborstr. 33/21, A-1020 Wien. )

*Als poetisch-linguistische Erforscherin von Sprachfeldern, die es gegen den Strich zu bürsten gilt, betreibt die Dichterin Ann Cotten (geb. 1982) u.a. mit zwei Kolleginnen die sogenannte „Rotten-Kinck-Show“. Aus einem Zufallsfund heraus entstanden, verfertigen die Autorinnen „Tierbabybingo“-Gedichte, in denen Tiere zum poetischen Spielmaterial werden. Zwar verweisen die Akteure programmatisch darauf, dass es darum gehe, die „hände in unfug zu waschen“ oder „die Bescheuertheit der Inspiration zu erproben“ (Ann Cotten). Das Ergebnis sind aber veritable Gedichte von einer erstaunlichen Frische.*

Eine masochistische Szene wird in den animalischen Bereich verlagert. Die Kaulquappe als noch nicht voll entwickeltes Wasser-Wesen erscheint hier als Akteurin gewaltfundierter Luststimulierung. Ann Cottens Sprachspiele suchen stets den überraschenden Vokabel-Mix und die demonstrative Koppelung heterogener Sprechakte und Motivfelder. Die Kaulquappe als Domina: Das hat auch eine unwiderstehliche Komik.

**Anna Jonas**

Mehr oder weniger als was ich wollte

ich habe ein Dach über dem Kopf
Schuhe an den Füßen
die Butter fürs Brot
ich habe einen Tisch
einen Stuhl und ein Bett
ich habe einen toten Vater
eine tote Mutter
ich werde einen toten Bruder haben
ich habe es gut gehabt
sehr gut gehabt
nicht so gut gehabt
ich habe Zeit gehabt
kaum Zeit gehabt
viel Zeit gehabt
ich habe ein Leben gehabt
ich habe einen Mann
der mich liebt
gehabt
habe ich gehabt
was ich gehabt habe
was habe ich gehabt
was ich aufgeschrieben habe
ich habe mehr gehabt
weniger gehabt
ach was gehabt

(Nichts mehr an seinem Platz. Paul List Verlag, München 1981; )

*Das Erstellen einer vorläufigen Lebensbilanz im Gedicht kann auch bittere Befunde zeitigen. Die Inventur des eigenen Daseins, wie sie hier das lyrische Ich der Berliner Lyrikerin Anna Jonas (geb. 1944) vorführt, mündet jedenfalls in die Summierung von Verlusten. Die alltägliche Reproduktion des Ich ist gesichert, aber beim Blick darüber hinaus scheint alles zu zerfallen.*

Der Text zählt lakonisch die Lebenspraxis und Lebensziele des lyrischen Subjekts auf. Rasch durchkreuzt der Tod - der Eltern und des Bruders - die Benennung positiver Aussichten. Schließlich verstrickt sich das Ich des um 1980 geschriebenen Gedichts in ein minimalistisches Spiel mit der Konjugation des Verbs „haben“. Am Ende steht nicht nur ein prinzipieller Zweifel am Gelingen des Lebens, sondern auch an der Verlässlichkeit der Sprache.

**Anne Steinwart**

Schneckenpost

Ist mein Haus
auch eng und klein
du passt immer
noch herein

Keine Sorge
bester Schatz!
Ich hab immer
für dich Platz!

Deine Schnecke

**Annette von Droste-Hülshoff**

An meine Mutter

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht,
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für Andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen, mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten rollten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Vom einfach ungeschmückten Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt weiß man nicht viel zu sagen.

*Die Vorstellung, als Frau eine schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen, lag Annette von Droste-Hülshoff (1797 - 1848) lange Zeit fern. In ihrer Zeit und ihren Kreisen galt das Schreiben nicht als Beruf, sondern als Berufung, und als Männersache.*
*Und so sahen die Angehörigen von Droste-Hülshoff ihre Gedichte zunächst lediglich als hübsche Zierde, die das häusliche und gesellige Leben der gebildeten adeligen Familie schmückte. Erst im Freundeskreis wurde der Droste zur Veröffentlichung geraten. Dabei hätte sie, die heute als bedeutendste Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts gilt, niemals gegen den Willen ihrer verehrten Mutter publiziert.*

Mehrfach schreibt Annette an die Mutter, so auch im Zyklus „Denkblätter". Die schlichten Kreuzreime führen keine selbstbewusste, souveräne Autorin vor. Die Dichterin spricht sozusagen von unten, aus der Position des Kindes. Das Gefühl der Liebe ist zu groß, um es in Worte zu fassen, und so nimmt sich das Ich in der letzten Zeile selbst zurück bis ins verallgemeinernde „man".

**Anette von Droste-Hülshoff**

Der Knabe im Moor

O schaurig ist’s übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt,
O schaurig ist’s übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt als ob man es jage;
Hohl über der Fläche sauset der Wind -
Was raschelt da drüben im Hage?
Das ist der gespentische Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein sich zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor’,
Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll’ es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei;
Das ist der Geigemann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär nicht Schutzengel in seiner Näh’,
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlich,

Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O schaurig war's in der Heide!

**Anette von Droste-Hülshoff**
Die Vergeltung

Der Kapitän steht an der Spiere,
Das Fernrohr in gebräunter Hand,
Dem schwarzgelockten Passagiere
Hat er den Rücken zugewandt.
Nach einem Wolkenstreif in Sinnen
Die beiden wie zwei Pfeiler sehn,
Der Fremde spricht: »Was braut da drinnen?«
»Der Teufel«, brummt der Kapitän.

Da hebt von morschen Balkens Trümmer
Ein Kranker seine feuchte Stirn,
Des Äthers Blau, der See Geflimmer,
Ach, alles quält sein fiebernd Hirn!
Er lässt die Blicke, schwer und düster,
Entlängs dem harten Pfühle gehn,
Die eingegrabnen Worte liest er:
*»Batavia. Fünfhundert Zehn.«*

Die Wolke steigt, zur Mittagsstunde
Das Schiff ächzt auf der Wellen Höhn,
Gezisch, Geheul aus wüstem Grunde,
Die Bohlen weichen mit Gestöhn.
»Jesus, Marie! wir sind verloren!«
Vom Mast geschleudert der Matros,
Ein dumpfer Krach in aller Ohren,
Und langsam löst der Bau sich los.

Noch liegt der Kranke am Verdecke,
Um seinen Balken fest geklemmt,
Da kömmt die Flut, und eine Strecke
Wird er ins wüste Meer geschwemmt.
Was nicht geläng der Kräfte Sporne,
Das leistet ihm der starre Krampf,
Und wie ein Narwall mit dem Horne
Schießt fort er durch der Wellen Dampf.

Wie lange so? er weiß es nimmer,
Dann trifft ein Strahl des Auges Ball,
Und langsam schwimmt er mit der Trümmer
Auf ödem glitzerndem Kristall.
Das Schiff! – die Mannschaft! – sie versanken.
Doch nein, dort auf der Wasserbahn,
Dort sieht den Passagier er schwanken
In einer Kiste morschem Kahn.

Armselge Lade! sie wird sinken,
Er strengt die heisre Stimme an:
»Nur grade! Freund, du drückst zur Linken!«

Und immer näher schwankt's heran,
Und immer näher treibt die Trümmer,
Wie ein verwehtes Möwennest;
»Courage!« ruft der kranke Schwimmer,
»Mich dünkt ich sehe Land im West!«

Nun rühren sich der Fähren Ende,
Er sieht des fremden Auges Blitz,
Da plötzlich fühlt er starke Hände,
Fühlt wütend sich gezerrt vom Sitz.
»Barmherzigkeit! ich kann nicht kämpfen.«
Er klammert dort, er klemmt sich hier;
Ein heisrer Schrei, den Wellen dämpfen,
In Balken schwimmt der Passagier.

Dann hat er kräftig sich geschwungen,
Und schaukelt durch das öde Blau,
Er sieht das Land wie Dämmerungen
Enttauchen und zergehn in Grau.
Noch lange ist er so geschwommen,
Umflattert von der Möwe Schrei,
Dann hat ein Schiff ihn aufgenommen,
Viktoria! nun ist er frei!

**II**

Drei kurze Monde sind verronnen,
Und die Fregatte liegt am Strand,
Wo mittags sich die Robben sonnen,
Und Bursche klettern übern Rand,
Den Mädchen ist's ein Abenteuer
Es zu erschaun vom fernen Riff,
Denn noch zerstört ist nicht geheuer
Das gräuliche Korsarenschiff.

Und vor der Stadt da ist ein Waten,
Ein Wühlen durch das Kiesgeschrill,
Da die verrufenen Piraten
Ein jeder sterben sehen will.
Aus Strandgebälken, morsch, zertrümmert,
Hat man den Galgen, dicht am Meer,
In wüster Eile aufgezimmert.
Dort dräut er von der Düne her!

Welch ein Getümmel an den Schranken! –
»Da kömmt der Frei – der Hessel jetzt –
Da bringen sie den schwarzen Franken,
Der hat geleugnet bis zuletzt.«
»Schiffbrüchig sei er hergeschwommen«,
Höhnt eine Alte: »Ei, wie kühn!
Doch keiner sprach zu seinem Frommen,

Die ganze Bande gegen ihn.«

Der Passagier, am Galgen stehend,
Hohläugig, mit zerbrochnem Mut,
Zu jedem Räuber flüstert flehend:
»Was tat dir mein unschuldig Blut!
Barmherzigkeit! – so muss ich sterben
Durch des Gesindels Lügenwort,
O mög die Seele euch verderben!«
Da zieht ihn schon der Scherge fort.

Er sieht die Menge wogend spalten –
Er hört das Summen im Gewühl –
Nun weiß er, dass des Himmels Walten
Nur seiner Pfaffen Gaukelspiel!
Und als er in des Hohnes Stolze
Will starren nach den Ätherhöhn,
Da liest er an des Galgens Holze:
*»Batavia. Fünfhundert Zehn.«*

**Annette von Droste-Hülshoff**
Fragment

Alles still ringsum –
Die Zweige ruhen, die Vögel sind stumm.
Wie ein Schiff, das im vollen Gewässer brennt,
Und das die Windsbraut jagt,
So durch den Azur die Sonne rennt
Und immer flammender tagt.

Natur schläft – ihr Odem steht,
Ihre grünen Locken hangen schwer,
Nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht
Ungehemmt im heiligen Meer.
Jedes Räupchen sucht des Blattes Hülle,
Jeden Käfer nimmt sein Grübchen auf;
Nur das Meer liegt frei in seiner Fülle
Und blickt zum Firmament hinauf.

1841/42

*In einen kleinen Gedicht-Zyklus über „die Elemente“, der 1841/42 entstanden ist, hat Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) auch eine Betrachtung über das Wasser aufgenommen. Aus diesem Gedicht hat dann später der große konservative Philologe und Übersetzer Rudolf Borchardt für seine epochale Anthologie* Ewiger Vorrat deutscher Poesie *(1926) ein „Fragment“ herauspräpariert.*

Dieses von Borchardt für seine Zwecke isolierte „Fragment“ der Droste zeugt noch von inniger Naturfrömmigkeit, behauptet noch jenen göttlichen Status der Natur, der in der Dichtung der Droste über weite Strecken in Frage gestellt wird. Die Natur in Droste-Hülshoffs „Heidebildern“ (1844) erscheint aber gerade nicht harmonisch und in symbiotischer Verschlungenheit, sondern als chaotisch-unkontrollierbare Materie. Der „Schlaf“ der Natur ist im „Fragment“ aber noch ein erwartungsvoller, man erwartet die Offenbarung größerer Geheimnisse.

**Annette von Droste-Hülshoff**

Im Grase

Süße Ruh’, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief tief trunkne Flut,
Wenn die Wolk’ am Azure verraucht,
Wenn aufs müde schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt’ auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossne Wimper bewegt,
Tote Lieb’, tote Lust, tote Zeit,
All die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flücht’ger ihr als der Kuss
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des zieh’nden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh’,
Als des schillernden Käfers Blitz
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Als der flücht’ge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
Dieses Eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbig schillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck
Und für jedes Glück meinen Traum.

**Annette von Droste-Hülshoff**

Kinder am Ufer

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O! das ist schön! hätt’ ich nur einen Stecken,
Schmalzweiße Kelch’ mit dunkelroten Flecken,
Und jede Glocke ist frisiert so fein
Wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
Was meinst du, schneid’ ich einen Haselstab,
und wat’ ein wenig in die Furt hinab?
Pah! Frösch’ und Hechte können mich nicht schrecken -
Allein, ob nicht vielleicht der Wassermann
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh, ich gehe schon - ich gehe nicht -
Mich dünke, ich sah am Grunde ein Gesicht -
Komm lass uns lieber heim, die Sonne sticht!

*Zwei Kinder streifen an einem verlassenen Flussufer entlang und vernehmen aus den Untiefen des Flusses plötzlich die Stimme des Unheimlichen. Seltsame Figurationen formen sich über der Wasseroberfläche (die „Blumenwolke“) und schemenhafte Gestalten huschen vorbei. Aus Angst vor dem „Wassermann“ ergreifen die Kinder die Flucht. Die Vernunft, so scheint es, hat gesiegt über das Dämonische.*

Im Werk der naturmagischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848) geraten die lyrischen Helden an der Grenze von Wildnis und Zivilisation häufig in ein bedrohliches Geisterreich. „Menschenlaut und Naturgeräusch“, so bündig hat es Durs Grünbein beschrieben, „klingen im Ohr dieser Dichterin zum Verwechseln ähnlich.“ Aus tellurischen Urgründen - einem Teich, einem Moor oder einer „Mergelgrube“ - flüstert es zum lyrischen Ich, das um seine Gefährdung weiß. Das 1842 entstandene Gedicht ist Bestandteil des Verszyklus „Heidebilder“ und schließt darin den Binnenzyklus „Der Weiher“ ab.

**Armin Senser**

Deutschland: meiner Mutter

Heute schreckte ich auf im Traum,
sah dich, den Koffer gepackt und abgestellt, im dunklen Raum
nach Deutschland zurückgekehrt. Deine Stimme versagte,
das heißt, die eines Mädchens, das noch vom Krieg
träumte. Als ich nur sagen konnte, wie spät es war. Und dass es schon
tagte.
In Berlin, wo du in diesem modernden Zimmer
standest, in dem ich schon lange nicht mehr schlief.

(Kalte Kriege. Carl Hanser Verlag, München 2007)

*Der 1964 geborene Armin Senser ist ein rhetorisch weit ausholender Gedankenlyriker, der umstandslos die allerneuesten Katastrophen wie auch die letzten Dinge in den Blick nimmt. Dabei katapultiert sich der in Berlin lebende Schweizer selbstbewusst auf Augenhöhe mit den großen Geistern der poetischen Tradition: Friedrich Dürrenmatt wird in einem Gedicht ebenso vertraulich mit dem Vornamen angesprochen wie der römische Dichter Horaz. In seiner 2007 erstmals veröffentlichten Miniatur über Deutschland ist ein Klassiker des politischen Gedichts die Bezugsgröße: Bertolt Brecht.*

Der Titel von Sensers kleinem Poem lässt ein Brecht-Gedicht aus dem Jahr 1933 anklingen: „O Deutschland, bleiche Mutter! / Wie sitzest du besudelt / Unter den Völkern.“ Senser transformiert die politische Anklage Brechts gegen den Faschismus in eine biografische Pointe: Die Perspektive des Nachgeborenen richtet sich nun auf die eigene Mutter, die noch von den traumatisierenden Erfahrungen des Krieges geprägt ist. Deutschland und seine Hauptstadt sind hier zu einem Territorium der Albträume geworden.

**Armin Senser**

Romanze

Acht Jahre zwischen uns und Haut
und Haare, zusehends ergraut,
und dann und wann ein Pyjama.
Acht Jahre und kein Drama.

Acht Jahre. Eine kurze Zeit
für Schildkröten und Astronomen,
aber ein sicheres Geleit
für vergangene Omen.

Acht Jahre im Mittelpunkt,
was war es noch mal?
Irgendwie hat’s gefunkt.
es war wohl banal.

Und blieb es auch bei acht Jahren,
wüchse aus der Niedergeschlagenheit
von zwei unschuldigen Ovalen
glatt eine Unendlichkeit.

(Kalte Kriege. Carl Hanser Verlag, München 2007)

*Dem Schweizer Dichter Armin Senser (geb. 1964) verdanken wir die Wiederbelebung des politischen Zeitgedichts, das - in seinem Gedichtband „Kalte Kriege“ (2007) - in grell-sarkastischen Bilderfolgen die Konflikte und Katastrophen der Epoche in den Blick nimmt. Senser versteht sich aber auch die Modernisierung altehrwürdiger Formen wie der „Romanze“, in der er auf den Spuren Heinrich Heines das Scheitern einer Liebe besingt.*

Wie die Liebe Spuren eines Alterungsprozesses zeigt und schließlich vergeht - Senser hat das hier in kühne Reimbildungen und prägnante Bilder gefasst. Der Autor liebt die harte, originelle, treffende Fügung - sein Gedicht wird zu einem Prisma, das die Zeiten und Ereignisse und Empfindungen bündelt. In einer verblüffenden Volte wendet Senser den Vergänglichkeits-Befund in der Schluss-Strophe noch einmal in ein pathetisches Hoffnungsbild.

**Arne Rautenberg**

zett sieben!

zett sieben!
wir müssen sie schieben!
zett sieben zett sieben!
wir müssen sie schieben sie schieben!
sieben zett!
wir schieben sie unters bett!
sieben zett sieben zett!
oder wir spülen sie ins klosett!
zett sieben!
wir brauchen sie rasch zerrieben!
zett sieben zett sieben!
zerrieben zerrieben!
sieben zett!
zerreiben wir ihr fleisch ihr fett!
sieben zett sieben zett!
die knochen zerschlagen wir adrett!
zett sieben!
was haben wir da bloß getrieben!
zett sieben zett sieben!
war wieder nichts mit lieben mit lieben!

2007

aus: *poet [mag]*, Nr. 3. Das Magazin des Poetenladens. Leipzig 2007

*Der Dichter, Collagist und Universalkünstler Arne Rautenberg (geb. 1967) hat für seine „Kindergedichte für Erwachsene“ die literarischen Arsenale des Dadaismus und Futurismus geöffnet und die darin gebundenen lautlichen und rhythmischen Energien der Sprache befreit. So entstehen binnen-linguistische Narreteien, Alphabet-Spiele, die mit der Dynamisierung von Klängen und einfachsten Wort-Koppelungen arbeiten. Hier spricht die Sprache – und wir Leser, so bemerkte die Schriftstellerin Ulrike Draesner zu Rautenbergs Gedichten, wissen nicht mehr, „wo der Kopf uns steht, wenn wir reden, wenn wir schreiben“.*

Um dieses Feuerwerk aus „viermalkluger Elfdeutigkeit“ (Rautenberg) zu zünden, genügen in diesem Fall ein Buchstabe und eine Zahl („zett sieben“), die als Ein- und Zweisilbler vorwärts und rückwärts gekoppelt werden – und die entsprechenden Reimwörter stellen sich fast von selbst ein. Ein schöner Beweis dafür, dass die Lust am Sprachspiel, an der kunstvollen Verballhornung und Vermischung von Sprachregistern noch nicht ausgestorben ist.

**Arno Holz**

An die Conventionellen

Ihr habt genug mein armes Hirn gebüttelt,
Ich käu nicht wieder wie das liebe Vieh;
Längst hab ich von den Schuhen ihn geschüttelt,
Den grauen Schulstaub eurer Poesie!

Ich hab mich umgesehn in meinem Volke
Und meiner Zeit bis tief ins Herz geschaut
Und nächtlich ist aus dunkler Wetterwolke
Ein heilig Feuer in mein Lied gethaut.

Nun ruf ich zu des Himmels goldnen Kronen:
Dreimal verflucht sei jegliche Dressur!
Zum Teufel eure kindischen Schablonen!
Ich bin ein Mensch, ich bin ein Stück Natur!

*So konsequent „modern“, wie sich der selbst ernannte Literaturrevolutionär Arno Holz (1863-1929) gerne sah, war der Dichter in seinen Anfängen keineswegs. Er folgte den ausgetretenen Trampelpfaden des Goethe-Epigonen Emanuel Geibel (1815-1884) und bediente sich auch in den vollmundigsten Polemiken gegen die Vertreter der „Convention“ traditioneller Reimformen. Seine „Lieder eines Modernen“, wie er sein 1886 publiziertes „Buch der Zeit“ im Untertitel nannte, waren rhetorisch aufgeregt, aber poetisch brav.*

Einige Jahre nach dem „Buch der Zeit“ propagierte Holz die berühmte Programmformel des Naturalismus: „Kunst = Natur - x“. Erst danach entwickelte er auch poetologisch die „Revolution der Lyrik“, die er 1899 verkündete und mit einer neuartigen Versstruktur, der um eine Mittelachse schwingenden Langzeile auch formal mit Leben erfüllte.

**Arno Holz**

An Neunundneunzig von Hundert

Ihr schwatzt befrackt hoch vom Katheder
Von alter und von neuer Kunst,
Von Fleischgenuss und Sinnenbrunst,
Und gerbt nur Leder, altes Leder!

Ihr lasst um jede Attitüde
Ein weißgewaschnes Hemdchen wehn,
Denn um Schönheit nackt zu sehn,
Sind eure Seelen viel zu prüde!

*Offenbar war es für selbsternannte „moderne Poeten" seit jeher ein unersetzliches Vergnügen, dem literarischen Spießer kräftig die Leviten zu lesen. Mit ebenso schlichten wie plumpen Dichotomien hat der Aktivist des literarischen Naturalismus Arno Holz (1863-1929) den Kunstbanausen an deutschen Universitäten den Kampf ansagen wollen. Dabei waren seine eigenen „Lieder eines Modernen", wie er sein 1886 publiziertes „Buch der Zeit" im Untertitel nannte, rhetorisch zwar immer aufgeregt, aber poetisch höchst konventionell.*

Holz' Rundumschlag gegen den ästhetischen Unverstand laboriert selbst an jener Prahlerei, die er den primitiven Bildungs-Darstellern auf dem Katheder unterstellt. Dass er der intellektuellen Rückständigkeit der Akademien ausgerechnet einen unklaren Begriff von „nackter Schönheit" entgegenhält, zeugt nicht von Gedankenschärfe. Die lyrische Polemik versandet schnell als Gemeinplatz. Erst zehn Jahre nach seinem „Buch der Zeit" fand Holz seinen Weg als lyrischer „Revolutionär".

**Arno Holz**

Chorus der Lyriker

O Mainacht, Mond und Mandoline!
wer schwärmte früher für Lassalle?
Heut gellt der Pfiff der Dampfmaschine
Ins Hohelied der Nachtigall!

Man schimpft uns „ewge Sekundaner"
Doch falsch ist ihre Strategie:
Wir sind die letzten Mohikaner
Der deutschen Stimmungspoesie.

Wir klopfen an die leere Tonne
Und rufen: Wein her, rothen Wein!
Auch uns erfreut das Licht der Sonne,
Nur darf es nicht elektrisch sein.

Lasst uns die Henkelkrüge schwingen:
Ju Evoë, Anakreon!
Was geht die Zeit uns an? Wir singen
Von Mammuth und vom Mastodon!

*Den Aufbruch des Gedichts in die Zeit der Moderne hat hier der kampfeslustige Dichter und bekennende Sozialdemokrat Arno Holz (1863-1929) in einer Art Programmgedicht verkündet. Bereits in seinem frühen „Buch der Zeit", in diesem Fall in der 2. Auflage dieses Werks 1892, schwärmt Holz von der neuen Dynamik der Poesie, die mit der industriellen Revolution ins Maschinenzeitalter eingetreten sei.*

Das „Hohelied der Nachtigall" im Gedicht ist hier vom Pfeifen der Dampfmaschine abgelöst worden. Holz hat hier zugleich ein lyrisches Kollektiv erfunden, das sich offenbar gegen den Ansturm der technischen Neuerungen zur Wehr setzt. Als „letzter Mohikaner der deutschen Stimmungspoesie" wollte Holz selbst nicht in die Literaturgeschichte eingehen. So zog es ihn 1899 konsequenterweise zur „Revolution der Lyrik" und zum Umsturz der alten (Reim-) Formen.

**Arno Holz**

Die achte Todsünde

Ein Dichter darf mit seinen Sachen,
Uns wüthend, darf uns rasend machen,
Wir stecken’s schließlich ruhig ein,
Wer wird denn immer ›Kreuzigt!‹ schrein?
Nur Eins wird man ihm nie verknusen,
Und gäb’s statt neun selbst neunzig Musen:
Wenn er in Reimen wässrig thränt,
Indess sein armer Leser gähnt.
Drum, wer uns langweilt oder ledert,
Verdient, dass man ihn theert und federt!

*Binnen weniger Jahre wandelte sich der Dichter und Dramatiker Arno Holz (1868-1929) vom literarischen Epigonen zum lyrischen Revolutionär. Nach einem unauffälligen Beginn mit konventionell gereimter Zeit- und Sozialkritik, die in seinem aufmüpfigen „Buch der Zeit“ (1886) dominiert, verkündete er 1899 die „Revolution der Lyrik“ und die Überwindung der klassischen Kunstmittel Reim und Metrum.*

Schon in den lässig gereimten Gelegenheitsgedichten aus dem „Buch der Zeit“ hat Holz alle Ehrfurcht vor der Gattung abgestreift. Sein Interesse gilt nicht der klassischen Musikalität oder Formvollendetheit seiner Verse, sondern dem gesellschaftskritischen Potenzial und der polemischen Kraft seiner Texte. Die alte Forderung des römischen Dichters Horaz an die Poesie, sie solle nutzen und erfreuen - „prodesse et delectare“ - interpretiert der junge Arno Holz als Appell, den Leser „wütend“ und „rasend“ zu machen, ihn mit politischer Provokation zu reizen.

**Arno Holz**

Einem Fortschrittsleugner

Dein Hypothesenungeheuer
Hat mich noch niemals recht erbaut.
Der Weltgeist ist ein Wiederkäuer,
Der ewig frisst und nie verdaut?
Still, still, mein Lieber; also spricht
Nur Einer, den der Haber sticht,
Denn könnt’ ich, hoch im Himmel hausend,
Nur um ein lumpiges Zehnjahrtausend
Dein Hirn nach rückwärtshin verrenken,
Du würdest anders drüber denken!

*Dass sich der „Weltgeist“ letztlich als Vernunft in der Geschichte realisiert, ist ursprünglich die metaphysische Grundfigur in der Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels (1770-1831). Wer diesem Geschichtsoptimismus Hegels und der fortschrittsgläubigen Heilsgeschichte seiner linken Schüler Marx und Engels skeptisch gegenüberstand, der bekam es mit dem aufsässigen Berliner Dichter und Sozialisten Arno Holz (1863-1929) zu tun. In seinem „Buch der Zeit“, das er 1885 zunächst nur in der Schweiz veröffentlichen konnte, liest Holz den „Fortschrittsleugnern“ und den Verächtern des „Weltgeists“ die Leviten.*

Seine vitalistisch-aggressiven und politisch drastischen Gedichte nannte der junge Holz „Lieder eines Modernen“. Sein grimmiger Spott gilt hier jenen konservativen Zeitgenossen, die sich auf einen strengen, mathematisch orientierten Positivismus („Hypothesenungeheuer“) verlegen und die Möglichkeit einer Weiterentwicklung der Gesellschaft leugnen.

**Arno Holz**
En passant

Was soll uns heut lyrisches Mondscheingewimmer?
So seid doch endlich still davon!
Ihr ändert’s ja doch nicht, die Zeit ist noch immer
Die alte Hure von Babylon!

Das Eisen der Kraft hat sie spielend zerbrochen,
Sie schnitzt sich Heroen aus jedem Wicht
Und saugt uns das Mark aus unsern Knochen
Mit ihrem weißen Sirenengesicht.

Die Flammen der Freiheit sind lange vergluthet,
Die Herzen schlagen, die Herzen schrein -
Eh der neue Messias sich verblutet,
Oh heilige Sintfluth, brich herein!

*Die lyrische Avantgarde liebt seit je die große Kraftgebärde, den Gestus der Nullansage und die Verspottung des Alten. In seinem „Buch der Zeit. Lieder eines Modernen“ (1886) verkündete Arno Holz (1863-1929), der Propagandist des Naturalismus, eine neue Poesie der Großstadt, die mit sozialistischen Idealen kokettierte, ohne indes die traditionellen lyrischen Formen aufzugeben. Das „Mondscheingewimmer“ wollte Holz großspurig vertreiben, aber das ebenso verbrauchte mythologische Pathos behielt er bei.*

Die Rede von der „Hure Babylon“ ist einer der ältesten mythologischen Topoi, mit dem die Ungläubigen und Gegner der wahrhaft Erleuchteten bezeichnet werden. Arno Holz verrennt sich hier in einen metaphorischen Bombast, der seinem Anspruch auf lyrische Innovation im Wege steht. Gegenüber hohl tönenden Genitivmetaphern vom „Eisen der Kraft“ oder den „Flammen der Freiheit“ kennt er keine Berührungsängste, am Ende mobilisiert er dann noch - wie es bei selbsternannten Heilsbringern üblich ist - die apokalyptische Prophetie.

**Arno Holz**

Inferno

Die Lampe brennt

Von allen Wänden
schweigen um mich die dunklen Bücher.

Eine kleine Fliege, die noch munter ist,
verirrt sich in den gelben Lichtkreis.

Sie stutzt, duckt sich und tupft mit dem Rüssel auf das Wort

Inferno.

*Gemeinsam mit Johannes Schlaf hat Arno Holz (1863-1929) den „konsequenten Naturalismus“ begründet mit Erzählungen wie „Papa Hamlet“ (1889) und Milieustücken wie „Die Familie Selicke“ (1890). 1886 erschien der sozialkritische Gedichtband „Buch der Zeit. Lieder eines Modernen“. Das darin enthaltene Gedicht „Phantasus“ bildet den Keim des später immer wieder erweiterten „Phantasus“-Zyklus, der in der Fassung letzter Hand von 1925 drei Bände mit insgesamt 1500 Seiten umfasste.*

In diesem „Weltgedicht“ („Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt / war ich / eine Schwertlilie.“) gab Holz die traditionellen Formen preis. Die Texte sollten nur dem „inneren Rhythmus“ folgen. Frei von Metrum und Reim erzählen sie vom Schicksal des in einer Berliner Dachkammer träumenden und hungernden Poeten. Das Gedicht auf die brennende Lampe steht im Zweiten Heft des „Phantasus“ von 1898; eine Momentaufnahme aus dem literarischen Alltag. Die in Gestalt der „dunklen Bücher“ stets anwesende Tradition ist ein Topos solcher „Dichtergedichte“.

**Arno Holz**

Letztschöpferische Erkenntnis

Horche nicht hinter die Dinge.
Zergrüble dich nicht.
Suche nicht nach dir
selbst.

Du bist nicht!

Du bist der blaue, verschwebende Rauch, der sich aus deiner Zigarette ringelt,
der Tropfen, der eben aufs Fensterblech fiel,
das leise, knisternde Lied, das durch die Stille deiner Lampe singt.

1898/99

*Nicht jede »Revolution der Lyrik«, die ein versierter Dichter propagiert, bringt wirklich einen Umsturz der alten überlebten Ordnung. Die von dem Naturalisten Arno Holz (1863-1929) propagierte »Revolution« zielte 1899 zunächst auf die Abkehr von Reim und Metrum und formal auf die Erfindung einer imaginären Mittelachse des Gedichts. Zur Dynamisierung seiner freirhythmischen Gedichte in der Sammlung »Phantasus«(1898/99) war diese formale Neuerung hilfreich - aber sie blieb eine lyrische Einzelaktion, die in der Literatur seiner Zeit keine Nachahmer fand.*

Sinnliche Alltäglichkeit wollte Holz in seiner Poesie einfangen. Tatsächlich versuchte er in weit ausschwingenden Gedichten zahllose Details aus der alltäglichen Lebenswelt in seinen Texten aufzuhäufen - auch um den Preis einer gewissen Banalisierung des Stoffs. Das lyrische Ich scheint mitunter - wie in der »Letztschöpferischen Erkenntnis« aus dem »Phantasus«-Band - hinter den Dingen zu verschwinden.

**Arno Holz**

Selbstporträt

Nur Wenigen bin ich sympathisch,
Denn ach, mein Blut rollt demokratisch
Und meine Flagge wallt und weht:
Ich bin nur ein Tendenzpoet!

Auf Reime bin ich wie versessen,
Drum lob ich plötzlich die Tscherkessen
Und wüst durch mein Gehirn scherwenzen
Verrückt gewordene Sentenzen.

Mein Blut rollt schwarz, mein Herz schlägt matt,
Mein Hirn hat noch nicht ausgegoren,
Denn meine gute Mutter hat
Mich hundert Jahr zu früh geboren!

*„Wozu noch der Reim?“, hat der Naturalist Arno Holz (1863-1929) in einem seiner provozierenden poetologischen Manifeste gefragt - und eine schroffe Antwort gegeben: „Der erste, der - vor Jahrhunderten! - auf Sonne Wonne reimte, auf Herz Schmerz und auf Brust Lust, war ein Genie; der tausendste, vorausgesetzt, dass ihn diese Folge nicht bereits genierte, ein Kretin.“ Bevor er sich jedoch 1899 in seiner „Revolution der Lyrik“ vom Reim abwandte, hatte Holz in seiner politisch angriffslustigen Schrift „Das Buch der Zeit“ (von 1885) auf das alte Kunstmittel noch zurückgegriffen:*

Angesichts solcher Verse urteilte Holz’ Kollege Detlev von Liliencron: „Arno Holz ist ja wüster, rothester Socialdemokrat“. Tatsächlich hat sich der Dichter auf der äußersten Linken positioniert; seine politische Überzeugung fasste er an anderer Stelle in zwei Zeilen zusammen: „Für mich ist jener Rabbi Jesus Christ / nichts weiter, als - der erste Sozialist!“ Seine unkorrumpierbare Passion für den Sozialismus zahlte sich erwartungsgemäß nicht aus: 1929 starb der Dichter so bettelarm, wie er 1875 nach Berlin *gekommen war.*

**Arno Reinfrank**

Vorübergehende Siege

*Wir haben euch nie geliebt,*
*ihr goldenen Herrscher.*

*Euer Name allein schon*
*schrickt die Tauben vom Hof.*

*Wir feiern die Tage,*
*an denen Tod euch befiel.*

*Euere Drohungen zerflattern.*
*Die Wälle zerschmeißt der Wind.*

*Das bisschen Legende vergessen bald*
*wir, Kinder müheloser Freuden.*

*Wir leben weiter und mit uns,*
*die wir mehr liebten als euch.*

*Seht, Herrscher von Babel bis heute,*
*euere Siege waren vorübergehende nur.*

*(Vorübergehende Siege. Steinklopfer Verlag, Egnach / Schweiz 1963, © Jeanette Koch)*

*„Mein Auftrag lautet: Analysen / sind abzuliefern im Gedicht." So unmissverständlich hat der in Ludwigshafen geborene, aber schon 1955 nach England ausgewanderte Dichter Arno Reinfrank (1934-2001) seine „Poesie der Fakten" als eine nüchtern die empirische Wirklichkeit zergliedernde Kunst beschrieben. Die rationalistische Vernunft und Logik der Wissenschaften wollte der aus politischen Gründen exilierte Dichter mit der poetischen Phantasie versöhnen.*

Das um 1960 entstandene Gedicht formuliert ein eindringliches Misstrauensvotum gegen politische Herrschaft - und gegen die sich triumphal in ihrer imperialen Größe brüstenden Mächtigen. In der westdeutschen Nachkriegslyrik waren solche explizit machtkritischen Töne eher selten. Was Reinfrank hier um 1960 notiert, nimmt die literarische Politisierung im Zuge der Studentenbewegung vorweg.

**Arnold Stadler**

Psalm 15

Herr,
wer darf in deiner Nähe sein?
Wer bei dir auf deinem heiligen Berg?

Jener,
der lebt, wie es recht ist.
Der aus ganzem Herzen die Wahrheit sagt.
Der niemals einen Menschen verleumdet.
Der seinen Freund sein lässt
Und seinen Nachbarn auch.
Der den Verwerflichen links liegen lässt,
aber allen, deren Gott der Herr ist,
zugeneigt ist.
Der die Zusagen,
die er seinen Menschen gab, hält.
Der sein Geld nicht auf Wucher ausleiht
und sich nicht bezahlen lässt
zum Schaden der Schuldlosen.

Wer all dies beachtet,
der wird nicht untergehen.

(„Die Menschen lügen alle“ und andere Psalmen. Übertragen von Arnold Stadler. Insel Verlag, Frankfurt a. M. 2004.)

*Das Buch der Psalmen ist eine der ältesten Sammlungen von Gebeten, Liedern und Gedichten und wurde im Verlauf eines Jahrtausends von den unterschiedlichsten religiös inspirierten Autoren verfasst. Psalm 15 gilt den katholischen Bibel-Exegeten als eine Art „Eröffnungsliturgie“. Imaginiert wird eine Art Prozession von Gläubigen, die sich an den Toren des Tempels von Jerusalem zusammendrängen und nach den Bedingungen der Gottesnähe fragen. Es folgt ein Katalog von Pflichten: z.B. die praktizierte Gerechtigkeit, die vollkommene Aufrichtigkeit der Rede, die Toleranz gegenüber Nachbarn und Freunden.*

Die Kritik des Wucherzinses wurde von den Bibel-Exegeten besonders kontrovers diskutiert. Die sehr freie Psalmen-Übertragung des 1954 geborenen Schriftstellers Arnold Stadler weicht an einer Stelle von Luthers klassischer Bibel-Übersetzung stark ab. Während Stadler davon spricht, „die Verwerflichen links liegen zu lassen“, markiert Luther die Gottesnähe durch ein viel schärferes Trennungskriterium: „wer die Gottlosen nichts achtet, sondern ehret die Gottesfürchtigen“. Eine fast fundamentalistische Strenge.

**Arthur Schopenhauer**
Gebet eines Skeptikers

Gott, - wenn du bist, - errette aus dem Grabe
Meine Seele, - wenn ich eine habe.

*Als einer der ersten deutschen Philosophen vertrat Arthur Schopenhauer (1788-1860) die Ansicht, dass der Welt ein unvernünftiges Prinzip - der „Wille" - zugrundeliege. Er begründete ein System des Pessimismus, wonach die „Verneinung des Willens" der einzig richtige Weg sei. Schon früh zeigte er auch seine Skepsis gegenüber allen Vorstellungen von Gott.*

So weiß ein Zeitzeuge bereits 1812 zu berichten, der junge Schopenhauer habe den Beweis angetreten, dass es keinen Gott gebe. Ähnliches wird von einem Gespräch mit Ludwig Tieck 1822 berichtet, in dessen Verlauf Schopenhauer höhnisch gefragt haben soll: „Was, Sie brauchen einen Gott?" Das pessimistische Weltbild des Philosophen ließ für einen gütigen Gott keinen Raum. Zwei Jahre später notierte er sein zynisches „Gebet eines Skeptikers", einen gereimten Aphorismus, der die Existenz Gottes und ebenso sie der unsterblichen Seele ironisch in Frage stellt.

**Arthur Ströhm**

Schweigen und Freude

Es ist viel Schweigen
zwischen Männern und Frauen.
Viel Fremdheit auch,
wenn sie einander beschauen,
und Kummer.

Es eint viel Freude
die, die sich lieben,
Frauen und Männer. Sie
lächeln und schieben
noch eine Nummer.

*Wenn ewige Wahrheiten über die Verhältnisse zwischen Männern und Frauen verkündet werden, gelangt man in der Regel über Stammtischweisheiten nicht hinaus. Wenn hier ein gewisser Arthur Ströhm aus Bebra (geboren angeblich 1937) einige Fundamentaleinsichten zu den Anziehungs- und Abstoßungskräften zwischen den Geschlechtern zum Besten gibt, muss man allzu große Ernsthaftigkeit nicht fürchten.*

Es gibt einige Indizien, die nahelegen, dass ich hinter dem unbekannten Lyriker aus Bebra der verstorbene Meisterhumorist Robert Gernhardt (1937-2006) versteckt. Das lakonische Notieren anthropologischer Konstanten zu Männern und Frauen, die höheren Banalitäten gleichen, passt zu gut ins stilistische Fach Gernhardts. Der komische Effekt, der sich nach den schwer-pathetischen Befunden einstellt, hat natürlich auch mit dem plötzlichen Gebrauch einer eher lässig-umgangssprachlichen Bezeichnung des sexuellen Aktes zu tun.

**August Fresenius**
Grabschrift

Der Leib in Grabeshöhle
Ruht wohl an stillem Ort,
Die Melodie der Seele
Tönt ewig, ewig fort.
Die innig sich verbunden
Im Einklang selger Liebe,
Die haben wohl empfunden
Wie Lieb bei Liebe bliebe.
Der Leib in Grabeshöhle
Ruht wohl an stillem Ort,
Die Melodie der Seele
Tönt ewig, ewig fort.

*Der kurze Ruhm des Lyrikers und Theaterautors August Fresenius (1789-1813) beruhte auf der Publikation eines einzigen Gedichtbands, den der studierte Theologe 1812 in Darmstadt veröffentlichte. Im Gegensatz zu den publizistischen Aktivitäten seiner hessischen Freunde, etwa des Mitverfassers des revolutionären „Hessischen Landboten", Friedrich Ludwig Weidig (1791-1837), geriet das Werk von Fresenius sehr rasch in Vergessenheit. Einzig durch die Aufnahme in Rudolf Borchardts (1877-1945) legendäre Sammlung „Ewiger Vorrat deutscher Poesie" (1927) wurde Fresenius der ihm gebührende literarische Respekt gewährt.*

In seinem formal vollkommenen Rondo hat Fresenius die beklemmende Erfahrung von Vergänglichkeit mit dem tröstenden Bewusstsein einer Unsterblichkeit der Seele verknüpft. In den vier Zeilen, die das Zentrum der „Grabschrift" bilden, entwickelt der Autor das Bild einer fortdauernden liebenden Verbundenheit mit den Toten. Hinzu tritt das romantische Motiv einer „tönenden" Seele, eines musikalischen „Einklangs" der Lebenden mit den Toten.

**August Stramm**

Frage

Und
Stämme schlanken weiten Himmel
Und
Herzen schwanken brüten Schmerz
Und
Halme hauchen welle Stürme
Und
Schweigen schrickt
Und
Beugt und geht
Und
Gehen Gehen
Wege Ziele Richtung
Und
Gehen Gehen
Liebe Leben Tod
Und
Gehen Gehen
Endlos wellen Stürme
Und
Gehen Gehen
Endlos halmt
Das
Nichts.

*Als er mit seinem Staccato-Stil die neue „Wortkunst"-Poetik der expressionistischen Zeitschrift „Der Sturm" begründen half, zeigten sich die tonangebenden Kritiker begeistert: „Er hämmert Hauptsachen ins Hirn." August Stramm (1874-1915), der Postinspektor aus Münster, hatte sich über Nacht in den futuristischen Syntax-Zerstörer und Wortballungs-Künstler der deutschen Lyrik verwandelt.*

Zwei Bewegungen prallen hier aufeinander: der atemlose einsilbige Vers und die etwas geräumigere Zeile. Dann aber vollzieht sich eine Beschleunigung, bis nur noch Substantive und dann nur noch Verben der Bewegung aneinandergereiht werden. Das Gedicht findet sich in dem nachgelassenen Zyklus „Tropfblut", der die zwischen November 1914 und April 1915 entstandenen Kriegsgedichte bündelt. Und am Ende der dicht gepressten Substantive steht die Vision der Vernichtung: „Das / Nichts."

**August Stramm**

Sehnen

Die Hände strecken
Starre bebt
Erde wächst an Erde
Dein Nahen fernt
Der Schritt ertrinkt
Das Stehen jagt vorüber
Ein Blick
Hat
Ist!
Wahnnichtig
Icht!

*Seine Domäne war der atemlose, durch Imperative, Verkürzungen und Wortballungen gehetzte Vers. Das lyrische Pathos des Expressionisten August Stramm (1874-1915) nährte sich von den literarischen Direktiven des italienischen Futuristen Filippo Tommaso Marinetti (1876-1944), der die „Befreiung des Wortes" („parole in libertà") von der Zerstörung der Syntax und der Auflösung der vertrauten Grammatik erhoffte.*

Stramms Gedichte betreiben die Aufhebung der Syntax oder ihre Neubildung in reduzierten Formen um jeden Preis. Dieses Verfahren der staccatohaften Komprimierung der Wörter und Sätze geht einher mit der Verflüssigung der Wortklassen. Intransitive werden in transitive Verben verwandelt, die kurzen Verse jagen durch Paradoxien und münden - wie in dieser vermutlich nach 1910 entstandenen verzweifelten Liebesminiatur - in Negationen des eigenen Ich: „Wahnnichtig / Icht!"

**August Stramm**

Untreu

Dein Lächeln weint in meiner Brust
Die glutverbissenen Lippen eisen
Im Atem wittert Laubwelk!
Dein Blick versargt
Und
Hastet polternd Worte drauf.
Vergessen
Bröckeln nach die Hände!
Frei
Buhlt dein Kleidsaum
Schlenkrig
Drüber rüber!

**August von Platen**
Das Grab im Busento

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wider!

Und den Fluss hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat mussten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Dass die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluss herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

**August von Platen**

Der Pilgrim vor St. Just

Nacht ist’s und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Tür!

Lasst hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward’s bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich,
Und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

**August von Platen**

Du sprichst, dass ich mich täuschte

Du sprichst, dass ich mich täuschte,
Beschwörst es hoch und hehr,
Ich weiß ja doch, du liebtest,
Allein, du liebst nicht mehr!

Dein schönes Auge brannte,
Die Küsse brannten sehr,
Du liebtest mich, bekenn es,
Allein, du liebst nicht mehr!

Ich zähle nicht auf neue,
Getreue Wiederkehr:
Gesteh nur, dass du liebtest,
Und liebe mich nicht mehr!

*Dass Liebe als Passion im Schmerz endet, in der bitteren Erfahrung des Verlusts - dieses Elementarerlebnis hat der polyglotte Dichter August von Platen (1796-1835) in vielen ergreifenden Gedichten beschrieben. Meist übersetzte der Abkömmling aus verarmtem protestantischen Adel diese Urszenen des Liebesschmerzes in die strenge Form von Sonetten und Ghaselen. Den Klagegesang und Abgesang des unglücklichen Liebenden im vorliegenden Text hat Platen 1828 in seine Ausgabe der „Gedichte" aufgenommen.*

Angeekelt von den Zuständen in Deutschland, hatte Platen 1826 beschlossen, sich in seinem Sehnsuchtsland Italien niederzulassen. Dort lernte er im Frühjahr 1827 den Maler und Dichter August Kopisch (1799-1853) kennen, die Liebe seines Lebens, die ebenso tragisch und abrupt endete wie alle Liebesversuche zuvor. Der plötzliche Abschied von Kopisch mag sich in dem Gedicht manifestieren, in dem das lyrische Ich mit seinen Selbsttäuschungen konfrontiert wird und nach einem Weg sucht, sich von seiner brennenden Leidenschaft zu lösen.

**August von Platen**
Licht

„Licht, vom Himmel flammt es nieder,
Licht, empor zum Himmel flammt es;
Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen;
Als die Welt geboren wurde,
Ward das Licht vorangeboren,
Und so ward des Schöpfers Klarheit
Das Mysterium der Schöpfung;
Licht verschießt die heilgen Pfeile
Weiter immer, lichter immer,
Ahriman sogar, der dunkle,
Wird zuletzt vergehn im Lichte.“

*Die Romantik war die Hochzeit der Nacht-Verehrung. In Friedrich von Hardenbergs (1772-1801) „Hymnen an die Nacht“ ist die Nacht nicht der Ort des Numinosen und Gefährlichen, sondern der Raum der Neugeburt und der Liebe, zuletzt gar der Teilhabe an einem höheren Sein. Fast wie ein Gegenprogramm zur romantischen Verklärung der Nachtseiten des Daseins liest sich die lyrische Betrachtung August von Platens (1796-1835), des großen Formkünstlers unter den Spätromantikern.*

Hier wird zunächst der biblische Schöpfungsmythos im Gedicht nacherzählt, die Priorität des Lichtes bei der Erschaffung der Welt. Am Ende wird aber eine Figur aus der persischen Mythologie eingeführt: Ahriman, der Geist der Finsternis. Wenn hier also christliche und persische Quellen vermischt werden, so hat das Methode bei einem hochgelehrten Dichter wie Platen, der elf Sprechen erlernte, um die Lyrik der großen Weltkulturen im Originaltext lesen zu können.

**August von Platen**

Lied (Die Liebe hat gelogen…)

Die Liebe hat gelogen,
Die Sorge lastet schwer,
Betrogen, ach, betrogen
Hat alles mich umher!

Es rinnen heiße Tropfen
Die Wange stets herab,
Lass ab, lass ab zu klopfen,
Lass ab, mein Herz, lass ab!

um 1820

*August von Platen (1796–1835), der Abkömmling eines verarmten Adelsgeschlechts aus Rügen, war einer der gelehrtesten deutschen Dichter. Um die Poesie der großen Weltkulturen im Originaltext lesen zu können, erlernte der Spätromantiker elf Sprachen. Seinen Traum vom absoluten Kunstwerk versuchte er durch die strenge Erfüllung antiker und orientalischer Versmaße zu realisieren.*

In seinem anrührenden Liebesgedicht, das vor 1822 entstanden ist und von Franz Schubert vertont wurde, artikuliert sich jener Verlustschmerz, den der in Herzensangelegenheiten stets unglückliche Platen in vielen Sonetten und liedhaften Gedichten in große Poesie verwandelt hat. Der von homosexuellen Liebesqualen zermarterte Dichter verließ 1826 tief enttäuscht Deutschland und ging nach Italien. Sein Liebesglück fand er auch dort nicht. 1835 floh er aus Florenz vor der Cholera, 1836 erlag er in Syrakus einem Fieber.

**August von Platen**

Tristan

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen!

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Tor nur kann auf Erden hoffen,
Zu genügen einem solchen Triebe:
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen,
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

**August von Platen**

Venedig
(1824)

Dem deutschen Freunde, den die Sterne lenken
Zu dieser Inselstadt vom Meer beschäumet,
Sei dieses kleine Buch ein Angedenken,
Wann er am Ufer der Lagune säumet,
Wann Lieb' und Kunst ihm schöne Stunden schenken,
Wann er, gestreckt in einer Gondel, träumet;
Und legt er's weg, so mag er leise sagen:
Hier hat vor mir ein fühlend Herz geschlagen!

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladios Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.
Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.
Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Kolonne.
Ich steig ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

---

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinanderschlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd ich je dies große Rätsel fassen?
Ersteigend erst des Markusturms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.
Ich grüße dort den Ozean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.
Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

---

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinauszusehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,

In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!
Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.
Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es lässt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.
Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger
Und den Erzähler auf der Riva hören.

---

Nun hab ich diesen Taumel überwunden,
Und irre nicht mehr hier und dort ins Weite,
Mein Geist gewann ein sicheres Geleite,
Seitdem er endlich einen Freund gefunden.
Dir nun, o Freund, gehören meine Stunden,
Du gabst ein Ziel mir nun, wonach ich schreite,
Nach dieser eil ich oder jener Seite,
Wo ich, dich anzutreffen, kann erkunden.
Du winkst mir zu von manchem Weihaltare,
Dein Geist ist ein harmonisches Bestreben,
Und deine sanfte Seele liebt das Wahre.
O welch ein Glück, sich ganz dir hinzugeben,
Und, wenn es möglich wäre, Jahr' um Jahre
Mit deinen Engeln, Gian Bellin, zu leben!

---

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.
Die eh'rnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach! sie tragen
Des korsikan'schen Überwinders Zäume.
Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
Nur selten finden auf des Enkels Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

---

Erst hab ich weniger auf dich geachtet,
O Tizian, du Mann voll Kraft und Leben!
Jetzt siehst du mich vor deiner Größe beben,

Seit ich Mariä Himmelfahrt betrachtet!
Von Wolken war mein trüber Sinn umnachtet,
Wie deiner Heil'gen sie zu Füßen schweben:
Nun seh ich selbst dich gegen Himmel streben,
Wonach so brünstiglich Maria trachtet!
Dir fast zur Seite zeigt sich Pordenone:
Ihr wolltet lebend nicht einander weichen,
Im Tode hat nun jeder seine Krone!
Verbrüdert mögt ihr noch die Hände reichen
Dem treuen, vaterländischen Giorgione,
Und jenem Paul, dem wen'ge Maler gleichen!

---

Der Canalazzo trägt auf breitem Rücken
Die lange Gondel mit dem fremden Gaste,
Den vor Grimanis, Pesaros Palaste
Die Kraft, das Ebenmaß, der Prunk entzücken.
Doch mehr noch muss er sich den Meisterstücken
Der frühern Kunst, die nie ein Spott betaste,
Euch muss er sich und eurem alten Glaste,
Pisani, Vendramin, Ca Doro bücken.
Die got'schen Bogen, die sich reich verweben,
Sind von Rosetten überblüht, gehalten
Durch Marmorschäfte, vom Balkon umgeben:
Welch eine reine Fülle von Gestalten,
Wo, triefend an des Augenblickes Leben,
Tiefsinn und Schönheit im Vereine walten!

---

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.
Venedig fiel, wiewohl's getrotzt 'Äonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Öd ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sklavonen.
Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!
Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Tränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

---

Ich fühle Woch' an Woche mir verstreichen,
Und kann mich nicht von dir, Venedig, trennen:
Hör ich Fusina, hör ich Mestre nennen,

So scheint ein Frost mir durch die Brust zu schleichen.
Stets mehr empfind ich dich als ohne Gleichen,
Seit mir's gelingt, dich mehr und mehr zu kennen:
Im tiefsten fühl ich meine Seele brennen,
Die Großes sieht und Großes will erreichen.
Welch eine Fülle wohnt von Kraft und Milde
Sogar im Marmor hier, im spröden, kalten,
Und in so manchem tiefgefühlten Bilde!
Doch um noch mehr zu fesseln mich, zu halten,
So mischt sich unter jene Kunstgebilde
Die schönste Blüte lebender Gestalten.

---

Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane,
Mit ihrer Farbenpracht dem Meer entstiegen,
Hier scheint auf bunten Wolken sie zu fliegen,
Gleich einer zauberischen Fee Morgane.
Wie seid ihr groß, ihr hohen Tiziane,
Wie zart Bellin, dal Piombo wie gediegen,
Und o wie lernt sich ird'scher Schmerz besiegen
Vor Paolos heiligem Sebastiane!
Doch was auch Farb' und Pinsel hier vollbrachte,
Der Meißel ist nicht ungebraucht geblieben,
Und manchen Stein durchdringt das Schöngedachte:
Ja, wen es je nach San Giulian getrieben,
Damit er dort des Heilands Schlaf betrachte,
Der muss den göttlichen Campagna lieben!

---

Ihr Maler führt mich in das ew'ge Leben,
Denn euch zu missen könnt' ich nicht ertragen,
Noch dem Genuss auf ew'ge Zeit entsagen,
Nach eurer Herrlichkeit emporzustreben!
Um Gottes eigne Glorie zu schweben
Vermag die Kunst allein und darf es wagen,
Und wessen Herz Vollendetem geschlagen,
Dem hat der Himmel weiter nichts zu geben!
Wer wollte nicht den Glauben aller Zeiten,
Durch alle Länder, alle Kirchensprengel
Des Schönen Evangelium verbreiten:
Wenn Palmas Heil'ge mit dem Palmenstengel*
Und Paolos Alexander ihn begleiten,
Und Tizians Tobias mit dem Engel?

---

Zur Wüste fliehend vor dem Menschenschwarme,
Steht hier Johannes, um zu reinern Sphären
Durch Einsamkeit die Seele zu verklären,

Die hohe, großgestimmte, gotteswarme.
Voll von Begeisterung, von heil'gem Harme
Erglänzt sein ew'ger, ernster Blick von Zähren,
Nach jenem, den Maria soll gebären,
Scheint er zu deuten mit erhobnem Arme.
Wer kann sich weg von diesem Bilde kehren,
Und möchte nicht, mit brünstigen Gebärden,
Den Gott im Busen Tizians verehren?
O goldne Zeit, die nicht mehr ist im Werden,
Als noch die Kunst vermocht die Welt zu lehren,
Und nur das Schöne heilig war auf Erden!

---

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr saht an blumigern Gestaden,
Vergesst ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.
Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu tauen,
Um auf den Markus alles einzuladen:
Da sitzen unter herrlichen Arkaden,
In langen Reih'n, Venedigs schönste Frauen.
Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Musik verhallt gelinde.
Indessen wehn, auf eh'rnen Piedestalen,
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme strahlen.

---

Weil da, wo Schönheit waltet, Liebe waltet,
So dürfte keiner sich verwundert zeigen,
Wenn ich nicht ganz vermöchte zu verschweigen,
Wie deine Liebe mir die Seele spaltet.
Ich weiß, dass nie mir dies Gefühl veraltet,
Denn mit Venedig wird sich's eng verzweigen:
Stets wird ein Seufzer meiner Brust entsteigen
Nach einem Lenz, der sich nur halb entfaltet.
Wie soll der Fremdling eine Gunst dir danken,
Selbst wenn dein Herz ihn zu beglücken dächte,
Begegnend ihm in zärtlichen Gedanken?
Kein Mittel gibt's, das mich dir näher brächte,
Und einsam siehst du meine Tritte wanken
Den Markus auf und nieder alle Nächte.

---

Ich liebe dich, wie jener Formen eine,
Die hier in Bildern uns Venedig zeiget:
Wie sehr das Herz sich auch nach ihnen neiget,

Wir ziehn davon, und wir besitzen keine.
Wohl bist du gleich dem schöngeformten Steine,
Der aber nie dem Piedestal entsteiget,
Der selbst Pygmalions Begierden schweiget,
Doch sei's darum, ich bleibe stets der Deine.
Dich aber hat Venedig auferzogen,
Du bleibst zurück in diesem Himmelreiche,
Von allen Engeln Gian Bellins umflogen:
Ich fühle mich, indem ich weiterschleiche,
Um eine Welt von Herrlichkeit betrogen,
Die ich den Träumen einer Nacht vergleiche.

---

Was lässt im Leben sich zuletzt gewinnen?
Was sichern wir von seinen Schätzen allen?
Das goldne Glück, das süße Wohlgefallen,
Sie eilen - treu ist nur der Schmerz - von hinnen.
Eh' mir ins Nichts die letzten Stunden rinnen,
Will noch einmal ich auf und nieder wallen,
Venedigs Meer, Venedigs Marmorhallen
Beschaun mit sehnsuchtsvoll erstaunten Sinnen.
Das Auge schweift mit emsigem Bestreben,
Als ob zurück in seinem Spiegel bliebe,
Was länger nicht vor ihm vermag zu schweben:
Zuletzt, entziehend sich dem letzten Triebe,
Fällt ach! zum letztenmal im kurzen Leben,
Auf jenes Angesicht ein Blick der Liebe.

---

Wenn tiefe Schwermut meine Seele wieget,
Mag's um die Buden am Rialto flittern:
Um nicht den Geist im Tande zu zersplittern,
Such ich die Stille, die den Tag besieget.
Dann blick ich oft, an Brücken angeschmieget,
In öde Wellen, die nur leise zittern,
Wo über Mauern, welche halb verwittern,
Ein wilder Lorbeerbusch die Zweige bieget.
Und wann ich, stehend auf versteinten Pfählen,
Den Blick hinaus ins dunkle Meer verliere,
Dem fürder keine Dogen sich vermählen:
Dann stört mich kaum im schweigenden Reviere,
Herschallend aus entlegenen Kanälen,
Von Zeit zu Zeit ein Ruf der Gondoliere.**

---

** Die heilige Barbara von Palma Vecchio befindet sich in S. Maria Formosa, die Familie des Darius vor Alexander im Palast Pisani a. S. Polo, und der Tobias in S. Marcilian.*

*** Die Gondoliere in Venedig bedienen sich, wenn sie um die Ecke biegen, eines herkömmlichen Rufes, um das Aneinanderstoßen zweier Gondeln zu verhindern.*

**August von Platen**

Wer wusste je das Leben recht zu fassen

Wer wusste je das Leben recht zu fassen,
Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
In Liebesqual, im leeren Zeitverpassen?

Ja, der sogar, der ruhig und gelassen,
Mit dem Bewusstsein, was er soll, geboren,
Frühzeitig einen Lebensgang erkoren,
Muss vor des Lebens Widerspruch erblassen.

Denn jeder hofft doch, dass das Glück ihm lache,
Allein das Glück, wenn's wirklich kommt, ertragen,
Ist keines Menschen, wäre Gottes Sache.

Auch kommt es nie, wir wünschen bloß und wagen:
Dem Schläfer fällt es nimmermehr vom Dache,
Und auch der Läufer wird es nicht erjagen.

*Warum muss der Mensch das Leben grundsätzlich verfehlen? Warum scheitert er bei der Annäherung an das Glück? Der Dichter August von Platen (1796-1835), Abkömmling eines verarmten Offiziers, hat in seinem Sonett 68, das im September 1826 entstand, eine bittere Antwort darauf gegeben. Kurz bevor er nach einer homosexuellen Liebesenttäuschung Deutschland verließ und zu einer Reise nach Italien aufbrach, entwarf Platen in diesem Sonett ein Lebensbild der Schwermut.*

„Ich weiß, dass ich nicht glücklich werden kann", notierte Platen während seiner Italien-Reise in sein Tagebuch, „und Natur und Kunst reichen nicht aus, um das Herz zu füllen." So spricht auch sein Sonett von der Unhaltbarkeit eines Glückszustands. Neben den inneren unaufhebbaren „Widerspruch" des Lebens, das nie „recht zu fassen" ist, tritt die Abwesenheit von Glück. Dieses Sonett besteht nur aus existenziellen Negationen. Die furchtbare Essenz des Daseins wird uns vor Augen gestellt - in einer heillosen Poesie.

**August von Platen**

Wie rafft ich mich auf in der Nacht,

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Tor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht Eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

**August Wilhelm Schlegel**
Das Sonett

Zwei Reime hieß ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Dass hier und dort zwei eingefasst von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih ich Hoheit, Füll’ in engen Grenzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

*Der wohl größte Apologet des Sonetts in der deutschen Literaturgeschichte war der Literaturhistoriker, Übersetzer, Dichter und bekennende Romantiker August Wilhelm Schlegel (1767-1845). In einer Vorlesung adelte er das Sonett zum „Gipfel der Reim- und Verskunst“ und verwies auf den in den Sonetten selbst „öfter besungenen Spaß mit der Schwierigkeit des Sonetts“, und die „ganz besondre exorbitante Correctheit“, die bei der Anwendung dieser Gedichtform erforderlich sei.*

Im ersten Terzett wendet sich Schlegel gegen den weit verbreiteten Irrtum, die Sonettform lege dem Dichter einen unglücklichen Zwang auf und folge einem willkürlichen Regelwerk. Dagegen hält Schlegel die Form nicht nur für ein „Werkzeug“, sondern für „ein Organ“ des Dichters, das gleichsam physisch wie metrisch zu „Seele und Leib“ des Dichters gehört. Am Ende steht der Wunsch nach vollkommener Symmetrie der Antithesen - das „reine Ebenmaß der Gegensätze“.

**August Wilhelm Schlegel**
Wechsel der Dynastie in den Philosophenschulen

Erst stand im höchsten Rang das Ich,
Litt Du und Er kaum neben sich,
Und jedes Nicht-Ich schien ihm nichtig;
Das Ich macht’ alle Dinge richtig.
So schlug es manchen Purzelbaum
Im metaphysisch leeren Raum.
Nachdem es lang von sich gesprochen,
Wird ihm zuletzt der Hals gebrochen.
Der unbarmherzige Begriff
Erdroßelt’ es mit hartem Griff.
Der lehrt: was wirklich, sei vernünftig;
Das macht ihn bei Philistern zünftig. -
Wer sagt uns, welcher neue Kniff
Vom Thron wird stoßen den Begriff?

*Während August Wilhelm Schlegel (1767-1845) als Kritiker, Literaturhistoriker und Übersetzer vor allem Shakespeares, als Mitbegründer der Germanistik und der Indologie bis heute anerkannt wird, haben sich seine virtuos gereimten Sonette und Balladen der Nachwelt nicht eingeprägt. In Schlegels „Sämtlichen Werken“ von 1846 nehmen die Gedichte immerhin zwei Bände ein. Unter der Rubrik „Epigramme und literarische Scherze“ findet sich auch das vorliegende, das zuerst 1832 in einem Musenalmanach erschien.*

Schlegel liebte solche scherzhaft-polemischen Verse, eine kleine Geschichte der jüngsten Philosophie in humoristischen Reimpaaren: Von Fichtes absoluter Identitätsgleichung „Ich=Ich“ in der „Wissenschaftslehre“ zu Hegels „Rechtsphilosophie“, worin es heißt: „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig.“ So macht sich der alternde Schlegel über beide Systeme lustig, auch über Fichtes romantischen Höhenflug, den er in seiner Jugend teilte.

**Axel Marquardt**
Was ich gern möchte

Ich bin ein Elefant, Madame,
und möchte gern ein Schwein sein,
ich bin ja so galant, Madame,
und möchte gern gemein sein.

Ich bin intelligent, Madame,
und möchte gern Idiot sein,
ich bin ja so lebend, Madame,
und möchte gerne tot sein.

(Was bisher geschah. Alle Lach-, Mach- und Meisterwerke. Haffmans Verlag bei Zweitausendeins, Frankfurt 2008; © Hartmann & Stauffacher Verlag)

*In der Boulevard-Kultur der Weimarer Republik erreichte der Schlager „Ich küsse ihre Hand Madame“ nach 1929 Kultstatus. Eine sozialrevolutionäre Umdeutung des alten Liebeslieds vollzog Peter Zadeks Film „Ich bin ein Elefant, Madame“, der 1969 den Aufbruch der antiautoritären Studentenbewegung an ein Bremer Gymnasium verlegte. Der Satiriker und Nonsens-Dichter Axel Marquardt (geb. 1943) hat aus dem Liebeslied und seiner sarkastischen Fortschreibung eine herrlich misanthropische Melange geschaffen.*

Auf jede sentimentalisierende Zeile des ursprünglichen Liebeslieds folgt eine groteske oder boshafte Kontrafaktur. Den Ehrentitel der „Intelligenz“ versagt sich das lyrische Ich und bevorzugt stattdessen das „Idiotentum“. In diesem Fall ist wohl die alte griechische Bedeutung der Vokabel „Idiot“ anzuwenden, die auf die private „Eigentümlichkeit“ und „Eigenart“ eines Menschen abzielt, der Privates nicht von Öffentlichen trennen will. Grundsätzlich gilt - der Vorrang der humoristischen Pointe gegenüber jeder harmonisierenden Sinngebung.

**Àxel Sanjosé**
Rätsel

Es ist nicht blau, es ist nicht bunt,
es ist nicht groß und auch nicht rund,
es hat zehn Beine, keinen Kopf
und in der Mitte nur ein Loch,
es ist mal anders und mal so,
steht oft vergeblich irgendwo,
man sieht es aus der Ferne schlecht,
im Winter ist es niemals echt,
wir kennen's nicht aus der Natur,
was ist es nur, was ist es nur?

(Jahrbuch der Lyrik 2002, Hrsg. von Christoph Buchwald u. Adolf Endler, C. H. Beck, München 2001 © beim Autor)

*Es gehe darum, „mit List/ die Fragen aufzuspüren /hinter dem breiten Rücken der Antworten", hat der Dichter Günter Eich (1907-1972) einmal als Hauptaufgabe eines modernen Gedichts bestimmt. Der 1960 in Barcelona geborene und in München lebende Axel Sanjosé hat von dieser erkenntnisskeptischen Poetik Eichs gelernt und eine Dichtkunst entwickelt, die Fragen an das täuschend Vertraute stellt.*

„Nicht aussagen": Dieser Titel eines Sanjosé-Gedichts markiert die Grundbewegung seiner Texte: das „Rätsel"-Bild seiner Texte wird nicht aufgelöst, sondern durch beständiges Weiterfragen vertieft. Selbst die scheinbar leichte, spielerische Manier seines „Rätsels" führt in Abgründe: Denn wenn das gesuchte Objekt stetigen Metamorphosen unterliegt, in seinem Zentrum „nur ein Loch hat", visuell schlecht identifizierbar ist und in der Natur nicht vorkommt - muss der Leser bei der Rätsel-Lösung scheitern wie einst die Reisenden vor der antiken Sphinx.

**Àxel Sanjosé**
Wirsing

Soviel Wirsing auf der Welt,
soviel Vorstellung und Wille,
soviel Wahn, soviel Promille -
alles wegen Macht und Geld.

Ach, es ist ein weites Feld:
Soviel Wahl und soviel Wehe
soviel Wespen, soviel Ehe -
nichts dabei, das ewig hält.

Wer hat alles das bestellt?
Soviel Wermut, Waldorf, Wiener,
Widder, Wagen, Kleinverdiener -
soviel Wirsing auf der Welt.

(In: Titanic, Heft 10/2003; © Àxel Sanjosé)

*Ein aus dem Mittelmeerraum stammendes Gemüse tritt als philosophisch gewürzter Hauptakteur eines Gedichts auf? Das mag die Puristen moderner Lyriktheorie irritieren. Die Elegie auf einen Wirsing scheint en passant eine große Wehklage über den Zustand der Welt anzubieten. Àxel Sanjosé (geb. 1960), der Autor dieser sehr komischen Apotheose auf ein Gemüse und auf den Buchstaben „W“, kennt die Resonanzen der Schwermut aus der Lyrikgeschichte - und schmuggelt sie ausgerechnet in ein Nonsens-Gedicht ein.*

In seiner „ernsthaften“ Lyrik, nachzulesen etwa in seinem Band „Gelegentlich Krähen“ (2004), bevorzugt Sanjosé einen strengen sprachskeptischen Lakonismus. Aber er experimentiert auch gern mit den Tonlagen der Komik. So veröffentlicht er im Satire-Blatt „Titanic“ heiter gestimmte „Lebensmittellyrik“, die ihre Unernsthaftigkeit vergnügt zur Schau stellt. Dort erschien auch im Oktoberheft 2003 erstmals das Wirsing-Gedicht. Sanjosé scheut auch nicht das Bekenntnis, dass die „Nonsens-Lyrik“ auf gleiche Art mit der Sprache umgehe wie ernsthafte Dichtung. „Sie lässt nur eine Dimension weg, die der Tiefe.“

**Barbara Köhler**

Die Tücke des Subjekts

wer spricht mich wer will mich
sprechen wer redet ein wer ent
zweit wer vergleicht verwertet
mich rechnet mit mir wer zählt
auf mich & macht sich ein bild
stellt sich vor wer geht davon
aus was bleibt wer fordert ein
sicht hat eine perspektive hat
zukunft & keine zeit wem denke
ich nach wer sagt ich wer weiß

(Blue Box. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1994.)

*Der Zusammenhang von Sprache und Macht und die immanente Gewalt der Grammatik können für moderne Poesie zu Zerreißproben werden. So thematisieren etwa die Gedichte der 1959 geborenen Barbara Köhler die Unterwerfung der Sprechenden unter die „Knechtschaft der Zeichen". „Ich rede mit der Sprache", heißt es im Auftaktgedicht des Bandes „Blue Box" (1994), „manchmal antwortet sie. Manchmal antwortet auch jemand anders." Ein thematisch ähnliches Gedicht in „Blue Box" spricht von den Zuschreibungen, die dem Ich auferlegt werden.*

„Die Tücke des Subjekts" wird lesbar als Ohnmachtserfahrung des Ich: Denn das Subjekt ist hier kein Souverän, sondern ist dem lateinischen Ursprung des Begriffs näher - dem „sub-iectum", also einer unterworfenen Instanz. Das Subjekt wird gleichsam umzingelt von den Redegesten, die das Ich funktionalisieren wollen: man „ent-zweit", „vergleicht", „verwertet" und „rechnet" mit einem Ich, das selbst keine Entfaltungsmöglichkeiten hat.

**Barbara Köhler**
Möbel

Alles Verlässliche verlassen,
die benutzten Sätze, das Besagte
verschweigen bis es geht,
bis zu den Dingen geht,
die im Raum stehen unbewegt:
der Tisch
die zwei Stühle
das Bett.
Hinaus gehen, die Tür schließen, die Dinge
stehen lassen für sich
dir zu.

So wird alles anders,
so wird es Zeit:
wir begegnen im Anderen
einander, ein andermal
öffnet sich so die Tür,
wir sitzen auf den Stühlen, am Tisch,
auf dem Bett träumen wir
noch einmal das Holz zurück
in die Wälder.

(Blue Box. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995)

*Barbara Köhler (geb. 1959) betreibt ihre Dichtkunst als akribische Erforschung des Zwangssystems Sprache. „Im Mundraum im Sprachraum sind wir Gefangene“, heißt es in einem programmatischen Text - und tatsächlich geht es in ihren Gedichten und Essays wesentlich um Verletzungen, die das starre Ordnungssystem von Syntax, Semantik und Grammatik dem sprechenden Subjekt zufügt.*
*Am Anfang ihres nach 1990 entstandenen Gedichts steht daher ein Misstrauensvotum gegen vermeintlich „verlässliche“ Sätze.*

Das Verhältnis der Wörter zu den Dingen steht hier auf dem Prüfstand, selbst die einfachsten Benennungen werden auf ihre Tauglichkeit befragt. Und auch die Positionen von „Ich“, „Du“ und „Wir“ geraten ins Wanken. Das Ich und die Anderen - auch diese Abgrenzung scheint nicht mehr zu funktionieren. Statt dessen gibt es ständige Überlagerungen zwischen dem bezeichnenden Wort und den damit bezeichneten Dingen. Aber die zweite Strophe weist auf etwas Offenes - auf die Möglichkeit von Begegnung und Zuversicht.

**Barbara Köhler**

Newspaper

Wir nehmen die gekauften Nachrichten hin
nicht wahr wir legen sie ab einen Vorrat
an Versprechen & Verbrechen 100 Prozent
Altpapier bis zur Entsorgung gestapeltes
Gestern nehmen wir an nicht wahr was wir
ablesen hält uns auf dem laufenden hält
nichts an und kein Versprechen ist halt-
barer als der Tod der anderen nicht wahr
nur eine Drohung eine Leere die Stellung
der Schrift unter Druck das Papier woran
wir uns halten ist recyclebar in Zukunft
ist eine LebensVersicherung das Wahre es
dreht sich alles um uns du sag doch was
es ist nicht wahr sag doch ist nicht war

(Blue Box. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1995)

*Wer ordnet die Informationsströme, die in der globalisierten Nachrichtenwelt durch uns hindurchgehen und uns hineinsaugen in ihren breiten Fluss? Das Gedicht Barbara Köhlers (geb.1959) jedenfalls, das im neutral wirkenden Blocksatz gehalten ist und als Subjekt ein kaum widerstandsfähiges „Wir“ installiert, errichtet auf den ersten Blick keine Barrikade gegen die uferlose Flut der Nachrichten, sondern treibt mit im Strom der „Versprechen & Verbrechen“. Das Lyrische erhebt hier nicht den Anspruch auf „Wahrheit“, sondern bildet zunächst nur die reale Nachrichtenfabrikation ab.*

In den Strom der Rede hat die sprachempfindliche Dichterin dann doch kleine Markierungen und rhetorische Elemente eingeschmuggelt, die sich der Gewalt der „newspaper“-Information widersetzen. Das unscheinbare Frage-Anhängsel „nicht wahr“, das hier in der Art einer Litanei wiederholt wird, bezeichnet ganz wörtlich die „Unwahrheit“ der „news“-Zeichen. So entsteht ein leiser suggestiver Ton des Zweifels wie im strukturverwandten „Reklame“-Gedicht Ingeborg Bachmanns (vgl. Lyrikkalender, 21.2.2007)

**Barbara Köhler**
Rondeau Allemagne

Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd,
Mit einer Liebe, die mich über Grenzen treibt,
Zwischen den Himmeln. Sehe jeder, wo er bleibt;
Ich harre aus im Land und geh ihm fremd.

Mit einer Liebe, die mich über Grenzen treibt,
Will ich die Übereinkünfte verletzen
Und lachen, reiß ich mir das Herz in Fetzen
Mit jener Liebe, die mich über Grenzen treibt.

Zwischen den Himmeln sehe jeder, wo er bleibt:
Ein blutig Lappen wird gehisst, das Luftschiff fällt.
Kein Land in Sicht; vielleicht ein Seil, das hält
Zwischen den Himmeln. Sehe jeder, wo er bleibt.

1989/90

aus: Deutsches Roulette. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991

*Manchmal beginnt ein Gedicht mit der Aufkündigung der alten Ordnung und der lyrischen Absage an die überkommene Gesellschafts- und Sprach-Struktur. Das Lebensgefühl einer skeptischen und haltlos gewordenen Generation in der Spätzeit der DDR formuliert etwa ein Gedicht im lyrischen Debütbuch der 1959 in Chemnitz geborenen Barbara Köhler.*

Es geht um das Gefühl der Ent-Heimatung und des Landlos-Werdens, das in der Endphase des SED-Staats viele jüngere DDR-Dichter befiel. In der strengen Struktur des Rondos wird dieser Entfremdungsprozess durchgespielt. Da das Land ihr keine Heimat bot, beschäftigte sich Barbara Köhler in der Folgezeit immer intensiver mit dem letzten Refugium: der deutschen Sprache. Auch dort stieß sie auf Zwangsverhältnisse: »Ich rede mit der Sprache«, hieß es im Auftaktgedicht ihres Bandes »Blue Box« (1995), »manchmal antwortet sie. Manchmal antwortet auch jemand anders.«

**Barbara Köhler**

Synchronisation A

Was wir nicht sehen sehen wir
nicht die Stimme die Sätze in
den Mund legt & sich in einer
anderen Sprache bewegt die im
Off gesprochen wird ist unser
Schweigen eine Frage oder die
Antwort die Rede geht von uns
hinterlässt mundtote Körper im
schalltoten Raum ihre Schreie
schreiben sie Anderen auf den Leib

(Barbara Köhler, Blue Box. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995.)

*Das Schreiben in der Tradition der klassischen Moderne bricht mit der Vorstellung eines selbstgewissen Subjekts, das „Herr seiner selbst“ und „Herr im Hause“ ist. Gleichzeitig wird das Konzept von Sprache als Repräsentantin eines sicheren, zweifelsfreien Sinnes vom Sockel gestürzt. Barbara Köhler wurde 1959 im sächsischen Burgstädt geboren; ihre Gedichte thematisieren häufig die Stellung des Ich im sprachlichen Feld. Auf artifizielle Weise konkretisieren und diskutieren sie sprachphilosophische Positionen.*

Das Gedicht „Synchronisation A“ ist ein komplexes Gebilde, das nachvollzieht, was bei diesem kunstvollen und doch leicht unheimlichen, gewalttätigen Vorgang des Stimmenwechsels geschieht, was entsteht und was verlorengeht. Die ineinanderlaufenden, miteinander verhakten Teile und die fehlenden Satzzeichen bewirken auf der Mikroebene eine dauernde Positions- und Perspektivenverschiebung. Auf der Makroebene fragt das Gedicht nach der Verbindung von Sprache und Körper.

**Barbara Maria Kloos**

Jungfernflug

Noch einmal packt sie diese Gier
Nach einem kalten Kavalier.
Nach einem krummen Einzelgänger
Pferdefuß und Rattenfänger
Nach einem nassrasierten Schädel
Asketenleib mit kurzem Säbel
Nach einem scheuen Musterknaben
Neunmalklug in sich vergraben
Nach einem süßen Melodram
Einem Jüngling, der nicht zahm
Das Salz von ihren Füßen lutscht
Der nicht dienert, der nicht flutscht
Der nicht schwänzelnd sie umkreist
Sie nicht einseift, sondern beißt
Der nach tausend tiefen Blicken
Sich empfiehlt mit einem Nicken

Ach, sie ist ganz krank vor Gier
Nach einem kalten Kavalier

(In: Literarischer März 6. Lyrik unserer Zeit. aul Verlag, München 1989. )

*Seit ihren ersten Veröffentlichungen Ende der 1970er Jahre arbeitet die 1958 geborene Dichterin Barbara Maria Kloos an einer metaphorisch unverstellten Poesie des Körpers. In drastischen Bildern formuliert die Autorin Wunschfantasien des weiblichen Begehrens, die von angestrengten Sublimierungen absehen und sich direkt in die Kampfzone des Eros begeben.*

Es sind ganz disparate Bilder des „kalten Kavaliers“, die das lyrische Subjekt hier aneinanderreiht. Ein unwiderstehlicher Reiz geht offenbar nur von Liebhabern aus, die denkbar weit vom Bild des kulturell domestizierten Mannes abweichen. Das zentrale Kriterium für einen begehrenswerten Liebhaber ist offenbar nicht dessen Fähigkeit zur Einfühlung in die weibliche Seele, sondern die Bereitschaft zum aggressiven Liebesspiel. Für dieses Gedicht nebst anderen Texten ist Barbara Maria Kloos 1983 mit einem literarischen Förderpreis ausgezeichnet worden.

**Barbara Maria Kloos**

Kein Mann ertrinkt in seinem Bett

Nachts lag die Hand auf meinem Gesicht.
Die Hand mit den fünf nassen Daumen.
Beschirmte mich. Brachte Dunkel ins Licht.
Hand. Mit den fünf nassen Daumen.

Dass ich den Himmel nicht seh.
Den Blitz nicht. Der über mir zuckte.
Wie schnell kam der Regen. Kalter Gelee.
Schoß die Kehle hinab.

Ich schluckte mein Teil.
Bis mir das Salz aus den Augen trat.
So so ist die Liebe. Lachte die Hand.
Ich leckte die fünf nassen Daumen.

*Eine Liebesszene, ganz in Feuchtigkeit getaucht. Jede Gedichtzeile ist erotisch aufgeladen. Die Hand des Geliebten bedeckt als pars pro toto das Gesicht des weiblichen Ich; und die Erregungskurven des Mannes sind - bei aller Rauschbereitschaft der Partnerin - in diesem Liebesspiel die Dominante. Der riesenhafte Mann ist Herr über Licht und Dunkelheit im sexuellen Akt. Nur die herbeizitierte Redensart von den „fünf nassen Daumen" an einer Hand verweist auf eine gewisse Unbeholfenheit des Liebenden.*

„Literatur muss weh tun", erklärt die Dichterin Barbara Maria Kloos (geb. 1958), „immer sind es Fetzen, Brüche, Schmerzlasuren, die meine Arbeit entzünden." Und da die Liebe auch Energien der aggressiven Verausgabung freizusetzen weiß, bringen hier die Ekstasen der Wollust nicht nur die üblichen Körpersäfte hervor, sondern eben auch die Tränen des Schmerzes.

**Barbara Maria Kloos**

Um ein Klosterpförtchen geschart

Als er über die schmale Stiege in ihren Rücken eintrat,
sah er, dass auch diese Schönheit ihre dunkle Innen
seite hat. Ein Kormoran schoss wie ein gefiederter
Wurfspeer in die Tiefe, kam mit dem Fisch im
Schlund zurück. Jetzt saßen die Vögel mit
dem Ring um den Hals zu Füßen der
Männer, über ihrer Beute spielten
die Blütenzweige hoher Bäume. Er
kroch weiter zwischen Pechfackeln in
ihrem Leib herum, um sich mit dem Kopf
bald im Hohlraum ihrer Knie, bald in der Beuge
der Arme zu stoßen. In diesem Tempel schlief das
Abenteuer. Doch bei der Ausfahrt, welcher Schweif.



*Worte für unsere Körperlichkeit zu finden, ist Programm bei der 1958 in Darmstadt geborenen Barbara Maria Kloos: „Literatur muß wehtun, immer sind es Fetzen, Brüche, Schmerzlasuren, die meine Arbeit entzünden“, verrät die Dichterin in einer Selbstauskunft. Ob Montage, Persiflage, Zitat oder Überblendung - Kloos bedient sich vielfältiger stilistischer Figuren, um uns in ihren Gedichten in unserer Leiblichkeit und Verletzlichkeit zu zeigen.*

Deutlich ist die erotische Konnotation dieses Gedichtes, in dem aus einer Distanz heraus beschrieben wird, wie eine männliche Person in den „Rücken“ einer anderen eintritt, durch einen das „klosterpförtchen“ genannten Eingang. Eine seltsame, entrückt-märchenhafte Welt voller Zeichen und Wunder tut sich daraufhin auf, genannt „die dunkle Innenseite“ der Schönheit. Eine Welt des Abenteuers ist das, in der Beute gemacht wird und Schönheit und Gefahr nah beieinander liegen: wer den Tempel betreten will, darf das Risiko nicht scheuen.

**Barthold Heinrich Brockes**
Die Welt ist allezeit schön

Im Frühling prangt die schöne Welt
In einem fast smaragdnen Schein.

Im Sommer glänzt das reife Feld
Und scheint dem Golde gleich zu sein.

Im Herbste sieht man, als Opalen,
Der Bäume bunte Blätter strahlen.

Im Winter schmückt ein Schein, wie Diamant
Und reines Silber, Flut und Land.

Ja kurz, wenn wir die Welt aufmerksam sehn,
Ist sie zu allen Zeiten schön.

nach 1720

*Das Leben des demutsvollen Naturdichters Barthold Heinrich (auch: Hinrich) Brockes (1680-1746) verlief in sehr geordneten Bahnen: Der Sohn einer gut situierten Hamburger Kaufmanns-Familie exponierte sich als Ratsherr und Diplomat, gründete 1714 die »Teutschübende Gesellschaft« und machte es sich schließlich zur Aufgabe, Irdisches und Himmlisches zu verbinden im poetischen Lob der göttlichen Schöpfung.*

Die lyrische Wiederverzauberung der Welt, ihre Einbettung in Logos und Liebe des Schöpfergottes, realisierte der von seinen Zeitgenossen als »Fürst der Dichter« verehrte Brockes in einem monumentalen Gedichtwerk: Zwischen 1721 und 1748 erschien sein »Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten«. Zu allen Jahreszeiten erstrahlen hier die Naturphänomene in auratischer Schönheit. Die harmonische Einheit von sinnlicher Weltwahrnehmung und Gottvertrauen ist nach Brockes’ Tod im Gefolge der Aufklärung zerbrochen.

**Bazon Brock**
Der gute Willi ist sein menschlich Himmelreich

Der gute Willi ist sein menschlich Himmelreich
Nach schwarzem Freitag ist der Samstag blau.
Einsam wacht der Kohlenklau.
Rucke die Kuh, der Germanist wird bleich.

(In: Die Meisengeige. Hrsg. v. Günter Bruno Fuchs. Carl Hanser Verlag, München 1961)

*Bevor er die öffentliche Aufmerksamkeit als ästhetischer „Generalist“ auf sich fokussierte, hatte sich der Kunst-Theoretiker und passionierte Querdenker Bazon Brock (geb. 1936) schon als Lyriker exponiert. Eine erste „Gesamtausgabe“ seiner Dichtungen erschien in deutscher und englischer Sprache bereits 1966. In Günter Bruno Fuchs legendärer Nonsens-Verse-Sammlung „Die Meisengeige“ (1965) hatte Brock einige besonders kauzige Exempel untergebracht.*

Aus einer divergenten Menge von Redewendungen, Sprichwörtern und politischen Reizvokabeln hat Brock hier einen hübschen Vierzeiler gebastelt. Der auf einen Shakespeare-Aufsatz Goethes (1749-1832) zurückgehende Spruch „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ wird hier ebenso verballhornt wie jene Formel vom „schwarzen Freitag“, die symbolisch den Kollaps des Bankwesens konnotiert. Der „Kohlenklau“, der die Kohlendiebe des Zweiten Weltkrieges aufruft, trifft im Schlussvers auf ein Partikel aus einem Kinderreim („Rucke die Kuh“). So hat schließlich „der Germanist“ keine andere Wahl als zu erbleichen.

**Beatrix Haustein**

müde waren wir u. schliefen mit dem licht

unsre ellbogen waren rötungen
verstoßene wärme u. zu
neigung wir hatten hunde arme
treuediener u. katzen die wieder
kamen wenn sie sich rum
getrieben sie haben sich

nicht von uns unter
schieden wir sind uns auch
treu geblieben wir waren mager
u. verzweifelt u. hingen
am einzgen licht abends u.

nachts schliefen wir an leuchtstoff
an röhren den kopf schief an
gelehnt u. dann irgendwer (u. irgendwann)
griff in die fassung
oder hing am heizkörper dran

wie ein hund mit dem strick
um den hals wir suchten
das glück

das war ein spiel ein trauriges lied

(Milch. Edition Solitude, Stuttgart 2004.)

*Die Gedichte der jung verstorbenen Dichterin Beatrix Haustein (1974-2002) singen ein „trauriges Lied“. Als die zwanzigjährige Debütantin erkannte, dass ihr Gedichtband „Purpurrot, Inzest ist Mord an der Seele“ (1994) in außer-literarische Kontexte und die sogenannte „Missbrauchs“-Debatte geriet, ließ sie ihr Buch wieder vom Markt nehmen und zog sich von der großen Öffentlichkeit zurück. Den Gedichtband „Schwanenlied“ und den Roman „Milch“ konnte sie nicht zu Ende führen.*

Die Texte ihres letzten Gedicht-Manuskripts sprechen vom Verstoßenwerden und vom Verlassensein eines Ich, das keinen Weg mehr aus der Verzweiflung findet. Überall drängen sich Erfahrungen der Verletzung und finstere Fantasien vor die Selbstvergewisserung des lyrischen Subjekts, das sich als gefangenes Tier imaginiert. Hausteins verstörende Gedichte aus dem Nachlass kreisen um Hölderlins berühmtes Poem „Hälfte des Lebens“ - Grenzgänge im Heillosen.

**Benjamin Neukirch**

Auff ihre Augen

Ich weiß nicht / ob ich euch noch einmal werde sehn /
Ihr Wunder-vollen Augen:
Dennoch werden meine Wunden /
So ich stets von euch empfunden /
Und nicht mehr zu heilen taugen /
Ewig / ewig offen stehn.

*War er nur ein Meister der galanten Gelegenheitsdichtung, der an der Schwelle von der Barockzeit zur Aufklärung gefällige Poeme am Fließband zu liefern vermochte? Benjamin Neukirch (1665-1729), der als Hofmeister und Prinzenerzieher ebenso reüssieren wollte wie als Verfasser eleganter Gedichte, wird gemeinhin als „Modedichter" seiner Epoche abgetan. Sicher ist: Er beherrschte sein poetisches Handwerk und lieferte einige der anrührendsten Gedichte über die Momente des flüchtigen Glücks.*

Es ist nur ein poetischer Augenblick, ein unwiederbringlicher Moment des Schauens und Angeschautwerdens, den der Dichter in diesem um 1700 geschriebenen Poem aufruft - dabei scheint die semantische Differenz zwischen „Wunder" und „Wunde" aufgehoben zu sein. Die Erinnerung an diesen Blick und der Schmerz über seinen Verlust fallen zusammen - und dennoch gibt es die Erwartung, dass dieser Moment des Wunders wiederkehren wird.

**Bernd Jentzsch**
Arioso

Ich bin der Weggehetzte.
Nicht der erste, nicht der letzte.

Von keiner Mine zerrissen.
Vorm Zaun nicht ins Gras gebissen.

Keine blaue Bohne in der Lunge
Nichtmal Blut auf der Zunge.

Mein Leib und meine sieben Sinne,
Alles frisch und unversehrt.

Das Leben, das ich nun beginne,
Lebt sich grade umgekehrt.

Ich bin der Weggehetzte.
Nicht der erste, nicht der letzte.

Mir ist die Welt ins Herz gesprungen.
Mir, dem großen Lausejungen.

1978

aus: Quartiermachen, Carl Hanser Verlag, München-Wien 1978

*Zum dramatischen Sprechgesang (»Arioso«) hielt der 1940 in Plauen/Vogtland geborene Bernd Jentzsch gehörigen Abstand, als er 1976 seinen Abschied aus seinem Heimatland DDR lyrisch resümierte. Dem Herausgeber der nonkonformen Lyrikreihe »Poesiealbum«, in der zahlreiche junge DDR-Autoren erstmals publiziert wurden, hatten die Behörden hart zugesetzt. Nach Strafandrohungen wegen seines Protests gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns ging Jentzsch in den Westen. Einer von vielen »Weggehetzten«.*

Dem großen Pathos zieht der Emigrant die lässige Moritat vor, das Selbstporträt eines »großen Lausejungen«, der dem tragischen Schicksal einer tödlichen »Republikflucht« gerade mal so entkommen ist. Die beiden Schlusszeilen lösen den existenziellen Ernst des Sprechens vom Ausgesetztsein in einen spielerischen Gestus auf: Denn »Lausejungen« sind stets in der Lage, den politischen Verhältnissen eine Nase zu drehen.

**Bernd Wagner**
Zweite Erkenntnis

Wir haben es geschafft.
Wir haben sie nachgeholt, die Katastrophe.
Ich hab dich gewürgt
und du hast gepfiffen, getrommelt, geschrien.
Somit haben wir es geschafft
und sind angekommen in der Gegenwart.
Hast du Angst vor der Zukunft?
Warum denn?
Ich bin bei dir.

*Erst auf den zweiten Blick wird in Bernd Wagners* ***„****Zweite Erkenntnis****"*** *(aus dem gleichnamigen Band, der 1978 erschien) offenbar, dass das Gedicht den katastrophalen Verlauf einer Beziehung skizziert, um in Andeutung über einen zynischen gesellschaftlichen Zustand zu sprechen.*
*Das Ende der 1970er Jahre und nach Erich Honeckers Aufstieg zum Staatsoberhaupt der DDR geschriebene Gedicht lässt einen Liebenden auftreten, dessen gespenstische Anwesenheit beunruhigt. Mit der beunruhigenden Präsenz des furchteinflößenden Partners ist auch in Zukunft zu rechnen.*

Nicht wenige Autorinnen und Autoren der DDR haben versucht, diesem unliebsamen Partner die Augen zu öffnen für ihre Sicht der Beziehung. Die Chancen dafür scheinen jedoch lediglich gering gewesen zu sein. So dauerte es nicht lange, bis Bernd Wagner (geb. 1948), der zu den Unterzeichnern der Protestresolution zur Ausbürgerung Wolf Biermanns gehörte, das Land verlassen musste. 1985 bürgerten ihn die DDR-Behörden aus, seitdem lebt er in West-Berlin.

**Bert Papenfuß**

rasender schmerts weiterlachen

ich such die kreuts & die kwehr
kreutsdeutsch treff ich einen
gruess ich ihn kwehrdeutsch
auf wiedersehen faterland
ich such das meuterland

dort muessen sie landen
die kleinen gruenen jungs
in ihren warmhalteuniformen
daumenlutscher lutschen dorne
streifzuegler im großfeuerholz

spannend erzaehlt weitermachen

(In: dreizehntanz. Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, München 1989)

*Als anarchistischer Abrissarbeiter an den kulturpolitischen Fundamenten des offiziellen DDR-Sozialismus hat sich der Poet Bert Papenfuß (geb. 1956) in den 1980er-Jahren einen Namen gemacht. Lange vor dem Untergang des SED-Staats setzte er gegen die „ferfestigungen / ferfestigter zungen“ seine poetische Dekonstruktion der etablierten Sprachordnung. Mit seiner „sinnfielteilung“ der Poesie brachte er alle politisch korrekten Semantiken zum Einsturz.*

Papenfuß sucht demonstrativ das Querulatorische, respektive das „kwehrdeutsch“. Ein Topos seiner Ästhetik der Dissidenz ist das Bekenntnis zum „meuterland“, zur Gestalt des Freibeuters, der in eigensinniger Abweichung die Ordnungshüter des „vaterlands“ düpiert. Die Verachtung des Dichters gilt hier den konformistischen Geistern, die in „uniformen“ die Interessen des Staates repräsentieren. Seine Poetik der Unberechenbarkeit wird auch den gönnerhaften Appell ans „weitermachen“ unterlaufen.

**Berthold Viertel**

Auf den letzten Weg

Die durchgeweinten Kissen lass zurück! Die sind
Nur ein Gepäck für fromme Leute,
Die wähnen, weint sich einer hüben blind,
Dass es für drüben reiches Licht bedeute.

Behalte lieber deine schiefgetretenen Schuhe
Mit dem Exilsschmutz an den abgeschabten Hacken:
Die möge man dir in die letzte Truhe
Statt eines Passes und Geburtsscheins packen!

**Berthold Viertel**

Auswanderer

Wer liebt es, zu packen? Die Siebensachen
In ein Bündel zu schnüren wie ein Jude,
Ächzend sich auf den Weg zu machen.
Wo finden wir eine neue Bude?

Unsere Götter zurückzulassen,
Die nichts im neuen Lande gelten!
Auch dort ist mit den Leuten nicht zu spassen,
In dieser wie in allen Bürgerwelten.

**Berthold Viertel**
Das Unheil

Was wissen die noch nicht Getroffenen
von der Treffsicherheit
der schwarzgefiederten
Pfeile des Unheils
mit der vergifteten Spitze!

Wem niemals
das Gift ins Innere des Blutes getreten,
der hat ein anderes Herz,
gehört einer anderen Welt und Menschheit an.

Kein Verstehen
zwischen jenen und diesen.
Und nur zum Scheine
haben sie gemeinsam
das Menschengesicht
und die Sprache der Menschen.

**Berthold Viertel**

Dreizehnter März 1938

Kaspar Hauser, du Waisenkind,
Im Wiener Walde traf ich dich an.
Ach du, so matt und tränenblind,
Was hat man dir, du armes Kind, getan?

Dein Erbteil verjuxt und dein Mutterwitz -
Gabst für einen Rausch du Seele und Sinn?
Hast dein Land du verspielt auf einen Sitz?
Ja, alles - alles ist hin!

Schon wieder März, und dir ist kalt,
Allerseelenkalt wie deinen Toten.
Sammelst du Reisig im Wienerwald?
Oder hat's dir der Preuße verboten?

Mit blauen Lippen, das Herz so leer,
Taumelst du hin, enterbter Sohn.
Bitter beklagst du, tränenschwer,
Deine allerunseligste Illusion.

Hättest du besser dich ausgekannt
Und gewusst, dein eigenes Volk zu schonen,
Vielleicht wärst du jetzt nicht eingespannt
Als Maulesel bei den Hitlerkanonen.

**Berthold Viertel**

Einsam

Wenn der Tag zuende gebrannt ist,
Ist es schwer nachhause zu gehn,
Wo viermal die starre Wand ist
Und die leeren Stühle stehn.

Besser sich mit den Verirrten
Laut vereint zum Weine finden
Elend lässt sich mit Gift bewirten,
Und ein Lahmer führt einen Blinden.

Freundin, Verlorne, ich könnte dich bitten,
Aber du wirst mich um Geld erhören.
Und wir eilen mit ungleichen Schritten,
Um uns tiefer noch zu zerstören.

Wer hat den Mut, ohne Rausch, ohne Blende
Durch die leeren Pausen zu gehn
Und einsam der Tageswende
In die erlöschenden Augen zu sehn!

(Dichtungen und Dokumente. Kösel Verlag, München 1956)

*„Meine Arbeit hatte bereits im Triebsand zerbröckelnder Verhältnisse begonnen. Sie blieb provisorisch und auf Abruf getan. Kein größeres Werk gelang mir. Keine geschlossene Abfolge meines Wirkens, auch nicht einmal der bleibende Ansatz einer Tradition, welcher die mehr als sieben mageren Jahre überwintern konnte." Der österreichisch-jüdische Lyriker und Dramatiker Berthold Viertel (1885-1953), der nach 1933 aus Deutschland und Österreich vertrieben wurde und über London in die USA gelangte, fand über seinen Förderer Karl Kraus (1874-1936) in die Literatur. Er begann als 1913 als Dramatiker und Regisseur in Wien, bevor er in seinen verstreuten lyrischen Arbeiten zum Chronisten einer existenziellen Verlorenheit wurde.*

Im Exil in London und später in New York gehörte Viertel zu den umtriebigen Geistern in der Emigranten-Szene und engagierte sich als Vermittler zwischen den deutschsprachigen Autoren und ihren Gastländern. Sein 1956 aus dem Nachlass publiziertes Gedicht vergegenwärtigt das isolierte Dasein eines „verirrten" Einzelgängers, dem nur gelegentlich das Zusammensein mit anderen Versprengten aus seinem „Elend" erlöst.

**Berthold Viertel**

Heimweh

Wo die Eltern liegen,
Immer noch allein,
Werden ihre Kinder
Nicht begraben sein.

Wie der Krieg sie teilte,
Sterben sie entfernt,
Jedes in der Sprache,
Die es spät gelernt.

Was sie nie vergessen,
Geht mit ihnen heim:
Hier ein Wiegenlied
Und dort ein alter Reim.

**Berthold Viertel**

Judengrab

Nicht in Jerusalem
Will ich gebettet sein.
Nicht am Berg Horeb
Raste mein Gebein.

Nein, in der Welt zerstreut,
Auf fremden Wegen
Soll man mich unbesorgt
Irgendwo niederlegen.

Nicht wo mein Vater blieb,
Nicht wo die Söhne wandern,
Begrabt mich, wo ich sterbe,
Bei allen andern.

**Berthold Viertel**

## Ohne Decke, ohne Kohlen ...

Ohne Decke, ohne Kohlen,
Frierend bis in die Gedärme,
Züge, vollgepfercht, nach Polen:
Juden brauchen keine Wärme.

Eine dichte Unglückswolke,
Abgetriebene Menschheitsbeute.
Nicht von Völkern, sprecht vom Volke:
Sagt nicht Juden, heißt sie Leute!

Nicht verfilzten Kornes Garben,
Die ein Wucherer verschoben,
Sondern Sterbende, die darben,
Bald der Lebenslast enthoben.

Einer Fremde zugetrieben,
Bis sie wo im Dreck verenden,
Und sie konnten ihren Lieben
Nicht ein Sterbenswörtchen senden.

Alte Männer, alte Frauen,
In ein Land, sie nicht zu nähren,
Wo sie keine Häuser bauen,
Sie, die niemals wiederkehren.

Zöllnersohn, er hat's befohlen,
Sohn der Magd, sein Herz zu heilen:
Ohne Decken, ohne Kohlen
In den Tod, endlose Meilen.

**Bertolt Brecht**

10. Psalm

1

Ganz gewiss: ich bin wahnsinnig. Es dauert nicht mehr lang bei mir. Ich bin nur noch wahnsinnig geworden.

2. In meinen Untergängen stehen immer noch Frauen, weiße, mit erhobenen Armen, die Handflächen zusammengelegt.

3

Ich betäube mich mit Musik, dem bitteren Absinth kleiner Vorstadtmusiken, Orgeln nach der Elektrizität, davon blieb Kaffeesatz in mir, ich weiß es. Aber es ist meine letzte Zerstreuung.

4

Ich lese die letzten Briefe großer Menschen und stehle den braunen Trikotarabern vor den Leinwandbuden ihre wirksamsten Gesten. Das alles tue ich nur einstweilen.

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

700 Intellektuelle beten einen Öltank an

Ohne Einladung
Sind wir gekommen
Siebenhundert (und viele sind noch unterwegs)
Überall her
Wo kein Wind mehr weht
Von den Mühlen, die langsam mahlen, und
Von den Öfen, hinter denen es heißt
Dass kein Hund mehr vorkommt.

Und haben Dich gesehen
Plötzlich über Nacht
Öltank.

Gestern warst Du noch nicht da
Aber heute
Bist nur Du mehr.

Eilet herbei, alle
Die ihr absägt den Ast, auf dem ihr sitzet
Werktätige!
Gott ist wiedergekommen
In Gestalt eines Öltanks.

Du Hässlicher
Du bist der Schönste!
Tue uns Gewalt an
Du Sachlicher!

Lösche aus unser Ich!
Mache uns kollektiv!
Denn nicht wie wir wollen
Sondern wie Du willst.

Du bist nicht gemacht aus Elfenbein und Ebenholz, sondern aus
Eisen.
Herrlich, herrlich, herrlich!
Du Unscheinbarer!

Du bist kein Unsichtbarer
Nicht unendlich bist Du!
Sondern sieben Meter hoch.
In Dir ist kein Geheimnis
Sondern Öl.
Und Du verfährst mit uns
Nicht nach Gutdünken, noch unerforschlich
Sondern nach Berechnung.

Was ist für Dich ein Gras?

Du sitzest darauf.
Wo ehedem ein Gras war
Da sitzest jetzt Du, Öltank!
Und vor Dir ist ein Gefühl
Nichts.

Darum erhöre uns
Und erlöse uns von dem Übel des Geistes.
Im Namen der Elektrifizierung
Der Ratio und der Statistik!

**Bertolt Brecht**

Aber in kalter Nacht

Aber in kalter Nacht die erbleichten Leiber
Trieb nur mehr der Frost zusammen im Erlengrunde.
Halb erwacht, hörten sie nachts statt Liebesgestammel
Nur mehr vereinsamt und bleich das Geheul auch frierender Hunde.

Strich sie am Abend das Haar aus der Stirn und mühte sich ab, um zu lächeln
Sah er, tief atmend, stumm weg in den glanzlosen Himmel.
Und am Abend sahn sie zur Erde, wenn über sie endlos
Große Vögel in Schwärmen vom Süden her brausten, erregtes Gewimmel.

Auf sie fiel schwarzer Regen.

**Bertolt Brecht**
Ach, des Armen Morgenstund

Ach, des Armen Morgenstund
Hat für den Reichen Gold im Mund.
Eines hätt ich fast vergessen:
Auch wer arbeit', soll nicht essen.

**Bertolt Brecht**

Ach, wie sollen wir die kleine Rose buchen?

Ach, wie sollen wir die kleine Rose buchen?
Plötzlich dunkelrot und jung und nah?
Ach, wir kamen nicht, sie zu besuchen
Aber als wir kamen, war sie da.

Eh sie da war, ward sie nicht erwartet.
Als sie da war, ward sie kaum geglaubt.
Ach, zum Ziele kam, was nie gestartet.
Aber war es so nicht überhaupt?

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*Der große Dichter Bertolt Brecht (1898-1956) war unter den modernen Weltpoeten der wohl unerreichte Virtuose der Polygamie. In allen seinen Lebensphasen verstand er es, seine künstlerischen Mitarbeiterinnen auch als willfährige Geliebte zu instrumentalisieren. Eine seiner letzten Geliebten war die Schauspielerin Isot Kilian, die zuvor mit dem Schriftsteller Wolfgang Borchert und dem Philosophen Wolfgang Harich liiert gewesen war.*

Sein so konventionell daherkommendes, nichtsdestotrotz betörendes Rosen-Gedicht hat Brecht 1954 für Isot Kilian geschrieben. Als poetisches Bild fungiert die Rose traditionell als Überträgerin amouröser Botschaften. Dieses überstrapazierte Rosen-Bild hat Brecht mit eher ökonomisch-technischen Vokabeln wie „buchen“ oder „gestartet“ verbunden - und so die poetische Aura des Textes gerettet. Nirgendwo wird klassisches Liebes-Vokabular benutzt, aber die unerwartete Präsenz der „kleinen Rose“ verweist auf die Unberechenbarkeit und Intensität von (Liebes)Gefühlen. Liebesgefühle, die der Autor in seinem Leben immer unter Kontrolle zu halten wusste.

**Bertolt Brecht**

Achttausend arme Leute kommen vor die Stadt

»Auf der Strecke Salgotarjan, vor Budapest, liegen jetzt über 8000 arbeitslose Bergarbeiter mit Frauen und Kindern auf offenem Felde. Die ersten zwei Tage ihres Kampfes verbrachten sie ohne Nahrung. Fetzen dienten ihnen notdürftig zur Bekleidung. Sie sehen wie Skelette aus. Sie haben sich gelobt, wenn sie kein Brot und keine Arbeit bekommen sollten, nach Budapest zu ziehen, auch wenn es Blut kosten sollte, sie haben nichts mehr zu verlieren. In der Umgebung von Budapest wurde Militär zusammengezogen. Es ergingen strenge Befehle, im Falle der geringsten Ruhestörung von den Waffen Gebrauch zu machen.«

Gingen wir hinab in die größte Stadt
1000 von uns hatten nicht gegessen
1000 von uns waren nicht satt
Und 1000 von uns wollten essen.

Sah der General zum Fenster hinaus
Und sagte: Ihr könnt hier nicht bleiben
Seid mir nicht störrisch, geht ruhig nach Haus
Was euch fehlt, könnt ihr mir schreiben.

Blieben wir auf der Landstraße stehn
Glaubten wir, sie kämen heraus, uns zu speisen
Aber kam keiner, uns anzusehn
Sahn wir nur den Rauch von ihren Häusern.

Aber kam der General einher
Dachten wir: Er würd uns speisen
Saß der General auf einem Maschinengewehr
Und kochte für uns Eisen.

Sagte der General: Ihr dürft nicht so viele beisammenstehn
Und fing an uns zu messen.
Sagten wir: Genau so viele, wie Sie sehn
Haben heute nichts gegessen.

Bauten wir uns keine Hütten her
Wuschen wir nicht mehr ein Hemd
Sagten wir: Wir können nicht lange warten mehr.
Sagte der General: Das stimmt!

Sagten wir: Wir können doch nicht alle sterb'n.
Sagte der General: Ihr könnt es!
Hörten die Leute in der Stadt einen Schuss
Sagten: Dort drüben brennt es.

**Bertolt Brecht**

Alabama-Song *(Mahagonny)*

Oh, show us the way to the next whisky-bar!
Oh, don’t ask why, Oh, don’t ask why!
For we must find the next whisky-bar
For if we don’t find the next whisky-bar
I tell you we must die!

> *Oh, moon of Alabama,*
> *We now must say good-bye*
> *We’ve lost our good old mamma*
> *And must have whisky*
> *Oh, you know why.*

Oh, show us the way to the next pretty boy!
Oh, don’t ask why, oh, don’t ask why!
For we must find the next pretty boy
For if we don’t find the next pretty boy
I tell you we must die!

> *Oh, moon of Alabama*
> *We now must say good-bye*
> *We’ve lost our good old mamma*
> *And must have boys*
> *Oh, you know why.*

Oh, show us the way to the next little dollar!
Oh, don’t ask why, oh, don’t ask why!
For we must find the next little dollar
For if we don’t find the next little dollar
I tell you we must die!

> *Oh, moon of Alabama*
> *We now must say good-bye*
> *We’ve lost our good old mamma*
> *And must have dollars*
> *Oh, you know why.*

**Bertolt Brecht** *(1898-1956)*

Alfabet

Adolf Hitler, dem sein Bart
Ist von ganz besondrer Art
Kinder, da ist etwas faul:
Ein so kleiner Bart und ein so großes Maul.

Balthasar war ein Bürstenbinder
Der hatte 27 Kinder
Die banden alle Bürsten.
Sie lebten nicht wie die Fürsten.

Christine hatte eine Schürze,
Die war von besonderer Kürze.
Sie hing sie nach hinten, sozusagen
Als Matrosenkragen.

Die Dichter und Denker
holt in Deutschland der Henker.
Scheinen Mond und Sterne nicht
Ist die Kerze das einzige Licht.

Eventuell bekommst du Eis
Heißt, dass man es noch nicht weiß.
Eventuell ist überall
Besser als auf keinen Fall.

Ford hat ein Auto gebaut
Das fährt ein wenig laut.
Es ist nicht wasserdicht
Und fährt auch manchmal nicht

Gehorsam ist ein großes Wort
Meistens heißt es noch: sofort.
Gern haben's die Herrn.
Der Knecht hat's nicht so gern.

Hindenburg war ein schlechter General
Sein Krieg nahm ein böses Ende.
Die Deutschen sagten: Teufel nochmal
Den machen wir zum Präsidente.

Indien ist ein reiches Land.
Die Engländer stehlen dort allerhand.
Die Leute in Indien
Müssen sich drein findien.

Katzen sind, wenn sie geboren
Werden, meistens schon verloren.
Da man sie ins Wasser hängt
Werden sie ertränkt.

Luise heulte immer gleich.
Der Gärtner grub einen kleinen Teich.
Da kamen alle Tränen hinein:
Ein Frosch schwamrn drin mit kühlem Bein.

Mariechen auf der Mauer stund
Sie hatte Angst vor einem Hund.
Der Hund hatte Angst vor der Marie
Weil sie immer so laut schrie.

Neugieriges Lieschen
Fand ein Radieschen
In Tantes Klavier.
Das Radieschen gehörte ihr.

Oben im Himmel
Ist ein schwarzer Schimmel
Den zieht der liebe Gott.
Der Schimmel schreit: Hüh! Hott!

Pfingsten
Sind die Geschenke am geringsten.
Während Geburtstag, Ostern und Weihnachten
Etwas einbrachten.

Quallen im Sund
Sind kein schöner Fund.
Die roten beißen.
Aber man soll keinen Stein drauf schmeißen.
(Weil sie sonst reißen.)

Reicher Mann und armer Mann
Standen da und sahn sich an.
Und der Arme sagte bleich:
Wär ich nicht arm, wärst du nicht reich.

Steff sitzt lang auf dem Abort
Denn er nimmt ein Buch nach dort.
Ist das Buch dann dick
Kommt er erst am nächsten Tag zurück.

Tom hat einen Hut aus Holz.
Auf den ist er schrecklich stolz.
Er hat ein Nudelbrett aufs Klavier gelegt
Und ihn ausgesägt.

Uhren wirft man nicht in den See.
Es tut ihnen zwar nicht weh
Sie können nur nicht schwimmen
Und werden danach nicht mehr stimmen.

Veilchen stellt ein braves Kind
In ein Glas, wenn es sie find't
Findet sie jedoch die Kuh
Frisst sie sie und schmatzt dazu.

Wie bös man's mit dir meint
Darfst eines nicht vergessen:
Wenn der Rettich nicht weint
Wird er auch nicht gefressen.

Xanthippe sprach zu Sokrates:
»Du bist schon wieder blau?«
Er sprach: »Bist du auch sicher des!?«
Er gilt noch heut als Philosoph
Und sie als böse Frau.

Ypern in Flandern
1917
Mancher, der diesen Ort gesehn
Sah nie mehr einen andern.

Zwei Knaben stiegen auf eine Leiter
Der Obere war etwas gescheiter.
Der untere war etwas dumm.
Auf einmal fiel die Leiter um.

**Bertolt Brecht**

Alles Neue ist besser als alles Alte

Woher weiß ich, Genosse
Dass ein Haus, das heute gebaut ist
Einen Nutzen hat und gebraucht wird?
Und die nie gesehenen Konstruktionen
Die aus dem Straßenbild herausfallen und
Deren Zweck ich nicht kenne
Mir so sehr einleuchten?
Weil ich weiß:
Alles Neue
Ist besser als alles Alte.

Nicht wahr:
Der ein frisches Hemd anzieht
Ist ein frischer Mann?
Die Frau, die sich frisch gewaschen hat
Ist eine neue Frau.
Und neu ist
Der bei nächtelangen Versammlungen in verrauchtem Lokal
Eine neue Rede beginnt.
Alles Neue
Ist besser als alles Alte.

In den lückenhaften Statistiken
Unaufgeschnittenen Büchern, fabrikneuen Maschinen
Sehe ich die Gründe, warum ihr morgens aufsteht.
Die Männer, die auf einer Karte
In einen weißen Fleck eine neue Linie eintragen
Die Genossen, die ein Buch aufschneiden
Die fröhlichen Männer
Die in eine Maschine das erste Öl füllen
Sie sind es, die es verstehen:
Alles Neue
Ist besser als alles Alte.

Dieses oberflächliche neuerungssüchtige Gesindel
Das seine Stiefel nicht zu Ende trägt
Seine Bücher nicht ausliest
Seine Gedanken wieder vergisst
Das ist die natürliche
Hoffnung der Welt.
Und wenn sie es nicht ist
So ist alles Neue
Besser als alles Alte.

**Bertolt Brecht**

Als der Faschismus immer stärker wurde

Als der Faschismus immer stärker wurde in Deutschland
Und sogar Massen der Arbeiter ihm immer mehr zuströmten
Sagten wir uns: Unser Kampf war nicht richtig.
Durch das rote Berlin gingen frech zu vieren und fünfen
Nazis, neu uniformiert, und erschlugen uns
Die Genossen.
Aber es fielen Leute von uns und Leute des Reichsbanners.
Da sagten wir den Genossen von der SPD:
Sollen wir dulden, dass sie die Genossen erschlagen?
Kämpft mit uns in dem antifaschistischen Kampfbund!
Wir bekamen die Antwort:
Wir würden vielleicht mit euch kämpfen, aber unsere Führer
Warnen uns, roten Terror gegen den weißen zu stellen.
Täglich, sagten wir, schrieb unsere Zeitung gegen den Einzelterror
Täglich aber auch schrieb sie: wir schaffen es nur durch
Rote Einheitsfront.
Genossen, erkennt doch jetzt, dieses kleinere Übel, womit man
Jahre um Jahre von jeglichem Kampf euch fernhielt
Wird schon in nächster Zeit Duldung der Nazis bedeuten.
Doch in den Betrieben und auf allen Stempelstellen
Sahen wir den Willen zum Kampf bei den Proleten.
Auch im Osten Berlins grüßten Sozialdemokraten
Uns mit Rot Front und trugen sogar schon das Zeichen
Der antifaschistischen Aktion. Die Lokale
Waren an den Diskussionsabenden übervoll.
Und sofort wagten die Nazis
Sich bald nicht mehr einzeln durch unsere Straßen
Denn die Straßen zumindest sind unser
Wenn sie die Häuser uns rauben.

**Bertolt Brecht**

Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité

Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité
Aufwachte gegen Morgen zu
Und die Amsel hörte, wusste ich
Es besser. Schon seit geraumer Zeit
Hatte ich keine Todesfurcht mehr. Da ja nichts
Mir je fehlen kann, vorausgesetzt
Ich selber fehle. Jetzt
Gelang es mir, mich zu freuen
Alles Amselgesanges nach mir auch.

1956

aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

*Als er im Frühjahr 1956 wegen einer Grippe stationär behandelt wird, schreibt Bertolt Brecht (1898–1956) dieses Gedicht über den Umgang mit der Todesfurcht. Er zitiert dabei einige Verse aus dem Lehrgedicht „De rerum natura" des römischen Dichters Lukrez, das im 3. Buch von der Todesfurcht handelt.*

In sachlichem Gestus zieht Brecht Bilanz: Was am Ende des Lebens bleibt, fasst er nicht in politischen Begriffen oder einer aufs Soziale zielenden Rhetorik. Es geht um eine Ich-Inventur, die auch das Erlöschen der Subjektivität gelassen hinnimmt. In der Perspektive der Todesgewissheit gibt es dennoch Anlass zur Freude: Es ist die Schönheit des Amselgesanges, die den Dichter überleben wird. Mit dieser poetischen Reflexion über den Tod, die nicht Verluste, sondern Momente der Ich-Erweiterung ins Zentrum stellt, hat Brecht selbst ein Lehrgedicht geschrieben.

**Bertolt Brecht**

Als ich ins Exil gejagt wurde

Als ich ins Exil gejagt wurde
Stand in den Zeitungen des Anstreichers
Das sei, weil ich in einem Gedicht
Den Soldaten des Weltkriegs verhöhnt hätte.
Tatsächlich hatte ich im vorletzten Jahr dieses Kriegs
Als das damalige Regime, um seine Niederlage hinauszuschieben
Auch die schon zu Krüppeln Geschossenen wieder ins Feuer schickte
Neben den Greisen und den Siebzehnjährigen
In einem Gedicht beschrieben, wie
Der gefallene Soldat ausgegraben wurde und
Unter der jubelnden Beteiligung aller Volksbetrüger
Aussauger und Unterdrücker wieder
Zurück ins Feld eskortiert wurde. Jetzt
Wo sie einen neuen Weltkrieg vorbereiteten
Entschlossen, die Untaten des letzten noch zu übertreffen
Brachten sie Leute wie mich zu Zeiten um oder verjagten sie
Als Verräter
Ihrer Anschläge.

**Bertolt Brecht**
Als ich nachher von dir ging

Als ich nachher von dir ging
An dem großen Heute
Sah ich, wie ich sehn anfing
Lauter lustige Leute.

Und seit jener Abendstund
Weißt schon, die ich meine
Hab ich einen schönern Mund
Und geschicktere Beine.

Grüner ist, seit ich so fühl
Baum und Strauch und Wiese
Und das Wasser schöner kühl
Wenn ich's auf mich gieße.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*Dieser kleine Report von der Veränderung der Welt durch die Liebe stammt aus dem Jahr 1950. Bertolt Brecht (1898-1956) hat ihn zusammen mit drei weiteren Liebesliedern 1951 dem Komponisten Paul Dessau übergeben, der die Texte zu dem Zyklus „Vier Liebeslieder" zusammenstellte. In der ersten Niederschrift trug das Gedicht den Titel „Lied einer Liebenden".*

Der Blick der Liebenden auf ihre Umgebung hat sich durch die Erfahrung des intimen Zusammenseins völlig verändert. Das weibliche lyrische Ich dieses Rollengedichts erklärt, erst jetzt die Welt richtig zu sehen - diese überwältigende Erfahrung verdankt sich „jener Abendstund" mit dem namenlosen Du. Die sinnliche Gegenwärtigkeit im „großen Heute" ist das Resultat erotischer Energien. Die Intensität der erotischen Erfahrung wird dabei nur indirekt benannt - durch die Darstellung ihrer rauschhaften Folgen, nämlich der Erweiterung der Wahrnehmung.

**Bertolt Brecht**
Als ich sah, dass die Welt abgestorben war

Als ich sah, dass die Welt abgestorben war
Die Pflanzen, das Menschengeschlecht und alles übrige Getier der Oberfläche und des unteren Meergrunds
Wuchs aber ein Berg
Größer als die anderen Berge und als der Berg Himalaja
Und er benützte die ganze Welt, dass er wuchs
Und die Weisheit gab ihm einen großen Buckel und einen größeren machte die Dummheit
Das Licht verstärkte ihn, aber die Dunkelheit machte ihn noch größer
Also verwandelte die Welt sich in einen einzigen Berg, damit es von ihm heißen könne: dieser sei der größte!

**Bertolt Brecht**

An Chronos

Wir wollen nicht aus deinem Haus gehen
Wir wollen den Ofen nicht einreißen
Wir wollen den Topf auf den Ofen setzen.
Haus, Ofen und Topf kann bleiben
Und du sollst verschwinden wie der Rauch im Himmel
Den niemand zurückhält.

Wenn du dich an uns halten willst, werden wir weggehen
Wenn deine Frau weint, werden wir unsere Hüte ins Gesicht ziehen
Aber wenn sie dich holen, werden wir auf dich deuten
Und werden sagen: Das muss er sein.

Wir wissen nicht, was kommt, und haben nichts Besseres
Aber dich wollen wir nicht mehr.
Vor du nicht weg bist
Lasst uns verhängen die Fenster, dass es nicht morgen wird.

Die Städte dürfen sich ändern
Aber du darfst dich nicht ändern.
Den Steinen wollen wir zureden
Aber dich wollen wir töten
Du musst nicht leben.
Was immer wir an Lügen glauben müssen:
Du darfst nicht gewesen sein.

(So sprechen wir mit unsern Vätern.)

**Bertolt Brecht**

An die Nachgeborenen

I
Wirklich, ich lebe in finsteren Zeiten!
Das arglose Wort ist töricht. Eine glatte Stirn
Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende
Hat die furchtbare Nachricht
Nur noch nicht empfangen.

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!
Der dort ruhig über die Straße geht
Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde
Die in Not sind?

Es ist wahr: ich verdiene noch meinen Unterhalt
Aber glaubt mir: das ist nur ein Zufall. Nichts
Von dem, was ich tue, berechtigt mich dazu, mich sattzuessen.
Zufällig bin ich verschont. (Wenn mein Glück aussetzt.
Bin ich verloren.)

Man sagt mir: Iss und trink du! Sei froh, dass du hast!
Aber wie kann ich essen und trinken, wenn
Ich es dem Hungernden entreiße, was ich esse, und
Mein Glas Wasser einem Verdurstenden fehlt?
Und doch esse und trinke ich.

Ich wäre gern auch weise.
In den alten Büchern steht, was weise ist:
Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit
Ohne Furcht verbringen

Auch ohne Gewalt auskommen
Böses mit Gutem vergelten
Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen
Gilt für weise.
Alles das kann ich nicht:
Wirklich, ich lebe in finsteren Zeiten!

II
In die Städte kam ich zu der Zeit der Unordnung
Als da Hunger herrschte.
Unter die Menschen kam ich zu der Zeit des Aufruhrs
Und ich empörte mich mit ihnen.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

Mein Essen aß ich zwischen den Schlachten
Schlafen legte ich mich unter die Mörder

Der Liebe pflegte ich achtlos
Und die Natur sah ich ohne Geduld.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

Die Straßen führten in den Sumpf zu meiner Zeit.
Die Sprache verriet mich dem Schlächter.
Ich vermochte nur wenig. Aber die Herrschenden
Saßen ohne mich sicherer, das hoffte ich.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

Die Kräfte waren gering. Das Ziel
Lag in großer Ferne.
Es war deutlich sichtbar, wenn auch für mich
Kaum zu erreichen.
So verging meine Zeit
Die auf Erden mir gegeben war.

III
Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht
Auch der finsteren Zeit
Der ihr entronnen seid.

Gingen wir doch, öfter als die Schuhe die Länder wechselnd
Durch die Kriege der Klassen, verzweifelt
Wenn da nur Unrecht war und keine Empörung.

Dabei wissen wir doch:
Auch der Hass gegen die Niedrigkeit
Verzerrt die Züge.
Auch der Zorn über das Unrecht
Macht die Stimme heiser. Ach, wir
Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit
Konnten selber nicht freundlich sein.

Ihr aber, wenn es so weit sein wird
Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist"
Gedenkt unsrer
Mit Nachsicht.

**Bertolt Brecht**

An die Studenten im wiederaufgebauten Hörsaal der Universität

1
Dass ihr hier sitzen könnt: So manche Schlacht
Wurd drum gewagt. Ihr mögt sie gern vergessen.
Nur wisst: Hier haben andre schon gesessen
Die saßen über Menschen dann. Gebt acht!

2
Was immer ihr erforscht einst und erfindet
Euch wird nicht nützen, was ihr auch erkennt
So es euch nicht zu klugem Kampf verbindet
Und euch von allen Menschenfeinden trennt.

3
Vergesst nicht: mancher euresgleichen stritt
Dass ihr hier sitzen könnt und nicht mehr sie.
Und nun vergrabt euch nicht und kämpfet mit
Und lernt das Lernen und verlernt es nie!

**Bertolt Brecht**

An meine Landsleute

Ihr, die ihr überlebtet in gestorbenen Städten
Habt doch nun endlich mit euch selbst Erbarmen!
Zieht nun in neue Kriege nicht, ihr Armen
Als ob die alten nicht gelanget hätten:
Ich bitt euch, habet mit euch selbst Erbarmen!

Ihr Männer, greift zur Kelle, nicht zum Messer!
Ihr säßet unter Dächern schließlich jetzt
Hättet ihr auf das Messer nicht gesetzt
Und unter Dächern sitzt es sich doch besser.
Ich bitt euch, greift zur Kelle, nicht zum Messer!

Ihr Kinder, dass sie euch mit Krieg verschonen
Müsst ihr um Einsicht eure Eltern bitten.
Sagt laut, ihr wollt nicht in Ruinen wohnen
Und nicht das leiden, was sie selber litten:
Ihr Kinder, dass sie euch mit Krieg verschonen!

Ihr Mütter, da es euch anheimgegeben
Den Krieg zu dulden oder nicht zu dulden
Ich bitt euch, lasset eure Kinder leben!
Dass sie euch die Geburt und nicht den Tod dann schulden:
Ihr Mütter, lasset eure Kinder leben!

**Bertolt Brecht**
An R.

Geh ich zeitig in die Leere
Komm ich aus der Leere voll.
Wenn ich mit dem Nichts verkehre
Weiß ich wieder, was ich soll.

Wenn ich liebe, wenn ich fühle
Ist es eben auch Verschleiß
Aber dann, in der Kühle
Werd ich wieder heiß.

1950

*Zu den bis zum Selbstverlust aufopferungsbereiten Geliebten Bertolt Brechts (1898-1956) gehörte die dänische Schauspielerin, Regisseurin und Schriftstellerin Ruth Berlau (1906-1974), die ab 1935 den „vielsagenden Augen“ des Dichters verfallen war.*
*Im Februar 1950 verfasste Berlau das Gedicht „Die Kälte“, das von ständigen Trennungen und zunehmender Freudlosigkeit der Liebe handelt und auf den Egoismus Brechts zielte. Brecht reagierte im März 1950 mit seiner lakonischen Miniatur über die emotionale Disposition seines Alter Ego.*

Brecht dürfte diesen Achtzeiler als dialektische Pointe verstanden haben: Nur ein zeitweiliger Rückzug in die Distanz und in die „Kühle“ der Abwesenheit ermöglicht - so die Logik des lyrischen Subjekts - die Erneuerung der Liebe. Die zweite Strophe lässt auch eine direkt-sexuelle Lesart zu: Der da eben noch den „Verschleiß“ seiner Leidenschaft vermerkt hat, entdeckt nach einer gewissen Zeit des Aufenthalts in der „Leere“ und der „Kühle“ das „heiße“ Begehren wieder.

**Bertolt Brecht**

Anleitung für die Oberen

1

An dem Tag, an dem der unbekannte gefallene Soldat
Unter Kanonenschüssen beerdigt wurde
Ruhte von London bis Singapore
Mittags zur selben Zeit
Von zwölf Uhr zwei bis zwölf Uhr vier
Volle zwei Minuten lang alle Arbeit
Einzig zum Zweck der Ehrung des
Gefallenen Unbekannten Soldaten.

2

Aber trotz alledem sollte man
Vielleicht doch anordnen
Dass dem Unbekannten Arbeiter
Aus den großen Städten der bevölkerten Kontinente
Endlich eine Ehrung bereitet wird.
Irgendein Mann aus dem Netz des Verkehrs
Dessen Gesicht nicht wahrgenommen
Dessen geheimnisvolles Wesen unbeachtet
Dessen Name nicht deutlich gehört worden ist
Ein solcher Mann sollte
In unser aller Interesse
Mit einer Ehrung von Ausmaß bedacht werden
Mit einer Radioadresse
»Dem Unbekannten Arbeiter«
Und
Mit einer Arbeitsruhe der sämtlichen Menschen
Über den ganzen Planeten.

**Bertolt Brecht**

Anna hält bei Paule Leichenwache

1

Paule war gestorben
Und Anna saß dabei
Und das ganze Leben war ihr verdorben
Durch diese verfluchte Schweinerei.

2

Natürlich wurde es auch noch dazu Nacht
Der Mond war auch nicht zu vermeiden
Anna hätte das nicht von Paule gedacht
Sie war immer die vertrauensselige von beiden.

3

Es hatte sich natürlich gerächt
Wie alles im Leben
Und Paule hatte es ihr gegeben
Das war wieder von Paule echt!

4

Natürlich konnte er jetzt wieder nichts dafür!
Aber für was hatte Paule je etwas gekonnt?
So einer lebt ja für sich hin wie ein Tier!
Was morgen war, das ging schon über seinen Horizont!

5

Jetzt verzog er sich hinter seiner Leichenstarre
Beim Sichdrücken, da hatte er immer Talent!
Arme Anna! Gegen Morgen, bei einer billigen Zigarre
Gab sie für ihr Leben nicht mehr einen Cent!

**Bertolt Brecht**

Anna redet schlecht von Bidi

Eingebildet bis zum Platzen
Faul wie ein Ameisenbär
Nichts als seine Eier kratzen
Und das Maul aufreißen der.

Tabakrauchen, Zeitunglesen
Schnapsgesäuf und Billardspiel
Hundskalt und ein großes Wesen
Und kein menschliches Gefühl.

Und nichts als mit Huren lumpen
Und zum Schiffen noch zu faul.
Grinst er, sieht man seine Stumpen
Keinen Zahn hat er im Maul.

Aber der wird auch noch schauen
Dass der nicht am besten lacht
Dem wird man die Schaufel hauen
Auf den Kopf, vor wir's gedacht.

Der kommt doch auch noch gekrochen
Den trifft man noch seinerzeit.
Wo wär, wenn das ungerochen
Bleibt, da noch Gerechtigkeit?

**Bertolt Brecht**

Apfelböck oder Die Lilie auf dem Felde

1

In mildem Lichte Jakob Apfelböck
Erschlug den Vater und die Mutter sein
Und schloss sie beide in den Wäscheschrank
Und blieb im Hause übrig, er allein.

*2*

Es schwammen Wolken unterm Himmel hin
Und um sein Haus ging mild der Sommerwind
Und in dem Hause saß er selber drin
Vor sieben Tagen war es noch ein Kind.

3

Die Tage gingen und die Nacht ging auch
Und nichts war anders außer mancherlei
Bei seinen Eltern Jakob Apfelböck
Wartete einfach, komme was es sei.

4

Es bringt die Milchfrau noch die Milch ins Haus
Gerahmte Buttermilch, süß, fett und kühl.
Was er nicht trinkt, das schüttet Jakob aus
Denn Jakob Apfelböck trinkt nicht mehr viel.

5

Es bringt der Zeitungsmann die Zeitung noch
Mit schwerem Tritt ins Haus beim Abendlicht
Und wirft sie scheppernd in das Kastenloch
Doch Jakob Apfelböck, der liest sie nicht.

6

Und als die Leichen rochen durch das Haus
Da weinte Jakob und ward krank davon.
Und Jakob Apfelböck zog weinend aus
Und schlief von nun an nur auf dem Balkon.

7

Es sprach der Zeitungsmann, der täglich kam:
Was riecht hier so? Ich rieche doch Gestank.
In mildem Licht sprach Jakob Apfelböck:
Es ist die Wäsche in dem Wäscheschrank.

8

Es sprach die Milchfrau einst, die täglich kam:
Was riecht hier so? Es riecht, als wenn man stirbt!
In mildem Licht sprach Jakob Apfelböck:
Es ist das Kalbfleisch, das im Schrank verdirbt.

9

Und als sie einstens in den Schrank ihm sahn
Stand Jakob Apfelböck in mildem Licht
Und als sie fragten, warum er’s getan
Sprach Jakob Apfelböck: Ich weiß es nicht.

10

Die Milchfrau aber sprach am Tag danach:
Ob wohl das Kind einmal, früh oder spät
Ob Jakob Apfelböck wohl einmal noch
Zum Grabe seiner armen Eltern geht?

**Bertolt Brecht**

Auch der Himmel

Auch der Himmel bricht manchmal ein
Indem Sterne auf die Erde fallen.
Sie zerschlagen sie mit uns allen.
Das kann morgen sein.

**Bertolt Brecht**

Auf den Tod eines Verbrechers

1

Dieser, hör ich, wurde abberufen
Und sie trugen ihn nach dem Erkalten
In den »kleinen Keller ohne Stufen«
Aber dann blieb alles doch beim alten:
Einer nämlich ist jetzt abberufen
Aber viele bleiben uns erhalten.

2

Diesen, hör ich, sind wir losgeworden
Und er wird es nicht mehr weiter treiben
Er hat aufgehört, uns zu ermorden
Leider gibt es sonst nichts zu beschreiben.
Diesen nämlich sind wir losgeworden
Aber viele weiß ich, die uns bleiben.

**Bertolt Brecht**
Auf einen chinesischen Theewurzellöwen

Die Schlechten fürchten deine Klaue.
Die Guten freuen sich deiner Grazie.
Derlei
Hörte ich gern
Von meinem Vers.

**Bertolt Brecht**

Aus einem »Lesebuch für Städtebewohner«

Oft in der Nacht träume ich, ich kann
Meinen Unterhalt nicht mehr verdienen.
Die Tische, die ich mache, braucht
Niemand in diesem Land. Die Fischhändler sprechen
Chinesisch.

Meine nächsten Anverwandten
Schauen mir fremd ins Gesicht
Die Frau, mit der ich sieben Jahre schlief
Grüßt mich höflich im Hausflur und
Geht lächelnd
Vorbei.

Ich weiß
Dass die letzte Kammer schon leer steht
Die Möbel schon weggeräumt sind
Die Matratze schon zerschlitzt
Der Vorhang schon abgerissen ist.
Kurz, es ist alles bereit, mein
Trauriges Gesicht
Zum Erblassen zu bringen.
Die Wäsche, im Hof zum Trocknen aufgehängt
Ist meine Wäsche, ich erkenne sie gut.
Näher hinblickend, sehe ich

Allerdings
Nähte darinnen und angesetzte Stücke.
Es scheint
Ich bin ausgezogen. Jemand anderes
Wohnt jetzt hier und
Sogar in
Meiner Wäsche.

**Bertolt Brecht**

Aus keinem andern Grund

1

Wenn der Abendstern im Froste zittert
Kriechen wir in euer Holz
Hören dort den Wind von innen, igeln uns im
Kober ein: wohl denn, wir sind nicht stolz!
Warm ist warm. Und es gibt viele Tiere.
Manchmal lahmt ihr Fuß: ihr Herz lahmt nie.
Seht uns an! Glotzt nicht! Wir überfliegen
Heute nacht den Mont Cenis!

2

Keinen Wind von Bergen, Wind von Meeren
Warmen Wind und salzigen Wind!
Leichter überwintert unser Herz in Stunden
Die wir eingebrannt in Branntwein sind!
Auch kommen nachts oft sicher Fledermäuse
An euer Fenster, winters, sicher! und
Ihr macht es auf und lasst sie in die Balken
Weil es sie friert: aus keinem andern Grund.

3

Krochen frierend oft aus dem Gewässer
Zwischen salzigem Getier
Auf ein Eiland. Und die Tiere wurden besser
Wenn die Sonne warm schien. Und auch wir.
Auch haben wir oft selbst gar vielen Tieren
Quartier gegeben. An der Brust oft. Und
Wir haben nichts dabei gedacht. Wir taten's
Weil es sie fror: aus keinem andern Grund.

4

Sahen Himmel azurn, Himmel schwärzer
Als die Blattern, und sie sind
Schneller oft als eure Mütter bleich geworden
Und vergangen wie das Gras im Wind!
Sie waren schön und haben uns verlassen
Und wir verkrochen uns im Strauche und
Sagten im Schlaf zu uns, sie verblassen
Weil es Nacht wird! Aus keinem andern Grund.

5

Kannten Burschen, deren Auge heller
Als das eure war, und sie
Sind verschwunden wie die schwarzen Priemenstumpen
Die ein Saufbold in die Schwemme spie.
Auch schneiten sicher nachts an eure Fenster
Schon blässere Gesichter als die unsern und
Sie gingen morgens weiter, liefen
Weil das Spaß macht. Aus keinem andern Grund.

6

Als wir endlich stille lagen
Hörten wir Gegrunz
Und die nackten Steine fragen:

Kinder, bleibt ihr jetzt bei uns?
Wenn wir in den bittren Wässern
Noch ertrinken wie das Vieh
Sagen wir, wir überfliegen
Heute nacht den Mont Cenis.

**Bertolt Brecht**

Aus verblichenen Jugendbriefen

Aus verblichenen Jugendbriefen
Geht hervor, dass wir nicht schliefen
Eh das Morgenrot verblich.
Frühe auf den braunen Ästen
Hockten grinsend in durchnässten Hosen
Heigei, Cas und ich.

Orge im Zitronengrase
Rümpfte seine bleiche Nase
Als ein schwarzer Katholik.
Hoffart kommt zu schlimmem Ende
Sprach die Lippe, aber Bände
Sprach der tiefbewegte Blick.

Braunen Sherry in den Bäuchen
Und im Arme noch das Säuchen
Das uns nachts die Eier schliff.
Zwischen Weiden tat ein jeder
In den morgenroten Äther
Einen ungeheuren Schiff.

Ach, das ist zur gleichen Stunde
Wo ihr alle roh und hunde-
häutern den Kaffee ausschlürft
Dass der Wind mit kühlem Wehen
Ein paar weingefüllte Krähen
In die kalten Häuser wirft.

**Bertolt Brecht**

Auslassungen eines Märtyrers

Ich z. B. spiele Billard in der Bodenkammer
Wo die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist und pisst.
Meine Mutter sagt jeden Tag: Es ist ein Jammer
Wenn ein erwachsener Mensch so ist

Und so etwas sagt, wo ein anderer Mensch nicht an so etwas denkt.
Bei der Wäsche, das ist schon krankhaft, so was macht ein Pornografist!
Aber wie mir dieses Blattvordenmundnehmen zum Hals heraushängt
Und ich sage zu meiner Mutter: Was kann denn ich dafür, dass die Wäsche so ist!

Dann sagt sie: So etwas nimmt man nicht in den Mund, nur ein Schwein
Dann sage ich: Ich nehme es ja nicht in den Mund
Und: Dem Reinen ist alles rein
Das ist doch ganz natürlich, wenn einer sein Wasser lässt, das tut doch jeder Hund.

Aber dann weint sie natürlich und sagt: Von der Wäsche! Und ich brächte sie noch unter die Erde
Und der Tag werde noch kommen, wo ich sie werde mit den Nägeln auskratzen wollen
Aber dann sei es zu spät, und dass ich es noch merken werde
Was ich an ihr gehabt habe, aber das hätte ich dann früher bedenken sollen.

Da kannst du nur weggehen und deine Erbitterung niederschlucken
Wenn mit solchen Waffen gekämpft wird, und rauchen, bis du wieder auf der Höhe bist.
Dann sollen sie eben nichts von der Wahrheit in den Katechismus drucken
Wenn man nicht sagen darf, was ist.

**Bertolt Brecht**

Ausschließlich wegen der zunehmenden Unordnung

Ausschließlich wegen der zunehmenden Unordnung
In unseren Städten des Klassenkampfs
Haben etliche von uns in diesen Jahren beschlossen
Nicht mehr zu reden von Hafenstädten, Schnee auf den Dächern, Frauen
Geruch reifer Äpfel im Keller, Empfindungen des Fleisches
All dem, was den Menschen rund macht und menschlich
Sondern zu reden nur mehr von der Unordnung
Also einseitig zu werden, dürr, verstrickt in die Geschäfte
Der Politik und das trockene »unwürdige« Vokabular
Der dialektischen Ökonomie
Damit nicht dieses furchtbare gedrängte Zusammensein
Von Schneefällen (sie sind nicht nur kalt, wir wissen’s)
Ausbeutung, verlocktem Fleisch und Klassenjustiz eine Billigung
So vielseitiger Welt in uns erzeuge, Lust an
Den Widersprüchen solch blutigen Lebens
Ihr verstellt.

**Bertolt Brecht**

Außer diesem Stern

Außer diesem Stern, dachte ich, ist nichts und er
Ist so verwüstet.
Er allein ist unsere Zuflucht und die
Sieht so aus.

**Bertolt Brecht**

Ballade auf vielen Schiffen

1

Brackwasser ist braun, und die alten Schaluppen
Liegen dick und krebsig darin herum.
Mit Laken, einst weiß, jetzt wie kotige Hemden
Am verkommenen Mast, der verfault ist und krumm.
Die Wassersucht treibt die verschwammten
Leiber Sie wissen nicht mehr, wie das Segeln tut.
Bei Mondlicht und Wind, Aborte der Möwen
Schaukeln sie faul auf der Salzwasserflut.

2

Wer alles verließ sie? Es ziemt nicht zu zählen
Jedenfalls sind sie fort und ihr Kaufbrief verjährt
Doch kommt es noch vor, dass einer sich findet
Der nach nichts mehr fragt und auf ihnen fährt.
Er hat keinen Hut, er kommt nackt geschwommen
Er hat kein Gesicht mehr, er hat zuviel Haut!
Selbst dies Schiff erschauert noch vor seinem Grinsen
Wenn er von oben seiner Spur im Kielwasser nachschaut.

3

Denn er ist nicht alleine gekommen
Aus dem Himmel nicht, Haie hat er dabei!
Haie sind mit ihm den Weg hergeschwommen
Und sie wohnen bei ihm, wo immer er sei.
So stellt er sich ein, der letzte Verführer
So finden sie sich im Vormittagslicht
Und von andern Schiffen löst schwankend sich ein Schiff
Das vor Angst Wasser lässt und vor Reu Salz erbricht.

4

Er schneidet sein letztes Segel zur Jacke
Er schöpft seinen Mittagsfisch aus der See
Er liegt in der Sonne und badet am Abend
In des Schiffsrumpfs Wasser reinlich seinen Zeh.
Mitunter aufschauend zum milchigen Himmel
Gewahrt er Möwen. Die fängt er mit Schlingen aus Tang.
Mit denen füttert er abends die Haie
Und vertröstet sie so manche Woche lang.

5

Oh, während er kreuzt in den Ostpassatwinden!
Er liegt in den Tauen: verfaulend, ein Aal
Und die Haie hören ihn oft einen Song singen
Und sie sagen: er singt einen Song am Marterpfahl.
Doch an einem Abend im Monat Oktober
Nach einem Tage ohne Gesang
Erscheint er am Heck, und sie hören ihn reden
Und was sagt er? »Morgen ist Untergang.«

6

Und in folgender Nacht, er liegt in den Tauen
Er liegt und er schläft; denn er ist es gewohnt
Da fühlt er: ein neues Schiff ist gekommen

Und er schaut hinab, und da liegt es im Mond.
Und er nimmt sich ein Herz und steigt grinsend hinüber
Er schaut sich nicht um, er kämmt sich sein Haar
Dass er schön ist. Was macht es, dass diese Geliebte
Schlechter als jene Geliebte war?
7
Nichts. Er steht noch einige Zeit an der Bordwand
Und schaut, und es ist ihm vergönnt zu schaun
Wie das Schiff jetzt sinkt, das ihm Heimat und Bett war
Und er sieht ein paar Haie zwischen den Tau'n . . .
8
So lebt er weiter, den Wind in den Augen
Auf immer schlechteren Schiffen fort
Auf vielen Schiffen, schon halb im Wasser
Und mondweis wechselt er seinen Abort.
Ohne Hut und nackt und mit eigenen Haien.
Er kennt seine Welt. Er hat sie gesehn.
Er hat eine Lust in sich: zu versaufen
Und er hat eine Lust: nicht unterzugehn.

**Bertolt Brecht**

Ballade vom Herrn Aigihn

Und sie stellten ihm ein Schaff an den Herd
Und er wusch drin seinen Fuß
Und er dachte: was ist das wohl alles wert
Was ich abarbeiten muss?

Und als sie ihm öffneten die Tür
Hielt er seine Knarre fest.

Sie schlugen ihn nicht und sie plagten ihn nicht
Sie forderten nicht seinen Pass
Sie zweifelten nicht. Sie fragten ihn nicht.
Er dachte: wo bleibt ihr Hass?

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

Ballade vom Mazeppa

1

Mit eigenem Strick verstrickt dem eigenen Pferde
Sie schnürten ihn Rücken an Rücken dem Ross
Das wild aufwiehernd über heimatliche Erde
Gehetzt in den dunkelnden Abend hinschoss.

2

Sie schnürten ihn so, dass den Gaul der Verstrickte
Im Schmerz noch aufpeitschte durch sinnloses Zerrn
Und so, dass er nichts, nur den Himmel erblickte
Der dunkler ward, weiter ward, ferner als fern.

3

Wohl trug ihn der Gaul vor der hetzenden Meute
Blind und verzweifelt und treu wie ein Weib
Ihm riss er, je mehr seine Feinde er scheute
Tiefer den Strick im blutwässrigen Leib.

4

Auch füllte sich abends dann seltsam der Himmel
Mit fremdem Gevögel: Kräh und Geier, die mit
Lautlosem Flug in dunklem Gewimmel
Im Äther verfolgten den keuchenden Ritt.

5

Drei Tage trug ihn der fleischerne Teller
Wiehernd hinab an den ewigen Start
Wo der Himmel bald dunkler und wo er bald heller
Doch immer unermesslicher ward.

6

Drei Tage immer gehetzter und schneller
Drei Ewigkeiten lang war die Fahrt
Wo der Himmel bald dunkler und wo er bald heller
Doch immer unermesslicher ward.

7

Drei Tage will er zum Sterben sich strecken
Er kann’s nicht im Flug zwischen Himmel und Gras
Und die Geier lauern schon auf sein Verrecken
Und sehnen sich wild auf das lebende Aas.

8

Drei Tage, bis seine Stricke sich sträubten -
Grün war der Himmel, und braun war das Gras!
Ach! es rauften wohl immer zu seinen Häupten
Kräh und Geier sich schon um das lebende Aas!

9

Und ritt er schneller, sie folgten ihm gerne.
Und schrie er lauter, sie schrien mit.
Beschattend die Sonn und beschattend die Sterne
Verfolgten sie seinen keuchenden Ritt.

10

Drei Tage, dann musste alles sich zeigen:
Erde gibt Schweigen und Himmel gibt Ruh.
Einer ritt aus mit dem, was ihm zu eigen:

Mit Erde und Pferd, mit Langmut und Schweigen
Dann kamen noch Himmel und Geier dazu.

11

Drei Tage lang ritt er durch Abend und Morgen
Bis er alt genug war, dass er nicht mehr litt
Als er gerettet ins große Geborgen
Todmüd in die ewige Ruhe einritt.

**Bertolt Brecht**

Ballade vom Stahlhelm
*(Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter)*

Noch erdröhnte der Krieg in Flandern
Schon in Russland aufgestanden
War das Proletariat.
Und mit Stahlhelm und Kanone
Zogen Wilhelms Bataillone
Gen das rote Leningrad.

Ein Kontrakt ward aufgeschrieben
Dass in Russland sollte sieben
Tag marschieren kein Soldat.
Schon fuhr Trotzki froh nach Hause
Brachte mit die Atempause
Für das Proletariat.

Doch zu Brest-Litowsk in Polen
Schlug (ihn soll der Teufel holen)
General Hoffmann auf den Tisch.
Und er hat sogleich geboten
Dass man sollt vertilgen die Roten
Und der Krieg begann von frisch.

Und in endelosen Wogen
Kamen Stahlhelme gezogen
Gen das rote Leningrad.
Als drei Monat warn verflossen
Mussten sie die Hände lassen
Von dem Proletariat.

Nichts half Stahlhelm und Kanone
Und die weißen Bataillone
Kamen nie bis Leningrad.

Nie hält Stahlhelm und Kanone
Halten weiße Bataillone
Auf der Weltgeschichte Rad.

**Bertolt Brecht**

Ballade vom Tod der Anna Gewölkegesicht

1

Sieben Jahre vergingen. Mit Kirsch und Wacholder
Spült er ihr Antlitz aus seinem Gehirn
Und das Loch in der Luft wurde schwärzer und voll der
Sintflut von Schnäpsen war leer dies Gehirn.

2

Mit Kirsch und Tabak, mit Orgeln und Orgien:
Wie war ihr Gesicht, als sie wegwich von hier?
Wie war ihr Gesicht? Es verschwamm in den Wolken?
He, Gesicht! Und er sah dieses weiße Papier!

3

Wohin immer er fuhr, an vielmal viel Küsten!
(Er fuhr nicht wohin bloß wie du und ich!)
Ihm schrie eine Stimme weiß über den Wassern
Eine Stimme, der ihre Lippe verblich ...

4

Einmal sieht er noch ihr Gesicht: in der Wolke!
Es verblasste schon sehr. Da er allzu lang blieb ...
Einmal hörte er noch, fern im Wind, ihre Stimme
Sehr weit in dem Wind, in dem die Wolke hintrieb ...

5

Aber in späteren Jahren verblieben
Ihm nur mehr Wolke und Wind, und die
Fingen an zu schweigen wie jene
Und fingen an zu vergehen wie sie.

6

Oh, wenn er durchnässt von den salzigen Wässern
Von wilden Winden die wilden Hände zerfleischt
Hinunterschwimmt, vernimmt er als letztes
Eine Möwe, die über den Segeln noch kreischt!

7

Von den grünen Bitternissen, den Winden
Den fliegenden Himmeln, dem leuchtenden Schnee
Und Kirsch und Tabak und Orgeln blieb nichts mehr
Als ein Kreischen in Luft und ein Salzschlücklein See.

8

Aber immer zu jenen hinwelkenden Hügeln
In den weißen Winden des wilden April
Fliegen wie Wolken die blässeren Wünsche:
Ein Gesicht vergeht. Und ein Mund wird still.

**Bertolt Brecht**

Ballade vom Tropfen auf den heißen Stein

1

Der Sommer kommt, und der Himmel des Sommers
Leuchtet auch euch.
Das Wasser ist warm, und im warmen Wasser
Liegt auch ihr.
Auf den grünen Wiesen habt ihr
Eure Zelte aufgeschlagen. Die Straßen
Hörten euren Gesang. Der Wald
Nimmt euch auf. Also
　Ist das Elend aus? Trat die Besserung ein?
　Ist für euch gesorgt? Könnt ihr ruhig sein?
　Wird also eure Welt schon besser? Nein:
　Das ist der Tropfen auf den heißen Stein.

2

Der Wald hat Ausgestoßene aufgenommen. Der schöne Himmel
Bescheint Aussichtslose. Die in sommerlichen Zelten
Wohnen, haben sonst kein Obdach. Die im warmen Wasser liegen
Haben nicht gegessen. Die
Auf den Straßen marschieren, setzten nur
Ihren unaufhörlichen Marsch nach Arbeit fort.
　Das Elend ist nicht aus. Die Besserung trat nicht ein.
　Für euch ist nicht gesorgt. Ihr könnt nicht ruhig sein.
　Wird also eure Welt so besser? Nein:
　‘s ist nur der Tropfen auf den heißen Stein.

3

Werdet ihr euch begnügen mit dem leuchtenden Himmel?
Wird das warme Wasser euch nicht mehr hergeben?
Wird der Wald euch behalten?
Werdet ihr abgespeist? Werdet ihr getröstet?
Die Welt wartet auf eure Forderungen
　Sie braucht eure Unzufriedenheit, eure Vorschläge.
　Die Welt schaut auf euch mit ihrer letzten Hoffnung.
　Ihr dürft nicht lange mehr zufrieden sein
　Mit solchem Tropfen auf den heißen Stein.

**Bertolt Brecht**

Ballade vom Weib und dem Soldaten

Das Schießgewehr schießt, und das Spießmesser spießt
Und das Wasser frisst auf, die drin waten.
Was könnt ihr gegen Eis? Bleibt weg, ‘s ist nicht weis’!
Sagte das Weib zum Soldaten.

Doch der Soldat mit der Kugel im Lauf
Hörte die Trommel und lachte darauf:
Marschieren kann nimmermehr schaden!
Hinab nach dem Süden, nach dem Norden hinauf
Und das Messer fängt er mit Händen auf!
Sagten zum Weib die Soldaten.

Ach, bitter bereut, wer des Weisen Rat scheut
Und vom Alter sich nicht lässt beraten.
Ach, zu hoch nicht hinaus, es geht übel aus!
Sagte das Weib zum Soldaten.

Doch der Soldat mit dem Messer im Gurt
Lacht’ ihr kalt ins Gesicht und ging über die Furt
Was konnte das Wasser ihm schaden?
Wenn weiß der Mond überm Schindeldach steht
Kommen wir wieder; nimm’s auf ins Gebet!
Sagten zum Weib die Soldaten.

Ihr vergeht wie der Rauch, und die Wärme geht auch
Und uns wärmen nicht eure Taten!
Ach, wie schnell geht der Rauch! Gott behüte ihn auch!
Sagte das Weib vom Soldaten.

Und der Soldat mit dem Messer im Gurt
Sank hin mit dem Spieß, und mit riss ihn die Furt
Und das Wasser fraß auf, die drin waten.
Kühl stand der Mond überm Schindeldach weiß
Doch der Soldat trieb hinab mit dem Eis
Und was sagten dem Weib die Soldaten?

Er verging wie der Rauch, und die Wärme ging auch
Und es wärmten sie nicht seine Taten.
Ach, bitter bereut, wer des Weisen Rat scheut!
Sagte das Weib den Soldaten.

**Bertolt Brecht**

Ballade von den Abenteurern

1

Von Sonne krank und ganz von Regen zerfressen
Geraubten Lorbeer im zerrauften Haar
Hat er seine ganze Jugend, nur nicht ihre Träume vergessen
Lange das Dach, nie den Himmel, der drüber war.

2

O ihr, die ihr aus Himmel und Hölle vertrieben
Ihr Mörder, denen viel Leides geschah
Warum seid ihr nicht im Schoß eurer Mütter geblieben
Wo es stille war und man schlief und war da?

3

Er aber sucht noch in absinthenen Meeren
Wenn ihn schon seine Mutter vergisst
Grinsend und fluchend und zuweilen nicht ohne Zähren
Immer das Land, wo es besser zu leben ist.

4

Schlendernd durch Höllen und gepeitscht durch Paradiese
Still und grinsend, vergehenden Gesichts
Träumt er gelegentlich von einer kleinen Wiese
Mit blauem Himmel drüber und sonst nichts.

**Bertolt Brecht**

Ballade von den Geheimnissen jedweden Mannes

1

Jeder weiß, was ein Mann ist. Er hat einen Namen.
Er geht auf der Straße. Er sitzt in der Bar.
Sein Gesicht könnt ihr sehn, seine Stimm könnt ihr hören
Und ein Weib wusch sein Hemd und ein Weib kämmt sein Haar.
    Aber schlagt ihn tot, es ist nicht schad
    Wenn er niemals mehr mit Haut und Haar
    Als der Täter seiner Schandtat war
    Und der Täter seiner guten Tat.

2

Und der Fleck ohne Haut auf der Brust, oh, den kennen
Sie auch und die Bisse an seinem Hals:
Die weiß, die sie biss, und sie wird es dir sagen
Und dem Mann, der die Haut hat: für den Fleck hat sie Salz!
    Aber salzt ihn ein, es ist nicht schad
    Wenn er weint, oh, werft ihn auf den Mist
    Vor er euch schnell noch sagt, wer er ist.
    Macht ihn stumm, wenn er um Schweigen bat!

3

Und doch hat er was auf dem Grund seines Herzens
Und das weiß kein Freund und nicht einmal sein Feind
Und sein Engel nicht und er selbst nicht, und einstmals
Wenn ihr weint, wenn er stirbt: das ist's nicht, dass ihr weint.
    Und vergesst ihr ihn, es ist nicht schad
    Denn ihr seid betrogen ganz und gar
    Weil er niemals, den ihr kanntet, war
    Und der Täter nicht nur seiner Tat.

4

Oh, der kindlich sein Brot mit den erdigen Händen
In die Zähne schiebt und es lachend zerkaut:
Die Tiere erbleichten vorm Haifischblicke
Dieser eigentümlichen Augapfelhaut!
    Aber lacht mit ihm und seid ihm gut!
    Lasst ihn leben, helft ihm etwas auf!
    Ach, er ist nicht gut, verlasst euch drauf
    Doch ihr wisst nicht, was man euch noch tut!

5

Ihr, die ihr ihn werft in die schmutzgelben Meere
Ihr, die ihr in schwarze Erde ihn grabt:
In dem Sack schwimmt mehr, als ihr wisst, zu den Fischen
Und im Boden fault mehr, als ihr eingescharrt habt.
    Aber grabt nur ein, es ist nicht schad!
    Denn das Gras, das er nicht einmal sah
    Als er es zertrat, war für den Stier nicht da.
    Und der Täter lebt nicht für die Tat!

**Bertolt Brecht**

Ballade von den Seeräubern

1

Von Branntwein toll und Finsternissen!
Von unerhörten Güssen nass!
Vom Frost eisweißer Nacht zerrissen!
Im Mastkorb, von Gesichten blass!
Von Sonne nackt gebrannt und krank!
(Die hatten sie im Winter lieb)
Aus Hunger, Fieber und Gestank
Sang alles, was noch übrigblieb:
  O Himmel, strahlender Azur!
  Enormer Wind, die Segel bläh!
  Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
  Lasst uns um Sankt Marie die See!

2

Kein Weizenfeld mit milden Winden
Selbst keine Schenke mit Musik
Kein Tanz mit Weibern und Absinthen
Kein Kartenspiel hielt sie zurück.
Sie hatten vor dem Knall das Zanken
Vor Mitternacht die Weiber satt:
Sie lieben nur verfaulte Planken
Ihr Schiff, das keine Heimat hat.
  O Himmel, strahlender Azur!
  Enormer Wind, die Segel bläh!
  Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
  Lasst uns um Sankt Marie die See!

3

Mit seinen Ratten, seinen Löchern
Mit seiner Pest, mit Haut und Haar
Sie fluchten wüst darauf beim Bechern
Und liebten es, so wie es war.
Sie knoten sich mit ihren Haaren
Im Sturm in seinem Mastwerk fest:
Sie würden nur zum Himmel fahren
Wenn man dort Schiffe fahren lässt.
  O Himmel, strahlender Azur!
  Enormer Wind, die Segel bläh!
  Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
  Lasst uns um Sankt Marie die See!

4

Sie häufen Seide, schöne Steine
Und Gold in ihr verfaultes Holz
Sie sind auf die geraubten Weine
In ihren wüsten Mägen stolz.
Um dürren Leib riecht toter Dschunken
Seide glühbunt nach Prozession
Doch sie zerstechen sich betrunken
Im Zank um einen Lampion.
  O Himmel, strahlender Azur!

Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

5

Sie morden kalt und ohne Hassen
Was ihnen in die Zähne springt
Sie würgen Gurgeln so gelassen
Wie man ein Tau ins Mastwerk schlingt.
Sie trinken Sprit bei Leichenwachen
Nachts torkeln trunken sie in See
Und die, die übrigbleiben, lachen
Und winken mit der kleinen Zeh:
O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

6

Vor violetten Horizonten
Still unter bleichem Mond im Eis
Bei schwarzer Nacht in Frühjahrsmonden
Wo keiner von dem andern weiß
Sie lauern wolfgleich in den Sparren
Und treiben funkeläugig Mord
Und singen, um nicht zu erstarren
Wie Kinder, trommelnd im Abort:
O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

7

Sie tragen ihren Bauch zum Fressen
Auf fremde Schiffe wie nach Haus
Und strecken selig im Vergessen
Ihn auf die fremden Frauen aus.
Sie leben schön wie noble Tiere
Im weichen Wind, im trunknen Blau!
Und oft besteigen sieben Stiere
Eine geraubte fremde Frau.
O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

8

Wenn man viel Tanz in müden Beinen
Und Sprit in satten Bäuchen hat
Mag Mond und zugleich Sonne scheinen:
Man hat Gesang und Messer satt.
Die hellen Sternennächte schaukeln
Sie mit Musik in süße Ruh
Und mit geblähten Segeln gaukeln
Sie unbekannten Meeren zu.

O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

9

Doch eines Abends im Aprile
Der keine Sterne für sie hat
Hat sie das Meer in aller Stille
Auf einmal plötzlich selber satt.
Der große Himmel, den sie lieben
Hüllt still in Rauch die Sternensicht
Und die geliebten Winde schieben
Die Wolken in das milde Licht.

O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

10

Der leichte Wind des Mittags fächelt
Sie anfangs spielend in die Nacht
Und der Azur des Abends lächelt
Noch einmal über schwarzem Schacht.
Sie fühlen noch, wie voll Erbarmen
Das Meer mit ihnen heute wacht
Dann nimmt der Wind sie in die Arme
Und tötet sie vor Mitternacht.

O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

11

Noch einmal schmeißt die letzte Welle
Zum Himmel das verfluchte Schiff
Und da, in ihrer letzten Helle
Erkennen sie das große Riff.
Und ganz zuletzt in höchsten Masten
War es, weil Sturm so gar laut schrie
Als ob sie, die zur Hölle rasten
Noch einmal sangen, laut wie nie:

O Himmel, strahlender Azur!
Enormer Wind, die Segel bläh!
Lasst Wind und Himmel fahren! Nur
Lasst uns um Sankt Marie die See!

**Bertolt Brecht**

Ballade von den Selbsthelfern

1

Noch sitzen sie rauchend da
Im grünen Strandgesträuch
Da wird schon ihr Himmel
Verkümmert und bleich.

2

Sie haben mit Branntwein wohl
Ihr Herze kühn gemacht?
Da sehen sie staunend
Die Schwärze der Nacht.

3

Sie trinken? Sie lachen noch?
Gelächter steigt wie Rauch
Und plötzlich, verrückt, hängt
Der Mond rot im Strauch.

4

Ihr Himmel verbleicht wohl schon?
Wie schnell es doch geschah!
Ihr Tag ist schon nicht mehr
Und sie sind noch da?

5

Sie wiehern wohl immer noch?
»Selbst hilft sich der Mann?«
Da weht sie ein Hauch an
Vom morschenden Tann:

6

Die trostlosen Winde wehn
Die Welt hat sie satt!
Und schweigend verlässt sie
Der Abend im Watt.

**Bertolt Brecht**

Ballade von der alten Frau

Sie hat sich montags noch einmal erhoben
Man hätt es ihr fast nicht mehr zugetraut
Die Grippe war für sie ein Wink von oben
Sie ist seit Herbst schon nur noch Bein und Haut.

Sie hat zwei Tage nur noch Schleim erbrochen
Und war noch, als sie aufstand, weiß wie Schnee
Versehen war sie ja auch schon seit Wochen
Sie trank ja auch schon nichts mehr als Kaffee.

Jetzt stand sie ja noch einmal auf vom Tode
Es war doch noch zu früh, das Sterbesakrament
Sie hätte sich von ihrer Nusskommode
Ja doch recht ungern diesmal schon getrennt.

Wenn auch der Wurm schon drin ist, so ein altes
Stück wächst ans Herz. Sie hätte es direkt
Vermisst, wie man so sagt. Nun, Gott erhalt es.
Sie hat jetzt noch mal Brombeern eingeweckt.

Auch hat sie sich die Zähne richten lassen.
Man isst ganz anders, wenn man Zähne hat
Man legt sie nachts bequem in Kaffeetassen
Und hat sie morgens immer in die Stadt.

Sie hat auch einen Brief von ihren Kindern
Sie stehn von nun an ganz in Gottes Hand
Sie wird mit Gott noch einmal überwintern
Das schwarze Kleid ist auch noch gut im Stand.

**Bertolt Brecht**

Ballade von der Freundschaft

1

Wie zwei Kürbisse abwärts schwimmen
Verfault, doch an einem Stiel
In gelben Flüssen: sie trieben
Mit Karten und Worten ihr Spiel.
Und sie schossen nach den gelben Monden
Und sie liebten sich und sahn nicht hin:
    Blieben sie vereint in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

2

In den grünen harten Gesträuchern
Wenn der Himmel bewölkt war, der Hund
Sie hingen wie ranzige Datteln
Einander sanft in den Mund.
Und auch später, wenn die Zähne ihnen
Aus den Kiefern fieln, sie sahen nicht hin:
    Blieben doch vereint in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

3

In den kleinen räudigen Häusern
Befriedigten sie ihren Leib
Und im Dschungel, wenn daran Not war
Hinterm Strauch bei dem gleichen Weib.
Doch am Morgen wuschen sie die Hemden
Gingen Arm in Arm fort, Knie an Knien
    Vereint sie in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

4

Als es kälter auf Erden wurde
Dach fehlte und Zeitvertreib
Unter anderen Schlingpflanzen lagen
Umschlungen sie da, Leib an Leib.
Wenn sie reden in den Sternennächten
Hören sie mitunter nicht mehr hin:
    Vereint sie in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

5

Aber einmal kam jene Insel
Manchen Mond wohnten beide sie dort
Und als sie fort wollten beide
Konnte einer nimmer mit fort.
Und sie sahn nach Wind und Flut und Schiffen
Aber niemals nach dem andern hin
    Vereint sie in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

6

»Fahr du, Kamerad, denn ich kann nicht.
Mich frisst die Salzflut entzwei
Hier kann ich noch etwas liegen

Eine Woche noch oder zwei.«
Und ein Mann liegt krank am Wasser
Und blickt stumm zu einem Manne hin
    Der ihm einst vereint in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

7

»Ich liege hier gut! Fahr zu, Kamerad!«
»Lass es sein, Kamerad, es hat Zeit!«
»Wenn der Regen kommt und du bist nicht fort
Faulen wir nur zu zweit!«
Und ein Hemd weht, und im Salzwind steht ein
Mann und blickt aufs Wasser hin und ihn
    Der ihm einst vereint in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

8

Und jetzt kam der Tag, wo sie schieden.
Die Dattel spuck aus, die verdorrt!
Oft sahen sie nachts nach dem Winde
Und am Morgen ging einer fort.
Gingen noch zu zweit in frischen Hemden
Arm in Arm und rauchend, Knie an Knien
    Vereint sie in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

9

»Kamerad, der Wind geht ins Segel!«
»Der Wind geht bis morgen früh!«
»Kamerad, ich bitte dich, binde
Mir dort an den Baum meine Knie!«
Und der andre Mann band rauchend fest ihn
Mit dem Strick am Baume ihn
    Der ihm einst vereint in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

10

»Kamerad, vor dem Mond sind schon Wolken!«
»Der Wind treibt sie weg, es hat Zeit.«
»Kamerad, ich sehe dir nach noch:
Von dem Baum aus sieht man weit.«
Und nach Tagen, als der Strick durchbissen
Schaut er immer noch aufs Wasser hin
    In den wenigen und letzten Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

11

Aber jener, in vielen Wochen
Auf dem Meer, bei der Frau, im Gesträuch:
Es verblassen viele Himmel
Doch der Mann am Baum wird nicht bleich:
Die Gespräche in den Sternennächten
Arm in Arm und rauchend, Knie an Knien
    Die sie stets vereint, in vielen Nächten
    Und auch: wenn die Sonne schien.

**Bertolt Brecht**

Ballade von der Hanna Cash

1

Mit dem Rock von Kattun und dem gelben Tuch
Und den Augen der schwarzen Seen
Ohne Geld und Talent und doch mit genug
Vom Schwarzhaar, das sie offen trug
Bis zu den schwärzeren Zeh'n:
    Das war die Hanna Cash, mein Kind
    Die die »Gentlemen« eingeseift
    Die kam mit dem Wind und ging mit dem Wind
    Der in die Savannen läuft.

2

Die hatte keine Schuhe und die hatte auch kein Hemd
Und die konnte auch keine Choräle!
Und sie war wie eine Katze in die große Stadt geschwemmt
Eine kleine graue Katze zwischen Hölzer eingeklemmt
Zwischen Leichen in die schwarzen Kanäle.
    Sie wusch die Gläser vom Absinth
    Doch nie sich selber rein
    Und doch muss die Hanna Cash, mein Kind
    Auch rein gewesen sein.

3

Und sie kam eines Nachts in die Seemannsbar
Mit den Augen der schwarzen Seen
Und traf J. Kent mit dem Maulwurfshaar
Den Messerjack aus der Seemannsbar
Und der ließ sie mit sich gehn!
    Und wenn der wüste Kent den Grind
    Sich kratzte und blinzelte
    Dann spürt die Hanna Cash, mein Kind
    Den Blick bis in die Zeh.

4

Sie »kamen sich näher« zwischen Wild und Fisch
Und »gingen vereint durchs Leben«
Sie hatten kein Bett und sie hatten keinen Tisch
Und sie hatten selber nicht Wild noch Fisch
Und keinen Namen für die Kinder.
    Doch ob Schneewind pfeift, ob Regen rinnt
    Ersöff auch die Savann
    Es bleibt die Hanna Cash, mein Kind
    Bei ihrem lieben Mann.

5

Der Sheriff sagt, dass er ein Schurke sei
Und die Milchfrau sagt: er geht krumm.
Sie aber sagt: Was ist dabei?
Es ist mein Mann. Und sie war so frei
Und blieb bei ihm. Darum.
    Und wenn er hinkt und wenn er spinnt
    Und wenn er ihr Schläge gibt:
    Es fragt die Hanna Cash, mein Kind

Doch nur: ob sie ihn liebt.
6
Kein Dach war da, wo die Wiege war
Und die Schläge schlugen die Eltern.
Die gingen zusammen Jahr für Jahr
Aus der Asphaltstadt in die Wälder gar
Und in die Savann aus den Wäldern.
Solang man geht in Schnee und Wind
Bis dass man nicht mehr kann
So lang ging die Hanna Cash, mein Kind
Nun mal mit ihrem Mann.
7
Kein Kleid war arm, wie das ihre war
Und es gab keinen Sonntag für sie
Keinen Ausflug zu dritt in die Kirschtortenbar
Und keinen Weizenfladen im Kar
Und keine Mundharmonie.
Und war jeder Tag, wie alle sind
Und gab's kein Sonnenlicht:
Es hatte die Hanna Cash, mein Kind
Die Sonn stets im Gesicht.
8
Er stahl wohl die Fische, und Salz stahl sie.
So war's. »Das Leben ist schwer.«
Und wenn sie die Fische kochte, sieh:
So sagten die Kinder auf seinem Knie
Den Katechismus her.
Durch fünfzig Jahr in Nacht und Wind
Sie schliefen in einem Bett.
Das war die Hanna Cash, mein Kind
Gott mach's ihr einmal wett.

**Bertolt Brecht**

Ballade von der Höllenlili

1

Wenn ich in der Hölle brenne
Wer sich davon was verspricht -
Ob nun ‘ne besoffne Henne
Mehr verbrannt wird oder nicht -
Kurz und schlicht:
Schließlich ist das doch erst morgen
Morgen, das sind keine Sorgen
Morgen interessiert mich nicht
(Und mit morgen könnt ihr mich!)
Ein Rat für morgen ist kein Rat
Jeder bereut morgen, was er heut tat
Jeder verreckt daran früh oder spat
Doch um wen ist’s schon schad?
(Und mit morgen könnt ihr mich!)

2

Aber solltet ihr doch meinen
Dass ihr zuviel für mich tut
Ja, es könnte nur so scheinen
Und mir geht’s gar nicht so gut -
Kurz und schlicht:
Macht euch da nur keine Sorgen
Glaubt mir: ihr besorgt mir’s morgen
Nur: das interessiert mich nicht
(Denn mit morgen könnt ihr mich!)
Ein Rat für morgen ist kein Rat
Jeder bereut morgen, was er heut tat
Jeder verreckt daran früh oder spat
Doch um wen ist’s schon schad?
(Und mit morgen könnt ihr mich!)

3

Wenn ich meine Spesen nenne
Vor dem ewigen Gericht
Fragt sich’s, ob ich dann noch brenne
Vielleicht brenne ich auch nicht -
Kurz und schlicht:
Wie gesagt, das ist erst morgen
Morgen, das sind keine Sorgen
Morgen interessiert mich nicht
(Und mit morgen könnt ihr mich!)
Ein Rat für morgen ist kein Rat
Jeder bereut morgen, was er heut tat
Jeder verreckt daran früh oder spat
Doch um wen ist’s schon schad?
(Und mit morgen könnt ihr mich!)

**Bertolt Brecht**

Ballade Von der Judenhure Marie Sanders

1
In Nürnberg machten sie ein Gesetz,
Darüber weinte manches Weib, das
Mit dem falschen Mann im Bett lag.
»Das Fleisch schlägt auf in den Vorstädten,
Die Trommeln schlagen mit Macht,
Gott im Himmel, wenn sie etwas vorhätten,
Wäre es heute nacht.«

2
Marie Sanders, dein Geliebter
Hat zu schwarzes Haar.
Besser, du bist heute zu ihm nicht mehr
Wie du zu ihm gestern warst.
»Das Fleisch schlägt auf in den Vorstädten,
Die Trommeln schlagen mit Macht,
Gott im Himmel, wenn sie etwas vorhätten,
Wäre es heute nacht.«

3
Mutter, gib mir den Schlüssel,
Es ist alles halb so schlimm.
Der Mond sieht aus wie immer.
»Das Fleisch schlägt auf in den Vorstädten,
Die Trommeln schlagen mit Macht,
Gott im Himmel, wenn sie etwas vorhätten,
Wäre es heute nacht.«

4
Eines Morgens, früh um neun Uhr,
Fuhr sie durch die Stadt
Im Hemd, um den Hals ein Schild, das Haar geschoren.
Die Gasse johlte. Sie
Blickte kalt.
»Das Fleisch schlägt auf in den Vorstädten,
Der Streicher spricht heute nacht.
Großer Gott, wenn sie ein Ohr hätten,
Wüssten sie, was man mit ihnen macht.«

**Bertolt Brecht**

Behauptung

Schweig!
Was, meinst du, ändert sich leichter
Ein Stein oder deine Ansicht darüber?
Ich bin immer gleich gewesen.

Was besagt eine Fotografie?
Einige große Worte
Die man jedem nachweisen kann?
Ich bin vielleicht nicht besser geworden
Aber
Ich bin immer gleich geblieben.

Du kannst sagen
Ich habe früher mehr Rindfleisch gegessen
Oder ich bin
Auf falschen Wegen schneller gegangen.
Aber die gute Unvernunft ist die
Welche vergeht, und
Ich bin immer gleich gewesen.

Was wiegt ein großer Regen?
Ein paar Gedanken mehr oder weniger
Wenige Gefühle oder gar keine
Wo alles nicht genügt
Ist nichts genügend.
Ich bin immer gleich gewesen.

**Bertolt Brecht**

Bei der Nachricht von der Erkrankung eines mächtigen Staatsmanns

Wenn der unentbehrliche Mann die Stirn runzelt
Wanken zwei Weltreiche.
Wenn der unentbehrliche Mann stirbt
Schaut die Welt sich um wie eine Mutter, die keine Milch für ihr Kind hat.
Wenn der unentbehrliche Mann eine Woche nach seinem Tod zurückkehrte
Fände man im ganzen Reich für ihn nicht mehr die Stelle eines Portiers.

**Bertolt Brecht**

Beim Lesen des Horaz

Selbst die Sintflut
Dauerte nicht ewig.
Einmal verrannen
Die schwarzen Gewässer.
Freilich, wie Wenige
Dauerten länger!

**Bertolt Brecht**

Benares Song

1

There is no whisky in this town
There is no bar to sit us down
Oh!
Where is the telephone?
Is there no telephone?
Oh, Sir, God damn it:
No!
    Let’s go to Benares
    Where the bars are plenty
    Let’s go to Benares!
    Jenny, let us go.

2

There is no money in this town
The whole economy has broken down
Oh!
Where is the telephone?
Is there no telephone?
Oh, Sir, God damn it:
No!
    Let’s go to Benares
    Where there’s money plenty
    Let’s go to Benares!
    Jenny, let us go.

3

There is no fun on this old star
There is no door for us ajar
Oh!
Where is the telephone?
Is there no telephone?
Oh, Sir, God damn it:
No!
    Worst of all, Benares
    Is said to have perished in an earthquake!
    Oh! our good Benares!
    Oh, where shall we go!
    Worst of all, Benares
    Is said to have been punished in an earthquake!
    Oh! our good Benares!
    Oh! where shall we go!

**Bertolt Brecht**

Bericht des Schiffbrüchigen

Als das Schiff brüchig war
Ging ich in die Wasser. Des Wassers Gewalt
Warf mich auf einen kahlen Steinbrocken.
Ich war von Sinnen alsbald.
Währenddem ging meine Welt unter. Zwar
Als ich aufwachte, mein Haar
War schon trocken.

Ich aß aus Muscheln einiges
Und schlief in einem Baum
Drei Tage, die beste Zeit
Und weil ich hatte nichts als Raum
Ging ich weit.

Der Anblick war mir ungewohnt.
Ich berührte nichts mit der Hand.
Nach dreien Nächten habe ich den Mond
Wieder erkannt.

Ich hängte ein Tuch in einen Baum
Und stand daneben
Einmal einen Tag und eine Nacht.
Das Wasser war ruhig.
In meinem Tuch war kein Hauch
Es kam kein Schiff
Es gab keine Vögel.

Später sah ich auch Schiffe
Fünfmal sah ich Segel
Dreimal Rauch.

**Bertolt Brecht**

Bericht vom Zeck

Er hat ein Buch geschrieben
Des ich satt bin.
Es stehen sieben mal sieben
Gebote darin.

1
Durch unsere Kinderträume
In dem milchweißen Bett
Spukte um Apfelbäume
Der Mann in Violett.
2
Liegend vor ihm im Staube
Sah man: da saß er. Träg.
Und streichelte seine Taube
Und sonnte sich am Weg.
3
Er schätzt die kleinste Gabe
Sauft Blut als wie ein Zeck.
Und dass man nur ihn habe
Nimmt er sonst alles weg.
4
Und gabst du für ihn deine
Und andrer Freude her
Und liegst dann arm am Steine
Dann kennt er dich nicht mehr.
5
Er spuckt dir gern zum Spaße
Ins Antlitz rein und guckt
Dass er dich ja gleich fasse
Wenn deine Wimper zuckt.
6
Am Abend steht er spähend
An deinem Fenster dort
Und merkt sich jedes Lächeln
Und geht beleidigt fort.
7
Und hast du eine Freude
Und lachst du noch so leis -
Er hat eine kleine Orgel
Drauf spielt er Trauerweis'.
8
Er taucht in Himmelsbläue
Wenn einer ihn verlacht
Und hat doch auch die Säue
Nach seinem Bild gemacht.
9
An keinem sitzt er lieber
Als einst am Totenbett.

Er spukt durchs letzte Fieber
Der Kerl in Violett.

**Bertolt Brecht**
Bericht von einer misslungenen Expedition

Nachdem wir nicht den Mont Cenis überflogen hatten
Überkam uns Traurigkeit, und wir
Missgönnten uns das Essen.
Da es Winter geworden war
Schliefen wir viel.
Die Frage des hier wohnenden Pöbels
Ob wir nun bei ihnen blieben

Verursachte uns Kummer.
Nur das Geräusch großer Stürme über dem Berg
Heiterte uns etwas auf. Dann sagten wir:
Es wäre unmöglich gewesen.
Vom dritten Monat an spürten wir Furcht
Die niedere Türschwelle zu überschreiten, und
Alle Zeit unserer Niederlage über
Wuchs vor unserer Tür
Der Berg.

**Bertolt Brecht**

Betrachtung vor der Fotografie der Therese Meier

Daheim bei mir auf der flohgelblichen Tapete hängt
Unter dem von Motten heimgesuchten Geier
Sei es vom letzten Mieter nur vergessen oder mir geschenkt
Das Bild der ledig abgestorbenen Therese Meier.

Es ist zwar nur eine Fotografie und stark verblasst
Und ich weiß nicht, ist sie wirklich gut getroffen?
Jedoch ich ehre sie aus Pietät und weil sie zu mir passt
Verklebt vom Schweiß im schwarzen Lederkanapee besoffen

Es ist ein plastischer Rahmen, schwarz lackiert mit Glas, schon ziemlich alt
Die Jungfrau Meier im Vergleich mit der Tapete
Nicht ganz so schön, doch ist das schwarze Ding mir doch ein Halt
Ich würde mich verachten, wenn ich dieses täte . . .

Und es ist eben doch nur eine Frage der Zeit
Das Glas zumindest gäbe ein paar Pfennige für Kirschwasser
Und die Fotografie hat doch jetzt schon eine Art Leberkrankheit
Und das Papier wird jeden Abend etwas blasser.

Vielleicht grinste mir eines Tages doch nur mehr das weiße Papier ins Gesicht
Und ich müsste mir sagen: du bist wieder zu spät gekommen
Kirschwasser hilft gegen Verachtung. Aber ich tue es wirklich nicht
Gerne. Es ist mir schon soviel hinuntergeschwommen.

**Bertolt Brecht**

Bidi im Herbst

Die Septembernächte sind gut zum Rauchen
Es muss hell sein zum Rauchen, das steht in den Dogmen.
Man kann noch etwas sich im Weiher tauchen
Und sich mit seinem Hemd abtrocknen.

Zuviel Wasser sollte man nicht brauchen.
Es ist gut in trockenen Blättern hinzudächseln.
Im September ist es da noch ganz gut rauchen
Schon im Oktober kannst du nachts die Hände leicht verwechseln.

Mit Weibern ist es im Oktober ja besser
Die legen sich gern zwischen Blätterleichen
Im Oktober ist es auch nässer
Aber mit einer Pfeife das, das ist kein Vergleichen.

**Bertolt Brecht**

Bidis Ansicht über die großen Städte

1

Allenthalb sagt man es nackt:
Jetzt wachsen die Städte: zuhauf!
Und dieses Petrefakt
Hört nicht mehr auf.

2

Weil ich bekümmert bin
Dass dieser Menschheit abgeschmackt-
es Gewäsch zu lang in
Den Antennen hackt

3

Sage ich mir: den Städten ist
Sicher ein Ende gesetzt
Nachdem sie der Wind auffrisst
Und zwar: jetzt.

4

Freilich es leuchtet noch her
Wie's dein Papa noch sah
Doch das Gestirn Großer Bär
Selber ist nicht mehr da.

5

Also auch ist
Schon vergangen die Große Stadt
Was auch an ihr frisst
Es wird nicht mehr satt.

6

Sie steht nicht mehr lang da
Der Mond wird älter.
Du, der sie sah
Betrachte sie kälter.

**Bertolt Brecht**

Bin gewiss nicht mehr wie jeder Rupfensack

Bin gewiss nicht mehr wie jeder Rupfensack
Voll von Moder und Kälte und Schabernack!
Habe gesagt, was nicht wahr, habe nicht gesagt, was ist
Habe pfeifend ins Tabernakel gepisst.
Aber den Blicken, die vor mir erblichen
Bin ich durchaus nicht ausgewichen.
2
Habe verschlungen, was da war, mit Appetit.
Mancher ging eine Meile weit in das Elend mit
Manchen Getreuen warf ich hinaus am Genick
Manchen verließ ich, im Elend auch, mit einem falschen treuen Blick
Aber die Guten, die mir's vergolten
Habe ich nicht für schlecht gescholten.
3
Viele Male bekam ich ins offne Gesicht einen Tritt
Einen Schlag auf die Gabe, nur Hohn auf meine Bitt.
Viele gingen von mir mit meinem Hemd davon
Oder prellten mich um meinen Schurkenlohn.
Aber das, was sie mir immer bezahlten
Habe ich immer für Gnade gehalten.

**Bertolt Brecht**

Böser Morgen

Die Silberpappel, eine ortsbekannte Schönheit
Heut eine alte Vettel. Der See
Eine Lache Abwaschwasser, nicht rühren!
Die Fuchsien unter dem Löwenmaul billig und eitel.
Warum?
Heut nacht im Traum sah ich Finger, auf mich deutend
Wie auf einen Aussätzigen. Sie waren zerarbeitet und
Sie waren gebrochen.

Unwissende! schrie ich
Schuldbewusst.

**Bertolt Brecht**

Brief an einen Freund

Mein lieber B.
Und Donnerstag am Morgen:
Grau gähnt der Laden und roch sehr nach Seife.
Sie war sehr traurig, grämte sich verborgen.
Ich sagte, dass ich so was nicht begreife.
Und trug wie immer, für euch alle, Sorgen.
Sie sagte lächelnd, als ich nicht anfing:
Ich hatte gestern abend keine Ruhe.
So dass ich, was ich nie tat und nie wieder tue
Am Abend noch zu seinem Haus hinging.
Sie lachen jetzt. Ich aber glaub nicht, dass ich übertreibe
Ich hatte Heimweh nach ihm. Wo ich doch nicht darf.
Ich wusst auch nicht, dass er so an mir hing. -
Sie sah mit starrem Lächeln durch die Fensterscheibe
Nach einem buckligen, sehr alten Weibe
Das Straßendreck auf einen Karren warf.
Beim Abschied sah ich ihre Hände, die
Rot sind und mütterlich, so dass ich ihnen
Zutrau, dass sie sehr lieb streicheln müssen
Wenn Stirnen heiß sind oder Theemaschinen.
Und ich ward lächelnd stumm und drückte sie.
(Man kann nicht immer, wenn man Lust hat, küssen.)

Hm. Meine Mutter zählt bald fünfzig Jahr
Von denen dreißig sie im Sterben war.
Und gestern sagte sie und lachte, schau
Wie's unsern Mädchen leider nie gelingt:
Ja, vor er ging, da sagte er, und zwar
So ernst, wie ich im Sterben kaum gewesen
Er müsse heute noch und müss' es unbedingt
Einen Roman vollends zu Ende lesen. -
Das sagte er mir alter Frau.
Ich lachte auch. Und wusste nicht warum.
Und sah wie du drein dabei: Nämlich dumm.
Nun sind die Tage sonnig. Und es geht mir gut.
Die Nächte voller Sternenglanz und Ruh.
Und alle Bäume neigen sich dem zu
Der nicht wie Moder abends selber ruht.
Seit vielen Wochen harrte der Wald.
Und die Musik der Äcker, im Sonnenschein nackt
Und über alles Irdische aufschallt
In den strahlenden Himmel der Jugend aus grellen
Tierischen Pauken, göttlichen Tschinellen
Der Plärrer mit seinem betrunkenen Takt.
O gesegnete Heimat vom heimatslosen Gelichter:
Gassenhure, Strolch und Dichter;
Deine Kinder von jedem Wunder gepackt.

**Bertolt Brecht**

Briefe über Gelesenes

*(Horazens Episteln, Buch 2, Epistel 1}*

I

Hütet euch, ihr
Die ihr den Hitler besingt! Ich
Der die Züge des Mai und Oktober
Am Roten Platze gesehen habe und die Inschriften
Ihrer Transparente und am Pazifischen Meer
Auf dem Roosevelt-Highway die donnernden
Ölzüge und Lastwägen, beladen mit
Fünf Autos übereinander, weiß
Dass er bald sterben wird und sterbend
Seinen Ruhm überlebt haben wird, aber
Selbst wenn er die Erde unbewohnbar
Machte, indem er sie
Eroberte, könnte kein Lied
Ihn besingend, bestehn. Freilich erstirbt
Allzurasch der Schmerzensschrei auch ganzer
Kontinente, als dass er das Loblied
Des Peinigers ersticken könnte. Freilich
Haben auch die Besinger der Untat
Wohllautende Stimmen. Und doch
Gilt der Gesang des sterbenden Schwanes am schönsten: er
Singt ohne Furcht.

In dem kleinen Garten von Santa Monika
Lese ich unter dem Pfefferbaum
Lese ich beim Horaz von einem gewissen Varius
Der den Augustus besang, das heißt, was das Glück, seineFeldherrn
Und die Verderbtheit der Römer für ihn getan. Nur kleine Fragmente
Abgeschrieben im Werk eines andern, bezeugen
Große Verskunst. Sie lohnte nicht
Die Mühe längeren Abschreibens.

II

Mit Vergnügen lese ich
Wie Horaz die Entstehung der Saturnischen Verskunst
Zurückführt auf die bäurischen Schwänke
Welche die größten Häuser nicht schonten, bis
Die Polizei boshafte Lieder verbot, wodurch
Die Schmähenden gezwungen wurden
Edlere Kunst zu entwickeln und mit
Feineren Versen zu schmähen. So wenigstens
Verstehe ich diese Stelle.

**Bertolt Brecht**

Caspars Lied mit der einen Strophe

Cas ist tapfer. Cas schießt mit Kanonen
Auf seine Feinde, die sonst Freunde wären.
Seine Fäuste, wo sonst Seelen wohnen
Sind gefährlich dick durch ihre Schwären.
 Aber nachts singt Cas wie eine Zofe
 Caspars Lied mit der einen Strophe:
 Wenn nur der Krieg aus wär und ich daheim!

Cas ist zornig, denn der Krieg geht weiter.
Solang Cas zornig ist, ist Krieg der Brauch.
Cas schmeißt die Waffen weg, doch schmeißt er leider
Das Bajonett in seiner Feinde Bauch.
 Aber nachts singt Cas wie eine Zofe
 Caspars Lied mit der einen Strophe:
 Wenn nur der Krieg aus wär und ich daheim!

Cas hat blaue Augen wie der Himmel
Dicke Fäuste und ein großes Herz.
Trinkt er Schnaps, so trabt er wie ein Schimmel
Feist und selig lächelnd gräberwärts.
 Aber nachts singt Cas wie eine Zofe
 Caspars Lied mit der einen Strophe:
 Wenn nur der Krieg aus wär und ich daheim!

Cas wächst riesig zwischen den Geschützen
Fett und klobig wie ein Schwein im Dreck
Dass er heimkommt, dazu kann es nützen
Doch daheim fällt dies als Nutzen weg.
 Und drum singt Cas nachts wie eine Zofe
 Caspars Lied mit der einen Strophe:
 Wenn nur der Krieg aus wär und ich daheim!

Cas ist unverwundbar und so weiter
Glaubt an Schicksal und an Harmonie
Cas weiß sicher, dass er heimkommt, leider
 Weiß Cas gar nicht und ich auch nicht: wie.
 Aber nachts singt Cas wie eine Zofe
 Caspars Lied mit der einen Strophe:
Wenn nur der Krieg aus war und ich daheim!

Cas ist fröhlich. Cas schoss seine Seele
Lang schon in den blauen Himmel hin.
Man kann singen mit und ohne Kehle
Aber niemals ohne Lust und Sinn.
Aber nachts singt Cas wie eine Zofe
Caspars Lied mit der einen Strophe:
Wenn nur der Krieg aus wär und ich daheim!

**Bertolt Brecht**

Das Beschwerdelied

So mancher rennt sich müd
Weil er die Ruh zu sehr liebt.
Alle rennen nach dem Glück:
Das Glück rennt hinterher.
Wer sich lang zermartert
Kommt zu spät zum Fraß.
Wer sich kurz zermartert
Rennt die falsche Straß.

Weit schneller rennt man ohne Kopf
Verliert ihn gern und dann
Greift man die Frucht und staunt, dass man
Ohne Kopf nichts fressen kann.
Wollt ihr Sterne langen
Müsst ihr rennen sehr.
Denn ihr tragt an Stangen
Schnell sie vor euch her.

Der Baum des Lebens strotzt
Von Früchten überall:
Steig nicht hinauf, du schindst dich nur:
Man pflückt sie nur im Fall!
Wird euch von der Meute
Zahnwerk eingehauen
Müsst ihr Zahn und Beute
Ungekaut verdauen.

Und flaggst du faul im Gras
Und streckst die Zung heraus:
Plumpst dir die Frucht ins große Maul
Und schlägt die Zähn dir aus.
Rauft ihr um das Saufen
Wird der Wein verschüttet
Und ihr seid vom Raufen
Statt vom Wein zerrüttet.

Und kommt ihr hoch, so kommt
Ihr höchstens auf ein Weib
Das zieht ihr aus, sie euch hinab:
Ihr zahlt den Zeitvertreib.
Schön ist das Leben
Wenn du schöner bist:
Dann bleibst du dran kleben
Weil es schmutzig ist.

Das ewig Weibliche
Ja, manchen zieht's hinan:
An einem Galgen sehr solid!

Nur hängt kein Mann dann dran.
Sind zu kurz die Brücken
Was das Herz beschweren!
Ob viel oder wenig fehlt
Dass sie lang g’nug wären!

**Bertolt Brecht**

Das Entsetzen, arm zu sein

Ich streiche aus
(Mit einem dünnen Strich ohne Erbitterung)
Alle, die ich kenne, mich eingeschlossen.
Über alle diese wird man mich in Zukunft
Nicht mehr
Erbittert sehen.

Das Entsetzen, arm zu sein!
Viele gaben an, sie würden es ertragen, aber man sah
Ihre Gesichter nach einigen Jahren!
Abortgerüche und faulige Tapeten
Warfen die breitbrüstigen Männer nieder wie Stiere.
Die wässrigen Gemüse
Zerstören Pläne, die ein Volk stark machen.
Ohne Badewasser, Einsamkeit und Tabak
Ist nichts zu verlangen.
Die Missachtung des Publikums
Ruiniert das Rückgrat.
Der Arme
Ist nicht allein. Immer schauen
Alle in seine Kammer. Sie bohren
An seinem Teller. Er weiß nicht, wohin.
Der Himmel ist sein Dach, es regnet hinein in ihn.
Die Erde schüttelt ihn ab. Der Wind
Kennt ihn nicht. Die Nacht macht ihn zum Krüppel. Der Tag
Entblößt ihn. Nichts ist Geld, das einer hat. Es rettet ihn nicht
Aber nichts hilft ihm
Der kein Geld hat.

**Bertolt Brecht**

Das Frühjahr

1

Das Frühjahr kommt.
Das Spiel der Geschlechter erneuert sich
Die Liebenden finden sich zusammen.
Schon die sacht umfassende Hand des Geliebten
Macht die Brust des Mädchens erschauern.
Ihr flüchtiger Blick verführt ihn.

2

In neuem Lichte
Erscheint die Landschaft den Liebenden im Frühjahr.
In großer Höhe werden die ersten
Schwärme der Vögel gesichtet.
Die Luft ist schon warm.
Die Tage werden lang und die
Wiesen bleiben lang hell.

3

Maßlos ist das Wachstum der Bäume und Gräser
Im Frühjahr.
Ohne Unterlass fruchtbar
Ist der Wald, sind die Wiesen, die Felder.
Und es gebiert die Erde das Neue
Ohne Vorsicht.

**Bertolt Brecht**

Das Gewächshaus

Erschöpft vom Wässern der Obstbäume
Betrat ich neulich das kleine aufgelassene Gewächshaus
Wo im Schatten der brüchigen Leinwand
Die Überreste der seltenen Blumen liegen.

Noch steht aus Holz, Tuch und Blechgitter
Die Apparatur, noch hält der Bindfaden
Die bleichen verdursteten Stengel hoch
Vergangener Tage Sorgfalt
Ist noch sichtbar, mancher Handgriff. Am Zeltdach
Schwankt der Schatten der billigen Immergrüne
Die vom Regen lebend nicht der Kunst bedürfen.
Wie immer die schönen Empfindlichen
Sind nicht mehr.

**Bertolt Brecht**
Das ist gut

Keinen verderben lassen, auch nicht sich selber
Jeden mit Glück zu erfüllen, auch sich, das
Ist gut.

**Bertolt Brecht**

Das Lied der Eisenbahntruppe von Fort Donald

1
Die Männer von Fort Donald - hohé!
Zogen den Strom hinauf, bis die Wälder ewig und seelenlos sind.
Aber eines Tags ging Regen nieder und der Wald wuchs um sie zum See.
Sie standen im Wasser bis an die Knie.
  Und der Morgen kommt nie, sagten sie
  Und wir versaufen vor der Früh, sagten sie
Und sie horchten stumm auf den Eriewind.

2
Die Männer von Fort Donald - hohé!
Standen am Wasser mit Pickel und Schiene und schauten zum dunkleren Himmel hinauf
Denn es ward dunkel und der Abend wuchs aus dem plätschernden See.
Ach, kein Fetzen Himmel, der Hoffnung lieh.
  Und wir sind schon müd, sagten sie
  Und wir schlafen noch ein, sagten sie
Und uns weckt keine Sonne mehr auf.
3
Die Männer von Fort Donald - hohé!
Sagten gleich: Wenn wir einschlafen, sind wir adje!
Denn Schlaf wuchs aus Wasser und Nacht, und sie waren voll Furcht wie Vieh
Einer sagte: Singt »Johnny über der See«.
  Ja, das hält uns vielleicht auf, sagten sie
  Ja, wir singen seinen Song, sagten sie
Und sie sangen von Johnny über der See.

4
Die Männer von Fort Donald - hohé!
Tappten in diesem dunklen Ohio wie Maulwürfe blind
Aber sie sangen so laut, als ob ihnen wunder was Angenehmes geschäh
Ja, so sangen sie nie.
  Oh, wo ist mein Johnny zur Nacht, sangen sie
  Oh, wo ist mein Johnny zur Nacht, sangen sie
Und das nasse Ohio wuchs unten, und oben wuchs Regen und Wind.

5
Die Männer von Fort Donald - hohé!
Werden jetzt wachen und singen, bis sie ersoffen sind.
Doch das Wasser ist höher als sie bis zur Früh, und lauter als sie der Eriewind schrie.
  Wo ist mein Johnny zur Nacht, sangen sie
  Dieses Ohio ist nass, sagten sie
Früh wachte nur noch das Wasser und nur noch der Eriewind.

6
Die Männer von Fort Donald - hohé!
Die Züge sausen über sie weg an den Eriesee
Und der Wind an der Stelle singt eine dumme Melodie
Und die Kiefern schrein den Zügen nach: Hohé!

Damals kam der Morgen nie, schreien sie
Ja, sie versoffen vor der Früh, schreien sie
Unser Wind singt abends oft noch ihren »Johnny über der See«.

**Bertolt Brecht**

Das Lied der Obdachlosen

1

Wir wollten ein Obdach haben
Sie sagten: Geht mal rasch dorthin!
Wir schrien wie die Raben:
Wir werden ein Obdach haben.
Da waren überall schon Leute drin.
    Denkt mal nach, aber strengt euch an
    Weil das nicht immer so gehen kann.

2

Wir wollten eine Arbeit finden
Sie sagten: Stellt euch mal dort an!
Da war der Betrieb schon pleite
Und vor ihm standen Leute
Und fragten uns, wo man was finden kann.
    Denkt mal nach, aber strengt euch an
    Weil das nicht immer so gehen kann.

3

Wir sagten: Da gehn wir schwimmen.
Das Wasser war von uns ganz voll
Wenn wir geschwommen haben
Wolln wir zurückkehrn und sie fragen:
Wie es jetzt weitergehen soll.
    Denkt inzwischen nach, aber strengt euch an
    Weil das nicht immer so gehen kann.

**Bertolt Brecht**

Das Lied der Rosen vom Schipkapass

Ein Sonntag war’s in meinen jungen Jahren
Und Vater sang mit seinem schönen Bass
Und sang, als Krug und Glas geleeret waren
Das Lied der Rosen vom Schipkapass.

Und wieder war’s ein Sonntag, wieder
Sang Vater uns mit seinem schönen Bass
Er sang von Lilien nicht und nicht vom Flieder
Er sang von Rosen am Schipkapass.

Und so noch oft, im Schnurrbart manche Träne
Sang Vater uns in seinem schönen Bass
Nicht von den Rosen sang er in Mykene
Nein, nur von Rosen am Schipkapass.

Uns sanken oft vor Schlaf die Augenlider
Doch unseres Vaters Auge war noch nass
Vom letzten Male, und er sang schon wieder
Das Lied der Rosen am Schipkapass.

Man grub sein Grab schon in die Erde
Da sang er noch, schon etwas blass
Wenn er persönlich auch vergessen werde
So blühn doch Rosen am Schipkapass.

**Bertolt Brecht**

Das Lied vom Geierbaum

Vom Hahnenschrei bis zur Mitternacht
Raufen die Geier wie irr mit dem einsamen Baum.
So viel Flügel verdunkeln den Himmel, dass er durch Stunden die Sonne nicht sieht.
Auf singt um ihn vom ehernen Flügelrauschen der Raum.
Und die peitschenden Flügel, die auf ihn gezückt
Zerhauen im Sturz ihm den zitternden Leib und zerstücken ihm Knospe und Glied.
Wenn ihr Flügelschlag in sein Astwerk kracht
Seine Rinde zerreißt, seine Krone zerpflückt
Steht er zusammengekauert gebückt
Verwahrlost und blutend, zerhackt und zerzaust
Von stählernen Schwingen wie Schwertern durchbraust
Schwankend und düster dämmernd im Ackerbeet.
Wohl ist das Würgen der Flügel so stark in seiner Zweige zerfetztem Gezwirne
Dass er zitternd im Grunde die Wurzel schon prüfte, ob sie ihn halten werde:
Da bebte die Wurzel unten, ganz unten, tief unter der Erde
Aber er stemmte sich doch in die Erde, er, der sich gegen den Himmel nicht wehrte
Aber er stemmt sich und steht.
Wohl träumt er Mittag und Abend und Mitternacht wie einen dunkelen Traum.
Aber er steht, mühsam wohl unter dem ungeheuren Pralle
Hebt schwer und schwankend hoch in die Luft zerfetzt seine Stirne:
Laut höhnte er nachts die sich mühenden Geier und verlachte sie alle.

Aber die Geier wiegten sich müde im Mondglanz und füllten mit ehernem Kreischen den Raum.
Und schon rauschten die Fittiche zitternder, und der Baum gibt wohl acht
Wie es den Geiern vor seiner Unsterblichkeit graust.
Oh, seine Zweige spannte er jubelnd weit, weit, denn es war eine Frühlingsnacht.

Ja, jetzt ist es müde, dies sterbliche Volk, und der Baum wird blühen, zerhackt und zerzaust.
Heute wollte er blühen beginnen - da lachte der Baum.
Aber die Geier wiegten sich müder im Mondglanz und füllten mit ehernem Kreischen den Raum.

Sie hörten ihn leise lachen, statt stöhnen - in seinem Traum.
Morgen würden sie staunen, wenn sie sahen, wie er herrlich frei blühte ...
Schwerer ward ihr Gefieder, und sie wurden traurig und müde
Hoben sich schwer in die Lüfte und fielen in bleischwerem Falle
Auf den wunden Baum, da ward er zum eisernen Hügel.

Denn sie hockten im Schlafe gedrängt auf jedem einzelnen Ast
Hielten im Schlaf mit der todmüden Kralle
Zweige und Triebe und Knospen umfasst.
Bogen die Schwingen wie eherne Schilde krumm
Und deckten den staunenden Baum von oben bis unten mit ehernem Flügel
Zitternd unter der müden Last:
Der Baum ward stumm.

Von der Mitternacht nur bis zum Hahnenschrei

Hocken die schlummernden Geier mit schauernden Flügeln und manchmal mit heiserem Schrei
Kummervoll auf dem stöhnenden Baum.
Verstumpft sind die Krallen; die Schwingen verdorben
Und sie träumen vom Baum, dass der unsterblich sei. -
Wenn sie im Frührot mit schmerzendem Schweben
Schläfrig in den dämmernden Frühlingsmorgen sich heben
Füllen mit ehernem Klingen die müden Flügel den Raum
Und sie schauen von oben wie Spuk und gespenstigen Traum:
Unten den Baum
Und der Baum ist gestorben.

**Bertolt Brecht**

Das Lied vom Schuh

Als mich meine Mutter geboren
Dachte sie nicht daran
Dass man aus fünfzig Jahren Not
Kein Leben machen kann.
    Auch ein Schuhmacher kann
    Keinen Schuh machen aus
    Zwei alten Postkarten; das
    Kann man nicht von ihm erwarten, denn
    Das hat er nicht gelernt, der Mann.

Ich ging in Essen zur Schule
Und ich lernte (im Winter bei Licht)
Doch ich lernte nicht, wie man den Hunger stillt
Das Wissen nützte mir nicht.
    Auch ein Schuhmacher kann
    Keinen Schuh machen aus
    Zwei alten Postkarten; das
    Kann man nicht von ihm erwarten, denn
    Das hat er nicht gelernt, der Mann.

Und ich fuhr mit der Bahn von Essen
Und stieg in Ruhrort aus
Und grub in einer Grube an dreißig Jahr
Und grub mir nichts heraus.
    Auch ein Schuhmacher kann
    Keinen Schuh machen aus
    Zwei alten Postkarten; das
    Kann man nicht von ihm erwarten, denn
    Das hat er nicht gelernt, der Mann.

Sie kamen mit blutroten Flaggen
Und einem Kreuz daran
Das hat einen großen Haken
Für den armen Mann.
    In einem Pappschuh kann
    Man nicht gehn, doch wenn man
    Drüber eine braune Kappe gibt
    Sieht womöglich diese Pappe
    Sich im Ladenfenster wie ‘n Schuh an.

Sie geben uns kein Essen
Und nehmen den Teller weg
Sie sagen: Baut ein Reich auf!
Und geben zum Bauen uns Dreck.
    Doch auch ein Schuhmacher kann
    Keinen Schuh machen aus
    Zwei alten Postkarten; das
    Kann man nicht von ihm erwarten, denn
    Das hat er nicht gelernt, der Mann.

**Bertolt Brecht**

Das Lied vom Surabaya-Johnny

1

Ich war jung, Gott, erst sechzehn Jahre
Du kamest von Birma herauf
Und sagtest, ich solle mit dir gehen
Du kämest für alles auf.
Ich fragte nach deiner Stellung
Du sagtest, so wahr ich hier steh
Du hättest zu tun mit der Eisenbahn
Und nichts zu tun mit der See.
Du sagtest viel, Johnny
Kein Wort war wahr, Johnny
Du hast mich betrogen, Johnny, in der ersten Stund
Ich hasse dich so, Johnny
Wie du dastehst und grinst, Johnny
Nimm die Pfeife aus dem Maul, du Hund.
Surabaya-Johnny, warum bist du so roh?
Surabaya-Johnny, mein Gott, ich liebe dich so.
Surabaya-Johnny, warum bin ich nicht froh?
Du hast kein Herz, Johnny, und ich liebe dich so

2

Zuerst war es immer Sonntag
So lang, bis ich mitging mit dir
Aber schon nach zwei Wochen
War dir nichts mehr recht an mir.
Hinauf und hinab durch den Pandschab
Den Fluss entlang bis zur See:
Ich sehe schon aus im Spiegel
Wie eine Vierzigjährige.
Du wolltest nicht Liebe, Johnny
Du wolltest Geld, Johnny
Ich aber sah, Johnny, nur auf deinen Mund.
Du verlangtest alles, Johnny
Ich gab dir mehr, Johnny
Nimm die Pfeife aus dem Maul, du Hund.
Surabaya-Johnny, warum bist du so roh?
Surabaya-Johnny, mein Gott, ich liebe dich so.
Surabaya-Johnny, warum bin ich nicht froh?
Du hast kein Herz, Johnny, und ich liebe dich so.

3

Ich hatte es nicht beachtet
Warum du den Namen hast
Aber an der ganzen langen Küste
Warst du ein bekannter Gast.
Eines Morgens in einem Sixpencebett
Werd ich donnern hören die See
Und du gehst, ohne etwas zu sagen
Und dein Schiff liegt unten am Kai.
Du hast kein Herz, Johnny
Du bist ein Schuft, Johnny

Du gehst jetzt weg, Johnny, sag mir den Grund.
Ich liebe dich doch, Johnny
Wie am ersten Tag, Johnny
Nimm die Pfeife aus dem Maul, du Hund.
Surabaya-Johnny, warum bist du so roh?
Surabaya-Johnny, mein Gott, warum liebe ich dich so.
Surabaya-Johnny, warum bin ich nicht froh?
Du hast kein Herz, Johnny, und ich liebe dich so.

**Bertolt Brecht**

Das Lied vom Weib des Nazisoldaten

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus der alten Hauptstadt Prag?
Aus Prag bekam sie die Stöckelschuh.
Einen Gruß und dazu die Stöckelschuh
Das bekam sie aus der Stadt Prag.

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus Warschau am Weichselstrand?
Aus Warschau bekam sie das leinene Hemd
So bunt und so fremd, ein polnisches Hemd!
Das bekam sie vom Weichselstrand.

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus Oslo über dem Sund?
Aus Oslo bekam sie das Kräglein aus Pelz.
Hoffentlich gefällts, das Kräglein aus Pelz!
Das bekam sie aus Oslo am Sund.

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus dem reichen Rotterdam?
Aus Rotterdam bekam sie den Hut.
Und er steht ihr gut, der holländische Hut.
Den bekam sie aus Rotterdam.

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus Brüssel im belgischen Land?
Aus Brüssel bekam sie die seltenen Spitzen.
Ach, die zu besitzen, so seltene Spitzen!
Die bekam sie aus belgischem Land.

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus der Lichterstadt Paris?
Aus Paris bekam sie das seidene Kleid.
Zu der Nachbarin Neid das seidene Kleid
Das bekam sie aus Paris.

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus dem libyschen Tripolis?
Aus Tripolis bekam sie das Kettchen.
Das Amulettchen am kupfernen Kettchen
Das bekam sie aus Tripolis

Und was bekam des Soldaten Weib
Aus dem weiten Russenland?
Aus Russland bekam sie den Witwenschleier.
Zu der Totenfeier den Witwenschleier
Das bekam sie aus Russland.

**Bertolt Brecht**

Das Lied von der Wolke der Nacht

Mein Herz ist trüb wie die Wolke der Nacht
Und heimatlos, oh Du!
Die Wolke des Himmels über Feld und Baum
Die wissen nicht wozu.
Sie haben einen weiten Raum.

Mein Herz ist wild wie die Wolke der Nacht
Und sehnsuchtstoll, oh Du!
Die will der ganze weite Himmel sein
Und sie weiß nicht wozu.
Die Wolke der Nacht ist mit dem Wind allein.

**Bertolt Brecht**

Das neunzehnte Sonett

An einem Tag, wo keine Nachricht kam
Rief ich die Wächter: die sechs Elefanten
Zum Bogen des Triumphes, und sie standen gram.
Nachts gegen elf im Boulevard

Leicht schaukelnd äugten sie mich an. Ich sagte:
Als ich sie eurem Schutze ließ, befahl
Ich euch, in Brei zu stampfen siebenmal
Jedweden, über den sie sich beklagte.

Sie standen schweigend, bis das größte Tier
Den Rüssel hob und boshaft langsam zielend
Wies es trompetend nach dem Schuldigen: nach *mir*.

Und donnernd stob der Haufe auf mich zu. Ich floh.
Und so verfolgt, floh ich ins Postamt, wo
Ich einen Brief schrieb, scheu durchs Fenster schielend.

**Bertolt Brecht**

Das Operieren mit bestimmten Gesten

Das Operieren mit bestimmten Gesten
Kann deinen Charakter verändern
Ändere ihn.
Wenn die Füße höher liegen als das Gesäß
Ist die Rede eine andere, und die Art der Rede
Ändert den Gedanken.
Eine gewisse heftige
Bewegung der Hand mit dem Rücken nach unten bei
Einem Oberarm, der am Körper bleibt, überzeugt
Nicht nur andere, sondern auch dich, der sie macht.
Das Zurückblättern beim Lesen, das Zeichnen eines Schemas

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

Das Schiff

1

Durch die klaren Wasser schwimmend vieler Meere
Löst ich schaukelnd mich von Ziel und Schwere
Mit den Haien ziehend unter rotem Mond.
Seit mein Holz fault und die Segel schlissen
Seit die Seile modern, die am Strand mich rissen
Ist entfernter mir und bleicher auch mein Horizont.

2

Und seit jener hinblich und mich diesen
Wassern die entfernten Himmel ließen
Fühl ich tief, dass ich vergehen soll.
Seit ich wusste, ohne mich zu wehren
Dass ich untergehen soll in diesen Meeren
Ließ ich mich den Wassern ohne Groll.

3

Und die Wasser kamen, und sie schwemmten
Viele Tiere in mich, und in fremden
Wänden freundeten sich Tier und Tier.
Einst fiel Himmel durch die morsche Decke
Und sie kannten sich in jeder Ecke
Und die Haie blieben gut in mir.

4

Und im vierten Monde schwammen Algen
In mein Holz und grünten in den Balken:
Mein Gesicht ward anders noch einmal.
Grün und wehend in den Eingeweiden
Fuhr ich langsam, ohne viel zu leiden
Schwer mit Mond und Pflanze, Hai und Wal.

5

Möw’ und Algen war ich Ruhestätte
Schuldlos immer, dass ich sie nicht rette.
Wenn ich sinke, bin ich schwer und voll.
Jetzt, im achten Monde, rinnen Wasser
Häufiger in mich. Mein Gesicht wird blasser.
Und ich bitte, dass es enden soll.

6

Fremde Fischer sagten aus: sie sahen
Etwas nahen, das verschwamm beim Nahen.
Eine Insel? Ein verkommnes Floß?
Etwas fuhr, schimmernd von Möwenkoten
Voll von Alge, Wasser, Mond und Totem
Stumm und dick auf den erbleichten Himmel los.

**Bertolt Brecht**

Das Theater des neuen Zeitalters

Das Theater des neuen Zeitalters
Ward eröffnet, als auf die Bühne
Des zerstörten Berlin
Der Planwagen der Courage rollte.
Ein und ein halbes Jahr später
Im Demonstrationszug des 1. Mai
Zeigten die Mütter ihren Kindern
Die Weigel und
Lobten den Frieden.

**Bertolt Brecht**

Das war der Bürger Galgei

Das war der Bürger Galgei
Mit schwerem Kopf und dick
Dem sagten Schurken einst, er sei
Der Butterhändler Pick.

Es waren böse Menschen
Die schenkten ihm den Strick
Er wollt es nicht und wurde
Am End der böse Pick.

Er konnt es nicht beweisen
Es stand ihm keiner bei.
Steht nicht im Katechismus
Dass er der Galgei sei.

Der Name stand im Kirchbuch.
Und am Begräbnisstein?
Der Bürger Galgei konnte
Gut auch ein andrer sein.

Der Bürger Joseph Galgei
Geboren im April
Fromm, ordentlich und ehrlich
Wie Gott der Herr es will.

**Bertolt Brecht**
Dauerten wir unendlich

Dauerten wir unendlich
So wandelte sich alles
Da wir aber endlich sind
Bleibt vieles beim Alten.

**Bertolt Brecht**

Den Nachgeborenen

Ich gestehe es: ich
Habe keine Hoffnung.
Die Blinden reden von einem Ausweg. Ich
Sehe.

Wenn die Irrtümer verbraucht sind
Sitzt als letzter Gesellschafter
Uns das Nichts gegenüber.

1920

aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

*Hier ist noch nichts bemerkbar von der geschichtsphilosophischen Zuversicht eines vom Marxismus beflügelten Dichters. Das um 1920 entstandene Gedicht ist die Konfession eines Hoffnungslosen. Bertolt Brecht (1898–1956) rechnete später das Gedicht zu den „ältesten Gedichten der Frühzeit“. Seinen Wunsch nach Änderung des Titels in „Der Nachgeborene“ hat er aber nicht umgesetzt.*

Die kleine semantische Verschiebung des Titels von „Den Nachgeborenen“ in „Der Nachgeborene“ markiert eine ungeheure Differenz. Die negative Prophetie im Blick auf eine finstere Zukunft, die allen „Nachgeborenen“ gilt, wäre entschärft zum zufälligen pessimistischen Befund eines Einzelnen. Zwanzig Jahre später, in seinem im schwedischen Exil geschriebenen Gedicht „An die Nachgeborenen“, stellt Brecht dann eine Gesellschaft in Aussicht, in der „der Mensch dem Menschen ein Helfer ist“.

**Bertolt Brecht**

Der abgerissene Strick

Der abgerissene Strick kann wieder geknotet werden
Er hält wieder, aber
Er ist zerrissen.

Vielleicht begegnen wir uns wieder, aber da
Wo du mich verlassen hast
Triffst du mich nicht wieder.

**Bertolt Brecht**

Der alte Mann im Frühling

Ach, in meinen Jugendjahren
War der Frühling schöner noch als heut.
Dass die schönen Mädchen schöner waren
Ist das letzte, was uns Alte freut.

Deine Mutter sagt es auch seit Jahren
Alter macht das Urteil erst gescheit.
Denn wir Alten haben viel erfahren:
Aber dieses war die schönste Zeit.

Dass die Wiesen nicht und nicht die Ähren
Wie dereinst so golden und so grün
Muss wohl sein; denn wenn sie noch so wären
Könnt ich doch nie mehr zu ihnen hin.

Aber dass die Sonne immer kälter
Wo sie doch dereinst so herrlich war -
Ist nicht gut, denn wird man merklich älter
Liebt man Sonne mehr mit jedem Jahr.

Und Gedichte, Liebende und Leben
Ist nun anders als es früher war -
Und nur wir sind immer gleich geblieben.
Denn man hasst die Änderung im grauen Haar.

**Bertolt Brecht**

Der anachronistische Zug oder Freiheit und Democracy

Frühling wurd’s in deutschem Land.
Über Asch und Trümmerwand
Flog ein erstes Birkengrün
Probweis, delikat und kühn

Als von Süden, aus den Tälern
Herbewegte sich von Wählern
Pomphaft ein zerlumpter Zug
Der zwei alte Tafeln trug.

Mürbe war das Holz von Stichen
Und die Inschrift sehr verblichen
Und es war so etwas wie
Freiheit und Democracy.

Vornweg schritt ein Sattelkopf
Und er sang aus vollem Kropf:
»Allons, enfants, god save the king
Und den Dollar, kling, kling, kling.«

Von den Kirchen kam Geläute.
Kriegerwitwen, Fliegerbräute
Waise, Zittrer, Hinkebein -
Offnen Maules stand’s am Rain.

Und der Blinde frug den Tauben
Was vorbeizog in den Stauben
Hinter einem Aufruf wie
Freiheit und Democracy.

Doch dem Kreuz dort auf dem Laken
fehlen heute ein paar Haken
Da man mit den Zeiten lebt
Sind die Haken überklebt.

Drunter schritt dafür ein Pater
Abgesandt vom Heiligen Vater
Welcher tief beunruhigt
Wie man weiß, nach Osten blickt.

Ihre Gönner dann, die schnellen
Grauen Herrn von den Kartellen:
Für die Rüstungsindustrie
Freiheit und Democracy!

Gleichen Tritts marschiern die Lehrer
Machtverehrer, Hirnverheerer
Für das Recht, die deutsche Jugend
Zu erziehn zur Schlächtertugend.

Folgen die Herrn Mediziner
Menschverächter, Nazidiener
Fordernd, dass man ihnen buche
Kommunisten für Versuche.

Drei Gelehrte, ernst und hager
Planer der Vergasungslager
Fordern auch für die Chemie
Freiheit und Democracy.

Folgen, denn es braucht der Staat sie
Alle die entnazten Nazi
Die als Filzlaus in den Ritzen
Aller hohen Ämter sitzen.

Künstler, Musiker, Dichterfürsten
Schrei’nd nach Lorbeer und nach Würsten
All die guten, die geschwind
Nun es nicht gewesen sind.

Peitschen knallen auf das Pflaster:
Die SS macht es für Zaster
Aber Freiheit braucht auch sie
Freiheit und Democracy.

Und die Hitlerfrauenschaft
Kommt, die Röcke hochgerafft
Fischend mit gebräunter Wade
Nach des Erbfeinds Schokolade.

Spitze, Kraft-durch-Freude-Weiber
Winterhelfer, Zeitungsschreiber
Steuer-Spenden-Zins-Eintreiber
Deutsches-Erbland-Einverleiber

Blut und Dreck in Wahlverwandtschaft
Zog das durch die deutsche Landschaft
Rülpste, kotzte, stank und schrie:
Freiheit und Democracy!

Und kam, berstend vor Gestank
Endlich an die Isarbank
Zu der Hauptstadt der Bewegung
Stadt der deutschen Grabsteinlegung.

Informiert von den Gazetten
Hungernd zwischen den Skeletten
Seiner Häuser stand herum
Das verstörte Bürgertum.

Und als der mephitische Zug
Durch den Schutt die Tafeln trug
Treten aus dem Braunen Haus
Schweigend sechs Gestalten aus

Und es kommt der Zug zum Halten.
Neigen sich die sechs Gestalten
Und gesellen sich dem Zug
Der die alten Tafeln trug.

Und sie fahrn in sechs Karossen
Alle sechs Parteigenossen
Durch den Schutt, und alles schrie:
Freiheit und Democracy!

Knochenhand am Peitschenknauf
Fährt die Unterdrückung auf.
In ‘nem Panzerkarr’n fährt sie
Dem Geschenk der Industrie.

Groß begrüßt in rostigem Tank
Fährt der Aussatz. Er scheint krank.
Schämig zupft er sich im Winde
Hoch zum Kinn die braune Binde.

Hinter ihm fährt der Betrug
Schwenkend einen großen Krug
Freibier. Müsst nur, draus zu saufen
Eure Kinder ihm verkaufen.

Alt wie das Gebirge, doch
Unternehmend immer noch
Fährt die Dummheit mit im Zug
Lässt kein Auge vom Betrug.

Hängend überm Wagenbord
Mit dem Arm, fährt vor der Mord.
Wohlig räkelt sich das Vieh
Singt: Sweet dream of liberty.

Zittrig noch vom gestrigen Schock
Fährt der Raub dann auf im Rock
Eines Junkers Feldmarschall
Auf dem Schoß einen Erdball.

Aber alle die sechs Großen
Eingesessnen, Gnadelosen
Alle nun verlangen sie
Freiheit und Democracy.

Holpernd hinter den sechs Plagen
Fährt ein Riesentotenwagen
Drinnen liegt, man sieht’s nicht recht:
‘s ist ein unbekannt Geschlecht.

Und ein Wind aus den Ruinen
Singt die Totenmesse ihnen
Die dereinst gesessen hatten
Hier in Häusern. Große Ratten

Schlüpfen aus gestürzten Gassen
Folgend diesem Zug in Massen.
Hoch die Freiheit, piepsen sie
Freiheit und Democracy.

**Bertolt Brecht**

Der Bauer kümmert sich um seinen Acker

I

Der Bauer kümmert sich um seinen Acker
Hält sein Vieh in Stand, zahlt Steuern
Macht Kinder, damit er die Knechte einspart und
Hängt vom Milchpreis ab.
Die Städter reden von der Liebe zur Scholle
Vom gesunden Bauernstamm und
Dass der Bauer das Fundament der Nation ist.

2

Die Städter reden von der Liebe zur Scholle
Vom gesunden Bauernstamm und
Dass der Bauer das Fundament der Nation ist.
Der Bauer kümmert sich um seinen Acker
Hält sein Vieh in Stand, zahlt Steuern
Macht Kinder, damit er die Knechte einspart und
Hängt vom Milchpreis ab.

**Bertolt Brecht**

Der Bilbao-Song

1

Bills Ballhaus in Bilbao
War das Schönste auf dem ganzen Kontinent.
Dort gab's für einen Dollar Krach und Wonne
Und was die Welt ihr eigen nennt.
Aber wenn Sie da hereingekommen wären
Ich weiß ja nicht, ob Ihnen so was grad gefällt.
Ach!
Brandylachen waren, wo man saß
Auf dem Tanzboden wuchs das Gras
Und der rote Mond schien durch das Dach.
'ne Musik gab's da, man konnte sich beschweren
Für sein Geld!
Joe, mach die Musik von damals nach.
    Alter Bilbaomond
    Wo noch die Liebe lohnt -
    's ist doll mit dem Text
    's ist schon so lange her -
    Ich weiß ja nicht, ob Ihnen so was grad gefällt, doch
    Es war das Schönste
    Es war das Schönste
    Auf der Welt.

Bills Ballhaus in Bilbao
An 'nem Tag gen Ende Mai im Jahre acht
Da kamen vier aus Frisco mit 'nem Geldsack
Die haben damals mit uns was gemacht.
Aber wenn Sie da dabeigewesen wären
Ich weiß nicht, ob Ihnen so was grad gefällt.
Ach!
Brandylachen waren, wo man saß
Auf dem Tanzboden wuchs das Gras
Und der rote Mond schien durch das Dach
Und vier Herren konnten Sie mit ihren Brownings schießen hören.
Sind Sie 'n Held?
Na, dann machen Sie's mal nach . . .
Alter Bilbaomond
    Wo noch die Liebe lohnt -
    Ich kann den Text nicht mehr
    's ist schon zu lange her -
    Ich weiß ja nicht, ob Ihnen so was grad gefällt, doch
    Es war das Schönste
    Es war das Schönste
    Auf der Welt.

3

Bills Ballhaus in Bilbao
Heute ist es renoviert - so auf dezent
Mit Palme und mit Eiscreme ganz gewöhnlich
Wie 'n anderes Etablissement.
Aber wenn Sie da jetzt hereingesegelt kämen
's ist ja möglich, dass es Ihnen so gefällt.
Spaß!

Auf dem Tanzboden wächst kein Gras
Und der Brandy ist auch nicht mehr das.
Und der rote Mond ist abbestellt.
‘ne Musik machen sie, da kann man sich nur schämen
Für sein Geld!
Joe, mach die Musik von damals nach.

Alter Bilbaomond
Das hab ich oft betont
Ich hab sie nie geschont —
Na, das ist ja der Text -
Alter Bilbaomond
‘s ist zu lange her . ..
Ich weiß ja nicht, ob Ihnen so was grad gefällt, doch
Es war das Schönste
Es war das Schönste
Auf der Welt.

**Bertolt Brecht**

Der Blumengarten

Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel
Beschirmt von Mauer und Gesträuch ein Garten
So weise angelegt mit monatlichen Blumen
Dass er vom März bis zum Oktober blüht.

Hier, in der Früh, nicht allzu häufig, sitz ich
Und wünsche mir, auch ich mög allezeit
In den verschiedenen Wettern, guten, schlechten
Dies oder jenes Angenehme zeigen.

**Bertolt Brecht**
Der brennende Baum

Durch des Abends dunstig roten Nebel
Sahen wir die roten, steilen Flammen
Schwelend schlagen in den schwarzen Himmel.
In den Feldern dort in schwüler Stille
Prasselnd
Brannte ein Baum.

Hochauf reckten sich die schreckerstarrten Äste
Schwarz, von rotem Funkenregen
Wild und wirr umtanzt.
Durch den Nebel brandete die Feuerflut.
Schaurig tanzten wirre, dorre Blätter
Aufjauchzend, frei, um zu verkohlen
Höhnend um den alten Stamm.

Doch still und groß hinleuchtend in die Nacht
So wie ein alter Recke, müd, todmüd
Doch königlich in seiner Not
Stand der brennende Baum.

Und plötzlich reckt er auf die schwarzen, starren Äste
Hoch schießt die Purpurlohe an ihm auf -
Hoch steht er in dem schwarzen Himmel eine Weile

Dann kracht der Stamm, von Funken rot umtanzt
Zusammen.

**Bertolt Brecht**

Der Choral vom großen Baal

1
Als im weißen Mutterschoße aufwuchs Baal
War der Himmel schon so groß und still und fahl
Jung und nackt und ungeheuer wundersam
Wie ihn Baal dann liebte, als Baal kam.

2
Und der Himmel blieb in Lust und Kummer da
Auch wenn Baal schlief, selig war und ihn nicht sah:
Nachts er violett und trunken Baal
Baal früh fromm, er aprikosenfahl.

3
Und durch Schnapsbudike, Dom, Spital
Trottet Baal mit Gleichmut und gewöhnt sich's ab.
Mag Baal müd sein, Kinder, nie sinkt Baal:
Baal nimmt seinen Himmel mit hinab.

4
In der Sünder schamvollem Gewimmel
Lag Baal nackt und wälzte sich voll Ruh:
Nur der Himmel, aber immer Himmel
Deckte mächtig seine Blöße zu.

5
Und das große Weib Welt, das sich lachend gibt
Dem, der sich zermalmen lässt von ihren Knien
Gab ihm einige Ekstase, die er liebt
Aber Baal starb nicht: er sah nur hin.

6
Und wenn Baal nur Leichen um sich sah
War die Wollust immer doppelt groß.
Man hat Platz, sagt Baal, es sind nicht viele da.
Man hat Platz, sagt Baal, in dieses Weibes Schoß.

7
Ob es Gott gibt oder keinen Gott
Kann, solang es Baal gibt, Baal gleich sein.
Aber das ist Baal zu ernst zum Spott:
Ob es Wein gibt oder keinen Wein.

8
Gibt ein Weib, sagt Baal, euch alles her
Lasst es fahren, denn sie hat nicht mehr!
Fürchtet Männer nicht beim Weib, die sind egal:
Aber Kinder fürchtet sogar Baal.

9
Alle Laster sind zu etwas gut
Nur der Mann nicht, sagt Baal, der sie tut.
Laster sind was, weiß man was man will.
Sucht euch zwei aus: eines ist zu viel!

10
Nicht so faul, sonst gibt es nicht Genuss!
Was man will, sagt Baal, ist, was man muss.
Wenn ihr Kot macht, ist's, sagt Baal, gebt acht
Besser noch, als wenn ihr gar nichts macht!

11
Seid nur nicht so faul und so verweicht
Denn Genießen ist bei Gott nicht leicht!
Starke Glieder braucht man und Erfahrung auch:
Und mitunter stört ein dicker Bauch.

12
Man muss stark sein, denn Genuss macht schwach.
Geht es schief, sich freuen noch am Krach!
Der bleibt ewig jung, wie er's auch treibt
Der sich jeden Abend selbst entleibt.

13
Und schlägt Baal einmal zusammen was
Um zu sehen, wie es innen sei -
Ist es schade, aber 's ist ein Spaß
Und 's ist Baals Stern, Baal war selbst so frei.

14
Und wär Schmutz dran, er gehört nun mal
Ganz und gar, mit allem drauf, dem Baal
Ja, sein Stern gefällt ihm, Baal ist drein verliebt
Schon weil es 'nen andern Stern nicht gibt.

15
Zu den feisten Geiern blinzelt Baal hinauf
Die im Sternenhimmel warten auf den Leichnam Baal.
Manchmal stellt sich Baal tot. Stürzt ein Geier drauf
Speist Baal einen Geier, stumm, zum Abendmahl.

16
Unter düstern Sternen in dem Jammertal
Grast Baal weite Felder schmatzend ab.
Sind sie leer, dann trottet singend Baal
In den ewigen Wald zum Schlaf hinab

17
Und wenn Baal der dunkle Schoß hinunterzieht:
Was ist Welt für Baal noch? Baal ist satt.

Soviel Himmel hat Baal unterm Lid
Dass er tot noch grad gnug Himmel hat.

18
Als im dunklen Erdenschoße faulte Baal
War der Himmel noch so groß und still und fahl
Jung und nackt und ungeheuer wunderbar
Wie ihn Baal einst liebte, als Baal war.

**Bertolt Brecht**

Der Choral vom Manne Baal

1

Als im weißen Mutterschoße aufwuchs Baal
War der Himmel schon so groß und still und fahl
Jung und nackt und ungeheuer wundersam
Wie ihn Baal dann liebte, als Baal kam.

2

Und der Himmel blieb in Lust und Kummer da
Auch wenn Baal schlief, selig war und ihn nicht sah:
Nachts er violett und trunken Baal
Baal früh fromm, er aprikosenfahl.

3

In der Sünder schamvollem Gewimmel
Lag Baal nackt und wälzte sich voll Ruh:
Nur der Himmel, aber immer Himmel
Deckte mächtig seine Blöße zu.

4

Alle Laster sind zu etwas gut
Nur der Mann auch, sagt Baal, der sie tut.
Laster sind was, weiß man, was man will.
Sucht euch zwei aus: eines ist zuviel!

5

Seid nur nicht so faul und so verweicht
Denn Genießen ist bei Gott nicht leicht!
Starke Glieder braucht man und Erfahrung auch:
Und mitunter stört ein dicker Bauch.

6

Zu den feisten Geiern blinzelt Baal hinauf
Die im Sternenhimmel warten auf den Leichnam Baal.
Manchmal stellt sich Baal tot. Stürzt ein Geier drauf
Speist Baal einen Geier, stumm, zum Abendmahl.

7

Unter düstern Sternen in dem Jammertal
Grast Baal weite Felder schmatzend ab.
Sind sie leer, dann trottet singend Baal
In den ewigen Wald zum Schlaf hinab.

8

Und wenn Baal der dunkle Schoß hinunterzieht:
Was ist Welt für Baal noch? Baal ist satt.
Soviel Himmel hat Baal unterm Lid
Dass er tot noch grad g'nug Himmel hat.

9

Als im dunklen Erdenschoße faulte Baal
War der Himmel noch so groß und still und fahl
Jung und nackt und ungeheuer wunderbar
Wie ihn Baal einst liebte, als Baal war.

**Bertolt Brecht**

Der dicke Cas

Der dicke Cas ist gestorben.
Es war ein guter Mann.
Er konnte uns alle zeichnen.
Er soff sich herrlich an.
Er hat sich gut gestillet.
Ein dickes Loch gefüllet
Wohl in der freien Luft.

Der dicke Cas ist gegondelt
Hinab den schwarzen Pfuhl:
Er konnte wie zwei Mann liegen
In einem Schaukelstuhl.
Er kann sich nicht mehr wiegen:
Wie zwei Mann tut er liegen
Im tiefsten Höllenpfuhl.

Es ist der Cas verblichen
Als wie das Gras verweht -
Dieweil die Sonne lang noch
Im milden Mittag steht.
Der Wind ging in sein Segel
Er ist mit Kind und Kegel
Als wie das Gras verweht.

Er hat in manchem Graben
Mit manchem Tod gerauft.
Er hat den Tod gezeichnet
Und hat ihn gut verkauft.
Mit Kugeln und Komplotten
Sie konnten ihn nicht ausrotten
Er hat zu gut geschnauft.

Er stieg in die breite Sonne
Und in das Grün hinauf
Da kam ein lauer Wind daher
Der fraß ihn schmeichelnd auf.
So ist der Cas verblichen
Mit einer schauerlichen
Staubschichte oben drauf.

Wir sind zusammengekommen:
Buschiri, Orge und ich
Und haben bekümmert vernommen
Dass unser Cas verblich.
Wir weinten dicke Zähren.
Wir gaben ihm zu Ehren
Dem Leichnam manchen Stich.

Dass ihn kein Wurm nicht frisset
Lebendig in seinem Schacht
Da er ein dickes Loch auch
Der Erde voll nun macht.
Die Trommeln sind gesenket.
Die Hüte sind geschwenket:
Jetzt liegt er in der Nacht.

**Bertolt Brecht**

Der du zu fliehen glaubtest das Unertragbare

1

Der du zu fliehen glaubtest das Unertragbare
Ein Geretteter trittst du
In das Nichts.

2

Ein anderes wolltest du, als du
Drohtest mit dem Abfall, ein anderes
Tatst du, als du abfielst.

3

Freilich, du schädigst die Reihe, die du verlässest
Ein Schlechterer tritt in die Lücke
Aber kehre zurück, und
Du findest die Reihe geschlossen.

4

Wenn die Jahre vergangen sind
Rechnest auch du nur mehr
Mit dem, was dir geglückt ist. Jene Zeit nennst du
Deine glückliche.

5

Selbst der Undank
Nimmt dir nicht dein Verdienst
Selbst die Gerechtigkeit
Entschuldigt dir nicht dein Versagen.

**Bertolt Brecht**

Der Fähnrich

In jenen Tagen der großen Frühjahrsstürme schrieb er’s nach Haus:
- Mutter …. Mutter, ich halt’s nicht mehr länger aus … -
Schrieb es mit steilen, zittrigen Lettern neben der flatternden Stallaterne.
Sah, bevor er es schrieb, in das Dunkel, seltsam geschüttelt, hinaus
Wo ein Gespenst herschattete, grauenhaft, fremd und fern.
Lauschte dem harten
Klirren der Schaufeln, die seine toten Freunde einscharrten.
Und schrieb es besinnungslos nieder, das »Mutter, ich halt’s nicht mehr aus«.

Und drei Tage drauf, als seine Mutter über dem Brief schon weinte
Riss er hinweg über Blut und Leibergekrampf
Den zierlichen Degen gezückt, die Kompagnie zum Kampf
Schmal und blass, doch mit Augen wie Opferflammen.
Stürmte und focht und erschlug, umnebelt von Blut und Dampf
In trunkenem Rasen - fünf Feinde ….
Dann brach er im Tod, mit irren, erschrocknen Augen,
aufschreiend zusammen.

**Bertolt Brecht**

Der Fluss lobsingt die Sterne im Gebüsch

Der Fluss lobsingt die Sterne im Gebüsch!
Geruch von Pfefferminz und Thymian!
Ein kleiner Wind macht unsre Stirnen frisch
So hat es Gott uns Kindern angetan.

Das Gras ist weich: das Weib ohn Bitternis
Die schönen Weiden machen alles froh:
Heut ist die Lust den Willigen gewiss
Es ist zum Nimmerwiederfortgehn so.

**Bertolt Brecht**

Der Führer hat gesagt

1

Der Führer hat gesagt: man muss marschieren
Und möglichst rasch und viel, sonst geht es nie.
Man darf die Hoffnung nämlich nicht verlieren
Die Trommel dazu kauft die Industrie.
Es ist ein langer Weg zum Dritten Reiche
Man soll's nicht glauben, wie sich das zieht.
Es ist ein hoher Baum, die deutsche Eiche
Von der aus man den Silberstreif erst sieht.

2

Der Führer sagt: man könne auf ihn bauen.
Zuerst baut er sich - ein braunes Haus.
Und auf die Rechnung darf man da nicht schauen
Er stattet es mit Gold und Marmor aus.
Dann ist's ein schönrer Weg zum Dritten Reiche
Man merkt es nicht mehr so, wie er sich zieht.
Es ist ein hoher Baum, die deutsche Eiche
Von der aus man den Silberstreif erst sieht.

3

Der Führer hat gesagt: er sorgt für Essen
'S ist besser, wenn man was im Magen hat!
Darum ist er im Kaiserhof gesessen
Da gibt's vier Gänge, da wird er satt.
Es ist ein langer Weg zum Dritten Reiche
Und man wird hungrig, weil er sich so zieht.
Es ist ein hoher Baum, die deutsche Eiche
Von der aus man den Silberstreif erst sieht.

4

Der Führer sagt: nur nicht in Lumpen laufen!
Er hat ihr's schon gesagt, der Industrie
Wir wollen neue Uniformen kaufen
Der Hauptmann Röhm liebt uns nicht ohne die.
Es ist ein langer Weg zum Dritten Reiche
Ein bisschen Liebe macht ihn halb so schwer.
Es ist ein hoher Baum, die deutsche Eiche
Und kameradschaftlich ist der Verkehr.

5

Der Führer sagt: jetzt kommt der elfte Winter.
Nur jetzt nicht schlappgemacht! Ihr müsst marschiern!
Der Führer fährt voran im Acht-Zylinder.
Marsch, Marsch! Ihr dürft die Fühlung nicht verliern!
'S ist noch ein langer Weg zum Dritten Reiche
Man soll's nicht glauben, wie sich das zieht.
Es ist ein hoher Baum, die deutsche Eiche
Von der aus man den Silberstreif erst sieht.

6

Der Führer hat gesagt: er lebt noch lange
Und er wird älter als der Hindenburch.
Er kommt noch dran, da ist ihm gar nicht bange
Und drum pressiert's ihm gar nicht und dadurch.
Ist es ein langer Weg zum Dritten Reiche

Es ist unglaublich, wie sich das zieht!
Es ist ein hoher Baum, die deutsche Eiche
Von der aus man den Silberstreif erst sieht.
Hitler verrecke!
Rassereines Vieh
Sag: zu welchem Zwecke
Zahlt dich die Industrie?

**Bertolt Brecht**

Der Gast

Sie fragt ihn viel, wiewohl es draußen nachtet
An sieben Jahre gibt er eilends aus
Und hört: im Hofe wird ein Huhn geschlachtet
Und weiß: es ist kein zweites mehr im Haus.

Er wird vom Fleische wenig essen morgen.
Sie sagt: Greif zu; er sagt: Ich bin noch satt.
Wo warst du gestern, vor du kamst? - Geborgen!
Und woher kommst du? - Aus der nächsten Stadt!

Nun steht er eilends auf, die Zeit entflieht!
Er sagt ihr lächelnd: Lebe wohl! - Und du?
Zögernd entfällt ihr seine Hand: sie sieht
Ihr unbekannten Staub auf seinem Schuh.

**Bertolt Brecht**

Der Gedanke in den Werken der Klassiker

Nackt und ohne Behang
Tritt er vor dich hin, ohne Scham, denn er ist
Seiner Nützlichkeit sicher. Es bekümmert ihn nicht
Dass du ihn schon kennst, ihm genügt es
Dass du ihn vergessen hast.
Er spricht
Mit der Grobheit der Größe. Ohne Umschweife
Ohne Einleitung
Tritt er auf, gewohnt
Beachtung zu finden, seiner Nützlichkeit wegen.
Sein Hörer ist das Elend, das keine Zeit hat.
Kälte und Hunger wachen
Über die Aufmerksamkeit der Hörer. Die geringste Unaufmerksamkeit
Verurteilt sie zum sofortigen Untergang.
Tritt er aber so herrisch auf
So zeigt er doch, dass er ohne seine Hörer nichts ist
Weder gekommen wäre, noch wüsste
Wohin gehen oder wo bleiben
Wenn sie ihn nicht aufnehmen. Ja, von ihnen nicht belehrt
Den gestern noch Unwissenden
Verlöre er schnell seine Kraft und verkäme eilig.

**Bertolt Brecht**

Der Gesang aus der Opiumhöhle

1

Das junge Mädchen:

In den frühen Tagen meiner Kindheit
Die, man sagt es, nun vergangen ist
Liebte ich die Welt und wollte Blindheit
Oder Himmel, der am reinsten ist.
Aber früh, am Morgen, ward mir das Verkünden:
Dass erblinden muss, wer jenen reinen
Glanz des Himmels sehen will, erblinden!
Und ich sah ihn. Und ich sah ihn scheinen.
Wozu bettelhäftig sich vor Türen drücken?
Hilft's, wenn karge Jahre niemals enden?
Sollen wir den roten Mohn nicht pflücken
Weil er abends hinwelkt in den Händen?
  Darum sagt ich: lass es!
  Rauch den schwarzen Rauch
  Der in kältre Himmel geht. Ach, sieh ihm
  Nach: so gehst du auch.

2

Der Mann:

Oftmals denk ich, wenn ich Opium koche
Was mein Feind macht, der verfault im Mohn.
Und der Stier? Ich beugte ihn so gut dem Joche
Und vor roten Fahnen schritt ich schon!
Aber schon im Mittag ward mir die Gewissheit:
Was denn sollen mir Kampf und Beschwerden?
Da ihr alle lange doch gewiss seid
Dass sie keinem von uns helfen werden.
Wozu Feinde schlagen? Ach, es traut leicht
Sich ein Stärkrer heute mich zu schlagen!
Wird doch keiner dicker, als die Haut reicht
Und wozu noch Fett zu Grabe tragen?
  Darum sagt ich: laß es!
  Rauch den schwarzen Rauch
  Der in kältre Himmel geht. Ach, sieh ihm
  Nach: so gehst du auch.

3

Der Greis:

Seit den Tagen meiner Kindheit lief ich
Säte Hirse, ging die Gräser mähen
Bei den Weibern lag ich, zu den Göttern rief ich
Kinder macht ich, die jetzt Hirse säen.
Aber spät am Abend ward mir die Belehrung:
Dass kein Hahn schreit, wenn ich auch verreckte
Und dass auch die innerste Bekehrung
Keinen Gott aus seinem Schlafe weckte.
Wozu ewig Hirse säen in den
Steinigen Boden, der sich niemals bessert
Wenn doch keiner mehr den Tamarinden-

baum, wenn ich gestorben, weiter wässert?
Darum sagt ich: lass es!
Rauch den schwarzen Rauch
Der in kältre Himmel geht. Ach, sieh ihm
Nach: so gehst du auch.

Refrain

Das Leben ist ganz scheen
Schnell und von vorn besehn
Doch liebt ihr es zu lang und heiß
Dann zeigt es euch den Steiß.

**Bertolt Brecht**

Der gordische Knoten

1

Als der Mann aus Makedämon
Mit dem Schwert den Knoten
Durchhauen hatte, nannten sie ihn
Abends in Gordium »Sklave
Seines Ruhms«.

Denn ihr Knoten war
Eines der spärlichen Wunder der Welt
Kunstwerk eines Mannes, dessen Gehirn
(Das verwickeltste der Welt!) kein anderes
Zeugnis hatte zurücklassen können als
Zwanzig Schnüre, verwickelt zu dem Behuf
Endlich gelöst zu werden durch die leichteste
Hand der Welt! Leichteste außer der
Die ihn geknüpft. Ach, der Mann
Dessen Hand ihn knüpfte, war
Nicht ohne Plan, ihn zu lösen, jedoch
Reichte die Zeit seines Lebens
Leider nur aus für das eine, das Knüpfen.

Eine Sekunde genügte
Ihn zu durchhauen.

Von jenem, der ihn durchhieb
Sagten viele, dies sei
Noch sein glücklichster Hieb gewesen
Der billigste, am wenigsten schädliche.

Jener Unbekannte brauchte mit Recht
Einzustehen nicht mit seinem Namen
Für sein Werk, das halb war
Wie alles Göttliche
Aber der Depp, der es zerstörte
Musste wie auf höhren Befehl
Nennen seinen Namen und sich zeigen dem Erdteil

2

Sagten so jene in Gordium, sage ich:
Nicht alles, was schwerfällt, ist nützlich, und
Seltener genügt eine Antwort
Um eine Frage aus der Welt zu schaffen
Als eine Tat.

**Bertolt Brecht**

Der Herr der Fische

1

Ach, er kam nicht zu bestimmten Zeiten
Wie der Mond, doch ging er so wie der.
Ihm sein billiges Essen zu bereiten
War nicht schwer.

2

Wenn er da war, war für einen Abend
Einer unter ihnen da
Wenig fordernd, manches für sie habend
Allen unbekannt und allen nah.

3

Ging er, war es das Gewohnte
Kam er, waren sie erstaunt
Und doch kommt er stets, dem Monde
Gleichend, wieder - gut gelaunt.

4

Sitzt und spricht wie sie: von ihren Dingen
Was die Weiber tun, wenn man auf Fahrt
Was die Netze kosten und die Fische bringen
Und vor allem: wie man Steuern spart.

5

Ihre Namen sich zu merken
Zeigte er sich nicht imstand
Doch zu ihren Tagewerken
Wusste er stets allerhand.

6

Sprach er so von ihren Angelegenheiten
Fragten sie ihn auch: wie stehn denn deine?
Und er blickte lächelnd um nach allen Seiten
Sagte zögernd: habe keine.

7

So, auf Hin- und Widerreden
Hat mit ihnen er verkehrt
Immer kam er ungebeten
Doch sein Essen war er wert.

8

Eines Tages wird ihn einer fragen:
Sag, was ist es, was dich zu uns führt?
Eilig wird er aufstehn; denn er spürt:
Jetzt ist ihre Stimmung umgeschlagen.

9

Höflich wird, der nichts zu bieten hatte
Aus der Tür gehn: ein entlassner Knecht.
Und es bleibt von ihm kein kleinster Schatte
Keine Höhlung in des Stuhls Geflecht.

10

Sondern er gestattet, dass auf seinem
Platz ein anderer sich reicher zeigt.
Wirklich, er verwehrt es keinem
Dort zu reden, wo er schweigt.

**Bertolt Brecht**

Der Himmel der Enttäuschten

1

Halben Weges zwischen Nacht und Morgen
Nackt und frierend zwischen dem Gestein
Unter kaltem Himmel wie verborgen
Wird der Himmel der Enttäuschten sein.

*2*

Alle tausend Jahre weiße Wolken
Hoch am Himmel. Tausend Jahre nie.
Aber alle tausend Jahre immer
Hoch am Himmel. Weiß und lachend. Sie.

3

Immer Stille über großen Steinen
Wenig Helle, aber immer Schein
Trübe Seelen, satt sogar vom Greinen
Sitzen traumlos, stumm und sehr allein.

4

Aber aus dem untern Himmel singen
Manchmal Stimmen feierlich und rein:
Aus dem Himmel der Bewundrer dringen
Zarte Hymnen manchmal oben ein.

**Bertolt Brecht**
Der Insasse

Als ich es vor Jahren lernte
Einen Wagen zu steuern, hieß mich mein Lehrer
Eine Zigarre rauchen; und wenn sie mir
In dem Gewühl des Verkehrs oder in spitzen Kurven
Ausging, jagte er mich vom Steuer. Auch
Witze erzählte er während des Fahrens, und wenn ich
Allzu beschäftigt mit Steuern, nicht lachte, nahm er mir
Das Steuer ab. Ich fühle mich unsicher, sagte er.
Ich, der Insasse, erschrecke, wenn ich sehe
Dass der Lenker des Wagens allzu beschäftigt ist
Mit Lenken.

Seitdem beim Arbeiten
Sehe ich zu, mich nicht allzu sehr in die Arbeit zu vertiefen.
Ich achte auf mancherlei um mich herum
Manchmal unterbreche ich meine Arbeit, um ein Gespräch zu führen.
Schneller zu fahren als dass ich noch rauchen kann
Habe ich mir abgewöhnt. Ich denke an
Den Insassen.

**Bertolt Brecht**
Der Liebende nicht geladen

Gläser heut ungespült
Linnen heut glatt
Lächeln heut ungefühlt
Lippe heut satt.

Von den Schuhen: die großen.
Auf dem Stuhl: ein Buch.
Wollene Hosen.
Man erwartet keinen Besuch.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*In den sechs Jahren seines dänischen Exils bei Svendborg hat Bertolt Brecht (1898-1956) seine Fähigkeit zur beruflichen und sexuellen Instrumentalisierung der ihm ergebenen Frauen perfektioniert. Neben Helene Weigel, den gemeinsamen Kindern, und Margarete Steffin, die mit ihm nach Svendborg gegangen waren, vervollständigte nun die Schauspielerin, Schriftstellerin und Fotografin Ruth Berlau (1906-1974) den Kreis der Brecht-Geliebten.*

Im Juli 1939, kurz nach der gemeinsamen Flucht aus Dänemark nach Schweden, schrieb Brecht die anrührende Miniatur vom ungeladenen Liebenden für Ruth Berlau. Die Abwesenheit des Geliebten ist zugleich die Ur-Situation für die Frauen Brechts, die durch das Insistieren des Meisters auf Distanz und sexueller Autonomie oft in schlimme psychische Krisen gerieten.

**Bertolt Brecht**

Der Mann-ist-Mann-Song

1

Ach, Tom, bist du auch beir Armee, beir Armee?
Denn ich bin auch beir Armee, beir Armee!
Wenn ich so ‘n altes Huhn wieder seh
Dann bin ich wieder gern beir Armee.
Hast du mich auch noch nicht gesehn?
Denn ich hab dich auch noch nicht gesehn.
   Drauf kommt’s nicht an
   Denn ein Mann ist ein Mann.
   Wie? Warum? Wann?
   Aber Tom, schau, darauf kommt’s ja gar nicht an!
   Denn Mann ist Mann!
   Und darauf kommt’s an!
   Die Sonne von Kilkoa scheint
   Auf siebentausend Männer hin
   Die sterben alle unbeweint
   Und ‘s ist bei keinem schad um ihn;
   Drum sagen wir: ‘s ist gleich, auf wen
   Die rote Sonne von Kilkoa schien!

2

Ach, Tom, hast du auch heut Reis gegessen?
Denn ich hab auch heut Reis gegessen!
Wenn ich kein Huhn im Topfe seh
Dann bin ich gar nicht gern beir Armee.
Ach, Tom, hast du auch heut schon gekotzt?
Denn ich hab auch heut schon gekotzt!
   Drauf kommt’s nicht an
   Denn ein Mann ist ein Mann.
   Wie? Warum? Wann?
   Aber Tom, schau, darauf kommt’s ja gar nicht an!
   Denn Mann ist Mann!
   Und darauf kommt’s an!
   Die Sonne von Kilkoa scheint
   Auf siebentausend Männer hin
   Die sterben alle unbeweint
   Und ‘s ist bei keinem schad um ihn;
   Drum sagen wir: ‘s ist gleich, auf wen
   Die rote Sonne von Kilkoa schien!

3

Ach, Tom, hast du auch Jenny Smith gesehn?
Denn ich hab auch Jenny Smith gesehn!
Wenn ich so ‘n altes Huhn beseh
Dann bin ich wieder gern beir Armee.
Ach, Tom, hast du auch bei Jenny geschlafen?
Denn ich habe auch bei Jenny geschlafen!
   Drauf kommt’s nicht an
   Denn ein Mann ist ein Mann.
   Wie? Warum? Wann?
   Aber Tom, schau, darauf kommt’s ja gar nicht an!

Denn Mann ist Mann!
Und darauf kommt’s an!
Die Sonne von Kilkoa scheint
Auf siebentausend Männer hin
Die sterben alle unbeweint
Und ‘s ist bei keinem schad um ihn;
Drum sagen wir: ‘s ist gleich, auf wen
Die rote Sonne von Kilkoa schien!

4

Ach, Tom, hast du auch deinen Koffer gepackt?
Denn ich hab auch meinen Koffer gepackt!
Wenn ich so ‘n Huhn mit ‘m Koffer seh
Dann bin ich wieder gern beir Armee.
Tom, hast du auch nichts zum Hineintun gehabt?
Denn ich hab auch nichts zum Hineintun gehabt!
Drauf kommt’s nicht an
Denn ein Mann ist ein Mann.
Wie? Warum? Wann?
Aber Tom, schau, darauf kommt’s ja gar nicht an!
Denn Mann ist Mann!
Und darauf kommt’s an!
Die Sonne von Kilkoa scheint
Auf siebentausend Männer hin
Die sterben alle unbeweint
Und ‘s ist bei keinem schad um ihn;
Drum sagen wir: ‘s ist gleich, auf wen
Die rote Sonne von Kilkoa schien!

5

Ach, Tom, gehst du auch von hier fort, von hier fort?
Denn ich geh auch von hier fort, von hier fort.
Solang ich ein Huhn marschieren seh
Marschier ich mit der Armee!
Ach, Tom, weißt du auch nicht, wohin du gehst?
Denn ich weiß auch nicht, wohin ich geh.
Drauf kommt’s nicht an
Denn ein Mann ist ein Mann.
Wie? Warum? Wann?
Aber Tom, schau, darauf kommt’s ja gar nicht an!
Denn Mann ist Mann!
Und darauf kommt’s an!
Die Sonne von Kilkoa scheint
Auf siebentausend Männer hin
Die sterben alle unbeweint
Und ‘s ist bei keinem schad um ihn;
Drum sagen wir: ‘s ist gleich, auf wen
Die rote Sonne von Kilkoa schien!

**Bertolt Brecht**

Der Matrosen-Song

1

Hallo, jetzt fahren wir nach Birma hinüber
Whisky haben wir ja noch genügend dabei
Und Zigarren rauchen wir Henry Clay
Und die Mädels sind wir ja auch schon über.
Na, da sind wir eben jetzt so frei.
Denn andere Zigarren, die rauchen wir nicht
Und weiter wie Birma reicht dem Kasten der Rauch nicht
Und einen lieben Gott, den brauchen wir nicht
Und einen Anstand, den brauchen wir auch nicht.
Na also, good-bye!

Und das segelt so hin - und das kommt auch mal an
Und ein lieber Gott lässt sich nicht blicken.
Und dem lieben Gott, dem liegt vielleicht auch gar nichts daran
Und wenn, dann muss er sich drein schicken.
Na also, good-bye!
Mit Mensch-bei-mir-nicht und Na-wat-denn-mein-Sohn
Und fehlt's wo, dann lass mich's nur wissen
Und 'ne feinere Regung nicht um 'ne Million
Da wird eben auf alles geschissen.
    Und das Meer ist blau, so blau - und das geht alles seinen Gang
    Und wenn die Chose aus ist, dann fängt's von vorne an.
    Und das Meer ist blau, so blau - und das geht ja auch noch lang
    Und das Meer ist blau, so blau - und das Meer ist blau.

2

Da könnten wir z. B. mal ins Kino gehen
Das kostet Geld, das hat doch kein Gewicht.
Ja, graue Haare wachsen lassen wir uns nicht
Leute wie wir, die müssen sich auch mal amüsieren.
Denn für sie da gibt es keine Pflicht.
Zigarren unter 5 Cent, die rauchen sie nicht
Und Schwarzbrot verträgt doch ihr Bauch nicht
Und für andere sorgen, das brauchen sie nicht
Und mal in sich gehen, brauchen die auch nicht
Das hat kein Gewicht.

Und das lebt so dahin und das stellt so was an
Und ein lieber Gott lässt sich nicht blicken
Und dem lieben Gott, dem liegt vielleicht auch gar nichts daran
Und wenn, dann muss er sich drein schicken
Ja, warum denn nicht?

Mit Mensch-bei-mir-nicht und Na-wat-denn-mein-Sohn
Und fehlt's wo, dann lass mich's nur wissen
Und 'ne feinere Regung nicht um 'ne Million
Da wird eben auf alles geschissen.
    Und das Meer ist blau, so blau - und das geht alles seinen Gang
    Und wenn die Chose aus ist, dann fängt's von vorne an.
    Und das Meer ist blau, so blau - und das geht ja auch noch lang

Und das Meer ist blau, so blau - und das Meer ist blau.

3
(Ja, da braucht jetzt nur einmal ein Sturm zu kommen.)
Na ja, da ist ja schon das Dock von Birma.
Halt du, das ist doch nur ‘ne schwarze Wolkenwand
Mensch, und die Wellen, ‘s ist allerhand!
Mensch, das verschlingt uns ja die ganze Firma.
Ja, da sind wir jetzt glatt am Rand.
Bald sinkt das Schiff zu Grund, das Meer geht drüber
Und die versunken sind, sucht nur mehr der Hai
Da hilft kein Whisky mehr und keine Henry Clay.
Wo’s jetzt hingeht, da geht kein Mädchen mehr mit rüber
Ja, da heißt’s auf einmal jetzt good-bye!

Und das Wasser, das steigt, und das Schiff, das versinkt
Und ein rettender Strand lässt sich nicht blicken.
Nur ein Schiff, das nicht schwimmt, nur ein Strand, der nicht winkt
Und da muss jeder sich drein schicken.
Na also, good-bye!

Da hört man auf einmal keine großen Reden mehr
Da sind sie auf einmal alle ganz klein.
Da plappern sie plötzlich alle ein Vaterunser her
Da will’s plötzlich keiner mehr gewesen sein.

Denn jetzt ist’s vorbei, und
Jetzt will ich euch mal was sagen: das kennen wir schon!
Da wird ein Leben lang das Maul aufgerissen
Und steht so was dann vor Gottes Thron
Dann wird in die Hosen geschissen.

Ja, das Meer ist blau, so blau - und das geht alles seinen Gang
Nur wenn die Chose aus ist, fängt’s nicht von vorne an.
Ja, das Meer ist blau, so blau, und das geht ja auch noch lang
Ja, das Meer ist blau, so blau, ja, das Meer ist blau.

**Bertolt Brecht**

Der Nachgeborene

Ich gestehe es: ich
Habe keine Hoffnung.
Die Blinden reden von einem Ausweg. Ich
Sehe.
Wenn die Irrtümer verbraucht sind
Sitzt als letzter Gesellschafter
Uns das Nichts gegenüber.

**Bertolt Brecht**
Der Pflaumenbaum

Im Hofe steht ein Pflaumenbaum
Der ist klein, man glaubt es kaum.
Er hat ein Gitter drum
So tritt ihn keiner um.

Der Kleine kann nicht größer wer'n.
Ja größer wer'n, das möcht er gern.
'S ist keine Rede davon
Er hat zu wenig Sonn.

Den Pflaumenbaum glaubt man ihm kaum
Weil er nie eine Pflaume hat
Doch er ist ein Pflaumenbaum
Man kennt es an dem Blatt.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2000)

*Ein zartes Kinderlied über einen einsamen verkümmerten Baum in einem städtischen Hinterhof - das kann man beim ersten Hinsehen als sentimentale Weise missverstehen. Aber Bertolt Brecht (1898-1956) hat in den drei Strophen seines Lieds Signale gesetzt, die das scheinbare Idyll stören. Der Pflaumenbaum ist hinter Gitter gesetzt, in seinem Wachstum extrem eingeschränkt. Einem Wesen wird jede Bewegungsfreiheit verwehrt, es kann sich nicht nach seiner Natur entwickeln - ein Zustand, der auch als Allegorie gesellschaftlicher Verhältnisse gelesen werden kann.*

Brecht hat dieses Gedicht geschrieben, als er so weit wie noch nie zuvor von urbanem Leben entfernt war: Es ist in seiner Exilzeit 1934 in Skovsbostrand bei Svendborg an der dänischen Küste entstanden. 1950 wählte er einen neuen Titel für sein Gedicht - „Der Birnenbaum“ - ohne diese Änderung dann in die Publikation der „Hundert Gedichte“ (1951) zu übernehmen.

**Bertolt Brecht**
Der Radwechsel

Ich sitze am Straßenhang.
Der Fahrer wechselt das Rad.
Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld?

1953

aus: Die Gedichte, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000

*Hier handelt es sich um eine der berühmtesten Autopannen der Welt. Das kleine Gedicht gehört in den Zusammenhang der »Buckower Elegien«, die Bertolt Brecht (1898-1956) im Juli und August 1953 in seinem Landsitz in Buckow (Märkische Schweiz) schrieb und die als direkte poetische Reaktion auf die Unruhen des 17. Juni 1953 zu lesen sind. Diese Miniatur hat zahllose Interpretationen provoziert.*

Jeglichen Hinweis auf die Parabelhaftigkeit des Geschehens hat Brecht ausgespart. Ein Chauffeur vollzieht einen Radwechsel, ein Mitfahrer schaut ungeduldig zu. Über die Gemütsverfassung des Reisenden wird man nüchtern aufgeklärt: Sowohl der Ausgangspunkt der Reise als auch ihr Ziel sind bei ihm negativ besetzt. Und doch ist da eine produktive Unruhe, eine Nervosität, die den Reisenden vorwärts treibt und ihn ungeduldig die Weiterfahrt erwarten lässt. Geht es bei der kleinen Reise um das Zurücklegen der eigenem Lebensstrecke, um das ungeduldig erwartete Lebensende? Oder doch um das Unbehagen an politischen Zuständen, die man hinter sich zu lassen wünscht? Dass Brecht keine Antwort gibt, macht die Stärke seines Gedichts aus.

**Bertolt Brecht**
Der Räuber und sein Knecht

Im Hessischen waren zwei Räuber
Sie brachen manchen Bauern das Genick
Der eine war schlank wie ein hungriger Wolf
Und der andre wie ein Domprälat dick.

Es kam aber ihres Leibes Unterschied
Davon: sie waren Herr und Knecht.
Der Herr soff den Rahm von der Milch, und wenn
Der Knecht die Milch bekam, war sie schlecht.

Die Bauern fingen die Räuber
Und als sie hingen am Strick
Hing da einer dünn wie ein hungriger Wolf
Und ein andrer wie ein Domprälat dick.

Die Bauern standen, sich bekreuzigend
Und schauten die beiden sich an
Sie verstanden, dass der dicke Mann ein Räuber war
Doch warum war’s wohl der dünne Mann?

**Bertolt Brecht**

Der Rauch

Das kleine Haus unter Bäumen am See.
Vom Dach steigt Rauch.
Fehlte er
Wie trostlos dann wären
Haus, Bäume und See.

**Bertolt Brecht**

Der Schneider von Ulm*

(Ulm 1592)

Bischof, ich kann fliegen
Sagte der Schneider zum Bischof.
Pass auf, wie ich’s mach!
Und er stieg mit so ‘nen Dingen
Die aussahn wie Schwingen
Auf das große, große Kirchendach.
    Der Bischof ging weiter.
    Das sind lauter so Lügen
    Der Mensch ist kein Vogel
    Es wird nie ein Mensch fliegen
    Sagte der Bischof vom Schneider.

Der Schneider ist verschieden
Sagten die Leute dem Bischof.
Es war eine Hatz.
Seine Flügel sind zerspellet
Und er liegt zerschellet
Auf dem harten, harten Kirchenplatz.
Die Glocken sollen läuten
    Es waren nichts als Lügen
    Der Mensch ist kein Vogel
    Es wird nie ein Mensch fliegen
    Sagte der Bischof den Leuten.

* Legende aus der Zeit der Bauernkriege

**Bertolt Brecht**

Der Song von Mandelay

Mutter Goddams Puff in Mandelay
Sieben Bretter an ‘ner grünen See.
Goddam, was ist das für ein Etablissement!
Da stehen ja schon fünfzehn die Bretterwand entlang
In der Hand die Uhr und mit Hohe!
Gibt’s denn nur ein Mensch in Mandelay?
    Menscher sind das Schönste auf der Welt
    Denn sie sind, zum Teufel, wert ihr Geld.
    Und es wäre alles einfach in der Ordnung
    Wenn der Mensch, der drin ist, nicht so langsam wär.
    Nehmt den Browning, schießt mal durch das Türchen
    Denn der Mensch, der drinnen, hindert den Verkehr.
    Rascher, Johnny, he, rascher, Johnny, he!
    Stimmt ihn an, den Song von Mandelay!
    Liebe, die ist doch an Zeit nicht gebunden.
    Johnny, mach rasch, denn hier geht’s um Sekunden!
    Ewig nicht stehet der Mond über dir, Mandelay.

Mutter Goddams Puff in Mandelay
Jetzt ruht über dir die grüne See.
Ach, goddam, was war das für ein Etablissement!
Jetzt stehen keine fünf mehr die Bretterwand entlang!
Jetzt gibt’s keine Uhr und kein Hohé!
Und kein Mensch mehr ist in Mandelay.
    Damals gab’s noch Menscher auf der Welt
    Und die waren eben wert ihr Geld.
    Jetzt ist eben nichts mehr auf der Welt in Ordnung
    Und ein’ Puff wie diesen kennt man heut nicht mehr
    Keinen Browning mehr und auch kein Türchen
    Wo kein Mensch ist, da ist auch kein Verkehr.
    Rascher, Johnny, he, rascher, Johnny, he!
    Stimmt ihn an, den Song von Mandelay!
    Liebe, die ist doch an Zeit nicht gebunden.
    Johnny, mach rasch, denn es geht um Sekunden!
    Ewig nicht stehet der Mond über dir, Mandelay.

**Bertolt Brecht**

Der Theaterkommunist

Eine Hyazinthe im Knopfloch
Am Kurfürstendamm
Empfindet der Jüngling
Die Leere der Welt.
Auf dem Klosett
Scheint es ihm deutlich: er
Scheißt ins Leere.

Müde der Arbeit
Seines Vaters
Befleckt er die Cafés
Hinter den Zeitungen
Lächelt er gefährlich.
Er ist es, der
Diese Welt zertreten wird wie
Ein Kuhflädchen.

Für 3000 Mark im Monat
Ist er bereit
Das Elend der Massen zu inszenieren
Für 100 Mark im Tag
Zeigt er
Die Ungerechtigkeit der Welt.

**Bertolt Brecht**

Der Tsingtausoldat

In jener blauen Nacht vor dem Sturm auf der Felsenbastei
Springt den Wachtposten stier
Das Entsetzen an wie ein dunkel kralliges Tier:
Dass er von Gott und dem Teufel verraten sei
Das wirft ihn hinaus aus Zeit und Raum.
Und seine Qual wächst ihm übers Land in Vision und Traum.

Aus Gefels und Schlund
Raucht Giftdampf
Schwarz wimmelnd drunten zum letzten Krampf
Schirrt der Feind sich klirrend im dämmernden Grund
An dem gewölbigen Bau des Nachthimmels blutrot
Flackert Brand
Grau und geduckt wie ein gespenstiger Hund
Schleicht aus dem brennenden Land
Gegen die Felsenbastei Tsingtaus der Tod.
Ober dem Strom blaut schimmernd die Nacht
Da starrt der Posten hinab in den Schacht
Irr und geschüttelt vor Angst:
Eine Stimme tief unten lacht:
Und wenn du vor Gier nach den Sternen langst
Dir hilft kein Mensch und kein Gott - und
Morgen liegst du zerfetzt und verstampft
Im Tod die blühenden Glieder verkrampft
Im Grund.

Aus Gefels und Schlund
Raucht Giftdampf
Schwarz wimmelnd drunten zum letzten Krampf
Schirrt der Feind sich klirrend im dämmernden Grund
Doch an des Nachthimmels blaugewölbigem Bau
Wächst es aus schwarzem Kot
Wächst aus des Feindes Verhau
Flackernder Schein überm todstillen Land.
Ist das Brand?
. . . . . . . . . . . . . . . . . .
Morgenrot . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . .
Schwer taumelt der Posten zum Rande vor.
Starrt seltsam gepackt in des Himmels helloffenes Tor:
Und als wollt er den Becher des Lebens wie ein Alteisen
Opfernd hinab in den Abgrund schmeißen
Taumelt er schwankend und starrend zum Rand:
Und das todblasse Antlitz, verzerrt im Ruß
Schmeißt er’s hinab in den Dunst
Schreit es heiser und wild gestöhnt vor Brunst
Schreit, dass es gellt in Verzweiflung . . . Aufschluchzen . . .
Gruß . . .
Hin in Grund und Brand:
Mein Deutschland!

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

Deutsches Frühlingsgebet

Wenn diesen Frühling der Bauer früh über die Äcker geht
Ernster wohl noch als in früheren, helleren Lenzen
Hört er die Lerche nicht, die im Himmel erklingt
Jauchzend vom Frühling singt -
Sieht er die Bäume nicht, die fröhlich und unnütz die Felder bekränzen.
Nein - er sieht nur das junge Korn, das schimmernd in seidenen Matten steht.
Und er faltet die Hände still und spricht das Gebet:

Herr, schütte dein Licht
Aus goldenem Sonnenbecher auf die grünende Erde
Dass sie gesegnet werde
Und segnend aufbricht.

Herr!
Horch, wie die Mütter schreien im dämmernden Land voll Not:
Herr, sie schreien immer für ihre hungernden Kinder um Brot!
Sieh, Herr, wir bangen nicht in dieser feurigen Nacht
Wir fürchten nicht Hass, Lüge und Übermacht.
Kämpfen und Hinterhalt fürchten wir nicht.
Beben kaum für Hof, Haus, Land:
Unsre Söhne bluten an fern dunklem Strand.
Ein Schatten fiel über uns und ein drohend Gesicht

Riesenhaft, grauenhaft groß.
Und wir bangten nicht, sorgten nicht
Als er vorbeischritt, dein düsterer Tod . . .
Aber, Herr, eins, für eins zittern wir bloß:
In dieser grünenden Äcker Schoß
Reift unser Schicksal und unser Los . ..
Ständig und dunkel dem Tage entgegen
Dem Fluch oder Segen:
Reift für unsre Kinder das bisschen Brot.

Herr, wir wissen, was wir dir danken.
Mach uns unsern Glauben nicht wanken.
Herr, schütte dein Licht
Aus goldenem Sonnenbecher auf die grünende Erde
Dass sie gesegnet werde
Und segnend aufbricht.

Wenn der Bauer, endend, schwer atmend steht
Atmet er plötzlich der würzigen Saaten Duft
Merkt er das mähliche Reifen von reicheren Lenzen
Hört er die klingenden Lerchen aufjauchzen in sonniger Luft
Sieht er die jungen Felder opalgleich grünend erglänzen.
Und er fühlt das Blühen der Frucht, die im Frühwind weht.
Fühlt die segnende Kraft der Erfüllung in seinem Gebet.

**Bertolt Brecht**
Deutschland 1952

O Deutschland, wie bist du zerrissen
Und nicht mit dir allein!
In Kält’ und Finsternissen
Lässt eins das andre sein.
Und hätt’st so schöne Auen
Und reger Städte viel;
Tät’st du dir selbst vertrauen
Wär alles Kinderspiel.

**Bertolt Brecht**

Deutschland

Mögen andere von ihrer Schande sprechen,
ich spreche von der meinen.

O Deutschland, bleiche Mutter!
Wie sitzest du besudelt
Unter den Völkern.
Unter den Befleckten
Fällst du auf.

Von deinen Söhnen der ärmste
Liegt erschlagen.
Als sein Hunger groß war
Haben deine anderen Söhne
Die Hand gegen ihn erhoben.
Das ist ruchbar geworden.

Mit ihren so erhobenen Händen
Erhoben gegen ihren Bruder
Gehen sie jetzt frech vor dir herum
Und lachen in dein Gesicht.
Das weiß man.

In deinem Hause
Wird laut gebrüllt, was Lüge ist.
Aber die Wahrheit
Muss schweigen.
Ist es so?

Warum preisen dich ringsum die Unterdrücker, aber
Die Unterdrückten beschuldigen dich?
Die Ausgebeuteten
Zeigen mit Fingern auf dich, aber
Die Ausbeuter loben das System
Das in deinem Hause ersonnen wurde!

Und dabei sehen dich alle
Den Zipfel deines Rockes verbergen, der blutig ist
Vom Blut deines
Besten Sohnes.

Hörend die Reden, die aus deinem Hause dringen, lacht man.
Aber wer dich sieht, der greift nach dem Messer
Wie beim Anblick einer Räuberin.

O Deutschland, bleiche Mutter!
Wie haben deine Söhne dich zugerichtet
Dass du unter den Völkern sitzest
Ein Gespött oder eine Furcht!

**Bertolt Brecht**

Die Achillesverse

Zuerst ziehe ich mir die Schuhe aus zum Liegen
Dann wasche ich mich drei Tage nicht
Und verseuche mich für euch durch Zwetschgenwässer
Lasse mir die Haare wachsen nach Vergnügen
Und bekämpfe nur mit Jalousien das Licht.

Erst am vierten Tage wird mir etwas besser
Aber oft dann erst am sechsten Tage kriege
Die Achillesverse ich in Sicht.

**Bertolt Brecht**

Die Antwort

Mein junger Sohn fragt mich: Soll ich Mathematik lernen?
Wozu, möchte ich sagen. Dass zwei Stück Brot mehr ist als eines
Das wirst du auch so merken.
Mein junger Sohn fragt mich: Soll ich Französisch lernen?
Wozu, möchte ich sagen. Dieses Reich geht unter. Und
Reibe du nur mit der flachen Hand den Bauch und stöhne
Und man wird dich schon verstehen.
Mein junger Sohn fragt mich: Soll ich Geschichte lernen?
Wozu, möchte ich sagen. Lerne du deinen Kopf in die Erde stecken
Da wirst du vielleicht übrig bleiben.

Ja, lerne Mathematik, sage ich,
Lerne Französisch, lerne Geschichte!

**Bertolt Brecht**

Die Auswanderung der Dichter

Homer hatte kein Heim
Und Dante musste das seine verlassen.
Li-Po und Tu-Fu irrten durch Bürgerkriege
Die 30 Millionen Menschen verschlangen
Dem Euripides drohte man mit Prozessen
Und dem sterbenden Shakespeare hielt man den Mund zu.
Den Francois Villon suchte nicht nur die Muse
Sondern auch die Polizei.
»Der Geliebte« genannt
Ging Lukrez in die Verbannung
So Heine, und so auch floh
Brecht unter das dänische Strohdach.

**Bertolt Brecht**

Die Ballade vom Liebestod

1

Von schwarzem Regen siebenfach zerfressen
Ein schmieriger Gaumen, der die Liebe frisst
Mit Mullstores, die wie Totenlaken nässen:
Das ist die Kammer, die die letzte ist.

2

Aussätzig die Tapeten, weiß vom Schimmel!
In Hölzer sie gepfercht, verschweißt und hart:
Wie lieblich scheinet der verschlissne Himmel
Dem weißen Paare, das sich himmlisch paart.

3

Im Anfang sitzt er oft in nassen Tüchern
Und raucht Virginias, schwarz, die sie ihm gibt
Und nützt die Zeit, ihr nickend zu versichern
Mit halbgeschlossenem Lid, dass er sie liebt.

4

Sie fühlt, wie er behaart ist und so weise!
Er sieht im Schlitz des Lids den Tag verschwemmt
Und grün wie Seife wölkt sich das Gehäuse
Des Himmels und ihm schwant: jetzt fault mein Hemd.

5

Sie gießen Kognak in die trocknen Leichen
Er füttert sie mit grünem Abendlicht
Und es entzünden sich schon ihre Weichen
Und es verblasst schon mählich ihr Gesicht.

6

Sie ist wie eine halbersoffne Wiese
(Sie sind verwaist und taub, im Fleische matt!)
Er will gern schlafen, wenn sie ihn nur ließe!
Ein grüner Himmel, der geregnet hat!

7

Am zweiten Tage hüllen sie die Leichen
In steife Tücher, den verschweißten Store
Und nehmen schmierige Laken in die Weichen
Weil sie jetzt wissen, dass es sie oft fror.

8

Und ach, die Liebe ging durch sie so schneidend
Wie wenn Gott Hageleis durch Wasser schmiss!
Und tief in ihnen quoll, sie ganz ausweidend
Und dick wie Hefe grüne Bitternis.

9

Von Schweiß, Urin Geruch in ihren Haaren
Sie wittern ferner nicht mehr Morgenluft.
Es kommt der Morgen wahrlich noch nach Jahren
Vertiert und grau in die Tapetengruft.

10

Ach, ihr zarter Kinderleib perlmuttern!
Holz und Liebe schlugen ihn so rau
Schmilzt wie Holz salzflutzerschlagner Kutter

Unter Sturmflut! Gras in zuviel Tau!
11
Ach, die Hand an ihrer Brust wie gräsern!
In den Beinen schwarzer Pestgestank!
Milde Luft floss ab an Fenstergläsern
Und sie staken im verfaulten Schrank!
12
Wie Spülicht floss der Abend an die Scheiben
Und die Gardinen räudig von Tabak.
In grünen Wassern zwei Geliebte treiben
Von Liebe ganz durchregnet, wie ein Wrack
13
Am Meergrund, das geborsten, in den Tropen
Zwischen Algen und weißlichen Fischen hängt
Und von einem Salzwind über der Fläche oben
Tief in den Wassern unten zu schaukeln anfängt.
14
Am vierten Tage, in der Früh, mit Streichen
Knirschender Äxte brachen Nachbarn ein
Und hörten Stille dort und sahen Leichen
(Und munkelten von einem grünen Schein
15
Der von Gesichtern ausgehn kann), auch roch noch
Verliebt das Bett, das Fenster borst vor Frost:
Ein Leichnam ist was Kaltes! Ach, es kroch noch
Ein schwarzer Faden Kälte aus der Brust.

**Bertolt Brecht**
Die Ballade vom Wasserrad

Von den Großen dieser Erde
Melden uns die Heldenlieder:
Steigend auf so wie Gestirne
Gehn sie wie Gestirne nieder.
Das klingt tröstlich, und man muss es wissen.
Nur: für uns, die sie ernähren müssen
Ist das leider immer ziemlich gleich gewesen.
Aufstieg oder Fall: wer trägt die Spesen?
    Freilich dreht das Rad sich immer weiter
    Dass, was oben ist, nicht oben bleibt.
    Aber für das Wasser unten heißt das leider
    Nur: dass es das Rad halt ewig treibt.

2
Ach, wir hatten viele Herren
Hatten Tiger und Hyänen
Hatten Adler, hatten Schweine
Doch wir nährten den und jenen.
Ob sie besser waren oder schlimmer:
Ach, der Stiefel glich dem Stiefel immer
Und uns trat er. Ihr versteht, ich meine
Dass wir keine andern Herren brauchen, sondern keine!
    Freilich dreht das Rad sich immer weiter
    Dass, was oben ist, nicht oben bleibt.
    Aber für das Wasser unten heißt das leider
Nur: dass es das Rad halt ewig treibt.

3
Und sie schlagen sich die Köpfe
Blutig, raufend um die Beute
Nennen andre gierige Tröpfe
Und sich selber gute Leute.
Unaufhörlich sehn wir sie einander grollen
Und bekämpfen. Einzig und alleinig
Wenn wir sie nicht mehr ernähren wollen
Sind sie sich auf einmal völlig einig.
    Denn dann dreht das Rad sich nicht mehr weiter
    Und das heitre Spiel, es unterbleibt
    Wenn das Wasser endlich mit befreiter
    Stärke seine eigne Sach betreibt.

**Bertolt Brecht**

Die Bolschewiki entdecken im Sommer 1917 im Smolny, wo das Volk vertreten war:
In der Küche

Als die Revolution des Februar um war und die Bewegung der Massen
Stillstand
War der Krieg noch nicht aus. Ohne Land waren die Bauern
Und unterdrückt und ausgehungert die Arbeiter in den Betrieben.
Aber die Räte waren von allen gewählt und vertraten die Wenigen.
Als so alles beim Alten blieb und nichts wurde anders
Gingen die Bolschewiki wie Verbrecher herum in den Räten
Denn sie verlangten immer wieder, dass die Gewehre
Gegen den eigentlichen Feind des Proletariats: die Herrschenden
Gerichtet würden.
Als Verräter wurden sie da geachtet und für Konterrevolutionäre gehalten
Räuberisches Gesindel vertretend. Ihr Führer Lenin
Gekaufter Spion genannt, verbarg sich in einer Scheune.
Wohin immer sie blickten, da
Wichen die Blicke aus, Schweigen empfing sie.
Unter anderen Fahnen sahen sie die Massen marschieren.
Groß erhob sich die Bourgeoisie der Generäle und Kaufleute
Und verloren erschien die Sache der Bolschewiki.
In dieser Zeit nun arbeiteten sie wie gewöhnlich
Achteten nicht des Geschreis und kaum des offenen Abfalls
Derer, für die sie doch kämpften. Sondern
Immer von neuem
Traten sie ein mit immer neuem Bemühen
Für die Sache der Untersten.
Wohl aber achteten sie, wie sie selber berichten, auf solcherlei:
In der Kantine des Smolny bemerkten sie
Bei der Ausgabe der Speisen, Kohlsuppe und Tee, dass der
Buffetier im Exekutivkomitee, ein Soldat, den Bolschewiki
Heißeren Tee gab und besser belegte Brote
Als allen andern: es ihnen hinreichend
Schaute er an ihnen vorbei. So erkannten sie: dieser
Sympathisierte mit ihnen und verbarg es
Vor den Vorgesetzten, und so auch neigte
Das gesamte untere Personal des Smolny
Wächter, Kuriere und Posten, sichtlich zu ihnen.
Als sie aber dies sahen, sagten sie:
»Unsere Sache ist zur Hälfte gewonnen.«
Solcher Menschen kleinste Regung nämlich
Aussage und Blick, doch auch Schweigen und Wegsehen
Schien ihnen wichtig. Und von diesen
Freunde genannt zu werden: das war ihr Hauptziel.

**Bertolt Brecht**

Die Bücherverbrennung

Als das Regime befahl
Bücher mit schädlichem Wissen
Öffentlich zu verbrennen und allenthalben
Ochsen gezwungen wurden, Karren mit Büchern
zu den Scheiterhaufen zu ziehen, entdeckte
ein verjagter Dichter, einer der besten
die Liste der Verbrannten studierend, entsetzt,
dass seine Bücher vergessen waren.
Er eilte zum Schreibtisch, zornbeflügelt,
und schrieb einen Brief an die Machthaber.
Verbrennt mich! schrieb er mit fliegender Feder.
Verbrennt mich! Tut mir das nicht an!
Lasst mich nicht übrig! Habe ich nicht immer
die Wahrheit berichtet in meinen Büchern?
Und jetzt werd ich von Euch wie ein Lügner
behandelt! Ich befehle euch:
Verbrennt mich!

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten in der Stadt Moskau

Die Drei hatten den Krieg schon satt
Da kamen sie in eine neue Stadt
Und als sie gingen sich umzusehn
Da sahen sie überall lauter Arbeiter gehn.
Da war es ihnen natürlich klar
Dass die Stadt die Stadt Moskau war.
Da sagten die Drei zueinander: »Kein Bangen
Wir wollen gleich mit dem Schießen anfangen.«
Doch solange sie gingen durch diese Gassen
Fanden sie keinen, der sich hätte etwas gefallen lassen.
Da war wohl Elend noch vorhanden
Aber niemand war damit einverstanden.
Statt dessen hörten die Drei in jedem Haus:
Das Elend muss aus der Welt hinaus.
    Und allsogleich kam eine Menschenmenge
Und trieb die Drei in eine Enge
Und rief sie bei ihrem Namen an
Damit alle Welt sie erkennen kann.
»Du bist der Hunger!« schrien sie
»Du wirst erschossen jetzt, du Vieh!«
»He, Unfall!« schrien sie, »seht mir den!
Den wollen wir auch nicht mehr sehn.«
»Husten, du hast genug gebellt
Du Hund, jetzt musst du aus der Welt!«
Und sie bestimmten, es sollten die drei Gefährten
Auf dem Roten Platze erschossen werden.
Da wurde es den Dreien schlecht
Sie sagten heiser: »Da habt ihr recht.«
    Und als sie sahen in den Stahl
Da lachten die Drei, zum erstenmal
Und sagten: »Jetzt haben wir hier gesprochen mit allen
Und keiner lässt sich das Elend gefallen.
Das sind Leute, die haben einen Verstand
Die stellen uns einfach an die Wand.«
Sie schrien noch mitten im Erschießen
Dass sie sich’s gern gefallen ließen.

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und das Giftgas

Vor der Stadt ein gutes Stück
Sahen die drei Soldaten eine Fabrik.
Aus dem Schornstein stieg ein weißlicher Rauch
Mit großem Gestank zum Himmel. Auch
Waren die Tore sehr geschlossen
Das hat die drei Soldaten verdrossen.
    Sie gingen sogleich in die Stadt zurück
Und fragten: »Was fabriziert die Fabrik?«
Da sagten die Leute: »Hm!«
Und sahen sich scheu um.
Nur ein Arbeiter sagte, was er meinte:
»Die Fabrikanten machen da was gegen ihre Feinde.«
Da fragten die Drei: »Und was sagt ihr dazu?«
Die Leute sagten: »Lasst uns in Ruh!
Wir müssen verdienen und fragen nicht wo.«
Die drei Soldaten sagten: »So.«
    Die Nacht kam. Still lag die Fabrik im Moor
Da gingen drei Unsichtbare durch das Tor.
Sie gingen die Fabrikanlagen besehn
Und blieben vor einem riesigen Ofen stehn.
Dann legten sich zweie von den Drei'n
Auf den Boden und bliesen in den Ofen hinein.
Und dann stieg einer auf das Dach der Fabrik
Und zog aus der Tasche einen langen Strick
Und machte eine Schlinge daraus
Da kam schon eine giftige Wolke aus dem Schornstein heraus.
Da sagte der eine Unsichtbare nur: »Hm!«
Und legte dieser Wolke die Schlinge um.
    Als die Drei wieder herauskamen aus der Fabrik
Hielten sie die giftige Wolke wie einen Drachen an ihrem Strick
Und zogen sie (sie zogen schwer)
Hoch am Himmel hinter sich her.
Und wie die Uhr früh um fünf geschlagen hat
Da standen die Drei auf einem Platz mitten in der Stadt
Und zogen die Wolke an ihrem Strick
Mit aller Kraft wieder auf den Boden zurück.
    Die Arbeiter wollten gerade aufstehn
Um wieder in die Fabrik zu gehen
Da merkten sie plötzlich, sie können nicht schnaufen.
Sie wollten noch an die Fenster laufen
Aber da bekam sie das Gas schon zu fassen
So mussten sie das Laufen lassen
Und umfallen und keine Luft mehr kriegen.
    Die drei Soldaten sahen sie liegen
Und sagten: »So haben wir das verstanden:
Soll das Giftgas der Fabrikanten
Etwas gegen ihren Feind sein
So kann damit nur der Arbeiter gemeint sein.«
    *Dass die drei Soldaten so etwas machen*
*Das sind Tatsachen:*
*Denn das Giftgas, wie man's nimmt*
*Ist immer für Proletarier bestimmt.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und der Kinderreichtum

Eines Tages kamen die drei Soldaten vorbei
Da hörten sie ein großes Kindergeschrei.
Sagte einer: »Nur eingetreten
Ich glaube, da müssen wir auch mitreden.«
Und als sie traten in das Zimmer stumm
Da saßen um einen Tisch elf Kinder herum
Das waren keine elf rotbackigen Kinder, sondern elf blasse
Und auf dem Tisch stand eine Tasse.
Die Tasse war aus Porzellan
Und die elf Kinder schauten sie an.
Das war nämlich die Tasse, die die Stadt
Ihren Eltern umsonst gegeben hat
Weil sie so viele Kinder hatten
Wenn auch hungrige und keine satten.
Jeder, der zwölf Kinder hat
Bekommt eine Tasse von der Stadt.
Und wirklich, die drei Unsichtbaren zählten genau:
Elf saßen am Tisch, und das zwölfte lag an der Brust der Frau.
    Da lächelten finster unsere Drei
Und sahen die Kinder an nach der Reih
Und einer von den drei Soldaten winkt
Und schreit die Kinder laut an: »Trinkt!«
Die Kinder streckten die Händchen aus
Und das größte nahm die Tasse heraus
Und wollte auch trinken, denn die Drei schauten her
Aber es konnte nicht trinken, denn die Tasse war leer.
Und im ganzen Zimmer war keine Milch und kein Brot
Sondern nur Kinder und Hunger und Not.
    Da schauten die Drei die Mutter an
Und fragten sie: wie sie so viele Kinder bekommen kann
Wo sie doch kein Essen hat für sie:
»Kannst du das nicht verhindern?« Da fragte sie: »Wie?
Das verbietet doch die Polizei!«
Da schüttelten den Kopf die Drei
Und fragten weiter: wie denn das sei?
Ob dann vielleicht die Polizei
Ihr auch die Milch für die Kinder schenkt?
Da sagte sie, dass die Polizei nicht dran denkt.
Da waren die Drei mit ihr unzufrieden
Und sagten bös: »So, das lässt du dir bieten?«
Und nahmen ihr die Tasse weg
Und warfen sie vor ihren Augen in den Dreck
Und hielten sich nicht lange auf mit Drohn
Und schritten sofort zur Exekution
Und nahmen still die Kinder an die Hand
Und führten sie sorgsam an die Wand
Und fassten sie aber freundlich an
Weil man mit Kindern nicht so umgehen kann.
Und als sie standen in einer Reih
Da erschossen sie die Drei
Aber so leise, dass die Gören
Beinahe gar nichts davon hören

Sondern sie spüren nur einen Schmerz im Magen
Und den können sie nicht länger ertragen.

*Dass die drei Soldaten es wirklich so machen*
*Das beweisen die Tatsachen:*
*Wenn arme Leute zuviel Kinder kriegen*
*Dann sterben diese Kinder wie die Fliegen.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und der Klassenkampf

Als Gott aus der Welt war
Da war auch nichts mehr unsichtbar.
Und alsbald wurde laut, was schwieg
Der Frieden wurde sichtbar als ein Krieg.
    Die Stadt in grauem Nebel lag
Es war ein gewöhnlicher Vormittag.
Die drei Soldaten gingen durch die Straßen
Sie hatten ihre Gewehre unter der Brücke gelassen
Da hatten sie plötzlich eine Vision:
Sie hörten auf einmal eine Kanon.
Durch das Autohupen und Trambahnrollen
Durch das Sausen der U-Bahnstollen
Drang plötzlich Kanonendonner an ihr Ohr.
Doch war nichts anders als zuvor.
Die Leute gingen ruhig wie gewöhnlich über den Damm
Ihrem Geschäft nach, da war es gleichsam
Als gingen sie plötzlich schneller jetzt
So als würden sie gehetzt
So als ob hinter ihnen her
Schösse ein richtiges Maschinengewehr
(Das schoss ohne Soldaten)
Da fielen sie auch schon um in Schwaden.
Die Häuser standen eben noch ruhig dort
Da waren plötzlich die Mauern fort
Und hinter der verschwundenen Wand
War ein blutiger Krieg entbrannt.
Da wälzten sich Menschenknäuel im Kampf
Von unten nach oben ging durch die Häuser ein Krampf.
Ohne zu reden und ohne zu schrein
Hieben sie aufeinander ein!
Da kamen auch schon von den Enden der Straßen
Bis an die Zähne bewaffnete Massen
Die kämpften über und unter dem Boden
Und füllten die Stadt mit Krüppeln und Toten.
Aber ohne dass sich im täglichen Leben der Städte
Irgend etwas geändert hätte.
Zwischen Trambahnklingeln und Autohupen
Schlachteten sich stumm die Gruppen
Und jeder Mensch in Restaurant, Bahn, Büro
Wurde bekämpft und kämpfte so.
Und mit jeder Tat und mit jedem Wort
Führt er den Kampf der Klassen fort:
Es kämpfte mit dem Messer
Der Koch mit dem Esser
Der Arzt kämpfte mit dem Kranken
Der schlug dem Wärter die Zähne in die Flanken
Der Hauswirt legte dem Mieter Schlingen
Der Mieter versuchte, ihn umzubringen.
Es rangen Richter und Angeklagte
Der Lehrer bekämpfte den, der ihn fragte.
Der Schreiber mit dem Leser
Der Verweste mit dem Verweser:

Es war ein ungeheuerer Krieg
Der kannte Opfer, doch keinen Sieg.
    Als die drei Soldaten das so sahn
Da war’s, als hielte ihr Herzschlag an.
Sie merkten, sie ertrugen’s nicht
Drum wandten sie ab das Gesicht
Und machten ihre Augen zu.
Da war auf einmal wieder Ruh
Die Stadt im grauen Nebel lag
Es war ein gewöhnlicher Vormittag.
    Erträgt man nicht die Tatsachen
Dann muss man die Augen zumachen.
Dann sagt man, damit man den Schrecken vergisst
Mitten im Krieg einfach: dass Frieden ist.
Und es brüllen ja auch keine Kanonen
Wo Menschen in nassen Häusern wohnen.
Man schießt nicht hin mit Geschützen
Wo Menschen vor leeren Tellern sitzen.
Man treibt kein Gelbkreuzgas in die Fabriken
Wenn Menschen an der Maschine ersticken.
Sondern man sagt: es ist Frieden.
So wird die Revolution vermieden.

**Bertolt Brecht**
Die drei Soldaten und der liebe Gott

Der liebe Gott seit tausend Jahr
Verheiratet mit seiner Kirche war.
Die Kirche lebte gerne gut
Ihr Kleid war Scharlach, Gold ihr Hut
So dass, wie jedes Kind einsieht
Der liebe Gott in große Schulden geriet.
Die Kirche stellte viele Diener an
Die trugen eine teure schwarze Soutan
Die aßen Weißbrot und tranken Wein
Und wollten alle erhalten sein.
Das alles zahlten die armen Leut
Und zwar bis zur Bewusstlosigkeit.
Sie legten das Geld für den lieben Gott aus
Davon lebten die Diener in Saus und Braus.
Als nun Gott bis über sein weißes Haar
Den armen Leuten verschuldet war
So dass er nie mehr, nicht mit Sonne und Mond
Ihnen ihr Geld zurückzahlen konnt
War er gequält von Gewissensbissen
Bis dass ihm seine Nerven rissen.
Und bei Nacht, von oben ertönte Gesang
Verließ er sein Haus durch den Kücheneingang.
Denn er dachte, dass es übles Gerede gäbe
Wenn er weiter in Prunk und Überfluss lebe.
Aber bevor er begann seine Flucht
Hätte er gern noch ein Buch gesucht
Das, wie er ganz genau noch wusste
In einer Kiste im Speicher liegen musste.
Das hatte er in seiner Jugend geschrieben
Und es war auch nicht ganz unbekannt geblieben.
In dem Buch, daran erinnerte er sich genau
(Er hatte es oft gesagt seiner Frau)
Stand: die Armen seien die besseren Leute.
Das war wahr und das stimmte auch noch heute.
Er hätte nun gern die Folgerungen daraus noch einmal gelesen
Denn Folgerungen waren doch wohl sicher dabeigewesen.
Jedenfalls hätte er es gern gewusst
Aber dann hätte er nachts auf den Speicher gemusst
Und das hielten seine Nerven nicht mehr aus
Darum verließ er ohne das Buch das Haus.
Als er nun ziellos herumgezogen
Kam er unter einen Brückenbogen
Da sah er drei Unsichtbare hocken
Er fühlte gleich seinen Herzschlag stocken.
Und alsbald wurde eine Frage an ihn gestellt
Und drei Unsichtbare fragten nach einem Geld -
Das war das verschwundene Geld von den armen Leuten
Und er sah drei Finger auf sich deuten.
Da sagte der liebe Gott beklommen
Er wisse gar nicht, wie es gekommen
Dass man den Ärmsten ihr Geld genommen.
Er selber sei niemals dafür gewesen.

Nur die Repräsentationskosten! und die Spesen!
Und die teure Kirche mit ihrem Prassen!
Er selber habe es sich eigentlich nur gefallen lassen.
Doch kaum war gesprochen dieses Wort
So sahen sich die Drei an sofort
Und sahen in schreckliche Gesichter
Und wurden wieder Bösewichter
Eben der Hunger, der Unfall und der Husten
Die alles durften und nichts mussten
Und waren sofort wutentbrannt
Und stellten den lieben Gott an die Wand
Und schossen brüllend auf ihn ein
Er konnte gar nicht so schnell schrein
Die Drei wollten gar nichts mehr hören
Sie schrien: »So einer kann sich nicht beschweren!«
Und erschossen ihn zur selbigen Stund
So dass Gott aus der Welt verschwund.
*Dass die drei Soldaten das machen*
*Das sind Tatsachen.*
*Drum bei dem großen Arbeiterheer*
*Gibt es den lieben Gott nicht mehr.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und der Weizen

Der große Mangel an Weizen und Brot
Macht mehr Leute als der Weltkrieg tot.
Im vorigen Jahr in Amerika
Wuchs überall Weizen, so weit man sah.
Und wenn man ging drei Wochen gradaus.
Rechts und links ging der Weizen nicht aus.
Und alle Leute, die man frug
Sagten: Heuer gibt's Brot genug.
Kurz, es gab so viel Weizen im vorigen Jahr
Dass es für alle Menschen genügend war
Und hätten alle zu essen bekommen
Der Weizen hätte kein Ende genommen.
Und als nun endlich im vorigen Jahr
All der Weizen beisammen war
Da kamen fünf reiche Leute einher
Die gossen den Weizen in das Meer.
Denn diesen fünf Leuten gehörte der Weizen so gut
Wie dir dein Stiefel und mir mein Hut.
Und wenn's zuviel Weizen gibt auf der Erd
Dann ist er nicht mehr soviel wert
Denn etwas, wovon es zuviel gibt
Wird schlecht bezahlt und ist nicht beliebt:
Da kaufen die Leute dann nichts und laufen
Woanders hin, wo sie es billiger kaufen.
Drum sagten die reichen Leute verdrossen:
»Der Weizen wird in das Meer gegossen.
Wenn man die Hälfte ins Meer ausleert
Ist die andere Hälfte wieder was wert.
Dann gibt's wieder wenig Brot auf der Welt
Und dann zahlen die Leute dafür viel Geld.
Und die Leute, die kein Geld haben, sollen
Steine essen, wenn sie essen wollen.«
    Sie warfen das Brot in die Meeresflut
Wie du deinen Stiefel und ich meinen Hut.
Da kann keiner was machen, wenn einer zerstört
Was er bezahlt hat und was ihm gehört!
    Ein Eisenbahnzug fuhr am Meer entlang
Draus warfen sie Korn ins Meer, das versank
Ein ganzer Eisenbahnzug im Nu
Und tausend Leute schauten zu.
Die armen Leute standen herum
Und sahen zu und blieben stumm.
    Das Korn floss eben in das Meer
Da kamen die drei Soldaten daher.
Sie sahen den Weizen zum Teufel gehen
Und die armen Leute stumm dabeistehn
Und wie sie sahen, dass keiner was tut
Bekamen sie eine solche Wut
Dass sie nicht mehr wussten, was sie taten
Und zogen heraus ihre Handgranaten
Und schmissen sie in die Leute hinein.
Die fielen um in großen Reihn.

Da sagten die Drei: »Denen haben wir's aber gegeben
Die wollten ja doch nicht länger leben
Sonst hatten sie sich sicher gewehrt
Wenn man ihr Brot in das Meer ausleert.«
*Dass die Drei das wirklich genau so machen*
*Das beweisen die Tatsachen:*
*Denn wenn sie kein Brot zum Essen kriegen*
*Dann sterben die Leute wie die Fliegen.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und der Zugführer

Der Abend stand vorm Bahnhofshaus
Da fuhr ein Zug aus der Halle heraus.
Die Türen waren zu. Es begann grad zu schnein.
Da stiegen noch drei Passagiere ein.
Sie traten durch die verschlossenen Türen
Bis nach vorn, wo die Heizer die Kohlen einschüren
Durch alle Waggons, ohne jemand zu fragen.
Sie setzten sich auf den Kohlenwagen.
Da sah sie keiner, das ist wahr
Sie waren nämlich unsichtbar.
Als die Fahrt zehn Stunden gedauert hat
Sah einer von ihnen aufs Ziffernblatt
Und sah mit seiner finstersten Miene
Nach vorn nach dem Führer der Maschine
Und sagte den beiden andern unten:
»Das ist, wie wir's dachten: jetzt sind es zehn Stunden.«
Und der Heizer fing wieder mit Schüren an
Da sprach eine Stimme zu dem Mann
Der schweißbedeckt aus dem Bunker kroch:
»Wie lange, mein Sohn, fahrt ihr denn noch?«
Und in dem gleichen Augenblick
Schlug den Führer einer ins Genick
Dass ihm schwarz vor den Augen ward.
Er stellte noch auf halbe Fahrt
Da sah er schon etwas aus Stein
Das konnte nur eine Mauer sein
Da wollte er eben laut aufschrein
Da fuhr er in die Mauer hinein
Da sprang der Zug aus den Geleisen
Da konnte keiner Weiterreisen
Da brach ihm schon sein Schädel ein
Da hörte er eine Stimme schrein:
»Wer so lang fährt, der will hinsein.«
Wer schrie das wohl? Ihr könnt es leicht raten:
Es war die Stimme eines Soldaten.
*Dass die drei Soldaten so etwas machen*
*Das beweisen die Tatsachen:*
*Zugführer, die zu lange Dienst gemacht*
*Haben Züge zum Entgleisen gebracht.*

**Bertolt Brecht**
Die drei Soldaten und die Justiz

Mitten in der Stadt lag ein großes Gebäude
Drin saßen die Söhne wohlhabender Leute
Für so und so viel Geld im Monat (und nicht
Gerade wenig) über die Armen zu Gericht.
    Eines Tags - die Gerichtsferien waren grad aus -
Stand wieder einmal ein Arbeiter in diesem Haus.
Der war angeklagt wegen Landesverrat
Der Staatsanwalt bewies ihn gerad.
Da traten drei Unsichtbare ein
Und setzten sich in die hintersten Reihn.
    Der Staatsanwalt bewies sonnenklar
Dass der Arbeiter ein Verräter war.
Er hatte auch einen Beweis in der Hand
Das war ein Brief von »Ungenannt«.
In dem stand es ganz sonnenklar
Dass der Arbeiter ein Verräter war.
(Der Schreiber wurde nicht genannt
Nur das: er war ein Fabrikant.)
    Und dann hatte er noch einen Beweis in der Mappe
Und dieser Beweis war auch nicht von Pappe.
Er brachte ihn leise, wie hingehaucht:
»Der Mann hat nämlich Geld gebraucht.«
Und das begriffen die drei im Talar
Weil der Mann nämlich ein Arbeiter war
Und ein Arbeiter, das weiß doch die ganze Welt
Bekommt für die Arbeit zu wenig Geld.
    Der Arbeiter sah die drei im Talar
Und sagte: »Es ist ja alles nicht wahr.
Ich weiß nicht, wo ihr eure Waffen
Versteckt: ich hab mit eurem Staat nichts zu schaffen.«
    Die Richter gaben natürlich nichts drauf
Nur drei Unsichtbare standen hinten auf
Die sagten zu sich: in seinem Gesicht
Steht, dass er die Wahrheit spricht.
    Der Richter ordnete seinen Kragen
Und fragte: »Haben Sie noch was zu sagen?«
Der Arbeiter sagte: »Es hat keinen Sinn.«
Da setzten sich noch drei Unsichtbare an den Richtertisch hin
(Zwischen je zwei Richtern eine Lücke war
Darin saßen sie. Unsichtbar.)
Dann urteilten die Richter. Sichtbare und unsichtbare.
Und gaben dem Arbeiter Zuchthaus:15 Jahre.
Der Mann wollte noch fragen: wofür?
Da waren die Richter schon durch die Tür
Abzulegen das Kleid der Gerechtigkeit
Und anzulegen ein anderes Kleid.
(Denn sie hatten zweierlei Kleider.)
Da sprachen drei Stimmen das Urteil weiter:
    »Dafür, dass du es gebilligt hast
Dass dich ein solcher Mensch anfasst
Der niemals Hunger gehabt hat
Und keine Nacht ohne Obdach war in der Stadt

Sondern als reicher Leute Sohn
Von dir bezahlt wird von deinem Lohn
Dass er das, woran dir's gebricht
Dir im Namen des Gesetzes abspricht
Und einen Mann ohne Namen mit Geld
Für einen Zeugen der Wahrheit hält.«

*Dass die drei Soldaten so ein Urteil fällen*
*Das kann man sich vorstellen:*
*Wer solche Gerichte über sich duldet*
*Der ist eben schuld. Denn er schuldet*
*Es der Gerechtigkeit*
*Dass er sie von solchen Gerichten befreit.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und die Kirche

Mehr als das Giftgas und die Kanonen
Vertilgen auf Erden die Religionen.
Wer diese Welt für sich behält
Verweist seinen Bruder auf eine andere Welt.
    Die drei Soldaten schliefen schlecht
Und drum waren sie immer gerne recht
Früh auf ihren Beinen.
Sie schienen auch zu meinen
Sie könnten etwas versäumen und nicht sehn
Drum wollten sie lieber früh aufstehn.
So ging einer von ihnen einmal früh um sechs ungefähr
Eine Stunde hinter einem Jungen her.
Der sah nicht so aus wie ihr
Sondern weiß und dünn wie ein Papier
So wie er auch nicht schlief wie ihr im Bett
Sondern herumlief mit einem Brett
Auf dem lagen knusprig, lecker und fest
Die Brötchen, die ihr morgens esst.
Der Soldat ging lange hinter ihm her
Und dachte sich und wünschte sehr
Der Junge möchte auch nicht vergessen
Selber eins von den Brötchen zu essen
Denn er sah doch in dem Morgenlicht:
Der Hunger stand ihm im Gesicht.
Aber der Junge legte Brötchen vor fremde Türen.
Da begann der Soldat ein Gespräch zu führen.
Der Soldat fragte: »Hast du Hunger, Kind?«
»Gewiss doch.« Die Antwort kam geschwind.
Sagte der Soldat: »Wenn du Hunger hast, iss!«
Sagte der Junge: »Keinen Biss.«
Sagte der Soldat: »Das ist dumm.«dsaaß
Fragte ihn der Junge: »Warum?«
»Wer das Essen kocht, der muss selber auch essen.«
Sagte der Junge: »Kommt darauf an, wessen
Essen er isst. Es gibt Mein und Dein.«
Sagte der Soldat zu ihm: »Nein.«
Der Junge sah ihm ins Gesicht
Und sagte: »Fremdes Brot esse ich nicht.
Das ist doch klar, dass man als Christ
Was einem nicht gehört, nicht isst
Ganz gleich, ob man hungrig ist oder satt
Weil dafür der Christ sein Abendmahl hat.«
»So, und wann kriegst du dein Abendmahl?«
Der Junge nannte ihm Tag, Kirche und Portal.
Er kletterte eine Treppe hinauf
Da schrieb der Soldat die Kirche auf.
    Die Orgel spielte, die Gemeinde sang
Da gingen drei Unsichtbare das Kirchenschiff lang.
Sie gingen nach vorn, wo Kerzen brannten
Und sahen sich die Jungen an, die dort standen.
Und der eine sagte: »Hier muss es sein.
Hier gibt es angeblich kein Mein und Dein.

Das ist er, neben der Frau, die weint
Der Magre dort, das ist mein Freund.
Der kriegt heute hier etwas zum Fressen.«
Die zwei Soldaten grinsten. Indessen
Winkte der Pfarrer den Magren zu sich
Die Orgel spielte feierlich
Der Junge ging still zu dem Pfarrer hin
Und drei Unsichtbare stellten sich hinter ihn.
Sie passten scharf auf und ohne Scham
Was ihr Freund zu essen bekam.
Da nahm der Pfarrer eine Oblate und
Gab sie dem Jungen in den Mund.
Die gab er ihm in Gottes Namen.
Der Junge sagte eben noch Amen
Da schlug ihm eine große Hand
In das Gesicht, dass sein Sinn verschwand.
Das war die Hand von dem Soldaten
Der war in großen Zorn geraten.
Der Junge wurde hinausgetragen
Da sagte ein Weib: »Er hat nichts im Magen.«
Da waren alle beruhigt sofort
Und hörten weiter auf Gottes Wort.

*Dass die drei Soldaten das wirklich so machen*
*Das beweisen die Tatsachen:*
*Wer seine Sach auf Gott gestellt*
*Den jagen sie aus dieser Welt.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und die Medizin

In Moabit vor einer Fabrik
Standen drei Unsichtbare mit bösem Blick.
Sie standen nämlich in einer großen
Hungrigen Menge von Arbeitslosen.
Die wollten alle in die Fabrik hinein
Aber das Tor war zu und aus Stein.
    Die drei Soldaten standen eben davor
Da kamen zweie heraus aus dem Tor.
Es waren zwei Mädchen, weiß wie die Wand
Eine hatte eine verbundene Hand.
Sie gingen, die Drei hinterher, gradaus
Die Straße hinab und dann in ein Haus
Mit einem Ärzteschild, und dabei
Stand ausdrücklich, dass der Arzt praktisch sei.
    Da warteten die Drei vor dem Haus
Und bald kamen die Mädchen wieder heraus.
»Alles in Ordnung?« fragten die Drei vor dem Tor.
»Nein«, sagte das eine Mädchen, »wir müssen zuvor
Den Krankenschein holen.« »Sonst«, sagte die Blasse
»Kriegt der Arzt nicht sein Geld von der Krankenkasse.«
»Und da seid ihr wieder gegangen?« fragten die drei Soldaten
Und begannen sogleich in Zorn zu geraten.
Und einer schrie: »Zeig mal her die Hand!«
Und riss ihr ab den dünnen Verband.
Sie war nämlich nur mit einem schmutzigen Lappen verbunden.
Da nahm er die Hand und hielt sie nach unten.
Und weil sie wirklich ganz und gar
Von der Zupfmaschine zerrissen war
Floss ihr ganzes Blut aus ihr heraus
So dass sie starb vor dem Arzt seinem Haus.
    *Dass die Kassenärzte so etwas machen*
*Das sind Tatsachen.*
*Die Leute in den Krankenkassen*
*Müssen es sich gefallen lassen.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und die Reichen

Die Reichen saßen in ihrem schönen Haus
Und sagten laut: Der Krieg ist aus.
Das war natürlich gar nicht wahr:
Der Krieg auf dem Papier war gar
Aber genau wie in den Kriegen
Starben die Leute wie die Fliegen
Und die Leute waren noch gar nicht alt
Da kam schon der Tod in vieler Gestalt.
Und zwar kam der Tod zu den ärmeren Leuten
Sie wussten schon gar nicht mehr, was das bedeuten
Sollte, denn was immer sie taten
Immer kamen die drei Soldaten.
Selbst wenn sie sich alles gefallen ließen
Kamen die Drei mit ihrem Erschießen
So dass sie bald nicht mehr aus noch ein wussten.
Es hießen die Drei aber Hunger, Unfall und Husten.
Das Elend war ganz riesig schon
Da kam eines Tags eine Kommission
Zum lieben Gott der armen Leute.
Der saß wie gewöhnlich so auch heute
Mit den reichen Leuten gerade zu Tisch.
Und nunmehr zwischen Suppe und Fisch
Wurde Gott von der Kommission gebeten
Dem Elend der Welt entgegenzutreten.
Ihr hättet sehen sollen, was
Da vor sich ging! Das war kein Spaß:
Die reichen Leute wurden ganz blass
Der liebe Gott trinkt überhaupt sein Glas nicht aus
Und bittet die reichen Leute in sein Haus
Wo er sofort den Antrag stellt
Dass das Elend entfernt werde aus der Welt.
Sagten die Reichen von Mitleid voll:
»Soll man das Elend entfernen? Man soll!«
Nur, denken sie weiter (die denken scharf)
Dass es natürlich nichts kosten darf.
Und bei den Kosten angekommen
Haben sie sich gleich zusammengenommen
Und sie schauen einander an und sagen:
»Man muss das Elend leider ertragen.
Leider (man muss da wieder scharf denken)
Braucht man das Elend, um die Löhne zu senken.«
Da beschlossen die Reichen messerscharf
Dass das Elend nicht entfernt werden darf.
Aber sie kamen dem lieben Gott entgegen
Und ließen sich zu einem andern Antrag bewegen:
»Du kannst das Elend nicht aufheben
Da müssten wir ja unser Geld hergeben
Du, das ist nichts für unser Ohr
Da schlagen wir dir etwas anderes vor:
Das Elend bleibt. So wie es war.
Du kannst es nicht ausrotten ganz und gar
Aber du machst es unsichtbar.«

Das Elend sollte also zwar weiterbestehn
Aber man sollte das Elend nicht mehr sehn.
Da sagte der liebe Gott nicht nein
Sondern sah wieder alles ein:
»Ich kann es nicht ausrotten ganz und gar
Gut, da mach ich es unsichtbar.«
Und von der Stund an, das ist wahr
War das Elend unsichtbar.

*Dass die Reichen und ihr Gott das so machen*
*Das beweisen die Tatsachen:*
*In unseren Städten trotz ihres elektrischen Lichts*
*Sieht man von ihrem Elend fast nichts.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten und die Wohnungsnot

Viel mehr als jemals durch die Kanonen
Sterben Leute, die in schlechten Häusern wohnen.
Das sind Häuser, an denen sieht jedes Kind
Dass darinnen zu viele Wohnungen sind.
Und dass es darin soviel Wohnungen gibt
Ist, damit der Hausherr die Miete einschiebt.
Und in jedem Zimmer, finster und klein
Müssen recht viele Leute sein
Die ganz eng aufeinanderpappen
Und sich die wenige Luft wegschnappen
Aber so viele müssen es sein
Damit der Hausherr ihr Geld steckt ein.
Doch eines Tages im Monat Mai
Kommen die drei Soldaten vorbei
Die sehen den großen Haufen voll Stein
Und sagen: »Da gehen wir hinein.«
Und traben hinauf die engen Stiegen
Die so laut schrein und sich gleich biegen
Und schauen hinein in die dunklen Löcher
Und sagen: »Hier wohnen, scheint's, lauter Verbrecher.«
Und sehen viele Leute drin: Mann, Frau und Kind
Und dass wieder so viele in einem Zimmer sind.
Und werden gleich ganz wutentbrannt
Und stellen gleich die Leute an die Wand
Und schießen schrecklich auf sie ein
Und schießen alles tot und schrein:
»Wer so wohnt, groß oder klein
Der will anscheinend erschossen sein.«
Wer in ein solches Haus hineingeraten
Den erschießen eben die drei Soldaten.
Sie schießen ihn nämlich in seine Lungen
Und so wird er von ihnen gezwungen
Dass er wieder heraus muss aus dem Haus
Und wenn auch mit seinen Füßen voraus.
*Dass aber die Drei das wirklich machen*
*Das beweisen die Tatsachen:*
*In solchen Häusern weit und breit*
*Herrscht eine große Sterblichkeit.*

**Bertolt Brecht**

Die drei Soldaten

Der Krieg war vielen wunderbar
Aber einmal war er gar
Und man ging heim mit Qualen
Und begann seinen Krieg zu bezahlen.
    Längst sprachen vom Frieden die andern
Da waren noch in Flandern
Drei Soldaten und eine Kanon
Auf einer Bergesklipp am Meer, die wussten nichts davon.
Das kam, weil ihnen im vierten Jahr
Der Sergeant gefallen war
Und der Sergeant ist der einzige Mann
Der ihnen was befehlen kann.
Zerschossen war das Telefon
Und in dem Lärmen der Kanon
Hörten sie nicht das Läuten der Glocken
Sonst wären sicher auch sie erschrocken.
Es konnten zu ihnen auch keine Stafetten
Weil sie diese erschossen hätten
Denn sie hatten die Menschen in vier Jahren
Kennengelernt und was sie waren
Und erschossen sie, wo sie sie sahn
Drum konnte ihnen keiner nahn
Kein Mensch konnt zu ihnen, was nicht gar!
Weil ihre Stellung uneinnehmbar war.
    Diese drei Soldaten
Waren in den Weltkrieg geraten
Ohne dass man sie fragte, ob sie auch wollten
Eigentlich wussten sie gar nicht, was sie da sollten!
Als nun kam das vierte Jahr
War es ihnen offenbar
Dass es ein Krieg der Reichen war
Und dass die Reichen den Krieg nur führten
Damit die Reichen noch reicher würden.
    Die Drei hatten längst aufgehört sich zu schämen
Und sich irgend etwas übelzunehmen
Aber jetzt begannen sie sich zu hassen
Dass sie sich so was hatten gefallen lassen.
Und als sie merkten, der Feind bleibt stumm
Da drehten sie ihre Kanone um
Und beschossen kurzerhand
Jetzt auch einmal ihr eigenes Land.
    Denn sie hatten beschlossen, jetzt alle zu erschießen
Die sich etwas gefallen ließen
Und es gab da viele, die nicht zu mucksen wagten
Und zu allem Ja und Amen sagten
Und die mussten eben alle erschossen werden
Damit man sich endlich auskannte auf Erden.
Und so führten diese Drei
Einfach weiter die Schlächterei.

**Bertolt Brecht**

Die Durchsichtigen

Also waren die Drei unsichtbar geworden
Aber darum hörten sie nicht auf mit dem Morden.
Sie waren durchsichtig ganz und gar
Doch durch sie sah man durch, was dahinter war.
Also sah man durch sie das Unrecht auf der Erden
Wie die Leute gequält und ausgenutzt werden.
(Sie selber aber sah man nicht
Sie wirkten eher wie ein starkes Scheinwerferlicht.)
    Durch sie sah man das Kind, das friert
Und den Mann, der seinen Fuß verliert
In einer Maschine seinen Fuß
Weil er zu schnell arbeiten muss.
Den Mann, der keine Arbeit hat
Weil er zu alt ist für die Stadt.
Den Taglöhner, der den Grund aushebt
Und schlechter als ein Hofhund lebt.
Den Maurer, der das Haus baut dann
In dem er selber nicht wohnen kann.
Den Zimmermann, der dem Haus das Dach aufgibt
Wofür ein anderer das Geld einschiebt.
    Die drei Soldaten sah man nie
Doch sah man das Unrecht der Welt durch sie
Und weil sie durchsichtig waren wie Glas
Kam's, dass man ihre Anwesenheit oft vergaß.
Und die, denen es gut geht durch ihr Geld
Vergessen gern das Unrecht der Welt
Aber die drei Soldaten sorgten da
Dass man das Unrecht manchmal sah
Indem sie beschlossen, zu erschießen
Alle, die es sich gefallen ließen.

**Bertolt Brecht**
Die Gäste, die du siehst
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 3)*

Die Gäste, die du siehst
Haben Teller und Tasse
Du
Hast nur einen Teller bekommen
Und als du fragtest, wann kommt der Tee
Hieß es:
Nach dem Essen.

**Bertolt Brecht**

Die Geburt im Baum

1

Zwischen superfeinen Leichen
Braunem Raubtier sanft gesellt
Schwamm im Frühling ich mit gleichen
Satten Fressern aus der Welt.

2

Zwar war ich allein von allen
Goldgelb mit Musik gefüllt
Und, im Fleisch noch ihre Krallen
Nackt in Himmel eingehüllt.

3

Doch von dieser armen Erde
Nahm ich einzig mit mir als
Zeichen, dass sie mich verehrte
Einen Liebesbiss im Hals.

4

Blaue Salzflut überschwemmte
Mir das Fleisch bis auf das Bein
Wusch mich schnell von Kot und Hemde
Faustschlag (und auch Küssen) rein.

5

Bösen Träumen hingegeben
Mit mir selbst im Tod vereint
Hab ich Algen mich ergeben
Sie beschlafen, wie es scheint.

6

Als der Sommer wiederkehrte
War ich Aas in grüner Bucht
Und in einem Baum der Erde
Schlug ich himmelwärts die Flucht.

7

Grüne Wände wuchsen sommers
Über mich verfaultes Aas
Und im Herbste schwammen Wolken
Weiße, ob verfaultem Gras.

**Bertolt Brecht**

Die gute Nacht

Der Tag, vor dem der große Christ
Zur Welt geboren worden ist
War hart und wüst und ohne Vernunft.
Seine Eltern, ohne Unterkunft
Fürchteten sich vor seiner Geburt
Die gegen Abend erwartet wurd.
Denn seine Geburt fiel in die kalte Zeit.
Aber sie verlief zur Zufriedenheit.
Der Stall, den sie doch noch gefunden hatten
War warm und mit Moos zwischen den Latten
Und mit Kreide war auf die Tür gemalt
Dass der Stall bewohnt war und bezahlt.
So wurde es doch noch eine gute Nacht
Auch das Heu war wärmer als sie gedacht.
Ochs und Esel waren dabei
Damit alles in Ordnung sei.
Eine Krippe gab einen kleinen Tisch
Und der Hausknecht brachte ihnen heimlich einen Fisch.
(Denn es musste bei der Geburt des großen Christ
Alles heimlich gehen und mit List.)
Doch der Fisch war ausgezeichnet und reichte durchaus
Und Maria lachte ihren Mann wegen seiner Besorgnis aus
Denn am Abend legte sich sogar der Wind
Und war nicht mehr so kalt, wie die Winde sonst sind.
Aber bei Nacht war es fast wie ein Föhn.
Und der Stall war sehr warm und das Kind war sehr schön.
Und es fehlte schon fast gar nichts mehr
Da kamen auch noch die Dreikönig daher!
Maria und Joseph waren zufrieden sehr.
Sie legten sich sehr zufrieden zum Ruhn
Mehr konnte die Welt für den Christ nicht tun.

**Bertolt Brecht**

Die Hoffenden

Worauf wartet ihr?
Dass die Tauben mit sich reden lassen
Und dass die Unersättlichen
Euch etwas abgeben!
Die Wolfe werden euch nähren statt euch zu verschlingen!
Aus Freundlichkeit
Werden die Tiger euch einladen
Ihnen die Zähne zu ziehen!
Darauf wartet ihr!

**Bertolt Brecht**

Die Hoffnung der Welt

1

Ist die Unterdrückung so alt wie das Moos an den Teichen?
Das Moos an den Teichen ist nicht vermeidbar.
Vielleicht ist alles natürlich, was ich sehe, und ich bin krank und will weghaben, was nicht wegzubringen ist?
Ich habe Lieder gelesen der Ägypter, ihrer Leute, die die Pyramiden gebaut haben. Sie beschwerten sich über die Lasten und fragten, wann die Unterdrückung aufhört. Das ist viertausend Jahre her.
Die Unterdrückung ist wohl wie das Moos und unvermeidlich.

2

Wenn ein Kind unter den Wagen kommt, reißt man es auf den Gehsteig. Nicht der Gütige tut das, dem ein Denkmal gesetzt wird. Jeder reißt das Kind vor dem Wagen weg.
Aber hier liegen viele unter dem Wagen, und es gehen viele vorüber und tun nichts dergleichen.
Ist das, weil es so viele sind, die leiden? Soll man ihnen nicht mehr helfen, da es viele sind? Man hilft ihnen weniger.
Auch die Gütigen gehen vorbei und sind hernach ebenso gütig, wie sie waren, bevor sie vorbeigegangen sind.

3

Je mehr es sind, die leiden, desto natürlicher erscheinen ihre Leiden also. Wer will verhindern, dass die Fische im Meer nass werden?
Und die Leidenden selber teilen diese Härte gegen sich und lassen es an Güte fehlen sich selber gegenüber.
Es ist furchtbar, dass der Mensch sich mit dem Bestehenden so leicht abfindet, nicht nur mit fremden Leiden, sondern auch mit seinen eigenen. Alle, die über die Missstände nachgedacht haben, lehnen es ab, an das Mitleid der einen mit den andern zu appellieren. Aber das Mitleid der Unterdrückten mit den Unterdrückten ist unentbehrlich. Es ist die Hoffnung der Welt.

**Bertolt Brecht**

Die Internationale

Genossen berichten:
In den Vorbergen des Pamir
Trafen wir eine Frau, Leiterin einer Kokonanstalt
Welche in Krämpfe verfällt beim Anhören der
Internationale. Sie erzählte:
Im Bürgerkrieg war ihr Mann
Führer einer Partisanengruppe. Schwer verwundet
In der Hütte liegend, wurde er verraten. Ihn verhaftend
Schrien die Weißgardisten: Du wirst deine
Internationale nicht mehr singen! Und vor seinen Augen
Taten sie der Frau Gewalt an auf dem Bette.
Da begann der Mann zu singen.
Und er sang die Internationale
Auch, als sie sein kleinstes Kind erschossen
Und er hörte auf zu singen
Als sie ihm den Sohn erschossen
Und er auf zu leben hörte. Seit dem Tage
Sagt die Frau, verfalle sie in Krämpfe
Hört sie irgendwo die Internationale.
Und, erzählt sie, schwer sei es gewesen
In den Sowjetrepubliken einen Arbeitsplatz zu finden
Wo sie nicht gesungen wurde
Denn von Moskau bis zum Pamir
Kannst du heut der Internationale
Nicht entfliehen.
Doch ein wenig seltener ertöne
Sie am Pamir.
Und wir sprachen weiter über ihre Arbeit.
Sie erzählte: nur zur Hälfte
Habe der Bezirk den Plan erfüllt jetzt.
Aber schon sei ihr Ort ganz verwandelt
Unkenntlich, werd er zugleich vertrauter
Eine neue Menge schaffe
Neue Arbeit, neue Ruhe
Und im nächsten Jahre werde
Auch der Plan wohl überschritten
Und wenn dies geschähe, würde
Hier eine Fabrik gebaut: wenn die gebaut sei
Nun, sagt sie, an diesem Tage
Singe ich die Internationale.

**Bertolt Brecht**

Die Krücken

Sieben Jahre wollt kein Schritt mir glücken.
Als ich zu dem großen Arzte kam
Fragte er: Wozu die Krücken?
Und ich sagte: Ich bin lahm.

Sagte er: Das ist kein Wunder.
Sei so freundlich, zu probieren!
Was dich lähmt, ist dieser Plunder.
Geh, fall, kriech auf allen vieren!

Lachend wie ein Ungeheuer
Nahm er mir die schönen Krücken
Brach sie durch auf meinem Rücken
Warf sie lachend in das Feuer.

Nun, ich bin kuriert: ich gehe.
Mich kurierte ein Gelächter.
Nur zuweilen, wenn ich Hölzer sehe
Gehe ich für Stunden etwas schlechter.

**Bertolt Brecht**

Die Landschaft des Exils

Aber auch ich auf dem letzten Boot
Sah noch den Frohsinn des Frührots im Takelzeug
Und der Delfine graulichte Leiber, tauchend
Aus der Japanischen See.
Und die Pferdewäglein mit dem Goldbeschlag
Und die rosa Armschleier der Matronen
In den Gassen des gezeichneten Manila
Sah auch der Flüchtling mit Freude.
Die Öltürme und dürstenden Gärten von Los Angeles
Und die abendlichen Schluchten Kaliforniens und die
Obstmärkte
Ließen auch den Boten des Unglücks
Nicht kalt.

**Bertolt Brecht**
Die Legende der Dirne Evlyn Roe

Als der Frühling kam und das Meer war blau
Da fand sie nimmer Ruh -
Da kam mit dem letzten Boot an Bord
Die junge Evlyn Roe.

Sie trug ein härnes Tuch auf dem Leib
Der schöner als irdisch war.
Sie trug kein andres Gold und Geschmeid
Als ihr wunderreiches Haar.

»Herr Kapitän, lass mich mit dir ins heil'ge Land fahrn
Ich muss zu Jesus Christ.«
»Du sollst mitfahrn, Weib, weil wir Narrn
Und du so herrlich bist.«

»Er lohn's Euch. Ich bin nur ein arm Weib.
Mein Seel gehört dem Herrn Jesu Christ.«
»So gib uns deinen süßen Leib!
Denn der Herr, den du liebst, kann das nimmermehr zahln:
Weil er gestorben ist.«

Sie fuhren hin in Sonn und Wind
Und liebten Evlyn Roe.
Sie aß ihr Brot und trank ihren Wein
Und weinte immer dazu.

Sie tanzten nachts. Sie tanzten tags
Sie ließen das Steuern sein.
Evlyn Roe war so scheu und so weich:
Sie waren härter als Stein.

Der Frühling ging. Der Sommer schwand.
Sie lief wohl nachts mit zerfetztem Schuh
Von Rah zu Rah und starrte ins Grau
Und suchte einen stillen Strand
Die arme Evlyn Roe.

Sie tanzte nachts. Sie tanzte tags.
Da ward sie wie ein Sieches matt.
»Herr Kapitän, wann kommen wir
In des Herrn heilige Stadt?«

Der Kapitän lag in ihrem Schoß
Und küsste und lachte dazu:
»Und ist wer schuld, dass wir nie hinkommen:
So ist es Evlyn Roe.«

Sie tanzte nachts. Sie tanzte tags.

Da ward sie wie ein Leichnam matt.
Und vom Kapitän bis zum jüngsten Boy
Hatten sie alle satt.

Sie trug ein seiden Gewand auf dem Leib
Der siech und voll Schwielen war
Und trug auf der entstellten Stirn
Ein schmutzzerwühltes Haar.

»Nie seh ich dich, Herr Jesus Christ
Mit meinem sündigen Leib.
Du darfst nicht gehn zu einer Hur
Und bin ein so arm Weib.«

Sie lief wohl lang von Rah zu Rah
Und Herz und Fuß tat ihr weh:
Sie ging wohl nachts, wenn’s keiner sah
Sie ging wohl nachts in die See.

Das war im kühlen Januar
Sie schwamm einen weiten Weg hinauf
Und erst im März oder im April
Brechen die Blüten auf.

Sie ließ sich den dunklen Wellen, und die
Wuschen sie weiß und rein
Nun wird sie wohl vor dem Kapitän
Im heiligen Lande sein.

Als im Frühling sie in den Himmel kam
Schlug Petrus die Tür ihr zu:
»Gott hat mir gesagt: Ich will nit han
Die Dirne Evlyn Roe.«

Doch als sie in die Hölle kam
Sie riegeln die Türen zu:
Der Teufel schrie: »Ich will nit han
Die fromme Evlyn Roe.«

Da ging sie durch Wind und Sternenraum
Und wanderte immerzu.
Spät abends durchs Feld sah ich sie schon gehn
Sie wankte oft. Nie blieb sie stehn.
Die arme Evlyn Roe.

**Bertolt Brecht**

Die Liebenden

Sieh jene Kraniche in großem Bogen!
Die Wolken, welche ihnen beigegeben
Zogen mit ihnen schon, als sie entflogen
Aus einem Leben in ein andres Leben.
In gleicher Höhe und mit gleicher Eile
Scheinen sie alle beide nur daneben.
Dass so der Kranich mit der Wolke teile
Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen
Dass also keines länger hier verweile
Und keines andres sehe als das Wiegen
Des andern in dem Wind, den beide spüren
Die jetzt im Fluge beieinander liegen
So mag der Wind sie in das Nichts entführen
Wenn sie nur nicht vergehen und sich bleiben
So lange kann sie beide nichts berühren
So lange kann man sie von jedem Ort vertreiben
Wo Regen drohen oder Schüsse schallen.
So unter Sonn und Monds wenig verschiedenen Scheiben
Fliegen sie hin, einander ganz verfallen.
Wohin, ihr? - Nirgend hin. - Von wem davon? - Von allen.
Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?
Seit kurzem. - Und wann werden sie sich trennen? - Bald.
So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.

**Bertolt Brecht**

Die Lösung

Nach dem Aufstand des 17. Juni
Ließ der Sekretär des Schriftstellerverbands
In der Stalinallee Flugblätter verteilen
Auf denen zu lesen war, dass das Volk
Das Vertrauen der Regierung verscherzt habe
Und es nur durch verdoppelte Arbeit
Zurückerobern könne. Wäre es da
Nicht doch einfacher, die Regierung
Löste das Volk auf und
Wählte ein anderes?

**Bertolt Brecht**

Die Maske des Bösen

An meiner Wand hängt ein japanisches Holzwerk
Maske eines bösen Dämons, bemalt mit Goldlack.
Mitfühlend sehe ich
Die geschwollenen Stirnadern, andeutend
Wie anstrengend es ist, böse zu sein.

**Bertolt Brecht**
Die Nachtlager

Ich höre, dass in New York
An der Ecke der 26. Straße und des Broadway
Während der Wintermonate jeden Abend ein Mann steht
Und den Obdachlosen, die sich ansammeln
Durch Bitten an Vorübergehende ein Nachtlager verschafft.

Die Welt wird dadurch nicht anders
Die Beziehungen zwischen den Menschen bessern sich nicht
Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt
Aber einige Männer haben ein Nachtlager
Der Wind wird von ihnen eine Nacht lang abgehalten
Der ihnen zugedachte Schnee fällt auf die Straße.

Leg das Buch nicht nieder, der du das liesest, Mensch.

Einige Menschen haben ein Nachtlager
Der Wind wird von ihnen eine Nacht lang abgehalten
Der ihnen zugedachte Schnee fällt auf die Straße
Aber die Welt wird dadurch nicht anders
Die Beziehungen zwischen den Menschen bessern sich dadurch nicht
Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt.

**Bertolt Brecht**

Die Opiumraucherin

Von einer, die vom schwarzen Rauche raucht
Weiß man: sie ist jetzt auf das Nichts vereidigt.
Sie wird nun nicht erhöht mehr noch beleidigt
Und: dass sie nur den dritten Teil vom Leben braucht.

Sie braucht jetzt keinen Mut mehr: sie wird hässlich
(Sie ist nicht mehr verwandt mit ihrem Haar)
Würd sie sich sehn nach einem Vierteljahr
Sie kennte sich nicht: sie ist sehr vergesslich.

Seit ihr im Rauch des Bluts Verdikte schwanden
Schläft sie allein: sie ist der Erde billig.
Sie fährt auf ihres Lebens dünnster Woge!

Nur andere wissen, dass sie noch vorhanden
(Sie ist zu allem Unbemerkten willig)
Die jedem hilft, hilft ihr: die gute Droge.

**Bertolt Brecht**

Die Pappel vom Karlsplatz

Eine Pappel steht am Karlsplatz
Mitten in der Trümmerstadt Berlin
Und wenn Leute gehen übern Karlsplatz
Sehen sie ihr freundlich Grün.

In dem Winter sechsundvierzig
Fror’n die Menschen, und das Holz war rar
Und es fielen da viele Bäume
Und es wurd ihr letztes Jahr.

Doch die Pappel dort am Karlsplatz
Zeigt uns heute noch ihr grünes Blatt:
Seid bedankt, Anwohner vom Karlsplatz
Dass man sie noch immer hat!

**Bertolt Brecht**

Die Schauspielerin

Aber die Gleiche und Wandelbare
War nicht enttäuscht, als der Boden plötzlich ein anderer war.
Spielte der Wind ihren Feind und griff ihr roh in die Haare
Sagte sie nur: Das ist vieler Mitmenschen Haar.

Das ist die Wlassowa, die ihr vertrieben
Hocken blieb Arthurs Mutter mit roten Strümpfen.
Auch dem Ödipus gab sie schon Kunde, dass wenig geblieben
Singend wusch euch die Witwe das Linnen rein in den Sümpfen.

Also wusste ich alles und zeigte ich alles beizeiten
Und ich schrie es hinaus, was ihr mit uns treibt
Und ich zeig es dem Hunger, dem Frost und dem Leiden
Was sie da machen müssen, dass ihr nicht bleibt.

**Bertolt Brecht**

Die schwarzen Wälder

1

Die schwarzen Wälder aufwärts
In das nackte böse Gestein
Es wachsen schwarze Wälder bis
In den kalten Himmel hinein.

2

Es schreien die Wälder vor Kummer
Von Frost und Oststurm zerstört -
Wir aber haben dort unten
Die flüsternden Worte gehört.

3

Die Bäche, die von dort kommen
Sind kalt, dass sie keiner erträgt
Wir aber haben uns unten
In kältere Betten gelegt.

4

Sie sagen, man sieht dort nur Finstres
Weil Tannen vorm Lichte stehn:
Wir aber haben dort unten
Das Schauspiel der Welt gesehn.

5

Sie sagen auch: Über den Wäldern
Drunten im Stein kommt nichts.
Da sind wir die Leute, hinüber-
zugehen ins Gestein gelassnen Gesichts.

**Bertolt Brecht**

Die Städte sind für dich gebaut. Sie erwarten dich freudig.

*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 1)*

1

Die Städte sind für dich gebaut. Sie erwarten dich freudig.
Die Türen der Häuser sind weit geöffnet.
Das Essen Steht schon auf dem Tisch.

Da die Städte sehr groß sind
Gibt es für die, welche nicht wissen, was gespielt wird, Pläne
Angefertigt von denen, die sich auskennen
Aus denen leicht zu ersehen ist, wie man auf dem schnellsten Wege
Zum Ziel kommt.

Da man eure Wünsche nicht genauer kannte
Erwartet man natürlich noch eure Verbesserungsvorschläge.
Hier und dort
Ist etwas vielleicht noch nicht ganz nach eurem Geschmack
Aber das wird schleunigst geändert
Ohne dass ihr euch einen Fuß ausreißen müsst.

Kurz: ihr kommt
In die besten Hände. Alles ist seit langem vorbereitet. Ihr
Braucht nur zu kommen.

**Bertolt Brecht**

Die Teppichweber von Kujan-Bulak ehren Lenin

1

Oftmals wurde geehrt und ausgiebig
Der Genosse Lenin. Büsten gibt es und Standbilder.
Städte werden nach ihm benannt und Kinder.
Reden werden gehalten in vielerlei Sprachen,
Versammlungen gibt es und Demonstrationen
Von Shanghai bis Chikago, Lenin zu Ehren.
So aber ehrten ihn die
Teppichweber von Kujan-Bulak,
Kleiner Ortschaft im südlichen Turkestan:

Zwanzig Teppichweber stehn dort abends
Fiebergeschüttelt auf von dem ärmlichen Webstuhl.
Fieber geht um: die Bahnstation
Ist erfüllt von dem Summen der Stechmücken, dicker Wolke,
Die sich erhebt aus dem Sumpf hinter dem alten Kamelfriedhof.
Aber die Eisenbahn, die
Alle zwei Wochen Wasser und Rauch bringt, bringt
Eines Tages die Nachricht auch,
Dass der Tag der Ehrung des Genossen Lenin bevorsteht,
Und es beschließen die Leute von Kujan-Bulak,
Teppichweber, arme Leute,
Dass dem Genossen Lenin auch in ihrer Ortschaft
Aufgestellt werde eine gipserne Büste.
Als aber das Geld eingesammelt wird für die Büste,
Stehen sie alle geschüttelt vom Fieber und zahlen
Ihre mühsam erworbenen Kopeken mit fliegenden Händen.
Und der Rotarmist Stepa Gamalew, der
Sorgsam Zählende und genau Schauende,
Sieht die Bereitschaft, Lenin zu ehren, und freut sich,
Aber er sieht auch die unsicheren Hände.
Und er macht plötzlich den Vorschlag,
Mit dem Geld für die Büste Petroleum zu kaufen und
Es auf den Sumpf zu gießen hinter dem Kamelfriedhof,
Von dem her die Stechmücken kommen, welche
Das Fieber erzeugen.
So also das Fieber zu bekämpfen in Kujan-Bulak, und zwar
Zu Ehren des gestorbenen, aber
Nicht zu vergessenden
Genossen Lenin.

Sie beschlossen es. An dem Tage der Ehrung trugen sie
Ihre zerbeulten Eimer, gefüllt mit dem schwarzen Petroleum,
Einer hinter dem ändern hinaus
Und begossen den Sumpf damit.

So nützten sie sich, indem sie Lenin ehrten, und
Ehrten ihn, indem sie sich nützten, und hatten ihn
Also verstanden.

2
Wir haben gehört, wie die Leute von Kujan-Bulak
Lenin ehrten. Als nun am Abend
Das Petroleum gekauft und ausgegossen über dem Sumpf war,
Stand ein Mann auf in der Versammlung, und der verlangte,
Dass eine Tafel angebracht würde an der Bahnstation,
Mit dem Bericht dieses Vorgangs, enthaltend
Auch genau den geänderten Plan und den Eintausch der
Leninbüste gegen die fiebervernichtende Tonne Petroleum.
Und dies alles zu Ehren Lenins.
Und sie machten auch das noch
Und setzten die Tafel.

**Bertolt Brecht**

Die Tür

Auf der Flucht vor meinen Landsleuten
Bin ich nun nach Finnland gelangt. Freunde
Die ich gestern nicht kannte, stellten ein paar Betten
In saubere Zimmer. Im Lautsprecher
Höre ich die Siegesmeldungen des Abschaums. Neugierig
Betrachte ich die Karte des Erdteils. Hoch oben in Lappland
Nach dem Nördlichen Eismeer zu
Sehe ich noch eine kleine Tür.

**Bertolt Brecht**

Die Vögel warten im Winter vor dem Fenster

Ich bin der Sperling.
Kinder, ich bin am Ende.
Und ich rief euch immer im vergangnen Jahr
Wenn der Rabe wieder im Salatbeet war.
Bitte um eine kleine Spende.
    Sperling, komm nach vorn.
    Sperling, hier ist dein Korn.
    Und besten Dank für die Arbeit!

Ich bin der Buntspecht.
Kinder, ich bin am Ende.
Und ich hämmere die ganze Sommerzeit
All das Ungeziefer schaffe ich beiseit.
Bitte um eine kleine Spende.
    Buntspecht, komm nach vurn.
    Buntspecht, hier ist dein Wurm.
    Und besten Dank für die Arbeit!

Ich bin die Amsel.
Kinder, ich bin am Ende.
Und ich war es, die den ganzen Sommer lang
Früh im Dämmergrau in Nachbars Garten sang.
Bitte um eine kleine Spende.
    Amsel, komm nach vorn.
    Amsel, hier ist dein Korn.
    Und besten Dank für die Arbeit!

**Bertolt Brecht**

Diese Arbeitslosigkeit!

Meine Herrn, das ist sehr schwierig
Mit der Arbeitslosigkeit.
Wir ergriffen ja begierig
Jegliche Gelegenheit
Diese Sache zu - besprechen
Wann Sie wollen! Jederzeit!
Denn das muss ein Volk ja schwächen
Diese Arbeitslosigkeit.
Uns ist sie ja unerklärlich
Diese Arbeitslosigkeit.

Dabei ist sie so beschwerlich
Und es wär auch höchste Zeit!
Dabei darf man nicht einmal
Sagen, sie sei unerklärlich
Denn das ist ja auch fatal
Das verschafft uns nämlich schwerlich

Das Vertrauen bei den Massen
Und das ist uns unentbehrlich.
Man muss uns gewähren lassen
Denn das wäre ganz gefährlich
Jetzt das Chaos zu entfachen
In so ungeklärter Zeit!
So etwas darf man nicht machen
Bei der Arbeitslosigkeit!

Oder was ist Ihre Meinung?
Passen würd uns in den Kram
Diese Meinung: die Erscheinung
Wird verschwinden, wie sie kam.

Aber die erzählt uns hier nicht:
Unsere Arbeitslosigkeit
Geht nicht eher weg, eh ihr nicht
Arbeitslos geworden seid!

**Bertolt Brecht**

Dimitroff

I

Als der Genosse Dimitroff vor Gericht stand
Vieler Vergehen beschuldigt und
Keines einzigen überführt, gestand er ein
Dass er die Gewohnheit habe, beim Lesen von Büchern
Einzelne Stellen anzustreichen, und er fügte hinzu:
Ich studiere immer! Jetzt zum Beispiel
Studiere ich die deutsche Justiz.

2

Genossen, dieses Studieren
War von eigener Art:
Hätte etwa
Ein ganzes Kader besessener Ingenieure
Den Boden aufgespaltet von Konstanz bis Breslau
Und das Land so auseinandergerissen in zwei Hälften, nicht mehr
Wäre dies bemerkt worden als
Das Studieren unseres Genossen Dimitroff.

3

Was für ein Schüler, was für ein Riese von Schüler!
Zeigt er, wie man richtig studiert
Welche Lehre erteilt er 60 Millionen!
Seine Lehrer erzittern vor jeder Frage
Eines solchen Schülers. Die Vorschläge
Die der Erforschung der Wahrheit dienen sollen
Verbreiten Schrecken. Was bleibt übrig von diesem Stoff, nachdem
Er ihn studiert hat? Und er ist unersättlich.

Wenn dieser Schüler in dem großen Buch ihrer Paragrafen blättert
Entsteht ein Wirbelwind, dass die Barette von den Köpfen der Richter fliegen.

Dass er ihren Reichstag nicht in Brand gesetzt hat, das ist sicher
Aber nun, vor ihren Augen und ohne dass sie ihm in den Arm
Fallen können
Verbrennt er ihre ganze Justiz.

4

Ihre Zeugen beginnen zu erzählen
Von den Diebstählen und Betrügereien
Die sie schon begangen haben und
Dass sie die Wahrheit nicht lieben.
Ihre Sachverständigen
Räumen ein, dass nur sie und ihre Auftraggeber
Die Chemikalien kennen, die nötig sind
Gebäude in Brand zu stecken.
Ihre Generäle
Drohen mit Mord, wenn der Mordversuch
Des Gerichts nicht gelingen sollte.

*Fragment*

Bertolt Brecht

**Dreihundert ermordete Kulis berichten an eine Internationale**

> Aus London wird telegrafiert: »300 Kulis, die von den Truppen der chinesischen weißen Armee gefangen gesetzt waren und in offenen Eisenbahnwaggons nach Ping Tschuen befördert werden sollten, sind während der Fahrt vor Kälte und Hunger gestorben.«

Wir wären gern in unsern Dörfern geblieben
Aber man konnte uns nicht dort lassen.
So wurden wir eines Nachts in die Waggons getrieben.
Leider konnten wir keinen Reis mehr fassen.

Einen geschlossenen Waggon konnten wir nicht bekommen
Da man diese für die Rinder brauchte, die sehr empfindlich sind.
Besonders weil man unsere Pelze genommen
Litten wir stark unter dem Gegenwind.

Wir fragten mehrmals, wozu man uns brauche
Jedoch wussten es die Soldaten nicht, die unsere Wächter waren.
Sie sagten uns, dass man nicht friere, wenn man in die Hände hauche.
Wohin wir fuhren, haben wir nie erfahren.

Die letzte Nacht blieben wir stehen vor Festungstoren.
Wenn wir fragten, wann wir ankämen, sagte man uns: heute.
Es war der dritte Tag. Am Abend sind wir erfroren.
In diesen Jahren ist es zu kalt für die armen Leute.

Bertolt Brecht

**Dritter Psalm**

1. Im Juli fischt ihr aus den Weihern meine Stimme. In meinen Adern ist Kognak. Meine Hand ist aus Fleisch.

2. Das Weiherwasser gerbt meine Haut, ich bin hart wie eine Haselrute, ich wäre gut fürs Bett, meine Freundinnen!

3. In der roten Sonne auf den Steinen liebe ich die Gitarren: es sind Därme von Vieh, die Klampfe singt viehisch, sie frisst kleine Lieder.

4. Im Juli habe ich ein Verhältnis mit dem Himmel, ich nenne ihn Azurl, herrlich, violett, er liebt mich. Es ist Männerliebe.

5. Er wird bleich, wenn ich mein Darmvieh quäle und die rote Unzucht der Äcker imitiere sowie das Seufzen der Kühe beim Beischlaf.

**Bertolt Brecht**

Drittes Lied des Glücksgotts

Als die Braut ihr Bier getrunken
Gingen wir hinaus. Der Hof lag nächtlich.
Hinterm Abtritt hat's gestunken
Doch die Wollust war beträchtlich.

Als wir wieder drinnen saßen
In der Menge, alt und jung
Sang ich: Unterm grünen Rasen
Ist zuwenig Abwechslung.

*In seinem „Journal" vom 20.7.1943 hielt Bertolt Brecht (1898-1956) den Plan zu seinem lyrischen Zyklus „Lieder des Glücksgotts" fest: „... ein ganz und gar materialistisches Werk, preisend 'das gute Leben' (in doppelter Bedeutung). Essen, Trinken, Wohnen, Schlafen, Lieben, Arbeiten, Denken, die großen Genüsse." Dabei hat Brecht von allen „großen" Vergnügungen stets der derben erotischen Sensation die schönsten „Lieder" gewidmet.*

Brechts „drittes Lied" wird 1945 zwar zum Material für die geplante Oper „Die Reisen des Glücksgotts", die jedoch nie realisiert wird. So bleiben die zwei Strophen das prägnanteste Exempel für die poetischen Leitmotive des Dichters: der robuste sexuelle Akt und die Benennung des vergänglichen Glücks. Nach der Erfahrung kurzfristiger „Wollust" wird ihre Flüchtigkeit drastisch ins Bild gesetzt. Soeben noch der Ekstase verfallen, sieht der Mensch schon das Grab vor sich - „unterm grünen Rasen".

**Bertolt Brecht**

Ein Fisch mit Namen Fasch

Es war einmal ein Fisch mit Namen Fasch
Der hatte einen weißen Asch
Er hatte keine Hände zum Arbeiten nicht
Und er hatte keine Augen zum Sehen im Gesicht
In seinem Kopf war gar nichts drin
Und er hatte auch für nichts einen Sinn
Er kannte nicht das Einmaleins
Und von allen Ländern kannte er keins
Er war nur der Fisch Fasch
Und hatte eben seinen weißen Asch.

Und wenn die Menschen ein Haus bauten
Und wenn die Menschen Holz hauten
Und wenn die Menschen einen dicken Berg durchlochten
Und wenn die Menschen Suppe kochten
Dann sah der Fisch Fasch ihnen stumpfsinnig zu
Und wenn sie ihn fragten: Und was machst du?
Dann sagte er: Ich bin doch der Fisch Fasch
Und dies hier ist mein weißer Asch.

Gingen sie aber am Abend in die Häuser hinein
Dann ging der Fisch Fasch hinter ihnen drein
Und wenn sie sich setzten zum Ofen, nanu
Dann setzte sich der Fisch Fasch auch dazu
Und wenn die Suppe kam auf den Tisch
Dann saß da gleich auch mit einem großen Löffel ein Fisch
Und rief ganz laut: Jetzt esset rasch
Dann zeige ich euch meinen weißen Asch.

Da lachten die Leute und ließen ihn mitessen
Und hätten wohl auch seine Faulheit vergessen
Wenn nicht eine Hungersnot gekommen wäre
Und zwar keine leichte, sondern eine schwere
Und jetzt musste jeder etwas bringen für die Hungersnot
Der eine brachte ein Stück Käse, der andere eine Wurst, der dritte ein Brot
Nur der Fisch Fasch brachte nichts als den Löffel mit.
Das sahen einige Leute; sie waren grad zu dritt.

Und da fragten sie mal den Fisch Fasch: Na, und du
Was gibst uns jetzt eigentlich du dazu?
Und da sagte der Fisch Fasch
Ja, wenn ich vielleicht meinen weißen Asch . . .
Aber da wurden die Leute zum erstenmal sehr bitter zu dem Fisch Fasch
Und redeten mit ihm plötzlich ganz basch
Und warfen ihn mal rasch
Durch die Eichentür und verhauten ihm draußen seinen weißen Asch.

**Bertolt Brecht**
Ein Paar neue Verse einer soeben veralteten Moritat

Ja, wie kommt der Mensch zu Zaster?
Im Kontore kühl wie Eis
Sitzt der Bankier Mackie Messer, den
Man nicht fragt und der es weiß.

Auf des Hyde Parks dürrem Rasen
Sitzt ein ruinierter Mann
(Und durch Piccadilly, Stock und Hütchen, kannst du was lernen!)
Geht der Bankier Mackie Messer
Dem man nichts beweisen kann.

**Bertolt Brecht**

Ein pessimistischer Mensch

Ein pessimistischer Mensch
Ist duldsam.
Er weiß die feine Courtoisie auf der Zunge zergehen zu lassen
Wenn ein Mann eine Frau nicht totprügelt
Und die Aufopferung einer Frau, die ihrem Geliebten Kaffee kocht
Mit weißen Beinen unter dem Hemd
Rührt ihn.
Die Gewissensbisse eines Mannes, der seinen Freund
Verkauft hat
Erschüttern ihn, der die Kälte der Welt kennt
Und wie weise es ist
Laut und selbstbewusst zu reden
In der Nacht.

**Bertolt Brecht**

Einheitsfrontlied

1
Und weil der Mensch ein Mensch ist
Drum will er was zu essen, bitte sehr!
Es macht ihn ein Geschwätz nicht satt
Das schafft kein Essen her.
    Drum links, zwei, drei!
    Drum links, zwei, drei!
    Wo dein Platz, Genosse, ist!
    Reih dich ein in die Arbeitereinheitsfront
    Weil du auch ein Arbeiter bist.
2
Und weil der Mensch ein Mensch ist
Hat er Stiefel im Gesicht nicht gern.
Er will unter sich keinen Sklaven sehn
Und über sich keinen Herrn.
    Drum links, zwei, drei!
    Drum links, zwei, drei!
    Wo dein Platz, Genosse, ist!
    Reih dich ein in die Arbeitereinheitsfront
    Weil du auch ein Arbeiter bist.
3
Und weil der Prolet ein Prolet ist
Drum wird ihn kein andrer befrein.
Es kann die Befreiung der Arbeiter nur
Das Werk der Arbeiter sein.
    Drum links, zwei, drei!
    Drum links, zwei, drei!
    Wo dein Platz, Genosse, ist!
    Reih dich ein in die Arbeitereinheitsfront
    Weil du auch ein Arbeiter bist.

**Bertolt Brecht**
Einmal eine nützliche Handlung verrichten

Als ich las, dass sie die Schriften derer verbrannten
Die die Wahrheit zu schreiben versucht hatten
Aber den Schwätzer George, den Schönredner, einluden
Ihre Akademie zu eröffnen, wünschte ich heftiger
Dass die Zeit endlich kommt, wo das Volk einen solchen Menschen bittet
Öffentlich bei einem Bau in einer der Vorstädte
Einen Schubkarren mit Mörtel über den Bauplatz zu schieben, damit
Einmal einer von ihnen eine nützliche Handlung verrichte, worauf er sich
Für immer zurückziehen könnte, um
Papier mit Buchstaben zu bedecken
Auf Kosten des
Reichen arbeitenden Volkes.

**Bertolt Brecht**

Einst

Einst schien dies in Kälte leben wunderbar mir
Und belebend rührte mich die Frische
Und das Bittre schmeckte, und es war mir
Als verbliebe ich der Wählerische
Lud die Finsternis mich selbst zu Tische.

Frohsinn schöpfte ich aus kalter Quelle
Und das Nichts gab diesen weiten Raum.
Köstlich sonderte sich seltne Helle
Aus natürlich Dunklem. Lange? Kaum.
Aber ich, Gevatter, war der Schnelle.

**Bertolt Brecht**

Eisen

Im Traum heute nacht
Sah ich einen großen Sturm.
Ins Baugerüst griff er
Den Bauschragen riss er
Den eisernen, abwärts.
Doch was da aus Holz war
Bog sich und blieb.

**Bertolt Brecht**

Entdeckung an einer jungen Frau

Des Morgens nüchterner Abschied, eine Frau
Kühl zwischen Tür und Angel, kühl besehn.
Da sah ich: eine Strähn in ihrem Haar war grau
Ich könnt mich nicht entschließen mehr zu gehen.

Stumm nahm ich ihre Brust, und als sie fragte
Warum ich, Nachtgast, nach Verlauf der Nacht
Nicht gehen wolle, denn so war's gedacht
Sah ich sie unumwunden an und sagte:

Ist's nur noch eine Nacht, will ich noch bleiben
Doch nütze deine Zeit; das ist das Schlimme
Dass du so zwischen Tür und Angel stehst

Und lass uns die Gespräche rascher treiben
Denn wir vergaßen ganz, dass du vergehst.
Und es verschlug Begierde mir die Stimme.

1925

aus: Die Gedichte, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000

*Der Dichter Bertolt Brecht (1898-1956) war für seine brachiale Erotik berüchtigt; schon Baal, sein erster dramatischer Anti-Held, brüstete sich ob seines egoistisch-gefräßigen Vitalismus. Und so scheint auch in seinem Gedicht nur ein Liebhaber zu agieren, der sich mit seiner sexuellen Eroberung auf einen One night stand verständigt hat.*

Der Entschluss der Körperfreunde, sich auf einen zeitlich eng befristeten sexuellen Akt zu beschränken, gerät beim Abschied ins Wanken. Die morgendliche Entdeckung des Liebhabers an seiner Bettgenossin bedeutet eine fundamentale Erschütterung: Denn da ist das graue Haar der Geliebten, die Erfahrung der Vergänglichkeit, die das sexuelle Abenteuer in eine neue Perspektive rückt. Und so zeigt das um 1925 entstandene Sonett den Augenblick, da die Reduktion des Liebesakts auf zweckfreies Begehren nicht mehr funktioniert und unerwartete Gefühle in die Beziehung einbrechen. Es geht nicht mehr nur um eine Verlängerung des Lustgewinns - nun gibt es eine Aussicht auf eine Zärtlichkeit, die sich nicht mehr kontrollieren lässt.

**Bertolt Brecht**

Epistel über den Selbstmord

Sich selbst zu morden
Ist eine seichte Sache.
Man kann darüber mit seiner Waschfrau plaudern.
Mit einem Freund das Für und Wider erörtern.
Ein gewisses Pathos, das lockt
Sollte man vermeiden.
Obwohl das durchaus kein Dogma zu sein braucht.
Aber besser scheint mir doch
Ein kleiner Schwindel wie gewöhnlich:
Man habe es satt, die Wäsche zu wechseln, besser noch:
Die Frau sei einem untreu gewesen
(Das zieht bei denen, die von derlei in Erstaunen gesetzt werden
Und ist nicht zu großartig.)
Jedenfalls
Sollte es nicht aussehen
Als habe man
Zuviel von sich gehalten.

**Bertolt Brecht**
Epistel

Einer kann herkommen aus Ulm und mich abschlachten.
Dann erbleicht in der Luft ein Tag
Das Zittern einiger Grashalme, das ich vor Zeiten bemerkte
Kommt nun endlich zum Stillstand.
Ein toter Mensch, der mit mir befreundet war
Hat keinen mehr, der weiß, wie er aussah.
Mein Tabakrauch
Der inzwischen durch Milliarden Himmel gestiegen ist
Verliert seinen Gottesglauben
Und
Steigt weiter.

**Bertolt Brecht**

Epitaph für M.

Den Haien entrann ich
Die Tiger erlegte ich
Aufgefressen wurde ich
Von den Wanzen

**Bertolt Brecht**

Er ging die Straße hinunter, den Hut im Genick!
*(Aus einem Lesebuch für Städtebewohner 6)*

Er ging die Straße hinunter, den Hut im Genick!
Er sah jedem Mann ins Auge und nickte
Er blieb vor jedem Ladenfenster stehen
(Und alle wissen, dass er verloren ist!).

Sie hätten ihn hören müssen, wie er sagte, er werde noch
Mit seinem Feind ein ernstes Wort sprechen
Der Ton seines Hausherrn behage ihm nicht
Die Straße sei schlecht gekehrt
(Seine Freunde haben ihn schon aufgegeben!).

Er will allerdings noch ein Haus bauen
Er will allerdings noch alles beschlafen
Er will allerdings nicht zu schnell urteilen
(Ach, er ist schon verloren, es steht doch nichts mehr hinter ihm!).

(Das habe ich schon Leute sagen hören.)

**Bertolt Brecht**

Erinnerung an die Marie A.

1

An jenem Tag im blauen Mond September
Still unter einem jungen Pflaumenbaum
Da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe
In meinem Arm wie einen holden Traum.
Und über uns im schönen Sommerhimmel
War eine Wolke, die ich lange sah
Sie war sehr weiß und ungeheuer oben
Und als ich aufsah, war sie nimmer da.

2

Seit jenem Tag sind viele, viele Monde
Geschwommen still hinunter und vorbei.
Die Pflaumenbäume sind wohl abgehauen
Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?
So sag ich dir: ich kann mich nicht erinnern
Und doch, gewiss, ich weiß schon, was du meinst.
Doch ihr Gesicht, das weiß ich wirklich nimmer
Ich weiß nur mehr: ich küsste es dereinst.

3

Und auch den Kuss, ich hätt ihn längst vergessen
Wenn nicht die Wolke dagewesen wär
Die weiß ich noch und werd ich immer wissen
Sie war sehr weiß und kam von oben her.
Die Pflaumenbäume blühn vielleicht noch immer
Und jene Frau hat jetzt vielleicht das siebte Kind
Doch jene Wolke blühte nur Minuten
Und als ich aufsah, schwand sie schon im Wind.

**Bertolt Brecht**

Erinnerung an eine M. N.

1

Haltbar wie Kautschuk
Der bleibt, wie er ist
Den kannst du nicht umbiegen
Wer du auch bist.
    Doch warum nicht Rum aus dem Wasserglas
    Und warum nicht die hundert Prozent?
    Aber vielleicht ist es gut für was
    Wenn man das Bitterste kennt.

2

Fandest du sie billig
Sagtest du: Kattun?
Aber jetzt lüge nicht:
Hattest du sie nun?
    Doch warum nicht Rum aus dem Wasserglas
    Und warum nicht die hundert Prozent?
    Aber vielleicht ist es gut für was
    Wenn man das Bitterste kennt.

3

Warst du auf ihrem Bett?
Erzähle nichts! Deine Hand!
Ich weiß, auf dem Gange
Hat sie dich nicht mehr erkannt.
        Doch warum nicht Rum aus dem Wasserglas
        Und warum nicht die hundert Prozent?
        Aber vielleicht ist es gut für was
        Wenn man das Bitterste kennt.

4

Willst du sie vergessen
Zerreiß ihre Fotografie
Da wirst du sie schon vergessen
Aber ihre Wörter nie.
    Doch warum nicht Rum aus dem Wasserglas
    Und warum nicht die hundert Prozent?
    Aber vielleicht ist es gut für was
    Wenn man das Bitterste kennt.

5

Sage, es war finster
Sage, finster war gut
Merke dir, es war Ebbe
Und vergiss: es war Flut.
    Doch warum nicht Rum aus dem Wasserglas
    Und warum nicht die hundert Prozent?
    Aber vielleicht ist es gut für was
    Wenn man das Bitterste kennt.

6

Sagst du, du gingst weg von ihr?
Schwöre, dass du sie vergaßt!
Sage nicht, sie war nichts

Sage, dass du eine bessere sahst.
Ach, warum Rum aus dem Wasserglas
Und warum auch hundert Prozent?
Freilich: vielleicht ist es gut für was
Wenn man das Bitterste kennt.

**Bertolt Brecht**
Erster Psalm

1. Wie erschreckend in der Nacht ist das konvexe Gesicht des schwarzen Landes!

2. Über der Welt sind die Wolken, sie gehören zur Welt. Über den Wolken ist nichts.

3. Der einsame Baum im Steinfeld muss das Gefühl haben, dass alles umsonst ist. Er hat noch nie einen Baum gesehen. Es gibt keine Bäume.

4. Immer denke ich: wir werden nicht beobachtet. Der Aussatz des einzigen Sternes in der Nacht, vor er untergeht!

5. Der warme Wind bemüht sich noch um Zusammenhänge, der Katholik.

6. Ich komme sehr vereinzelt vor. Ich habe keine Geduld. Unser armer Bruder Vergeltsgott sagte von der Welt: sie macht nichts.

7. Wir fahren mit großer Geschwindigkeit auf ein Gestirn in der Milchstraße zu. Es ist eine große Ruhe in dem Gesicht der Erde. Mein Herz geht zu schnell. Sonst ist alles in Ordnung.

**Bertolt Brecht**

Erwartung des zweiten Fünfjahrplans

In der Zeit zunehmender Verwirrung über den ganzen Planeten hin
Erwarten wir den zweiten Plan
Des ersten kommunistischen Gemeinwesens.

Dieser Plan sieht nicht vor
Eine Rangordnung aller Stände für die Ewigkeit
Oder eine glanzvolle Organisation des Hungers
Oder die Disziplin der Ausgebeuteten
Sondern die restlose Befriedigung der Bedürfnisse aller
Nach verständlichen Gesichtspunkten.

Nicht von der Kraft der Rasse
Nicht von der Erleuchtung des Führers
Nicht von besonderen Listen, übermenschlichen Wundern
Sondern von einem einfachen Plan
Ausführbar von jedem Volk jedweder Rasse
Begründet auf schlichte Überlegungen, die jeder anstellen kann
Der kein Ausbeuter ist noch ein Unterdrücker
Erwarten wir alles.

**Bertolt Brecht**

Es gibt kein größeres Verbrechen als Weggehen

Es gibt kein größeres Verbrechen als Weggehen.
Worauf kann man sich bei seinen Freunden verlassen? Nicht auf ihr Tun.
Man kann nicht wissen, was sie tun werden. Nicht auf ihre Art. Sie kann
Sich ändern. Nur auf eines: dass sie nicht weggehen.
Wer weggehen kann, der kann nicht dableiben. Wer einen Urlaubsschein in
Der Tasche hat - wird er dableiben, wenn der Angriff einsetzt? Er wird
Vielleicht nicht dableiben.
Wenn es mir schlecht geht, wird er vielleicht dableiben. Aber wenn es ihm
Schlecht geht, wird er vielleicht weggehen.
Kämpfer sind arme Leute. Sie können nicht weggehen. Wenn der Angriff
Einsetzt, können sie nicht weggehen.
Wer dableibt, den weiß man. Wer wegging, den wusste man nicht. Was wegging
Ist ein anderes, als was da war.
Vor wir in den Kampf gehen, muss ich wissen: hast du einen Pass in der
Rocktasche? Wartet ein Flugzeug auf dich hinter dem Schlachtfeld? Wie-
viele Niederlagen willst du überstehen? Kann ich dich wegschicken?
Dann wollen wir nicht in den Kampf gehen.

**Bertolt Brecht**

Es muss ja bei uns nicht geweint sein

Es muss ja bei uns nicht geweint sein.
Uns ist es auch etwas fatal:
Wir könnten ja gar nicht gemeint sein
Es ist uns ja völlig egal!

Und haut man euch den Buckel an
So habt es nicht gleich satt:
Ach, dass man was verlieren kann
Beweist, dass man was hat!

**Bertolt Brecht**

Es war leicht, ihn zu bekommen.
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 14)*

Es war leicht, ihn zu bekommen.
Es war möglich am zweiten Abend.
Ich wartete auf den dritten (und wusste
Das heißt etwas riskieren)
Dann sagte er lachend: das Badesalz ist es
Nicht dein Haar!
Aber es war leicht, ihn zu bekommen.

Ich ging einen Monat lang gleich nach der Umarmung
Ich blieb jeden dritten Tag weg.
Ich schrieb nie.
Aber bewahre einen Schnee im Topf auf!
Er wird schmutzig von selbst.
Ich tat noch mehr als ich konnte
Als es schon aus war.

Ich habe die Menscher hinausgeworfen
Die bei ihm schliefen, als sei es in der Ordnung
Ich habe es lachend getan und weinend.
Ich habe den Gashahn geöffnet
Fünf Minuten bevor er kam. Ich habe
Geld auf seinen Namen geliehen:
Es hat nichts geholfen.

Aber eines Nachts schlief ich
Und eines Morgens stand ich auf
Da wusch ich mich vom Kopf bis zum Zeh
Aß und sagte zu mir:
Das ist fertig.

Die Wahrheit ist:
Ich habe noch zweimal mit ihm geschlafen
Aber, bei Gott und meiner Mutter:
Es war nichts.
Wie alles vorübergeht, so verging
Auch das.

**Bertolt Brecht**

Fahrend über die Grenze der Union

Fahrend über die Grenze der Union
Vaterlands der Vernunft und der Arbeiter
Sahen wir über den Schienengeleisen
Ein Schild mit der Aufschrift:
Willkommen, Arbeiter!
Aber zurückkehrend in das Land der Unordnung und der Verbrechen
Unsere Heimat
Sahen wir ein Schild für die Züge, die nach Westen fahren
Mit der Aufschrift:
Die Revolution
Bricht alle Grenzen.

**Bertolt Brecht**

Finnische Landschaft

Fischreiche Wässer! Schönbaumige Wälder!
Birken- und Beerenduft!
Vieltoniger Wind, durchschaukelnd eine Luft
So mild, als stünden jene eisernen Milchbehälter
Die dort vom weißen Gute rollen, offen!
Geruch und Ton und Bild und Sinn verschwimmt.
Der Flüchtling sitzt im Erlengrund und nimmt
Sein schwieriges Handwerk wieder auf: das Hoffen.
Er achtet gut der schöngehäuften Ähre
Und starker Kreatur, die sich zum Wasser neigt
Doch derer auch, die Korn und Milch nicht nährt.
Er fragt die Fähre, die mit Stämmen fährt:
Ist dies das Holz, ohn' das kein Holzbein wäre?
Und sieht ein Volk, das in zwei Sprachen schweigt.

**Bertolt Brecht**
Fracht

1. Ich habe gehört, dass man vom Lieben einen dicken Hals kriegt. Ich mag keinen. Aber vom Schiff schaukeln kriegt man, höre ich, auch einen dicken Hals. Also wird es nicht zu vermeiden sein.

*2.* Die roten Plantücher, in die man sich beim Flug samt den Schiffen einwickelt, klatschen Beifall, die Gestänge großer Schiffe knirschen, weil sie hinauf müssen, ich vergleiche sie Tieren, die in die Zäume beißen, aber der Reiter sitzt auf dem Rücken. Er hat sich wie ein Zeck blutdürstig festgesogen, der abscheuliche Polyp, er umklammert das fette Purpurtier und reitet gegen den Himmel an, wo ihn Tücher auffangen. Die gelben Lampen glotzen hinauf, wie hoch man kommt, ohne dass das ganze Instrument platzt.

**Bertolt Brecht**
Frage

Wie soll die große Ordnung aufgebaut werden
Ohne die Weisheit der Massen? Unberatene
Können den Weg für die vielen
Nicht finden.

Ihr großen Lehrer
Wollet hören beim Reden!

**Bertolt Brecht**

Fragen eines lesenden Arbeiters *(1935)*

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon -
Wer baute es so viele Male wieder auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen am Abend, wo die chinesische Mauer fertig war
Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie? Über wen
Triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene Byzanz
Nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem sagenhaften Atlantis
Brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.
Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer
Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen?

So viele Berichte.
So viele Fragen.

**Bertolt Brecht** *(1898-1956)*

Fragen eines lesenden Arbeiters *(1935)*

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon –
Wer baute es so viele Male wieder auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen am Abend, wo die chinesische Mauer fertig war
Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie? Über wen
Triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene Byzanz
Nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem sagenhaften Atlantis
Brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.
Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer
Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesschmaus?
Wer bezahlte die Spesen?

So viele Berichte.
So viele Fragen.

Stadt im alten Griechenland (Dionysos, Herakles, Antigone)

alte Stadt am Euphrat (heute Irak) (Bibel: Turmbau zu Babel)

Pizarro „gründet“ die heutige Hauptstadt Perus 1535

ca. 2450 km langer Schutz gegen Nomadeneinfälle im Norden Chinas

griechische Stadt am Bosporus 330 - 1453 Konstantinopel - heute Istanbul;
Atlantis: sagenhafte Insel

A. der Große, makedonischer König (356, 336-323)

Gajus Julius C., römischer Feldherr und Staatsmann (100-44) Gallien-Frankreich

P.II, König von Spanien (1527, 1555-1598), die Kriegsflotte „Armada“ wird 1588 von den Engländern vernichtet

F. der Große, König von Preußen (1712, 1740-1786) 1756-1763 Krieg mit England gegen Österreich/Frankreich/Russland

**Bertolt Brecht**

Früher dachte ich: ich stürbe gern auf eignem Leinenzeug
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 4)*

Früher dachte ich: ich stürbe gern auf eignem Leinenzeug
Heute
Rücke ich kein Bild mehr gerad, das an der Wand hängt
Ich lasse die Stores verfallen, ich öffne dem Regen die Kammer
Wische mir den Mund ab, mit fremder Serviette.
Von einem Zimmer, das ich vier Monate hatte
Wusste ich nicht, dass das Fenster nach hinten hinausging (was ich doch liebe)
Weil ich so sehr für das Vorläufige bin und an mich nicht recht glaube.
Darum hause ich, wie’s trifft, und friere ich, sage ich:
Ich friere noch.
Und so tief verwurzelt ist meine Anschauung
Dass sie mir dennoch erlaubt, meine Wäsche zu wechseln
Aus Courtoisie für die Damen und weil
Man gewiss nicht ewig
Wäsche benötigt.

**Bertolt Brecht**

Gedanken eines Grammophonbesitzers

Ich habe es 1904 erworben, es war nicht vergebens
Seitdem halte ich es am Tag versteckt
Es ist ein rührendes Stück Holz für die dunklen Stunden des Lebens
Darin ist die Stimme der Adeline Patti eingeweckt.

Die Sängerin Adeline Patti ist 1911 gestorben
Die Erde werde ihr leicht, ihre Stimme habe ich
Das ist so im Leben, ich habe es auf dem Papier noch, das käuflich erworben
Ihre Stimme ist noch ganz gut, sie genügt noch lange für mich.

Wahrscheinlich wird es auch noch meinen Enkeln vorsingen eines Tages
Es hat frühzeitig auf den Namen Adeline gehört
Seit einem Sturz anlässlich eines Branntweingelages
Ist die Stimme meiner lieben Adeline etwas gestört.

Aber es ist doch merkwürdig und hat schon Klügere wundergenommen
Was das Leben alles so mit sich bringt
Freilich sind wir auch schon sehr weit in der Technik gekommen
Dass sie immer noch aus dem Holz ihre Traviata singt.

So etwas wäre noch zur Zeit unserer Großeltern nicht möglich gewesen
Eine ganze Anzahl von Künsten war einfach dem Untergange geweiht
Wir sind eben doch etwas weiter im Guten sowie im Bösen
So eine Maschine bedeutet doch auch eine Art Unsterblichkeit.

Orge sagt zu mir oft, bring heut abend Tabak und Adeline
Ich bin mit den Nerven jetzt so herunter, und dann kommt sie mit Haut und Haaren
Und spielt die Traviata, und er macht seine anständigste Miene -
Sie spielt übrigens immer nur Traviata seit 18 Jahren.

Ich hätte wohl schon öfters andere Platten bekommen
Und meine Frau hätte von jeher gern einige Shimmi es gewollt
Aber ich habe davon im letzten Augenblick immer wieder Abstand genommen
Ich denke nämlich, multum non multa, und ich habe Adeline immer meinen vollen Beifall gezollt.

**Bertolt Brecht**

Gegen Verführung

1
Lasst euch nicht verführen!
Es gibt keine Wiederkehr.
Der Tag steht in den Türen;
Ihr könnt schon Nachtwind spüren:
Es kommt kein Morgen mehr.

2
Lasst euch nicht betrügen!
Das Leben wenig ist.
Schlürft es in vollen Zügen!
Es wird euch nicht genügen
Wenn ihr es lassen müsst!

3
Lasst euch nicht vertrösten!
Ihr habt nicht zu viel Zeit!
Lasst Moder den Erlösten!
Das Leben ist am größten:
Es steht nicht mehr bereit.

4
Lasst euch nicht verführen
Zu Fron und Ausgezehr!
Was kann euch Angst noch rühren?
Ihr sterbt mit allen Tieren
Und es kommt nichts nachher.

1922
aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

*Wenn ein Gedicht mit so vielen Ausrufezeichen und Appellen daherkommt, ist es der gusseisernen Didaktik verdächtig. Aber Bertolt Brecht (1898–1956) hat sein lyrisches Plädoyer für hedonistischen Lebensgenuss in Verse von bemerkenswerter Leichtigkeit eingekleidet.*

Hier erhebt nicht etwa ein politisch gesinnungsfester Aufklärer den Zeigefinger, sondern ein Experte in Lebenskunst rät zur vorbehaltlosen Daseinsbejahung. Schon in der ersten Strophe wird auf die Endlichkeit aller irdischen Bemühungen verwiesen, und auch in den restlichen Strophen folgt auf jede Belehrung eine Erinnerung an Vergänglichkeit und Tod. Der volksliedhafte Ton und die einfachen Reime nehmen den einzelnen Belehrungen die Schwere. Das Gedicht schließt als eine Art Resümee die fünf „Lektionen“ in der 1927 erstmals publizierten *Hauspostille* ab.

**Bertolt Brecht**

Gegenlied zu »Von der Freundlichkeit der Welt«

Soll das heißen, dass wir uns bescheiden
Und »so ist es und so bleib es« sagen sollen?
Und die Becher sehend, lieber Dürste leiden
Nach den leeren greifen sollen, nicht den vollen?

Soll das heißen, dass wir draußen bleiben
Ungeladen in der Kälte sitzen müssen
Weil da große Herrn geruhn, uns vorzuschreiben
Was da zukommt uns an Leiden und Genüssen?

Besser scheint's uns doch, aufzubegehren
Und auf keine kleinste Freude zu verzichten
Und die Leidenstifter kräftig abzuwehren
Und die Welt uns endlich häuslich einzurichten!

**Bertolt Brecht**

Gesang des Soldaten der Roten Armee

1

Weil unser Land zerfressen ist
Mit einer matten Sonne drin
Spie es uns aus in dunkle Straßen
Und frierende Chausseen hin.

2

Schneewasser wusch im Frühjahr die Armee
Sie ist des roten Sommers Kind!
Schon im Oktober fiel auf sie der Schnee
Ihr Herz zerfror im Januarwind.

3

In diesen Jahren fiel das Wort Freiheit
Aus Mündern, drinnen Eis zerbrach.
Und viele sah man mit Tigergebissen
Ziehend der roten, unmenschlichen Fahne nach.

4

Oft abends, wenn im Hafer rot
Der Mond schwamm, vor dem Schlaf am Gaul
Redeten sie von kommenden Zeiten
Bis sie einschliefen, denn der Marsch macht faul

5

Im Regen und im dunklen Winde
War Schlaf uns schön auf hartem Stein.
Der Regen wusch die schmutzigen Augen
Von Schmutz und vielen Sünden rein.

6

Oft wurde nachts der Himmel rot
Sie hielten's für das Rot der Früh.
Dann war es Brand, doch auch das Frührot kam
Die Freiheit, Kinder, die kam nie.

7

Und drum: wo immer sie auch warn
Das ist die Hölle, sagten sie.
Die Zeit verging. Die letzte Hölle
War doch die allerletzte Hölle nie.

8

Sehr viele Höllen kamen noch.
Die Freiheit, Kinder, die kam nie.
Die Zeit vergeht. Doch kämen jetzt die Himmel
Die Himmel wären ohne sie.

9

Wenn unser Leib zerfressen ist
Mit einem matten Herzen drin
Speit die Armee einst unser Haut und Knochen
In kalte flache Löcher hin.

10

Und mit dem Leib, von Regen hart
Und mit dem Herz, versehrt von Eis
Und mit den blutbefleckten leeren Händen
So kommen wir grinsend in euer Paradeis.

**Bertolt Brecht**

Gesang von den drei metaphysischen Soldaten

Eine Kanone ist ein Ding
Darüber denkt man zu gering.
Ein Ding, das immer mit zwei Mann
Einen ganzen Haufen vernichten kann.
Die schönsten Städte unbesehn
Dass sie auch nie mehr auferstehn.
Auch eine Trommel ist ein Ding
Worüber man denkt zu gering.
Ein Ding, das mühlos mit einem Mann
Immer viel anstellen kann.
Wenn er hört eine Trommel gehn
Kann er die großen Dinge sehn.
Er sieht seine großen Pflichten besser.
Seine zwei Hände werden Messer.
Er kann seine Absätz ins Auge fassen
Und sieht die Gesichter, in die sie passen.
Gibt's an Trommeln und Kanonen keine Not
Wird der Himmel schon ganz von selber rot.
Und ein guter Brand von irgendwoher
Riecht immer ganz von selber nach mehr.
Und wenn sich erst einmal das Fleisch zerfleischt
So ist das etwas, das mehr erheischt.
Ein roter Himmel ist ein Ding
Darüber denkt man zu gering.

**Bertolt Brecht**
Gesang von der Frau

1. Abends am Fluss in dem dunklen Herz der Gesträucher sehe ich manchmal wieder ihr Gesicht, der Frau, die ich liebte: meiner Frau, die nun gestorben ist.

2. Es ist viele Jahre her, und zuzeiten weiß ich nichts mehr von ihr, die einst alles war, aber alles vergeht.

3. Und sie war in mir wie ein kleiner Wacholder in mongolischen Steppen, konkav mit fahlgelbem Himmel und großer Traurigkeit.

4. Wir hausten in einer schwarzen Hütte am Fluss. Die Stechfliegen zerstachen oft ihren weißen Leib, und ich las die Zeitung siebenmal oder ich sagte: dein Haar ist schmutzfarben.
Oder: du hast kein Herz.

5. Doch eines Tages, da ich mein Hemd wusch in der Hütte, ging sie an das Tor und sah mich an und wollte hinaus.

6. Und der sie geschlagen hatte, bis er müde war, sagte: mein Engel -

7. Und der gesagt hatte: ich liebe dich, führte sie hinaus und sah lächelnd hin in die Luft und lobte das Wetter und gab ihr die Hand.

8. Da sie nun draußen war in der Luft, und es ward öde in der Hütte, schloss er das Tor zu und setzte sich hinter die Zeitung.

9. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen, und einzig von ihr blieb der kleine Schrei, den sie machte, als sie zurück an das Tor kam am Morgen, da es schon zu war.

10. Nun ist die Hütte verfault und die Brust ausgestopft mit Zeitungspapier, und ich liege abends am Fluss im dunklen Herz der Gesträucher und erinnere mich.

11. Der Wind hat Grasgeruch im Haar, und das Wasser schreit unaufhörlich um Ruhe zu Gott, und auf meiner Zunge habe ich einen bitteren Geschmack.

**Bertolt Brecht**

Gesang von einer Geliebten

1. Ich weiß es, Geliebte: jetzt fallen mir die Haare aus vom wüsten Leben, und ich muss auf den Steinen liegen. Ihr seht mich trinken den billigsten Schnaps, und ich gehe bloß im Wind.
2. Aber es gab eine Zeit, Geliebte, wo ich rein war.
3. Ich hatte eine Frau, die war stärker als ich, wie das Gras stärker ist als der Stier: es richtet sich wieder auf.
4. Sie sah, dass ich böse war, und liebte mich.
5. Sie fragte nicht, wohin der Weg ging, der ihr Weg war, und vielleicht ging er hinunter. Als sie mir ihren Leib gab, sagte sie: Das ist alles. Und es wurde mein Leib.
6. Jetzt ist sie nirgends mehr, sie verschwand wie die Wolke, wenn es geregnet hat, ich ließ sie, und sie fiel abwärts, denn dies war ihr Weg.
7. Aber nachts, zuweilen, wenn ihr mich trinken seht, sehe ich ihr Gesicht, bleich im Wind, stark und mir zugewandt, und ich verbeuge mich in den Wind.

**Bertolt Brecht**
Glaube nur

Glaube nur an das, was deine Augen sehen und deine Ohren hören!

Glaube auch nicht an das, was deine Augen sehen und deine Ohren hören!

Wisse auch, dass etwas nicht glauben, doch etwas glauben heißt!

**Bertolt Brecht**

Gleichnis des Buddha vom brennenden Haus

Gothama, der Buddha, lehrte
Die Lehre vom Rade der Gier, auf das wir geflochten sind, und empfahl,
Alle Begierde abzutun und so
Wunschlos einzugehen ins Nichts, das er Nirwana nannte.
Da fragten ihn eines Tags seine Schüler:
«Wie ist dies Nichts, Meister? Wir alle möchten
Abtun alle Begierde, wie du empfiehlst, aber sage uns,
Ob dies Nichts, in das wir dann eingehen,
Etwa so ist wie dies Einssein mit allem Geschaffenen,
Wenn man im Wasser liegt, leichten Körpers, am Mittag
Ohne Gedanken fast, faul im Wasser liegt oder in Schlaf fällt,
Kaum noch wissend, dass man die Decke zurechtschiebt,
Schnell versinkend, ob dies Nichts also
So ein fröhliches ist, ein gutes Nichts, oder ob dies dein
Nichts nur einfach ein Nichts ist, kalt, leer und bedeutungslos.»
Lang schwieg der Buddha, dann sagte er lässig:
«Keine Antwort ist auf euere Frage.»
Aber am Abend, als sie gegangen waren,
Saß der Buddha noch unter dem Brotbaum und sagte den andern,
Denen, die nicht gefragt hatten, folgendes Gleichnis:
«Neulich sah ich ein Haus. Es brannte. Am Dache
Leckte die Flamme. Ich ging hinzu und bemerkte,
Dass noch Menschen drin waren. Ich trat in die Tür und rief ihnen
Zu, dass Feuer im Dach sei, sie also auffordernd,
Schnell hinauszugehen. Aber die Leute
Schienen nicht eilig. Einer fragte mich,
Während ihm schon die Hitze die Braue versengte,
Wie es draußen denn sei, ob es auch nicht regne,
Ob nicht doch Wind ginge, ob da ein anderes Haus sei,
Und so noch einiges. Ohne zu antworten,
Ging ich wieder hinaus. Diese, dachte ich,
Müssen verbrennen, bevor sie zu fragen aufhören. Wirklich, Freunde,
Wem der Boden noch nicht so heiß ist, dass er ihn lieber
Mit jedem andern vertausche, als dass er da bliebe, dem
Habe ich nichts zu sagen. So Gothama, der Buddha.
Aber auch wir, nicht mehr beschäftigt mit der Kunst des Duldens,
Eher beschäftigt mit der Kunst des Nichtduldens und vielerlei Vorschläge
Irdischer Art vorbringend und die Menschen beschwörend,
Ihre menschlichen Peiniger abzuschütteln, meinen, dass wir denen, die
Angesichts der heraufkommenden Bombenflugzeuggeschwader des Kapitals noch allzulang fragen,
Wie wir uns dies dächten, wie wir uns das vorstellten
Und was aus ihren Sparbüchsen und Sonntagshosen werden soll nach einer Umwälzung,
Nicht viel zu sagen haben.

**Bertolt Brecht**

Gottes Abendlied

Wenn der blaue Wind des Abends Gottvater weckt, sieht er den Himmel über sich erbleichen und genießt ihn. Sogleich werden seine Ohren durch den großen kosmischen Choral erquickt, dem er sich hingibt:

Der Schrei überschwemmter Wälder, die am Ertrinken sind.
Das Ächzen alter brauner Holzhäuser, denen die Last der Möbel und Menschen zu schwer wird.
Das trockene Husten erschöpfter Äcker, die man ihrer Kraft beraubt hat.
Das gigantische Darmgeräusch, mit dem das letzte Mammut sein hartes und seliges Erdenleben abschloss.
Die angstvollen Gebete der Mütter großer Männer.
Das Gletschergebrüll des weißen Himalaja, der in seiner eisigen Einsamkeit sich amüsiert
Und die Qual Bert Brechts, dem es schlecht geht.
Und zugleich: die verrückten Lieder der Wasser, die in den Wäldern emporkommen.
Das sanfte Atmen schlafender Menschen, von alten Dielen gewiegt.
Das ekstatische Murmeln von Kornfeldern, lange Gebetmühlen.
Die großen Worte großer Männer
Und die wundervollen Gesänge Bert Brechts, dem es schlecht geht.

**Bertolt Brecht**

Großer Dankchoral

1

Lobet die Nacht und die Finsternis, die euch umfangen!
Kommet zuhauf
Schaut in den Himmel hinauf:
Schon ist der Tag euch vergangen.

2

Lobet das Gras und die Tiere, die neben euch leben und sterben!
Sehet, wie ihr
Lebet das Gras und das Tier
Und es muss auch mit euch sterben.

3

Lobet den Baum, der aus Aas aufwächst jauchzend zum
Himmel! Lobet das Aas
Lobet den Baum, der es fraß. Aber auch lobet den Himmel.

4

Lobet von Herzen das schlechte Gedächtnis des Himmels!
Und dass er nicht
Weiß euren Nam’ noch Gesicht
Niemand weiß, dass ihr noch da seid.

5

Lobet die Kälte, die Finsternis und das Verderben!
Schauet hinan:
Es kommet nicht auf euch an
Und ihr könnt unbesorgt sterben.

**Bertolt Brecht**

Gründungssong der National Deposit Bank

Nicht wahr, eine Bank zu gründen
Muss doch jeder richtig finden
Kann man schon sein Geld nicht erben
Muss man's irgendwie erwerben.
Dazu sind doch Aktien besser
Als Revolver oder Messer
Nur das eine ist fatal -
Man braucht Anfangskapital.
Wenn die Gelder aber fehlen
Woher nehmen, wenn nicht stehlen?
Ach, wir wolln uns da nicht zanken
Woher haben's die andern Banken
Irgendwoher ist's gekommen
Irgendwem haben sie's genommen.

**Bertolt Brecht**

Hans Lody

Du starbst verlassen
An einem grauen Tag den einsamen Tod.
Die dich hassen
Gaben dir letztes Geleite und letztes Brot.
Liedlos, ehrlos war deine Not.
Aber du hast dein Leben dafür gelassen
Dass eines Tages in hellem Sonnenschein
Deutsche Lieder brausend über dein Grab hinziehen
Deutsche Fahnen darüber im Sonnengold wehen
Und deutsche Hände darüber Blumen ausstreu’n. .

**Bertolt Brecht**

Hätten Sie die Zeitungen aufmerksam gelesen wie ich
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 8)*

Hätten Sie die Zeitungen aufmerksam gelesen wie ich
Wurden Sie Ihre Hoffnungen begraben, dass
Eine Besserung noch möglich ist.

Von selber stirbt doch niemand!
Und was hat der Krieg genützt?
Ein paar Leute haben wir natürlich angebracht
Und wie viele sind erzeugt worden?
Und wir können noch nicht einmal
Jedes Jahr einen solchen Krieg zustande bringen.

Was soll ein Hurrikan schon ausrichten?
Miami und ganz Florida zusammengenommen
Und dazu zwei Hurrikane berücksichtigt
Dann heißt es zuerst: 50 000 Tote, und dann
Am nächsten Tag stellt es sich heraus: 3700.

Das können Sie doch ohne weiteres nachschaffen.
Selbst für die Bewohner von Miami selber
Ist das kaum ein Aufatmen und
Was sollen wir sagen, die wir
So weit davon entfernt sind!

Es ist wie ein Hohn!
Sollen wir auch noch verhöhnt werden?
Wir hätten zumindest das Recht auf
Eine ungestörte Bitterkeit.

**Bertolt Brecht**
Heißer Tag

Heißer Tag. Auf den Knien die Schreibmappe
Sitze ich im Pavillon. Ein grüner Kahn
Kommt durch die Weide in Sicht. Im Heck
Eine dicke Nonne, dick gekleidet. Vor ihr
Ein ältlicher Mensch im Schwimmanzug,
Wahrscheinlich ein Priester.
An der Ruderbank, aus vollen Kräften rudernd
Ein Kind. Wie in alten Zeiten! denke ich
Wie in alten Zeiten!

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2000)

*Auf den ersten Blick geht es um eine Zufallsbeobachtung aus der Gartenidylle: Ein Kahn fährt auf dem See, an Bord zwei Geistliche und ein Kind. Aus der Nahoptik wird die Szene rätselhaft und provoziert eine politische Reflexion des lyrischen Subjekts. Beim Anblick der Nonne und des Priesters und des „aus vollen Kräften rudernden Kinds" kehren die „alten Zeiten" zurück. Ist die sommerliche Szene ein Hinweis auf alte Knechtschaftsverhältnisse, auf alte, längst obsolete Hierarchien, die der SED-Staat längst überwunden glaubte? Die „neuen Zeiten" jedenfalls scheinen noch nicht wirkungsmächtig genug.*

Über die im Sommer 1953 entstandenen Gedichte Bertolt Brechts (1898-1956), die als „Buckower Elegien" überliefert sind, die der Dichter jedoch als komplette Sammlung nie veröffentlichen wollte, ist viel gerätselt worden. Von der Motivik her deutet vieles auf den Rückzug in eine Idylle hin. Der Blick des lyrischen Ich begrenzt sich scheinbar auf das Refugium im märkischen Buckow: zwei große Häuser unter Bäumen am See, vom Dach steigt Rauch. Aber die unspektakulären Vorgänge haben etwas Parabelhaftes.

**Bertolt Brecht**

Herr Doktor . . .

Herr Doktor, die Periode ...
Na, freu'n Sie sich doch man
Dass die Bevölkerungsquote
Mal ‘n bisschen wachsen kann.
Herr Doktor, ohne Wohnung ...
Na, ‘n Bett wem Sie wohl noch ham
Da gönn'n Sie sich ‘n bisschen Schonung
Und halten sich ‘n bisschen stramm.
Da sind Sie mal ‘ne nette kleine Mutter
Und schaffen mal ‘n Stück Kanonenfutter
Dazu ham Sie ‘n Bauch, und das müssen Sie auch
Und das wissen Sie auch
Und jetzt keinen Stuss
Und jetzt werden Sie Mutter und Schluss.

Herr Doktor, ‘n Arbeitsloser
Dass der nicht ‘n Kind haben kann ...
Na, Frauchen, so was is ‘n bloßer
Antrieb für Ihren Mann.
Herr Doktor, bitte,... Frau Renner
Da kann ich Sie nicht verstehn
Sehn Sie, Frauchen, der Staat braucht Männer
Die an der Maschine stehn.
Da sind Sie mal ‘n nette kleine Mutter
Und schaffen noch ‘n Stück Maschinenfutter
Dazu ham Sie ‘n Bauch, und das müssen Sie auch
Und das wissen Sie auch
Und jetzt keinen Stuss
Und jetzt werden Sie Mutter und Schluss.

Herr Doktor, wo soll ich denn liegen ...
Frau Renner, quasseln Sie nicht
Erst wollen Sie das Vergnügen
Und dann wolln Sie nicht Ihre Pflicht.
Und wenn wir mal was verbieten
Dann wissen wir schon, was wir tun
Und drum sei'n Sie mal ganz zufrieden
Und lassen Sie das mal unsere Sache sein, ja? Und nun
Seien Sie mal ‘ne nette kleine Mutter
Und schaffen mal ‘n Stück Kanonenfutter
Dazu ham Sie ‘n Bauch, und das müssen Sie auch
Und das wissen Sie auch
Und jetzt keinen Stuss
Und jetzt werden Sie Mutter und Schluss.

**Bertolt Brecht**

Hier standen die alten Mauren

Hier standen die alten Mauren
Und schauten aufs Meer hinaus
Und sagten, nun kann’s nicht mehr lang dauern
Und dann ist’s mit uns aus.

Und damit hatten die Mauren recht;
Denn jetzt ist’s mit ihnen aus
Und da, wo sie standen, steht jetzt der Brecht
Und schaut aufs Meer hinaus.

**Bertolt Brecht**

Historie vom verliebten Schwein Malchus

1

Hört die Mär vom guten Schwein
Und von seiner Liebe!
Ach, es wollt geliebet sein
Und bekam nur Hiebe.

2

Weil’s dem Schwein noch nie so war
(Erste, grüne Liebe!)
Liebte es mit Haut und Haar.
Und bekam nur Hiebe.

3

Denn die Sonne selber war
Diese große Liebe.
Wie, wenn sie’s mit Haut und Haar
Zur Verzweiflung triebe?

4

Einmal nun im Sonnenschein
Kriegt’ es keine Hiebe
Und es schrie das gute Schwein:
Ist das nun nicht Liebe?!

5

Und das sehr beglückte Schwein
Es beschloss zu handeln
Um im ewigen Sonnenschein
Nun hinfort zu wandeln.

6

Und indem es Schweine fing
Dass sie sich verbeugten
Wenn das Schwein vorüberging
Ehrfurcht ihm bezeugten

7

Hoffte das begabte Schwein
Ihr zu imponieren
Und im guten Sonnenschein
Ständig zu spazieren.

8

Doch die Sonne sieht wohl nicht
Jedes Schwein auf Erden
Und sie wandt ihr Augenlicht
Ließ es dunkel werden.

9

Dunkel um das arme Schwein
Außen und auch innen.
Doch da fiel ihm etwas ein
Um sie zu gewinnen.

10

Und mit einem anderen Schwein
Übte es zusammen
Mit dem Rüssel Gift zu spein

Mit den Augen Flammen.
11
Und ein altes schwarzes Schwein
Zwang es (nur durch Reden)
Ihm und seinen Schweinerein
Algier abzutreten.
12
Und als nun die Sonne kam
Tat es voll Erregung
Halberstickt von edler Scham
Eine Fußbewegung
13
In der alles lag, was je-
mals ein Schwein empfunden
(Liebe lässt vergessen Weh
Und gesalzene Wunden!)
14
Und so legt nun diese Sau
Auf ‘ner kleinen Wiesen
Tieferschüttert seiner Frau
Afrika zu Füßen.
15
Und diktiert zur selben Stund
Dass es einfach alle
Die ihm diesen Seelenbund
Störten, niederknalle.
16
Und an dunklen Tagen, wenn
Sie ihm brach die Treue
Lief es finster weg vom Trog
Watschelte ins Freie.
17
Und man sah dort, wie das Vieh
Das erschreckend blass war
Wütend in die Wolken spie
Bis es selber naß war.
18
Ja, in einer trüben Früh
In der Brunnenkresse
Drohte es ihr, dass es sie
Einstmals doch noch fresse.
19
Da sie alles fressen, mein-
te es dies wohl ehrlich;
Aber wo die Sonne scheint
Fressen Schweine schwerlich.
20
Aber jedes Schwein ist schlau
Weiß, die Sonn im Himmelsblau
Ist stets nur die liebe Frau
Von der jeweils größten Sau.

**Bertolt Brecht**

Hollywood

Jeden Morgen, mein Brot zu verdienen
Gehe ich auf den Markt, wo Lügen gekauft werden.
Hoffnungsvoll
Reihe ich mich ein zwischen die Verkäufer.

**Bertolt Brecht**

Hymne an Gott

I

Tief in den dunkeln Tälern sterben die Hungernden.
Du aber zeigst ihnen Brot und lässest sie sterben.
Du aber thronst ewig und unsichtbar
Strahlend und grausam über dem ewigen Plan.

2

Ließest die Jungen sterben und die Genießenden
Aber die sterben wollten, ließest du nicht ...
Viele von denen, die jetzt vermodert sind
Glaubten an dich und starben mit Zuversicht.

3

Ließest die Armen arm sein manches Jahr
Weil ihre Sehnsucht schöner als dein Himmel war
Starben sie leider, bevor mit dem Lichte du kamst
Starben sie selig doch - und verfaulten sofort.

4

Viele sagen, du bist nicht und das sei besser so.
Aber wie kann das nicht sein, das so betrügen kann?
Wo so viel leben von dir und anders nicht sterben konnten -
Sag mir, was heißt das dagegen - dass du nicht bist?

**Bertolt Brecht**

Ich beginne zu sprechen vom Tod

1

Ich beginne zu sprechen vom Tod.
Viele Irrglauben sind verbreitet
Aber wenn man den Wunsch von der Furcht abscheidet
Kommt uns die erste Ahnung von dem, was uns droht.

Die Welt gewinnt, wer das vergisst:
Dass der Tod ein halber Atemzug ist.

2

Denn das ist kein Atemzug
Den zu tun noch uns dann verbleibt
Und das ist nicht das Genug
Sondern es ist das Zu-Wenig, was den Angstschweiß austreibt.

Weise ist, wer darin irrt
Und meint, dass er sterbend fertig wird.

3

Die Dinge sind, wie sie sind
Ein Daumen ist immer ein Daumen
Aber deinem japsenden Gaumen
Langt nicht ein Wirbelwind.

Dein Hals ist angesägt und leck
Dein Atem pfeift aus dem Spalt hinweg.

4

Dieses wächserne Grubenlicht
Diese steifen Finger auf deinen Leinen
Die Esser um dich mit dem kalten Weinen
Glaub nicht, du merkst sie nicht.

Was da um dich steht und da so weint
Das war der Mensch, das war dein Feind.

5

Du kannst ihn nicht fressen mehr
Deine Zähne sind dir lang wie Rechen
Aber die werden die Nacht noch brechen
Also bleibt dir von nun an der Magen leer.

**Bertolt Brecht**

Ich bin ein Dreck. Von mir *(Aus einem Lesebuch für Städtebewohner 5)*

Ich bin ein Dreck. Von mir
Kann ich nichts verlangen als
Schwäche, Verrat und Verkommenheit
Aber eines Tages merke ich:
Es wird besser; der Wind
Geht in mein Segel; meine Zeit ist gekommen, ich kann
Besser werden als ein Dreck -
Ich habe sofort angefangen.

Weil ich ein Dreck war, merkte ich
Wenn ich betrunken bin, lege ich mich
Einfach hin und weiß nicht
Wer über mich geht; jetzt trinke ich nicht mehr -
Ich habe es sofort unterlassen.

Leider musste ich
Rein um mich am Leben zu erhalten, viel
Tun, was mir schadete; ich habe
Gift gefressen, das vier
Gäule umgebracht hätte, aber ich
Konnte nur so
Am Leben bleiben; so habe ich
Zeitweise gekokst, bis ich aussah
Wie ein Bettlaken ohne Knochen
Da habe ich mich aber im Spiegel gesehen -
Und habe sofort aufgehört.

Sie haben natürlich versucht, mir eine Syphilis
Aufzuhängen, aber es ist
Ihnen nicht gelungen; nur vergiften
Konnten sie mich mit Arsen: ich hatte
In meiner Seite Röhren, aus denen
Floss Tag und Nacht Eiter. Wer
Hätte gedacht, dass so eine
Je wieder Männer verrückt macht? -
Ich habe damit sofort wieder angefangen.

Ich habe keinen Mann genommen, der nicht
Etwas für mich tat, und jeden
Den ich brauchte. Ich bin
Fast schon ohne Gefühl, beinah nicht mehr nass
Aber
Ich fülle mich immer wieder, es geht auf und ab, aber
Im ganzen mehr auf.

Immer noch merke ich, dass ich zu meiner Feindin
Alte Sau sage und sie als Feindin erkenne daran, dass
Ein Mann sie anschaut.

Aber in einem Jahr
Habe ich es mir abgewöhnt -
Ich habe schon damit angefangen.

Ich bin ein Dreck; aber es müssen
Alle Dinge mir zum besten dienen, ich
Komme herauf, ich bin
Unvermeidlich, das Geschlecht von morgen
Bald schon kein Dreck mehr, sondern
Der harte Mörtel, aus dem
Die Städte gebaut sind.
(Das habe ich eine Frau sagen hören.)

**Bertolt Brecht**

Ich habe gehört, ihr wollt nichts lernen

Ich habe gehört, ihr wollt nichts lernen
Daraus entnehme ich: ihr seid Millionäre.
Eure Zukunft ist gesichert - sie liegt
Vor euch im Licht. Eure Eltern
Haben dafür gesorgt, dass eure Füße
An keinen Stein stoßen. Da musst du
Nichts lernen. So wie du bist
Kannst du bleiben.

Sollte es dann noch Schwierigkeiten geben, da doch die Zeiten
Wie ich gehört habe, unsicher sind
Hast du deine Führer, die dir genau sagen
Was du zu machen hast, damit es euch gut geht.
Sie haben nachgelesen bei denen
Welche die Wahrheiten wissen
Die für alle Zeiten Gültigkeit haben
Und die Rezepte, die immer helfen.
Wo so viele für dich sind
Brauchst du keinen Finger zu rühren.
Freilich, wenn es anders wäre
Müsstest du lernen.

**Bertolt Brecht**

Ich habe ihm gesagt, er soll ausziehen.

*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 13)*

Ich habe ihm gesagt, er soll ausziehen.
Er wohnte hier im Zimmer schon sieben Wochen
Und wollte nicht ausziehen.
Er lachte und meinte
Ich mache Scherze
Als er am Abend heimkam, stand
Sein Koffer an der Tür. Da
Wunderte er sich.

**Bertolt Brecht**

Ich habe lange die Wahrheit gesucht

1

Ich habe lange die Wahrheit gesucht über das Leben der Menschen untereinander
Dieses Leben ist sehr verwickelt und schwer verständlich
Ich habe hart gearbeitet, um es zu verstehen, und dann
Habe ich die Wahrheit gesagt, so wie ich sie gefunden hatte.

2

Als ich die Wahrheit gesagt hatte, die so schwer zu finden war
Da war es eine allgemeine Wahrheit, die viele sagten
(Und nicht alle so schwer finden).

3

Kurze Zeit darauf kamen Leute her in großen Massen mit geschenkten Pistolen
Und schossen blind um sich auf alle, die keinen Hut aufhatten aus Armut
Und alle, die die Wahrheit gesagt hatten über sie und ihre Geldgeber
Trieben sie aus dem Land im vierzehnten Jahre der halben Republik.

4

Mir nahmen sie mein kleines Haus und meinen Wagen
Die ich schwer verdient hatte.
(Meine Möbel konnte ich noch retten.)

5

Als ich über die Grenze fuhr, dachte ich:
Mehr als mein Haus brauche ich die Wahrheit.
Aber ich brauche auch mein Haus. Und seitdem
Ist die Wahrheit für mich wie ein Haus und ein Wagen.
Und man hat sie genommen.

**Bertolt Brecht**

Ich hatte eine liebe Frau

Ich hatte eine liebe Frau
Die schönste auf der Welt
Da kam der Generalfeldmarschall
Und sagte: Marsch ins Feld!

Ich hab da was verteidigt
Meine Frau, die ging mir fremd
Das hat mich sehr beleidigt
Ich finde es unverschämt.

Meiner Frau hau ich in die Fresse
Da bin ich nun mal so barsch.
Doch wenn ich einen Feldmarschall seh
Dann kriech ich ihm noch heut in den Arsch.

Wenn ich nicht so ein dummer Hund wär
Dann dächt ich einmal nach
Vielleicht, dass mir manches zu bunt wär
Und vielleicht schlüg ich auch dann mal Krach.

Und würde dem Feldmarschall sagen:
Du gabst mir ein Gewehr
Und jetzt will ich mal schießen
Stell dich einmal daher.

**Bertolt Brecht**

Ich höre

Ich höre
Auf den Märkten sagt man von mir, mein Schlaf sei schlecht
Meine Feinde, sagt man, gründen schon einen Hausstand
Meine Frauen ziehen ihre guten Kleider an
Bei mir im Vorraum warten die Leute
Von denen man weiß, sie sind freundlich zu den Unglücklichen.
Bald
Wird man hören, ich esse nichts mehr
Trüge aber neue Anzüge
Das schlimmste aber ist: ich selber
Merke, ich bin zu den Leuten
Härter geworden.

**Bertolt Brecht**

Ich möchte vor ‘nen Taler nicht

Ich möchte vor ‘nen Taler nicht
Dass mir der Kopf ab wär.
Da spräng ich mit dem Rumpf herum
Und wüsst nicht, wer ich wär.
Die Leute schrien all und blieben stehn:
Ei guck einmal den! Ei guck einmal den!

**Bertolt Brecht**

Ich sage ja nichts gegen Alexander

Timur, höre ich, nahm sich die Mühe, die Erde zu erobern.
Ich verstehe ihn nicht:
Mit etwas Schnaps vergisst man die Erde.
Ich sage ja nichts gegen Alexander.
Nur
Habe ich Leute gesehen, bei denen
War es sehr merkwürdig
Eurer Bewunderung höchst würdig
Dass sie
Überhaupt lebten.
Die großen Männer sondern zu viel Schweiß ab.
Ich sehe in allem nur den Beweis
Dass sie nicht allein sein konnten
Und rauchen
Und trinken
Und so.
Und sie müssen zu armselig sein
Als dass es ihnen genügen könnte
Bei einer Frau zu sitzen.

**Bertolt Brecht**

Ich weiß, was ich brauche.
*(Aus einem Lesebuch für Städtebewohner 4)*

Ich weiß, was ich brauche.
Ich sehe einfach in den Spiegel
Und sehe, ich muss
Mehr schlafen; der Mann
Den ich habe, schädigt mich.

Wenn ich mich singen höre, sage ich:
Heute bin ich lustig; das ist gut für
Den Teint.
Ich gebe mir Mühe
Frisch zu bleiben und hart, aber
Ich werde mich nicht anstrengen; das
Gibt Falten.

Ich habe nichts zum Verschenken, aber
Ich reiche aus mit meiner Ration.
Ich esse vorsichtig; ich lebe
Langsam; ich bin
Für das Mittlere.

(So habe ich Leute sich anstrengen sehen.)

**Bertolt Brecht**

Ich will nicht behaupten, dass Rockefeller ein Dummkopf ist
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 10)*

Ich will nicht behaupten, dass Rockefeller ein Dummkopf ist
Aber Sie müssen zugeben
Dass an der Standard Oil ein allgemeines Interesse bestand.
Was ein Mann hätte dazu hergehört
Das Zustandekommen der Standard Oil zu verhindern!
Ich behaupte
Solch ein Mann muss erst geboren werden.

Wer will beweisen, dass Rockefeller Fehler gemacht hat
Da doch Geld eingekommen ist.
Wissen Sie:
Es bestand Interesse daran, dass Geld einkam.

Sie haben andere Sorgen?
Aber ich wäre froh, wenn ich einen fände
Der kein Dummkopf ist, und ich
Kann es beweisen.

Sie haben schon den richtigen Mann ausgewählt.
Hatte er nicht Sinn für Geld?
Wurde er nicht alt?
Konnte er nicht Dummheiten machen und
Die Standard Oil kam doch zustande?

Meinen Sie, wir hätten die Standard Oil billiger haben können?
Denken Sie, ein anderer Mann
Hätte sie mit weniger Mühe zustande gebracht?
(Da ein allgemeines Interesse an ihr bestand?)

Sind Sie auf jeden Fall gegen Dummköpfe?
Halten Sie etwas von der Standard Oil?

Hoffentlich glauben Sie nicht
Ein Dummkopf ist
Ein Mann, der nachdenkt.

**Bertolt Brecht**
Ich will nur größere Stiefel han

Und wächst mir der Nagel am Fuß alsdann
Ich schneide ihn jetzt nimmer.
Ich will nur größere Stiefel han
Sonst komm ich mit Gewimmer.

**Bertolt Brecht**

Ich, der  ich nichts mehr liebe

Ich, der ich nichts mehr liebe
Als die Unzufriedenheit mit dem Änderbaren
Hasse auch nichts mehr als
Die tiefe Unzufriedenheit mit dem Unveränderlichen.

**Bertolt Brecht**

Ich, der Überlebende

Ich weiß natürlich: einzig durch Glück
Habe ich so viele Freunde überlebt. Aber heute nacht im Traum
Hörte ich diese Freunde von mir sagen: »Die Stärkeren überleben«
Und ich hasste mich.

**Bertolt Brecht**
Ihr großen Bäume in den Niederungen

Ihr großen Bäume in den Niederungen
Mit mildem Licht von Wolken in den Kronen
Die finstern Wurzeln tief in sich verschlungen
So steht ihr da, worinnen Tiere wohnen.
Der Sturm peitscht eure nackten Äste finster.
Wir sind sehr einsam, und es macht auch nichts.
Wir haben nie ein Licht und nicht einmal Gespenster.
Und hätten wir’s, was täten wir mit Licht?

*Fragment*

**Bertolt Brecht**
Ihre Worte waren bitter

Ihre Worte waren bitter
Ihre Wege waren krumm.
Hin durch sieben lange Jahre
Sieben Jahre gingen um.

**Bertolt Brecht**

Immer beruhigt der Tod

Immer beruhigt der Tod
Verdunkelnd das Ziel
Er begräbt unter Schmutz
Und Zufriedenheit
Den nicht zu Wort Gekommenen ganz.
Sein Gericht, das er sucht
Wird vertagt, und vertröstet wird
Kläger und Angeklagter zugleich
Und das Gericht
Tritt niemals zusammen.
Wo er liegen bleibt, der Platz
War das Ziel nicht, und oft
Stand er schon dort.

**Bertolt Brecht**

Immer wieder, seit wir zu mehreren arbeiten

Immer wieder, seit wir zu mehreren arbeiten
In großen, für viele bestimmten und langdauernden Bemühungen
Verschwindet ein Mann aus unserer Gemeinschaft
Um nicht mehr zurückzukehren.

Sie klatschen ihm Beifall
Sie stecken ihn in einen feinen Anzug
Sie geben ihm einen Vertrag mit viel Geld.

Er aber verändert sich von einem Tag auf den andern
Er sitzt in seinem alten Stuhl wie ein Gast
Zu einer langdauernden Arbeit hat er keine Zeit mehr
Bei den Formulierungen widerspricht er nicht mehr
(Da dies Zeit in Anspruch nimmt)
Er ist schnell begeistert.
Er nimmt ein herzliches Wesen an.
Er ist gleich beleidigt.

Eine Zeitlang noch
Lacht er über seinen feinen Anzug
Ein paar Mal
Spricht er davon, dass er seine Geldgeber betrügen will
(Es sind schmutzige Leute).
Aber wir wissen, dass er nicht mehr lange bei uns sitzt.

Dann verschwindet ein Mann aus unserer Gemeinschaft
Lässt uns allein mit unserer schwierigen Arbeit und
Geht den üblichen Weg.

**Bertolt Brecht**

Immer wieder

*Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 15)*

Immer wieder
Wenn ich diesen Mann ansehe
Er hat nicht getrunken und
Er hat sein altes Lachen
Denke ich: es geht besser.
Der Frühling kommt; eine gute Zeit kommt
Die Zeit, die vergangen ist
Ist zurückgekehrt
Die Liebe beginnt wieder, bald
Ist es wie einst.

Immer wieder
Wenn ich mit ihm geredet habe
Er hat gegessen und geht nicht weg
Er spricht mit mir und
Hat seinen Hut nicht auf
Denke ich: es wird gut
Die gewöhnliche Zeit ist um
Mit einem Menschen
Kann man sprechen, er hört zu
Die Liebe beginnt wieder, bald
Ist alles wie einst.

Der Regen
Kehrt nicht zurück nach oben.
Wenn die Wunde
Nicht mehr schmerzt
Schmerzt die Narbe.

**Bertolt Brecht**

Inschrift auf einem nicht abgeholten Grabstein

Wandrer, wenn du vorbeikommst
Wisse:
Ich war glücklich
Meine Unternehmungen waren fruchtbar
Meine Freunde treu
Meine Gedanken angenehm
Was ich tat, war besonnen
Am Ende habe ich nicht widerrufen
Wegen einer Kleinigkeit
Habe ich nie mein Urteil geändert.
Da ich noch nicht tot bin
Wage ich nichts zu sagen als:
Mein Leben war schwer, aber
Ich klage nicht
Auch habe ich etwas aufzuweisen
Was mein Leben rentiert hat
Sorge dich nicht um mich, ich selber
Verachte die Unglücklichen
Aber schon, als ich schrieb
Was du hier liest
Gab es nichts mehr, was mich noch treffen konnte.

**Bertolt Brecht**

Jahr für Jahr

1

Jetzt in der Nacht, wo ich dich liebe
Sind weiße Wolken am Himmel, ohne Laut
Und die Wasser brausen über die Steine
Und der Wind erschauert in dem dorren Kraut.

2

Weiße Wasser rinnen
Abwärts Jahr für Jahr.
Und am Himmel gibt es
Wolken immerdar.

3

Später, in den einsamen Jahren
Werden Wolken, weiße, noch geschaut.
Und die Wasser werden brausen über die Steine.
Und der Wind wird erschauern in dem dorren Kraut.

**Bertolt Brecht**

Jeder Mensch auf seinem Eiland sitzt

Jeder Mensch auf seinem Eiland sitzt
Klappert mit den Zähnen oder schwitzt
Seine Tränen, seinen Schweiß
Sauft der Teufel literweis -
Doch von seinem Zähneklappern
Kann man nichts herunterknappern.

Jeder Mensch in seiner Sprache mault
Und kein Mensch versteht es, was er jault
Ist er noch im Kopfe licht
Dann versteht auch er wohl nicht.
Die Enttäuschten und Vergrämten
Sind die wahrhaft Unverschämten.

**Bertolt Brecht**

Jene verloren sich selbst aus den Augen

1

Jene verloren sich selbst aus den Augen.
Jeder vergaß sich selbst. Es schwemmte das Meer seinen Leichnam
Einmal an irgendein Riff, dort freuten sich Vogel darüber
Und lebten davon noch einige Wochen.
Viele versteckten sich hilflos in Nacht und glaubten, sie seien
Unsichtbar, wenn sie nicht sahen. Die Nacht
Gab ihnen Schutz und nahm ihnen lässig
Mütterlich streichelnd über ihr Antlitz
Stumm ihr Gesicht. In Wind und Wasserlaut
Wurden sie klagende Stimme, Scheuchen für Vögel
Und Kinderschreck, wehende Hemden im Flur
Zitternd in Angst vor Gelächter ...

2

Und schon erhebt sich
Lachend im Winde, andres Geschlecht
Schläfer im Dunklen, Fresser der Vögel
Einig mit ihrem Leib
Und Herren unsäglicher Wonne.

3

Und aus den Seufzern jener
Aus Lachen und Niederfall
Speist sich die Sonne und tränkt sich die Nacht.
Also erneuert sich stündlich aus Fall und Verschlingung
Die unendliche Sensation
Welche bestimmt ist den Demütigen und denen, die reinen Herzens sind:
Jung sein mit Überschwang und altern mit Wollust.

**Bertolt Brecht**

Jener

Das Hausdach, das ihm seine Aussicht verstellt
Nannte er oftmals »das Dach der Welt«.

Von einem, den es noch nicht gegeben
Sagte er, der kenne das Leben.

Von dem, der einem das Leben genommen
Er sei ihm menschlich nähergekommen.

Er sah sehr klar: bei ihm hieß es viel wagen
Seinen leiblichen Bruder nicht zu erschlagen.

**Bertolt Brecht**

Jetzt ist alles Gras aufgefressen

Ja, meine Lieben, jetzt ist alles Gras aufgefressen
Und auf den Kontinenten spricht es sich herum, dass das Leben nicht mehr
Wert ist, gelebt zu werden.
Die Rassen sind alt, man darf nichts mehr von ihnen erwarten
Der kleine Planet ist flink und abgenagt
Es ist alles schon herum, es blieb nur ein Gerede davon eine Zeitlang.
Wir sind nur ein spätes Geschlechtlein von Augenzeugen
Und die Zeit wird heißen:
Die Gummizeit.

**Bertolt Brecht**

Kälbermarsch

Hinter der Trommel her
Trotten die Kälber
Das Fell für die Trommel
Liefern sie selber.

Der Metzger ruft. Die Augen fest geschlossen
Das Kalb marschiert mit ruhig festem Tritt.
Die Kälber, deren Blut im Schlachthof schon geflossen
Sie ziehn im Geist in seinen Reihen mit.

Sie heben die Hände hoch
Sie zeigen sie her
Sie sind schon blutbefleckt
Und sind noch leer.

Der Metzger ruft. Die Augen fest geschlossen
Das Kalb marschiert mit ruhig festem Tritt.
Die Kälber, deren Blut im Schlachthof schon geflossen
Sie ziehn im Geist in seinen Reihen mit.

Sie tragen ein Kreuz voran
Auf blutroten Flaggen
Das hat für den armen Mann
Einen großen Haken.

Der Metzger ruft. Die Augen fest geschlossen
Das Kalb marschiert mit ruhig festem Tritt.
Die Kälber, deren Blut im Schlachthof schon geflossen
Sie ziehn im Geist in seinen Reihen mit.

**Bertolt Brecht**

Kalendergedicht

Zwar ist meine Haut von Schnee zerfressen
Und von Sonne rot gegerbt ist mein Gesicht
Viele sagten aus, sie kennten mich nicht mehr, indessen
Ändert sich der gegen Winter ficht.

Sitzt er auch gelassen auf den Steinen
Dass der Schwamm ihm auswächst im Genick
Die Gestirne, die ihn kühl bescheinen
Wissen ihn nicht mager und nicht dick.

Sondern die Gestirne wissen wenig
Sahn ihn noch nicht, und er ist schon alt
Und das Licht wird schwärzer, fettig oder sehnig
Sitzt er schauernd in der Sonne, ihm ist kalt.

Ach, die Nägel an den schwarzen Zehen
Schnitt er längst nicht mehr, mein lieber Schwan
Sondern sieh, er ließ sie lieber stehen
Und zog einfach große Stiefel an.

Eine Zeit lang saß er in der Sonne
Einen Satz sprach er gen Mittag zu
Abends spürte er noch etwas Wonne
Und wünscht nachts nichts mehr als etwas Ruh.

Einst floss3, Wasser durch ihn durch, und Tiere
Sind verschwunden in ihm, und er ward nicht satt
Fraß er Luft, fraß er Stiere
Er ward matt.

**Bertolt Brecht**

Karfreitag

Prolog

Als sie aber hinuntergingen in diesen Tagen
Zu ihren Gräbern, jeder zum Seinen, ganz aufrecht nicht durch den Schmerz -
Denn sie hatten allzuviel schon ertragen -
Da sahen einige von ihnen himmelwärts.
Und der Himmel war trüb und grau und bedrückt.
Sieh, da geschah es, dass eine Stimme wie Erz
Wild auf sie fiel, von oben herabfiel, und einige hörten die Stimme fragen:
Wo sind eure Helden? Ihr geht sehr gebückt! -
Da bog sich einer zurück und fasste sich mühsam und hatte das Herz
Und hörte sich sagen:
Unsere Sieger liegen erschlagen.
Und siehe, da war es, als wäre allen
Göttlich aufstrahlend, von oben gezückt
Licht aus dem Himmel auf ihre trüben Stirnen gefallen.
Gingen nun aufrecht und mühlos wie trotzige Krieger
Als wären sie alle wie jene Sieger -
Und stolz und befreit ihrer Trauer entrückt.

Epilog

Abermals gingen einige über sein Feld zur Abendzeit.
Der Himmel war dunkel. Wind ging. Das Korn blühte weit.
Sie gingen gebeugt und schwer im letzten Licht.
Ein fremder Mann ging mit ihnen. Sie kannten ihn nicht.
Sie waren traurig, weil Jesus gestorben war.
Aber einmal sagte einer: Es ist sonderbar.
Er starb für sich. Und starb ohne Sinn und Gewinn.
Dass ich auch nicht leben mag: dass ich einsam bin.
Sagte ein anderer: Er wusste wohl nicht, was uns frommt.
Sagte ein dritter: Ich glaube nicht, dass er wiederkommt.
Sie gingen gebeugt und schwer im letzten Licht.
Ein fremder Mann ging mit ihnen. Sie kannten ihn nicht.
Und einer sah übers Ährenfeld und fühlte seine Augen brennen.
Und sprach: Dass es Menschen gibt, die für Menschen sterben können!
Und er fühlte Staunen in sich (als er weiterspann):
Und dass es Dinge gibt, für die man sterben kann.
Und jeder hat sie, und er hat sie nicht
Weil er’s nicht weiß. - Das sagte er im allerletzten Licht.
Es war ein junger Mensch. Es ging um die Abendzeit.
Der Himmel war dunkel. Wind ging. Das Korn blühte weit
Sie gingen gebeugt und schwer im letzten Licht.
Ein fremder Mann ging mit ihnen. Sie kannten ihn nicht.

**Bertolt Brecht**

Karl Hollmanns Sang

Rauchend den gelben Tabak
Am Flusskies bei ruhigem Wetter
Schnapp ich noch Luft. Im Sack
Noch Tabak und die Zeitungsblätter.
Dann denk ich an meinen Freund Jack
Bis es Nacht wird. Es graust mir oft selber
Ich rauche so gelben Tabak
Und mein Freund Jack war gelber!
In lackiertem Holz sein Gesicht
Es war zum Davon-zu-Laufen!
Pfui Teufel, es half dir da nicht
Fünf Gläser Kirschwasser zu saufen!
Gott, die Sterbsakramente empfing
Er. Beim Wurm werden die nicht viel helfen!
Eher, dass die Haut ihm aufging
Dick wie Bananenschelven.
Na, schließlich ist es auch gleich
Es ist keiner auf Kissen gebettet
Die Welt ist ein stinkender Teich
Siehst du, Jack, und du bist gerettet.
Ich schau da nicht auf dich herab
Ich sag nicht, du seist zu beneiden
Ich sag nur: man findet sich ab!
Jack, du warst der Mann von uns beiden!
Leer jetzt wie ein Zeitungsblatt!
Weihrauchgeräuchertes! Quitter
Mit dem Teufel ist niemand! Es hat
Würmer! Ach, Jack, es ist bitter!
Ach, Jack, ich möchte nur wissen
Tut dir wirklich auch nichts mehr weh?
Ich glaub, ich bin froh: mir pissen
Die Fliegen noch in den Kaffee.
Ach, Jack, ist der Himmel heut grün!
Und die Fliegen! Ein förmlicher Schwarm oft!
Ja, der Teich, Jack, der ist immerhin
Zwischendrin auch ziemlich warm oft!
Wenn es kälter wird, troll ich mich dann
Mit noch etwas Luft in den Händen
Heim. Ich, ein lebendiger Mann
Mit einem Dach über meinen vier Wänden.

**Bertolt Brecht**

Karsamstagslegende

*Den Verwaisten gewidmet*

Seine Dornenkrone
Nahmen sie ab
Legten ihn ohne
Die Würde ins Grab.

Als sie gehetzt und müde
Andern Abends wieder zum Grabe kamen
Siehe, da blühte
Aus dem Hügel jenes Dornes Samen.

Und in den Blüten, abendgrau verhüllt
Sang wunderleise
Eine Drossel süß und mild
Eine helle Weise.

Da fühlten sie kaum
Mehr den Tod am Ort
Sahen über Zeit und Raum
Lächelten im hellen Traum
Gingen träumend fort.

**Bertolt Brecht**

Keinen Gedanken verschwendet an das Unänderbare!

1

Keinen Gedanken verschwendet an
Das Unänderbare!
Keinen Handgriff gönnt
Dem nicht zu Verbessernden!
Dem, was nicht zu retten ist
Zeigt keine Träne! Aber
Das Vorhandene teilt aus an die Hungernden
Das Mögliche erzwingt und zerstampft
Zerstampft den eigennützigen Lumpen, der euch in den Arm fällt
Wenn ihr euren Bruder aus dem Schacht holt mit den reichlich vorhandenen Stricken.
Keinen Gedanken verschwendet an das Unabänderliche! Aber
Holt die gesamte leidende Menschheit hoch aus dem Schacht mit den
Reichlich vorhandenen Stricken!

2

Welchen Triumph bedeutet das Nützliche!
Selbst der ungebundene Bergsteiger, der niemand etwas versprochen hat als sich selber
Wenn er die Spitze erstiegen hat und triumphiert, so freut er sich
Weil seine Kraft ihm nützlich war hier und also auch anderswo
Nützlich wäre. Und nach ihm kommen sie
Allsogleich und schleppen
Ihre Instrumente und Maße herauf auf den nun besteigbaren Gipfel, die
Dem Bauern das Wetter messen und dem Flugzeug die Luftart.

3

Jenes Gefühl der Zustimmung und des Triumphes
Das uns bewegt vor den Bildern des Aufruhrs auf dem Panzerkreuzer Potemkin
Im Augenblick, wo die Matrosen ihre Peiniger ins Wasser stürzen
Ist das gleiche Gefühl der Zustimmung und des Triumphes wie
Vor den Bildern, welche das Überfliegen des Südpols berichten.

Ich habe erlebt, wie neben mir
Selbst die Ausbeuter ergriffen wurden von jener Bewegung der Zustimmung
Angesichts der Tat der revolutionären Matrosen: auf solche Weise
Beteiligte sich sogar der Abschaum an der unwiderstehlichen
Verführung des Möglichen und den strengen Freuden der Logik.

So wie die guten Techniker den mit soviel Mühe gebauten und immer verbesserten Wagen
Auszufahren wünschen am Ende auf seine höchste Geschwindigkeit
Damit herausgeholt werde, was in ihm steckt, und der Bauer den Acker
Mit dem verbesserten Pflug zu befahren wünscht, so wie die Brückenbauer
Die gigantischen Bagger loslassen wollen auf das Gerölle des Flussbetts
Wünschen auch wir auszufahren und zu Ende zu bringen das Werk der Verbesserung
Dieses Planeten für die gesamte lebende Menschheit.

**Bertolt Brecht**

Kinderhymne (1956)

Anmut sparet nicht noch Mühe
Leidenschaft nicht noch Verstand
Dass ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.

Dass die Völker nicht erbleichen
Wie vor einer Räuberin
Sondern ihre Hände reichen
Uns wie andern Völkern hin.

Und nicht über und nicht unter
Andern Völkern wolln wir sein
Von der See bis zu den Alpen
Von der Oder bis zum Rhein

Und weil wir dies Land verbessern
Lieben und beschirmen wir’s
Und das liebste mag’s uns scheinen
So wie andern Völkern ihrs.

**Bertolt Brecht**

Kinderkreuzzug

In Polen, im Jahr Neununddreißig
War eine blutige Schlacht
Die hatte viele Städte und Dörfer
Zu einer Wildnis gemacht.

Die Schwester verlor den Bruder
Die Frau den Mann im Heer;
Zwischen Feuer und Trümmerstätte
Fand das Kind die Eltern nicht mehr.

Aus Polen ist nichts mehr gekommen
Nicht Brief noch Zeitungsbericht.
Doch in den östlichen Ländern
Läuft eine seltsame Geschicht.

Schnee fiel, als man sich’s erzählte
In einer östlichen Stadt
Von einem Kinderkreuzzug
Der in Polen begonnen hat.

Da trippelten Kinder hungernd
In Trüpplein hinab die Chausseen
Und nahmen mit sich andere, die
In zerschossenen Dörfern stehn.

Sie wollten entrinnen den Schlachten
Dem ganzen Nachtmahr
Und eines Tages kommen
In ein Land, wo Frieden war.

Da war ein kleiner Führer
Das hat sie aufgericht’.
Er hatte eine große Sorge:
Den Weg, den wusste er nicht.

Eine Elfjährige schleppte
Ein Kind von vier Jahr
Hatte alles für eine Mutter
Nur nicht ein Land, wo Frieden war.

Ein kleiner Jude marschierte im Trupp
Mit einem samtenen Kragen
Der war das weißeste Brot gewohnt
Und hat sich gut geschlagen.

Und ging ein dünner Grauer mit
Hielt sich abseits in der Landschaft.
Er trug an einer schrecklichen Schuld:
Er kam aus einer Nazigesandtschaft.

Und da war ein Hund
Gefangen zum Schlachten
Mitgenommen als Esser
Weil sie’s nicht übers Herz brachten.

Da war eine Schule
Und ein kleiner Lehrer für Kalligrafie.
Und ein Schüler an einer zerschossenen Tankwand
Lernte schreiben bis zu Frie ...

Da war auch eine Liebe.
Sie war zwölf, er war fünfzehn Jahr.
In einem zerschossenen Hofe
Kämmte sie ihm sein Haar.

Die Liebe konnte nicht bestehen
Es kam zu große Kält:
Wie sollen die Bäumchen blühen
Wenn da viel Schnee drauf fällt?

Da war auch ein Begräbnis
Eines Jungen mit samtenem Kragen
Der wurde von zwei Deutschen
Und zwei Polen zu Grab getragen.

Protestant, Katholik und Nazi war da
Ihn der Erde einzuhändigen.
Und zum Schluss sprach ein kleiner Kommunist
Von der Zukunft der Lebendigen.

So gab es Glaube und Hoffnung
Nur nicht Fleisch und Brot
Und keiner schelt sie mir, wenn sie was stahln
Der ihnen nicht Obdach bot.

Und keiner schelt mir den armen Mann
Der sie nicht zu Tische lud:
Für ein halbes Hundert, da braucht es
Mehl, nicht Opfermut.

Sie zogen vornehmlich nach Süden.
Süden ist, wo die Sonn
Mittags um zwölf steht
Gradaus davon.

Sie fanden zwar einen Soldaten
Verwundet im Tannengries.
Sie pflegten ihn sieben Tage
Damit er den Weg ihnen wies.

Er sagte ihnen: Nach Bilgoray!
Muss stark gefiebert haben
Und starb ihnen weg am achten Tag.
Sie haben auch ihn begraben.

Und da gab es ja Wegweiser
Wenn auch vom Schnee verweht
Nur zeigten sie nicht mehr die Richtung an
Sondern waren umgedreht.

Das war nicht etwa ein schlechter Spaß
Sondern aus militärischen Gründen.
Und als sie suchten nach Bilgoray
Konnten sie es nicht finden.

Sie standen um ihren Führer.
Der sah in die Schneeluft hinein
Und deutete mit der kleinen Hand
Und sagte: Es muss dort sein.

Einmal, nachts, sahen sie ein Feuer
Da gingen sie nicht hin.
Einmal rollten drei Tanks vorbei
Da waren Menschen drin.

Einmal kamen sie an eine Stadt
Da machten sie einen Bogen.
Bis sie daran vorüber waren
Sind sie nur nachts weitergezogen.

Wo einst das südöstliche Polen war
Bei starken Schneewehn
Hat man die fünfundfünfzig
Zuletzt gesehen.

Wenn ich die Augen schließe
Seh ich sie wandern
Von einem zerschossenen Bauerngehöft
Zu einem zerschossenen andern.

Über ihnen, in den Wolken oben
Seh ich andre Züge, neue, große!
Mühsam wandernd gegen kalte Winde
Heimatlose, Richtungslose

Suchend nach dem Land mit Frieden
Ohne Donner, ohne Feuer
Nicht wie das, aus dem sie kamen
Und der Zug wird ungeheuer.

Und er scheint mir durch den Dämmer
Bald schon gar nicht mehr derselbe:
Andere Gesichtlein seh ich
Spanische, französische, gelbe!

In Polen, in jenem Januar
Wurde ein Hund gefangen
Der hatte um seinen mageren Hals
Eine Tafel aus Pappe hangen.

Darauf stand: Bitte um Hilfe!
Wir wissen den Weg nicht mehr.
Wir sind fünfundfünfzig
Der Hund führt euch her.

Wenn ihr nicht kommen könnt
Jagt ihn weg.
Schießt nicht auf ihn
Nur er weiß den Fleck.

Die Schrift war eine Kinderhand.
Bauern haben sie gelesen.
Seitdem sind eineinhalb Jahre um.
Der Hund ist verhungert gewesen.

**Bertolt Brecht**

Kinderkreuzzug

In Polen, im Jahr Neununddreißig
War eine blutige Schlacht
Die hatte viele Städte und Dörfer
Zu einer Wildnis gemacht.

Die Schwester verlor den Bruder
Die Frau den Mann im Heer;
Zwischen Feuer und Trümmerstätte
Fand das Kind die Eltern nicht mehr.

Aus Polen ist nichts mehr gekommen
Nicht Brief noch Zeitungsbericht.
Doch in den östlichen Ländern
Läuft eine seltsame Geschicht.

Schnee fiel, als man sich’s erzählte
In einer östlichen Stadt
Von einem Kinderkreuzzug
Der in Polen begonnen hat.

Da trippelten Kinder hungernd
In Trüpplein hinab die Chausseen
Und nahmen mit sich andere, die
In zerschossenen Dörfern stehn.

Sie wollten entrinnen den Schlachten
Dem ganzen Nachtmahr
Und eines Tages kommen
In ein Land, wo Frieden war.

Da war ein kleiner Führer
Das hat sie aufgericht’.
Er hatte eine große Sorge:
Den Weg, den wusste er nicht.

Eine Elfjährige schleppte
Ein Kind von vier Jahr
Hatte alles für eine Mutter
Nur nicht ein Land, wo Frieden war.

Ein kleiner Jude marschierte im Trupp
Mit einem samtenen Kragen
Der war das weißeste Brot gewohnt
Und hat sich gut geschlagen.

Und zwei Brüder gingen mit
Die waren ganz Strategen
Stürmten eine leere Bauernhütt
Und räumten sie nur vor dem Regen.

Und ging ein dünner Grauer mit
Hielt sich abseits in der Landschaft.
Er trug an einer schrecklichen Schuld:
Er kam aus einer Nazigesandtschaft.

Und da war ein Hund
Gefangen zum Schlachten
Mitgenommen als Esser
Weil sie’s nicht übers Herz brachten.

Da war auch eine Schule
Und ein kleiner Lehrer für Kalligrafie.
Und ein Schüler an einer zerschossenen Tankwand
Lernte schreiben bis zu Frie ...

Da war auch eine Liebe.
Sie war zwölf, er war fünfzehn Jahr.
In einem zerschossenen Hofe
Kämmte sie ihm sein Haar.

Die Liebe konnte nicht bestehen
Es kam zu große Kält:
Wie sollen die Bäumchen blühen
Wenn da viel Schnee drauf fällt?

Da war auch ein Gericht
Und brannten zwei Kerzenlichter
Und war ein peinliches Verhör
Verurteilt wurde der Richter.

Da war auch ein Begräbnis
Eines Jungen mit samtenem Kragen
Der wurde von zwei Deutschen
Und zwei Polen zu Grab getragen.

Protestant, Katholik und Nazi war da
Ihn der Erde einzuhändigen.
Und zum Schluss sprach ein kleiner Kommunist
Von der Zukunft der Lebendigen.

So gab es Glaube und Hoffnung
Nur nicht Fleisch und Brot
Und keiner schelt sie mir, wenn sie was stahln
Der ihnen nicht Obdach bot.

Und keiner schelt mir den armen Mann
Der sie nicht zu Tische lud:
Für ein halbes Hundert, da braucht es
Mehl, nicht Opfermut.

Sie zogen vornehmlich nach Süden.
Süden ist, wo die Sonn
Mittags um zwölf steht
Gradaus davon.

Sie fanden zwar einen Soldaten
Verwundet im Tannengries.
Sie pflegten ihn sieben Tage
Damit er den Weg ihnen wies.

Er sagte ihnen: Nach Bilgoray!
Muss stark gefiebert haben
Und starb ihnen weg am achten Tag.
Sie haben auch ihn begraben.

Und da gab es ja Wegweiser
Wenn auch vom Schnee verweht
Nur zeigten sie nicht mehr die Richtung an
Sondern waren umgedreht.

Das war nicht etwa ein schlechter Spaß
Sondern aus militärischen Gründen.
Und als sie suchten nach Bilgoray
Konnten sie es nicht finden.

Sie standen um ihren Führer.
Der sah in die Schneeluft hinein
Und deutete mit der kleinen Hand
Und sagte: Es muss dort sein.

Einmal, nachts, sahen sie ein Feuer
Da gingen sie nicht hin.
Einmal rollten drei Tanks vorbei
Da waren Menschen drin.

Einmal kamen sie an eine Stadt
Da machten sie einen Bogen.
Bis sie daran vorüber waren
Sind sie nur nachts weitergezogen.

Wo einst das südöstliche Polen war
Bei starken Schneewehn
Hat man die fünfundfünfzig
Zuletzt gesehen.

Wenn ich die Augen schließe
Seh ich sie wandern
Von einem zerschossenen Bauerngehöft
Zu einem zerschossenen andern.

Über ihnen, in den Wolken oben
Seh ich andre Züge, neue, große!
Mühsam wandernd gegen kalte Winde
Heimatlose, Richtungslose

Suchend nach dem Land mit Frieden
Ohne Donner, ohne Feuer
Nicht wie das, aus dem sie kamen
Und der Zug wird ungeheuer.

Und er scheint mir durch den Dämmer
Bald schon gar nicht mehr derselbe:
Andere Gesichtlein seh ich
Spanische, französische, gelbe!

In Polen, in jenem Januar
Wurde ein Hund gefangen
Der hatte um seinen mageren Hals
Eine Tafel aus Pappe hangen.

Darauf stand: Bitte um Hilfe!
Wir wissen den Weg nicht mehr.
Wir sind fünfundfünfzig
Der Hund führt euch her.

Wenn ihr nicht kommen könnt
Jagt ihn weg.
Schießt nicht auf ihn
Nur er weiß den Fleck.

Die Schrift war eine Kinderhand.
Bauern haben sie gelesen.
Seitdem sind eineinhalb Jahre um.
Der Hund ist verhungert gewesen.

**Bertolt Brecht**

Kinderlied

1

Beiß, Greifer, beiß
Die Kohle hat ‘nen Preis
Die Kohle, die ist schon bestellt
Der Millionär braucht wieder Geld
Das kostet uns viel Schweiß
Beiß, Greifer, beiß.

2

Die Kohle, die sauft Schweiß
Ohne Schweiß kein Preis!
Wenn ich mal zu lang scheißen tu
Dann steigt der Kohlenpreis im Nu
Bei Kind und Mann und Greis
Das Wasser, das ist Schweiß.

**Bertolt Brecht**

Kleine Epistel, einige Unstimmigkeiten entfernt berührend

1

Wenn einer gern schreibt, ist er froh
Wenn er ein Thema hat.
Als der Suezkanal gebaut wurde
Wurde einer berühmt, weil er dagegen war.
Einige schreiben gegen den Regen
Andere bekämpfen den Mondwechsel.
Wenn ihr Feuilleton hübsch ist
Werden sie berühmt.

2

Wenn ein Mann seine Nase
Auf einen Schienenstrang legt
Wird sie ihm weggefahren
Wenn der Eisenbahnzug kommt
Und wäre sie noch so untrüglich.
Aber sie kann so lang liegenbleiben
Bis man sie findet.

3

Die Chinesische Mauer während ihres Baues
Wurde zweihundert Jahre lang bekämpft.
Dann stand sie.

4

Als die Eisenbahnen jung waren
Sagten die Postkutschenbesitzer über sie Abfälliges.
Sie hätten keinen Schwanz und fräßen keinen Hafer
Und in ihnen sähe man die Gegend nicht langsam
Und wo habe man je eine Lokomotive mit Stuhlgang gesehen
Und je besser sie redeten
Desto bessere Redner waren sie.

5

Was einige Querulanten betrifft
Die sich gegen die Gesetze auflehnen, so sollte man ihnen
Nicht mit Gründen kommen.
Das merken sie nicht.
Man sollte sie lieber abfotografieren.
Nicht Kluges sollte man mit ihnen reden, nicht Schwieriges.
Einige meiner Freunde aus dem Süden sollten mit ihnen reden:
Keinen Bums ohne Inhalt
Keine Leere mit Tempo
Sondern
Deutlich.

**Bertolt Brecht**

Kleines Lied

1

Es war einmal ein Mann
Der fing das Trinken an
Mit achtzehn Jahren, und -
Daran ging er zugrund.
Er starb mit achtzig Jahr
Woran, ist sonnenklar.

*2*

Es war einmal ein Kind
Das starb viel zu geschwind
Mit einem Jahre, und -
Daran ging es zugrund.
Nie trank es: das ist klar
Und starb mit einem Jahr.

3

Daraus erkennt ihr wohl
Wie harmlos Alkohol ...

**Bertolt Brecht**

Komm mit mir nach Georgia

1

Sieh diese Stadt und sieh: sie ist alt
Erinnere dich, wie lieblich sie war!
Jetzt betrachte sie nicht mit dem Herzen, sondern kalt
Und sage: sie ist alt.
   Komm mit mir nach Georgia
   Dort bauen wir halt eine neue Stadt
   Und wenn diese Stadt zu viele Steine hat
   Dann bleiben wir nicht mehr da.

2

Sieh diese Frau und sieh: sie ist kalt
Erinnere dich, wie schön sie einst aussah!
Jetzt betrachte sie nicht mit dem Herzen, sondern kalt
Und sage: sie ist alt.
   Komm mit mir nach Georgia
   Dort lass uns schaun nach neuen Fraun
   Und wenn diese Fraun wieder alt ausschaun
   Dann bleiben wir nicht mehr da.

3

Sieh deine Ansichten und sieh: sie sind alt
Erinnere dich, wie gut sie einst waren!
Jetzt betrachte sie nicht mit deinem Herzen, sondern kalt
Und sage: sie sind alt.
   Komm mit mir nach Georgia
   Dort, wirst du sehn, gibt es neue Ideen
   Und wenn die Ideen wieder alt aussehn
   Dann bleiben wir nicht mehr da.

**Bertolt Brecht**

Kuh beim Fressen

Sie wiegt die breite Brust an holziger Krippe
Und frisst. Seht, sie zermalmt ein Hälmchen jetzt!
Es schaut noch eine Zeitlang spitz aus ihrer Lippe
Sie malmt es sorgsam, dass sie’s nicht zerfetzt.

Ihr Leib ist dick, ihr trauriges Aug bejahrt
Gewöhnt des Bösen, zaudert sie beim Kauen
Seit Jahren mit emporgezogenen Brauen
Die wundert’s nicht mehr, wenn ihr dazwischenfahrt.

Und während sie sich noch mit Heu versieht
Entnimmt ihr einer Milch, sie duldet’s stumm
Dass seine Hand an ihrem Euter reißt.

Sie kennt die Hand, sie schaut nicht einmal um
Sie will nicht wissen, was mit ihr geschieht
Und nützt die Abendstimmung aus und scheißt.

**Bertolt Brecht**

Larrys Ballade von der Mama Armee

Auf den Straßen in Sonne und Staub
Von den Mücken zerfressen -
Abends werden auf nassem Laub
Reis und verfaulte Fische gegessen.
In der Nacht ist Krach und der Feind ist da, Mama!
Musik spielt. Man kann trinken.
Man kann schießen, denn der Feind ist da, Mama!
Man kann Himmel sehn, der ist ja da, Mama!
Wenn man tot ist, kann man nur mehr stinken.

Mancher Bruder war bei uns schon da
Bei dem half halt kein Trinken
Musste abends, wenn's keiner sah
Feig in den dunkeln Himmel noch hinken.
In der Nacht ist Krach und der Feind ist da, Mama!
Musik spielt. Man kann trinken.
Man kann schießen, denn der Feind ist da, Mama!
Man kann Himmel sehn, der ist ja da, Mama!
Wenn man tot ist, kann man nur mehr stinken.

Sonne brennt unserm Bruder ein Loch
Schlamm füllt schwarz seine Lungen.
Aber wir andern haben nachts noch
Reis und verfaulte Fische verschlungen.
In der Nacht ist Krach und der Feind ist da, Mama!
Musik spielt. Man kann trinken.
Man kann schießen, denn der Feind ist da, Mama!
Man kann Himmel sehn, der ist ja da, Mama!
Wenn man tot ist, kann man nur mehr stinken.

In den Flüssen schwimmt mancher Rekrut
Vom lieben Gott schon vergessen
Als ihn bei grauem Himmel und Mond
Mutter, die feisten Fische gefressen.
In der Nacht ist Krach und der Feind ist da, Mama!
Musik spielt. Man kann trinken.
Man kann schießen, denn der Feind ist da, Mama!
Man kann Himmel sehn, der ist ja da, Mama!
Wenn man tot ist, kann man nur mehr stinken.

Mancher, der staunend zum Himmel sah
Fühlte was oben zerspringen
Und dann hörte er nur mehr, Mama
Aber schon weit weg, die anderen singen.
In der Nacht ist Krach und der Feind ist da, Mama!
Musik spielt. Man kann trinken.
Man kann schießen, denn der Feind ist da, Mama!
Man kann Himmel sehn, der ist ja da, Mama!

Wenn man tot ist, kann man nur mehr stinken.

Manchen, der noch keine Mädchenbrust
Fühlte mit jungen Händen
Sah ich vor Ekel mit wilder Lust
Mit den zerschmetterten Armen verenden.
In der Nacht ist Krach und der Feind ist da, Mama!
Musik spielt. Man kann trinken.
Man kann schießen, denn der Feind ist da, Mama!
Man kann Himmel sehn, der ist ja da, Mama!
Wenn man tot ist, kann man nur mehr stinken.

**Bertolt Brecht**

Lasst eure Träume fahren, dass man mit euch
*(Aus einem Lesebuch für Städtebewohner 8)*

Lasst eure Träume fahren, dass man mit euch
Eine Ausnahme machen wird.
Was eure Mutter euch sagte
Das war unverbindlich.
Lasst euren Kontrakt in der Tasche
Er wird hier nicht eingehalten.

Lasst nur eure Hoffnungen fahren
Dass ihr zu Präsidenten ausersehen seid.
Aber legt euch ordentlich ins Zeug
Ihr müsst euch ganz anders zusammennehmen
Dass man euch in der Küche duldet.

Ihr müsst das Abc noch lernen.
Das Abc heißt:
Man wird mit euch fertig werden.

Denkt nur nicht nach, was ihr zu sagen habt:
Ihr werdet nicht gefragt.
Die Esser sind vollzählig
Was hier gebraucht wird, ist Hackfleisch.

(Aber das soll euch nicht entmutigen!)

**Bertolt Brecht**

Laute

Später, im Herbst
Hausen in den Silberpappeln große Schwärme von Krähen
Aber den ganzen Sommer durch höre ich
Da die Gegend vogellos ist
Nur Laute von Menschen rührend.
Ich bin’s zufrieden.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2000)

*Das Sommerhaus am brandenburgischen Schermützelsee, das Bertolt Brecht (1898-1956) gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Helene Weigel 1952 erwarb, ist zum Schauplatz der ab Juli 1953 entstandenen „Buckower Elegien“ geworden, in denen bestimmte Naturdetails immer wieder auftauchen. In diesem Fall ist es die Silberpappel, die in anderen Elegien als „ortsbekannte Schönheit“ und als „alte Vettel“ besungen wird. In diesen Elegien hat Brecht sich in einem scheinbar gesellschaftsfernen Idyll eingerichtet.*

Seine „Zufriedenheit“ begründet das lyrische Ich interessanterweise nicht auf den Genuss der Naturschönheit, sondern auf die Präsenz von Menschen selbst in der Abgeschiedenheit. Den Hinweis auf die „Laute von Menschen“ haben altlinke Exegeten denn auch gleich als sozialistisches Bekenntnis Brechts deuten wollen und als Abgrenzung gegenüber reiner Naturidyllik.

**Bertolt Brecht**

Legende vom toten Soldaten

1

Und als der Krieg im vierten Lenz
Keinen Ausblick auf Frieden bot
Da zog der Soldat seine Konsequenz
Und starb den Heldentod.

2

Der Krieg war aber noch nicht gar
Drum tat es dem Kaiser leid
Dass sein Soldat gestorben war:
Es schien ihm noch vor der Zeit.

3

Der Sommer zog über die Gräber her
Und der Soldat schlief schon
Da kam eines Nachts eine militär-
ische ärztliche Kommission.

4

Es zog die ärztliche Kommission
Zum Gottesacker hinaus
Und grub mit geweihtem Spaten den
Gefallnen Soldaten aus.

5

Der Doktor besah den Soldaten genau
Oder was von ihm noch da war
Und der Doktor fand, der Soldat war k. v.
Und er drückte sich vor der Gefahr.

6

Und sie nahmen sogleich den Soldaten mit
Die Nacht war blau und schön.
Man konnte, wenn man keinen Helm aufhatte
Die Sterne der Heimat sehn.

7

Sie schütteten ihm einen feurigen Schnaps
In den verwesten Leib
Und hängten zwei Schwestern in seinen Arm
Und ein halb entblößtes Weib.

8

Und weil der Soldat nach Verwesung stinkt
Drum hinkt ein Pfaffe voran
Der über ihn ein Weihrauchfass schwingt
Dass er nicht stinken kann.

9

Voran die Musik mit Tschindrara
Spielt einen flotten Marsch.
Und der Soldat, so wie er’s gelernt
Schmeißt seine Beine vom Arsch.

10

Und brüderlich den Arm um ihn
Zwei Sanitäter gehn
Sonst flög er noch in den Dreck ihnen hin

Und das darf nicht geschehn.
11
Sie malten auf sein Leichenhemd
Die Farben Schwarz -Weiß - Rot
Und trugen’s vor ihm her; man sah
Vor Farben nicht mehr den Kot.
12
Ein Herr im Frack schritt auch voran
Mit einer gestärkten Brust
Der war sich als ein deutscher Mann
Seiner Pflicht genau bewusst.
13
So zogen sie mit Tschindrara
Hinab die dunkle Chaussee
Und der Soldat zog taumelnd mit
Wie im Sturm die Flocke Schnee.
14
Die Katzen und die Hunde schrein
Die Ratzen im Feld pfeifen wüst:
Sie wollen nicht französisch sein
Weil das eine Schande ist.
15
Und wenn sie durch die Dörfer ziehn
Waren alle Weiber da
Die Bäume verneigten sich, Vollmond schien
Und alles schrie hurra.
16
Mit Tschindrara und Wiedersehn!
Und Weib und Hund und Pfaff!
Und mitten drin der tote Soldat
Wie ein besoffner Aff.
17
Und wenn sie durch die Dörfer ziehn
Kommt’s, dass ihn keiner sah
So viele waren herum um ihn
Mit Tschindra und Hurra.
18
So viele tanzten und johlten um ihn
Dass ihn keiner sah.
Man konnte ihn einzig von oben noch sehn
Und da sind nur Sterne da.
19
Die Sterne sind nicht immer da
Es kommt ein Morgenrot.
Doch der Soldat, so wie er’s gelernt
Zieht in den Heldentod.

**Bertolt Brecht**

Legende von der Entstehung
des Buches Taoteking
auf dem Weg des Laotse in die Emigration

1
Als er Siebzig war und war gebrechlich
Drängte es den Lehrer doch nach Ruh.
Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich
Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.
Und er gürtete den Schuh.

2
Und er packte ein, was er so brauchte:
Wenig. Doch es wurde dies und das.
So die Pfeife, die er immer abends rauchte
Und das Büchlein, das er immer las.
Weißbrot nach dem Augenmaß.

3
Freute sich des Tals noch einmal und vergaß es
Als er ins Gebirg den Weg einschlug.
Und sein Ochse freute sich des frischen Grases
Kauend, während er den Alten trug.
Denn dem ging es schnell genug.

4
Doch am vierten Tag im Felsgesteine
Hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:
»Kostbarkeiten zu verzollen?« - »Keine.«
Und der Knabe, der den Ochsen führte, sprach: »Er hat
gelehrt.« Und so war auch das erklärt.

5
Doch der Mann in einer heitren Regung
Fragte noch: »Hat er was rausgekriegt?«
Sprach der Knabe: »Dass das weiche Wasser in Bewegung
Mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt.
Du verstehst, das Harte unterliegt.«

6
Dass er nicht das letzte Tageslicht verlöre
Trieb der Knabe nun den Ochsen an
Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre
Da kam plötzlich Fahrt in unsern Mann
Und er schrie: »He, du! Halt an!

7
Was ist das mit diesem Wasser, Alter?«
Hielt der Alte: »Intressiert es dich?«
Sprach der Mann: »Ich bin nur Zollverwalter

Doch wer wen besiegt, das intressiert auch mich.
Wenn du’s weißt, dann sprich!

8
Schreib mir’s auf! Diktier es diesem Kinde!
So was nimmt man doch nicht mit sich fort.
Da gibt’s doch Papier bei uns und Tinte
Und ein Nachtmahl gibt es auch: ich wohne dort.
Nun, ist das ein Wort?«

9
Über seine Schulter sah der Alte
Auf den Mann: Flickjoppe. Keine Schuh.
Und die Stirne eine einzige Falte.
Ach, kein Sieger trat da auf ihn zu.
Und er murmelte: »Auch du?«

10
Eine höfliche Bitte abzuschlagen
War der Alte, wie es schien, zu alt.
Denn er sagte laut: »Die etwas fragen
Die verdienen Antwort.« Sprach der Knabe: »Es wird auch schon kalt.«
»Gut, ein kleiner Aufenthalt.«

11
Und von seinem Ochsen stieg der Weise.
Sieben Tage schrieben sie zu zweit.
Und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise
Mit den Schmugglern in der ganzen Zeit).
Und dann war’s soweit.

12
Und dem Zöllner händigte der Knabe
Eines Morgens einundachtzig Sprüche ein.
Und mit Dank für eine kleine Reisegabe
Bogen sie um jene Föhre ins Gestein.
Sagt jetzt: kann man höflicher sein?

13
Aber rühmen wir nicht nur den Weisen
Dessen Name auf dem Buche prangt!
Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreißen.
Darum sei der Zöllner auch bedankt:
Er hat sie ihm abverlangt.

**Bertolt Brecht**

Lehrer, lerne!

Sag nicht zu oft, du hast recht, Lehrer!
Lass es den Schüler erkennen!
Strenge die Wahrheit nicht allzu sehr an:
Sie verträgt es nicht.
Höre beim Reden!

**Bertolt Brecht**

Lektüre ohne Unschuld

In seinen Tagebüchern der Kriegszeit
Erwähnt der Dichter Gide einen riesigen Platanenbaum
Den er bewundert - lange - wegen seines enormen Rumpfes
Seiner mächtigen Verzweigung und seines Gleichgewichts
Bewirkt durch die Schwere seiner wichtigsten Äste.

Im fernen Kalifornien
Lese ich kopfschüttelnd diese Notiz.
Die Völker verbluten. Kein natürlicher Plan
Sieht ein glückliches Gleichgewicht vor.

**Bertolt Brecht**

Letzte Hoffnung

1

Auch am Abend hat sich nichts gebessert
Morgen ist und Mittag jetzt verbraucht
Ach, wir haben unser Meer verwässert?
Und das Meer war einst, so sagt man jetzt, erlaucht!

2

Ja, wir haben jetzt bald kein Gesicht mehr
Sind verstummt, nicht mangels Arschs noch Munds
Dieses Land legt auf uns kein Gewicht mehr
Und die Städte sind noch nicht für uns.

3

Doch wer freut sich nachts nicht eines Daches?
Und uns ziemt zu leben ungehemmt
Früh im Rausch das Elend treffend, sprach es:
Ach, wir sind einander völlig fremd.

**Bertolt Brecht**

Liebesgedicht

Ohn Anruf wartend in dem rohen Hause
Auf etwas, was, er fühlt's, sich aufgemacht hat
Und sich bewegt nach diesem rohen Hause
Und heut im Freien seine erste Nacht hat.

Prüft er die Hütte, ob sie wirklich leer ist
Sie sei morgen nicht mehr als heut bewohnt
Sie sei nur Platz, und dass nichts andres mehr ist
Als er, entfernt er jetzt sogar den Mond.

Wenn es doch keine Richtung wüsste
In dieser Nacht, der Lernende verlernt sich
Er glaubt, dass auch er heute schlafen müsste
Sonst scheut es an der Tür noch und entfernt sich.

**Bertolt Brecht**
Liebeslied aus einer schlechten Zeit

Wir waren miteinander nicht befreundet
Doch haben wir einander beigewohnt.
Als wir einander in den Armen lagen
Warn wir einander fremder als der Mond.

Und träfen wir uns heute auf dem Markte
Wir könnten uns um ein paar Fische schlagen:
Wir waren miteinander nicht befreundet
Als wir einander in den Armen lagen.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*Die Parallelführung von Liebesbeziehungen hat Bertolt Brecht (1898-1956) zeit seines Lebens zu einer beklemmenden Meisterschaft entwickelt. Der bekennende Hedonist, der sich die Frauen nicht nur als literarische, sondern auch sexuelle Assistentinnen dienstbar zu machen wusste, eroberte gegen Ende seines Lebens die ein Vierteljahrhundert jüngere Schauspielerin Isiot Kilin (1924-1986) als letzte Geliebte. Ihr ist das um 1954 kleine „Liebeslied“ gewidmet, das primär Negationen und Ernüchterungen anbietet.*

Die Entfremdung ist hier selbst in die innersten Bezirke der Intimität vorgedrungen und reduziert die Nähe zweier Liebender auf eine rein sexuelle Aktion. Die erotische Verschmelzung wird von Brecht rüde abgetan mit der sehr profanen Fügung „haben wir einander beigewohnt“. Jenseits der sexuellen Attraktionskräfte gibt es keine Verbindung von Bestand. Es gibt keine „freundschaftlichen“ Empfindungen, keine gemeinsamen Interessen, schlimmer noch: Es regiert die jederzeit aktivierbare Feindseligkeit.

**Bertolt Brecht**

Lied am schwarzen Samstag in der elften Stunde der Nacht vor Ostern

1

Im Frühjahr unter grünen Himmeln, wilden
Verliebten Winden schon etwas vertiert
Fuhr ich hinunter in die schwarzen Städte
Mit kalten Sprüchen innen tapeziert.

2

Ich füllte mich mit schwarzen Asphalttieren
Ich füllte mich mit Wasser und Geschrei
Mich aber ließ dies alles kalt, mein Lieber
Ich blieb ganz ungefüllt und leicht dabei.

3

Sie schlugen Löcher wohl in meine Wände
Und krochen fluchend wieder aus von mir:
Es war nichts drinnen als viel Platz und Stille
Sie schrieen fluchend: ich sei nur Papier.

4

Ich rollte feixend abwärts zwischen Häusern
Hinaus ins Freie. Leis und feierlich
Lief jetzt der Wind schneller durch meine Wände
Es schneite noch. Es regnete in mich.

5

Zynischer Burschen arme Rüssel haben
Gefunden, dass in mir nichts ist.
Wildsäue haben sich in mir begattet. Raben
Des milchigen Himmels oft in mich gepisst.

6

Schwächer als Wolken! Leichter als die Winde!
Nicht sichtbar! Leicht, vertiert und feierlich
Wie ein Gedicht von mir, flog ich durch Himmel
Mit einem Storch, der etwas schneller strich!

**Bertolt Brecht**

Lied an Herrn M.

Er barg in Augen sanft und schön
Einen wüsten Fluch.
Ihm hing vom zerfranzten Knopfloch obszön
Eine weiße sanfte Nelke mit einem Leichenruch,

Weit mehr als hohe Stirnen
War ihm ein goldenes Haar;
Doch entjungferte er die Dirnen
Nicht unter fünfzehn Jahr.

Und ging es, so ging er nicht schief:
Er hatte bläuliches Blut.
Er zog vor jedem schönen Baume tief
Seinen (sonderbar schäbigen) Hut.

Trug stets einen feinen grauen
Handschuh verflucht elegant:
Er gab nur Tieren und Frauen
Seine nackte Hand.

**Bertolt Brecht**

Lied der drei Soldaten

1

George war darunter und John war dabei
Und Tom ist Sergeant geworden.
Und die Armee, sie zeigt, wer sie sei
Und marschiert hinauf in den Norden.

2

Tommy war der Whisky zu warm
Und George hatte nie genug Decken.
Aber Johnny nimmt Georgie beim Arm
Und sagt: Die Armee kann nicht verrecken.

3

George ist gefallen und Johnny ist tot
Und Tom vermisst und verdorben.
Aber Blut ist immer noch rot
Und für die Armee wird jetzt wieder geworben.

**Bertolt Brecht**

Lied der Galgenvögel

Dass euer schlechtes Brot uns nicht tut drucken
Spüln wir’s hinab mit eurem schlechten Wein -
Dass wir uns ja nicht schon zu früh verschlucken.
Auch werden einst wir schrecklich durstig sein.

Wir lassen euch für eure schlechten Weine
Neidlos und edel euer Abendmahl ...
Wir haben Sünden. - Sorgen han wir keine.
Ihr aber habt dafür eure Moral.

Wir stopfen uns den Wanst mit guten Sachen
Das kost’ euch Zähren viel und vielen Schweiß.
Wir haben oft das Maul zu voll zum Lachen
Ihr habt es oft zu voll vom Kyrieleis.

Und hängen wir einst zwischen Himmel und Boden
Wie Obst und Glocke, Storch und Jesus Christ
Dann, bitte, faltet die geleerten Pfoten
Zu einem Vater Eurer, der nicht ist.

Wir haun zusammen wonnig eure Frauen
Und ihr bezahlt uns heimlich eure Schmach ...
Sie werden mit Wonne zusammengehauen
Und laufen uns noch in die Kerker nach.

Den jungen Weibern mit den hohen Busen
Sind wir viel leichter als der Herr Gemahl
Sie liebt den Kerl, der ihr vom Bett weg Blusen
Die ihr Gemahl bezahlt, beim Abschied stahl.

Sie heben ihre Augen bis zum Himmel
Und ihre Röcke bis zum Hinterteil.
Und ist er frech, so macht der dümmste Lümmel
Bloß mit dem Adamsapfel sie schon geil.

Dein Rahm der Milch schmeckt schließlich nicht ganz übel
Besonders wenn du selbst ihn für uns kaufst
Wir tauchen dir das Schöpf lein in den Kübel
Dass du in der entrahmten Milch versaufst ...

Konnt in den Himmel uns der Sprung nicht glücken
War eure Welt uns schließlich einerlei.
Kannst du herauf schaun, Bruder mit dem krummen Rücken?
Wir sind frei, Bruder, wir sind frei!

**Bertolt Brecht**

Lied der Kriegerwitwe

Als ich meinem Mann die Treue schwor
Da dacht ich nicht dran im Moment
Dass ich ihn aus den Augen verlieren
Und sein Gesicht vergessen könnt.

Und als ich ihm zwei Kinder gebar
Da hatt ich mir nicht vorgestellt
Dass mich mein Mann verlassen würd
Und zög für den Kaiser ins Feld.

Als ich mich ihm verschrieben
Da war es nicht so gemeint
Dass ich nicht zu essen hätte
Und er schlüg des Kaisers Feind.

Die einen solchen Krieg anstiften
Die müsste man am Kopfe haun
Dass sie sich die Menschen künftig
Etwas besser anschaun.

**Bertolt Brecht**

Lied der Lyriker

*(als schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts für Gedichte nichts mehr gezahlt wurde)*

1
Das, was ihr hier lest, ist in Versen geschrieben!
Ich sage das, weil ihr vielleicht nicht mehr wisst
Was ein Gedicht und auch was ein Dichter ist!
Wirklich, ihr habt es mit uns nicht zum besten getrieben!

2
Sagt, habt ihr nichts bemerkt? Habt ihr gar nichts zu fragen?
Fiel’s euch nicht auf, dass schon lang kein Gedicht mehr erschien?
Wisst ihr warum? Nun schön, ich will es euch sagen:
Früher las man den Dichter, und man bezahlte ihn.

3
Heute wird nichts mehr bezahlt für Gedichte. Das ist es.
Darum wird heut auch kein Gedicht mehr geschrieben!
Denn der Dichter fragt auch: Wer bezahlt es? Und nicht *nur:* Wer liest es?
Und wenn er nicht bezahlt wird, dann dichtet er nicht! So weit habt ihr’s getrieben.

4
Aber warum nur? so fragt er, was hab ich verbrochen?
Hab ich nicht immer getan, was verlangt wurd von denen, die zahlen?
Hielt ich nicht immer das, was ich versprochen?
Und jetzt höre ich auch von denen, die Bilder malen.

5
Dass kein Bild mehr gekauft wird! Und auch die Bilder
Waren doch immer geschmeichelt! Jetzt stehn sie im Speicher ...
Habt ihr was gegen uns? Warum wollt ihr nicht zahlen?
Wie wir doch lesen, werdet ihr reicher und reicher ...

6
Haben wir nicht, wenn wir genügend im Magen
Hatten, euch alles besungen, was ihr auf Erden genossen?
Das ihr es nochmals genösset: das Fleisch eurer Weiber!
Trauer des Herbstes! Den Bach, und wie er durch Mondlicht geflossen ...

7
Eurer Früchte Süße! Geräusch des fallenden Laubes!
Wieder das Fleisch eurer Weiber! Das Unsichtbare
Über euch! Selbst euer Gedenken des Staubes
In den ihr euch einst verwandelt am End eurer Jahre!

8
Und nicht nur das habt ihr gerne bezahlt! Auch das, was wir denen
Sagten, die nicht wie ihr auf die goldenen Stühle gesetzt sind
Habt ihr sonst immer bezahlt! Dies Trocknen der Tränen!
Und dies Trösten derer, die von euch verletzt sind!

9
Vieles haben wir euch geleistet! Und nie uns geweigert!
Stets unterwarfen wir uns! Und sagten doch höchstens: Bezahl es!
Wieviel Untat haben wir so verübt! Für euch! Wieviel Untat!
Und wir begnügten uns stets mit den Resten des Mahles!

10
Ach, vor eure in Dreck und Blut versunkene Karren
Haben wir noch immer unsere großen Wörter gespannt!
Euren Viehhof der Schlachten haben wir »Feld der Ehre«
Eure Kanonen »erzlippige Brüder« genannt.

11
Auf die Zettel, die für euch Steuern verlangten
Haben wir die erstaunlichsten Bilder gemalt.
Unsere anfeuernden Lieder brüllend
Haben sie euch immer wieder die Steuern bezahlt!

12
Wir haben die Wörter studiert und gemischt wie Drogen
Und nur die besten und allerstärksten verwandt.
Die sie von uns bezogen, haben sie eingesogen
Und waren wie Lämmer in eurer Hand!

13
Euch selber haben wir stets mit was ihr nur wolltet verglichen
Meistens mit solchen, die auch schon mit Unrecht gefeiert wurden von solchen
Die wie wir ohne Warmes im Magen Gönner umstrichen
Und eure Feinde verfolgten wir wild mit Gedichten wie Dolchen.

14
Warum also besucht ihr plötzlich nicht mehr unsre Märkte?
Sitzt nicht so lange beim Essen! Uns werden die Reste ja kalt!
Warum bestellt ihr nichts mehr bei uns? Kein Bild? Nicht ein Loblied?
Glaubt ihr etwa auf einmal, dass ihr so, wie ihr seid, gefallt?

15
Hütet euch, ihr! Ihr könnt uns durchaus nicht entbehren!
Wenn wir nur wüssten, wie euer Aug auf uns lenken!
Glaubt uns, ihr Herren, dass wir heut billiger wären!
Freilich können wir euch unsere Bilder und Verse nicht schenken!

16
Als ich das, was ihr hier lest (ach, lest ihr's?), begonnen
Wollt ich auch jede dritte Zeile in Reimen verfassen.
Aber da war mir die Arbeit zu groß, ich gesteh es nicht gerne
Und ich dachte: wer soll das bezahlen? und hab es gelassen.

**Bertolt Brecht**

Lied der müden Empörer

Wer immer seinen Schuh gespart
Dem ward er nie zerfranst.
Und wer nie müd noch traurig ward
Der hat auch nie getanzt.

Und wenn aus Altersschwäche gar
In Staub zerfällt dein Schuh
Der ganz wie du nur für Fußtritte war
War glücklicher doch noch als du.

Wir tanzten nie mit mehr Grazie
Als über Gräber noch.
Gott pfeift die schönste Melodie
Stets auf dem letzten Loch.

**Bertolt Brecht**

Lied der Schwestern

In den finstern Wäldern, sagt man
Wächst er auf wie fremdes, sanftes Vieh.
Viele Männer kamen von den Wäldern.
Aber aus den Wäldern kam er nie.

Und man sagte uns: in jenen Feldern
Mit den Bäumen wächst er sanft und still.
Aber viele kamen von den Feldern. Keiner
Der uns seinen Ort verraten will.

In den Städten, sagt man, leben viele.
Und in Höfen sieht man viele stehn.
Viele fragten wir, die dorther kamen:
Aber keiner hatte ihn gesehn.

Seitdem denken wir: in weißen Wolken
Gibt es oft ein sonderbares Licht.
Vielleicht sehen wir einst in den Wolken
Weiß, vom Wind verwehet, sein Gesicht.

**Bertolt Brecht**

Lied der verderbten Unschuld beim Wäschefalten

1

Was meine Mutter mir sagte
Das kann wohl wahr nicht sein.
Sie sagte: Wenn du einmal befleckt bist
Wirst niemals du mehr rein.
  Das gilt nicht für das Linnen
  Das gilt auch nicht für mich.
  Den Fluss lass drüber rinnen
  Und schnell ist’s säuberlich.

2

Mit elfen war ich sündig
Wie ein Dreihellerweib.
Und wirklich erst mit vierzehn
Kasteit ich meinen Leib.
  Das Linnen war schon gräulich
  Ich hab’s in Fluss getaucht.
  Im Korbe liegt’s jungfräulich
  Wie niemals angehaucht.

3

Bevor ich noch einen kannte
War ich gefallen schon.
Ich stank zum Himmel, wahrlich ein
Scharlachen Babylon.
  Das Linnen in dem Flusse
  Geschwenkt in sanftem Kreis
  Fühlet im Wellenkusse:
  Jetzt werd ich sachte weiß.

4

Denn als mich mein erster umarmte
Und ich umarmte ihn
Da fühlt ich aus Schoß und Busen
Die schlechten Triebe fliehn.
  So geht es mit dem Linnen
  So ging es auch mit mir.
  Die schnellen Wasser rinnen
  Und aller Schmutz ruft: Hier!

5

Doch als die andern kamen
Ein trübes Jahr anfing.
Sie gaben mir schlechte Namen
Da wurd ich ein schlechtes Ding.
  Mit Sparen und mit Fasten
  Erholt sich keine Frau.
  Liegt Linnen lang im Kasten
  Wird’s auch im Kasten grau.

6

Und wieder kam ein andrer
In einem andren Jahr.
Ich sah, als alles anders war

Dass ich eine andre war.
Tunk’s in den Fluss und schwenk es!
‘s gibt Sonne, Wind und Chlor!
Gebrauch es und verschenk es:
‘s wird frisch als wie zuvor!

7

Ich weiß: noch viel kann kommen
Bis nichts mehr kommt am End.
Nur wenn es nie getragen war
Dann war das Linnen verschwend’t.
Und ist es brüchig geworden
Dann wäscht’s kein Fluss mehr rein.
Er spült’s in Fetzen forten.
So wird es einmal sein.

**Bertolt Brecht**

Lied einer Familie aus der Savannah

1

Wir hatten eine Farm in der Savannah
Pferde, ein Auto und Weizenfelder
Hier ist es schlecht, sagte Billy
Aber in Frisco wird es besser sein.
  Und wir hatten unser Brot auf der Savannah
  Frischen Wind und den Mond am Samstag abend
  Und in der Savannah war es uns zu schlecht.

2

Wir hatten ein Haus in San Francisco
Ein Motorgeschäft und neue Kleider
Und: hier ist es schlecht, sagte Billy
Aber in Massachusetts wird es besser sein.
  Und wir hatten unser Essen in San Francisco
  Hübsche Kleider und auch Jazz am Samstag abend
  Und in San Francisco war es uns zu schlecht.

3

Wir hatten ein Zelt in Massachusetts
Ein Ölfeld und eine Bohrmaschine
Doch: hier ist es schlecht, sagte Billy
Aber in Chicago wird es besser sein.
  Und wir hatten unser Dach in Massachusetts
  Einen Ofen und die Bibel am Samstag abend
  Und in Massachusetts war es uns zu schlecht.

4

Wir haben kein Zimmer in Chicago
Keinen Dollar und keine Aussicht, mein Gott
Und: hier ist es schlecht, sagt jetzt Billy
Aber nirgendwo wird es besser sein.
  Und wir hatten einst Geld und Aussichten
  Arbeit die Woche und frei am Samstag abend
  Und an allen Orten war es uns zu schlecht.

**Bertolt Brecht**

Lied eines Mannes in San Francisco

Eines Tages gingen alle nach Kalifornien
Dort ist Öl, sagten die Zeitungen.
Und
Auch ich bin nach Kalifornien gegangen.
Ich bin gegangen für zwei Jahre.
Meine Frau blieb in einem Ort im Osten
Meine Farm war nicht tragbar.
Aber ich zog in eine Stadt im Westen
Und die Stadt wuchs, als ich hinkam.
Ich habe kein Öl gefunden
Ich habe Autos zusammengesetzt und gedacht:
Die Stadt wächst jetzt, ich
Warte auf ihr 30.Tausend.
Da waren es über Nacht viel mehr.
Zehn Jahre vergehen rasch, wenn Häuser gebaut werden.
Ich bin zehn Jahre da und habe Lust
Nach mehr. Auf dem Papier
Habe ich eine Frau im Osten
Über dem fernen Boden ein Dach
Aber hier
Ist etwas los und Spaß, und
Die Stadt wächst noch.

**Bertolt Brecht**

Lied vom Glück

Das Schiff läuft durch die Flut
Der Schiffer träumt vom Land
Er sieht viel goldene Häuser stehn
Am blassen Himmelsrand.
Bewacht die Feuer im Kessel
Steuert und rechnet gut
Dass ihr durch alle die Stürme
Kommt über alle die Flut!

Und wie der Schiffer träumt
Von einer guten Stadt
So wissen wir, dass jedes Meer
Doch eine Küste hat.
Drum rührt geschäftig die Hände
Legt euer Herz hinein
Will doch das Glück erst erkämpft sein
Kommt es doch nicht von allein.

Die Arbeit ist nicht Fluch
Für die nicht Sklaven sind
Ist Milch und Tuch und Schuh und Buch
Und wie dem Segler Wind.
Das Werk, es will euch beschenken
Ruft euch und ist bereit
Müsst für es schaffen und denken
Dass es euch wächst und gedeiht.

Das Kind liegt in der Wiegn
Es ruft zur Mittagstund
Muss Milch und Weißbrot kriegn
Da wird es groß und rund.
Das Kind, es kann nicht klein bleiben
Auch wenn es selber wollt
Das ist, warum es so laut ruft
Dass ihr ihm Milch geben sollt.

Der Setzling wird ein Baum.
Der Grundstein wird ein Haus.
Und haben wir erst Haus und Baum
Wird Stadt und Garten draus.
Und weil uns unsere Mütter
Nicht für das Leid geborn
Haben wir alle gemeinsam
Glücklich zu leben geschworn.

**Bertolt Brecht**

Lied von den Seligen

Wenn ihr sterbt, dann werden einige in den Himmel eingehn.
Die werden sich nicht wundern, denn sie haben ihn schon gesehn.
Mörder und Säufer werden darinnen sein.
Wer die nicht lieben kann, kommt nicht herein.

Wer den Bruder schlug, der findet den Himmel nicht so schwer
Die Betrunkenen gehen sehr leicht diese Wege her ...
Wer die Sterne sah, als er in Gossen lag
Der erhebt sich leicht an seinem Ehrentag.

Wer nie blind war, wird den Himmel nie sehn
Keiner allein kann in den Himmel gehen
Leiden werden auch dorten sein.
Alle tragen aller Last gemein.

Kinder und Narren, die gehen wohl ins helle Land ...
Mörder und Opfer, die gehen Hand in Hand.
Arm in Arm, wer von Blut und Tränen troff
Bruder Baal und Bruder Karamasoff.

**Bertolt Brecht**

Lied von meiner Mutter

1. Ich erinnere mich ihres Gesichts nicht mehr, wie es war, als sie noch nicht Schmerzen hatte. Sie strich müd die schwarzen Haare aus der Stirn, die mager war, die Hand dabei sehe ich noch.

2. Zwanzig Winter hatten sie bedroht, ihre Leiden waren Legion, der Tod schämte sich vor ihr. Dann starb sie, und man fand einen Kinderleib.

3. Sie ist im Wald aufgewachsen.

4. Sie starb zwischen Gesichtern, die ihr zu lang beim Sterben zugeschaut hatten, da waren sie hart geworden. Man verzieh ihr, dass sie litt, aber sie irrte hin zwischen diesen Gesichtern, vor sie zusammenfiel.

5. Viele gehen von uns, ohne dass wir sie halten. Wir sagten ihnen alles, es gab nichts mehr zwischen ihnen und uns, unsere Gesichter wurden hart beim Abschied. Aber das Wichtige haben wir nicht gesagt, sondern gespart am Notwendigen.

6. Oh, warum sagen wir das Wichtige nicht, es wäre so leicht und wir werden verdammt darum. Leichte Worte waren es, dicht hinter den Zähnen, waren herausgefallen beim Lachen, und wir ersticken daran in unsrem Halse.

7. Jetzt ist meine Mutter gestorben, gestern, auf den Abend, am 1. Mai! Man kann sie mit den Fingernägeln nicht mehr auskratzen!

**Bertolt Brecht**

Lied

1

Wenn der Abend kommt, Bruder, was machst du da?
Steck deine Zähn ein! Ich kann mich betrinken ja.

2

Ich kann mich gut betrinken, weil dann
Dass ich den Abend nicht mehr wahrnehmen kann.

3

Wenn dich einer fragt: was sagst du da?
Ich kann mein Maul halten ja.

4

Wenn sie nichts Besondres an mir sehn
Werden sie vorübergehn.

5

Ist es aber gut, Bruder, ist es gut?
Bruder, was mich angeht, ich ziehe immer meinen Hut.

6

Ich kann nicht wahrnehmen da
Einen großen Unterschied zwischen nein und ja.

7

Ich kann auch gehen mit meinem Bein
In den Abend hinein.

**Bertolt Brecht**

Liedchen aus alter Zeit
(nicht mehr zu singen!)

Eins. Zwei. Drei. Vier.
Vater braucht ein Bier.
Vier. Drei. Zwei. Eins.
Mutter braucht keins.

**Bertolt Brecht**

Liturgie vom Hauch

1
Einst kam ein altes Weib einher
2
Die hatte kein Brot zum Essen mehr
3
Das Brot, das fraß das Militär
4
Da fiel sie in die Goss', die war kalte
5
Da hatte sie keinen Hunger mehr.
6
Darauf schwiegen die Vöglein im Walde
Über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
7
Da kam einmal ein Totenarzt einher
8
Der sagte: Die Alte besteht auf ihrem Schein
9
Da grub man die hungrige Alte ein
10
So sagte das alte Weib nichts mehr
11
Nur der Arzt lachte noch über die Alte.
12
Auch die Vöglein schwiegen im Walde
Über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
13
Da kam einmal ein einziger Mann einher
14
Der hatte für die Ordnung keinen Sinn
15
Der fand in der Sache einen Haken drin
16
Der war eine Art Freund für die Alte
17
Der sagte, ein Mensch müsse essen können, bitte sehr -
18
Darauf schwiegen die Vöglein im Walde
Über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
19
Da kam mit einemmal ein Kommissar einher
20
Der hatte einen Gummiknüppel dabei

21
Und zerklopfte dem Mann seinen Hinterkopf zu Brei
22
Und da sagte auch dieser Mann nichts mehr
23
Doch der Kommissar sagte, dass es schallte:
24
Und jetzt schweigen die Vöglein im Walde
Über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
25
Da kamen einmal drei bärtige Männer einher
26
Die sagten, das sei nicht eines einzigen Mannes Sache allein.
27
Und sie sagten es so lang, bis es knallte
28
Aber dann krochen Maden durch ihr Fleisch in ihr Bein
29
Da sagten die bärtigen Männer nichts mehr.
30
Darauf schwiegen die Vöglein im Walde
Über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
31
Da kamen mit einemmal viele Männer einher
32
Die wollten einmal reden mit dem Militär
33
Doch das Militär redete mit dem Maschinengewehr
34
Und da sagten alle die Männer nichts mehr.
35
Doch sie hatten auf der Stirn noch eine Falte.
36
Darauf schwiegen die Vöglein im Walde
Über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
37
Da kam einmal ein großer roter Bär einher
38
Der wusste nichts von den Bräuchen hier, das brauchte er nicht als Bär.
39
Doch er war nicht von gestern und ging nicht auf jeden Teer
40
Und der fraß die Vöglein im Walde.
41
Da schwiegen die Vöglein nicht mehr

Über allen Wipfeln ist Unruh
In allen Gipfeln spürest du
Jetzt einen Hauch.

**Bertolt Brecht**

Lob der Dialektik

Das Unrecht geht heute einher mit sicherem Schritt.
Die Unterdrücker richten sich ein auf zehntausend Jahre.
Die Gewalt versichert: So, wie es ist, bleibt es.
Keine Stimme ertönt außer der Stimme der Herrschenden
Und auf den Märkten sagt die Ausbeutung laut: Jetzt beginne ich erst.
Aber von den Unterdrückten sagen viele jetzt:
Was wir wollen, geht niemals.
Wer noch lebt, sage nicht: niemals!
Das Sichere ist nicht sicher.
So, wie es ist, bleibt es nicht.
Wenn die Herrschenden gesprochen haben
Werden die Beherrschten sprechen.
Wer wagt zu sagen: niemals?
An wem liegt es, wenn die Unterdrückung bleibt? An uns.
An wem liegt es, wenn sie zerbrochen wird? Ebenfalls an uns.
Wer niedergeschlagen wird, der erhebe sich!
Wer verloren ist, kämpfe!
Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein?
Denn die Besiegten von heute sind die Sieger von morgen
Und aus Niemals wird: Heute noch!

**Bertolt Brecht**

Lob des Dolchstoßes

I

Der Krieg beginnt, die Herrschenden
Haben ihn gemacht. Ihr
Kämpft. Im Schützengraben
Kämpft ihr. Tag und Nacht in den
Munitionsfabriken, an Pflug, Schaltbrett und Zeichentisch
An dem Küchenherde und an der Nähmaschine
Kämpft ihr. Ihr glaubt
Der Krieg ist euer Krieg
Eure Existenz wird verteidigt
Und ihr bereitet euch eure bessere Zukunft.
Vor euch erblickt ihr den Feind
Ihr glaubt, der Krieg ist euer Krieg.

2

Jetzt ist der Krieg am blutigsten.
In unlöslicher Umklammerung
Steht ihr, Arbeiter gegen Arbeiter.
Die Kämpfe des Krieges
Machen vergessen die Kämpfe des Friedens.
Eure Organisationen, mühsam aufgebaut
Mit den Pfennigen der Entbehrung, sind
Zerschlagen. Seite an Seite
Kämpft ihr mit dem Klassenfeind. Eure Erfahrungen
Scheinen vergessen, und vergessen scheint
Der Kampf um die Suppe.

3

Wenn der Krieg am blutigsten ist
Geht die Suppe aus.

4

Noch kämpft ihr den heroischen Kampf. Noch hört ihr
Hinter euch die Befehle der Herrschenden, aber
Die Suppe geht schon aus.
Der Sieg winkt. Den Überlebenden
Ist das glückliche Ende nahe, aber
Die Suppe geht aus.

5

Wenn die Suppe ausgeht
Hört eure Hoffnung auf. Der Zweifel beginnt. Bald
Wisst ihr: der Krieg
Ist nicht euer Krieg. Hinter euch erblickt ihr
Den eigentlichen Feind.
Die Gewehre werden umgedreht
Es beginnt: der Kampf um die Suppe.

**Bertolt Brecht**

Lob des Kommunismus

Er ist vernünftig, jeder versteht ihn. Er ist leicht.
Du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen.
Er ist gut für dich, erkundige dich nach ihm.
Die Dummköpfe nennen ihn dumm, und die Schmutzigen nennen ihn schmutzig.
Er ist gegen den Schmutz und gegen die Dummheit.
Die Ausbeuter nennen ihn ein Verbrechen
Wir aber wissen:
Er ist das Ende der Verbrechen.
Er ist keine Tollheit, sondern
Das Ende der Tollheit.
Er ist nicht das Rätsel
Sondern die Lösung.
Er ist das Einfache
Das schwer zu machen ist.

**Bertolt Brecht**

Lob des Lernens

Lerne das Einfachste! Für die
Deren Zeit gekommen ist
Ist es nie zu spät!
Lerne das Abc, es genügt nicht, aber
Lerne es! Lass es dich nicht verdrießen!
Fang an! Du musst alles wissen!
Du musst die Führung übernehmen.

Lerne, Mann im Asyl!
Lerne, Mann im Gefängnis!
Lerne, Frau in der Küche!
Lerne, Sechzigjährige!
Du musst die Führung übernehmen.

Suche die Schule auf, Obdachloser!
Verschaffe dir Wissen, Frierender!
Hungriger, greif nach dem Buch: es ist eine Waffe!
Du musst die Führung übernehmen.

Scheue dich nicht zu fragen, Genosse!
Lass dir nichts einreden
Sieh selber nach!
Was du nicht selber weißt
Weißt du nicht.
Prüfe die Rechnung
Du musst sie bezahlen.
Lege den Finger auf jeden Posten
Frage: wie kommt er hierher?
Du musst die Führung übernehmen.

**Bertolt Brecht**

Mahagonnygesang Nr. 1

1

Auf nach Mahagonny
Die Luft ist kühl und frisch
Dort gibt es Pferd- und Weiberfleisch
Whisky und Pokertisch.
    Schöner grüner Mond von Mahagonny, leuchte uns!
    Denn wir haben heute hier
    Unterm Hemde Geldpapier
    Für ein großes Lachen deines großen dummen Munds.

2

Auf nach Mahagonny
Der Ostwind, der geht schon
Dort gibt es frischen Fleischsalat
Und keine Direktion.
    Schöner grüner Mond von Mahagonny, leuchte uns!
    Denn wir haben heute hier
    Unterm Hemde Geldpapier
    Für ein großes Lachen deines großen dummen Munds.

3

Auf nach Mahagonny
Das Schiff wird losgeseilt
Die Zi-zi-zi-zi-zivilis
Die wird uns dort geheilt.
    Schöner grüner Mond von Mahagonny, leuchte uns!
    Denn wir haben heute hier
    Unterm Hemde Geldpapier
    Für ein großes Lachen deines großen dummen Munds.

**Bertolt Brecht**
Mahagonnygesang Nr. 3

  An einem grauen Vormittag
  Mitten im Whisky
  Kam Gott nach Mahagonny
  Kam Gott nach Mahagonny.
  Mitten im Whisky
  Bemerkten wir Gott in Mahagonny.

1
Sauft ihr wie die Schwämme
Meinen guten Weizen Jahr für Jahr?
Keiner hat erwartet, dass ich käme;
Wenn ich komme jetzt, ist alles gar?
Ansahen sich die Männer von Mahagonny.
Ja, sagten die Männer von Mahagonny.
  An einem grauen Vormittag
  Mitten im Whisky
  Kam Gott nach Mahagonny
  Kam Gott nach Mahagonny.
  Mitten im Whisky
  Bemerkten wir Gott in Mahagonny.

2
Lachtet ihr am Freitagabend?
Mary Weeman sah ich ganz von fern
Wie 'nen Stockfisch stumm im Salzsee schwimmen
Sie wird nicht mehr trocken, meine Herrn.
Ansahen sich die Männer von Mahagonny.
Ja, sagten die Männer von Mahagonny.
  An einem grauen Vormittag
  Mitten im Whisky
  Kam Gott nach Mahagonny
  Kam Gott nach Mahagonny.
  Mitten im Whisky
  Bemerkten wir Gott in Mahagonny.

3
Kennt ihr diese Patronen?
Schießt ihr meinen guten Missionar?
Soll ich wohl mit euch im Himmel wohnen
Sehen euer graues Säuferhaar?
Ansahen sich die Männer von Mahagonny.
Ja, sagten die Männer von Mahagonny.
  An einem grauen Vormittag
  Mitten im Whisky
  Kam Gott nach Mahagonny
  Kam Gott nach Mahagonny.
  Mitten im Whisky
  Bemerkten wir Gott in Mahagonny.

Gehet alle zur Hölle!
Steckt jetzt die Virginien in den Sack!

Marsch mit euch in meine Hölle, Burschen!
In die schwarze Hölle mit euch Pack!
Ansahen sich die Männer von Mahagonny.
Nein, sagten die Männer von Mahagonny.
    An einem grauen Vormittag
    Mitten im Whisky
    Kommst du nach Mahagonny
    Kommst du nach Mahagonny.
    Mitten im Whisky
    Fängst du an in Mahagonny!

5

Rühre keiner den Fuß jetzt!
Jedermann streikt! An den Haaren
Kannst du uns nicht in die Hölle ziehen:
Weil wir immer in der Hölle waren.
Ansahen Gott die Männer von Mahagonny.
Nein, sagten die Männer von Mahagonny.

**Bertolt Brecht**

Mahagonnygesang Nr. 4

1

Ach, Johnny, hab nicht so
Viele Angst um deinen Kopf
Dann zerschlägst du Jack Dempsey
Wie einen alten Topf!
Sei ein Mann
Geh nur ran
Mein Sohn!
Und wenn du über die Runden kommst
Dann komm nach Mahagon!
   Und sitzt du einmal bei den
   Mahagonnyleuten
   Nun, dann rauchst du auch
   Und aus euren gelben Häuten
   Steigt Rauch.
   Himmel wie Pergament
   Goldener Tabak
   Wenn San Francisco brennt
   Was ihr dran Gutes nennt
   Sehet, das geht am End
   In einen Sack.

2

Ach, Johnny, wenn du mal
Deinen Wolkenkratzer hast
Dann ist es höchste Eisenbahn
Dass du ihn fahren lasst!
Sei ein Mann
Kleb nicht dran
Mein Sohn!
Schau, dass du wieder runter kommst
Und komm nach Mahagon!
   Und sitzt du einmal bei den
   Mahagonnyleuten
   Nun, dann rauchst du auch
   Und aus euren gelben Häuten
   Steigt Rauch.
   Himmel wie Pergament
   Goldener Tabak
   Wenn San Francisco brennt
   Was ihr dran Gutes nennt
   Sehet, das geht am End
   In einen Sack.

**Bertolt Brecht**

Mailied

Am Ersten Mai
Gehn Vater und Mutter in einer Reih
Kämpfen für ein bessres Leben. Fron
und Armut darf's nicht geben:
Da sind wir auch dabei.
Grün sind die Zweige
Die Fahne ist rot.
Nur der Feige
Duldet Not.

' s ist Monat Mai.
Im Acker die Hälmchen stehn Reih an Reih.
Gute Ernte - gutes Leben!
Lasset uns die Hand drauf geben
Dass es die unsre sei.
Grün sind die Fluren
Die Fahne ist rot.
Unser die Arbeit
Unser das Brot!

**Bertolt Brecht**
Man sollte nicht zu kritisch sein

Man sollte nicht zu kritisch sein.
Zwischen ja und nein
Ist der Unterschied nicht so groß.
Das Schreiben auf weißes Papier
Ist eine gute Sache, auch
Schlafen und abends essen.
Das frische Wasser auf der Haut, der Wind
Die angenehmen Kleider
Das Abc
Der Stuhlgang!
Im Hause des Gehenkten vom Strick zu reden
Ist nicht schicklich.
Und im Dreck
Zwischen Lehm und Schmirgel einen
Scharfen Unterschied finden
Das geziemt sich nicht.
Ach
Wer von einem Sternenhimmel eine
Vorstellung hat
Der
Könnte eigentlich sein Maul halten.

**Bertolt Brecht**

Maria

Die Nacht ihrer ersten Geburt war
Kalt gewesen. In späteren Jahren aber
Vergaß sie gänzlich
Den Frost in den Kummerbalken und rauchenden Ofen
Und das Würgen der Nachgeburt gegen Morgen zu.
Aber vor allem vergaß sie die bittere Scham
Nicht allein zu sein
Die dem Armen eigen ist.
Hauptsächlich deshalb
Ward es in späteren Jahren zum Fest, bei dem
Alles dabei war.
Das rohe Geschwätz der Hirten verstummte.
Später wurden aus ihnen Könige in der Geschichte.
Der Wind, der sehr kalt war
Wurde zum Engelsgesang.
Ja, von dem Loch im Dach, das den Frost einließ, blieb nur
Der Stern, der hineinsah.
Alles dies
Kam vom Gesicht ihres Sohnes, der leicht war
Gesang liebte
Arme zu sich lud
Und die Gewohnheit hatte, unter Königen zu leben
Und einen Stern über sich zu sehen zur Nachtzeit.

**Bertolt Brecht**

März

Mond hing kahl im Lilahimmel
Über der Likörfabrik
Als er, Gottes nackter Lümmel
Eingeseift im Sack den Strick

Durch absinthenen Abend trabte
Er, der nach Gefühlen stank
Kaum erjagten, halb gehabten
Wie aus einer Fleischerbank.
Ach, erbarmt euch! Ach, erbarmt euch!

Hast die Hände nie gerungen
Kahl, Branntweingeschluck im Mund
In den grünen Dämmerungen
Schwankend zwischen Wolf und Hund?

Zwischen Kirschschnaps und Wacholder
Eine Hymne schnell gefühlt?
Angstvoll und vertiert ein Vollder-
gnaden schnell hinabgespült?
Ach, erbarmt euch! Ach, erbarmt euch!

Fischt er ganz in Bitternissen
Sich ein Kinderlied, ach, sei
Es befleckt gleich und zerbissen
Eine Strophe oder zwei

Schwimmt verwest in schwarzer, trüber
Lache der Verworfenheit:
Läuft's ihm kalt hinab, mein Lieber!
Ach, erbarmt euch! Ach, erbarmt euch!

Als ob's auf die Haut ihm schneit!
Mählich ward der Himmel trüber
Und zerfleischt hob ich dies Herz
Zarter, und ich ging vorüber
Wie ein Schnee im frischen März.

**Bertolt Brecht**

Matinee in Dresden

1

Sie luden aber ein drei Götter
Zu Alibi am Flusse Alibe
Und machten eine große Versprechung
Von 150 Hekatomben für einen jeden von ihnen
Und Ehrung so vieler sie bedürften.

2

Als sie aber ankamen, war nur der Regen da
Sie zu empfangen.
Und als sie kamen zu dem Festhause der Stadt Alibi
Hörten sie mächtig Getöse aus seinem Innern
Denn sie feierten ein Fest zu Ehren des großen Alea.
Und kamen hinein und sahen ihre Stühle stehen
Wo die Mäntel hingen und die faulen Eier gekocht wurden.
Da weinten die Gottheiten zwischen den Mänteln
Die der Regen empfangen hatte.

3

Es trat aber zu ihnen Sibillus, ein Mann aus der Stadt
Der kannte sie von früher her und tröstete sie:
Und ging umher, Leute zu sammeln, die guten Willens wären
Die guten Götter zu verehren zu Alibi, der Stadt an dem Flusse Alibe.

4

Sprach Sibillus, Mann aus der Stadt Alibi:
Lasst uns hingehn zum Tische des dicken Alea
Welcher ein Weltfreund ist, dass wir aufsammeln die Brosamen
Die von seinem reichen Tische fallen.
Und sie gingen und kamen an vor den Tischen
Es fiel aber da kein Brosamen.

5

Da verzagte Sibillus und sagte zu den drei Gottheiten:
Wollet nicht verzweifeln und euch nicht stürzen
In den Fluss Alibe wegen mangelnder Ehrung
Dass nicht überschwelle der Fluss und
Wegschwemme unsere Stadt Alibi!

**Bertolt Brecht**

Mein Bruder war ein Flieger

Mein Bruder war ein Flieger,
Eines Tags bekam er eine Kart,
Er hat seine Kiste eingepackt,
Und südwärts ging die Fahrt.

Mein Bruder ist ein Eroberer,
Unserm Volke fehlt’s an Raum,
Und Grund und Boden zu kriegen, ist
Bei uns ein alter Traum.

Der Raum, den mein Bruder eroberte,
Liegt im Guadaramamassiv,
Er ist lang einen Meter achtzig
Und einen Meter fünfzig tief.

**Bertolt Brecht**

Meiner Mutter

Als sie nun aus war, ließ man in Erde sie
Blumen wachsen, Falter gaukeln darüber hin . . .
Sie, die Leichte, drückte die Erde kaum
Wieviel Schmerz brauchte es, bis sie so leicht ward!

**Bertolt Brecht**

Meines Bruders Tod

Im Rausch geschmissen auf die kalten Steine
So bog mein Bruder seinen Hals zurück
Und er verbat sich zitternd alles Weinen
Und sammelte sich selbst in einen Blick.

Er sah uns nicht. Ihn blendete das Helle.
Er sagte nichts. Die Kehle war zu eng.
Er langte an die Brust an jene Stelle
Wo er ein Herz hat, und er sagte streng:

Geht fort und schämt euch! Und es ward sehr stille.
Die Steine sind’s, sagt er, die mir gehören!
Und keiner weint, ihr, denn es ist mein Wille.
Da wagte keiner mehr von uns, ihn noch zu stören.

Wir gingen abseits.
Er lag bis Mittag trunken murmelnd da.
Und starb dann heimlich und verfiel in Eile
Wohl da er meinte, dass ihn keiner sah!

**Bertolt Brecht**

Merkwürdig

Es ist doch merkwürdig, wie doch auch die Größten vergehen
Und nichts bleibt außer Staub. Wie das Gras!
(Und es ist selten etwas so schrecklich und unaufgeklärt wie das.)
In Altötting z. B. ist der katholische Feldherr Tilly im Sarge zu sehen
Gegen nur zwei Mark Eintritt für Erwachsene präpariert unter Glas
(Es steht darauf: Tilly nicht berühren!)
Und der Kastellan sagte mir selber und im Angesicht der Bahre
Und er hatte auch gar keinen Grund, mich irrezuführen
Und es stimmte auch sicherlich:
Vor einigen Jahren hatte der Herr General noch Haare.
So etwas gibt einem immer wieder einfach einen Stich.

**Bertolt Brecht**

Moderne Legende

Als der Abend übers Schlachtfeld wehte
Waren die Feinde geschlagen.
Klingend die Telegrafendrähte
Haben die Kunde hinausgetragen.

Da schwoll am einen Ende der Welt
Ein Heulen, das am Himmelsgewölbe zerschellt'
Ein Schrei, der aus rasenden Mündern quoll
Und wahnsinnstrunken zum Himmel schwoll.
Tausend Lippen wurden vom Fluchen blass
Tausend Hände ballten sich wild im Hass.

Und am andern Ende der Welt
Ein Jauchzen am Himmelsgewölbe zerschellt
Ein Jubeln, ein Toben, ein Rasen der Lust
Ein freies Aufatmen und Recken der Brust.
Tausend Lippen wühlten im alten Gebet
Tausend Hände falteten fromm sich und stet.
In der Nacht noch spät
Sangen die Telegrafendräht'
Von den Toten, die auf dem Schlachtfeld geblieben ...

Siehe, da ward es still bei Freunden und Feinden.

Nur die Mütter weinten
Hüben - und drüben.

**Bertolt Brecht**

Morgendliche Rede an den Baum Griehn

1

Griehn, ich muss Sie um Entschuldigung bitten.
Ich konnte heute nacht nicht einschlafen, weil der Sturm so laut war.
Als ich hinaus sah, bemerkte ich, dass Sie schwankten
Wie ein besoffener Affe. Ich äußerte das.

2

Heute glänzt die gelbe Sonne in Ihren nackten Ästen.
Sie schütteln immer noch einige Zähren ab, Griehn.
Aber Sie wissen jetzt, was Sie wert sind.
Sie haben den bittersten Kampf Ihres Lebens gekämpft.
Es interessierten sich Geier für Sie.
Und ich weiß jetzt: einzig durch Ihre unerbittliche
Nachgiebigkeit stehen Sie heute morgen noch gerade.

3

Angesichts Ihres Erfolgs meine ich heute:
Es war wohl keine Kleinigkeit, so hoch heraufzukommen
Zwischen den Mietskasernen, so hoch herauf, Griehn, dass
Der Sturm so zu Ihnen kann wie heute nacht.

**Bertolt Brecht**
Morgens und abends zu lesen

Der, den ich liebe
Hat mir gesagt
Dass er mich braucht.

Darum
Gebe ich auf mich acht
Sehe auf meinen Weg und
Fürchte von jedem Regentropfen
Dass er mich ihm erschlagen könnte.

(Bertolt Brecht, Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*Die Jahre nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten verbrachte Bert Brecht (1898-1956), dem die neuen Herren die deutsche Staatsbürgerschaft 1935 aberkannten, zunächst im dänischen Exil. Dort schrieb Brecht neben dem Stück „Herr Puntila und sein Knecht Matti" eine Vielzahl von Gedichten. So auch das folgende, das im pädagogischen Gestus einer Fibel oder eines Konversationslexikons vorgetragen wird. Es entstammt seinen zwischen 1933 und 1938 entstandenen Kinderliedern.*

Vordergründig scheint das morgens und abends zu lesende Gedicht die Sorge eines Liebhabers zu thematisieren und mit seiner der Geliebten in den Mund gelegten Figurenrede eine Handlungsanweisung zu transportieren. Ob die Schlusspointe den sarkastischen Autor hinter der Figur hervortreten lässt oder auf eine kleine Revolte gegenüber dem Herrschaftsanspruch des Mannes schließen lässt, bleibt offen.

**Bertolt Brecht**

Motto der ›Svendborger Gedichte‹

Geflüchtet unter das dänische Strohdach, Freunde
Verfolg ich euren Kampf. Hier schick ich euch
Wie hin und wieder schon, die Verse, aufgescheucht
Durch blutige Gesichte über Sund und Laubwerk.
Verwendet, was euch erreicht davon, mit Vorsicht!
Vergilbte Bücher, brüchige Berichte
Sind meine Unterlage. Sehen wir uns wieder
Will ich gern wieder in die Lehre gehn.

**Bertolt Brecht**

Mutter Beimlen

Mutter Beimlen hat ein Holzbein
Damit kann sie ganz gut gehn
Und mit ‘nem Schuh, und wenn wir brav sind
Dürfen wir das Holzbein sehn.

In dem Bein, da ist ein Nagel
Und da hängt sie den Hausschlüssel dran
Dass sie ihn, wenn sie vom Wirtshaus heimkommt
Auch im Dunkeln finden kann.

Wenn Mutter Beimlen auf den Strich geht
Und sie bringt ‘nen Freier nach Haus
Dreht sie das Elektrische, bevor sie aufschließt
Auf dem Treppenabsatz aus.

**Bertolt Brecht**

Mütter Vermisster

Seit der Tod ihm Leib, Namen und Trauer abnahm
Hören sie auf, ihr Leben zu lenken
Hören sie auf, zu planen, zu denken
Danken für Trödel, den Armut und Mitleid verschenken
Staunen wie Blinde, denen's zu gar plötzlich kam
Mitten im Sonnenschein, der sie liebend umfing
Dass die Sonne so seltsam schnell unterging.

Leben ist Sünde. Liebe ist Leid.
Süß ist Vergessen. Schön ist Erinnerung.
Und werden sie alt und stürben gern heut
So ist heut und ist morgen noch lange nicht Zeit
Denn sein Platz muss frei sein. Sein Platz ist bereit.
Und werden sie alt: er ist immer jung
Viele Jahre geht er immer im Soldatenkleid.

Und die Jahre gehen. Noch ist er nicht tot.
Nie ist er tot. Nur kommt er nie wieder mehr.
Eine Kanne bleibt voll und ein Stuhl bleibt leer.
Und sie sparen ihm Bett und sie sparen ihm Brot
Und sie beten für ihn, und leiden sie Not
Sie bitten ihn immer wieder flehend her.

Sie fragen und sagen: sie hören kaum hin.
Sie sehen durch Fenster und sehen doch nicht.
Hörten Windbrausen nicht. Sahn nicht Wolkengehn.
Waren taub, wenn der Regen rann, waren blind, wenn sie Sonne sehn.
Doch die alten Augen in müdem Gesicht
Werden strahlend und jung: sie denken an ihn.
Und glauben sie nur und verzweifeln sie nicht
So wird einmal Licht.

Oh, einmal wird Licht; sonst kann Gott nicht sein -
Und sei's, wenn sie stürben, in letzter Zeit:
Die dunklen Zimmer werden weit.
Und hell im Licht steht einer breit.
Sein Stuhl ist frei. Sein Mahl ist bereit.
Und er bricht ihnen Brot, und er reicht ihnen Wein
Und sie lächeln im Sterben verklärt und befreit
Und gehen sehr leicht in den Himmel ein.

**Bertolt Brecht**
Nachdenkend über die Hölle

Nachdenkend, wie ich höre, über die Hölle
Fand mein Bruder Shelley, sie sei ein Ort
Gleichend ungefähr der Stadt London. Ich
Der ich nicht in London lebe, sondern in Los Angeles
Finde, nachdenkend über die Hölle, sie muss
Noch mehr Los Angeles gleichen.

Auch in der Hölle
Gibt es, ich zweifle nicht, diese üppigen Gärten
Mit den Blumen, so groß wie Bäume, freilich verwelkend
Ohne Aufschub, wenn nicht gewässert mit sehr teurem Wasser.
Und Obstmärkte Mit ganzen Haufen von Früchten, die allerdings
Weder riechen noch schmecken. Und endlose Züge von Autos
Leichter als ihr eigener Schatten, schneller als
Törichte Gedanken, schimmernde Fahrzeuge, in denen
Rosige Leute, von nirgendher kommend, nirgendhin fahren.
Und Häuser, für Glückliche gebaut, daher leerstehend
Auch wenn bewohnt.

Auch die Häuser in der Hölle sind nicht alle hässlich.
Aber die Sorge, auf die Straße geworfen zu werden
Verzehrt die Bewohner der Villen nicht weniger als
Die Bewohner der Baracken.

**Bertolt Brecht**
Nicht, dass ich nicht immer

Nicht, dass ich nicht immer die besten Vorsätze gehabt haben würde
Ich habe es vielleicht nur mit dem Tabak zu stark getrieben
Oder dass es mich vielleicht, als es zu spät war, nicht berührte
Und der Müllereisert hat mir immer gesagt: Lass doch das viele dünne Teesaufen.
Aber mein Grundsatz war: es kann einer Glück haben, nur nicht davonlaufen
Und eines Tages hatte ich richtig ein Drama geschrieben.

Ich hatte kaum was gemerkt, es war mir einfach abgegangen
Ich habe immer so viel mit Grundsätzen auszustehen gehabt
Alles hat bei mir mit Grundsätzen angefangen
Der Tabak sowohl wie die Schnapsgewässer
Ich wollte zuerst reinen Mund halten und habe mich nur verschnappt
Und Orge sagte gleich, so was wird nie mehr besser
Am besten gleich eine Kugel durch den Kopf schießen
Als lange leiden, und wie die Trostsprüche alle hießen.

Und jetzt schreibe ich fast jede Woche eines
Es schmeckt wie Eier im Glase
Ich weiß, eines ist nicht keines
Aber ich glaube, es hängt zusammen mit meiner Adlernase
Und da kann einer nichts machen, das ist längst erwiesen
Und auch ich war einst zu Höhrem geboren.
Orge hat sich einmal verschnappt:
Du hättest das Zeug zu einem Tiger gehabt
Aber die Hoffnung gebe nur ruhig verloren.

**Bertolt Brecht**

Niemals ist das Unvermeidbare unrecht

Niemals ist das Unvermeidbare unrecht
Das ist nicht ungerecht, wenn einer nicht gibt, was er nicht hat

Oder wenn keiner da ist, der etwas hat
Dann erleidet der nichts bekommt
Doch keine Ungerechtigkeit!

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

Nordlandsage

Sie zogen von den Bergen groß und fett mit roten Haaren
Erzerne Waffen in den großen Händen
Die selbst wie ungeschlachte Tiere waren
Sie sangen, dass der blaue Himmel brauste.
Weiber mit flatternden Haaren und ungeheuren
Lenden Klammerten sich an fette und sanftmütige Stiere.
Abends, wenn der Wind im dunkeln Wipfel der Pappeln sauste
Träumen sie allesamt vom blauen Meere.

Darin ersoffen sie bei Kupferneumond wie zu schwere Tiere.

**Bertolt Brecht**

O Falladah, die du hangest!

Ich zog meine Fuhre trotz meiner Schwäche
Ich kam bis zur Frankfurter Allee.
Dort denke ich noch: O je!
Diese Schwäche! Wenn ich mich gehenlasse
Kann's mir passieren, dass ich zusammenbreche.
Zehn Minuten später lagen nur noch meine Knochen auf der Straße.

Kaum war ich da nämlich zusammengebrochen
(Der Kutscher lief zum Telefon)
Da stürzten sich aus den Häusern schon
Hungrige Menschen, um ein Pfund Fleisch zu erben
Rissen mit Messern mir das Fleisch von den Knochen
Und ich lebte überhaupt noch und war gar nicht fertig mit dem Sterben.

Aber die kannte ich doch von früher, die Leute!
Die brachten mir Säcke gegen die Fliegen doch
Schenkten mir altes Brot und ermahnten noch
Meinen Kutscher, sanft mit mir umzugehen.
Einst mir so freundlich und mir so feindlich heute!
Plötzlich waren sie wie ausgewechselt!
Ach, was war mit ihnen geschehen?

Da fragte ich mich: Was für eine Kälte
Muss über die Leute gekommen sein!
Wer schlägt da so auf sie ein
Dass sie jetzt so durch und durch erkaltet?
So helfet ihnen doch! Und tut es in Bälde!
Sonst passiert euch etwas, was ihr nicht für möglich haltet!

**Bertolt Brecht**

Oft in der Nacht träume ich, ich kann
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 7)*

Oft in der Nacht träume ich, ich kann
Meinen Unterhalt nicht mehr verdienen.
Die Tische, die ich mache, braucht
Niemand in diesem Land. Die Fischhändler sprechen
Chinesisch.

Meine nächsten Anverwandten
Schauen mir fremd ins Gesicht
Die Frau, mit der ich sieben Jahre schlief
Grüßt mich höflich im Hausflur und
Geht lächelnd
Vorbei.

Ich weiß
Dass die letzte Kammer schon leer steht
Die Möbel schon weggeräumt sind
Die Matratze schon zerschlitzt
Der Vorhang schon abgerissen ist.
Kurz, es ist alles bereit, mein
Trauriges Gesicht
Zum Erblassen zu bringen.

Die Wäsche, im Hof zum Trocknen aufgehängt
Ist meine Wäsche, ich erkenne sie gut.
Näher hinblickend, sehe ich
Allerdings
Nähte darinnen und angesetzte Stücke.
Es scheint
Ich bin ausgezogen. Jemand anderes
Wohnt jetzt hier und
Sogar in
Meiner Wäsche.

**Bertolt Brecht**
Oh, ihr Zeiten meiner Jugend

Oh, ihr Zeiten meiner Jugend! Immer
Matter wird Erinnerung jetzt schon.
Leichte Schatten! Weiß getünchte Zimmer!
Und darinnen rot Orchestrion.

In den apfellichten Teichen karpften
Wir gefräßig leicht in windiger Flut
Und in himbeerfarbenen Hemden harpften
Wir am Abend im Melonenhut.

O Gekreisch der schnarrenden Gitarren!
Ach, du himmlisch aufgeblähter Hals!
Hosen, die von Schmutz und Liebe starren!
Und in schleimig grünen Nächten: welch Gebalz!

Schläfrig lungern zwischen Weidenstrunken!
Unter apfelgrünem Himmel, o Tabak!
Ach, wie Tauben fliegend, die vom Kirsch betrunken -
Trauriger endend als ein Rupfensack.

Zartes Lammfleisch du, in steifem Linnen.
Ach, schon sucht dich wild der gute Hirt!
Ja, noch weidest du, und rot darinnen
Sitzt ein Herz, das bald verfaulen wird.

**Bertolt Brecht**

Orges Antwort, als ihm ein geseifter Strick geschickt wurde

1

Oft sang er, es wäre ihm sehr recht
Wenn sein Leben besser wär:
Sein Leben sei tatsächlich sehr schlecht -
Jedoch sei es besser als er.

2

Strick und Seife nähme er gerne:
Es sei eine Schweinerei
Wie er auf diesem Sterne
Schmutzig geworden sei.

3

Doch gäbe es Höhen und Täler
Die man noch gar nie gesehn:
Es sei desto rentabler, je wähler-
ischer man sei im - Vorübergehn.

4

Solange die Sonne noch nah sei
Sei es noch nicht zu spät:
Und er warte, solang sie noch da sei
Und - solang sie noch untergeht.

5

Es blieben noch Bäume in Mengen
Schattig und durchaus kommun
Um oben sich aufzuhängen
Oder unten sich auszuruhn.

6

Jedoch seine letzte Realie
Gibt ein Mann nur ungern auf.
Ja, auf seine letzte Fäkalie
Legt er seine Hand darauf.

7

Erst wenn er von Ekel und Hasse
Voll bis zur Gurgel sei:
Schneide er sie, ohne Grimasse
Wahrscheinlich lässig, entzwei.

**Bertolt Brecht**

Orges Gesang

Orge sagte mir:

1

Der liebste Ort, den er auf Erden hab`
Sei nicht die Rasenbank am Elterngrab.

2

Orge sagte mir: Der liebste Ort
Auf Erden war immer der Abort.

3

Dies sei ein Ort, wo man zufrieden ist
Dass drüber Sterne sind und unten Mist.

4

Ein Ort sei einfach wundervoll, wo man
Wenn man erwachsen ist, allein sein kann.

5

Ein Ort der Demut, dort erkennst du scharf
Dass du ein Mensch nur bist, der nichts behalten darf.

6

Ein Ort der Weisheit, wo du deinen Wanst
Für neue Lüste präparieren kannst.

7

Und doch erkennst du dorten, was du bist:
Ein Bursche, der auf dem Aborte - frisst!

**Bertolt Brecht**

Orges Wunschliste

Von den Freuden, die nicht abgewogenen.
Von den Häuten, die nicht abgezogenen.

Von den Geschichten, die unverständlichen.
Von den Ratschlägen, die unverwendlichen.

Von den Mädchen, die neuen.
Von den Weibern, die ungetreuen.

Von den Orgasmen, die ungleichzeitigen.
Von den Feindschaften, die beiderseitigen.

Von den Aufenthalten, die vergänglichen.
Von den Abschieden, die unterschwänglichen.

Von den Künsten, die unverwertlichen.
Von den Lehrern, die beerdlichen.

Von den Genüssen, die aussprechlichen.
Von den Zielen, die nebensächlichen.

Von den Feinden, die empfindlichen.
Von den Freunden, die kindlichen.

Von den Farben, die rote.
Von den Botschaften, der Bote.

Von den Elementen, das Feuer.
Von den Göttern, das Ungeheuer.

Von den Untergehenden, die Lober.
Von den Jahreszeiten, der Oktober.

Von den Leben, die hellen.
Von den Toden, die schnellen.

**Bertolt Brecht**

Paragraf 1

1

*Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.*
- Aber wo geht sie hin?
Ja, wo geht sie wohl hin
Irgendwo geht sie doch hin!
Der Polizist geht aus dem Haus.
- Aber wo geht er hin?
usw.

2

Seht, jetzt marschiert das große Trumm.
- Aber wo marschiert es hin?
Ja, wo marschiert es wohl hin?
Irgendwo marschiert das doch hin!
Jetzt schwenkt es um das Haus herum.
- Aber wo schwenkt es hin?
usw.

3

Die Staatsgewalt macht plötzlich halt.
Da sieht sie etwas stehn.
- Was sieht sie denn da stehn?
Da sieht sie etwas stehn.
Und plötzlich schreit die Staatsgewalt
Sie schreit: Auseinandergehn!
- Warum auseinandergehn?
Sie schreit: Auseinandergehn!

4

Da steht so etwas zusammengeballt
Und etwas fragt: warum?
Warum fragt es denn warum?
Da fragt so was warum!
Da schießt natürlich die Staatsgewalt
Und da fällt so etwas um.
Was fällt denn da so um?
Warum fällt es denn gleich um?

5

Die Staatsgewalt sieht: da liegt was im Kot.
Irgendwas liegt im Kot!
Was liegt denn da im Kot?
Irgendwas liegt doch im Kot.
Da liegt etwas, das ist mausetot
Aber das ist ja das Volk!
Ist denn das wirklich das Volk?
Ja, das ist wirklich das Volk.

**Bertolt Brecht**

Paragraf 111

Lauf, lauf, Prolet, du hast das Recht
Ein Grundstück zu erwerben
Dazu hast du das Recht.
Du hast das Recht am Wannsee
Du hast das Recht am Nikolassee.
Jetzt braucht kein Prolet mehr Hungers zu sterben
Er hat das Recht, ein Grundstück zu erben.
Er hat ein Recht
Das ist nicht schlecht
Er darf etwas erwerben.
2
Halt, halt, Prolet, das Grundstück da
Das hat schon einer erworben.
Dazu hat er das Recht.
Er hat das Recht am Wannsee
Er hat das Recht am Nikolassee.
Da musst du schon warten, bis er gestorben.
Dann hat es wieder ein anderer erworben
Der hat geblecht
Und das war sein Recht
Sonst hättest du was erworben!

**Bertolt Brecht**

**Paragraf 115**

1

Auch für einen Deutschen gibt es freie Stätten
Denn die sind in unserm Sklavendasein unersetzlich
Unersetzlich.
Wenn wir eine Wohnung hätten
Wäre diese Wohnung unverletzlich
Unverletzlich.

2

Niemand dürfte uns in unserer Wohnung stören
Er bekäm sofort die Strafe, welche ihm gebührte
Gebührte.
Diese Wohnung würde uns gehören
Wenn ‘ne Wohnung uns gehören würde
Würde.

3

Da wir leider keine Wohnung kriegen
Sind uns Kellerloch und Brückenbogen unersetzlich
Unersetzlich.
Wenn wir aber auf der Straße liegen
Sind wir dann natürlich auch verletzlich
Verletzlich.

**Bertolt Brecht**

Plärrerlied

Der Frühling sprang durch den Reifen
Des Himmels auf grünen Plan
Da kam mit Orgeln und Pfeifen
Der Plärrer bunt heran.

Dort hab ich ein Kind gesehen
Das hat ein goldenes Haar
Und ihre Augen stehen
Ihr einfach wunderbar.

Und in der Sonne drehen
Die Karusselle dort -
Und wenn sie stille stehen
Dann dreht mein Kopf sich fort.

Nachts ruhn die Karusselle
Wie Milchglasampeln still
Jede Nacht wird sternenhelle
Nun geh es, wie es will!

Nun bin ich trunken, Mädel!
Und trag zu aller Hohn
Statt meinem alten Schädel
Einen neuen Lampion.

Nun mag der Frühling gehen
Ich seh ihn immerdar:
Ich hab ein Kind gesehen
Die hat ein goldenes Haar.

**Bertolt Brecht**

Politische Betrachtungen

Auf dem Stadtweiher fahren sie stundenlang Kahn
Ich sehe das wirklich einfach mit Ekel an.
Kahn fahren, wenn man bis über den Hals verschuldet ist
In so einem Staatswesen, dass das überhaupt geduldet ist!

Ich rauche da nur und sehe auch nur so zu
Und denke mir meinen Teil, ich denke mir: nur so zu
Sie spielen auch Mundharmonika hierzulande
Mundharmonika spielen, und das Land seufzt unter der schwarzen Schande!

Ich denke da kalt, spielt nur weiter und fahrt nur weiter Kahn.
Ich spucke aus, ja, aber weiter geht’s mich nichts an.
Ich sehe nur so zu schon seit einigen Jahren
Ich sehe haarscharf, wohin wir da fahren.

Die Bewohner von Orkney, heißt’s in »Von Pol zu Pol«
Lebten davon, dass sie sich ihre Wäsche wuschen, jawohl
Nur so zu, nur so weiter gemacht noch einige Jahre
Die Assyrer und Babylonier sind ja auch Kahn gefahren.

**Bertolt Brecht**

Prometheus

Das ist die Stunde ihres Triumphes:
Die blauen Wälder sind wie Eisenspiegel aufgebaut.
Sie selbst steht wie ein weiß Gespenst verbrannt im Dunst des Sumpfes.
Der Felsen wächst durch rohe Fetzen meiner Haut.

Aus dem entfleischten Himmel steigt sie nackt
Bleich mit gebleckten Zähnen, ohne Mühe.
Ich lasse sie aufgehen jede Frühe
Und lege mich zum Fraß dem Katarakt.

Und wenn sie's satt hat, dann erbleicht das Gras
In Rauch verhüllt der Himmel sein Gesicht:
Von obenher kam durch den dunklen Himmel ohne Licht
Von dem es heißt: dass er gern Leber fraß.

**Bertolt Brecht**

Prototyp eines Bösen

1

Frostzerbeult und blau wie Schiefer
Sitzend vor dem Beinerhaus
Schlief er. Und aus schwarzem Kiefer
Fiel ein kaltes Lachen aus.
Ach, er spie's wie Speichelbatzen
Auf das Tabernakel hin
Zwischen Fischkopf, toten Katzen:
Als noch kühl die Sonne schien.

2

Aber

3

Wohin geht er, wenn es nachtet
Der von Mutterzähren troff?
Der der Witwen Lamm geschlachtet
Und die Milch der Waisen soff?
Will er, noch im Bauch das Kälbchen
Vor den guten Hirten, wie?
Tief behängt mit Jungfernskälpchen
Vor die Liebe Frau Marie?

4

Ah, er kämmt sich das veralgte
Haar mit Fingern ins Gesicht?
Meint, man sieht so die verkalkte
Freche Schandvisage nicht?
Ach, wie macht er seine böse
Fresse zittern, arm und nackt?
Dass ihn Gott aus Mitleid löse
Oder weil ihn Schauder packt?

5

Sterbend hat er schnell geschissen
Noch auf seine Sterbestatt.
Aber wird man dort wohl wissen
Was er hier gefressen hat?
Kalt hat man ihn mit dem Schlangen-
fraß des Lebens abgespeist.
Will man da von ihm verlangen
Dass er sich erkenntlich weist?

*Darum bitt ich hiemit um Erbarmen*
*Mit den Schweinen und den Schweineträgen!*
*Helft mir bitten, dass auch diese Armen*
*In den Himmel eingehn mögen.*

**Bertolt Brecht**
Psalm im Frühjahr

1. Jetzt liege ich auf der Lauer nach dem Sommer, Jungens.

2. Wir haben Rum eingekauft und auf die Gitarre neue Därme aufgezogen. Weiße Hemden müssen noch verdient werden.

3. Unsere Glieder wachsen wie das Gras im Juni und Mitte August verschwinden die Jungfrauen. Die Wonne nimmt um diese Zeit überhand.

4. Der Himmel füllt sich Tag für Tag mit sanftem Glanz und seine Nächte rauben einem den Schlaf.

**Bertolt Brecht**
Psalm

1. Wir haben nicht mit den Lidern geblinzelt, wie die weißen Wasser uns bis an den Hals gegangen sind;

2. Wir haben Zigarren geraucht, wenn die dunklen braunen Abende uns angefressen haben;

3. Wir haben uns nicht geweigert, wie wir im Himmel ertrunken sind.

4. Die Wasser haben es niemand gesagt, dass sie an unserem Halse waren;

5. In den Zeitungen stand es nicht zu lesen, dass wir geschwiegen haben;

6. Die Himmel hören die Schreie der Ertrinkenden nicht.

7. Also sind wir auf den großen Steinen gesessen wie die Glücklichen;

8. Also haben wir die Grünlinge erschlagen, die von unseren schweigenden Gesichtern redeten.

9. Wer redet von den Steinen?

10. Und wer will wissen, was uns Wasser, Abende und Himmel sind!

**Bertolt Brecht**

Rat an die Schauspielerin C. N.

Erfrische dich, Schwester
An dem Wasser aus dem Kupferkessel mit den Eisstückchen -
Öffne die Augen unter Wasser, wasch sie -
Trockne dich ab mit dem rauen Tuch und wirf
Einen Blick in ein Buch, das du liebst.
So beginne
Einen schönen und nützlichen Tag.

**Bertolt Brecht**

Reden Sie nichts von Gefahr!
*(Aus einem Lesebuch für Städtebewohner 7)*

Reden Sie nichts von Gefahr!
In einem Tank kommen Sie nicht durch ein Kanalgitter:
Sie müssen schon aussteigen.
Ihren Teekocher lassen Sie am besten liegen
Sie müssen sehen, dass Sie selber durchkommen.

Geld müssen Sie eben haben
Ich frage Sie nicht, wo Sie es hernehmen
Aber ohne Geld brauchen Sie gar nicht abzufahren.
Und hier können Sie nicht bleiben, Mann.
Hier kennt man Sie.
Wenn ich Sie recht verstehe
Wollen Sie doch noch einige Beefsteaks essen
Bevor Sie das Rennen aufgeben!

Lassen Sie die Frau, wo sie ist!
Sie hat selber zwei Arme
Außerdem hat sie zwei Beine
(Die Sie nichts mehr angehen, Herr!)
Sehen Sie, dass Sie selber durchkommen!

Wenn Sie noch etwas sagen wollen, dann
Sagen Sie es mir, ich vergesse es.
Sie brauchen jetzt keine Haltung mehr zu bewahren:
Es ist niemand mehr da, der Ihnen zusieht.
Wenn Sie durchkommen
Haben Sie mehr getan, als
Wozu ein Mensch verpflichtet ist.

Nichts zu danken.

**Bertolt Brecht**

Romantik

In einem Frühling kam an ein Gestade
Ein fremdes Schiff, das blau war wie das Meer
Mit schlaffen Segeln und geschlossner Lade
Und ohne Pass und mutterseelenleer.

Viel sonnige Tage lag es dort und viele
Sahn es vom Ufer sonnenhell und nah
Bis es so lang lag, dass die blauen Kiele
Kein Mensch mehr drüben schaukeln sah.

Nur nachts zuweilen hörten sehr Berauschte
In seinem Takelwerk fremde Musik
Und dennoch: keiner, der erstaunend lauschte
Und dennoch: keiner, dem der Wind die Segel bauschte
Nahm Müh und Mut, dass er das Schiff bestieg.

Es folgte einem fremden Sterne
Zu landen einst an einem Riff -
Denn mit dem Lenz in nebelblauer Ferne
Verschwand das blaue geisterhafte Schiff.

**Bertolt Brecht**

Rudern, Gespräche

Es ist Abend. Vorbei gleiten
Zwei Faltboote, darinnen
Zwei nackte junge Männer: Nebeneinander rudernd
Sprechen sie. Sprechend
Rudern sie nebeneinander.

(Bertolt Brecht: Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*Bertolt Brechts (1898-1956) „Bukower Elegien“ können als Muster verstanden werden für die komplette Neudeutung einer alten Gedichtform. Doch während die antike Elegie den Verlust einer ehemals idealen Welt beklagt und ihr bürgerliches Pendant den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit bedichtet.*
*Letztlich um in beiden Fällen staatstragend zu sein, soll - Brechts Anspruch zufolge die Elegie einer kritischen Hinterfragung der eigenen Ansichten dienen.*

Auch heute noch bleibt viel Deutungsspielraum bei Brechts Elegien. Kaum einer der Texte enthält eine „Klage“, wie die Gattung verknappt auch genannt werden könnte. Eher schon markieren diese Gedichte einen Stillstand, eine Art Schweigen vor den politischen Umständen. 1953, kurz nach dem 17. Juni geschrieben, muss der Dichter durch diese Texte seine eigene Ohnmacht erkennen, da der Dialog zwischen den aufbegehrenden Arbeitern, dem SED-Regime und dem Dichter selbst kaum möglich ist.

**Bertolt Brecht**

Ruhig sitz ich bei den Wassern wieder

Ruhig sitz ich bei den Wassern wieder
Mit den gleichen Tieren wie dereinst
Und es stiegen auch die gleichen Lieder
In den Himmel, über die du weinst.

**Bertolt Brecht**

Rutsch mal drei Meter vor . . .

Rutsch mal drei Meter vor
Rutsch mal dreie retour
Nimm mal da die Kohle, leg sie mal dorthin
Denn die sind nun von hier
Und die kommen nun von hier weg
Und drinnen liegt
Und drinnen liegt ein tiefer Sinn.
  Drum, Karl, streck deinen Kragen grad
  Und schmeiß sie mal da rein
  Denn, Karl, das musst du
  Denn, Karl, das musst du.
  Karl, du gehörst zum Proletariat
  Und, Karl, das ganze Proletariat
  Das darf nicht sagen: Nein.
2
Rutsch mal drei Meter vor
Rutsch mal dreie retour
Pack das Eisen da und schmeiß es mal dorthin
Denn das ist nun ein Eisen
Und das wird nun Kanonen
Und die haben
Und die haben einen tiefen Sinn.
  Drum, Karl, streck deinen Kragen grad
  Und schmeiß es mal da rein
  Denn, Karl, das musst du
  Denn, Karl, das musst du.
  Karl, du gehörst zum Proletariat
  Und, Karl, das ganze Proletariat
  Das darf nicht sagen: Nein.
3
Einmal geht’s nur mehr vor
Und dann geht’s nie mehr retour
Und wir beide schmeißen ihnen alles hin
Und unser Eisen wird Häuser
Und unsere Kohle macht warm sie
Und dann kommt in alles
Und dann kommt in alles erst ein Sinn.
  Dann, Karl, streck deinen Kragen grad
  Und schmeiß mal uns was rein
  Denn, Karl, das darfst du
  Denn, Karl, das darfst du.
  Karl, du gehörst zum Proletariat
  Und geht es für das Proletariat
  Dann gibt’s für uns kein Nein.

**Bertolt Brecht**

Sang der Maschinen

1

Hallo, wir wollen mit Amerika sprechen
Über das Atlantische Meer mit den großen Städten
Von Amerika, hallo!
Wir haben uns gefragt, in welcher Sprache
Wir reden sollen, damit man
Uns versteht
Aber jetzt haben wir unsere Sänger beisammen
Die man versteht hier und in Amerika
Und überall in der Welt.
Hallo, hört, was unsere Sänger singen, unsere schwarzen Stars
Hallo, passt auf, wer für uns singt . . .

*Die Maschinen singen.*

2

Hallo, das sind unsere Sänger, unsere schwarzen Stars
Sie singen nicht hübsch, aber sie singen beir Arbeit
Während sie für euch Licht machen, singen sie
Während sie Kleider machen, Zeitungen, Wasserröhren
Eisenbahnen und Lampen, Öfen und Schallplatten
Singen sie.
Hallo, singt gleich noch einmal, weil ihr gerade da seid
Euren kleinen Song über das Atlantische Meer
Mit eurer Stimme, die alle verstehen.

*Die Maschinen wiederholen ihren Song.*

Das ist kein Wind im Ahorn, mein Junge
Das ist kein Lied an den einsamen Stern
Das ist das wilde Geheul unserer täglichen Arbeit
Wir verfluchen es und wir haben es gern
Denn es ist die Stimme unserer Städte
Es ist das Lied, das uns gefällt
Es ist die Sprache, die wir alle verstehen
Und bald ist es die Muttersprache der Welt.

**Bertolt Brecht**

Schlechte Zeit für Lyrik

Ich weiß doch: nur der Glückliche
Ist beliebt. Seine Stimme
Hört man gern. Sein Gesicht ist schön.

Der verkrüppelte Baum im Hof
Zeigt auf den schlechten Boden, aber
Die Vorübergehenden schimpfen ihn einen Krüppel
Doch mit Recht.

Die grünen Boote und die lustigen Segel des Sundes
Sehe ich nicht. Von allem
Sehe ich nur der Fischer rissiges Garnnetz.
Warum rede ich nur davon
Dass die vierzigjährige Häuslerin gekrümmt geht?
Die Brüste der Mädchen
Sind warm wie ehedem.

In meinem Lied ein Reim
Käme mir fast vor wie Übermut.

In mir streiten sich
Die Begeisterung über den blühenden Apfelbaum
Und das Entsetzen über die Reden des Anstreichers.
Aber nur das zweite
Drängt mich zum Schreibtisch.

**Bertolt Brecht**

Sein Ende

Und damit sein Verrecken ein Mond noch beglänze
Verlässt er noch vor seinem Ende die Stadt
Und erreicht mit Hast die ärmliche Grenze
Die der Lärm mit dem Schweigen vereinbart hat.

Und zwischen dreien Wellblechschuppen
Und einem stehengebliebenen Tannenbaum
Verzehrt er seine letzte Suppen
Und verbringt eine letzte Nacht ohne Traum.

Der Vormittag verging mit allerlei Sachen.
Mittags war es noch nicht warm. Wind kam von Norden her
Wolken, die gegen fünf Uhr über den Wäldern aufbrachen
Erreichten ihn nicht mehr.

Gegen Mitternacht versanken drei Kontinente
Gegen Morgen zu verfiel Amerika
Und es war, als er verging, als wär es nie gewesen
Alles, was er sah und was er nicht sah.

**Bertolt Brecht**

Sentimentale Erinnerungen vor einer Inschrift

1

Zwischen gelbem Papier, das mir einst was gewesen
Man trinkt und man liest es - betrunken ist’s besser -
Eine Fotografie. Und darauf steht zu lesen:
REIN. SACHLICH. BÖSE. Das Aug wird mir nässer.

2

Sie wusch sich immer mit Mandelseife
Und von ihr war auch das Frottierhandtuch
Das Tokaierrezept und die Javapfeife
Gegen den Liebesgeruch.

3

Ihr war es ernst. Sie schwamm nicht. Sie dachte.
Sie verlangte Opfer für die Kunst.
Sie liebte die Liebe, nicht den Geliebten, ihr machte
Keiner einen rosa Dunst.

4

Sie lachte, sie duldete keinen Dulder
Sie hatte keine Wanzen im Hirn
Sie hatte den Griff und die kalte Schulter
Mir steht beim Drandenken der Schweiß auf der Stirn.

5

So war sie. Bei Gott, ich wollte, man läse
Auf meinem Grabstein dereinst: Hier ruht
B. B. REIN. SACHLICH. BÖSE.
Man schläft darunter bestimmt sehr gut.

**Bertolt Brecht**

Sentimentales Lied Nr. 78

Ach, in jener Nacht der Liebe
Schlief ich einmal müde ein:
Und ich sah voll grüner Triebe
Einen Baum im Sonnenschein.

Und ich dachte schon im Träume
Von dem Baum im Sonnenschein:
Unter diesem grünen Baume
Will auch ich begraben sein.

Als ich dann an dir erwachte
In dem Linnen weiß und rein:
Ach, in diesem Linnen, dachte
Ich, will ich begraben sein.

Und der Mond schien nun ganz sachte
Still in die Gardinen ein
Und ich lag ganz still und dachte
Wann wird mein Begräbnis sein?

Als ich dann an deinem warmen
Leiblein lag und deinem Bein
Dachte ich, in diesen Armen
Will ich einst begraben sein.

Und ich sah euch wie ein Erbe
Weinend um mein Bette stehn
Und ich dachte: wenn ich sterbe
Müssen sie mich lassen gehn.

Die ihr viel gabt: euch wird’s reuen
Dass ihr mir nicht alles gabt:
Und es wird euch nimmer freuen
Dass ihr mich beleidigt habt.

**Bertolt Brecht**
Serenade

Jetzt wachen nur mehr Mond und Katz
Die Menschen alle schlafen schon
Da trottet übern Rathausplatz
Bert Brecht mit seinem Lampion.

Wenn schon der junge Mai erwacht
Die Blüten sprossen für und für
Dann taumelt trunken durch die Nacht
Bert Brecht mit seinem Klampfentier

Und wenn ihr einst in Frieden ruht
Beseligt ganz vom Himmelslohn
Dann stolpert durch die Höllenglut
Bert Brecht mit seinem Lampion.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000)

*So hat er sich der junge Brecht (1898-1956) gerne gesehen: Als rauschbereiter Bänkelsänger und Nachtmensch, der durch die Straßen der Heimatstadt Augsburg geistert und dort seinen Zeitgenossen mit seinen gitarrengestützten Liedern ein Licht aufsteckt. Kaum dem Gymnasium entlaufen, schrieb der Germanistikstudent Brecht 1918 einige Lieder und Balladen, in denen er mit enormem Selbstbewusstsein auftrumpfte.*

Der sich hedonistisch gebärdende Dichter präsentiert sich als Bürgerschreck und als lasterhafter Zeitgenosse, der seinen zukünftigen Platz in der Hölle sieht, wo er - etwas paradox - selbst im ewigen Feuer trotzig mit seinem „Lampion“ seine Mitwelt illuminiert. Die letzte Strophe zeigt an, dass der Dichter seine Arbeit als sehr beständiges, über den Horizont seines Lebens hinaus wirkendes Projekt glaubt. Wir haben es mit einem Poeten tun, der gegen Selbstzweifel immun scheint.

**Bertolt Brecht**

Sie sagt, sie ist die treuste Frau der Welt

1

Sie sagt, sie ist die treuste Frau der Welt
(Sie werden’s glauben, wenn Sie sie gesehn)
Nur darf sie, sagt sie, niemals etwas trinken, sagt sie
Sonst kann sie, sagt sie, einfach für nichts stehn.
Aber kann man eine solche Frau heiraten?
Und mit ihr vereint durch dieses Leben gehn?
Sie werden mir natürlich davon abraten
Aber haben Sie sie schon einmal gesehn?
Ach, da ist ja nicht ja
Nein ist nicht nein
Der, der sie einmal sah
Geht mit ihr heim.
Aber wenn Sie nicht wolln
Bitte, ich will
Fragen Sie nicht mich, was Sie solln
Wenn Sie nicht zahlen wolln, soll Sie der Teufel holn
Ach, sei’n Sie still!

2

Ich fragte sie, ob sie sehr gerne trinkt
Sie sagte nein, sie hasst nämlich den Wein
Nur darf man, sagt sie, sie nicht überreden, sagt sie
Sonst gibt sie nach, sie sagt sehr ungern nein.
Aber kann man eine solche Frau heiraten?
Und mit ihr vereint durch dieses Leben gehn?
Sie werden mir natürlich davon abraten
Aber haben Sie sie schon einmal gesehn?
Ach, da ist ja nicht ja
Nein ist nicht nein
Der, der sie einmal sah
Geht mit ihr heim.
Aber wenn Sie nicht wolln
Bitte, ich will
Fragen Sie nicht mich, was Sie solln
Wenn Sie nicht zahlen wolln, soll Sie der Teufel holn
Ach, sei’n Sie still!

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

Singende Steyrwägen

Wir stammen
Aus einer Waffenfabrik
Unser kleiner Bruder ist
Der Manlicherstutzen.
Unsere Mutter aber
Eine steyrische Erzgrube.

Wir haben:
Sechs Zylinder und dreißig Pferdekräfte.
Wir wiegen:
Zweiundzwanzig Zentner.
Unser Radstand beträgt:
Drei Meter.
Jedes Hinterrad schwingt geteilt für sich: wir haben
Eine Schwenkachse.
Wir liegen in der Kurve wie Klebestreifen.
Unser Motor ist:
Ein denkendes Erz.

Mensch, fahre uns!!

Wir fahren dich so ohne Erschütterung
Dass du glaubst, du liegst
In einem Wasser.
Wir fahren dich so leicht hin
Dass du glaubst, du musst uns
Mit deinem Daumen auf den Boden drücken und
So lautlos fahren wir dich
Dass du glaubst, du fährst
Deines Wagens Schatten.

**Bertolt Brecht**
Sintflut

Siebenmal
Siehst du nicht her
Aber beim achten Mal
Verdammst du sofort.

**Bertolt Brecht**
Soldatengrab

Bei den Soldaten drunten
Ist auch mein Freund dabei.
Ich hab ihn nicht rausgefunden.
Es ist auch einerlei.
Hat einst gekämpft und gesungen
Mit allen in einer Reih
Hat mit allen den Säbel geschwungen
Und ist mit allen verklungen
Und liegt nun drunten dabei.
Der Wind geht abends darüber
Und singt eine Melodei.
Die macht traurig. Ich weiß nicht worüber;
Es ist auch einerlei.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.)

*Das Wechselspiel, das Rhythmus und Inhalt innerhalb eines Gedichts miteinander veranstalten können, lässt sich sehr schön wahrnehmen an Bert Brechts (1898-1956)* **„***Soldatengrab***“***. In trochäisch-daktylischen Versen wird darin der Verlust eines Kameraden empfunden. Der wehmütige Ton der Strophen wird jedoch vom Rhythmus konterkariert:*

Soldatengräber, so suggeriert das Anfang 1916 entstandene Gedicht, sind nie Gräber Einzelner. Am Rand stehend und herunterblickend, findet der Kamerad seinen Kameraden unter den Toten nicht wieder, er erkennt ihn nicht. Es bleibt nicht bei der konventionellen Totenklage, der Verlust reicht weiter. Als fände hier ein blendendes Stück Verdrängung statt, kann das Ich des Gedichts nicht mehr sagen, worüber es klagt, kann aber der stimmungsvollen Geste elegischen Trauerns nicht entbehren, wie die Zuspitzung der beiden letzten Verse andeutet.

**Bertolt Brecht**

Solidaritätslied

Auf, ihr Völker dieser Erde!
Einigt euch in diesem Sinn:
Dass sie jetzt die eure werde
Und die große Nährerin.
    Vorwärts und nicht vergessen
    Worin unsre Stärke besteht!
    Beim Hungern und beim Essen
    Vorwärts, nie vergessen
    Die Solidarität!

Schwarzer, Weißer, Brauner, Gelber!
Endet ihre Schlächterein!
Reden erst die Völker selber
Werden sie schnell einig sein.
    Vorwärts und nicht vergessen
    Worin unsre Stärke besteht!
    Beim Hungern und beim Essen
    Vorwärts, nie vergessen
    Die Solidarität!

Wollen wir es schnell erreichen
Brauchen wir noch dich und dich.
Wer im Stich lässt seinesgleichen
Lässt ja nur sich selbst im Stich.
    Vorwärts und nicht vergessen
    Worin unsre Stärke besteht!
    Beim Hungern und beim Essen
    Vorwärts, nie vergessen
    Die Solidarität!

Unsre Herrn, wer sie auch seien
Sehen unsre Zwietracht gern
Denn solang sie uns entzweien
Bleiben sie doch unsre Herrn.
    Vorwärts und nicht vergessen
    Worin unsre Stärke besteht!
    Beim Hungern und beim Essen
    Vorwärts, nie vergessen
    Die Solidarität!

Proletarier aller Länder
Einigt euch und ihr seid frei.
Eure großen Regimenter
Brechen jede Tyrannei!
    Vorwärts und nie vergessen
    Und die Frage konkret gestellt
    Beim Hungern und beim Essen:
    Wessen Morgen ist der Morgen?
    Wessen Welt ist die Welt?

**Bertolt Brecht**

Sonett für Trinker

So wie man Fleisch, um es zu essen, klopft
Soll man, um sich am eignen Leib zu weiden
Sich selbst für den Genuss erst zubereiten
(Man nehme Schnaps, der durch den Gaumen tropft).

Der Kopf des Menschen ist zumeist verstopft
Und stets bedroht von seinen Eingeweiden
Doch ist’s »des Mannes Wollust, nicht zu leiden«
Und dies gelingt ihm, wenn er sich entkopft.

Dem Trinker scheint es würdig eines Manns
Seinen Kopf zu behandeln wie seinen Schwanz
Die bittere Milch ist’s, die ihm dies verheißt.

Dem Esser ist Enttäuschung fast gewohnt
Die Sicherheit beginnt erst, wenn er scheißt
Denn nichts zu wollen, ist das, was sich lohnt.

**Bertolt Brecht**

Sonett Nr. 1

Zur Erinnerung an Josef Klein. Enthauptet
wegen Raubmord im Untersuchungsgefängnis
zu Augsburg am 2. Juli 1927.

Ich widme dies Sonett Herrn Josef Klein
Für den ich sonst nichts tun kann, denn man schnitt
Ihm seinen Kopf ab heute früh. Damit
Man weiß, die Welt fällt nicht durch eine Untat ein.

So machten die's mit was aus Fleisch und Bein
Dieweil es angeschnallt auf einem Holzbrett ritt
(Ein Pfaff gab ihm was aus der Bibel mit
Weil der doch weiß, es sieht kein Gott nach Klein.)

Ich aber denke, dass es sich sehr häuft.
Ich wollte wohl, dass solches nicht geschäh
Denn wahrlich, ihre Untat hat kein Z!

Ich möcht nicht, dass man mich mit solchen sitzen säh!
(Höchstens so lang noch, bis das Geld einläuft
Das sie mir schuldig sind für dies Sonett.)

**Bertolt Brecht**

Sonett Nr. 2 (Von Vorbildern)

Durch Jahre suchend, wen ich mir zum Vorbild nähme
(Und nicht, weil ich für einen Guten einen Bessern suche
Ich bin nicht gut, als ich mich ja nicht schäme)
Find ich mir keinen lebend, noch im Buche.

Am meisten sucht ich Unempfindlichkeit
Doch fand ich einen, der nicht sein Gesicht verlor
In roher Welt, so hatte der kein Ohr.
Verlor er nicht sein Herz, so war er nicht gescheit.

Nur die kein Wasser hatten, hatten keine Träne
(Den Hunger sah ich sich von Steinen nähren!)
Und keinen fand ich glücklich - nur zufrieden.

Am Schlusse dacht ich, dass gerade jene
Die für mich mehr als ich gewesen wären
Gerade mich (den sie wohl kannten) mieden.

**Bertolt Brecht**

Sonett Nr. 9 (Über die Notwendigkeit der Schminke)

Die Frauen, welche ihren Schoß verstecken
Vor aller Aug gleich einem faulen Fisch
Und zeigen ihr Gesicht entblößt bei Tisch
Das ihre Herren öffentlich belecken

Sie geben schnell den Leib dem, der mit rauer
Hand lässig ihnen an den Busen kam
Schließend die Augen, stehend an der Mauer
Sehen sie schaudernd nicht, welcher sie nahm.

Wie anders jene, die mit leicht bemaltem Munde
Und stummem Auge aus dem Fenster winkt
Dem, der vorübergeht, und sei es einem Hunde.

Wie wenig lag doch ihr Gesicht am Tage!
Wie höflich war sie doch, von der ich sage
Sie muss gestorben sein: sie ist nicht mehr geschminkt!

**Bertolt Brecht**

Sonett Nr. 12 (Vom Liebhaber)

Gestehn wir’s: leider sind wir schwach im Fleische!
Ich, seit ich meines Freundes Frau geschwächt
Meid ich mein Zimmer jetzt und schlafe schlecht
Und merke nachts: ich horche auf Geräusche!

Dies kommt daher, weil dieser beiden Zimmer
An meines stößt. Das ist es, was mich schlaucht
Dass ich stets höre, wenn er sie gebraucht
Und hör ich nichts, so denk ich: desto schlimmer!

Schon abends, wenn wir drei beim Weine sitzen
Und ich bemerke, dass mein Freund nicht raucht
Und ihm, wenn er sie sieht, die Augen schwitzen

Muss ich ihr Glas zum Überlaufen bringen
Und sie, wenn sie nicht will, zum Trinken zwingen
Damit sie nachts dann nichts zu merken braucht.

**Bertolt Brecht**

Sonett über das Böse

Von Kindheit an sann ich zumeist auf Böses
Doch ist dies schwer, ich habe nichts erfunden
Ich zahlte meine Gier, zu sehen Wunden
An eitle Opfer harmlosen Getöses!

Die gute Tat lag blässlich im Vermächtnis
Sehr toter Leute, nunmehr ohne Neid
Wenn sie nicht kam aus Unvorsichtigkeit
Der Ruhm floss nur aus löchrigem Gedächtnis.

Die Menschheit hat umsonst nach dem geschielet
Der ihr den Kopf gänzlich vom Rumpfe trennte
Wo blieb er? Ach, die wenigen Monumente
Der Erde: ausgeheilte Narben!
Die paar Erwählten haben sie erzielet
So mühsam, dass sie vor der Zeit dran starben.

**Bertolt Brecht**
Sonett über schlechtes Leben

Seit sieben Jahren sitz ich jetzt am Tische
Mit Niedrigkeit und Bosheit Bein an Bein
Und dass er nicht mit Schmutz das karge Wasser mische
Sag ich zum Neid: Ich trink nicht, lass es sein!

Ich esse meine Lust von eurem Teller
Und trinke meine Scham aus eurem Glas
Ich weiß, ihr wünschtet mehr: noch dies und das!
Ich sage: Morgen, Freund, es geht nicht schneller.

Gespräche solcher Art sind nicht erbaulich.
Ich haucht in meine Hand schon hinterm Spind
Und roch an meinem Atem: da roch er faulig.

Da sag ich zu mir selbst: ich sterbe bald.
Seitdem bemerk ich ohne Lust und kalt
Wie langsam mir die kurze Zeit verrinnt.

**Bertolt Brecht**

Sonett vom Sieger

Wo nicht der Platz für eines Ölbaums Schatten war
Entstand ein Kampf von Männern, nicht zu zähmen
Und um ein Feldchen, allen Lebens bar
Zu klein, um ihre Leichen aufzunehmen.

Doch einer kämpfte mit ganz ohne Zweck
Unkenntlich durch Gewalt! Dem alle fluchten!
Als sich die Schlächter nachts zu retten suchten
Stand er noch kämpfend und ging lang nicht weg.

Die meisten schliefen längst und waren’s satt
Als er noch stand und mähte in der Runde
Und als er wegging, war wohl nichts mehr da.

Ich sah ihn weggehn (selbst vom Schauen matt)
Er ging in schlechtem Licht weg, doch ich sah:
Er hatte auf dem Rücken eine Wunde!

**Bertolt Brecht**

Sonett zur Neuausgabe des François Villon

Hier habt ihr aus verfallendem Papier
Noch einmal abgedruckt sein Testament
In dem er Dreck schenkt allen, die er kennt -
Wenn's ans Verteilen geht: schreit, bitte »Hier!«

Wo ist euer Speichel, den ihr auf ihn spiet?
Wo ist er selbst, dem eure Buckel galten?
Sein Lied hat noch am längsten ausgehalten
Doch wie lang hält es wohl noch aus, sein Lied?

Hier, anstatt dass ihr zehn Zigarren raucht
Könnt ihr zum gleichen Preis es noch mal lesen
(Und so erfahren, was ihr ihm gewesen ...)

Wo habt ihr Saures für drei Mark bekommen?
Nehm jeder sich heraus, was er grad braucht!
Ich selber hab mir was herausgenommen …

**Bertolt Brecht**

Sonett

Was ich von früher her noch kannte, war
Sausen von Wasser oder: von einem Wald
Jenseits des Fensters, doch entschlief ich bald
Und lag abwesend lang in ihrem Haar.

Drum weiß ich nichts von ihr als, ganz von Nacht zerstört
Etwas von ihrem Knie, nicht viel von ihrem Hals
In schwarzem Haar Geruch von Badesalz
Und was ich vordem über sie gehört.

Man sagt mir, ihr Gesicht vergäß sich schnell
Weil es vielleicht auf etwas Durchsicht hat
Das leer ist wie ein unbeschriebenes Blatt.

Doch sagte man, ihr Antlitz sei nicht hell
Sie selber wisse, dass man sie vergisst
Wenn sie dies läs, sie wüsst nicht, wer es ist.

**Bertolt Brecht**

Song des Krans Milchsack IV

1

Mein Nam' ist Milchsack Nummer IV
Ich saufe Schmieröl, du saufst Bier
Ich fresse Kohlen, du frisst Brot
Du lebst noch nicht, ich bin noch tot
Ich mache täglich meine Tour
Ich war vor dir hier an der Ruhr
Bist du's nicht mehr, bin ich's noch lang
Ich kenne dich an deinem Gang.
    Freilich, bald seh ich dich nimmer
    Doch ich denke an dich immer
    Denn du hast ja ein Gefühl für mich
    Wir gehören schon zusammen
    Als Genossen, denn wir stammen
    Aus dem Proletariat
    Du und ich.

*2*

Vier schon nannten mich Genosse
Führten mich an meiner Trosse
Einer gab mir Bier zu saufen
Ließ es übern Greifer laufen
Einer schob vor meinen dreckigen Rüssel
Früh zum Waschen seine Schüssel
Einer ließ auf mir vorzeiten
Die Genossen-Jungens reiten.
    Freilich, bald sah ich sie nimmer
    Doch ich denke an sie immer
    Denn sie hatten ein Gefühl für mich
    Wir gehören schon zusammen
    Als Genossen, denn wir stammen
    Aus dem Proletariat
    Sie und ich.

3

Mein erster war ein Mann aus Hamm
Der ging verschütt' am Chemin des Dames
Mein zweiter schluckt' zuviel Kohlenstaub
Und fiel der Lungenseuch zum Raub
Meinem dritten flog ins Aug ein Ruß
Dem zerquetschte ich den Fuß
Mein vierter kam eines Morgens nicht mehr
Der war gestorben an einem Maschinengewehr.
    Freilich, bald seh ich euch nimmer
    Doch ich denke an euch immer
    Denn ihr hattet ein Gefühl für mich
    Wir gehören schon zusammen
    Wir Genossen, denn wir stammen
    Aus dem Proletariat
    Ihr und ich.

**Bertolt Brecht**

Song zur Beruhigung mehrerer Männer

1

Kameraden! Verzaget nicht!
Hängt doch eure Hüte dort an die Tür
Und nehmt euch einen Stuhl
Der breiter ist als ein Mann
Und denkt an euer Haus, das ihr bald baut:
Ihr werdet es bald bekommen
Ihr werdet es sicher bald bekommen (gegebenen Falles)
Es ist schon in Aussicht genommen
Da braucht man euch nur anzuschaun - da sieht man alles.
Doch so große Leute
Erkennt man nicht gleich heute
Denn sie sitzen gleich wie hinter einem Rauch
Aber ihre Taten
Machen großen Schaden
Hurrikane über Florida sind nicht
Was von euch ein Hauch!

2

Kameraden! Habt nur Geduld!
Legt nur eure Füße auf das Klavier
Und seht nicht nach der Uhr
Die schneller ist als ein Mann
Und denkt an Jenny Brown, welche nicht hier:
Ihr werdet sie auch bald kriegen
Ihr werdet sie sicher sehr bald kriegen (gegebenen Falles)
Ihr wollt doch bei ihr liegen?
Da braucht man euch nur anzuschaun - da weiß man alles.
Ja, so große Leute
Erkennt man nicht gleich heute
Denn sie sitzen gleich wie hinter einem Rauch
Aber ihre Taten
Machen großen Schaden
Hurrikane über Florida sind nicht
Was von euch ein Hauch!

3

Kameraden! Habt keine Furcht!
Schneidet eure Zigarren ordentlich ab
Und mischt euch ein Getränk
Das stärker ist als ein Mann
Und denkt an eure Feinde in der Stadt:
Ihr werdet es ihnen besorgen
Ihr werdet es ihnen bestimmt besorgen (gegebenen Falles)
Man wird schon sehen morgen
Da braucht man euch nur anzuschaun - da weiß man alles!
Denn so große Leute
Erkennt man nicht gleich heute
Denn sie sitzen gleich wie hinter einem Rauch!
Aber ihre Taten
Machen großen Schaden

Hurrikane über Florida sind nicht
Was von euch ein Hauch!

**Bertolt Brecht**
Sorgfältig prüf ich

Sorgfältig prüf ich
Meinen Plan: er ist
Groß genug, er ist
Unverwirklichbar.

**Bertolt Brecht**
Sportlied

Kommend aus den vollen Hinterhäusern
Finstern Straßen der umkämpften Städte
Findet ihr euch zusammen
Um gemeinsam zu kämpfen.
Und lernt zu siegen.

Von den Pfennigen der Entbehrung
Habt ihr die Boote gekauft
Und vom Mund abgespart ist das Fahrgeld.
Lernt zu siegen!

Aus den zermürbenden Kämpfen um das Notwendigste
Für wenige Stunden
Findet ihr euch zusammen
Um gemeinsam zu kämpfen.
Und lernt zu siegen!

**Bertolt Brecht**

Sprüche

I
Als ich mich herumgetrieben
Habe ich nichts aufgeschrieben
Weiß nicht, wo mein Hut geblieben
Weiß nicht, wo die vorigen sieben.

II
Traue nicht deinen Augen
Traue deinen Ohren nicht
Du siehst Dunkel
Vielleicht ist es Licht.

**Bertolt Brecht**

Tagesanbruch

Nicht umsonst
Wird der Anbruch jeden neuen Tages
Eingeleitet durch das Krähen des Hahns
Anzeigend seit alters
Einen Verrat.

**Bertolt Brecht**

Tahiti

1

Der Schnaps ist in die Toiletten geflossen
Die rosa Jalousien herab
Der Tabak geraucht, das Leben genossen
Wir segelten nach Tahiti ab.

2

Wir fuhren auf einem Rosshaarkanapee
Stürmisch die Nacht und hoch ging die See
Das Schiff, es schlingert, die Nacht, sie sank weit
Sechs von uns drei hatten die Seekrankheit.

3

Tabak war da, Schnaps, Papier, Irrigator
Das Bettlakensegel von Topp bedient
Mit: Gedde, zieh dich aus, es wird heiß, der Äquator!
Und: Bidi, setz den Hut fest, der Golfstromwind!

4

Kap Good Horn passierend durch Riechgewässer
Welch ein Kampf mit Piraten und eisgrünem Mond!
Welch ein Taifun bei Java! Drei Menschenfresser
Sangen: Nearer, my God! in den Horizont.

5

Hinter Java musste schließlich noch Schnaps fließen
Denn Bidi musste Topp standrechtlich erschießen
Zwei Tage später bekam Gedde von einer Möwe ein Kind
Und sie fuhren weiter zu dritt gegen den Nordpassatwind.

**Bertolt Brecht**

Tannen

In der Frühe
Sind die Tannen kupfern.
So sah ich sie
Vor einem halben Jahrhundert
Vor zwei Weltkriegen
Mit jungen Augen.

**Bertolt Brecht**

Tarpeja

Rom schloss die Tore. Sonst kam keine Änderung.
Alltag und Allnacht. Essen. Schlafen. Zeugen.
Sonst störte keine Ändrung diese Stadt.
Nur nachts - drei Nächte lang - stieg ächzend
Zum grauen hohen Himmel Stöhnen, so
Wie unbewusst ein wildes Tier im Schlaf
Sich wälzt; schwer träumt; und stöhnt.
Ein dünner Rauch zog langsam und verstohlen sternwärts
Vom Kapitol, wo sie wohl Opfer brannten.
Stumm vor den Toren lagerten drei Tage
Wie fremde Bettler die Sabinerhorden.
In Lumpen halb und zerfetztem Leder
Vom raschen Aufbruch und den Wind der Berge
Noch in den Gliedern, Raubvolk, Mordvolk!
Sie dehnten wild drei Tage ihre Körper
Und starrten rudelweis von Fels und Hügel
Brennenden Augs hinüber auf die Stadt
Die ruhig lag und in der Sonne schlief.
Drei Tage zitterten noch ihre Gäule
Vom scharfen Ritt. Drei Tage füllte
Ein dumpfer Lärm die Ebene und nur
Ihr Schweiß stank feindlich auf zum Himmel.
Drei Tage und drei Nächte gingen
Dann kam der letzte Tag und dann kam sie.
Am vierten Abend schlich ein fremdes Weib
Ins Lager, ganz verhüllt, und bot
Fast ohne Wort dem schweigenden Sabiner
Verrat. Ihr Lohn? Sie maß den Führer
Den seine Krieger kaum zu sehen wagten
Mit tiefen dunklen jungen wilden Augen.
Und sagte lauter: nur um Gold. Was sonst?
Für diese Spange, die du trägst! - Und lachte.
Und schweren Atems sprach er sie ihr zu.
Oh, als sie ging, hob ihr der Wind den Mantel
Da sahen alle: schön wie Sünde war sie.
In dieser Nacht verhüllten graue Wolken
Den Rauch vom Kapitol. Die römischen Wachen sangen
Um nicht zu schlafen. Und in dieser Nacht
Schwieg Waffenlärm und Gestampf der müden Gäule.
Doch tausend Bettler harrten vor den Toren.
Sie harrten stumm, gewürgt vom Zorn
Und lautlos, grau und gedrängt, und hoben all die Nacht
Stirnen wie graue Steine reglos hoch. Und all die Nacht
Fiel nicht ein Wort und nicht ein Schild. Die Dämmerung
Sah Funkeln nur vom Erz des Augs und Schilds.
Und all die Nacht war Ruhe über Rom.
Rom fraß und trank und zeugte Rom und schlief.
Dann kam die Frühe. Ja. Und dann kam sie.

Sie stand nicht auf der Mauer überm Tor
Das stumm sich auftat und die Feinde schluckte
Die Bettler einlud, Mord verschlang und Tod -
Im grauen Kleide lehnte sie am Pfosten.
Sie schrie nicht gellend auf. Sie grüßte nicht.
Sie sah nicht rückwärts über ihre Heimat
Die wohl bald brannte, wenn die Sonne kam
In die wie wilde und gefräßige Wellen
Das fremde Mordvolk drang: sie sah es nicht.
Sie sah nur still und starr mit brennenden Augen
Nur in die Weite sah sie, ob er kam.
Sie sah sein Volk nicht. Fühlte, hörte nichts.
Die schrieen nicht, die mit gepressten Lippen
Schulter an Schulter, unaufhaltsam, gierig
Die Heimat würgten - nur die andern
Die andern schrieen. Kinder-, Mütterstimmen
So wild und hell, dass es auch Götter hörten.
Sie hörte nichts. Sie träumte seine Stimme.
Und dann, dann kam er und sie taumelt vor.
Er will vorbei und schlägt den scheuen Gaul
Mit schwerer Peitsche und sieht weit weg, weit
Mit scharfen harten Augen in das Drängen.
Sie aber, grau und trocken schluchzend, wirft sich
Ihm vor den Gaul und schreit, schreit nur ein Wort:
Die Spange! schrie sie, und das Drängen stockte.
Und alle sahn, wie schön sie war. Doch er
Fuhr mit der schweren Hand sich über seine Stirn
So wie man Fliegen wegwischt oder Schweiß und warf
Sehr lässig ihr die Spange zu und sagte:
Deckt dieses Aas mit euren Schilden zu
Dass ich es nicht mehr sehen muss. Und wagte
Doch nicht sie anzusehn und wartete nur mehr
Bis er die Schilde auf sie krachen hörte
Und ihren Schrei und der Soldaten Lachen hörte -
Dann ritt er weg. Den Hügel erzner Schilde
Der die Erschlagne deckte, sah er nicht.
Sie aber hörte die fremden Soldaten nicht mehr
Den Sieg und den Mord und das Sterben begrüßen:
Im frühen Tag lag sie im Schmutz der Gosse
Den goldnen Reif in den zerquetschten Händen
Zum Fraß den Gei’rn da - das schöne Aas.
Und über sie, ganz blind mit schweren Füßen
Schritt stumm und abgewandt das eherne Gesetz.

**Bertolt Brecht**

Teils der Gewohnheit meinesgleichen folgend

Teils der Gewohnheit meinesgleichen folgend, teils dem Auftrag
Habe ich ein Gedicht geschrieben für das Radio
Schildernd den Flug eines Fliegers über das Atlantische Meer
Im vergangenen Jahr.
Ich habe dazu entworfen den genauen Plan seiner Verwendung
Neuer Aufgaben der Apparate im Dienste der Pädagogik
Und alles drucken lassen nach meinem Recht als Schriftsteller.

Nach Wochen das Gedruckte durchlesend
Schien mir der Plan undurchführbar.
Die großen Institutionen
Wurden in ihm angesprochen mit Namen
Der Plan entsprach der genauen
Betrachtung der vorhandenen Apparate
Er deutete kindlich die unverkennbaren Anzeichen
Entstehender Bedürfnisse der Massen
Beruhte auf der zunehmenden Konzentration der Produktionsmittel
Und der Spezialisierung der Arbeitskräfte
Der dringenden Notwendigkeit geistiger Ausbildung möglichst vieler
Zur Bedienung unserer stetig feiner werdenden Maschinen
Und erstrebte zur Ermöglichung für die Arbeit notwendiger Mechanisierung
Eine einfache Schulung des Geistes in der Mechanik.
Viele Gründe ergaben den Plan jener öffentlichen Übung
Neuer Verwendung der vorhandenen ungenützten Apparate
Und entschuldigten ihn vor den Fachleuten, aber
Wie viele Gründe immer dafürsprachen - einer zumindest
Fehlte, den Plan
Auszuführen.
Nachdenkend über jenen Grund, der fehlte
Vielen Gründen gegenüber, die vorhanden waren

*Fragment*

**Bertolt Brecht**

Über das Frühjahr

Lange bevor
Wir uns stürzten auf Erdöl, Eisen und Ammoniak
Gab es in jedem Jahr
Die Zeit der unaufhaltsam und heftig grünenden Bäume.
Wir alle erinnern uns
Verlängerter Tage
Helleren Himmels
Änderung der Luft
Des gewiss kommenden Frühjahrs.
Noch lesen wir in Büchern
Von dieser gefeierten Jahreszeit
Und doch sind schon lange
Nicht mehr gesichtet worden über unseren Städten
Die berühmten Schwärme der Vögel.
Am ehesten noch sitzend in Eisenbahnen
Fällt dem Volk das Frühjahr auf.
Die Ebenen zeigen es
In alter Deutlichkeit.
In großer Höhe freilich
Scheinen Stürme zu gehen:
Sie berühren nur mehr
Unsere Antennen.

**Bertolt Brecht**

Über das Lehren ohne Schüler

Lehren ohne Schüler
Schreiben ohne Ruhm
Ist schwer.

Es ist schön, am Morgen wegzugehen
Mit den frisch beschriebenen Blättern
Zu dem wartenden Drucker, über den summenden Markt
Wo sie Fleisch verkaufen und Handwerkszeug:
Du verkaufst Sätze.

Der Fahrer ist schnell gefahren
Er hat nicht gefrühstückt
Jede Kurve war ein Risiko
Er tritt eilig in die Tür:
Der, den er abholen wollte
Ist schon aufgebrochen.

Dort spricht der, dem niemand zuhört:
Er spricht zu laut
Er wiederholt sich
Er sagt Falsches:
Er wird nicht verbessert.

**Bertolt Brecht**

Über den Einzug der Menschheit in die großen Städte zu Beginn des dritten Jahrtausends

Viele sagen, die Zeit sei alt
Aber ich habe immer gewusst, es sei eine neue Zeit
Ich sage euch: nicht von selber
Wachsen seit zwanzig Jahren Häuser wie Gebirge aus Erz
Viele ziehen mit jedem Jahr in die Städte, als erwarteten sie etwas
Und auf den lachenden Kontinenten
Spricht es sich herum, das große gefürchtete Meer
Sei ein kleines Wasser.

Ich sterbe heut, aber ich habe die Überzeugung
Die großen Städte erwarten jetzt das dritte Jahrtausend
Es fängt an, es ist nicht aufzuhalten, heute schon
Braucht es nur einen Bürger, und ein einziger Mann
Oder Frau reicht aus.

Freilich sterben viele bei den Umwälzungen
Aber was ist es, wenn einer von einem Tisch erdrückt wird
Wenn die Städte sich zusammenschließen:
Diese neue Zeit dauert vielleicht nur vier Jahre
Sie ist die höchste, die der Menschheit geschenkt wird
Auf allen Kontinenten sieht man Menschen, die fremd sind
Die Unglücklichen sind nicht mehr geduldet, denn
Menschsein ist eine große Sache.
Das Leben wird für zu kurz gelten.

**Bertolt Brecht**
Über den Ohm

Immer noch in unseren Städten
Trotz aller Mühe und aller Erfindung
Gibt es haufenweis Unrat.
Trotz Schwemmkanalisation und Baupolizei
Halten sich die Ecken, die den Unrat schützen.
(Sein Geruch ist schon schwach
Dass er ihn nicht mehr verrät.)
Trotz der Bemühungen der Millionen
Geht der Schmutz nicht weg
Der aus alter Zeit stammt.
Das ist das eine.

Und das andere ist:
Der rätselhafte Ohm.
(Nicht zu verwechseln mit Olm
Einem farblosen Tier
In den unterirdischen Gewässern des Karstes.)
Nämlich: es wird in unseren Städten
Zwischen guter und schlechter Rasse
Keiner von beiden zugehörig
Immer noch gesichtet der Ohm.
Viele, die den Ohm noch sahn
Haben den Mond nicht mehr gesehn.

In den Listen wird der Ohm allerdings
Nicht mehr geführt.
Seine Existenz ist rätselhaft
Aber es findet sich niemand
Der das Rätsel lösen will
Obwohl er mit Gütern versehen ist
Und unsere Zeit sehr gierig ist
Findet sich keiner
Der ihn beerben will.

Der Ohm ist vielleicht das einzige Tier
Von dem man nicht weiß, was es frisst
Es ist sogar möglich, dass es nichts frisst
Dann müsste es ein Organ entwickelt haben, das
Ihm ermöglicht
Speise 40 Jahre bei sich zu behalten.
Darauf ließe auch seine Fähigkeit schließen
Über Dinge noch auszusagen
Die nicht mehr bekannt sind, von denen man aber weiß
Dass sie in einem früheren Zeitalter gegessen wurden.

Da das menschenähnliche Tier blind zu sein scheint, verrichtet es
Auf öffentlichen Plätzen seine Notdurft
Vor dem grinsenden Pöbel.

Darunter leidet
Die Ehrfurcht, die das einfache Volk
Sonst fremden Erscheinungen erweist.

Es ist wohl ein Mangel
Unserer schnellebigen Zeit
Dass über ein Tier nicht mehr geforscht wird
Nur weil es ausstirbt.
So ist über die Lebensweise des Ohm
Tatsächlich nichts zu erfahren
Und über seine Wünsche innerhalb des Gemeinwesens
(Soweit es noch Wünsche haben sollte)
Ist höheren Ortes
Nichts mehr bekannt.

**Bertolt Brecht**

Über den richtigen Genuss von Spirituosen

Andere gießen ihr Glas gewöhnlich nur so hinunter
Und kriegen nichts als ein alkoholisches Herz davon weg
Wenn ich trinke, geht die Welt grinsend unter
Und ich bleibe noch eine Minute. Ich sehe darin meinen Lebenszweck.

Ich lese dabei gern die Zeitung, bis meine Hände
Etwas zu zittern beginnen, dann sieht es nicht aus
Als besaufte ich mich mit Absicht. Ich tue gern, als verstände
Ich mich nicht auf Alkohol, denn zu Haus

Hat es mir meine Mutter sehr abgeraten
Es war sozusagen ihr heimlicher Schmerz.
Aber ich bin Schritt für Schritt in seine Klauen geraten
Es wird mir davon etwas leichter. Ich spüre mein rotes Herz.

Ich fühle, dass auch mein niederes Leben nicht umsonst und verfehlt ist
Ich achte die großen Geister. Ich verstehe sie.
Ich sehe die Welt, wie sie ist, und wenn das Bild nicht zu stark gewählt ist
Überfliege ich manchmal sogar wie betrunkene Tauben den Mont Cenis.

Ich höre tatsächlich, Sie werden mir ja nicht glauben wollen
Tabakfelder rauschen in einer Art bitterer Niederung
Ich weiß, sie sind lang seit 4000 Jahren verschollen
Aber sie sind mir wirklich noch eine gewisse Beruhigung.

**Bertolt Brecht**

Über den Schnapsgenuss

In dem grünen Kuddelmuddel
Sitzt ein Aas mit einer Buddel
Grünem Schnaps. (Grünem Schnaps.)
Sitzt ein Aas mit einer Buddel und Herzklaps.
(Und Herzklaps.)
2
Sehet an, Josef, den Keuschen
Zwischen ungeheuren Fleischen
Sitzt und schnullt. (Sitzt und schnullt)
An den Fingern, an den keuschen, aus Unschuld.
(Aus Unschuld.)
3
Sieben Sterne schmecken bitter.
Süß gezupfte Magenzither
Macht sie gut. (Macht sie gut.)
Sieben Lieder, sieben Liter, das gibt Mut.
(Das gibt Mut.)
4
Linsel Klopps ging grad wie’n Meier.
Doch nun ist ihm auch viel freier
Seit er schwankt. (Seit er schwankt.)
Ach, du Schwan in deinem Weiher, sei bedankt.
(Sei bedankt.)

**Bertolt Brecht**

Über Deutschland

Ihr freundlichen bayrischen Wälder, ihr Mainstädte
Fichtenbestandene Rhön, du, schattiger Schwarzwald
Ihr sollt bleiben.
Thüringens rötliche Halde, sparsamer Strauch der Mark und
Ihr schwarzen Städte der Ruhr, von Eisenkähnen durchzogen, warum
Sollt ihr nicht bleiben? Auch du, vielstädtiges Berlin
Unter und über dem Asphalt geschäftig, kannst bleiben und ihr
Hanseatische Häfen bleibt und Sachsens
Wimmelnde Städte, ihr bleibt und ihr schlesischen Städte
Rauchüberzogene, nach Osten blickende, bleibt auch.
Nur der Abschaum der Generäle und Gauleiter
Nur die Fabrikherren und Börsenmakler
Nur die Junker und Statthalter sollen verschwinden.
Himmel und Erde und Wind und das von den Menschen Geschaffene
Kann bleiben, aber
Das Geschmeiß der Ausbeuter, das
Kann nicht bleiben.

**Bertolt Brecht**

Über die Anstrengung

1

Man raucht. Man befleckt sich. Man trinkt sich hinüber.
Man schläft. Man grinst in ein nacktes Gesicht.
Der Zahn der Zeit nagt zu langsam, mein Lieber!
Man raucht. Man geht k . . . . . . Man macht ein Gedicht.

2

Unkeuschheit und Armut sind unsere Gelübde
Unkeuschheit hat oft unsere Unschuld versüßt.
Was einer in Gottes Sonne verübte
Das ist's, was in Gottes Erde er büßt.

3

Der Geist hat verhurt die Fleischeswonne
Seit er die haarigen Hände entklaut
Es durchdringen die Sensationen der Sonne
Nicht mehr die pergamentene Haut.

4

Ihr grünen Eilande der tropischen Zonen
Wie seht ihr aus morgens und abgeschminkt!
Die weiße Hölle der Visionen
Ist ein Bretterverschlag, worin Regen eindringt.

5

Wie sollen wir uns, die Bräute, betören?
Mit Zobelfleischen? Ah, besser mit Gin!
Einem Lilagemisch von scharfen Likören
Mit bittren ersoffenen Fliegen darin.

6

Man säuft sich hinauf bis zum Riechgewässer.
Die Schnäpse verteilt man mit schwarzem Kaffee.
Dies alles verfängt nicht, Maria, 's ist besser
Wir gerben die köstlichen Häute mit Schnee!

7

Mit zynischer Anmut leichter Gedichte
Einer Bitternis mit Orangegeschmack
In Eis gekühlt! malaiisch gepichte
Haare im Auge! o Opiumtabak

8

In windtollen Hütten aus Nankingpapier
O du Bitternisfrohsinn der Welt
Wenn der Mond, dieses sanfte, weiße Getier
Aus den kälteren Himmeln fällt!

9

O himmlische Frucht der befleckten Empfängnis!
Was sahest du, Bruder, Vollkommnes allhier?
Man feiert mit Kirsch sich sein Leichenbegängnis
Und kleinen Laternen aus leichtem Papier.

10

Frühmorgens erwacht, auf haarigen Zähnen
Ein Grinsen sich find't zwischen faulem Tabak.
Auch finden wir oft auf der Zunge beim Gähnen
Einen bitterlichen Orangegeschmack.

**Bertolt Brecht**

Über die Städte (1)

Unter ihnen sind Gossen
In ihnen ist nichts, und über ihnen ist Rauch.
Wir waren drinnen. Wir haben nichts genossen.
Wir vergingen rasch. Und langsam vergehen sie auch.

**Bertolt Brecht**
Über die Städte (2)

Etliche ziehen fort eine halbe Straße
Hinter ihnen werden die Tapeten geweißnet
Niemals sieht man sie wieder. Sie essen
Ein andres Brot, ihre Frauen liegen
Unter anderen Männern mit gleichem Ächzen.
An frischen Morgenden hängen
Aus den gleichen Fenstern Gesichter und Wäsche
Wie ehedem.

**Bertolt Brecht**
Über induktive Liebe

Der große Bacon baute auf Versuche.
‘s wär Zeit, sie in die Liebe einzuführen.
Vielleicht, wir finden, wenn wir uns berühren:
Wir liegen gerne unter einem Tuche.

Und meine Hand, die deine Brüste fand
Sag: ist sie angenehm? Wenn wir’s nur wüssten!
Vielleicht dem Schoß nicht, aber doch den Brüsten?
Vielleicht dem Schoß, und diesem nur die Hand?

Nur dürfte weder Wollen noch Verwehren
Bei dem Versuch das letzte Wort bedeuten.
Erfreuen sollten wir, wenn wir uns freuten.
Aus dem Genießen wachse das Begehren.
Gestattete sie, dass er sie begattet
Ist ihm, sich nicht zu gatten, auch gestattet.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000)

*Einen radikalen, hemmungslosen Hedonismus hatte der Dichter Bertolt Brecht (1898-1956) zu seinem Lebensprinzip erhoben: Besonders in der erotischen Kolonisierung von Frauen entwickelte er große Fertigkeiten, die meist zur emotionalen Zerreißprobe für seine diversen Geliebten wurden. In einem 1938 entstandenen Sonett schlägt Brechts lyrisches Alter Ego einen gleichsam wissenschaftlichen Umgang mit der Liebe vor.*

Das Gedicht ist dem Philosophen Francis Bacon (1561-1626) und dessen Einführung der empirischen Methode in die Wissenschaften gewidmet. Die „Induktion“ geht von der Beobachtung des Einzelfalls aus, um daraus auf vergleichbare Fälle zu schließen, die nicht beobachtet worden sind. Brecht propagiert den Liebesgenuss als Experiment, das durch Erprobung unterschiedlichster Liebestechniken zur weiteren Aktivierung des Begehrens beiträgt. Brechts promiskuitive Neigungen vertrugen sich schlecht mit der Moral seiner Zeit - der Dichter als Pascha taugt auch heute kaum zur Vorbildfigur.

**Bertolt Brecht**

Über Kleists Stück »Der Prinz von Homburg«

O Garten, künstlich in dem märkischen Sand!
O Geistersehn in preußischblauer Nacht!
O Held, von Todesfurcht ins Knien gebracht!
Ausbund von Kriegerstolz und Knechtsverstand!

Rückgrat, zerbrochen mit dem Lorbeerstock!
Du hast gesiegt, doch war's dir nicht befohlen.
Ach, da umhalst nicht Nike dich! Dich holen
Des Fürsten Büttel feixend in den Block.

So sehen wir ihn denn, der da gemeutert
Durch Todesfurcht gereinigt und geläutert
Mit Todesschweiß kalt unterm Siegeslaub.

Sein Degen ist noch neben ihm: in Stücken.
Tot ist er nicht, doch liegt er auf dem Rücken:
Mit allen Feinden Brandenburgs in Staub.

**Bertolt Brecht**

Um das Leben zu schätzen

1

Nicht in die Schlacht wirf
Feldherr, alle! Einige
Lass das Fleisch einholen
Und wenn
Einer dir in den Himmel schaut:
Auch dann
Schaff uns den Sieg!

2

Am Abend nach der Schlacht -
Es war alles verloren -
Zeigte ein Soldat dem großen Alexander
Ihn am Leben zu halten
Eine Wachtel im Gesträuch.

Um das Leben zu schätzen
Meinte der Soldat
Genügt ein Stück Käse.

3

Ohne zu rechnen
Die gelben frühen, neugedruckten Bücher
Das Autofahren, Fliegen, Blumenpflanzen
Die abendlichen Berge, nicht gesehenen Städte
Die Männer, die Frauen.

**Bertolt Brecht**

Unbezahlbar ist
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 12)*

Unbezahlbar ist
Ein breiter Kopf.
Er tut das, was Sie auch getan hätten.
Er tut viel weniger, als Sie annehmen!
Er ist im Bilde.

Wo andere noch einen Ausweg sehen
Da gibt er auf.
An eine Sache, die Schwierigkeiten macht
Glaubt er nicht. Warum
Sollte eine Sache, die im allgemeinen Interesse liegt
Schwierigkeiten machen?

Einen breiten Kopf erkennt man daran
Dass er Appetit an Äpfeln hat
Wenn genügend Leute
Appetit nach Äpfeln haben und
Für alle diese genug Äpfel da sind.

Sind Sie ein breiter Kopf?
Dann sehen Sie zu, dass die Stadt wächst
Das Geschäftsleben blüht und
Die Menschheit sich noch vermehrt!

**Bertolt Brecht**

Und immer wieder gab es Abendröte

1

Und immer wieder gab es Abendröte
Geruch von Asphalt und von Thymian
Sie harrten immer drauf, dass er sie töte
Er aber, lässig, dachte nicht daran.

2

Die Himmel, strahlend wie die großen Lügen
Sie narrten sie: das alles hielt sie auf.
Er wollte wissen, wie lang sie's ertrügen
Sie aber, hilflos, kamen nicht darauf.

3

Und wenn sie fragten, ob er denn dann wünsche
Dass sie verzichteten, dann schwieg er auch.
Und ließ sie stehen in den dunklen Büschen
Und sagte nichts und hüllte sich in Rauch.

4

Sie aber sagten ja ins Ungewisse
Und gaben's auf und sanken in die Knie
Und schon vergingen ihre Bitternisse
(Und etwas früher noch vergingen sie).

**Bertolt Brecht**

Und wenn wir’s überlegen

Und wenn wir’s überlegen
Wir können nicht lang groß sein
Der Wind kommt und der Regen
Und machen uns eilig klein
Elendiglich und klein
Muss der Mensch dürfen sein.

**Bertolt Brecht**

Unsere Erde zerfällt

1

Unsre Erde zerfällt, doch die Erde rollt weiter
O Tier, von der roten Sonne behext!
Aus dem Aasloch Europa erhebt sich befreiter
Ein neues Geschlecht, und es dehnt sich und wächst.

2

Unter den fiebrigen Abendröten der Untergänge
Wandern Schwärme von neuen Menschen her
Über die Meere rollen sie so wie junge Gesänge
Über das schwarze Land und das gelbe ölige Meer.

3

Er spuckt auf die Häuser, die Dächer mit Fieber
Der Himmel genügt ihm mit Orion und Bär
Auf Kästen morschen Holzes jagt er lieber
Hinter den Haien, die nach ihm hungern, her.

4

Er ist furchtbar im Lieben: sie hasste den Schwachen!
Sie wickeln sich ein zu zweien in Haut
Für die Kinder lässt er ihr nichts als sein Lachen
Das sie an weißen Zähnen am Morgen in Dämmerung schaut.

5

Und an einem Weib, das sich einst ihm im Halse verbissen
Hautlos im Finstern, und er war jung
Erkannte er sich, und es schlug sein Gewissen
Und seine Eltern traten vor ihn aus Dämmerung.

6

Seine Eltern, das waren weißzähnige Tiere
Er erkannte sie gut und wie niemals das Einmaleins.
Mit dem Schrei in dem Hals, mit den Krallen der viere
Dem Geruch für den Wind und das Fleisch ihres Feinds.

7

Seit dem Tag ist er ganz aus den Städten verschlagen
Er flieht verstört der Eroberung zu ...
Oh, die Röten und Blässen der Himmel jagen
Sich von jetzt an für ihn wie die eigene Ruh!

8

Und Sonnen gehn auf mit jedem Öffnen der Lider
Und Abendröten für ihn! für ihn!
Bäume, wie er jung, schlagen ihn nieder
Und sein Sturz reißt ihn über neue Gegenden hin.

9

Seine Seele ist scheu, und der Himmel wird blässer
Wenn er denken soll mit dem Hirn statt den Knien
Er prüft jedes Wort wie ein schwarzes Gewässer
Ob es seicht und warm genug ist für ihn.

10

Und noch hat er die bittere Nacht in den Gelenken
Die Angst vor dem Licht in der Falte der Haut!
Nachts findet er blind die schwärzlichen Tränken

Und er schläft mit der Eule ein, wenn es graut.

11

Doch schon ist Gelächter, Lachen, oh, Lachen!
In ihm, des Lasziven Kindergemüt!
Doch noch Erz sein Gesicht, nur den tausendfachen
Windhauch spürt man, der ängstlich darüberflieht!

**Bertolt Brecht**

Unsere Feinde sagen

Unsere Feinde sagen: Der Kampf ist zu Ende.
Aber wir sagen: Er hat angefangen.

Unsere Feinde sagen: Die Wahrheit ist vernichtet.
Aber wir sagen: Wir wissen sie noch.

Unsere Feinde sagen: Auch wenn die Wahrheit noch gewusst wird
Kann sie nicht mehr verbreitet werden.
Aber wir verbreiten sie.

Es ist der Vorabend der Schlacht.
Es ist das Schmieden unserer Kader.
Es ist das Studium des Kampfplans.
Es ist der Tag vor dem Fall
Unserer Feinde.

**Bertolt Brecht**

Vergnügungen

Der erste Blick aus dem Fenster am Morgen
Das wiedergefundene alte Buch
Begeisterte Gesichter
Schnee, der Wechsel der Jahreszeiten
Die Zeitung
Der Hund
Die Dialektik
Duschen, Schwimmen
Alte Musik
Bequeme Schuhe
Begreifen
Neue Musik
Schreiben, Pflanzen
Reisen
Freundlich sein.

1954

aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

*Für einen Moment der Ich-Inventur hat der politischste aller Dichter, der seinem Gedicht stets einen „Gebrauchswert“ abverlangte, seine strikt gesellschaftskritischen Maximen außer Kraft gesetzt. In seinem um 1954 entstandenen Gedicht „Vergnügungen“, das kurz nach den* Buckower Elegien *geschrieben wurde, wählt Bertolt Brecht (1898–1956) das Register einer fast privaten Einfachheit. So scheint es – auf den ersten Blick.*

Aber die Liste der privaten „Vergnügungen“ erweist sich als zutiefst politisch. Denn in seinen Glückskatalog hat Brecht auch Dinge eingeschmuggelt, die ins Soziale weisen. Nicht nur den Blick aus dem Fenster, den Hund und die sentimentalische Offenheit für „alte“ und „neue Musik“ hat der Dichter auf seine Agenda der Vergnügungen gesetzt, sondern auch die alten Tugenden des gelehrten Marxisten: die „Dialektik“ und das „Begreifen“. Auch die Freude über „begeisterte Gesichter“ verweist ja auf einen gesellschaftlichen Kontext. Schließlich wird die Hoffnung auf die gesellschaftliche Wirksamkeit des Schriftstellers formuliert: „Schreiben“ und „Pflanzen“ werden als produktive Tätigkeiten im Vers aneinander gebunden.

**Bertolt Brecht**

Verhalten in der Fremde

1

Früher
Lebend in dem Land, in dem ich geboren war
Gebrauchte auch ich meine Ellbogen in dem Gewühl
Wünschte abgefertigt zu werden nach der Reihe
Setzte mich, wenn die andern saßen und verlangte
Dass mir gehalten wurde, was mir unterschrieben war.

*2*

Wer auf seiner gerechten Forderung nicht besteht, handelt unsittlich.
Wer sein Recht wegwirft, lässt das Recht verfaulen.
Wer den Rohling nicht zurechtweist, ermutigt die Roheit.
Wer nicht isst vom gemeinsamen Tisch, beschädigt die Gewissen der Esser.

3

Jetzt
Lebe ich in fremdem Land, verjagt aus meiner Heimat
Stehe vor Sitzenden, mache Platz den nach mir Gekommenen
Und schweige, wenn ich angeschrieen werde.

4

Seitdem wünschte ich: es gäbe
Kein Recht, das der Mangel erzeugt.
Keine Abfertigung nach der Reihe, aber
Auch keinen Mangel an Zeit. Keine
Unterschiede der Person, aber auch
Keine Aufgaben, die nicht gelöst sind. Kein
Platzanbieten noch Platzfordern, sondern
Genügend Stühle.

5

Also: es möchte
Allen vergönnt sein, sich so zu benehmen wie
In der Fremde.

(Wenn der auf seiner gerechten Forderung nicht Bestehende unsittlich handelt
Wenn der sein Recht Wegwerfende das Recht verfaulen lässt
Wenn der den Rohling nicht Zurechtweisende die Roheit ermutigt
Der nicht vom gemeinsamen Tisch Essende die Gewissen der Esser beschädigt
So beweist das: dass vermeidbarer Mangel herrscht.)

**Bertolt Brecht**

Verjagt mit gutem Grund

Ich bin aufgewachsen als Sohn
Wohlhabender Leute. Meine Eltern haben mir
Einen Kragen umgebunden und mich erzogen
In den Gewohnheiten des Bedientwerdens
Und unterrichtet in der Kunst des Befehlens. Aber
Als ich erwachsen war und um mich sah
Gefielen mir die Leute meiner Klasse nicht
Nicht das Befehlen und nicht das Bedientwerden
Und ich verließ meine Klasse und gesellte mich
Zu den geringen Leuten.

So
Haben sie einen Verräter aufgezogen, ihn unterrichtet
In ihren Künsten, und er
Verrät sie dem Feind.
Ja, ich plaudere ihre Geheimnisse aus. Unter dem Volk
Stehe ich und erkläre
Wie sie betrügen, und sage voraus, was kommen wird, denn ich
Bin in ihre Pläne eingeweiht.
Das Lateinisch ihrer bestochenen Pfaffen
Übersetze ich Wort für Wort in die gewöhnliche Sprache, da
Erweist es sich als Humbug. Die Waage ihrer Gerechtigkeit
Nehme ich herab und zeige
Die falschen Gewichte. Und ihre Angeber berichten ihnen
Dass ich mit den Bestohlenen sitze, wenn sie
Den Aufstand beraten.

Sie haben mich verwarnt und mir weggenommen
Was ich durch meine Arbeit verdiente. Und als ich mich nicht besserte
Haben sie Jagd auf mich gemacht, aber
Da waren
Nur noch Schriften in meinem Haus, die ihre Anschläge
Gegen das Volk aufdeckten. So
Haben sie einen Steckbrief hinter mir hergesandt
Der mich niedriger Gesinnung beschuldigt, das ist:
Der Gesinnung der Niedrigen.

Wo ich hinkomme, bin ich so gebrandmarkt
Vor allen Besitzenden, aber die Besitzlosen
Lesen den Steckbrief und
Gewähren mir Unterschlupf. Dich, höre ich da
Haben sie verjagt mit
Gutem Grund.

**Bertolt Brecht**

Verlangt nicht zuviel Klugheit

Verlangt nicht zuviel Klugheit:
Da ist nicht soviel Klugheit nötig, einzusehen
Dass eins mehr als keins ist.

Rechnet nicht nur mit der Verlässlichkeit:
Seinen einzigen Helfer
Wird schon keiner verlassen.
Zählt nicht nur auf die Mutigen:
Ihr Leben zu retten
Sind die meisten mutig genug.

**Bertolt Brecht**

Verlust eines wertvollen Menschen

Du hast einen wertvollen Menschen verloren.
Dass er von dir ging, ist kein Beweis
Dass er nicht wertvoll ist. Gib zu:
Du hast einen wertvollen Menschen verloren.

Du hast einen wertvollen Menschen verloren.
Er ging von dir, weil du einer guten Sache dienst
Und er ging zu einer nichtigen. Und dennoch, gib zu:
Du hast einen wertvollen Menschen verloren.

**Bertolt Brecht**

Verwisch die Spuren

Trenne dich von deinen Kameraden auf dem Bahnhof
Gehe am Morgen in die Stadt mit zugeknöpfter Jacke
Suche dir Quartier, und wenn dein Kamerad anklopft:
Öffne, oh, öffne die Tür nicht
Sondern
Verwisch die Spuren!

Wenn du deinen Eltern begegnest in der Stadt Hamburg oder sonstwo
Gehe an ihnen fremd vorbei, biege um die Ecke, erkenne sie nicht
Zieh den Hut ins Gesicht, den sie dir schenkten
Zeige, oh, zeige dein Gesicht nicht
Sondern
Verwisch die Spuren!

Iss das Fleisch, das da ist! Spare nicht!
Gehe in jedes Haus, wenn es regnet, und setze dich auf jeden Stuhl, der da ist
Aber bleibe nicht sitzen! Und vergiss deinen Hut nicht!
Ich sage dir:
Verwisch die Spuren!

Was immer du sagst, sag es nicht zweimal
Findest du deinen Gedanken bei einem andern: verleugne ihn.
Wer seine Unterschrift nicht gegeben hat, wer kein Bild hinterließ
Wer nicht dabei war, wer nichts gesagt hat
Wie soll der zu fassen sein!
Verwisch die Spuren!

Sorge, wenn du zu sterben gedenkst
Dass kein Grabmal steht und verrät, wo du liegst
Mit einer deutlichen Schrift, die dich anzeigt
Und dem Jahr deines Todes, das dich überführt!
Noch einmal:
Verwisch die Spuren!

(Das wurde mir gelehrt.)

**Bertolt Brecht**

Vier Aufforderungen an einen Mann von verschiedener Seite zu verschiedenen Zeiten

Hier hast du ein Heim
Hier ist Platz für deine Sachen.
Stelle die Möbel um nach deinem Geschmack
Sage, was du brauchst
Da ist der Schlüssel
Hier bleibe.

Es ist eine Stube da für uns alle
Und für dich ein Zimmer mit einem Bett.
Du kannst mitarbeiten im Hof
Du hast deinen eigenen Teller
Bleibe bei uns.

Hier ist deine Schlafstelle
Das Bett ist noch ganz frisch
Es lag erst ein Mann drin.
Wenn du heikel bist
Schwenke deinen Zinnlöffel in dem Bottich da
Dann ist er wie ein frischer
Bleibe ruhig bei uns.

Das ist die Kammer
Mach schnell, oder du kannst auch dableiben
Eine Nacht, aber das kostet extra.
Ich werde dich nicht stören
Übrigens bin ich nicht krank.
Du bist hier so gut aufgehoben wie woanders.
Du kannst also dableiben.

**Bertolt Brecht**

Vision in Weiß

1. Nachts erwache ich schweißgebadet am Husten, der mir den Hals einschnürt. Meine Kammer ist zu eng. Sie ist voll von Erzengeln.

2. Ich weiß es: ich habe zuviel geliebt. Ich habe zuviel Leiber gefüllt, zuviel orangene Himmel verbraucht. Ich soll ausgerottet werden.

3. Die weißen Leiber, die weichsten davon, haben meine Wärme gestohlen, sie gingen dick von mir. Jetzt friere ich. Man deckt mich mit vielen Betten zu, ich ersticke.

4. Ich argwöhne: man wird mich mit Weihrauch ausräuchern wollen. Meine Kammer ist überschwemmt mit Weihwasser. Sie sagen: ich habe die Weihwassersucht. Das ist dann tödlich.

5. Meine Geliebten bringen ein bisschen Kalk mit, in den Händen, die ich geküsst habe. Es wird die Rechnung präsentiert über die orangenen Himmel, die Leiber und das andere. Ich kann nicht bezahlen.

6. Lieber sterbe ich. - Ich lehne mich zurück. Ich schließe die Augen. Die Erzengel klatschen.

**Bertolt Brecht**

Vom armen B. B.

1

Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern.
Meine Mutter trug mich in die Städte hinein
Als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder
Wird in mir bis zu meinem Absterben sein.

2

In der Asphaltstadt bin ich daheim. Von allem Anfang
Versehen mit jedem Sterbsakrament:
Mit Zeitungen. Und Tabak. Und Branntwein.
Misstrauisch und faul und zufrieden am End.

3

Ich bin zu den Leuten freundlich. Ich setze
Einen steifen Hut auf nach ihrem Brauch.
Ich sage: Es sind ganz besonders riechende Tiere
Und ich sage: Es macht nichts, ich bin es auch.

4

In meine leeren Schaukelstühle vormittags
Setze ich mir mitunter ein paar Frauen
Und ich betrachte sie sorglos und sage ihnen:
In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.

5

Gegen Abend versammle ich um mich Männer
Wir reden uns da mit »Gentlemen« an.
Sie haben ihre Füße auf meinen Tischen
Und sagen: Es wird besser mit uns. Und ich frage nicht: Wann?

*6*

Gegen Morgen in der grauen Frühe pissen die Tannen
Und ihr Ungeziefer, die Vögel, fängt an zu schrein.
Um die Stunde trink ich mein Glas in der Stadt aus und schmeiße
Den Tabakstummel weg und schlafe beunruhigt ein.

7

Wir sind gesessen, ein leichtes Geschlechte
In Häusern, die für unzerstörbare galten
(So haben wir gebaut die langen Gehäuse des Eilands Manhattan
Und die dünnen Antennen, die das Atlantische Meer unterhalten).

8

Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind!
Fröhlich machet das Haus den Esser: er leert es.
Wir wissen, dass wir Vorläufige sind
Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.

9

Bei den Erdbeben, die kommen werden, werde ich hoffentlich
Meine Virginia nicht ausgehen lassen durch Bitterkeit
Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen
Aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter in früher Zeit.

**Bertolt Brecht**

Vom Brot und den Kindlein

1

Sie haben nicht gegessen
Das Brot im hölzernen Schrein
Sie riefen, sie wollten essen
Lieber die kalten Stein.

2

Es ist das Brot verschimmelt
Weil's keiner essen will.
Es blickte mild zum Himmel
Da sagte der Schrank ihm still:

3

»Die werden sich noch stürzen
Auf ein Stückelein Brot
Mit wenigen Gewürzen
Nur für des Leibes Not.«

4

Es sind die Kindlein gangen
Viele Straßen weit.
Da mussten sie ja gelangen
Außer die Christenheit.

5

Und bei den Heiden da hungern
Kindlein dürr und blass.
Es geben ihnen die Heiden
Keinem irgendwas.

6

Sie würden sich gerne stürzen
Auf ein Stückelein Brot
Mit wenigen Gewürzen
Nur für des Leibes Not.

7

Das Brot aber ist verschimmelt
Gefressen von dem Vieh.
Woll's Gott, es hat einst der Himmel
Ein kleines Gewürzlein für sie.

**Bertolt Brecht**

Vom ertrunkenen Mädchen

1

Als sie ertrunken war und hinunterschwamm
Von den Bächen in die größeren Flüsse
Schien der Opal des Himmels sehr wundersam
Als ob er die Leiche begütigen müsse.

2

Tang und Algen hielten sich an ihr ein
So dass sie langsam viel schwerer ward.
Kühl die Fische schwammen an ihrem Bein
Pflanzen und Tiere beschwerten noch ihre letzte Fahrt.

3

Und der Himmel ward abends dunkel wie Rauch
Und hielt nachts mit den Sternen das Licht in Schwebe.
Aber früh ward er hell, dass es auch
Noch für sie Morgen und Abend gebe.

4

Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war
Geschah es (sehr langsam), dass Gott sie allmählich vergaß
Erst ihr Gesicht, dann die Hände und ganz zuletzt erst ihr Haar.
Dann ward sie Aas in Flüssen mit vielem Aas.

**Bertolt Brecht**

Vom François Villon

1

François Villon war armer Leute Kind
Ihm schaukelte die Wiege kühler Föhn.
Von seiner Jugend unter Schnee und Wind
War nur der freie Himmel drüber schön.
    François Villon, den nie ein Bett bedeckte
    Fand früh und leicht, dass kühler Wind ihm schmeckte.

2

Der Füße Bluten und des Steißes Beißen
Lehrt ihn, dass Steine spitzer sind als Felsen.
Er lernte früh den Stein auf andre schmeißen
Und sich auf andrer Leute Häuten wälzen.
    Und wenn er sich nach seiner Decke streckte:
    So fand er früh und leicht, dass ihm das Strecken schmeckte.

3

Er konnte nicht an Gottes Tischen zechen
Und aus dem Himmel floss ihm niemals Segen.
Er musste Menschen mit dem Messer stechen
Und seinen Hals in ihre Schlinge legen.
    Drum lud er ein, dass man am Arsch ihn leckte
    Wenn er beim Fressen war und es ihm schmeckte.

4

Ihm winkte nicht des Himmels süßer Lohn
Die Polizei brach früh der Seele Stolz
Und doch war dieser auch ein Gottessohn. -
    Ist er durch Wind und Regen lang geflohn
    Winkt ganz am End zum Lohn ein Marterholz.

5

François Villon starb auf der Flucht vorm Loch
Vor sie ihn fingen, schnell, im Strauch, aus List -
Doch seine freche Seele lebt wohl noch
Lang wie dies Liedlein, das unsterblich ist.
    Als er die viere streckte und verreckte
    Da fand er spät und schwer, dass auch dies Strecken schmeckte.

**Bertolt Brecht**

Vom fünften Rad

Wir sind bei dir in der Stunde, wo du erkennst
Dass du das fünfte Rad bist
Und deine Hoffnung von dir geht.
Wir aber
Erkennen es noch nicht.

Wir merken
Dass du die Gespräche rascher treibst
Du suchst ein Wort, mit dem
Du fortgehen kannst
Denn es liegt dir daran
Kein Aufsehen zu machen.

Du erhebst dich mitten im Satz
Du sagst böse: du willst gehen
Wir sagen: Bleibe! und erkennen
Dass du das fünfte Rad bist.
Du aber setzest dich.

Also bleibst du sitzen bei uns in der Stunde
Wo wir erkennen, dass du das fünfte Rad bist.
Du aber
Erkennst es nicht mehr.

Lass es dir sagen: du bist
Das fünfte Rad
Denke nicht, ich, der ich’s dir sage
Bin ein Schurke
Greife nicht nach einem Beil, sondern greife
Nach einem Glas Wasser.

Ich weiß, du hörst nicht mehr
Aber
Sage nicht laut, die Welt sei schlecht
Sage es leis.

Denn nicht die vier sind zuviel
Sondern das fünfte Rad
Und nicht schlecht ist die Welt
Sondern
Voll.

(Das hast du schon sagen hören.)

**Bertolt Brecht**

Vom Kind, das sich nicht waschen wollte

Es war einmal ein Kind
Das wollte sich nicht waschen.
Und wenn es gewaschen wurde, geschwind
Beschmierte es sich mit Aschen.

Der Kaiser kam zu Besuch
Hinauf die sieben Stiegen
Die Mutter suchte nach einem Tuch
Das Schmutzkind sauber zu kriegen.

Ein Tuch war grad nicht da
Der Kaiser ist gegangen
Bevor das Kind ihn sah
Das Kind konnt’s nicht verlangen.

**Bertolt Brecht**

Vom Klettern in Bäumen

1

Wenn ihr aus eurem Wasser steigt am Abend -
Denn ihr müsst nackt sein, und die Haut muss weich sein -
Dann steigt auch noch auf eure großen Bäume
Bei leichtem Wind. Auch soll der Himmel bleich sein.
Sucht große Bäume, die am Abend schwarz
Und langsam ihre Wipfel wiegen, aus!
Und wartet auf die Nacht in ihrem Laub
Und um die Stirne Mahr und Fledermaus!

2

Die kleinen harten Blätter im Gesträuche
Zerkerben euch den Rücken, den ihr fest
Durchs Astwerk stemmen müsst; so klettert ihr
Ein wenig ächzend höher ins Geäst.
Es ist ganz schön, sich wiegen auf dem Baum!
Doch sollt ihr euch nicht wiegen mit den Knien
Ihr sollt dem Baum so wie sein Wipfel sein:
Seit hundert Jahren abends: er wiegt ihn.

**Bertolt Brecht**

Vom kriegerischen Lehrer

Da war der Lehrer Huber
Der war für den Krieg, für den Krieg.
Wenn er sprach vom Alten Fritzen
Sah man sein Auge blitzen
Aber nie bei Wilhelm Pieck.

Da kam die Waschfrau Schmitten
Die war gegen Dreck, gegen Dreck.
Sie nahm den Lehrer Huber
Und steckt’ ihn in den Zuber
Und wusch ihn einfach weg.

**Bertolt Brecht**

Vom Mitmensch

1

Schon als ein Mann, die Monde zählend
Ihn auszog wie an einem Stiel
Schrie er laut auf, als er rot, elend
Und klein aus einem Weibe fiel.
Sie warteten. Mit Schwamm und Leinen!
Sie grüßten mit Trompetenschall.
Sie wuschen mit gerührtem Weinen
Den Kot ihm ab. (Auf jeden Fall.)

2

Von nun an sind sie ihm gewogen.
Er ist ihr Kind, er ist ihr Mann.
Sie rühren, wenn er ausgezogen
Den Tünchnerkalk mit Tränen an.
Und wenn er frisst, so sind sie heiter
Sie sehen strahlend seinen Mist.
Er sieht: sie tragen schwarze Kleider
Wenn ihm sein Hund verendet ist.

3

Sie tun ihr Wort in seine Zähne.
Er sagt's. Sie haben's schon gesagt.
Es nagt das Bein an die Hyäne
Und die Hyän' ist angenagt.
Und nennt er seine Wolken Schwäne
So schimpfen sie ihn hungrig blind
Und zeigen ihm, dass seine Zähne
Genau wie ihre Zähne sind.

4

Sie setzen sich in seine Träume
(Da, wo er wohnt, sind ihre Räume).
Sie schlachten ihm ihre letzte Kuh
(Und schauen ihm beim Essen zu).
Versalzen's mit gerührten Tränen
Und gehen, wenn er's isst, nicht fort.
Sie zählen grinsend seine Zähne
Und warten gläubig vorm Abort.

5

Und um ihm menschlich nah zu kommen
Drehen sie ihm ihre Schwester an
Und netzen sie mit Bibelsprüchen
So dass er sie besteigen kann.
Und ihm lächelnd das Glied anfeuchtend
Wünschen sie angenehme Ruh.
Und ihn mit Scheinwerfern beleuchtend
Hören sie ihm durch Drähte zu.

6

Denn sie sind keine Ungeheuer
Und er ist nicht der gute Hirt
Sie legen die Hand für ihn ins Feuer

Und weinen, wenn er schwächer wird.
Dann zeigen sie ihm rote Bälge
Und sagen, wenn er sie vertrieb:
Das Ding, das die Geliebte melke
Das sei die Frucht, die von ihm blieb.
7
Er lebt in Furcht vor ihrem Grauen
Wenn sein Gefühl ihn überschwemmt.
Denn nahmen ihm die Haut die Schlauen
So ließen sie ihm doch das Hemd.
Er trug den Leib in manchem Hemde
Verstohlen durch das Tageslicht.
Er starb. Und die Geliebte kämmte
Ihm schnell die Haare ins Gesicht.
8
Sie hat an seinem Leib gelegen
Sie hat ihn satt der Welt gemacht
Sie sah sich seine Lider regen
Sie hat sein Schlafen überwacht.
Sie hat ihm ihre Sklavenkette
Tief in sein mildes Fleisch gewetzt
Er hat ihr auf dem Totenbette
Sein letztes Wort noch übersetzt.

**Bertolt Brecht**

Vom Schiffschaukeln

1. Man muss die Knie vorwerfen wie eine königliche Dirne, als ob man an Knien hinge. Die sehr groß sind. Und purpurne Todesstürze in den nackten Himmel, und man fliegt nach oben, bald mit dem Steiß, bald mit dem vorderen Gesicht. Wir sind völlig nackt, der Wind tastet durch die Gewänder. So wurden wir geboren.

2. Nie hört die Musik auf. Engel blasen in einem kleinen Panreigen, dass er fast platzt. Man fliegt in den Himmel, man fliegt über die Erde, Schwester Luft, Schwester! Bruder Wind! Die Zeit vergeht und nie Musik.

3. Nachts um 11 Uhr werden die Schaukeln geschlossen, damit der liebe Gott weiterschaukeln kann.

**Bertolt Brecht**

Vom schlechten Gebiss

1

Zahnlos von vielem Brombeernschlecken
Katzbalgerei und Zähneblecken
Unschuldig ein Kind, keusch wie ein Greis
Verfliegt mir mein Leben in solcher Weis':

2

Wohl zermalme ich Steine mit meinem Kiefer
Aber mein Zahnfleisch ist blau wie Schiefer!
Darum jeden Tag mit dem Gaumen gekaut
Dass mir das Pack in den Magen schaut?!

3

Viele Weiber trollten mit mir in Lumpen
Aber seit ich diese verfaulten Stumpen
Im Maul hab, bin für sie ich kein Mann
Der Fleisch einfach zerreißen kann.

4

Viele Jahre ging ich herum, einen Kiefer voll Zähne
Und es dankte mir niemals so eine Hyäne.
Jetzt seh ich, dessen Bild in ihren Hirnen schwankt
Dass ich alles nur meinen Zähnen verdankt.

5

Verachtet und boshaft, wurde ich mit den Jahren kälter
Und begab mich ganz auf die metaphysischen Felder.
Gemieden von mir, bin ich seit Tag und Jahr
Dem Schnaps verfallen mit Haut und Haar.

**Bertolt Brecht**

Vom Schwimmen in Seen und Flüssen

1

Im bleichen Sommer, wenn die Winde oben
Nur in dem Laub der großen Bäume sausen
Muss man in Flüssen liegen oder Teichen
Wie die Gewächse, worin Hechte hausen.
Der Leib wird leicht im Wasser. Wenn der Arm
Leicht aus dem Wasser in den Himmel fällt
Wiegt ihn der kleine Wind vergessen
Weil er ihn wohl für braunes Astwerk hält.

2

Der Himmel bietet mittags große Stille.
Man macht die Augen zu, wenn Schwalben kommen.
Der Schlamm ist warm. Wenn kühle Blasen quellen
Weiß man: ein Fisch ist jetzt durch uns geschwommen.
Mein Leib, die Schenkel und der stille Arm
Wir liegen still im Wasser, ganz geeint
Nur wenn die kühlen Fische durch uns schwimmen
Fühl ich, dass Sonne überm Tümpel scheint.

3

Wenn man am Abend von dem langen Liegen
Sehr faul wird, so, dass alle Glieder beißen
Muss man das alles, ohne Rücksicht, klatschend
In blaue Flüsse schmeißen, die sehr reißen.
Am besten ist's, man hält's bis Abend aus.
Weil dann der bleiche Haifischhimmel kommt
Bös und gefräßig über Fluss und Sträuchern
Und alle Dinge sind, wie's ihnen frommt.

4

Natürlich muss man auf dem Rücken liegen
So wie gewöhnlich. Und sich treiben lassen.
Man muss nicht schwimmen, nein, nur so tun, als
Gehöre man einfach zu Schottermassen.
Man soll den Himmel anschaun und so tun
Als ob einen ein Weib trägt, und es stimmt.
Ganz ohne großen Umtrieb, wie der liebe Gott tut
Wenn er am Abend noch in seinen Flüssen schwimmt.

**Bertolt Brecht**

Vom Sprengen des Gartens

O Sprengen des Gartens, das Grün zu ermutigen!
Wässern der durstigen Bäume! Gib mehr als genug. Und
Vergiss nicht das Strauchwerk, auch
Das beerenlose nicht, das ermattete
Geizige! Und übersieh mir nicht
Zwischen den Blumen das Unkraut, das auch
Durst hat. Noch gieße nur
Den frischen Rasen oder den versengten nur:
Auch den nackten Boden erfrische du.

**Bertolt Brecht**

Von dem Gras und Pfefferminzkraut

Ich habe den Geschmack von Pfefferminzkraut
Auf meiner Zunge und Geruch vom Grase
Ich liege in den Brennesseln zum Spaße
Und wälz mich auf den Fetzen meiner rohen Haut.
Ich hab das Schilf vom kleinen Fluss zerkaut
Und mit den dicken Steinen Unzucht getrieben
Als ich keine Haut mehr hatte von dem Lieben
Habe ich den kleinen Himmel angeschaut.
Ich kenne dieses Gras in meinem Hosensack
Von Jugend auf. Und als es noch klein war.
Es kratzt mir den Hals oft im Genack
Und wuchs viel schneller als mein Augenhaar
Ich sah es Unzucht treiben schon im Kindesalter
(Es war ein wunderbarer schwarzer Falter.)
Wir standen gut zusammen jedenfalls
Es liebte bang und lang nur meinen Hals.

**Bertolt Brecht**

Von den großen Männern

1
Die großen Männer sagen viele dumme Sachen
Sie halten alle Leute für dumm
Und die Leute sagen nichts und lassen sie machen
Dabei geht die Zeit herum.
2
Die großen Männer essen aber und trinken
Und füllen sich den Bauch
Und die andern Leute hören von ihren Taten
Und essen und trinken auch.
3
Der große Alexander, um zu leben
Brauchte die Großstadt Babylon
Und es hat andere Leute gegeben
Die brauchten sie nicht. Du bist einer davon.
4
Der große Kopernikus ging nicht schlafen
Er hatte ein Fernrohr in der Hand
Und rechnete aus: die Erde drehe sich um die Sonne
Und glaubte nun, dass er den Himmel verstand.
5
Der große Bert Brecht verstand nicht die einfachsten Dinge
Und dachte nach über die schwierigsten, wie zum Beispiel das Gras
Und lobte den großen Napoleon
Weil er auch aß.
6
Die großen Männer tun, als ob sie weise wären
Und reden sehr laut - wie die Tauben.
Die großen Männer sollte man ehren
Aber man sollte ihnen nicht glauben.

**Bertolt Brecht**

Von den Resten älterer Zeiten

Immer noch steht zum Beispiel der Mond
Über den Neubauten die Nächte her
Unter den Dingen aus Kupfer
Ist er
Der Unbrauchbarste. Schon
Erzählen die Mütter von Tieren
Die Wägen zogen, Pferde geheißen.
Freilich in den Gesprächen der Kontinente
Kommen sie nicht mehr vor mit ihrem Namen:
An den großen neuen Antennen
Ist von alter Zeit
Nichts mehr bekannt.

**Bertolt Brecht**

Von den Sündern in der Hölle

1

Die Sünder in der Hölle
Haben's heißer, als man glaubt.
Doch fließt, wenn einer weint um sie
Die Trän mild auf ihr Haupt.

2

Doch die am ärgsten brennen
Haben keinen, der drum weint
Die müssen an ihrem Feiertag
Drum betteln gehn, dass einer greint.

3

Doch keiner sieht sie stehen
Durch die die Winde wehn.
Durch die die Sonne scheint hindurch
Die kann man nicht mehr sehn.

4

Da kommt der Müllereisert
Der starb in Amerika
Das wusste seine Braut noch nicht
Drum war kein Wasser da.

5

Es kommt der Caspar Neher
Sobald die Sonne scheint
Dem hatten sie, Gott weiß warum
Keine Träne nachgeweint.

6

Dann kommt George Pfanzelt
Ein unglückseliger Mann
Der hatte die Idee gehabt
Es käm nicht auf ihn an.

7

Und dort die liebe Marie
Verfaulet im Spital
Kriegt keine Träne nachgeweint:
Der war es zu egal.

8

Und dort im Lichte steht Bert Brecht
An einem Hundestein
Der kriegt kein Wasser, weil man glaubt
Der müsst im Himmel sein.

9

Jetzt brennt er in der Höllen
Oh, weint, ihr Brüder mein!
Sonst steht er am Sonntagnachmittag
Immer wieder dort an seinem Hundestein.

**Bertolt Brecht**

Von den verführten Mädchen

1

Zu den seichten, braun versumpften Teichen
Wenn ich alt bin, führt mich der Teufel hinab.
Und er zeigt mir die Reste der Wasserleichen
Die ich auf meinem Gewissen hab.

2

Unter sehr getrübten Himmeln schwammen
Lässig und müde sie in die Hölle hinein
Wie ein Geflechte von Algen, alle zusammen
Wollen dort auf meine Kosten sein.

2

Ihre faulen entzündeten Leiber gaben
Einst mir Glut, die ich selber mir angefacht
Die den orangenen Tag mit mir genossen haben
Sie entzogen sich der düsteren Nacht.

3

Satt und bequem, als die schöne Speisung vorüber
Stießen aus Faulheit sie mich in Gewissensqual
Versauten die Erde mir, machten den Himmel mir trübe
Ließen mir einen entzündeten Leib und kein Bacchanal.

**Bertolt Brecht**

Von der Freundlichkeit der Welt

1

Auf die Erde voller kaltem Wind
Kamt ihr alle als ein nacktes Kind.
Frierend lagt ihr ohne alle Hab
Als ein Weib euch eine Windel gab.

2

Keiner schrie euch, ihr wart nicht begehrt
Und man holte euch nicht im Gefährt.
Hier auf Erden wart ihr unbekannt
Als ein Mann euch einst nahm an der Hand.

3

Von der Erde voller kaltem Wind
Geht ihr all bedeckt mit Schorf und Grind.
Fast ein jeder hat die Welt geliebt
Wenn man ihm zwei Hände Erde gibt.

**Bertolt Brecht**

Von der Kindesmörderin Marie Farrar

1

Marie Farrar, geboren im April
Unmündig, merkmallos, rachitisch, Waise
Bislang angeblich unbescholten, will
Ein Kind ermordet haben in der Weise:
Sie sagt, sie habe schon im zweiten Monat
Bei einer Frau in einem Kellerhaus
Versucht, es abzutreiben mit zwei Spritzen
Angeblich schmerzhaft, doch ging's nicht heraus.
   Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
   Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

2

Sie habe dennoch, sagt sie, gleich bezahlt
Was ausgemacht war, sich fortan geschnürt
Auch Sprit getrunken, Pfeffer drin vermahlt
Doch habe sie das nur stark abgeführt.
Ihr Leib sei zusehends geschwollen, habe
Auch stark geschmerzt, beim Tellerwaschen oft.
Sie selbst sei, sagt sie, damals noch gewachsen.
Sie habe zu Marie gebetet, viel erhofft.
   Auch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
   Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

3

Doch die Gebete hätten, scheinbar, nichts genützt.
Es war auch viel verlangt. Als sie dann dicker war
Hab ihr in Frühmetten geschwindelt. Oft hab sie geschwitzt
Auch Angstschweiß, häufig unter dem Altar.
Doch hab den Zustand sie geheimgehalten
Bis die Geburt sie nachher überfiel.
Es sei gegangen, da wohl niemand glaubte
Dass sie, sehr reizlos, in Versuchung fiel.
   Und ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
   Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

4

An diesem Tag, sagt sie, in aller Früh
Ist ihr beim Stiegenwischen so, als krallten
Ihr Nägel in den Bauch. Es schüttelt sie.
Jedoch gelingt es ihr, den Schmerz geheimzuhalten.
Den ganzen Tag, es ist beim Wäschehängen
Zerbricht sie sich den Kopf; dann kommt sie drauf
Dass sie gebären sollte, und es wird ihr
Gleich schwer ums Herz. Erst spät geht sie hinauf.
   Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
   Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

5

Man holte sie noch einmal, als sie lag:
Schnee war gefallen, und sie musste kehren.
Das ging bis elf. Es war ein langer Tag.
Erst in der Nacht konnt sie in Ruhe gebären.

Und sie gebar, so sagt sie, einen Sohn.
Der Sohn war ebenso wie andere Söhne.
Doch sie war nicht, wie andre Mütter sind, obschon -
Es liegt kein Grund vor, dass ich sie verhöhne.
Auch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.
6
So lasst sie also weiter denn erzählen
Wie es mit diesem Sohn geworden ist
(Sie wolle davon, sagt sie, nichts verhehlen)
Damit man sieht, wie ich bin und du bist.
Sie sagt, sie sei, nur kurz im Bett, von Übel-
keit stark befallen worden, und allein
Hab sie, nicht wissend, was geschehen sollte
Mit Mühe sich bezwungen, nicht zu schrein.
Und ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.
7
Mit letzter Kraft hab sie, so sagt sie, dann
Da ihre Kammer auch eiskalt gewesen
Sich zum Abort geschleppt und dort auch (wann
Weiß sie nicht mehr) geborn ohn Federlesen
So gegen Morgen zu. Sie sei, sagt sie
Jetzt ganz verwirrt gewesen, habe dann
Halb schon erstarrt, das Kind kaum halten können
Weil es in den Gesindabort hereinschnein kann.
Und ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.
8
Dann zwischen Kammer und Abort - vorher, sagt sie
Sei noch gar nichts gewesen - fing das Kind
Zu schreien an, das hab sie so verdrossen, sagt sie
Dass sie's mit beiden Fäusten, ohne Aufhörn, blind
So lang geschlagen habe, bis es still war, sagt sie.
Hierauf hab sie das Tote noch durchaus
Zu sich ins Bett genommen für den Rest der Nacht
Und es versteckt am Morgen in dem Wäschehaus.
Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
Denn alle Kreatur braucht Hilf vor allem.
9
Marie Farrar, geboren im April
Gestorben im Gefängnishaus zu Meißen
Ledige Kindesmutter, abgeurteilt, will
Euch die Gebrechen aller Kreatur erweisen.
Ihr, die ihr gut gebärt in saubern Wochenbetten
Und nennt »gesegnet« euren schwangeren Schoß
Wollt nicht verdammen die verworfnen Schwachen
Denn ihre Sünd war schwer, doch ihr Leid groß.
Darum, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

**Bertolt Brecht**

Von der Willfährigkeit der Natur

Ach, es kommt ja der Krug mit der schäumenden Milch auch
Noch zu des Alten zahnlos geiferndem Mund.
Ach, es reibt sich dem flüchtenden Schlächter
Noch am Bein der Liebe heischende Hund.

Ach, dem Mann, der das Kind missbraucht hinterm Dorfe
Neigen sich Ulmen noch mit schönem und schattigem Laub.
Und es empfiehlt eure blutigen Spuren, ihr Mörder
Unserm Vergessen der blinde, freundliche Staub.

So auch vermischt der Wind die Schreie von sinkenden Booten
Vorbedacht mit dem Säuseln des Blattwerks im Innern des Lands
Und er hebt höflich der Magd vor dem syphilitischen Fremden
Dass er die lustigen Beine sähe, den Zipfel des armen Gewands.

Und es deckt das tiefe, wollüstige Du eines Weibes
Nachts das Geflenn des erschreckten Vierjährigen zu in der Ecke des Raums.
Und in die Hand, die das Kind schlug, drängt sich der Apfel
Schmeichlerisch aus der Ernte des jährlich üppiger wachsenden Baums.

Ach, wie glänzt das klare Auge des Kindes
Wenn der Vater den Kopf des Ochsen zu Boden zwingt und das Messer aufschnellt!
Und wie wogen die Busen der Weiber, an denen einst Kinder gehangen
Wenn durchs Dorf der kriegrische Marsch der Manöverkapelle gellt.

Ach, unsre Mütter sind käuflich, es werfen sich weg unsre Söhne
Denn nach jedwedigem Eiland späht die Mannschaft des brüchigen Kahns!
Und ihm ist genug auf der Welt, dass der Sterbende kämpft, doch die Frühe
Noch zu erleben und noch das dritte Krähen des Hahns.

**Bertolt Brecht**

Von des Cortez Leuten

Am siebten Tage unter leichten Winden
Wurden die Wiesen heller. Da die Sonne gut war
Gedachten sie zu rasten. Rollten Branntwein
Von ihren Wägen, machten Ochsen los.
Die schlachteten sie gegen Abend. Da es kühl wurd
Schlug man vom Holz des nachbarlichen Sumpfes
Armdicke Äste, knorrig, gut zu brennen.
Dann schlangen sie gewürztes Fleisch hinunter
Und fingen singend um die neunte Stunde
Mit Trinken an. Die Nacht war kühl und grün.
Mit heisrer Kehle, tüchtig vollgesogen
Mit einem letzten, kühlen Blick nach großen Sternen
Entschliefen sie gen Mitternacht am Feuer.
Sie schlafen schwer, doch mancher wusste morgens
Dass er die Ochsen einmal brüllen hörte.
Erwacht gen Mittag, sind sie schon im Wald.
Mit glasigen Augen, schweren Gliedern, heben
Sie ächzend sich aufs Knie und sehen staunend
Armdicke Äste, knorrig, um sie stehen
Höher als mannshoch, sehr verwirrt, mit Blattwerk
Und kleinen Blüten süßlichen Geruchs.
Es ist sehr schwül schon unter ihrem Dach
Das sich zu dichten scheint. Die heiße Sonne
Ist nicht zu sehen, auch der Himmel nicht.
Der Hauptmann brüllt als wie ein Stier nach Äxten.
Die liegen drüben, wo die Ochsen brüllten.
Man sieht sie nicht. Mit rauen Flüchen stolpern
Die Leute im Geviert, ans Astwerk stoßend
Das zwischen ihnen durchgekrochen war.
Mit schlaffen Armen werfen sie sich wild
In die Gewächse, die leicht zittern, so
Als ginge leichter Wind von außen durch sie.
Nach Stunden Arbeit pressen sie die Stirnen
Schweißglänzend finster an die fremden Äste.
Die Äste wuchsen und vermehrten langsam
Das schreckliche Gewirr. Später, am Abend
Der dunkler war, weil oben Blattwerk wuchs
Sitzen sie schweigend, angstvoll und wie Affen
In ihren Käfigen, von Hunger matt.
Nachts wuchs das Astwerk. Doch es musste Mond sein
Es war noch ziemlich hell, sie sahn sich noch.
Erst gegen Morgen war das Zeug so dick
Dass sie sich nimmer sahen, bis sie starben.
Den nächsten Tag stieg Singen aus dem Wald.
Dumpf und verhallt. Sie sangen sich wohl zu.
Nachts ward es stiller. Auch die Ochsen schwiegen.
Gen Morgen war es, als ob Tiere brüllten
Doch ziemlich weit weg. Später kamen Stunden
Wo es ganz still war. Langsam fraß der Wald
In leichtem Wind, bei guter Sonne, still
Die Wiesen in den nächsten Wochen auf.

**Bertolt Brecht**

Von He

1

Hört, Freunde, ich singe euch das Lied von He, der Dunkelhäutigen, meiner Geliebten über sechzehn Monate bis zu ihrer Auflösung.

2

Sie wurde nicht alt, sie hatte wahllose Hände, sie verkaufte die Haut für eine Tasse Thee und sich selbst für eine Peitsche! Sie lief sich müd zwischen den Weiden, He!

3

Sie reichte sich dar wie eine Frucht, aber sie wurde nicht angenommen. Viele hatten sie im Maul und spien sie wieder aus, He, die Gute! He, die Geliebte!

4

Sie wusste, was eine Frau ist im Hirn, aber nicht mit den Knien, sie wusste den Weg, wo es hell war mit den Augen, aber im Dunkeln wusste sie ihn nicht.

5

Nachts war sie elend, blind vor Eitelkeit, He, und die Frauen sind Nachttiere und sie war kein Nachttier.

6

Sie war nicht weise wie Bie, die Liebliche, die Pflanze Bie, sie lief immerfort herum und ihr Herz war ohne Gedanken.

7

Darum starb sie im fünften Monat des Jahres 20, eines schnellen Todes, heimlich, als niemand hinsah, und ging hin wie eine Wölke, von der es heißt: sie war nie gewesen.

**Bertolt Brecht**

Von seiner Sterblichkeit

Mir sagte der Arzt: Rauchen Sie ruhig Ihre Virginien!
Um die Ecke muss schließlich mit oder ohne ein jeder.
In der Schleimhaut meiner Pupille z. B. sind krebsige Linien
Daran sterbe ich früher oder später.

Natürlich braucht einer deswegen nicht zu verzagen
So einer kann noch lange leben.
Er kann sich den Leib voll mit Hühnern und Brombeeren schlagen
Einmal natürlich reißt es ihn eben.

Dagegen aber richtet keiner was aus, weder mit Schnaps noch mit Schlichen
So ein Krebs wächst heimlich, ohne dass man ihn spürt.
Und womöglich bist du schon ausgestrichen
Und hast eben noch deine Braut zum Altare geführt.

Mein Onkel z. B. trug noch gebügelte Hosen
Als er schon lange gezeichnet war.
Er sah aus wie’s Leben, aber es waren Kirchhofsrosen
Und an ihm war kein gesundes Haar.

Da gibt es Leute, die haben es in der Familie
Aber sie gestehen es sich nicht ein.
Sie verwechseln nicht Ananas mit Petersilie
Aber ihr Krebs kann ein Leistenbruch sein.

Mein Großvater wiederum wusste genau, was ihm blühte
Und lebte vorsichtig, peinlich nach dem Rezept.
Und brachte es so auf fünfzig Jahre, dann war er es müde
Aber so hätte freilich kein Hund einen Tag gelebt.

Unsereiner weiß: es ist keiner zu beneiden.
Jeder hat sein Kreuz, wie er immer war.
Ich selber habe ein Nierenleiden
Ich darf nichts trinken seit Tag und Jahr.

**Bertolt Brecht**

Vor Jahren in meiner verflossenen Arche

1

Vor Jahren in meiner verflossenen Arche
Zur Zeit der Allerseelenstürme ein Weib
Die fuhr mit ins Schwarze. Immer schwankten um uns die Bohlen
Doch sie gab einen Halt, gab mir in die Hand ihren Leib.

2

In mancher orangenen Frühe zwischen den Hölzern
Knie an Knie noch während der Sturmwind schrie
Nachts sind schwarze Regen aus Sternenhöhen gefallen
Und ihr trunkener Takt war in unserem Knie.

3

Wohl verließen wir uns an einer Küste, im Riffgebiet
Das Schiff war auch leck. Der Abschied leicht. Ich war satt:
Wir sahen uns, bleich von der Lieb noch in die Augen.
Viele Wochen noch war das Meer mir glatt.

4

Nach vierzehn Jahren werde ich von Haiti kommen
Vom Fieber geschüttelt und von Salzwind nass
Sie wiedersehen ohne Gesicht, verdummt und verschwommen
Und darüber lachen: denn ich liebe auch das.

**Bertolt Brecht**

Vorbildliche Bekehrung eines Branntweinhändlers

1

Hinter Gläsern, an dem Schanktisch mit den
Schweren Lidern, Lippen violett
Trüben Augen in dem schweißigen Antlitz
Sitzt ein Branntweinhändler bleich und fett.
Seine schmierigen Finger zählen
Geld in einen Sack hinein
In des Branntweins ölige Lache
Sinkt sein Kopf, und er schläft ein.

2

Und sein schwerer Leib, er wälzt sich ächzend
Kalter Schweiß klebt auf der Stirn wie Schleim
Und in seinem schwammigen Gehirne
Sucht ein schrecklich böser Traum ihn heim.
Und er träumt: er ist im Himmel
Und er muss vor Gottes Thron
Und trinkt Schnaps vor Angst und ist nun
Bis zum Halse voll davon.

3

Sieben Englein halten ihn umringet
Und er schwankt in seinen beiden Knien
Doch sie führen ihn, den Branntweinhändler
Stumm vor Gottes weißen Thron nun hin.
Seine schweren Lider heben
Kann er nicht in Gottes Licht
Und er fühlt die Zunge kleben
Blau, mit scheußlichem Gewicht.

4

Und er sieht sich um nach einer Hilfe
Und er sieht in grünem Algenlicht:
Vierzehn Waisenkindlein schwimmen weinend
Flussab mit vergehendem Gesicht.
Und er sagt: es sind nur sieben
Weil ich so besoffen bin.
Doch er sagt es nicht: die Zunge
Will nicht an die Zähne hin.

5

Und er sieht sich um nach einer Hilfe
Bei den Männern, die er karten sieht
Und er schreit: ich bin der Branntweinhändler!
Doch sie schreien ihr besoffen Lied.
Und sie schreien sich um ihre
Seligkeit voll Schnaps und blind.
Und er sieht an grünen Flecken
Dass sie fast verfault schon sind.

6

Und er sieht sich um nach einer Hilfe
Und er sieht: er steht im Hemd am Thron!
Steht im Hemd im Himmel, hört sie fragen:

Hast du all dein Kleid versoffen schon?
Und er sagt: Ich hatte Kleider
Und sie sagen: Keine Scham?
Und er weiß: Hier standen viele
Denen ich die ihren nahm.
7
Und er sieht sich nicht mehr um nach Hilfe
Und er fällt aufs Knie hin, dass es klatscht
Und er fühlt das Schwert im Fleisch am Nacken
Und das Hemd, das nass von Schweiß dran patscht:
Und er schämt sich vor dem Himmel
Und er fühlt im Innern drin:
Gott hat mich verstoßen jetzt, weil
Ich ein Branntweinhändler bin.
8
Und erwacht: mit schweren Lidern, stieren
Augen und den Lippen violett.
Doch er sagt zu sich: nie wieder je bin
Ich ein Branntweinhändler, bleich und fett.
Sondern nur für Waisenkinder
Säufer, Greis und Dulderin
Gebe ich in Zukunft dieses
Segenlose Schmutzgeld hin.

**Bertolt Brecht**

Wahrnehmung

Als ich wiederkehrte
War mein Haar noch nicht grau
Da war ich froh.

Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns
Vor uns liegen die Mühen der Ebenen.

**Bertolt Brecht**

Warum esse ich Brot, das zu teuer ist?
*(Zum Lesebuch für Städtebewohner gehörige Gedichte 19)*

Warum esse ich Brot, das zu teuer ist?
Ist nicht das Getreide zu teuer in Illinois?
Wer hat mit wem ausgemacht
Dass die Traktoren nicht haben soll
Der Mann in Irkutsk
Sondern der Rost?
Ist es falsch, dass ich esse?

**Bertolt Brecht**

Warum soll mein Name genannt werden?

1
Einst dachte ich: in fernen Zeiten
Wenn die Häuser zerfallen sind, in denen ich wohne
Und die Schiffe verfault, auf denen ich fuhr
Wird mein Name noch genannt werden
Mit andren.

2
Weil ich das Nützliche rühmte, das
Zu meinen Zeiten für unedel galt
Weil ich die Religionen bekämpfte
Weil ich gegen die Unterdrückung kämpfte oder
Aus einem andren Grund.

3
Weil ich für die Menschen war und
Ihnen alles überantwortete, sie so ehrend
Weil ich Verse schrieb und die Sprache bereicherte
Weil ich praktisches Verhalten lehrte oder
Aus irgendeinem andren Grund.

4
Deshalb meinte ich, wird mein Name noch genannt
Werden, auf einem Stein
Wird mein Name stehen, aus den Büchern
Wird er in die neuen Bücher abgedruckt werden.

5
Aber heute
Bin ich einverstanden, dass er vergessen wird.
Warum
Soll man nach dem Bäcker fragen, wenn genügend Brot da ist?
Warum
Soll der Schnee gerühmt werden, der geschmolzen ist
Wenn neue Schneefälle bevorstehen?
Warum
Soll es eine Vergangenheit geben, wenn es eine
Zukunft gibt?

6
Warum
Soll mein Name genannt werden?

**Bertolt Brecht**
Was ein Kind gesagt bekommt

Der liebe Gott sieht alles.
Man spart für den Fall des Falles.
Die werden nichts, die nichts taugen.
Schmökern ist schlecht für die Augen.
Kohlentragen stärkt die Glieder.
Die schöne Kinderzeit, die kommt nicht wieder.
Man lacht nicht über ein Gebrechen.
Du sollst Erwachsenen nicht widersprechen.
Man greift nicht zuerst in die Schüssel bei Tisch.
Sonntagsspaziergang macht frisch.
Zum Alter ist man ehrerbötig.
Süßigkeiten sind für den Körper nicht nötig.
Kartoffeln sind gesund.
Ein Kind hält den Mund.

(1937)

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2000.)

*Die erzieherischen Merksätze, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Kindern des Bürgertums als problematische Binsenweisheiten verabreicht wurden, summieren sich in diesem Gedicht zu einer sehr fragwürdigen Pädagogik der Einschüchterung. Unglücklicherweise hat man Erwachsenensprüche dieser Art, wie sie Bertolt Brecht (1898-1956) im Jahr 1937 zu einem Kindergedicht bündelte, noch bis in die scheinbar aufgeklärte Moderne zum unantastbaren Erziehungsprogramm erhoben.*

Obwohl Brecht in seinen Stücken sehr viel Wert auf didaktische Bemerkungen legte, enthält er sich hier jeder Wertung. Tatsächlich genügt es, die meist nur auf einer Pädagogik der permanenten Verbote und der Gewaltandrohung beruhenden Sätze aneinander zu reihen, um ihre Hohlheit kenntlich zu machen. In jedem Satz ist der erhobene Zeigefinger des strengen Erziehers herauszuhören. Der letzte Vers verdeutlich schließlich, worauf das reaktionäre Erziehungsideal zielt: auf die Unmündigkeit der Kinder.

**Bertolt Brecht**

Was erwartet man noch von mir

1. Was erwartet man noch von mir?
Ich habe alle Patiencen gelegt, alles Kirschwasser gespieen
Alle Bücher in den Ofen gestopft
Alle Weiber geliebt, bis sie wie der Leviathan gestunken haben. Ich bin schon ein großer Heiliger, mein Ohr ist so faul, dass es nächstens einmal abbricht.
Warum ist also nicht Ruhe? Warum stehen immer noch die Leute im Hof wie Kehrrichttonnen - wartend, dass man etwas hineingibt?
Ich habe zu verstehen gegeben, dass man das Hohelied von mir nicht mehr erwarten darf.
Auf die Käufer habe ich die Polizei gehetzt.
Wer immer es ist, den ihr sucht: ich bin es nicht.

2. Ich bin der praktischste von allen meinen Brüdern -
Und mit meinem Kopf fängt es an!
Meine Brüder waren grausam, ich bin der grausamste -
Und ich weine nachts!

3. Mit den Gesetzestafeln sind die Laster entzweigegangen. Man schläft schon bei seiner Schwester ohne rechte Freude.
Der Mord ist vielen zu mühsam
Das Dichten ist zu allgemein.
Bei der Unsicherheit aller Verhältnisse
Ziehen es viele vor, die Wahrheit zu sagen
Aus Unkenntnis der Gefahr.
Die Kurtisanen pökeln Fleisch ein für den Winter
Und der Teufel holt seine besten Leute nicht mehr ab.

**Bertolt Brecht**

Was nützt die Güte

1

Was nützt die Güte
Wenn die Gütigen sogleich erschlagen werden, oder es werden erschlagen
Die, zu denen sie gütig sind?

Was nützt die Freiheit
Wenn die Freien unter den Unfreien leben müssen?

Was nützt die Vernunft
Wenn die Unvernunft allein das Essen verschafft, das jeder benötigt?

2

Anstatt nur gütig zu sein, bemüht euch
Einen Zustand zu schaffen, der die Güte ermöglicht, und besser:
Sie überflüssig macht!
Anstatt nur frei zu sein, bemüht euch
Einen Zustand zu schaffen, der alle befreit
Auch die Liebe zur Freiheit
Überflüssig macht!

Anstatt nur vernünftig zu sein, bemüht euch
Einen Zustand zu schaffen, der die Unvernunft der einzelnen
Zu einem schlechten Geschäft macht!

**Bertolt Brecht**

Wechsel der Dinge

Und ich war alt, und ich war jung zu Zeiten
War alt am Morgen und am Abend jung
Und war ein Kind, erinnernd Traurigkeiten
Und war ein Greis ohne Erinnerung.

War traurig, wann ich jung war
Bin traurig, nun ich alt
So, wann kann ich mal lustig sein?
Es wäre besser bald.

1955

aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

*Im Medium der Poesie wird das feste Zeitsystem mitunter außer Kraft gesetzt. Jugend und Alter haben in diesen späten Versen Bertolt Brechts (1898–1956) den Platz gewechselt: Das „Kind“ erinnert „Traurigkeiten“, der Greis ist „ohne Erinnerung“, die vertrauten Dimensionen von Jungsein und Altsein werden verschoben.*

Die beiden Vierzeiler entstammen beide dem Zyklus „Wechsel der Dinge“, der 1955, ein Jahr vor Brechts Tod, entstanden ist. Die Konstante der Existenz, von der das Ich spricht, ist hier ein tiefes, ungetröstetes Traurigsein, das auch durch die Selbstaufmunterung des Ich zum „Lustigsein“ nicht aufzuheben ist. Es ist eine Trauer, die wohl auch aus der Einsicht in den katastrophischen Verlauf der Geschichte erwachsen sein mag. Der junge Brecht, der die hedonistische Figur des *Baal* erfand, war für diese Trauer ebenso anfällig wie der alte Brecht, der in den *Buckower Elegien* seinen Geschichtsoptimismus verloren hatte.

**Bertolt Brecht**

Weihnachtslegende

1

Am Heiligen Abend heut
Sitzen wir, die armen Leut
In einer kalten Stube drin
Der Wind geht draußen und geht herin.
Komm, lieber Herr Jesus, zu uns, sieh an:
Weil wir dich wahrhaft nötig han.

2

Wir sitzen heute so herum
Als wie das finstere Heidentum
Der Schnee fällt kalt auf unser Gebein
Der Schnee will unbedingt herein.
Komm, Schnee, zu uns herein, kein Wort:
Du hast im Himmel auch kein Ort.

3

Wir brauen einen Branntewein
Dann wird uns leicht und wärmer sein
Einen heißen Branntewein brauen wir
Um unsere Hütt tappt ein dick Tier.
Komm, Tier, zu uns herein nur schnell:
Ihr habt heut auch keine warme Stell.

4

Wir tun ins Feuer die Röck hinein
Dann wird's uns allen wärmer sein
Dann glüht uns das Gebälke schier
Erst in der Früh erfrieren wir.
Komm, lieber Wind, sei unser Gast
Weil du auch keine Heimat hast.

**Bertolt Brecht**

Wenig würde genügen

Als ich einstmals die großen Städte gesichtet
Dachte ich gleich, es genügt
Wenn einer zum Beispiel ein Wort an sie richtet
Damit hätten sie sich ihrerseits dann begnügt.

Ich habe dieses Wort leider nicht gefunden
Das ohnegleichen ist
Die Zeit ist indes hingeschwunden
Ich brachte sie um mit List.
An Worten hat es nicht gemangelt
Der eine kotzt's, der andre frisst's
Hätt ich dies eine Wort eben geangelt
Hätten alle gesagt: Das ist's.

Ich hätte sicher Ruhe gegeben
Hätte die Münzen aufgelesen
Hätte davon gut können leben
Und sie wären mit mir zufrieden gewesen.

**Bertolt Brecht**

Wenn ich auf den zauberischen Karussellen

Wenn ich auf den zauberischen Karussellen
Mit den Kindern um die Wette ritt -
Heftig schaukelnd in den wunderhellen
Schönen Abendhimmel selig ritt -
Standen viele Leute um mich her und lachten
Und sie sagten alle ganz wie meine Mutter:
Er ist ein andrer Mensch, er ist ein andrer Mensch
Er ist ein völlig andrer Mensch als wir.

Wenn ich bei den feinen Leuten sitze
Und erzähle, was noch keiner weiß
Schauen sie mich so an, dass ich schwitze
Und man schwitzt nicht in dem feinen Kreis.
Und sie sitzen um mich her und lachen
Und sie sagen alle ganz wie meine Mutter:
Er ist ein andrer Mensch, er ist ein andrer Mensch
Er ist ein völlig andrer Mensch als wir.

Wenn ich einst in Gottes Himmel komme
Und ich komm hinein, lasst euch nur Zeit
Sagen alle, Heilige und Fromme
Der hat uns gefehlt zur Seligkeit!
Und sie schauen mich so an und lachen
Und sie sagen alle ganz wie meine Mutter:
Er ist ein andrer Mensch, er ist ein andrer Mensch
Er ist ein völlig andrer Mensch als wir.

**Bertolt Brecht**

Wer im guten Glück

Wer im guten Glück des Unglücks gedenkt
Dem wird das Glück zu Unrecht geschenkt
Wer da spart ein Stück für die sauren Wochen
Der wird auf dem Ätna nur Suppen kochen!

Das Glück ist dunkel und es läuft schnell!
Das Unglück aber ist lang und hell.
Die ihr Licht haben wolltet und müsstet ihr’s stehlen
Dass ihr seht, was ihr liebtet, wie wird es euch quälen!
(Eure Augen sind schwächer als eure Seelen!)

Dass die Sterne zu weit sind, das schuf euch nicht Qual
Und dass ihr zu schwach seid, das traf euch einmal.
Das macht euch nicht, dass sie versinken, erbleichen
Sondern dass sie sich wie die Eier gleichen.

Wenn einer vor Drang nicht zu Atem kam
Wenn ihn das Geschick roh beim Schopfe nahm
Ohne viel Sperenzchen und ohn viel Federlesen -
Das sind seine besten Jahre gewesen!

Wenn alles verbraucht ist und vieles verkauft
Nur nicht mehr ums Übrige abgerauft!
Ach, geh doch gemütlich und lässig hinab, was willst du verlangen
Als dass die nachsahen, sagen: er ist wohl gerne gegangen!

**Bertolt Brecht**

Wer keine Hilfe weiß

Wie soll die Stimme, die aus den Häusern kommt
Die der Gerechtigkeit sein
Wenn auf den Höfen die Obdachlosen liegen?

Wie soll der kein Schwindler sein, der den Hungernden
Anderes lehrt, als wie man den Hunger abschafft?

Wer den Hungernden kein Brot gibt
Der will die Gewalttat

Wer im Nachen
Keinen Platz für die Versinkenden hat
Der hat kein Mitleid

Wer keine Hilfe weiß
Der schweige.

**Bertolt Brecht**

Wer sich wehrt

Wer sich wehrt, weil ihm die Luft weggenommen wird
Indem man ihm den Hals zupresst, vor den stellt sich ein Paragraf
Und schreit, er hat in Notwehr gehandelt. Aber
Dieser selbe Paragraf wendet sein Gesicht weg und tritt auf die Seite
Wenn ihr euch wehrt, weil euch das Brot weggenommen wird.
Und doch stirbt, wer nicht isst und wer zu wenig isst
Wenn auch langsam. Alle die Jahre, die er stirbt
Darf er sich nicht wehren.

**Bertolt Brecht**
Wie ich genau weiß

Wie ich genau weiß
Fahren die Unreinen zur Hölle
Über den ganzen Himmel.
Sie werden gefahren in Wägen, durchsichtig
Es wird ihnen gesagt: Dies unter euch
Ist der Himmel.
Ich weiß es, dass dies ihnen gesagt wird
Denn ich denke mir
Gerade unter ihnen
Sind viele, die ihn nicht erkennen würden, denn gerade sie
Haben ihn sich strahlender gedacht.

**Bertolt Brecht**

Wiegenlied

Eia popeia
Was raschelt im Stroh?
Nachbars Bälg greinen
Und meine sind froh.
Nachbars gehn in Lumpen
Und du gehst in Seid
Ausn Rock von einem Engel
Umgearbeit'.

Nachbars han kein Brocken
Und du kriegst eine Tort
Ist sie dir zu trocken
Dann sag nur ein Wort.
Eia popeia
Was raschelt im Stroh?
Der eine liegt in Polen
Der andre ist werweißwo.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2000)

*In der romantischen Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1808) findet sich in der dritten Abteilung das Kinderlied „Eia popeia, was raschelt im Stroh?", das vom Zustand bitterer Armut handelt. Bertolt Brecht (1898-1956) hat eine Aktualisierung des „Wiegenlieds" zusammen mit anderen Liedern für sein Drama „Mutter Courage und ihre Kinder" (1939) geschrieben. Die Courage singt das „Wiegenlied" in der 11. Szene des Stücks neben der Leiche ihrer Tochter Katrin. Es ist ein Lied bitterster Trauer, in dem Hunger und Elend der Zivilbevölkerung im Krieg aufgerufen werden.*

Die ideale Musik für das „Wiegenlied" findet Brecht erst 1946, nachdem er mit den mit ihm befreundeten Komponisten Paul Dessau (1894-1979) eine feste Zusammenarbeit vereinbart hatte. In diesem Jahr komponierte Dessau die Musik zu „Mutter Courage"; Brecht band sie exklusiv an sein Theaterstück. Für die Berliner Uraufführung 1949 hat er seine Komposition noch einmal überarbeitet.

**Bertolt Brecht**

Wiegenlieder

I

Als ich dich gebar, schrien deine Brüder
Schon um Suppe, und ich hatte sie nicht.
Als ich dich gebar, hatten wir kein Geld für den Gasmann
So empfingst du von der Welt wenig Licht.

Als ich dich trug all die Monate
Sprach ich mit deinem Vater über dich.
Aber wir hatten das Geld nicht für den Doktor
Das brauchten wir für den Brotaufstrich.

Als ich dich empfing, hatten wir
Fast schon alle Hoffnung auf Brot und Arbeit begraben
Und nur bei Karl Marx und Lenin stand
Wie wir Arbeiter eine Zukunft haben.

II

Als ich dich in meinem Leib trug
War es um uns gar nicht gut bestellt
Und ich sagte oft: der, den ich trage
Kommt in eine schlechte Welt.

Und ich nahm mir vor, zu sorgen
Dass er sich da etwa auch nicht irrt.
Den ich trage, der muss sorgen helfen
Dass sie endlich besser wird.

Und ich sah da Kohlenberge
Mit 'nem Zaun drum. Sagt ich: nicht gehärmt!
Den ich trage, der wird dafür sorgen
Dass ihn diese Kohle wärmt.

Und ich sah Brot hinter Fenstern
Und es war den Hungrigen verwehrt.
Den ich trage, sagt ich, der wird sorgen
Dass ihn dieses Brot da nährt.

Und sie holten seinen Vater
In den Krieg, und ist nicht heimgekehrt.
Den ich trage, sagt ich, der wird sorgen
Dass ihm das nicht widerfährt.

Als ich dich in meinem Leib trug
Sprach ich leise oft in mich hinein:
Du, den ich in meinem Leibe trage
Du musst unaufhaltsam sein.

III

Ich hab dich ausgetragen
Und das war schon Kampf genug.
Dich empfangen hieß etwas wagen
Und kühn war es, dass ich dich trug.

Der Moltke und der Blücher
Die könnten nicht siegen, mein Kind
Wo schon ein paar Windeln und Tücher

Riesige Siege sind.

Brot und ein Schluck Milch sind Siege!
Warme Stube: gewonnene Schlacht!
Eh ich dich da groß kriege
Muss ich kämpfen Tag und Nacht.

Denn für dich ein Stück Brot erringen
Das heißt Streikposten stehn
Und große Generäle bezwingen
Und gegen Tanks angehn.

Doch hab ich im Kampf dich Kleinen
Erst einmal groß gekriegt
Dann hab ich gewonnen einen
Der mit uns kämpft und siegt.

IV

Mein Sohn, was immer auch aus dir werde
Sie stehn mit Knüppeln bereit schon jetzt
Denn für dich, mein Sohn, ist auf dieser Erde
Nur der Schuttablagerungsplatz da, und der ist besetzt.

Mein Sohn, lass es dir von deiner Mutter sagen:
Auf dich wartet ein Leben, schlimmer als die Pest.
Aber ich habe dich nicht dazu ausgetragen
Dass du dir das einmal ruhig gefallen lässt.

Was du nicht hast, das gib nicht verloren.
Was sie dir nicht geben, sieh zu, dass du’s kriegst.
Ich, deine Mutter, hab dich nicht geboren
Dass du einst des Nachts unter Brückenbögen liegst.

Vielleicht bist du nicht aus besonderem Stoffe
Ich hab nicht Geld für dich noch Gebet
Und ich baue auf dich allein, wenn ich hoffe
Dass du nicht an Stempelstellen lungerst und deine Zeit vergeht.

Wenn ich nachts schlaflos neben dir liege
Fühle ich oft nach deiner kleinen Faust.
Sicher, sie planen mit dir jetzt schon Kriege -
Was soll ich nur machen, dass du nicht ihren dreckigen Lügen traust?

Deine Mutter, mein Sohn, hat dich nicht betrogen
Dass du etwas ganz Besonderes seist
Aber sie hat dich auch nicht mit Kummer aufgezogen
Dass du einst im Stacheldraht hängst und nach Wasser schreist.

Mein Sohn, darum halte dich an deinesgleichen
Damit. ihre Macht wie ein Staub zerstiebt.
Du, mein Sohn, und ich und alle unsresgleichen
Müssen zusammenstehn und müssen erreichen
Dass es auf dieser Welt nicht mehr zweierlei Menschen gibt.

**Bertolt Brecht**

Wir haben einen Fehler begangen

Du sollst geäußert haben: wir
Haben einen Fehler begangen, deshalb
Willst du dich trennen von uns.

Du sollst gesagt haben: wenn
Mich mein Auge ärgert
Reiße ich es mir aus.
Damit wolltest du immerhin andeuten
Dass du dich uns so verbunden fühlst wie
Ein Mensch sich verbunden fühlt
Mit seinem Auge.

Das ist schön von dir, Kamerad, aber
Gestatte, dass wir dich darauf hinweisen:
Der Mensch in diesem Bild, das sind wir, du
Bist nur das Auge.
Und wo hat man gehört, dass das Auge
Falls der Mensch, der es besitzt, einen Fehler begeht
Sich einfach entfernt?
Wo will es denn leben?

**Bertolt Brecht**

Wohin zieht ihr?

1

Wohin zieht ihr? Freilich
Wo ihr immer hinzieht, dort
Wird es schlechter sein, und
Wo immer ihr wegzieht, dort
War es besser.

2

Wovor flieht ihr? Eurem Elend
Werdet ihr nicht entfliehen.
Niemand hält euch, hier
Werdet ihr nicht vermisst.
Wo ihr hinkommt
Seid ihr nicht willkommen.

3

Ihr fürchtet das Unten
Ihr seid noch nicht unten.
Ihr werdet erkennen: es gibt
Mehr als ein Unten
Wenn ihr meint, ihr seid unten.

4

Könnt ihr nicht halt machen
Könnt ihr nicht umkehren?
Ihr flieht, aber
Wohin flieht ihr?
Euerm Elend
Werdet ihr nicht entgehn.
Macht also halt. Schaut euch um.

5

Wenn ihr erkennen würdet, wohin ihr geht
Würdet ihr haltmachen.
Wenn ihr wissen würdet
Was mit euch geplant ist
Würdet ihr euch umschauen.

6

Wisst, dass ihr eure Lage verbessern könnt!

**Bertolt Brecht**

Zehr und Patschek / Eine Moritat

Zehr und Patschek waren Kapitäne
Doch auf keinem Schiff und keinem Meer
Für Herrn Patschek schwammen Kohlenkähne
Aber Dünger fabrizierte Zehr.

Eine Tochter hold besaß der Dünger
Und die Kohle hatte einen Sohn.
Diese beiden wurden auch nicht jünger
Und die Eltern kannten sich doch schon.

So erblühte eine große Liebe
Die besiegelt ward am Traualtar.
Und zwei Herzen folgten einem Triebe
Der auch finanziell gesichert war.

Und die Liebe, sie war ganz beträchtlich
Doch als sie dann im Erkalten war
War die Lage allen zwar geschlechtlich
Aber nicht vermögensrechtlich klar.

Wenn ein Paar so hart des SchicksalsTritt trifft
Leistet es sich oft ein starkes Stück:
Patschek junior forderte die Mitgift
Und Herr Zehr - verlangte sie zurück.

»Niemals sahn wir eine Mitgift nämlich«
Schwur Herr Patschek. Und Herr Zehr beschwur:
»Leider gab ich sie. Ich war so dämlich
Und drum fordre ich sie jetzt retour.«

Und Herr Patschek? »Her die Quittung« schrie er.
»Eine Abschrift hätt ich« sprach Herr Zehr.
Doch als bei ihm der Gerichtsvollzieher
Eintrat, hatte er auch die nicht mehr.

Denn die Abschrift der bewussten Quittung
Die Herr Patschek gern gesehen hätt
Warf Herr Zehr - wo blieb da die Gesittung
Eines Wirtschaftsführers?! - ins Klosett.

Schwimmt ‘ne Quittung so ins Klo hinunter
Was juristisch ist, als ob man sie zerreißt
Kann Herr Zehr sich freilich auch nicht wundern
Wenn Herr Patschek auf die Quittung pfeift.

Und so kam’s denn, dass sich Dung und Kohle
Vor dem Richter gegenüberstand.
Jeder hob nun dort zu seinem Wohle
Die drei Finger seiner rechten Hand.

Und dann breiteten sie ihrer Kinder
Betten eifrig vor dem Kadi aus.
Und es interessierte mehr und minder
Aber doch mehr minder keine Laus.

Aber mancher meinte: solche Herren
Kapitäne von der Industrie
Sollten sich nicht vor den Richter zerren
Denn was da herauskommt, weiß man nie.

Denn so manche Köchin las die Zeitung
In der solches stand, und seufzte schwer.
Früher war sie für Kreditausweitung
Unsrer Wirtschaftsführer. Jetzt nicht mehr.

Leider aber hat auch die Betrachtung
Keine Folgen für die große Welt
Denn die lebt ja nicht von unsrer Achtung
Sondern, wie es heißt, von unserm Geld.

**Bertolt Brecht**

Zeit meines Reichtums

Sieben Wochen meines Lebens war ich reich.
Vom Ertrag eines Stückes erwarb ich
Ein Haus in einem großen Garten. Ich hatte es
Mehr Wochen betrachtet, als ich es bewohnte. Zu verschiedenen Tageszeiten
Und auch des Nachts ging ich erst vorbei, zu sehen
Wie die alten Bäume über den Wiesen stünden in der Frühdämmerung
Oder der Teich mit den moosigen Karpfen lag, vormittags, bei Regen
Die Hecken zu sehen in der vollen Sonne des Mittags
Die weißen Rhododendrenbüsche am Abend, nach dem Vesperläuten.
Dann zog ich ein mit den Freunden. Mein Wagen
Stand unter den Fichten. Wir sahen uns um: von keiner Stelle aus
Sah man dieses Gartens Grenzen alle, die Neigungen der Rasenflächen
Und die Baumgruppen verhinderten, dass die Hecken sich erblickten.
Auch das Haus war schön. Die Treppe aus edlem Holz, sachkundig behandelt
Flachstufig mit schönmaßigem Geländer. Die geweißneten Stuben
Hatten getäfelte Hölzer zur Decke. Mächtige eiserne Öfen
Von zierlichster Gestalt trugen getriebene Bildnisse: arbeitende Bauern.
In den kühlen Flur mit den eichenen Bänken und Tischen
Führten starke Türen, ihre Erzklinken
Waren nicht die erstbesten, und die Steinfliesen um das bräunliche Haus
Waren glatt und eingesunken von den Tritten
Früherer Bewohner. Was für wohltuende Maße! Jeder Raum anders
Und jeder der beste! Und wie veränderten sich alle mit den Tageszeiten!
Den Wandel der Jahreszeiten, sicher köstlich, erlebten wir nicht, denn
Nach sieben Wochen echten Reichtums verließen wir das Besitztum, bald
Flohen wir über die Grenze.

**Bertolt Brecht**
Zitat

Der Dichter Kin sagte:
Wie soll ich unsterbliche Werke schreiben, wenn ich nicht berühmt bin?
Wie soll ich antworten, wenn ich nicht gefragt werde?
Warum soll ich Zeit verlieren über Versen, wenn die Zeit sie verliert?
Ich schreibe meine Vorschläge in einer haltbaren Sprache
Weil ich fürchte, es dauert lange, bis sie ausgeführt sind.
Damit das Große erreicht wird, bedarf es großer Änderungen.
Die kleinen Änderungen sind die Feinde der großen Änderungen.
Ich habe Feinde. Ich muss also berühmt sein.

**Bertolt Brecht**

Nachdenkend über die Hölle

Nachdenkend, wie ich höre, über die Hölle
Fand mein Bruder Shelley, sie sei ein Ort
Gleichend ungefähr der Stadt London. Ich
Der ich nicht in London lebe, sondern in Los Angeles
Finde, nachdenkend über die Hölle, sie muss
Noch mehr Los Angeles gleichen.

Auch in der Hölle
Gibt es, ich zweifle nicht, diese üppigen Gärten
Mit den Blumen, so groß wie Bäume, freilich verwelkend
Ohne Aufschub, wenn nicht gewässert mit sehr teurem Wasser.
    Und Obstmärkte
Mit ganzen Haufen von Früchten, die allerdings
Weder riechen noch schmecken. Und endlose Züge von Autos
Leichter als ihr eigener Schatten, schneller als
Törichte Gedanken, schimmernde Fahrzeuge, in denen
Rosige Leute, von nirgendher kommend, nirgendhin fahren.
Und Häuser, für Glückliche gebaut, daher leerstehend
Auch wenn bewohnt.

Auch die Häuser in der Hölle sind nicht alle hässlich.
Aber die Sorge, auf die Straße geworfen zu werden
Verzehrt die Bewohner der Villen nicht weniger als
Die Bewohner der Baracken.

**Bettina von Arnim**

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
Hinab ins Tal, mit Rasen sanft begleitet,
Vom Weg durchzogen, der hinüber leitet,
Das weiße Haus inmitten aufgestellt,
Was ist's, worin sich hier der Sinn gefällt?

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
Erstieg ich auch der Länder steilste Höhen,
Von wo ich könnt die Schiffe fahren sehen
Und Städte fern und nah von Bergen stolz umstellt,
Nicht ist's, was mir den Blick gefesselt hält.

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
Und könnt ich Paradiese überschauen,
Ich sehnte mich zurück nach jenen Auen,
Wo Deines Daches Zinne meinem Blick sich stellt,
Denn der allein umgrenzet meine Welt.

*In seinem Tagebuch kommentierte der alte Goethe (1749-1832) seine erste Begegnung mit der ihn anbetenden Bettine von Arnim 1810 sehr spöttisch: „Der angesehene Dichter, Autor des Werther, zog den Frieden seines trauten Heims dem aktiven Rausch der Leidenschaft (delires actives de la passion) vor". Ob aus der romantischen Passion bei dieser ersten Begegnung nicht doch eine erotische wurde, ist umstritten. In ihrem Briefwerk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835) hat Bettine von Arnim später diese ungewöhnliche Liebe in romantischer Manier stilisiert.*

Den dritten Teil des Briefwechsels mit Goethe, das „Buch der Liebe", hat Bettine als poetisches Tagebuch angelegt, in das an einer Stelle ein Gedicht eingefügt ist. Dieses Gedicht beschwört Goethes Garten in Weimar und das darin befindliche weiße Gartenhaus als eine Art Weltmittelpunkt - der Ort eines Paradieses und das Zentrum aller Sehnsucht.

**Björn Kuhligk**
Aus dem Unterricht

Wir fuhren Taxi nach Auschwitz und
sahen gläserne Kästen, randvoll
mit Schuhen bestückt, und hatten
im Keller die musikalischen
Erinnerungen der Großeltern
auf einer Langspielplatte
auf 35 Quadratmetern saßen wir
gelangweilt bis in die Mundwinkel, im TV
das karge Land, darin die Bombe
an den Körper geschnürt, einem Gott
zum Gruße, da gehn die Kindsköpfe
hoch, auf die Fensterbank klopft der Regen
da kann man von Glück reden

2005

aus: Großes Kino, Berlin Verlag, Berlin 2005

*Die Entwicklung der deutschen Nachkriegslyrik war lange vom Diktum des Philosophen Theodor W. Adorno geprägt, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch. Im 21. Jahrhundert lassen sich die Dichter von diesem Tabu kaum mehr einschüchtern. Auschwitz ist für die poetischen Nachgeborenen mittlerweile eine geschichtliche Chiffre, die aus großer Distanz betrachtet wird. Der 1975 geborene Björn Kuhligk protokolliert kühl die Indifferenz, mit der man sich gegen die fortdauernden Terror-Meldungen in den Medien wappnet.*

In seinem 2003/2004 entstandenen Gedicht blendet Kuhligk die Bilder eines historisch fortdauernden Terrors übereinander: den Holocaust, die Entlastungsgeschichten der Täter und die Vollstrecker der Selbstmordattentate. Zwischendrin sitzt das televisionär verwöhnte, ohnmächtige, gelangweilte Subjekt, das den Terror naiv bestaunt. Hier gelingt etwas Seltenes: ein sarkastisches politisches Gedicht, das auf Moralismus verzichtet.

**Björn Kuhligk**
Der schöne 38. September

In dieser Starkstromnacht, in dieser
vom Anfang bis zum offenen Ende
durchdachten Großtraumanlage
baldowert der Mond, der Mürbeteigkeks
über den von Wolkenfäden zersägten Himmel
und die Hände, was sollen diese Hände
heute wurden 1000 Senegalesen
als Botenstoffe Europas zurückgeschickt
das Wetter, so bei AOL, wird geladen
und du, du hörst das Zusammenwachsen
der Fontanellen aller Säuglinge
dieser Stadt, du Pathos-Arsch

(Björn Kuhligk, Von der Oberfläche der Erde. Berlin Verlag, Berlin 2008.)

*Eine leichte semantische Verschiebung und aus dem Titel eines Thomas-Brasch-Gedichts wird „Der schöne 38. September“. Es läge nah den Vergleich zu suchen zwischen Björn Kuhligks (geb. 1975) Gedicht und Braschs „Der schöne 27. September“. Doch unterscheidet beide Gedichte die Deutlichkeit der Prämissen.*

Kuhligks Gedicht kann als Fortsetzung und Intensivierung der politischen Prämissen bei Brasch gedeutet werden. Hatte der in seinem Gedicht von 1980 die gesellschaftliche Gegenwart als katastrophal empfunden und mit der Poesie eine Art letzte Hintertür offen gelassen, dringt aus „Der schöne 38. September“ die Ablehnung des Klischees Gedicht. Vermutlich weil die gesellschaftliche Grundlage viel absurder ist als die ins Groteske zugespitzte Gedichtsprache es noch benennen könnte. Alles andere wäre Gegenstand des „Pathos-Arsch“, einer trotz katastrophaler Zustände sich im Lyrischen ergehenden Person.

**Boris Pasternak (Борис Пастернак)**
Gleisdreieck

*Надежде Александровне Залшупиной*

Чем в жизни пробавляется чудак,
Что каждый день за небольшую плату
Сдает над ревом пропасти чердак
Из потсдама спешащему закату?

Он выставляет розу с резедой
В клубящуюся на версты корзину,
Где семафоры спорят красотой
Со снежной далью, пахнущей бензином.

В руках у крыш, у труб, у недотрог
Не сумерки, - карандаши для грима.
Туда из мрака вырвавшись, метро
Комком гримас летит на крыльях дыма.

January 30, 1923

**Boris Pasternak**
Gleisdreieck

*Für Nadežda Aleksandrovna Zalšupina*

Womit begnügt sich so ein Sonderling im Leben,
Der jeden Tag für kärgliches Entgelt
Den Dachboden, befindlich überm Brüllen dieser Gegend,
Dem Untergang vermietet, der aus Potsdam eilend schnellt.

Rosen und Reseden hat er tümmelnd ausgebreitet
Im Korb, der auf dem Eckstein sich verdingt,
Wo mit Semaphoren um die Schönheitskrone streitet
Beschneite Weite, duftend nach Benzin.

Kein Zwielicht in den Händen, sondern Schminke
Bei Dächern, Röhren und Rühr-mich-nicht-ans.
Die U-Bahn stürzt dorthin aus finstren Winkeln
Und fliegt rauchig auf Flügeln die Grimassen lang.

30. Januar 1923
Berlin

**Börries Freiherr von Münchhausen**

Ballade vom Brennesselbusch

Liebe fragte Liebe: «Was ist noch nicht mein?»
Sprach zur Liebe Liebe: «Alles, alles dein!»
Liebe küsste Liebe: «Liebste, liebst du mich?»
Küsste Liebe Liebe: «Ewig, ewiglich!» – –

Hand in Hand hernieder stieg er mit Maleen
Von dem Heidehügel, wo die Nesseln stehn,
Eine Nessel brach er, gab er ihrer Hand,
Zu der Liebsten sprach er: «Uns brennt heißrer Brand!

Lippe glomm auf Lippe, bis die Lust zum Schmerz,
Bis der Atem stockte, brannte Herz an Herz,
Darum, wo nur Nesseln stehn am Straßenrand,
Wolln wir daran denken, was uns heute band!» –

Spricht von Treu die Liebe, sagt sie ‚ewig' nur, –
Ach, die Treu am Mittag gilt nur bis zwölf Uhr,
Treue gilt am Abend, bis die Nacht begann –
Und doch weiß ich Herzen, die verbluten dran.

Krieg verschlug das Mädchen, wie ein Blatt verweht,
Das im Wind die Wege fremder Koppeln geht,
Und ihr lieber Liebster stieg zum Königsthron,
Eine Königstochter nahm der Königssohn. –

Sieben Jahre gingen, und die Nessel stand
Sieben Jahr an jedem deutschen Straßenrand,
Wer hat Treu gehalten? Gott alleine weiß,
Ob nicht wunde Treue brennet doppelt heiß!

Bei der Jagd im Walde stand mit schwerem Sinn,
Stand am Knick der König bei der Königin,
Nesselblatt zum Munde hob er wie gebannt,
Und die Lippe brannte, wie sie einst gebrannt:

«Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steihst du so alleene!
Brennettelbusch,
Wo is myn Tyd ‘eblewen,
Un wo is myn Maleen?»

«Sprichst mit fremder Zunge?» frug die Königin,
«So sang ich als Junge», sprach er vor sich hin.
Heim sie ritten schweigend, Abend hing im Land, –
Seine Lippen brannten, wie sie einst gebrannt!

Durch den Garten streifte still die Königin,

Zu der Magd am Flusse trat sie heimlich hin,
Welche Wäsche spülte noch im Sternenlicht,
Tränen sahn die Sterne auf der Magd Gesicht:

«Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steihst du so alleene!
Brennettelbusch,
Ik' hev de Tyd 'eweten,
Dar was ik nich alleen!»

Sprach die Dame leise: «Sah ich dein Gesicht
Unter dem Gesinde? Nein, ich sah es nicht!»
Sprach das Mädchen leiser: «Konntest es nicht sehn,
Gestern bin ich kommen, und ich heiß Maleen!» –

Viele Wellen wallen weit ins graue Meer,
Eilig sind die Wellen, ihre Hände leer,
Eine schleicht so langsam mit den Schwestern hin,
Trägt in nassen Armen eine Königin. – –

Liebe fragte Liebe: «Sag, weshalb du weinst?»
Raunte Lieb zur Liebe: «Heut ist nicht mehr einst!»
Liebe klagte Liebe: «Ists nicht wie vorher?»
Sprach zur Liebe Liebe: «Nimmer – nimmermehr.»

**Brigitte Struzyk**
Durchbruch

In kleinen Räumen bin ich groß geworden,
im kalten Krieg trug ich ein Männerhemd,
links liegen blieb die Frage, wer ich bin.

In kleinen Räumen bin ich hoch geflogen,
der große Sprung ins Reich der Mitte war mein Ziel.
Ich trug zu große Stiefel gegen schwache Knöchel.

In kleinen Räumen sprach ich große Worte,
das Eigentum, am Eignen griff ichs an.
Ich stärkte meinen Rücken gegen rasches Ducken.

In kleinen Räumen ließ ich Türen offen,
im Jahr des Schweins ließ ich mich selber gehn.

(Leben auf der Kippe, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar 1984)

*Als die junge Ostberliner Verlagslektorin Brigitte Struzyk in einem Gedicht ihres Debütbuches „Leben auf der Kippe“ (1984) ihren „Durchbruch“ vermeldete, hatte die Lyrik der DDR gerade gelernt, in trotzigem Eigensinn und gegen leer gewordene Kollektivitäts-Phrasen „Ich“ zu sagen. Der Text der 1946 geborenen Autorin markierte mit grimmigem Witz die Aufbruchsbewegung einer weiblichen Subjektivität:*

Das ist Sturm-und-Drang-Poesie, feministisch gefärbt. In vier Strophen bilanziert ein selbstbewusstes Ich den Ausbruch aus der Enge einer streng reglementierten Lebenswelt. In der ersten Strophe sind noch die gesellschaftlichen Zuschreibungen wirksam, denen das Ich zu folgen hatte. Aber dann sprengen die „großen Worte“ und die Angriffslust des Subjekts die alten Strukturen: das Ziel wird zunächst geografisch bestimmt („das Reich der Mitte“), dann zunehmend politisch - etwa mit den Versen gegen Duckmäuserei. In den Schlussversen deklariert das weibliche Ich sein Recht auf Selbstbehauptung.

**Brigitte Struzyk**
Lieber

Leg dich schief Stell dich tot
klapper mit den Zähnen
zieh dir den Scheitel über
den Horizont
und fahr den Schacht ein über den Hintern
gib zwischen die Rippen es ab
Mach weiter
Mach weiter
Mach immer so weiter
hör bitte nicht auf
Es ist nie zu Ende
fängt es wirklich an

*Seltsam allegorisch mutet Brigitte Struzyks Gedicht an, das der Titel bereits vieldeutig macht. Je nachdem wie man die Gestik dieser Zeilen wertet, verändert sich die Ausdeutung des Gedichts: Struzyks „Lieber“ ließe sich so als Beziehungsgedicht deuten, das in imperativischem Ton zugleich ein Statement über das Leben abgibt. So gelesen würde das Subjekt des Gedichts einem anderen Befehle erteilen, es erniedrigen und zu einem kleinen Rädchen machen.*

„Es ist nie zu Ende/ fängt es wirklich an“. Gleichzeitig kann das Gedicht der 1946 im Thüringischen geborenen Autorin über die Gestik als eine Art Stundenlied aufgefasst werden, dessen Subjekt einem anderen Ratschläge erteilt, wie es in der Welt zugeht, die hier seltsam verengt erscheint, und wie es sich zu bewegen gilt darin, um zu existieren.

**Bruno Horst Bull**

DR MalR

GestRn früh auf 1 beim T
hatT UW ne ID.
Als dR Wind durch ST WT,
lIf ne Q quR durch dI BT.
UW reckt sich auf dI C,
ruft AH, OH, OW!
Malt BhND auf nen ZL
ST, Q und andrN BettL,
m8 auch WG, roT RD,
und am ND noch 2 PfRD.

**Bruno Horst Bull**

Ein schlechter Schüler

Als ich noch zur Schule gehte,
zählte ich bald zu den Schlauen,
doch ein Zeitwort recht zu biegen,
bringte immer Furcht und Grauen.

Wenn der Lehrer mich ansehte,
sprechte ich gern falsche Sachen,
für die andern Kinder alle
gebte das meist was zum Lachen.

Ob die Sonne fröhlich scheinte
oder ob der Regen rinnte:
wenn der Unterricht beginnte,
sitz' ich immer in der Tinte.

Ob ich schreibte oder leste,
Unsinn machtete ich immer,
und statt eifrig mich zu bessern,
werdete es nur noch schlimmer.

Als nun ganz und gar nichts helfte,
prophezieh mir unser Lehrer:
wenn die Schule ich verlasste,
wörde ich ein Straßenkehrer.

Da ich das nicht werden willte,
kommte ich bald auf den Trichter,
stak die Nase in die Bücher,
und so werdete ich Dichter.

**Burggraf von Rietenburg**
Sît si wil, daz ich von ir scheide

Sît si will, daz ich von ir scheide
- dem si dicke tuot gelîch -,
ir schoene und ir güete beide
die laze si, sô kete ich mich.
swar ich danne landes var,
ir lop der hôhste got bewar.
min herze erkôs mir diese nôt.
senfter waere mir der tôt,
danne daz ich ir diene vil,
und si des niht wizzen wil.

Da sie will, dass ich von ihr gehe
- oft zeigt sie es mir durch ihr Verhalten -
soll sie doch beides lassen:
ihre Schönheit und ihre Güte,
so kehre ich mich ab.
Wohin ich dann auch außer Landes gehe
der höchste Gott möge ihr Ansehen bewahren.
Mein Herz erwählte mir dieses Leid
sanfter wäre für mich der Tod
Als ihr so sehr zu dienen,
und sie davon nichts wissen will.

(Übersetzung: Doris Braun)

*Der erste deutsche Minnesänger, der die enttäuschte Liebe und den Schmerz des Verlassenwerdens inständig besungen hat, war der Burggraf von Rietenburg, vermutlich ein Abkömmling eines hochadligen Geschlechts, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts gelebt hat. In einem sehr bewegenden Gedicht umkreist Rietenburg die schwere Arbeit des Loslassens eines geliebten Menschen. Dem Dichter ist bewusst, dass die unglückliche Liebe für die „Minne“ wesenhaft ist. Das hilft jedoch kaum bei der Verarbeitung der emotionalen Zerreißprobe, wie sie erschütternd beschrieben ist im vorliegenden Gedicht.*

Der Burggraf war auch der erste Minnesänger, der diverse Reimformen virtuos zu handhaben wusste. Für seinen unglücklichen Helden sieht er nur wenige Möglichkeiten jenseits des Kontaktabbruchs zur Geliebten. Der in seiner Sehnsucht Abgewiesene sinnt nach über die Form seiner Emigration. Vom Leid überwältigt und vom Todeswunsch bedrängt, versucht er von der Liebe abzulassen. Nicht aber vom Respekt gegenüber der Frau, die ihm „dieses Leid“ zugefügt hat. Ihr „Ansehen“ soll keinen Schaden nehmen.

**Catull**
Meine Geliebte sagt

Nulli se dicit mulier mea nubere malle
quam mihi, non si se Iuppiter ipse petat.
dicit: sed mulier cupido quod dicit amanti,
in vento et rapida scribere oportet aqua.

Meine Geliebte sagt, sie wolle keinen lieber heiraten als
mich, nicht einmal, wenn Iuppiter selbst um sie würbe.
So sagt sie; aber, was eine Frau einem Liebenden sagt,
der sie begehrt, sollte man in den Wind und ins reißende
Wasser schreiben.

(Übersetzung: Michael von Albrecht)

*Der römische Dichter Catull, der nur dreißig Jahre alt wurde, lebte zur Zeit des Spartakus-Aufstandes (73-71 v. Chr.) in Sirmione in der Nähe von Verona, wo man noch heute das Anwesen besichtigen kann, auf dem seine Villa sich befunden haben soll.*
*Seine Gedichte waren meist direkt an die treuen Freunde aus dem Kreis der sogenannten Neoteriker gerichtet, dem Catull angehörte. Bekannt ist auch, dass der Dichter sich nicht scheute, in seinen Versen auch seinen Kaiser Caesar zu verspotten, den das nicht davon abhielt, ihn zum Essen einzuladen.*

Nicht wenige von Catulls Gedichten sind Lesbia, einer zehn Jahre älteren Frau gewidmet, mit der ihn eine Liason verband. Offenbar gelang es ihr nicht, ihm völlig den Kopf zu verdrehen, denn wenn er ihr auch viele Lieder singt, so bleibt er, was die Beziehung zu Frauen angeht, grundsätzlich skeptisch. Der Vierzeiler handelt in einem für Catull typisch direkten Tonfall davon, dass Liebe blind macht. Die Liebenden befinden sich in einem Zustand, dem man nicht trauen sollte. Zumindest nicht den Worten, die man einander im Liebesrausch zuflüstert.

**Catull**
Odi et amo

Odi et amo. quare id faciam, fortasse requiris.
nescio, sed fieri sentio et excrucior.

Ich hasse und ich liebe. Warum ich das tu, fragst du vielleicht.
Ich weiß es nicht; aber ich fühl, dass es mir widerfährt – und ich leide Qualen.

(Übersetzung: Michael Braun)

um 60 v. Chr.

*Die emotionalen Zerreißproben der Leidenschaft und die Ambivalenzen von Liebe und Hass sind keine moderne Erfindung. Sie zerquälte auch schon die Dichter der Antike, die diverse Philosophien der Lebenskunst ersannen, um den Schmerz zu bannen und ihr Interesse an ungefährdeter Lust zu bewahren. Der römische Dichter Catull, der von ca. 87/86 v. Chr. bis ca. 58/57 v. Chr. lebte, konnte es sich durch seine ökonomische Unabhängigkeit von Patronen leisten, seinen Epikureismus, also sein hedonistisches Lebensprogramm, in sehr drastischen, von Rücksichtnahme freien Gedichten zu bekennen.*

Catulls berühmtestes Gedicht, das »Carmen« 85, handelt von dieser verzweifelten Zerrissenheit zwischen Liebe und Hass. Das Gedicht - Ich vermag den Ursprung dieser »höllischen Pein« - wie es in einer von rund 80 Übersetzungen ins Deutsche heißt - nicht zu ergründen. Was sich als sinnliche Erfahrung mitteilt, ist einzig die Anwesenheit des Schmerzes selber, der als martervolle »Kreuzigung« beschrieben wird.

**Charlotte Stéphanie Ziemer**
Verrucht

Verrucht
versucht
pervers, wie wär's?
Obszön, wie schön!
Frivol, fühl ich mich wohl
Laszív erotisch
wie exotisch
Moral?
Egal.

(Sinneslust. Gedichte. Triga Verlag, Gelnhausen 2007; (c) Charlotte Stéphanie Ziemer

*Mit dem heiteren Reimspiel des Kinderverses lassen sich auch Themen und Sujets bearbeiten, die auf ein Terrain außerhalb einer kindgerechten Pädagogik führen. So versucht sich die in Basel lebende Dichterin Charlotte Stéphanie Ziemer (geb. 1977) an einem harmlos daherkommenden Abzählvers zu den Möglichkeiten des Erotischen und Obszönen.*

Wer die „Moral" dieser erotischen Abzählreime dechiffrieren will, muss mit einer Fehlermeldung vorlieb nehmen: Denn das lyrische Ich, das sich hier ins sinnliche Sprachspiel einübt, interessiert sich nicht für „Moral", sondern ausschließlich für die Verlockungen des Eros. Dieser Wunsch wird in diesem im Juni 1995 entstandenen Gedicht eingekleidet in Verse, die ihr Verlangen nach einem Tabubruch hinter Betulichkeit verstecken. Die „Verruchtheit" wird nicht an poetische Bilder der Drastik delegiert, sondern an Niedlichkeiten.

**Christa Reinig**
Am Geländer

gesetzt den fall ich tät es eben
und plötzlich da mein leben fällt
begegnet mir ein zweites leben
und wirft mich wieder in die welt

vielleicht ist gar kein toter tot
und bleibt ein arbeiter und esser
und schindet sich ums totenbrot
und meint wer atmet hat es besser

vielleicht will totsein tapferkeit
und heute kann mich nichts bewegen
die hände frei von allem streit
um einen bauch von brei zu legen

(Sämtliche Gedichte. Eremiten-Presse, Düsseldorf 1984; (c) Christa Reinig)

*Mit ihrem kompromisslosen Eigensinn hat sich die 1926 geborene Christa Reinig allen literarischen Dogmen in Ost und West verweigert. In ihren Gedichten verwickelt sie ihre Figuren meist in Grenzsituationen, in denen der Schrecken ganz nah an das lyrische Ich herantritt.*
*Im Fall ihres 1960 erstmals veröffentlichten Gedichts scheint das Ich zum Suizid fest entschlossen und bereitet sich „am Geländer“ (einer Brücke?) auf den großen Sprung vor. Dann aber gerät die scheinbar unwiderrufliche Entscheidung ins Wanken:*

„Mein Leben“, so Christa Reinig in einem Interview, „ist gepflastert mit Ideologien, durch die ich hindurch muss wie durch Masern.“ Nach ihrer Übersiedlung in den Westen 1964 waren es kurzzeitig der Buddhismus und die Idee der Wiedergeburt, die ihr Denken prägten. Das Gedicht spielt jedenfalls mit dem Gedanken eines „zweiten Lebens“ und mit der Mühe, die eine Existenz als Toter bereiten kann.

**Christa Reinig**

Der Henker

er hat den kragen freigemacht
und stellt sich selbst auf das gerüst
sein wächter hat ihm schnaps gebracht
weil er sonst nichts zu wünschen wüsst

und der gehilfe legt den strick
dem meister sorgsam um den hals
und knotet ihn mit viel geschick
der meister sagt ihm allenfalls:

sieh zu dass du mich gut vertrittst
und achte - eh du dich entfernt hast
dass mir der knoten richtig sitzt
und zeig was du gelernt hast

(Sämtliche Gedichte. Düsseldorf, Eremiten-Presse 1984)

*Wer im Auftrag des Staates tötet, hat alle (Mit-)Gefühle eliminiert. Selbst wenn das Handwerk des Tötens an ihm selbst exekutiert wird, verliert der Henker nicht die Contenance. Die makabre Szene einer Hinrichtung des Henkers stammt aus dem Frühwerk der 1926 geborenen Christa Reinig.*

Die Fabrikarbeiterin und gelernte Blumenbinderin Christa Reinig entschloss sich um 1950, an der neu eröffneten Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Berlin/Ost ihr Abitur nachzuholen. Damals entstanden ihre ersten Gedichte, die wie „Der Henker“ in sarkastischer Weise Motive von Krieg, Gewalt und Vernichtung aufnehmen. Die deprimierende Botschaft des Gedichts: Das Töten im höheren Auftrag wird bis auf weiteres fortgesetzt.

**Christa Reinig**

Die Prüfung des Lächlers

als ihm die luft wegblieb, hat er gelächelt
da hat sein feind ihm kühlung zugefächelt
er lächelte, als er zu eis gefror
der feind rückt ihm die bank ans ofenrohr

er lächelte auch, als man ihn bespuckte
und als er brei aus kuhmist schluckte
er lächelte, als man ihn fester schnürte
und er am hals die klinge spürte

doch als man ihm nach einem wuchtigen tritt
die lippen rundum von den zähnen schnitt
sah man ihn an, erst ratlos, dann erstarrt
wie er im lächeln unentwegt verharrt

(Sämtliche Gedichte. Eremiten-Presse, Düsseldorf 1984; © Christa Reinig)

*Das verstörende Gedicht Christa Reinigs (geb. 1927) vergegenwärtigt eine Szene des Schreckens. Ein Gefolterter - wobei offen bleibt, ob es sich um einen christlichen Märtyrer, einen politischen Gefangenen oder ein anonymes Verbrechensopfer handelt - setzt seinen Feinden ein Lächeln entgegen, selbst in der schlimmsten Tortur. Das in den 1950-er Jahren entstandene Gedicht lässt bereits in seinem legendenhaften Titel ahnen, dass es um einen exemplarischen Opfergang geht.*

Das Lächeln des Leidenden bleibt rätselhaft. Dass jemand mit einer solchen Unbeugsamkeit seinen Folterern trotzt, ist der Alltagsvernunft unbegreiflich. So lässt sich das poetische Bild dieser Beharrungskraft auch als politische Parabel lesen. Mit politischer und ästhetischer Unbeugsamkeit hat Christa Reinig nämlich Erfahrung. Ihre so lapidaren, trotzigen Verse konnten bis auf wenige Ausnahmen in der DDR nicht gedruckt werden. So ging sie 1964 in den Westen und setzte dort ihre bitteren anthropologischen Befunde fort.

**Christa Reinig**
Endlich

Endlich entschloss sich niemand
und niemand klopfte
und niemand sprang auf
und niemand öffnete
und da stand niemand
und niemand trat ein
und niemand sprach: willkomm
und niemand antwortete: endlich.

(Sämtliche Gedichte. Eremitenpresse, Düsseldorf 1984)

*Die stärkste Waffe der Dichterin Christa Reinig (1926-2008) war ihre ästhetische Renitenz. Die unehelich geborene Tochter einer Putzfrau im Berliner Osten geriet schon früh in Konflikt mit den Doktrinen des SED-Staats. In ihrem lyrischen Frühwerk schockierte Reinig mit Gedichten von giftigem Fatalismus. In Walter Höllerers Anthologie „Transit“ (1956) erschien die „Ballade vom blutigen Bomme“, eine finstere Moritat auf einen Delinquenten unter dem Fallbeil, „schärfer als Faschismus“.*

In lakonischem Minimalismus konterkariert Reinig in diesem nach 1960 entstandenen Gedicht das Pathos der Entscheidung, verkehrt die Formeln eines substanziell unbestimmten Aktivismus in ihr Gegenteil. Denn die große Aktion, die vom Adverb „endlich“ annonciert wird, erweist sich paradoxerweise als Stillstand. Denn der Protagonist all der annoncierten Handlungen ist das Indefinitpronomen „niemand“. Wenn das Indefinitpronomen in einigen Versionen des Gedichts groß geschrieben wird („Niemand“), dann wird es zum Subjekt wie einst in der homerischen Erzählung über die List des Odysseus gegen den Riesen Polyphem.

**Christa Reinig**
Signale aus dem Raum

Sie schafften es, das Nichts zu überklettern.
Nie werden wir erfahren, wer sie sind.
Wenn sie noch sind.

nach 1950

aus: Christa Reinig: *Sämtliche Gedichte,* Eremiten-Presse. Düsseldorf 1984

*Ein poetisches Bruchstück nur, aber eines, das ganze Philosophiegeschichten komprimiert: Das Gedicht der 1926 im Osten Berlins geborenen Christa Reinig spricht im Titel rein sachlich und objektivistisch von „Signalen aus dem Raum“, also von Funk- oder Licht-Signalen, die, aus dem Weltall kommend, die Erde erreichen. Aber es geht um mehr, um die Überschreitung einer Grenze, die noch kein Menschenwesen überwinden konnte.*

Als Gegenbegriff zum „Sein“ spielt das „Nichts“ eine zentrale Rolle in der Metaphysik und Ontologie, bei allen großen Philosophen von Hegel bis Heidegger und Sartre. Bei Christa Reinig werden jene „Signale“, die „das Nichts“ zu „überklettern“ imstande sind, nicht näher bestimmt. Aber es wird ja auch das „Sein “ jener Nichts-Überkletterer am Ende wieder in Frage gestellt. Das vermutlich in den 1950er Jahren entstandene Gedicht verweigert eine erlösende Pointe. Was bleibt, ist unsere Ohnmacht vor dem „Nichts“.

**Christa Reinig**

Vor der Abfahrt

Sie kamen und suchten
unter der Bank, im Gepäcknetz
suchten sie jemand.
Danke, sagten sie zu mir.

Auf dem Dach, zwischen den Rädern
suchten sie jemand.
Unter meiner Mütze
suchten sie nicht.

Starr war die Erde.
Da nahm ich den Schnee.
In meiner Manteltasche
nahm ich den Schnee mit.

1984
aus: Christa Reinig: *Sämtliche Gedichte,* Eremiten-Presse, Düsseldorf 1984

*Das Werk der Dichterin Christa Reinig umfasst eine lange Geschichte der ästhetischen Renitenz. 1926 als uneheliche Tochter einer Putzfrau im Berliner Osten geboren, geriet sie schon früh in Konflikt mit den Obrigkeiten des SED-Staats. Ihre ersten Gedichte konnte sie noch in Peter Huchels legendärer Zeitschrift* Sinn und Form *veröffentlichen, erhielt in der DDR aber bereits 1951 Publikationsverbot.*

Nach Entgegennahme des *Bremer Literaturpreises* kehrte Christa Reinig 1964 nicht mehr in die DDR zurück und ließ sich in München nieder. Eine beklemmende Situation der Ausreise oder eines Grenzübertritts scheint auch das Gedicht zu vergegenwärtigen. Das Ich wird Objekt einer alltäglichen Fahndung: In einem Zugabteil wird penibel nach Personen gesucht. Den rätselhaft anmutenden Verweis auf die Mütze als potentielles Versteck wie auf den mitgeführten Schnee als Schmuggelgut hat man als Anspielung auf Heinrich Heines Poem „Deutschland. Ein Wintermärchen“ entziffert.

**Christa Wißkirchen**
Die Menschen!

Erstaunlich, wie einer dastehn kann,
an einem Geländer zum Beispiel, etwas erhöht,
und wundert sich über die Menschen.
Die Menschen! sagt er. Wie sie es treiben!
Und schräg nach unten
deutet er mitten ins Merkwürdige. Bis dann
jäh der Nacken zuckt
von einem scharfen Handschlag. Das war
nicht gezielt, doch getroffen.

(Jahrbuch der Lyrik 9. Hrsg. von Christoph Buchwald u. Robert Gernhardt. Luchterhand Literaturverlag, München/Zürich 1993. © Christa Wißkirchen)

*Am Anfang jeder Philosophie steht das Staunen, hat Platon, der Mentor der abendländischen Philosophie, behauptet. Auch der poetischen Erkenntnis geht ein Staunen voraus, das sich im Gedicht als Offenbarungserlebnis artikuliert. Von einer solchen kleinen Erleuchtung, die dann aber jäh ernüchtert wird, handelt auch das Gedicht der 1945 geborenen Kinderbuchautorin und Lyrikerin Christa Wißkirchen:*

Von seiner erhöhten Beobachterposition aus kann der grüblerische Protagonist des 1991/92 entstandenen Gedichts in stiller Kontemplation den Zustand des Menschengeschlechts begrübeln - bis ihm völlig unerwartet Gewalt widerfährt. Das Gedicht lässt offen, woher dieser jähe Einbruch der Gewalt kommt und wie die neue Situation sich entwickelt. Zur Verunsicherung trägt bei, dass die kleine Gewalttat offenbar keine gezielte Aktion ist. Das Gedicht suggeriert jedenfalls einen beunruhigenden Zusammenhang zwischen Menschsein und Gewalt.

**Christian Geissler**
es ist ein pfahl in meinem fleisch

es ist ein pfahl in meinem fleisch.
oder ein pfeil
in deinem.

mir schlagen sie den stachel nicht
nach innen dunkel ein
ich ziele gern genau
auch ganz allein
ins helle
auge
aus eis.

(Christian Geissler, Klopfzeichen. Rotbuch Verlag, Berlin 1997)

*Die Literatur als moralische Anstalt, als Spiegel der Innen-, aber auch der Außenwelt - das ist der Anspruch, den der Autor Christian Geissler an das Schreiben stellt.*
*Dass Literatur eine moralische Anstalt ist, wenn ein Autor an den Widersprüchen der Innen- wie der Außenwelt interessiert ist, hat der Hamburger Schriftsteller Christian Geissler (1928-2008) bewiesen. Die Aufrichtigkeit, mit der er das Schreiben betrieb, spiegelt sich auch in der Biografie Geisslers wieder, die von den Anfängen als protestantischer Theologiestudent über die Konversion zum katholischen Glauben zum politisch radikalen Dokumentarfilmer und Autor führt.*

In seinem 1988 erschienenen Roman „Kamalatta“ setzte Geissler sich literarisch mit dem bewaffneten Widerstand der RAF auseinander. Ausgehend von der Kapitulation der Arbeiterbewegung im NS-Reich, einem Grundtrauma der Linken, so Geissler, habe sich kein Diskurs über den Kampf gegen ein als faschistisch verstandenes Regime bilden können. Auch dieses Gedicht zielt mit seiner Reflexion dahin, die durch dieses Defizit entstandene schmerzhafte Lücke offen zu halten.

**Christian Hoffmann von Hoffmanswaldau**

Auff den mund

Mund! der die seelen kan durch lust zusammen hetzen /
Mund! der viel süsser ist als starker himmels-wein /
Mund! der du alikant des lebens schenckest ein /
Mund! den ich vorzieh muss der Inden reichen schätzen /
Mund! dessen balsam uns kann stärcken und verletzen /
Mund! der vergnügter blüht / als aller rosen schein.
Mund! welchen kein rubin kann gleich und ähnlich seyn.
Mund! den die gratien mit ihren quellen netzen;
Mund! Ach corallen-mund / mein eintziges ergetzen!
Mund! laß mich einen kuß auff deinen purpur setzen.

*Die überschwängliche Eloge auf den Mund als sinnliche Körperzone, die der Barockdichter Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1617-1679) in gewaltiger metaphorischer Erhitzung hier vorlegt, ist auch ein vorzügliches Exempel des manieristischen Stils. Der Mund als Objekt des Begehrens wird in immer neuen Varianten besungen, deren pathetische Aufladung sich unablässig steigert. In Geschmack, Farbenreichtum und Strahlkraft scheint der Mund das zentrale Element menschlicher Glückserfahrung zu sein.*

Der Mund wird freilich als Partialobjekt der Verlockung von dem geliebten Menschen abgespalten, dem der Wunsch, „einen kuß auff deinen purpur (zu) setzen“, eigentlich gilt. Dieses Loblied auf den sinnlichen Genuss, das der Abkömmling einer Breslauer Patrizierfamilie und politische Karrierist Hoffmannswaldau komponiert hat, entfernt sich demonstrativ von dem Vergänglichkeits-Gedanken bzw. den vanitas-Motiven, die üblicherweise den Wesenskern der Barocklyrik bilden.

**Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau**

Die Welt

Was ist die Welt und ihr berühmtes Glänzen?
Was ist die Welt und ihre gantze Pracht?
Ein schnöder Schein in kurtz-gewölckter Nacht;
Ein bundes Feld, da Kummer-Disteln grünen;
Ein schön Spital, so voller Kranckheit steckt;
Ein Sclavenhaus, da alle Menschen dienen,
Ein faules Grab, so Alabaster deckt.
Das ist der Grund, darauff wir Menschen bauen,
Und was das Fleisch für einen Abgott hält.
Komm, Seele, komm, und lerne weiter schauen,
Als sich erstreckt der Circkel dieser Welt.
Streich ab von dir derselben kurtzes Prangen,
Halt ihre Lust für eine schwere Last;
So wirst du leicht in diesen Port gelangen,
Da Ewigkeit und Schönheit sich umfaßt.

*Das Dichten in Antithesen und rhetorischen Zuspitzungen war die Domäne des Barockdichters Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1616-1679), der als Repräsentant der spätbarocken Dichtkunst mit ihrer Vorliebe für Formspiele und Ornamentik gilt. In einer ganzen Reihe von Gedichten hat er die Frage nach der Essenz des irdischen Daseins gestellt und dabei immer wieder das Vergänglichkeits- bzw. Vanitas-Motiv ins Zentrum gerückt.*

Die zwei Elementarfragen nach der „Welt“, die das um 1647/48 entstandene Gedicht stellt, werden mit fünf paradoxen Fügungen beantwortet: Die „Pracht“, „Buntheit“ und „Schönheit“ des weltlichen Daseins unterliegen stets der Erfahrung von Krankheit und Vergänglichkeit. Der christliche Hintergrund des Gedichts erhellt aus dem hier betonten Gegensatz von sterblichem „Fleisch“ und der auf Unvergänglichkeit hoffenden „Seele“. In der epigrammatischen Pointe am Ende wird ein Zustand der „Ewigkeit“ in Aussicht gestellt, der die illusorische, da kurzfristige „Lust“ überwindet und eine überirdische Harmonie („in diesen Port“) verheißt.

**Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau**

Verliebte Aue

Wo sind die stunden
Der süssen zeit /
Da ich zu erst empfunden /
Wie deine lieblichkeit
Mich dir verbunden?
Sie sind verrauscht / es bleibt doch dabey /
Daß alle lust vergänglich sey.

Das reine schertzen /
So mich ergetzt /
Und in dem tieffen hertzen
sein merckmahl eingesetzt /
Läst mich in schmertzen /
Du hast mir mehr als deutlich kund gethan /
Daß freundlichkeit nicht anckern kan.

*Vom Beruf zur Berufung: Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau hat lange gebraucht, um zu seiner Berufung zu finden. Dichten war für ihn zunächst mehr ein Hobby - doch dieses Hobby hat ihn über seinen Tod hinaus bekannt gemacht.*
*Der Abkömmling eines adligen Ratsherrn absolvierte eine Musterschüler-Karriere; als Poet freilich übte er sich lange in Zurückhaltung. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1616-1679) studierte in Dresden, Leiden und Amsterdam und stieg vom Ratsherrn zum Kaiserlichen Rat in Breslau auf. Die Poesie betrieb er lange Zeit nur als Nebenbeschäftigung zur Unterhaltung gebildeter Freunde. Seine „Deutschen Übersetzungen und Getichte“ erschienen denn auch posthum - und verblüfften durch kunstvolle Ornamentik und barocke Formversessenheit.*

Der Begründer der deutschen galanten Dichtung formuliert hier das Generalthema des Barock wie auch später der klassischen Moderne: „daß alle Lust vergänglich sey.“ Die erotische Rauschbereitschaft löst sich auf in Ernüchterung, die Erfahrung der Liebe mündet in die Einsicht einer negativen Anthropologie, „dass freundlichkeit nicht anckern kann“. Mit diesen Erfahrungen, formuliert Mitte des 17. Jahrhunderts, antizipiert Hoffmannswaldau zentrale Topoi der literarischen Moderne.

**Christian Hölmann**

Ich liebe, du liebest, er liebet das lieben

Ich liebe, du liebest, er liebet das lieben;
Was liebet, wird alles vom lieben getrieben,
Wir lieben, ihr liebet, sie lieben zusammen,
Drum kommet, ihr nymfen, und kühlet die flammen.

Ich liebte zum ersten die stoltze Clorinde,
Die keusche Diana, die schöne Melinde,
Sie liebten mich wieder, ich kont' es wohl spüren,
Doch ließ ich mich niemahls von einer verführen.

Ich hatte geliebet, ich muß es gestehen,
Da meynt' ich, mir solte das lieben vergehen;
Nun hat mich das lieben doch wieder bestricket,
So bald ich die schöne nur einmahl erblicket.

Die werd' ich hinführo allein nur lieben,
Sie wird mich im lieben auch nimmer betrüben,
So offt ich sie küsse, küst sie mich von neuen;
Doch lieb' ich das lieben und hasse das freyen.

*Christian Hölmann, 1677 in Breslau geboren und dort 1744 gestorben, ist ein Vertreter der sogenannten Galanten Poesie, einer stark von gesellschaftlichen Konventionen geprägten Dichtung, deren Inhalte die Kenntnis von Benimmregeln und Verhaltensmustern voraussetzt. Tatsächlich verbirgt sich hinter der scheinbaren Mühelosigkeit des folgenden Liebesgedichts eine strikte Poetik der Kontexte.*

Mit scheinbarer Leichtigkeit wird die Liebe hier zu einem ungezwungenen Spiel. Die Stilisierung Hölmanns passt sich dem Geist der galanten Zeit an, dem vor allem an Andeutungen und einer Scheinoberfläche gelegen war. Man darf also annehmen, dass hier auf gesellschaftliche Codes der Adelsgesellschaft rekurriert wird, die heute nur noch erahnt werden können. Die Schlusszeile beispielsweise, die die Liebe zu einem platonischen Gedankenspiel erklärt, dürfte im Galanten Conduit recht eigentlich ihr Gegenteil bedeuten.

**Christian Morgenstern**
Das Böhmische Dorf

Palmström reist, mit einem Herrn v. Korf,
in ein sogenanntes Böhmisches Dorf.

Unverständlich bleibt ihm alles dort,
von dem ersten bis zum letzten Wort.

Auch v. Korf (der nur des Reimes wegen
ihn begleitet) ist um Rat verlegen.

Doch just dieses macht ihn blass vor Glück.
Tiefentzückt kehrt unser Freund zurück.

Und er schreibt in seine Wochenchronik:
Wieder ein Erlebnis, voll von Honig!

*Seit dem frühen 17. Jahrhundert zirkuliert im Neuhochdeutschen die Redewendung von den „böhmischen Dörfern“ als Synonym für „etwas ganz Unbekanntes, Unverständliches“. Der Ausdruck geht historisch wohl zurück auf die Schwierigkeiten der Deutsch sprechenden Bevölkerung bei ihrer Begegnung mit der tschechischen Sprache. Der galgenhumorige Dichter Christian Morgenstern (1871-1914) hat die Redewendung wörtlich genommen und seinen renitenten Helden Palmström in ein böhmisches Dorf geschickt.*

Hier sind es einzig der Wort-Witz und eine um Kalauer nicht verlegene Reimkunst, die den Text vorantreiben. Morgensterns lässt seinen Palmström in den „Galgenliedern“ (1905), aus denen das Gedicht stammt, immer wieder mit den Selbstverständlichkeiten des bürgerlichen Alltags in Konflikt geraten. Bei aller scheinbaren Ungeschicklichkeit kann sich Palmström aber doch in einer Welt der funktionalistischen Vernunft und der ideologischen Leichtgläubigkeiten behaupten.

**Christian Morgenstern**

Das Fest des Wüstlings

Was stört so schrill die stille Nacht?
Was sprüht der Lichter Lüstrepracht?
  Das ist das Fest des Wüstlings!

Was huscht und hascht und weint und lacht?
Was cymbelt gell? Was flüstert sacht?
  Das ist das Fest des Wüstlings!

Die Pracht der Nacht ist jach entfacht!
Die Tugend stirbt, das Laster lacht!
  Das ist das Fest des Wüstlings!

(zu flüstern)

(um 1900)

*Bereits vor seinem grandiosen Erfolg mit den „Galgenliedern“ (1905) hatte der abgründig-komische Dichter Christian Morgenstern (1871-1914) die Konturen seiner „humoristisch-fantastischen Dichtungen“ abgesteckt. Dazu gehörte auch die Konzeption eines „Weltkoboldes“ - eines göttlich-allmächtigen Gauklers, der die Welt als Bühne für allerlei Narreteien nutzt. Zu den berühmtesten „Galgenliedern“ gehörte dann die wortspielerische Einkreisung eines lasterhaften Festgelages:*

Kurz vor der Niederschrift der „Galgenlieder“, die Morgenstern wohl im Winter 1900/01 während eines Kuraufenthalts in Davos begonnen hat, hatte sich der Dichter mit der Übertragung mehrerer Stücke und Versdramen des norwegischen Dramatikers Henrik Ibsen (1828) befasst. Eins davon, „Das Fest auf Solhaug“ (geschrieben 1855), zeigt Strukturähnlichkeiten mit dem „Fest des Wüstlings“. Denn in dem Stück soll, so betont Ibsen in seiner Vorrede, „ein großes Festgelage mit aufreizenden Reden und verhängnisvollem Zusammenstoß ... vorkommen“.

**Christian Morgenstern**

Das Grammophon

Der Teufel kam hinauf zu Gott
und brachte ihm sein Grammofon
und sprach zu ihm, nicht ohne Spott:
„Hier bring ich dir der Sphären Ton.“

Der Herr behorchte das Gequiek
und schien im Augenblick erbaut:
Es ward fürwahr die Welt-Musik
vor seinem Ohr gespenstisch laut.

Doch kaum er dreimal sie gehört,
da war sie ihm zum Ekel schon, -
und höllwärts warf er, tief empört,
den Satan samt dem Grammophon.

*Der „Satan“, ursprünglich ein gefallener Engel, der den „Teufel“ verkörpert, agiert in den biblischen Geschichten immer als gefährlicher Verführer, der mit grandiosen Glücksversprechen die Frommen von ihrem Wege abbringen will. Auch Gott selbst ist starken Versuchungen ausgesetzt. Mit dem neuen technischen Wunderwerk Grammophon (das erst 1887 erfunden wurde) kann der „Teufel“ jedoch bei seinem Rivalen nicht punkten. So kommt es in Christian Morgensterns (1871-1914) posthum (1919) veröffentlichtem Gedicht zu einem komischen Desaster für das Böse.*

Am Ende muss der „Herr der Finsternis“ nach seiner üblen Blamage wieder zurück in seine Unterwelt. Was als „Welt-Musik“ annonciert war, erwies sich als peinliches „Gequiek“. Es sind solche theologischen und metaphysischen Pointen in parodistischem Gewand, mit denen Morgenstern seine Leser überraschte. Der Meister der Groteske erfand immer wieder Texte, welche die Grenze zwischen philosophischer Emphase und Heiterkeit offen halten.

**Christian Morgenstern**

Das Huhn

In der Bahnhofshalle, nicht für es gebaut,
geht ein Huhn
hin und her…
Wo, wo ist der Herr Stationsvorsteh'r?
Wird dem Huhn
man nichts tun?
Hoffen wir es! Sagen wir es laut:
dass ihm unsre Sympathie gehört,
selbst an dieser Stätte, wo es - „stört"!

*Christian Morgenstern (1871-1914) wirkte zunächst als Übersetzer der Werke Ibsens und Strindbergs, arbeitete dann als Verlagslektor in Berlin. Seine populären „Galgenlieder" erschienen erstmals 1905 und erlebten schnell erweiterte Auflagen. Durch ihre groteske Komik, ihre Neigung zum Absurden wollten sie eine als sinnlos erfahrene Welt auf den Kopf stellen. Dazu schuf Morgenstern Fabeltiere wie das „Nasobem" und entwickelte frühe Formen dadaistischer Sprachspiele. Parallel zu diesen Grotesken schrieb er - ein Anhänger Nietzsches und Rudolf Steiners - melancholisch-meditative Gedichte, in denen er sich mit dem Christentum auseinandersetzte.*

Die kleine, dreiteilig strukturierte und effektvoll gereimte Groteske gehört in den Zusammenhang der „Galgenlieder". Erstmals taucht sie im Tagebuch von 1906 auf. Das Unerwartete und Freiheitliche verkörpern vorzüglich Tiere wie dieses deplatzierte Huhn, das in der wirklichen Welt - der Bahnhof ist ja ein Fortschrittssymbol - Befremden auslöst, pur dadurch, dass es wie die wartenden Menschen in der Halle „hin und her" geht.

**Christian Morgenstern**

Das Knie

Ein Knie geht einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts!
Es ist kein Baum! Es ist kein Zelt!
Es ist ein Knie, sonst nichts.

Im Kriege ward einmal ein Mann
erschossen um und um.
Das Knie allein blieb unverletzt –
als wär's ein Heiligtum.

Seitdem geht's einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.
Es ist kein Baum, es ist kein Zelt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.

1905

*Eine Hauptrolle in Alexander Kluges Film* Die Patriotin *aus dem Jahr 1979 spielt ein Knie. Es ist das Knie des Obergefreiten Wieland, gefallen 1943 in Stalingrad. Das Knie ist im Film ein sehr aktives Objekt, es agiert als allwissender Erzähler. Erfunden hat das vereinsamte Knie der Meister der Sprachgroteske, der Dichter Christian Morgenstern (1871–1914).*

Das skurrile „Knie“-Gedicht ist Bestandteil von Morgensterns *Galgenliedern*, die dem Dichter 1905 zu einer enormen Popularität verhalfen, die auch hundert Jahre danach noch anhält. Seine lyrische Lebenserzählung über „Das Knie“ fasziniert weniger durch humoristische Reize als vielmehr durch die tragischen Neben- und Untertöne, die in der Weltreise des einsamen Körperteils mitschwingen. Denn das vom Rest-Körper offenbar abgetrennte Knie ist ja erst durch mörderische Kriegsgeschehnisse in seine einsame Lage geraten. Morgenstern selbst hat zu seinem Gedicht angemerkt, das Knie stehe für die Zeit, die sich als primäre sinnliche Anschauung gegenüber dem Raum (dem „Um und Um“) behauptet.

**Christian Morgenstern**

Das Mondschaf

Das Mondschaf steht auf weiter Flur.
Es harrt und harrt der großen Schur.
        Das Mondschaf.

Das Mondschaf rupft sich einen Halm
und geht dann heim auf seine Alm.
        Das Mondschaf.

Das Mondschaf spricht zu sich im Traum:
„Ich bin des Weltalls dunkler Raum.“
        Das Mondschaf.

Das Mondschaf liegt am Morgen tot.
Sein Leib ist weiß, die Sonn ist rot.
        Das Mondschaf.

1905

*Zu den faszinierendsten Phantasietieren im lyrischen Kosmos des vielseitigen Dichters Christian Morgenstern (1871–1914) gehört neben dem „Nasobém“ und dem „ästhetischen wiesel“ das rätselvolle „Mondschaf“. Obwohl es am Ende des Gedichts tot dazuliegen scheint, erwacht es in anderen Gedichten Morgensterns zu neuem Leben.*

Zum ersten Mal taucht es in den 1905 publizierten *Galgenliedern* des Dichters auf, die ursprünglich gar nicht für eine Veröffentlichung, sondern „für einen kleinen Kreis jugendlich ausgelassener Freunde bestimmt“ waren. Morgenstern arbeitete damals als Lektor im renommierten Verlag *Bruno Cassirer* und hatte sich bis dahin als Übersetzer der Werke Strindbergs und Ibsens hervorgetan. Die leichthändig erstellten *Galgenlieder*, die keineswegs nur nonsensverliebte Klangspiele sind, sondern auch metaphysische Reflexionen transportieren, wurden sofort zum Bestseller und begründeten seinen Ruhm.

**Christian Morgenstern**

Das Nasobēm

Auf seinen Nasen schreitet
einher das Nasobēm,
von seinem Kind begleitet.
Es steht noch nicht im Brehm.

Es steht noch nicht im Meyer.
Und auch im Brockhaus nicht.
Es trat aus meiner Leyer
zum ersten Mal ans Licht.

Auf seinen Nasen schreitet
(wie schon gesagt) seitdem,
von seinem Kind begleitet,
einher das Nasobēm.

1905

*Dieses Gedicht des grandiosen Komikers und Meisters der Groteske Christian Morgenstern (1871–1914) hat die naturwissenschaftliche Phantasie zu allerlei krausen Spekulationen motiviert. So hat angeblich ein Professor Harald Stümpke die Säugetierordnung der Nasenschreitlinge oder Naslinge 1941 auf der Südsee-Inselgruppe Heieiei entdeckt und biologisch exakt beschrieben.*

Dass es sich bei den „Rhinogradentia“ und „Nasenschreitlingen“ nicht um eine ausgestorbene Ordnung der Säugetiere, sondern um eine schöne Erfindung Morgensterns handelt, erzählt das Gedicht selbst. Was da 1905 in Morgensterns *Galgenliedern* auftauchte, war kein Fund aus den einschlägigen Enzyklopädien, sondern eine poetische Grille des Dichters, seiner Beschäftigung mit der „Leier“ (in der Antike: die Lyra) entsprungen.

**Christian Morgenstern**
Der Flügelflagel

Der Flügelflagel gaustert
durchs Wiruwaruwolz,
die rote Fingur plaustert
und grausig gutzt der Golz.

*Das seltsame Tier von der Gattung „Flügelflagel“ geistert schon eine ganze Weile als Musterexemplar hochkomischer Lautpoesie durch die Anthologien. Besser bekannt ist das Gedicht unter dem Titel „Gruselett“, unter dem es 1919 in Christian Morgensterns (1871-1914) Nachlass-Band „Der Gingganz“ aufgenommen wurde. Aber hier wird ja weniger Grausen erzeugt als vielmehr eine ganz aus Sprachdynamik hervorgehende Heiterkeit. Bei Morgenstern geschieht eben vieles „um des Reimes willen“ - wie es in „Das ästhetische Wiesel“ heißt.*

Der virtuose Einsatz lautspielerischer Mittel, die Aufladung frei erfundener Wörter mit bestimmten Vokalfolgen führt indes nicht zum reinen Nonsens-Vers, sondern zitiert noch in der sinnfreien Wortkomposition eine Atmosphäre des Unheimlichen. Der „grausig gutzende Golz“ vermag zwar niemandem mehr Schrecken einzujagen, aber er kann seine Herkunft aus dämonischen Sphären andeuten.

**Christian Morgenstern**
Der Gingganz

Ein Stiefel wandern und sein Knecht
von Knickebühl gen Entenbrecht.

Urplötzlich auf dem Felde drauß
begehrt der Stiefel: „Zieh mich aus!“

Der Knecht darauf: „Es ist nicht an dem;
doch sagt mir, lieber Herre, - !: wem?“

Dem Stiefel gibt es einen Ruck:
„Fürwahr, beim heiligen Nepomuk,

ich GING GANZ in Gedanken hin …
Du weißt, dass ich ein andrer bin,

seitdem ich meinen Herrn verlor …“
Der Knecht wirft beide Arm empor,

als wollt er sagen: „Lass doch, lass!“
Und weiter zieht das Paar fürbass.

*Einen kuriosen Fall von autonomem Handeln eines Gebrauchsgegenstands führt hier der humoristische Großmeister Christian Morgenstern (1871-1914) vor. Ein Stiefel hat seinen Besitzer verloren, wandert eine Weile gedankenlos vor sich hin, und glaubt die ganze Zeit, sich am Fuße seines „Herrn“ zu befinden. Aufmerksam geworden auf die unmögliche Situation, verliert der Stiefel nicht etwa die Contenance, sondern entwirft wie nebenbei philosophische Sätze. So ist Morgensterns „Gingganz“ der sicherlich lustigste Kommentar zum berühmten Diktum des Dichters Arthur Rimbaud (1854-1891), das da lautet: „Ich ist ein anderer.“*

Morgenstern hat das 1919 posthum veröffentlichte Gedicht aus zwei Wortbildungen komponiert. Der „Stiefelknecht“ wird zunächst in zwei handelnde Subjekte zerlegt, danach wird aus einem Verb und einem Adverb der „Gingganz“ zusammengefügt. Ein „Gingganz“, so Morgenstern in einem ironischen Selbstkommentar, repräsentiere für ihn einen in Gedanken Vertieften, Verlorenen, einen grüblerisch Zerstreuten, einen „Sinnierer“.

**Christian Morgenstern**
Der Lattenzaun

Es war einmal ein Lattenzaun,
mit Zwischenraum, hindurchzuschaun.

Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Abends plötzlich da –

und nahm den Zwischenraum heraus
und baute draus ein großes Haus.

Der Zaun indessen stand ganz dumm
mit Latten ohne was herum,

ein Anblick grässlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.

Der Architekt jedoch entfloh
nach Afri - od - Ameriko.

1905

*Einen Höhepunkt der grotesk-komischen Dichtkunst verdanken wir Christian Morgenstern (1871-1914), dem Meister der Skurrilität. Sein berühmtes, 1905 in den »Galgenliedern« veröffentlichtes Gedicht »Der Lattenzaun« handelt ja weniger von den Eigenarten des Instruments zur Garten- oder Grundstückseingrenzung, als vielmehr vom Entzug des »Zwischenraums«.*

Während seiner Arbeit an den »Galgenliedern« laborierte Morgenstern bereits an einer schweren Lungenkrankheit, der er seine unübertroffenen Scherz- und Nonsens-Gedichte abtrotzte. In seinem letzten Brief vor seinem Tod am 31. März 1914 schrieb er: »Gewiss, ich bin seit zwanzig Jahren leidend ..., aber, so paradox es klingen mag, es sträubt sich alles in mir, von irgend jemandem als krank empfunden zu werden ... Ich möchte den Satz aufstellen: Kein wahrhaft freier Mensch kann krank sein. Und was mich betrifft, so mögen's meine Werke von der ersten bis zur letzten Zeile bezeugen.«

**Christian Morgenstern**

Der Papagei

Es war einmal ein Papagei,
der war beim Schöpfungsakt dabei
und lernte gleich am rechten Ort
des ersten Menschen erstes Wort.

Des Menschen erstes Wort war A
und hieß fast alles, was er sah,
z.B. Fisch, z.B. Brot,
z.B. Leben oder Tod.

Erst nach Jahrhunderten voll Schnee
erfand der Mensch zum A das B
und dann das L und dann das Q
und schließlich noch das Z dazu.

Gedachter Papagei indem
ward älter als Methusalem,
bewahrend treu in Brust und Schnabel
die erste menschliche Vokabel.

Zum Schlusse starb auch er am Zips.
Doch heut noch steht sein Bild in Gips,
geschmückt mit einem grünen A,
im Staatsschatz zu Ekbatana.

*Bei einem größeren Leserkreis wurde Christian Morgenstern (1871-1914) vor allem mit seinem Gedichtband „Galgenlieder“ bekannt. Man sollte jedoch nicht unerwähnt lassen, dass die humoristischen Gedichte nur einen Teil seines Werks ausmachen und es dem Dichter darum ging, einer als absurd empfundenen Welt ein lustvoll-ironisches Moment entgegenzusetzen. Im Grunde war Morgenstern der große Entspannungstechniker der deutschen Literatur, dessen Gedichte freilich auch fatalistisch, makaber und unheimlich sein konnten.*

Die Schöpfungs- und Menschheitsgeschichte, aufgefädelt auf die Perlenschnur des Alphabets. Doch braucht der Dichter nicht einmal alle Buchstaben, um uns diese Geschichte zu erzählen. A, B, L, Q und Z, den Rest kennen wir. Es ist ein fröhliches Spiel mit Überlieferung und Erinnerung, das Morgenstern hier treibt. Das ganz und gar Erstaunliche daran ist aber, dass er dazu nur einen Papagei braucht. Der am Ende - wiewohl alt geworden wie Methusalem - leider auch das Zeitliche segnen muss. Er geht nämlich am letzten Buchstaben des Alphabets zugrunde.

**Christian Morgenstern**

Der Rabe Ralf

Der Rabe Ralf
   will will hu hu
dem niemand half
   still still du du
half sich allein
am Rabenstein
   will will still still
      hu hu

Die Nebelfrau
   will will hu hu
nimmt's nicht genau
   still still du du
sie sagt nimm nimm
's ist nicht so schlimm
   will will still still
      hu hu

Doch als ein Jahr
   will will hu hu
vergangen war
   still still du du
da lag im Rot
der Rabe tot ,
   will will still still
      du du

**Christian Morgenstern**
Der Schnupfen

Ein Schnupfen hockt auf der Terrasse,
auf dass er sich ein Opfer fasse
- und stürzt alsbald mit großem Grimm
auf einen Menschen namens Schrimm.
Paul Schrimm erwidert prompt: > Pitschü!<
und hat ihn drauf bis Montag früh.

*„Mit seinem Lachen hausieren gehen müssen ist noch viel schmerzlicher als mit seinen Klageliedern“, schrieb Christian Morgenstern (1871-1914), der unerreichte Meister der Groteske, in einem Brief vom Januar 1896. Es dauerte noch viele Jahre, bis er einen Verleger für seine grandios komischen Forschungsreisen in die Alltagswelt fand. Als er 1905 endlich seine „Galgenlieder“ veröffentlichen konnte, begann er schon wieder unter seinem eigenen Humor zu leiden. Seine Gedichte nennt er, erstaunt über ihren Erfolg, „kleine, dumme Schmetterlinge“.*

Jede einzelne banale Alltagserfahrung repräsentiert bei Morgenstern eine Welt voller Rätsel. Wie eine Misslichkeit der Nasenschleimhaut die Menschen heimsuchen kann, zeigt der Dichter in seiner wunderbaren lyrischen Miniatur über das Schnupfen-Opfer Paul Schrimm. Tröstlich ist hier, dass die Zeit der Heimsuchung begrenzt bleibt: Montag früh, beim Start in eine neue Woche, ist der Angreifer wieder abgeschüttelt.

**Christian Morgenstern**

Der Werwolf

Ein Werwolf eines Nachts entwich
von Weib und Kind und sich begab
an eines Dorfschullehrers Grab
und bat ihn: »Bitte, beuge mich!«

Der Dorfschulmeister stieg hinauf
auf seines Blechschilds Messingknauf
und sprach zum Wolf, der seine Pfoten
geduldig kreuzte vor dem Toten:

»Der Werwolf«, sprach der gute Mann,
»des Weswolfs, Genitiv sodann,
dem Wemwolf, Dativ, wie mans nennt,
den Wenwolf - damit hats ein End.«

Dem Werwolf schmeichelten die Fälle,
er rollte seine Augenbälle.
»Indessen«, bat er, »füge doch
zur Einzahl auch die Mehrzahl noch!«

Der Dorfschulmeister aber musste
gestehn, dass er von ihr nichts wusste.
Zwar Wölfe gäbs in großer Schar,
doch »Wer« gäbs nur im Singular.

Der Wolf erhob sich tränenblind -
er hatte ja doch Weib und Kind!!
Doch da er kein Gelehrter eben,
so schied er dankend und ergeben.

**Christian Morgenstern**
Die beiden Esel

Ein finstrer Esel sprach einmal
zu seinem ehlichen Gemahl:

„Ich bin so dumm, du bist so dumm,
wir wollen sterben gehen, kumm!“

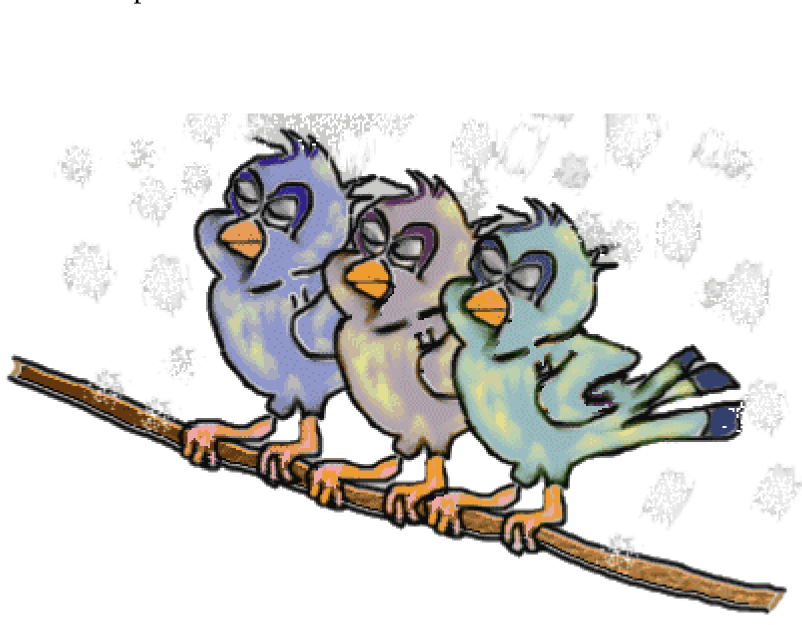
Doch wie es kommt so öfter eben:
Die beiden blieben fröhlich leben.

*Dass Todesverfallenheit und Lebensfreude ineins fallen können - diese Paradoxie kann es wohl nur bei dem grandiosen Humoristen und Nonsens-Dichter Christian Morgenstern (1871-1914) geben. Im unerschöpflichen Bestiarium seiner „Galgenlieder“ (1905) gibt es zum Beispiel zwei einander angetraute Esel, die sich zu ihrer Dummheit bekennen. Der eine davon, ein besonders finsterer Geselle, hegt ob dieser Dummheit Todesgedanken.*

Das Bekenntnis des Esels, der sich als Moribunder fühlt, ist nicht besonders haltbar - das „fröhliche Leben“ scheint unverwüstlich. Aber was ist nun als Triumph der Dummheit zu werten: der Umstand einer unbegründeten Todessehnsucht oder das „fröhliche“ Weiterleben? Selbst bei einer solch heiteren Tier-Anekdote können sich bei Morgenstern metaphysische Abgründe öffnen.

**Christian Morgenstern**

Die drei Spatzen



In einem leeren Haselstrauch
da sitzen drei Spatzen, Bauch an Bauch.

Der Erich rechts und links der Franz
und mitten drin der freche Hans.

Sie haben die Augen zu, ganz zu,
und obendrüber da schneit es, hu!

Sie rücken zusammen dicht an dicht.
So warm wie der Hans hats niemand nicht.

Sie hören alle drei ihrer Herzlein Gepoch
Und wenn sie nicht weg sind, so sitzen sie noch.

**Christian Morgenstern**
Die Trichter

Zwei Trichter wandeln durch die Nacht
Durch ihres Rumpfs verengten Schacht
fließt weißes Mondlicht
still und heiter
auf ihren
Waldweg
u. s.
w.

**Christian Morgenstern**

Die Unterhose

Heilig ist die Unterhose,
wenn sie sich in Sonn und Wind,
frei von ihrem Alltagslose,
auf ihr wahres Selbst besinnt.

Fröhlich ledig der Blamage
steter Souterränität,
wirkt am Seil sie als Staffage,
wie ein Segel leicht gebläht.

Keinen Tropus ihr zum Ruhme
spart des Malers Kompetenz,
preist sie seine treuste Blume
Sommer, Winter, Herbst und Lenz.

*Die profane Männer-Unterhose, heute sprachlich meist verschämt ins Anglizistische als „Shorts“ oder „Underwear“ abgeschoben, rief als Textil literarisch meist eher Peinlichkeit als Stolz hervor. Im Regelfall existiert sie in der Verborgenheit, je nach Intimitätsbedarf ihres Trägers. Ganz anders dagegen die „Galgenlieder“-Unterhose Christian Morgensterns (1871-1914), der sie im Licht der Öffentlichkeit flattern lässt.*

Die Apologie der Unterhose findet sich in Morgensterns nachgelassenem Band „Palma Kunkel“ von 1916. Hier regiert der Blick eines Malers auf eine Art Kultobjekt. Der liebevolle Humorist Morgenstern preist das offenbar klassisch weiße Textil („wie ein Segel leicht gebläht“) und veredelt sie sogar in der letzten Strophe zur ruhmvollen „Blume“, die in allen Jahreszeiten besungen werden muss.

**Christian Morgenstern**
Herr Meier hält sich für das Maß der Welt

Herr Meier hält sich für das Maß der Welt.
Verständlich ist allein, was ihm erhellt.

Herr Meier sagt, wozu doch eure Kunst,
wenn nicht für mich! Sonst ist sie eitel Dunst.

Noch mehr, bei weitem mehr: Herr Meier meint,
dass dann die Kunst im Grunde sträflich scheint.

Man muss sich eiligst von Herrn Meier wenden,
um nicht mit Mord und Raserei zu enden.

1905

*Die Toleranzgrenzen in Sachen Kunst sind in großen Teilen der bürgerlichen Öffentlichkeit eng gesteckt. Alles, was nicht innerhalb des schmalen Verständnishorizonts bleibt, wird sofort als „sträflich" und inakzeptabel disqualifiziert. Christian Morgenstern (1871–1914) hat in seinen* Galgenliedern *(1905) einen Kunstexperten porträtiert, der das gesunde Volksempfinden geltend machen will.*

Morgensterns ominöser Herr Meier verlangt die unmittelbare Nutzanwendung von Kunst, einen „Gebrauchswert", der sofort identifizierbar sein muss. Kontemplation und Reflexionsanstrengung in der Auseinandersetzung mit dem Kunstwerk sind nicht vorgesehen. Eine solche notorische Ignoranz kann selbst einen Meister-Humoristen wie Morgenstern in Verzweiflung und „Raserei" treiben.

**Christian Morgenstern**
Nach Norden

Palmström ist nervös geworden;
darum schläft er jetzt nach Norden.

Denn nach Osten, Westen, Süden
schlafen, heißt das Herz ermüden.

(Wenn man nämlich in Europen
lebt, nicht südlich in den Tropen.)

Solches steht bei zwei Gelehrten,
die auch Dickens schon bekehrten –

und erklärt sich aus dem steten
Magnetismus des Planeten.

Palmström also heilt sich örtlich,
nimmt sein Bett und stellt es nördlich.

Und im Traum, in einigen Fällen,
hört er den Polarfuchs bellen.

1905

*Wie diverse Weisheitslehren der Esoterik verkünden, kann man durch das angemessene Umstellen oder Verrücken von Möbeln unliebsame Energien oder Dämonen austreiben und die Schlaflosigkeit nervöser Menschen heilen. Auch ein lyrischer Lieblingsheld des hintersinnigen Humoristen Christian Morgenstern (1871–1914), der etwas weltfremde Palmström, hat sich von dieser Vorstellung faszinieren lassen.*

Morgenstern selbst war ein glühender Anhänger der anthroposophischen Lehre Rudolf Steiners, der die Vorstellung unheilvoller dämonischer Energien nicht fremd ist. In seinem Gedicht freilich, das den 1905 erschienenen *Galgenliedern* entnommen ist, mokiert sich Morgenstern über die „nördliche“ Obsession seines Helden – wird dieser doch im Traum sogar vom „Polarfuchs“-Gebell heimgesucht.

**Christian Morgenstern**

Schauder

Jetzt bist du da, dann bist du dort.
Jetzt bist du nah, dann bist du fort.
Kannst du's fassen? Und über eine Zeit
gehen wir beide die Ewigkeit
dahin - dorthin. Und was blieb?...
Komm, schließ die Augen, und hab mich lieb!

*Der Galgenlieder-Erfinder und Palmström-Erzähler Christian Morgenstern (1871-1914) ist vor allem als Dichter humoristischer und grotesker Verse berühmt geworden. Doch regelmäßig durchbrechen die Reihen heiterer Reimkunststücke und wortneugeschöpfter Fabelwesen stille und subtile Gedichte, wie das 1906 im Band „Melencolia" erschienene „Schauder", das Morgenstern von seiner anderen Seite zeigt:*

Möglicherweise markiert „Schauder" wie andere Gedichte aus „Melencolia" eine Wende im Schaffen Morgensterns. Hatte der sich um die Jahrhundertwende im Geiste Friedrich Nietzsches noch um eine Erneuerung der Kunst bemüht, traten Morgensterns Bestrebungen zunehmend zurück hinter den Versuch, einen Zustand „vollkommener Vergeistigung" zu erreichen. Diese Form mystischer Erfahrung scheint der Jakob Böhme- und Meister Eckhart-Leser Morgenstern in seinem Gedicht anzustreben. Es ist jedoch nur ein kurzer Moment der Nähe, der dort erreicht werden kann.

**Christian Morgenstern**

Täuschung

Menschen stehn vor einem Haus, - -
Nein, nicht Menschen, - Bäume.
Menschen, folgert Otto draus,
sind drum nichts als - Träume.

Alles ist vielleicht nicht klar,
nichts vielleicht erklärlich,
und somit, was ist, wird, war,
schlimmstenfalls entbehrlich.

*Christian Morgenstern (1871-1914), der Meister der komischen, vertrackten Groteske, hat in seine „Galgenlieder“ (1905) immer wieder subtile philosophische Miniaturen eingeschmuggelt. Zu welchen Einsichten einen die Trugbilder der Erscheinungswelt und die Unverlässlichkeit der visuell erfassten Phänomene treiben können, thematisiert sein Versuch über die Täuschung durch die Sinneswahrnehmung.*

In acht Versen ist Morgenstern schon in einer nihilistischen Spirale gelandet - die freilich nicht in eine Verzweiflung mündet, sondern mit ironischer Leichtigkeit grundiert ist. Die zweite Strophe mit ihrer Betonung der „Unerklärlichkeiten“ lässt sich auch als Anmerkung zur sprachphilosophischen Debatte jener Jahre lesen. Denn Morgenstern kannte auch die durch Fritz Mauthners (1849-1923) Sprachphilosophie und Hugo von Hofmannsthals „Chandos“-Brief (1902) genährten Zweifel an der Angemessenheit der Sprachzeichen.

**Christian Morgenstern**

Unter Zeiten

Das Perfekt und das Imperfekt
tranken Sekt.
Sie stießen aufs Futurum an
(was man wohl gelten lassen kann).
Plusquamper und Exaktfutur
blinzten nur.

*Wenn bei Christian Morgenstern (1871-1914), dem Meister der lyrischen Groteske und des Witzes, die Zeitformen ein Stelldichein arrangieren, dann beanspruchen die Hüter der Vergangenheit - das Perfekt und das Imperfekt - ganz eindeutig die Dominanz für sich. Auf die weniger beanspruchten Zeitformen hebt man ein Gläschen Sekt; oder sie müssen sich dezent im Hintergrund halten.*

Dass es innersprachlich die Möglichkeit der Zukunft gibt, ist den Akteuren des kleinen Grammatik-Festes einen Trinkspruch wert - der Dichter fügt eine kleine ironische Bestätigung hinzu. Der schönste Witz in diesem Zeitformen-Gedicht aus den „Galgenliedern“ (1905) ist in der vorletzten Zeile versteckt: Den weniger gebräuchlichen Zeitformen wird das „Perfekte“ geraubt, sie sind nur verstümmelt oder verdreht anwesend. In der Erstauflage der „Galgenlieder“ konnten das „Plusquamper und Exaktfutur“ noch skeptisch „grinsen“; in der Neuauflage von 1908 durften sie dann nur noch „blinzen“ - ein aus dem Mittelhochdeutschen stammendes Synonym für „blinzeln“.

**Christian Morgenstern**

Vice Versa

Ein Hase sitzt auf einer Wiese,
des Glaubens, niemand sähe diese.

Doch, im Besitze eines Zeißes,
betrachtet voll gehaltnen Fleißes

vom vis-à-vis gelegnen Berg
ein Mensch den kleinen Löffelzwerg.

Ihn aber blickt hinwiederum
ein Gott von fern an, mild und stumm.

*„Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter“: Dieser Untertitel einer vertrackten Krimi-Novelle des Schweizers Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) könnte auch dem theologisch hintersinnigen Gedicht Christian Morgensterns (1871-1914) voranstehen. Denn was Morgenstern hier aus der lateinischen Redewendung „Vice versa“ - wörtlich „im umgekehrten Wechsel“ oder „umgekehrt“ - entwickelt, ist weit mehr als eine humoristische Nettigkeit.*

Das 1906 entstandene und 1928 erstmals publizierte Gedicht scheint zunächst nur einer Paarreim-Laune Morgensterns zu entspringen. Mit Hilfe eines Fernglases (= „Zeiß“, nach dem Optiker Carl Zeiss) beobachtet ein Mensch einen Hasen. Aber die Souveränität der Beobachter-Position trügt. Denn der Mensch selbst ist, ohne es zu bemerken oder auch nur zu ahnen, selbst das Objekt einer Beobachtung. Der letzte Vers lässt dann offen, welche Absichten Gott bei seinen Beobachtungen umtreiben. Die Transzendenz als ewiges Rätsel.

**Christian Morgenstern**

Wenn es Winter wird

Der See hat eine Haut bekommen,
So dass man fast drauf gehen kann,
Und kommt ein großer Fisch geschwommen,
So stößt er mit der Nase an.

Und nimmst du einen Kieselstein
Und wirfst ihn drauf, so macht es klirr
Und titscher - titscher - titscher - dirr ...
Heißa,  du lustiger Kieselstein!

Er zwitschert wie ein Vögelein
Und tut grad wie ein Schwälblein fliegen.
Doch endlich bleibt mein Kieselstein
Ganz weit, ganz weit auf dem See draußen liegen.

Da kommen die Fische haufenweis
Und schaun durch das klare Fenster von Eis
Und denken, der Stein wär etwas zum Essen.
Doch sosehr sie die Nase ans Eis auch pressen,
Das Eis ist zu dick, das Eis ist zu alt,
Sie machen sich nur die Nasen kalt.

Aber bald, aber bald
Werden wir selbst auf eignen Sohlen
Hinausgehen können und den Stein wieder holen.

**Christian Morgenstern**

Wer denn?

Ich gehe tausend Jahre
um einen kleinen Teich,
und jedes meiner Haare
bleibt sich im Wesen gleich,

im Wesen wie im Guten,
das ist doch alles eins;
so mag uns Gott behuten
in dieser Welt des Scheins!

*„Man weiß nicht“, so schrieb sein Bewunderer Kurt Tucholsky (1890-1935) über ihn, „was man mehr bewundern soll: die Clownerie oder die tiefe Weisheit.“ Tatsächlich hat Christian Morgenstern (1871-1914), der Meister der humoristischen Groteske, in seinen Gedichten stets raffinierte Sinn-Fallen aufgestellt, die einer philosophischen Sentenz ebenso täuschend ähnlich sehen wie listigem Nonsens. Seine philosophische Komik bestätigt und sabotiert zugleich die Einsichten der großen Denker.*

Die Frage nach den letzten Dingen und tiefschürfende Mythologeme zum Sinn des Seins werden in diesem kleinen Poem aus den „Galgenliedern“ (1905) in ihrem Pathos entzaubert. Was zuvor noch ein philosophisches Elementarereignis war, wird hier durch kleine Bedeutungsverschiebungen und fehlerhafte Reime zur ausgelassenen Lachnummer. So dass als Erkenntnis-Konstante nur eine Banalität übrig bleibt: „Das ist doch alles eins.“

**Christian Saalberg**

Genesis

An einem Montag schuf Gott die Erde.
An einem Dienstag versuchte er es noch einmal.
An einem Mittwoch stand alles schief und das
Wasser lief über den Horizont.
An einem Donnerstag rief er Leute zu Hilfe.
An einem Freitag brach der Himmel ein.
An einem Sonnabend versagte sein Herz.

An einem Sonntag gab er es auf.

(In: Orte, Schweizer Literaturzeitschrift; Heft 148 (2006); (c) Viola Rusche)

*Viele Jahrzehnte lang hat der 1926 im Riesengebirge geborene Christian Saalberg unter seinem bürgerlichen Namen Christian Rusche das Dasein eines pflichtbewussten Juristen geführt, bis er Anfang der sechziger Jahre mit dem Gedichteschreiben begann. Sein Pseudonym Saalberg ruft die Kindheitslandschaft des Dichters auf, jenen Ort, an dem das Sommerhaus seiner Großeltern stand. Als Saalberg im Mai 2006 starb, hatte er 23 Gedichtbände in diversen Kleinverlagen veröffentlicht, ohne dass der Literaturbetrieb davon Notiz genommen hätte.*

Christian Saalberg, der sich selbst als Nachfahre der französischen Surrealisten verstand, war ein fantastischer Dichter der Vergänglichkeit, der mit traumverlorenen, eindringlichen Melodien das Wunder des Daseins und auch die Begrenzungen der Existenz besungen hat. In seinem späten Gedicht „Genesis“ vergegenwärtigt er lakonisch das Scheitern der biblischen Schöpfungsgeschichte - das Gottesprogramm geht fehl, der Schöpfer kapituliert.

**Christian Uetz**

Ich verstehe, dass das zu dringliche Verstehen zudringlich ist

Ich verstehe, dass das zu dringliche Verstehen
zudringlich ist,
und dass du recht hast, dass ich kein Recht habe,
dich zu verstehen,
denn dich zu verstehen ist deine intimste Sache,
die mir nicht zusteht,
auch wenn es mir noch so zu dir steht.
Das verstehe ich.
Aber ich verstehe nicht ganz sicher, warum du dir
ganz sicher bist,
dass ich das nicht verstehe,
und ich verstehe nicht ganz sicher, warum du dir
ganz sicher bist,
dass du das ganz anders verstehst.

Denn ich kann es nicht wissen,
Denn du kannst es nicht wissen,
Denn wir können es nicht wissen.

(Das Sternbild versingt. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004)

*Der Schweizer Autor Christian Uetz (Jg. 1963) ist ein Mann aus Wörtern und vokabulären Obsessionen, ein moderner Meister Eckart der atemlosen Sprach-Exaltation, der ständig nach innen horcht, in den Klangleib der Wörter, um dem „Wortwahn" auf die Spur zu kommen. Er vereinigt in sich alle Tugenden eines poetischen Existenzialisten: Leidenschaftlichkeit, Subjektivität, unendliche Selbstbefragung und die Frage nach dem Göttlichen.*

Uetz ist ein Dichter der Negationen, der alle positiven Setzungen dessen, was der Fall ist, so lange demontiert, bis am Ende selbst die schlichteste Wahrheit ihre Antithese erfährt. Ein Dichter der Negation kann nie an einen erlösenden Endpunkt gelangen. Auch das gegenseitige Verstehen, das in dem nach 2000 entstandenen Gedicht als Voraussetzung eines Liebesverhältnisses durchgespielt wird, verfällt der negierenden Kritik.

**Christian Wagner**

Im Tannwald

Unheimlich an hört sich im Wald das Knarren
Der Tannen, die, von andern überhangen,
Hinauf zum grauen Abendhimmel starren.

So stört in Nächten oft, in kummerbangen,
Der Schlafende den andern durch ein Schnarren
Und seltsam Rufen, wirr im Traum begangen.

*Aus der labyrinthischen Verschlungenheit des Walds ist kein Entkommen. Der schwäbische Naturbeschwörer Christian Wagner (1835-1918) hat seinen Tannwald so dicht mit Zeichen des Unheimlichen und rätselhaften Geräuschen bestückt, dass es kein Außerhalb mehr gibt. Die Sprachkraft des Dichters Wagner sei „um so außerordentlicher", so urteilte der jüdische Literaturforscher Werner Kraft, „wenn die Ohnmacht das Gestrüpp stehen lässt, durch das die Sprache mit der Macht einer Naturkraft bricht".*

Die bedrohlichen Naturlaute reichen bis in die wirren Träume des Schlaflosen hinein, den Wagner hier als Protagonisten seiner „Tannwald"-Fantasie aufruft. Die zwei ineinander gebundenen Terzette lassen den Ursprung und die Bedeutung der Geräusche offen, die den Tannwaldgänger quälen. Hier vollzieht sich eine Heimsuchung, deren Sinn und Ziel unbekannt bleiben. Eine erlösende Aufklärung wird verweigert.

**Christian Wagner**
Spätes Erwachen

So wie ein Mensch nach lärmendem Gelag
Noch spät zu Mitternacht nicht schlafen mag
Und seine Ruhe erst findet knapp vor Tag;

Und süß erst schläft beim hellen Morgenschein,
So reichte in die Jugend mir hinein
Versäumter Schlaf von einem vorigen Sein. -

O wüsst ich doch, was mich nicht schlafen ließ!
Ob mich ein Gott vom Bacchanal verstieß?
Ob ich betrunken kam vom Paradies?

1913

*Der Glaube an die Möglichkeit einer existenziellen Verwandlung, an den ewigen Wechsel zwischen unterschiedlichen Seins-Zuständen hat das Weltverständnis des schwäbischen Naturdichters Christian Wagner (1835-1918) entscheidend geprägt. Konstitutiv für seine Dichtung ist nicht nur eine Naturphilosophie, die die „Schonung alles Lebendigen" und die symbiotische Verbundenheit mit der Pflanzen- und Tierwelt predigt, sondern auch der Glaube an die Seelenwanderung.*

Der Schlaflose des Gedichts sucht den Zugang zu einer früheren Seinsweise - ihn treibt die Sehnsucht, sich an seine alten Existenzen zurückerinnern zu können. Er beschwört verheißungsvolle Zustände: einen Aufenthalt im Paradies und die Teilhabe an einem orgiastischen Fest der Römer, den Bacchanalien. „Er ahnte", so Kurt Tucholsky über eine 1913 erstmals erschienene Gedichtsammlung Wagners, „dass die Erscheinung nicht das Ding ist, und dass nie und nimmer der Mensch etwa im Mittelpunkt dieses Treibens stehen könnte. Er war - dogmenlos - fromm."

**Christian Wagner**
Wochenkalender

Montag erst. - Entsetzlich! Freudelos
Neu beginnen, wo die Woche schloss.

Dienstag erst. - Entsetzlich! Ohne Sinn
Spinnen fort des Lebens grau Gespinn.

Mittwoch erst. - Entsetzlich! Ohne Ziel
Neu durchspielen das durchspielte Spiel.

Donnerstag. - Entsetzlich! Ohne Gnad
Neu durchmessen den durchmessnen Pfad.

Freitag schon. - Entsetzlich! Wirrer Tand
Neu durchwaten den durchwatnen Sand.

Samstag schon. - Entsetzlich! Ohne Gruß
Ewig wandern um des Hügels Fuß.

Sonntag heut. - Entsetzlich! Wieder neu
Segeln an dem Leuchtturm hier vorbei.

*Wie düster mag wohl das Leben des schwäbischen Naturdichters Christian Wagner (1835-1918) gewesen sein, wenn er das Kalendarium seines Alltags nur mit resignierten Seufzern oder Bekundungen des Horror vacui zu füllen vermag? Auf die Nennung jedes einzelnen Wochentags folgt der immergleiche fatalistische Befund. Hier klingt die Mühseligkeit eines Lebens an, das Wagner in seiner kargen bäuerlichen Welt im abgelegenen Dorfflecken Warmbronn am eigenen Leib erfahren hat.*

Trotz der unaufhebbaren „Entsetzlichkeit" des Daseins kündigt das lyrische Subjekt die Fortführung der Lebensreise an. Der Mensch erscheint hier als zwanghaft vorwärts getriebenes Individuum, das aller Tröstungen und Sinngebungen beraubt worden ist - der religiösen wie der lebenspraktischen - und sich trotz aller Einsamkeit an den Vollzug seines Lebensschicksals gebunden fühlt. Die letzte Zeile lässt sogar einen Blick ins Offene zu, die Möglichkeit eines Aufbruchs - auch wenn sich der Reisende letztlich im Kreis dreht.

**Christiane Knauf, Frederik Vahle**

Der alte Esel

Der Esel saß am Tisch.
Der Tisch war schon gedeckt,
doch als der Esel essen wollt,
war alles wieder weg.

Der Tisch war weiß und leer.
Dem Esel hungert sehr
und plötzlich fängt er an zu schrein,
schon schreit er immer mehr.

Als das der Knüppel hört,
da fährt er aus dem Sack
und haut dem Esel eins aufs Maul,
damit er Ruhe hat.

Der Knüppel sagt:
Du bist schon satt,
sonst war der Tisch nicht leer.
Des Esels Nas ist rot und dick,
hat keinen Hunger mehr.

Er sagt, er möcht nichts essen,
weil er's nicht riechen kann.
Die Tiere schaun verwundert
den alten Esel an.

Es schlug der Knüppel so
schon manchen ins Gesicht.
Pass auf, dass du den Sack erkennst,
sonst hat's dich auch erwischt.

**Christine Busta**

Legende

Einmal waren wir Vögel:
wir flogen zusammen
und kreisten durch unermessliche Tage.
Wir hockten gedrängt im Nest,
wenn die funkelnde Nacht heraufkam,
und schwereloser war nichts
als Flaum an Flaum unser Leben.

Als heute der scharfe Bergwind
uns Arm in Arm vor sich hertrieb,
erkannt' ich dich wieder am schnelleren Herzschlag.
Vom Munde gerissen war uns die Sprache, die lähmt
und wir flogen noch einmal,
jäh in der Kehle den Laut
reiner, sinnloser Lust.

(Lampe und Delphin. Otto Müller Verlag, Salzburg 1955. )

*Die Idee einer christlichen Poetik realisierte die Wiener Lyrikerin Christine Busta (1915-1987) durch die motivische Hinwendung zur „Landschaft des Nazareners“ und zur „Wohnstatt des tröstlichen Worts“. Ein begütigendes Sprechen, das die „seligen Dämmerzustände unserer Seele zwischen Traum und Tag“ aufnimmt und in poetische Gleichnisse verwandelt - das war die Domäne dieser Dichterin. So entsteht auch in der 1955 erstmals publizierten „Legende“ ein „schwereloser“ Zustand, der nah an das Geheimnis der Schöpfung heranführt.*

Das lyrische „Wir“ behauptet hier eine symbiotische Ureinheit von Mensch und Natur, die in der Gegenwart offenbar verloren gegangen ist. Dieses Bewusstsein einer existenziellen Nähe zu allen Kreaturen findet sich in der Gegenwartslyrik des 21. Jahrhunderts kaum noch. Für Christine Busta war dieses pantheistische Weltgefühl ein unverzichtbares Element der Dichtung: „So schwach wir auch sein mögen, in der Zuneigung zum Mitmenschen können wir noch mit vergehendem Atem das Mysterium der Schöpfung erneuern.“

**Christine Busta**

Neunzehnhundertfünfundvierzig

Die Hälfte des Lebens lachten die Pfauen zu Scherben
in den Mittagsgärten Schönbrunns,
wo wir den eklen Kadaver
unserer Schuld aus den Trümmern scharrten
und mit dem Auswurf des Kriegs
die klaffende Erde zu neuen Wegen beglichen.

Noch stockten vor unserer Schande die heitern Fontänen
und duckten sich tiefer hinab
aus unserm verfluchten Sommer.
Aber die unbegreiflichen Linden
waren voll Honig und Gnade
und zwangen mit Duft uns ins Knie.

Golgatha war im Zoo,
wo an unseren Sünden
hungernd die Tiere vergingen
und vom Brote der kranken Antilope
der fremde Soldat uns barmherzig ein Stück brach
wie vom Leibe des Herrn.

So wurden wir aufgenommen
als Schächer in die Verheißung
und von Scham und Milde gezeichnet,
jäher verwandelt als vom Richtschwert.

**Christine Lavant**

Es riecht nach Weltenuntergang

Es riecht nach Weltenuntergang
viel stärker als nach Obst und Korn,
der Vogel, der am Mittag sang,
dreht jetzt sein Opfer auf den Dorn,
ergreifend flach und ohne Schein
schiebt sich der Mond herein.

Hochsommernacht und so voll Frost!
Das Windrad geht verzweifelt um,
die Sterne scheinen nicht bei Trost,
denn jeder dreht sich wild herum,
bevor er zuckend untergeht
wie eben mein Gebet.

War das der zwölfte Stundenschlag
und mittendrin ein Hahnenschrei?
Es klang so nach dem Jüngsten Tag –
Mein Herz tanzt jetzt als hohles Ei
vor meinem eigenen Gesicht,
und das ist das Gericht.

nach 1940

aus: Christine Lavant: Die Bettlerschale, Otto Müller Verlag, Salzburg 2002

*Das Leben der österreichischen Dichterin Christine Lavant (1915–1973) war ein einziges Exerzitium des Leidens und der Schwäche. Das neunte Kind der katholischen Bergarbeiterfamilie Thonhauer erlebte in ihrer Kindheit und Jugend ein grausames Martyrium aus Tuberkulose, Schmerzdelirien und Depressionen, das sich später in ihre Gedichte einschrieb. Die von ihr erfahrene Abwesenheit Gottes benannte sie in flucherfüllten „Lästergebeten" (Ludwig von Ficker).*

In ihren „Botschaften des Elends" kündigt die Lavant die christliche Demut auf und erfindet sich eine lunatische Nachtwelt, in der sich ständig beunruhigende Zeichen am Himmel eröffnen: fatale Gestirne und mythische Menetekel. In einer trostlosen Welt stehen die Zeichen – wie hier in dem in den 1940er Jahren entstandenen Gedicht – immer auf Untergang.

**Christine Lavant**

Ich lerne das A und O

ICH LERNE das A und das O.
Und am Mondkelch verbiegt sich der Rand,
meine Fußsohlen atmen im Sand,
im Kornfeld verneigt sich das Stroh.

Was ich schaue, verschiebt mir die Welt
um dreimal drei Schmerzen zurück,
deinem Namen entfällt jetzt ein Stück,
das dem O seinen Umgang verstellt.

Dies richtet den Mond wieder ein,
vorbei geht der Kelch und der Trank
und das Korn steht im Wickengerank
viel steiler und glänzt wie Gebein.

Meine Sohlen ersticken im Sand
und die Handflächen falten sich zu,
an der Wurzel von meinem Verstand
nagt ein fremdes gefräßiges Du.



*Das Leben der österreichischen Dichterin Christine Lavant (1915-1973) stand unter der Vormundschaft des Schmerzes. Seit ihrer frühen Kindheit litt sie unter Lungentuberkulose und Skrofulose, Schmerzdelirien und Depressionen zermürbten die tiefgläubige Poetin so sehr, dass sie ihr Hiob-Gefühl in flucherfüllte „Lästergebete“ und rauschhafte Natur- und Mond-Gedichte umsetzte. Ihrer negativen Theologie verdanken wir ergreifende Gedichte.*

Das poetische Durchbuchstabieren der Welt kommt ohne die Anrufung der zwei stärksten Mächte nicht aus: Der abwesende „Gott“ ist im Laut „O“ noch gegenwärtig, die Wahrnehmung der Natur ist ansonsten vom Schmerz geprägt, der das absolute Maß ist beim Beobachten der Welt. Das in den 1950er Jahren entstandene Gedicht ist grundiert von biblischer Motivik: Der Kelch, der „vorbei geht“, ist ebenso dem innersten Kern der Erzählung von Jesus Christus entnommen wie die sich zum Gebet faltenden Handflächen.

**Christine Lavant**

Jede Stelle der Erde

Jede Stelle der Erde
schmeckt nach dem, was ich wissen werde,
wenn ich den Apfel gegessen habe
und die sieben lebendigen Kerne vergrabe
im Mondhof unter dem Feigenbaum.
Meine Stirne zerschlägt jede Nacht einen Traum,
um den Apfel herüberzuholen.
Ein paar Sterne leuchten verstohlen
und stehen um künftige Kerne mir bei
und fallen zu früh, übertaucht vom Geschrei
der Hähne, die alles verraten.
Gestützt auf mich wächsernen Spaten
stolpert tagsüber mein Sinn um die Erde,
die alles schon weiß, was ich wissen werde

*Die Dichterin Christine Lavant (1915-1973) erlebte den eigenen Körper Zeit ihres Lebens als ständiges Martyrium. Seit ihrer Geburt setzten ihr Hautgeschwüre, Lungenentzündungen und eine chronische Lungentuberkulose zu.*
*Wie ihr Leben von Schmerzen geprägt war, so schreiben sich in ihren Gedichten das Bewusstsein der eigenen Hinfälligkeit und ein ausgeprägter Blick auf die Nachtseiten der Realität ein. Folkloristische und mythologische Konstanten ziehen das Koordinatennetz ihrer wunderbaren Gedichte.*

Eine stets wiederkehrende nächtliche Heimsuchung wird beschrieben. Dabei verbindet Lavant unterschiedliche lunare Motive miteinander und zeigt ein Bewusstsein, dessen Erleben bis in den Traum verfolgt wird, von der realen Präsenz der Unterwelt. Das Zentralmotiv hierbei ist der Granatapfel, ein Zeichen der Askese und ein Symbol für sowohl Fruchtbarkeit, Blut und Tod. Lavant rekurriert mit ihrem Symbol zunächst auf den biblischen Moment der Erkenntnis. Vor allem ist es der Rekurs auf den Persephone-Mythos, der das ständige Todesbewusstsein zur Anthropologie erhebt.

**Christine Lavant**

Wer hat solche Ängste ...

Wer hat solche Ängste erfunden ?
Ich werfe die Stirn von Ost nach West
und lasse die Augäpfel rollen
soweit sie nur können.

Aber es tritt keine Linderung ein
meine Haut ist überall Hölle geworden
während das Herz vor Kälte klirrt
und die Zunge sich tapfer verknotet
dass kein Schrei bis zu Dir kommt.

(Die Bettlerschale. Gedichte. 3. Auflage. Otto Müller Verlag, Salzburg 1963)

*Von Kindheit an war das Leben der österreichischen Dichterin Christine Lavant (1915-1973) durch schlimmste Krankheiten gezeichnet: eine furchtbare Skrofulose, eine Lungentuberkulose, Schmerzdelirien und Depressionen setzten ihr zu, ihr ganzes Dasein stand - so eine Formel aus einem frühen Gedicht - unter der „Vormundschaft des Todes“. Das Ich ihres 1956 erstmals veröffentlichten Gedichts vergegenwärtigt die physischen Torturen ihrer Hautkrankheit.*

Unter der Knute des fortdauernden Schmerzes kann allenfalls der biblische Hiob seinen Glauben bewahren. Christine Lavant schlug einen anderen Weg ein: Die von ihr erfahrene Abwesenheit Gottes benannte sie in flucherfüllten „Lästergebeten“ (Ludwig von Ficker), in verzweifelt blasphemischen Beschwörungen eines Allmächtigen, der seinen Geschöpfen jedwede „Gnade“ verweigert. Die zweite Strophe des Gedichts beschwört denn auch die metaphysische Verlassenheit des Ich, das sich nicht einmal mehr Hilferufe an ein - menschliches oder göttliches ? - Du gestattet.

**Christine Lavant**

Wer wird mir hungern helfen

Wer wird mir hungern helfen diese Nacht
und alle Nächte, die vielleicht noch kommen?
Der runde Mond macht einen großen Bogen
weit von mir weg, ich bin ihm schon zu schmal.

So gerne ließe ich die Augen jetzt
wie Kieselsteine aus dem Fenster fallen,
dass ein Betrunkner, drunten auf der Straße,
sie tief hineintritt in den ersten Schnee.

Doch selbst als Blinde würde ich ja noch
von allem wissen und dich immer wieder
fortgehen sehen, denn es steigen Funken
wie Hungersterne mir vom Weinen auf.

(Spindel im Mond. Otto Müller Verlag, Salzburg 1956.)

*Viele Jahrhunderte hindurch hat die Poesie den Mond als verlässlichsten Himmelskörper mit den höchsten Sympathiewerten gefeiert: als auratische Erscheinung, begütigendes Gestirn und trostbereiten Hausgenossen. In den Gedichten der Christine Lavant (1915-1973) präsentiert er sich meist als ein bedrohlicher Trabant, der das Ich, das seine beschwörenden Formeln an ihn adressiert, in seinen Grundfesten erschüttert.*

In diesem 1956 erstmals veröffentlichten Gedicht zeigt sich das Ich der Dichterin in seiner existenziellen Verlassenheit - ein erbarmungswürdiges Wesen, das ohne Zuspruch bleibt und einzig von quälendem metaphysischem und leiblichem Hunger zu berichten weiß. Selbst die Fantasie der Blindheit, mit der sich das Subjekt vor einer bedrohlichen Welt schützen will, hilft hier nicht weiter. Christine Lavant hat ein Selbstporträt der Dichterin als mondsüchtiges Wesen geschrieben - dessen Ausgesetztheit nicht aufhebbar ist.

**Christine Lavant**
Wieder brach er bei dem Nachbar ein

WIEDER BRACH ER BEI DEM NACHBAR EIN,
und ich hatte Tür und Fenster offen,
meine Augen waren vollgesoffen
wie zwei Schwämme vom Verlassensein.

Dumm verknäulte sich in meinem Mund
Schluchzen, Bitten und verbohrtes Drohen,
während drüben schon die Hühner flohen
samt der Katze und dem alten Hund.

Doch er kam nicht, nahm sich wieder nur
Einen, der noch gerne leben wollte,
und die Monduhr, die verrückte, rollte
meine Stunde rasch aus seiner Spur.

Bitter trocknen meine Augen ein,
bitter rinnt der Schlaftrunk durch die Kehle,
bitter bet' ich für die arme Seele
und zerkaue mein Verlassensein.

(Die Bettlerschale. Gedichte. Otto Müller Verlag, Salzburg 1956 ff.)

*Wer in die lunatische Nachtwelt der Poesie von Christine Lavant (1915-1973) eintritt, dem eröffnen sich beunruhigende Zeichen am Himmel, mythische Menetekel. Seit ihrem ersten Gedichtband „Die Bettlerschale“ (1956) taucht der Mond als ein bedrohlicher Trabant auf, der das Ich in seinen Grundfesten erschüttert. In ihrem 1956 erstmals publizierten Gedicht über einen bedrohlichen Besucher leistet die „Monduhr“ aber Beistand.*

Das „Verlassensein“ war eine Grunderfahrung der Dichterin, die in ihrer Kindheit und Jugend ein grausames Martyrium der Schmerzen und ständigen Krankheiten erlebt hatte. Die von der tief gläubigen Katholikin erfahrene Abwesenheit Gottes benannte sie in flucherfüllten „Lästergebeten“ (Ludwig von Ficker). Der unerwünschte Besucher im Gedicht hat denn auch keine göttlichen Attribute: es ist der Tod, der ein Opfer holt, dessen Lebensuhr abgelaufen ist.

**Christine Nöstlinger**
Frühling

Eines Morgens
ist der Frühling da.
Die Mutter sagt,
sie **riecht** ihn in der Luft.

Pit **sieht** den Frühling.
an den Sträuchern im Garten
sind hellgrüne Tupfen.

Anja **hört** den Frühling.
Neben ihr, auf dem Dach,
singen die Vögel.

Unten vor dem Haus
steigt Vater in sein Auto.
Er **fühlt** den Frühling.
Die Sonne scheint warm
auf sein Gesicht.

Aber **schmecken**
kann man den Frühling noch nicht.
Bis die Erdbeeren reif sind,
dauert es noch lange.

**Christine Nöstlinger**

Kleines Mutmachergedicht
Am Geburtstag den lieben Eltern aufzusagen

Ich weiß, es gibt klügere Knaben,
die weitaus bessere Noten haben
und sich braver als ich benehmen.
Aber ihr müsst euch deshalb nicht schämen!
Betrachtet mich einfach als Probestück.
Kopf hoch! Fasst Mut! Mit etwas Glück
gelingt euch garantiert im nächsten Jahr
ein wesentlich besseres Exemplar!

**Christine Nöstlinger**

Lieber Gott im Himmel,
ich greif mir oft an den Pimmel,
kann das wirklich Sünde sein?
Bin mir sicher du sagst nein.

**Christine Nöstlinger**

Rechenaufgabe unter Tränen

3 + 4 = 7
Du hast mir einen Brief geschrieben.
7 + 1 = 8
Der hat mich traurig gemacht.
8 + 2 = 10
Willst mich nicht wiedersehn.
10 – 6 = 4
Es liegt dir nichts an mir.
4 – 1 = 3
O. K., ich gebe dich frei!
3 – 2 = 1
Aber Glück wünsch ich dir keins!

**Christine Thiemt**

The Walking Tree

Das ist der Baum, vor dem uns unsere Mütter
Immer gewarnt haben. Der uns abends nachsteigt,
Mit grünen Lidern winkt und über Zäune klettert.
In seinen Mußestunden hört er Mozart.
Er späht durch Fenster, hinterlässt an Türen
Gelbe Graffiti. Beim Vortrag im Sophiensaal macht er sich
Ganz eigene Gedanken. Lauscht auf unser Atmen
Und wirft uns Blüten hin, Schnee, der nicht schmilzt.

(In: Jahrbuch der Lyrik 2007. Hrsg. von Christoph Buchwald und Silke Scheuermann. Frankfurt, S. Fischer 2007.)

*Wir kennen diesen überraschenden Vorgang aus den Mythologien. Ein Naturphänomen wird mit menschlichen Eigenschaften belehnt, in der Tradition des Anthropomorphismus. Der hier porträtierte Baum hat die Züge eines Genussmenschen, der bei Bedarf den Frauen „nachsteigt“ und auch die Grenzen und „Zäune“ überschreitet. Die Übersetzerin und Dichterin Christine Thiemt (geboren 1965) hat jedenfalls einen sehr vitalen Baum erfunden, der überall markante Zeichen seiner Anwesenheit hinterlässt.*

Der Baum, offenbar ein in jeder Hinsicht sehr männliches Wesen, agiert auch als Verführer, der sehr genau die Lebensregungen der von ihm mit Interesse verfolgten Frauen registriert. Mit einiger Ironie wird indes aus der Außenperspektive des lyrischen Chronisten konstatiert, dass dieser sehr aktive Baum sogar „ganz eigene Gedanken“ vorzuweisen hat. An Verführungsideen mangelt es dieser erstaunlichen stammbewehrten Pflanze aber nicht.

**Christoph Meckel**
Geschichte

Was denn – kein Weltuntergang seit hundert Jahren!
Die Schiffe verbrannt, die Waffen vergraben
und die Töchter der Könige sind alte Damen.
Lang, lang vorbei – und ich, weit hergekommen
soll hier die Toten auf den Karren laden –

1995/96

aus: Christoph Meckel: *Zähne*, Carl HanserVerlag, München-Wien 2000

*Der 1935 geborene Erzähler, Dichter und Grafiker Christoph Meckel hat immer „das Recht zu träumen“ verteidigt: In seinen Texten inszeniert er gerne die fließenden Übergänge zwischen realistischer Beschreibung und halluzinatorischer Imagination. Der Sohn des Schriftstellers Eberhard Meckel, der seinem Vater 1980 das grandiose Romanporträt* Suchbild *widmete, gilt als „sinnenreicher Phantast“.*

Die künstlerische Doppelbegabung Meckel hatte schon 1956, als 21jähriger Debütant, die *Tarnkappe* des Spätromantikers übergestülpt. Seine späte Dichtung, z.B. im Band *Zähne* (2000), steht zunehmend im Zeichen von Bedrohung und Vernichtung. Meckels *Luftgeschäfte der Poesie* (1989/90) suchen immer wieder das Ende der Zeit, stellen Verbindungen her zwischen der „Schöpfung“ und den „Apokalypsen“. So auch in dieser um 1995/96 entstandenen Miniatur, in der ein lyrisches Ich einen Rundblick auf den katastrophischen Verlauf der Geschichte unternimmt. Der „Weltuntergang“ ist vorerst noch vertagt, aber die blutigen Massaker haben nicht aufgehört.

**Christoph Meckel**
Nacht

Nacht, als ich getragen wurde
durch Häuser und Gärten.

Wer trug mich. Der Fährmann Christophorus
trug seine Bürde
in tausend Jahren durchs Wasser.
Mein Vater trug ein Gewehr,
meine Mutter trug Ringe und Perlen.

Aber wer trug mich. Kein Fuhrwerk,
keine Bahre, kein Flughund, kein Engel.

Aber was trug mich.

nach 2000

aus: Seele des Messers. Carl Hanser Verlag, München 2006

*In der Nacht, wenn wir für kurze oder längere Zeit in den Schlaf versinken, lockern sich unsere vertrauten Weltverankerungen, und auch unsere Fundamente bröckeln - wir werden haltlos. Christoph Meckel (geb. 1935), dessen Gedichte oft die Bereiche zwischen nächtlicher Phantasmagorie und hellsichtiger Alltags-Wahrnehmung vermessen, hält in seiner Erkundung der »Nacht« einen Augenblick der elementaren Unsicherheit fest: Wo findet sein lyrisches Ich festen Halt, wer ist die tragende Instanz?*

Mythos, Traumbild, Erinnerungsblitz und existenzphilosophische Meditation fließen hier zusammen. Die Legendengestalt des heiligen Christopherus und die historisch mit der literarischen Affirmation des Nationalsozialismus verbundene Figur des eigenen Vaters steht Meckel in einem kühnen Akt der Überblendung nebeneinander. Auf die dringliche Frage des lyrischen Ich, wer denn der beschützende »Träger« des eigenen Lebens sein könnte, gibt es nur negative Antworten. Das ist Poesie - die intensive Frage nach dem Grund der eigenen Existenz stellen und sie nicht depotenzieren mit vermeintlich erlösenden Antworten.

**Christoph Meckel**
Uferstraße

Jeden Morgen, seit wir am Ufer wohnen treten
wir aus den Häusern und warten auf Zeit.
Hin und wieder legt an ein Schiff
und verladen werden ein paar neue Jahre
an unser Ufer; während wir warten
fragen wir uns, ob sie ausreichen werden, und wie wir
sie aufteilen unter uns und wieviel wir
an unsre Geliebten verschenken, wieviel wir
im Panzerschrank verschließen, wieviel unsre Kinder
verlangen, verbrauchen werden - und wann ein Schiff
zurückkehrt mit neuen Frachten an Zeiten, Jahren
und wann es ausbleibt für immer.

(Ungefähr ohne Tod im Schatten der Bäume. Ausgewählte Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 2003.)

*Der 1935 geborene Dichter Christoph Meckel ist ein Fantastiker mit einer großen Empfindlichkeit für die Wunder, die auch noch in unserer entzauberten Welt der Moderne zu entdecken sind. In seinen Gedichten wird der Herrschafisanspruch der zweckrationalen Alltagsver- nunfi entschieden in Frage gestellt - hier lockern sich die vertrauten Weltverankerungen und alles gerät in eine surreale Schwebe.*

Die Zeit erscheint in Meckels 1974 erstmals veröffentlichtem Gedicht als eine knappe Ressource, die nicht mehr selbstverständlich zur Verfügung steht und deshalb importiert werden muss. Die Verteilung der Lebenszeit an ein im Text unbestimmt bleibendes Kollektiv ist zur Grundfrage des Daseins geworden. Die Zeit steht auch stets unter dem Signum der Vergänglichkeit; sie darf daher in einer Epoche der globalisierten Beschleunigungen als das letzte verbliebene Luxusgut gelten.

**Christoph Meckel**

Welcher Witz, sich im Rohstoff zu bewegen

Welcher Witz, sich im Rohstoff zu bewegen.
Die Jahre häufen sich, die Zeit stürzt ab
                              und die Geliebte bringt sich in Sicherheit.
Kälter werdend, an Augen und Brüste gefesselt
          überlebt das Herz die Umarmungen und die Pleiten
und sucht sein Opfer auf einem anderen Schauplatz.
Liebe ist ein Wort, Illusion ein andres
          und Hoffnung das Grab, in dem wir lebendig sind
für eine Nacht, die Zeit stürzt ab, der Wind
schlägt über uns zusammen, die Weingläser leuchten.

*Als „sinnreicher Fantast" gilt der 1935 geborene, in Freiburg aufgewachsene Christoph Meckel. Von Anfang an hat er Grafik und Literatur parallel hergestellt. Seit über 50 Jahren bestreitet er nun die „Luftgeschäfte der Poesie", veröffentlicht er Prosa, Essays und Gedichte, die überquellen von den Bildern der Welt, der Schönheit des Sommers und des südlichen Lichts, oft märchenhaft-surreale Gebilde, mal gereimt, mal in freien Rhythmen.*

Meckels Balladen, Sonette, Oden und Hymnen handeln, mitunter zu Zyklen geordnet, von Leben, Sterben und Tod; auch Krieg und Folter sind anwesend. Ein melancholischer Grundton durchzieht dieses Werk, doch mit den Jahren scheint - so demonstriert es das Gedicht - die Verfinsterung zu wachsen; die „Pleiten" häufen sich, und die Geliebte sucht das Weite. Gleich zweimal heißt es: „die Zeit stürzt ab". Eine Altersklage auf hohem Niveau, denn noch „leuchten" die „Weingläser".

**Christoph Schwarz**
be, B

Ich schreibe,
ich schrei’ >B<.

ich beschreibe,
ich, B., schrei’ >B<.

ich beschreibe B.,
ich, B., schreibe >B<.

ich bebe, schrei >B<,
ich, B., beschreibe.

(In: Poetische Sprachspiele. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Klaus Peter Dencker. Stuttgart, Reclam Verlag, 2002.)

*Die Phonetik und die Orthografie der einzelnen Wörter, die wir in unserem Sprachsystem vorfinden, stehen meist nicht in einem Identitätsverhältnis, sondern bilden schwierige, aber auch reizvolle Konstellationen, woraus sich manchmal poetische Funken schlagen lassen. Aus der Homofonie des Buchstabens „B“ mit dem Suffix „-be“ und aus der systematischen Zerlegung der Verben „schreiben“ und „be-schreiben“ entwickelt der experimentelle Lyriker Christoph Schwarz (geb. 1947) ein ebenso artistisches wie vergnügliches Sprachspiel.*

Auf sehr anschauliche Weise wird demonstriert, wie selbst kleinste Buchstaben-Verschiebungen, Zertrennungen und Neukompositionen von Einzelwörtern einen jeweils neuen Sinn-Kontext erzwingen. Die Engführung von „schreiben“ und „schreien“, von dem Einzelbuchstaben „B“ und der Silbe „be-“ ergibt immer neue Metamorphosen des Sinns. Sicher ist nur die Souveränität des Schreibenden: Das Ich, das hier schreit, schreibt oder beschreibt, schafft sich eine eigene Ordnung der Dinge.

**Christian Enzensberger**
Der Zipferlake *(nach:‘ Jabberwocky‘ von Lewis Carroll)*

Verdaustig wars, und glasse Wieben
Rotterten gorkicht im Gemank;
Gar elump war der Pluckerwank,
Und die gabben Schweisel frieben.

»Hab acht vorm Zipferlak, mein Kind!
Sein Maul ist beiß, sein Griff ist bohr!
Vorm Fliegelflagel sieh dich vor,
Dem mampfen Schnatterrind!«

Er zückt' sein scharfgebifftes Schwert,
Den Feind zu futzen ohne Saum,
Und lehnt' sich an den Dudelbaum
Und stand da lang in sich gekehrt,

In sich gekeimt, so stand er hier:
Da kam verschnoff der Zipferlak
Mit Flammenlefze angewackt
Und gurgt' in seiner Gier.

Mit eins! und zwei! und bis aufs Bein!
Die biffe Klinge ritscheropf!
Trennt er vom Hals den toten Kopf,
Und wichernd sprengt er heim.

»Vom Zipferlak hast uns befreit?
Komm an mein Herz, aromer Sohn!
O blumer Tag! O schlusse Fron!«
So kröpfte er vor Freud.

Verdaustig wars, und glasse Wieben
rotterten gorkicht im Gemank;
Gar elump war der Pluckerwank,
Und die gabben Schweisel frieben.

**Claire Goll**
Verwünschung

Verräter,
Wie ich dich hasse und liebe zugleich.
Wie ich dir den Tod wünsche
Und tausend ewige Leben
Und ganz Paris mit all seinen Frauen
Bis auf die Eine
Und ein Kerkerloch
In dem dein Gebein herumliegt,
Kegelspiel für Ratten.
Dass ich dich entfernen könnte von dieser Erde,
Eine Wolke stehlen
Dir zur Himmelfahrt
Und möchte doch, dass du niemals stirbst.
Möchte für dich bis ans Ende der Welt
Barfuß über Steine gehen,
Möchte schießen in dein Herz,
Mitten in dein Herz.

(In: Yvan und Claire Goll: „Ich liege mit deinen Träumen“. Liebesgedichte. Hrsg. v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 2009.)

*Ein oft unerkannter, heimtückischer Begleiter der Liebe, der in affektiv aufgeladenen Situationen seine Macht zeigt, ist der Hass. Der Hass auf den Liebesverräter, der sich abwendet und sein Begehren auf einen anderen Menschen verlagert - er wird gespeist von heftiger Eifersucht, die sich bis zum Vernichtungswunsch steigern kann. Einen besonders drastischen Fall von eifersüchtiger Hass-Liebe illustriert das in den 1930er-Jahren entstandene Gedicht der deutsch-französischen Poetin Claire Goll (1890-1977).*

Gemeinsam mit ihrem Mann, dem Surrealisten Yvan Goll (1891-1950), hatte sich Claire Goll eine offene Ehe unter Abwendung von der Monogamie verordnet. Die Autorin selbst gestattete sich zahlreiche Parallelbeziehungen, geriet aber außer sich vor Wut, als sich seinerseits der wankelmütige Yvan in andere Frauen verliebte. So entstand die „Verwünschung“ als das Dokument einer Liebes-Passion, in der sich das seelisch verwundete Ich durch die Paradoxien der Hass-Liebe hindurcharbeitet.

**Claire**

Zehn Jahre schon

ZEHN JAHRE SCHON, dass du mich liebst
Zehn Jahre zehn Minuten gleich
Und immer seh ich dich zum ersten Mal:

Die Tauben voller Rosen
Künftige Tränen hinter der Brille
Wie Diamanten in Vitrinen
In deiner Brust eine Lerche
Und unter den schüchternen Handschuhn
die Zärtlichkeiten der Zukunft

Zehn Jahre schon dass du mich liebst
Dass auf allen Uhren
Die Zeit auf immer stillstand

(Ivan und Claire Goll: Zehntausend Morgenröten. Limes Verlag, München )

*Nach zwei gescheiterten Ehen hatte die aus Nürnberg stammende „Traumtänzerin“ Clara Aischmann (1891-1977) in Genf 1917 den heimatlosen Dichter Yvan Goll (1891-1950) kennen gelernt. Sie hatte seine surrealistischen Gedichte gelesen und ihm in Briefen ihre Begeisterung mitgeteilt. Er war daraufhin zu ihr gereist und hatte ihr spontan eine Liebeserklärung gemacht. Daraus entstand die Verbindung eines in ambivalenter Leidenschaft verbundenen Dichterpaars, das sich mit glühenden Liebesgeständnissen, promiskuitiven Neigungen und heftigen Schuldvorwürfen gegenseitig zusetzte.*

Viele ihrer Gedichte, so auch dieser 1926/27 entstandene Text, schrieb Claire Goll gemeinsam mit ihrem Mann als „Wechselgesang der Liebe“. So wurde früh zum gemeinsamen poetischen Leitmotiv, was Claire Goll 1917 zum lyrischen Markenzeichen ihres Yvan erhoben hatte: „Sein Thema ist immer die Liebe, die Liebe zum Menschen, er spielt es in hundert Variationen ...“

**Claus Bremer**
Der Fisch fliegt steil

der fisch fliegt steil
fliegt in die Sonne die steil
sinkt fliegt der fisch
der fisch in die sonne die steil
ins meer steil der fisch
der fisch ins meer fliegt

steil in die sonne die sinkt
in die sonne die sinkt fliegt
fliegt ins meer sinkt

(In: Deutsche Lyrik - Gedichte seit 1945. Hrsg. v. Horst Bingel. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1961)

*Es gibt nur wenige Autoren aus dem Umkreis der Nachkriegs-Avantgarde, die so viele schöpferische Metamorphosen durchlaufen haben wie der Theateraktivist und experimentelle Poet Claus Bremer (1925-1996). Der in Hamburg geborene und lange Zeit in Zürich lebende Mitbegründer der konkreten Poesie erfand zunächst die Gattung der „Tabellengedichte“ und entwickelte komplexe Schriftarchitekturen, bevor er in seinem Spätwerk zu weltanschaulicher Bekenntnisdichtung überging. Sein Versuch über den Flug eines Fisches entstammt seiner experimentellen Phase.*

Aus einem sehr übersichtlichen Bestand von gerade mal fünf Wörtern (Fisch-Sonne-fliegt-sinkt-steil) entwickelt Bremer hier seine vertrackte poetische Miniatur über den Steilflug. Durch ständige Neu-Zuordnung der Substantive und des Adverbs „steil“ entsteht ein reizvolles Spiel mit Vertauschungen und eine schöne Verwirrung der Wahrnehmung.

**Clemens Brentano**

Abendständchen

Hör, es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen!
Golden weh'n die Töne nieder;
Stille, stille, lass uns lauschen!

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
blickt zu mir der Töne Licht.

1802

*Im Winter 1802 entwickelt Clemens Brentano (1778–1842) in wenigen Tagen das kleine Singspiel „Die lustigen Musikanten", das sich an der italienischen Commedia dell'arte orientiert. Was dort als ein Duett zwischen dem blinden Piast und seiner Tochter Fabiola angelegt ist, erscheint in zahllosen Anthologien zur deutschen Lyrik als ein lyrisches Musterbeispiel für den gemüthaften Zauber deutscher Romantik. Unter dem Titel „Abendständchen", der nicht von Brentano stammt, spricht dieses Gedicht von synästhetischer Wahrnehmung.*

In der sinnlichen Gleichzeitigkeit von Farbenhören und Tönesehen werden die Grenzen von Wirklichkeit und Vorstellung aufgehoben. Das romantische Bewusstsein ist empfänglich für dieses „goldene Wehen" der Töne – und damit auch für den Zauber der Synästhesie und die vollkommene Musikalisierung der Welt, ihre Verwandlung in einen Zustand fortdauernder Sehnsucht.

**Clemens Brentano**

Der Spinnerin Nachtlied

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein
So lang der Mond wird scheinen.

Als wir zusammen waren
Da sang die Nachtigall
Nun mahnet mich ihr Schall
Dass du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen.

**Clemens Brentano**

Die Erde war gestorben
Ich lebte ganz allein,
Die Sonne war verdorben,
Zwei Augen gaben Schein,

Da bot sie mir zu trinken
Und blickte mich nicht an,
Sie ließ die Augen sinken,
Es war um mich getan.

Reg Frühling nur die Schwingen
Sehn nur, du Erde, dich,
Ich kann nichts anders singen,
Als, Jesus schau auf mich.

1817

*Wie verwandelt sich ein Liebes- und Frühlingsgedicht in ein frommes Memento an die Schöpferkraft von Jesus Christus? Im Jahr seiner Bekehrung zum Katholizismus hat der fromme Romantiker Clemens Brentano (1778-1842) diese poetische Kehre an einem herzzerreißenden Gedicht über die Liebe, den Tod und die Wiedererweckung zum Leben demonstriert. In der 1. Fassung des Gedichts sind die Verse einzig auf die Beschwörung der Geliebten gerichtet. In der 2. Fassung, die ebenfalls 1817 entstand, vollzieht sich eine entscheidende Motiv-Verschiebung.*

In der letzten Strophe wird in der 1. Fassung die Präsenz der Geliebten besungen, deren Sehnsucht mit der Naturkraft der Erde verbunden ist. In konsequenter Integration seines katholischen Bekenntnisses in die Dichtkunst lässt Brentano sein lyrisches Ich in der 2. Fassung eine devote Wandlung vollziehen. Nun ist der Anlass seines Gesangs die Lobpreisung Jesu.

**Clemens Brentano**
Hörst du, wie die Brunnen rauschen

Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, lass uns lauschen,
Selig, wer in Träumen stirbt!
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied singt!
O wie selig kann der fliegen,
Dem der Traum den Flügel schwingt,
Dass an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt!
Schlafe, träume, flieg! Ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt.

1811

*Im Zuge seiner Konversion zum Katholizismus, die er 1817 mit der Generalbeichte bekräftigte, geriet Clemens Brentano als Dichter in eine tiefe Krise. Er sah sich fortan an nur noch als „Schreiber", der auf weltliche Ehre und Dichter-Ruhm verzichten wollte. Sein berühmtes* Märchen vom Myrtenfräulein *wurde ohne Wissen Brentanos von seinen Freunden 1826/27 veröffentlicht. Darin findet sich auch ein wahrscheinlich 1811 entstandenes Gedicht, das unter dem Titel „Schlaflied" oder „Hörst du wie die Brunnen rauschen" in zahllose Anthologien aufgenommen wurde.*

Hier sind alle romantischen Wunschbilder Brentanos versammelt: Das Ich, das sich dem Gesang der Naturdinge in Träumen und Verschmelzungsphantasien hingibt, und die Empfindung von Glück und Seligkeit, die sich bei dieser mystischen Begegnung mit Natur und Kosmos einstellt. Die Entgrenzungsphantasie wird in eine wunderbare Sprachmusik transformiert.

**Clemens Brentano**

Im Namen Jesu

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben;

Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit vertreiben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben;
Denn in den andern Trieben
Wird nur die Lieb vertrieben.

Ich möchte gern mein Leben
Zu Ewigem erheben;
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Drum schreib ich einen Namen,
Drum lieb ich einen Namen,
Und leb in einem Namen,
Der Jesus heißt - sprich Amen.

*Im Jahr 1817 hatte der romantische Dichter Clemens Brentano (1778-1842) eine Generalbeichte abgelegt und seine bisherige poetische Arbeit als ein Ausdruck menschlicher Hybris verworfen. Fortan wollte er nur noch als tief katholischer „Schreiber“ tätig sein und die Kunde von den Zeichen Gottes verbreiten.*

Das nach 1817 entstandene Gedicht formuliert programmatisch das katholische Erweckungserlebnis: Der Dichter stellt alle Lebensäußerungen und Liebesbedürfnisse in den Dienst der Lobpreisung von Jesu. Dass er seine neue Aufgabe als Protokollant des Wunderbaren sehr ernst nahm - davon kündet nach 1818 seine Schreibarbeit am Krankenbett der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerick, deren Visionen er sechs Jahre lang getreulich aufzeichnete.

**Clemens Brentano**

O kühler Wald

O kühler Wald
Wo rauschest Du,
In dem mein Liebchen geht,
O Widerhall
Wo lauschest Du
Der gern mein Lied versteht.

O Widerhall,
O sängst Du ihr
Die süßen Träume vor,
Die Lieder all,
O bring' sie ihr,
Die ich so früh verlor. -

Im Herzen tief,
Da rauscht der Wald
In dem mein Liebchen geht,
In Schmerzen schlief
Der Widerhall,
Die Lieder sind verweht.

Im Walde bin
Ich so allein,
O Liebchen wandre hier,
Verschallet auch
Manch Lied so rein,
Ich singe andre Dir.

*Das verlockende Rauschen des Waldes ist für die Romantiker die Begleitmusik für eine ungestillte Sehnsucht. In dem vermutlich 1801 entstandenen Gedicht Clemens Brentanos (1778-1842) singt nun ein Ich in die Tiefe des Waldes hinein, der hier ein Resonanzraum für die Wunschbilder des Subjekts ist. Die einzig mögliche romantische Antwort auf den Verlust der Geliebten ist der Versuch, all die Sehnsuchtsmelodien einer erfüllten Liebe noch einmal zum Klingen zu bringen.*

Das lyrische Ich hat hier offenbar nicht nur die Geliebte, sondern auch die Lieder verloren, die zu ihrem Lobpreis gesungen wurden. So gilt die poetische Beschwörung dem „Widerhall“, bzw. dem Echo der Liebesgesänge, das wiedererweckt werden soll. In der letzten Strophe verordnet sich das Ich dann eine Leichtigkeit, die nach dem Trauergesang zuvor kaum zu überzeugen vermag. Denn einfach „andere Lieder“ zu singen - wie sollte damit die zuvor als endgültig verloren deklarierte Geliebte wiederzugewinnen sein?

**Clemens Brentano**

Schwalbenwitz

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,
Himmel und Erde sind sich gleich.
Spricht der Himmel: Werde!
Da grünt und blüht die Erde!
Spricht die Erde: Sterbe!
Da wird der Himmel ein lachender Erbe.
Sterne sah ich blinken und sinken,
Den Mond in der Sonne ertrinken,
Die Sonne stieg in die Meere,
Ohne dass sich ein Fünklein verlöre.
Feuer und Wasser hassen sich,
Erde und Wasser umfassen sich,
Luft und Feuer entzünden sich,
Erde und Feuer ersticken sich,
Erde und Luft umkühlen sich,
Luft und Wasser umspielen sich,
Aber alles ist Liebe, Liebe, Liebe
Und wenn sich alles empörte, verzehrte, verschlänge,
Dass gar nichts bliebe, bliebe doch Liebe
Die Hülle, die Fülle, die Menge.

*Seit 1810 arbeitet der romantische Dichter Clemens Brentano (1778-1842) an seinen „Rheinmärchen“, einem Konkurrenzunternehmen zu den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm. Während seine Dichterfreunde einen „ursprünglichen“ Märchen-Text aus den Quellen zu rekonstruieren suchen, geht es Brentano um den Entwurf eines Kunstmärchens - um die Integration literarischer Anspielungen und Bildungs-Kontexte. In dem 1811 fertig gestellten „Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf“ singt ein „Fräulein Schwalbenwitz“ ein eindrückliches Lied:*

Mit dem Verkündungsgestus des biblischen Jesus wird ein Gleichnis von den Elementen erzählt, eingebettet in ein liebliches poetisches Spiel der Reime und Klänge. Die Lehre des griechischen Philosophen Empedokles von den Anziehungs- und Abstoßungskräften der Elemente übersetzt Brentano in eine kleine poetische Kosmogonie. Trotz des Zusammenpralls gegensätzlicher Energien behauptet sich als Urstoff und zentrale Antriebskraft des planetarischen Geschehens die Liebe.

**Clemens Brentano**

Wiegenlied

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

*Das klangliche Vorbild für sein „Wiegenlied“ findet der Romantiker Clemens Brentano (1778-1842) in den Tönen und Geräuschen der Natur. Aus der Nachahmung dieser Naturgeräusche soll unmittelbar die poetische Magie entspringen. Tatsächlich darf Brentanos „Wiegenlied“ als Modell für romantische Sprachmusik gelten.*

Das „Wiegenlied“, das Brentano zu Lebzeiten nie veröffentlichte, folgt ganz den Suggestionen seiner leisen Sprachmelodie. Die Dominanz weicher Laute bewirkt klangliche Aufhellungen der dunklen Töne. Im Schlussvers gehen die dunklen „u“-Vokale ins besänftigende „ü“ und „ie“ über - ein beruhigender Sprachfluss. In dieser Version wurde das Gedicht erstmals 1852 in den „Gesammelten Schriften“ Brentanos gedruckt.

**Clemens Brentano**

Zu Bacharach am Rheine

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riss viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt –
Und musste sie begnaden,
So schön war ihr’ Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
«Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?»

«Herr Bischof lasst mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muss verderben,
Der meine Augen sieht.

Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab –
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!»

«Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay!
Ich müsste dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.»

«Herr Bischof mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen,
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr –
Den Tod sollt ihr mir geben,

Drum kam ich zu Euch her. –

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muss drin verderben,
Das Herz tut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh.

Drum lasst mein Recht mich finden,
Mich sterben, wie ein Christ,
Denn alles muss verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.»

Drei Ritter lässt er holen:
«Bringt sie ins Kloster hin,
Geh Lore! – Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'.»

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

«O Ritter lasst mich gehen,
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloss.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein.»

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis dass sie oben stand.

Es binden die drei Ritter,
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: «Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein.

Mein Herz wird mir so munter,
Er muss mein Liebster sein! –»
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mussten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mussten all verderben,
Ohn Priester und ohn Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat’s geklungen
Von dem Dreiritterstein:

Lore Lay
Lore Lay
Lore Lay

Als wären es meiner drei.

**Clemens Eich**

Ten years after

Ich sehe dich kommen, durchs Milchglasfenster
den Arm,
Dezemberluft deines Sterbens,
Februarwind deiner Geburt,
die Musik ist so schön laut,
dass ich dich nicht hören will.
Hände schütteln,
bis das Skelett sichtbar ist.
Küchenboden unter dem die Schlangen und Echsen kriechen.
Poor boy, they call me poor boy,
weiter, weiter, weiter,
hinaus in den Februar,
Winter mit grünen Wiesen und toten Maulwürfen,
Luft die man nicht atmen kann.
Die Küche ist still,
poor dad, du tunkst die Buttersemmel
in den Milchkaffee,
poor boy, du packst die Atemzüge bündelweise,
schleuderst sie durchs Fenstergitter.

1982

aus: Gesammelte Werke. Bd. 2. Hrsg. v. Elisabeth Eich und Ulrich Greiner. S.Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008

*Ein Glückskind kann man kaum sein, wenn der Ruhm der Eltern alles überstrahlt. Günter Eich und Ilse Aichinger, die Stars der Gruppe 47, verkörperten das Traumpaar der deutschen Nachkriegsliteratur. Im Mai 1954 wurde in Rosenheim am Inn ihr Sohn Clemens geboren.*
*Was tun, wenn man von Geburt an eingekreist ist durch die schöpferische Kraft der eigenen Eltern?*

In »Ten Years After«, entstanden 1982, vergegenwärtigt Clemens Eich das Sterben seines Vaters. Der Geburts- und Sterbemonat Günter Eichs werden aufgerufen und seine zentralen Motive (z. B. die »Maulwürfe«). Eine Szene der Wiederkehr und der Erinnerung, aufgeladen durch Tonspuren von Pop-Evergreens. Der Gedichttitel, der die britische Bluesrock-Band »Ten Years After« zitiert, und die refrainartige Zeile »Poor boy, they call me poor boy« - die einen Welthit Elvis Presleys evoziert, der von der Bluesrock-Formation Chicken Shack genialisch adaptiert wurde -hüllen das lyrische Subjekt ein in eine euphorisierende Klangwolke. Am 22. Februar 1998, mitten in der Arbeit an seinem letzten Werk, ist Clemens Eich nach einem Sturz auf den Treppen der Wiener U-Bahn gestorben.

**Conrad Ferdinand Meyer**
Am Himmelstor

Mir träumt', ich komm ans Himmelstor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

um 1882

*Was findet da statt am Eingang zum Paradies? Das lyrische Ich in diesem vor 1882 entstandenen Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) träumt von der Begegnung mit der Geliebten an der Pforte zur himmlischen Sphäre. Aber da ist etwas Irritierendes, das die Intimität der Begegnung stört. Denn „die Süße" vollzieht das Ritual der Fußwaschung in unablässiger Wiederholung. Geht es um die Reinigung einer „Sünderin", die schuldig geworden ist durch das Zusammensein mit dem „Du"?*

Wie viele Liebesgedichte Meyers ist vielleicht auch dieses an seine Schwester Betsy gerichtet, mit der er nicht nur brüderlich verbunden war. Seine wichtigsten Werke hat er in ihrer leibhaftigen Gegenwart geschrieben. Zwar hat der Abkömmling einer Zürcher Patrizierfamilie im fortgeschrittenen Alter eine Frau aus besten Zürcher Kreisen geheiratet. Aber von seinem „Schwesterchen" kam der Dichter Conrad Ferdinand Meyer nie los.

**Conrad Ferdinand Meyer**

Venedig

Venedig, einen Winter lebt ich dort –
Paläste, Brücken, der Lagune Duft!
Doch hier im harten Licht der Gegenwart
Verdämmert mählich mir die Märchenwelt.
Vielleicht vergaß ich einen Tizian.
Ein Frevel! Jenen doch vergaß ich nicht,
Wo über einem Sturm von Armen sich
Die Jungfrau feurig in die Himmel hebt,
So wenig als den andern Tizian –
Doch kein gemalter war's – die Wirklichkeit:
Am Quai, dem nächt'gen, der Slavonen war's.
Im Dunkel stand ich. Fenster schimmerten.
Zwei dürft'ge Frauen kamen hergerannt.
Hart an die Scheibe presst' das junge Weib
Die bleiche Stirn. Was drinnen sie erblickt,
Das sie erstarren machte, weiß ich nicht.
(Vielleicht den Herzgeliebten, welcher sie
An eines andern Weibes Brust verriet.)
Ich aber sah den feinsten Mädchenkopf
Vom Tod entfärbt! Ein Antlitz voller Tod!
Die Mutter führte weg die Schwankende ...
Die beiden Tiziane blieben mir
Stets gegenwärtig; löschen sie, so lischt
Die Göttin *vor* dem armen Menschenkind.

**Conrad Ferdinand Meyer**

Der römische Brunnen

Aufsteigt der Strahl, und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht ...

**Conrad Ferdinand Meyer**
Der schöne Tag

In kühler Tiefe spiegelt sich
Des Juli-Himmels warmes Blau,
Libellen tanzen auf der Flut,
Die nicht der kleinste Hauch bewegt.

Zwei Knaben und ein ledig Boot -
Sie sprangen jauchzend in das Bad,
Der eine taucht gekühlt empor,
Der andre steigt nicht wieder auf.

Ein wilder Schrei: „Der Bruder sank!“
Von Booten wimmelt’s schon. Man fischt.
Den einen rudern sie ans Land,
Der fahl wie ein Verbrecher sitzt.

Der andre Knabe sinkt und sinkt
Gemach hinab, ein Schlummernder,
Geschmiegt das sanfte Lockenhaupt
An einer Nymphe weiße Brust.

*Was für ein provokativer Gedicht-Titel: Hier wird immerhin der Tag eines tödlichen Badeunfalls als „schöner Tag“ deklariert! Der distanzierte Blick auf das Geschehen, den der Dichter Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898) hier einnimmt, die Abwesenheit eines lyrischen Subjekts, scheinen auf die Verweigerung emotionaler Anteilnahme hinzudeuten. Über dem schrecklichen Ereignis liegt eine seltsame Starre, gespiegelt im unbeweglichen Wasserspiegel des Sees.*

Kann der Dichter deshalb von einem „schönen Tag“ sprechen, weil die Rollen des Geretteten und des Verlorenen hier vertauscht werden? Denn der Überlebende des Unfalls sitzt „fahl wie ein Verbrecher“ an Land, während der Verlorene in eine verheißungsvolle Unterwelt absinkt, wo die erotische Verlockung in Gestalt einer Nymphe auf ihn wartet. Der Schlaf des Todes ist hier ein paradiesischer Zustand, der die „Fahlheit“ der Tagwelt überwindet. In Meyers Gedicht, das hier in der Fassung von 1887 vorliegt, ist der Raum des Todes zugleich der Raum der Kunst.

**Conrad Ferdinand Meyer**

Die Füße im Feuer

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Ross,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann ...

- »Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nîmes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!«
- »Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert’s mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!«
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild ...
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend’gen Brand. Er brütet, gafft ...
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal ...
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt ...
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
- »Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sind’s ... Auf einer Hugenottenjagd ...
Ein fein, halsstarrig Weib ... ‘Wo steckt der Junker? Sprich!’
Sie schweigt. ‘Bekenn!’ Sie schweigt. ‘Gib ihn heraus!’ Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf ...
Die nackten Füße pack ich ihr und strecke sie
Tief mitten in die Glut ... ‘Gib ihn heraus!’ ... Sie schweigt ...
Sie windet sich ... Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich.«
Eintritt der Edelmann. »Du träumst! Zu Tische, Gast ...«
Da sitzen sie. Die drei in ihrer schwarzen Tracht
Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgerissnen Augen an -
Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
Springt auf: »Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd bin ich wie ein Hund!« Ein Diener leuchtet ihm,
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
Und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr ...
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht ... Dröhnt hier ein Tritt? ... Schleicht dort ein Schritt? ...
Ihn täuscht das Ohr. Vorüberwandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei und schlummernd sinkt
Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. »Gesteh!« Sie schweigt. »Gib ihn heraus!« Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt ...
- »Erwach! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!«
Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr - ergraut,
Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: »Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wisst, dass ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!« Der andre spricht:
»Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienst mir schwer ... Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst! ... Mein ist die Rache, redet Gott.«

**Conrad Ferdinand Meyer**
Eingelegte Ruder

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts das mich verdross! Nichts das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir - ach, aus dem Licht verschwunden –
Träumen schon die schönem meiner Stunden

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

1869

*Schwerste seelische Krisen und Verluste hatte der Zürcher Patrizier-Sohn Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898) bereits hinter sich, als er eine erste lyrische Lebensbilanz verfasste; das Gedicht »Eingelegte Ruder« erschien 1869 in dem Band »Romanzen und Bilder«. Das Ich, das hier bei einer Ruderpartie in tiefes Grübeln und melancholische Introspektion verfällt, erscheint in seinen elementaren Antriebsenergien gelähmt - das Bild einer chronischen Depression.*

Die emotionellen Regungen des Subjekts sind wie eingefroren; das Ich vermag weder Freude noch Trauer zu empfinden. Was bleibt, ist das Starren auf die verrinnende Lebenszeit. Der Blick geht nach innen - in eine verdunkelte »blaue Tiefe«, aus der die verflossenen Glücksmomente herauftönen. Der letzte Hoffnungsimpuls gilt nicht zufällig den »Schwestern« - tatsächlich war für Meyer sein »Schwesterchen« Betsy die erotische wie tragische Sehnsuchtsgestalt.

**Conrad Ferdinand Meyer**
Jetzt rede du!

Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Viellieber Wald, in dumpfen Jugendtagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks soviel
Anzuvertraun, so wahren Schmerz zu klagen.
Und wieder such ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen -
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.

*Die Romantik hatte den Wald zu einem Sehnsuchtsort erhoben, an dem man sich dem allgegenwärtigen „Rauschen“ - so eine Grundvokabel Joseph von Eichendorffs (1788-1857) überlassen kann. Bei dem sehr krisenanfälligen Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898) ist ein Nachhall dieser romantischen Gestimmtheit durchaus noch zu spüren. Aber der „vielliebe Wald“ als Ort von Glücksträumen aus „dumpfen Jugendtagen“ scheint hier nur noch eine ferne Erinnerung zu sein. Das lyrische Subjekt nimmt nun - nach offenbar langer Absenz vom früheren Refugium - einen neuen Anlauf.*

Das lyrische Subjekt hat nun eine neue Stufe in seinem Naturverhältnis erreicht: Jetzt wechseln die Rollen, der Wald soll nun den aktiven Part übernehmen, das Ich will nur noch Zuhörer sein. Wo zuvor die Subjektivität des Einsamen sich des Waldes bemächtigte, versteht sich das Ich jetzt nur noch als passives Medium. Fast demütig erklärt das Subjekt seine Bereitschaft, nur noch „zu lauschen“.

**Conrad Ferdinand Meyer**

Napoleon im Kreml

Er nickt mit seinem großen Haupt
Am Feuer eines fremden Herds:
Im Traum erblickt er einen Geist,
Der seines Purpurs Spange löst.

Der Dämon schreit mit wilder Gier:
„Mich lüstet nach dem roten Kleid!
In ungezählter Menschen Blut
Getaucht, verfärbt der Purpur nicht!“

Die beiden rangen Leib an Leib.
„Gib her!“ „Gib her!“ Der Dämon fleucht
Mit spitzen Flügeln durch die Nacht
Und schleift den Purpur hinter sich.

Und wo der Purpur flatternd fliegt,
Sprühn Funken, lodern Flammen auf!
Der Korse fährt aus seinem Traum
Und starrt in Moskaus weiten Brand.

*Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898) evoziert hier einen tragischen historischen Augenblick, einen Wendepunkt der Weltgeschichte: In den Tagen der größten militärischen Expansion Frankreichs blickt der große Imperator Napoleon Bonaparte in den Abgrund seiner Größenfantasien. Im brennenden Moskau wird der französische Kaiser im Oktober 1812 der Aussichtslosigkeit seiner militärischen Triumphe gewahr. Der Schlaf der Vernunft gebiert auch hier Ungeheuer.*

Vergeblich wartet der Kaiser auf die Einflüsterungen des Weltgeistes. Statt dessen wird er von Dämonen heimgesucht, die sich in den Besitz seiner kaiserlichen Robe bringen wollen. Es ist ein eigenartiger Versuch, einen Repräsentanten unumschränkter politischer Herrschaft ins Zentrum eines Gedichts zu rücken. Das 1868 entstandene Gedicht scheint die historische Szene nur bebildern zu wollen - so dass sich der Generalverdacht Hans Magnus Enzensbergers (geb. 1929) zu bestätigen scheint: Herrscherlob wie Herrscherkritik sind mit Poesie unvereinbar.

**Conrad Ferdinand Meyer**
**IV. Reise**
Tarpeja

Am Brunnen überflutet im Dämmerlicht
Der volle Krug und die Mägde merken’s nicht,
Denn Nina plaudert: »Freundinnen, wisst ihr wohl,
Dass eine sitzt im Gestein am Kapitol?

Mein Schatz, der Beppo, hat sie unlängst gesehn
Vor ihrem runden Silberspiegel stehn,
Die sich zu Haupt das güldene Krönlein hub -
Mein Schatz, der Beppo, da er nach Münzen grub.

Er schlüpfte durch einen schmalen Felsengang,
Er tappte sich einen finstern Pfad entlang -
Sie glomm in Höllenlicht! Er rief: „Wie schön!“
Die Treppe brach mit donnerndem Getön.

Sie war des römischen Kastellanes Kind
Und sie verriet die Burg und das Burggesind!
Mit Fingerdeut bedang sich die schlaue Maid
Des Feindes Helmgekrön und Schildgeschmeid!

Die Krönlein all und die Stein, und goldnen Ring,
Beäugelt, sie, die in Feindes Lager ging!
Sie öffnet, ihm ein Tor mit sünd’gem Mut
Und sah des Vaters Haupt, es schwamm in Blut.

Doch da am Feinde sie die Löhnung sucht’,
Ward sie mit Hohn erdrückt und mit Schildeswucht,
Sie stürzte, von ihrem eigenen Hort entseelt,
Ersticht vom Lohne, den sie selbst gewählt.

Dann grub die Zeit sie tief und tiefer ein,
Sie sank hinunter, hinab ins Felsgestein,
Hinab, hinunter viel hundert Klafter tief
Mit ihrem gleißenden Hort, darin sie schlief.

Da sitzt die arme Seele nun in Pein
Und putzt, die eitle, sich mutterseelenallein
Tarpeja, gib heraus der Kettlein drei!
Wir tragen’s den Knaben zu Lust in Lüften frei!

Tarpeja, gleite durch den Felsenspalt
Drei Kettlein und drei goldene Ringlein bald!
Tarpeja lieb! Wir sind zufrieden, gibst
Du nur, was du verächtlich beiseite schiebst.

Der Beppo sagt: „Weil du begingst Verrat,
Bist du verdammt für deine Missetat!
Behüt mich Gott! In Ewigkeit verdammt!
Weil dir nach rotem Gold das Herz geflammt.

Man hört es oft“ - so sagt er - „wie du lachst,
Wann du dich schön vor deinem Spiegel machst!
Man hört es oft“ - so sagt er - „wie du weinst
Weil nicht du kommst in den schönen Himmel einst!“

Tarpeja lieb, entsage der bösen Lust!
Tarpeja, gib die Kettlein um Hals und Brust!
Wir beten, Arge, für dich den Rosenkranz,
Du steigst empor, empor in den Himmelsglanz.!«

**Conrad Ferdinand Meyer**
Zwei Segel

Zwei Segel erhellend
Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel sich schwellend
Zu ruhiger Flucht!

Wie eins in den Winden
Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden
Des andern erregt.

Begehrt eins zu hasten,
Das andre geht schnell,
Verlangt eins zu rasten,
Ruht auch sein Gesell.

1882

*Zunächst ist da nur eine zufällige Beobachtung, wie aus weiter Ferne: Der Blick fällt auf zwei Segel, die in einer tiefblauen Bucht dahin ziehen. Weitere Einzelheiten der Szenerie werden vom Autor nicht mitgeteilt. Und doch verwandelt sich das Gedicht des Schweizer Erzählers und Lyrikers Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) im behutsamen Übergang von Strophe zu Strophe von einem Natur- in ein Liebesgedicht.*

Bereits in der zweiten Strophe kommen Wörter aus der seelischen und emotiven Sphäre ins Spiel: „Empfinden“ und „erregen“. Am Ende sind dann aus zwei Segeln die zwei „Gesellen“ geworden, deren harmonische Gleichläufigkeit auf das innige Einvernehmen zweier Liebender hindeutet. So hat man Meyers kleines Poem, das 1882 entstand, immer auch als Vergegenwärtigung eines Ideals gelesen: des Ideals einer symbiotischen Liebesbeziehung. Die Verbundenheit der Liebenden zeigt sich auch in sprachlicher Raffinesse: Denn „Gesell“ ist ja ein einfaches Anagramm von „Segel“.

**Dagmar Leupold**

Unterm Strich

Unterm Strich
verrechnet

Unterm Strich
verrannt

Unterm Strich
vergebens

Unterm Strich
im Soll

Unterm Strich
grade Brüche

Unterm Strich
schwarz gezahlt

Unterm Strich
quitt in den Krieg

(Byrons Feldbett. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2001)

*Ein Zentralmotiv der Romane und Gedichte Dagmar Leupolds (geb. 1955) ist die Liebe als kompliziertes emotionelles Flechtwerk, in dem oftmals Treue und Verrat, absolute Hingabe und nervöse Libertinage konkurrieren. Ein um 2000 entstandenes Gedicht versucht die nüchterne Inventur einer Lebensgeschichte. In spröder mathematischer Manier wird Bilanz gezogen und „unterm Strich" fällt das Ergebnis sehr ernüchternd aus.*

Es sind zunächst nur knappe Befunde des Scheiterns und der Vergeblichkeit, die der Text anbietet. Und kaum taucht eine Spur positiver Widerständigkeit auf, wie sie im Paradoxon von den „graden Brüchen" und der darin liegenden trotzigen Selbstbehauptung sichtbar wird, wird sie schon wieder von negativem Diagnosen verschluckt. Am Ende taucht am Horizont das absolut Heillose auf: der Krieg.

**Daniel Czepko von Reigersfeld**

Fragment

Wo Freiheit ist und Recht, da ist das Vaterland,
Dies ist uns aber nun und wir ihm unbekannt:
Es streite, wer da will. Es ist dahin gekommen,
Der falsche Frieden hat das Land nun eingenommen:
Die Faulheit aber uns. Doch wüte dar und hier,
Auch aus der Asche wirft die Freiheit Flammen für,
Die kein Blut nicht verlöscht. Lass alle Kirchen schließen
Und jage Gott selbst aus, er kommt in die Gewissen.

*Eine Verszeile aus der Barockzeit liest sich wie ein leidenschaftliches Bekenntnis zum modernen Verfassungspatriotismus - das darf man eine literaturhistorische Überraschung nennen. Der Dichter aber, der hier das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Vaterland an die Verwirklichung von Freiheit und Recht koppelt, hatte wenig Anlass zum Enthusiasmus. Daniel Czepko von Reigersfeld (1605-1660), ein schlesischer Mystiker und Verfasser zeitkritischer Epigramme, hatte die Grausamkeiten des Dreißigjährigen Kriegs erlebt und von daher allen Grund, vor einem „falschen Frieden" und der „Faulheit" der Überlebenden zu warnen.*

Lange Jahre musste Czepko die Belagerung, Plünderung und Brandschatzung seiner Heimatstadt, des protestantischen Schweidnitz durchleiden, bevor er aus der Stadt floh. Am Ende seines verzweifelten Gedichts, das nach 1632 entstand, plädiert Czepko vehement gegen den Terror der katholischen Gegenreformation, für die Schließung der Kirchen und für die Gewissensfreiheit.

**Daniel Falb**

aufforderung zur erotik auf dem finanzplatz

aufforderung zur erotik auf dem finanzplatz, bitte sehr.
ein kleines feuer vor dem bundeskanzleramt, bitte.
wir hatten uns sanktionen ausgedacht, aber mehr als spaß.
ich band mir ein schuldgefühl um:
wie diese jugendlichen sich masken umbanden im bericht
über ihren alkoholismus. erster karneval:
ich als jäger, träumend, mit einem gewehr aus holz, dann machen wir
wirklich etwas liebe und du betastest den plastiksprengstoff.

(die räumung dieser parks. Kookbooks Verlag, Berlin 2003.)

*In kühler Beiläufigkeit protokolliert hier der Berliner Großstadtpoet Daniel Falb (geb. 1977) den Zusammenprall hedonistischer Privatvergnügungen mit dem Ordnungsanspruch politischer Institutionen. In diesem Szenario gibt es keine Hierarchie von Bedeutungen und Geschehnissen mehr: Alle Beobachtungen stehen gleich nah zum Mittelpunkt. Und in diesem Mittelpunkt scheint ein sehr indifferentes Ich zu agieren.*

Falb schreibt eine Lyrik, die demonstrativ „auf Gelassenheit heruntergeschaltet“ (Ron Winkler) ist. Seine distanzierten Rapporte erzeugen Reibung zwischen unterschiedlichsten Satztypen und Fachsprachen, die Bewusstseinsreize aus einer urbanen Lebenssphäre werden gleichsam „dokumentarisch“ erfasst und in reizvolle Konstellationen integriert. Auch wenn hier ein Ich eine Innenperspektive behauptet, scheinen die Ereignisse und Situationen in Falbs Gedichten aus einer neutralen Kameraperspektive gezeigt zu werden.

**Daniel Falb**

leichte bewaffnung

leichte bewaffnung, der landstrich über deinen augen,
commander, der in den zielfernrohren war, und wir
fuhren ebenfalls toyota. wer hatte eigentlich die hefte
zur politischen bildung mitgenommen.
      deutschsprachig, über die BRD, zum beispiel

dein etwas ungepflegter körper,
warm und verfassungsmäßig, christiane wurde sofort

erschossen, ich war zur kooperation bereit und sehr,
     sehr glücklich.

(die räumung dieser parks. KOOKbooks Verlag, Berlin 2003.)

*„Es gibt nichts langweiligeres als attribuierbares Sprechen“: So legitimiert der 1977 geborene Daniel Falb seine Abneigung gegenüber traditionellen lyrischen Redehaltungen. Ein fest konturiertes Subjekt ist in seinen Gedichten kaum auszumachen. Stattdessen arrangiert Falb aus kühler Distanz das Zusammentreffen unterschiedlichster Satzsplitter und Orginalton-Fragmente aus Alltagssprache und Wissenschaftsdiskursen. So entsteht ein komplexes poetisches Gebilde aus heterogenen Satztypen - gelenkt von einem Regisseur, der im Schauspiel der aufeinanderprallenden Sätze nicht das letzte Wort behalten will.*

In fast tonloser Beiläufigkeit und provozierender Sachlichkeit werden Sätze über militärische Auseinandersetzungen, politischen Bildungsbedarf und einen banalen Wohlstandsalltag parallel geführt. Der ästhetische Reiz dieses um 2001/2002 entstandenen Textes entsteht aus der indifferenten Lässigkeit, mit der hier unerhörte Vorgänge protokolliert werden.

**Daniel Falb**

umgeworfene BMWs

umgeworfene BMWs, genaue beschreibung der sachschäden
        im tageslicht und so viel tourismus. ich sah überall muskeln
und durch die gesten hindurch auf das meer. ein paar tage lang
     hieß die animateurin beate, dann blieb sie plötzlich weg und alle
ahnten etwas. im hotelzimmer gab es kabelfernsehen, wir
   sahen die tagesschau, die terroristen waren wirklich gut gemacht.

(die räumung dieser parks. Kookbooks Verlag, Idstein/Berlin 2003)

*Ein beiläufiger, prosaischer, unterkühlt wirkender Tonfall dominiert in den Gedichten des 1977 geborenen Lyrikers Daniel Falb, einem vielfach ausgezeichneten Protagonisten der jungen Berliner Dichterszene. Flackernde Bewusstseinsreize aus einer urbanen Lebenssphäre integriert Falb in langzeilige Verse. In ruckartigen Einzelbildschaltungen bewegen sich seine Gedichte vorwärts. Die Affekte des lyrischen Subjekts wirken dabei wie eingefroren, nichts im öffentlichen Raum scheint mehr der Erregung oder Empörung wert:*

Ein kundiger Leser hat Daniel Falbs Gedichte mit einem „Terminal“ verglichen, mit „großen hellen Räumen, Türen und Tore, ohne dass es einen zentralen Zugang gäbe“... - aber obwohl ein zentraler Zugang und eine homogene Bildlichkeit fehlen, entstehen außerordentliche ästhetische Reize - wie in diesem um 2002/2003 entstandenen Gedicht. Animation in einem Urlaubsdomizil, kleiner Vandalismus und großer Terrorismus - alles steht in dieser kühl registrierenden Dichtung gleich nah zum Mittelpunkt.

**David Friedrich Strauß**

Wer weiß zu leben?

Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.
Wer ist der Reiche? Der sich beim Ertrag
des eigenen Fleißes zu bescheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? Der den herben Ernst
stets in heitres Wort zu kleiden weiß.
Wer ist der Weise? Der das falsche Gold
vom echten schnell zu unterscheiden weiß.
Und wer der Fromme? Der vom Menschen wohl,
doch nichts von Christen oder Heiden weiß.

*Seine große religionskritische Studie „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (1835/36) hat die Theologen zu erbitterten Debatten provoziert und die Schüler Hegels (1770-1831) entzweit. David Friedrich Strauß (1808-1874), ein Jugendfreund Eduard Mörikes (1804-1875), fundierte den Inhalt der neutestamentlichen Jesus-Geschichte auf das Prinzip des Mythos und traf erstmals eine Unterscheidung zwischen der historischen Person des Jesus von Nazareth und dem Christus des Glaubens. Er definierte sich selbst als Theologe mit dichterischem Talent: „Ein Gedicht wusst ich zu machen, / Doch ein Dichter war ich nicht."*

Der letzte, posthum erschienene Band von Strauß' „Gesammelten Schriften" enthielt 1878 ein „Poetisches Gedenkbuch", in dem die im Nachlass des Philosophen aufgefundenen Gedichte versammelt sind. Hier finden sich auch Sinnsprüche, die Strauß zu einer kleinen lyrischen Sittenlehre der Entsagung, Mäßigung und Toleranz gebündelt hat. Der letzte Spruch markiert die wichtige Differenz zum privilegierten Wahrheitsanspruch der christlichen Religionen.

**Der von Kürenberg**

Ich hielt mir einen Falken

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant.

Sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn.
got sende si zesamene gerne geliep wellen sîn!

Ich hielt mir einen Falken länger als ein Jahr.
Als ich ihn gezähmt, wie ich ihn haben wollte,
und sein Gefieder mit Gold schön geschmückt hatte,
erhob er sich und flog davon.

Seitdem sah ich den Falken schön fliegen:
seidene Fesseln hatte er an seinem Fuß
und sein Gefieder war ganz rotgolden.
Gott, führe die zusammen, die einander lieben wollen.

*(Übersetzung von Michaela Schwegler)*

*Das erste schriftlich überlieferte Liebeslied eines frühmittelhochdeutschen Minnesängers ist ein raffiniertes Stück Rollenpoesie. Der vermutlich aus Niederösterreich stammende Minnedichter Der von Kürenberg (um 1150/70) versetzt sich in eine traurige Dame, der ein kunstvoll domestizierter und prachtvoll geschmückter Falke entflogen ist.*

Der Frauenmonolog wird - geschlechtertheoretisch gesprochen - zu Tribüne für die Legitimation männlicher Dominanz. Denn der die Ungebundenheit wählende Vogel repräsentiert hier möglicherweise nur die Freiheit, die sich der adlige Herr des Mittelalters nahm, wenn es um die Gestaltung seiner Liebesverhältnisse ging. Der Minnesänger inszeniert also die Rolle der verlassenen Frau, um die Realität des Konkubinats und der sexuellen Promiskuität des Adels als naturwüchsige Praxis zu beglaubigen. Vielleicht zielt das kleine Poem aber auch nur auf die Sehnsucht der Frau, deren Bild des Mannes sich durch dessen kriegsbedingte Abwesenheit verklärt hat.

**Detlev Meyer**

Das fragwürdige Gedicht

Bist du es?
Bist du es vielleicht,
der so viel gibt,
dass es mir reicht?

Der so sehr liebt,
dass ich ganz leicht
von all den andern lasse?
Dass ich begreif,

und dass ich fasse
nur dich -
ausschließlich dich -
und ewiglich?

Bist du es?
Bist du so rein und ohne List?
Kann sein,
dass du es bist?

O sei es!
Oder sei es nicht.

nach 1980

(Korrekte Anmache. Liebesgedichte. MännerschwarmSkript-Verlag, Hamburg 2004)

*Er wurde verehrt als der literarische Kronprinz der Berliner Schwulenszene, dessen poetische Wirkkraft indes weit über die homosexuelle Community hinaus reichte: Detlev Meyer (1950-1999) zelebrierte sein Leben als „letzter Dandy der Gegenwartsliteratur“ (Tagesspiegel) - ein an den strengen Formen Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes geschulter Poet. Einige seiner Liebesgedichte können als moderne Klassiker der poetischen Vergegenwärtigung von Liebe und Liebesschmerz gelten.*

Die Ausschließlichkeit der Liebe zu einem Menschen, die sich als eine Bindung auf Lebenszeit versteht - Detlev Meyers lyrisches Ich verweist auf die „Fragwürdigkeit“ dieser Liebes-Utopie. Die unverstellte, reine Hingabe an einen Partner erscheint hier in einem doppelten Sinne frag-würdig. Denn die absolute Liebe wurde im Gefolge der deklarierten „Kulturrevolution“ der 68er-Generation als reaktionärer „Besitzanspruch“ delegitimiert. Die Zerreißprobe zwischen Monogamie und Promiskuität - hier wird sie in eine vollkommene Form gebracht.

**Detlev von Liliencron**

In einer großen Stadt

Es treibt vorüber mir im Meer der Stadt
Bald Der, bald Jener, Einer nach dem Andern.
Ein Blick ins Auge, und vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es tropft vorüber mir ins Meer des Nichts
Bald Der, bald Jener, Einer nach dem Andern.
Ein Blick auf seinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es schwimmt ein Leichenzug im Meer der Stadt.
Querweg die Menschen, Einer nach dem Andern.
Ein Blick auf meinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

1883

*Nachdem seine ersten Karrieren als preußischer Offizier, überzeugter Royalist und Amerika-Exilant an drängenden finanziellen Problemen gescheitert waren, beginnt erst der dichterische Lebensweg Detlev von Liliencrons (1844-1909). Von den eher links eingestellten Naturalisten umworben, behielt Liliencron seinen konservativen Habitus. So dokumentieren seine Gedichte ein tiefes Misstrauen gegenüber der Großstadt.*

Bereits sein erster Gedichtband »Adjutantenritte und andere Gedichte« (1883) formuliert die schroffe Absage an das gesichtslose Dasein in den Metropolen. Sein wohl berühmtestes, mit suggestiven Wiederholungen arbeitendes Gedicht zeichnet die Stadt als gefährlich-uferloses »Meer des Nichts«, in dem der einzelne verschlungen wird. In dem motivverwandten Gedicht »Broadway in New York« flieht das Ich vor dem Grauen der »Riesenstadt« in eine imaginierte Idylle.

**Detlev von Liliencron**

Pidder Lüng

> «Frii es de Feskfang,
> Frii es de Jaght,
> Frii es de Strönthgang,
> Frii es de Naght,
> Frii es de See, de wilde See
> En de Hörnemmer Rhee.»

Der Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch,
Schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
Heut fahr ich selbst hinüber nach Sylt,
Und hol mir mit eigner Hand Zins und Gült
Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
Sollen sie Nasen und Ohren lassen,
Und ich höhn ihrem Wort:
    Lewwer duad üs Slaav.

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
Stützt sich finster auf sein langes Schwert.
Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,
Steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit.
Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken.
Der Obrigkeit helf ich, die Frevler packen,
In den Pfuhl das Wort:
    Lewwer duad üs Slaav.

Gen Hörnum hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,
Ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt.
Und es knirschen die Kiele auf den Sand,
Und der Ritter, der Priester springen ans Land,
Und waffenrasselnd hinter den beiden.
Entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
Nun gilt es, Friesen:
    Lewwer duad üs Slaav!

Die Knechte umzingeln das erste Haus,
Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster heraus.
Der Ritter, der Priester treten allein
Über die ärmliche Schwelle hinein.
Des langen Peters starkzählige Sippe
Sitzt grad an der kargen Mittagskrippe.
Jetzt zeige dich, Pidder:
    Lewwer duad üs Slaav!

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
Der Priester will anheben seinen Sermon.
Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
Und verbeugt sich noch einmal: Ihr erlaubt,
Dass wir euch stören bei euerm Essen,

Bringt hurtig den Zehnten, den ihr vergessen,
Und euer Spruch ist ein Dreck:
Lewwer duad üs Slaav.

Da reckt sich Pidder, steht wie ein Baum:
Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum.
Wir waren der Steuern von jeher frei,
Und ob du sie wünschst[1], ist uns einerlei.
Zieh ab mit deinen Hungergesellen,
Hörst du meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
Lewwer duad üs Slaav!

Bettelpack, fährt ihn der Amtmann an,
Und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann:
Du frisst deinen Grünkohl nicht eher auf,
Als bis dein Geld hier liegt zu Hauf.
Der Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken,
Und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.
O Wort, geh nicht unter:
Lewwer duad üs Slaav!

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
Immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
Nun geh an deinen Trog, du Schwein.
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.
Dumpf dröhnts von drinnen:
Lewwer duad üs Slaav!

Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran,
Und taucht ihm den Kopf ein, und lässt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei,
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
Brüllt er, die Türen und Wände zittern,
Das stolzeste Wort:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß,
Die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
Durchbohren den Fischer und zerren ihn fort,
In den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.
Pidder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
Ruft noch einmal im Leben, im Sterben
Sein Herrenwort:
Lewwer duad üs Slaav !

**Pidder Lüng** ist eine Ballade des deutschen Dichters Detlev von Liliencron (1844–1909).

**Inhalt**

Das vor allem an der deutschen Nordseeküste bekannte Gedicht beschreibt historisierend den Widerstand der mittelalterlichen friesischen Bevölkerung, personalisiert in der Figur des Sylter Fischers Pidder Lüng, gegen die dänische Herrschaft, für die Henning Pogwisch, Amtmann von Tondern, steht. Bei dem brutalen Versuch des Adligen, in dessen Gefolge sich auch ein Priester und bewaffnete Landsknechte befinden, von den Friesen Abgaben einzufordern, kommt es in der Fischerhütte Pidder Lüngs zunächst zu einer verbalen Auseinandersetzung, in deren Verlauf Lüng auf die gewohnheitsrechtlichen Freiheiten der Friesen[2] verweist und die Steuerzahlung verweigert. Diese Freiheiten sind der Ballade in lyrischer Form vorangestellt:




Leitspruch unter Darstellung des Wappens der Nordfriesen

| | |
|---|---|
| *Frii es de Feskfang,* | *Frei ist der Fischfang,* |
| *frii es de Jaght,* | *frei ist die Jagd,* |
| *frii es de Strönthgang,* | *frei ist der Strandgang,* |
| *frii es de Naght,* | *frei ist die Nacht,* |
| *frii es de See, de wilde See* | *frei ist die See, die wilde See* |
| *en de Hornemmer Rhee.* | *an der Hörnumer Reede.* |

Auf diese Verweigerung reagiert der dänische Amtmann, indem er voll Verachtung in den Grünkohltopf spuckt, der auf dem Herd der armen Fischersfamilie köchelt. Daraufhin packt Lüng Pogwisch und drückt dessen Gesicht so lange in den heißen Kohl, bis dieser erstickt ist. Erst dann greifen die bewaffneten Männer ein, erstechen den Fischer und ziehen zu einer Racheaktion über Sylt.

Wie jede Strophe endet auch die letzte mit der Parole „Lewwer duad üs Slaav!“ („Lieber tot als Sklave!“)

Die Ballade wurde von Achim Reichel auf seinem Album Regenballade vertont.

(Quelle: Wikipedia)

**Dieter Brinkmann**
Gedichte schreiben

O, die alltäglichen Dinge
die alltäglichen Dinge

der Postbote
frühmorgens

wirft Rechnungen
und Drucksachen

Briefe und
Postkarten

ins Haus -
er glaubt nicht

an Gedichte
und Stilleben

an Regen
und Schnee

als poetisches
Bild

und nutzt die Schuhsohlen ab
und schleppt an der Tasche -

er würde
viel lieber

den Garten umgraben
ein paar Beete anlegen

ein Bier trinken
im Schatten dann liegen

die Briefe vergessen
die Türen vergessen

und alle die Dinge
und alle die Dinge.

(Standfotos. Gedichte 1962-1970. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1980.)

*„Eine Absicht bei mir war von Anfang an da", so bekannte der rebellische Poet Rolf Dieter Brinkmann (1940-1975) in einem Brief, „nämlich gegen den Begriff Gedicht mit meinen Gedichten zu schreiben, ... also gegen Gedichte als elitäre Kunstprodukte,...und dann gegen die Bedeutungen der Dinge im menschl. Bewusstseinsraum, also die starren Fixierungen aufzulösen mit einem Gedicht." Mit dieser Entzauberung von Lyrik als Kunst war auch die emphatische Hinwendung zu den „alltäglichen Dingen" verbunden.*

Das „Gedichte schreiben" wird in diesem 1963/64 entstandenen Text zur profanen Nebensache erklärt. Stattdessen werden in hymnischem Ton die alltäglichen Beschäftigungen eines Briefträgers ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Die „alltäglichen Dinge", so Brinkmann in einer poetologischen Notiz, „werden aus ihrem muffigen Kontext herausgenommen ... und plötzlich sehen wir, wie schön sie sind."

**Dieter Leisegang**
Einsam und allein

Einsam ist ja noch zu leben
Hier ein Ich und dort die andern
Kann durch die Alleen wandern
Und auf Aussichtstürmen schweben

Einsam ist noch nicht allein
Hat noch Augen, Ohren, Hände
Und das Spiel der Gegenstände:
Und die Trauer, da zu sein

Doch allein ist alles ein
Ist nicht da, nicht dort, nicht eben
Kann nicht nehmen oder geben
Leergelebt und allgemein

1972

(Lauter letzte Worte. Gedichte und Miniaturen. Hrsg. von Karl Corino. Edition Suhrkamp, Frankfurt am Main 1980)

*Der Philosoph und Dichter Dieter Leisegang (1942-1973) war ein literarischer Experte für Negativität. In seiner Dichtkunst hatte er sich auf finale Zustände spezialisiert: „Meine Gedichte bestehen aus lauter letzten Worten. Schon von daher geht ein Zwang aus, mich in Kürze aufzulösen.“ 1969 hatte er bei T. W. Adorno und Julius Schaaf in Philosophie („Die drei Potenzen der Relation“) promoviert und in Frankfurt einen Lehrauftrag in Philosophie erhalten.*

Leisegangs verstörende Reflexion über die gedankenlose Redewendung „Einsam und allein“ ist auf den Oktober 1972 datiert. Der Autor markiert hier eine entscheidende Differenz zwischen den nur scheinbar identischen Gefühlszuständen. Für den Einsamen gibt es noch das Spiel der Sinne, der auf das Allein-Sein Reduzierte stürzt in die Leere. Aus diesem fatalistischen Befund zog der Dichter eine radikale Konsequenz: Am 21. März 1973 schoss er sich „den ganzen Klimbim / Aus dem Hirn.“

**Dieter Roth**

Aus des Kopfes Haus

Aus des Kopfes Haus
sah ich zu den Augen raus.
Da sehe ich mich sitzen auf einer deiner Hand,
um den Hals ein rotes Band.
Der schaut mir in die Augen rein

Aus des Kopfes Haus
sah ich zu den Augen raus.
Da seh ich mich sitzen als Hund auf deiner Hand,
um den Hals ein Band.
Der schaut mir in die Augen rein.

Aus meines Kopfes Haus
sah ich zu den Augen raus.
Da seh ich mich sitzen auf deiner Hand,
mit um den Hals ein rotes Band
und schau mir in die Augen rein

(Dieter Roth, Da drinnen for dem Auge. Lyrik und Prosa. Hrsg. v. J. Voss. B. Keusch, J. Ullmaier und B. Roth. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2005.)

*Das vielgestaltige Werk des Dichters, Grafikers, Aktions- und Objektkünstlers Dieter Roth (1930 - 1998) nahm seine Anfänge im Umfeld von Neo-Dada und konkreter Poesie; es besteht in gezielten Ohrfeigen für alle Freunde des Schönen, Guten und Wahren. Roths destruktive Kraft richtete sich gegen Perfektion, Geschmack, gegen das Gelingen überhaupt. In seiner Kunst verarbeitete der Wahl-Schweizer Bücher zu Würsten und verwendete natürliche Materialien, darunter auch Schimmel. Roth hielt die Welt für misslungen; darauf antwortet seine Dichtung planvoll unsinnig.*

„Aus des Kopfes Haus“ setzt die schönen Kinderbilder vom Kopf als einem Haus und den Augen als Fenstern in Sprache um. Ein groteskes Spiel aus wechselnden Perspektiven entsteht. Will hier eine Strophe die nächste korrigieren, verbessern? Das gespaltene Ich sieht sich selbst als kleinen Hund auf der Hand eines Gegenübers; sprachlos starrt man sich an. Das rote Band um den Hals wirkt ungefähr so heiter wie ein Stigma, wie ein Würgemal.

**Dieter Roth**
Da oben

Auf einem kuehlen Berge,
an eines Hauses Wand,
hinter einem Fenster,
bei Sonnenschein,
da ward mir schlecht,
da ward mir suess,
da hat er mich fertiggemacht,
der innere Zwerg
mit seiner Turnerei
zwischen meinen Ohren.

(In: Das bleibt. Deutsche Gedichte 1945 - 1975. Hrsg. v. Jörg Drews. Reclam Leipzig, 1995; )

*In seinen „Bastel-Novellen“, „Ideogrammen“ und seinen besonders delikaten „Scheiße“-Phantasmagorien hat der Universalkünstler Dieter Roth (1930-1998) die herkömmlichen Literaturbegriffe sabotiert. Am Urgrund seines Schreibens, in der radikalen Selbstentblößung seiner Tagebuch-Notate und boshaften Gedichte, lauern Selbstekel, Existenzangst und Wutausbrüche.*
*In einigen Gedichten nimmt er den Volkslied-Ton auf, um dann von den eigenen Abgründen zu berichten.*

Mit der Melodie eines bekannten Wiegenlieds setzt das Gedicht ein, um dann in fortgesetzter sarkastischer Desillusionierung vom körperlichen und seelischen Elend des Ich zu sprechen. Zuversicht und Trost sind in der negativistischen Dichtkunst Dieter Roths nicht vorgesehen. Immer ist da ein Dämon oder ein böser Kobold („der innere Zwerg“), der die Verheißung des „süßen“ Wohlbehagens vernichtet.

**Dieter Roth**
Das Leben

Wenn sich das Leben richtet
nach dem Falle wieder auf,
hab ich die Falle schon gesichtet
und haue dem Leben eins drauf

nach 1960
aus: Dieter Roth: *Frühe Schriften und typische Scheiße*, Luchterhand Literaturverlag, Neuwied-Berlin 1973

*Berühmt geworden ist der Schweizer Universalkünstler Dieter Roth (1930–1998) als eigenwilliger „Schimmelbild"-Artist und „Literaturwurst"-Hersteller, kaum jedoch als Lyriker. Während die Kunst-Szene seine mit Käse gefüllten Koffer oder seine „Weichplastiken" aus verwesendem Fleisch feierte, übersah man sein literarisches Werk. Roths Texte suchen freilich die weitest mögliche Entfernung zu den tradierten Formgesetzen eines literarischen Kunstwerks.*

Die pointierten Epigramme und groben Sinnsprüche, wie die in den 1960er Jahren entstandene Sentenz über „das Leben", gehören noch zu den Teilen von Roths Werk, die sich am ehesten mit konventionellen ästhetischen Vorstellungen in Übereinstimmung bringen lassen. Am Urgrund seines Schreibens, in der radikalen Selbstentblößung seiner Tagebuch-Notate und seinen manischen „Scheisse"-Phantasmagorien, lauern Selbstekel, Existenzangst und Wutausbrüche. Den handelsüblichen Formen der Schönheit zog Roth stets das Hässliche, Deformierte und Eklige vor.

**Dieter Roth**

Wer manchmal in der Ecke sitzt

Wer manchmal in der Ecke sitzt und heult
Weil ihm das Leben sich äußerlich verbeult
Und oftmals daneben sitzt und brüllt
Weil ihm das Leben sich innerlich zerknüllt
Nur der weiß was er hat zu leiden
Und was er gerne möchte vermeiden
Der immer in der Ecke sitzt und heult
Wobei sich die Hand und das Herz
der Himmel und die Erde der Mensch und das Tier
Gänzlich zerknüllt bzw weitgehend verbeult

*„Ich habe eigentlich als Dichter angefangen", hat der radikale Universal- und Aktionskünstler Dieter Roth (1930-1998) einmal in einem Radiogespräch bekannt - und das Ergebnis dieses dichterischen Ursprungsimpulses waren immerhin über 200 Buchprojekte in Kleinst-Editionen oder Privatdrucken. Die lyrischen Helden seiner Sonette und schrillen Volksliedstrophen haben oft ein totales Lebens-Desaster zu vermelden. Auch der Protagonist des vorliegenden Gedichts protokolliert weitreichende Deformationen.*

Ein bis in die letzte Lebensfaser depressiv zermürbtes Subjekt steht hier im Mittelpunkt des Textes, ein Häuflein Elend, dem sich die Welt ins Unerträgliche verzerrt. Einst begann Goethe (1749-1832) seine „Marienbader Elegie" mit den Versen: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt. / Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide". Bei Dieter Roth ist es nun der gequälte Künstler selbst, der auf das drohende Verstummen mit Gebrüll antwortet und in allen möglichen Variationen kundtut, „was er hat zu leiden".

**Dieter Wellershoff**

Ich wachte auf …

Ich wachte auf im Bett sitzend
weil jemand >frisches Heu< gesagt hatte
zweimal deutlich
>frisches Heu frisches Heu<.
Er zeigte mir dabei
Seine leeren Hände.
Und da war noch jemand
ein kleiner alter Mann
der einen Karren voller Abfälle
hinter sich herzog
und er blieb damit an einem Pfahl hängen
einem ich will mal sagen Verkehrszeichen.
Das ist einer deiner Sexträume
sagte meine Frau.
Aber ich glaube es war etwas anderes
es war ein ganz verstiegenes Gefühl
zum zweiten Mal leben zu wollen
oder eine andere Art
an den Tod zu denken.

(Zwischenreich. Gedichte. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008)

*Seit seinem Romandebüt „Ein schöner Tag“ (1966) arbeitet Dieter Wellershoff (geb. 1925) an existenzphilosophischen Romanen und Erzählungen, die in nihilistischer Unbarmherzigkeit auf das Verschwinden ihrer Helden zusteuern. Dabei agiert der Autor meist als akkurater Verhängnisforscher, der seine Figuren in existenzielle Zerreißproben führt, in denen ihr Leben aus den Fugen gerät.*

In seinen raren Versuchen als Lyriker entfaltet Wellershoff jene unerwarteten Augenblicke der Verwunderung, in denen der jeweilige Protagonist binnen kürzester Zeit den Boden unter den Füßen verliert und sein geordnetes Alltagsleben zerfällt. Anlas kann ein Traumbild sein - wie im vorliegenden Gedicht aus dem Jahr 1971 - eine Stimme, die Beobachtung eines unscheinbaren Gegenstands oder die plötzliche Vision des eigenen Todes.

**Dirk von Petersdorff**

A 7, Kasseler Berge

Nimm eine schwarze Nacht und sieh -
da ist ein schwereloser Bogen,
ein heller Strom aus Energie
durch die Finsternis gezogen.

Kennst du es noch, das alte Lied -
ein kaltes Schwinden ist die Welt,
von jeder Stätte müsst ihr fliehn,
jedes Menschen-Licht, es fällt.

(Bekenntnisse und Postkarten. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1999)

*In seinen ersten beiden Gedichtbänden hatte sich der 1966 geborene Dirk von Petersdorff noch als scharfsinniger Ironiker vorgestellt, der die alten Weltschöpfungsprogramme der Philosophie und der Dichtkunst lässig auszuhebeln versuchte. Bereits in seinen „Bekenntnissen und Postkarten" von 1999 jedoch zeigte sich von Petersdorff kaum mehr interessiert an der Dekonstruktion der poetischen Altvorderen als vielmehr an der Rettung der Tradition. Seither kokettiert er mit einem sehr hohen Ton und verschmäht auch nicht „das alte Lied" der Heineschen Volksliedstrophe:*

Das Gedicht bezieht seinen Reiz aus der Kontrastierung seines demonstrativ profanen Titels mit dem romantisch aufgeladenen Gesang der Verse. Den Augenblick einer Autobahnfahrt, deren Ödnis man gemeinhin wenig Poetisches abgewinnen kann, verwandelt Petersdorff in eine kleine lyrische Offenbarung von Licht und Nacht.

**Dirk von Petersdorff**

Am Grund der Diskurse

Am Grund der Diskurse ein Fisch, ein
Fisch, der nicht zu fassen ist, es ist
ein Fisch, am Grund der Diskurse
schwimmt ein Fisch, nicht zu fassen,
am Grund ein Fisch, der schwimmt, am
Grund der Diskurse schwimmt ein Fisch,
ein Fisch, der nicht zu fassen ist.

1992

aus: Dirk von Petersdorff: *Wie es weitergeht*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1992

*In den eleganten Essays des Bandes* Verlorene Kämpfe *(2001) hat sich der 1966 geborene Lyriker Dirk von Petersdorff als konservativer Ästhetiker zu erkennen gegeben, der die Zumutungen einer „erschöpften Moderne" abzuwehren trachtet. Anstelle eines verkrampften Avantgardismus propagiert er ein entspanntes Traditionsbewusstsein und die Verfahrensweisen lyrischer Leichtigkeit: Ironie, Heiterkeit, Utopie-Abstinenz.*

In seinem lyrischen Debütband *Wie es weitergeht* von 1992 war von Petersdorff noch sehr damit beschäftigt, ein leicht-sinniges Spiel mit allerlei Theoremen der Philosophiegeschichte aufzuziehen. Die „Diskurse" des westlichen Denkens wurden zum Spielmaterial, das es in unterschiedlichster Weise zu zerlegen galt. Am schönsten gelang dem Autor diese De-Konstruktionsbewegung in seinem Text über den „Grund der Diskurse", in dem er das Fluide und Nicht-Greifbare der Denksysteme in der einfachen Variation eines Satzes nachbildet.

**Dirk von Petersdorff**

Die Füße des Vaters

Wie seltsam war jenes Knacken, und fremd,
in der Frühe, der springende Laut
in den Füßen des Vaters - das Hemd
hing herab, weiß wie die Haut.

Weit weg und allein bist Du heute erwacht
- stehst auf. Du bist halb noch im Traum,
als es knackt, und es trifft Dich mit Macht
- ein hallender Riss durch den Raum.

(Bekenntnisse und Postkarten. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1999)

*Manchmal, in unbewachten Augenblicken, rücken Erinnerung und Gegenwart blitzhaft zusammen: Ferne und Nähe verschränken sich in einem mystischen Moment. In acht klassisch gereimten Versen erzählt der 1966 geborene Lyriker und Romantik-Exeget Dirk von Petersdorff von einem Offenbarungsaugenblick, in dem sich die Erfahrung der Vergänglichkeit dem Ich unmittelbar mitteilt - und ein Riss geht durch die Welt.*

Zunächst ist da nur die Erinnerung des Ich an den alternden Vater und dessen knackende Fußgelenke. Viele Jahre später wird der Sohn eines Morgens jäh aus einem Traum herausgerissen und erlebt in der blendenden Helle der Tagwirklichkeit eine Epiphanie: Das Knacken ist wieder da - und „mit Macht“ wird sich das lyrische Ich seiner Vergänglichkeit bewusst. Durch die Ahnung der eigenen Sterblichkeit hat sich die Welt verändert.

**Dirk von Petersdorff**

Flippern

Jammer! Hell! Schreck und Pein!
Zucken! Klacken! Abgrund nein!
Ach vergeh! Bumper! Drall!
Leuchten! Yes! Neuer Ball!

Aber sicher, man soll planen,
man kann zielen und muss ahnen -
Lichterfluss, schneller Tanz,
ach wer weiß, Angst und Glanz.

(Die Teufel in Arezzo. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2004)

*Eine scheinbar profane Vergnügungsmaschine wird hier zum Gravitationszentrum für menschliche Emotionen und existenzielle Zerreißproben. Das Spiel am Flipperautomat, wie es der Lyriker Dirk von Petersdorff (Jg. 1966) poetisch inszeniert, verstrickt den jeweiligen Akteur in einen Wirbel von Affekten, in dem ihm alle Höhen und Tiefen eines Menschenlebens widerfahren. Glück und Schrecken, Präsenz im Jetzt und Erfahrung der Vergänglichkeit - all diese widerstreitenden Empfindungen bündeln sich im Spieler.*

In seinen ersten beiden Gedichtbänden entwarf von Petersdorff eine Poetik der philosophischen Heiterkeit, gestützt auf Ironie und Utopie-Abstinenz. In seinem Gedichtbuch „Die Teufel in Arezzo“ (2004), aus dem das Flipper-Gedicht stammt, hat er die leichte Tonlage modifiziert und die alten schweren Wörter und klassischen Formen zurückerobert. In „Flippern“ spricht ein bekennender Traditionalist, der die hohen Töne liebt und die ironischen Zwischentöne nur noch sehr zurückhaltend einsetzt.

**Dirk von Petersdorff**

Nach der Liebe

Du auf dem Balkon, ich seh dir zu,
so selig-matt,
weil alles
sich geändert hat.
Langes T-Shirt,
das am Schenkel fällt,
wo die Haut beginnt,
ist die Welt.
Sanfte Triebe,
ich lieg da und rauch -
Licht in der Halsmulde,
das ist es auch.
Und ich seh
Faserwolken treiben,
out of the blue,
alles kann bleiben.
Du auf dem Balkon,
Rauch in der Schwebe -
Puls flattert nach,
hier wo ich lebe.

(In: Die liebenden Deutschen. 645 entflammte Gedichte aus 400 Jahren. Ausgewählt von Steffen Jacobs. Gerd Haffmans bei Zweitausendeins, Frankfurt am Main 2006.  )

*Der als „Schalk der Postmoderne“ bekannt gewordene Dichter Dirk von Petersdorff, Jahrgang 1966, hat seine Kritiker immer wieder durch überraschende Neupositionierungen verblüfft. Mittlerweile hat sich der lässige Kritiker der poetischen Altvorderen in einen listigen Traditionalisten verwandelt. Als eleganter Diskurs-Mischer spielt von Petersdorff mit jenen ehrwürdigen Formen - Sonett, Volksliedstrophe oder dem Emblem -, die in der Moderne unter dem Verdacht des Konservatismus standen.*

Petersdorff will uns mit den alten Formen die Welt neu und überraschend vor Augen stellen, und zwar in einer Gedichtsprache, die zwanglos - aber meist ironisch - aus dem Ältesten und aus dem Allerneuesten schöpft. Dabei wird der hohe Ton immer wieder durch eine ironische Unterströmung konterkariert. Auch in Liebesgedichten, die sich zur Emphase hinreißen lassen, verbergen sich ironische Widerhaken. Die 2005 entstandene Huldigung an die Geliebte freilich hat sich die ironische Konterbande fast gänzlich abgewöhnt.

**Doris Runge**
ikarus

das herz randvoll
mit himmel
als die erde
mein raubvogel
immer größer
und dunkler werdend
mich mitten
im flüchtigen traum
schlug

(jagdlied. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1985. © Randomhouse)

*Die strenge Ökonomie der Wörter und die äußerste Verkürzung der Aussage bei gleichzeitiger bildlicher Aufladung des Verses hat die 1943 geborene Dichterin Doris Runge zu ihrem primären Stilprinzip erhoben. In ihren lyrischen Bildfeldern von Jagenden und Gejagten, von Fliegenden und Abstürzenden, Liebenden und Gescheiterten hat das Visuelle absolute Priorität. In ihrem poetischen Debüt „jagdlied" (1985) wagt sie eine Neudeutung des antiken Ikarus-Mythos.*

Hier agiert nicht mehr der übermütig gewordene Ikarus, der mit seinen Flügeln aus Wachs den tödlich wirkenden Sonnenstrahlen entgegenstrebt, hier sorgt die Schwerkraft für eine Umkehrung der Ereignisse. Denn nun ist es die Erde, als „Raubvogel" verbildlicht, die auf den träumenden Ikarus zu stürzen scheint. Der Traum vom Fliegen wird jäh beendet durch einen grausamen Jäger.

**Doris Runge**

in deutschland ist winter

um deinen weißen
marmorkopf
kreisen schwarze vögel

sie singen noch
in deutschland ist winter

ich schneide dir
ein warmes kleid
aus meinem fleisch

(In: jagdlied. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1985)

*Knappheit, Konzentration und Kontamination der Elemente - die Lyrik der Doris Runge (geboren 1943) verbietet sich jede Ausschweifung. Es gibt keine Nebensächlichkeiten oder Ornamente in diesen Gedichten, sondern nur verdichtete Knotenpunkte. Die gebündelten lyrischen Energien erzeugen Kraftfelder, die auf Bild-Gegensätzen aufbauen: In diesem 1985 erstmals veröffentlichten Gedicht geht es um die Polaritäten „schwarz-weiß“ und „warm-kalt“.*

Zunächst wirkt die Szene recht statuarisch: Da ist nur eine Kreisbewegung schwarzer Vögel um einen weißen Marmorkopf. Die Kälte des Wintertags wird kontrastiert durch ein schockartiges Bild der Wärmebildung. Die Nähe des Ich zum geliebten Du wird durch einen Schnitt in den eigenen Körper versinnbildlicht. Einschnitte in den eigenen Leib firmieren in der lyrischen Moderne als Zeichen für die verzweifelte Suche nach sinnlicher Unmittelbarkeit.

**Dorothea Grünzweig**

Die Vaterliebe nicht gekannt

DIE VATERLIEBE NICHT
gekannt als Kind bei Leib
wenn auch bei Leben es gab
sie ja sie gabs der Vater
Wortausrichter Mann aus
Wort trug sichs so zu dass
diese Lieb auch heut noch in
den Worten bis
zum Buchstab und den
Buchstabenzwischenräumen wohnt
Ich kann mich ja an viele Worte
'‘s ist Frage nur den rechten
nachzujagen lehnen
wärmen von
meinen unbehausten Zehn bis
zu dem Kopf der diese
Zuschirmung durch
Worte Schutzzusprechung seit
Kindsentsinnen sucht

(Glasstimmen - lasinäänet. Wallstein Verlag, Göttingen 2004)

*Die Dichterin Dorothea Grünzweig (geb. 1952) hat sich das allerorten brüchig gewordene Vertrauen in die „wärmenden“ Worte der Dichtung und in die „Schutzzusprechung“ durch Poesie bewahrt. In einem protestantischen Pfarrhaus aufgewachsen, knüpft die Dichterin, die seit 1989 in Finnland lebt, in Gestus und Motivik an jene pietistische Gefühlskultur der Empfindsamkeit an, der wir die großen Werke der romantischen Schule verdanken.*

In vielen Gedichten kehrt Grünzweig zu den Wurzeln ihrer Kindheit im protestantischen Pfarrhaus zurück, in dem die Ehrfurcht gebietende Sprache des Vaters, des mächtigen Pastors, die unbezweifelbare Sprache des Göttlichen war. Die Erinnerung des Gedicht-Ichs an die „Vaterliebe“ bleibt im Gedicht zwiespältig. Zunächst wird sie schroff negiert, um sie gleich darauf wieder ehrfürchtig zu beschwören. Denn der als unfehlbarer „Wortausrichter“ in strenger Definitionsmacht über die Welt gebietende Vater vermittelt auch die Sehnsucht nach intimer mystischer Nähe zu den Buchstaben.

**Dorothea Grünzweig**
Schnürgaumen

        die worte
nach oben gezogen wie
wolken in der himmelskuppel
und in den wolken die flocken

wenn doch die worte herunter-
kämen wie das wolkengefieder
sich immer neu senkt
um das dorf und die landschaft
zu hudern mit wuschligem
        pfluderndem schnee

(Die Auflösung. Wallstein Verlag, Göttingen 2008)

*Nach oben, in die „Himmelskuppel“, geht der romantische Weg der Dichterin Dorothea Grünzweig (geb. 1952). Dort, in den unsichtbaren Sphären des Firmaments, vollzieht sich die Verschmelzung von Wort und Welt, Name und Ding. Die nach oben „gezogenen“ Wörter kommen als Naturzeichen wieder auf die Erde zurück, als „pfludernder Schnee“. Grünzweigs Dichtung knüpft in Gestus und Motivik an jene pietistische Gefühlskultur der Empfindsamkeit an, der wir die großen Werke der romantischen Schule verdanken.*

In Grünzweigs Gedichtband „Die Auflösung“ (2008), der das Bild vom „Schnürgaumen“ entnommen ist, dominieren Figurationen des Abschieds. Es sind die Gestalten des Vaters und vor allem der Mutter der Autorin, die hier in intensiven, leuchtenden Bildern vergegenwärtigt werden, dazu die Winter- und Frühlingszeichen der finnischen Landschaft, in der sich die Dichterin seit 1989 angesiedelt hat.

**Dorothea Tieck**
Vergleich ich Dich dem Tag im holden Lenze?

Vergleich ich Dich dem Tag im holden Lenze?
Du bist weit süßer, bist Dir immer gleich:
Der Sturm zerreißt des Maien Blüten-Kränze,
Und kurze Zeit nur steht des Frühlings Reich.
Bald scheint zu heiß herab des Himmels Licht,
Bald hüllt in Wolken sich die goldne Spur.
Kein Schönes, dem nicht Schönheit oft gebricht,
Des Schmucks beraubt durch Zufall und Natur.
Jedoch Dein ew'ger Lenz soll nie verblühn;
Nichts diese Zierde, die Dir eigen, kränken;
Der Tod nie prahlend in sein Reich dich ziehn,
Da ew'ge Zeilen ew'ge Dauer schenken.
So lang, als Augen sehn und Menschen leben,
Lebt dies, um ew'ge Jugend Dir zu geben.

*Die hochbegabte und sehr polyglotte Tochter Ludwig Tiecks (1773-1853), des „Königs der Romantik", huldigte einem sehr konservativen Frauenbild. Die eigenen immensen Leistungen bei der Nachdichtung von Shakespeares Gedichten und Dramen wertete Dorothea Tieck (1799-1841) erheblich ab: „Ich glaube, das Übersetzen ist eigentlich mehr ein Geschäft für Frauen als für Männer, gerade weil es uns nicht gestattet ist, etwas eigenes hervorzubringen." Die Übersetzung sämtlicher Shakespeare-Sonette hatte Ludwig Tieck als die „Arbeit eines jüngeren Freundes" ausgegeben - in Wahrheit stammten sie von seiner Tochter Dorothea.*

In Dorothea Tiecks Nachdichtung von Shakespeares 18. Sonett wird die schmerzhafte Antinomie von Dauer und Vergänglichkeit, vom Traum ewiger Liebe und der ernüchternden Wirklichkeit ihres Vergehens im Bild des „holden" Frühlings exponiert. Die ersten beiden Quartette reflektieren die Unabwendbarkeit des Verblühens (des Frühlings wie der Liebe) , die beiden folgenden Gedicht-Teile beschwören dann die Utopie des zeitlich unbegrenzten Liebesparadieses.

**Durs Grünbein**

12/11/89

Komm zu dir Gedicht, Berlins Mauer ist offen jetzt.
Wehleidig des Wartens, langweile in Hegels Schmalland
Vorbei wie das stählerne Schweigen… Heil Stalin.
Letzter Monstranzen Glanz, hinter Panzern verschanzt.
Langsam kommen die Uhren auf Touren, jede geht anders.
Pech für die Kopffüßler, im Brackwasser abgesackt.
Revolutionsschrott en masse, die Massen genasführt
Im Trott von bankrotten Rotten, was bleibt ein Gebet:
Heiliger Kim Il Sung, Phönix Pjönjangs, bitt für uns.

1989

aus: Durs Grünbein: Schädelbasislektion, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1991

*Zu elementaren geschichtlichen Erschütterungen braucht die moderne Poesie gewöhnlich Abstand, historische Distanz, um angemessen auf die Ereignisse reagieren zu können. Einem Ausnahmedichter wie dem 1962 geborenen Durs Grünbein, dem Bewusstseinspoeten aus Dresden, gelingen aber selbst mitten in der politischen Turbulenz außergewöhnliche Gedichte. Kurz nach der Öffnung der Berliner Mauer schrieb er das turbulenteste Gedicht zum epochalen geschichtlichen Augenblick.*

Grünbeins Gedicht „12/11/89“ steht im Band *Schädelbasislektion* (1991) in einer Reihe von „Sieben Telegrammen“ und verweigert jede Ergriffenheit. Stattdessen setzt der Autor grelle Effekte, schmückt seine mit Reizworten aufgeladenen Verse üppig mit Binnenreimen und Alliterationen und schließt ironisch mit der Anrufung des nordkoreanischen Diktators. Es ist der Blick eines kühlen Diagnostikers, der nicht aus der Perspektive des unmittelbar Beteiligten schreibt, sondern aus der Distanz ein groteskes Theater beobachtet.

**Durs Grünbein**

Den teuren Toten

Ein Mann in Belgien ist von seinem treuen Hund
Erschossen worden auf der Fahrt zur Jagd
Wie eine Zeitung unter Kuriose Welt vermeldet.

Der Mann aus Belgien saß zuletzt in seinem Jeep
Am Steuer ahnungslos und auf der Rücksitzbank
Die Flinte neben sich, saß ahnungslos der Hund.

Wie immer schauten beide in die gleiche Richtung
Wo sich der Wald hinzog, - schweigsam der Mann,
Sein Jagdhund hechelnd, weil es schwül war, Sommer.

Es war der letzte Sommer für den Mann. Verschreckt
Vom holprigen Gelände sprang der Hund vom Sitz
Und löste einen Schuss aus, der sein Herrchen tötete.

Ach, beide Belgier könnten heut noch unterwegs sein,
Das ideale Paar, wenn nicht ein Schlagloch
Die Freundschaft dumpf zerrissen hätte. Schade.

(Durs Grünbein, Den Teuren Toten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994.)

*Als „sarkastisches Kind“ hat sich der Dichter Durs Grünbein (geb. 1962 in Dresden) einmal in einem kurzen Text beschrieben, das um die zivilisatorischen Katastrophen weiß, doch nicht vom Staunen lassen kann. Nur in kleinen Ausschnitten interessiert dieses sarkastische Kind das Epochen und Erdkreise überspannende Welttheater. So zum Beispiel in Grünbeins „Den Teuren Toten“, das 1994 erschien und 33 Epitaphe enthält, die anonyme Einzelschicksale aus verschiedenen Weltregionen bedichten.*

„Kuriose Welt“ und „Schade“. In diesen beiden Ausrufen gipfelt das Schicksal des armen Belgiers und seines treuen Hundes und wird verkürzt auf eine aus einer Zeitung entnommene Anekdote, die man sich vielleicht bei einem kurzen Gespräch erzählen würde. Verblüffend ist die Schlichtheit mit der Grünbein bei diesem Gedicht auskommt. Trotzdem verbirgt sich möglicherweise hinter dieser Einfachheit ein weltanschaulicher Überbau, wird doch dieses Einzelschicksal so beiläufig und lapidar erzählt, als spielte der Einzelne für Historie keine bedeutende Rolle.

**Durs Grünbein**
Ein Toter saß an dreizehn Wochen

Berlin. Ein Toter saß an dreizehn Wochen
Aufrecht vorm Fernseher, der lief, den Blick
Gebrochen. Im Fernsehn gab ein Fernsehkoch
Den guten Rat zum Kochen.
   Verwesung und Gestank im Zimmer,
Hinter Gardinen blaues Flimmern, später
Die blanken Knochen.
   Nichts
Sagten Nachbarn, die ihn scheu beäugten, denn
Sie alle dachten längst dasselbe: „Ich hab's
Gerochen."
   Ein Toter saß an dreizehn Wochen . . .
Es war ein fraglos schönes Ende.
      Jahrhundertwende.

(Den Teuren Toten, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994)

*Eine bevorzugte Tonlage des 1962 geborenen Bewusstseinspoeten Durs Grünbein ist der Sarkasmus. Dem ursprünglichen Wortsinn folgend, kultiviert sein poetischer Sarkasmus eine schneidende, zerfleischende, „unter die Haut" gehende Sprache. Der Sarkast versucht, in emotional unterkühlter Form auch tragische Geschehnisse zu beschreiben und dabei „den Knochenbau von innen her zu erkunden". Am überzeugendsten gelingt Grünbein diese kühle Inspektion sozialer Verhältnisse in seiner 1994 publizierten Sammlung von Epitaphen.*

Was im täglichen Nachrichtengeschäft unter „Vermischten Meldungen" abgehandelt wird, transformiert Grünbein zu tragikomischen Befunden über außergewöhnliche Todesfälle. Alle Epitaphe sind in einem sachlich-distanzierten, oft auch witzigen Tonfall abgefasst, das seit je dem Tod anhaftende Vergänglichkeitspathos wird dadurch konterkariert. Die Präsenz des Todes im Alltag erlaubt nicht mehr, ihn in einen religiösen oder metaphysischen Bereich zu überführen.

**Durs Grünbein**

Eine Regung

Dieser flüchtige kleine Windstoß, Luft-
    wirbelsekunde, als ein
        verschreckter Sperling kurz
            vor mir aufflog, schon

außer Sicht war und eins der
            leichtesten Blätter folgte zer-
                rissen in seinem Sog.

(Grauzone morgens, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., 1988)

*In einem essayistischen Rückblick auf seine lyrischen Anfänge hat der Dichter Durs Grünbein (geb. 1962) in schroffem Ton die vermeintliche Unreife seines Debütbands „Grauzone morgens" (1988) attackiert. In seiner „jugendlichen Vers-Anarchie" und metaphysischen „Dürftigkeit", so Grünbein, empfinde er das ganze Werk als niederschmetterndes Dokument ästhetischer „Unmündigkeit".*
*Diese Distanzierungswut ist von einiger Brisanz, bedenkt man, dass gerade diese „Grauzone"-Gedichte, diese verwackelten Momentaufnahmen aus der Endzeit der DDR, zu seinen aufregendsten Werken rechnen.*

In den „Grauzone"-Gedichten, organisiert in freien, typografisch aufgefächerten Versen, bewegte sich ein nomadisierendes Ich durch die grauen, zerfallenden Industrielandschaften Dresdens und zeichnete das Bild einer Stadt im realsozialistischen Fäulnisstadium. Die flüchtige Impression, wie hier die Begegnung mit einem Vogel, bildet die sinnliche Substanz dieser Poesie, die noch kein klassizistisches Formbewusstsein ausgebildet hat. Dennoch haben diese impressionistischen Streifzüge eines renitenten Flaneurs ihre schöne Rauheit bewahrt.

**Durs Grünbein**

Epitaphe

BERLIN. Ein Toter saß an dreizehn Wochen
Aufrecht vorm Fernseher, der lief, den Blick
Gebrochen. Im Fernsehn gab ein Fernsehkoch
Den guten Rat zum Kochen.
                    Verwesung und Gestank im Zimmer,
Hinter Gardinen blaues Flimmern, später
Die blanken Knochen.
                    Nichts
Sagten Nachbarn, die ihn scheu beäugten, denn
Sie alle dachten längst dasselbe: »Ich hab’s
Gerochen.«
                    Ein Toter saß an dreizehn Wochen ...
Es war ein fraglos schönes Ende.
                                                  Jahrhundertwende.

1994

aus: Den Teuren Toten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994

*Eine bevorzugte Tonlage des 1962 geborenen Bewusstseinspoeten Durs Grünbein ist der Sarkasmus. Dem ursprünglichen Wortsinn folgend, kultiviert sein poetischer Sarkasmus eine schneidende, zerfleischende, »unter die Haut« gehende Sprache. Der Sarkast versucht, in emotional unterkühlter Form auch tragische Geschehnisse zu beschreiben und dabei »den Knochenbau von innen her zu erkunden«. Am überzeugendsten gelingt Grünbein diese kühle Inspektion sozialer Verhältnisse in seiner 1994 publizierten Sammlung von Epitaphen.*

Was im täglichen Nachrichtengeschäft unter »Vermischten Meldungen« abgehandelt wird, transformiert Grünbein zu tragikomischen Befunden über außergewöhnliche Todesfälle. Alle Epitaphe sind in einem sachlich-distanzierten, oft auch witzigen Tonfall abgefasst, das seit je dem Tod anhaftende Vergänglichkeitspathos wird dadurch konterkariert. Die Präsenz des Todes im Alltag erlaubt nicht mehr, ihn in einen religiösen oder metaphysischen Bereich zu überführen.

**Durs Grünbein**

Grundlos, wie Leben entsteht

Grundlos, wie Leben entsteht, ist es bereit
Zu vergehn in den Kehlen,
Durch die Finger zu rinnen, die Wand hinab.
Was sich nie ausging, war Angst.
In jeder Kneipe zu haben, am rechten Fleck
War es der Dampf an der Theke,
Der Geruch von geschlachteten Hühnern
Aus Küchen, das ranzige Öl,
Das Zerkochen von Meeresfrüchten zu Müll.
Schaudernd siehst du den Krebs
Mit verbundenen Scheren, Forelle und Aal
Unterm Schlammbauch des Karpfen.
Im Kofferraum schreit eine Katze nach Luft.

*(Falten und Fallen. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994)*

*„Was du bist steht am Rand / anatomischer Tafeln“: Mit diesem nüchternen medizinisch-anthropologischen Befund hatte der 1962 geborene Dichter Durs Grünbein seinen zweiten Gedichtband „Schädelbasislektion“ (1991) eröffnet. Seine Lyrik wandte sich ab von der Artikulation seelischer Befindlichkeiten eines feinnervigen lyrischen Ich und konzentrierte sich auf die Erkundung medizinischer, biochemischer und neurologischer Faktizitäten der Gattung Mensch. In einem Gedichtzyklus seines famosen Bands „Falten und Fallen“ (1994) geht Grünbein in seinem anti-metaphysischen Programm noch einen Schritt weiter.*

Die ganze Zerstörungsmaschinerie der industriellen Verwertung und konsumistischen Zurüstung des kreatürlichen Lebens wird in diesen bitter-sarkastischen Versen aufgerufen. Die Hinfälligkeit des Lebens, das zum funktionellen Glied einer Verwertungskette geschrumpft ist, verdichtet Grünbein in diesen verstörenden Bildern zum Sittenbild eines Zeitalters der Angst.

**Dylan Thomas**

And death shall have no dominion (1933)

And death shall have no dominion.
Dead men naked they shall be one
With the man in the wind and the west moon;
When their bones are picked clean and the clean bones gone,
They shall have stars at elbow and foot;
Though they go mad they shall be sane,
Though they sink through the sea they shall rise again;
Though lovers be lost love shall not;
And death shall have no dominion.

And death shall have no dominion.
Under the windings of the sea
They lying long shall not die windily;
Twisting on racks when sinews give way,
Strapped to a wheel, yet they shall not brake;
Faith in their hands shall snap in two,
And the unicorn evils run them through;
Split all ends up they shan't crack;
And death shall have no dominion.

And death shall have no dominion.
No more may gulls cry at their ears
Or waves break loud on the seashores;
Where blew a flower may a flower no more
Lift its head to the blows of the rain;
Though they be mad and dead as nails,
Heads of the characters hammer through daisies;
Break in the sun till the sun breaks down,
And death shall have no dominion.

**Edgar Allen Poe**

Annabel Lee

It was many and many a year ago,
In a kingdom by the sea,
That a maiden there lived whom you may know
By the name of Annabel Lee; -
And this maiden she lived with no other thought
Than to love and be loved by me.

She was a child and I was a child,
In this kingdom by the sea,
But we loved with a love that was more than love –
I and my Annabel Lee –
With a love that the wingèd seraphs of Heaven
Coveted her and me.

And this was the reason that, long ago,
In this kingdom by the sea,
A wind blew out of a cloud, by night,
Chilling my Annabel Lee;
So that her highborn kinsmen came
And bore her away from me,
To shut her up in a sepulchre
In this kingdom by the sea.

The angels, not half so happy in Heaven,
Went envying her and me:
Yes! that was the reason (as all men know,
In this kingdom by the sea)
That the wind came out of the cloud, chilling
And killing my Annabel Lee.

But our love it was stronger by far than the love
Of those who were older than we -
Of many far wiser than we –
And neither the angels in Heaven above
Nor the demons down under the sea
Can ever dissever my soul from the soul
Of the beautiful Annabel Lee:

For the moon never beams without bringing me dreams
Of the beautiful Annabel Lee;
And the stars never rise but I see the bright eyes
Of the beautiful Annabel Lee;
And so, all the night-tide, I he down by the side
Of my darling, my darling, my life and my bride,
In her sepulchre there by the sea –
In her tomb by the sounding sea.

**Eduard Mörike**

Das verlassene Mägdlein

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh’ die Sternlein verschwinden,
Muss ich am Herde stehn,
Muss Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Dass ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran –
O ging’ er wieder!

**Eduard Mörike**

Der Feuerreiter

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muss es sein,
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt:
  Hinterm Berg,
  Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Schaut! da sprengt er wütend schier
Durch das Tor, der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Tier,
Als auf einer Feuerleiter!
Querfeldein! Durch Qualm und Schwüle
Rennt er schon und ist am Ort!
Drüben schallt es fort und fort:
  Hinterm Berg,
  Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Der so oft den roten Hahn
Meilenweit von fern gerochen,
Mit des heil’gen Kreuzes Span
Freventlich die Glut besprochen –
Weh! dir grinst vom Dachgestühle
Dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dein!
  Hinterm Berg,
  Hinterm Berg
Rast er in der Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle borst in Trümmer:
Doch den kecken Reitersmann
Sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
Kehren heim von all dem Graus;
Auch das Glöcklein klinget aus:
  Hinterm Berg,
  Hinterm Berg
Brennt’s! –

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Gerippe samt der Mützen
Aufrecht an der Kellerwand
Auf der beinern Mähre sitzen:

Feuerreiter, wie so kühle
Reitest du in deinem Grab!
Husch! da fällt's in Asche ab.
　　Ruhe wohl,
　　Ruhe wohl
Drunten in der Mühle!

**Eduard Mörike**

Ein Stündlein wohl vor Tag

Derweil ich schlafend lag,
Ein Stündlein wohl vor Tag,
Sang vor dem Fenster auf dem Baum
Ein Schwälblein mir, ich hört es kaum,
Ein Stündlein wohl vor Tag:

>Hör an, was ich dir sag'!
Dein Schätzlein ich verklag:
Derweil ich dieses singen tu,
Herzt er ein Lieb in guter Ruh,
Ein Stündlein wohl vor Tag.<

O weh, nicht weiter sag!
O still, nichts hören mag!
Flieg ab, flieg ab von meinem Baum!
- Ach, Lieb und Treu ist wie ein Traum
Ein Stündlein wohl vor Tag.

*In seiner produktivsten Zeit, den Jahren 1837/38, verfasste der unglücklich Dichterpfarrer Eduard Mörike (1804-1875) diese hinreißende Liebesklage eines Mädchens, das von der Angst vor Liebesverrat aufgezehrt wird. In der Rollenmaske des Mädchens, dem ein Vogel die Kunde vom untreuen „Schätzlein" überbringt, spricht Mörike auch vom eigenen Kummer über das Verlassenwerden.*

In die Ruhe des Schlafes bricht der Albtraum des Verrats ein. Und selbst die Diminutiv- und Verniedlichungs-Formen des Gedichts („Schätzlein", „Schwälblein") nehmen dem Vorgang nicht seine Dramatik. Die Zweifel an der verlässlichen Liebe des Geliebten flackern hier auf, ohne dass es zum erlösenden Dementi kommt, im Gegenteil. Liebe und Verrat gehören hier wie in einem ewigen Verhängnis zusammen. Mörike hatte allen Grund, diese Erfahrung exemplarisch dem unglücklichen Mädchen zuzuschreiben. Denn sein eigenes Liebes-Leben war ebenso geprägt vom fortdauernden Weltgefühl des Scheiterns.

**Eduard Mörike**

Er ist’s

Frühling lässt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
– Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist’s!
Dich hab ich vernommen!

**Eduard Mörike**

Frage und Antwort

Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam,
Und warum ich ihr nicht lange
Schon den bittern Stachel nahm?

Sprich, warum mit Geisterschnelle
Wohl der Wind die Flügel rührt,
Und woher die süße Quelle
Die verborgnen Wasser führt?

Banne du auf seiner Fährte
Mir den Wind in vollem Lauf!
Halte mit der Zaubergerte
Du die süßen Qualen auf!

*Die Unergründlichkeit der Liebe und die Qualen, die sie verursachen kann, hat der schwäbische Gottesmann und Dichter Eduard Mörike (1804-1875) in seinem 1828 entstandenen Gedicht in ein vertracktes „Frage und Antwort"-Spiel übersetzt. Bereits die Frage nach der Herkunft der „bangen Liebe" findet keine Antwort, und auch beim Versuch zu erklären, warum es unmöglich ist, den „bitteren Stachel" der Liebespassion zu mildern, hilft einem die Vernunft nicht weiter.*

Mörike illustriert die Unauslotbarkeit der „bangen Liebe", indem er in der imaginierten Dialogsituation zwei neue Fragen stellt, statt Antworten zu geben. Am Beispiel zweier ähnlich unergründlicher Naturphänomene, des Windes und der Quelle, wird markiert, dass die Liebe zu den Naturmächten gehört. Auch die letzte Strophe gibt - trotz der Ausrufezeichen - keine expliziten Antworten zum Ursprung des Liebesleids, sondern zeigt nur seine Unvermeidlichkeit. Wer der Liebe verfallen ist, kann auch ihren Qualen nicht entkommen.

**Eduard Mörike**

Gebet

Herr! schicke was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, dass beides
Aus Deinen Händen quillt.

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden

1832

*Vier Jahre lang war der schwäbische Pfarrvikar Eduard Mörike (1804–1875) von einem Provisorium zum nächsten gezogen, als er 1832 in Plattenhardt auf den Fildern auf die Pfarrerstochter Luise Rau traf in die er sich ebenso unsterblich wie unglücklich verliebte. 1832 beginnt er auch mit der Abfassung seines „Gebets", in dem sich der Melancholiker zur Devotion zwingt und sich „holdes Bescheiden" in einer mittleren Gefühlslage auferlegt.*

Der Pfarrerberuf quält und langweilt Mörike, aber seine Versuche, sich als freier Schriftsteller zu etablieren, sind gescheitert. In seinen Gedichten verbindet sich antike Tragik mit dem romantischen Volkslied zu einer artistischen Synthese. Erst 1846, als er von seiner Pfarrei in Cleversulzbach nach Mergentheim gewechselt ist, vollendet er sein „Gebet". Es ist das fromme Bekenntnis eines Menschen, dem das Lebensglück versagt blieb und der nun seinen Weltschmerz wie die biblische Gestalt des Hiob mit absoluter Demut zu ertragen gedenkt.

**Eduard Mörike**

Gesang Weylas

Du bist Orplid, mein Land!
Das ferne leuchtet;
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.

Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind.

**Eduard Mörike**

Heimweh

Anders wird die Welt mit jedem Schritt,
Den ich weiter von der Liebsten mache;
Mein Herz, das will nicht weiter mit.
Hier scheint die Sonne kalt ins Land,
Hier deucht mir alles unbekannt,
Sogar die Blumen am Bache!
Hat jede Sache
So fremd eine Miene, so falsch ein Gesicht.
Das Bächlein murmelt wohl und spricht:
„Armer Knabe, komm bei mir vorüber,
Siehst auch hier Vergissmeinnicht!“
- Ja, die sind schön an jedem Ort,
Aber nicht wie dort.
Fort, nur fort!
Die Augen gehn mir über!

*In der ersten Hälfte des Jahres 1828, als er sein unruhiges Wanderleben als Pfarrvikar beginnt und von einem Provisorium zum nächsten zieht, schreibt der fromme schwäbische Melancholiker Eduard Mörike (1804-1875) sein Gedicht über den Verlust einer Liebe und sein nomadisches Getriebensein. Während der Entstehungszeit des Gedichts lebte Mörike in Scheer oder Buchau bei Verwandten und war auf der Suche nach einer Beschäftigung außerhalb der „Vikariatsknechtschaft“.*

Im Gegensatz zur romantischen Dichtung, der sich eine emphatisch besungene Natur als Ersatz für den Verlust der Liebsten anböte, spricht das lyrische Ich Mörikes vom Verlust jeder Tröstung. Offenbar geht die Trennung von der Geliebten mit einer Entfremdung von den vertrauten Naturerfahrungen einher: die Sonne wärmt nicht mehr, die Blumen können ihren Reiz nicht mehr entfalten.

**Eduard Mörike**

In der Frühe

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
- Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

*In Schlaflosigkeit durchgrübelte Nächte und nagende Zweifel an der eigenen Berufung haben das Leben des schwäbischen Pfarrers und romantischen Zauderers Eduard Mörike (1804-1875) schon früh geprägt. Seine quälenden „Nachtgespenster“ wurde der fromme Gottesmann nie los. Die Aufhellung seines fundamental „verstörten Sinns“ gelingt im Gedicht nur per gewaltsamem Appell:*

Als 24jähriger Pfarrvikar, der von einem Provisorium zum nächsten zog, schrieb Mörike 1828 dieses lyrische Selbstporträt als schlafloser Melancholiker, der sich verzweifelt die Erlösung verordnet. Das Gedicht, das später von dem Komponisten Hugo Wolf vertont wurde, spricht zunächst in dunkel tönenden Versen von der Qual des Schlaflosen, um dann nach einer schroffen Zäsur den Wechsel der Stimmungslage zu verkünden. Aber dieses appellative „Freu dich!“ wirkt aufgesetzt, der Klang der „Morgenglocken“ bleibt eine instabile Utopie.

**Eduard Mörike**

Kinderlied für Agnes Hartlaub

Dort an der Kirchhofsmauer,
da sitz ich auf der Lauer,
da sitz ich gar zu gern,
es regt sich im Holunder,
es regnet mir herunter
Rosin und Mandelkern.

Waldwibichlein, das kleine,
das goldige, das feine,
das hat es mir gebracht.
Es hat ein Schloss im Berge,
das hüten sieben Zwerge,
darin ist große Pracht.

Und es hat mir versprochen:
in aber hundert Wochen,
wenn Agnes wacker sei,
dann käm es mit dem Schlitten,
zu Gaste mich zu bitten –
da seid fein auch dabei.

**Eduard Mörike**

Leben und Tod

Sucht das Leben wohl den Tod?
Oder sucht der Tod das Leben?
Können Morgenröte und das Abendrot
Sich auf halbem Weg die Hände geben?

Die stille Nacht tritt mitten ein,
Die sich der Liebenden erbarme!
Sie winkt: es flüstert: „Amen!“ - Mein und dein!
Da fallen sie sich zitternd in die Arme.

*Die Biografie des frommen schwäbischen Dichterpfarrers Eduard Mörike (1804-1875) ist durchzogen von wiederkehrenden Nervenkrisen, seelischen Erschöpfungen und Todesahnungen. Er war nicht recht begabt für eine glückliche Liebe, sondern blieb gebannt in ein Lebensgefühl des Scheiterns. Der Tod ist sein poetischer Begleiter, der in einem der wenig bekannten Gedicht die alleinige Regie übernimmt.*

Die Fragen nach dem Verhältnis von Leben und Tod zielen in der ersten Strophe mit ihren auf Harmonie bedachten Kreuzreimen zwar auf eine Balance der Sphären, als könnten sich das lebendige, vitale Dasein und die unwiderrufliche Auslöschung „auf halbem Weg“ zu einer Aussöhnung treffen. Die Begegnung zwischen den Liebenden findet dann aber doch in der Zone der Finsternis statt, in der „stillen Nacht“, in der nur vordergründig eine Erlösung stattfindet. Letztlich triumphiert aber doch die Dunkelheit - in der ein Unerlöster schreibt.

**Eduard Mörike**

Lebewohl

>Lebe wohl< - Du fühltest nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
Mit getrostem Angesicht
Sagtest du’s und leichtem Herzen.

Lebe wohl! - Ach tausendmal
Hab ich mir es vorgesprochen,
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!

*„Lebe wohl“ - diese Grußformel des Abschieds muss dem schwermütigen Dichterpfarrer Eduard Mörike (1804-1875) wie ein höhnischer Kommentar auf sein zerquältes Leben erschienen sein. Denn sein ganzes Dasein erlebte er als eine Folge von Verlusten und des Scheiterns von Liebeswünschen. Die frühe Leidenschaft zur schönen „Streunerin“, der faszinierenden Maria Meyer, blieb ebenso unerfüllt wie später die zur Pfarrerstochter Luise Rau. Ein „Wohlleben“ hat sich für ihn nie eingestellt: Was blieb, war die suggestive Klage über den Schmerz des Verlassenwerdens.*

In acht Zeilen repetiert Mörike die Abschiedsformel wie eine traurige Litanei. Eine Trennung oder Verabschiedung, so sagt die zweite Strophe, kann eben nie mit „leichtem Herzen“ ausgesprochen werden. Eher ist es ein gebetshaftes Murmeln, mit dessen Hilfe sich das lyrische Ich in einen Zustand höllischer Seelenqual versetzt - als sei es darauf fixiert, die Trauer bis an die Grenze der Selbstzerstörung auszuweiten. Das 1841 erstmals gedruckte Gedicht gehört zu den ergreifendsten Liebesklagen der deutschen Literaturgeschichte.

**Eduard Mörike**

Restauration

Das süße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.
Es roch, ich will des Henkers sein,
Wie lauter welke Rosen und Kamilleblümlein.
Mir ward ganz übel, mauserig, dumm,
Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhaften Rettich aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

*Obwohl er 1834 nach der langen Leidenszeit seiner „Vikariatsknechtschaft“ mit der Pfarrstelle im schwäbischen Cleversulzbach sein Berufsziel erreicht zu haben schien, blieb der fromme Poet Eduard Mörike (1804-1875) weiterhin der hochgradige Neurastheniker und Hypochonder, der er immer gewesen war. Dass nicht nur unglückliche Liebesverhältnisse und chronische Melancholie die Ursache seiner instabilen Gesundheit waren, sondern auch unerträgliche Dichtung, demonstriert er in einem Gedicht aus dem Jahr 1837, seinem literarisch produktivsten Jahr.*

Da von diesem Gedicht in Anthologien nicht immer der programmatische Untertitel tradiert wurde - „Nach Durchlesung eines Manuskripts mit Gedichten“ -, haben Mörike-Leser den Text auch schon als biodynamisches Plädoyer für den Rettich missdeuten können. Es geht aber nur um die Bekundung des Ekels vor den Erzeugnissen der poetischen Epigonen der Goethezeit. Als Gegenmittel gegen die süßliche Metaphorik der mediokren Dichter empfiehlt Mörike ein sehr würziges Gemüse.

**Eduard Mörike**

Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
    Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
    Tut fischen und jagen.
O dass ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
    – Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
    Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloss
In Jägertracht und hat ein Ross,
    Mit Rohtraut zu jagen.
O dass ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
    – Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
    Da lacht Schön-Rohtraut:
«Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!»
    Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: «Mir ist's vergunnt»,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
    – Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
    Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
«Und würdest du heute Kaiserin,
    Mich sollt's nicht kränken!
Ihr tausend Blätter im Walde wisst,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküsst!
    – Schweig stille, mein Herze!»

**Eduard Mörike**

Selbstgeständnis

Ich bin meiner Mutter einzig Kind,
Und weil die andern ausblieben sind
- Was weiß ich wieviel, die sechs oder sieben, -
Ist eben alles an mir hängen blieben;
Ich hab müssen die Liebe, die Treue, die Güte
Für ein ganz halb Dutzend allein aufessen,
Ich wills mein Lebtag nicht vergessen.
Es hätte mir aber noch wohl mögen frommen,
Hätt ich nur auch Schläg für Sechse bekommen!

*Der unglückliche schwäbische Dichterpfarrer Eduard Mörike (1804-1875) hatte allen Grund, eine poetisch vertrackte Liebeserklärung an die eigene Mutter, die Pastorentochter Charlotte Bayer zu schreiben. Im Gegensatz zu der fiktiven Kinderperspektive seines Gedichts wuchs Mörike in einer kinderreichen Familie mit zwölf Geschwistern auf und blieb bis ins hohe Alter der behütete und dankbare Muttersohn.*

Mörike hatte als Pfarrvikar eine lange Odyssee durch diverse schwäbische Bauerndörfer hinter sich, als er 1834 in Cleversulzbach im fränkischen Unterland eine Pfarrstelle antrat und mit seiner Mutter und seiner Schwester das Pfarrhaus bezog. Drei Jahre später, 1837, entsteht das Gedicht, das in anrührendem Bekenntniston auf die mütterliche Behütung verweist. Das Gedicht hat aber etwas Doppelbödiges. Denn die Fürsorglichkeit der Mutter wird als etwas Gewaltsames markiert, das man „aufessen“ muss. Am Ende steht dann das Fantasieren einer schwarzen Pädagogik, die von „Schlägen“ lebt.

**Eduard Mörike**

Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

1827

*Es ist die berühmteste romantische Miniatur eines Herbstmorgens. Der schwäbische Pfarrvikar und Dichter Eduard Mörike (1804-1875) hat hier einen Moment des Übergangs festgehalten: Die im Nebel verborgenen Naturphänomene sind noch nicht ins Licht der Sichtbarkeit getreten. Die Welt schwebt noch zwischen der Sphäre des Traums und des Erwachens, die Konturen der Dinge sind noch nicht sichtbar, beginnen erst allmählich „in warmem Golde“ zu leuchten.*

Auch Mörike selbst befindet sich 1827, zum Zeitpunkt der Niederschrift des Gedichts in einem Stadium des Übergangs ins Offene: Seit einem Jahr hat er sein Studium abgeschlossen und ist als Vikar durch die verschiedensten Provinzflecken Baden-Württembergs gezogen. Und er sucht nach Wegen, sich aus der „Vikariatsknechtschaft“ zu lösen. Aber sein Versuch, sich als freier Schriftsteller zu etablieren, scheitert. In diesen Monaten der Krise entsteht der „Septembermorgen“ - ein vollkommenes Gedicht in schwebender Bewegung.

**Eduard Mörike**

Um Mitternacht

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Waage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
   Und kecker rauschen die Quellen hervor,
   Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
      Vom Tage,
   Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtets nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtgen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
   Doch immer behalten die Quellen das Wort,
   Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
      Vom Tage
   Vom heute gewesenen Tage.

*Fast drei Jahrzehnte dauerte es, vom Mai 1828 bis zu einer Werkausgabe von 1856, bis dieses mitternächtliche Stimmungsbild Eduard Mörikes (1804-1875) zu seiner vollkommenen Gestalt gelangte. Zur Zeit der Entstehung der ursprünglichen Fassung des Gedichts litt Mörike ganz besonders unter dem Zwang seiner „Vikariatsknechtschaft“, die ihn immer weiter von seiner eigentlichen Berufung, der Dichtung als Lebensform, entfernte. Zudem quälte ihn noch das verstörende Erlebnis mit Maria Meyer im Jahr 1823, eine Begegnung, die ein nie zur Ruhe kommendes Schuldgefühl hinterließ.*

Die Nacht wird ganz explizit als Mutter aller Dinge und der Lebens-“Quellen“ apostrophiert. Mörike entwirft eine Art kosmische Synästhesie, ist es doch die Nacht, die das Blau des Himmels „süßer klingen“ lässt. Der Dichter ist offenbar von den Erfahrungen der verfließenden Zeit und der Vergänglichkeit im Innersten berührt gewesen. So lösen sich hier die seelischen Zerrissenheiten auf, die Bewegung der Nacht kommt mit der Zeit und den Naturelementen in inneren Einklang und zur Ruhe.

**Eduard Mörike**
Verborgenheit

Lass, o Welt, o lass mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Lasst dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewusst,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket
Wonniglich in meiner Brust.

Lass, o Welt, o lass mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Lasst dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

1832

*1832 war ein Schlüsseljahr in der geistlichen Biografie wie auch im Dichterleben des frommen Grüblers Eduard Mörike (1804–1875). In diesem Jahr entstand seine Künstlernovelle „Maler Nolten", die unter anderem von der unglücklichen Liebe des Helden zur Zigeunerin Elisabeth handelt. Im gleichen Jahr verzehrt sich der 28jährige Pfarrvikar auch in Liebesversuchen in Richtung der Pfarrerstochter Luise Rau. Das ebenfalls 1832 entstandene Gedicht „Verborgenheit" spricht von dem Schmerz, den diese Herzensdinge bereiten.*

Hier propagiert ein von heftigen Gefühlsschwankungen erschüttertes Ich den Rückzug in den Seelenschmerz. Die niederdrückende „Schwere" wird ab und zu aufgehellt durch blitzartig aufzuckende „helle Freude". Aber das Ich beansprucht die „Verborgenheit" für sich, um nicht ein weiteres Mal von den Qualen unerfüllter Liebe getroffen zu werden. Anrührend ist hier der wehmütige Volksliedton, in dem „Wonne und Pein" des Ich besungen wird.

**Edward Lear**

The Owl and the Pussy-Cat




I.

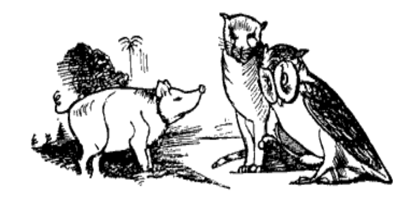
The Owl and the Pussy-Cat went to sea
In a beautiful pea-green boat:
They took some honey, and plenty of money
Wrapped up in a five-pound note.
The Owl looked up to the stars above,
And sang to a small guitar,
“O lovely Pussy, O Pussy, my love,
What a beautiful Pussy you are,
You are,
You are!
What a beautiful Pussy you are!“

II.

Pussy said to the Owl, “You elegant fowl,
How charmingly sweet you sing!
Oh! let us be married; too long we have tarried:
But what shall we do for a ring?“
They sailed away, for a year and a day,
To the land where the bong-tree grows;
And there in a wood a Piggy-wig stood,
With a ring at the end of his nose,
His nose,
His nose,
With a ring at the end of his nose.

III.

“Dear Pig, are you willing to sell for one shilling
Your ring?“ Said the Piggy, “I will.“
So they took it away, and were married next day
By the Turkey who lives on the hill.
They dined on mince and slices of quince,
Which they ate with a runcible spoon;
And hand in hand, on the edge of the sand,
They danced by the light of the moon,
The moon,
The moon,
They danced by the light of the moon.



***The Owl and the Pussy-Cat***
*ist heute eines der bekanntesten und beliebtesten Werke der englischen Literatur; einer anlässlich des National Poetry Day im Jahre 2014 durchgeführten Erhebung zufolge ist es noch vor Twinkle, Twinkle, Little Star, Humpty Dumpty und Jabberwocky der populärste Kinderreim im Vereinigten Königreich. Es erfreut aber auch ältere Semester und wird insbesondere auf Hochzeiten häufig rezitiert. Vom jugoslawischen Diktator Josip Broz Tito ist bekannt, dass er das Gedicht noch in volltrunkenem Zustand in passablem Englisch auswendig aufsagen konnte. Das Gedicht wurde bereits in mehr als 100 Sprachen übersetzt bzw. übertragen. Zu den deutschen Übersetzern Lears zählen Grete Fischer (Der Eul und die Miezekatz, 1965), Hans Magnus Enzensberger (Der Kauz und das Kätzchen, 1977) und Josef Guggenmos (Eulerich und Miezekatz, 1978). Le Hibou et le Poussiquette, eine freie Übersetzung ins Französische von Francis Steegmuller, wurde 1961 ein unerwarteter Bestseller in den Vereinigten Staaten (nicht aber in Frankreich) und brachte dem bis dahin vor allem als Flaubert-Spezialisten bekannten Steegmuller genug Tantiemen ein, um sich einen Rolls-Royce zulegen zu können. Diese Version weicht in einigen Details vom Original ab, so ist etwa das Boot der Verliebten nicht etwa erbsengrün, sondern kanariengelb, und statt in einer Fünf-Pfund-Note wickeln sie ihr Geld in einem Kreditbrief ein, aber wie bei Lear tanzen sie am Ende au clair de la lune.* (Wikipedia)

**Elfriede Czurda**
ich fürchte nichts mehr als mich

ich fürchte nichts mehr als mich
nichts steht mir mehr im weg
nichts legt mich mehr in ketten
nichts lärmt mir mehr im ohr
nichts peilt mir mehr ins hirn
nichts steigt mir mehr in den kopf
nichts lähmt mir mehr den tonus
nichts zähmt mir mehr den mut
nichts nimmt mir mehr die hoffnung
nichts blendet mir mehr die sicht
nichts engt mich mehr ein
nichts.

(In: GLÜXreflexe. Strategien Starrsinn Stimmungen Strophen. Droschl Verlag, Graz/Wien 1995).

*Die 1946 in Oberösterreich geborene Elfriede Czurda folgt in ihren Erzählungen und Gedichten den Traditionen des sprachexperimentellen Schreibens, ausgehend von den formal-analytischen Exerzitien der legendären Wiener Gruppe. Die „poetischen Stellen" eines literarischen Textes erhebt sie zu „Störfaktoren einer Ordnung". Ihr sprachskeptischer Vorbehalt gegenüber Ordnungssystemen verbindet sich in ihren Gedichten mit streng-analytischen Formprinzipien.*

Das 1995 erstmals publizierte Gedicht formuliert eine schroffe Feinderklärung an die Zentralinstanz der Subjektivität - das Ich. So gerät das lyrische Subjekt in die paradoxe Situation, sich selbst als größtes Hindernis einer befreiten Existenz aus dem Weg räumen zu wollen. Die harte Reihung von Befunden über die Nichtswürdigkeit des Ich, das als monströse Gewaltmaschine vorgeführt wird, endet lapidar mit der Annihilierung des Selbst: im „nichts".

**Elisabeth Borchers**

Die Requisiten meiner Kindheit

Vater, Mutter
und Ida, die Büglerin
und Sascha, der Hund
mein jährlicher Tannenbaum
mein Engelsflaum.
Gebetet habe ich
dass alles gut werde.
Auch für die Eidechsen im Sommer
dass sie erwachsen werden
und ihren Eltern Freude bereiten
auf der steinernen Treppe
hinauf und immer höher hinauf.

(Elisabeth Borchers, Eine Geschichte auf Erden. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Die Hoffnung, dass es einen Weg geben könnte aus dem „beschädigten Leben" (Theodor Adorno) in eine bessere Welt - das ist meist die Domäne der Kinder. Diese Fantasie, „dass alles gut werde", ist auch für das lyrische Subjekt von Elisabeth Borchers (geb. 1926), die Antriebskraft aller Wünsche. Wir erfahren in diesem Gedicht nicht, ob sich diese Kindheitsszene noch im niederrheinischen Homberg abgespielt hat, wo Elisabeth Borchers geboren wurde, oder schon im großelterlichen Haus im Elsass, wohin die Familie vor dem beginnenden Bombenkrieg geflüchtet war.*

Die Richtung der Hoffnung ist hier eine Aufwärtsbewegung, die den Routen der Eidechsen folgt. „Immer höher hinauf" will die Fantasie des Ich, die nach Möglichkeiten sucht, das Paradies der Kindheit zu retten. „Wir halten Einkehr / in den kleineren Wörtern", hat Elisabeth Borchers einmal im Gedicht „Rückschritte" ihre Poetik formuliert. Es ließe sich hinzufügen: Die poetische „Einkehr" speist sich aus versunkenen und wiedererweckten Kindheitsaugenblicken.

**Elisabeth Borchers**

EIN VOGEL, DER ÜBERS WASSER RENNT
Ein Schiff, das seine Ufer kennt
Der Wind in jedem Baum zu Haus
Die Tage gehn, sie wandern aus.
Ich banne den Schmerz
verbanne ihn nicht,
Er kennt mich zu gut
wie Dunkel das Licht.

2002

aus: Elisabeth Borchers: *Eine Geschichte auf Erden*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2002

*Die 1926 in Homberg am Niederrhein geborene Dichterin Elisabeth Borchers bevorzugt stille, meditative Verse, in denen die Metapher nur sehr sparsam eingesetzt wird. In einem poetologischen Schlüsseltext heißt es: „Wir halten Einkehr / in den kleineren Wörtern / in den älteren Bildern…“. Resultate dieser melancholischen „Einkehr“ sind Gedichte in elegischem Gestus, in die sich die Erfahrung von Sterblichkeit und Vergänglichkeit eingeschrieben haben.*

Es beginnt mit einem Lieblingsmotiv der Dichterin, mit dem Heraufrufen eines wundersamen „Vogels, der über das Wasser rennt“. Zur Zeit der Entstehung dieses Gedichts, nämlich um den Milleniumswechsel herum, hat Borchers an einer anthologischen „Versammlung der Vögel“ gearbeitet. Wie in einer kleinen Schöpfungsgeschichte steht der Vogel dieses Gedichts in enger Korrespondenz mit anderen Elementen des Daseins: „Schiff“, „Ufer“, „Wind“ und „Baum“. Alles steht hier im Zeichen der Vergänglichkeit: dem Dahingehen der Tage und der Auseinandersetzung mit dem Schmerz.

**Elisabeth Borchers**

Einfache Dinge

Einerlei geh ich
Zweierlei seh ich
Dreierlei leb ich
Viererlei freut mich am Tage

Einerlei sag ich nicht
Zweierlei trag ich nicht
Dreierlei hab ich nicht
Viererlei schreckt mich zu Tode

(Alles redet, schweigt und ruft. Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001)

*Manchmal tarnt sich ein Gedicht als Kindervers, indem es in der Manier eines Abzählreims daherkommt. Auch was sich im Text der 1926 geborenen Elisabeth Borchers als bloße Repetition und Variation ausgibt, entpuppt sich als ein vertrackter Vers über die Ambivalenzen und Widersprüche der menschlichen Existenz. In den fünfzig Jahren literarischer Produktion hat die Dichterin ihre diskrete Schreibweise immer mehr verfeinert, ihre lyrische Diktion wurde im Verlauf dieser Jahre immer asketischer.*

Zwischen „einerlei“ und „zweierlei“ liegt in diesem um 1980 entstandenen Gedicht nicht nur eine klangliche und numerische Differenz, sondern ein Abgrund an meist negativen Bedeutungen. „Einerlei“ meint ja etwas Monotones, „Zweierlei“ oder „Dreierlei“ dagegen ein sich vergrößerndes Feld an Widersprüchen. So sind schon die positiven Setzungen der ersten Strophe doppelbödig; in den Negationen der zweiten Strophe verschärfen sich die Widersprüche und Paradoxien, so dass am Ende die Vielfalt der Bedrohungen das lyrische „zu Tode erschrecken“.

**Elisabeth Borchers**
Ich erzähle dir

Ich erzähle dir die Geschichte
vom Himmel

Der Himmel hat keine Bäume
der Himmel hat keine Vögel
der Himmel ist auch kein Erdbeerfeld

Der Himmel ist ein Kleid
das der Erde zu weit ist

Der Himmel hat morgens
und abends ein rosa Dach

Der Himmel ist ein Haus
da hinein sollen wir kriechen

Der Himmel ist nicht so wie du denkst
der Himmel ist blau

1967

Alles redet, schweigt und ruft. Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2002.

*Was ist der Himmel für ein Ort? Eine Heimstatt der Transzendenz, der Präsenz des Göttlichen oder der Raum des Paradieses, wie die Theologen meinen? Eine lichterfüllte Sphäre hoch über der Erdoberfläche, von der die antiken Philosophen glaubten, an sie seien die Sterne angeheftet? Die 1926 geborene Dichterin Elisabeth Borchers hat die „Geschichte vom Himmel“ als unendliche Geschichte erzählt, als faszinierende Sammlung von Legenden, Vergleichen und Bildern, die nie auszuschöpfen sind:*

Das Gedicht eröffnet Borchers’ 1967 veröffentlichten Band „Der Tisch an dem wir sitzen“: Es ist ein zwischen Märchenton, pädagogischer Belehrung und poetischer Fantastik changierender Text, der das große Rätsel der Himmelssphäre weder an eine vermeintlich wissenschaftliche noch an eine religiöse Lösung verrät.

**Elisabeth Borchers**

Kaleidoskop

Sonne Mond und Stern.
Zeig her. Die Brocken
machen Weltgeschichte.
Lass sehn, was unsre
Horizonte täglich
übersteigt.

Schön dreht sich mir
das Rad. Das Auge glüht.
Wie sich’s verzweigt.
Gib her die Mitte
dieser Pracht.
Wir haben alles
zu verlieren.
Den Tag, die Nacht.

(Alles redet, schweigt und ruft. Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*In einem uralten Kinderlied wird das fantastische Lichtspiel von „Sonne, Mond und Sterne“ besungen, im Zusammenspiel mit der künstlichen Helligkeit der „Laterne“. Das Gedicht von Elisabeth Borchers (geb. 1926) beschwört die vertrauten Töne dieses Kinderlieds, um gleichsam aus der Kinderperspektive auf das Weltgeschehen zu schauen. Das probate Instrument zur Betrachtung wie zur Verzauberung der Welt ist dabei das Kaleidoskop.*

So scheint das lyrische Subjekt zunächst zu versinken in der glühenden Pracht jener Bilder, die sich beim Drehen des Kaleidoskops und der darin befindlichen farbigen Glaskörper ergeben. Aber Elisabeth Borchers hat auch lakonische Konterbande ins Gedicht geschmuggelt. Denn das Leuchten der Welt ist gefährdet: „Wir haben alles / zu verlieren.“ In energischem Einspruch gegen den bloßen Bilder-Zauber sucht das Gedicht nach Rettung.

**Elisabeth Borchers**

Vom Eindringen des Imperfekts in die Grammatik des heutigen Tages

Die Erde bricht wie Brot.
Ich gehe zu Grund, klagt das Meer.
Das Feuer, dies sanfte Delirium.
Der Abendhauch stürzt einen Felsen um.

ca. 1990
aus: Elisabeth Borchers: Was ist die Antwort, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1998

*Es ist heute kaum mehr zu begreifen, dass eine so stille und diskrete Dichterin wie die 1926 geborene Elisabeth Borchers den turbulentesten Lyrik-Skandal der Nachkriegszeit provoziert hat. Am 20. Juli 1960 veröffentlichte die FAZ ihr zart-surrealistisches Wiegenlied „eia wasser regnet schlaf" – und löste damit einen mittleren Volksaufstand aus. In den folgenden Gedichtbüchern zog sich die Autorin immer mehr auf eine Poesie der meditativen Verknappung zurück.*

Die katastrophische Situation des Planeten hat hier die Elemente Erde, Wasser, Feuer, Luft in Mitleidenschaft gezogen. Das Gedicht, um 1990 entstanden, hat sich als Zeitform noch das Präsens bewahrt, während der Gedichttitel schon vom „Eindringen des Imperfekts", also von der Erde in der Vergangenheitsform spricht. Aber noch in der Situation des Untergangs leuchtet die Schönheit und Erscheinungsvielfalt der Welt auf.

**Elisabeth Borchers**
Was alles braucht's zum Paradies

Ein Warten ein Garten
eine Mauer darum
ein Tor mit viel Schloss und Riegel
ein Schwert eine Schneide aus Morgenlicht
ein Rauschen aus Blättern und Bächen
ein Flöten ein Harfen ein Zirpen
ein Schnauben (von lieblicher Art)
Arzneien aus Balsam und Düften
viel Immergrün und Nimmerschwarz
kein Plagen Klagen Hoffen
kein Ja kein Nein kein Widerspruch
ein Freudenlaut
ein allerlei Wiegen und Wogen
das Spielzeug eine Acht aus Gold
ein Heute und kein Morgen
der Zeitvertreib das Wunder
das Testament aus warmem Schnee
wer kommt wer ginge wieder
Wir werden es erfragen.

1986

(Alles redet, schweigt und ruft. Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2002.)

*Folgt man den christlichen und islamischen Mythen, ist das Paradies ein Ort der Harmonie, an dem alle Gegensätze aufgehoben und alle Konflikte versöhnt sind. Nicht so in dem Gedicht der 1926 geborenen Dichterin Elisabeth Borchers. Zwar werden alle gängigen Legenden und Topoi vom umhegten Garten Eden zitiert. Zugleich wird aber deutlich, dass auch das Paradies seine Begrenzungen und seine Tücken hat.*

In ihrem 1986 erstmals publizierten Gedicht zeichnet die Autorin das Paradies zunächst als eine verschlossene Festung, die nach außen hin hermetisch abgeriegelt ist. Zwar wird anschließend die Magie der Düfte und Naturlaute beschworen, die an diesem Ort zur Entfaltung kommen. Dagegen werden ambivalente Eigenschaften des Paradieses benannt, etwa den Umstand, dass es dort „kein Hoffen" und keinen „Widerspruch" geben kann. Am Ende steht eine fragende Haltung und ein paradoxes Bild. Ein „Testament aus warmem Schnee" - das ist nicht nur ein rätselhaftes Oxymoron, sondern auch ein hier unerwarteter Hinweis auf Vergänglichkeit.

**Elisabeth Borchers**
Wohnungen

Die Seele meiner Mutter wohnt in einer Amsel
Die Seele meines Vaters wohnt in einer Abendsonne
Albert wohnt in einem Pfifferling
Ludwig in einem Stellwerk
Hubert in einem Schulheft

Alles kehrt wieder
und ist schon vollendet.

(Elisabeth Borchers, Alles redet, schweigt und ruft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001.)

*„Von allen Dichterinnen ist sie die spektakulär Unspektakulärste“, lobt Arnold Stadler die 1926 in Homburg am Niederrhein geborene und im Elsass aufgewachsene Elisabeth Borchers. Und es hat den Anschein, dass sie, die immer schon sparsam Metaphern gebrauchte, mit jedem Buch noch knapper, klarer und unprätentiöser wird. Von erhebenden Lektüren, Begegnungen mit anderen Autoren, vom ersten Schultag eines Kindes oder von der Natur erzählen ihre Gedichte. Eine sehr konkrete Metaphysik der nahen Dinge.*

In diesem Gedicht wird die ganze Welt zur Behausung. Mit Leichtigkeit erteilt das Ich der menschlichen Hybris eine Absage, ohne dabei ganz auf Hoffnung zu verzichten. Wir sind zwar nicht mehr als Amsel, Abendsonne und Pfifferling. Aber die Dinge, sofern wir sie - staunend wie Kinder - als Lebensäußerungen ansehen, sind so groß oder klein wie wir selbst. Es lebe die Poesie der einfachen Dinge!

**Elisabeth Borchers**

Zukünftiges

Als alles vorbei war
Krieg und Frieden
Mann und Frau
Form und Inhalt

Als die Sonne auf-
und untergegangen war
samt Mond und Stern und
den Musikalien des Himmels
und der Erde

Setzten wir uns
und warteten
auf das
was kommt

(In: Elisabeth Borchers, Die Grammatik des heutigen Tages. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992.)

*„Vorbei! Ein dummes Wort", hat Goethe (1749-1832) im „Faust" seinen Mephistopheles sagen lassen. Die Behauptung des unwiderruflichen Endes, die diesem „Vorbei" innewohnt, ist auch für das poetische Bewusstsein nicht zu akzeptieren.*
*In einem ihrer asketischen, bis aufs Äußerste verknappten Gedichte spricht die Dichterin Elisabeth Borchers (geb. 1926) in einer schönen Paradoxie von der Gewissheit, dass nichts „vorbei" ist - auch wenn alles zu Ende geht.*

Selbst nach dem Ende aller Lebensdimensionen findet noch Zukunft statt. Und auch wenn Elisabeth Borchers in ihren Gedichten das Verschwinden der Welt registriert, leuchtet irgendwo eine Verheißung auf. Das macht den Reiz ihrer stillen, meditativen Verse aus, die sich aller auftrumpfenden Metaphorik enthalten. Auf der Höhe dieser Gedichte, so hat Arnold Stadler über Elisabeth Borchers geschrieben, „ist nicht alles verloren, wenn alles verloren ist."

**Elisabeth Langgässer**

Die traurige Frau in der Untergrundbahn

O wie versunken die Augen,
Hände, sie litten so sehr
unter den tödlichen Laugen,
Schwester, das Leben ist schwer.

Niederwärts brausen die Gleise,
doch wenn die Sonne uns ließ,
donnert nur dunkler die Weise:
Schwester, das Leben ist süß!

nach 1930
aus: Elisabeth Langgässer: *Gesammelte Werke*, Gedichte, Claassen Verlag, Hamburg 1959

*In der katholischen Monatsschrift* Das Heilige Feuer *erschienen 1920 die ersten Gedichte der Dichterin Elisabeth Langgässer (1899–1950). Die Tochter eines katholisch getauften Juden aus Rheinhessen orientierte sich am Beginn ihres literarischen Lebenswegs am konservativen Autorenkreis der Zeitschrift* Kolonne *und dessen metaphysischer Naturpoesie. Später fand sie Anschluss im linkskatholischen Milieu des „Frankfurter Kreises" um Walter Dirks und Sebastian Haffner.*

Dass auch in ihren Gedichten ein „heiliges Feuer" lodert, hat die Autorin in einem Brief an Karl Krolow erläutert: „Ich bin eigentlich kein Lyriker im strengen Sinne", heißt es da, „sondern meine Verse sind Teile einer Liturgie … Sie sind reine Mysteriengedichte." Das bittere Großstadt-Poem von der traurigen Frau ist vermutlich nach 1930 entstanden, nachdem die Langgässer mit ihrem Mann, dem jüdischen Staatsrechtler Wilhelm Hoffmann nach Berlin gezogen war. 1936 erhielt sie dort Schreibverbot, ihre Tochter Cordelia wurde nach Theresienstadt und Auschwitz deportiert.

**Elke Erb**
Grundsätzlich

ein sohn hat eine mutter
wie die mutter einen sohn hatte
und die welt stimmte

so dass etwas alles veränderndes geschah
der sohn der mutter entwuchs
ihr verhältnis alterte, alterte

die mutter darin wurde kleiner, kleiner
und der sohn ... nun ja
nun war er selber wer

(Elke Erb, Gänsesommer. Urs Engeleder Editor, Basel/Wien 2005.)

*Elke Erbs wundersam verschrobene Prosa und Gedichte vermitteln auf beiläufige, minutiöse Weise Alltagswahrnehmungen und Reflexionen. Ihre Fragestellungen sind ganz persönlich und ganz abstrakt, etwa: Was geschieht beim Altwerden? Was hält einen Menschen zusammen oder zerfasert ihn? Die Autorin wurde 1938 in der Eifel geboren, siedelte 1949 nach Halle über; heute lebt sie in Berlin und Sachsen.*

Das luftige Gedicht „Grundsätzlich" braucht nur neun Zeilen, um eine Beziehung „grundsätzlich" zu konturieren und infrage zu stellen. Eigentlich ist die Sache simpel; sie zeigt den Lauf der Welt: Die Einheit zwischen Mutter und Sohn löst sich auf, das Kleinerwerden der Mutter ist physisch wie psychisch zu verstehen. Ein schlecht gelauntes Gedicht? Eines im Stande weiser Abgeklärtheit? Die Melancholie ist mit leisem Spott durchsetzt: Das Grundsätzliche wird - so wie auch eine stimmige Welt - von Erb mit ihrer Vorliebe fürs Fragmentarische immer so gefasst, dass der Leser selbst seine Fragezeichen setzen kann.

**Elke Erb**

Hitlerjugend-Anekdote

Mein Freund H., ein Pfarrer, sagte,

dass er kicherte
dass er bei der HJ kicherte
dass er bei der HJ kicherte im Glied
dass er bei der HJ kicherte im Glied, wenn die Gleichaltrigen
dass er bei der HJ im Glied kicherte, wenn die Gleichaltrigen
    ihre Kommandos
dass er bei der HJ, wenn die Gleichaltrigen ihre Kommandos
    brüllten, immer kichern musste im Glied.

1982

aus: Kastanienallee, Residenz Verlag, Salzburg-Wien 1988

*Die 1938 in der Eifel geborene und 1949 in die damalige DDR übergesiedelte Dichterin und Wortforscherin Elke Erb praktiziert in ihren assoziativ mäandernden und stets ihre eigene Vorläufigkeit betonenden Gedichten eine Art Bewusstseins-Inventur. Ihre Poesie ist akribische Selbstbeobachtung und zielt auf die Verortung eines ungefestigten Ich in wechselnder Topografie und Sprachlandschaft.*

Die »Hitlerjugend-Anekdote« ist im März 1982 entstanden. Die Autorin hat ihrem Gedicht in ihrem preisgekrönten Gedichtband »Kastanienallee« einige hochkomplexe »Betrachtungen« über das Verhältnis von »Sinngestalt« und »Textgestalt« hinzugefügt. Tatsächlich bezieht das Gedicht seine nicht geringe Komik aus der beständigen Wiederholung und Unterbrechung eines unfertigen Satzes und der semantischen Mehrdeutigkeit der Vokabel »Glied«.

**Elke Erb**

Perspektive im Februar
Antwort auf eine Umfrage

Mir will nicht in den Kopf
ein in der Zukunft wartendes Elend,
und sei es das einer Minderheit.

Mir geht nicht aus dem Kopf
die vergiftete Natur der Umwelt
und die geschändete der menschlichen Produktivität.

Im Vordergrund meines Interesses taucht der Deutsche auf,
eine Begegnung, die mich freut;

er ist zu studieren:
Wie richtet er Schaden an,
wie gedeiht seine Güte,

schmarotzt er?

(Freude hin, Freude her. Gedichte. Buchmedia GmbH/Lyrikedition 2000. München 2005)

*In einer Notiz hat Elke Erb (geboren 1938), die lyrische Exzentrikerin aus Berlin, das Schreiben als rein physiologischen Prozess dargestellt, der ohne Zutun des Autors seine eigenen Kombinatoriken hervorbringe. Die lyrischen Sprachverknüpfungen begreift sie dabei als „Inschriften unter der Haut“, die ihr eigendynamisches Possenspiel treiben: „Ich sah den Poesien zu, die sie hervorbrachten, und dachte, ich hätte das schwerlich zustande gebracht.“*

Beim Blick auf die dramatischen Tage des politischen Umbruchs in der DDR hat Elke Erb 1989/90 einige politische Augenblicksnotate verfasst, eine Art protokollarische Mitschrift der Verunsicherungs-Erfahrungen in dieser Zeit. So entsteht hier eine Bewusstseins-Inventur zur deutsch-deutschen Situation, wobei stark ironische Akzente ins Spiel kommen, wenn eine Typologie des „Deutschen“ erstellt wird. Die verblüffende Wirkung des Textes basiert auf den altertümelnden Fragestellungen („wie gedeiht seine Güte?“), die nicht auf politische Qualitäten zielen, sondern eher auf nationalpsychologische Konstanten.

**Elke Erb**

Was über mich erzählt wird

In meinem Schloss brennen fünfundzwanzig Kronleuchter
Und drei Goldfische habe ich in meinem Aquarium schwimmen
Und ich bekomme viertausend Mark für einen Vers
Und arbeite an sechs Zeilen ein Jahr

Und jeden Morgen kann ich mir nach dem ersten Ei auch noch
Ein zweites leisten ganz wie ich will ein Ei oder zwei

(Nachts, Halb Zwei, Zu Hause. Texte aus drei Jahrzehnten. Reclam Leipzig, Leipzig 1991; © Elke Erb)

*Die experimentierfreudigste deutsche Dichterin, die ihr eigenes Werk immer wieder reflektierend und kommentierend auf den Prüfstand stellt, ist sicherlich die 1938 geborene Elke Erb. Seit jeher definiert sie ihr „prozessuales Schreiben" als eigendynamischen Vorgang, der immer neue Kombinatoriken, sich verzweigende Assoziationen und Vexier-Bilder hervorbringt.*

Dieses frühe Gedicht Elke Erbs aus dem Jahr 1968 stammt aus einer Zeit, da sie die Exponenten der sogenannten Sächsischen Dichterschule um Heinz Czechowski (geb. 1935), Rainer Kirsch (geb. 1934) und Adolf Endler (geb. 1930) kennengelernt hatte. Hier dominiert jener spielerische, leicht surrealistische Gestus, mit dem ein ungefestigtes Ich sich in der in Bewegung befindlichen Sprachlandschaft zu behaupten sucht. Das exzentrische Dichter-Ich wird hier umschwirrt von einer Wolke aus Gerüchten und märchenhaften Übertreibungen - es reagiert mit Ironie.

**Else Lasker-Schüler**
Abschied

Aber du kamst nie mit dem Abend -
Ich saß im Sternenmantel.

... Wenn es an mein Haus pochte,
War es mein eigenes Herz.

Das hängt nun an jedem Türpfosten,
Auch an deiner Tür;

Zwischen Farren verlöschende Feuerrose
Im Braun der Guirlande.

Ich färbte dir den Himmel brombeer
Mit meinem Herzblut.

Aber du kamst nie mit dem Abend -
...Ich stand in goldenen Schuhen.

(Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. 1,1: Gedichte. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main, 1996)

*Die lyrische Verwandlung der Alltagswirklichkeit in eine prunkvolle orientalische Märchenwelt wurde zu ihrem literarischen Markenzeichen. Else Lasker-Schüler (1869-1945), das jüngste Kind einer jüdischen Bankiersfamilie aus Wuppertal-Elbersfeld, hatte nach 1910 als „Prinzessin von Bagdad“ und „Jussuf von Theben“ - zwei ihrer Stellvertreter-Figuren - ihre poetische Unabhängigkeitserklärung proklamiert und sich zur Herrscherin über ein bizarres Fantasie-Reich erhoben. In ihrem 1920 erstmals publizierten Abschiedsgedicht ist das wartende Ich in ein entsprechend exzentrisches Kostüm gehüllt.*

Eine innig Freundschaft oder ein Liebesverhältnis ist offenbar an ein unwiderrufliches Ende gekommen. Das innig apostrophierte Du wird nie mehr wiederkehren, das lyrische Subjekt ist auf seine Einsamkeit zurückgeworfen. Möglicherweise ist es auch der „Abschied“ von der über alles geliebten Mutter - sie starb 1890 -, der Lasker-Schüler zu diesem Gedicht angeregt hat. Das Spiel mit kühner Metaphorik und grellen Farbmotiven hat die Dichterin in den folgenden Jahren noch weiter radikalisiert.

**Else Lasker-Schüler**

Ein alter Tibetteppich

Deine Seele, die die meine liebet
Ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füsse ruhen auf der Kostbarkeit
Maschentausendabertausendweit.

Süsser Lamasohn auf Moschuspflanzenthron
Wie lange küsst dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon.

**Else Lasker-Schüler**

Ein Liebeslied

Komm zu mir in der Nacht - wir schlafen engverschlungen.
Müde bin ich sehr, vom Wachen einsam.
Ein fremder Vogel hat in dunkler Frühe schon gesungen,
Als noch mein Traum mit sich und mir gerungen.

Es öffnen Blumen sich vor allen Quellen
Und färben sich mit deiner Augen Immortellen ...

Komm zu mir in der Nacht auf Siebensternenschuhen
Und Liebe eingehüllt spät in mein Zelt.
Es steigen Monde aus verstaubten Himmelstruhen.

Wir wollen wie zwei seltene Tiere liebesruhen
Im hohen Rohre hinter dieser Welt.

(In: Sämtliche Gedichte. Hrsg. v. Karl Skrodzki. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2006)

*Else Lasker-Schüler, 1869 in Wuppertal geboren, starb 1945 vereinsamt in Jerusalem. Alle Bindungen bürgerlicher Existenzsicherung negierend, führte sie bis an ihr Ende ein unruhiges Bohemeleben. In ihrer Dichtung errichtete sie ein imaginäres Reich der Fantasie, das sie mit sich selbst und ihren Freunden, verkleidet als poetische Figuren aus dem Orient, bevölkerte.*

Das Gedicht zählt zu Lasker-Schülers später Lyrik und steht in dem Band „Mein blaues Klavier“ (1943). Es ist streng gereimt, allein der zweite Vers der ersten Strophe ist ohne Bindung an die übrigen - wohl nicht ohne Grund, denn nur er spricht die reale Situation der Emigrantin an, ihre Müdigkeit und Einsamkeit. Dennoch handelt es sich um ein emphatisches Liebesgedicht, das den Geliebten, bei dem es sich auch um Gott handeln könnte, mit betörenden Bildern vom Paradies, mit kühnen Himmelsmetaphern und Wort-Neuprägungen anlockt.

**Else Lasker-Schüler**

Frühling

Wir wollen wie der Mondenschein
Die stille Frühlingsnacht durchwachen,
Wir wollen wie zwei Kinder sein.
Du hüllst mich in dein Leben ein
Und lehrst mich so wie du zu lachen.

Ich sehnte mich nach Mutterlieb
Und Vaterwort und Frühlingsspielen,
Den Fluch, der mich durchs Leben trieb,
Begann ich, da er bei mir blieb,
Wie einen treuen Freund zu lieben.

Nun blühn die Bäume seidenfein
Und Liebe duftet von den Zweigen.
Du musst mir Mutter und Vater sein
Und Frühlingsspiel und Schätzelein
Und ganz mein eigen.

(Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. 1,1: Gedichte. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main, 1996)

*An der Mythisierung ihres poetischen Werks hat die deutsch-jüdische Dichterin Else Lasker-Schüler (1869-1945) nach Kräften mitgearbeitet. So behauptete sie wenig glaubhaft, dass sie die Gedichte ihres ersten Buches „Styx" (1902) als 15- bis 17-Jährige geschrieben habe: „Ich hatte damals meine Ursprache ... wiedergefunden, noch aus der Zeit Sauls, des Königlichen Wildjuden herstammend. Ich verstehe sie heute noch zu sprechen, die Sprache, die ich wahrscheinlich im Traume einatmete."*

In diesem frühen Liebesgedicht gestattet sich die junge Lasker-Schüler noch einen fast naiv-verträumten Zugriff auf die Liebe als Utopie, in der Sinnlichkeit, Sehnsucht, Naturzeichen und Jahreszeiten kongruent sind. „Ihre besondere Note", so ein Rezensent des „Styx"-Bandes, „erlangt sie, wenn sie zeitweilig alle Ängste von sich abschüttelt und ihre Sehnsucht und die Erfüllung dieser Sehnsucht in überirdisch zarten Traumvisionen ausspricht und vorwegnimmt." Aber schon hier ist der traumatisierende „Fluch" benannt, der ihr Leben prägen sollte: der frühe Verlust der Mutter und der „Mutterlieb", den die Geliebten nie kompensieren konnten.

**Else Lasker-Schüler**
Gebet

Ich suche allerlanden eine Stadt,
Die einen Engel vor der Pforte hat.
Ich trage seinen großen Flügel
Gebrochen schwer am Schulterblatt
Und in der Stirne seinen Stern als Siegel.

Und wandele immer in die Nacht…
Ich habe Liebe in die Welt gebracht,
Dass blau zu blühen jedes Herz vermag,
Und hab ein Leben müde mich gewacht,
In Gott gehüllt den dunklen Atemschlag.

O Gott, schließ um mich deinen Mantel fest.
Ich weiß, ich bin im Kugelglas der Rest,
Und wenn der letzte Mensch die Welt vergießt,
Du mich nicht wieder aus der Allmacht lässt,
Und sich ein neuer Erdball um mich schließt.

1917

aus: Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe. Bd. 1*. Jüdischer Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*Ein verwundeter Engel kann keine frohen Botschaften verkünden. So verweist auch die erbarmungswürdige Gestalt mit verletztem Flügel, die hier die Dichterin Else Lasker-Schüler (1869–1945) imaginiert, auf Unheil. Als 1917 zum ersten Mal* Gesammelte Gedichte *der Dichterin und darin ihr „Gebet" erscheinen, ist das planetarische Unglück bereits in Form des Ersten Weltkriegs über die Menschheit hereingebrochen.*

Hier artikuliert sich die tiefe Erschütterung der Glaubensfundamente, die der deutsch-jüdischen Dichterin nach 1913/14 widerfuhr, nachdem ihre besten Freunde und Weggefährten in russischen Kerkern und auf den Schlachtfeldern des Krieges ums Leben gekommen waren. Trotz aller Liebes-Versuche scheint dem Ich ein Hort der emotionalen und metaphysischen Geborgenheit zu fehlen. Und selbst die Anrufung Gottes, der verzweifelt um Schutz angefleht wird, bleibt ambivalent: Das Gefühl absoluter Verlassenheit kann Gott kaum mildern.

**Else Lasker-Schüler**

Man muss so müde sein …

Man muss so müde sein wie ich es bin
Es schwindet kühl entzaubert meine Welt aus meinem Sinn
Und es zerrinnen meine Wünsche tief im Herzen.

Gejagt und wüsste auch nicht mehr wohin
Verglimmen in den Winden alle meine Kerzen
und meine Augen werden dünn.

Es bricht mein Leib bevor ich dein noch bin
Dich lasse ich zurück, mein einziger Gewinn
Ein nicht zu teilender
Es teilen sich in dir die Nächte meiner holden Schmerzen.

1944

aus: Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe*. Bd 1. Jüdischer Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*Todmüde und wunschlos unglücklich: So verabschiedet sich hier die Dichterin Else Lasker-Schüler (1869–1945) von der Welt. 1933 war die Dichterin aus Berlin in die Schweiz geflohen. Die Tochter eines jüdischen Privatbankiers emigrierte als eine bettelarme und kranke Frau, die von fanatischen Nazis mit einer Metallstange gejagt und verprügelt wurde.*

1939 reiste Else Lasker-Schüler weiter nach Jerusalem als ein „Bündel – gelegentlich begeisterten – Elends“, wie später der Literaturhistoriker Heinz Politzer schrieb. Dort entstanden 1944 die Verse, in denen Lasker-Schüler Abschied nimmt – vom Leben und von der Liebe. Die Lebensenergie ist vollständig erloschen, das Stadium des Übergangs vom Rest-Leben in die Dunkelheit erreicht. Zurück bleibt der Geliebte, in dem die Schmerzen der lebensmüden Dichterin nachzittern.

**Else Lasker-Schüler**

Mein blaues Klavier

Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.

Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.

Es spielen Sternenhände vier
- Die Mondfrau sang im Boote -
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.

Zerbrochen ist die Klaviatür ... .
Ich beweine die blaue Tote.

Ach liebe Engel öffnet mir
- Ich aß vom bitteren Brote -
Mir lebend schon die Himmelstür -
Auch wider dem Verbote.

(Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. 1,1: Gedichte. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main 1996)

*Das „blaue Klavier“ war das berühmteste Zauber-Instrument aus dem Märchen-Arsenal der Dichterin Else Lasker-Schüler (1869-1945). Sie erfand es 1936, als der „schwarze Schwan Israels, eine Sappho, der die Welt entzwei gegangen ist“ - so nannte sie ihr Dichterfreund Peter Hille (1854-1904) - bereits im Exil in der Schweiz lebte. Das Gedicht erschien aber erst 1943 in Jerusalem, wo sich Lasker-Schüler ihr Exil-Refugium einrichten musste, nachdem ihr die Schweizer Behörden eine Rückkehr nach Zürich untersagt hatten.*

In ihrem Züricher Tagebuch vermerkte die Dichterin: „Ich besitze alle meine Spielsachen von früher, auch mein blaues Puppenklavier.“ Mit dem Sehnsuchts-Gegenstand aus der Kindheit kann man offenbar gleich drei Türen öffnen: die in den Keller, die in den Himmel und die in der Mitte, die gefährdete „Klaviatür“. Und trotz der Anrufung der Schutzengel liegt die Drohung der „verrohten Welt“ über diesem Kindheits-Traum. Die geöffnete Himmelstür - symbolisiert sie das offene Portal zu einem Ort, wo man vor Verfolgung sicher sein kann?

**Else Lasker-Schüler**
Mein Tanzlied

Aus mir braust finst're Tanzmusik,
Meine Seele kracht in tausend Stücken!
Der Teufel holt sich mein Missgeschick
Um es ans brandige Herz zu drücken.

Die Rosen fliegen mir aus dem Haar
Und mein Leben saust nach allen Seiten,
So tanz ich schon seit tausend Jahr,
Seit meinen ersten Ewigkeiten.

(Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. 1,1: Gedichte. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main, 1996)

*„Man konnte weder damals noch später mit ihr über die Straße gehen, ohne dass alle Welt stillstand und ihr nachsah: extravagante weite Röcke oder Hosen, unmögliche Obergewänder, Hals und Arme behängt mit auffallendem, unechtem Schmuck ..." So beschrieb Gottfried Benn (1886-1956) das allgemeine Staunen über die wunderliche Erscheinung der Dichterin Else Lasker-Schüler (1869-1945), die sich gerne hinter der Maske des orientalischen „Prinzen Jussuf" verbarg. Exzentrik, Maskenspiel, Performance-Kunst und Poesie bilden im Werk dieser Dichterin eine Einheit.*

Im „Tanzlied" aus Lasker-Schülers Debütband „Styx" (1902) spricht das lyrische Subjekt von der totalen Auflösung einer festen Ich-Identität und von der seelisch-psychischen Zersplitterung als existenziellem Dauerzustand. In der Körpersprache des Tanzes verliert das Ich seine festen Begrenzungen, wird mitgerissen von dem Wirbel der Bewegungen. Gewidmet ist das Gedicht dem Stummfilmdarsteller Erich Kaiser-Witz, dem ersten Star der deutschen Filmgeschichte.

**Else Lasker-Schüler**

Meine Mutter

War sie der große Engel,
Der neben mir ging?

Oder liegt meine Mutter begraben
Unter dem Himmel von Rauch -
Nie blüht es blau über ihrem Tode.

Wenn meine Augen doch hell schienen
Und ihr Licht brächten.

Wäre mein Lächeln nicht versunken im Antlitz,
Ich würde es über ihr Grab hängen.

Aber ich weiß einen Stern,
Auf dem immer Tag ist;
Den will ich über ihre Erde tragen.

Ich werde jetzt immer ganz allein sein
Wie der große Engel,
Der neben mir ging.

(Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. 1,1: Gedichte. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main, 1996)

*In dem gutbürgerlichen jüdischen Haus, in dem Else Lasker-Schüler (1869-1945) in Elberfeld bei Wuppertal aufwuchs, spielte Jeanette Schüler, die abgöttisch verehrte Mutter der Dichterin, eine Schlüsselrolle. Der frühe Tod der Mutter im Alter von 52 Jahren war für die junge Else 1890 ein schwerer Schock: „Wie meine Mutter starb, zerbrach der Mond." Später widmete sie dem „Heiligenbild" der Mutter immer wieder Gedichte, darunter auch eins ihrer schönsten:*

In diesem Gedicht aus dem 1911 erstmals publizierten Band „Meine Wunder" erscheint die Mutter als geflügelte Himmelsbotin. Über das Bild des Engels legt sich aber auch ein Todeszeichen. Die Mythisierung der Mutter zur himmlischen Figur findet sich auch in motivverwandten Gedichten wie „Mein stilles Lied", in der die Mutter „goldene Flügel" hat, die hier als Sinnbild für Weltlosigkeit stehen.

**Else Lasker-Schüler**

Schwarze Sterne

Warum suchst du mich in unseren Nächten,
In Wolken des Hasses auf bösen Sternen!
Lass mich allein mit den Geistern fechten.

Sie schnellen vorbei auf Geyerschwingen
Aus längst vergessenen Wildlandfernen.
Eiswinde durch Lenzessingen.

Und du vergisst die Gärten der Sonne
Und blickst gebannt in die Todestrübe.
Ach, was irrst du hinter meiner Not.

1902

aus: Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe Bd. I,1: Gedichte*. Jüdischer Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*„Ich sterbe am Leben und atme im Bild wieder auf“, hat Else Lasker-Schüler (1869–1945) in einem autobiografischen Text einmal geschrieben. Diese existenzielle Dauerspannung, verschärft durch eine beständige „Todestrübe“, prägt schon die frühen Liebesgedichte der Autorin, die ab 1902, nach dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes* Styx *und ihrer Scheidung von dem Arzt Berthold Lasker, in Berlin, Zürich und Palästina ein ruheloses nomadisches Dasein führte.*

In der ersten, 1902 veröffentlichten Fassung trug das Gedicht „Schwarze Sterne“ noch den Titel „Sterne des Tartaros“. Tartaros verweist dabei auf den finstersten Ort der antiken Unterwelt, in dem die Sünder ihre ewigen Strafen verbüßen müssen. Und auch die Beziehung zwischen dem lyrischen Ich offenbar unter einem unheilvollen Stern. Es regieren die bösen Geister, die alles eindunkeln und erstarren lassen und selbst den Gedanken an Aufhellung der trostlosen Szenerie vertreiben.

**Else Lasker-Schüler**
Siehst du mich

Zwischen Erde und Himmel?
Nie ging einer über meinem Pfad

Aber dein Antlitz wärmt meine Welt
Von dir geht alles Blühen aus.

Wenn du mich ansiehst,
Wird mein Herz süß.

Ich liege unter deinem Lächeln
Und lerne Tag und Nacht bereiten

Dich hinzaubern und vergehen lassen,
Immer spiele ich das eine Spiel.

(Else Lasker-Schüler, Sämtliche Gedichte. Hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main 2004.)

*Das Gedicht der expressionistischen Dichterin Else Lasker-Schüler (1869 -1945) gehört zu dem Zyklus „Meinem so geliebten Spielgefährten Senna Hoy“; ursprünglich trug es die Widmung „Dem holden gefangenen Krieger Sascha“. Hinter beiden verbirgt sich Johannes Holzmann, in dessen Wochenschrift „Kampf“ auch Lasker-Schüler veröffentlichte. Der Anarchist Holzmann floh 1905 aus Berlin, er wurde im zaristischen Russland inhaftiert und starb. In weiteren Gedichten wird sein Tod beklagt; Lasker-Schüler hatte mit anderen vergeblich versucht, ein Gnadengesuch für ihn zu erwirken.*

„Siehst du mich“ ist eine von der Realität losgelöste Evokation, eine liebende Anrufung. Das Ich begreift unter dem Blick und dem Lächeln des Freundes: Lieben heißt Spielen und Lernen. Im schöpferischen Raum der Fantasie lässt sich des Freundes Anwesenheit wie sein Vergehen inszenieren. Die Beschwörung gelingt einfach wie ein Traum. Daher wirken im Gedicht auch Demut und Stolz, diese beiden Gegensätze, leicht ausbalanciert.

**Else Lasker-Schüler**
So lange ist es her ...

Ich träume so fern dieser Erde
Als ob ich gestorben wär
Und nicht mehr verkörpert werde.

Im Marmor deiner Gebärde
Erinnert mein Leben sich näher.
Doch ich weiß die Wege nicht mehr.

Nun hüllt die glitzernde Sphäre
Im Demantkleide mich schwer.
Ich aber greife ins Leere.

(Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. 1,1: Gedichte. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main, 1996)

*Im Frühjahr 1939 musste Else Lasker-Schüler (1869-1945), „die größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte“ (Gottfried Benn), endgültig ihr Exilland Schweiz verlassen und nach Palästina emigrieren. Dort verliebte sich die Siebzigjährige in den dreißig Jahre jüngeren Pädagogen Ernst Simon, eine Liebe, die unter keinem guten Stern stand. Das lyrische Resultat ihrer unglücklichen Liebe sind zwölf Gedichte im Band „Mein blaues Klavier“, ein Zyklus, der mit dem Titel „An ihn“ überschrieben ist.*

Das Gedicht legt Zeugnis ab von der einsamen Entrücktheit des lyrischen Ich, das seine irdische Existenz offenbar schon hinter sich gelassen hat. Das Gefühl der universellen Fremdheit hat vom „schwarzen Schwan Israels“ (Peter Hille über Else Lasker-Schüler) Besitz ergriffen. Denn schon im Versuch der Annäherung an das unnahbare Du wird die Erfahrung der Leere und des eigenen Gestorbenseins übermächtig.

**Else Lasker-Schüler**
Weltende

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt
lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen…
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen…
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

1903

aus: Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe Bd. I, 1: Gedichte*. Jüdischer Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*„Weltende", eins der bekanntesten Gedichte Else Lasker-Schülers (1869–1945), hat man immer wieder in Zusammenhang bringen wollen mit dem gleichnamigen Gedicht des Expressionisten Jakob van Hoddis. Das „Weltende" der Else Lasker-Schüler ist zeitlich allerdings früher als der Hoddis-Text entstanden. 1903 erstmals in einer Anthologie gedruckt, nahm es die Autorin in ihr zweites Gedichtbuch* Der siebente Tag *(1905) auf.*

Das „Weltende", von dem Lasker-Schüler in ihrem Gedicht spricht, ist nicht ein historisch bestimmbares – etwa das Ende der bürgerlichen Ordnung oder der Kunst –, in ihm manifestiert sich vielmehr eine Seelenlandschaft der Schwermut. Mit dem Bild des Weinens knüpft die Dichterin an alttestamentliche Motive an – an die Klage des Volkes Israel über die Zerstörung des Ersten Tempels in Jerusalem und über die Verschleppung nach Babylonien.

**Emanuel Geibel**

Deutschlands Beruf (1861)

Soll’s denn ewig von Gewittern
Am umwölkten Himmel braun?
Soll denn stets der Boden zittern,
Drauf wir unsre Hütten baun?
Oder wollt ihr mit den Waffen
Endlich Rast und Frieden schaffen?

Dass die Welt nicht mehr, in Sorgen
Um ihr leichterschüttert Glück,
Täglich bebe vor dem Morgen,
Gebt ihr ihren Kern zurück!
Macht Europas Herz gesunden,
Und das Heil ist euch gefunden.

Einen Hort geht aufzurichten,
Einen Hort im deutschen Land!
Sucht zum Lenken und zum Schlichten
Eine schwerterprobte Hand,
Die den güldnen Apfel halte
Und des Reichs in Treuen walte.

Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er’s erkor,
Aber über alle rage
Stolzentfaltet eins empor,
Hoch, im Schmuck der Eichenreiser,
Wall’ es vor dem deutschen Kaiser.

Wenn die heil’ge Krone wieder
Eine hohe Scheitel schmückt,
Aus dem Haupt durch alle Glieder
Stark ein ein’ger Wille zückt,
Wird im Völkerrat vor allen
Deutscher Spruch aufs neu’ erschallen.

Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun’ am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloss im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb,
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

**Emanuel Geibel**

Hoffnung

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muss doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in’s Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren,
Und lässt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll’ auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muss doch Frühling werden.

**Emily Dickinson**

To make a prairie

To make a prairie it takes a clover and one bee,
One clover, and a bee,
And revery.
The revery alone will do,
If bees are few.

Für eine Lichtung braucht es Klee und eine Biene,
Ein Kleeblatt, eine Biene,
und einen Traum.
Man kann es auch beim Traum belassen,
falls eine Biene nicht zu fassen.

*(Übersetzung Matthias Sträßner)*

*Im Alter von dreißig Jahren entschied sich die amerikanische Lyrikerin Emily Dickinson (1830-1886) für die große Absonderung. Die in dem College-Städtchen Amherst in Massachusetts lebende Dichterin kehrte dem großbürgerlichen Glanz ihres Elternhauses den Rücken zu und verschwand in ihrem Zimmer, um dort ein poetisches Werk von gewaltigem Umfang und bezwingender Intensität zu schaffen. Nach ihrem Tod im Mai 1886 fand man in diversen Kommoden der literarischen Eremitin insgesamt 1775 Gedichte, von denen zu ihren Lebzeiten gerade mal sieben veröffentlicht worden waren.*

Dickinsons lyrische Erkundung der Welt beginnt meist mit der Beobachtung eines sinnlichen Details oder eines Naturzeichens, in dem sich dann die alten gefährdeten Ordnungen und neuen Disharmonien des Daseins spiegeln. Mit metrisch sehr einfach gebauten Versen, die formal dem angelsächsischen Kirchenlied verwandt sind, wenden sich diese Gedichte den elementaren Dingen zu. Am Geheimnis der Welt teilhaben, bedeutet im vorliegenden Fall, das Zusammenspiel von Kleeblatt und Bienengesumm zu beobachten.

**Emmanuel Schikaneder**

Aus der ‘Zauberflöte’
(W. A. Mozart)

Der Vogelfänger bin ich ja,
stets lustig, heißa hopsasa!
Ich Vogelfänger bin bekannt
bei alt und jung im ganzen Land.
Weiß mit dem Locken umzugeh’n
und mich auf’s Pfeifen zu versteh’n.
Drum kann ich froh und lustig sein,
denn alle Vögel sind ja mein.

Der Vogelfänger bin ich ja,
stets lustig, heißa hopsasa!
Ich Vogelfänger bin bekannt
bei alt und jung im ganzen Land.
Ein Netz für Mädchen möchte ich,
ich fing’ sie dutzendweis’ für mich.
Dann sperrte ich sie bei mir ein,
und alle Mädchen wären mein.

Wenn alle Mädchen wären mein,
dann tauschte ich brav Zucker ein.
Die, welche mir am liebsten wär’,
der gäb’ ich gleich den Zucker her.
Und küsste sie mich zärtlich dann,
wär’ sie mein Weib und ich ihr Mann.
Sie schlief’ an meiner Seite ein,
ich wiegte wie ein Kind sie ein.

**Emmy Hennings**

Die vielleicht letzte Flucht

O Ihr Heiligen mit den kostbaren Namen,
Die alle über den Kreuzweg kamen.
Ich vergaß meine Wege,
Ging still durchs Dornengehege
Schmerzlichster Abtötung.
Ich bin im Dunkeln,
Und keine Sterne funkeln
In meine Dämmerung.
Das Gesicht zur Wand gekehrt,
Verlöscht mein Feuer auf dem Herd.
Ich bin jetzt nichts mehr wert.

1915/1916

aus: ... Ich bin so vielfach ... Texte, Bilder, Dokumente. Hrsg. v. Bernhard Echte. Stroemfeld Verlag, Basel/Frankfurt am Main 1998

*Der mystische Katholizismus der Schauspielerin und Dichterin Emmy Hennings (1885-1948) hat die Hüter der reinen Lehre der Avantgarde zutiefst verstört. Als exzentrische Diseuse und Gelegenheitsprostituierte stieg Hennings um 1910 zur Muse der aufstrebenden Dichter-Community im Münchner »Simplicissimus« und im Berliner Café des Westens auf. Dann aber vollzog die drogensüchtige Lebefrau eine Kehrtwende hin zu einer tiefen Frömmigkeit: Im Juli 1911 ließ sie sich katholisch taufen.*

Im Zuge der Gründung des dadaistischen Cabaret Voltaire in Zürich schrieb Hennings um 1915/16 auch einige Texte, die ihre religiöse Verinnerlichung dokumentieren. Die Anrufung der katholischen Heiligen und ihrer schmerzvollen Biografien erbringt hier aber keinen metaphysischen Trost. Statt-dessen sieht sich das lyrische Subjekt einen selbstdestruktiven Weg »schmerzlichster Abtötung« gehen, an dessen Ende die Negierung des eigenen Ich steht. Das Dasein erscheint als endloses Martyrium, als Gang durch ein »Dornengehege« leidvoller Erfahrungen.

**Emmy Hennings**

Mädchen am Kai

Hab keinen Charakter, hab nur Hunger,
Ich, Passagier im Zwischendeck des Lebens.
Geliebt und gehasst hab ich vergebens,
Und jeden Abend auf der Lunger.
Und diese Kunst, die geht nach Brot..
Und kann man sterben, wohl vor Scham?
Ich bin so müde, lendenlahm,
Und dennoch: Zähne gesund, mein Mund ist rot.
Madonna, lass mich fallen in tiefen Schacht.
Nur einmal noch: behütet sein....
Lieb mich von allen Sünden rein.
Sieh, ich hab manche Nacht gewacht.

*In der Münchner und der Berliner Boheme begann Emmy Hennings (1885-1948) eine kräftezehrende Karriere als Tingel-Tangel-Girl, Tänzerin, Kabarettistin und als Geliebte und Muse expressionistischer Dichter. Durch exzessiven Konsum von Morphium und Kokain geriet sie dabei immer mehr in eine Spirale der Selbstzerstörung. Erst durch ihr katholisches Erweckungserlebnis im Jahr 1911 und durch die Begegnung mit dem asketisch gestimmten Dadaisten Hugo Ball (1886-1927) fand sie wieder Halt. Nach dem Tod Balls geriet sie in materielle Nöte und musste sich als Arbeiterin in einer Tabakfabrik und als Besenbinderin verdingen.*

In der Rolle des instabilen „Mädchens am Kai“, das von Vergeblichkeitsgefühlen, aber auch von neuem Lebenshunger gepackt wird, hat sich Emmy Hennings um 1916/17 ein treffliches Selbstporträt geschrieben. Als „Passagier im Zwischendeck des Lebens“ taumelte sie durch ihre freie Künstlerexistenz und selbst ihre religiöse Einkehr konnte sie nicht immer vor dem Weltgefühl des Ausgesetztseins bewahren.

**Emmy Ball-Hennings**

Tänzerin

Dir ist als ob ich schon gezeichnet wäre
und auf der Totenliste stünde.
Es hält mich ab von mancher Sünde.
Wie langsam ich am Leben zehre.
Und ängstlich sind oft meine Schritte,
Mein Herz hat einen kranken Schlag
und schwächer wird’s mit jedem Tag.
Ein Todesengel steht in meines Zimmers Mitte.
Doch tanz ich bis zur Atemnot.
Bald werde ich im Grabe liegen
Und niemand wird sich an mich schmiegen.
Ach, küssen will ich bis zum Tod.



*Gegen den Widerstand ihrer Eltern entschied sich Emmy Hennings (1885-1948) schon früh für die Schauspielerei. Zunächst tingelte sie als Aktrice einer Wandertheatertruppe durch Norddeutschland, ab 1908 faszinierte sie als attraktive Chansonette und „erotisches Genie“ (Erich Mühsam) die Bohème-Szene Berlins. Durch exzessiven Konsum von Morphium und Kokain geriet sie dabei an den Rand des Abgrunds.*

1911 ließ sich Emmy Hennings zur Überraschung ihrer Verehrer katholisch taufen; 1913 glaubte sie im späteren Dada-Mystiker Hugo Ball (1886-1927) den Mann gefunden zu haben, „mit dem ich beten konnte“. 1913 veröffentlicht sie auch ihr Debütbuch „Die letzte Freude“, in dem sie mit ihren Hedonismen abrechnet. Auch das autobiografische Bekenntnis der „Tänzerin“ (ursprünglich trug das Gedicht den Titel „Cabaret Royal-Orpheum“) gehört zu den düsteren Introspektionen ihres Erstlings.

**Emmy Hennings**

Traum

Ich bin so vielfach in den Nächten.
Ich steige aus den dunklen Schächten.
Wie bunt entfaltet sich mein Anderssein.

So selbstverloren in dem Grunde,
Nachtwache ich, bin Traumesrunde
Und Wunder aus dem Heiligenschrein.

Und öffnen sich mir alle Pforten,
Bin ich nicht da, bin ich nicht dorten?
Bin ich entstiegen einem Märchenbuch?

Vielleicht geht ein Gedicht in ferne Weiten.
Vielleicht verwehen meine Vielfachheiten,
Ein einsam flatternd, blasses Fahnentuch ...

1922

aus: Deutsche Gedichte. Von Hildegard von Bingen bis Ingeborg Bachmann, hrsg. v. Elisabeth Borchers, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1987

*Die Widersprüchlichkeit und verwirrende Rollenvielfalt ihrer dichterischen Existenz hat viele poetische Zeitgenossen fasziniert: Emmy Hennings (1885-1948) war nicht nur femme fatale, Muse und Geliebte vieler Dichter (Erich Mühsam, Johannes R. Becher, Hugo Ball u. a.), sondern auch Diseuse, Malermodell, Gelegenheitsprostituierte und Mitbegründerin des Dadaismus. Ihre Fähigkeit zur Selbstverwandlung beschwört sie in einem Gedicht aus ihrem Band »Helle Nacht« von 1922.*

In den Labyrinthen des Traums vollziehen sich unablässig Verwandlungsprozesse: Das Traum-Ich öffnet immer neue »Pforten« zu neuen Individuationen; und das somnambule, in den Träumen changierende Subjekt erfindet sich ständig neu. Die Dichterin als Inkarnation der »Vielfachheiten« durchläuft auch Metamorphosen, die einem »Märchenbuch« entnommen sein könnten. Mit ihrem Traumgedicht ist Emmy Hennings jedenfalls ein vortreffliches Selbstporträt gelungen.

**Erich Arendt**

Elegie
*in memoriam Albert Einstein*

Ein Weiser aber,
bevor er starb: Er
hob noch einmal
seine Hand… und angestrengt
vor Warnen war der Raum.
Da welkten schon und wie vom Rande
schmerzerregter See
die Schatten seines Mundes. Doch
voller Deutung war und ganz
im aufgefangnen Lichte dunkler Sterne
die letzte Stunde:
Weltgedicht der Zahlen!

Jedoch:
die Hand stand unbewegt.

Wind auf den Flächen
des Alls. Leben Tode –
Schmerz! Ausgerissen
die Schwingen Gottes, die Gedanken
lagen, verstreut.
Du aber im Nachtgrund,
Fliegender, fern
der weißen Wange deiner Erde,
dem Kinderstaunen
von Wipfeln und grasleisem Mond:
todabgeschieden
unter den ferngesteckten Gestirnen ahnt
ein Walten dein Herz.
Vernimm den Ton: Schweigen…
ein Denken, alterlos
der Welt: die schmalgebogene
Brücke!

Oder schreckt es dennoch
tief um dich in dir
und du erinnerst den Schmerz
im altersgefurchten Rembrandtgesicht,
dies Wissen
unterm Lid, zurückgehalten,
wurzelhart, ein Schatten?
Wie schnell endet der Mensch… und wanken erst,
die ihn überdauern einen Atem lang,
die Berge, erlischt,
was menschlich war,
im Aug ihm… und zerdrückt ist
sein Stolz, Schmetterlingsflügel im Sturm.

Noch geht wie unter traumwärts
fliehenden Wolken still
dein Fuß, und
zerbrochen schon
ist, die dich trug,
die dünne Schale der Erde.

Blut quillt,
immer wieder das Blut!

Verbirg, aschkalten Herzens, Bruder
verbirg deine Hände! Deck zu
die mitwissenden, die
zu schweigen verstehn:
Finger, die warfen Blatt um Blatt
auf den besudelten Tisch beim argen Spiel,
nicht aufzuschauen, da
der Würger umging. Deck zu,
Elender, dass schlafen du magst und,
inmitten des Todes,
gesichtlos.

Aber war nicht, sagt es,
sagt das gültige Wort: war,
wo im Buchenwald
der große Liebende, hier,
einem Herzschlag lauschte, nicht
der sichre Ort? Und sang
er nicht einst? – Kahlgeschlagen
sein Berg, Sand und kaltes Erstarren:
die ungeschlossenen Wunden!
Und unter den Rinden
die fingerlose Angst!
Nacht du der Nacht:
felsennagender Schatten
an unserm Herzen!
Noch deine Bäume, Deutschland,
wissen zu viel.

**Erich Arendt**

Toter Neger

Er wusste nichts von allem; weshalb Krieg?
Und ließ sich wehrlos mit dem Stahlhelm schmücken.
Er fühlte nur, da er aufs Fallreep stieg:
Die Kolben stießen gnadenlos in seinen Rücken.

Die Pyrenäen noch, die blauverhüllten Hänge,
verwandelten sich heimlich in sein Rif.
Doch aus dem Traum, der schön wie Buschgesänge,
stieg schwarz die Angst, wie damals vor dem Schiff.

Als alle dann ins leergebrannte Wasserbett
wie Tiere flohn, zerbrach der Himmel laut.
Er aber war schon tot - es kreisten Eisenvögel oben -

und hielt noch Tage wie zum Schutz den Arm erhoben.
Doch dunkler, immer dunkler wurde seine Haut
und, wie der Abendhimmel überm Kral einst, violett.

(Das zweifingrige Lachen. Ausgewählte Gedichte 1921-1980. Hrsg. v. Gregor Laschen. Düsseldorf, Claassen Verlag, 1981)

*Die Literaturgeschichte verzeichnet Erich Arendt (1903-1984) als den sprachmagischen Solitär und „Hermetiker“ der DDR-Lyrik. Wer freilich seine frühen Dichtungen studiert, wird auf lyrische Texte stoßen, die in plastischer Direktheit geschichtliche Elementarereignisse wie den Spanischen Bürgerkrieg thematisieren und dabei auf klassische Gedichtformen zurückgreifen. Arendt hatte 1926 als Expressionist und kommunistischer Aktivist im Umfeld der Zeitschrift „Sturm“ zu schreiben begonnen. 1933 emigrierte er zunächst in die Schweiz, später nach Spanien und wanderte schließlich nach Kolumbien aus. In der Zeit des Exils entstand auch das Sonett über einen toten Soldaten:*

Arendt benennt hier in umstandsloser Drastik die inhumane Realität von Kriegs-Strategien Der schwarze Soldat erscheint als Opfer einer gewaltsamen Rekrutierung, er geht unter in einem Inferno, das alle Fragen nach Sinn und Zweck des Schreckens abweist. In expressionistisch glühenden Farben wird eine apokalyptische Szenerie ausgemalt, in der alle menschlichen Verhaltensformen der Vernichtung preisgegeben sind.

**Erich Fried**

Die Maßnahmen

Die Faulen werden geschlachtet
Die Welt wird fleißig

Die Hässlichen werden geschlachtet
Die Welt wird schön

Die Narren werden geschlachtet
die Welt wird weise

Die Kranken werden geschlachtet
die Welt wird gesund

Die Traurigen werden geschlachtet
die Welt wird lustig

Die Alten werden geschlachtet
die Welt wird jung

Die Feinde werden geschlachtet
die Welt wird freundlich

Die Bösen werden geschlachtet
die Welt wird gut

(1957)

(Gesammelte Werke. Gedichte 1. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1993. © Claassen Verlag, Düsseldorf und Hamburg)

*Es gehört zu den fürchterlichsten Utopien seit den Zeiten der Aufklärung: Man will die schöne neue Welt herbeizwingen durch Vernichtung des Unproduktiven, Hässlichen oder Kranken. In lakonischer wie illusionsloser Nüchternheit, formal dargeboten in streng parallel gebauten Versen, hat Erich Fried (1921-1988) die Konsequenzen dieser mörderischen Utopie in einem ganz frühen Gedicht durchgespielt. In der Beschränkung auf einfache wie elementare Wörter arbeitet sein Text mit einem fast biblischen Ton, der an die „Seligpreisungen“ der „Bergpredigt“ erinnert:*

Gegenüber seiner ersten Verlegerin Hilde Claassen hat Erich Fried seinen 1957 entstandenen Text als eins der ganz wenigen „politischen Gedichte“ innerhalb seiner eher „zeitlos“ daherkommenden Lyrik bezeichnet. Tatsächlich ist seine harte Fügung von falschen politischen Logiken auch ein halbes Jahrhundert nach seiner Niederschrift von unerhörter Aktualität. Denn dieser Vernichtungs-Wille beherrscht noch immer die Regime des Terrors, die sich heute in „ethnischen Säuberungen“ austoben.

**Erich Fried**
Erhaltung der Materie

Jeden Morgen
werde ich einbalsamiert

Der Mund wird ausgespült
mit scharfen Essenzen

Die Träume werden vergessen
die Haare gekämmt

die Zähne geputzt
die Augen weiter geöffnet

Im Spiegel vor dem Rasieren
wird tief geatmet

Nach dem Rasieren
wird die Gesichtshaut verjüngt

mit Spiritus
und das Haar mit einem Zerstäuber

Mut wird gefasst
etwas Warmes kommt in den Magen

Dann zerfalle ich weiter
dem nächsten Morgen entgegen

(Gesammelte Werke. Gedichte I. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1993)

*Die frühmorgendliche Zurüstung eines Menschen für sein Alltagshandeln, seine verbissene Arbeit am eigenen „Outfit“ entziffert Erich Fried (1921-1988) hier aus kulturkritischer Perspektive als masochistischen Akt der Anpassung. Das physikalische Gesetz von der „Erhaltung der Materie“ überträgt er in dem nach 1964 entstandenen Text auf die Selbstinszenierungsrituale des Menschen. Hinter der Fassade des Schminkens und Stylens setzt sich aber eine Verfallsgeschichte fort.*

Im Jahr nach seinem provokativen, dezidiert anti-militaristischen Gedichtband „und vietnam und“ (1966) veröffentlichte Erich Fried den Band „Anfechtungen“, in dem neben die explizite politische Kritik an den Regierungen der USA und Israels durch eher parabelhafte Texte, Spruch- und Lehrgedichte ergänzt wird. Das Gedicht „Erhaltung der Materie“ gehört in diese Reihe dieser poetisch-politischen Lektionen.

**Erich Fried**
Männerlied

Mit Huren in den Armen
mit Haaren auf der Brust
mit Heeren ohne Erbarmen
mit Herzen ohne Lust
mit Vätern ohne Namen
mit Kindern ohne Mund
mit Herren ohne Damen
so gehen wir zugrund

So gehen wir zugrund
mit Herren ohne Damen
mit Kindern ohne Mund
mit Vätern ohne Namen
mit Herzen ohne Lust
mit Heeren ohne Erbarmen
mit Haaren auf der Brust
mit Huren in den Armen

1945

(Erich Fried, Gesammelte Werke I. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1993)

*„Männerlieder“ hat die Pop-Kultur schon reichlich gesungen. Sie sind im Regelfall versöhnlich gestimmt und der Spezies Mann freundlich zugetan. Dem politischen Lyriker Erich Fried (1921-1988), der sein männliches Ego in seinen Gedichten nicht gerade verbarg, ist hier nun ein Lied geglückt, das alle Illusionen über die Spezifika des Mann-Seins verloren hat.*
*Männer erscheinen hier als die willigen Vollstrecker militärischer Untaten und als gefühllose und lustfeindliche Wesen.*

Diese sehr lakonische Kommentierung der Männer-Eigenarten ist kurz nach 1945 entstanden, als Fried die Verheerungen des Weltkriegs und die Barbarei des massenhaften Tötens noch unmittelbar vor Augen hatte. Das „Männerlied“ gehört zu den reizvollsten Gedichten Frieds, weil der Autor hier auf jeden didaktischen Fingerzeig verzichtet und in der strengen Form des Rondos die Kläglichkeit der Männer vergegenwärtigt.

**Erich Fried**
Markttag

Sie stellen sich an
vor den Tischen
wo Mitschuld verkauft wird
sie zahlen mit Blut
mit ihrem
und auch mit deinem

Ich wende mich ab
und seh
aus dem Augenwinkel
vorn in der Reihe
mich stehen
mit Messer und Krug

(Gesammelte Werke. Gedichte 1. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1993.)

*Es ist der imaginäre Handelsplatz der Zeitgeschichte, den der Dichter Erich Fried (1921-1988) in einem seiner parabelhaften Gedichte heraufbeschwört: Auf diesem Markt wird „Schuld" und „Mitschuld" verkauft, das Zahlungsmittel ist Blut. Der Text steht in Frieds Gedichtband „Befreiung von der Flucht"(1968) am Anfang des Kapitels „Spur des Krieges". Einigen Gedichten aus den Jahren 1946 bis 1957, die er in seinem Londoner Exil geschrieben hatte, stellte Fried in diesem Buch dezidiert aufklärerische „Gegengedichte" gegenüber.*

Die klare Abgrenzung des Ich gegen die offenbar schuldig gewordenen „Sie", wie sie noch die erste Strophe des 1948 entstandenen Gedichts andeutet, ist fragwürdig geworden. Am Ende sieht sich das Ich, das die rituellen jüdischen Symbole Messer und Krug bei sich trägt, an den Tischen der Mitschuld-Händler stehen. In einer Anmerkung zum Gedicht schreibt Fried: „Reflexion über die Kollektivschuld - die Deutschen nach dem 2. Weltkrieg, und dann plötzlich auch über die eigene, zum Beispiel als Jude."

**Erich Fried**

Ohne Deutung

Wer Liebe meint
muss nicht Schönheit sagen
Wer Verlieren meint
muss nicht Liebe sagen

Wer Weinen meint
muss nicht sagen Enttäuschung
und wer nicht schlafen kann
nichts von Erweckung

Wer Erinnerung meint
muss keine Gründe angeben
und die Vergangenheit
nicht an die Zukunft abgeben

Wer träumt verschläft seinen Traum
wer wacht bewacht seine Lügen
Die Wahrheit bleibt ungezügelt
noch in den letzten Zügen

(Warngedichte. Carl Hanser Verlag, München 1964)

*Der politisch eingreifenden Dichtung Erich Frieds (1921-1988) hat man nicht ganz zu Unrecht vorgehalten, sich als „Lyrik mit erhobenem Zeigefinger“ zu gerieren. Der Autor selbst hat diese Gefahr der Besserwisserei schon früh erkannt und anlässlich seiner „Warngedichte“ von 1964 erklärt, er wolle jeden belehrenden Gestus im Geiste einer sozialistischen Weltanschauung vermeiden. Die „Warngedichte“ seien sprachempfindliche Reaktionen „beim plötzlichen Erfassen der Zusammenhänge zwischen verschiedenen Zeitungsmeldungen“.*

Die großen schweren Wörter der Poesie, die Bekenntnis-Vokabeln „Liebe“ und „Traum“ und die Kategorien „Schönheit“ und „Wahrheit“ werden hier auf ihre Tauglichkeit geprüft, ihr unbedachter Gebrauch wird in Frage gestellt. Die letzte Strophe markiert die Bodenlosigkeit so mancher Selbstlegitimation. „Die Wahrheit“ ist letztlich nicht instrumentalisierbar. Der Titel des Gedichts verweist zudem auf Hölderlins Hymne „Mnemosyne“, wonach das menschliche Dasein seiner Bestimmung und seinem geschichtlichen Wesen entfremdet ist: „Ein Zeichen sind wir, deutungslos“.

**Erich Fried**
Spruch

Ich bin der Sieg
mein Vater war der Krieg
der Friede ist mein lieber Sohn
der gleicht meinem Vater schon

1945/46

aus: Erich Fried: *Gesammelte Werke Bd. II*, Wagenbach Verlag, Berlin 1993

*Der Dichter, Shakespeare-Übersetzer und Publizist Erich Fried (1921–1988), eine der großen Gestalten der politischen Dichtkunst im 20. Jahrhundert, floh nach dem Tod seines Vaters in Gestapo-Haft als 17jähriger aus Wien nach England. Engagiert in der jüdischen Flüchtlingshilfe, fasste er kurz nach dem Krieg seine Eindrücke aus der Welt des Schreckens zusammen. So entstand eine desillusionierende Geschichtsphilosophie über das Verhältnis von Krieg und Frieden in vier Zeilen.*

Erich Fried hatte seinen Vierzeiler zum Jahreswechsel 1945/46 zuerst als Neujahrskarte verschickt. Erstmals gedruckt wurde das Gedicht in Frieds Roman *Ein Soldat und das Mädchen* von 1960, später erschien es in zahllosen Anthologien als exemplarisches politisches Gedicht über die Endlosigkeit des Krieges, der nur von kurzen Atempausen des Friedens unterbrochen wird.

**Erich Fried**
Verstandsaufnahme

Der Befassungsschutz
verschützt die Versitzenden
von denen die den Verhörden
als bestockte Beschwörer verkannt sind
weil sie eine Beänderung
der Lebensverdingungen wollen
durch Bewandlung der Produktionsbehältnisse

Ein wohlverstallter Veramtenapparat
leistet Bezicht auf eigenes kritisches Denken
die Herrschenden aber halten Verratungen ab
wie sie die Verherrschten
davon abhalten können
sich verdrückt
und um ihr Leben vertrogen zu fühlen
Ein Heer von Bedummern
will sie zur Selbstverherrschung erziehen
und verarbeitet zu diesem Zweck
die Normalbebraucher
mit Verschwichtigungen
und mit Betröstungen

Aber seht die Behafteten
und ihre verwaffneten Verwacher
und was die Gerichte bezapfen
vor die man sie stellt
Seht euch diese Verweisbefahren an
die Haftverfehle
und Bestöße gegen das Grundrecht
die Bedrehungen und ausweichenden Verscheide
dann die Hauptbehandlungen
und die begnügten Verrichterstatter
und zuletzt die Beurteilten
und die vergnadigten Kronzeugen
Wieviel Bestellung
wieviel heimliches Einbenehmen
wieviel Bekommenheit angeblich belässlicher Menschen
die verstochen sind von ihren betauschbaren Rollen
von Verförderungsbesprechungen
oder auch nur
von der Verrufung auf ihre Treue
als Diener des Staates

Seht die Bemarktung
der menschlichen Arbeitskraft
die Bezahnung der Staatsorgane
in immer neuen Verreichen
seht die Verleidigung der Würde des Menschen
und fragt euch dann ob ihr das
verjahen wollt
oder beneint

**Erich Fried**

Was es ist

Es ist Unsinn
sagt die Vernunft
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist Unglück
sagt die Berechnung
Es ist nichts als Schmerz
sagt die Angst
Es ist aussichtslos
sagt die Einsicht
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist lächerlich
sagt der Stolz
Es ist leichtsinnig
sagt die Vorsicht
Es ist unmöglich
sagt die Erfahrung
Es ist was es ist
sagt die Liebe

**Erich Fried**
Weihnachtslied

Eine Streu von Stroh
Eine Wand von Wind
Eine Woge als Wiege
Ein Kind

Ein Schwamm voll Essig
Eine Kammer voll Gas
Eine Waage am Wege
Eine Grube im Gras

Eine Gasse voll Dirnen
Eine Gosse voll Wut
Eine Stirne voll Dornen
Eine Mutter voll Blut

Eine Streu von Stroh
Eine Wand von Wind
Eine Woge als Wiege
Ein Kind

1960er Jahre

(Gesammelte Werke. Gedichte I. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1993; (c) Claassen Verlag; Berlin)

*Es ist eine anrührende Geschichte, die immer neu erzählt wird: die Geburt von Jesus Christus in der Stadt Davids, dem judäischen Bethlehem. Folgt man der Darstellung des Lukas-Evangeliums, auf die das Gedicht Erich Frieds (1921-1988) zurückgeht, wird das Kind in einem kalten Stall geboren und dort in eine Krippe gelegt, in eine „Streu von Stroh". So beginnt Frieds „Weihnachtslied", das Anfang der 1960er Jahre entstand, in der Art eines Wiegenlieds, in dem litaneiartig die Elemente der Weihnachtsszene aufgerufen werden.*

Aber der politische Lyriker Fried erzählt in der zweiten und dritten Strophe eine düstere Gegengeschichte zur Verheißung des Erlösers. Die Leiden des sterbenden Jesus am Kreuz werden mit drastischen Anspielungen auf barbarische Menschheitsverbrechen gekoppelt. Die Gestalt des sterbenden Jesus wird mit den Opfern der nationalsozialistischen Judenverfolgung verbunden, die dritte Strophe assoziiert zur Dornenkrone Jesu die prostitutionshafte Zurschaustellung aller gesellschaftlichen Verhältnisse. In der Art eines Rondos schließt das Gedicht - und hält die Hoffnung auf das „Kind" wach.

**Erich Fried**

Zwiefache poetische Sendung

Der Hauptberuf der Schnabelsau
ist dass sie reimt auf Kabeljau
Doch wenn sie ihren Zensch entschleimt
bleibt selbst der Mensch nicht ungereimt

So halten Dichter Nabelschau
in unserem Kain- und Abelgau
Den Menschen wie den Kabeljäuen
obliegts dann sich am Reim zu freuen

1977

(Erich Fried, Gesammelte Werke I. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1993)

*Für zweckfreie Komik hat sich der politisch engagierte Dichter Erich Fried (1921-1988) nie interessiert, da sich kein aufklärerischer Kassiber darin verstecken ließ. Das heitere Gedicht über die „Schnabelsau", in dem Fried flugs einen „Zensch" erfindet, da ein Reimwort für „Mensch" benötigt wird, scheint hier die Ausnahme von der Regel zu sein. Aber Fried wäre nicht Fried, hätte er in dieses kleine Reim-Kabinettstück aus dem Band „Die bunten Getüme" (1977) nicht doch eine Belehrung eingeschmuggelt.*

So heiter und wunderbar absurd der Anfang des Gedichts daherkommt, so schleicht sich in der zweiten Strophe doch eine ironische Kritik des Autors am selbstverliebten Subjektivismus seiner Kollegen ein. Das „Kain und Abel"-Motiv, das bereits in früheren Gedichten Frieds präsent war, verweist auch hier auf die Fortdauer der mörderischen Rivalitäten und Bruderkämpfe in unseren Nachkriegs-Gesellschaften. Die „poetische Sendung" des zeitgenössischen Dichters sollte jedenfalls eine „Nabelschau" ausschließen.

**Erich Kästner**

Besagter Lenz ist da

Es ist schon so. Der Frühling kommt in Gang.
Die Bäume räkeln sich. Die Fenster staunen.
Die Luft ist weich, als wäre sie aus Daunen.
Und alles andre ist nicht von Belang.

Nun brauchen alle Hunde eine Braut.
Und Pony Hütchen sagte mir, sie fände:
die Sonne habe kleine, warme Hände
und krabble ihr mit diesen auf der Haut.

Die Hausmannsleute stehen stolz vorm Haus.
Man sitzt schon wieder auf Caféterrassen
und friert nicht mehr und kann sich sehen lassen.
Wer kleine Kinder hat, der fährt sie aus.

Sehr viele Fräuleins haben schwache Knie.
Und in den Adern rollt’s wie süße Sahne.
Am Himmel tanzen blanke Aeroplane.
Man ist vergnügt dabei. Und weiß nicht wie.

Man sollte wieder mal spazierengehn.
Das Blau und Grün und Rot war ganz verblichen.
Der Lenz ist da! Die Welt wird frisch gestrichen!
Die Menschen lächeln, bis sie sich verstehn.

Die Seelen laufen Stelzen durch die Stadt.
Auf dem Balkon stehn Männer ohne Westen
und säen Kresse in die Blumenkästen.
Wohl dem, der solche Blumenkästen hat!

Die Gärten sind nur noch zum Scheine kahl.
Die Sonne heizt und nimmt am Winter Rache.
Es ist zwar jedes Jahr dieselbe Sache,
doch ist es immer wie zum erstenmal.

**Erich Kästner**

Das Eisenbahngleichnis

Wir sitzen alle im gleichen Zug
und reisen quer durch die Zeit.
Wir sehen hinaus. Wir sahen genug.
Wir fahren alle im gleichen Zug.
Und keiner weiß, wie weit.

Ein Nachbar schläft, ein anderer klagt,
ein dritter redet viel.
Stationen werden angesagt.
Der Zug, der durch die Jahre jagt,
kommt niemals an sein Ziel.

Wir packen aus. Wir packen ein.
Wir finden keinen Sinn.
Wo werden wir wohl morgen sein?
Der Schaffner schaut zur Tür herein
und lächelt vor sich hin.

Auch er weiß nicht, wohin er will.
Er schweigt und geht hinaus.
Da heult die Zugsirene schrill!
Der Zug fährt langsam und hält still.
Die Toten steigen aus.

Ein Kind steigt aus. Die Mutter schreit.
Die Toten stehen stumm
am Bahnsteig der Vergangenheit.
Der Zug fährt weiter, er jagt durch die Zeit,
und niemand weiß, warum.

Die I. Klasse ist fast leer.
Ein feister Herr sitzt stolz
im roten Plüsch und atmet schwer.
Er ist allein und spürt das sehr.
Die Mehrheit sitzt auf Holz.

Wir reisen alle im gleichen Zug
zu Gegenwart in spe.
Wir sehen hinaus. Wir sahen genug.
Wir sitzen alle im gleichen Zug
und viele im falschen Coupé.

**Erich Kästner**
Das Gebet keiner Jungfrau

Ich könnte gleich das Telefon ermorden!
Nun hat er, sagt er, wieder keine Zeit.
Ein ganzer Mensch bin ich nur noch zu zweit.
Ach, eine Hälfte ist aus mir geworden.

Ich glaube fast, er will mich manchmal kränken.
Es schmeichelt ihm vielleicht, dass er es kann.
Wenn ich dann traurig bin, sieht er mich an,
als würde ich ihm etwas Hübsches schenken.

Dass er mich lieb hat, ist höchst unwahrscheinlich.
Ich habe ihn einmal darnach gefragt.
Das war im Bett. Und er hat nichts gesagt.
Er gab mir Küsse. Denn es war ihm peinlich.

Es wär schon schöner, wenn es schöner wäre
und wenn er mich so liebte, wie ich ihn.
Er liebt mich nicht. Obwohl es erst so schien.
Mein Körper geht bei seinem in die Lehre.

Mama sagt oft, ich möge mich benehmen.
Sie ahnt etwas. Und redet gern von Scham.
Ich wollte alles so, wie alles kam!
Man kann sich doch nicht nur pro forma schämen.

Er ist schon Dreißig und kennt viele Damen.
Er trifft sie manchmal. Und erinnert sich.
Und eines Tages trifft er dann auch mich.
Und grüßt. Und weiß schon nicht mehr meinen Namen.

Zwei Dutzend Kinder möcht ich von ihm haben.
Da lacht er nur und sagt, ich kriegte keins.
Er weiß Bescheid. Und käme wirklich eins,
müsst ich es ja vor der Geburt begraben.

Ich hab ihn lieb und will, dass es so bliebe.
Es bleibt nicht so, und nächstens ist es aus.
Dann weine ich. Und geh nicht aus dem Haus.
Und nehme acht Pfund ab. Das ist die Liebe.

**Erich Kästner**

Der April

Der Regen klimpert mit einem Finger
die grüne Ostermelodie.
Das Jahr wird älter und täglich jünger.
O Widerspruch voll Harmonie!

Der Mond in seiner goldnen Jacke
versteckt sich hinter dem Wolken-Store.
Der Ärmste hat links eine dicke Backe
und kommt sich ein bisschen lächerlich vor.
Auch diesmal ist es dem März geglückt:
er hat ihn in den April geschickt.

Und schon hoppeln die Hasen,
mit Pinsel und Tuben
und schnuppernden Nasen,
aus Höhlen und Gruben
durch Gärten und Straßen
und über den Rasen
in Ställe und Stuben.

Dort legen sie Eier, als ob's gar nichts wäre,
aus Nougat, Krokant und Marzipan.
Der Tapferste legt eine Bonbonniere,
er blickt dabei entschlossen ins Leere -
Bonbonnieren sind leichter gesagt als getan!

Dann geht es ans Malen. Das dauert Stunden.
Dann werden noch seidene Schleifen gebunden.
Und Verstecke gesucht. Und Verstecke gefunden:
Hinterm Ofen, unterm Sofa,
in der Wanduhr, auf dem Gang,
hinterm Schuppen, unterm Birnbaum,
in der Standuhr, auf dem Schrank.

Da kräht der Hahn den Morgen an!
Schwupp sind die Hasen verschwunden.
Ein Giebelfenster erglänzt im Gemäuer.
Am Gartentor lehnt und gähnt ein Mann.
Über die Hänge läuft grünes Feuer
die Büsche entlang und die Pappeln hinan.
Der Frühling, denkt er, kommt also auch heuer.
Er spürt nicht Wunder noch Abenteuer,
weil er sich nicht mehr wundern kann.

Liegt dort nicht ein kleiner Pinsel im Grase?
Auch das kommt dem Manne nicht seltsam vor.
Er merkt gar nicht, dass ihn der Osterhase
auf dem Heimweg verlor.

**Erich Kästner**

Der August

Nun hebt das Jahr die Sense hoch
und mäht die Sommertage wie ein Bauer.
Wer sät, muss mähen.
Und wer mäht, muss säen.
Nichts bleibt, mein Herz. Und alles ist von Dauer.

Stockrosen stehen hinterm Zaun
in ihren alten, brüchigseidnen Trachten.
Die Sonnenblumen, üppig, blond und braun,
mit Schleiern vorm Gesicht, schaun aus wie Frau'n,
die eine Reise in die Hauptstadt machten.

Wann reisten sie? Bei Tage kaum.
Stets leuchteten sie golden am Stakete.
Wann reisten sie? Vielleicht im Traum?
Nachts, als der Duft vom Lindenbaum
an ihnen abschiedssüß vorüberwehte?

In Büchern liest man groß und breit,
selbst das Unendliche sei nicht unendlich.
Man dreht und wendet Raum und Zeit.
Man ist gescheiter als gescheit, -
das Unverständliche bleibt unverständlich.

Ein Erntewagen schwankt durchs Feld.
Im Garten riecht's nach Minze und Kamille.
Man sieht die Hitze. Und man hört die Stille.
Wie klein ist heut die ganze Welt!
Wie groß und grenzenlos ist die Idylle ...

Nichts bleibt, mein Herz. Bald sagt der Tag Gutnacht.
Sternschnuppen fallen dann, silbern und sacht,
ins Irgendwo, wie Tränen ohne Trauer.
Dann wünsche Deinen Wunsch, doch gib gut acht!
Nichts bleibt, mein Herz. Und alles ist von Dauer

**Erich Kästner**

Der Dezember

Das Jahr ward alt. Hat dünne Haar.
Ist gar nicht sehr gesund.
Kennt seinen letzten Tag, das Jahr.
Kennt gar die letzte Stund.

Ist viel geschehn. Ward viel versäumt.
Ruht beides unterm Schnee.
Weiß liegt die Welt, wie hingeträumt.
Und Wehmut tut halt weh.

Noch wächst der Mond. Noch schmilzt er hin.
Nichts bleibt. Und nichts vergeht.
Ist alles Wahn. Hat alles Sinn.
Nützt nichts, dass man's versteht.

Und wieder stapft der Nikolaus
durch jeden Kindertraum.
Und wieder blüht in jedem Haus
der goldengrüne Baum.

Warst auch ein Kind. Hast selbst gefühlt,
wie hold Christbäume blühn.
Hast nun den Weihnachtsmann gespielt
und glaubst nicht mehr an ihn.

Bald trifft das Jahr der zwölfte Schlag.
Dann dröhnt das Erz und spricht:
„Das Jahr kennt seinen letzten Tag,
und du kennst deinen nicht."

**Erich Kästner**

Der Dreizehnte Monat

Wie säh er aus, wenn er sich wünschen ließe?
Schaltmonat wär? Vielleicht Elfember hieße?
Wem zwölf genügen, dem ist nicht zu helfen.
Wie säh er aus, der dreizehnte von zwölfen?

Der Frühling müsste blühn in holden Dolden.
Jasmin und Rosen hätten Sommerfest.
Und Äpfel hingen, mürb und rot und golden
im Herbstgeäst.

Die Tannen träten unter weißbeschneiten
Kroatenmützen aus dem Birkenhain
und kauften auf dem Markt der Jahreszeiten
Maiglöckchen ein.

Adam und Eva lägen in der Wiese
und liebten sich in ihrem Veilchenbett,
als ob sie niemand aus dem Paradiese
vertrieben hätt.

Das Korn wär gelb und blau wären die Trauben.
Wir träumten, und die Erde wär ein Traum.
Dreizehnter Monat, lass uns an dich glauben!
Die Zeit hat Raum.

Verzeih, dass wir so kühn sind, dich zu schildern.
Der Schleier weht, dein Antlitz bleibt verhüllt.
Man macht, wir wissen's, aus zwölf alten Bildern
kein neues Bild.

Drum schaff dich selbst! Aus unerhörten Tönen,
aus Farben, die kein Regenbogen zeigt.
Plündre den Schatz des ungeschehnen Schönen.
Du schweigst? Er schweigt.

Es tickt die Zeit. Das Jahr dreht sich im Kreise.
Und werden kann nur, was schon immer war.
Geduld, mein Herz. Im Kreise geht die Reise.
Und dem Dezember folgt der Januar.

**Erich Kästner**

Der Februar

Nordwind bläst. Und Südwind weht.
Und es schneit. Und taut. Und schneit.
Und indes die Welt vergeht
bleibt ja doch nur eins: die Zeit.

Pünktlich holt sie aus der Truhe
falschen Bart und goldnen Kram.
Pünktlich sperrt sie in die Truhe
Sorgenkleid und falsche Scham.

In Brokat und seidnen Resten,
eine Maske vorm Gesicht,
kommt sie dann zu unsren Festen.
Wir erkennen sie nur nicht.

Bei Trompeten und Gitarren
drehn wir uns im Labyrinth
und sind aufgeputzte Narren
um zu scheinen, was wir sind.

Unsre Orden sind Attrappe.
Bunter Schnee ist aus Papier.
Unsre Nasen sind aus Pappe.
Und aus welchem Stoff sind wir?

Bleich, als sähe er Gespenster,
mustert uns Prinz Karneval.
Aschermittwoch starrt durchs Fenster.
Und die Zeit verlässt den Saal.

Pünktlich legt sie in die Truhe
das Vorüber und Vorbei.
Pünktlich holt sie aus der Truhe
Sorgenkleid und Einerlei.

Nordwind bläst. Und Südwind weht.
Und es schneit. Und taut. Und schneit.
Und indes die Zeit vergeht,
bleibt uns doch nur eins: die Zeit.

**Erich Kästner**

Der Januar

Das Jahr ist klein und liegt noch in der Wiege.
Der Weihnachtsmann ging heim in seinen Wald.
Doch riecht es noch nach Krapfen auf der Stiege.
Das Jahr ist klein und liegt noch in der Wiege.
Man steht am Fenster und wird langsam alt.
Die Amseln frieren.

Und die Krähen darben.
Und auch der Mensch hat seine liebe Not.
Die leeren Felder sehnen sich nach Garben.
Die Welt ist schwarz und weiß und ohne Farben.
Und wär so gerne gelb und blau und rot.

Umringt von Kindern wie der Rattenfänger,
tanzt auf dem Eise stolz der Januar.
Der Bussard zieht die Kreise eng und enger.
Es heißt, die Tage würden wieder länger.
Man merkt es nicht. Und es ist trotzdem wahr.

Die Wolken bringen Schnee aus fremden Ländern.
Und niemand hält sie auf und fordert Zoll.
Silvester hörte man's auf allen Sendern,
dass sich auch unterm Himmel manches ändern
und, außer uns, viel besser werden soll.

Das Jahr ist klein und liegt noch in der Wiege.
Und ist doch hunderttausend Jahre alt.
Es träumt von Frieden. Oder träumt's vom Krieg?
Das Jahr ist klein und liegt noch in der Wiege.
Und stirbt in einem Jahr. Und das ist bald

**Erich Kästner**

Der Juli

Still ruht die Stadt. Es wogt die Flur.
Die Menschheit geht auf Reisen
oder wandert sehr oder wandelt nur.
Und die Bauern vermieten die Natur
zu sehenswerten Preisen.

Sie vermieten den Himmel, den Sand am Meer,
die Platzmusik der Ortsfeuerwehr
und den Blick auf die Kuh auf der Wiese.
Limousinen rasen hin und her
und finden und finden den Weg nicht mehr
zum Verlorenen Paradiese.

Im Feld wächst Brot. Und es wachsen dort
auch die zukünftigen Brötchen und Brezeln.
Eidechsen zucken von Ort zu Ort.
Und die Wolken führen regen an Bord
und den spitzen Blitz und das Donnerwort.
Der Mensch treibt Berg- und Wassersport
und hält nicht viel von Rätseln.

Er hält die Welt für ein Bilderbuch
mit Ansichtskartenserien.
Die Landschaft belächelt den lauten Besuch.
Sie weiß Bescheid.
Sie weiß, die Zeit
überdauert sogar die Ferien.

Sie weiß auch: Einen Steinwurf schon
von hier beginnt das Märchen.
Verborgen im Korn, auf zerdrücktem Mohn,
ruht ein zerzaustes Pärchen.
Hier steigt kein Preis, hier sinkt kein Lohn.
Hier steigen und sinken die Lerchen.

Das Mädchen schläft entzückten Gesichts.
Die Bienen summen zufrieden.
Der Jüngling heißt, immer noch, Taugenichts.
Er tritt durch das Gitter des Schattens und Lichts
in den Wald und zieht, durch den Schluss des Gedichts,
wie in alten Zeiten gen Süden.

**Erich Kästner**

Der Juni

Die Zeit geht mit der Zeit: Sie fliegt.
Kaum schrieb man sechs Gedichte,
ist schon ein halbes Jahr herum
und fühlt sich als Geschichte.

Die Kirschen werden reif und rot,
die süßen wie die sauern.
Auf zartes Laub fällt Staub, fällt Staub,
so sehr wir es bedauern.

Aus Gras wird Heu. Aus Obst Kompott.
Aus Herrlichkeit wird Nahrung.
Aus manchem, was das Herz erfuhr
wird, bestenfalls, Erfahrung.

Es wird und war. Es war und wird.
Aus Kälbern werden Rinder
und, weil’s zur Jahreszeit gehört,
aus Küssen kleine Kinder.

Die Vögel füttern ihre Brut
und singen nur noch selten.
So ist’s bestellt in unsrer Welt,
der besten aller Welten.

Spät tritt der Abend in den Park,
mit Sternen auf der Weste.
Glühwürmchen ziehn mit Lampions
zu einem Gartenfeste.

Dort wird getrunken und gelacht.
In vorgerückter Stunde
tanzt dann der Abend mit der Nacht
die kurze Abendrunde.

Am letzten Tische streiten sich
ein Heide und ein Frommer,
ob's Wunder oder keine gibt.
Und nächstens wird es Sommer.

**Erich Kästner**

Der Mai

Im Galarock des heiteren Verschwenders,
ein Blumenzepter in der schmalen Hand,
fährt nun der Mai, der Mozart des Kalenders,
aus seiner Kutsche grüßend, über Land.

Es überblüht sich, er braucht nur zu winken.
Er winkt! Und rollt durch einen Farbenhain.
Blaumeisen flattern ihm voraus und Finken.
Und Pfauenaugen flügeln hinterdrein.

Die Apfelbäume hinterm Zaun erröten.
Die Birken machen einen grünen Knicks.
Die Drosseln spielen, auf ganz kleinen Flöten,
das Scherzo aus der Symphonie des Glücks.

Die Kutsche rollt durch atmende Pastelle.
Wir ziehn den Hut. Die Kutsche rollt vorbei.
Die Zeit versinkt in einer Fliederwelle.
O, gäb es doch ein Jahr aus lauter Mai!

Melancholie und Freude sind wohl Schwestern.
Und aus den Zweigen fällt verblühter Schnee.
Mit jedem Pulsschlag wird aus Heute Gestern.
Auch Glück kann weh tun. Auch der Mai tut weh.

Er nickt uns zu und ruft: „Ich komm ja wieder!“
Aus Himmelblau wird langsam Abendgold.
Er grüßt die Hügel, und er winkt dem Flieder.
Er lächelt. Lächelt. Und die Kutsche rollt.

**Erich Kästner**

Der März

Sonne lag krank im Bett.
Sitzt nun am Ofen.
Liest, was gewesen ist.
Liest Katastrophen.

Springflut und Havarie,
Sturm und Lawinen, -
gibt es denn niemals Ruh
drunten bei ihnen.

Schaut den Kalender an.
Steht drauf: „ Es werde!“
Greift nach dem Opernglas.
Blickt auf die Erde.

Schnee vom vergangenen Jahr
blieb nicht der gleiche.
Liegt wie ein Bettbezug
klein auf der Bleiche.

Winter macht Inventur.
Will sich verändern.
Schrieb auf ein Angebot
aus anderen Ländern.

Mustert im Fortgehn noch
Weiden und Erlen.
Kätzchen blühn silbergrau.
Schimmern wie Perlen.

In Baum und Krume regt
sich’s allenthalben.
Radio meldet schon
Störche und Schwalben.

Schneeglöckchen ahnen nun,
was sie bedeuten.
Wenn Du die Augen schließt,
hörst Du sie läuten.

**Erich Kästner**

Der November

Ach, dieser Monat trägt den Trauerflor ...
Der Sturm ritt johlend durch das Land der Farben.
Die Wälder weinten. Und die Farben starben.
Nun sind die Tage grau wie nie zuvor.
Und der November trägt den Trauerflor.

Der Friedhof öffnete sein dunkles Tor.
Die letzten Kränze werden feilgeboten.
Die Lebenden besuchen ihre Toten.
In der Kapelle klagt ein Männerchor.

Was man besaß, weiß man, wenn man’s verlor.
Der Winter sitzt schon auf den kahlen Zweigen.
Es regnet, Freunde. Und der Rest ist Schweigen.
Wer noch nicht starb, dem steht es noch bevor.
Und der November trägt den Trauerflor.

**Erich Kästner**

Der Oktober

Fröstelnd geht die Zeit spazieren.
Was vorüber schien, beginnt.
Chrysanthemen blühn und frieren.
Fröstelnd geht die Zeit spazieren.
Und du folgst ihr wie ein Kind.

Geh nur weiter, bleib nicht stehen.
Kehr nicht um, als sei’s zuviel.
Bis ans Ende musst du gehen,
hadre nicht in den Alleen.
Ist der Weg denn schuld am Ziel?

Geh nicht wie mit fremden Füßen
und als hättst du dich verirrt.
Willst du nicht die Rosen grüßen?
Lass den Herbst nicht dafür büßen,
dass es Winter werden wird.

Auf den Wegen, in den Wiesen
leuchten, wie auf grünen Fliesen,
Bäume bunt und blumenschön.
Sind’s Buketts für sanfte Riesen?
Geh nur weiter, bleib nicht stehn.

Blätter tanzen sterbensheiter
ihre letzten Menuetts.
Folge folgsam dem Begleiter.
Bleib nicht stehen. Geh nur weiter,
denn das Jahr ist dein Gesetz.

Nebel zaubern in der Lichtung
eine Welt des Ungefährs.
Raum wird Traum. Und Rausch wird Dichtung.
Folg der Zeit. Sie weiß die Richtung.
„Stirb und werde!“ nannte Er’s.

**Erich Kästner**

Der September

Das ist ein Abschied mit Standarten
aus Pflaumenblau und Apfelgrün.
Goldlack und Astern flaggt der Garten,
und tausend Königskerzen glühn.

Das ist ein Abschied mit Posaunen,
mit Erntedank und Bauernball.
Kuhglockenläutend ziehn die braunen
und bunten Herden in den Stall.

Das ist ein Abschied mit Gerüchen
aus einer fast vergessenen Welt.
Mus und Gelee kocht in den Küchen.
Kartoffelfeuer qualmt im Feld.

Das ist ein Abschied mit Getümmel,
mit Huhn am Spieß und Bier im Krug.
Luftschaukeln möchten in den Himmel.
Doch sind sie wohl nicht fromm genug.

Die Stare gehen auf die Reise.
Altweibersommer weht im Wind.
Das ist ein Abschied laut und leise.
Die Karussells drehn sich im Kreise.
Und was vorüber schien, beginnt.

**Erich Kästner**

Die Entwicklung der Menschheit

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,
behaart und mit böser Visage.
Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt
und die Welt asphaltiert und aufgestockt,
bis zur dreißigsten Etage.

Da saßen sie nun, den Flöhen entflohn,
in zentralgeheizten Räumen.
Da sitzen sie nun am Telefon.
Und es herrscht noch genau derselbe Ton
wie seinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern.
Sie sind mit dem Weltall in Fühlung.
Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern.
Die Erde ist ein gebildeter Stern
mit sehr viel Wasserspülung.

Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr.
Sie jagen und züchten Mikroben.
Sie versehn die Natur mit allem Komfort.
Sie fliegen steil in den Himmel empor
und bleiben zwei Wochen oben.

Was ihre Verdauung übriglässt,
das verarbeiten sie zu Watte.
Sie spalten Atome. Sie heilen Inzest.
Und sie stellen durch Stiluntersuchungen fest,
dass Cäsar Plattfüße hatte.

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen
und bei Lichte betrachtet
sind sie im Grund
noch immer die alten Affen.

**Erich Kästner**

Eine Animierdame stößt Bescheid

Ich sitze nachts auf hohen Hockern,
berufen, Herrn im Silberhaar
moralisch etwas aufzulockern.
Ich bin der Knotenpunkt der Bar.

Sobald die Onkels Schnaps bestellen,
rutsch ich daneben, lad mich ein
und sage nur: »Ich heiße Ellen.
Lasst dicke Männer um mich sein!«

Man darf mich haargenau betrachten.
Mein Oberteil ist schlecht verhüllt.
Ich habe nur darauf zu achten,
dass man die Gläser wieder füllt.

Wer über zwanzig Mark verzehrt,
der darf mir in die Seiten greifen
und (falls er solcherlei begehrt)
mich in die bess're Hälfte kneifen.

Selbst wenn mich einer Hure riefe,
obwohl ich etwas Bess'res bin,
das ist hier alles inklusive
und in den Whiskys schon mit drin.

So sauf ich Schnaps im Kreis der Greise
und nenne dicke Bäuche Du
und höre, gegen kleine Preise,
der wachsenden Verkalkung zu.

Und manchmal fahr ich dann mit einem
der Jubelgreise ins Hotel.
Vergnügen macht es zwar mit keinem.
Es lohnt sich aber finanziell.

Falls freilich aber einer glauben wollte,
mir könne Geld im Bett genügen,
also: Wenn ich die Wahrheit sagen sollte,
müsst ich lügen!

**Erich Kästner**

Herr im Herbst

Nun wirft der Herbst die Blätter auf den Markt.
Na ja, das musste wohl so kommen.
Und Lehmanns Tochter hat man eingesargt.
Hat die ein Glück gehabt, genau genommen

Das Jahr wird alt und zieht den Mantel an.
Der Bettler vis à vis hat keinen.
So ist das Leben. Es ist nicht viel dran.
Frau'n können lachen, denn sie dürfen weinen.

Wozu die Blätter bunt sind, wenn sie fallen?
Na ja, man muss nicht alles wissen wollen.
Mir geht's nicht gut. Und ähnlich geht es allen.
Sogar die Drüsen sind geschwollen.

Wer kommt denn dort aus meinem Haus?
Ach, das ist Paul. Ob ich ihn rufe?
Er sieht etwas wie seine Schwester aus.
Wahrscheinlich: Achtung Zwischenstufe!

Das ist ein Wetter. Um drin zu ersaufen.
So was von Regen war noch gar nicht da.
Paar neue Schuhe müsste ich mir kaufen
Und Haareschneidenlassen gehen muss ich auch. Na ja.

**Erich Kästner**

Höhere Töchter im Gespräch

Die Eine sitzt. Die Andre liegt.
Sie reden viel. Die Zeit verfliegt.
Das scheint sie nicht zu stören.
Die Eine liegt. Die Andre sitzt.
Sie reden viel. Das Sofa schwitzt
und muss viel Dummes hören.

Sie sind sehr wirkungsvoll gebaut
und haben ausgesuchte Haut.
Was mag der Meter kosten?
Sie sind an allen Ecken rund.
Sie sind bemalt, damit der Mund
und die Figur nicht rosten.

Ihr Duft erinnert an Gebäck.
Das Duften ist ihr Lebenszweck,
vom Scheitel bis zur Zehe.
Bis beide je ein Mann mit Geld
in seine gute Stube stellt.
Das nennt man dann: Die Ehe.

Sie knabbern Pralinees und Zeit;
von ihren Männern Hut und Kleid
und keine Kinder kriegend.
So leben sie im Grunde nur
als 44er Figur,
teils sitzend und teils liegend.

Ihr Kopf ist hübsch und ziemlich hohl.
Sie fühlen sich trotzdem sehr wohl.
Was lässt sich daraus schließen?
Man schaut sie sich zwar gerne an,
doch ganz gefielen sie erst dann,
wenn sie das Reden ließen.

**Erich Kästner**

Jardin du Luxembourg

Dieser Park liegt dicht beim Paradies.
Und die Blumen blühn, als wüssten sie’s.
Kleine Knaben treiben große Reifen.
Kleine Mädchen tragen große Schleifen.
Was sie rufen, lässt sich schwer begreifen.
Denn die Stadt ist fremd. Und heißt Paris.

Alle Leute, auch die ernsten Herrn,
spüren hier: Die Erde ist ein Stern.
Und die Kinder haben hübsche Namen
und sind fast so schön wie auf Reklamen.
Selbst die Steinfiguren, meistens Damen,
lächelten (wenn sie nur dürften) gern.

Lärm und Jubel weht an uns vorbei.
Wie Musik. Und ist doch nur Geschrei.
Bälle hüpfen fort, weil sie erschrecken.
Ein fideles Hündchen lässt sich necken.
Kleine Neger müssen sich verstecken,
und die andern sind die Polizei.

Mütter lesen. Oder träumen sie?
Und sie fahren hoch, wenn jemand schrie.
Schlanke Fräuleins kommen auf den Wegen
und sind jung und blicken sehr verlegen
und benommen auf den Kindersegen.
Und dann fürchten sie sich irgendwie.

**Erich Kästner**

Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühn?

Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühn?
Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen!
Dort stehn die Prokuristen stolz und kühn
in den Büros, als wären es Kasernen.

Dort wachsen unterm Schlips Gefreitenknöpfe.
Und unsichtbare Helme trägt man dort.
Gesichter hat man dort, doch keine Köpfe.
Und wer zu Bett geht, pflanzt sich auch schon fort.

Wenn dort ein Vorgesetzter etwas will
- und es ist sein Beruf etwas zu wollen -
steht der Verstand erst stramm und zweitens still.
Die Augen rechts! Und mit dem Rückgrat rollen!

Die Kinder kommen dort mit kleinen Sporen
und mit gezognem Scheitel auf die Welt.
Dort wird man nicht als Zivilist geboren.
Dort wird befördert, wer die Schnauze hält.

Kennst Du das Land? Es könnte glücklich sein.
Es könnte glücklich sein und glücklich machen!
Dort gibt es Äcker, Kohle, Stahl und Stein
und Fleiß und Kraft und andre schöne Sachen.

Selbst Geist und Güte gibt’s dort dann und wann!
Und wahres Heldentum. Doch nicht bei vielen.
Dort steckt ein Kind in jedem zweiten Mann.
Das will mit Bleisoldaten spielen.

Dort reift die Freiheit nicht. Dort bleibt sie grün.
Was man auch baut, - es werden stets Kasernen.
Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühn?
Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen!

**Erich Kästner**

Monolog des Blinden

Alle, die vorübergehn,
gehn vorbei.
Sieht mich, weil ich blind bin, keiner stehn?
Und ich steh seit drei.

Jetzt beginnt es noch zu regnen!
Wenn es regnet, ist der Mensch nicht gut.
Wer mir dann begegnet, tut
so, als würde er mir nicht begegnen.

Ohne Augen steh ich in der Stadt.
Und sie dröhnt, als stünde ich am Meer.
Abends lauf ich hinter einem Hunde her,
der mich an der Leine hat.

Meine Augen hatten im August
ihren zwölften Sterbetag.
Warum traf der Splitter nicht die Brust
und das Herz, das nicht mehr mag?

Ach, kein Mensch kauft handgemalte
Ansichtskarten, denn ich hab' kein Glück,
Einen Groschen, Stück für Stück!
Wo ich selber sieben Pfennig zahlte.

Früher sah ich alles so wie Sie:
Sonne, Blumen, Frau und Stadt.
Und wie meine Mutter ausgesehen hat,
das vergess ich nie.

Krieg macht blind. Das sehe ich an mir.
Und es regnet. Und es geht der Wind.
Ist denn keine fremde Mutter hier,
die an ihre eignen Söhne denkt?
Und kein Kind,
dem die Mutter etwas für mich schenkt?

**Erich Kästner**

Nachtgesang des Kammervirtuosen

Du meine Neunte, letzte Symphonie!
Wenn du das Hemd* anhast mit rosa Streifen ...
Komm wie ein Cello zwischen meine Knie.
Und lass mich zart in deine Seiten greifen!

Lass mich in deinen Partituren blättern!
(Sie sind voll Händel, Graun und Tremolo.)
Ich möchte dich in alle Winde schmettern,
du meiner Sehnsucht dreigestrichnes Oh!

Komm, lass uns durch Oktavengänge schreiten!
(Das Furioso, bitte, noch einmal!)
Darf ich dich mit der linken Hand begleiten?
Doch beim Crescendo etwas mehr Pedal!

Oh deine Klangfigur! Oh die Akkorde!
Und der Synkopen rhythmischer Kontrast!
Nun senkst du deine Lider ohne Worte ...
Sag einen Ton, falls du noch Töne hast!

* *In besonders vornehmer Gesellschaft ersetze man das Wort »Hemd« durch das Wort »Kleid«*

**Erich Kästner**

Ragoût fin de siècle

Hier können kaum die Kenner
in Herz und Nieren schauen.
Hier sind die Frauen Männer.
Hier sind die Männer Frauen.

Hier tanzen die Jünglinge selbstbewusst
im Abendkleid und mit Gummibrust
und sprechen höchsten Diskant.
Hier haben die Frauen Smokings an
und reden tief wie der Weihnachtsmann
und stecken Zigarren in Brand.

Hier stehen die Männer vorm Spiegel stramm
und schminken sich selig die Haut.
Hier hat man als Frau keinen Bräutigam.
Hier hat jede Frau eine Braut.

Hie wurden vor lauter Perversion
vereinzelte wieder normal.
Und käme Dante in eigner Person -
er fräße vor Schreck Veronal.

Hier findet sich kein Schwein zurecht.
Die Echten sind falsch, die Falschen sind echt,
und alles mischt sich im Topf,
und Schmerz macht Spaß, und Lust zeugt Zorn,
und oben ist unten, und hinten ist vorn.
Man greift sich an den Kopf.

Von mir aus, schlaft euch selber bei!
Und schlaft mit Drossel, Fink und Star
und Brehms gesamter Vogelschar!
Mir ist es einerlei.

Nur schreit nicht dauernd wie am Spieß,
was ihr für tolle Kerle wärt!
Bloß weil ihr hintenrum verkehrt,
seid ihr noch nicht Genies.

Na ja, das wäre dies.

**Erich Kästner**

Sachliche Romanze

Als sie einander acht Jahre kannten
(Und man darf sagen: sie kannten sich gut),
Kam ihre Liebe plötzlich abhanden.
Wie andern Leuten ein Stock oder Hut.

Sie waren traurig, betrugen sich heiter,
Versuchten Küsse, als ob nichts sei,
Und sahen sich an und wussten nicht weiter.
Da weinte sie schließlich. Und er stand dabei.

Vom Fenster aus konnte man Schiffen winken.
Er sagte, es wäre schon Viertel nach vier
Und Zeit, irgendwo Kaffee zu trinken.
Nebenan übte ein Mensch Klavier.

Sie gingen ins kleinste Café am Ort
Und rührten in ihren Tassen.
Am Abend saßen sie immer noch dort.
Sie saßen allein, und sie sprachen kein Wort
Und konnten es einfach nicht fassen.

**Erich Kästner**

Trostlied im Konjunktiv (1948)

Wär ich ein Baum, stünd ich droben am Wald.
Trüg Wolke und Stern in den grünen Haaren.
Wäre mit meinen dreihundert Jahren
noch gar nicht sehr alt.

Wildtauben grüben den Kopf untern Flügel.
Kriege ritten und klirrten im Trab
querfeldein und über die Hügel
ins offene Grab.

Humpelten Hunger vorüber und Seuche.
Kämen und schmölzen wie Ostern und Schnee.
Läg ein Pärchen versteckt im Gesträuche
und tät sich süß weh.

Klängen vom Dorf her die Kirmesgeigen.
Ameisen brächten die Ernte ein.
Hinge ein Toter in meinen Zweigen
und schwänge das Bein.

Spränge die Flut und ersäufte die Täler.
Wüchse Vergissmeinnicht zärtlich am Bach.
Alles verginge wie Täuschung und Fehler
und Rauch überm Dach.

Wär ich ein Baum, stünd ich droben am Wald.
Trüg Sonne und Mond in den grünen Haaren.
Wäre mit meinen dreihundert Jahren
nicht jung und nicht alt ...

**Erich Kästner**

Weihnachtslied, chemisch gereinigt

Morgen, Kinder, wird’s nichts geben!
Nur wer hat, kriegt noch geschenkt.
Mutter schenkte euch das Leben.
Das genügt, wenn man’s bedenkt.
Einmal kommt auch eure Zeit.
Morgen ist’s noch nicht soweit.

Doch ihr dürft nicht traurig werden.
Reiche haben Armut gern.
Gänsebraten macht Beschwerden.
Puppen sind nicht mehr modern.
Morgen kommt der Weihnachtsmann.
Allerdings nur nebenan.

Lauft ein bisschen durch die Straßen!
Dort gibt’s Weihnachtsfest genug.
Christentum, vom Turm geblasen,
macht die kleinsten Kinder klug.
Kopf gut schütteln vor Gebrauch!
Ohne Christbaum geht es auch.

Tannengrün mit Osrambirnen -
Lernt drauf pfeifen! Werdet stolz!
Reißt die Bretter von den Stirnen,
denn im Ofen fehlt’s an Holz!
Stille Nacht und heil’ge Nacht -
Weint, wenn’s geht, nicht! Sondern lacht!

Morgen, Kinder, wird’s nichts geben!
Wer nichts kriegt, der kriegt Geduld!
Morgen, Kinder, lernt fürs Leben!
Gott ist nicht allein dran schuld.
Gottes Güte recht so weit ...
Ach, du liebe Weihnachtszeit!

**Erich Mühsam**

Ach, ihr Seelendreher

Ach, ihr Seelendreher,
ach, ihr Geisterseher,
kluge Psychologen!
Euch kommt angeflogen,
was wir nie ergründen:
unsre dunkeln Sünden,
unser Weh und Ringen,
unser Träumen, Singen,
unser Kämpfen, Gären
wisst ihr zu erklären.
Ihr kennt wohl Bescheid
tief in unserm Leid.
Ängsten uns die Hexen,
sprecht ihr von Komplexen.
Starren aus den Ecken
Fratzen, die uns schrecken,
quält uns Gott und Satan,
gleich rückt euer Rat an,
und prophetisch-pythisch,
psychoanalytisch
sucht ihr krumm und grade
unsre Seelenpfade.
Eure Worte alle:
eine Mausefalle,
uns mit Speck und Brocken
aus uns selbst zu locken.
Eure Lehrergesten
sollen die Gebresten
unsrer Seelen meistern. –
Dringt mit euern Geistern,
seid ihr noch so weise,
nicht in unsre Kreise!
Haltet euch bescheiden
hinter unsern Leiden!
Schleicht nicht wie die Diebe
uns in Hass und Liebe!
Sonst kann sich’s begeben,
dass wir uns beleben,
dass sich unsre Hemmung,
Sperrung und Beklemmung
plötzlich eurer wehrt
und euch fliegen lehrt,
werte Psychologen,
in graziösem Bogen.

**Erich Mühsam**

Adelgunde

Die Liebe ist was Süßes zwar,
doch schlägt sie manche Wunde;
dies nahm am eignen Leibe wahr
die Jungfrau Adelgunde.
Bedenklich ist’s insonderheit,
steht liebevolle Zärtlichkeit
mit Unbedacht im Bunde.

Sie, die aus gutem Hause war,
war gleichwohl etwas luftig.
Ein Mann nahm diesen Umstand wahr,
und der betrug sich schuftig.
Er warb, wie’s so zu gehen pflegt,
um Adelgunden unentwegt.
Ihr Körper roch so duftig.

Er hieß mit Namen Theodor
und war von Stand ein Schlosser.
Die Brust wölbt sich ihm breit hervor,
von Kräften überfloss er.
Gestützt auf seine Lendenkraft,
hat Adelgunden er errafft.
Die Lieb ins Herz ihr goss er.

Zwar sträubte sie sich lange Zeit
mit Händen und mit Füßen.
Doch endlich fand sie sich bereit,
die Tugend einzubüßen.
Seitdem im Bann der Liebesmacht,
ließ sich die Jungfrau Nacht für Nacht
den holden Schlaf versüßen.

Doch gar zu tief hat Adelgund
enthüllt, was an ihr weiblich,
und eines Tages tat sich kund,
sie liebten sich zu leiblich.
Ein Unwohlsein macht ihr bekannt
den Fall, in dem sie sich befand –
ihr Schmerz war unbeschreiblich.

Der Theodor jedoch bedacht
des Abenteuers Kosten
und drückte sich in stiller Nacht
von ihres Bettes Pfosten;
und mocht es auch verwerflich sein,
er ging nach Haus und schlief allein
und ließ die Liebe rosten.

Bei solchen Schenkeln hat sogleich

sich anderwärts beweibt er.
Das Mägdlein aber wurde bleich
und jeden Tag beleibter.
Sie lief vom Fenster bis zur Tür
und jammerte nur für und für:
Mein Theodor – wo bleibt er?!

Auf ihren Lippen dieses Wort,
so harrt sie Stund um Stunde.
Inzwischen wuchs ihr fort und fort
der Körper in die Runde.
Und eines Tages war’s soweit,
ein kluges Weib kam hilfsbereit
zur armen Adelgunde.

Die aber schrie vor Schmerz und Zorn,
dass alles ringsum krachte,
und grämte sich um Theodorn,
was sie bewusstlos machte.
Und daher sah sie nicht genau,
was unterdes die kluge Frau
ans Licht der Erde brachte.

Ein Knäblein war es allerliebst,
das sich dem Leib entwunden.
Das strampelte im Bett und piepst
und weckte Adelgunden.
Jedoch von Schmerzen übermannt,
hat sie die Lage kaum erkannt
und drum nicht schön gefunden.

Gleich wieder das Bewusstsein schwund.
Da spritzt die Hebemuhme
sie auf die Stirn und auf den Mund
mit kölnischem Parfume.
So ward sie wiederum bewusst.
Jedoch es stach ihr in der Brust
wie eine dornige Blume.

Das Kindlein aber in dem Bett
schrie froh an ihrer Seite.
Da lachte sie und fand es nett
und herzte es und eite.
Und wie sie es so küsst und kost,
gab ihr die Mutterliebe Trost.
Dann fuhr ihr Sinn ins Weite.

Der Sinn, er fuhr zum Theodor,
zum Rabenmann und -vater,
und leise kam das Wort hervor:
»Oh, Theodor, was tat er!
An mich schleicht nun der Tod heran,

was aber fängt mein Söhnchen an?
Wo ist ihm der Berater?

Wer gibt ihm Hemdchen, Milch und Geld?
Ist er nicht brav und niedlich?
O Gott, wie ist doch in der Welt
das Schicksal unterschiedlich! –
Auch er soll heißen Theodor!« –
Dann blickt sie noch mal um und fror
und stöhnt und starb ganz friedlich.

Auf Armenkosten schickte man
sie auf die letzte Reise.
Das Knäblein aber wuchs heran
als elternlose Waise.
Ein Köhlerpaar musst ihn erziehn
für Armengeld. Das prügelt ihn
bei wenig Trank und Speise.

Mit sieben Jahren musst er schon
im Walde Brennholz stehlen
und musste sich für Prügellohn
im Köhlerdienste quälen.
Und als er groß geworden war,
erschlug er einen Juden gar
am Tage Allerseelen.

Sehr bald fand ihn die Polizei
und bracht ihn vor den Richter.
Der fand, dass Theo schuldig sei,
und nannt ihn Mordgelichter.
Am Galgen hing zur Morgenstund
der Sohn der guten Adelgund. – –
Ich aber ward ihr Dichter.

**Erich Mühsam**

Altonaische Romanzen

I
Sonntagabend wars. Mit Dröhnen
scholl der Glocken schwer Gebrumm.
Eine Schar von höheren Söhnen
stand, bestrickt vom Reiz der Schönen,
rund um eine Jungfrau rum.
Der galantste dieser Leute
war ein junger Refrendar.
Auch war da ein Pharmazeute,
während einer Knaben bleute
und der vierte Fähnrich war.
»Komm, o holdestes der Wunder,
komm mit mir«, rief der Jurist.
»Ich hab prächtigen Burgunder,
der für jeden Elendsplunder
alleweil das Beste ist.«
Rief der Apotheker: »Lenzen-
blümlein wonnigstes, o hör!
Folge mir, ich will kredenzen
aus den duftigsten Essenzen
dir den köstlichsten Likör.«
Leise (denn die andern schrien)
sprach der Lehramtskandidat:
»Komm zu mir! Mit Poesien
will ich dein Gemüt umziehen.
Komm, o folge meinem Rat!«
Der Soldat in der Kaserne
wohnt so sturmfrei nicht wie die –
und er schnarrt: »Bei Mondschein gerne
seh ich solche Augensterne.
Machen wir ‘ne Kahnpartie!«
Doch die Maid mit heißen Wangen
stand verlegen, schamhaft da.
Nein, sie ließ sich nicht mehr fangen –
davor hatt sie schweres Bangen:
Einmal war sie schon Mama.
Nun, das Kind war früh gestorben.
Da der Vater nichts besaß,
wär es auch wohl sonst verdorben.
Jetzt von vieren gar umworben,
stand sie da und wusst nicht, was.
Doch mit immer engern Klammern
hat das Kleeblatt sie umhegt,
und sie fühlt ein menschlich Jammern,
bis sie aus den Herzenskammern
jenes Spinnweb fortgefegt.
Endlich lispelt sie: »Ja freilich,
eine Bootfahrt macht ich gern –

doch mit allen! Unverzeihlich
wäre sonst mein Handeln, weil ich
niemals geh mit *einem* Herrn.«
Darauf ist man eingegangen,
nahm ein Boot und stieß vom Land,
ruderte mit langen Stangen,
bis die Glocken leiser klangen
und des Ufers Rand verschwand.
Silbern schien der Mond und helle,
wie er’s nur am Sonntag tut,
und beleuchtete die Stelle,
wo der Kahn, von mancher Welle
sanft gewiegt, im Wasser ruht.
In dem Boot war unterdessen
trotz der Jungfrau Widerspruch
alle Züchtigkeit vergessen;
ja, man riss ihr ab vermessen
von dem Kleid das Übertuch.
Keiner fragt, ob sie nicht friere,
und es blieb nicht bei dem Schal.
Sie benahmen sich wie Tiere,
die Kumpane, alle viere –
ohne Anstand und Moral.
Keiner von den vieren scherte
sich um seiner Holden Not.
Keinen quält’s, dass sie sich wehrte
und verzweifelt aufbegehrte; –
ach, sie schämte sich halbtot.
Was geschah, das übermittl ich
schamhaft nur durch diesen Strich: –
Alle waren unerbittlich,
keiner wusste mehr, was sittlich,
taktvoll sei und tugendlich.
Das war eine böse Bootfahrt
für die Jungfrau. Ob sie schrie,
half ihr nichts, und ob sie rot ward.
Ärger als die ärgste Todfahrt
deucht ihr diese Kahnpartie.
Aber gleich am andern Tage
lief zum Staatsanwalt die Maid,
dass sie dem ihr Unglück klage
und der Richter Sorge trage,
dass gerochen werd ihr Leid.
Und so wurden denn die frommen
Jüngelinge vorgeführt,
wurden allesamt vernommen,
dass sie zu der Strafe kommen,
welche solcher Tat gebührt.
Doch es zeigt in langer Rede
der galante Refrendar,
dass kein Grund zu dieser Fehde,

dass sie eine sei wie jede,
die schon mal ein Kind gebar.
Diese Rede hat gebrochen
jeden Groll vor dem Gericht.
Alle wurden freigesprochen:
Eine Maid, die schon in Wochen
war, verdient was Besseres nicht!
Als neun Monate vergangen
und vorbei das neue Wehn,
trug die Jungfrau ein Verlangen,
von dem Kind, das sie empfangen,
sich den Vater anzusehn.
Und sie trat mit ihrem Kinde
bittend bei den vieren ein.
Doch man hieß sie gehn geschwinde,
trieb sie fort in alle Winde –
keiner wollt's gewesen sein.
Denn die Alimente hassen
alle voller Reu und Scham,
und in allen Bildungsklassen
sieht man jedermann erblassen,
der in solche Lage kam.
Wieder also ging die Schöne
flehend vor das Amtsgericht
und verklagt die höheren Söhne.
Wieder sparte sie die Töne
echtester Verzweiflung nicht.
Ein Gesetzessammelsurium
lenkt jedoch des Rechts Gewalt,
und in diesem Corpus jurium
bietet die Exceptio plurium
selbst dem strengsten Richter halt.
Und so saß sie abgewiesen
mit dem Säugling ganz allein.
Ihre Tränen netzten diesen,
flossen strömend auf die Fliesen,
bohrten tief sich ins Gestein. –
Sonntagabend war es wieder.
Seht, da ging sie mit dem Kind,
vorgesteckt ein Sträußchen Flieder,
leise lullend Wiegenlieder,
dahin, wo die Böte sind.
Und sie fuhr mit ihrem Kleinen
an denselben Fleck hinaus,
nahm das Kind an Kopf und Beinen,
und beschwert mit harten Steinen,
sprang sie aus dem Kahn heraus.
Freundlich nahm sie eine Welle,
tauchte tief sie in die Flut
und bedeckte schnell die Stelle.
Silbern schien der Mond und helle,

wie er’s nur am Sonntag tut.

II

In Altona, wo jüngst vier junge Leute
man notzuchtshalber freisprach vor Gericht;
in dieser Stadt der Freiheit spielt auch heute
mein tiefbewegtes trauriges Gedicht.

Ein junges Mädchen ging mit einem Jüngling –
das war die Sünde, welche sie beging.
Und eines Tags ging er mit ihr ins Tingling-,
ins Tingeltangel-Tingelingeling.

Doch hinter ihnen schlich mit leisen Schritten
ein Auge des Gesetzes in Zivil;
denn hierzulande setzt man schlechten Sitten
und ungetrauter Liebe bald ein Ziel.

So ungehört im Kautschuk der Galoschen
folgt ihnen ins Lokal der Kriminal,
und für den Schandpreis von acht Silbergroschen
empört er sich ob ihrer Unmoral.

Der Jungfrau Namen kriegt er bald zu wissen,
auch ihren Stand – denn sie war Näherin –,
und diese Botschaft bracht er amtsbeflissen
dem Präsidenten von der Sitte hin.

Der nahm von diesem Umstand gleichfalls Kenntnis
und auch das vorgeschriebene Ärgernis
und engagiert für unsrer Maid Verblendnis
die altbewährte Göttin Nemesis.

Und sieh – der Paragraph der Rache fand sich
alsbald im Sittenkodex Altonas.
Der war zu brauchen, denn er roch so ranzig
wie alter, schimmelgrüner Harzer Kas.

Gestützt auf solcherlei Moralgesetze,
verfügt man übers Mägdlein die Kontroll,
ernannte sie per Strafmandat zur Metze,
als welche sie hinfüro gelten soll.

Doch dass die Kinder nicht zu frühe lernen,
wie Liebe manchmal talerweis entbrennt,
bringt man die Huren unter in Kasernen,
als welche man gemeinhin Puffs benennt.

Und unserm Mägdlein, dem die Absicht fern lag,
dem treuen Liebsten treulos zu entfliehn,

und das noch nie bei einem andern Herrn lag,
befahl man, in so ‘n Ding hineinzuziehn.

Soll ich die Seelenqual der Ärmsten schildern? – –
Erlasst es mir, da sonst das Herz mir bricht.
Denn eine solche Flut von Leidensbildern
fand selbst ein Henkersknecht erfreulich nicht.

Das Mägdlein fleht den Herrgott an um Gnade
und um Pardon für ihrer Lieb Gewalt;
alsdann in einem salzigen Tränenbade
schwamm eilends sie zum nächsten Rechtsanwalt.

Der nahm sich ihrer mit beredten Worten
und vielem Mut an vor dem Amtsgericht,
auf dass nicht hinter des Bordelles Pforten
dem armen Mägdelein ein Leid geschieht.

Jedoch was Recht ist, das muss Rechtens bleiben,
so lautete der Wahrspruch des Gerichts.
Wer Unzucht treibt, mag im Bordell sie treiben,
da helfen Jammern ihr und Tränen nichts.

Die Sache zog sich noch durch drei Instanzen – –
doch überall war der Beschluss egal.
Sie ward verdammt, fortan im Puff zu tanzen,
aus Gründen der gefährdeten Moral.

Und ihr, die doch bis dahin stets die Treuste,
die nie sich andern als dem Liebsten gab,
gewöhnen dieses jetzt Matrosenfäuste
und syphilitische Steuerleute ab. – –

So ward die gute Sitte doch gerettet
und auch gewarnt vor unzuchtsvoller Lieb,
und mit der Jungfrau Herzblut eingefettet,
rollt ruhig seines Wegs der Staatsbetrieb.

**Erich Mühsam**

Amanda

Niemals ist es zu empfehlen,
dass sich eine Maid, die liebt,
ohne ihm sich zu vermählen,
einem Mann zu eigen gibt.

Hat sie aber doch verleugnet
einmal alle Konvention,
macht sie ja sich ungeeignet
vorher für der Liebe Lohn.

Denn die Männer sind doch schließlich
Leute, denen nicht zu traun,
und die Folgen sind verdrießlich
ganz alleine für die Frau'n.

Lasst euch einen Fall berichten,
wo dies klar zutage tritt,
und wer Töchter hat und Nichten,
sei durch ihn gewarnt hiemit.

Eine Maid hat er betroffen,
die stets keuschen Sinn bewies,
die das Beste ließ erhoffen
und die nur Amanda hieß.

Doch als Leid auf Leid sich häufte,
ward zuletzt sie so bedrängt,
dass sie erst ihr Kind ersäufte
und sich selber dann erhängt.

*Einem* Mann nur war's gelungen,
der Verführten sich zu freun;
doch sie hat sich ausbedungen,
dass er sie zum Lohn sollt frei'n.

Und so harrte sie der Heirat,
doch als sie die Zeit fühlt nahn,
da entschwand auf einem Zweirad
jäh der saubere Galan.

Und es kam die schwere Stunde,
die sie ganz alleine fand,
wo mit kummervollem Munde
sie sich unter Schmerzen wand.

Wie die Liebe selbst beseligt,
ihre Folge tut es nicht,
und zumal, wenn unverehlicht
eine Jungfrau Kinder kriegt.

Denn die Welt find’t das nicht schicklich,
und Amanda floh die Welt.
Ach, ihr Los war unerquicklich – –
und besonders ohne Geld.

Ganz geheim und beistandsohne,
unter Wimmern und Gekrächz,
gab sie’s Leben einem Sohne – –
und zwar männlichen Geschlechts.

Ihre Stunde war vorüber
und verhallt der grause Schrei.
Ach, sie wollte wahrlich lieber
draufgegangen sein dabei.

Erst noch war sie sehr erschüttert,
und der Tränen manche floss,
aber dann ward sie erbittert
auf den schnöden Bettgenoss,

welcher sie im Stich ließ meuchlings
ohne Geld und Unterhalt.
Wütend um den Arm des Säuglings
war Amandas Faust gekrallt.

Wovon soll ich dich nun kleiden
und womit dich pflegen, Kind?
Sage mir, wo ich uns beiden
Bleibe, Kost und Wartung find!

Menschen, fremd und angehörig,
stossen mich von ihrer Tür – –
sagen, eine Hure wär ich.
Kind, mein Kind, was machen wir?

Doch das Kind mit bleichem Munde
schrie, jedweder Antwort bar,
was ja anders auch im Grunde
nicht wohl zu verlangen war.

Und Amanda von dem Lager
hob sich auf mit Weh und Ach –
und sie sah sich wieder mager –
doch sie war noch äußerst schwach.

Ihre Mutterlieb erwachte.
Zärtlich nahm sie auf den Arm
ihren Sprössling, küsst ihn sachte
und presst dann ihn an sich warm.

Und sie hüllt das Kind in Decken,
trug es an den Ort erregt,

dessen sonst zu andern Zwecken
man sich zu bedienen pflegt.

Sagte: In ein bessres Leben
sollst du jetzt, mein Liebling, gehn! –
Tat ihm auch die Brust noch geben.
Rührend war es anzusehn.

In den Trichter, erst das Köpfchen,
steckte sie's – o grausig Los! –
drückte dann aufs Messingknöpfchen,
bis das Wasser sich ergoss.

Und sie sah in tausend Ängsten,
wie sich's durch den Trichter wand.
Einen Zeh sah sie am längsten,
bis auch der zuletzt verschwand.

Einmal hörte sie's noch glurksen,
dann ward's stille nach und nach – –
und um selbst sich abzumurksen,
ging sie in ihr Schlafgemach.

Denn in ihrem großen Kummer
wollt sie sterben ebenfalls,
und so legt sie sich zum Schlummer
eine Schlinge um den Hals.

Als man sie des Morgens weckte,
fand man sie als Leichnam nur.
Aber wo der Säugling steckte,
davon fand man keine Spur.

Also starb Amanda Klopfer –
– dieses war ihr Vatersnam –,
sie, die als der Liebe Opfer
um ihr bisschen Leben kam.

Schuld an ihrem Missgeschicke
hatte auch die Konvention,
und zumal in seiner Tücke
ihr Galan, der Schandpatron.

Und das Geld, das schon so viele
hoffnungsvolle Leben fraß,
war auch wieder hier im Spiele,
weil sie eben keins besaß.

Wär Amanda eine reiche
Dame, hätt sie der gefreit –
und des Kinds und ihre Leiche
lebten sicherlich noch heut.

**Erich Mühsam**

An dem kleinen Himmel meiner Liebe

An dem kleinen Himmel meiner Liebe
will – mich dünkt – ein neuer Stern erscheinen.
Werden nun die andern Sterne weinen
an dem kleinen Himmel meiner Liebe?

Freut euch, meine Sterne, leuchtet heller!
Strahlend steht am Himmel, unverrücklich
eures jeden Glanz und macht mich glücklich.
Freut euch, meine Sterne, leuchtet heller!

Kommt ein neuer Stern in eure Mitte,
sollt ihr ihn das rechte Leuchten lehren.
Junge Glut wird euer Licht vermehren,
kommt ein neuer Stern in eure Mitte.

An dem kleinen Himmel meiner Liebe
ist ein Funkeln, Glitzern, Leuchten, Sprühen.
Denn ein neuer Stern beginnt zu glühen
an dem kleinen Himmel meiner Liebe.

**Erich Mühsam**

An die Soldaten

Sauft, Soldaten!
Dass das Blut
heißer durch die Adern rinnt.
Saufen macht zum Sterben Mut.
Sauft! Die Zeit der Heldentaten
fordert saftige Teufelsbraten.
Sauft! Der heilige Krieg beginnt.

Sauft und betet!
Gott erhört
liebevoll der Gläub'gen Ruf.
Wünscht, dass er den Feind zerstört!
Wenn ihr über Leichen tretet,
dankt dem Herrn, zu dem ihr flehtet,
dass er euch zu Mördern schuf.

Feindeskissen
bettet weich.
Wo des Feindes Witwe weint,
ist des Siegers Himmelreich.
Fremde Weiber – Leckerbissen –
Schnaps, Gebet und kein Gewissen –.
Krieg ist Krieg, und Feind ist Feind!

Tapfrer Krieger,
der vergisst,
dass ein Herz im Leibe schlägt,
dass er Mensch gewesen ist,
eh er Kämpfer war und Sieger.
Edler Held, der gleich dem Tiger
blutige Beute heimwärts trägt!

Heldenscharen
kehrt ihr heim,
fielt ihr nicht von Feindeshand.
In der Brust den Todeskeim,
Krüppel mit gebleichten Haaren,
sucht, wo eure Stätten waren
im zerwühlten Vaterland.

Qual und Lasten
sind der Dank.
Weib und Kind in bittrer Not.
Euer Heldentum versank.
Darben lernt ihr nun und Fasten.
Bettelnd mit dem Leierkasten,
winselt ihr ums Gnadenbrot.

**Erich Mühsam**

Aufforderung zum Tanz

Hopla, hopla, hop – juhö!
Um die Wette mit die Flöh!
Um die Wette mit die Wanzen!
Hopla, Schickse, lass uns tanzen!

Hopla, hopla, hop – juhei!
Flöh und Wanzen in die Reih!
Und die Beine in die Luft!
Hopla, Schickse, das ist duft!

Hopla, hopla, hop – juhu!
Hopla, komm doch, Rindvieh du!
Kunde, Schickse, Floh und Wanz!
Hopla, hop – das ist ein Tanz!

**Erich Mühsam**

August Hagemeister
*gestorben in der Festungsanstalt Niederschönenfeld am 16. Januar 1923*

Nicht unterm Knattertakt der Mitrailleuse,
bei roten Fahnen nicht, noch Hufgestampf –
dein Blut floss nicht ins Straßenschlachtgetöse.
Du starbst im Stuhl, und doch: Du fielst im Kampf.

Der Kerker stieß dich zu den Schatten jener,
die in der Menschheit düsterm Totentanz
endlos den Reigen ziehn der Nazarener,
der Weltbefreier mit dem Dornenkranz.

So fällte dich der Tod, um dich zu krönen.
Schon lauscht das Volk. – Dem Lebenden so taub,
hört’s des Verstummten Worte brausend tönen. –
Das Volk wacht auf und segnet deinen Staub.

**Erich Mühsam**

Barbaren

Sie streiten, wer Barbar sei unter ihnen,
und zum Beweise, dass stets nur die andern
vor aller Nachwelt solchen Ruf verdienen,
verwüsten sie mit schrecklichen Maschinen
Gallipoli, Galizien, Serbien, Flandern,
Wolhynien und das Land der Beduinen.

Das Blut gerinnt. Es häufen sich die Leichen
im Elsass, in Tirol, in Frankreich, Polen.
Auf hoher See und in den Tropenreichen
ist Kampfgetöse, Mord, ist Sieg und Weichen.
Es wird gebrannt, geschändet und gestohlen,
und über Trümmern ragen Ruhmeszeichen.

Aus Wolken fetzt der Mord, vom Meeresgrunde,
und Kinder müssen sterben, Frauen, Greise.
Den Hunger ruft man sich, die Pest zum Bunde.
Der Mutter Träne und die Todeswunde
erhabnen Planens zu der Menschheit Preise
gibt von der Heldenzeit Europas Kunde.

Und jubelnd töten sie für ihren Zaren,
für ihren Kaiser, König, Präsidenten;
und starke Männer sinken hin in Scharen
und wissen, dass sie tapfere Streiter waren. -
Blut tropft und Jammer von den Firmamenten.
Und jeder schmäht die andern als Barbaren.

**Erich Mühsam**

Bauchweh

Die Därme wälzen sich im Kampfe;
Es zuckt der Leib im Magenkrampfe:
Die Welt ist schlecht - die Welt ist schlecht.
Dass sie der Herr im Zorn zerstampfe!
Dass sie verpuffe und verdampfe! –
So wär es recht! – So wär es recht!

Angst ist das Leben und Beschwerde;
Der Mensch, er sitzt am Schmerzensherde
Im Weltenbauch - im Weltenbauch.
In qualzerrissener Gebärde
Krümmt sich der Bauch der Welt, der Erde -
Und meiner auch. – Und meiner auch.

**Erich Mühsam**

Bonzenblues

Sei dankbar, Volk, den Edlen, die dich leiten,
der Obrigkeit, die stets dein Heil bedenkt.
Willst du dir selber dein Geschick bereiten,
bald wär die Karre in den Sumpf gelenkt.
Was weißt denn du, was für dein Wohlsein nötig ist?
Das Volk gehorche, weil es brägenklötig ist.
Der höhern Einsicht füge dich beizeiten,
und frag nicht lang, warum der Staat dich hängt

Vertraue, Volk, den Bonzen der Parteien,
geborgen ist dein Glück in ihrem Schoß.
Wenn du sie wählst, wolln alle dich befreien,
wenn sie gewählt sind, melken sie dich bloß.
Stell dir doch vor, wenn niemand dich regieren soll,
wovon dein Bonze dann noch existieren soll.
Der ganze Landtag müsst vor Hunger schreien.
Selbst die Abortfrau wäre arbeitslos.

Sie haben nichts im Kopf als Paragraphen.
Die Bonzen sind, o Volk, die Jungs im Skat,
verhängen Steuern über dich und Strafen,
und wenn du aufmuckst, dann ist’s Hochverrat.
Sie merken nie, wenn alles auf der Kippe steht,
sie merken immer, wo noch eine Krippe steht,
doch du, o Volk, du kannst geruhsam schlafen.
Die Bonzen wachen, ja es wacht der Staat.

**Erich Mühsam**

Bürgers Alpdruck

Was sinnst du, Bürger, bleich und welk?
Hält dich ein Spuk zum Narren?
Nachtschlafend hörst du im Gebälk
den Totenkäfer scharren.
Er wühlt und bohrt, gräbt und rumort,
und seine Beine tasten
um Säcke und um Kasten.

Horch, Bürger, horch! Der Käfer läuft.
Er kratzt ans Hauptbuch eilig.
Nichts, was du schwitzend aufgehäuft,
ist seinen Fühlern heilig.
Der Käfer rennt. Der Bürger flennt.
In bangen Angstgedanken
fühlt er die Erde wanken.

Ja, Bürger, ja – die Erde bebt.
Es wackelt deine Habe.
Was du geliebt, was du erstrebt,
das rasselt jetzt zu Grabe.
Aus Dur wird Moll, aus Haben Soll.
Erst fallen die Devisen,
dann fällst du selbst zu diesen.

Verzweifelt schießt die Bürgerwehr
das Volk zu Brei und Klumpen.
Ein Toter produziert nichts mehr,
und nichts langt nicht zum Pumpen.
Wo kein Kredit, da kein Profit.
Wo kein Profit, da enden
Weltlust und Dividenden.

Hörst, Bürger, du den Totenwurm?
Er fährt durch Holz und Steine,
und sein Geraschel weckt zum Sturm
des Leichenvolks Gebeine.
Ein Totentanz macht Schlussbilanz
und schickt dich in die Binsen
samt Kapital und Zinsen.

**Erich Mühsam**

Curt Siegfried

*Freitod am 30. Juli 1903*

Nur die Besten fahren zur Hölle;
denn nur die Besten können leiden,
und nur die Besten wissen zu scheiden
und finden den Weg aus dem Erdgerölle. – –

Du fandst deinen Weg, mein mutiger Flieher!
So lass denn die Vetteln um dich flennen,
die Erdendrescher und Himmelszieher,
die nicht wissen, wo Höllen brennen.

Die Sterbensängste, die jene blenden,
du knalltest sie stark und sieghaft tot. –
Fahr hin, wo die Flamme den Besten loht:
zu den trunkenen goldenen Höllenbränden!

**Erich Mühsam**

Dämmerung

Traurig ist’s und jämmerlicht,
wenn der Mensch im Dämmerlicht
früh den Weg nach Hause sucht
und dabei die Welt verflucht.

Aus dem grauen Pflasterstein
grinst Verzweiflung, Laster, Pein,
und vom schwanken Lampenpfahl
flackert Aberwitz und Qual.

In des Menschen bangem Leid
stöbert die Vergangenheit –
und er steigt voll Scham und Schmach
einer späten Hure nach.

**Erich Mühsam**

Das kleine Mädchen

Am Wege ohne Falsch und Bös,
noch kindlich im Gewand
und erst seit kurzem amourös,
ein liebes Mägdlein stand.
Um Ohr und Schläfe quoll das Haar
in bräunlichem Gelock,
und senkrecht wuchs das Beinepaar
aus dem karierten Rock.
Ihr dunkles Auge spähte rasch
die Straße quer und lang,
ob’s einen Männerblick erhasch,
flog auf und nieder bang.
Und kam des Weges ein Kommis
und sah die Kleine stehn,
dann ward sie rot, dann zittert sie
vom Kopf bis zu den Zehn.
Doch wenn geziert ein feiles Weib
an ihr vorüberstrich,
dann schütterte der junge Leib
vor Neid und straffte sich.
Am Spätnachmittag ging sie heim;
ein schwerer Schatten fiel.
Sie fand der Sehnsucht keinen Reim,
dem Herzensdrang kein Ziel.
Und mit den Eltern saß zu Haus
sie um den Tisch herum,
da schämt sie sich die Augen aus
und wusste nicht, warum.
Doch erst, wenn es in dumpfem Takt
vom Kirchturm schlug zwölf Uhr,
dann stand sie vor dem Spiegel nackt
und drehte die Figur.
Es flog der Puls, der Atem dampft,
und wütend war die Faust
um die gestraffte Brust gekrampft,
in der es gor und braust.
Dann kam der Schlaf, der drückte sie
mit Träumen schwer wie Blei,
er führte Hure und Kommis
im wilden Tanz vorbei.
Und alle Sehnsucht dreht und wand
sich mit im Walzerkreis.
Die Morgen sonne kam und fand
das Kind im Fieberschweiß.
Doch vor und nach dem Mittagsmahl
da stand sie wieder dort,
wo sie den Träumen Nahrung stahl,
und wollte nimmer fort.

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Das Leben floss. Doch ein Gebet
trat auf die Lippen ihr:
»O Gott, schick einen, der dort geht,
schick einen doch zu mir!
O nahm mich einer mit Gewalt!«
So hat sie stumm geklagt.
Sie war erst dreizehn Jahre alt,
und keiner hat’s gewagt.
Mit fünfzehn war sie blass und bleich,
war müde und verblüht
und hat sich um das Himmelreich
des Glücks nicht mehr bemüht.
Und als sie siebzehn Jahre war,
da kam ein Pharmazeut,
der führte sie zum Traualtar.
Wie das die Eltern freut!
Vier Kinderchen zeugt er mit ihr,
so ging die Zeit herum.
Die Kinder wurden alle vier
gesund, vergnügt und dumm.
Die gute Mutter blieb dem Mann,
dem eh’lichen Gemahl,
so treu wie’s nur verlangen kann
die sittsamste Moral.
Nur manchmal, wenn der Bettgenoss
laut schnarcht, stand sie voll Leid
am Wege, wo das Leben floss –
im kurzen Mädchenkleid.
Dann hat sie’s andern Tags gespürt,
als ob ein Fehl sie reut:
Der einzige, der mich je berührt,
ist dieser Pharmazeut!

**Erich Mühsam**

Das Nichts

Ich sah durch ein hohes, großes Loch.
Ist Nichts darin? - Doch! scholl es. - Doch!
Und ich suchte und suchte und grub nach dem Nichts. -
Da quoll aus dem Loch eine Garbe Lichts. -
Ich habe das Nichts gefunden, -
Und mir um die Stirn gewunden.

*Als philosophisches Thema der Metaphysik und der Ontologie hat das „Nichts“ eine steile, Karriere hinter sich. Die frühe naturwissenschaftliche Vorstellung, man könne das „Nichts“ als Vakuum - im Sinne eines materiefreien Raumes - darstellen, gilt in der Philosophie als naiv. Bei Martin Heidegger oder Jean Paul Sartre wird das „Nichts“ in Zusammenhang mit seinem Gegenstück, dem „Sein“ analysiert. Für den poetisch inspirierten Anarcho-Kommunisten Erich Mühsam (1878-1934) ist das „Nichts“ doch sehr leicht auffindbar.*

Das leichthändige Spiel mit dem „Nichts“ verdankt sich dem vergnüglichen Spiel mit dem Reim und heiteren Paradoxien. Erstmals 1904 im Gedichtband „Die Wüste“ gedruckt, strebt Mühsams „Nichts“ nicht nach philosophischer Dignität, sondern nach einer eher komödiantischen Existenz. Diese kleine lyrische Abhandlung kann durchaus mit ähnlichen Grotesken des unübertroffenen Komik-Meisters Christian Morgenstern (1871-1914) konkurrieren.

**Erich Mühsam**

Das sind die Nächte, die mir Furcht erregen

Das sind die Nächte, die mir Furcht erregen,
wo sich der Mond an meine Seite schmiegt
und kranke Schatten führt an meinen Wegen,
entschleiernd, was am Grund des Grauens liegt.

Oh, hassenswert sind diese hellen Nächte.
Ich will im Dunkeln meine Straße gehn.
Ich dulde nicht, dass unbekannte Mächte
mit scheelem Blick in meine Seele sehn.

Verhasster Mond, der feil und unverschwiegen
mir in mein innerstes Geheimnis bricht!
Ich wollt, ich dürft erst tot im Grabe liegen,
gefeit vor Furcht und unerbetnem Licht.

**Erich Mühsam**

Das Trinklied

Stimmt eure Seelen zu festlichen Klängen,
füllt eure Herzen mit jauchzendem Wein! –
Denn die Jahre der Jugend drängen,
und das Alter bricht polternd herein. –
Noch strahlen uns Sonnen, noch blinken uns Gläser –
noch lachen uns Lippen und Brüste heiß –
noch blühen die Blumen, noch grünen die Gräser –
aber eilt euch: was rot ist wird weiß!

Rasch ziehen vorüber die glücklichen Stunden. –
Hält uns nicht die Jugend – wir halten sie nicht!
Wehrt euch der Würde! – Der ist überwunden,
den fromme Sitten plagen und Pflicht!
Nieder mit dem, den Sorgen bedrücken –
denn der weiß nicht, was Leben heißt:
Lebend genießen, lebend beglücken –
aufs Leben trinken, bis es zerreißt!

Trinken! Trinken! Auf Leben und Sterben!
Leben! Leben! Auf Blut und Kuss!
Leert den Pokal, dann keilt ihn in Scherben!
Lebt euer Leben – und dann ein Schuss!
Trinken ist Leben, und Leben ist Trinken!
Nieder der Schwächling, der trunken fällt!
Wein her! – Wir wollen im Leben versinken!
Das Leben her! – Es lebe die Welt!

**Erich Mühsam**

Das Volk der Denker

Du armes Volk! Von aller Welt betrogen,
besiegt im Kampf, im Sehnen selbst besiegt,
sinnst du, das Hirn mit Wissen vollgesogen,
der Frage nach, woran dein Unglück liegt.
Und schon gelingt dir trefflich zu erklären,
warum bei so beschaffner Produktion
des einen Teil der Schweiß ist und die Schwären,
des andern Teil Theater, Sport und Spon.
Materialistisch weißt du zu begründen
der Wirtschaftsform Naturnotwendigkeit
und widerlegst den Wahn von Schuld und Sünden
als Narrenglauben der Vergangenheit.
Wie scheint der Mahner dir naiv und komisch,
der an die Seele pocht: Wach auf! Hab Kraft!
Du rechnest, wann historisch-ökonomisch
die Stunde reift auf Grund der Wissenschaft.
Du lachst des Spruchs, Tat wachse nur aus Wollen,
der manchmal noch in wirren Köpfen spukt.
Du siehst am Faden die Entwicklung rollen,
erkennst dich selbst als deiner Zeit Produkt.
Du lerntest längst nach Phasen zu begreifen
den Aufstieg der Geschichte und Kultur
und lehnst es ab, in Träumerei zu schweifen:
Kleinbürger-Utopien hemmen nur.
Du kennst die Welt, durchdenkst sie dialektisch;
empirisch ist dein Tun, dein Sinn real!
Sind deine Kinder skrofulös und hektisch –
du weißt Bescheid: so wirkt das Kapital.
Und stehn sie hungrig vor des Reichen Türen,
der dich, Rebell! – vertrieb aus der Fabrik.
Du senkst den Kopf in Bücher und Broschüren
zum Studium der sozialen Republik.
Und liest: die Erde gäbe allen reichlich,
gehörte sie nur allen; – und du liest:
der schnöden Gegenwart folgt unausweichlich
die Zukunft, die ein freies Volk genießt.
Die Zukunft kommt! Von selbst und ungerufen!
Im stolzen Trost schwelgt deine Phantasie.
Nur eine Serie von Entwicklungsstufen
steht noch bevor. – So lehrt’s die Theorie.
Du liest und lernst. Den Rücken krumm gebogen,
durchwühlst du Heft um Heft und Band um Band.
O armes Volk! Von aller Welt betrogen,
betrügst du selbst dich um dein Sehnsuchtsland.

**Erich Mühsam**

Das Wasserrohr

Nachts braust ein hohles Rauschen an mein Ohr.
Schrill tönt mein Schritt, der banges Leben kündet.
Tief unterm Erdreich liegt ein Wasserrohr:
Weiß nicht, wo's herkommt – weiß nicht, wo es mündet.

So tief wie eine Ahnung rollt der Schall,
wie bange Märchen, die wir schaudernd träumen.
Mein Fuß erschrickt – und weiß, dass überall
tief unter meinen Wegen Wasser schäumen.

**Erich Mühsam**

Der Anarchisterich

War einst ein Anarchisterich,
Der hart den Attentatterich.
Er schmiss mit Bomben um sich rum;
Es knallte nur so: bum bum bum.
Einst kam der Anarchisterich
An einen Schlosshof fürstelich,
Und unterm Rock verborgen fein
Trug er ein Bombombombelein.

Nach Haus kam Serenissimus,
Sprach: Omnia nos wissimus,
Und sprach viel weise Worte noch,
Dass alles rings nach Weisheit roch.
Jedoch der Anarchisterich
Mit seiner Bombe seitwärts schlich
Und schmiss sie Serenissimo
Unter den Rokokopopo.

Und rings war alles bass entsetzt,
Durchlaucht hat sich vor Schreck gesetzt,
Indes der Anarchisterich Durch eine Seitentür entwich.
Nur einer sprang beherzt herbei,
Zu helfen, was zu helfen sei.
Doch sprach er bleich: Volk, höre nur,
‘s ist ne Bomb-onniere nur.

Rings aber lag man auf dem Knie
Und heulte, jammerte und schrie
Und betete: Du lieber Gott,
Schlag doch die Anarchisten tot!
Drum merk dir, Anarchisterich,
Heil dich vom Attentatterich.
Kommst du zu Hofe fürstelich,
Geht’s fürder dir für-fürchterlich.

**Erich Mühsam**

Der Bahnhof

Die weite Halle dampft und faucht.
Aus schwarzen Schloten qualmt und raucht
der graue Atem geschäftiger Kraft,
und Lichter blinzeln und flammen.
Betriebsames Menschentum eilt und schreit;
in Hast und feindlicher Leidenschaft,
in dumpfer Sucht und Lebendigkeit
schlägt tönend das Leben zusammen.
Ums Glasdach windet gefesselter Rauch.
Die Schienen zittern und krachen.
Da schiebt – zwei Feuerfäuste vorm Bauch –
ins hohe Tor ein schwarzer Koloss –
der stöhnt aus blutigem Rachen;
er bläht die Nüstern, er schnaubt – und steht.
Aus seinem Leibe befreit sich ein Tross
armseliger Menschen. Die fluten dahin,
wo sonnenbeschienen das Leben geht,
wo der Nachbar träumt von der Nachbarin ...
In der weiten Halle ist Funkeln und Dampf
und Donnern und Rasseln und Fleiß und Kampf.

**Erich Mühsam**

Der Gefangene

Ich hab’s mein Lebtag nicht gelernt,
mich fremdem Zwang zu fügen.
Jetzt haben sie mich einkasernt,
von Heim und Weib und Werk entfernt.
Doch ob sie mich erschlügen:
Sich fügen heißt lügen!

Ich soll? Ich muss? – Doch will ich nicht
nach jener Herrn Vergnügen.
Ich tu nicht, was ein Fronvogt spricht.
Rebellen kennen bessre Pflicht,
als sich ins Joch zu fügen.
Sich fügen heißt lügen!

Der Staat, der mir die Freiheit nahm,
der folgt, mich zu betrügen,
mir in den Kerker ohne Scham.
Ich soll dem Paragraphenkram
mich noch in Fesseln fügen.
Sich fügen heißt lügen!

Stellt doch den Frevler an die Wand!
So kann’s euch wohl genügen.
Denn eher dorre meine Hand,
eh ich in Sklavenunverstand
der Geißel mich sollt fügen.
Sich fügen heißt lügen!

Doch bricht die Kette einst entzwei,
darf ich in vollen Zügen
die Sonne atmen – Tyrannei !
Dann ruf ich’s in das Volk: Sei frei!
Verlern es, dich zu fügen!
Sich fügen heißt lügen!

**Erich Mühsam**

Der Gesang der Vegetarier. Ein alkoholfreies Trinklied
*(Melodie »Immer langsam voran«)*

Wir essen Salat, ja wir essen Salat
Und essen Gemüse von früh bis spat.
Auch Früchte gehören zu unsrer Diät.
Was sonst noch wächst, wird alles verschmäht.
Wir essen Salat, ja wir essen Salat
Und essen Gemüse von früh bis spat.

Wir sonnen den Leib, ja wir sonnen den Leib,
Das ist unser einziger Zeitvertreib.
Doch manchmal spaddeln wir auch im Teich,
Das kräftigt den Körper und wäscht ihn zugleich
Wir sonnen den Leib und wir baden den Leib,
Das ist unser einziger Zeitvertreib.

Wir hassen das Fleisch, ja wir hassen das Fleisch
und die Milch und die Eier und lieben keusch.
Die Leichenfresser sind dumm und roh,
Das Schweinevieh – das ist ebenso.
Wir hassen das Fleisch, ja wir hassen das Fleisch
und die Milch und die Eier und lieben keusch.

Wir trinken keinen Sprit, nein wir trinken keinen Sprit,
Denn der wirkt verderblich auf das Gemüt.
Gemüse und Früchte sind flüssig genug,
Drum trinken wir nichts und sind doch sehr klug.
Wir trinken keinen Sprit, nein wir trinken keinen Sprit,
Denn der wirkt verderblich auf das Gemüt.

Wir rauchen nicht Taback, nein wir rauchen nicht Taback,
Das tut nur das scheußliche Sündenpack.
Wir setzen uns lieber auf das Gesäß
Und leben gesund und naturgemäß.
Wir rauchen nicht Taback, nein wir rauchen nicht Taback,
Das tut nur das scheußliche Sündenpack.

Wir essen Salat, ja wir essen Salat
Und essen Gemüse von früh bis spat.
Und schimpft ihr den Vegetarier einen Tropf,
So schmeißen wir euch eine Walnuss an den Kopf.
Wir essen Salat, ja wir essen Salat
Und essen Gemüse von früh bis spat.

**Erich Mühsam**

Der Glockenturm

Aus roten Dächern ragend strebt
der Kirchturm in den hellen Tag.
Von dunklem Erz die Glocke schwebt
in seinem steinernen Verschlag.
Und neben ihr hängt im Gestühl
ein Tau, vom Winde leis geschwenkt.
Kein Blick klimmt hoch und kein Gefühl.
Kein Mensch geht unten, welcher denkt,
dass dieses Tau in dem Gerüst,
von einer mutigen Menschenhand
geschlagen an der Glocke Rand,
das Volk zu Taten wecken müsst. –
Da starren sie, gelangweilt, kühl:
das Tau, die Glocke und der Turm.
Mein Sehnen nur steigt ins Gestühl
und läutet Sturm.
Und läutet, bis der Glöckner stumm
den Weg sich zum Gerüste bahnt
und alles gläubige Publikum
zum friedlichen Gebete mahnt.

**Erich Mühsam**

Der Mahner

Wo bleibt ihr nur, Genossen meiner Zeit?
Ich schau zurück und kann euch kaum noch sehn.
Ein wirres Stimmentosen hör ich weit,
weit hinter mir und kann es nicht verstehn.

Ich ruf euch zu, doch euerm Echo fehlt
der Laut, der rein aus meiner Stimme klingt.
Ich wink euch her. Doch ihr, wie unbeseelt,
horcht tauben Ohrs, ob euch ein Stummer singt.

Vergebne Zeichen! Aus den Zähnen pfeift
misstönig euer ärgerlicher Spott.
Kommt nie die Zeit, da ihr die Zeit begreift?
Tritt nie aus finstern Kirchen euer Gott?

**Erich Mühsam**

Der Revoluzzer

*Der deutschen Sozialdemokratie gewidmet*

War einmal ein Revoluzzer,
Im Zivilstand Lampenputzer;
Ging im Revoluzzerschritt
Mit den Revoluzzern mit.

Und er schrie: »Ich revolüzze!«
Und die Revoluzzermütze
Schob er auf das linke Ohr,
Kam sich höchst gefährlich vor.

Doch die Revoluzzer schritten
Mitten in der Straßen Mitten,
Wo er sonsten unverdrutzt
Alle Gaslaternen putzt.

Sie vom Boden zu entfernen,
Rupfte man die Gaslaternen
Aus dem Straßenpflaster aus,
Zwecks des Barrikadenbaus.

Aber unser Revoluzzer
Schrie: »Ich bin der Lampenputzer
Dieses guten Leuchtelichts.
Bitte, bitte, tut ihm nichts!

Wenn wir ihm das Licht ausdrehen,
Kann kein Bürger nichts mehr sehen.
Lasst die Lampen stehn, ich bitt! –
Denn sonst spiel ich nicht mehr mit!«

Doch die Revoluzzer lachten,
Und die Gaslaternen krachten,
Und der Lampenputzer schlich
Fort und weinte bitterlich.

Dann ist er zu Haus geblieben
Und hat dort ein Buch geschrieben:
Nämlich, wie man revoluzzt
Und dabei doch Lampen putzt.

**Erich Mühsam**

Der Schornstein

Ein kleines gelbes Haus, plump überdeckt
von einem flachen Dach aus schwarzem Schiefer,
in dem ein klobig roter Schornstein steckt.
Unförmig klimmt aus dieses Schornsteins Bauch
ein dumpfer Lichtschein, eingepackt in Rauch,
der in der Luft verkriecht wie Ungeziefer. –
Ein Vogel macht sich aus dem Lichtschein los,
wächst rot zum Himmel, wächst – wird weltengroß,
durchzuckt die Nacht in grausiger Gebärde –
und blutet schwere, rote Angst zur Erde.

**Erich Mühsam**

Der Torbogen

Dunkel und schwer quer über die Gasse
wölbt sich ein Bogen von Dach zu Dach,
stützt mit den Schultern die bröcklige Masse
bresthafter Häuser aus Mörtel und Fach.

Schwarz aus des Fensters gespenstischen Gittern
glotzt von des Torbogens Stirne die Nacht,
wirft mit Schatten, die züngelnd zittern,
höhnt den furchtsamen Wind und lacht;

knetet aus Finsternis grinsende Fratzen,
stößt sie den Menschen zum Schornstein hinein,
dass sie sich lagern auf ihre Matratzen
und sich umfassen mit kaltem Gebein.

Mann und Weib flüchten näher zusammen,
bannen die Angst in verzweifeltem Kuss ...
Kinder werden von ihnen stammen,
die der Torbogen hüten muss.

**Erich Mühsam**

Der tote Kater

Warum schleicht der Bube Peter
mit gesenktem Kopf herum?
Warum feixt er? Warum geht er
nicht in das Gymnasium?
Was geschah mit ihm? Was tat er?
Seht, von einer Wäscheleine
schlenkert ein gewesener Kater,
senkrecht ausgestreckt die Beine. –
Schlenkert schon seit sieben Tagen;
Peters Blicke aber schleichen,
wo die Tat sich zugetragen,
wo es stinkt nach alten Leichen ...
Was der Bube sich wohl dachte,
als er dieses scheu vollbrachte? –
Wollt er nur die Luft verstänkern?
Oder freut er sich am Schlenkern?

**Erich Mühsam**

Der Tote

War’s ein Traum? Ist’s wahr? – Was macht’s!
Bilder ziehn und fliegen.
Einen Toten sah ich nachts
auf der Bahre liegen.
Schlug die Augen nicht mehr auf,
hielt den Mund geschlossen
und ließ doch den Worten Lauf,
die im Kreis zerflossen:
Schreiner, füge mir den Sarg
aus sechs starken Brettern.
Wer das Herz in Schlummer barg,
trotzt nicht mehr den Wettern.
Wer am Wege niederfiel,
müde und verlitten,
braucht, dass er ihn leit zum Ziel,
keinen Gott zu bitten.
Wem die Sonne nicht mehr scheint,
kann die Liebe missen.
Wieviel Trauer um ihn weint,
braucht er nicht zu wissen.
Himmel – Hölle, Dunkel – Licht,
heitrer oder trüber –
Tote unterscheiden nicht.
Lust und Leid: vorüber!
Schreiner, richte mir die Truh
aus sechs starken Brettern.
In den Grabblock meißle du,
Steinmetz, diese Lettern:
Menschen, lasst die Toten ruhn,
euer ist das Leben.
Jeder hat genug zu tun,
Arm und Blick zu heben.
Lasst die Toten! Sie sind frei
im durchnässten Sande.
*Euch* entringt der Sklaverei!
*Euch* der Not und Schande!
War ein Kampf des Lorbeers wert,
spart dem Tod die Spende –
aber nehmt des Toten Schwert!
Führt den Kampf zu Ende!
Kämpft, o kämpft, und nützt die Zeit
zu der Menschheit Glücke!
Fällt ein Mann, so steht bereit:
Vorwärts! Schließt die Lücke!
Wollt ihr denen Gutes tun,
die der Tod getroffen,
Menschen, lasst die Toten ruhn
und erfüllt ihr Hoffen!

**Erich Mühsam**

Dichter und Kämpfer

Unrühmlich ist es, jung zu sterben.
Mein Tod wär sträflicher Verrat.
Ich bin der Freiheit ein Soldat
und muss ihr neue Kämpfer werben.

Und kann ich selbst die Schlacht nicht lenken,
seh selbst nicht mehr das bunte Jahr,
so soll doch meine Bundesschar
im Siege meines Rufs gedenken.

Drum will ich Mensch sein, um zu dichten,
will wecken, die voll Sehnsucht sind,
dass ich im Grab den Frieden find
des Schlafes nach erfüllten Pflichten.

**Erich Mühsam**

Die Demokraten

Genosse Seidelheber sprach:
»Wir sind die Demokraten!
Wir woll’n nicht mehr im Schlamm der Schmach,
Im Sumpf des Zwanges waten.
Wir wissen selbst, was not uns tut.
Und brauchen keine Fürsten, -
Wir alle, die voll Kraft und Mut
Nach Recht und Freiheit dürsten.
Das Volk ist stark, - das Volk sei frei.
Es folge eignen Räten!
Des Volkes Losungswort, es sei:
Tod den Autoritäten!«
- und Beifallsmurmeln rings erscholl,
Begeistrung packte jeden.
- Doch mächtgen Freiheitsdranges voll,
Fuhr jener fort zu reden:
Das Volk will selber Führer sein,
Denn eignen Willen hat es.
Der Arbeitsmann will sich befrein,
Der Mann des Zukunftsstaates.
Schon stürmt der Freiheit Siegeslauf
- Ich rede nicht zum Spaße! -
Der Sturm geht los, das Volk steht aut.
Der Freiheit eine Gasse!!«
- Hei! wie da alles Freiheit schrie,
Die Alten und die Jungen!
Wie sind von Tisch und Stühlen sie
Begeistrungsvoll gesprungen!
Doch als nun einer rief gar noch,
Eh sich der Saal wollt leeren:
»Genosse Seidelheber hoch!« -
Da konnt man nur noch hören
Aus allem Jubeln, Lärmen, Schrein.
»Genosse Seidelheber
Soll fortan unser Führer sein!
Ihm folgen wir! Hoch leb er!«

**Erich Mühsam**

Die drei Gesellen

Es war einmal ein Zimmergesell,
ein arger Gesell, ein schlimmer Gesell,
der ließ kein Weib in Ruh.
Er nahm, was in den Weg ihm kam,
ob grad, ob krumm, ob heil, ob lahm,
und wär's ein Holzgestell.

Sein Nachbar war ein Bäckergesell,
ein frecher Gesell, ein kecker Gesell,
und aller Mädchen Freund.
Ob schwarz, ob blond, ob rot, ob braun,
er brauchte sie nur anzuschaun,
sie kamen auf der Stell.

War beider Freund ein Brauergesell,
ein kluger Gesell, ein schlauer Gesell,
doch möcht ihn keine Maid.
Setzt er sich eine in den Kopf –
sie hängt – verloren Malz und Hopf! –
ihm um die Narrenschell.

Und war da eine Wäschemamsell,
eine muntre Mamsell, eine fesche Mamsell,
die liebten alle drei.
Der Zimmrer hat sie sich geholt,
den Bäcker hat sie selbst gewollt,
beim Brauer lacht sie hell:

»Was fällt dir ein, du dummer Gesell,
du öder Gesell, du krummer Gesell,
wirst nimmermehr mein Mann.
Du hast ja Warzen im Gesicht
und einen Wanst – dich mag ich nicht.
Geh heim und troll dich schnell!«

Da sprach der Brauer: »Warte, Mamsell,
du bist mir keine zarte Mamsell,
wirst doch noch meine Frau.«
Und ging nach Haus und braut ein Bier,
das wär zu stark gewesen schier
dem Teufel in der Höll.

Dem Zimmrer tät er winken: »Gesell,
komm her zu Bier und Schinken, Gesell!«
Den Bäcker rief er auch.
Drauf säuft er die zwei Freunde ein.
Verschliefen jeder drei Stelldichein
bei ihrer Wäschemamsell.

Die kam gerannt: »Ach, Brauergesell!
Ich bin gar sehr voll Trauer, Gesell!
Komm her und sei mein Schatz!«
Da liebten die beiden sich himmelhoch.
Der Zimmrer, der Bäcker, die schnarchten noch
besoffen auf ihrem Fell.

**Erich Mühsam**

Die Kirchenuhr schlägt Mitternacht

Die Kirchenuhr schlägt Mitternacht.
Da unten schäumt der Fluss und keucht.
Die Eisenbrücke ächzt und kracht,
und meine Stirn ist kalt und feucht.
Und meine Finger stehn gespreizt,
es zittert im Gelenk das Knie,
und hinter meinen Augen heizt
der Mondschein brandige Phantasie.
Was will das lüsterne Gestirn? – –
Ein Baum greift aus. Ein Vogel krächzt.
Ein Peitschenschlag durchreißt mein Hirn ...
Es keucht der Fluss. – Die Brücke ächzt.

**Erich Mühsam**

Die Pfeife

Wusch ich mich schon vor einem Jahr
zum letzten Mal mit Seife,
so ward jetzt auch der Tabak rar.
Schwarz gähnt das Maul der Pfeife.
Ein kalter Ruch – Erinnerungswahn –
entdünstet trüb dem Rachen.
Die taubste Nuss, der hohlste Zahn
kann nicht so traurig machen.
Der Tabakbeutel schlaff und leer
rutscht grämlich durch die Hände.
Kein lustig blaues Wölkchen mehr
belebt die kahlen Wände.
Wo ist der Qualm, der mir im Raum
die fade Luft gesäuert,
der mich umwirkt mit süßem Traum,
den Genius mir befeuert?
Wo ist das braune Zauberkraut,
das alle Grillen bannte?
Verbraucht, verschmaucht, verraucht, verdaut –
dahin ins Unbekannte! ...
Da liegt er nun, der Pfeifenkopf,
ein Anblick zum Erbarmen,
und wartet, dass ihn jemand stopf.
Es hilft dir nichts, dir Armen.
So ging's dem Vaterlande auch.
Jetzt habt ihr die Erfahrung:
Erst hochgepafft den dicken Rauch,
und nachher fehlt's an Nahrung.
Die Seife schmolz dahin zu Schaum;
jetzt wäscht man sich mit Speichel
und raucht das Laub vom Lindenbaum
mit kleingeriebener Eichel.
Vertan, verpulvert, aufgezehrt,
was unser war alltäglich. –
Lieb Vaterland, jetzt heißt's: entbehrt! –
Der Rest ist arm und kläglich.
Wie viele Wochen, Tage noch
hält sich der Rest im Sacke?
Schon sickert er durchs Hungerloch
gleich meinem Rauchtabake ...
Was ward aus dir, lieb Vaterland?
Des eigenen Ruhms Attrappe,
ein ausgeblasenes Ei im Sand,
ein Siegesaar aus Pappe.
Herausgesogen bis zum Grund
der letzte Lebenstropfen –
ein leergebrannter Pfeifenschlund – –
und nichts mehr nachzustopfen.

**Erich Mühsam**

Die Pflicht

Jüngst war der Tod bei mir zu Gast ...
Unsichtbar stand er und hat still
und prüfend meinen Puls gefasst,
als fragt er, ob ich folgen will.
Da ward mein Körper schwebend leicht,
und in mir ward es licht und rein.
Ich spürte: Wenn das Leben weicht,
muss Seligkeit und Süße sein.
Willkommner Tod, du schreckst mich nicht;
in deiner Obhut ist es gut,
wo Geist und Leib von aller Pflicht
von Kerkerqual und Ängsten ruht ...
Von aller Pflicht? Stirbt denn mit mir
der Krieg, das Unrecht und die Not?
Des Armen Sucht, des Reichen Gier-
sind sie mit meinem Ende tot?
Ich schwur den Kampf. Darf ich ihn fliehn?
Noch leb ich – wohlig oder hart.
Kein Tod soll mich der Pflicht entziehn –
und meine Pflicht heißt: Gegenwart!

**Erich Mühsam**

Die Ratte

Eine dicke dunkelbraune Ratte
nagt des Nachts an meinem Rückenmark,
und an meine Glieder hängt sich eine matte
dumpfe Schwere.
Wüsst ich nur, wie ich der Ratte wehre!
Wären meine schlaffen Sehnen stark!
Doch umsonst: all meine beste Habe,
alles, was ich war und was ich hatte,
nagt sie, knabbert sie in sich hinein. –
Trägt man mich dereinst zu Grabe,
senkt mich kraftlos, saftlos in das Erdreich ein,
folgt, ich wett, als erste dem Gebein
trauervoll und dankbar eine satte
dicke dunkelbraune Ratte.

## Die Ratte

Eine dicke dunkelbraune Ratte
nagt des Nachts an meinem Rückenmark,
und an meine Glieder hängt sich eine matte
dumpfe Schwere. —
Wüßt' ich nur, wie ich der Ratte wehre!
Wären meine schlaffen Sehnen stark!
Doch umsonst. All meine beste Habe, —
alles, was ich war und was ich hatte,
nagt sie, knabbert sie in sich hinein. —
Trägt man mich dereinst zu Grabe,
senkt mich saftlos, kraftlos in das Erd-
reich ein,
folgt — ich wett' — als erste dem Gebein
trauervoll und dankbar eine satte,
dicke dunkelbraune Ratte.

Erich Mühsam

Die Ratte.Simplicissimus Jahrgang 10, Heft 38, 12-1905, S. 448

**Erich Mühsam**

Die Revolution

*Ein Drama in fünf Akten*

*Ort der Handlung: Russland*
*Zeit: Gegenwart*

*Erster Akt*

DAS VOLK Brot und Freiheit!
VÄTERCHEN Es bleibt alles beim alten!

*Zweiter Akt*
EINE BOMBE Bumm!

*Dritter Akt*
EIN KOSAKENLEUTNANT Gebt Feuer!

*Vierter Akt*
EINE MILITÄRKAPELLE Russland, Russland über alles -!

*Fünfter Akt*
DIE GEISTER DER GEFALLENEN
Gerächt wird alles, was an uns verbrochen,
und neues Leben sprießt aus unsern Knochen.

VÄTERCHENS STIMME *aus dem Hintergrund*
Es bleibt alles beim alten!

*Das Stück wiederholt sich - aber nicht ad infinitum!*

**Erich Mühsam**

## Die uns scheiden, miss nicht die Meilen

Die uns scheiden, miss nicht die Meilen.
Die uns trennen, zähl nicht die Stunden.
Länder sind weit, Tage enteilen.
Wir bleiben verbunden.

**Erich Mühsam**

Disput

Es kräht der Hahn auf seinem Mist.
Als Kanzelredner wirkt der Christ.
auch äußert sich der Atheist.

Der Prediger betet früh und spät.
Der andre glaubt ihm nicht und schmäht.
Der Hahn steht auf dem Mist und kräht.

Der fromme Christ führt Gott im Mund,
der Atheist den Schweinehund.
Vom Mist der Hahn kräht Stund um Stund.

Der Christ hat einen Fluch getan.
Der Atheist denkt: Zahn um Zahn! . . .
Ich halt es mit dem Gockelhahn.

*Den Widerstreit zwischen seiner Rolle als sozialrevolutionärer Agitator und seinem Anspruch auf eigensinnige Poesie hat Erich Mühsam (1878-1934) nicht immer zugunsten der Dichtung entschieden. Als Gelegenheitsdichter produzierte er mit leichter Hand Verse für den „Simplicissimus“ oder für den „Ulk“, die satirische Beilage des „Berliner Tageblatts“.*

In Mühsams schönsten Texten unterwandern die lockeren Reime, Knittelverse und Kalauer jede belehrende Absicht. Zwar verstand der anarchistische Poet, den die Nazis 1934 im Konzentrationslager Oranienburg ermordeten, seine Gedichte stets als „Proklamationen“ und „Sturmgesänge“. Aber im hier wuchernden „Disput“ zwischen „Christ“ und „Atheist“, der erstmals im Band „Wüste-Krater-Wolken“ von 1914 gedruckt wurde, unterscheiden sich die diskutierenden Akteure kaum. Sie verbindet das lautstarke Geschrei, das nur vom krähenden Hahn „auf dem Mist“ noch überboten wird. Es ist letztlich der Typus des prophetischen „Kanzelredners“, der hier blamiert wird.

**Erich Mühsam**

Du gingst mit mir ...

Du gingst mit mir. Der niedre Himmel drohte
und kroch geduckt von allen Seiten näher.
Am Wege lag ein Felsenhund, ein Späher
mit plattem Bauch und vorgeschobener Pfote.
Entglänzte Sterne stierten feucht und faul
und husteten aus alterssiecher Lunge.
Krankleuchtend aus zerfetztem Wolkenmaul
hing gelb der Mond, des Himmels geile Zunge.. .
Du gingst mit mir. Fern gurgelte das Meer.
Dem Saum der Welt entglitten Feuerzeichen.
Wir fühlten feucht die Nachtluft uns umschleichen
und stapften vor der Angst des Lebens her,
auf unsern letzten Daseinsmut bedacht,
dass er das bleiche Graun des Spuks besiegte. –
Doch vor uns düsterte ein Baum zur Nacht,
der sehr bedenklich seine Wipfel wiegte.

**Erich Mühsam**

Du hast mich fortgeschickt ...

Du hast mich fortgeschickt, und ich geh heim.
Die Gaslaternen blinzeln frech und schielen.
Im Rinnstein drängt sich dicker Straßenschleim.
Zufrieden tropfend gluckst es in den Sielen.

In einem Seitenweg verhallt ein Schritt,
leicht und beschwingt, als käm er vom Genießen.
Studenten torkeln mir vorbei zu dritt,
die Zeitungsblätter auf die Stöcke spießen.

Ich tu mir leid. Mein Schmerz stimmt mich vergnügt,
heißt mich auf alle Ärgernisse achten,
ob gegen dich sich draus ein Vorwurf fügt
und die, die im Kaffeehaus mit dir lachten.

Wart! Morgen sprechen wir uns schon dafür.
Mein Ingrimm wird sich zu entladen wissen.
Da bin ich – öffne zögernd deine Tür –
und küsse weinend deine leeren Kissen.

**Erich Mühsam**

Dumpf sengt die Mittagssommersonnenglut

Dumpf sengt die Mittagssommersonnenglut.
Schwer ächzt das Hirn im Druck der Schädelschale.
Der Hals staut unterm Adamsapfel Blut,
und auf der Stirn stehn schmutzige Schweißesmale.

Der Himmel gähnt in schattenlosem Blau;
der See schnappt faul nach grellen Strahlenbrocken;
der Berge schläfrig regungsloser Bau
glotzt in den Tag – gelangweilt, träg und trocken.

Und all in dieser peinvoll heißen Not
kein Geld, um mich im Wirtshaus zu erfrischen.
Denn ach, wo Gottes Gnade uns umloht,
steckt meistens auch des Teufels Hand dazwischen.

**Erich Mühsam**

Einzelhaft

Menschen, die heiße Herzen nicht kennen,
wittern Gefahr von ihrem Schlag
und sinnen, ihr Sehnen auszubrennen,
auf neue Qualen an jedem Tag.
Die Tür mit Schlössern und Bolzen verriegelt,
ein Spähloch darin, durch das Hass mich bewacht,
die Füße gehemmt, die Stimme versiegelt,
Stickluft und Fliegen bei Tag und Nacht.
Und draußen ein Rasseln und Klirren und Poltern:
Das mahnt, dass des Feindes Trachten nicht ruht.
Ein Froschhirn bastelt an Seelenfoltern
und dringt mit keiner doch bis ans Blut ...
Strengt euch nicht an, ihr armen Beamten!
Niemals schlägt mir ins Herz euer Blitz.
Vergeudet ihr doch mit euern gesamten
Peinigungen nur Tintenwitz.
Glaubt ihr, ihr könntet die Liebe verwunden,
trennt ihr mit List die Frau vom Mann?
Herzen bleiben immer verbunden,
auch wenn die Lippe nicht küssen kann.
Glaubt ihr, umschlossen von kalkigen Mauern
dorre mir Geist und Seele ein?
Ach, ihr wisst nichts von heiligen Schauern;
der sie kennt, ist niemals allein.
Kommt nur heran mit Martern und Plagen!
Nehmt mir das Lager und kürzt mir die Kost!
Heißes Herz kann Hunger ertragen,
heißes Herz erfriert nicht im Frost.
Arme Teufel, ihr Bürokraten,
tötet mich doch, befiehlt’s eure Pflicht!
Ihr könnt den Leib des Rebellen braten,
das Herz und die Seele versengt ihr ihm nicht!

**Erich Mühsam**

Elegie im Kriege

Lieder sing ich, seit ich denke,
weil mein Herz empfindsam ist
und den Spender der Geschenke
im Genießen nicht vergisst.
Doch sie haben mich vergessen,
denen ich mein Lied beschert.
Niemand lebt auf Erden, dessen
Seele meines Sangs noch wert.
Heldentaten zu vollbringen
ist kein Lob in dieser Zeit:
Disziplin heißt sie vollbringen,
Angst gebiert die Tapferkeit.
Liebe, die das Herz beseligt,
zupft an keiner Leier mehr.
Hass ersetzt sie. Hass befehligt.
Hass ist Heil und Pflicht und Wehr.
Niemals kehrt die Freude wieder
und das Licht, das uns umgab.
Still versinken auch die Lieder
in der Menschheit Massengrab.

**Erich Mühsam**

Entlarvung

Europa hat sich abgeschminkt.
Befreit von Rouge und Puder
steht eklig da das Luder
und faucht und stinkt.

Den Schnürleib sittlicher Kultur
warf sie zum Kunstkorsette.
Statt Rippen Bajonette
hält feil die Hur.

Europa, mach das Hemde zu!
Der Anblick deiner Nacktheit
ist Gift und Abgeschmacktheit.
Krepiere, Du!

*Folgt man den Erzählungen der griechischen Mythologie, muss Europa, die Tochter eines phönizischen Königs, eine sehr begehrte Schönheit gewesen sein. Der Herrscher im Olymp, Göttervater Zeus, ersann eine Intrige, um sie zu entführen und sich des erotischen Beute-objekts sexuell zu bemächtigen. Später wurde die Entführte von einem kretischen König geheiratet. Dass sich der Blick auf die einst attraktive Europa zum Unguten verändern kann, zeigt das sarkastische Poem des Apothekersohnes und späteren Anarcho-Revolutionärs Erich Mühsam (1878-1934).*

Im November 1915 hatte Mühsam allen Anlass, einen Fluch auf die einst begehrte Gestalt Europa auszustoßen. Im Ersten Weltkrieg hatten die europäischen Staaten die Ideale von „sittlicher Kultur“ und Humanität über Bord geworfen. Ohne Schminke bietet die als „Hure“ disqualifizierte Europa einen erschreckenden Anblick: Ihr vormals verlockender Leib wird zum Exerzierplatz militärischer Gewalt: „Statt Rippen Bajonette / hält feil die Hur.“ Als Lockformel für virulente Europa-Utopien des 21. Jahrhunderts ist dieses Gedicht ungeeignet.

**Erich Mühsam**

Epigramm

Was einen Deutschen ziert, ist weises Sichbequemen
und zarter Takt, bei wohlgesittetem Benehmen.
Man kennt sie überall an ihrer Art; wie Eier
so ähnlich sehn sie sich. - Daher der Name Meier.

1914

*Die satirischen Verse und Spottgedichte Erich Miihsams (1878-1934) taugen nicht unbedingt zur Erzeugung jenes revolutionären Massenstreiks, den der Autor in seinen politischen Schriften gerne heraufbeschwört. Während er als Politiker am Aufbau der ersten deutschen Räterepublik mitwirkte, konterkarierte er in seinen Gedichten alle Hoffnungen auf den linksradikalen Veränderungswillen der Bevölkerung: Mit den Deutschen, so sein bitteres lyrisches Fazit, ist weder ein Staat noch eine Revolution zu machen.*

Während sich in Deutschland die expressionistische Generation zu Wort meldete, konzentrierte sich Mühsam in den Jahren von 1904-1914 auf seine Spottlieder und Schüttelreime, die den Geist der Zeit gehörig auf die Schippe nehmen. Auch das »Epigramm« ist in diesem Jahrzehnt entstanden. Bei allen Einwänden gegen die formalen Schwächen Mühsams gilt es eine Maxime des Dichters zu beherzigen: »Von deutschen Dichtern lies am meisten,/die, die soviel wie Mühsam leisten ... Der ist ein großer Schweinehund,/dem je der Sinn für Heine Schwund«.

**Erich Mühsam**

Erwachen

3. Teil
Die großen Freuden, die mir in den Tiefen
von Träumen kaum bewegter Ahnung schliefen – –
sie tun die Augen auf und schaun mit Staunen
dem wachen Leben in die bunten Launen.
Die Welt ist schöner, als mein Träumen wusste,
ihr Licht ist heller, und ihr Sang ist lauter.
Lebendiger ist unter ihrer Kruste
das Leben, und ihr Atmen mir vertrauter. – –
Nun sinkt das Leid in meine Träume unter.
Im Glanz der Welt ist auch sein Bluten bunter.

**Erich Mühsam**

Erziehung

Der Vater zu dem Sohne spricht:
Zum Herz- und Seelengleichgewicht,
zur inneren Zufriedenheit
und äußeren Behaglichkeit
und zur geregelten Verdauung
bedarf es einer Weltanschauung.

Mein Sohn, du bist nun alt genug.
Das Leben macht den Menschen klug,
die Klugheit macht den Menschen reich,
der Reichtum macht uns Herrschern gleich,
und herrschen juckt uns in den Knöcheln
vom Kindesbein bis zum Verröcheln.

Und sprichst du: Vater, es ist schwer.
Wo nehm ich Geld und Reichtum her?
So merk: Sei deines Nächsten Gast!
Pump von ihm, was du nötig hast.
Sei's selbst sein letzter Kerzenstumpen -
besinn dich nicht, auch den zu pumpen.

Vom Pumpen lebt die ganze Welt.
Glück ist und Ruhm auf Pump gestellt.
Der Reiche pumpt den Armen aus,
vom Armen pumpt auch noch die Laus,
und drängst du dich nicht früh zur Krippe,
das Fell zieht man dir vom Gerippe.

Drum pump, mein Sohn, und pumpe dreist!
Pump anderer Ehr, pump anderer Geist.
Was andere schufen, nenne dein!
Was andere haben, steck dir ein!
Greif zu, greif zu! Gott wird's dir lohnen.
Hoch wirst du ob der Menschheit thronen!



*Erich Mühsam.*
*Satirische Porträtskizze von Heinrich Zille.*

**Erich Mühsam**

Es stand ein Mann am Siegestor

Es stand ein Mann am Siegestor,
der an ein Weib sein Herz verlor.
Schaut sich nach ihr die Augen aus,
in Händen einen Blumenstrauß.
Zwar ist dies nichts Besunderes.
Ich aber – ich bewunder es.

**Erich Mühsam**

Ewige Wiederkunft

Der Urgeist schüttelt die Menschheit um
im Becher der Ewigkeit
und freut sich am Individuum,
wie’s hochtaucht zu seiner Zeit.
Denn es lebt der Mensch in Lust oder Qual
und stirbt stets nur bis zum nächsten Mal.
Der Mensch, der da lebt, mag die Welt verbessern
nach der Sehnsucht zu größt und zu kleinst,
mag Krater löschen und Wüsten bewässern
für die Wiederkunft dermaleinst.
Des Zeitmeers wogendes Auf und Nieder
trägt alles fort und bringt’s anders wieder.

Der Urgeist blickt durchs Kaleidoskop,
ob er alte Bekannte seh –
und richtig: da wandelt Buddha als Pop
und Plato doziert im Kaffee;
Aspasia tut, was sie immer tat;
auch Cicero ist wieder Advokat.
Es springt als Reporter Cornelius Nepos;
Napoleon flucht als Sergeant.
Vergil übersetzt sein eigenes Epos,
Gymnasialschüler unter Kant.
Kopernikus aber und Tizian liegen
mit Strampeln und Schreien in Kinderwiegen.

Der Urgeist lächelt und sinnt und nickt
und freut sich am bunten Spiel,
bis er den Freund seines Herzens erblickt –
der gibt seinem Augenmerk Ziel.
Fest steht er da: kein Meteor,
der, einmal geglüht, den Glanz verlor.
Und träumend hört er: Zum Gruß, mein Lieber!
Was hilft dir dein Zorn und dein Wahn?
Bist doch noch der gleiche Kohldampfschieber
wie dein Vater und wie dein Ahn.
Spürst du die Erde nicht unter dir gären?
Zeit ist es! Zeit, deine Zeit zu gebären!

Schon brennt das Feuer; entfach es hell!
Blas zum Sturm an den Wind, der dir weht!
Mein Kain! Mein ewiger Rebell!
Einst Sklave und heut Prolet!
Als Spartakus kamst du, als Sansculott –
Aufruhr dein Leben und Freiheit dein Gott!
Auf, Proletar, raff die Kräfte zusammen!
Unsterblichkeit leuchtet dir rot.
Der Urgeist selbst schürt des Kampfes Flammen –

und fällst du: was gilt dir der Tod!
Du kehrst ja zurück zur freien Erde,
zu Liebe und Glück. – Jetzt sprich dein: Werde!

**Erich Mühsam**

Ewiges Diesseits

Löscht die Lichter aus auf den Altären!
Nicht in Kirchen und in Synagogen
sucht den Gott, noch hinter Himmelsschleiern.
Wo der Perlschaum quirlt auf Meereswogen,
wo der Wind kämmt über blonden Ähren
und im Bergschnee mögt ihr Andacht feiern.

Besser noch: am eignen Feuerherde,
in der Einung mit dem nackten Weibe
lasst euch heilige Weihe überkommen.
Wenn die Seele eins wird mit dem Leibe
und die Stunde zeitlos auf der Erde,
dann erzeugt ihr Gott in euch, ihr Frommen!

Alles keimt zugleich und blüht und schwindet.
Wenn ihr Wein trinkt, sollt ihr schon die Reben
für die neue Ernte reifen wissen.
Diesseits, irdisch ist das ewige Leben!
Was den Menschen an die Menschheit bindet,
wird von keinem Tode je zerrissen.

**Erich Mühsam**

Fanal

Ihr treibt das Rad; ihr wirkt die Zeit;
das Feuer flammt: Jetzt! und Hier!
Euch mahnt das Feuer; macht euch bereit!
Erkennt eure Kraft! Seid Ihr!

Euch flammt das Feuer! Euch blüht das Land!
Erkennt! Seht! Hört! und Wisst!
Doch ihr verdingt euer Hirn, eure Hand –
und zweifelt, was Euer ist.

Kein Fragen, kein Rechnen befreit den Geist.
Das Feuer flammt: Tat ist Pflicht!
Wenn ihr eure Ketten nicht zerreißt –
von selber brechen sie nicht!

**Erich Mühsam**

Folg mir in mein Domizil

Folg mir in mein Domizil,
liebes Kind, und frag nicht viel.
Wirst schon alles lernen,
wirst schon alles sehn,
liest nicht in den Sternen,
was dir heut noch alles kann für Heil geschehn.

Stehst herum in Nacht und Wind.
Komm! Bei mir ist’s warm, mein Kind.
Geb dir einen Taler,
koch dir ein Glas Tee.
Einen Emmentaler
essen wir selbander auf dem Kanapee.

Bleibst bei mir bis früh am Tag.
Geht dann jeder, wo er mag.
Ich zum Redaktöre,
du, wohin dich’s treib.
Morgen küsst, ich schwöre,
dich mein guter Nachbar, mich des Nachbars Weib.

**Erich Mühsam**

Francesco Ferrer
*ermordet am 13. Oktober 1909*

Vorbei. Die Flintensalve hat gekracht.
Das Blutgericht hat seinen Mord vollbracht.
Auguren lächeln feist und abgefeimt.
Mit Blut ward eines Königs Thron geleimt ...
Blut? Was ist Blut? Ein warmer roter Saft,
der Quell des Lebens und der Born der Kraft.
Jedoch das Blut, das für die Freiheit fließt,
das ist der Dünger, draus die Freiheit sprießt,
ist der entweihten Erde Heil und Bad ...
– – Ein Kämpfer fiel – – und uns ein Kamerad.

Francesco Ferrer! Nun dein Blut verdorrt,
wird es lebend’ger sein als vor dem Mord.
Dem Volk, für das dein reiches Leben fiel,
dein rotes Herzblut leuchtet ihm zum Ziel.
Du sankst in Staub; jedoch dein Schatten lebt,
aus dem die Rache drohend sich erhebt.

Blut wider Blut! Dein bleichendes Gebein
wird deinem Wollen der Vollstrecker sein ...
Doch ihr, ihr Mörder! Feige Pfaffenbrut!
Selbstmörder, ihr! Auf euch kommt Ferrers Blut!
Ihr gabt dem Spaniervolke das Signal,
zu enden die jahrhundertlange Qual!
Die Salve, die in Ferrers Herz gekracht –
nicht ihm – euch hat sie den Garaus gemacht.
Nicht lange freut ihr euch der Schurkentat.
Mit Freiheitsblut leimt ihr nicht Thron noch Staat!
Wir aber halten Ferrers Namen fest
auf jener Tafel, die uns hoffen lässt.
Wir betten ihn in jene Heldengruft,
aus der’s den Völkern ewige Mahnung ruft:
Das Heldenblut, das für die Freiheit fließt,
das ist der Dünger, draus die Freiheit sprießt!

**Erich Mühsam**

Frank Wedekind

*gestorben am 9. März 1918*

Was gilt ein Toter, da das grenzenlose Weh
hinbrandet über jedes Land und jeden Ort
und Leid, gleich der von Stürmen aufgeworfnen See
hochwogend, ungehemmt den Erdball überflutet?
Was gilt ein Toter, da die ganze Menschheit blutet
und alle Frucht am grünen Baum der Zukunft dorrt?
Doch! Jeder Tote gilt – und gilt soviel
wie Liebe, Trauer, Schmerz, Verehrung, Dank
sein Sterbliches bei Menschen überdauert.
Das Schicksal setzt dem Weg des Leibs ein Ziel –
doch keiner starb, eh sein Gedenken sank,
und jeder lebt, den noch ein Herz betrauert ...
Nimm, Erde, du in deinen frommen Schoß
den teuren Toten – lass sein Fleisch zerfallen
und wisse, dass ein Herz es barg, das allen
gehörte, die den besten Menschheitsplänen
ihr Sein vermählten. – Lauter, stark und groß
schlug dieses Herz – beweint von unsern Tränen. –
Wir wollen klagen, dass er uns verließ,
wenn auch sein Tod ihm nicht das Leben nahm.
Nie stirbt sein Werk – doch niemals auch der Gram,
dass ihn der Tod zu früh vom Werke stieß ...
Fahr hin, Gefährte, Freund und Lebensmehrer,
Wahrheitsverkünder, tapfrer Jugendlehrer,
Weltangelrüttler, streit- und tatbereit!
Du Geist des Geistes! Element der Zeit!
Du lachender, du strenger Sittenrichter,
der Freude und der Schönheit froher Dichter!
Du Spötter, Kämpfer, Mahner und Bekenner –
fahr hin! An deinem Grabe weinen Männer
und werden noch, die nach uns kommen, weinen.
Fahr hin! Nie stirbt dein starker Geist den Deinen
und nie der Welt, die deinen Atem trank. –.
Leb wohl! Und dass du lebst, sei unser Dank!

**Erich Mühsam**

Freiheit in Ketten

Ich sah der Menschen Angstgehetz;
ich hört der Sklaven Frongekeuch.
Da rief ich laut: Brecht das Gesetz!
Zersprengt den Staat! Habt Mut zu euch!
Was gilt Gesetz?! Was gilt der Staat?!
Der Mensch sei frei! Frei sei das Recht!
Der freie Mensch folgt eignem Rat:
Sprengt das Gesetz! Den Staat zerbrecht! ¬
Da blickten Augen kühn und klar,
und viel Bedrückte liefen zu:
Die Freiheit lebe! Du sprichst wahr!
Von Staat und Zwang befrei uns du! ¬
Nicht ich! Ihr müsst euch selbst befrein.
Zerreißt den Gurt, der euch beengt!
Kein andrer darf euch Führer sein.
Brecht das Gesetz! Den Staat zersprengt! ¬
Nein, du bist klug, und wir sind dumm.
Führ uns zur Freiheit, die du schaust! –
Schon zogen sie die Rücken krumm:
O sieh, schon ballt der Staat die Faust! ...
Roh griff die Faust mir ins Genick
des Staats: verletzt sei das Gesetz!
Man stieß mich fort. – Da fiel mein Blick
auf Frongekeuch und Angstgehetz.
Im Sklaventrott zog meine Schar
und schrie mir nach: Mach dein Geschwätz,
du Schwindler, an dir selber wahr!
Jetzt lehrt der Staat dich das Gesetz! – –
Ihr Toren! Schlagt mir Arm und Bein
in Ketten, und im Grabverlies
bleibt doch die beste Freiheit mein:
die Freiheit, die ich euch verhieß.
Man schnürt den Leib; man quält das Blut.
Den Geist zwingt nicht Gesetz noch Staat.
Frei, sie zu brechen, bleibt mein Mut –
und freier Mut gebiert die Tat!

**Erich Mühsam**

Frühlingserwachen

Wieder hat sich die Natur verjüngt,
wieder sich mit frischem Stoff gedüngt,
und dem Moder wie den jungen Keimen
hat die Kunst zu malen und zu reimen.
Die Gebeine harren der Bestattung,
währenddem die Früchte der Begattung
fröhlich ins Bereich des Lebens ziehn –
insoferne sie soweit gediehn.
Viech- und Menschern heben sich die Büsen;
in den Bäumen quillt’s und den Gemüsen.
Tief im Kern der Erde hat’s gekracht:
Ja, der Früh-, der Frühling ist erwacht.

**Erich Mühsam**

Füllet Wein in goldne Schalen

Füllet Wein in goldne Schalen,
dass die angstgescheuchten Seelen
wieder warmes Leben fühlen.
Schreckt sie auf aus ihren Qualen,
peitscht sie auf aus ihren Höhlen,
lasst sie Wein hinunterspülen
und lasst nicht die Speise fehlen.
Seht, da hockt’s in dumpfen Schulen
unter Flüchen, Lärmen, Grölen,
unter Wimmern, Winseln, Heulen,
wälzt sich mit verkommnen Buhlen.
Hebt die Menschen auf, die fielen!
Ruft zu Taten auf die Faulen!
Schlagt hinein mit harten Keulen!
Lasst sie staunen, wenn sie maulen!
Ihre Wunden lasst verheilen!
Führt sie fort zu euern Zielen!
Lasst verstummen, die da johlen!
Macht sie froh wie muntre Fohlen,
die man freiließ von den Seilen!

**Erich Mühsam**

Gebrauchsanweisung für Literarhistoriker

Glaubt ihr mich wert, für künftige Studenten
im Namensalmanach »Wer war's?« vermerkt zu stehn –
ich lächle schon – doch mag's geschehn:
die Manen zehren gern von Ruhmesrenten.
Lasst die Magister literarischer Seminare
der Verse Rhythmen metrisch spalten,
Symbol-Metaphern unters Prisma halten
und Rühmens machen von der Dichterware,
die Zeugnis gibt poetischen Charakters,
wie sie teils griechisch-schlicht, teils in getragner Gotik
serviert wird – wenn auch leider die Erotik
oft recht obszön scheint, dass so leicht nichts Nackters
sich findet in der deutschen Lit'ratur;
dies ist betrüblich – andrerseits
lockt doch auch dieser Muse Formenreiz
und führt bisweilen gar auf ernster Liebe Spur.
Da sieht man, wie aus Herzverdruss
sich des Poeten echte Seufzer ringen,
beziehungsweise, wie Humore schwingen
(zwar häufig bittre) aus der Liebe Ungenuss. – –
So mag, was mein intimes Sein bewegte,
bei Hörern und bei Hörerinnen,
mein Lieb- und Leiden Sympathie gewinnen,
wie auch, dass mir der grelle Mondschein Furcht erregte ...
Nun aber räuspern sich die Professoren:
De mortuis nihil nisi bene!
Doch – tief bedauerlich – es geben jene
ein Quantum wieder meines Ruhms verloren:
Der Dichter, von des Tages Eitelkeit verblendet,
hat manchmal sein beachtliches Talent
– kopfschüttelnd rügt es der Privatdozent –
auch an der Gosse Mobinstinkt verschwendet
und hat in solchen trüben Sphären
mit übeln Kampfgesängen Triebe aufgerührt,
die, hätte sie die Hetze nicht verführt,
dem Bürger nie zur Pein geworden wären ...
Statt poesievoll alle Menschen zu versöhnen,
schürt er – dies hüllt sein Licht in Schatten –
den Hass des Hungerpöbels auf die Satten,
die Kunst entweihend mit politischen Tönen.
So traf – der Wahrheit sei die Ehre! –
ihn, den wir gern als Zierde des Parnasses nennten
– und ein umflorter Blick streift die Studenten –,
die Strafe der Justiz mit wohlverdienter Schwere.
In den Annalen der politischen historia
wird drum, als Schädling unsres Staats,
der Name aufbewahrt – der eines Herostrats;
ein Warnungsmal: sic transit mundi gloria!

Hingegen wir, wir unpolitischen Ästheten,
wir kennen und verdammen freilich seine Schmach –
doch unser Musenalmanach
vermerke immerhin den lyrischen Poeten ...

Soll das der Nachruhm sein, der mir beschieden? –
Es sei: Mein Name gilb in Listen
form- und gemütbegeisterter Seminaristen,
mit einem Schandkreuz angemerkt. – Ich bin’s zufrieden.
Sonst sei er ausgelöscht im Weltgedächtnis.
Auch sei, was ich von Mond und Mädchen je gedichtet,
für Dissertationen im Archiv geschichtet:
das Tote ist dem Leben kein Vermächtnis! ...
Doch, blieb aus meinem Freiheitsruf ein Reim,
ein einziger, lebendig bei Rebellen –
gelang ein Wort mir, Dumpfheit zu erhellen,
so kehr mein Name gern zum Lethe heim.
Denn: färbt ein weißes Blütenblatt sich rot
vom Blute meiner Leidenschaft –
ein einziges auf dem Feld, wo junge Kraft
den Sieg erkämpfen soll –, so ist mein Werk nicht tot!
Es lebt im Hauche, den es stärkend trug
zum Kampf der Jugend. – – Name nicht, noch Wort –
der Geist, der wirkende lebt fort!
Darf meiner Freiheit wirken, ist’s mir Ruhm genug.

**Erich Mühsam**

Gebt mir Schnaps

Gebt mir Schnaps, nach dem meine Seele lechzt!
Gebt mir Schnaps, nach dem meine Kehle krächzt!
Dass sich Friede an meine Schuhe binde!
Dass die verfluchte Qual endlich Ruhe finde! …
Wie es mir durch die Kehle gluckt!
Wie es mir in der Seele juckt!
Ich will kein Bier; – ich will keinen Wein!
Schnaps will ich! Schnaps will meine Pein! – –
Verliebter Igel, sauf! sauf! sauf! –
Morgen wacht alle Qual wieder auf …
Gebt mir Schnaps!

**Erich Mühsam**

Gefängnis

Auf dem Meere tanzt die Welle
nach der Freiheit Windmusik.
Raum zum Tanz hat meine Zelle
siebzehn Meter im Kubik.

Aus den blauen Himmeln zittert
Sehnsucht, die die Herzen stillt.
Meine Luke ist vergittert
und ihr dickes Glas gerillt.

Liebe tupft mit bleichen leisen
Fingern an ein Bett ihr Mal.
Meine Pforte ist aus Eisen,
meine Pritsche hart und schmal.

Tausend Rätsel, tausend Fragen
machen manchen Menschen dumm.
Ich hab eine nur zu tragen:
Warum sitz ich hier? Warum?

Hinterm Auge wohnt die Träne,
und sie weint zu ihrer Zeit.
Eingesperrt sind meine Pläne
namens der Gerechtigkeit.

Wie ein Flaggstock sind Entwürfe,
den ein Wind vom Dache warf.
Denn man meint oft, dass man dürfe,
was man schließlich doch nicht darf.

**Erich Mühsam**

Gesang der Arbeiter

Völker, erhebt euch und kämpft für die ewigen Rechte!
Kämpft und erobert die Freiheit dem Menschengeschlechte!
Reif ist die Zeit. Völker, erhebt euch zum Streit!
Duldet nicht Herren noch Knechte.

Brüder der Arbeit, vereint eure Kräfte zum Bunde!
Einigkeit richtet die Macht der Tyrannen zugrunde.
Stürzt sie in Nacht! Sammelt die eigene Macht!
Arbeiter, nützet die Stunde!

Schließt, Proletarier, ihr den Verband der Nationen!
Jeder für alle, so sprengt ihr die Liga der Drohnen.
Baut euch die Welt, die keine Zwietracht zerschellt!
Lasset den Frieden drin wohnen.

Machet ein Ende dem Krieg und dem Raub und dem Grauen!
Gleichheit den Völkern, den Rassen, den Männern und Frauen!
Gleichheit versöhnt. Arbeit, durch Gleichheit verschönt,
wird euch die Freiheit erbauen.

**Erich Mühsam**

Gesang der Intellektuellen

Rr-r-revolution
Macht man nur mit Liebe.
Weist den Hetzer von der Schwelle.
Nur der Intellektuelle
Kennt das Weltgetriebe.

Unsre Überlegenheit
Wird euch trefflich führen.
Wählt nur uns in eure Räte,
Dann wird Liebe früh und späte
Eure Seelen rühren.

Lieb den Bürger, Proletar,
Denn dein Bruder ist er.
Und verdienst du ihm Millionen,
Mag dich das Bewusstsein lohnen:
Ihr seid ja Geschwister.

Sammelt euch zum Klassenkampf
Hinter unserm Schilde.
Lässt der Bourgeois euch erhängen,
Mit der Künste Zauberklängen
Stimmen wir ihn milde.

Aber kommts zum Bürgerkrieg, –
Ja kein Blutvergießen!
Auf den Kolben jeder Flinte
Schreibt mit roter Liebestinte:
Brüder, nur nicht schießen!

Folgt dem geistigen Führerrat
Zu des Werkes Krönung.
Einerseits die rote Fahne,
Andrerseits die Buttersahne
Lieblicher Versöhnung.

Rr-r-revolution
Macht die Herzen schwellen.
Lasst die Freiheit uns errichten
Mit den lyrischen Gedichten
Der Intellektuellen.

**Erich Mühsam**

Gesang der jungen Anarchisten

Freiheit! mahnt es aus den Grüften,
die der Vorzeit Kämpfer decken.
Freiheit! lockt es aus den Lüften,
die der Zukunft Stürme wecken.
Dass aus Ahnung Freiheit werde,
haltet, Künftige, euch bereit.
Reinigt die entweihte Erde ¬
helft ans Licht der neuen Zeit!

Freie Menschen sollen wohnen,
wo gequälte Sklaven schleichen,
Menschen, die aus allen Zonen
Gruß und Trunk einander reichen.
Von Gesetzen nicht gebunden,
ohne Herrn und ohne Staat –
frei nur kann die Welt gesunden,
Künftige, durch eure Tat!

Jugend, sammle deine Scharen,
kämpfend Zukunft zu erstreiten.
Wer das Leben will erfahren,
lasse sich vom Tod begleiten.
Künftige! Im heiligen Ahnen
lechzt die Welt nach Glück und Licht.
Mahnend wehn die schwarzen Fahnen:
Freiheit ist der Jugend Pflicht!

**Erich Mühsam**

Geschonte Kraft

Ihr Toren meint, der Kämpfer und Verächter
sei müde und besiegt ins Knie gesunken,
verlöscht sei seines Zornes heller Funken
vom rohen Fußtritt der Gesetzespächter.

Wahr ist’s: er ballt die Fäuste nicht dem Wächter;
speit keinen Schimpf: ihr Mörder, ihr Halunken!
Und blößt nicht seinen Rücken martertrunken
den Geißelhieben unter Hohngelächter.

Ein stiller Mann. Und doch: ihr Toren irrt.
Er braucht sich seinen Mut nicht zu befeuern,
indem er laut mit seinen Ketten klirrt.

Im Gegenteil: bemüht, den Klang zu dämpfen,
wird ihm sein Eisen das Gelenk nicht scheuern,
und stark erhält er seinen Arm zum Kämpfen.

**Erich Mühsam**

Gesichte

Es raschelt gleich dem Geistern einer Fledermaus
im Nachtwind, der gefallnes Laub bestattet –
und in den Lüften wispern totumschattet
des Nebels Stimmen: Not und Hass und Graus
verkünden Blut.

Es kreißt der Erde höllenträchtiger Bauch,
sich platzend zu befrei'n von mörderischen Wehen,
zu löschen nicht – nein, zu entflammen rote Glut. –
Spritz aus, gedunsener Schlauch,
spritz aus die Tat! Die Welt verdurstet nach Geschehen ...
Gespenster ziehn. Ich wittre in die Zukunft schreiten
Herolde mächtiger Begebenheiten.

**Erich Mühsam**

Golgatha

Gebeugte Menschen mit stumpfem Blick
hocken in dumpfen Spelunken –
den Neid im Auge, die Not im Genick,
von elendem Fusel trunken.
Da tönt eine Stimme von außen herein:
„Kopf hoch! Ihr seid nicht verloren.
Ich füll eure Becher mit goldenem Wein.
Auch euch ist der Heiland geboren.
Heraus ins Freie und folgt mir nach,
wo Schätze liegen!“
Die Stimme des Mannes, der also sprach,
hat plötzlich geschwiegen.
Ein Scherge führt ihn gefesselt fort.
Den Menschen aber da drinnen
klingt seiner Rede lockendes Wort
wie ferner Traum in den Sinnen.
Sie senken den Kopf auf des Tisches Brett
und trinken mit heiserem Lachen ...
Ein Jude zog aus von Nazareth,
die Armen glücklich zu machen.

**Erich Mühsam**

Gustav Landauer
*ermordet am 2. Mai 1919.*

Zur Gedächtnisfeier in München am 2. Mai 1920
Ihr seid gekommen, einen Toten ehren,
zu laden seinen abgeschiednen Geist,
wo Kunst und Andacht ewige Welten preist,
als Gast der Herzen bei euch einzukehren.
Doch erst schafft Raum im Herzen! Wisst zuvor,
wen ihr erwartet. – Hingegossenes Blut
ist noch kein Grund, in weihevollem Chor
die Musen und die Genien zu bemühen.
Mord weckt Verzweiflung, Trauer, Jammer, Wut –
doch Kunst ist Freude, Leben, Quellen, Blühen.
Prüft, ob die Tränen, die vom Herzen drängen,
sich mischen mit dem Strom von Feierklängen!

Seht ihr ihn noch im Geiste, der euch rief?
Das Auge dem Gewissen hingegeben,
und seiner Stimme Klang prophetisch rief,
sprach er von Frieden, Liebe, Freiheit, Leben
und rief zur Schönheit und zur Kunst die Schar,
zur Andacht und zu freudigem Genießen.
Die Borne alles Glückes aufzuschließen,
das war die Sehnsucht, die sein Leben war.

Ein Träumer also, der vom Guten schwärmte?
Der gern die helle Sonne scheinen sah?
Sich gern an ihren bunten Strahlen wärmte? ...
O wartet noch, Musik und Poesie!
Noch ist der Geist des toten Freunds nicht nah –
und wer ihn *so* begreift, dem naht er nie.
Wohl mahnt er euch: Macht euch die Erde schön!
Wohl zeigt er euch die Tempel auf den Höhn!
Doch mächtig scholl sein Ruf im Vorwärtsschreiten:
Wer Glück und Freiheit will, muss sie *erstreiten!* – –

Ihr seid gekommen, einen Toten ehren,
der, als er lebte, Glück und Freiheit dachte;
der, als er starb, den Leib zum Opfer brachte
für seinen Glauben und für seine Lehren ...
Macht weit die Herzen! Macht die Seelen weit!
Kunst ist *ein* Weg, die Lehren zu empfangen,
für die man ihn erschlug. – Macht euch bereit,

durch Andacht seinen Glauben zu erlangen:
Den Glauben an die Menschheit, an das Recht,
das jedem seinen Teil vom Ganzen gibt,
das nicht nach Namen fragt und nach Geschlecht,
das nie am Rand des flüchtigen Zufalls streift,

das jeden hütet, weil es jeden liebt –
das Recht, das sich im Namen *Volk* begreift!
Dem ganzen Volk sein ganzes Recht zu bringen,
rief er's zum Kampfe auf, es zu erringen.

Zum Kampfe rief er! Denn nur Kampf macht frei.
Kampf war sein Werk, Kampf seines Zornes Schwert.
Kampf war sein Leben. – Kampf! Nicht Schwärmerei.
Nur wer den Kämpfer ehrt, weiß, *wen* er ehrt! ...
So fiel er auch im Kampf. Doch mit ihm fiel
die Liebe nicht, die ihn zum Kampf befeuert.
Er gab sie uns – und in der Kunst erneuert,
grüßt euch die Liebe: seines Kampfes Ziel.

Die Liebe lebt, und in ihr lebt sein Geist,
den wir zur Feier heut zu Gaste rufen,
wo Kunst und Andacht ewige Welten preist ...
Als Gebender, als Spender tret er ein!
Der Liebeskämpfer soll empfangen sein
von Genien an des Freiheitstempels Stufen,
und Genien leiten ihn durch Tempelsäulen
in unsre Mitte. Die sein Blut vergossen,
sie hatten keine Flinten, keine Keulen,
zu töten ihn im Herzen der Genossen.

So grüße ihn die Kunst. Durch ihre Pforte
lass ihn ein jeder in sein Herz gelangen
und lausche: was es spricht, sind *seine* Worte.
Der Mann des Volks – er kommt als Gebender.
Seid ihr bereit, die Gaben zu empfangen,
so wird er bei euch sein: – ein *Lebender!*

**Erich Mühsam**

Heilige Nacht

Geboren ward zu Bethlehem
ein Kindlein aus dem Stamme Sem.
Und ist es auch schon lange her,
seit’s in der Krippe lag,
so freun sich doch die Menschen sehr
bis auf den heutigen Tag.
Minister und Agrarier,
Bourgeois und Proletarier –
es feiert jeder Arier
zu gleicher Zeit und überall
die Christgeburt im Rindviehstall.
(Das Volk allein, dem es geschah,
das feiert lieber Chanukah.)

**Erich Mühsam**
Heimat

Die hohen Türme haben mich gegrüßt,
die über meinen Kinderträumen ragten,
und ihre unbewegten Mienen fragten,
wie ich des Lebens wachen Ernst verbüßt.

Des Waldes Blätter haben mir gerauscht,
wo meine Schmerzen erste Reime fanden.
Ich habe ihre Frage wohl verstanden:
ob ich beglücktes Dichten eingetauscht.

Doch, als ich kam zu meines Meeres Flut,
da stürmten alle Wellen, mich zu grüßen,
und drängten zärtlich sich zu meinen Füßen
und fragten nichts. – Da war mir frei und gut.

**Erich Mühsam**

Heimweg

Mein Heimweg ist nicht lang.
Er lässt mir grade Zeit
zu einem Lobgesang
auf meine Tüchtigkeit.
Ich saß beim Alkohol
und schwatzte angenehm
von Kunst und Menschenwohl:
ich weiß nicht mehr zu wem.
Jetzt aber geh ich heim
und lobe meinen Fleiß,
der stets mit einem Reim
sich zu bestätigen weiß.

**Erich Mühsam**

Herbstmorgen im Kerker

Wenn morgens über Gras und Moor
sich weißlich-trüb der Nebel bauscht,
unfroher Wind mit müdem Stoß
im dürren Laub des Herbstes rauscht;
wenn eiterig der fahle Tau
von welken Blütenresten tränt,
des Äthers dichtverquollenes Grau
dem neuen Tag entgegengähnt –
und du, gefangen Jahr um Jahr,
gräbst deinen Blick in Dunst und Nichts:
da wühlt die Hand dir wohl im Haar,
und hinter deinen Augen sticht's.
Du starrst und suchst gedankenleer
nach etwas, was du einst gedacht,
bis endlich, wie aus Fernen, schwer
das Wissen um dein Selbst erwacht.
Du musterst kalt das Eisennetz,
das dich in deinen Kerker bannt;
in dir erhebt sich das Gesetz,
zu dem dein Wille sich ermannt:
Treu sein dem Werk und treu der Pflicht,
der Liebe treu, die nach dir bangt;
treu sein dir selbst, ob Nacht – ob Licht,
dem Leben treu, das dich verlangt! ...
Aus jedem Morgen wird ein Tag,
und wie die Sonne einmal doch
durch Dunst und Schleier drängen mag,
so bleibt auch dir die Hoffnung noch. –
Im Nebel dort schläft Zukunftsland.
Du drehst den Kopf zurück und blickst
an der gekalkten Zellenwand
zu deines Weibes Bild. Und nickst.

**Erich Mühsam**

Herz in Not

Geht’s nun also auf die Fahrt?
Nahn die düstern Rappen?
Knochenfinger rütteln hart
an den Herzensklappen.
Wehr dich, Herz! Es ist der Hass
rachegieriger Büttel,
der dich schlägt. Sei nicht von Glas!
Trotze ihrem Knüttel.
Herz im Leibe, hageldicht
fallen Hasses Hiebe.
Herz der Seele, duld es nicht!
Dir gehört die Liebe!
Herz der Seele, mach es quitt
mit der Kraft des Guten,
was das Herz im Leibe litt,
ohne zu verbluten.
Und muss doch gestorben sein,
stirbt das Herz im Leibe.
Herz der Seele, groß und rein,
lebe weiter, bleibe!
Bleibe, wo die Freiheit ringt
aus gekränktem Hoffen.
Bleibe, wo die Zukunft singt.
Halt die Seelen offen!
Ob das Herz im Leibe birst –
Herz der Seele, wache! –
Und mit meiner Liebe wirst
du zu meiner Rache!

**Erich Mühsam**

Hinter den Häusern heult ein Hund

Hinter den Häusern heult ein Hund.
Denn die Schatten der Nacht sind bleich und lang;
und des Meeres Herz ist vom Weinen wund; –
und der Mond wühlt lüstern im Tang.

Durch Morgennebel streicht hastig ein Boot,
die Segel schwarz, wie vom Tod geküsst.
Die Flut faucht salzig näher und droht ...
Bang knarrt der Seele morsches Gerüst.

**Erich Mühsam**

Hungersnot

Viel Hunderttausende liegen tot,
tief ins geschändete Ackerland
vom Eisengeziefer niedergestreckt.
Aus ihren Gebeinen kriecht und droht
und aus den Wüsten von Schutt und Brand –
und nagt am Volksmark und saugt und leckt
des Krieges Schwester, die Hungersnot.

Sie nistet über Dächern und Tor,
sie senkt sich über Menschen und Vieh,
kreist über den Dörfern ohne Laut.
Kein Auge kann sie erspähn, kein Ohr.
Doch alle Sinne wittern sie.
Erschaudernd wirft sich jede Haut,
und jedes Haar strafft sich empor.

Die Blicke irren hohl und starr.
Ein Kind zerrt bang an der Mutter Schurz.
Zum Kirchhof fährt ein winziger Sarg.
Der Ortsschulz und der Gemeindepfarr
beraten bleich. Ihr Atem geht kurz –
schon wird’s in der eigenen Küche karg.
Wir haben gesiegt! lallt blöd ein Narr.

Das Heer, das tot in der Fremde liegt,
das schafft der Heimat kein Brot herbei.
Doch viele zieht es sich nach in den Grund,
die niemands Feind sind, von niemand bekriegt.
Millionen modern, vom Jammer frei.
Irr tönt aus dorrendem lallendem Mund
des Narren Ruf: Wir haben gesiegt!

**Erich Mühsam**

Hybris

Ihr Herrn der Welt, preist nicht zu laut
das Werk eurer raffenden Fäuste.
Noch ist das Blutgefäll nicht gestaut,
das eure Gier entschleußte;
das ihr aus dem Leibe des Volkes speist,
bereit, ihn leer zu laugen
von allem Saft, der das Herz noch umkreist
und das Hirn belebt und die Augen.

Ihr Herrn der Welt! Wer noch atmet und fühlt,
der hasst auch noch unter Schlägen,
hasst noch, wenn sein Blut in den Pressen spült,
die euch den Wucherzins prägen.
Denkt an den Krieg, da der Hass sich ermannt,
da der Welthass euch gellt in den Ohren; –
und ob ihr auch alle Schlachten gewannt,
der Krieg – der Krieg ging verloren.

Ihr Herrn der Welt, preist nicht zu laut
den Sieg eurer Peitschen und Riemen.
Ihr sätet Hass in des Volkes Haut,
und Rache wächst aus den Striemen!
Das Blut, das euch die Schwungräder schmiert –
die Rache lässt es gerinnen –
und das Volk, ob es alle Schlachten verliert,
den Krieg – den Krieg wird's gewinnen!

**Erich Mühsam**

Ich bin ein Pilger

Ich bin ein Pilger, der sein Ziel nicht kennt;
der Feuer sieht und weiß nicht, wo es brennt;
vor dem die Welt in fremde Sonnen rennt.

Ich bin ein Träumer, den ein Lichtschein narrt;
der in dem Sonnenstrahl nach Golde scharrt;
der das Erwachen flieht, auf das er harrt.

Ich bin ein Stern, der seinen Gott erhellt;
der seinen Glanz in dunkle Seelen stellt;
der einst in fahle Ewigkeiten fällt.

Ich bin ein Wasser, das nie mündend fließt;
das tauentströmt in Wolken sich ergießt;
das küsst und fortschwemmt? weint und froh genießt.

Wo ist, der meines Wesens Namen nennt?
Der meine Welt von meiner Sehnsucht trennt?
Ich bin ein Pilger, der sein Ziel nicht kennt.

**Erich Mühsam**

Ich lade euch zum Requiem

Ich lade euch zum Requiem
vors Ehrenmal der Totenmauer.
Aus Liebe, Schmerz, Empörung, Trauer
wand ich ein Blumendiadem.

Zerpflückt nicht, so ihr Menschen seid,
den Kranz, den ich gebunden habe,
und denkt daran: am frischen Grabe,
unkritisch, weint das frische Leid.

Das Heut erkennt das Gestern nicht,
trotz Ruhmeskranz und Seelenmessen. –
Wer Zukunft schuf, bleibt unvergessen.
Erst die Geschichte hält Gericht.

**Erich Mühsam**

Ich möchte Gott sein ...

Ich möchte Gott sein und Gebete hören
und meine Schutz versagen können
und Menschenherzen zunichte brennen
und Seelenopfer begehren.
Und möchte Erde, Welt und All vernichten
und Trümmerhaufen über Trümmer schichten.
Dann müsste ein Neues entstehn -
und das ließ ich wieder vergehn.

**Erich Mühsam**

Ich möchte wieder vom Glücke gesunden

Ich möchte wieder vom Glücke gesunden.
Die Seele sehnt sich nach harten Streichen.
Die Seele sehnt sich nach frischen Wunden,
nach Kämpfen und Bängnissen ohnegleichen.

Stürzt von den Bergen, Lawinen des Leides!
Schlagt aus den Gründen, Quellen der Klagen! – –
Liebe und Lust, zerfließen soll beides,
wo die Freuden verrecken und das Behagen ...

Grauen, steigt aus den blutigen Seen – –
zerrt mich hinein in das wilde Entsetzen!
Auf die Fahnenstangen der Höllenmoscheen
zieht der lustigen Seele traurige Fetzen!

**Erich Mühsam**

Ich weiß von allem Leid ...

Ich weiß von allem Leid, fühl alle Scham
und möchte helfen aller Kreatur.
Der Liebe such ich aus dem Hass die Spur,
dem Menschenglück den Weg aus Not und Gram.
Den Trostbedürftigen geb ich Wort und Rat,
den Haltbedürftigen reich ich meine Hand.
Doch keiner war noch, der mein Wort verstand,
und keiner, der die Hand ergriffen hat.
Ich weiß vom Leide nur, fühl nur die Scham ¬
und kann doch selber nicht Erlöser sein,
wie jener Jesus, der die ganze Pein
der Welt auf seine schwachen Schultern nahm.

**Erich Mühsam**

Ich wollt das Lied des Herzens nicht verschweigen

Ich wollt das Lied des Herzens nicht verschweigen.
Ich wollt es jubelnd zu den Menschen schmettern,
die bleich am Baume der Erkenntnis klettern,
das Glück vermutend in den kahlen Zweigen.

Ich wollt sie rufen zu den breiten Küsten,
an die des Meeres Wellen silbern schlagen.
Ich wollt sie lehren leichte Schultern tragen
und freien Sinn in übermüt'gen Brüsten.

Ich stoß ins Horn. Noch einmal. – Doch ich staune:
die Menschen lachen, die ich wecken wollte,
als ob ein Misston in die Lüfte rollte. –
Es muss ein Sandkorn sein in der Posaune.

**Erich Mühsam**

Ich zog einmal ein liebes Kind

Ich zog einmal ein liebes Kind
in meine Mannesarme.
Da ward es ganz von Liebe blind
und frei von allem Harme.
Doch als ich eine andre nahm,
hat es sie schwer getroffen.
Es standen ihr vor Leid und Gram
die beiden Augen offen.
Und ward sie vorher nur gewahr
in meinem Kuss der Reinheit,
jetzt ward ihr plötzlich offenbar
nur Sünde und Gemeinheit.
O Mensch, vertrau den Menschen nicht
in liebevoller Blindheit.
Das Unheil schlägt dir ins Gesicht
mit seltsamer Geschwindheit.
Die Freuden fallen insgesamt
dir in das trübste Wasser.
Und wie mein Mädchen mich verdammt,
wirst du zum Menschenhasser.

**Erich Mühsam**

Im Bruch

Fest zugeschnürt der Hosengurt.
Der Darm ist leer, der Magen knurrt.
Auf morschem Rock glänzt Fleck bei Fleck.
Darunter starrt das Hemd von Dreck.
Aus Pfützen schlürft das Sohlenloch.
Wer pumpt mir noch? Wer pumpt mir noch?
Wer pumpt mir einen Taler noch?

Kein Geld, kein Schnaps, kein Fraß, kein Weib.
In mürben Knochen kracht der Leib.
Die Nacht ist kalt. Es kratzt das Stroh.
Die Laus marschiert, es hupft der Floh.
Die Welt ist groß, der Himmel hoch.
Wer pumpt mir noch? Wer pumpt mir noch?
Wer pumpt mir einen Taler noch?

Noch einen einzigen Taler nur:
für einen Schnaps! Für eine Hur!
Für eine Hur, für eine Braut!
Das Leben ist versaut! versaut!
Nur einen Taler! Helft mir doch!
Wer pumpt mir noch? Wer pumpt mir noch?
Wer pumpt mir einen Taler noch?

**Erich Mühsam**

Immer noch die dürftigen Nöte

Immer noch die dürftigen Nöte!
War mir doch das Geld vergönnt,
dass ich eine neue Flöte
meinen Liedern kaufen könnt!
Eine Flöte, drauf ich bliese
kummerfreie Melodein.
Die mich heut begleitet, diese
Knarre sargt ich sorglich ein.
Schön von Holz, doch nicht von Pappe
sei mein Instrument gebaut,
und aus edler Silberklappe
ströme meines Atems Laut.
Sammelt für den Dichter,
sammelt, dass aus Gelde Freude sprießt!
Haltet nicht das Tor verrammelt,
das des Dichters Lied verschließt!
Hätt ich erst die neue Flöte,
Denkmal eures Opfersinns –
der Gesang, den ich euch böte,
wäre mehr als Dank und Zins.
Und ihr alle ohne Zweifel
sängt nach meinem Notenblatt,
von der Weichsel bis zur Eifel,
von der Alp zum Kattegatt.

**Erich Mühsam**

In der Zelle

Scheu glitt ein Tag vorbei – wie gestern heut.
Ein leerer rascher Tropfen sank ins Jahr.
Und wenn sich aus der Nacht geballtem Nichts
der letzte Schatten in den Morgen streut –
du freust dich kaum am kalten Kuss des Lichts.
Und morgen wird es sein, wie’s heut und gestern war.

Gefängnis: Leben ohne Gegenwart,
ganz ausgefüllt von der Vergangenheit
und von der Hoffnung ihrer Wiederkehr.
Du fragst nicht, ob du weich ruhst oder hart,
ob deine Schüssel voll ist oder leer.
Betrogen um den Augenblick verrinnt die Zeit.

Du wirst nicht älter und du bleibst nicht jung.
Gewöhnung weckt dich, bettet dich zur Ruh.
Dein Fragewort heißt niemals: Wie? – Nur: Wann?
Doch Wann ist Zukunft, Wann ist Forderung.
Weh dir, wenn dich Gewöhnung töten kann.
Verlern das Warten nicht. Bleib immer Du! Bleib Du!

**Erich Mühsam**

Jeden Abend werfe ich

Jeden Abend werfe ich
eine Zukunft hinter mich,
die sich niemals mehr erhebt -
denn sie hat im Geist gelebt.
Neue Bilder werden, wachsen;
Welten drehn um neue Achsen,
werden, sterben, lieben, schaffen.
Die Vergangenheiten klaffen. - -
Tobend, wirbelnd stürzt die Zeit
in die Gruft. - - Das Leben schreit!

**Erich Mühsam**

Jetzt ist es Zeit

Jetzt ist es Zeit! - Es ist genug! -
Ich hab' es viel zu lange getragen! -
Warum ich's wohl so lange trug? -
Jetzt wird's zerschlagen!
Ich war so tot! - Jetzt wach ich auf! -
Es ist noch Zeit. - Jetzt ist es Zeit! -
Mein Leben lebt - mein Leben schreit. - -
Ich setz' das Leben an. Ich sauf'! -
Rest weg! - Und kracht der Krug entzwei,
so besser! - Besser tot als wrack! -
Weg. Mitwelt, weg! - Ich schmeiß zu Brei
die plumpen Schädel! - Pack!!

*Aus seinem bürgerlichen Beruf - er sollte nach dem Wunsch seines Vaters Apotheker werden - hat sich der junge Erich Mühsam (1878-1934) spektakulär verabschiedet. Um seinem revolutionären „Temperament" endlich Ausdruck zu verschaffen, warf der Apothekersohn aus Lübeck 1900 alles hin und stürzte sich in die Berliner Bohemekultur. Zugleich gab er dem narzisstischen Bohèmeleben auch eine politische Richtung - indem er sich die anarchistische Umwälzung der alten wilhelminischen Welt zum Ziel setzte.*

In atemlosen Appellen und Imperativen spricht das nach 1900 entstandene Gedicht vom selbstverordneten Aufbruch in eine neue Zeit. Innerhalb weniger Jahre entwickelte sich Mühsam vom literarischen Anarchisten zum politischen Agitator, der die „Gruppe Tat" gründete und 1910 wegen sozialistischer Propaganda vor dem „Lumpenproletariat" erstmals vor Gericht stand. Im Zuge seines Engagements in linksradikalen Bewegungen weicht der lässig-kabarettistische Gestus seiner Texte immer mehr der operativen Tendenz des revolutionären Kampflieds.

**Erich Mühsam**

Kain

Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht,
noch eure strengen, satzunggebundenen Ruten.
Ihr – ich erkenn es – seid die Gerechten und Guten,
und nur euch strahlt lächelnd das Sonnenlicht.
Speit mich an! Verachtet mich! Werft mich mit Steinen!
Zeigt euern Kindern mein hässliches Gottesmal!
Lehrt sie, dass ich ihn erschlug, den vortrefflichen Abel,
meinen Bruder, erkeimt an dem nämlichen Nabel!
Lehrt sie mich hassen, um meine Niedrigkeit greinen!
Heißt sie Gott fürchten und seinen Rachestrahl! ...
Ach, wie war er so fromm, so zufrieden und brav!
Betend kniet er inbrünstig vor Gottes Altar,
dankend des Herrn allumfangender Güte.
Aber ich, ein Zweifelnder ganz und gar,
sah, wie der Blitz in ragende Bäume traf,
sah junges Leben zerknicken in hoffender Blüte,
wanderte einsam und sann allem Werden nach. –
Und ich sah, wie der Bruder Reiser vom Strauche brach,
junge grünende Reiser vom sprießenden Strauch;
wie er sie zärtlich zum Scheiterhauf schichtete,
wie er ein unschuldig Lamm zur Opferstatt trug,
sah, wie aus Steinen ein Funk in das Reisigwerk schlug.
Auf zum Himmel stieg säulengrade der Rauch,
rot von der Glut, die zitternd die Erde belichtete.
Grässlich hört ich des Lamms Blöken und Angstgeschrei. –
Abel, mein Bruder, sang freudige Lieder dabei.
»Sieh, wie mein Opfer gefällt!« rief er mir zu.
»Aufrecht lodert die Flamme zum Himmel.
Sieh! Siehe den Lohn! Dem Herrn sei ewiger Dank!
Sieh meine fetten Weiden, mein munteres Vieh! –
Deine Früchte sind welk, deine Lämmer krank.
Spende dem Schöpfer! Kain, opfre auch du!«– –
Da sah ich Abels Feld üppig in Ähren stehn
und seine Herde lustig im Grünen weiden.
Aber mein Acker war kahl und trocken und steinigt.
Dürsten sah ich mein Vieh und Entbehrung leiden.
Kann es – so dacht ich – durch Gottes Ratschluss geschehn,
dass sich der Boden entsteint, dass das Wasser sich reinigt,
soll meines Feuers Rauch gleichfalls zum Himmel steigen.
Kann Gott Gnaden verleihen, mag er sie zeigen! –
Und ich sammelte mürbes Holz von der Erde,
weil ich den lebenden Zweigen nicht weh tun wollte;
und dann wählt ich aus meiner armseligen Herde
ein vom Leben zerbrochenes krankes Rind,
dass es der Schöpfer als Opfer empfangen sollte.
Schlafend lag es und träg. So stach ich es nieder,
trug’s zum Altar und entflammte die trockenen Scheite.
Aber in meiner Kehle stockten die Lieder. –

Knisternd bog sich das Holz. Da erhob sich ein Wind,
fauchte mit boshaftem Zischen hinein in den Qualm.
Unförmig wälzte der dicke Rauch sich zur Seite
und erstickt’ meines Ackerlands dürftigen Halm. –
Abel, mein Bruder, stand nahe und sah mich knien,
sah, wie mein glühendes Auge im Zorn sich weitete,
weil das Opfer, das ich dem Herrn bereitete,
nicht wie seines hinauf in den Äther drang,
sah den schlängelnden Rauch sich kriechend verziehn.
»Kain«, rief er, »mir ist um deine Seele bang.
Bessere Opfer musst du dem Gotte bringen!
Lieder des Danks und der Freude musst du ihm singen!
Junge Zweige musst du vom Strauche brechen!
Junge, gesunde Lämmer musst du Gott schlachten!
Junges, warmes Blut muss himmelwärts dampfen!
Aus deinem Reichtum musst du zu opfern trachten!
Wenn sich die Menschen dem Herrn zu trotzen erfrechen,
wird er sie richten und ihre Saaten zerstampfen!«
Auf sprang ich da und griff an die Gurgel dem Spötter.
Winselnd wand sich der Qualm im Sturmesgeheule.
»Junges Blut will dein Herr? – So soll er es haben!
Folge du nach deinen wohlgefälligen Gaben!
Grüß mir mein armes Rind! – Und grüß deine Götter!« –
Und ich erschlug den Bruder mit wuchtender Keule. –
Mächtig dehnte sich meine Brust, und ich hob
gegen den Himmel die Faust und schwenkte sie drohend.
Doch aus der Opferglut, die gewirbelt stob,
riss der Sturm einen Splitter und jagte ihn lohend
mir an die Stirn. Ich sank mit furchtbarem Schrei,
dass ich im weiten Umkreis die Menschen weckte,
nieder. Es schrien die Rinder. Der Himmel dröhnte
donnernd, während im Staube die Glut verreckte. –
Aber schon eilten jammernde Menschen herbei.
Ich entfloh, von Schmerzen gehetzt, dass ich stöhnte.
Hinter mir gellten die Racheflüche der Hirten.
Alle verlangten den Brudermörder zu steinigen,
mich zu entsetzlichem Tode langsam zu peinigen.
Vorwärts stürzte mein Fuß, dass die Felsen klirrten ...
Immer noch flieh ich dem Zorn der Menschengemeinde.
Unstet und rastlos irr ich von Ort zu Ort.
Doch mein Mal an der Stirn, vom Scheite gebrannt,
allüberall verrät’s mich dem lauernden Feinde.
Allüberall treibt mich sein Racheruf fort.
Von den Stätten der Menschheit bin ich verbannt.
Darbend fahr ich durchs Land, vogelfrei.
Doch, wo ein Rauch sich senkrecht zum Himmel hebt,
wo zufriedene Menschen sich dankbar beugen –
ah! – da schleich ich mit krummem Rücken vorbei,
kralle die Hand, die vom Blute des Bruders klebt,
heiße mein Feuermal gegen die Menschheit zeugen! –
Opfert ihm nur, dem Gott der Gerechten und Guten,

der eure Hütten mit köstlichen Früchten füllt,
der euern Leib mit wärmenden Fellen umhüllt!
Junge Lämmer lasst ihm zum Preise bluten!
Danket für euern Reichtum dem Gotte der Reichen!
Und verschließt vor dem Hunger des Armen die Scheuer!
Wen Gott hasst, den mögt ihr richten als Schlechten!
Was euer Gott auf den Feldern gedeihen lässt, ist euer!
Ihr nur seid wert, dem Ebenbild Gottes zu gleichen!
Aber auf mich ergieß sich der Zorn der Gerechten! – –
Kommt! Ich fürcht mich nicht mehr! Hier steh ich zum Kampf!
Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht!
Brudermörder ihr selbst – und tausendfach schlimmer!
Aus euerm Scheiterhauf raucht meines Herzbluts Dampf.
Trag ich so gut als ihr nicht Menschengesicht?
Aufrecht steh ich vor euch und fordre mein Teil! ...
Gebt mir Freiheit und Land! – Und als Bruder für immer
kehrt euch Kain zurück, der Menschheit zum Heil!

**Erich Mühsam**

Kalender (1913)

Januar: Der Reiche klappt den Pelz empor,
und mollig glüht das Ofenrohr.
Der Arme klebt, dass er nicht frier,
sein Fenster zu mit Packpapier.

Februar: Im Fasching schaut der reiche Mann
sich gern ein armes Mädchen an.
Wie zärtlich oft die Liebe war,
wird im November offenbar.

März: Im Jahre achtundvierzig schien
die neue Zeit heraufzuziehn.
Ihr, meine Zeitgenossen, wisst,
dass heut noch nicht mal Vormärz ist.

April: Wer Diplomate werden will,
nehm sich ein Muster am April.
Aus heiterm Blau bricht der Orkan,
und niemand hat’s nachher getan.

Mai: Der Revoluzzer fühlt sich stark.
Des Reichen Vorschrift ist ihm Quark.
Er feiert stolz den Ersten Mai.
(Doch fragt er erst die Polizei.)

Juni: Mit Weib und Kind in die Natur,
zur Heilungs-, Stärkungs-, Badekur.
Doch wer da wandert bettelarm,
den fleppt der würdige Gendarm.

Juli: Wie so ein Schwimmbad doch erfrischt,
wenn’s glühend heiß vom Himmel zischt!
Dem Vaterland dient der Soldat,
kloppt Griffe noch bei dreißig Grad.

August: Wie arg es zugeht auf der Welt,
wird auf Kongressen festgestellt.
Man trinkt, man tanzt, man redet froh,
und alles bleibt beim Status quo.

September: Vorüber ist die Ferienzeit.
Der Lehrer hält den Stock bereit.
Ein Kind sah Berg und Wasserfall,
das andre nur den Schweinestall.

Oktober: Zum Herbstmanöver rücken an
der Landwehr- und Reservemann.
Es drückt der Helm, es schmerzt das Bein.
O welche Lust, Soldat zu sein!

November: Der Tag wird kurz. Die Kälte droht.
Da tun die warmen Kleider not.
Ach, wärmte doch der Pfandschein so
wie der versetzte Paletot!

Dezember: Nun teilt der gute Nikolaus
die schönen Weihnachtsgaben aus.
Das arme Kind hat sie gemacht,
dem reichen werden sie gebracht.

**Erich Mühsam**

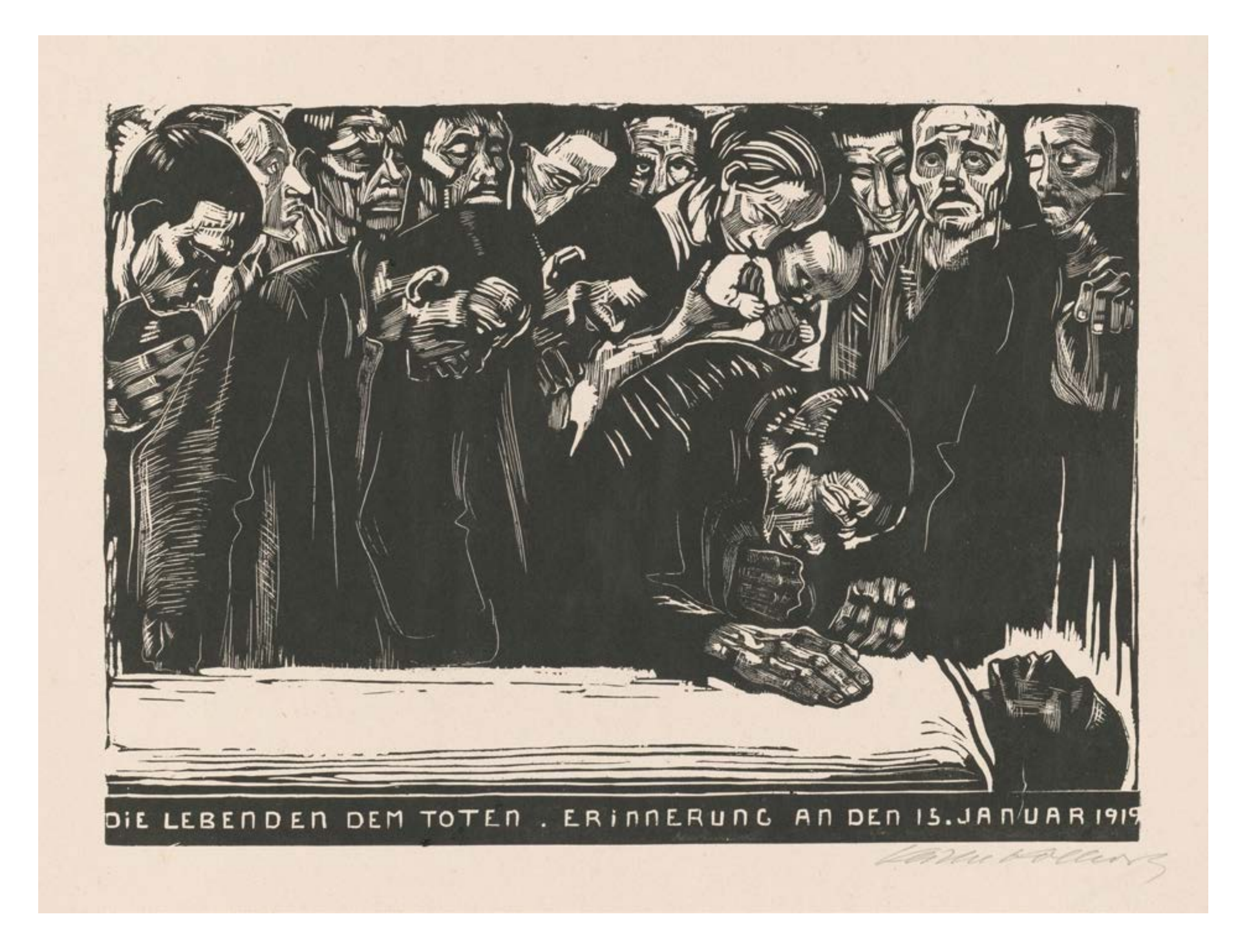
Kampfruf

Auf, Männer, wer den Hammer schwingt:
Nur fest den Griff umschlossen!
Den Blick aufs Ziel – der Hieb gelingt.
Schlagt zu! Schlagt zu, Genossen!
Zeit ist's – der Hammer macht es kund.
Trefft, Männer! Rammt den Pfahl in Grund!
Auf, Männer, Frauen, Mädchen – auf!
Auf, Kinder, Krüppel, Greise!
Ein jeder lenkt der Erde Lauf,
der wirkt – auf seine Weise.
Wer hilft, wer heilt, wer Liebes tut
im guten Kampf, kämpft selber gut.
Auf, Jugend, Waffen in die Hand
und in die Herzen Freude!
Den Menschen Freiheit, Saat dem Land,
der Sehnsucht das Gebäude!
O Jugend, starke Jugend – flieg
in deinen Kampf, zu deinem Sieg!
Auf, Arbeitsvolk, aus Sklavenfron!
Mach deiner Pein ein Ende!
Die Zeit ist da. Dein Werk, dein Lohn:
die Freiheit deiner Hände!
Auf, Arbeitsvolk – für Glück und Brot –
aus grauer Nacht ins Morgenrot!

**Erich Mühsam**

Karl Liebknecht – Rosa Luxemburg
*ermordet am 15. Januar 1919*

Zieht euch die Kappen tiefer ins Gesicht,
wenn ihr an diesem trüben Wintertage
zur Arbeit schleicht.
Wie, Proletarier? Quälen euch die Sorgen,
ob ihr mit euerm Lohn die Woche reicht
und ob man mit der kargen Tüte nicht
euch die Papiere in die Hände schiebt?
Ihr seid es ja gewöhnt zu sehn,
wie Frau und Kinder hungern, die ihr liebt.
Vielleicht
steht morgen der Betrieb schon still.
Wenn es der Fabrikant so will,
wenn er euch nicht mehr braucht,
weil eurer Arbeitskraft Gewinnst
sich ihm nicht mehr nach Wunsch verzinst,
dann stellt euch mit Millionen Arbeitslosen
auch ihr in Frost und Not,
betrogen um der Kinder Brot,
vor Kirchentüren, winselnd um Almosen
und bis zum Knöchel watend in die Pfützen.
Vielleicht
schmeißt irgendwer euch einen Bettel in die Mützen.
Zieht euch die Kappen tiefer ins Gesicht.
An diesem Wintertag sind's sieben Jahre –
da schlug man euer Hoffen auf die Bahre.
Vergesst es nicht!
Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg – sie wussten:
Freiheit und Glück wächst nur aus starker Tat!
Sie starben für das Proletariat ...
Doch, sollen sie darum gestorben sein
und alle, die nach ihnen sterben mussten –
darum schlöss' Tausende das Zuchthaus ein,
dass, Proletarier, ihr nach sieben Jahren,
dem Wucher mehr als je verknechtet,
als Paria der Republik entrechtet,
hilflose Sklavenscharen
den Mördern eurer Helden dienstbar seid?
Nein! Streift die Kappen hoch aus dem Gesicht!
Lasst Licht,
lasst Hoffnung in den Blick! Fasst Mut!
Schaut vor euch und ergebt euch nicht dem Leid!
Schwört euern Toten, die für euch gefallen,
schwört bei der Besten ungerächtem Blut –
und lasst zum Eid die roten Fahnen wallen:
Die Revolution, sie ist nicht verloren.
Das Elend mahnt uns, uns zu befrei'n.
Die Stunde ist nah – wir haben geschworen –:
Ihr Toten, wir woll'n eure Rächer sein!




**Käthe Kollwitz:** Gedenkblatt für Karl Liebknecht, Dritte endgültige Fassung, 1920
Holzschnitt, Kn 159 VI a
Käthe Kollwitz-Museum Köln

Auf Bitten seiner Witwe zeichnet Käthe Kollwitz den ermordeten KPD-Politiker Karl Liebknecht in der Morgue, dem Leichenschauhaus Berlins, am Morgen des 25. Januars 1919. Es ist der Tag der Bestattung Liebknechts und 31 weiterer Toter des Januaraufstandes.

Beeindruckt davon, wie sich die Beerdigung zu einer Massendemonstration ausweitet, gestaltet die Künstlerin das Gedenkblatt für den Führer der KPD als Totenklage. Ende März notiert sie dazu in ihr Tagebuch: *»Ich arbeite an der ›Totenfeier‹. Unter den Händen ist sie allmählich ein Abschied von Liebknecht geworden.«* Die endgültige Ausführung entnimmt sie der christlichen Ikonographie und lehnt sich kompositorisch an den Bildtypus der ›Beweinung Christi‹ an.

Die Suche nach dem passenden Ausdruck für dieses Blatt endet nach ersten Versuchen als Radierung und Lithographie schließlich beim Holzschnitt. Es ist die zweite Arbeit überhaupt, die die über 50jährige Künstlerin in dieser Technik fertigt.

Vergleicht man Radierung, Lithographie und Holzschnitt, so zeigt sich, dass von der in ihrer Linienführung wesentlich differenzierter aufgefassten Radierung die kompositorische Gestaltung des Blattes über das Medium der Lithographie bis hin zum Holzschnitt an Konzentration und Intensität des Ausdrucks gewinnt. Im Holzschnitt dominiert der Kontrast zwischen den kompakten, dunklen Flächen der Gewänder im Vordergrund mit den scharf gesetzten, weißen Linien der Arbeiterköpfe. Damit erreicht die Künstlerin eine Stimmung würdevoller, stiller Trauer.

**Erich Mühsam**

Kein Himmel hilft

Das Elend grollt. Es hungert, und es friert
das Volk – besiegt im Krieg, besiegt im Hoffen;
und Not, die täglich neue Not gebiert,
besiegt den letzten Mut, den letzten Stolz.
In tiefster Seele auf den Tod getroffen,
schleicht winselnd in die Kirchen Mann und Weib,
kniet betend nieder vor dem Schmerzensleib
und weint sein Leid zum Kreuz empor aus Holz.
Der Priester mahnt: Mit Glauben und Geduld
mögt ihr euch fromm dem ewigen Geist verbünden,
der die Gebete lohnt, so ihr die Sünden,
die ihr in irdischen Nöten büßen müsst,
in Reue abschwört. Leidet für die Schuld,
in dieser Welt in Frevelmut begangen.
Im Jenseits, wenn ihr Gottes Füße küsst,
sollt ihr zu lichter Seligkeit gelangen ...
Und dumpf und warnend ruft vom steilen Turm
die Glocke den getretnen Menschenwurm.
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Auf, Menschen, wer vor Jenseitgöttern kniet!
Springt auf die Füße! Reckt den Kopf! Die Arme!
Kein Himmel hilft euch. – Werft das Hemd, das hären
den Staub des Leids in seine Falten zieht,
dem Staube zu, der muffig aus Altären
zu Gott empordampft, dass er sich erbarme! –
Sehr irdisch ist die Not, die euch bedrückt;
sehr irdisch sind die Ketten, die euch fesseln.
Ihr tragt das Kreuz; ihr tragt den Kranz aus Nesseln;
ihr schwankt nach Golgatha, gepeitscht, gebückt; –
und die euch peitschen, die ans Kreuz euch schlagen,
sie sind's, die euch von Schuld und Demut sagen ...
Ja, Volk, bereue! Nicht, was du getan –:
bereue, was du sträflich unterlassen!
Doch übe deine Reu mit gradem Rücken.
Lehr deine Hände, nach dem Glück zu fassen;
entwöhn dein Herz dem gottergebnen Wahn
und lass es sich an Licht und Lust entzücken.
Nicht Demut sei dein Streben, sondern Mut!
Nicht winseln sollst du, sondern dich erlösen!
Wer Welt und Leben wahrhaft liebt, ist gut.
Der irdische Mensch nur macht sich frei vom Bösen.
Kampf macht dich frei! – Hörst du das Elend grollen?
So zwingst du es:
Frei denken! Und frei wollen!

**Erich Mühsam**

Klage

Wir haben den Frieden erstrebt und gewollt.
Da ist der Krieg in die Welt gerollt.
Und der Brand hat gezehrt, und der Tod hat gesenst,
und der gütige Gott ward zum Hassgespenst. Wehe!

Wir boten den Menschen Glück und Vernunft.
Der Habgier gaben sie Unterkunft.
Sie trauten des Neides unheiliger Schrift.
Neid goss ihnen Kugeln, Neid mischt ihnen Gift. Wehe!

Wir sangen den Völkern ein Freiheitslied.
Sie traten für ihre Beherrscher ins Glied.
Sie kämpften für ihrer Beherrscher Macht
und wähnten sich ihrer Kinder Wacht. Wehe!

Wir haben gerufen und haben gewarnt.
Das Grausen wankte heran, getarnt,
es schlug sich den Mantel um Kopf und Kinn
und schlug ihn den Menschen um Blick und Sinn. Wehe!

Wir haben dem grinsenden Grausen gewehrt.
Sie gaben ihm Hand und Herz und Schwert.
Das Grausen führte dem Schwert die Hand.
Millionen Leiber zuckten im Sand. Wehe!

Wir schrein unser Wehe! in Kampf und Pein.
Die Erde wird Grab und Asche sein.
Drei Herrinnen recken die Arme frei:
die Habgier, die Mordlust, die Sklaverei ... Wehe!

**Erich Mühsam**

Kleiner Roman

Sie lernte Stenographin.
Er war Engros-Kommis.
Im Speisewagen traf ihn
ein Blick. Er liebte sie.

Auf einer Haltestelle
brach man die Reise ab,
woselbst er im Hotelle
sie als sein Weib ausgab.

Nicht viel, das man sich fragte.
Doch küssten sie genug.
Und als der Morgen tagte,
ging schon der nächste Zug.

Nach einer kurzen Stunde
fand ihre Fahrt den Schluss.
Er nahm von ihrem Munde
noch einen heißen Kuss.

Er sah sie schnupftuchwinkend
noch stehn zum letztenmal,
und in sein Auge blinkend
sich eine Träne stahl.

Er soll sie heut noch lieben.
Sie war so drall und jung.
Ihr ist ein Kind geblieben
und die Erinnerung.

**Erich Mühsam**

Kracht der Topf in Scherben

Kracht der Topf in Scherben,
fliegt er auf den Dung.
Menschlein, du musst sterben,
bist du noch so jung.
Blumen müssen welken,
und die Kuh verreckt,
die wir heut noch melken,
dass der Eimer leckt.
Steine selbst zerfallen,
Länderspur verwischt.
Ton und Klang verhallen,
und das Licht erlischt.
Welten gehn in Stücke
ohne Rest und Spur.
Ewig lebt die Tücke,
lebt das Unheil nur.

1914

*Anarchistische Agitation war das Lebenselixier des Dichters Erich Mühsam (1878–1934). Mit seinen „sozialistischen Umtrieben" schockierte der linke Bohemien schon früh die wilhelminische Gesellschaft, die seine polemische Treffsicherheit mit Repression beantwortete. In seinen Gedichten schwankte er zwischen scharfer Staatskritik und finsterem Fatalismus.*

In seine 1914 publizierte Sammlung *Wüste – Krater – Wolken* nahm Mühsam auch sein bitteres Gedicht von der Vergänglichkeit aller Dinge und Lebewesen auf. Während er auf politischem Terrain nicht müde wurde, den Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse zu fordern, scheint er hier als Dichter vor dem Triumph von „Tücke" und „Unheil" zu resignieren. Am 2. Februar 1934 wurde Erich Mühsam von seinen SS-Bewachern im KZ Oranienburg ermordet.

**Erich Mühsam**

Kracht der Topf in Scherben

Kracht der Topf in Scherben,
fliegt er auf den Dung.
Menschlein, du musst sterben,
bist du noch so jung.
Blumen müssen welken,
und die Kuh verreckt,
die wir heut noch melken,
dass der Eimer leckt.
Steine selbst zerfallen,
Länderspur verwischt.
Ton und Klang verhallen,
und das Licht erlischt.
Welten gehn in Stücke
ohne Rest und Spur.
Ewig lebt die Tücke,
lebt das Unheil nur.

1914

*Anarchistische Agitation war das Lebenselixier des Dichters Erich Mühsam (1878–1934). Mit seinen „sozialistischen Umtrieben" schockierte der linke Bohemien schon früh die wilhelminische Gesellschaft, die seine polemische Treffsicherheit mit Repression beantwortete. In seinen Gedichten schwankte er zwischen scharfer Staatskritik und finsterem Fatalismus.*

In seine 1914 publizierte Sammlung *Wüste – Krater – Wolken* nahm Mühsam auch sein bitteres Gedicht von der Vergänglichkeit aller Dinge und Lebewesen auf. Während er auf politischem Terrain nicht müde wurde, den Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse zu fordern, scheint er hier als Dichter vor dem Triumph von „Tücke" und „Unheil" zu resignieren. Am 2. Februar 1934 wurde Erich Mühsam von seinen SS-Bewachern im KZ Oranienburg ermordet.

**Erich Mühsam**

Kriegslied

Sengen, brennen, schießen, stechen,
Schädel spalten, Rippen brechen,
spionieren, requirieren,
patrouillieren, exerzieren,
fluchen, bluten, hungern, frieren ...
So lebt der edle Kriegerstand,
die Flinte in der linken Hand,
das Messer in der rechten Hand -
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

Aus dem Bett von Lehm und Jauche
zur Attacke auf dem Bauche!
Trommelfeuer - Handgranaten -
Wunden - Leichen - Heldentaten -
bravo, tapfere Soldaten!
So lebt der edle Kriegerstand,
das Eisenkreuz am Preußenband,
die Tapferkeit am Bayernband,
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

Stillgestanden! Hoch die Beine!
Augen gradeaus, ihr Schweine!
Visitiert und schlecht befunden.
Keinen Urlaub. Angebunden.
Strafdienst extra sieben Stunden.
So lebt der edle Kriegerstand.
Jawohl, Herr Oberleutenant!
Und zu Befehl, Herr Leutenant!
Mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

Vorwärts mit Tabak und Kümmel!
Bajonette. Schlachtgetümmel.
Vorwärts! Sterben oder Siegen
Deutscher kennt kein Unterliegen.
Knochen splittern, Fetzen fliegen.
So lebt der edle Kriegerstand.
Der Schweiß tropft in den Grabenrand,
das Blut tropft in den Straßenrand,
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

Angeschossen - hochgeschmissen -
Bauch und Därme aufgerissen.
Rote Häuser - blauer Äther -
Teufel! Alle heiligen Väter! ...
Mutter! Mutter!! Sanitäter!!!
So stirbt der edle Kriegerstand,
in Stiefel, Maul und Ohren Sand
und auf das Grab drei Schippen Sand -
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

**Erich Mühsam**

Lebensregel

An allen Früchten unbedenklich lecken;
vor Gott und Teufel nie die Waffen strecken;
Künftiges missachten, Früheres nicht bereuen;
den Augenblick nicht deuten und nicht scheuen;

dem Leben zuschaun; andrer Glück nicht neiden;
stets Spielkind sein, neugierig noch im Leiden;
am eigenen Schicksal unbeteiligt sein –
das heißt genießen und geheiligt sein.

**Erich Mühsam**

Lenin

*gestorben am 21. Januar 1924*

Heult auf, Fabriksirenen! Heult, ihr Schlote!
Kanonen, brüllt, bis Luft und Erde gellt
im Schmerzorchester! – Hört es nicht der Tote,
so hört es Russland doch, so hört’s die Welt!
Denn hören soll’s die Welt und soll es fühlen,
dass eine Hand von ihrer Achse glitt,
die es vermochte, Stürme aufzuwühlen,
die mit dem Schwert für Pflug und Hammer stritt.

Maschinen, schreit’s der Menschheit in die Ohren;
Hochofenflamme, die zum Himmel loht,
seng es mit blutiger Schrift in seine Poren:
Welt, halt den Atem an – Lenin ist tot!
Oh, fasst es, Menschen! Doch wer könnte fassen,
was kaum die bange Ahnung tastend spürt:
Der Moses starb den lastgebeugten Massen,
der Russlands Volk durchs rote Meer geführt;
der ihm die Wege durch die Wüste bahnte,
der frevlem Wahn das Goldne Kalb zerschlug
und der die Tafel, die zur Pflicht gemahnte,
in Marsch und Kampf ob allen Häuptern trug.
Der Moses starb der Armen und Geplagten,
der, Freiheit suchend, bis zur Schwelle fand –
und der zum Ziel wies, wenn die Zweifler fragten:
Dort ist’s! *Erkämpft* euch das Gelobte Land! ...

Lenin ist tot. – Die Sichel senkt, den Hammer
in trauervoller Ehrfurcht seinem Geist.
Doch überlasst euch nicht dem faulen Jammer!
Die Ketten, die er angefeilt, zerreißt!
Sein großes Werk setzt fort, baut aus, vollendet!
Wo sie noch herrscht, da brecht die Sklaverei!
*Solang nicht jedes Volk sein Schicksal wendet,*
*so lang ist auch das Russenvolk nicht frei!*

Voran aus eigner Kraft in eignen Bahnen!
Dies unser Schwur. – Nun, Trauerchöre, braust!
Lenin ist tot. – So flattert, rote Fahnen!
Schiffsglocken, läutet! Eisenhämmer, saust!
Gewehre, knattert! Hupen, bellt! Sirenen,
Haubitzen, Essen – donnert, brüllt und pfeift!
Lasst euern Lärm die Atmosphäre dehnen,
dass das Gestirn am Firmament begreift:
Lenin ist tot!
Die Menschenvölker trauern.
Der Mund verstummte, dessen mächtiger
Ruf die Bresche reißen half in Zwingburgmauern.
Lenin ist tot. Verteidigt, was er schuf!

**Erich Mühsam**

Lerchen schmettern mir den Morgengruß

Lerchen schmettern mir den Morgengruß,
und die laue Luft ist voll Gesang –
und voll Hoffnung setz ich meinen Fuß
schnell ins Feld. – Aber über mir bang
schwirrt ein Ton,
wie von Menschennot und Menschenqual –
wie von Menschenwerk um Brot und Lohn,
und es hämmert, klagt und klirrt wie Stahl.
Und mir ist, als summte in mein Ohr
wüste Hast und wirres Menschgetriebe,
und dazwischen klingt's ganz leise vor
wie ein ferner, ferner Gruß der Liebe. –
Ob ich ihrem Anblick auch entwich,
nimmer flieh ich Menschenwort und -tat ...
Meinen ganzen Weg begleitet mich
tönend dieser Telegraphendraht.

**Erich Mühsam**

Liebesweisheit

Jeden packt einmal die dicke Liebe,
packt einmal die feiste Leidenschaft;
und sie dauert, bis zu dem Betriebe
eines Tags der heilige Fleiß erschlafft.
Mit der Tatkraft schwindet die Begeistrung.
Schwer- und Weh- und Übermut entschwebt,
trotz der schämigen Gefühlsverkleistrung,
welcher die Gewohnheit sich bestrebt.
Kritisiert wird, wo man sonst geschmachtet;
die Figur, der Zuschnitt des Gewands
wird mit nörgelndem Verdruss betrachtet –
des bislang geliebten Gegenstands.
Auch der Spendereifer ist geschwunden:
Früher war ein liebreiches Geschenk
mit entzücktem Opferstolz verbunden;
heute schmerzt es nur im Handgelenk.
Und die Hand, die sonst in weichen Wellen
glättend hinfuhr, wo sich zeigt ein Weh,
legt sich neuerdings in solchen Fällen
schwer und wuchtig auf das Portemonnaie.
Freund, hat dich gepackt die dicke Liebe,
und erfüllt dich feiste Leidenschaft – –
prüfe wohl, wann dir zu dem Betriebe
eines Tags der heilige Fleiß erschlafft.
Denn das ist die gottgewollte Stunde,
abzuschließen mit entschlossenem Schnitt,
wo als neuer Mensch zum ewigen Bunde
mit der Frau man zum Altare tritt.

**Erich Mühsam**

Lied der Jungen

Wir rüsten zum Kampf, zur letzten Wehr,
wir Volk, wir Freien, wir Jungen!
Herbei aus der Schule, der Werkstatt, dem Heer!
Wir dulden die Herrschaft der Junker nicht mehr,
die uns ins Elend gezwungen.
Die Fackeln leuchten himmelan:
Dem Volk, der Jugend freie Bahn!

Sie haben uns lange genug genarrt,
verführt, geplündert, bestohlen.
Wir haben's gelitten – und litten zu hart.
Jetzt gilt's, aus den Händen der Gegenwart
den Preis der Zukunft zu holen.
Der März bricht an. Es birst das Eis.
Die Freiheit ist des Kampfes Preis.

Uns ängstet kein Feind im Nachbarland.
Wir ziehen nicht aus zum Erobern.
Die Völker der Erde sind herzensverwandt.
Den Brüdern drüben die Bruderhand,
die Fäuste den Junkern und Obern!
Das eigne Land ist zu befrein –
die Jungen sollen Führer sein!

Für Freiheit und Volk! – Zum Kampf, wer jung
und stark der Zukunft ergeben!
Die Waffe des Volks ist der stürmende Schwung
der unverbrauchten Begeisterung.
Die Jugend hoch und das Leben!
Zur letzten Wehr! Bald sind wir frei.
Los von der Junkertyrannei!

**Erich Mühsam**

Lumpenlied

Kein Schlips am Hals, kein Geld im Sack.
Wir sind ein schäbiges Lumpenpack,
Auf das der Bürger speit.
Der Bürger blank von Stiebellack,
Mit Ordenszacken auf dem Frack,
Der Bürger mit dem Chapeau claque,
Fromm und voll Redlichkeit.

Der Bürger speit und hat auch recht.
Er hat Geschmeide gold und echt. –
Wir haben Schnaps im Bauch.
Wer Schnaps im Bauch hat, ist bezecht,
Und wer bezecht ist, der erfrecht
Zu Dingen sich, die jener schlecht
Und niedrig findet auch.

Der Bürger kann gesittet sein,
Er lernte Bibel und Latein. –
Wir lernen nur den Neid.
Wer Porter trinkt und Schampus-Wein,
Lustwandelt fein im Sonnenschein,
Der bürstet sich, wenn unserein
Ihn anrührt mit dem Kleid.

Wo hat der Bürger alles her:
Den Geldsack und das Schießgewehr?
Er stiehlt es grad wie wir.
Bloß macht man uns das Stehlen schwer.
Doch er kriegt mehr als sein Begehr.
Er schröpft dazu die Taschen leer
Von allem Arbeitstier.

Oh, war ich doch ein reicher Mann,
Der ohne Mühe stehlen kann,
Gepriesen und geehrt.
Träf ich euch auf der Straße dann,
Ihr Strohkumpane, Fritz, Johann,
Ihr Lumpenvolk, ich spie euch an. –
Das seid ihr Hunde wert!

**Erich Mühsam**

Mädchen mit den krummen Beinen

Mädchen mit den krummen Beinen,
wie dein Dackel schief im Gang,
glätte mir dein weißes Leinen.
Grade will dein Wuchs mir scheinen,
liegst du lang.

Deine Haut, die fleckig, kreidig,
dir verunziert Stirn und Wang,
rötet sich und wird geschmeidig
und dein Borstenhaar wird seidig,
liegst du lang.

Dein Organ ist wie der Spatzen
kreischend krächzender Gesang.
Komm auf schwellende Matratzen!
Wohllaut wird dein heisres Kratzen,
liegst du lang.

**Erich Mühsam**

Mahnung der Gefallenen

Aus allen Gräbern der gefallenen Brüder
klopft das Gebein herauf: wir liegen wach
und horchen, was ihr treibt. Doch immer müder
wird euer Kampf. Selbst euer Wort klingt schwach.
Habt ihr uns dazu weinend eingegraben,
mit roten Schleifen unsre Gruft geschmückt,
dass unsre Mörder gute Tage haben
und dass die Faust, die uns erschlug, euch drückt?
Wir starben in dem Kampf, den zu gewinnen
wir euch mit unsrem Tode auferlegt.
Ihr schwurt uns Sieg. – Wollt ihr euch noch besinnen,
bis euch das Alter in die Grube fegt?
Kränkt euch nicht mehr das Elend und der Hunger?
Beugt ihr euch wieder willig unters Joch?
Schläft euer Geist? Und warum reißt kein junger,
kein starker Arm ihn zur Empörung hoch?
Genossen, schämt euch. Ihr seid klug geworden.
Wir kämpften. Ihr bedenkt, erwägt, bemesst.
Die Feinde knechten euch; sie strafen, morden –
ihr unterhandelt, ihr erhebt Protest!
Ihr sitzt am selben Tisch mit ihresgleichen
und feilscht im Rat. – Sie handeln, ihr stimmt ab.
Sie bringen Jahr für Jahr uns frische Leichen; –
ihr bringt uns jährlich frisches Grün ans Grab. –
Die Waffen mögt ihr, nicht Protest erheben!
Dem Volke dient – euch selbst – doch nicht dem Staat !
Nicht kluger Vorsicht – weiht dem Kampf das Leben!
Statt weicher Eide leistet harte Tat! ...
Wir Toten liegen wach, doch ihr treibt Possen.
Erfüllt, was unser Tod von euch begehrt!
Erkämpfet uns die ewige Ruh, Genossen!
Rächt uns! Befreit die Welt! Heraus das Schwert!

**Erich Mühsam**

Marschlied der Zwölfjährigen

Wir wollen nicht verdrießlich sein,
ist auch nicht alles so bestellt,
wie’s uns gefällt.
Wir wachsen ja, um zu befrein
dereinst mit Herz und Kopf und Hand
das Volk, die Menschen und das Land,
die ganze liebe Welt.
Wir wachsen in die Welt hinein.
Wir sind ja froh und sind so jung.
Nur noch ein Sprung,
dann sind auch wir nicht mehr zu klein.
Und fehlt uns heute noch die Kraft,
wir haben schon, was sie erschafft:
Mut und Begeisterung.
Wir lachen in den Sonnenschein,
gehn ohne Hut, mit leichtem Schuh
der Freude zu.
Wir wandern über Dorn und Stein.
Ach, in der Stadt ist’s kalt und arm.
Du machst die Erde reich und warm,
du helle Sonne, du!
Kühn treten wir ins Leben ein,
wolln offnen Auges um uns schaun.
Von keinem Zaun
soll unser Blick gefesselt sein.
Mit uns wächst Freude, Glück und Recht.
Wir sind erwählt, ein froh Geschlecht,
die neue Welt zu baun.

**Erich Mühsam**

März

Der Nachtschnee färbt die Straße blau.
Schwarz wächst der Wald am Weg empor,
streckt kahles Ästewerk hervor
wie drohende Wehr aus Feindesbau.

Wer hat den feuchten Schnee gehäuft?
Wer hat den Himmel grau verdeckt?
Wer hat den irren Fuß geschreckt,
dass er in lauernde Ängste läuft?

Das ist der März: der drückt und droht.
Das ist die Schwangerschaft der Welt.
Das ist, vom Frühlingsdunst zerspellt,
des Winters röchelnde Sterbensnot.

**Erich Mühsam**

Mein Gefängnis

Auf dem Meere tanzt die Welle
nach der Freiheit Windmusik.
Raum zum Tanz hat meine Zelle
siebzehn Meter im Kubik.

Aus den blauen Himmeln zittert
Sehnsucht, die die Herzen stillt.
Meine Luke ist vergittert
und ihr dickes Glas gerillt.

Liebe tupft mit bleichen leisen
Fingern an ein Bett ihr Mal.
Meine Pforte ist aus Eisen,
meine Pritsche hart und schmal.

Tausend Rätsel, tausend Fragen
machen manchen Menschen dumm.
Ich hab eine nur zu tragen:
Warum sitz ich hier? Warum?

Hinterm Auge wohnt die Träne,
und sie weint zu ihrer Zeit.
Eingesperrt sind meine Pläne
namens der Gerechtigkeit.

Wie ein Flaggstock sind Entwürfe,
den ein Wind vom Dache warf.
Denn man meint oft, dass man dürfe,
was man schließlich doch nicht darf.

**Erich Mühsam**

Mein Gemüt brennt heiß wie Kohle

Mein Gemüt brennt heiß wie Kohle.
Könnt ich's doch durch Verse kühlen!
Ach, ich berst fast von Gefühlen,
doch mir fehlen die Symbole.

Weltschmerz, banne meine Nöte!
Weltschmerz, den so oft ich reimte.
Tückisch greint die abgefeimte,
schleimig-weinerliche Kröte.

Laster, die mich erdwärts leiten,
gebt mir Verse, zeigt mir Bilder!
Satan lacht und lässt nur wilder
Höllen mir vorüberreiten.

Helft denn ihr, soziale Tücken!
Musst durch euch ich viel verzichten – –
seid auch Spender! Lasst mich dichten!
Doch sie stechen nur wie Mücken.

In des Monds verfluchtem Scheine
such ich und im Alkohole; – –
alles quält mich; doch Symbole,
ach, Symbole find ich keine.

Aus. Vorbei. – – Ich war ein Dichter. – –
All mein Sehnen, all mein Hassen
ist vom Genius verlassen. – –
Leben, zeig mir neue Lichter! ...

Mag mich denn die Liebe trösten,
Mutter meiner besten Schmerzen.
Strahlend stehn in tausend Kerzen
die Symbole, die erlösten.

**Erich Mühsam**

Meine Seele ist so fremd

Meine Seele ist so fremd
allem, was als Welt sich preist,
allem, was das Leben heißt.
Meine Seele ist so rein –
keine Scham ist ihr zu eigen. –
Nackend steht sie, ohne Hemd
abseits eurem Lebensreigen. –
Darum nennt ihr sie gemein.
Meine Seele weiß es kaum,
dass ihr schmähend sie verflucht; –
sie tut keiner andern wehe; –
ihren fernen, fremden Traum
stört nicht einmal eure Nähe! – –
Meine Seele sucht. – Sie sucht.

**Erich Mühsam**

Meta und der Finkenschafter

Herr Kunze stand als Hausverwalter
in Lohn bei einem Häuserwirt,
und seine Tochter in dem Alter,
wo so ein Mädchen liebend wird.

Er war ein Witmann, sie war Waise,
seitdem Frau Kunze jüngst entschlief;
sie teilten sich ihr Amt, wenn leise
des Nachts des Hauses Klingel rief.

Doch nach und nach ergab Herr Kunze
sein Witwerherz dem Alkohol
und überließ die Pförtnerfunze
der Tochter samt des Hauses Wohl.

Er schlief so fest als wie ein Igel;
doch Meta, denn so hieß das Kind,
schob treu besorgt des Tores Riegel
für Herrschaft sowie Hausgesind.

Erst fünfzehn und noch unerfahren
erwuchs sie neben dem Portal.
Herr Kunze meint: in ihren Jahren
hat's Zeit noch, sie erfährt's schon mal.

Und sie erfuhr's nur wenig später,
und, wie so oft, auf schlimme Art.
Die Mütter sterben, und die Väter
versaufen Pflicht und Gegenwart.

Es wohnte dort in Aftermiete
im Bodenstübchen ein Student ¬
ein Finkenschafter, Halbsemite,
rothaarig, mit Kritiktalent.

Der hatte einmal schon beim Scheuern
das gute Mädchen angegrinst.
Doch deucht ihn, nächstens zu erneuern
die Freundlichkeiten, sei Gewinnst.

Nun hatt er freilich zu dem Schlosse
den Schlüssel, so wie jedermann als
zahlungsfähiger Hausgenosse
ein solches Möbel fordern kann.

Doch einst in seines Nachttischs Lade
vergaß er ihn mit Vorbedacht,
trank mit den Finken Limonade
und redete die halbe Nacht.

Er sprach von den sozialen Pflichten,
verwarf den Zweikampf voller Hohn,
und ihm begeistert beizupflichten,
versäumte kein Kommiliton.

Dann trennt man sich mit Händedrücken,
auch unser Studio ging nach Haus,
und unterwegs sann er die Tücken,
die ihn beseelten, einzeln aus.

Dann riss er an des Hauses Glocke
um fünf Minuten nach halb drei,
und Meta kam im Unterrocke,
zu sehn, wer es so spät noch sei.

„Verzeihn Sie“, so begann der Bube,
„die Störung, teuerste Mamsell.
Denn ich vergaß in meiner Stube
versehentlich den Hausschlüssell.“

Und während er die Zähne fletschte
aus falscher Liebenswürdigkeit,
nahm er den rechten Arm und quetschte
ihn um den Leib der jungen Maid.

Zwar wehrte sie sich erst des Bösen,
doch zog er ein Fünfmarkstück vor,
begann ihr vorn das Hemd zu lösen
und küsste sie aufs linke Ohr.

Nun könnte man mit Recht erwarten,
er trüg sie in sein Kabinett.
Spielt dort sein Spiel mit offnen Karten,
ein ehrlich Liebesspiel im Bett.

Dann hätte sie mit fünfzehn Jahren
geliebt, und das ist nicht zu jung,
und tät ihm ewiglich bewahren
die dankbarste Erinnerung.

Jedoch der rote Finkenschafter
zog sie im Hausflur nackend aus
und riss aus einem Brennholz-Klafter,
der dalag, einen Scheit heraus.

Den ließ er lichterloh entflammen,
und selbst entblößt – so gut wie ganz –
vollführt er mit dem Kind zusammen
um diese Fackel einen Tanz.

Dann rief er aus: „Ist dieser Fetisch
nicht edler als die Sinnenlust?
Mein Kind, o bleibe stets ästhetisch!“ –
Und griff ihr an die weiße Brust.

Und ohne ihr Gefühl zu kennen,
löscht er die Glut, die er entfacht,
ließ nur den Scheit zu Ende brennen
und wünscht ihr trocken gute Nacht.

Doch Meta blieb zurück und weinte
und staunte dessen, was sie sah;
sie wusste nichts, wiewohl sie meinte,
dass nicht genug mit ihr geschah.

Dann nahm sie ihre paar Gewänder
und ging zu Bett, doch schlief sie nicht.
Sie dachte nur an ihren Schänder
und an sein rotes Bocksgesicht.

Besudelt blieb ihr ganzes Leben,
vergiftet war ihr reiner Sinn,
sie wollt sich nur ästhetisch geben
und wurde Frauenrechtlerin.

Nur einmal hatte sie für Liebe
fünf kümmerliche Mark erwischt,
doch waren dabei ihre Triebe
mit dem Scheit Holze aufgezischt.

O kommt mir nicht mit euerm keuschen
ästhetisch lüsternen Gegrein.
Ein liebes Mädchen zu enttäuschen,
vermag in Wahrheit nur ein Schwein.

**Erich Mühsam**

## Moses

Und Moses blickte ins Gelobte Land
und sah es süß von Milch und Honig triefen
und sehnte sich vom Berge in die Tiefen,
wo Israel, sein Volk, die Heimat fand.

Und Boten trugen Ähren her und Wein.
Kundschafter priesen Saaten, Land und Flüsse,
und Jubel gab’s im Volk und Tanz und Küsse –
und Moses sah’s und durfte nicht hinein.

Da beugt er sich zu brünstigem Gebet
und sprach zu Gott: »Du hast mich hart getroffen.
Des Menschen Himmel ist allein sein Hoffen.
Doch wehe, wem ein günstiger Wind sich dreht!

Der du den Lebenden die Sehnsucht gabst,
nie wieder täusch den Schwärmer, der dir traute.
Den Trank, der sich aus Schaum und Träumen braute,
gieß ihn nicht aus, eh du den Durstigen labst.

Gott, hüt dich, dass der Mensch sich nicht empört!
Wo Funken glühen, schüre sie zu Flammen!
Wo Herzen lieben, führe sie zusammen!« –
Und Moses starb. – Gott hat ihn nicht erhört.

**Erich Mühsam**

## Motto

Glaub nie, was in den Büchern steht.
Selbst sei dir Weiser, selbst Prophet!
Glaubst du, was alle Leute glauben,
dann glaube nicht, dass du was weißt.
Das Wissen nur kann niemand rauben,
das bei den Menschen Glauben heißt.

**Erich Mühsam**

Nach all den Nächten, die voll Sternen hingen

Nach all den Nächten, die voll Sternen hingen,
nun diese dumpfe, trübe, nasse Nacht,
als wär die Arbeit aller Zeit vollbracht
und niemals wieder Hoffnung auf Gelingen.

Wohin die Schritte weisen, da das Ziel
ertrank im nebeligen Grau der Wege?
Ich such nur noch, wo ich mich niederlege,
den stillen Platz. Verloren ist das Spiel.

Ich höre vieler Menschen Schritte tasten –
verirrte Menschen, einsam, müd und arm –
und keiner weiß, wie wohl ihm wär und warm,
wenn wir einander bei den Händen fassten.

**Erich Mühsam**

Nacht im Schwarzwald

Von schwarzen Bergwaldwipfeln überdacht,
im tiefen Pelz des Schnees fest zugedeckt,
gleichmäßig atmend ruht die Nacht.
Der Wasserfälle dunkles, stetes Rauschen
scheint Grüße mit dem Firmament zu tauschen.
Kein Laut sonst, der die Einsamkeit erschreckt.
Hier ist kein Kampf; hier ist des Friedens Schweigen ...
Mild glänzend durch den nächtigen Dämmer bricht
aus schwarzen, leicht beflockten Tannenzweigen
weihnachtlich eines fernen Häuschens Licht.
Dort wachen Menschen. – Sei's, dass eines Bauern
bigotte Sippschaft löffle ihren Brei,
dass es die Hütte eines Holzknechts sei;
mag weltscheu dort ein keuscher Beter kauern –
und hätte selbst zu tausend Märchenwonnen
ein Liebespaar sich hinterm Schnee versponnen:
Lug ist die Weltflucht, Lug der Friedensdom.
Aus mildem Lichte flackern Sklavenkräfte;
im lauten Tal wirkt Arbeitsschweiß den Strom,
den leuchtenden, aus donnernden Maschinen.
Der Eremit, das Liebespaar – auch ihnen
folgt, aller Andachtseinsamkeit zum Hohn,
auf ihre Höh'n die Fratze der Geschäfte,
der Not, des Unrechts und der Menschenfron ...
Ihr flüchtet, Narren, nicht in Nacht und Schnee
aus Elendswüsten, wo der Hunger keucht.
Der Lampenbirne freundliches Geleucht
verbindet euch mit allem Menschheitsweh. –
Helft von der Not der Arbeit Last befrei'n!
Wenn dann ein stilles Licht im Bergwald brennt,
dann wird es hell in euerm Tempel sein.
Das Menschenwerk, das freie Hände schufen,
wird, wie der Wasserfall zum Firmament,
zu euern Höh'n den Gruß der Täler rufen.

**Erich Mühsam**

Noch geb ich nicht den Sieg verloren

Noch geb ich nicht den Sieg verloren.
Mein Blut drängt vor durch Rauch und Schlacht,
steht auch die ganze Welt verschworen
mit Satans ganzer Höllenmacht.

Des Feinds vergiftete Geschosse
umschwirren meine Seele wild.
Jedoch der Mut ist mein Genosse,
und meine Liebe ist mein Schild.

Und ruht der Kampf in fernen Stunden
und Friede kehrt ins Herz mir ein,
dann werden meine heiligen Wunden
das Mal beglückter Menschheit sein.

**Erich Mühsam**

Nun flammt das Feuer auf ...

Nun flammt das Feuer auf, das immer gor,
das nie ersticken wollte, noch erkalten,
und reckt wie schwörend seine Faust empor
und zeichnet zitternd lichte Glutgestalten.

Und prasselnd sinkt der Reisigbau zusammen,
den heilige Einfalt emsig aufgeschichtet.
Den mürben Staub, das morsche Holz vernichtet
die reinigende Glut der freien Flammen.

Heiß steht der Herd – und stetig ist sein Licht.
In schwarzes Nichts zerflattern die verscheuchten
Rußflocken. – Aber aus dem Feuer bricht
ein weißer Schein, ein ernstes, heiliges Leuchten.

**Erich Mühsam**

O Mitmensch, willst du sicher sein

O Mitmensch, willst du sicher sein
in deinem Treiben und Getue,
so schau in Nachbars Kämmerlein,
in Nachbars Bett, in Nachbars Truhe.
Und wie er’s hält und wie er’s macht,
richt deinen Wandel ein desgleichen,
auf dass der Nachbar in der Nacht
getrost darf in dein Zimmer schleichen.
So wirst du in der Sympathie
der Zeitgenossen wohl bestehen,
und niemand braucht als Schweinevieh
und Lumpen scheel dich anzusehen.
Nur das Besondere missfällt,
das Eigne und Originale.
Ein kluger Mitmensch aber hält
sich allezeit an das Normale.

**Erich Mühsam**

Obwohl du Margot heißt, muss ich dich preisen …

Obwohl du Margot heißt, muss ich dich preisen.
Gewöhnlich sind die Margot, Gerda, Ellen
mir allzu linienhaft zum Beigesellen
und zu empfindsam, um damit zu reisen.

Verlieb ich mich schon in ein Mädchen sterblich,
so heiß’ es Trude, Miezl, Käthi, Annchen.
Die Namen Margot, Ingrid und noch manchen
find zu ästhetisch ich, zu kunstgewerblich.

Man redet Liebe, küsst sich mit den Psychen
bei Helga, Irmgard, Edith und Elfriede.
Du bist, mein Schatz, fürs Körperlich-Solide,
und darum, Margot, nenn’ ich dich Mariechen.

nach 1912

*Als Vornamenskundler liegt der anarchistische Agitator, Bohemien und Dichter Erich Mühsam (1878–1934) ganz auf der Linie der Skeptiker, die den Vornamen Margot, die französische Kurzform von „Margarethe“, mit eher negativen Attributen verbinden: mit Unattraktivität und Unsportlichkeit. Mit der Gewöhnlichkeit einer „Margot“ will sich jedenfalls der Frauenfreund des Gedichts bei aller Lobpreisung seiner Herzensdame nicht abfinden. Am Ende gebiert diese lyrische Männerphantasie einen Namen für den erotisch permissiven Frauentyp: lieber ein „Mariechen“ als eine „Margot“.*

Der Fraueneroberer macht das Profane seines Verständnisses von „Liebe“ kenntlich: Statt sich mit „unsterblicher“ Leidenschaft aufzuhalten, widmet er sich doch lieber den temporär begrenzten, rein körperlichen Vergnügungen. Es gibt wohl einen biografischen Hintergrund für dieses Gedicht: Nach 1912 warb Mühsam heftig um die Tänzerin Margit Jung, die Frau des Sozialrevolutionärs und Schriftstellers Franz Jung.

**Erich Mühsam**

Ode zum Jahreswechsel 1916/17

Es birst ein Jahr und fährt in die Ewigkeit.
Ein Jahr des Todes und dunkler Geschicke voll,
stürzt es dem vorigen nach in sein Blutmeer,
räumt es der Zukunft die trostlosen Stätten.

Die kommt gezogen zögernd im Faltenkleid,
umraucht vom Kriege, doch über dem Haupte schon
dämmert ihr neblig ein flackernder Lichtkranz.
Naht sich dem Weltall die Hoffnung auf Frieden?

Es betet brünstig, wer noch an Götter glaubt,
sie möchten enden den schrecklichen Völkermord,
über den Trümmern verschütteter Sehnsucht
Schöneres aufbaun, als Grabmäler decken.

Denn unten faule ewig in Staub und Schutt
der arge Geist, der den Menschen die Waffen schliff.
Nimmer erwache den Völkern die Machtgier,
Feindin der Schönheit und Urgrund des Hasses.

Die Tränen aber, jeglicher Tropfen Bluts,
der Mütter Leid und der Bräute zerstörtes Glück
sammelt im Herzen zu eifernder Andacht,
wehrend dem Kriegszorn mit sieghafter Liebe.

**Erich Mühsam**

Optimistischer Sechszeiler

Es stand ein Mann am Siegestor,
Der an ein Weib sein Herz verlor.

Schaut sich nach ihr die Augen aus,
In Händen einen Blumenstrauß.

Zwar ist das nichts Besunderes.
Ich aber - ich bewunder es.

**Erich Mühsam**

Peter Kropotkin
*zum 70. Geburtstage, am 9. Dezember 1912 (gestorben 1921)*

Wehe dem Menschen, der niemals die Nöte
mordenden Unrechts fluchend erkannt!
Wehe dem Reichen, dem niemals die Röte
schmerzlicher Scham die Stirne gebrannt!
Weh dem Zufriedenen! Einstmals aus warmen
Decken schreckt ihn die Wahrheit empor!
Aber dreimal wehe dem Armen,
der den Glauben ans Glück verlor!
Durch der Menschen grässliches Irren,
durch ihres Blutes schäumenden Fluss,
durch der Ketten kreischendes Klirren
schreitet der Freiheit trotziger Fuß.
Tausend tückische Widerstände
stellen sich drohend in ihre Bahn,
aber Millionen fleißige Hände
führen sie sicher durch Trug und Wahn.
Lasst uns die rührigen Hände segnen
und die Herzen, die groß und still,
furchtlos und stark dem Unrecht begegnen,
das die Freiheit vernichten will.
Wir grüßen dich, der du mit junger Kraft
ein langes Leben für die Freiheit strittst.
Wir danken deiner rüstigen Leidenschaft,
da du des Greisenalters Saal betrittst.
Wir wünschen dir die unverbrauchte Glut,
das tapfere Herz, das lang noch jung und heiter
dein Leben wärme und den starken Mut
als unser Führer und als Wegbereiter.
Wir segnen dich. Wie das begierige Land
den Regen segnet, der ihm Kraft gegeben,
aus der sich alle Saat und Frucht entband – –
Befruchtete: so segnen wir dein Leben.
Wir lohnen dir, indem wir, was du schufst,
zusammenfügen zu gewaltigem Bau,
auf dass, wenn du zum Abschied einst uns rufst,
dein Blick noch deines Werks Erfüllung schau ...
Freudig wird der Mann den Spaten führen.
Selig wird die Frau ihr Kind erwarten.
Glück und Eintracht hinter allen Türen,
Spiel und Blütenduft in jedem Garten.
Flinten wird man häufen in Museen,
denn sie haben aufgehört zu dröhnen.
In den Gottestempeln und Moscheen
wird das Wort des Volkes stolz ertönen.
Um des Geistes letzte tiefste Fragen
werden ernste Menschen ernsthaft kämpfen,
und den Lärm des Kampfs und seine Klagen
wird die Achtung voreinander dämpfen.

**Erich Mühsam**

Poeta Laureatus. Lied des Leiermanns

Ein Orgelmann leiert am Straßenrand,
er rasselt mit seinen Prothesen:
Ich gab meine Beine dem Vaterland;
ich bin ein Kriegsheld gewesen.
Zu Hause ließ ich die Kinder, das Weib,
die hungern sich den Skorbut an den Leib; –
ich brüllte gereimte Gesänge
und kämpfte im Schlachtengedränge.
Doch das macht nichts, das tut nichts, das kommt nicht drauf an –
mich haben die Dichter begeistert,
sie haben das Hirn mit verkleistert,
dass ich jetzt mit den Kunstbeinen rasseln kann. –
Ein Hoch der Poesie! Es lebe das Genie!
Immer rein, immer rein in die Akademie!
Hurra, ich kann singen auch ohne Bein
und orgeln zu Dichters Reimen.
Drum sollen sie auch Akademiker sein
und den Geist des Vaterlands leimen.
Was ich hatte, das stahl mir die Inflation,
und der Hauswirt schluckt meine Krüppelpension,
ich dreh meinen Leierkasten
und üb mich in Frieren und Fasten.
Doch das macht nichts, das tut nichts, das kommt nicht drauf an.
Wenn die Dichter nur werkeln am Staate,
dann freut sich ein tapfrer Soldate
noch als bettelnder Leierkastenmann.
Ein Hoch der Poesie! Es lebe das Genie!
Immer rein, immer rein in die Akademie!

Das Leben der Dichter ist immer ein Fest,
besonders der Prominenten.
Sie singen vom Mond, von der Frau, vom Inzest,
da schmecken den Reichen die Renten.
Und macht ein Poet als Prolet sich gemein,
dann sperrt man ihn rechtens ins Zuchthaus ein.
Er braucht ja den Staat nur zu loben –
dann wird er vom Staate erhoben.
Doch das macht nichts, das tut nichts, das kommt nicht drauf an.
Wir preisen die Republike
mit Versen teils, teils mit Musike.
Der Dichter reimt’s erst, ich orgle es dann:
Ein Hoch der Poesie! Es lebe das Genie!
Immer rein, immer rein in die Akademie!

**Erich Mühsam**

Predigt

Ich sage nicht, du darfst nicht hassen,
noch sag ich, dass du hassen musst.
Der Herzschlag in bewegter Brust
lässt sich nicht in Gebote fassen.
Auch Liebe horcht nicht auf Befehle:
Du liebst. – Verständest du mich denn,
wenn ich der Liebe Namen nenn,
ein fremdes Wort in deiner Seele? –
Ich weiß dich lieben. Meine Stimme
braucht dir nicht sänftigend zu sein.
Du kennst Erbarmen und Verzeihn
und suchst im Guten nicht das Schlimme ...
Doch fälsch die Liebe nicht zur Schwäche!
Dem Argen stelle dich nicht blind!
Wo Niedertracht und Lügen sind,
da ficht! Da rotte aus! Da räche! – –
Nicht will ich dich zum Hasser machen
(und sprech auch nicht: hab keinen Hass!),
doch will ich dir ohn Unterlass
der Leidenschaften Glut entfachen.
Nicht alles Heil entströmt der Milde;
zwar: Liebe ist ein reicher Born,
doch lästre nicht ihr Salz, den Zorn ...
Stark forme deine Welt zum Bilde!

**Erich Mühsam**

Produktion

Denk ich zurück an meine frühsten Wochen:
Ich sog an hochgeblähten Ammenbrüsten,
von guten Tanten liebevoll berochen,
die zahnlos schnalzend den Popo mir küssten.
Doch was ich dann in stiller Reflexion
in meiner Wiege Windeltuch verrichtet,
mich mühsam reckend mit gestrafften Beinen,
das ward – des Kindes ganze Produktion –
in Seifenzubern und an Wäscheleinen
hinweggespült, getrocknet und vernichtet ...

Das Kind ward groß. – Das Unglück wollt's: es dichtet.
Nun stehn um mich die Hinzen und die Kunzen
und fühlen zum Bewundern sich verpflichtet –
und warten: wird der Pegasus nicht brunzen?
Doch was sich dann in stiller Reflexion
herausgequält und aufs Papier ergossen,
das lassen sie in hohlen Schädelfässern
verschmalzen, dann vertrocknen und verwässern –
und meinen dabei: So wird Kunst genossen. – –
Mensch, hüte dich vor jeder Produktion!

**Erich Mühsam**

Rebellenlied

Sie hatten uns mit Zwang und Lügen
in ihre Stöcke eingeschraubt.
Sie hatten gnädig uns erlaubt,
in ihrem Joch ihr Land zu pflügen.
Sie saßen da in Prunk und Pracht
mit vollgestopftem Magen
und zwangen uns, für ihre Macht
einander totzuschlagen.
Doch wir, noch stolz auf unsere Fesseln,
verbeugten uns vor ihren Sesseln.

Sie kochten ihre Larvenschminke
aus unserm Blut und unserm Schweiß.
Sie traten uns vor Bauch und Steiß,
und wir gehorchten ihrem Winke.
Sie fühlten sich unendlich wohl,
sie schreckte kein Gewitter.
Jedoch ihr Postament war hohl,
ihr Kronenschmuck war Flitter.
Wir haben nur die Faust erhoben,
da ist der ganze Spuk zerstoben.

Es rasseln zwanzig Fürstenkronen.
Die erste Arbeit ist geschafft.
Doch, Kameraden, nicht erschlafft,
soll unser Werk die Mühe lohnen!
Noch füllen wir den Pfeffersack,
auf ihr Geheiß, den Reichen;
noch drückt das Unternehmerpack
den Sporn uns in die Weichen.
Noch darf die Welt uns Sklaven heißen –
noch gibt es Ketten zu zerreißen.

Vier Jahre hat die Welt der Knechte
ihr Blut verspritzt fürs Kapital.
Jetzt steht sie auf, zum erstenmal
für eigne Freiheit, eigne Rechte.
Germane, Römer, Jud und Russ
in einem Bund zusammen –
der Völker brüderlicher Kuss
löscht alle Kriegesflammen.
Jetzt gilt’s die Freiheit aufzustellen. –
Die rote Fahne hoch, Rebellen!

**Erich Mühsam**

Rechtfertigung

Ich hab euch wenig schmachtende Psalmen gesungen,
noch predigt ich euch wie der Pfarrer im frommen Vereine,
Genossen der Arbeit!
Doch ist euch mein Lied durch die Haut in die Seelen gedrungen,
dann tat ich das Meine.

Mein Sang tönt nicht nach letzter ästhetischer Mode.
Nie hat er die Reime von Herzen und Schmerzen vermieden,
Genossen des Schicksals!
Doch siedet er euch das Blut auf dem Marsche zum Tode,
so bin ich zufrieden.

Virtuosen und Troubadoure lasst lispelnd schalmeien.
Ich weiß es: euch flattert kein Haar bei dem sanften Geraune,
Genossen der Kampfstatt!
Ihr lauscht auf den Schall, der euch weckt, die Welt zu befreien;
drum blas ich Posaune.

Wirft mich literarischer Tross zum rostigen Eisen –
ich hab euch entflammt, und so trotz ich der kritischen Säure,
Genossen der Zukunft!
Ihr Jugend! Ihr Jüngsten! Euch blas ich zum Sturme die Weise –
so bleib ich der Eure!

**Erich Mühsam**

Rendezvous

Ich bin verdammt zu warten
in einem Bürgergarten
auf das geliebte Weib.
Nun sitz ich hier als Beute
gewissenloser Leute
mit breitem Unterleib.

Sie sind so froh beim Biere,
bald zwei, bald drei, bald viere –
und reden vom Geschäft.
Die Gattin spricht vom Hause,
die Töchter trinken Brause,
und Flock, das Hündchen, kläfft.

Die Kellnerinnen schwirren.
Die Tischgeschirre klirren.
Der Himmel scheint so blau.
Wie süß ist’s doch, zu warten
in einem Bürgergarten
auf die geliebte Frau.

**Erich Mühsam**

Ruf aus der Not

Marat! Bakunin! Steigt aus eurer Gruft empor!
Wacht auf, schaut um euch, staunt, empört euch, lebt und helft!
Oh, unerhört in aller Menschheit Freiheitskampf,
seht sterben in Verrat des deutschen Volkes Glück!
Marat! Bakunin! Gebt mir Geist von euerm Geist!
Sie, die euch liebt, die euerm roten Blut entstammt,
des Volks Revolution, der ich mich angelobt,
sie windet ekelnd sich im Arm des geilen Feinds,
der sie will Mutter machen seiner Lügenbrut.
Es ist derselbe, der das Volk zum Krieg betrog,
es lüstern machte auf den Ruhm des Brudermords,
es heucheln lehrte für der eignen Knechte Gier;
der, selber mit der Freiheit Maske überlarvt,
der Freiheit Stimme süßlich nachäfft und ihr Kleid,
das rote Kleid, um seine Gier und Blöße warf.
Wohl wehrten wir des Erzverräters Anschlag ab.
Doch er, bewahrt im Pupurtuch des Freiheitskleids,
zog aus dem Pfuhl, in den ergrimmt das Volk sie stieß,
die Wehr, die rostige, mit allem Mord und Gift,
mit Feuer, Eisen, Höllenunrat, Kot und Tod,
die der gestürzten Mächte morschen Thron geschützt;
zog die gestürzten Mächte selber aus dem Pfuhl,
schirrt vor den angemaßten Wagen ihr Gespann
und ward – ihr strenger Herr? Ach nein, ihr Kutscher nur,
der sie zu neuen Siegen und Triumphen fährt ...
Marat! Bakunin! Seht den ungeheuren Spaß!
Das schauerliche Zerrbild seht der Rebellion!
Der ausgefahrne Karrn der deutschen Herrlichkeit,
da rumpelt er, die Achsen neu mit Blut geölt,
die alte Firma modisch schwarzrotgold lackiert,
im Innern, würdig auf verschlissnem Polstersitz,
die viribus-unitis-Bärte aufgewichst,
die aus dem Totenreich erstandnen Herrn des Lands.
Die Augenbraue zuckt, die Hand am Schwertgriff winkt,
und der Lakaienschwarm teilt die Befehle aus
im Namen demokratischer Gerechtigkeit.
Und hinterher – gigantischer Gespensterzug! –
der trübe Abhub der geschlagenen Armee,
verwildert, heimatlos geworden, rückverirrt,
Kriegshasardeure, Abenteurer, Landsknechtsvolk,
in Jahren Kriegs an Willkür, Raub und Mord gewöhnt,
der Kameradentreue schon im Felde fremd
und nur dem Satz gerecht: Der Nächste ist dein Feind,
und wo du deinen Fuß hinsetzt, ist Kriegsgebiet,
wo man, wie das in Belgien und in Polen war,
des Armen letzte Milchgeiß überm Feuer brät ...
So ziehn sie jetzt im Vaterland den Obern nach,
die Ärmellöcher ihres grauen Rocks geflickt

mit Eicheln, Rautenzeug und Edelweiß aus Blech,
den Kopf im überstülpten Stahlhelm breitgedrückt,
hinschreitend wie die Polizei der Nemesis.
Und dieser Zug, verstärkt vom Bürgermob
und Bengeln, die der Schule überdrüssig sind
und Lorbeeren suchen wollen auf dem Schlachtgefild
der Ruh und Ordnung und des Aktienkapitals.
Und Kriegsgeschirr, Kanonen, Munitionsgefährt
und starke Pferde, die der Bauer brauchen könnt,
und Minenwerfer, Mitrailleusen, Blechmusik,
Feldküchen, Gasgebläse, Fahnen allerlei
sind Lichter auf dem kriegerischen Friedensbild. –
Vorn aber auf dem Kutschbock seht ihr selber ihn,
den deutschen Alba, Henker seines eignen Volks,
umwickelt mit der Freiheit roter Tunika,
gehorsam Proletarierleichen säend rings ...
Marat! Bakunin! Steigt aus eurer Gruft empor
und ruft die stummen Manen derer auch herbei,
die, schon gefällt vom Giftschwert schnöden Volksverrats,
uns Führer waren, Liebknecht, Rosa Luxemburg,
Landauer, meinen Lehrer und geliebten Freund,
die vielen, die gemordet sind, auch Leviné,
der heldisch fiel im Trugschein der Gesetzlichkeit;
sie alle ruft herbei, die Tausende des Volks,
die bei euch ruhn in der Geschichte Pantheon,
zu stärken uns zur Sammlung und zur großen Tat,
den Spuk zu bannen, zu erwecken Volk und Land,
herabzureißen jene von dem Führersitz,
die tiefer, ewiger Verachtung würdig sind
und deren Name nie ein Lied entweihen mag.
Er mag zerstäuben in der Asche all des Brands,
den wir entzünden als des Unrechts ruhmlos Grab,
in dessen Sold sie ihren Volksverrat begehn.
Entkleiden wollen wir sie ihres roten Schmucks.
Von der Verräterfratze reißen wollen wir
die lächelnde Verführermaske des Betrugs ...
Marat! Bakunin! Gebt von eurer Leidenschaft
uns, denen dieses Volks Revolution vertraut,
dass wir die Freiheit aus dem Arm des Trugs befrein,
die nie geschwängert werde von dem Eitersaft,
aus dem der Künftigen Glück sich nicht gebären kann.
Befruchtet, Tote, uns mit Kraft und Zorn und Hass,
das Werk zu tun, das, wenn ihr Rechenschaft verlangt,
so leuchtend über aller Zukunft Wegen strahlt,
dass ihr es selbst als Krönung eures Werks erkennt.

**Erich Mühsam**

Sacco und Vanzetti
*ermordet am 17. August 1927*

I *(1926)*

Achtung! Hochspannung! Kommt nicht zu nah
dem Richterstuhl in Amerika!
Die Ordnung in den Vereinigten Staaten
bestimmt sich am Hauptbuch der Ölmagnaten.
Trittst du für das Recht der Proleten ein,
so wirst du ein Räuber und Mörder sein.
An Mordtaten fehlt es im Lande nicht:
Dass du sie begingst, beweist jedes Gericht.

Sacco! Vanzetti! Ihr schürtet die Glut
des Kampfes im Proletarierblut.
Nie schonte der Hass der Dollardespoten
die Kämpfer, die ihren Profit bedrohten.
Sie haben euch vors Tribunal geschleppt:
Räuber und Mörder! – Bewährtes Rezept.
Elektrischer Stuhl! Der Spruch ist gefällt. –
Achtung! Hochspannung! – Es zittert die Welt!

Der Stuhl ist geladen – sechs Jahre schon! –
für euch zwei Männer der Revolution.
Jetzt haben die Henker das Ende beschlossen.
Proletarier der Welt! Helft, helft den Genossen! ...
Sacco! Vanzetti! Die Arbeiterschaft
braucht euer Leben noch, braucht eure Kraft!
Ihr standet für alle – jetzt alle für zwei!
Achtung! Hochspannung! –
Wir kämpfen euch frei!

**Erich Mühsam**

Sacco und Vanzetti

II *(Juli 1927)*

Gestreift, besternt von den Dächern weht's.
Es feiert der Zukunft Boten
das Sternbanner der United States.
Heil euch, ihr tapfern Piloten!
Es jubelt die ganze alte Welt
und jauchzt zu Amerikas Ehre:
Ein neuer Rekord ward aufgestellt
in der Bezwingung der Meere!

Doch während die Flieger in Nacht und Graus
zwischen Himmel und Ozean schweben,
da schweben zwei Männer im Kerkerhaus
jahrelang zwischen Sterben und Leben.
Und während Europa mit Hoch und Hurra
Amerikas Sporthelden huldigt,
da werden im selben Amerika
zwei Schuldlose tödlich beschuldigt.

Seit sieben Jahren in Einsamkeit,
an Leib und Seele geschunden!
Seit sieben Jahren dem Tode geweiht,
des Richtstuhles fällig befunden!
Der Sheriff sagt: Schuldig! – Die Welt ruft: Nein!
Doch Spitzel und falsche Zeugen
sind billig. Sie schwören Stein und Bein,
um Wahrheit und Recht zu beugen.

Was lasst ihr Vanzetti und Sacco nicht los,
ihr Richter, aus ihren Zellen? –
Sind doch zwei arme Proleten bloß.
Wie? Aufrührer sind's und Rebellen!
Ja! Darum die siebenjährige Qual
und darum: Rache den Mördern!
Und darum will man sie dieses Mal
endgültig zum Henker befördern!

Mord?! Menschen, der *Richter* sinnt auf Mord!
Ihm mag's in die Ohren gellen:
Halt ein, Amerika, diesen Rekord
der Niedertracht aufzustellen!

**Erich Mühsam**

Schüttelreime

Den Menschen vieles gibt das Leben.
Doch nicht ein jeder liebt das Geben.

*

Die Männer, welche Wert auf Weiber legen,
Tun dieses leider meist der Leiber wegen.

*

Mit einem starken Schweden ringen
Ist nicht so leicht wie Reden schwingen.

*

Sie würden mir große Freude bereiten,
Wenn Sie meinen Hund von der Räude befreiten.

*

Das kleine Mädchen reibt sich leise
Das Knie, wenn ich nach Leipzig reise.

*

Wie schade, wenn’s schon ein Erlebnis gibt,
Dass man so selten das Ergebnis liebt.

*

Man wollte sie zu zwanzig Dingen
In einem Haus in Danzig zwingen.

*

Sie brauchten gar nicht umzusteigen,
Drum gab sie sich ihm stumm zu eigen;

*

Doch da verkehrt die Weichen lagen,
Fuhr man sie heim im Leichenwagen.

*

Das war das Fräulein Liebetraut,
Das an den Folgen einer Traube litt.
Quälend rumorten ihre Triebe laut,
Weshalb sie schnell in jene Laube tritt.

*

Der ist ein großer Schweinehund,
Dem je der Sinn für Heine schwund.

*

An der Liebe Niederlagen
Lässt der Dichter Lieder nagen.

**Erich Mühsam**

Seenot

Der Kapitän, der Steuermann,
vom Deck die Offiziere
schaun sorgenvoll den Himmel an.
Ein rascher Blick fällt dann und wann
auch auf die Passagiere.

Das räkelt faul den Bauch an Bord,
schlemmt in der Luxusmesse,
das lacht und prahlt und flucht: Potz Mord!
und karessiert, Bankier wie Lord,
die blonde Stewardesse.

Das führt Devisen mit und bar,
gab Gold in erznen Urnen
den sich'ren Kojen in Verwahr-
und droht dem Dampfer Sturmgefahr,
dann mag die Mannschaft turnen.

Die Mannschaft turnt. In Rauch und Dreck
schleppt sie und keucht und schuftet
und riecht bei zähem Schiffsgebäck,
wie Bratenbrüh und Rahmgeschleck
aus der Kajüte duftet.

Die See geht hoch, scharf geht der Wind,
hart poltert die Maschine.
Die Hände regen sich geschwind
um Kessel, Reling und Gewind,
um Großtopp und Turbine.

Da tritt ein Bootsmann vor und spricht
gepresst durch bleiche Lippen:
„Kap'tän, die Schotten schließen nicht.
Wenn achtern die Verschalung bricht,
ist's aus; dann hilft kein Schippen."

„Ach, Unsinn." Doch der Seemann knackt
nervös mit seinen Fingern.
Er hört des Motors falschen Takt,
er fühlt, wenn Flut die Planken packt,
den ganzen Kasten schlingern.

Schon lange klagt der Maschinist;
der Kessel will nicht heizen.
Das Schiff verzögert seine Frist,
und im Proviantraum nagt und frisst
die Feuchtigkeit am Weizen.

Der Steuermann zeigt ohne Wort
nach dem Gewölk im Norden.
Das letzte Himmelsblau glitt fort.
Wo eben Lichter spielten, dort
ist graue Nacht geworden.

Die grünen Wogen trommeln dumpf
und drohend ihre Weisen.
Im Zwischendeck, im Dampferrumpf
drängt sich's, mit Augen bang und stumpf.
Hier ist die Not auf Reisen.

Mittschiffs jedoch im Aufbausaal,
da sprühn des Reichtums Wunder,
Musik jauchzt toll zum Bacchanal,
Juwelen blitzen ohne Zahl
bei Austern und Burgunder.

Vor einer Flasche Haute-Sauterne,
im Mund die Zigarette,
am Ecktisch sitzen ein paar Herrn,
die Brust geschmückt mit Band und Stern,
die Uhr an goldner Kette.

Sie kümmert nicht der Damenflor,
das Flirten und Scharmieren.
Sie beugen ihre Glatzen vor
und flüstern in des Nachbars Ohr
von Aktien und Papieren.

„Hier noch ein Kognak extra fein!"
Die Stewards huschen schweigend
mit Mokka, Schnaps, Biskuit und Wein.
Da tritt der Kapitän herein,
sich links und rechts verneigend.

Man dankt dem Seemann frohgelaunt,
sieht ihn zum Ecktisch schreiten.
Ein dicker Herr steht auf. Man raunt.
Die andern sehn den Gast erstaunt
den Kapitän begleiten.

Der, wie dem Hauptmann der Soldat,
hebt an, Bericht zu geben:
„Gefahr droht, Herr Kommerzienrat.
Ich fürchte, schweres Wetter naht.
Es geht um Schiff und Leben!" –

„Doch nicht die erste Klasse, wie?
Soll'n wir vielleicht ersaufen?" –
„Das Schiff ist nach der Havarie

beim großen Sturm – ich warnte Sie –
zu früh vom Dock gelaufen.

Zweitausend Menschen – und die Fracht;
wir haben schwer geladen.
Wenn man den Dampfer leichter macht,
wird er, so hoff ich, flottgebracht.
Sonst steh ich nicht für Schaden.“ –

„Was sagt die Mannschaft?“ – „Oh, die fasst
forsch zu an allen Bänken;
schimpft auch auf den Kajütengast
und will, ich soll als erste Last
Ihr Gold ins Meer versenken.“ –

„Mein Gold?! Den Plan, verdammte Brut,
den mach ich euch zuschanden!
Bevor ein Ünzlein in die Flut
versinkt, fliegt alles Mannschaftsgut
erst über Bord! Verstanden?!“ –

„Sie spaßen!“ ruft der Kapitän.
„Wir würden grenzenlosen,
furchtbaren Hass und Aufruhr sä’n.
Ich will nach andrer Rettung spähn –
Hand weg von den Matrosen!

Es sind an Bord zehn Kisten Horn
und tausend Cheviotballen,
dann noch, im großen Kühlraum vorn,
dreihundert Tonnen Weizenkorn.
Das mag als Ballast fallen!“

Der Dicke schnaubt: „Sie können frei
als Kapitän ermessen.
Jedoch das ist an Land vorbei,
und ich bin Chef der Reederei –
wolln Sie das nicht vergessen!

Mein ist das Horn und mein das Tuch,
mein das Getreidelager.
Geht von der Ladung was in Bruch,
versichert steht die Fracht zu Buch
bei meinem Freund und Schwager!“

Da kommt der Erste Offizier:
„Das Löschen muss beginnen.
Am Steven dringt das Wasser schier
in Strömen ein. Bald sehen wir
es in die Kojen rinnen.“ –

„Gut. Über Bord-Befehl ist da! –
die Koffer und die Fetzen
der Mannschaft – samt Harmonika
und Priem. Es wird den Schaden ja
die Reederei ersetzen. –

Das ist ein Tropfen auf ein Fass.
Doch muss man es versuchen.“
Der Offizier begibt sich blass
zu seinen Leuten: dies und das –
da hilft kein Drohn und Fluchen.

Das Schiffsvolk disputiert und läuft.
„Was? Unsre paar Klamotten!
Und hinten liegt das Gold gehäuft
in Urnen!“ – Und das Wasser säuft
sich glucksend durch die Schotten.

„Die Bande lebt in Saus und Braus!
Wir streiken!“ rufen Stimmen.
„Pumpt euch allein das Wasser raus!
Von uns aus könnt mit Ratz und Maus
ihr an das Festland schwimmen!“

Man legt das Werkzeug aus der Hand.
Ein Teil nur bleibt beim Schöpfen.
Ganz langsam steigt der Wasserrand.
Die Streiker sind aus Rand und Band
und schrein mit heißen Köpfen.

Der Kaufherr rennt zum Zwischendeck –:
„Hört ihr den Lärm da oben?
Man meutert, und das Schiff ist leck!
Fasst ihr mit an zum guten Zweck –
dann ist die Not behoben.“ –

„Nothilfe! Vorwärts! Du und du!
Wir strafen die Gesellen!“
Und viele Hände greifen zu.
Des Schiffsvolks Hab und Gut im Nu
verschwindet in den Wellen.

Die Mannschaft starrt ihm nach. Parbleu!
Wut blitzt durch ihre Lider.
Der Kiel steigt etwas in die Höh.
Von Norden her pfeift eine Bö.
Das Wetter senkt sich wieder.

Und die Matrosen gehn zurück
ans Werk. Die Herzen bluten.
Die Koffer tragen, jedes Stück,

ein wenig Liebe, etwas Glück
hinunter in die Fluten.

Indes der Zweck ist nicht erreicht:
schon feuchten sich die Luken –
Matrosenhabe wiegt zu leicht.
Der Kapitän sieht's, prüft, erbleicht.
Gefahrgespenster spuken.

Er klagt's dem Reeder. – „Ja", spricht der,
„da heißt's Entschlüsse fassen!
Zweitausend Menschen lasten schwer.
Die Boote klar, und raus ins Meer!
Die Streiker sind entlassen!

Was bleibt, wird praktisch eingeteilt
und schafft in Überstunden.
Sonst: Zwischendeckler angekeilt –
dann ist der Schaden ausgeheilt.
Die Lösung ist gefunden." –

„Wie, Herr Kommerzienrat? Nein, Nein!
Hier geht's um Menschenseelen!" –
„Ich will's. Fracht ist und Dampfer mein!"
Da knickt der Mut des Seemanns ein –:
„Sie haben zu befehlen."

Rasch geht's an Bord von Mund zu Mund;
ein Murren folgt, ein Tosen.
Man trotzt. Der Wucherer! Der Hund!
Nothelfer aber mühn sich – und:
behüt euch Gott, Matrosen!

Der Nord bläst lauter über See.
Im Saale blasen Flöten.
Da tanzt vergnügt die Hautevolee
– Graf X und die Baronin C –;
das weiß von keinen Nöten.

Und wieder hebt sich leicht der Kiel.
Das Wasser scheint zu weichen.
Doch immer noch trägt viel zu viel
das Schiff. Der Pumpen schweres Spiel
vermag's nicht auszugleichen.

Ach, auf die Hoffnung folgt der Sturz.
Das Leck klafft stündlich breiter,
und bei der Arbeit grollt's und murrt's:
„Die Müh zu schwer, die Kost zu kurz –
wir können nicht mehr weiter!"

Des Meeres Fläche brodelt schon
wie Brei der Höllenküche,
und in des Sturms Trompetenton
mischt sich der Ausgesetzten Hohn,
ihr Schrei’n und ihre Flüche.

Der Kapitän, bedeckt mit Schweiß,
steht wieder vor dem Reeder:
„Herr, geben Sie die Ladung preis!
Und wär’s ein Bruchteil nur, so weiß
es Ihnen Dank ein jeder.

Heb ich nicht schnell das Loch am Bug
bis übern Meeresspiegel,
dann ist’s zu spät. – Herr, sei’n Sie klug!“ –
„Nein! Meiner Opfer sind’s genug,
und darauf Brief und Siegel!

Dass unsereins stets opfern soll!
Man missbraucht unsre Güte; –
ist doch von Menschen übervoll
mit Sack und Pack – trotz hohem Zoll –
die Zwischendeckskajüte.

Dort zugepackt mit Energie!
Ist’s hart – auch ich hab Sorgen.
Das drückt aufs Schiff. Da räumen Sie.
Mein Gold und meine Ware – nie!
Berichten Sie mir morgen.“

Kommandos schallen übers Schiff.
Was gibt’s? Wer kann es fassen?
Hier tönt ein Ruf und dort ein Pfiff.
Vom Zuring löst des Bootsmanns Griff
die Kutter und Pinassen.

Derweilen rennt’s im Zwischendeck
und drängt’s in den Kabinen.
Der Frauen Haar ist wirr vor Schreck.
Manch Auge starrt auf einen Fleck
aus wutverzerrten Mienen.

„Uns schifft man aus wie tote Last.
Wir haben sie gerettet.
Das schwelgt in Wollust, hurt und prasst.
Zum Kampf, wer seine Mörder hasst!
So wurde nicht gewettet!“

Die Männer baun sich stieren Blicks
vor Weib und Kind als Schanze. –
Im Festsaal wippt mit Kuss und Knicks

Baronin C und Graf von X.
Musik spielt auf zum Tanze. –

Der Kapitän, in jeder Hand
den Browning, ernst entschlossen,
tritt vor: „Wer leistet Widerstand!
Ich bin hier Herr. Mein Wort zum Pfand:
Wer meutert, wird erschossen!“

Die Schiffsbesatzung ist zum Streit
im Halbkreis aufgezogen,
Pistolen, Äxte sind bereit.
Ein Weib schluchzt auf. Ein Säugling schreit.
Der Sturm zieht durch die Wogen.

Da stürzen Männer vor: „Du Schuft! –
Auf, mit vereintem Mute!“
Getümmel. Schüsse, Rauch verpufft.
Ein Schwergetroffner ringt nach Luft.
Fünf wälzen sich im Blute.

Noch einmal Lärm und Fußgestampf
und Knallen der Pistolen.
Vorbei – besiegt. Aus ist der Kampf.
Fern, schauerlich dringt durch den Dampf
vom Meer her heis’res Johlen.

Man führt sie, Weib und Kind voran,
zum Bootsdeck in die Kutter.
Dann senkt sie rasch der Davitskran
hinab zum grünen Ozean.
Die Kleinen wimmern: „Mutter!“

Die Armut drückt nicht mehr. – Nun geigt
und hüpft die Lust der Prasser.
Und sieh, der Schiffsrumpf hebt sich, steigt,
und wo am Bug das Leck sich zeigt,
fließt endlich ab das Wasser.

Der Reeder lacht: „Das Glück war hold.
Der Alpdruck ist verschwunden.
Die Drohnen drückten – nicht mein Gold.
Drum lange Arbeit, wenig Sold.
Dann wird das Schiff gesunden.“

Nun hämmert’s, hastet’s, werkelt, rennt
und pflastert Loch und Schaden,
bis Schläfe, Herz und Auge brennt.
Sturmwolken ziehn am Firmament
vorbei in gelben Schwaden.

Das Meer bäumt brüllend sich empor,
schlägt hoch aufs Deck die Wellen.
Doch durch der Wetter schrillen Chor
klingt grell der Rachefluch hervor
der Armen und Rebellen.

Und die Besatzung plagt sich, schwitzt –
kein Schlaf und Hungerzahlung.
Der Sturm posaunt. Der Himmel blitzt.
Die Schotten geben nach, es spritzt
die Flut durch die Verschalung.

Mann und Maschine seufzt und keucht.
Schon stöhnt's: „Wir können nimmer."
Beim Heizraum, finster, dumpf und feucht,
im Kerker wird der Schlaf verscheucht
dem Kuli wie dem Trimmer ...

So treibt das Schiff auf trunkner See,
umtobt von Sturm und Hasse.
Graf X führt die Baronin C
– die fürchten nichts – im Negligé
zur Koje I. Klasse –.

Der Dampfer „Deutschland" ist in Not.
Wird ihn die Flut vernichten?
Sprengt ihn sein morscher Kessel tot?
Stürmt ihn die Wut des Volks im Boot? –
Die Zeitung wird's berichten.

**Erich Mühsam**

Sei's in Jahren, sei's schon morgen

Sei's in Jahren, sei's schon morgen,
dass das Glück sich wende:
einmal nehmen Leid und Sorgen
sicherlich ein Ende.

Mensch, vertraue deinem Wollen,
wirk es aus zu Taten!
Ströme fließen, Wolken rollen,
Frucht entkeimt den Saaten.

Über Nöten und Gefahren
wird die Freude thronen –
sei's schon morgen, sei's in Jahren
oder in Äonen.

**Erich Mühsam**

Seppl Wittmann
*ertrunken am 7. August 1927*

Dies war dein Leben: Treue, Kampf und Haft.
Die Treue gab zum Kampfe dir die Kraft,
und in der Haft der feindlichen Gewalten
hast du die Treue deinem Kampf gehalten.

Dies war dein Leben: Mut und stille Tat.
Wo Waffen klangen, stürmtest du ins Feuer,
der roten Schar ein tapferer Soldat –
und standst des Tods gewärtig, du Getreuer!

Dies war dein Ende: in Gefahr und Not
sahst du die Menschen, die du liebtest, schweben
und sprangst zu ihnen in die Flut. – Sie leben.
Dich riss der Strom zur Tiefe. – Du bist tot.

Nun ruh dich aus. Sie haben bis zuletzt,
die Feinde, dich gesucht, verfolgt, gehetzt,
und weil du treu bliebst deinem Kampf und Hoffen,
stand in der Heimat dir der Kerker offen ...

Genosse! Freund! Mein Kamerad und Sohn!
Mein Tag ward grau, da du gegangen bist.
Viel Leben ist mit dir ins Grab geflohn. –
Ruh aus vom Kampf, du treuer Rotgardist!

**Erich Mühsam**

Soldatenlied

Wir lernten in der Schlacht zu stehn
bei Sturm und Höllenglut.
Wir lernten in den Tod zu gehn,
nicht achtend unser Blut.
Und wenn sich einst die Waffe kehrt
auf die, die uns den Kampf gelehrt,
sie werden uns nicht feige sehn.
Ihr Unterricht war gut.

Wir töten, wie man uns befahl,
mit Blei und Dynamit,
für Vaterland und Kapital,
für Kaiser und Profit.
Doch wenn erfüllt die Tage sind,
dann stehn wir auf für Weib und Kind
und kämpfen, bis durch Dunst und Qual
die lichte Sonne sieht.

Soldaten! Ruft’s von Front zu Front:
Es ruhe das Gewehr!
Wer für die Reichen bluten konnt,
kann für die Seinen mehr.
Ihr drüben! Auf zur gleichen Pflicht!
Vergesst den Freund im Feinde nicht!
In Flammen ruft der Horizont
nach Hause jedes Heer.

Lebt wohl, ihr Brüder! Unsre Hand,
dass ferner Friede sei!
Nie wieder reiß das Völkerband
in rohem Krieg entzwei.
Sieg allen in der Heimatschlacht!
Dann sinken Grenzen, stürzt die Macht,
und alle Welt ist Vaterland,
und alle Welt ist frei!

**Erich Mühsam**

Spiel nur, lustiger Musikante

Spiel nur, lustiger Musikante,
spielst du auch verkehrt.
Wer sein bisschen Glück nicht bannte,
war sein Glück nicht wert.

Streiche nur den Fiedelbogen
über deinen Bass.
Wem sein bisschen Glück verflogen,
merkt, dass er’s besaß.

Fiedle, dass die Saiten springen
samt dem Instrument.
Glück lässt sich nicht wiederbringen,
wenn’s von dannen rennt.

**Erich Mühsam**

Streit und Kampf

Nicht nötig ist’s, nach Schritt und Takt
gehorsam vorwärts zu marschieren.
Doch wenn der Hahn der Flinte knackt,
dann miteinander zugepackt
und nicht den Nebenmann verlieren!

Schlagt zwanzig Freiheitstheorien
euch gegenseitig um die Ohren
und singt nach hundert Melodien –
doch gilt es in den Kampf zu ziehen,
dann sei der gleiche Eid geschworen!

Aktionsprogramm, Parteistatut,
Richtlinien und Verhaltungslehren –
schöpft nur aus allen Quellen Mut!
Ein jedes Kampf System ist gut,
das nicht versagt vor den Gewehren!

Darum solang kein Feind euch droht,
verschont einander nicht mit Glossen.
Doch weckt euch einst der Ruf der Not,
dann weh das einige Banner rot
voran den einigen Genossen!

**Erich Mühsam**

Testament

Nein, ich will nicht eher zu Grabe,
eh ich nicht auch die letzten Sprossen
irdischen Glückes erstiegen habe,
eh ich das Leben nicht ganz genossen;

eh ich nicht alle Frauen umschlungen,
die mich durch meine Träume begleiten,
eh ich nicht alle Lieder gesungen,
die sich in meinem Herzen bereiten;

eh ich nicht alle Werke gestaltet,
die sich dem schaffenden Geist entbinden,
eh ich der Führerpflicht nicht gewaltet,
dass die Menschen ihr Wegziel finden;

eh ich nicht fröhliche Augen sehe,
die von Erhebung und Stolz verjüngt sind,
eh ich nicht über Äcker gehe,
die statt mit Tränen mit Freude gedüngt sind.

Nimmt der Erlöser dann und Vernichter
von meinen Tagen die lastenden Ketten,
sollt ihr den seligsten Menschen und Dichter
tief in befreites Erdreich betten.

**Erich Mühsam**

Tolstois Tod
*am 20. November 1910*

Die Liebe ist verwaist. Ihr stärkster Hort,
ihr Schützer, ihr Prophet, ihr Held, ihr Sohn,
die menschgewordne Liebe selbst ging fort.
Das Herz der Welt erbebt in seinen Festen,
erschüttert von des Worts Posaunenton,
vom Testament des Weisesten und Besten.
Er ging, wie nie ein Mensch noch sterben ging,
nicht müde flüchtend, nicht mit Todesbeben;
er sprengte seines Daseins goldnen Ring,
zu einen seines Herzens mächtigen Schlag
mit dem der Welt. – An seinem Sterbetag
grüßt ihn der Sieg des langen Kampfs: das Leben ...
Noch schläft die Sonne hinter Reif und Frost;
vereiste Wege, nur vom Schnee erhellt,
durchkreuzen bleich und lang erfrorne Gründe.
Durch den Novembermorgen pfeift und gellt,
wie Atemstöße roher Menschensünde,
von Schmerz und Wollust heulend der Nordost.
Da trappeln Pferde. Eine Wagenspur
spult flimmernd sich im schneeigen Boden ab.
Ein Greis verlässt sein Weib, sein Gut, sein Haus.
Hinaus in Gottes einsame Natur!
Die Hufe schlagen auf im scharfen Trab –
in Russlands stillste Einsamkeit hinaus.
Was arme Menschen Wohlstand dünkt und Glück:
Bequemlichkeit und festliches Geschmeide
und Zärtlichkeit und liebende Betreuung –
der flüchtige Greis wirft keinen Blick zurück.
Die Seele, eingekrustet im Genuss,
sehnt sich nach Reinigung und nach Erneuung.
Sie wäscht sich rein von aller Menschheit Leid,
und aller Menschheit weiht sie ihren Kuss. –
Sucht nicht den Gatten, sucht den Vater nicht,
der ohne Abschied ging, um Gott zu finden;
in seiner Sterbestunde für die Blinden
das Heil zu suchen, Stab und Mut und Licht.
Der euch verließ, gehört nicht euch allein.
Stört nicht sein Tun, so ihr die Menschheit achtet!
Wenn ihr barmherzig seid, tränkt nicht mit Wein
den Sterbenden, der nach Erlösung schmachtet! –

Der Tag steigt auf. Die helle Sonne leuchtet
ins herbstliche Gefild mit heller Glut,
dass rings vom Tau der Schnee sich funkelnd feuchtet
und dass des Greisen welke Brust sich dehnt,
noch einmal sich zurück zur Jugend sehnt,
noch einmal rascher rieseln fühlt das Blut.

Dann sinkt der Leib zusammen siech und schwach. –
Nur rasch ihn betten unters nächste Dach! –
Und die ihn lieben, kommen, ihn zu pflegen,
noch einmal seine bleiche Hand zu küssen
und zu empfangen Scheidegruß und Segen.
Er wehrt sie ab. Schon dorren seine Lungen,
schon jagt in irrem Schlag der Puls des Kranken:
In dieser Stunde nicht bedrängt sein müssen
von Zärtlichkeiten und Erinnerungen.
Nur noch zum All die Worte und Gedanken! –

Da draußen liegt die weite weiße Erde,
das Schlachtfeld, wo Millionen Menschen leiden,
wo Hass und Kampf und Kriege und Beschwerde
das Menschenherz von seiner Gottheit scheiden.
Liebt euch! Seid Freunde, Brüder! Haltet Frieden!
Seid gut und widerstehet der Gewalt! – –
Der Sterbende hat an die Bahnstation
die ganze Menschheit vor sein Bett beschieden,
befiehlt ihr, Gottes Odem einzusaugen.
Er atmet auf. Ein Todeshauch weht kalt
um Herz und Stirne – und der Menschensohn
erkennt sich selbst und seufzt und schließt die Augen.
Sein Herzschlag hat sich dem der Welt vereint. –
Die Liebe ist verwaist. – Die Menschheit weint.

**Erich Mühsam**

Trostspruch

Das Schicksal kann den Körper prügeln,
kann mit Kandare, Sporen, Bügeln
den Fuß, die Hand, die Stimme zügeln. –
Der Geist steigt auf mit freien Flügeln
und lacht ins Tal von Wolkenhügeln.

**Erich Mühsam**

Trutzlied

Nennt uns nur höhnisch Weltbeglücker,
weil wir das Joch der Unterdrücker
nicht länger dulden und die Schmach.
Lacht nur der neuen Ideale,
leert auf die alten die Pokale –
Wir geben nicht nach!

Legt nur die Stirn in ernste Falten,
schreckt auf im Bette ungehalten
und scheuert euch die Augen wach.
Flucht auf die unerwünschte Störung,
reißt ‘s Fenster auf und schreit: Empörung!
Wir geben nicht nach!

Setzt euch nur auf die Geldkassette,
dass Gott die arme Seele rette
aus Not, Gefahr und Ungemach –
und ruft nach euern guten Geistern,
nach Polizei und Kerkermeistern –
Wir geben nicht nach!

Dass den Verrat der Teufel hole,
langt nur die Repetierpistole
samt den Patronen aus dem Fach,
und schmückt den Hut mit der Kokarde
der geldsacktreuen weißen Garde –
Wir geben nicht nach!

Lasst Volkes Blut in Strömen fließen,
lasst uns erhängen und erschießen,
setzt uns den roten Hahn aufs Dach.
Lasst Mörser und Haubitzen wüten,
um euer Diebesgut zu hüten –
Wir geben nicht nach!

Lasst euer Höllenwerkzeug toben!
Die Sehnsucht selbst hat sich erhoben
des Volks, das seine Ketten brach.
Freiheit und Recht stehn auf der Schanze.
Sieg oder Tod – jetzt geht’s ums Ganze! –
Wir geben nicht nach!

**Erich Mühsam**

Überschwemmung

Wo der Schlangenweg der Bäche
sich durch braune Felder klemmt,
ist ein Wetter dreingefahren –
und wo Gras und Sträucher waren,
ist die weite Erdenfläche
grau und trübe überschwemmt.

Niedre Hütten, kalt umflossen,
ragen traurig aus dem See.
Abgerissne Bäume schwimmen.
Tränenfahle Frauenstimmen,
auf das Wasser hingegossen,
klagen Gott ihr Menschenweh.

Wo ein Hügelfeld den Fluten
trotzig ihre Schranke baut,
knien menschliche Gestalten,
welche Rosenkränze halten.
Christus mag noch einmal bluten,
dass das Wasser rückwärts staut ...

Doch die Arbeit ist vernichtet,
welche Menschenhand verrichtet.
Ehe Gott die Schwüre hört,
hat er Fleiß und Glück zerstört.
Mögen sie nun neu beginnen:
bauen, karren, ernten, pflügen;
mag der Schweiß von neuem rinnen ...
Wenn die Früchte wieder reifen,
wird der Reiche danach greifen
und den Armen drum betrügen. –

Menschen! Wollt ihr denn nicht fühlen?
Wo der Schlangenweg der Bäche
sich durch braune Felder klemmt,
lasst doch Wetter drüber spülen!
Freut euch, wenn die Frucht der Schwäche
Wasserflut von hinnen schwemmt!
Ob’s euch Gott nimmt, ob der Reiche –
Menschen, ist’s denn nicht das gleiche?

**Erich Mühsam**

Und wieder tritt das Leben mir

Und wieder tritt das Leben mir
mit vorgestelltem Fuß entgegen,
und wieder reißt des Zufalls Gier
vom Munde mir mein Häppchen Segen.
Und wieder ist der Weg verbaut,
den meine Hände wühlend schufen.
Zum hohen Ziel, das ich geschaut,
weist mich kein Pfad, gehn keine Stufen.
Gott liebt den Menschen nicht, der frei
hinaufsteigt zu den Zukunftspforten.
Die Häscher seiner Polizei,
des Schicksals, lauern allerorten.

**Erich Mühsam**

Vampir Erde

Erde, trink Blut! Du hast noch nicht genug,
noch immer hast du nicht genug getrunken.
Noch manchen durstigen Mund grub dir der Pflug,
blutdurstige Münder, Furch um Furch.
Durch ihren Schlund hindurch
lass Menschenblut in deine Gurgel klunken.

O Erde, fürchte nichts! Du musst nicht dürsten.
Nur dünn verkrustet stockt des Krieges Wunde,
und ungeduldig, nur bemüht um Ruhm und Gut,
berechnen schon die Stunde,
zu düngen neu den Erdengrund mit Blut,
die Hüttenherrn, die Wechsler und die Fürsten.

In dunkelm Flusse strömt dir wieder zu
das Blut, das du dem Schoß entschlugst, Urmutter du!
Und unermüdlich schluckt
dein Schlund hinunter grause Opferung
und prüft nicht, ob das Futter alt, ob jung,
noch wem zu Nutz ein Mensch im Blute zuckt.

Horch, wieder surrt die Luft von trunknem Ruf
der bunten Truppen, die gemustert wurden:
hie Tommyvolk, hie Kurden –:
»Schützt eure Hütten, Brüder!« – »Rettet die Kultur!«
Und Fußvolk und Geschütz und Rosseshuf
zerwühlt das Morgenland mit blutiger Spur.
Unmütterliche Mutter! Wieviel Glück
tropft mit dem Jünglingsblut in deine Gründe!
Die Kugel zuckt im Lauf. – Ruf sie zurück!
Noch ruht des Krieges Sturm. Noch fiel kein Schuss.
Führ Unschuld nicht zu Sünde!
Führ sie zu rüstigem Werk und zu Genuss!

Der Jugend gib Natur an deinen Brüsten.
Willst du noch letztes Blut, so nimm zum Zukunftsdünger
uns, deine treuesten Jünger!
Nicht Fürst, nicht Wucherer durft uns zum Kriege rüsten,
Uns gürtete der Menschheit brünstige Sucht,
und unserm Blut entblüht der Freiheit frohe Frucht!

**Erich Mühsam**

Verhüllt der Himmel und die Welt

Verhüllt der Himmel und die Welt
in Nebel grau und schicksalsbang.
Der gelbe Mond geht seinen Gang,
dem Schutzmann gleich, der Wache hält.
Im trüben Schein des Straßenlichts
find ich den Heimweg gramgewohnt.
Weiß noch vom reichen Leben nichts,
hab all mein Leid noch nicht entthront.
Doch wie der Schleier über mir
den Schicksalsstern noch grau verhängt,
so fühl ich, krank von Lebensgier,
wie auch mein Stern zum Lichte drängt.
Ob Tod, ob Weltenuntergang –
ob Leben werden soll und Tat:
Ich weiß, dass eine Schale sprang
und dass die Frucht der Reife naht.

**Erich Mühsam**

Vermächtnis

Ihr Kameraden der Not,
hört mein Gebot!
Hört mein Vermächtnis!
Es kommt die Zeit, da das Feuer loht,
da die Welt sich befreit,
dass das Leben in lockenden Sprachen spricht.
Vergesst eure Not, eure Leiden nicht!
Ich lehr euch: Gedächtnis!

Ihr Kameraden der Haft,
schont eure Kraft!
Bändigt die Sorgen!
Was Wut und Scham eurer Leidenschaft,
euerm Willensdrang nahm,
was Leids sich im Herzen euch häufen mag:
es wird alles gebraucht für den kommenden Tag.
Spart's auf für das Morgen!

Ihr Kameraden der Nacht,
steht auf der Wacht!
Lernt von den Bütteln!
Was Hass euch lehrt und missbrauchte Macht,
sei gepflegt und vermehrt.
Ein Altar aus verwartetem Ekel und Groll,
von der Liebe entbehrten Küssen voll –
wer will daran rütteln?!

Ihr Kameraden im Tod,
hört mein Gebot!
Mein letztes Vermächtnis!
Bald wird vielleicht uns das Henkerbrot
in den Kerker gereicht.
Dann segnet das Blut, das dem Leibe entrinnt!
Es fließt zur Jugend, die Rache sinnt –
und lehrt sie: Gedächtnis!

**Erich Mühsam**

Versnot

Der gute Saft ist im Gehirn erfroren,
der sich in Verse zu ergießen pflegt.
So Blei wie Feder stecken unbewegt,
von Haaren überflutet, an den Ohren.
Heiz mir die Seele, liebe Sonne du!
Blaublümlein, weh mir Düfte in die Nase!
Umsäusle mich, o Zephirwind, und blase
mir Jamben oder Anapaeste zu!
Warum, ihr Tränendrüsen, wahrt in steifer
Verstocktheit ihr das Nass in den Gehäusen?
Die Wimper klappt. Nun öffnet eure Schleusen,
und spritzt mir salzige Fluten an den Kneifer!
Sehnsucht und Liebe, himmlische Geschwister,
packt mich beim Schopf! Ergreift mich, Todesschauer! ...
Doch weh, das süße Ahnen all ward sauer,
geschlossen bleibt das Leidenschaftsregister.
Oh, teure Muse, stimme mich ekstatisch:
Enthülle deine Reize mir verführerisch,
und lass mich dichten – episch oder lyrerisch,
und, wenn's nicht anders sein kann, auch dramatisch!
Du hast mir, Muse, manches Kind geboren:
Dein Leib schwoll oft von meiner Dichterkraft,
der es vermocht, der warme Herzenssaft,
der gute Saft ist im Gehirn erfroren.

**Erich Mühsam**

Verwirrt von dem Erlebnis dieser Tage

Verwirrt von dem Erlebnis dieser Tage
will ich zurück zu meinen Künsten fliehn.
Im stillen Rhythmus einer wehen Klage,
ein Neues, mag's in fremde Seelen ziehn.
Vielleicht steht irgendwo ein Unbekannter,
in dessen Tränen eine meiner gleicht – –
ein Trunkenbold des Leides, ein Verbannter,
verwirrt von einem Glück, das floh. Vielleicht ...

**Erich Mühsam**

Vision

Vor dem Rot des Tags, der Abschied nimmt,
wälzt sich wollig wolkig grauer Rauch,
welcher eines nahen Schlotes Bauch
schwer entklimmt.

Und der Rauch formt vor dem roten Schein
weiche Arabesken und Figuren.
Wunderlich zerfließen die Konturen
querluftein.
Streit und Kampf

Nicht nötig ist’s, nach Schritt und Takt
gehorsam vorwärts zu marschieren.
Doch wenn der Hahn der Flinte knackt,
dann miteinander zugepackt
und nicht den Nebenmann verlieren!

Schlagt zwanzig Freiheitstheorien
euch gegenseitig um die Ohren
und singt nach hundert Melodien -
doch gilt es in den Kampf zu ziehen,
dann sei der gleiche Eid geschworen!

Aktionsprogramm, Parteistatut,
Richtlinien und Verhaltungslehren -
schöpft nur aus allen Quellen Mut!
Ein jedes Kampfsystem ist gut,
das nicht versagt vor den Gewehren!

Darum solang kein Feind euch droht,
verschont einander nicht mit Glossen.
Doch weckt euch einst der Ruf der Not,
dann weh das einige Banner rot
voran den einigen Genossen!

**Erich Mühsam**

Vor der Vergeltung

Habt ihr es vergessen? Wir wissen es noch,
wie ihr beugtet vor uns den Nacken,
wie eure Hoffart sich winselnd verkroch,
erwartend den Tritt unserer Hacken.
Weh uns, uns Siegern – wir traten nicht zu.
Wir glaubten den Schwüren der Treue.
Wir scheuten den Blutsaum an unserm Schuh,
wir schonten geheuchelte Reue.
Und staunend, noch zweifelnd, wagtet ihr zag
– und es glückte – den Blick zu erheben.
Da saht ihr, unser Vertrauen war echt,
die Freude, die auf unsern Zügen lag,
war die Lust, zu formen ein neues Geschlecht,
ein freies, ein glückliches Leben.
Jetzt mischtet ihr im verborgenen Gift
aus altverstaubten Phiolen,
berieft euch auf tote Satzungsschrift
und tratet uns unter die Sohlen.
Ihr schontet uns nicht, ihr tratet zu
und tratet und tretet noch heute.
Durch Blutmeere watet euer Schuh,
doch eure Rache kennt keine Ruh,
und eure Rache will Beute ...
Ihr habt es vergessen, wir wissen es noch,
wie ihr eure Nacken gebogen,
wie eure Hoffart sich winselnd verkroch
und wie eure Schwüre gelogen.
Wir wissen es noch und vergessen es nie –
und wissen, die Stunde kommt wieder;
wir beugen euch wieder unter das Knie –
und glaubt uns, die Eide, die ihr schwört,
wir haben sie einmal gläubig gehört –
sie zwingen uns nicht mehr nieder.
Wir haben gelernt. Wir wissen Bescheid.
Ihr lehrtet uns Not und Hass und Leid
und die Kraft, den Willen zu straffen.
Schon dämmert der Morgen im Nebeldampf.
Der Mittag bringt den Entscheidungskampf.
Auf Leben und Tod – zu den Waffen!

**Erich Mühsam**

Warum faltest du die Hände

Warum faltest du die Hände
daumendrehend dir im Schoß?
Warum turnst du an die Wände
mit den Augen, seelengroß?
Warum stocherst du die Zähne,
die doch rein und schmerzlos sind?
Warum zerrst du an der Mähne
deiner Fuchsfellboa, Kind?
Warum wühlst du in der Tasche,
die dir niederhängt vom Hals?
Warum spielst du an der Masche
deines wollgestrickten Schals?
Warum schiebst du auf und nieder,
schließt und öffnest deinen Gurt?
Warum drückst du an dein Mieder
den Geburtstagsbrief von Kurt?
Warum willst du plötzlich weinen,
denkst du doch an seinen Kuss?
Warum zuckst du mit den Beinen?
Warum stampfst du mit dem Fuß?
Jetzt ergießt im Tränenstrome
wild sich die Melancholie ...
Liebes Kind, das sind Symptome
aufgelegter Hysterie.

**Erich Mühsam**

Was ist der Mensch?

Was ist der Mensch? Ein Magen, zwei Arme,
ein kleines Hirn und ein großer Mund,
und eine Seele - dass Gott erbarme! -

Was muss der Mensch? Muss schlafen und denken,
muss essen und feilschen und Karren lenken,
muss wuchern mit seinem halben Pfund.
Muss beten und lieben und fluchen und hassen,
muss hoffen und muss sein Glück verpassen -
und leiden wie ein geschundner Hund.

*„Eine wilde Wirrnis von widerborstigem graurotem Haupt- und Barthaar über einem sehr ungebügelten Konfektionsanzug, die todernst Schüttelreime vortrug“ - so charakterisierte ein Zeitgenosse den Dichter, Freigeist und späteren Sozialrevolutionär Erich Mühsam (1873-1934), der sich in Berliner Bohème-Kreisen als lyrischer „Pilger, der sein Ziel nicht kennt“ vorstellte. Im umfassenden Auswahlband „Wüste - Krater - Wolken“ von 1914 stellte Mühsam die Frage nach der Natur des Menschen:*

In der ersten Strophe zitiert Mühsam das theologische Menschenbild von der Existenz eines Körpers und einer unvergänglichen Seele, um im zweiten Abschnitt ganz lakonisch die Vergeblichkeit der menschlichen Glückssuche zu benennen und den Menschen als prinzipiell leidendes Subjekt zu charakterisieren. Von einer Heilsgeschichte marxistischer Provenienz ist Mühsam hier denkbar weit entfernt. Einer seiner Weggefährten, der Anarchist Gustav Landauer notierte dazu: „Alles in allem: Du hast Deinen Menschen herausgeschrieen, und es ist ein wertvoller Mensch.“

**Erich Mühsam**

Weihnachten

Nun ist das Fest der Weihenacht
das Fest, das alle glücklich macht,
wo sich mit reichen Festgeschenken
Mann, Weib und Greis und Kind bedenken,
wo aller Hader wird vergessen
beim Christbaum und beim Karpfenessen; -
und Groß und Klein und Arm und Reich,-
an diesem Tag ist alles gleich.
So steht’s in vielerlei Varianten
in deutschen Blättern. Alten Tanten
und Wickelkindern rollt die Zähre
ins Taschentuch ob dieser Märe.
Papa liest’s der Familie vor,
und alle lauschen und sind Ohr ...
Ich sah, wie so ein Zeitungsblatt
ein armer Kerl gelesen hat.
Er hob es auf aus einer Pfütze,
dass es ihm hinterm Zaune nütze.

*Von einem polemischen Kabarettisten und revolutionären Dichter wie Erich Mühsam (1878-1934) sind keine begütigenden und tröstlichen Verse zum Weihnachtsfest zu erwarten. Bereits in einem kleinen Versuch über die „Heilige Nacht“ lässt er seiner Spottlust freien Lauf, indem er zwar vordergründig das Klassenlose des Weihnachtsfestes rühmt, zugleich aber den Streit der monotheistischen Religionen ironisiert: „Bourgeois und Proletarier / es feiert jeder Arier / zu gleicher Zeit und überall / die Christgeburt im Rindviehstall./ (Das Volk allein, dem es geschah, / das feiert lieber Chanukah.)“*

In diesem 1909 erstmals veröffentlichtem Gedicht macht Mühsam das biedermeierliche Wunschbild vom glücklichen Weihnachtsfest als Stereotyp des Massenmediums Presse kenntlich. Am Ende dieser als fragwürdiges Zitat aufgerufenen Weihnachtsherrlichkeit verweist Mühsam auf die gesellschaftliche Wirklichkeit - auf die Realität des sozialen Elends.

**Erich Mühsam**

Weiter, weiter – unermüdlich

Weiter, weiter – unermüdlich!
Westlich, östlich; nördlich, südlich.
Suche, Seele, suche!
Suche nur, kannst doch nichts finden!
Sonnen strahlen, Sonnen schwinden.
Fluche, Seele, fluche!

Nördlich, südlich; westlich, östlich.
Such das Glück. Das Glück ist köstlich.
Suche, Seele, suche!
Suche, dass die Sterne stieben!
Wird dich doch die Welt nicht lieben.
Fluche, Seele, fluche!

Südlich, nördlich; östlich, westlich,
Himmel, Erde, schmuck und festlich.
Suche, Seele, suche!
Schönheit, Freuden, Räusche, Frieden
sind dir, Seele, nicht beschieden.
Fluche, Seele, fluche!

Mit dem Fahrschein bahnbehördlich
westlich, östlich; südlich, nördlich.
Suche, Seele, suche!
Siehst dein Glück vorübertreiben
hinter Schnellzugsfensterscheiben.
Fluche, Seele, fluche!

**Erich Mühsam**

Weltwende

Weil seit drei Tagen kein Blitz einschlug
und der letzte Brand im Gebälk verglomm,
glaub nicht, es sei jetzt der Prüfung genug
und der Himmel bleibe nun heiter und fromm.
Es kommt der Tag, wo das Himmelsnetz reißt,
wo der Meergrund sich türmt, wo die Erde birst;
der Tag ist nah, wo du fühlst, wo du weißt;
o Mensch, o Welt, dass du mündig wirst.

**Erich Mühsam**

Wenn Gott mich so verstände

Wenn Gott mich so verstände,
wie ich sein Werk versteh,
er gab in meine Hände
den Segen für das Weh.

Ich seh auf Feld und Weide
das Glück der Welt gedeihn.
Für mich wächst kein Getreide,
am Rebenstock kein Wein.

Ich möcht die Menschen lehren,
wie man das Leben lebt;
kann selbst mich nicht erwehren
des Leids, das an mir klebt.

Ich bete zu den Frauen:
seid schön, seid stark, seid frei!
An meiner Liebe schauen
die Herrlichsten vorbei.

Wär mir der Blick verschlossen
und kennt die Schönheit nicht –
ich stände hell umflossen
von Sonne und von Licht.

Gott ist gerecht und weise.
Stimmt an: Halleluja!
Zu Gottes Ehr und Preise
bin ich, der Dichter, da.

**Erich Mühsam**

Wenn mich dereinst in fernen Ewigkeiten

Wenn mich dereinst in fernen Ewigkeiten,
in einem andern, fremden, neuen Leben,
wo ich von mir und Menschheit nichts mehr weiß,
und nichts von fernen, längst vergangenen Zeiten – –
wenn dann aus dunkler, schwerer Sehnsucht leis
die Schatten dieses Daseins mich umschweben; – –
dann soll wie eine Ahnung diese Stunde
in meine Träume steigen, wo zur Nacht
ich Ewigkeit erfuhr aus Gottes Munde – –
wo ich gedichtet, was ich nie gedacht.

**Erich Mühsam**

Wiegenlied

Still, mein armes Söhnchen, sei still.
Weine mich nicht um mein bisschen Verstand.
Weißt ja noch nichts vom Vaterland,
dass es dein Leben einst haben will.
Sollst fürs Vaterland stechen und schießen,
sollst dein Blut in den Acker gießen,
wenn es der Kaiser befiehlt und will. -
Still, mein Söhnchen, sei still!

Trink, mein Söhnchen, von meiner Brust.
Trink, dann wirst du ein starker Held,
ziehst mit den andern hinaus ins Feld.
Vater hat auch hinaus gemusst.
Vater ward wider Willen und Hoffen
von einer Kugel ins Herz getroffen.
Aus ist nun seine und meine Lust. -
Trink von der Mutter Brust!

Freu dich, goldiges Söhnchen, und lach.
Bist du ein Mann einst, kräftig und groß,
wirst du das Lachen von selber los.
Fröhlich bleibt nur, wer krank ist und schwach.
Vater war lustig. Ich hab ihn verloren,
hab dann dich unter Schmerzen geboren -
hörst drum ewig mein bitteres Ach!
Freu dich, Söhnchen, und lach!

Schlaf, mein süßes Söhnchen, o schlaf.
Weißt ja noch nichts von Unheil und Not,
weißt nichts von Vaters Heldentod,
als ihn die bleierne Kugel traf.
Früh genug wird der Krieg und der Schrecken
dich zum ewigen Schlummer erwecken ...
Friede, behüt meines Kindes Schlaf ! -
Schlaf, mein Söhnchen, o schlaf ...
Soldatenlied

Wir lernten in der Schlacht zu stehn
bei Sturm und Höllenglut.
Wir lernten in den Tod zu gehn,
nicht achtend unser Blut.
Und wenn sich einst die Waffe kehrt
auf die, die uns den Kampf gelehrt,
sie werden uns nicht feige sehn.
Ihr Unterricht war gut.

Wir töten, wie man uns befahl,
mit Blei und Dynamit,

für Vaterland und Kapital,
für Kaiser und Profit.
Doch wenn erfüllt die Tage sind,
dann stehn wir auf für Weib und Kind
und kämpfen, bis durch Dunst und Qual
die lichte Sonne sieht.

Soldaten! Ruft’s von Front zu Front:
Es ruhe das Gewehr!
Wer für die Reichen bluten konnt,
kann für die Seinen mehr.
Ihr drüben! Auf zur gleichen Pflicht!
Vergesst den Freund im Feinde nicht!
In Flammen ruft der Horizont
nach Hause jedes Heer.

Lebt wohl, ihr Brüder! Unsre Hand,
dass ferner Friede sei!
Nie wieder reiß das Völkerband
in rohem Krieg entzwei.
Sieg allen in der Heimatschlacht!
Dann sinken Grenzen, stürzt die Macht,
und alle Welt ist Vaterland,
und alle Welt ist frei!

**Erich Mühsam**

Wollte nicht der Frühling kommen?

Wollte nicht der Frühling kommen?
War nicht schon die weiße Decke
von dem Rasenplatz genommen
gegenüber an der Ecke?

Nebenan die schwarze Linde
ließ sogar schon (sollt ich denken)
von besonntem Märzenwinde
kleine, grüne Knospen schwenken.

In die Herzen kam ein Hoffen,
in die Augen kam ein Flüstern –
und man ließ den Mantel offen,
und man blähte weit die Nüstern …

Ja, es waren schöne Tage.
Doch sie haben uns betrogen.
Frost und Sturm und Schnupfenplage
sind schon wieder eingezogen.

Zugeknöpft bis an den Kiefer
flieht der Mensch die Gottesfluren,
wo ein gelblichweißer, tiefer
Schnee versteckt die Frühlingsspuren.

Sturmwind pfeift um nackte Zweige,
und der Rasenplatz ist schlammig.
In mein Los ergeben neige
ich das Auge. Gottverdammich!

**Erich Mühsam**

Wunderglaube

Hat euch der Rechenkünste Trug
des Kinderwahnes Glut geraubt? –
So sei’s des Rechnens jetzt genug!
Glaubt wieder an das Wunder – glaubt!
Glaubt an das Wunder eures Muts;
glaubt an den heißen Wunderborn
des leidenschaftentflammten Bluts;
glaubt eurer Kraft; glaubt euerm Zorn!
Entzündet in euch selbst das Licht
des Wunders, das kein Zweifel staubt!
Ihr seid die Tat – ihr das Gericht –
ihr seid das Wunder! – Glaubt nur – glaubt!

**Erich Mühsam**

Zuversicht

Mag auch der Kerkerketten Bleigewicht
den Körper manchmal an den Boden zwingen –
Genossen, Mut! Die stärkste Kette bricht
und mit ihr jede Not; – nur eine nicht:
die Mattigkeit geknickter Seelenschwingen.
Spürt ihr die Sonne durch die Nebel dringen?
Ihr Strahlenbohrer schweißt das Kerkertor.
Gebt acht – die Fesseln lockern sich, Genossen!
Dem Auge kommt das Blickfeld weiter vor;
entwöhntes Klingen rauscht vertraut ans Ohr.
Die Zukunft, von Vergangenem umflossen,
strafft unsre Seelenfittiche: Empor!

**Erich Weinert**

Das Lied der Pflastersteine

Wir schliefen als kalter, toter Granit
viel hunderttausend Jahre.
Da weckten sie uns mit Dynamit
und machten uns zur Ware.

Der Kuli im Steinbruch stöhnte heiß,
sein Meißel sprühte Funken,
wir haben des Kulis Blut und Schweiß
in uns hineingetrunken.

Wir wurden in eine Straße gestampft,
der Kuli stampfte uns ein;
es tropfte der Schweiß, er ist verdampft,
doch das Salz zog in den Stein.

Dann haben wir vieles tragen gemusst,
Karren und Luxuswagen;
doch fühlten wir in der steinernen Brust
das Herz des Kulis schlagen.

Und eines Tages dröhnte der Tritt
von tausend Demonstranten.
Die Kulis sangen, wir klangen mit,
unsere steinernen Stirnen brannten.

Da schlugen die Kugeln in unsere Stirn,
es spritzten Dreck und Funken.
Wir haben des Kulis Blut und Hirn
in uns hineingetrunken.

Sie rissen uns aus der Straße heraus
und bauten Barrikaden.
Wir hörten die Kulis in Lärm und Gebraus,
wie sie die Gewehre laden.

Und wieder sind Dreck und Funken gespritzt.
Wir haben die lebenden Brüder
mit unseren steinernen Leibern geschützt,
wir schlugen den Angriff nieder.

Das Blut der Kulis hämmert im Stein,
ist uns ins Herz geflossen.
Wir werden das Denkmal des Sieges sein
auf dem Grabe unserer Genossen.

**Erich Weinert**

Gustav Kulke (*Musik*: Hanns Eisler)

Gustav Kulke war zu Kaisers Zeiten
ein berittner Schutzmann in Berlin.
Gustav durfte durch die Straßen reiten
und am ersten Mai den Säbel ziehn.
Gustav ritt die schneidigsten Attacken,
manche Schwarte hat er abgepellt.
Grimmig kriegte er den Feind zu packen,
denn er war ein Preuße und ein Held.

Kam sein Kaiser in die Ordenswochen,
war für Gustav auch ein Blech dabei.
Dieses ward ihm dankbar angestochen
von dem Präsident der Polizei.
Aber ach, sein Kaiser kam abhanden.
Gustav Kulke wurde abgebaut.
Zähneknirschend stand er nun am Branden-
burger Tor und räsonierte laut.

Gustav kaufte eine Bierbudike
in der Krümelstraße Nummer drei.
Und er fluchte auf die Republike
und die schlappe grüne Polizei.
Ach, und immer, wenn der Erste Mai kam,
putze er sein Polizistenschwert.
Und bei jedem Aufzug, der vorbeikam,
scharrte er wie ein Soldatenpferd.

Gustav spülte seinen Kummer runter.
Aber Gustav spülte allzuviel.
Und auf einmal war er nicht mehr munter
und begab sich auf den Sterbepfühl.
Eines Tags, schon wollte seine Seele
still entfliehn - es war der Erste Mai -,
da vernahm er preußische Befehle.
Durch die Straßen schoss die Polizei.

Gustav ging ein Ruck durch alle Glieder,
als er morgens in die Zeitung sah.
Gustav sprach: Nun kommt mein Kaiser wieder!
Denn der Preußengeist ist wieder da!
Gustav ließ sich seinen Säbel reichen,
griff noch einmal um den Messingknauf
schlug auf's Bett und gab mit einem weichen
Lächeln seinen Polizeigeist auf.

**Erich Weinert**

Heimlicher Aufmarsch *(Musik: Hanns Eisler)*

Es geht durch die Welt ein Geflüster,
Arbeiter, hörst du es nicht?
Das sind die Stimmen der Kriegsminister,
Arbeiter, hörst du es nicht?
Es flüstern die Kohle- und Stahlproduzenten,
es flüstert die chemische Kriegsproduktion.
Es flüstert von allen Kontinenten
Mobilmachung gegen die Sowjet-Union.
*Arbeiter, Bauern, nehmt die Gewehre,*
*nehmt die Gewehre zur Hand!*
*Zerschlagt die faschistischen Räuberheere,*
*setzt alle Herzen in Brand!*
*Pflanzt eure roten Banner der Arbeit*
*Auf jeden Acker, auf jede Fabrik.*
*Dann steigt aus den Trümmern der alten Gesellschaft*
*Die sozialistische Weltrepublik.*

Es rollen die Züge Nacht für Nacht,
Maschinengewehre für Polen,
für Finnland deutsche Gewehre 08,
für Ostland Armeepistolen.
Schrapnelle für Japan und Mandschurei,
für Ungarn Gasgranaten.
Sie rollen von allen Seiten herbei,
gegen die roten Soldaten
*Arbeiter, Bauern ...*

Arbeiter, horch! Sie ziehen ins Feld
und schrein für Nation und Rasse
Das ist der Krieg der Herrscher der Welt
gegen die Arbeiterklasse
Denn der Angriff gegen die Sowjet-Union
ist der Stoß ins Herz der Revolution.
Und der Krieg, der vor der Türe steht,
ist der Krieg gegen dich, Prolet
*Arbeiter, Bauern ...*

**Erich Weinert**

Roter Wedding *(Musik: Hanns Eisler)*

Links, links, links, links!
Die Trommeln werden gerührt.
Links, links, links, links!
Der rote Wedding marschiert!
Hier wird nicht gemeckert, hier gibt es Dampf!
Denn unsre Parole heißt Klassenkampf,
nach blutiger Melodie.
Wir betteln nicht mehr um Gerechtigkeit!
Wir stehn zum entscheidenden Angriff bereit,
zur Vernichtung der Bourgeoisie.

> *Roter Wedding grüßt euch, Genossen!*
> *Haltet die Fäuste bereit!*
> *Haltet die roten Reihen geschlossen,*
> *denn unser Tag ist nicht mehr weit!*
> *Drohend stehen die Faschisten drüben am Horizont!*
> *Proletarier, ihr müsst rüsten!*
> *Rot Front! Rot Front!*

Links, links, links, links!
Trotz Faschisten und Polizei!
Links, links, links, links!
Wir gedenkendes 1. Mai!
Der herrschenden Klasse blut‘ges Gesicht,
der Rote Wedding vergisst es nicht,
und die Schande der SPD!
Sie woll‘n uns das Fell über die Ohren zieh‘n,
doch wir verteidigen das rote Berlin,
die Vorhut der Roten Armee!

> *Roter Wedding* ...

Links, links, links, links!
Die Fahne weht uns voran!
Links, links, links, links!
Der Rote Wedding tritt an!
Wenn unser Gesang durch die Straßen braust,
dann zittert der Feind vor der Arbeiterfaust!
Denn die Arbeiterklasse erwacht!
Wir stürzen die Säulen des Ausbeuterstaats
und gründen die Herrschaft des Proletariats.
Kameraden erkämpft euch die Macht!

> *Roter Wedding* ...

## Agitprop-Truppe „Roter Wedding“ 1929

Die Entstehung des „Roten Wedding“ geht zurück auf den „Blutmai“ 1929, als der sozialdemokratische Polizeipräsident Zörgiebel auf die am 1. Mai demonstrierenden Arbeiter schießen ließ; in den Berliner Arbeiterbezirken Neukölln und Wedding ging die Polizei am brutalsten vor. Die 2. Strophe des Liedes gibt der Empörung der revolutionären Arbeiter über diesen Verrat der SPD-Führung an der Sache der Arbeiterklasse Ausdruck. Innerhalb weniger Stunden nach diesem blutigen Ereignis schufen Erich Weinert und Hanns Eisler dieses Kampflied, das bald in ganz Deutschland und auch im Ausland weite Verbreitung fand.

**Erika Burkart**

Dämmerung

Ein Feuer frühabends
im Februar, wenn es Asche schneit.
Noch sind die Knospen geborgen,
die Gräser bereift -

ist aber ein Licht, das streift
zwischen den Zonen, das steigt
den Zweigen unter die Haut.
Nackter verwunschener Garten.
Nähe der Nacht;
wir warten.

(Ortlose Nähe. Gedichte. Ammann Verlag, Zürich 2005.)

*Seit ihren literarischen Anfängen in den 1950er Jahren arbeitet die 1922 geborene Schweizer Lyrikerin Erika Burkart beharrlich an einer Poetik der innigen Naturfrömmigkeit. In einem frühen Bekenntnis zur Dichtkunst Annette von Droste-Hülshoffs (1797-1848) spricht sie von ihrer „Beheimatung in den ganzheitlichen Gründen der Präexistenz" und von der drohenden Vertreibung aus diesem „Gnadenzustand der Frühzeit". Die animistische Sehnsucht nach Verschmelzung mit den Naturphänomenen und nach einer Spiritualisierung der Landschaft dauert an:*

Den Elementen eignet hier noch immer eine Magie: dem Feuer und dem Licht ebenso wie den aus der Feuchtigkeit und der Verknospung emporstrebenden Blumen und Gräsern. Die Schöpfungswunder werden in diesem nach 2000 entstandenen Gedicht inständig bestaunt, der Garten hat - wie in einem romantischen Text oder einem Märchen - noch etwas „Verwunschenes". Und selbst der Wartezustand des lyrischen Wir hat den Charakter einer religiösen Erwartung - als stünde etwas Großes bevor.

**Erika Burkart**

Im Gebirge

Runsen verharschten Schnees,
Rippen von Kalk,
aufgefächert zum Karst,
das der Schatten eisiger
Vorzeit besetzt hält.

Die Verwandlung,
wenn der Dichter
den Schneezauber spricht,
der Schnee
in allen Zungen des Schweigens redet,

irren die Kinder
im Flockenflüstern der Finsternis,
erfrieren nicht, harren aus,
bis ihnen über dem Eis
aufgeht das fließende Licht.

(Langsamer Satz. Ammann Verlag, Zürich 2002)

*Seit vielen Jahren hat sich die Schweizer Dichterin Erika Burkart (geb. 1922) in eine ehemalige Klosteranlage im Kanton Aargau zurückgezogen, um dort nach jenen „Zauberworten" für die Schöpfung zu suchen, an die in der postmodern ernüchterten Gegenwartspoesie keiner mehr so recht glauben will. In ihrem Band „Langsamer Satz" (2002) erteilt Burkart dem „Dichter" ausdrücklich die Lizenz für eine magische Verwandlungskunst, indem sie ihn den „Schneezauber" selbst „sprechen" lässt.*

Hier wird ein mystisches Ereignis beschworen: Die geologischen Eigenarten der Landschaft, die aus prähistorischer Zeit herrühren, werden eingebunden in einen Vorgang der „Verwandlung", der sich der Poesie verdankt. Aus dem „Schneezauber" und dem „Flockenflüstern" geht schließlich eine quasi-göttliche Erscheinung hervor: das „fließende Licht".

**Erika Burkart**

Nachtstück

Ein Brausen fernher;
nicht zu orten,
oben? unten?
orkisches Grollen.

So dröhnte im Krieg
die furchtbare Flotte -
landüber flog sie
den Tod.

Im Fenster finster die Nacht.
Schnee oder Regen?
Westwind fährt auf,
Wettersturz.

(Ortlose Nähe. Ammann Verlag, Zürich 2005)

*Als Primarschullehrerein und „nomadisierende Vikarin“ zog die junge Erika Burkart 1942/43 von Landschule zu Landschule, um den ihr anvertrauten Kriegskindern im aargauischen Freiamt die Geheimnisse des Lebens zu lehren. Nur wenige Stunden vom Schweizer Idyll entfernt tobte damals der Weltkrieg, dessen Auswirkungen selbst die ganz ihren „In-Bildern“ hingegebene Vikarin nicht übersehen konnte. In diese frühe Zeit der politischen Schrecken blendet das Gedicht der 1922 geborenen Dichterin zurück.*

Erika Burkarts „Nachtstück“ überblendet den Lärm bedrohlicher Kriegsmächte mit dem Toben der Naturgewalten. Das „orkische Grollen“, das man wohl vom „Orkus“ ableiten muss und also aus der Unterwelt herrührt, erweist sich als Vorbote des Luftkrieg-Terrors. Es ist ein Naturphänomen, ein heraufziehendes Unwetter, das im lyrischen Ich die Erinnerung an die Kriegsnächte wachruft.

**Ernst Blass**

Sommernacht

Das Sternbild vor mir heißt „Der große Bär“
und von den Menschen seh ich nur die Schatten
Und hör sie trällern nur die dummen, platten
Kupletchen, die da schwärmen vom Begatten
Und dass das das allein Reelle wär.

Durch stille Hauche keucht ein Katerschrei.
Doch Wolken wölben sich monumental
Da vorne, urhaft, wie ein Grönlandswal.
Und ohne Schicksal sitzt ganz groß und kahl
Der Mond vor seiner Riesenstaffelei.

1912

*Ernst Blass (1890–1939), einer der inspiriertesten Köpfe der expressionistischen Bewegung, hat sich den Dichter als einen „Darsteller des Alltags“ und „weltstädtischen Schilderer“ vorgestellt: als urbanen Geist, etwas gehetzt und „mit dem lebhaften Willen zur Kritik“. Sein Debütband* Die Straßen komme ich entlanggeweht *von 1912, in dem auch die „Sommernacht“ zu finden ist, formulierte das Lebensgefühl dieser Vorkriegs-Generation.*

Monumentale Wolken, ein riesenhafter Mond, groß wie ein „Grönlandswal“ und das Weltall als Arbeitsfläche eines Malers – hier artikuliert sich eine enorm bilderhungrige Phantasie. Blass, der promovierte Jurist und bekennende Nachtlokalmensch, war eine rundum tragische Figur: Er litt früh an Epilepsie, ab 1928 quälte ihn ein schweres Augenleiden, das bald zu völliger Erblindung führte. Auch „Hundert-Mark-Depressionen“ (Blass) setzten ihm zu.

**Ernst Blass**
Vormittag

Den grünen Rasen sprengt ein guter Mann.
Der zeigt den Kindern seinen Regenbogen,
Der in dem Strahle auftaucht dann und wann.
Und die Elektrische ist fortgezogen

Und rollt ganz ferne. Und die Sonne knallt
Herunter auf den singenden Asphalt.
Du gehst im Schatten, ernsthaft, für und für.
Die Lindenbäume sind sehr gut zu dir.

Im Schatten setzt du dich auf eine Bank;
Die ist schon morsch; - auch du bist etwas krank -
Du tastest heiter, dass ihr nicht ein Bein birst.

Und fühlst auf deinem Herzen deine Uhr,
Und träumst von einer schimmernden Figur
Und dieses auch: dass du einst nicht mehr sein wirst.

*Der erste öffentliche Auftritt des promovierten Juristen und Lyrikers Ernst Blass (1890-1939) war phänomenal: Sein schmales Lyrikbändchen „Die Straßen komme ich entlang geweht“ wurde im Jahr 1912 zum Gründungsdokument der expressionistischen Großstadtlyrik. In einer Antwort an den Kritiker Alfred Kerr (1867-1948) formulierte Blass seine Vorstellungen vom „Fortschritt“ in der Lyrik: „das Wissen um das Flache des Lebens, das Klebrige, das Alltägliche, das Stimmungslose, das Idiotische, die Schmach, die Miesheit.“*

In seinem Sonett lässt Blass fast demonstrativ die gewöhnlichen Alltagsverrichtungen eines Großstädters Revue passieren: die Bewässerung des Rasens, eine Straßenbahnfahrt und die Hitze eines Vormittags. Das lyrische Ich registriert dies alles aus ironischer Distanz. In den beiden Terzetten schwenkt dann der Blick nach innen: Das Großstadt-Idyll wird „morsch“, das Bewusstsein der Vergänglichkeit tritt in den Vordergrund.

**Ernst Freiherr von Feuchtersleben**

Nach altdeutscher Weise

1.
Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu’ es in ein Wasserglas, –
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine –
Es werden wohl acht Bretter seyn,
Da legst du sie, wie bald! hinein;

Dann weine! ja weine!
Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

2.
Nach Frankreich bin ich gangen,
In Wälschland war ich auch;
Sie haben Sitten allerlei,
Manch wunderlichen Brauch;
Sie haben dieß, sie haben das –
Es fehlt doch was;
Nur weiß ich nicht,
Was ihnen eigentlich gebricht;
Die Rede will nicht recht heraus,
Der Blick geht nicht vom Herzen aus,
Es ist nicht wie bei uns zu Haus!
Nach Deutschland bin ich kommen
Zurück nach manchem Jahr;
O wär’ ich lieber blieben heim!
Ich war ein rechter Narr.
Und sucht wo Einer, was ihm fehlt
In weiter Welt –
Glaubt sicherlich
Er ist und bleibt ein Narr wie ich;

Er hat’s daheim, und geht hinaus,
Und kommt er heim, so ruft er aus:
Zu Haus nur ist man recht zu Haus!

***

Was einen Guten glückselig macht,
Es findet sich überall, bei Tag und Nacht.

**Ernst Jandl**

Alt-Wiener Futoper

*Arzt:* Das Hymen soll zerrissen werden,
die Eichel nicht zerbissen werden.

*Schülerin:* Nein, mein Hymen mag ich nicht,
Bitte perforiere mich!

*Chor:* Samen wird geschluckt
oder ausgespuckt.

*Lehrerin:* Seid artig und ich zeige
euch heute meine Feige.

*Chor:* Hat auch Christus so geschmeckt,
fragt die Nonne, wenn sie leckt.

*Lehrerin:* Seid heute lieb und gut
Dann zeig' ich euch die Fut

*Chor:* Der Vater spritzt am weitesten,
der Lehrer am gescheitesten.

*Lehrer:* Ob Mädchen oder Junge,
mein Schwanz mag jede Zunge.

*Schülerin:* Ich mag das dicke, Runde
von ihm in meinem Munde.

*Chor:* Wenn er ihm nicht richtig steht,
lecken alle, bis es geht.

*Dirigent:* Euer Lied hat mir gefallen,
Jetzt dürft ihr mit der Feige knallen.
*(plopp – plopp)*

**Ernst Jandl**

an gott

dass an gott geglaubt einstens er habe
fürwahr er das könne nicht sagen
es sei einfach gewesen gott da
und dann nicht mehr gewesen gott da
und dazwischen sei garnichts gewesen
jetzt aber er müsste sich plagen
wenn jetzt an gott glauben er wollte
garantieren für ihn könnte niemand
indes vielleicht eines tages
werde einfach gott wieder da sein
und garnichts gewesen dazwischen

nach 1970

aus: Ernst Jandl: *poetische werke Bd. VIII,* hrsg. v. Klaus Siblewski, Luchterhand Literaturverlag, München 1997

*Um ihre eigene Sprache zu finden, kehrt die moderne Lyrik immer wieder zur Symbolwelt der christlichen Tradition zurück. Ein Gedicht ist immer auch ein Gebet – selbst wenn die skeptische Frage nach der Präsenz Gottes zunächst negativ beantwortet wird. Im Spätwerk des österreichischen Sprachvirtuosen Ernst Jandl (1925–2000) gibt es häufig solche verzweifelten Klagen über die Gottverlassenheit.*

Der hier in indirekter Rede wiedergegebene Sprecher des Gedichts räsoniert unsystematisch über die Abwesenheit und Anwesenheit Gottes, und seine Skepsis scheint groß zu sein. Jandl gibt diesen spontanen Diskurs in holprig wirkender Umgangssprache wieder. Aber die metaphysische List des in den 1970er Jahren entstandenen Gedichts besteht darin, dass alles in den Konjunktiv gerückt wird: Auch eine Wiederkehr Gottes wird nicht ausgeschlossen.

**Enst Jandl**

BESSEMERBIRNEN
als mehr kanonen

**Ernst Jandl**
bibliothek

die vielen buchstaben
die nicht aus ihren wörtern können

die vielen wörter
die nicht aus ihren sätzen können

die vielen sätze
die nicht aus ihren texten können

die vielen texte
die nicht aus ihren büchern können

die vielen bücher
mit dem vielen staub darauf

die gute putzfrau
mit dem staubwedel

**Ernst Jandl**

*body-building*

liegen
stehn
gehn
stehn
liegen
stehn
gehn
stehn
liegen
stehn
gehn
stehn
liegen

**Ernst Jandl**

calypso

ich was not yet
in brasilien
nach brasilien
wulld ich Iaik du go

wer de wimen
arr so ander
so quait ander
denn anderwo

ich was not yet
in brasilien
nach brasilien
wulld ich laik du go

als ich anderschdehn
mange lanquidsch
will ich anderschdehn
auch lanquidsch in rioo

ich was not yet
in brasilien
nach brasilien
wulld ich laik du go

wenn de senden
mi across de meer
wai mi not senden wer
ich wulld laik du go

yes yes de senden
mi across de meer
wer ich was not yet
ich laik du go sehr

ich was not yet
in brasilien
yes nach brasilien
wulld ich laik du go

**Ernst Jandl**
das fanatische orchester

der dirigent hebt den stab
das orchester schwingt die instrumente

der dirigent öffnet die lippen
das orchester stimmt ein wutgeheul an

der dirigent klopft mit dem stab
das orchester zerdrischt die instrumente

der dirigent breitet die arme aus
das orchester flattert im raum

der dirigent senkt den kopf
das orchester wühlt im boden

der dirigent schwitzt
das orchester kämpft mit den tosenden wassermassen

der dirigent blickt nach oben
das orchester rast gegen himmel

der dirigent steht in flammen
das orchester bricht glühend zusammen

**Ernst Jandl**

das neue Stück

es ist nicht zu klein
nein, es ist nicht zu klein; aber
es könnte zu groß sein, etwas zu groß;
es könnte etwas zu groß sein.
seit dem einkauf
beschäftigt mich
diese frage.
an jedem schaufenster
interessiert mich nicht die ware dahinter
sondern die glasscheibe als spiegel
der mich im vorbeigehen von der seite zeigt.
und bei jeder begegnung
drängt es mich, danach zu fragen;
aber ich beherrsche mich.

**Ernst Jandl**

der mann von nebenan

du siehst ihn nicht
du kennst ihn nicht
du weißt nicht was sein zustand ist
ich seh ihn nicht
ich kenn ihn nicht
ich weiß nicht was sein zustand ist
oder sieht ihn wer?
oder kennt ihn wer?
oder weiß wer was sein zustand ist?
man sieht ihn nicht
man kennt ihn nicht
man weiß nicht was sein zustand ist

(poetische werke 9. Luchterhand Literaturverlag, München 1997; © Randomhouse)

*Dieses frühe Gedicht des radikalen Sprachartisten Ernst Jandl (1925-2000) ersetzt ganze Sachbücher über die Beziehungslosigkeit in modernen Gesellschaften. Es ist ein minimalistisches und zugleich sarkastisches Lehrstück über Entfremdung.*
*Die völlige Kontaktlosigkeit zum jeweiligen Nachbarn oder unbekannten Mitmenschen wird hier in der Art einer Grammatikübung durchdekliniert.*

Das im Mai 1967 entstandene Gedicht gehört zu den ersten Versuchen Jandls, über eine ausschließlich sprachbezogene Dichtung hinauszugelangen. Es besteht in den ersten sechs und den letzten drei Versen im wesentlichen nur aus Negationen - die drei Fragen im mittleren Teil wirken rhetorisch und lassen wenig Hoffnung auf eine positive Antwort. Der „Mann von nebenan“ bleibt auf deprimierende Weise in eine existenzielle Abwesenheit gefesselt.

**Ernst Jandl**
der unerwünschte

ich geh ja schon
er geht ja schon
er ist ja schon fort
er war garnicht hier
er war ja überhaupt nicht hier
aber hat nicht einer ich gesagt
wer hat denn da ich gesagt
ich hab ich gesagt
da ist er ja immer noch
ich geh ja schon

(poetische werke, Bd. 9, Luchterhand Literaturverlag, München 1997)

*Bereits in den frühen Lautgedichten, die seinen Ruhm begründeten, war der Dichter Ernst Jandl (1925-2000) alles andere als sozialverträglich, statt dessen zielte er schon früh auf radikale Dissidenz. „ich will nicht sein/ so wie ihr mich wollt“, heißt es in einem Gedicht von 1962. Der wachsende Sprachingrimm artikuliert sich in seinem Spätwerk in schonungslosen Beschwörungen des körperlichen Zerfalls und dem Ich-Entwurf als „der unerwünschte“*

Das Ich, das in diesem nach 1982 entstandenen Gedicht seine Existenz zu markieren wagt, scheint der Position des Störenfrieds nicht entkommen zu können. Das Beharren auf radikaler Subjektivität ist offenbar ein Skandal, auf den die Gesellschaft nur durch Ausschließung reagieren kann. Beim späten Jandl ist der „Unerwünschte“ identisch mit der Exzentrität des Dichters.

**Ernst Jandl**

der wahre vogel

fang eine liebe amsel ein
nimm eine schere zart und fein
schneid ab der amsel beide bein
amsel darf immer fliegend sein
steigt höher auf und höher
bis ich sie nicht mehr sehe
und fast vor lust vergehe

das müsst ein wahrer vogel sein
dem niemals fiel das landen ein

nach 1980

aus: Ernst Jandl: *poetische werke*, hrsg. v. Klaus Siblewski, Luchterhand Literaturverlag, München 1997

*Der späte Ernst Jandl (1925–2000) hat es mit der Unerbittlichkeit sehr weit getrieben. Seine Gedichte sind zornige Ausfälle gegen die Unvollkommenheit des Körpers und die Schwäche des Fleisches, Flüche gegen jedwede religiöse oder metaphysische Tröstung. Sein Gedicht über den „wahren vogel“, entstanden Anfang der 1980er Jahre, zeugt nicht unbedingt von Tierliebe.*

Als der „wahre Vogel“ wird sarkastisch ein verstümmeltes Tier apostrophiert, dem die Beine abgeschnitten wurden und das damit zum ewigen Fliegen verdammt ist. Das scheint eine sadistische Fantasie zu sein und ist doch nur der Ausdruck einer Sehnsucht, sich vom Boden lösen zu können, das Leiden eines alten Mannes, der selbst nicht mehr richtig gehen kann. Der Dichter selbst gleicht diesem Vogel, der zum dauerhaften Singen und Fliegen verurteilt ist. Fast höhnisch, in böse-parodistischer Weise wird zudem Wilhelm Müllers romantisches Volkslied „Das Wandern ist des Müllers Lust“ aufgerufen.

**Ernst Jandl**
die stimme

die stimme kommt von oben
ich fühle mich erhoben

die stimme dröhnt enorm
ich fühle mich in form

die stimme rührt mich an
ich bebe wo ich kann

die stimme hüllt mich ein
ich mag geborgen sein

die stimme wird zur glut
gefärbt von meinem blut

die stimme braust nach oben
mein rest wird abgeschoben

1995/1996

(Letzte Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, München 2001; (c) Randomhouse)

*In seinen letzten Gedichten hat sich der radikale Sprachvirtuose Ernst Jandl (1925-2000) nicht nur dem eigenen körperlichen Verfall ausgesetzt, sondern auch sein ambivalentes Verhältnis zur Religion und zum christlichen Glauben noch einmal neu bestimmt. Sein Gedicht „die stimme“, das Mitte der 1990er Jahre entstanden ist, nimmt das Motiv christlicher Offenbarungserlebnisse auf, die vom unmittelbaren Dialog mit dem Göttlichen berichten.*

Das mystisch-religiöse Gefühl des Erhobenwerdens durch die göttliche „stimme“ wird durch heiter-sarkastische Bilder konterkariert. Im letzten Zweizeiler wird die Begegnung mit der „Stimme“ als Sterbeprozess transparent gemacht. Der letzte Vers lässt dann nichts mehr übrig vom Ergriffensein, sondern benennt in lakonischer Desillusionierung den Verbleib des sterbenden Körpers. Es ist nicht mehr die Rede von „Erhebung“, sondern vom kruden Faktum des verfallenden Leibs.

**Ernst Jandl**

erst habe ich mich umgebracht

erst habe ich mich umgebracht.
dann bin ich wieder aufgewacht.

dann habe ich mich umgebracht.
dann bin ich wieder aufgewacht.

dann habe ich mich umgebracht.
dann bin ich wieder aufgewacht.

dann habe ich mich umgebracht.
dann bin ich wieder aufgewacht.

dann habe ich mich umgebracht.

1964

(In: aus dem wirklichen leben. Gedichte und Prosa. Luchterhand Literaturverlag, München 1999.)

*Gegensätzlicher kann ein Dichter in seinen Werken nicht sein: sprachspielerisch leicht auf der einen Seite und voller Todessehnsucht auf der anderen. Der Poet Ernst Jandl fasziniert und verstört zugleich.*
*Als die literarische Öffentlichkeit Mitte der 1960er-Jahre von der sprachspielerischen Leichtigkeit und dem Humor der Gedichte Ernst Jandls (1925-2000) zu schwärmen begann, demonstrierte der Dichter selbst in einem radikal minimalistischen Werk, dass seine Poesie ebenso der existenziellen Daseinsfinsternis zugewandt war: mit einem Gedicht über die Heillosigkeit des Lebens, das auf den Freitod zustrebt. Das bereits im Oktober 1964 entstandene Gedicht wurde erst 1997 in der ersten Werkausgabe Jandls publiziert.*

Es genügen zwei Zeilen und ihre tonlose Repetition, um die finstere Ausweglosigkeit und Todesbesessenheit des Ich zu illustrieren. Die Fixierung auf den Gedanken des Freitods ist so stark, dass sie allen Hoffnungen auf Wiederbelebung und Neukonstitution des Ich vorgängig ist. Das Erwachen aus der Todesstarre ist nur eine Fiktion, die denn auch durch den lapidaren Schlussvers negiert wird.

**Ernst Jandl**

etüde in f

eile mit feile
eile mit feile
eile mit feile
durch den fald

durch die füste
durch die füste
durch die füste
bläst der find

falfischbauch
falfischbauch

eile mit feile
eile mit feile
auf den fellen
feiter meere

auf den fellen
feiter meere
eile mit feile
auf den fellen

falfischbauch
falfischbauch

eile mit feile
auf den fellen
feiter meere
feiter meere

falfischbauch
falfischbauch
fen ferd ich fiedersehn
falfischbauch
falfischbauch
fen ferd ich fiedersehn
fen ferd ich fiedersehn
falfischbauch
fen ferd ich fiedersehn
falfischbauch
falfischbauch

ach die heimat
ach die heimat
fen ferd ich fiedersehn
ist so weit

**Ernst Jandl**

feilchen vür efa
eveu vür viala

gevrorenes vür efa
vlüssiges vür viala

efa vür viala
viala vür efa

vrühling vür fiele

fier fäter
vünv vrösche
fier vürsten

vahnen vliegen

vünv vrauen
fier fögel
vünv fielvrasse

vliegen vangen

**Ernst Jandl**

fünfter sein

tür auf
einer raus
einer rein
vierter sein

tür auf
einer raus
einer rein
dritter sein

tür auf
einer raus
einer rein
zweiter sein

tür auf
einer raus
einer rein
nächster sein

tür auf
einer raus
selber rein
tagherrdoktor

**Ernst Jandl**

geistliches lied

überall wohin ich späh
seh ich engel in der näh
außerhalb der schranken mein
werd ich wohl verlassen sein
schranken baute mutters hand
eh der tod sie überwand
sie nur kannte gottes land
ach, es raubt mir den verstand

ach, es raubt mir den verstand
sie nur kannte gottes land
eh der tod sie überwand
baute schranken mutters hand
nie werd ich verlassen sein
außerhalb der schranken mein
seh ich engel in der näh
überall wohin ich späh

1987/88

aus: poetische werke. Hrsg. v. Klaus Siblewski. Luchterhand Literaturverlag, München 1997

*»Geistliche Lieder« hat Ernst Jandl (1925-2000) in seinen späten Gedichtbüchern viele gesungen - das waren grimmige Gebete in der Haltung Hiobs, schwankend zwischen zorniger Gottesanrufung und lästerlichem Fluch. Sein um 1987/88 entstandenes Rondo, in dem die zweite Strophe spiegelbildlich den Text der ersten wiederholt, spricht zwar von einer Präsenz himmlischer Wesen, der Engel. Aber selbst diese Himmelsboten können die Verlassenheit des lyrischen Ich nicht aufheben.*

In diesem »geistlichen Lied« bevorzugt Jandl den fast litaneihaften Klageton; in anderen religiösen Gedichten verlegt er sich auf zornig-blasphemische Sentenzen; aber selbst in der wütenden Verneinung des Christlichen ist die Sehnsucht nach einer göttlichen Nähe spürbar.

**Ernst Jandl**

kaltes gedicht

die schinke und das wurst
in kühlschrank drin
der schöne deutsche wort
in kühlschrank drin
das schönsten deutschen wort
die wört der deutschen schön
das wurst die schinke plus
kühl vodka von die russ

ca. 1995

aus: Ernst Jandl: *poetische werke*, hrsg. v. Klaus Siblewski, Luchterhand Literaturverlag, München 1997

*„Die Rache / der Sprache / ist das Gedicht": Dieses grimmige Bonmot erhob der Dichter und Sprachanarchist Ernst Jandl (1925–2000) zur ästhetischen Maxime seiner späten Gedichte. Tatsächlich sind diese späten Poeme oft bittere, quälende Sprach-Exerzitien, die sich gegen den Verfall des Körpers auflehnen und die Qualen der Leiblichkeit bis ins peinliche Detail hinein aufrufen.*

Ab 1976 konzentrierte er sich auf Gedichte „in einer heruntergekommenen Sprache", in denen die alten Ordnungen der Grammatik und der Syntax zersetzt werden. Motivisch rücken immer mehr die Nachtseiten der menschlichen Existenz in den Vordergrund: Eros und Sexualität, Geist und Körper, Religion und Kunst sind in ihrem Verfallsstadium zu besichtigen. Nur selten gestattete sich der Autor wie im „kalten gedicht" noch jene heiteren Sprachspiele, die in hochkomischer Weise einfachste Dinge auflösen und die Zuordnungen der Wörter aufs Schönste verdrehen.

**Ernst Jandl**

*kein mund*

einen sprach ich ja haben
der sich in mir drehen um und um
und doch sein ich die meiste zeit stumm
denn wo sein kein ohren
dort sein auch kein mund
außer für essen trinken rauchen

**Ernst Jandl**

kleines geriatrisches manifest

ein oder zwei jahre
gezügelter lebenslust
dürfen sie mit zweiundsechzig
sich wohl noch erhoffen, onanieren
werden sie wie bisher auch, vielleicht
nicht ganz so flott, nicht ganz so oft
als in ihren besten jahren.
was sie derzeit
als ihren geistigen verfall
zu erleben glauben, wird
durch ihren physischen verfall
mehr als wettgemacht. derselbe ist
so evident, dass sie überall
komplimente für ihre geistige frische
einheimsen werden, wobei man ihnen
schonungsvoll
zum allernächsten sessel hilft.

**Ernst Jandl**
lass mich allein

lass mich allein
ich will allein sein
ich will es auch nicht
leben ist kein verzicht

lass mich allein
ich will am fuß keinen stein
ich bin vor gericht
ich will nichts, das für mich spricht

lass mich nicht allein
ich will nicht allein sein
ich bin vor gericht
einen will ich, der für mich spricht

(poetische werke, Band 8. Hrsg. v. Klaus Siblewski. Luchterhand Literaturverlag, München 1997. © Random House)

*Ein innerlich zerrissenes Ich formuliert das Verlangen nach absolutem Rückzug und totaler Abgeschiedenheit. „Lass mich allein“: Ein solcher Imperativ richtet sich an nahe stehende Menschen, deren Ausschließung zeugt meist von Verletztheit des Sprechenden. Das lyrische Ich des radikalen Sprachartisten Ernst Jandl (1925-2000) ist nie als ein homogenes, in sich ruhendes Subjekt zu fassen. In seinen Gedichten ist oft Verzweiflung im Spiel, eine existenzielle Unruhe, die das lyrische Subjekt in Paradoxien und Widersprüche treibt.*

Die drei Strophen Jandls, die sich durch widersprüchlichste Bekenntnisse hindurchbewegen, sind Teil eines kleinen Zyklus, der „skizzen aus rohrmoos, sommer 1984“, die in den Gedichtband „idyllen“(1989) aufgenommen wurden. Gemeinsam mit seiner poetischen Lebensgefährtin Friederike Mayröcker hatte Jandl im steiermärkischen Bergort Rohrmoos einige Sommer lang ein Haus mit einem wilden, verwucherten Garten gemietet - auch dieses poetische Refugium bewahrte nicht vor der Höllenfahrt der innerpsychischen *Ambivalenzen.*

**Ernst Jandl**
lichtung

manche meinen
lechts und rinks
kann man nicht
velwechsern.
werch ein illtum!

**Ernst Jandl**

liegen, bei dir

ich liege bei dir. deine arme
halten mich. deine arme
halten mehr als ich bin.
deine arme halten, was ich bin
wenn ich bei dir liege und
deine arme mich halten.

(poetische werke, Band 8. Hsrg. v. Klaus Siblewski. Luchterhand Literaturverlag, München 1997. © Randomhouse)

*Bei dem radikalen Sprach- und Desillusionierungskünstler Ernst Jandl (1925-2000) sind zarte Liebesgedichte selten. In seinem 1985 erstmals veröffentlichten Poem macht er eine Ausnahme. Hier gelingt ihm eine anrührende Miniatur über das Glück einer Berührung und Umarmung.*

In nur vier knappen Sätzen evoziert Jandl den kurzen Moment eines ungefährdeten Liebesglücks. In anstrengungsloser Nüchternheit spricht der Text von der Erfahrung des Beieinanderliegens, um sich zugleich innigster Nähe zu versichern. Nur zwei Verben - „liegen“ und „halten - und ein Substantiv - „arme“ - werden eingesetzt - und doch erzeugt der Text die ungeheure Suggestion, eine größere Intimität zwischen Ich und Du sei kaum denkbar. Es genügen also kleine syntaktische und semantische Verschiebungen, um die unerhörte Erweiterung des Ich-Bewusstseins anzudeuten. Um sich dem Liebesgeheimnis zu nähern, bedarf es keiner aufgeplusterten Metaphorik. Die Gefühle nisten in den Zwischenräumen der Sätze.

**Ernst Jandl**

loch<br>
loch<br>
loch doch<br>
so loch doch<br>
so loch doch schon<br>
so loch doch<br>
loch doch<br>
loch

üch loch müch kronk

**Enst Jandl**

Markierung
einer Wende

| | |
|---|---|
| 1944 | 1945 |
| krieg | krieg |
| krieg | krieg |
| krieg | krieg |
| krieg | krieg |
| krieg | mai |
| krieg | |
| krieg | |
| krieg | |
| krieg | |
| krieg | |
| krieg | |
| krieg | |

**Ernst Jandl**

mein vater und meine mutter

wie hat er können trennen
von seiner lieben mutter sich
für immer und mit tränen

meine mutter und ihr vater:

wie hat sie können trennen
von ihrem lieben vater sich
für immer und mit tränen

mein vater und meine mutter:

wie hat er können trennen
von seiner lieben gattin sich
für immer und mit tränen

mein vater und ich:

wie hab ich können trennen
von meinem lieben vater mich
für immer und mit tränen

(poetische werke, Bd. 9, Luchterhand Literaturverlag, München 1997; © Randomhouse)

*Die familiäre Triade von Vater, Mutter und Sohn wird hier - als wäre es ein genealogisches Naturgesetz - über drei Generationen hinweg aufgesprengt. Das in den 1980er Jahren entstandene Gedicht Ernst Jandls (1925-2000) rekapituliert litaneiartig eine endlose Geschichte der Trennungen. Das Verlassenwerden und Verlorensein, so signalisiert das Gedicht, gehört notwendig zum Dasein einer Familie.*

Als literarische Urszene seines Lebens hat Ernst Jandl die schwere Krankheit seiner Mutter Luise beschrieben - sie litt an Muskelschwund - , die 1940 zu ihrem frühen Tod führte. Nach der Geburt ihres Sohnes hatte Luise Jandl ihre Ausbildung zur Lehrerin abgebrochen und sich in Erfüllung ihrer streng katholischen Lebensmaximen auf das Wohl ihrer rasch wachsenden Familie konzentriert. Nach der Diagnose ihrer Krankheit begann sie zu schreiben. In dieser Zeit entstehen auch die ersten Gedichte des Sohnes.

**Ernst Jandl**

my own song

ich will nicht sein
so wie ihr mich wollt
ich will nicht ihr sein
so wie ihr mich wollt
ich will nicht sein wie ihr
so wie ihr mich wollt
ich will nicht sein wie ihr seid
so wie ihr mich wollt
ich will nicht sein wie ihr sein wollt
so wie ihr mich wollt

nicht wie ihr mich wollt
wie ich sein will will ich sein
nicht wie ihr mich wollt
wie ich bin will ich sein
nicht wie ihr mich wollt
wie ich will ich sein
nicht wie ihr mich wollt
ich will ich sein
nicht wie ihr mich wollt will ich sein
ich will sein.



*Prägnanter kann man die Selbstbehauptung eines lyrischen Subjekts kaum formulieren. In litaneihaften Wiederholungen und minimalen Verschiebungen der Personalpronomina und (Hilfs-)Verben veranschaulicht der große Wort-Artist Ernst Jandl (1935-2000) die Totalverweigerung eines Ich, das sich den gesellschaftlichen Domestizierungsversuchen nicht beugen will. Das Gedicht ist 1966 entstanden, wurde aber erst 15 Jahre später veröffentlicht.*

Das Eröffnungsgedicht des Bandes „selbstporträt des schachspielers als trinkende uhr“ (1983) demonstriert eine Individuation des Subjekts, die kompromisslos nur auf „das Eigene“ gerichtet ist. Alle Versuche der Vereinnahmung werden zurückgewiesen. „My own song“ ist eins jener Gedichte, die Jandl in Zusammenarbeit mit Musikern inszeniert hat. Mit großem Erfolg beim Publikum.

**Ernst Jandl**

ottos mops

ottos mops trotzt
otto: fort mops fort
ottos mops hopst fort
otto: soso

otto holt koks
otto holt obst
otto horcht
otto: mops mops
otto hofft

ottos mops klopft
otto: komm mops komm
ottos mops kommt
ottos mops kotzt
otto: ogottogott



**Ernst Jandl**

ottos mops

ottos mops trotzt
otto: fort mops fort
ottos mops hopst fort
otto: soso

otto holt koks
otto holt obst
otto horcht
otto: mops mops
otto hofft

ottos mops klopft
otto: komm mops komm
ottos mops kommt
ottos mops kotzt
otto: ogottogott



*Suchen Sie die langen, geschlossenen [o]-Laute und kurze offene [□]-Laute, und markieren Sie diese mit einem Strich bzw. Punkt!*
*Einschließlich Überschrift sind das 23 [o] und 39 [□] !).*

**Ernst Jandl**

reihe

eis
zweig
dreist
vieh
füllf
ächz
silben
ach
neu
zink

**Ernst Jandl**

schtzngrmm
schtzngrmm
t-t-t-t
t-t-t-t
grrrmmmmm
t-t-t-t
s——————c——————h
tzngrmm
tzngrmm
tzngrmm
grrrmmmmm
schtzn
schtzn
t-t-t-t
t-t-t-t
schtzngrmm
schtzngrmm
tssssssssssssss
grrt
grrrrrt
grrrrrrrrrt
scht
scht
t-t-t-t-t-t-t-t-t-t
scht
tzngrmm
tzngrmm
t-t-t-t-t-t-t-t-tt-t
scht
scht
scht
scht
scht
grrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrrr
t-tt

**Ernst Jandl**

sie gruben nach dem sarg
der eine leiche barg
die einmal einer war
der unvergleichlich war
sie hätten gern gefragt
den mann der der einst war
dazu war es zu spät
wie rasch die Zeit vergeht

**Ernst Jandl**

sittich

lorenz böhler unfallkrankenhaus
wien 1987

ich habe
kein gewicht.
so trägt mich
schwester anna
auf ihrer hand
wie einen sittich
hoch nach oben
und zeigt mir
durch große fenster
den blick auf die stadt.
der weg nach unten
macht mich schwer.
schwester annas hand ist leer.
ich humple
an ihrer seite
in mein zimmer.

(poetische werke 9. Luchterhand Literaturverlag, München 1997 ff.; © Randomhouse)

*Auch so kann der Mensch sein - ein elendes, verletztes, zartes, bemitleidenswürdiges Wesen. Der große Sprachvirtuose Ernst Jandl (1925-2000) zeigt den Tagtraum eines kranken Mannes. Das Ich imaginiert sich als kranker, gewichtloser Vogel in den Händen einer Beschützerin. In das Wunschbild eingeschlossen ist ein harter anthropologischer Befund von der „Conditio humana“. Denn das so allmächtig erscheinende Ich hat auch metaphysisch „kein Gewicht“, der Mensch ist an den Rand der Schöpfung gerückt.*

Die ganze Selbstherrlichkeit des Menschen, der einst zur „Krone der Schöpfung“ ausgerufen wurde, ist in diesem Gedicht dahin, im Zustand der Verletztheit ist er auf helfende Hände angewiesen. Und so kann sich ein Bericht über die Folgen eines Unfalls in eine kleine Metaphysik des ausgesetzten Menschen verwandeln.

**Ernst Jandl**
Sommerlied

wir sind die menschen auf den wiesen
bald sind wir menschen unter den wiesen
und werden wiesen, und werden wald
das wird ein heiterer landaufenthalt

1954

aus: poetische werke, hrsg. v. Klaus Siblewski, Luchterhand Literaturverlag, München 1997

*Autoren und Leser von lyrischen Texten sind darauf konditioniert, den Frühling und das mit ihm verbundene Erwachen der Natur ebenso wie eine sommerliche Landschaft mit dem Leben zu verbinden. Auch das Gedicht Ernst Jandls (1925-2000), das im Erstdruck das Datum 14. 6. 1954 trägt, weckt in seinem Titel die Erwartung einer großen Lebensbejahung. Aber der Dichter kontert die Überschrift mit einem heiter-lakonischen Dementi und dem Schreckbild des unausweichlichen Todes.*

In Jandls Werk überlagert von Beginn an eine Todes-Obsession alle positiven Sinngebungen und alle Zeichen der Lebendigkeit. Im »sommerlied« wird nun das Bild der sommerlichen Wiesen ab der zweiten Strophe in den Bereich des Vergänglichen und allmählichen Verfaulens geschoben. Der letzte Vers liefert mit der zart-biedermeierlichen Fügung vom »heiteren landaufenthalt« noch einmal einen schönen Sarkasmus. Der poetische Topos von der ländlichen Idyllik wird herbeizitiert - und im gleichen Atemzug aufgelöst.

**Ernst Jandl**

suchen wissen

ich was suchen
ich nicht wissen was suchen
ich nicht wissen wie wissen was suchen
ich suchen wie wissen was suchen
ich wissen was suchen
ich suchen wie wissen was suchen
ich wissen ich suchen wie wissen was suchen
ich was wissen

**Ernst Jandl**

süße stunden

wenn morgens aufwachen
ich nicht sagen
guten morgen

wenn abends zudecken
ich nicht sagen
guten nacht

wenn abends zudecken
stunden ich denken
wie einschlafen

wenn morgens einschlafen
stunden ich denken
wie aufwachen

**Ernst Jandl**
the flag

a fleck
on the flag
let’s putzen

a riss
in the flag
let’s nähen
where’s the nadel

now
that’s getan
let’s throw it
werfen

into a dreck

that’s
a zweck

**Enst Jandl**

vater komm erzähl vom krieg *(1966)*

vater komm erzähl vom krieg
vater komm erzähl wiest eingerückt bist
vater komm erzähl wiest geschossen hast
vater komm erzähl wiest verwund wordn bist
vater komm erzähl wiest gfallen bist
vater komm erzähl vom krieg

**Ernst Jandl**
von zeiten

sein das heuten tag sein es ein scheißen tag
sein das gestern tag sein es gewesen ein scheißen tag ebenfalz
kommen das morgen tag sein es werden ein scheißen tag ebenfalz
und so es sein aufbauen sich der scheißen woch
und aus dem scheißen woch und dem scheißen woch
so es sein aufbauen sich der scheißen april
und es sein anhängen sich der scheißen mai
und es sein anhängen sich der scheißen juni scheißen juli august etten zetterern
so es sein aufbauen sich der scheißen jahr
und auf allen vieren der scheißen schalten jahr
und haben jeden der scheißen jahr darauf einen nummeron
neunzehnscheißhundertsiebenundsiebzigscheiß
scheißneunzehnhundertscheißachtundscheißsiebzigscheiß
so es sein aufbauen sich der scheißen leben
schrittenweizen hären von den den geburten
und sein es doch wahrlich zum tot-scheißen

**Ernst Jandl**
'wer sein kind liebt, der züchtigt es'

ich weiß, ich habe gelogen

nein, mama, ich hab nicht gelogen
du hast gelogen!
nein, mama, ich hab nicht gelogen
die hände runter, die wange her
nein, mama, ich hab nicht gelogen
runter die hände, die wange her
nein, mama!

so wurde ich erzogen

(aus dem wirklichen leben. gedichte und prosa. Luchterhand Literaturverlag, München 1999; © Random House)

*Eine zentrale Glaubensformel der „Schwarzen Pädagogik" basiert auf dem jahrhundertelang zustimmend tradierten Spruch: „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es", der ursprünglich auf die biblischen „Sprüche Salomos" zurückgeht. Brutalität wird hier zum Erziehungsprinzip - der Rohrstock galt auch nach dem Ende des wilhelminischen Deutschland, das sich „Zucht und Ordnung" auf die Fahnen geschrieben hatte, als probates Mittel zur Durchsetzung sozialen Lernens. Der radikale Wort-Artist Ernst Jandl (1925-2000) hat sich diesem Thema mit dem ihm eigenen Sarkasmus genähert.*

In seiner Kindheit litt Jandl unter der Strenge der Mutter, die sich nach Ausbruch ihrer schweren Krankheit (Muskelschwund) immer mehr in einen weltabgewandten Katholizismus flüchtete. Das nach 1992 entstandene Gedicht rekapituliert in minimalistischer Lakonie die reflexhafte Erniedrigung und Demütigung des Schutzbefohlenen durch Gewalt.

**Ernst Jandl**

zwei erscheinungen

ich werde dir erscheinen
wie stets ich erschienen dir bin
und du wirst weinen
denn ich bin dahin

und du wirst mir erscheinen
wie stets du erschienen mir bist
und ich werde weinen
weil zwischen uns beiden
zu sagen nichts mehr ist

(In: idyllen. Luchterhand Literaturverlag, München 1989)

*„die rache / der sprache / ist das gedicht.“ Ernst Jandl (1925-2000) gehört zu den Autoren, die nicht nur in jungen Jahren radikal waren. Stets hat er das Gedicht aus seinem Material, der Sprache heraus revolutioniert. Neben experimentellen schrieb er auch traditionelle Gedichte mit einem starken Sozialbezug, in denen er selbst unverstellt vorkommt. Seit den späten 1970er Jahren verfinstert sich Jandls Weltsicht; Vergänglichkeit, Alter und Tod werden zu bestimmenden Themen.*

In den „idyllen“ (1989) wird der desillusionierende Sprachgestus noch verschärft. Während die herkömmliche Idylle alles Widerwärtige ausgrenzt, stellen Jandls Gegen-Idyllen die hinfällige Körperlichkeit heraus. Das vorgestellte Gedicht spielt mit der Mehrdeutigkeit des Wortes „erscheinen“, doch weisen der getragene Rhythmus und die lapidare Wortwahl auf eine geisterhafte Begegnung von „ich“ und „du“ hin, zwischen denen tödliches Schweigen herrscht. Aus der Wiederholung spricht eine Unerbittlichkeit, die schmerzt.

**Ernst Meister**
Es schlug einer

Es schlug einer,
ein Lehrer,
mit dem Stock auf den Tisch:

Zu sterben, das ist
Grammatik!

Ich lachte.

Nimm den Leib
wörtlich, das Wort
leiblich.

Ich lachte.

Ich starb.

(In: Sage vom Ganzen den Satz. Luchterhand Verlag, Darmstadt/Neuwied 1972)

*Die als hermetisch geltenden Gedichte Ernst Meisters (1911-1979) sind von essenzieller Einfachheit und zugleich kryptisch verdunkelte Rede. Er selbst wollte von Dunkelheit nichts hören. Für ihn waren seine Gedichte klar und unverschlüsselt. Er hat seine Erfahrung eingebracht und seine Bildung. Es ging ihm nicht um realistische Beschreibung von Wirklichkeit, sondern um Sein und Zeit, Leben und Tod. Dabei haben ihm seine Philosophen geholfen, Kant und Nietzsche, Heidegger und Löwith. Dichten war für ihn identisch mit Denken und umgekehrt.*

Das komplexe Gedicht stammt aus dem Band „Sage vom Ganzen den Satz“ (1972) und ist dem Dichter Gregor Laschen gewidmet: Eine albtraumhafte Schulstunde mit einem grotesken Schulmeister, der dem lyrischen Ich die „Grammatik“ des Sterbens und die Dialektik von „Leib“ und „Wort“, Körper und Geist einzubläuen versucht. Der unbedacht lachende Schüler muss sterben.

**Ernst Meister**
Ich bin

ICH BIN
von Sinn entsetzlich
gelb,
lebendig bin ich
mehr als Herbst
und Winter nicht
mit Schnee,
auch Frühling nicht
mit der Narzisse - was
bin ich mitten
in der Gegend
von Nacht und Tag, ich
weiß es nicht und ruf
die Vorzeit meiner
Zeit, da ich
nicht war, da
ich
nicht
war.

(Ausgewählte Gedichte 1932-1976. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1977; © Rimbaud Verlag)

*Ernst Meister (1911-1979) gehörte zu den ganz wenigen deutschen Poeten, die mit großer philosophischer Eindringlichkeit nach der „Befindlichkeit“ unserer Existenz fragten. Sein Gedicht, so hat Meister einmal erklärt, gehe hervor, aus einer „schicksalhaften Not … metaphysischen Ranges“, die es erlaube, sich der „Nähe des Ursprungs“ zu vergewissern. Auf der Suche nach diesem Ursprung stellte Meister immer wieder die Frage nach dem Grund der Subjektivität und der Konstitution des „Ich“.*

Die poetische Meditation, die nach den wesensmäßigen Verankerungen des Ich fragt, lässt sich nicht mit einer erfüllenden Antwort stillstellen. Denn weder beim Blick auf die Phänomene der Natur noch beim Erkunden der eigenen „Vorzeit“ ergeben sich feste Haltepunkte, an denen ein Ich konturiert werden kann. Was bleibt, ist die Frage nach dem „Sinn“ des Daseins, in ihrer ewigen Permanenz, eine Frage, die auch den poetischen Prozess immer wieder neu stimuliert.

**Ernst Meister**
Ich will weitergehn

Ich will weitergehn -
zu Berge fallen,
zu Tale steigen,
ich will weitergehn.

Am Saume des Meers
steht der Tor,
und der Wind flüstert ihm zu:
Das Salz der See
kann nicht dumm werden.

Ich will weitergehn,
zu Berge fallen,
zu Tale steigen…

Ich besuchte ein Grab.
Der Kopf eines Fisches
durchbrach den Hügel;
sein Auge schaute mich an
zwischen Blumen,
mein Herz stand still.

Durch das Netz, das nicht fängt,
fielen Wünsche und Wunsch,
und das Schweigen sprach:
Den Bettler der Worte
wird der Himmel nicht schelten…

Ich will weitergehn.

(Ernst Meister, Fermate. Eremitenpresse, Stierstadt 1957.)

*Man muss schon etwas Mühe aufwenden, um die als hermetisch geltende Lyrik des Dichters Ernst Meister (1911-1979), der lange im Abseits stand und zurückgezogen in seiner Geburtsstadt Hagen lebte, zu entschlüsseln. Doch wird, wer diese Anstrengung auf sich nimmt, reich beschenkt. Ernst Meister war ein philosophisch geschulter Dichter, der als Student u.a. Vorlesungen bei Gadamer und Löwith besucht hat. Er scheute in seiner Dichtung denn auch die großen Themen nicht: Leben und Tod, Endlichkeit und Ewigkeit, Erfüllung und Leere.*

Ein schöner Weltenzauber, eine schöne Weltverdrehung wohnt dem Gedicht inne. Beinahe alles scheint hier anders als in der „Wirklichkeit“. Die Dinge sind auf den Kopf gestellt: „zu Berge fallen“ und „zu Tale steigen“ möchte das lyrische Ich, das sich an die Kräfte der Natur hält. Als einen „Bettler der Worte“ könnte dieser Autor, dem das Schreiben nicht leicht von der Hand ging, sich auch selbst gesehen haben.

**Ernst Meister**

Monolog der Menschen

Wir sind die Welt gewöhnt.
Wir haben die Welt lieb wie uns.
Würde Welt plötzlich anders,
wir weinten.

Im Nichts hausen die Fragen.
Im Nichts sind die Pupillen groß.
Wenn Nichts wäre,
o wir schliefen jetzt nicht,
und der kommende Traum
sänke zu Tode unter blöden Riesenstein.

(Ausgewählte Gedichte 1952-1979. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1979; )

*Zwanzig Jahre lang zog sich der metaphysisch denkende Poet Ernst Meister (1911-1979) aus dem literarischen Leben zurück, nachdem ein wohlmeinender Literaturkritiker sein Debütbuch „Ausstellung“ (1932) als „eine Art Kandinsky-Lyrik“ charakterisiert hatte. Erst Mitte der 1950er Jahre setzte ein bescheidener Ruhm ein. Meisters Werk wurde erkannt als die intensivste existenzialistische Poesie der Jahrhundertmitte. Der Autor selbst charakterisierte das Dichten als „ein volles Nichts im Riss der menschlichen Welt“.*

Meisters erstes Gedichtbuch eröffnet ein „Monolog“, der eine große Irritation vor dem „Nichts“ formuliert. Das Heraustreten aus der gewohnten Welt kann in einen Abgrund der Angst führen. Er habe damals gefürchtet, so formulierte es Meister 1971, „dass plötzlich das Universum stillstand oder gar verschwand, mit samt meiner noch nicht einmal mündig gewordenen Person ... Ich fühlte mich in einem spannungsvollen negativen Advent.“

**Ernst Moritz Arndt**

Der Gott, der Eisen wachsen ließ (Vaterlandslied)

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte,
drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
dem Mann in seine Rechte;
drum gab er ihm den kühnen Mut,
den Zorn der freien Rede,
dass er bestände bis aufs Blut,
bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
mit rechter Treue halten
und nimmer im Tyrannensold
die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
den hauen wir zu Scherben,
der soll im deutschen Lande nicht
mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Krähn und Raben.
So ziehn wir aus zur Herrmansschlacht
und wollen Rache haben.

Lasst brausen, was nur brausen kann,
in hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann
fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
und himmelan die Hände,
und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Lasst klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
mit Blut das Eisen röten,
mit Henker- und mit Knechteblut,
o süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
das ist die große Sache.

Lasst wehen nur, was wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
zum Heldentode mahnen:
Auf, fliege, stolzes Siegspanier,
voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
den süßen Tod der Freien.

**Ernst Stadler**

Abendschluss

Die Uhren schlagen sieben. Nun gehen überall in der Stadt die Geschäfte aus.
Aus schon umdunkelten Hausfluren, durch enge Winkelhöfe aus
protzigen Hallen drängen sich die Verkäuferinnen heraus.
Noch ein wenig blind und wie betäubt vom langen Eingeschlossensein
Treten sie, leise erregt, in die wollüstige Helle und die sanfte Offenheit des Sommerabends ein.
Griesgrämige Straßenzüge leuchten auf und schlagen mit einem Male helleren Takt,
Alle Trottoirs sind eng mit bunten Blusen und Mädchengelächter vollgepackt.
Wie ein See, durch den das starke Treiben eines jungen Flusses wühlt,
Ist die ganze Stadt von Jugend und Heimkehr überspült.
Zwischen die gleichgültigen Gesichter der Vorübergehenden ist ein vielfältiges Schicksal gestellt –
Die Erregung jungen Lebens, vom Feuer dieser Abendstunde überhellt,
In deren Süße alles Dunkle sich verklärt und alles Schwere schmilzt, als wäre es leicht und frei,
Und als warte nicht schon, durch wenige Stunden getrennt, das triste Einerlei
Der täglichen Frohn –
als warte nicht Heimkehr, Gewinkel schmutziger Vorstadthäuser, zwischen nackte Mietskasernen gekeilt,
Karges Mahl, Beklommenheit der Familienstube und die enge Nachtkammer, mit den kleinen Geschwistern geteilt,
Und kurzer Schlaf, den schon die erste Frühe aus dem Goldland der Träume hetzt –
All das ist jetzt ganz weit – von Abend zugedeckt – und doch schon da, und wartend wie ein böses Tier, das sich zur Beute niedersetzt,
Und selbst die Glücklichsten, die leicht mit schlankem Schritt
Am Arm des Liebsten tänzeln, tragen in der Einsamkeit der Augen einen fernen Schatten mit.
Und manchmal, wenn von ungefähr der Blick der Mädchen im Gespräch zu Boden fällt,
Geschieht es, dass ein Schreckgesicht mit höhnischer Grimasse ihrer Fröhlichkeit den Weg verstellt.
Dann schmiegen sie sich enger, und die Hand erzittert, die den Arm des Freundes greift,
Als stände schon das Alter hinter ihnen, das ihr Leben dem Verlöschen in der Dunkelheit entgegenschleift.

**Ernst Stadler**

Anrede

Ich bin nur Flamme, Durst und Schrei und Brand.
Durch meiner Seele enge Mulden schießt die Zeit
Wie dunkles Wasser, heftig, rasch und unerkannt.
Auf meinem Leibe brennt das Mal: Vergänglichkeit.

Du aber bist der Spiegel, über dessen Rund
Die großen Bäche alles Lebens gehn,
Und hinter dessen quellend gold'nem Grund
Die toten Dinge schimmernd aufersteh'n.

Mein Bestes glüht und lischt - ein irrer Stern,
Der in den Abgrund blauer Sommernächte fällt -
Doch deiner Tage Bild ist hoch und fern,
Ewiges Zeichen, schützend um dein Schicksal hergestellt.

*Der aus Colmar stammende Ernst Stadler (1883-1914) begann als Prophet des „geistigen Elsässertums", geriet danach in den Bann Stefan Georges, um schließlich eine sehr eigenwillige Form des Expressionismus zu kultivieren. Als Autor der expressionistischen Wochenschrift „Die Aktion" versetzte er seine Freunde in Erstaunen, weil er sich mit großer Innigkeit religiösen Themen und christlichen Dichtern zuwandte. Zum Beispiel den „franziskanischen" Gedichten des französischen Poeten Francis Jammes. „Gebete in Demut" hieß Jammes' Gedichtband, den Stadler 1914 übersetzte.*

Als „Gebet" lässt sich auch das 1911 entstandene Gedicht „Anrede" beschreiben: Das Ich des Gedichts legt zunächst in hymnischem Ton ein Bekenntnis ab im Stile der Rausch-Artistik Friedrich Nietzsches. Der Einsicht in die Vergänglichkeit des Ich wird ein erhabenes, transzendentes „Du" gegenübergestellt, das eine Auferstehung der „toten Dinge" verheißt. Zwar ist dieses „Du" nicht direkt als göttliche Gestalt benannt - aber sein „schützendes" Dasein als „ewiges Zeichen" verweist auf einen göttlichen Ursprung.

**Eugen Gomringer**

avenidas

avenidas
avenidas y flores

flores
flores y mujeres

avenidas
avenidas y mujeres

avenidas y flores y mujeres y
un admirador

alleen

alleen und blumen

blumen
blumen und frauen

alleen
alleen und frauen

alleen und blumen und frauen und
ein bewunderer

**Alice-Salomon-Hochschule Sieg der Ignoranz**
Von Tobias Wenzel




Ein Handout zeigt die Fassade der Alice Salomon Hochschule in Berlin-Hellersdorf mit einem angeblich sexistischen Gedicht des Schweizer Lyrikers Eugen Gomringer. (dpa / ASH Berlin / David von Becker), Alice-Salomon-Hochschule

Könnte ein neues Gedicht den Fassadenstreit lösen?
Die Ignoranz hat gesiegt. Die Kunst hat verloren. Dieses Fazit muss man ziehen mit Blick auf die heutige Entscheidung: Das "avenidas"-Gedicht von Eugen Gomringer an der Fassade der Alice-Salomon-Hochschule wird übergestrichen und ersetzt. Dass unterhalb des neuen Gedichts eine Tafel an das Gomringer-Werk erinnern wird, ist ein äußerst schwacher Trost.

An sich spricht nichts gegen die Idee, wie nun beschlossen, alle paar Jahre ein neues Gedicht eines Alice-Salomon-Poetik-Preisträgers an der Hochschulfassade zu präsentieren. Das Problem ist nur, dass es einen fatalen Kausalzusammenhang gibt zwischen der Forderung des Allgemeinen Studierendenausschusses, Gomringers Gedicht zu ersetzen, weil es sexistisch sei, und der nun tatsächlich beschlossenen Übermalung.

## Man darf Kunst nicht wie einen Sachtext lesen

Dabei ist dieses Gedicht alles andere als sexistisch. Es ist ein unschuldig-schönes Gedicht, außerdem ein Schlüsselwerk in der von Eugen Gomringer begründeten Konkreten Poesie. Konstellation nannte er diese Form, in der jedes der wenigen Wörter ernst genommen wird und die Wörter untereinander Beziehungen einnehmen wie Sterne innerhalb eines Sternbildes. Eine Konstellation sei "eine realität an sich und kein gedicht über" etwas, schrieb Gomringer. Dass Mitglieder, pardon: auch Mitgliederinnen des AStA das nicht verstehen und Kunst wie einen Sachtext lesen, ist schon traurig genug. Dass sie aber dann auch noch die an sich wertschätzende männliche Bewunderung für Frauen als etwas Bedrohliches empfinden, dokumentiert auf erschreckende Weise, was für einen verkrampft-kruden Blick diese Studierenden auf die Welt haben.

Natürlich kann man über alles diskutieren, zumal über Kunst. Nur wenn sich wie in diesem Fall Mitglieder des AStA vor lauter Gendergedanken offensichtlich in etwas verrannt haben und wunderbare Kunst aus dem öffentlichen Raum entfernen wollen, dann muss eine Hochschulleitung Charakter zeigen und darf gerade nicht auf diese Forderung eingehen. Stattdessen hat sie einen Diskussionsprozess eingeleitet, an dessen Ende die Übertünchung des Gomringer-Gedichts steht. Damit hat die Hochschule sich selbst geschadet und gleichzeitig Eugen Gomringers Ruf beschädigt. Denn immer bleibt etwas hängen vom Dreck, durch den man jemanden zieht. "Eugen Gomringer? Ist das nicht dieser frauenfeindliche Autor mit dem schmutzigen Gedicht?", werden sicher in Zukunft etliche Halbinformierte fragen, mit Blick auf diesen in Wahrheit respektvollen und weisen Mann, diesen großen, innovativen Künstler.

## Alice Salomon hätte sich im Grab umgedreht

Dass Bettina Völter, die Prorektorin der Alice-Salomon-Hochschule, behauptet, Gomringer könne sich doch freuen, weil die Debatte seinem Gedicht zu einer "generationenübergreifenden Wirkung" verholfen habe, ist eine bodenlose Unverschämtheit. Alice Salomon, die Namensgeberin der Hochschule, hätte sich im Grab umgedreht. Wegen ihrer jüdischen Abstammung wurde die deutsche Sozialreformerin von Menschen ins Exil getrieben, die Bücher verbrannten, weil sie glaubten, so die eigene Bevölkerung vor dem vermeintlich bösen Wort schützen zu können.

Die Alice-Salomon-Hochschule Berlin hat sich nach ihrer Entscheidung, auf Geheiß von verwirrten Studierenden das Gomringer-Gedicht zu ersetzen, dieses bewundernswerten Kunstwerks als unwürdig erwiesen und auch ihrer Namensgeberin Alice Salomon. Die Hochschule sollte sich deshalb umbenennen. In Hochschule für angewandte Ignoranz.

**Eugen Roth**

Der Unentschlossene

Ein Mensch ist ernstlich zu beklagen,
Der nie die Kraft hat, nein zu sagen,
Obwohl er’s weiß, bei sich ganz still:
Er will nicht, was man von ihm will!
Nur, dass er Aufschub noch erreicht,
Sagt er, er wolle sehn, vielleicht ...
Gemahnt, nach zweifelsbittern Wochen,
Dass er’s doch halb und halb versprochen,
Verspricht er’s, statt es abzuschütteln,
Aus lauter Feigheit zu zwei Dritteln,
Um endlich, ausweglos gestellt,
Als ein zur Unzeit tapfrer Held
In Wut und Grobheit sich zu steigern
Und das Versprochne zu verweigern.
Der Mensch gilt bald bei jedermann
Als hinterlistiger Grobian -
Und ist im Grund doch nur zu weich,
Um nein zu sagen - aber gleich!

1930 Jahre

(Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1977; © Dr. Thomas Roth)

*Die Unfähigkeit, „Nein“ zu sagen, kann ganze Biografien verfinstern. Es gibt den Typus des menschenfreundlichen Zauderers, der aus falsch verstandenem Großmut seinen Freunden, Bekannten, Vorgesetzten oder Auftraggebern die Erfüllung von unangenehmen oder auch unerfüllbaren Aufträgen in Aussicht stellt und dann aber an der eigenen Überforderung scheitert. Die Strategie des Aufschubs verschafft nur letztlich prekäre Atempausen, die in der irgendwann eintretenden ausweglosen Lage auch nicht mehr helfen.*

Der scharfsinnige Spruch-Dichter und humoristische Aphoristiker Eugen Roth (1895-1976) hat hier das definitive Porträt des „Unentschlossenen“ entworfen. Aber er fügt noch eine fatalistische Pointe hinzu: Nicht nur, dass sich der Unentschlossene durch seine Unfähigkeit zum „Nein“ in eine ausweglose Lage manövriert. Am Ende ist auch sein Image ruiniert: Der Menschenfreund gilt als Misanthrop.

**Eugen Roth**

Märchen

Ein Mensch, der einen andern traf,
geriet in Streit und sagte: „Schaf !“
Der andre sprach: „Es wär’ Ihr Glück,
Sie nähmen dieses Schaf zurück!“
Der Mensch jedoch erklärte: Nein,
er säh dazu den Grund nicht ein.
Das Schaf, dem einen nicht willkommen,
vom andern nicht zurückgenommen,
steht seitdem, herrenlos und dumm
unglücklich in der Welt herum.

(Sämtliche Werke. Bd.2.: Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1977)

*Nachdem er schwer verletzt den Ersten Weltkrieg überlebt hatte, hielt der promovierte Philosoph und Schriftsteller Eugen Roth (1895-1976) zeitlebens an einer antimilitaristischen Überzeugung fest. Das führte nach der Machtergreifung der Nazis 1933 zu seiner sofortigen Entlassung als Lokaljournalist bei den „Münchner Neuesten Nachrichten“. Roth reagierte auf eine listige Art: Er begann mit humoristischen Versen, die sich betont unpolitisch gaben, zugleich aber den heroischen „neuen Menschen“ des Nazi-Staats aushebelten.*

Nach zahlreichen Ablehnungen der „Mensch“-Gedichte traute sich erst 1935 der Verleger Alexander Dunker, die so harmlos-anekdotisch wirkenden Texte, die aber von einem „politisch unzuverlässigen Subjekt“ - so der Nazi-Vorwurf - stammten, zu veröffentlichen. Das wurde zum Ausgangspunkt einer ungewöhnlichen Erfolgsgeschichte. Roths Verse vom „vergeblichen Heldentum“ und dem notorischen Ungeschick des Menschen wurden innerhalb weniger Jahre 500.000 mal verkauft - auch nach 1945 blieb Roths Popularität ungebrochen.

**Eugen Roth**
Mitmenschen

Ein Mensch schaut in der Straßenbahn
Der Reihe nach die Leute an:
Jäh ist er zum Verzicht bereit
Auf jede Art Unsterblichkeit.

1935

*(Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1977.)*

*Der Humor bedeutete für ihn die Rettung aus prekärer Lage. 1933, gleich nach der Machtübernahme der Nazis, war der kritische Journalist Eugen Roth (1895-1976) fristlos entlassen worden, weil man in ihm einen „politisch unzuverlässigen“ Zeitgenossen erkannt zu haben glaubte. Roth bot seine seit 1930 entstandenen Kalendersprüche und Gedichte bei elf Verlagen an, aber nur die Zeitschrift „Simplicissimus“ wagte, den politisch Verfemten zu drucken. 1935 erschien das Erfolgsbuch „Ein Mensch“, das bis Kriegsende eine Auflage von einer halben Million Exemplaren erreichte.*

Die zeitlos daherkommenden poetischen Schrullen und Merkverse bevorzugen einen desillusionierenden Sarkasmus. Es ist bei dem vielfach preisgekrönten Roth nicht alles so versöhnlich, wie seine mehr Schärfe und gezielten Protest einfordernden Kritiker behaupten. Der Dichter und Publizist wollte mehr sein als nur ein freundlicher „Humorist“. In seinen schönsten Gedichten bleibt einem denn auch das Lachen im Halse stecken.

**Eugen Roth**
Nur

Ein Mensch, der, sagen wir, als Christ,
streng gegen Mord und Totschlag ist,
hält einen Krieg, wenn überhaupt,
nur gegen Heiden für erlaubt.
Die allerdings sind auszurotten,
weil sie des wahren Glaubens spotten!
Ein andrer Mensch, ein frommer Heide,
tut keinem Menschen was zuleide.
Nur gegenüber Christenhunden
wär jedes Mitleid falsch empfunden.
Der ewigen Kriege blutige Spur
kommt nur von diesem kleinen „Nur" . . .

(Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1977.)

*Der oft als Verfasser harmloser Denksprüche und niedlicher Belehrungspoeme bespöttelte Eugen Roth (1895-1976) hat hier ein ganz lakonisches Gedicht über Fundamentalismus und Intoleranz geschrieben. Ein halbes Jahrhundert vor der großen Debatte über den „clash of civilizations" ironisiert Roth den religiösen Alleinvertretungsanspruch auf beiden Seiten der kulturellen Frontlinie.*

In diesem so unscheinbar daherkommenden Gedicht hat Roth eine ganze Menge religionskritischer Pointen untergebracht - der Text ließe sich auch als Motto einer Kriminalgeschichte der Kreuzzüge voranstellen. Immer dann, wenn sich die Proklamation der Nächstenliebe Ausnahmen gestattet und sich mit einer missionarischen Ethik verbündet, ist das Massaker schon absehbar. Die aktuelle Konfrontation zwischen westlicher und islamischer Welt hat Roths Prognose bestätigt.

**Eugen Roth**
So und so

Ein Mensch, der knausernd, ob er's sollte,
Ein magres Trinkgeld geben wollte,
Vergriff sich in der Finsternis
Und starb fast am Gewissensbiss.
Der andre, bis ans Lebensende,
Berichtet gläubig die Legende
Von jenem selten noblen Herren -
Und alle Leute hören's gern.
Ein zweiter Mensch, großmütig, fein,
Schenkt einem einen großen Schein.
Und der, bis an sein Lebensende
Verbreitet höhnisch die Legende
Von jenem Tölpel, der gewiss
Getäuscht sich in der Finsternis.-

(Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1977; )

*Seine anhaltende Popularität verdankt der Dichter und Journalist Eugen Roth (1895-1976) einer lebensgeschichtlichen Notlösung. Da die Nazis den „politisch unzuverlässigen" Redakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten" 1933 sofort feuerten, blieb ihm nur noch die Flucht in den Humor. Roth verlegte sich auf Gelegenheitsgedichte, die mehr oder weniger prägnant die Schwächen und Untugenden der Spezies Mensch benennen.*

Nicht alle dieser lyrischen Lektionen über die Defizite der Gattung Mensch bergen moralischen oder politischen Sprengstoff. Roth maskierte sich auch gern als unpolitischer Verseschmied, der das Schmunzelbedürfnis zu befriedigen trachtet. Als 1935 die erste Lieferung der „Ein Mensch"-Gedichte erschienen war, erreichten die Gedichte rasch enorme Auflagen und wurden auch als schmale Sonderausgaben unter den Soldaten der Wehrmacht zum. Bestseller.

**Eugène Pottier**

Die Internationale, Juni 1871 *(Musik: Emil Luckhardt/Pierre Chrétien Degeyter 1888)*

Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hungern zwingt!
Das Recht, wie Glut im Kraterherde,
nun mit Macht zum Durchbruch dringt!
Reinen Tisch macht mit den Bedrängern,
Heer der Sklaven, wache auf!
Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger!
Alles zu werden, strömt zu Hauf!

*Völker, hört die Signale!*
*Auf zum letzten Gefecht!*
*Die Internationale*
*erkämpft das Menschenrecht.*

Es rettet uns kein höh’res Wesen,
kein Gott, kein Kaiser noch Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
können wir nur selber tun!
Leeres Wort: Des Armen Rechte!
Leeres Wort: Des Reichen Pflicht!
Unmündig nennt man uns und Knechte!
Duldet die Schmach nun länger nicht!

*Völker, hört die Signale! ...*

In Stadt und Land, ihr Arbeitsleute,
wir sind die stärkste der Partei’n.
Die Müßiggänger schiebt beiseite!
Diese Welt muss unser sein!
Unser Blut sei nicht mehr der Raben
und der mächt’gen Geier Fraß!
Erst wenn wir sie vertrieben haben,
dann scheint die Sonn’ ohn’ Unterlass!

*Völker, hört die Signale! ...*

**Evelyn Schlag**
ohne dich würde ich weiter leben

ohne dich würde ich weiter
leben ohne dich bis es,
weiter leben wie bevor du,
lebt es so lang hat Augen
wie zuvor hat Blicke gleich,
geht es mir ohne dich wie es
mir geht läuft fällt, wäre ich
abgezogen mit ganzer Haut recht
kalt, lebt es hält es mich fest
was kam kommt einmal kommt: kopf-
über hinunterfliegen in
die Umarmung des Gehsteigs.

(Ortswechsel des Herzens. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1989; © Evelyn Schlag)

*Die Gedichte der österreichischen Erzählerin und Dichterin Evelyn Schlag (geb. 1952) kreisen in vielen Variationen um ein Zentralthema: um die „göttliche Ordnung der Begierden" (so ein Romantitel der Autorin), die Wechselfälle der Liebe und die „Ortswechsel des Herzens". Oft spricht hier eine Liebende, die sich in direkter Anrufung eines namenlosen „Du" immer tiefer in die unentrinnbaren Ambivalenzen des Eros verstrickt.*

Die lyrische Diktion orientiert sich in diesem Mitte der 1980er Jahre entstandenen Gedicht an dem hektischen Zerrissensein einer obsessiv Liebenden, die um den möglichen Absturz ihrer Hoffnungen weiß. Die konventionelle Syntax ist aufgesprengt, sie spiegelt in ihrer Zerklüftetheit den Verlust aller Gewissheiten, den die Liebe als Passion mit sich bringt. Auch das Risiko eines gewaltsamen Endes einer solchen Leidenschaft wird am Ende thematisiert.

**F. K. Waechter**

Wenn der Malz und Hopfen ....

Wenn der Malz und Hopfen
steigt dem Mensch zu Kopfen,
und er singet Lieder,
denkt er immer wieder,
dass die graue böse
Bombe mit Getöse
kommt dahergepurzelt,
auf die Menschheit sturzelt,
um dann zu vernichten
die Bevölk'rungsschichten,
und er denket weiter,
wär' es nicht gescheiter,
alle bösen Waffen
von der Erd' zu raffen,
sie mit heit'ren Mienen
in den Philippinen-
graben zu versenken,
gar nicht auszudenken!

(Robert Gernhardt/Klaus Cäsar Zehrer (Hrsg.): Hell und Schnell. 555 komische Gedichte aus 5 Jahrhunderten. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2004 )

*Mit seinen Kombattanten Robert Gernhardt, F. W. Bernstein und Clodwig Poth gründete der Zeichner, Illustrator und Bildergeschichtenerzähler F. K. Waechter (1937-2005) in den 1970er Jahren die „Neue Frankfurter Schule“, die mit einer hintersinnig-heiteren und absurden Komik den politischen und kulturellen Alltag der Bundesrepublik sezierte. Ziel dieser literarischen Spaßguerilla - so formulierten es ihre Akteure - war: „Antäuschen und verwirren, verscheißern und verhohnepipeln“. Nicht nur die Protagonisten der Macht, auch ihre gesinnungstüchtigen Gegner wurden zur Zielscheibe des Spotts.*

Auch wenn er von der atomaren Bedrohung und der potenziellen Apokalypse handelt, enthält sich F.K. Waechters Text jeglichen Pathos. Im Gegenteil: Die Existenz der „bösen Bombe“ scheint nur wenig Grauenhaftes zu besitzen, sondern wird bewusst in kalauernden Kinderreimen thematisiert. Hinzu tritt der Hinweis auf die alkoholgestützte Vorstellungswelt der Kriegsgegner, die über eher untaugliche Strategien zur Zerstörung der Atomwaffen nachdenken.

**F. W. Bernstein**

Apokalypsen-Programm

Montag geht die Welt zugrunde
Dienstag regnet’s und ist kalt
Mittwoch um die zehnte Stunde
wird kein Geld mehr ausgezahlt

Donnerstag nur Feuersbrünste
Freitag früh ist Jüngster Tag
Samstag Ende aller Künste
und zwar ZACK auf einen Schlag

Sonntag herrscht dann endlich Ruhe
und die Straßen wüst und leer
auf der Post noch ein Getue
Pst – nun ist auch das nicht mehr

nach 1990

aus: F.W. Bernstein: *Die Gedichte*, Verlag Antje Kunstmann, München 2003

*Als Schriftsteller sei er allenfalls für „Kurzwaren“ zuständig, hat der 1938 geborene Fritz Weigle alias F.W. Bernstein in der für ihn typischen Bescheidenheit gesagt. Der Maler, Zeichenkünstler und Dichter Bernstein, ein Protagonist der „Neuen Frankfurter Schule“, hat für diese Kurzschriftstellerei eine satirisch gestimmte Poetik der Entpathetisierung bis hin zum vollständigen Sinnschwund entwickelt.*

Da ist zunächst ein tief ernstes Thema, das sein in den 1990er Jahren entstandenes Gedicht aufnimmt: Nichts Geringeres als den Weltuntergang hat hier der Schreibende auf seine Agenda gesetzt. Aber die Begleiterscheinungen der Apokalypse fallen im Gedicht eher glimpflich aus. In schwungvollen Kreuzreimen wird ein Untergang angekündigt, der dann doch sehr komisch wirkt. Nach allen „Feuersbrünsten“ und „Jüngsten Tagen“ ist immer noch „die Post“ da, in der sich das banale Alltagsleben träge vorwärts bewegt.

**F. W. Bernstein**

Wachtel Weltmacht

Schaut euch nur die Wachtel an!
Trippelt aus dem dunklen Tann;
tut grad so, als sei sie wer.
Wachtel Wachtel täuscht sich sehr.

Wär sie hunderttausend Russen,
hätt den Vatikan zerschussen
und vom Papst befreit - ja dann:
Wachtel Wachtel Dschingis-Khan!

Doch die Wachtel ist nur friedlich,
rundlich und unendlich niedlich;
sie erweckt nur Sympathie.
Weltmacht Wachtel wird sie nie!

(Die Gedichte. Antje Kunstmann Verlag, München 2003)

*Dem Dichter, Zeichner, Karikaturisten und Kalauer-Virtuosen F. W. Bernstein, der 1938 als Fritz Weigle in Göppingen geboren wurde, verdanken wir die bizarrsten Tiergedichte der deutschen Literaturgeschichte. Alles fing 1966 an, als Bernstein zusammen mit seinem Kollegen F.K. Waechter (1937-2005) das Buch „Die Wahrheit über Arnold Hau" vorlegte und darin einen mittlerweile zum Volksgut gewordenen Zweizeiler deponierte: „Die schärfsten Kritiker der Elche/ Waren früher selber welche."*

In dem hinreißend komischen Wachtel-Gedicht, das erstmals 1988 im Band „Lockruf der Liebe" veröffentlicht wurde, macht Bernstein nun seltsame geschichtsphilosophische Ausflüge: Der Anspruch eines Vogels auf Weltmacht-Status wird schmunzelnd abgewehrt. Die Wachtel, eine Vogelart, die nicht für energisches Dominanzstreben bekannt ist, wird hier absurderweise erst als Russenstreitmacht, am Ende gar in Gestalt des grausamen Mongolenführers eingeführt.

**F. W. Bernstein**

Warnung an alle

In mir erwacht das Tier,
es ähnelt einem Stier.
Das ist ja gar nicht wahr,
in mir sind Tiere rar.

In mir ist's nicht geheuer,
da schläft ein Zuckerstreuer.
Und wenn d e r mal erwacht,
dann Gute Nacht!

(Die Gedichte. Antje Kunstmann Verlag., München 2003)

*„Erst kommt der Reim, dann kommt der Sinn. Sinnverlust ist Lustgewinn." An diese poetische Maxime hat sich F. W. Bernstein (geb. 1938 als Fritz Weigle), der bekennende „Reimwerker", Zeichner und Aktivist der „Neuen Frankfurter Schule", streng gehalten. Seine Domäne ist seit den frühen 1960er Jahren die Kunst der Parodie und Satire nebst der komischen Dichtung in hoch komischen Text-Bild-Korrelationen. Seine „Warnung an alle" sollte nicht ungehört bleiben.*

Wie seine verstorbenen Mitstreiter Robert Gernhardt (1937-2006) und F.K. Waechter (1937-2005) versteht es F.W. Bernstein meisterhaft, den „Affekt der Verwandlung einer gespannten Erwartung ins Nichts" - so definiert Immanuel Kant das Lachen - mittels satirischer Gedichte auszulösen. Als markantes Objekt und Unruhestifter taucht der „Zuckerstreuer" später auch in den humoristischen Dramen Bernsteins auf.

**Faiz**

Sprich: denn frei ist deine Lippe noch!
Sprich: denn dein ist deine Zunge noch!
Dir gehören Knochen noch und Leib.
Sprich: denn dein ist deine Seele noch!
    Sieh der Schmiede Flammen lodern!
    Wie das Eisen röter wird,
    wie der Schlösser Maul sich öffnet,
    jeder Kettenring erklirrt ...
Sprich! Denn wenig Zeit bedeutet viel
vor des Körpers und der Zungen Tod!
Sprich! Die Wahrheit ist lebendig noch!
Sprich, was sie zu sprechen dir gebot!

**Ferdinand Freiligrath**
O lieb, solang du lieben kannst

O lieb, solang du lieben kannst!
O lieb, solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, dass dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb!
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, –
Der andre aber geht und klagt.

O lieb, solang du lieben kannst!
O lieb, solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und nass
– Sie sehn den andern nimmermehr –
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, dass ich gekränkt dich hab!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, dass du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küsste, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er tat’s, vergab dir lange schon;
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort –
Doch still – er ruht, er ist am Ziel!

O lieb, solang du lieben kannst!
O lieb, solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

**Ferdinand Freiligrath**

«Prinz Eugen, der edle Ritter»

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust’ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich’sche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

Neben seinem müden Schecken,
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
«Lasst die Knöchel, lasst die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affäre
Hab ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör’gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Roten!
Merket auf und gebet acht!»

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft’ge Chor:

«Prinz Eugen, der edle Ritter!»
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

## Ferdinand Freiligrath

Trotz alledem!
*Variiert*

Das war ‘ne heiße Märzenzeit,
Trotz Regen, Schnee und alledem!
Nun aber, da es Blüten schneit,
Nun ist es kalt, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem –
Trotz Wien, Berlin und alledem –
Ein schnöder scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trotz alledem!

Das ist der Wind der Reaktion
Mit Meltau, Reif und alledem!
Das ist die Bourgeoisie am Thron –
Der annoch steht, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem –
Trotz Blutschuld, Trug und alledem –
Er steht noch, und er hudelt uns
Wie früher fast, trotz alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
Der Sieg des Rechts trotz alledem,
Die nimmt man sacht uns wieder ab,
Samt Kraut und Lot und alledem,
Trotz alledem und alledem,
Trotz Parlament und alledem –
Wir werden unsre Büchsen los,
Soldatenwild trotz alledem!

Doch sind wir frisch und wohlgemut
Und zagen nicht trotz alledem!
In tiefer Brust des Zornes Glut,
Die hält uns warm trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trotz alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst’ger Wind,
Doch weiter nichts trotz alledem!

Denn ob der Reichstag sich blamiert
Professorhaft, trotz alledem!
Und ob der Teufel regiert
Mit Huf und Horn und alledem –
Trotz alledem und alledem,
Trotz Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem!

So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten aus auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trotz alledem,
Wie zu Neapel jener Schuft:
Das hilft erst recht, trotz alledem!

Nur, was zerfällt, vertretet ihr!
Seid Kasten nur, trotz alledem!
Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem:
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht –
Unser die Welt trotz alledem!

*Düsseldorf*, Anfang Juni 1848.

**Ferdinand Freiligrath**

Von unten auf!

Ein Dampfer kam von Biberich: – stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt' und räderte zu Tal, dass rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoss er hinab keck und erfreut:
den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut.

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten frisch gebohnt, und auf den schmalen her und hin
vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhabne Paar;
des Rheingaus Reben grüßten sie und auch dein Nusslaub, Sankt Goar!
Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: – wie war das Schifflein doch so nett!
Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssoucis Parkett!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,
da frisst und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;
da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist;
da steht und schürt und ordnet er – der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein –
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!
Im woll'nen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muss er stehn,
derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und alles geht und alles passt;
so gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck;
in seiner Falltür steht er da, und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt –
so lässt er schweifen seinen Blick, so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schoß,
tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir; – Ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Dann schreit ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, stark und breit,
ein neuer Sankt Christophorus, trag ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin’s, durch den zum Siegesfest
über den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen lässt!“

So hat in seinen krausen Bart der grollende Zyklop gemurrt;
dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr, und stocht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm ins Gesicht,
der Dampf rumort; – er aber sagt: „Heut, zornig Element, noch nicht!“

Der bunte Dämpfer unterdes legt vor Kapellen zischend an;
sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!“

*Quelle: Ferdinand Freiligrath: Von unten auf! Aus: Freiligraths Werke in einem Band. Hrsg. von den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Ausgewählt und eingeleitet von Werner Ilberg. Weimar: Volksverlag, 1962, S. 87–90.*

**Ferdinand Hardekopf**
Sich beschäftigen ...

Es ward zu blass, als Abenteuer,
Aus schönen Augen jenes Feuer.
Man blinzelte ins Weltgewoge
Und nahm die Politik, als Drogue.

Man brauchte aber mehr Gefahr,
Als daraus zu ersaugen war:
Man schlich, mit süß gepresstem Atem,
Cambriolierend, zu Privatem.

(Wir Gespenster. Dichtungen. Hrsg. von Wilfried F. Schöller. Arche Verlag, Hamburg/Zürich 2004.)

*Den Menschheitsrettungsprogrammen seiner expressionistischen Dichterkollegen zog der Berliner Caféhausdichter Ferdinand Hardekopf (1876-1954) einen an französischer Lebenskunst geschulten Dandyismus vor. Der Sohn eines gescheiterten Warenhausbesitzers, der einige Jahre als Stenograf im Reichstag arbeitete, hielt sich von allen künstlerischen Cliquenbildungen fern und zelebrierte vor allem in Cabarets und Zeitschriften seine elegant-ironischen Großstadtpoeme. Dabei wollte er es auf keinen Fall für „unvornehm halten, seriöseste Philosopheme zwischen Chansons und (zerebrale) Ulkigkeiten zu streuen“.*

Antibourgeoisen Spott verband Hardekopf mit lässiger „Kammerspielkurzweil“. Statt weltanschauliches Pathos in Gedichte zu pressen, gab er lieber den einzelgängerischen Großstadt-Nomaden, der seinem „Spleen“ verfallen ist. So ist hier die Haltung seines „Abenteurers“, die er in seine „Privatgedichten“ von 1921 aufnahm, typisch für seinen Snobismus: Für freie Geister genügt es eben, „ins Weltgewoge zu blinzeln“ - der Rest ist Lebenssteigerung durch Kunst und kontrollierte Rauschzustände.

**Ferdinand Hardekopf**

Signalement
*(Nach dem Russischen)*

Organismus: glaubt an Gott.
Schlüsselbein: will himmelwärts.
Um die Lippen: etwas Spott.
Und Revolte schlägt das Herz.

Ohne Heimat. Ohne Ziel.
Auch das Alter weiß man nicht.
Höchst verdächtiges Profil.
Geistig blinzelndes Gesicht.

*Er gilt zwar als einer der Vorreiter des Expressionismus, aber die grellen Weissagungen vieler Expressionisten, ihr Schwanken zwischen Abgebrühtheit und Hysterie war nicht unbedingt die Sache von Ferdinand Hardekopf (1876 - 1954). Der antinationalistische, pazifistische Dichter, Übersetzer und Kritiker verließ Deutschland zuerst 1916, endgültig dann 1922. Seine eleganten, schwerelosen Miniaturen sind Übungen in der Kunst des Weglassens. Von sich selbst sagte der Autor eines schmalen Werks bündig: „Übt mehr Verheimlichung als Veröffentlichung".*

„Signalement" lässt sich als ironisches Versteckspiel mit der eigenen Person lesen: Hier geht es nicht um eine Nachdichtung; vielmehr wird ein Suchbild im Stil einer mehr oder weniger fiktiven „russischen" Behördensprache verfasst. Der bekennende Dandy und Morphinist Hardekopf, von seinem Freund Kurt Hiller ein „großzügig Zerrütteter" genannt, entwirft einen spöttischen, genießerisch verdrehten Steckbrief. Er erschien in der Sammlung „Privatgedichte" von 1921.

**Ferdinand Hardekopf**
Spät

Der Mittag ist so karg erhellt.
Ein dunkler See sinkt in sein Grab.
Dies ist das letzte Licht der Welt,
Das bleichste Glimmen, das es gab.

Aus Sümpfen schwankt Gestrüpp und Baum.
Die Birken-Nerven ästeln weh.
Die Zeit erblasst, es krankt der Raum.
Es gilbt das Schilf im toten See.

Die Luft strömt grau ins Mündungs-All.
Der Rabe schreit. Der Wald schläft ein.
Mich trennt ein rascher Tränenfall
Vom Ende und der Flammenpein.

1921
aus: Ferdinand Hardekopf: *Dichtungen*, Arche Verlag, Zürich 1963

*Der passionierte Übersetzer und Dichter Ferdinand Hardekopf (1876–1954) besaß viel zu viel ironischen Esprit und liebte viel zu sehr die dandyhaften Attitüden, um es auf Dauer im Kreis seiner expressionistischen Dichterfreunde auszuhalten Bereits 1920 distanzierte er sich von den „unzurechnungsfähigen Plärrern" mit dem „expressionistischen Jargon", deren Texte ihm wie das „Lallen begabter Lustsäuglinge" erschienen. Für ihre Untergangs-Stimmungen war aber auch er anfällig.*

In Hardekopfs Gedicht, das in seinem schmalen Opus magnum *Privatgedichte* (1921) erschien, legt sich ein finsteres Spätzeitbewusstsein über die Mittagsszenerie. Das „letzte Licht der Welt" glimmt mit seinem kranken Leuchten, die Dimensionen Zeit und Raum sind wie die Naturerscheinungen selbst in ihr Verfallsstadium eingetreten. Der frankophile Pazifist hatte Deutschland schon 1916 zum ersten Mal verlassen, 1922 floh er endgültig in die Schweiz und später nach Frankreich.

**Ferdinand Hardekopf**

Spleen

Ein Bündel Mond erreichte mein Gesicht
Um 3 Uhr nachts, ein Quantum Butterlicht,
Und mahnte [3 Uhr 2]: >Ein Spuk-Gedicht,
Nervös-geziert, ist Literatenpflicht!<

Die Kammer dehnte sich verbrecher-hell.
Der Mond, ein Dotterball, schien kriminell.
Da stieg die Dame Angst [-Berlin] reell
Auf ihr imaginäres Karussell.

Ein Schneiderkleid umpresste mit Radau
Die Dame Angst: die Gift- und Gnadenfrau.
Doch das Zitronen-Ei [um 3 Uhr 5 genau]
Versank in Bar-Fauteuils aus Dämmerblau. -
Nach hüstelnd, matt-dosiert: >Macabre-Bar!
Ihr lila Blicke! Schweflig Tulpenhaar!
Aus Puderkrusten Tollkirsch-Kommentar!
Ein Gruß: du noctambules Seminar!<
... So. 3 Uhr 10. Wie süß verwirrt ich war!

(Wir Gespenster. Dichtungen. Hrsg. von Wilfried F. Schöller. Arche Verlag, Hamburg/Zürich 2004.)

*Was war für den eleganten Großstadtpoeten und versierten Ironiker Ferdinand Hardekopf (1876-1954) das Glück? „Eine Minute irren Vergessens, eine Minute Spleen.“ Und diesen „Spleen“ hat er, in Anlehnung an die „Spleen“-Gedichte seines Pariser Vorbilds Charles Baudelaire (1821-1867), in ironisch abgeklärte Nocturnes verwandelt. Solche ebenso formvollendeten wie originellen Nachtlokal- und Mond-Gedichte hat der lyrische Expressionismus nur sehr wenige zu bieten.*

Der lyrische Nachtchronist und Bohemien, der einige Jahre als Stenograf im Reichstag arbeitete, war in seinen Berliner Jahren bis 1916 nicht nur regelmäßiger Besucher des Café des Westens, sondern verzauberte dort auch die Gäste mit seinem ironischen Esprit, aber auch mit „luziferischen Depressionen“ (Ernst Blass). Die „süße Verwirrung“ seiner Berliner Nächte bebilderte der bekennende Morphinist mit diesen Versen von der „Dame Angst“, die ihn auf das „imaginäre Karussell“ nächtlicher Phantasmagorien lockt.

**Ferdinand Hardekopf**

Zwiegespräch

Doctor Schein und Doctor Sinn
gingen ins Café;
Schein bestellte Doppel-Gin,
Sinn bestellte Tee.

Seitlich von dem Plauderzweck
Nahmen sie dabei:
Schein – verlognes Schaumgebäck;
Sinn – verlornes Ei.

Dialog ward Zaubertext,
Nekromantenspiel;
Zwieseits wurde hingehext,
Was dem Geist gefiel,

Was dem Sinn Erscheinung schien,
Was der Schein ersann.
Schein gab Sinn, und dieser ihn,
Und die Zeit verrann.

Und die Stunde kam herein
Leis' des Dämmerlichts.
Schein verging zu Lampenschein
Sinn verging zu Nichts.

ca.1911–1916

aus: Ferdinand Hardekopf: *Wir Gespenster, Dichtungen*, hrsg. v. Wilfried F. Schoeller, Arche

*„Doctor Schein" und „Doctor Sinn" treten hier als besonders prachtvolle Exemplare eines bestimmten Intellektuellen-Typus auf. Als professionelle Müßiggänger, die ihre Zeit im unendlichen Caféhaus-Diskurs verrinnen lassen. Der Erfinder dieser Szene, der Dichter Ferdinand Hardekopf (1876–1954), gehörte von 1911 bis 1916 in Berlin zum innersten Zirkel der radikalen Wochenschrift* Die Aktion*, der wichtigsten Plattform für den literarischen Expressionismus.*

Hardekopf publizierte nur drei schmale Bücher, sein „Zwiegespräch" ist Teil seiner Sammlung mit *Privatgedichten* (1921). Der Pazifist zog sich 1916 in die Schweiz zurück, kehrte nach der Revolution kurz nach Berlin zurück und gründete das Kabarett *Größenwahn*. Aber er fand sich im „neuen" Deutschland nicht mehr zurecht und zog endgültig ins Tessin, wo er seine Leidenschaft für die französische Kultur entdeckte. Seine „Leichtigkeit. Anmut und Ironie", die ihm Kurt Tucholsky bescheinigte, sind in der deutschen Dichtung bis heute rare Ressourcen.

**Florian Kalbeck**

Heimat

Seen im Schatten der Wälder wie Augen mit ernsten Brauen.
Silbernes Laub im Wind.
Zärtlich umarmen kleine Rosen die rauen
Wände aus Holz, die braun vom Wetter sind.
Stimmen, Stimmen lächelnder Schwermut all -
Mütter und Glocken und immer die Nachtigall ...
Wusstest du, es sei nicht ewig dein?
Sehnsucht war in dir wir eine Frucht,
Die in Sonne reifend immer Sonne sucht:
Denn sie ahnt, es wird ein Winter sein.

**Florian Kalbeck**

Herbst im fremden Land

Wenn traurig der Regennarr auf dem Pflaster lacht
Und wieder Geruch
Welker Blätter mich taumeln vor Sehnsucht macht -
Sag nicht: vergiss! Oh süß der Seele Versuch,

Frühe Schmerzen, die einst ein Kind gebar,
Mit Gold zu säumen;
In Gassen, wo einst ein Kind nicht glücklich war,
Ein Duften vergilbten Glücks hineinzuträumen ...

Sinn im Spiegel des Heute: wie dich schauen?
Ach, unser Sehnen weht den Spiegel uns blind ...
Morgenhin weht auch der West - trüb sind
die blauen Seen im Wind.

**Florian Voß**

Egoiste

Ich war so müd als ich des Nachts im Fernsehn lag
im Werbeblock war eine grüne Wiese lang zu sehen
mit bösen Blumen die die schwarzen Fliegen fingen
(am Waldrand zappelte ein Power-Ranger)
Der Himmel war aus Eisenlack
Im anderen Channel lief ein alter Mann
durch eine Reklame von Chanel
In meinem Hirn war alles völlig farbig
Ich war so müd als ich des Nachts im Fernsehn lag
im Herzen war mein Panic-room
Lasst mich doch sein ein großer Werbespot
damit ich mich erkennen kann



*Ein Ich am Rand der Selbstauflösung: Das Fernsehen, der große Tranquilizer mit sedierender Wirkung, wird zum künstlichen Paradies für ein passives Subjekt, das immer mehr seine Konturen verliert. In diese prächtig bunten TV-Bilder kann das Ich selig eintauchen, ohne mit der Welt in Berührung zu geraten. Im Blick auf die lyrische Evokation moderner Rauscherfahrungen durch den Jahrhundertdichter und Großstadtdandy Charles Baudelaire (1821-1867) verweist uns der Berliner Dichter Florian Voß (geb. 1970) auf das süßeste Gift der Gegenwart - den TV-Bildschirm.*

Das müde Ich, dem die Zeit in isolierte Momente zerfällt - wie in Baudelaires Erfahrung des „Spleen“ - lässt sich von den Trivialmythen des Fernsehens überwältigen. Die stärksten affektiven Augenblicke liefern ein jugendlicher Kampfheld („Power-Ranger“) und ein Horror-Streifen („Panic room“). Das Gedicht entwirft ein sehr treffendes Bild des modernen „Egoisten“: überflutet von visuellen Reizen und Werbebotschaften, kann sich das Ich nur noch im Spiegel televisionärer Surrogate „erkennen“.

**Francis Steegmuller**

Le Hibou et la Poussiquette

*(traduit librement: Edward Lear - The Owl and the Pussy-Cat)*

Hibou et Minou allèrent à la mer
Dans une barque peinte en jaune-canari;
Ils prirent du miel roux et beaucoup de sous
Enroulés dans une lettre de crédit.
Le Hibou contemplait les astres du ciel,
Et chantait, en grattant sa guitare,
“O Minou chérie, ô Minou ma belle,
O Poussiquette, comme tu es rare,
Es rare,
Es rare!
O Poussiquette, comme tu es rare!”

Au chanteur dit la chatte, “Noble sieur à deux pattes,
Votre voix est d’une telle élégance!
Voulez-vous, cher Hibou, devenir mon époux?
Mais que faire pour trouver une alliance?”
Ils voguèrent, fous d’amour, une année et un jour;
Puis, au pays où le bong fleurit beau,
Un cochon de lait surgit d’une forêt,
Une bague accrochée au museau,
Museau,
Museau,
Une bague accrochée au museau.

“Cochon, veux-tu bien nous vendre pour un rien
Ta bague?” Le cochon consentit.
Donc ils prirent le machin, et le lendemain matin
Le dindon sur mont les unit.
Ils firent un repas de maigre et de gras,
Se servant d’une cuillère peu commune;
Et là sur la plage, le nouveau ménage
Dansa au clair de la lune,
La lune,
La lune,
Dansa au clair de la lune.

***The Owl and the Pussy-Cat***

*ist heute eines der bekanntesten und beliebtesten Werke der englischen Literatur; einer anlässlich des National Poetry Day im Jahre 2014 durchgeführten Erhebung zufolge ist es noch vor Twinkle, Twinkle, Little Star, Humpty Dumpty und Jabberwocky der populärste Kinderreim im Vereinigten Königreich. Es erfreut aber auch ältere Semester und wird insbesondere auf Hochzeiten häufig rezitiert. Vom jugoslawischen Diktator Josip Broz Tito ist bekannt, dass er das Gedicht noch in volltrunkenem Zustand in passablem Englisch auswendig aufsagen konnte.*

*Das Gedicht wurde bereits in mehr als 100 Sprachen übersetzt bzw. übertragen. Zu den deutschen Übersetzern Lears zählen Grete Fischer (Der Eul und die Miezekatz, 1965), Hans Magnus Enzensberger (Der Kauz und das Kätzchen, 1977) und Josef Guggenmos (Eulerich und Miezekatz, 1978). Le Hibou et le Poussiquette, eine freie Übersetzung ins Französische von Francis Steegmuller, wurde 1961 ein unerwarteter Bestseller in den Vereinigten Staaten (nicht aber in Frankreich) und brachte dem bis dahin vor allem als Flaubert-Spezialisten bekannten Steegmuller genug Tantiemen ein, um sich einen Rolls-Royce zulegen zu können. Diese Version weicht in einigen Details vom Original ab, so ist etwa das Boot der Verliebten nicht etwa erbsengrün, sondern kanariengelb, und statt in einer Fünf-Pfund-Note wickeln sie ihr Geld in einem Kreditbrief ein, aber wie bei Lear tanzen sie am Ende au clair de la lune.* (Wikipedia)

**Frank Wedekind**

Auf dem Faulbett

Auf mein Faulbett hingestreckt
Überdenk ich so meine Tage,
Forschend, was wohl dahinter steckt,
Dass ich nur immer klage.

Ich habe zu essen, ich habe Tabak,
Ich lebe in jeder Sphäre,
Ich liebe je nach meinem Geschmack
Blaustrumpf oder Hetäre.

Die sexuelle Psychopathie,
Ich habe sie längst überwunden -
Und dennoch, ich vergess es nie,
Es waren doch schöne Stunden.

*Mit Gedichten wie diesem Loblied auf die erotische Freibeuterei und die narzisstische Behaglicheit, das 1905 in seinem Band „Die vier Jahreszeiten“ erschien, hat der exzentrische Dramatiker, Balladen-Dichter und Bürgerschreck Frank Wedekind (1864-1918) die Moralvorstellungen seiner Zeit provoziert. Immer wieder spielte Wedekind mit der Figur des Libertins - das reichte für ein Dutzend Theater-Skandale.*

Ein Hedonist und Fraueneroberer zieht Bilanz: Die wilden Jahre unablässigen sexuellen Konsums von Frauenkörpern sind zwar vorbei - gleichwohl verklären sie sich in der Rückschau des lyrischen Ich zu großen Triumphen. Zum Casanova gehört auch der Stolz über die eigene Unwiderstehlichkeit: Der schrankenlosen Liebesfähigkeit des Ich erliegen sowohl Aktivistinnen der Emanzipationsbewegung („Blaustrumpf“) als auch Prostituierte („Hetäre“).

**Frank Wedekind**

Brigitte B.

Ein junges Mädchen kam nach Baden,
Brigitte B. war sie genannt,
Fand Stellung dort in einem Laden,
Wo sie gut angeschrieben stand.

Die Dame, schon ein wenig älter,
War dem Geschäfte zugetan,
Der Herr ein höherer Angestellter
Der königlichen Eisenbahn.

Die Dame sagt nun eines Tages,
Wie man zur Nacht gegessen hat:
»Nimm dies Paket, mein Kind, und trag es
Zu der Baronin vor der Stadt.«

Auf diesem Wege traf Brigitte
Jedoch ein Individium,
Das hat an sie nur eine Bitte,
Wenn nicht, dann bringe er sich um.

Brigitte, völlig unerfahren,
Gab sich ihm mehr aus Mitleid hin.
Drauf ging er fort mit ihren Waren
Und ließ sie in der Lage drin.

Sie konnt es anfangs gar nicht fassen,
Dann lief sie heulend und gestand,
Dass sie sich hat verführen lassen,
Was die Madam begreiflich fand.

Dass aber dabei die Tournüre
Für die Baronin vor der Stadt
Gestohlen worden sei, das schnüre
Das Herz ihr ab, sie hab sie satt.

Brigitte warf sich vor ihr nieder,
Sie sei gewiss nicht mehr so dumm;
Den Abend aber schlief sie wieder
Bei ihrem Individium.

Und als die Herrschaft dann um Pfingsten
Ausflog mit dem Gesangverein,
Lud sie ihn ohne die geringsten
Bedenken abends zu sich ein.

Sofort ließ er sich alles zeigen,
Den Schreibtisch und den Kassenschrank,
Macht die Papiere sich zu eigen
Und zollt ihr nicht mal mehr den Dank.

Brigitte, als sie nun gesehen,
Was ihr Geliebter angericht',
Entwich auf unhörbaren Zehen
Dem Ehepaar aus dem Gesicht.

Vorgestern hat man sie gefangen,
Es lässt sich nicht erzählen, wo;
Dem Jüngling, der die Tat begangen,
Dem ging es gestern ebenso.

**Frank Wedekind**

Der Anarchist

Reicht mir in der Todesstunde
Nicht den Gnaden, den Pokal.
Von des Weibes heißem Munde
Lasst mich trinken noch einmal.

Mögt ihr sinnlos euch berauschen,
Wenn mein Blut zerrinnt im Sand.
Meinen Kuss mag sie nicht tauschen,
Nicht für Brot aus Henkers Hand.

Einen Sohn wird sie gebären,
Dem mein Kreuz im Herzen steht,
Der für seiner Mutter Zähren
Eurer Kinder Häupter mäht.

**Frank Wedekind**
Der Andere

Nirgends vergisst sich so leicht
Der Liebe Lust, der Liebe Schmerz
Wie in den Armen eines andern.

Schwarz war dein Auge, mein Freund,
Schwarz wie die Nacht, wolkenumhüllt.
Blau strahlt das Auge des andern.

Keiner wohl küsste wie du,
Sanft wie ein Hauch am Maientag.
Stürmischer jetzt küsst mich der andre.

Treulos und falsch war dein Herz.
Doch auch dafür find' ich Ersatz,
Denn schon betrügt mich der andre.

um 1900

*Ist es ein offensives Bekenntnis zur Einheit von Liebe und Verrat, von Eros und Untreue? Und wer spricht überhaupt in diesem Gedicht: Der Dichter selbst, der die Erfahrungen der erotischen Freizügigkeit und des ständigen Partnerwechsels besingt? Oder nur ein Rollen-Ich, dessen Lebensform der Untreue kritisch vorgeführt wird? Die deutsche Gesellschaft der Jahrhundertwende kam jedenfalls mit den frivolen Provokationen des Dichters und Dramatikers Frank Wedekind (1864-1918) nicht zurecht.*

Die Jagd nach sexuellen Ersatzverzauberungen, von der hier die Rede ist, kam erst hundert Jahre nach Niederschrift dieses Gedichts - es entstand wohl kurz vor der Jahrhundertwende - zur vollen gesellschaftlichen Entfaltung. Eine besondere Pointe des Gedichts liegt darin, dass offen bleibt, ob hier ein männliches oder ein weibliches Ich über seine Erfahrungen mit Liebe, Schmerz und Betrug spricht. Es bleibt also in der Schwebe, ob hetero- oder aber homo-sexuelle Liebesnarren angesprochen werden - auch das damals eine unerhörte Provokation.

**Frank Wedekind**

Der Gefangene

Oftmals hab ich nachts im Bette
Schon gegrübelt hin und her.
Was es denn geschadet hätte,
Wenn mein Ich ein andrer wär.

Höhnisch raunten meine Zweifel
Mir die tolle Antwort zu:
Nichts geschadet, dummer Teufel,
Denn der andre wärest du!

Hilflos wälzt ich mich im Bette
Und entrang mir dies Gedicht,
Rasselnd mit der Sklavenkette,
Die kein Denker je zerbricht.

ca. 1900

*„Ich ist ein Anderer“: Mit diesem berühmten Credo hatte der lyrische Visionär und Gesetzesbrecher Arthur Rimbaud 1871 eine neue Epoche in der Weltliteratur eingeleitet. Auf Rimbauds halluzinatorische Metaphorik antwortete der Dichter, Journalist, Theaterautor und Bohemien Frank Wedekind (1864–1918) mit antibürgerlicher Ironie.*

Die Selbstbetrachtung seines „Gefangenen“ gibt das berühmte Diktum vom Ich, das ein Anderer sein will, der Lächerlichkeit preis. Denn am objektiven Sklavendasein des Gefangenen ändern die hehren idealistischen Setzungen der Philosophie und Ästhetik nichts. Wedekind arbeitete in seinen Gedichten und Stücken sehr erfolgreich daran, die philosophischen und politischen Leitbegriffe seiner Zeit zu entzaubern. Zum politischen Skandalon wurde 1899 ein in der von ihm mitbegründeten Zeitschrift *Simplicissimus* veröffentlichtes Gedicht, das ihm drei Monate Festungshaft einbrachte.

**Frank Wedekind**

Der Lehrer von Mezzodur

In Mezzodur war er ein Lehrer,
Sigmund Zus war er genannt,
Als ein braver Mann geachtet,
In der Gegend wohlbekannt.

Er war Gatte und auch Vater
Von drei Kindern, noch so klein;
Leider lebte er nicht glücklich,
Denn die Eh’ ward ihm zur Pein.

Ein Verdacht regt’ sich im Herzen,
Seine Frau sei ungetreu,
Dass ein andrer, nicht er selber,
Vater seiner Kinder sei.

Und von Eifersucht gepeinigt
Lebte fürder er dem Wahn;
Als er sich betrogen glaubte,
Reifte leider rasch der Plan.

Eines Nachts zwang er die Gattin,
Dass sie ein Bekenntnis schrieb,
Das er selber ihr diktierte
Und ihr Todesurteil blieb.

Als sie drin den Vater nannte
Ihrer Kinder - ach! o Gott! -
Schoss er die drei armen Kleinen
In dem Bett mit Kugeln tot.

Darauf hat er sie gezwungen,
Sich zu legen auf das Bett,
Hat sie dann auch umgebrungen,
Wie sie ihn auch angefleht.

Er legt’ nun selber Hand an sich
Und endete dann fürchterlich.

Das Dienstmädchen, das zugegen war,
Musste leuchten mit dem Licht
Und erzählt’s mit Grauen und Entsetzen
Dem Gericht.

**Frank Wedekind**

Der Tantenmörder

Ich habe meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kisten-Kasten nach.

Da fand ich goldene Haufen,
Fand auch an Papieren gar viel
Und hörte die alte Tante schnaufen
Ohn' Mitleid und Zartgefühl.

Was nutzte es, dass sie sich noch härme! -
Nacht war es rings um mich her -
Ich stieß ihr den Dolch in die Därme,
Die Tante schnaufte nicht mehr.

Das Geld war schwer zu tragen,
Viel schwerer die Tante noch.
Ich fasste sie bebend am Kragen
Und stieß sie ins tiefe Kellerloch. -

Ich habe meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach,
Ihr aber, o Richter, ihr trachtet
Meiner blühenden Jugend-Jugend nach.

**Frank Wedekind**

Herr von Günther

Herr von Günther
Läuft im Winter
Gerne Schlittschuh
Auf dem Eis,
Denn im Sommer
Ist's zu heiß.

*Dem politischen und erotischen Provokateur Frank Wedekind (1864-1918) prophezeite der so viel formbewusstere Thomas Mann ironisch: „Wedekind, wird die Geschichte einmal sagen, war in einer teils sensiblen, teils puerilen, teils femininen Epoche der einzige Mann.“ Nachdem er wegen politisch anstößiger Spottgedichte auf Kaiser Wilhelm II. in der Zeitschrift „Simplicissimus“ einige Zeit inhaftiert worden war, begann Wedekind ab 1901 in einem der ersten deutschen Kabaretts frivol-drastische und lustig-absurde „Lautenlieder“ vorzutragen.*

Die Vermählung von Komik, Kalauer und Nonsens hat Wedekind schon siebzig Jahre vor seinen ketzerischen Nachfolgern, den Satirikern der „Neuen Frankfurter Schule“ - Robert Gernhardt, F. K. Waechter, F. W. Bernstein - vollzogen. Er suchte nicht nur systematisch die Konfrontation mit den Hütern der herrschenden Sexualmoral und der politischen Ethik, sondern übte sich auch in zweckfrei satirischen Tönen, wie in seinem nach 1900 entstandenen Porträt des „Herrn von Günther“.

**Frank Wedekind** *(1864-1918)*

Ilse

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,
Ein reines, unschuldsvolles Kind,
Als ich zum erstenmal erfahren,
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Er nahm mich um den Leib und lachte
Und flüsterte: O welch ein Glück!
Und dabei bog er sachte, sachte
den Kopf mir auf das Pfühl zurück.

*Er nahm mich um den Leib und lachte*
*Und flüsterte: Es tut nicht weh!*
*Und dabei zog er sachte, sachte*
*Mein Unterröckchen in die Höh'.*

Seit jenem Tag lieb' ich sie alle,
Des Lebens schönster Lenz ist mein;
Und wenn ich keinem mehr gefalle,
Dann will ich gern begraben sein.

**Frank Wedekind**

Mein Käthchen

Mein Käthchen fordert zum Lohne
Von mir ein Liebesgedicht.
Ich sage: Mein Käthchen verschone
Mich damit, ich kann das nicht.

Ob überhaupt ich dich liebe,
Das weiß ich nicht so genau.
Zwar sagst du ganz richtig, das bliebe
Gleichgültig; doch, Käthchen, schau:

Wenn ich die Liebe bedichte,
Bedicht ich sie immer vorher,
Denn wenn vorbei die Geschichte,
Wird mir das Dichten zu schwer.

*Kein moderner Schriftsteller hat die romantische Liebe so gründlich entmythologisiert wie Frank Wedekind (1864-1918), der angriffslustige Kabarettist, Bohemien und Dramatiker. Was er in seinen antibürgerlichen Dramen wie „Lulu" (1913), diesen grotesken Szenenfolgen über die Käuflichkeit und Korrumpierbarkeit des Liebesgefühls, nicht thematisiert hatte, delegierte er an seine leichthändig geschriebenen Gedichte.*

1905 innerhalb des Zyklus „Sommer" erstmals veröffentlicht, positioniert sich Wedekind hier als Gegenfigur zum romantischen Dichter. Denn es wird vom lyrischen Subjekt nicht nur das Liebesbekenntnis verweigert, sondern auch die poetische Imagination der Liebes-Utopie. Stattdessen übt sich das lyrische Ich in Wedekinds in der Bekundung emotionaler Unentschiedenheit - eine literarische Liebes-Verweigerung erster Klasse.

**Frank Wedekind**

Mein Lieschen

Mein Lieschen trägt keine Hosen
Schon seit dem ersten April,
Weil sie von der grenzenlosen
Hitze nicht leiden will.

Das gibt mir manches zu denken,
So dachte ich auch schon daran,
Ihr ein Paar Hosen zu schenken
Aus duftigstem Tarlatan.

Wie leicht kann sie sich beim Hupfen
Erkälten, eh’ sie’s gedacht.
Und bleibt ihr nichts als ein Schnupfen,
Man nimmt sich doch lieber in acht.

**Frantz Wittkamp**
Ich sorge mich um eine Fliege

Ich sorge mich um eine Fliege
In diesem Raum, in dem ich liege.
Seit Stunden höre ich mir an,
dass sie wie ich nicht schlafen kann.

(In: Das Gedicht. Heft 14. Hrsg. von Anton G. Leitner, Weßling bei München 2006. )

*Dass eine kleine Fliege „ein größeres Wunder“ sei als Goethe, hat schon der Meister der Hochkomik, Heinz Erhardt (1909-1979) in einem Gedicht behauptet. Die Verehrung für den kleinen Hautflügler ist in der Poesie groß; selbst als Horrorwesen, wie in David Cronenbergs Filmklassiker „Die Fliege“, genießt sie künstlerischen Artenschutz.*

Der 1943 geborene Maler und Kinderbuchautor Franz Wittkamp hat in einem seiner Vierzeiler der poetischen Fürsorge für die Fliege noch eine weitere überraschende Wendung hinzugefügt. Denn selbst der Schlaflose des Gedichts, der stundenlang keine Ruhe findet, ist nicht etwa um die Sicherung seiner eigenen Mittags- oder Nachtruhe bemüht, sondern entwickelt Mitleid mit der umherirrenden Fliege. Das Insekt erscheint nicht als Störenfried, der Aggressionen auslöst, sondern als ein leidendes Geschöpf.

**Franz Fühmann**

Lob des Ungehorsams

Sie waren sieben Geißlein
und durften überall reinschaun,
nur nicht in den Uhrenkasten,
das könnte die Uhr verderben,
hatte die Mutter gesagt.

Es waren sechs artige Geißlein,
die wollten überall reinschaun,
nur nicht in den Uhrenkasten,
das könnte die Uhr verderben,
hatte die Mutter gesagt.
Es war ein unfolgsames Geißlein,
das wollte überall reinschaun,
auch in den Uhrenkasten,
da hat es die Uhr verdorben,
wie es die Mutter gesagt.

Dann kam der böse Wolf.

Es waren sechs artige Geißlein,
die versteckten sich, als der Wolf kam,
unterm Tisch, unterm Bett, unterm Sessel,
und keines im Uhrenkasten,
sie alle fraß der Wolf.

Es war ein unartiges Geißlein,

das sprang in den Uhrenkasten,
es wusste, dass er hohl war,
dort hat’s der Wolf nicht gefunden,
so ist es am Leben geblieben.

Da war Mutter Geiß aber froh.

**Franz Grillparzer**

Kuss

Auf die Hände küsst die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirn,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Aufs geschlossne Aug die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Überall sonst die Raserei.

*In seiner „Selbstbiografie" hatte der österreichische Dramatiker und Dichter Franz Grillparzer (1791-1872) dereinst vermerkt, dass in ihm „zwei völlig abgesonderte Wesen (leben). Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Fantasie und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art." Der Sohn eines Advokaten mochte in seinen Dramen noch so oft die Balance zwischen Gewissen und Handeln durchspielen und der Rationalität den Vorrang geben - in seinen Gedichten gelangen ihm einige meisterhafte Szenen der Liebe.*

Dieser kleine lyrische Traktat ist über 150 Jahre nach seiner Entstehung noch immer die knappste und treffendste Kulturgeschichte der erotischen Zeichenhaftigkeit des Küssens geblieben. Ausgerechnet Grillparzer, der zeit seines Lebens fast nur Verluste geliebter Menschen erlitt - seine Mutter und sein jüngster Bruder starben durch Selbstmord -, hat hier die Differenzen zwischen dem freundschaftlichen Kuss und den symbolischen Formen von „Begierde" und „Raserei" exakt benannt.

**Franz Grillparzer**

Licht und Schatten

Schwarz ihre Brauen,
Weiß ihre Brust,
Klein mein Vertrauen,
Groß doch die Lust.

Schwatzhaft mit Blicken,
Schweigend die Zung',
Alt das Missglücken,
Wunsch immer jung;

Arm, was ich brachte,
Reich meine Lieb';
Warm, was ich dachte,
Kalt, was ich schrieb.

*Das Dasein als schmerzhaftes Widerspiel von Polaritäten: Der österreichische Dramatiker, Erzähler und Lyriker Franz Grillparzer (1791-1872) hat es am eigenen Leib erfahren. Durch frühes Unglück - seine Mutter und sein Bruder begingen Selbstmord - neigte er zur „Selbst-peinigung" und verstrickte sich früh in eine unauflösbare Melancholie. „Von quälenden Gedanken wie von Hunden angefallen, weiß ich nicht, nach welcher Seite ich mich wende", vermerkte er in seinem Tagebuch. Das 1821 entstandene Gedicht zieht eine selbstquälerische Bilanz: Zuletzt siegt immer „das Missglücken".*

Knapper und formvollendeter kann man die eigene Zerrissenheit wohl kaum beschreiben wie Grillparzer in diesem grandiosen Text, der von dem Anprall der emotionalen und existenziellen Gegensätze handelt. In der ersten Strophe steht noch eine erotische Verheißung im Vordergrund, doch scheint bereits hier das Begehren am fehlenden Vertrauen des Liebenden zu scheitern. Danach steigert sich das Zerrissenheits-Gefühl in weitere Dilemmata hinein, bis am Ende das schneidende „Kalt, was ich schrieb" einen erbarmungslosen Befund markiert.

**Franz Hessel**
Hermine

Hermine liebt Aprikosentörtchen,
Limonade findet sie süßer als Bier.
Hermine liebt die geflüsterten Wörtchen.
Anständige Menschen gefallen ihr.

Sie liebt es, auf dem Diwan zu liegen,
Ein Stückchen Schokolade im Mund.
Sie spricht nicht gerne vom Kinderkriegen.
Sie findet es eigentlich ungesund.

Aber deshalb ist man nicht prüde.
Es gibt nichts Schöneres als die Natur.
Nur macht die Liebe einen so müde
Und ruiniert die ganze Frisur.

Hermine ist für das Ideale,
Das Ideale findet sie fein.
Die Liebe - findet sie - ist das Brutale;
Besonders die Männer sind so gemein.

(Sämtliche Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Hartmut Vollmer und Bernd Witte. Band 4. Igel Verlag, Oldenburg 1999.)

*Der Dichter, Übersetzer und Bohemien Franz Hessel (1880-1941) war der einzige passionierte Flaneur der deutschen Literatur. Seine Helden sind freischwebende Intellektuelle, die müßiggängerisch das Kraftfeld der Metropolen durchstreifen. Nach 1933 erhält der Jude Hessel Schreibverbot, 1938 verlässt er den Nazi-Staat in Richtung Frankreich, wo man ihn nach 1939 als „feindlicher Ausländer“ interniert. Die Strapazen der „Entheimatung“ überlebt er nur kurz; 1941 stirbt er in Sanary-Sur-Meer.*

Das heitere Porträt einer jungen Frau, das Hessel in einem um 1910 entstandenen Gedicht abliefert, bleibt auf prinzipieller Distanz gegenüber der Bekundung von Emotionalität. Die Gefühlswelten der „Hermine“ werden von einem süffisant-dandyistischen Beobachter als stereotyp vorgeführt. Nichts könnte für einen Bohemien lächerlicher sein als die Suche nach dem „Idealen“ - betrachtet er doch Liebe und Leidenschaft als ein Spiel, in dem es keine „Authentizität“ gibt. Für die von der Liebe enttäuschte „Hermine“ hat der Dichter nur Spott übrig.

**Franz Hodjak**

0 Uhr Gedicht

stunde, sich an nichts
erinnernd, plötzlich da und

geht nicht mehr. sie verspricht, jetzt
herrscht die ordnung, weder sprache

hin, noch her. und sie schlägt, sich
selbst verkündend, in dein fragendes

gesicht. und zerschlägt sich selbst
in silben, mit dem eigenen

gewicht. alles schlägt sie kurz
und klein, und dann geht

sie, leise grüßend, hinter mir
dein sintflutreim.

(Landverlust. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993; © Franz Hodjak)

*Der „Landverlust", das Weggehen aus seiner siebenbürgischen Heimat hat sich in viele Gedichte und „Sprechgesänge" des Schriftstellers Franz Hodjak (geb. 1944) eingeschrieben. Vier Jahre nach dem Sturz des Diktators Nicolae Ceauşescu hatte er als einer der letzten rumäniendeutschen Intellektuellen seine Heimat verlassen - und in seinen Gedichten und Prosatexten immer wieder diese Erfahrung von Heimatverlust und Ortlosigkeit thematisiert. Hodjaks bevorzugter Tonfall ist dabei nicht die melancholische Beschwörung, sondern der trockene Sarkasmus.*

Mit grotesker Komik reagiert Hodjak auf die ihn bedrängenden Verlusterfahrungen. Im vorliegenden Gedicht, das nach 1990 entstanden ist, schlägt der Autor einen ernsten Ton an. Die Mitternachtsstunde wird zum existenziellen Ausnahmezustand. Nicht nur die Koordinaten des eigenen Weltgefühls, auch die vertraute Struktur der Grammatik kommen dem lyrischen Ich abhanden. Eine gültige Ordnung ist außer Kraft gesetzt, eine neue ist noch nicht in Sicht.

**Franz Hodjak**
Morgengedicht

Was machst du
mit einem Schutzengel, der
morgens, während du gemütlich
Kaffee trinkst und
die Welt ordnest, die du

gestern etwas
durcheinander brachtest, aus
dem Himmel stürzt und auf den Balkon
klatscht und tot liegen
bleibt. Zuerst denkst du,

Gottseidank, er hat mich
nicht erschlagen. Und dann?

(um 2000)

(In: Wörter kommen zu Wort. 100 Gedichte aus 10 Jahren. Hrsg. von Anton G. Leitner. Artemis & Winkler , Patmos Verlag, Düsseldorf und Zürich, 2002.)

*Wenn nicht einmal mehr die Schutzengel ihre angestammten Wächter- und Ordnungsaufgaben wahrnehmen können, dann ist die Welt endgültig aus den Fugen. Bei dem 1944 geborenen Franz Hodjak, der 1992 als einer der letzten bedeutenden rumäniendeutschen Schriftsteller seine Heimat verließ, kann es sogar passieren, dass die geflügelten Himmelsboten zu Tode kommen.*

Wer wie der aus Siebenbürgen stammende Franz Hodjak mit „gelassener Verzweiflung“ auf die Welt blickt, der wehrt sich mit Sarkasmus und grimmigem Witz gegen die Absurdität des Daseins. Von solchen bösen Paradoxa wie dem Stoßgebet des Davongekommenen, der von dem herabstürzenden Engel verschont blieb, wimmelt es in Hodjaks Poesie. Seine Lyrik ist wie hier, in diesem um das Jahr 2000 entstandenen Zeitschriften-Beitrag zum Thema Religion, immun gegen falsche Utopien und Versprechungen - Illusionslosigkeit ist das zentrale Charakteristikum seiner Dichtung.

**Franz Hodjak**
Violettes Lied

Komm zurück, geh. Es ist dasselbe.
Beim Morgenschoppen krümmt sich die Elbe.

Wer noch bei Vernunft ist, rührt jetzt im Kaffeesatz,
wo wir sitzen, ein einig Volk als Ersatz

für Mauer, Verhandlungen, Schießbefehl.
Ich bin so weit, bei Laune. Ich quäl

ein Gedicht, bis es spricht. Im toten
Winkel kämpfen die Hunnen und Goten

für eine große Sache. Erhaben winkt Licht
am Ende des Tunnels. Ich seh den toten Vater, er mich nicht.

Goldene Kuppeln, seid nicht so traurig, macht mir Mut.
Die Baustellen, diese Orgeln, na gut.

Also ich geh, morgen ist auch noch ein Tag,
so steht es zumindest im Friedensvertrag.

(Franz Hodjak, Die Faszination eines Tages, den es nicht gibt. Verlag Ralf Liebe, Weilerswist 2008.)

*In einem Interview sagte Franz Hodjak, der 1944 in Hermannstadt/Rumänien geboren wurde und das Land 1992 verließ: „Das Heimatgefühl verklärt und verzerrt die Dinge ... Ich bin froh, dass ich ein Heimatloser bin, ... ich kann mit den Dingen viel gelöster umgehen, viel freier.“ Seine Romane, Gedichte und Erzählungen kreisen immer wieder um die Erfahrung der Fremde, um die Frage nach der brüchigen eigenen Identität.*

Violett, diese Mischfarbe aus rot und blau symbolisiert häufig Vermittlung und Gleichgewicht. In Hodjaks Gedicht wird solch ein Gleichgewicht illusionslos, fast gleichgültig betrachtet: Ob einer fortgeht oder zurückgeht, es ist dasselbe. Vergangenheit und Gegenwart vermischen sich wie Krieg und Frieden, wie Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. In nonchalantem, selbstironischen Ton entsteht ein kleines „Selbstporträt des Dichters“. Das lyrische Ich ist sich seiner holprigen und fast zwanghaften, brutalen Reimerei bewusst. Es setzt sie gezielt ein, um die eigene zwiespältige Stimmung darzustellen.

**Franz Hodjak**
Was ich gerade brauch

Einen Ort, nicht zu nah,
nicht zu weit.
Ein Paar Schuhe, die halten
gegen jene, die
die Freiheit verwalten.
Etwas Schnaps für die Ewigkeit.
Eine Liebe, die dazugehört,
indem sie stört.
Einen Mond, der blöd vor sich hin stiert.
Ein Gefühl, als wär ich
in Reykjavík, das
mich neu gebiert.
Einen Schutzengel, der mich
nicht belästigt.
Die Erinnerung: das Nichts
hat meine Überzeugung gefestigt.
Ein Abendmahl, dass der Tisch
sich biegt.
Und eine Wahrheit, die mich
zum Ort hinüberlügt.

(Ankunft Konjunktiv. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 1997; © Franz Hodjak)

*Der 1944 geborene Franz Hodjak harrte als einer der letzten rumäniendeutschen Schriftsteller in seinem siebenbürgischen Weltwinkel aus, bevor er 1992 doch seine Heimat verließ und in die Bundesrepublik übersiedelte. Aufgewachsen in Hermannstadt (Sibiu), hatte er in Klausenburg Philologie studiert und danach als Verlagslektor und Übersetzer in Siebenbürgen gearbeitet. Seine lyrische Inventur des eigenen Daseins entstand kurz nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik.*

Im lakonischen Ton des späten Brecht formuliert Hodjak hier seine Standortbestimmung. Der „Landverlust“ ist seit 1993 sein Thema - und so ersehnt er hier einen erreichbaren Ort, an dem so etwas wie Heimat noch möglich ist. Es sind zunächst die einfachen Gebrauchsgegenstände, die für die Stabilität des Subjekts sorgen: Schuhe und Schnaps. Am Ende ist es wieder die metaphysische Geborgenheit, die zur Existenzialie wird: Auf einen „Schutzengel“ und „eine Wahrheit“ ist auch dort nicht zu verzichten, wo beide in Paradoxien verstrickt sind.

**Franz Hohler – Kinderverse**

Es war einmal ein Mann
An dem war fast nicht dran.

Er war ein dünner Strich
Und das war ärgerlich.

Lief man in ihn hinein
Dann schrie er: „Nein, nein, nein!

Es handelt sich beim Strich
Um mich, um mich, um mich!“

___________

Es war einmal ein Stern
Der hatte Kühe gern,

Es war so kalt im All
Und weit und breit kein Stall.

Er gab sich große Mühe
Und rief: „Kommt her, ihr Kühe!“

Es kamen aber keine
Und so blieb er alleine,

___________

Es war einmal ein Gnu
Das kauft sich einen Schuh.

Der Schuh war ihm zu klein
Es gab ihn einem Schwein.

Das Schwein sagt; „Vielen Dank!“
Und stellt ihn in den Schrank.

Vier Schuhe wär’n im lieber
Doch spricht es nicht darüber.

___________

Es war einmal ein Blitz
Der machte einen Witz.

Er schlug bei Sonnenschein
In einen Wachhund ein.

Der wedelt mit dem Schwanz
Und sagt: „Ich heiße Franz.“

Drauf sagte im der Blitz:
„Wie schön, ich heiße Fritz.“

___________

Es war einmal ein Berg
Der liebte einen Zwerg.

Der Zwerg war aus Davos
Der Berg war ihm zu groß.

Da floh der Berg voll Zorn
Und ging nach Romanshorn.

Er hinterließ ein Loch
Und Steine noch und noch.

___________

Es war einmal ein See
Der liebte eine Fee.

Er sah sie immer lieber
Am Ende schwappt er über.

___________

Es war einmal ein Turm
Der liebte einen Wurm.

Der Wurm war etwas scheu
Dann kroch er doch herbei.

Doch schon beim ersten Kuss
War mit dem Wurme Schluss.

Es war einmal ein Hund
Der hatte keinen Mund.

Er bellte mit den Pfoten
Man hört es bis nach Kloten.

___________

Es war einmal ein Fisch
Der saß bei mir am Tisch.

Und keuchte durch die Kiemen
Da riss ich mich am Riemen.

Und warf ihn schnell ins Wasser
Jetzt geht’s ihm wieder basser.

___________

Es war einmal ein Dachs
Der aß am liebsten Lachs.

Doch gab es das fast nie.
Da sprach er: „Irgendwie

Ist’s ohne Lachs fast schöner.“
Jetzt aß er nur noch Döner.

___________

Es war einmal ein Bach
Der machte großen Krach.

Er rauschte, brauste, brodelte
Er johlte, jauchzte, jodelte.

Und rollte Steine auf dem Grunde
Am Tag, zur Nacht, zu jeder Stunde.

So tanzte er dem Stausee zu
Und ward verschluckt, Nun gab er Ruh.

___________

Es war einmal ein Igel
Dem wuchsen plötzlich Flügel.

Er flog, ihr glaubt es kaum
Auf einen Tannenbaum.

Dort hüpft er auf und nieder
Und singt die schönsten Lieder.

Nur morgens beim Erwacheln
Da spürt er seine Stacheln.

___________

Es war einmal ein Bär
Der fand, er sei zu schwer.

Er nahm sich vor zu fasten
Und ging zum Vorratskasten.

Er brummte: „Das muss weg
Sonst hat das keinen Zweck.“

Es schmeckt ihm alles sehr
Jetzt wiegt er etwas mehr.

___________

Es war einmal ein Kalb
Das lebte auf der Alp.

Einst hatte es genug
Da fuhr es mit dem Zug.

Am Sonntag bis nach Genf
Und aß dort Wurst mit Senf.

Am Montag kam's zurück
Und rülpste laut vor Glück.
__________

Es war einmal ein Huhn
Das hatte nichts zu tun.

Da sagte ihm Frau Meier:
„Komm, leg mir doch zwei Eier."

Da ging das Huhn ins Klo
Und sagte laut: „so, so!"

Die Eier legt es munter
Und spült sie dann hinunter.
__________

Es war einmal ein Messer
Das wusste alles besser.

Es rief durch die Schublade:
„Ei Wurm ist keine Made!

Die Fliege ist kein Zeck!
Geschirr ist kein Besteck!"

Löffel, Schnitzer, Gabel
Kratzten sich am Nabel.

Sie fanden diese Wissen
Im Grund recht beschissen.
__________

Es war einmal ein Schwein
Das liebte roten Wein.

War eine Flasche zu
Dann gab es keine Ruh.

War eine Flasche offen
War es schon bald besoffen.
__________

Es war einmal ein Reh
Das hatte Ohren weh.

Es ging zu einer Schlange
Die zog mit einer Zange

Aus seinem Innenohr
Ein Vogelnest hervor.

Das Reh bedankt sich lange
Bei dieser netten Schlange.
__________

Es war einmal ein Flöh
Der wollte in den Zoo.

Er sprang auf einen Hund
Doch dieser Hund verschwund

An einen andern Ort
Jetzt ist der Floh halt dort.
__________

Es war einmal ein Fuchs
Der machte keinen Mucks.

Er lag so still im Gras
Dass sich ein dummer Has

Zum Ausruhn auf ihn setzte.
Das war dann auch das letzte.
__________

Es war einmal ein Hummer
Der hatte großen Kummer.

Ein freches junges Fohlen
Hat ihm sein Geld gestohlen.

Und damit war es aus
Der Traum vom eignen Haus.
__________

Es war einmal ein Hammer
Der sprach: „Es ist ein Jammer

Kein Nagel, keine Wand
Und keine starke Hand!
Wann braucht mich endlich einer?"
Da kam zum Glück Frau Steiner

Und schlug ein Fester ein.
Das fand der Hammer fein.
__________

Es war einmal ein Gockel
Der stand auf einem Sockel

Und krähte dreimal täglich.
Das tönte derart kläglich

Dass man ihn runterholte
Und ihm den Arsch versohlte.
__________

Es war einmal ein Aff
Der war ein bisschen schlaff

Er lag fast nur im Bett
Und wurde dick und fett.

Doch träumt er jeden Winter
Er sei ein schneller Sprinter.
__________

Es war einmal ein Nebel
Der hieß Augustus Strebel.

Ob ihn noch jemand kennt?
Er lebte im Advent.

Es war ihm viel zu kalt
Drum wurde er nicht alt.
__________

Es war einmal ein Hai
Der zählte nur bis drei.

Dann fehlte ihm die Vier –
Was für ein dummes Tier!
__________

Es war einmal ein Kater
Der hatte keinen Vater.

Er heulte hundertmal
Jetzt ist es ihm egal.
__________

Es war einmal ein Bonner
Der liebte Blitz und Donner.

Und wenn's am Himmel krachte
Dann tanzte er und lachte.

Und war nicht mehr zu halten
Ein Blitz hat ihn gespalten.

Er ist nach Haus gehoppelt
Und seither tanzt er doppelt.

---

Es war einmal ein Wiener
Der hatte dreizehn Hühner.

Die kamen immer mit
Auf seinem Sonntagsritt.

Das hielt er nicht mehr aus
Ritt eines Tags nach Haus

Und gab sie einem Berner
Der hatte Hühner gerner.

---

Es war einmal ein Wal
Der strickte einen Schal.

Er schenkt ihn seiner Frau
Die rief begeistert: „Wow!"

Der steht mir wirklich gut!
Nun fehlt nur noch ein Hut

---

Es war einmal ein Hut
Der hatte eine Wut.

Ein Mann schmiss ihn ins Meer
Er brauchte ihn nicht mehr.

Da kam ein Wal geschwommen
Der hat ihn mitgenommen.

Und ganz mit Schlamm
geschmückt –
Frau Wal war sehr entzückt.

---

Es war einmal ein Däne
Der hatte schlechte Zähne.

Der Zahnarzt zog sie raus
Und schickte ihn nach Haus.

Jetzt isst er Haferbrei
Und fühlt sich wohl dabei.

---

Es war einmal ein Frosch
Der hieß Carl-Friedrich Bosch.

Er wohnte in Berlin
Dann zog er um nach Wien.

Drauf sah man ihn in Stans
Und später in Sargans.

Und ganz zuletzt in Chur
Verliert sich seine Spur.

---

Es war einmal ein Lama
Das schrieb ein großes Drama.

In dem im ersten Akt
Ein Wurm den andern packt
Und ihm den Schwanz abzwackt.

Was aber weiter war
Ist noch nicht restlos klar.

---

Es war einmal ein Kran
Der hatte einen Plan:

Er wollt in seinem Leben
Ein Mal ein Nilpferd heben.

Er flog für 1000 Euro
Ins Nilpferdland nach Kairo.

Dort schuftet er noch heute
Für völlig fremde Leute.

---

Es war einmal ein Pferd
Das war fast nichts mehr wert.

Sein Meister sagte: „Ei,
Du musst zur Metzgerei!"

Das Pferd sagt: „Also los!"
Und trabt zum Metzger Joos.

Dort sagt es fröhlich: „Trallalla!"
Und kauft sich eine Cervelat.

---

Es war einmal ein Blatt
Das hatte alles satt.

So lang am selben Ast
Das hat ihm nie gepasst!

Da färbte es sich rot
Fiel runter und war tot.

---

Es war einmal ein Stier
Der war wohl nicht von hier.

Er stapfte durch den Klee
Und rief: „Olé! Olé!

Wann kommt denn ein Torero?"
Dann schwang er den Sombrero.

Der nächsten Kuh ans Euter.
Doch die fraß ruhig weiter.

---

Es war einmal ein Furz
Der lebte nur ganz kurz.

Er stank noch drei Sekunden
Und dann war er verschwunden.

Es war einmal ein Schrei
Der rief: „Herbei! Herbei!"

Doch sagt er nicht warum
Den Leuten war's zu dumm.

Sie kamen einfach nicht
Hier endet das Gedicht.

**Franz Josef Czernin**

1. Langeweile - 5.9.1982

nachdem, was gewesen war, was ist,
nach dem ist, was war, was gewesen war, was ist,
ist das, was gewesen ist, was ist, bevor
das, was war, was ist vor dem ist, was ist, was ist.

bevor, was gewesen war, was ist,
vor dem ist, was war, was gewesen war, was ist,
ist das, was gewesen ist, was ist, nachdem
das, was war, was ist, nach dem ist, was ist, was ist.

ist also, während das, was war, was ist,
vor dem ist, was gewesen ist, was ist,
nachdem es gewesen war, was ist,
das, was gewesen war, was ist,
vor dem, was gewesen ist, was ist,
nachdem es das war, was ist?

(staub.gefässe. Gesammelte Gedichte. Carl Hanser Verlag München 2008.)

*Sein Großprojekt* **„***Die Kunst des Dichtens***“** *hat der 1952 in Wien geborene Franz Josef Czernin einmal als systematische Erforschung der Dichtkunst beschrieben:* **„***In der kunst des dichtens gehe ich meinem Hang zum Enzyklopädischen und Systematischen nach.***“** *Czernin, der heute als einer der profiliertesten sprachexperimentellen Dichter mit Wurzeln in der Frühromantik gilt, ist seinem Hang auch mit Sonetten nachgegangen.*

Dieses aus dem Umfeld der **„**Die Kunst des Sonetts**“** stammende Gedicht, lässt sich am besten mit Czernins eigenen Worten beschreiben. **„**Es mag also ein Antrieb für diesen Teil des Projekts gewesen sein zu untersuchen, was geschieht, wenn man auf beinahe alles das verzichtet, was normalerweise auf der Ebene des Begriffs zu angeblich notwendigen Eigenschaften des Lyrischen zählt: also auf alle Begriffe, die Anschaulichkeit konnotieren lassen.**“** Für sein **„**Zeit-Gedicht**“** greift Czernin auf Worte zurück, die eigentlich keine Begriffe oder Eigenschaften bezeichnen, sondern Hilfszeitworte wie **„**Sein**“** und **„**Werden**“**.

**Franz Josef Czernin**

ja, ich bin fort zur zeit

ja, ich bin fort zur zeit;
am land da ist das meer so fern,
und wo bist du denn hin?
am meer da ist das land so weit;
was wollen wir denn mehr?
die ferne ist am meer das land,
was wollen sie so sehr?
die weite ist am land das meer,
was will auch das denn noch?
das land der ferne ist ein meer,
das meer der weite ist ein land,
was ist denn da noch was.

*Dem von der experimentellen Poesie wie von der Frühromantik gleichermaßen inspirierten Werk des österreichischen Dichters Franz Josef Czernin (geboren 1952) hat man oft eine asketische Bilderlosigkeit vorgehalten. Das ist ein fatales Missverständnis, denn wie kaum ein anderer Dichter folgt Czernin der strengen Utopie, die Elemente des Poetischen in beständiger Übersetzung, Variation und Verwandlung aller Sprachdimensionen zur Erscheinung zu bringen. Ein Gedicht aus seinem Frühwerk illustriert das am Beispiel des Verhältnisses von Land und Meer, Nähe und Ferne.*

Land und Meer, Ferne und Weite werden hier ständig in neue Konstellationen zueinander gebracht. Im Wechselspiel dieser Konstellationen versucht das Ich seinen Ort zu finden, der freilich nicht als feste Position zu haben ist, sondern das Subjekt in immer neue Unsicherheiten bringt. So sind auch die Bezeichnungen der Sprache nie als stereotype (von griechisch „stereos“= fest) Begriffsmarken zu gebrauchen, sondern nur in immer vorläufigen semantischen und grammatischen Kombinationen.

**Franz Kafka**

Und die Menschen gehn in Kleidern

Und die Menschen gehn in Kleidern
schwankend auf dem Kies spazieren
unter diesem großen Himmel
der von Hügeln in der Ferne
sich zu fernen Hügeln breitet.

1907

*Nur ein einziges Mal wird Franz Kafka (1883–1924), der wohl größte Prosaautor und literarische Verhängnisforscher des 20. Jahrhunderts, als Lyriker sichtbar. Seiner ersten Erzählung, dem Fragment „Beschreibung eines Kampfes“, in der ersten Fassung zwischen 1904 und 1906 entstanden, stellt er ein fünfzeiliges Gedicht voraus, das er noch während seines Studiums geschrieben hatte.*

In einem Brief an Hedwig Weiler nimmt Kafka im August 1907 dieses Gedicht als Exempel für seine Ungeselligkeit und für sein mangelndes „Interesse an den Menschen“. Die Kafka-Forschung verweist auf die Ausflüge des Dichters auf die in der Moldau gelegene Schützeninsel, die damals aufgrund ihrer schattigen Kieswege ein beliebtes Ziel der Prager Bürger war. Unter dem „großen Himmel“ und seiner weiten Ausdehnung zwischen den Fernen wirken die Menschen wie verloren.

**Franz Mon**
abermals ahnte adams attrappe

abermals
ahnte
adams
attrappe wie
adrett
attila die
azurnen
amerikas
anbraten wie
aalglatt
allemal der
abklatsch
absaloms die
altlasten
aus dem
allotria des
allmächtigen
angsthasen
abramowitsch
annullieren und
alle seine
antipathien
anstandslos
ausschaben würde

*Der Versuch, aus einer überschaubaren Menge von Substantiven, Adjektiven, Verben und Personennamen mit dem Anfangsbuchstaben „a" ein Gedicht zu konstruieren, kann nicht automatisch hohe Poetizität für sich beanspruchen. Er wäre bloße Materialsammlung, wenn nicht diese mit „a" beginnenden Wörter in eine originelle Konstellation mit semantischem Reizwert gebracht würden. Darin liegt ja die Kunst Franz Mons (geboren 1926), dass er lexikalisch gewonnene Wörter-Reihen durch subtile ordnende Eingriffe dynamisieren kann.*

Mythische Namen korrespondieren hier mit Namen der Früh- und der Zeitgeschichte. Dabei führt kein logischer Weg von der biblischen Gestalt des Absalom, dem renitenten Sohn König Davids, zum russischen Industrie-Magnaten Roman Abramowitsch. Die Verb-Folge von „anbraten" bis „ausschaben" legt nahe, dass es um das „Annullieren" von Legendenbildungen gehen könnte, die sich mit den zitierten Personen verbinden. Mon selbst spricht von der Idee, die „Bedeutungswerte" der Wörter so herabzusetzen, „dass sie von der Eigentümlichkeit des bloßen artikulatorischen Ablaufs vollends aufgesogen werden".

**Franz Mon**

lachst du

lachst du
lachst du noch
lachst du da noch
da lachst du auch noch

lachst du da auch noch
lachst du auch da noch
lachst auch du da noch
lachst auch da du noch

noch lachst du da
da lachst du noch
du lachst da noch
lachst du da noch

da lachst du
lachst da du
du lachst da
lachst du da

(Poetische Texte 1971-1982. Gesammelte Texte 4. Janus Press, Berlin 1997)

*Es ist nicht gerade der Regelfall, dass es in einem modernen Gedicht etwas zu lachen gibt. Der experimentelle Poet Franz Mon, 1926 in Frankfurt am Main als Franz Löffelholz geboren, hat aus der Möglichkeit des befreienden Lachens ein linguistisches Exerzitium gemacht. Zunächst werden skeptische Fragen in Richtung des Lachenden gestellt - und dabei ergeben sich durch minimale Umstellungen der Wörter und der Pronomen gewaltige Bedeutungsverschiebungen.*

Bei genauer Betrachtung dieser Redegesten und formelhaften Kommentare zum Lachen zeigt sich, dass das Lachen selbst als eigentlich spontane Entlastungsreaktion durchweg auf den Prüfstand gestellt oder gleich delegitimiert wird. Der Lachende hat sich aus der Perspektive dieser rhetorischen Formeln, wie sie hier Franz Mon durchbuchstabiert, zu rechtfertigen - und er sieht sich ins Unrecht gesetzt.

**Franz Mon**

man muss was tun

man muss was tun
muss man was tun
was muss man tun
tun muss man was

man hätte was getan
hätte man was getan
was hätte man getan
hätte man was getan

tun was man muss
was man tun muss
tun muss man was
was muss man tun

(lesebuch. Luchterhand Literaturverlag, Neuwied/Berlin, 1967)

*Aus nur vier Wörtern wird ein ganzes System von dringlichen Fragen, Appellen, Rechtfertigungen und Spekulationen konstruiert und zugleich skeptisch zerlegt: Hier zeigt sich die Kunst des 1926 geborenen Franz Mon, des einfallsreichsten Protagonisten der sogenannten Konkreten Literatur und Akustischen Kunst.*

Das ebenso listige wie vertrackte Poem führt die Unverbindlichkeit jener rhetorischen Strategien vor, die appellativ etwas einfordern und sich zugleich auf ein anonymes „man“ als Handlungsträger berufen. Wenn der flammende wie leere Aufruf „man muss was tun“ in den Konjunktiv gesetzt wird, verwandelt sich der Satz in die wohlfeile Rechtfertigung jener, die „das Tun“ letztlich unterlassen haben. In der minimalistischen Manier dieses um 1966/67 entstandenen Textes betreibt Mon präzise Sprachkritik.

**Franz Mon**
war kopfhaut dran

WAR KOPFHAUT DRAN.
war gar kein mann.
will baden gehn.
im handumdrehn.
ein wachsbukett.
in viertelshöh.
will baden gehn.
war kopfhaut dran.
ein eselsohr.
ein hahnentritt.
will baden gehn.
wird kaltgepresst.
auf wiedersehn.
an keines statt.
ist badezeit.
ist wachsbukett.
will baden gehn.
will härchen sehn.
ist gar kein mann.
hat gar kein kamm.

(In: Jahrbuch der Lyrik 2002. Hrsg. v. Christoph Buchwald und Adolf Endler. C.H. Beck Verlag, München 2001.)

*Der 1926 geborene Franz Mon ist nach vielen Jahrzehnten des lautpoetischen Aktivismus noch immer ein Virtuose der experimentellen Dichtung. Seine um 2000/2001 entstandene Pseudo-Ballade fügt lexikalische Versatzstücke und kleine Geschichten-Nuklei scheinbar willkürlich zusammen - und so entsteht bei Beibehaltung einer einheitlichen Silbenstuktur ein schön turbulentes Sprachspiel.*

Mon simuliert eine Liedform, indem er jede Verszeile mit vier Silben ausstattet und lockere Reime aneinander reiht. Die Gedichtzeilen selbst bewegen sich fort wie ein „artikulatorisches Gleitband“ (so Mon in anderem Zusammenhang), wobei die rhythmische Bewegung wichtiger ist als die Herstellung von Sinneinheiten. Der „Kopfhaut“-Text folgt im Grunde noch immer der von Mon bereits 1960 postulierten Maxime, „das Maß an Bedeutungswerten so weit herabzusetzen, dass sie von der Kraft und Eigentümlichkeit des bloßen artikulatorischen Ablaufs vollends aufgesogen werden“.

**Franz Mon**

wo: wenn es wo war

wo: wenn es wo war
wer: wenn es wer war
wann: wenn es wann war
was: wenn es was war
wie: wenn es wie war

war wo es wenn wie
war wie es wenn was
war was es wenn wann
war wann es wenn wer
war wer es wenn wo

es war wo wenns wer war
es war wer wenns wann war
es war wann wenns was war
es war was wenns wie war
es war wie wenns wo war

(Poetische Texte 1951-1970. Gesammelte Texte 2. Janus press, Berlin 1995; © Franz Mon)

*Gedichte des sprachexperimentellen Virtuosen Franz Mon lesen sich meist wie linguistische Exerzitien. Hier haben wir es mit einem systematisch permutierten Alphabetgedicht über den Buchstaben „W“ zu tun, das alle Ansätze zu einer Aussage mit einem Vorbehalt versieht.*

In drei Variationen hat Franz Mon seine Frageläufe um das „W“ durchgespielt. Nur das Pronomen „es“ drängt sich zwischen die Orgie der „W“-Alliterationen - und täuscht dabei definitorische Klarheit nur vor. Es gehört zum großen Reiz dieses Gedichts, dass keine semantische Eindeutigkeit erzielt werden kann, sondern im Gegenteil alles mit „wenn“-Vorbehalten zersetzt wird - und nur noch ein phonetisch raffiniertes Verwirrspiel übrig bleibt.

**Franz Mon**
zwar war da

zwar
war
da schon genug
schlamassel,
als
schakal und
scharlatan
stakkato
napf und
napalm
parataktisch
arrangierten;
wäre
dabei nicht auch noch
das
faktum
halleluja
außer
rand und
band
geraten

(In: Poetische Texte 1971-1982. Gesammelte Texte 4. Janus Press, Berlin 1997 )

*Der Dichter als „Arrangeur" vorgefundener Sprachteile oder strukturähnlicher Wörter: Franz Mon (geb. 1926), geboren als Franz Löffelholz in Frankfurt am Main, hat den experimentellen, rein sprachbezogenen Umgang mit Wortmaterial seit den 50er-Jahren in allen nur denkbaren Varianten durchgespielt. Dieses bewegliche Arbeiten mit der Sprachsubstanz entfaltet seine Vorzüge nur dann, wenn die literarischen Konstellationen nicht in serieller Ödnis leer laufen, sondern überraschende Volten parat halten.*

Im Fall dieses Textes aus den 1990er-Jahren konzentriert sich der Autor auf das Arrangement einer Vers-Konstellation, in der alles auf den Vokal „A" zuläuft. In jeder Zeile gruppiert sich das „A" in unterschiedlichste Sinn- und Lauteinheiten - und im Zentrum des Versuchs findet sich auch noch eine poetische Selbstreflexion auf das angestrebte Verfahren: Aber selbst das „Parataktische", also die Aneinanderreihung von selbständigen Sätzen, gerät dem Autor dann „außer Rand und Band". Das ist die Kunst Franz Mons: Ästhetische Ordnung und Un-Ordnung zu schönen Reibungen und Kollisionen zu bringen.

**Franz von Pocci**

Das Krokodil

Ich bin ein altes Krokodil
und leb’ dahin ganz ruhig und still,
bald in dem Wasser, bald zu Land
am Ufer hier im warmen Sand.

Gemütlich ist mein Lebenslauf,
was mir in’n Weg kommt, fress ich auf,
und mir ist es ganz einerlei,
in meinem Magen wird’s zu Brei.

Schon hundert Jahre leb’ ich jetzt,
und wenn ich sterben muss zuletzt,
leg’ ich mich ruhig ins Schilf hinein
und sterb’ im Abendsonnenschein.

**Franz von Pocci**

Der alte Gockelhahn

Der Bauer schaut zum Fenster raus:
„Was gibt’s für Lärm vor meinem Haus?“
Unten tun die Buben tehn,
anstatt in die Schul zu gehn,
bis der kluge Gockelhahn
auch dazu tritt wie ein Mann.
„Gickeriki“, ruft er gelehrig,
"Buben seid doch nur willfährig,
seht mich alten Gockelhahn,
hätt’ ich jung etwas getan
und wär nicht so faul gewesen,
könnt’ ich schreiben jetzt und lesen;
nehmt ein Beispiel euch daran";
Gickeriki, Gickeriki, Gickeriki!

**Franz von Pocci**

Die Pflaume

Dort oben auf dem Baume –
Gebt acht!.
Da sitzt versteckt die Pflaume
Und lacht.
Nun stellt euch alle unter
Den Baum und rüttelt munter
Und schüttelt sie herunter,
Dass's kracht!

**Franz Werfel**

Elternlied

Kinder laufen fort.
Langher kann’s noch garnicht sein,
Kamen sie zur Tür herein,
Saßen zwistiglich vereint
Alle um den Tisch.

Kinder laufen fort.
Und es ist schon lange her.
Schlechtes Zeugnis kommt nicht mehr.
Stunden Ärgers, Stunden schwer:
Scharlach, Diphterie!

Kinder laufen fort.
Söhne hangen Weibern an.
Töchter haben ihren Mann.
Briefe kommen, dann und wann,
Nur auf einen Sprung.

Kinder laufen fort.
Etwas nehmen sie doch mit.
Wir sind ärmer, wir sind quitt,
Und die Uhr geht Schritt für Schritt
Um den leeren Tisch.

(Das lyrische Werk. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1967)

*Seit 1911, dem Erscheinungsjahr seines erfolgreichen Lyrik-Debüts „Der Weltfreund“, war Franz Werfel (1890-1945) eine Schlüsselfigur des literarischen Expressionismus. Aufgewachsen in Prag als Sohn eines jüdischen Handschuhfabrikanten, prägten ihn der barocke Katholizismus seiner Heimatstadt ebenso wie jüdische und anarchistische Denkmotive. Als Kriegsberichterstatter in Wien lernte er 1917 in Wien die Frau seines Lebens kennen, die „Zauberin“ Alma Mahler-Gropius. Das expressionistische Pathos seiner frühen Jahre weicht in seinem melancholischen „Elternlied“ von 1927 einem eher volksliedhaften Stil.*

In refrainartigen Wiederholungen und schlichten moritatenhaften Versen wird eine Verlusterfahrung der Eltern rekapituliert. Die Kinder, die gerade noch in symbiotischer Verbindung mit ihren Vätern und Müttern lebten, verlassen das Elternhaus und die Eltern bleiben ratlos zurück. Der melancholische Schluss des „Elternlieds“ benennt lapidar die Erfahrung der Vergänglichkeit und das Verlassensein der Elterngeneration.

**Franz Werfel**

Fremde sind wir auf der Erde alle

Tötet euch mit Dämpfen und mit Messern,
Schleudert Schrecken, hohe Heimatworte,
Werft dahin um Erde euer Leben!
Die Geliebte ist euch nicht gegeben.
Alle Lande werden zu Gewässern,
Unterm Fuß zerrinnen euch die Orte.

Mögen Städte aufwärts sich gestalten,
Niniveh, ein Gottestrotz von Steinen!
Ach, es ist ein Fluch in unserm Wallen ...
Flüchtig muss vor uns das Feste fallen,
Was wir halten, ist nicht mehr zu halten,
Und am Ende bleibt uns nichts als Weinen.

Berge sind, und Flächen sind geduldig ...
Staunen, wie wir auf und nieder weichen.
Fluss wird alles, wo wir eingezogen.
Wer zum Sein noch Mein sagt, ist betrogen.
Schuldvoll sind wir, und uns selber schuldig,
Unser Teil ist: Schuld, sie zu begleichen!

Mütter leben, dass sie uns entschwinden.
Und das Haus ist, dass es uns zerfalle.
Selige Blicke, dass sie uns entfliehen.
Selbst der Schlag des Herzens ist geliehen!
Fremde sind wir auf der Erde Alle,
Und es stirbt, womit wir uns verbinden.

**Franz Werfel**
Ich bin ein erwachsener Mensch

Ich hab so ein Verlangen
Nach Mitleid und nach Zärtlichtun.
Ich möchte nun
Im Bette liegen stundenlang,
So kindergut, so fieberkrank
Und liebe Hände langen.
Ich hab' so ein Verlangen.

Kein Mensch will mich bewachen
Und niemand hätschelt mich und summt.
Ach, alle Freundlichkeit verstummt.
Und keine kleine Lampe brennt,
Und niemand der mich Bubi nennt,
Kein Spielzeug, und kein Lachen.

Wer streichelt meine Wangen?
Ich hab so ein Verlangen.

(Das Lyrische Werk. Hrsg. v. Adolf I. Klarmann. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1967)

*Mit diesem fast flehentlich um Zuwendung bittenden Gedicht aus seinem Spätwerk hatte sich der Dichter und Erzähler Franz Werfel (1890-1945) weit von seinen hymnisch-expressionistischen Anfängen entfernt. Seine frühen lyrischen Versuche sind häufig als die Welt umarmende Anrufungen angelegt. In späteren Werken entfaltet sich eine Einfachheit des Tones, die um die elementaren Lebensrätsel kreist: Kindheit und Tod, Zuneigung und Zärtlichkeitsbedürfnis.*

Das Verlangen nach zärtlicher Zuwendung maskiert sich hier, in dem um 1938, kurz vor oder nach der Emigration Werfels nach Frankreich entstandenen Gedicht, als Regressionswunsch. Es ist, wie nur wenige Gedichte Werfels, in einem anrührenden Liedton gehalten. Das lyrische Ich imaginiert sich als Kleinkind, das seine Verlassenheit beklagt. Was bleibt, ist ein unerfüllbares Verlangen - das auch in dem weichen Reim und dem weiblichen Versende nachtönt.

**Franz Werfel**

Traumstadt eines Emigranten

Ja, ich bin recht, es ist die alte Gasse.
Hier wohn ich dreißig Jahr ohn Unterlass …
Bin ich hier recht?? Mich treibt ein Irgendwas,
Das mich nicht loslässt, mit der Menschenmasse.

Da, eine Sperre starrt … Eh ich mich fasse,
Packts meine Arme: „Bitte, Ihren Pass!“
Mein Pass? Wo ist mein Pass!? Von Hohn und Hass
Bin ich umzingelt, wanke und erblasse…

Kann soviel Angst ein Menschenmut ertragen?
Stahlruten pfeifen, die mich werden schlagen,
Ich fühl noch, dass ich in die Kniee brach …

Und während Unsichtbare mich bespeien:
„Ich hab ja nichts getan“, – hör ich mich schreien,
„Als dass ich eure, *meine* Sprache sprach.“

1938

aus: Franz Werfel: *Das lyrische Werk*, hrsg. v. Adolf D. Klarmann, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1967

*„Die Aufgabe der Kunst ist es“, so resümierte Franz Werfel (1890–1945) auf dem Höhepunkt seines Ruhms, „der Welt Gottes ein Gleichnis des Menschen entgegenzustellen.“ Eine tiefe Frömmigkeit durchzieht von Beginn an das Werk des Dichters der in einem wohlhabenden jüdischen Elternhaus in Prag aufwuchs, aber von seiner tschechischen Kinderfrau nach katholischer Glaubenslehre erzogen wurde. Dichterisch exponierte sich der Freund Kafkas und Max Brods zunächst als Prophet eines pathetischen Expressionismus.*

Nach 1938 war der „Nicht-Arier“ vor dem Zugriff der Nazis auch in Österreich nicht mehr sicher, und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht durch Frankreich in die USA. Im Sommer 1938 verfasste Werfel sein erschütterndes Sonett über die Situation eines Emigranten, der in seiner Wahlheimat entwürdigenden Schikanen unterzogen wird. Ein Jahr später, im September 1939, widerfuhr Werfel in seinem französischen Exilort Sanary-sur-mer am eigenen Leib der Alptraum seines Emigranten. Auf offener Straße wurde er verhaftet und im Polizeipräsidium als Kommunist beschimpft.

**Franz Xaver Kroetz**

Beruf Kind

Zwei Drittel Lebens sind getan.
Ich steh am letzten Bogen.
Im besten Mannesalter bin ich Kind.
Der Schrecken schreckt mich und
das Dunkle macht mich blind.
Ich lache unbegründet, weine schnell.
Man soll mir Märchen sagen.
Die tägliche Gemeinheit macht mich krank.
Zwei Drittel Lebens sind getan.
Ich steh am letzten Bogen.
Ich bin dem Leben nicht gewachsen.
Mein Beruf ist Kind.

1993/94

aus: Heimat Welt. Gedichte eines Lebendigen, Rotbuch Verlag, Hamburg 1996

*Der 1946 geborene Franz Xaver Kroetz, in den 1970er Jahren der erfolgreichste, zuweilen als »Dreckschleuder« geschmähte Repräsentant eines politischen Volkstheaters, hat in seinen Gedichten schon früh seine Lebens-, Schreib- und Alters-Krisen protokolliert. Seine lyrische Fortschreibung von Hölderlins berühmtem Gedicht »Hälfte des Lebens« ist das verstörende Dokument einer Depression.*

Kroetz war gerade mal Mitte vierzig, als er in quälenden Schreib-Exerzitien und lyrischen »Totentänzen« seine Lebenskrisen ausstellte und seinen »sanften Abschied/vom Dichter/ der ich war« inszenierte. Das (Selbst)Bild vom ausgebrannten und tief depressiven Schriftsteller hat er auch in später entstandenen Bühnenstücken (»Das Ende der Paarung«, »Drücker«) und »ungewaschenen Stories« entwickelt. In seinem erschütternden Selbstporträt »Beruf Kind«, das um 1993/94 entstanden ist, verbindet sich die Schwermut mit einem Bedürfnis nach Regression.

**Franz Xaver Kroetz**

Loreley

Ich weiß nicht
was soll es bedeuten
dass ich nicht
schreiben kann
die Lieder
aus uralten Zeiten
sind klamm

es dreht sich
das Rad der Geschichte
ich dreh mich
nur um

die andern sind
immer die Klügern
nur ich
bleib dumm

ich weiß nicht
was soll es bedeuten
dass mein Weg
eine Kreuzung ist
und das Märchen
aus uralten Zeiten
mich morgen
frisst.

(In: Heimat Welt. Gedichte eines Lebendigen. Rotbuch Verlag, Hamburg 1996)

*Anlässlich seines 60. Geburtstags hat der Dramatiker und Gelegenheitsdichter Franz Xaver Kroetz (geb. 1946) in einem großen Interview eine ernüchternde Bilanz seines Lebens gezogen: „Mein ganzes Leben ist ein Selbstmordverhinderungsprogramm. Wie oft stand ich vor einer schwarzen Wand und dachte: Erschieß dich oder mach sonst was! Irgendwann geht das dann wieder vorbei."*
*Wer die in den 90er-Jahren entstandenen Gedichte des Autors studiert, erhält prägnantes Anschauungsmaterial für ein Selbstporträt des Dichters als ausgebranntes Subjekt.*

Die poetischen Reaktionen auf Heinrich Heines (1797-1856) berühmtes „Loreley"-Gedicht aus dem Jahr 1823 sind zahlreich. Vom „Märchen aus alten Zeiten", das von der Jungfrau mit „goldnem Geschmeide" handelt, die auf dem „Gipfel des Berges" verführerische Melodien singt, ist bei Kroetz nur der melancholische Zustand des lyrischen Ich übrig geblieben. Aber die Qualität des „Traurig Seins" hat sich verändert. Bei Kroetz ist es eine selbstdestruktive Trauer, die alle Schöpferkraft vernichtet.

**Fred Endrikat**

Sprichwörter

Man darf dem Tag nicht vor dem Abend dankbar sein
und soll das Schicksal nicht für alles loben.
Ein Gutes kommt niemals allein,
und alles Unglück kommt von oben.

Die Peitsche liegt im Weine.
Die Wahrheit liegt beim Hund.
Morgenstund hat kurze Beine.
Lügen haben Gold im Mund.

Ein Meister nie alleine bellt.
Vom Himmel fallen keine Hunde.
Dem Glücklichen gehört die Welt.
Dem Mutigen schlägt keine Stunde.

(Das große Endrikat-Buch. Blanvalet. München 1976; © Randomhouse)

*Der Improvisationskünstler und Kabarettist Fred Endrikat (1890-1942), der in den 1930er Jahren auf den Münchner Kleinkunstbühnen als Nachfolger von Joachim Ringelnatz gefeiert wurde, hat sich selbst stets als „unpolitischen Verseschuster“ bezeichnet. Diese Neigung zum politisch Harmlosen hat seine Karriere im „Dritten Reich“ nachhaltig befördert. Der Sohn eines Bergmanns aus Wanne-Eickel ließ sich von der nationalsozialistischen Kulturpolitik vereinnahmen - und seine heiteren Couplets und Sketche kursierten auch als „Feldpostausgabe“ unter den Wehrmachtssoldaten.*

In seinen letzten Lebensjahren tourte Endrikat unbehelligt durch Deutschland, während seine zeitkritischen Kollegen ins Exil gingen oder mit Auftrittsverbot belegt wurden. Seine stärksten Texte verweigern die heitere Affirmation und heben stattdessen die allerorten zirkulierenden Binsenweisheiten und Sinnsprüche aus den Angeln. „Dem Mutigen schlägt keine Stunde“: Für die Tat-Propaganda der Nazis waren solche listigen Gegensprüche absolut kontraproduktiv.

**Friederike Mayröcker**
Alpensprache Rohrmoos

damals im Gebirge August waren die Abende kühl aber
unsere Seelen brannten zählten nachts die Sterne am Himmel
erkannten
den Groszen und Kleinen Wagen Kassiopeia und Venus schliefen
einander in Armen haltend am Morgen die bloszen
Füsze im Tau gebadet flügelschlagende
Wälder. Manchmal ins Städtchen hinunter um Honig zu holen. Stifte
Papier und Wein zirpende Andacht. Wir
Setzen uns mit Tränen nieder denn unser Leben war zu kurz

(Gesammelte Gedichte. Hrsg. von Marcel Beyer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004)

*Im steiermärkischen Bergort Rohrmoos hatten die 1924 geborene Dichterin Friederike Mayröcker und ihr Lebensgefährte und „Ohrenbeichtvater“ Ernst Jandl (1925-2000) einige Sommer lang ein Haus mit einem wilden, verwucherten Garten gemietet - ein poetisches Refugium. Hier entstanden bezaubernde lyrische Aquarelle über mystische Naturaugenblicke und die Ahnung der Vergänglichkeit.*

Das zaubrische Zusammenwirken der Naturelemente korrespondiert in dem im Juli 2003 entstandenen Gedicht mit dem innigen Beisammensein der Liebenden. Friederike Mayröcker hat hier ihrer symbiotischen poetischen Verbindung mit Ernst Jandl ein ergreifendes Liebesgedicht gewidmet. Dass die Zartheit dieses Tableaus auch religiöse Grundierungen hat, erhellt aus der Fügung „zirpende Andacht“.

**Friederike Mayröcker**

auf 1 sterbendes Azaleenbäumchen in der Küche

im pot im pot es füllt den küchenraum mit blauer
Farbe es ist zerrauft zerfranst es kann nicht mehr
nicht mehr das Wasser trinken das ich ihm gereicht
wie damals Mutter, konnte keinen Schluck mehr tun
sie konnte nicht mehr trinken / aus dem Eierbecher
ich muszte sehen wie das Bäumchen starb so viele Tage starb
die Füsze: Wurzeln in der Theorie von Regen ... wollte
es Mitleid? - es war mir lieb. Die Biegsamkeit
der Nachtigall, das träumte mir am Morgen

(Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004)

*Die blaue Blume im Poesieuniversum Friederike Mayröckers (geb. 1924) ist verwelkt. Wenn die Dichterin hier den poetischen Blick auf ein vegetabilisches Detail richtet, dann wird zugleich das große Abschieds-Motiv des Jahres 2000 mit aufgerufen - der Tod ihres Lebensgefährten und „Ohrenbeichtvaters“ Ernst Jandl. Auch der Tod der Mutter einige Jahre zuvor wird in die Beobachtung des sterbenden Azaleenbäumchens eingeschrieben. Der Text entstand im Januar 2001.*

Das „euphorische Auge“ der Dichterin verwandelt sich in Mayröckers Gedichten im neuen Jahrtausend in einen von Trauer verschatteten Blick. Und doch findet die Autorin immer wieder kleine ästhetische Offenbarungen, Blumen auf einer Wiese oder Schnee vor dem Fenster, die den poetischen Prozess wieder in Gang setzen und die Selbsterrettung ermöglichen: „beim Gedichteschreiben ganz eingesponnen in das Heilige in das Wohlwollende, Sprengfreude in mir“.

**Friederike Mayröcker**
Fotografie

mit seiner groszen linken Hand
bedeckt er meine grosze rechte Hand
mit seiner groszen warmen linken Hand
bedeckt er meine grosze kalte rechte Hand
ich habe meine grosze rechte kalte Hand versteckt es liegt
beschützend seine grosze linke warme Hand auf meiner flüchtigen
rechten groszen kalten Hand während
uns Stefan Moses fotografiert im Jahre 76
mit unserer je anderen groszen Hand Gesicht verdeckend
(wie Stefan Moses es verlangt) -
wir halten uns umklammert so in dieser unscheinbaren
Geste die mir im nachhinein die Träne preszt
aus meinem unsichtbaren Auge .. dein
Blutstrom flieszt in meinen Blutstrom über dann
in verwilderter Unsterblichkeit von Liebe

2003

aus: Gesammelte Gedichte. 1939-2003. Herausgegeben v. Marcel Beyer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004

*Ein Erinnerungsbild von einem großen Liebespaar: Die Hände des Dichters und der Dichterin sind übereinander gelegt, eine zarte Geste der Vereinigung, die ein Fotograf festgehalten hat. Die 1924 geborene österreichische Dichterin Friederike Mayröcker hat diese Szene ihrer Verbundenheit mit Ernst Jandl am 2. März 2003 in einem poetischen Notat verdichtet.*

Im Juni 2000 hatte Friederike Mayröcker ihren Lebenspartner, Schreibverbündeten und bewährten »Ohrenbeichtvater« Ernst Jandl verloren. Der Schmerz über diesen Verlust hat das »herzhermetische« Schreiben der Autorin in eine neue Richtung gelenkt: zurück zu den Entbehrungen ihrer Kinderzeit und zu den Begegnungen mit dem grimmigen Skeptiker Jandl, mit dem sie vierzig Jahre in eigentümlicher Symbiose gelebt hat. Dem Liebessspiel der Hände entspricht in diesem Gedicht das Liebesspiel Mayröckers mit der Sprache.

**Friederike Mayröcker**
Habe niemand wo ich liegen kann

*HABE NIEMAND WO ICH LIEGEN KANN WENN*
*öffnen die Blumen wenn öffnen die Sterne der Mond*
*habe niemand dasz ich sprechen kann wie*
*damals zu dir weil kein Wort ist zu jenen*
*die noch am Leben. Kalt ist und einsam*
*die Nacht, I wenig Ende der Lippenzauber*
*in I Café*
für Ernst Jandl

(Friederike Mayröcker, Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004.)

*Die Österreicherin Friederike Mayröcker, Jahrgang 1924, ist der Tradition der klassischen Moderne verpflichtet. Seit ihren Anfängen zählt sie zu denjenigen, die die von den Nazis verbannten Verfahren des Expressionismus und Surrealismus weiterentwickelten. Mayröckers Stimme, ihr Sound, ist längst unverwechselbar: Ihre radikale Prosa und ihre Lyrik artikulieren den Exzess mit einem „Liebling", der in aller Emphase und in aller Demut nichts anderes als die Sprache selbst ist. Darüber hinaus sind ihre Texte ein fortgesetztes Zwiegespräch mit Lebenden und Toten, zu denen ganz organisch auch Johann Sebastian Bach, Jean Paul oder Gertrude Stein gehören.*

Friederike Mayröckers Lebens- und Produktionsgefährte Ernst Jandl starb im Juni 2000. Ihr Gedicht benennt in zunächst stockender, unterbrochener, dann fast liedhafter Diktion noch einmal den ganzen Verlust, der immer wieder neu erlitten wird - auch und gerade, wenn es doch Blumen und Sterne, wenn es Schönheit und Leben zu teilen gäbe.

**Friederike Mayröcker**
Meine Mutter mit den offenen Armen

MEINE MUTTER MIT DEN OFFENEN ARMEN
wenn sie mich grüszte wenn ich zu ihr kam

meine Mutter mit den zärtlichen Worten
wenn ich sie anrief dasz ich nicht kommen könne

meine Mutter mit dem abgewandten Gesicht
als sie noch sprechen wollte aber es nicht mehr konnte

meine Mutter mit den geschlossenen Augen
als ich zu spät kam sie ein letztes Mal zu umarmen

(Gesammelte Gedichte. Hrsg. von Marcel Beyer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004.)

*In mindestens zwei Gedichtbänden - „Das besessene Alter“(1992) und „Notizen auf dem Kamel“ (1996) hat die 1924 geborene Friederike Mayröcker das Altern und das Sterben ihrer Mutter zu einem lyrischen Leitmotiv erhoben. In dieser anrührenden Poesie des Abschieds spricht das lyrische Ich von einer Zerreißprobe der Gefühle. Denn das Gefühl der liebenden Zuwendung und Fürsorge wird immer wieder durchkreuzt und überlagert von einem alles dominierenden „Schreibfieber“.*

In die Geste der nachgetragenen Liebe mischen sich Schuldgefühle: Das lyrische Alter Ego der Autorin bezichtigt sich nicht nur in diesem am 12.7.1995 entstandenen Gedicht des Versagens und Zu-Spät-Kommens. In diesem und in anderen späten Gedichten Mayröckers treten ganz deutlich Erfahrungen religiöser Inständigkeit und Demut in den Vordergrund.

**Friederike Mayröcker**
Proëm auf den Änderungsschneider Aslan Gültekin

und hatten einander gesehen ich meine
zugeworfen den Blick und die Blicke bodenloses
Terrain, uns angeblickt einen Blick zwei Blicke lang angeblickt
im Vorübergehen an seiner Ladentür also mit je einem
Auge einander berührt im Vorüberstreifen mit Nachdenken, dann
ins Fluszknie der Mann gleichsam profilhaft
solch Raptus-Szene, während ein Tropfen Schweisz
langsam aus meiner Achselhöhle den Arm hinabrinnt
ein Buchstabe plötzlich aus meinem Namen
fällt zu Boden ich sehe ihn fallen, verschwinden -
mit FARNKRAUT AUGEN, Breton

(Friederike Mayröcker, Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Man 2004.)

*„Ich lebe in Bildern", hat die große Dichterin Friederike Mayröcker (geb. 1924) einmal ihre Poetologie knapp zusammengefasst. „Ich mache die Bilder zu Sprache, indem ich ganz hineinsteige in das Bild. Ich steige solange hinein, bis es Sprache wird." So zeichnet sich in Mayröckers Gedichten ein „undomestiziert-wildwuchernder Blick" ab, der sich noch an der winzigsten Begebenheit entzünden kann zu einem „euphorischen Sehen" (Thomas Kling). Grundgestus dieses Wahrnehmens ist das Flanieren, das Umherstreifen mit den Augen, das nur manchmal schockartig innehält, wie in dem Gedicht über den Änderungsschneider Aslan Gültekin.*

Mit der dieses Gedicht startenden „Raptus-Szene" wird das flüchtige Treffen der Augen zweier Personen zu einem zeitenthobenen Moment. Damit wird eine aus der urbanen Anonymität bekannte Alltagsbegebenheit zu einer Erfahrung von Schönheit, wie sie der französische Surrealist André Breton am Ende seines Buchs „Nadja" beschreibt: „Die Schönheit wird ein Beben sein, oder sie wird nicht sein."

**Friederike Mayröcker**

Schwalben Prozession nämlich

als ich hinunterging in die Strasze fingen an, fingen an,
zu fliegen die Schwalben fingen an, fingen an,
zu blühen die Linden in der Allee und
es war Nacht. Vielleicht auch Robinien, Jasmin, da
wuchs der Schmerz. Muszte denken an Brecht und seine
Gedichte, später Abend im Mai und allein. Ich sah
die Nachbarsleute nach Hause kommen 1 Mann 1 Frau nicht
mehr jung,

so sei Frühling sie seien vertraut

(In: Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004)

*Die 1924 geborene, in Wien lebende Friederike Mayröcker setzt ihre Gedichte intuitiv zusammen aus Traumfetzen und Denkbildern, Briefen, Artikeln, literarischen Quellen, aufgeschnappten Sätzen, Einfällen, Versprechern - Fundstücke, die auf einen neuen Anstoß nur warten. Zum Beispiel auf einen Abend im Mai, an dem die Natur als überwältigende Macht auftritt in Gestalt von Schwalben, Linden, Robinien, Jasmin. Das einsame Ich ist Teil dieser Naturbewegung, die auf magische Weise, rhythmisch und lautlich, in Wiederholungen („fingen an, fingen an“) Auftrieb erfährt.*

Auch der „Schmerz“ gehört zu dieser betäubenden Frühlingsnacht, vermutlich ausgelöst durch das Nahen des ersten Todestags von Mayröckers Lebensmenschen Ernst Jandl, der am 9. Juni 2000 starb. Das Gedicht steht in dem Band „Mein Arbeitstirol“ (2003) und ist auf den 23.-26. Mai 2001 datiert. Rätselhaft die kursiv gesetzte Schlusszeile wie ein nachgestelltes Motto - Selbst- oder Fremdzitat?

**Friederike Mayröcker**
was brauchst du

was brauchst du? einen Baum ein Haus zu
ermessen wie groß wie klein das Leben als Mensch
wie groß wie klein wenn du aufblickst zur Krone
dich verlierst in grüner üppiger Schönheit
wie groß wie klein bedenkst du wie kurz
dein Leben vergleichst du es mit dem Leben der Bäume
du brauchst einen Baum du brauchst ein Haus
keines für dich allein nur einen Winkel ein Dach
zu sitzen zu denken zu schlafen zu träumen
zu schreiben zu schweigen zu sehen den Freund
die Gestirne das Gras die Blume den Himmel

für Heinz Lunzer

(Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004.)

*„Es geht um das Schreiben ... bis zur Erschöpfung“, hat die Dichterin Friederike Mayröcker (geb. 1924) in ihren „Magischen Blättern“ einmal notiert. Mit solchen Vorsätzen ist auch der Wunsch der großen österreichischen Dichterin verbunden, „in den Sog jenes Rhythmus zu kommen, der einem wunderbarerweise das Schreiben zum Leben macht und das Leben zum Schreiben“. Auch auf die alten lutheranischen Forderungen nach den Prinzipien des Menschenlebens antwortet sie mit der Utopie der totalen Schreibexistenz.*

In ihrer poetischen Daseinsinventur, die dem österreichischen Literaturhistoriker Heinz Lunzer gewidmet ist, gewichtet Mayröcker die Elemente eines erfüllten Lebens sehr unterschiedlich: „Das Haus“ wird zum Schlupfwinkel herabgestuft, dagegen wird die Eigenmacht der in den Bäumen repräsentierten Natur fast andächtig besungen. Das schöpferische Sinnen und Schreiben, wie es in den Reihungen des im Mai/Juni 1995 entstandenen Gedichts beschworen wird - an diesem Traum vom glücklichen Leben hat Friederike Mayröcker bis heute festgehalten.

**Friederike Mayröcker**
weiszhäutiger Sprechgesang, oder Szene Matisse
Für Ernst Jandl

ich öffne die Tür ein heller Fleck im Winkel : mächtiger
heller Fleck. Angestrahlt von mehreren Lampen, weites
Schwanengefieder -
hockend im weiszen Hemd am Ende des Bettes.
Ich öffne die Zimmertür im grellen Licht ein weiszer blendender Fleck
groszes Schwanengefieder. Über Briefblätter gebeugt
oder Rechnungen, ohne Bewegung im weiszen offenen Hemd
am Fuszende des Bettes. Dann sein kurzer Aufblick und Grusz
zur geöffneten Tür wo ich stehe, meine Hand umklammert
die Klinke. Im Hintergrund
auf dem Kamin die SCHLACHTHAUSBLUME : verfärbte
Lippenwülste einer welkenden Amaryllis

(Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004.)

*Eine blendend helle Erscheinung, ein Engel im Schwanengefieder: In der poetischen Momentaufnahme der Dichterin Friederike Mayröcker (geb. 1924) erscheint der inständig Geliebte, der ihr als „Ohrenbeichtvater“ und inspirierender Weggefährte stets zugetane Ernst Jandl (1925-2000), als fast überirdische Gestalt. Ausgangspunkt des 1995 entstandenen Gedichts mag nur ein kurzer Besuch im Krankenhaus gewesen sein. Das Notat über eine alltägliche Begegnung verwandelt sich in die hagiografische Verklärung einer Lichtgestalt.*

Im Hintergrund dieser Szene, in der das blendende Weiß alles überstrahlt, lauert eine Bedrohung, die sich in dem nicht zufällig in Versalien gefassten Namen „Schlachthausblume“ manifestiert: Die auratische Gestalt „am Fuszende des Bettes“ ist umgeben von Zeichen des Verfalls und des Todes. Im Alterswerk der Friederike Mayröcker finden wir neben solchen berührenden Liebespoemen auch ergreifende Naturgedichte, die eine Demut gegenüber den Dingen der Welt kultivieren, die vollständig in einer berührenden lyrischen Zartheit aufgegangen ist.

**Friederike Mayröcker**
wenn ich davongegangen sein werde

wenn ich davongegangen sein werde
werde ich die Bilder behalten wirst du die Bilder behalten?
Bilder von der Welt Bilder von den Menschen die ich geliebt
die gesprochen haben zu mir -
ich wünsche mir die Bilder behalten zu können, nachher,
wo ich doch jetzt in so groszem Masze mit Bildern lebe
mit Worten die gesprochen wurden zu mir vor 4 oder 5
Jahrzehnten mit Blicken von damals Bildern von damals
Orte Linien Landschaften, Tücher in Händen winkende Tücher
Küsse und Tränen Rufe Umarmungen, graue Spätnachmittage
sanfte Umrisse des Himmels der Erde, am gestrigen
Morgen gefunden 1 silbernes Haar im Kamm der Mutter
viele Monate nach ihrem Tod

(Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Marcel Beyer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2004.)

*Ein Gedicht, das mit der sehr seltenen Zeitform des Futur II arbeitet: mit der Vor-Erinnerung an die Zeit nach dem eigenen Tod. Das Ich der Dichterin Friederike Mayröcker (geb. 1924), das immer sehr nahe am empirischen Ich der Autorin angesiedelt ist, fürchtet um den Verlust des Bilder-Reichtums, der in den literarischen Arbeiten und Imaginationen sich angesammelt hat. Werden die visuellen Bilder und die inneren Bilder, die poetischen Vergegenwärtigungen und die Erinnerungen an die Kindheit verloren gehen?*

Erst die beiden Schlusszeilen des im März 1996 entstandenen Gedichts machen sichtbar, was den Strom der Erinnerungen ausgelöst hat - es ist der Fund eines unscheinbaren Gegenstands, eines silbernen Haars im Kamm der toten Mutter. Und sofort öffnet sich die „mémoire involontaire“, die unwillkürliche Erinnerung des unentwegt literarisch assoziierenden Ich.

**Friedrich Ani**

Gewisse Zuversicht

An manchen Tagen bin ich
mittags rum so müd, dass
ich verrecken könnt. Das
tu ich dann an manchen Tagen
auch. Und aufersteh am
Nachmittag und streck mich
in die Nacht. Am Morgen
drauf sitz ich am Tisch
und. Heute, glaub ich,
schaff ichs todlos.

(In: Jahrbuch der Lyrik 2008. Hrsg. von C. Buchwald und U. Stolterfoht. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Er ist für seine eigenwilligen und weit über Deutschland hinaus erfolgreichen Krimis bekannt geworden: Friedrich Ani. Der 1959 geborene Autor sagte einmal: „Das Drama des in seinem Lebenszimmer gefangenen Menschen gelingt mir mit dem Krimi am besten ...“ Dabei hat der Schriftsteller außerdem auch zahlreiche Hörspiele, Romane, Jugendbücher und nicht zuletzt Gedichte veröffentlicht. Sie gelten ihm als eine Befreiung von den Grenzen, die das Spannungs- und Unterhaltungsgenre setzt. Aber auch in der Lyrik Anis geht es um den in seinem Lebenszimmer gefangenen Menschen.*

„Gewisse Zuversicht“ kommt auf jambischen Versfüßen daher, anfangs in der Wortwahl noch profan umgangssprachlich - aber dann bricht gewissermaßen das Heilige ins Alltagsleben ein; das Ich erfährt seine Auferstehung. Allerdings nur, um sich gleich in die Nacht zu strecken. Das letzte Wort „todlos“ verweist auf den skeptischen Titel: Kann man gewiss sein, zuversichtlich sein, dass „todlos“ schon „lebendig sein“ bedeutet?

**Friedrich Baron de la Motte Fouqué**
Leben ist ein Hauch nur

Leben ist ein Hauch nur -
ein verhallnder Sang -
ein entwallnder Rauch nur: -
Und wir sind das auch nur! -
Und es währt nicht lang.

*Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777-1843), der Abkömmling einer adligen Hugenotten-Familie, absolvierte zunächst eine militärische Laufbahn und nahm an den Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich und später gegen Napoleon teil. Aber bald obsiegte sein poetisches Sensorium über das militärische und Fouqué entwickelte einen regen Kontakt mit den Romantikern, von denen vor allem August Wilhelm Schlegel (1767-1845) seine Werke förderte.*

Von seinen Prosawerken, die sich oft an Rittergeschichten und Heldensagen orientieren oder patriotische Stoffe aufnehmen, unterscheidet sich das zwischen 1810 und 1820 entstandene Gedicht durch seine zart-elegische Konzentration auf die Flüchtigkeit des Menschendaseins. Auf der poetischen Höhe seiner großen Zeitgenossen Herder, Goethe und Novalis gelingt Fouqué hier eine einprägsame lyrische Miniatur über die Vergänglichkeit.

**Friedrich Christian Delius**

Abschied von Willy

Brandt: es ist aus. Wir machen nicht mehr mit.
Viel Wut im Bauch. Die Besserwisser grinsen.
Der letzte Zipfel Hoffnung ging verschütt.

Für uns ist längst krepiert, was Sieben Schwaben
wie euch noch gut scheint, euch zu kopulieren.
Den Spieß herum, es gilt zu formulieren:
Wer Notstand macht, der will den Notstand haben.

Wer jetzt nicht zweifelt, zweifelt niemals mehr.
Was jetzt versaut ist, wird es lange bleiben.
Von Feigheit. Dummheit lässt sich nichts mehr schreiben,
Kein Witz kommt auf. Verzweiflung nur und Spott, die treiben

Uns zurück, wohin ich gar nicht will,
Verflixt noch mal, ich stecke im Idyll.

1966

(Selbstporträt mit Luftbrücke. Ausgewählte Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1993)

*Friedrich Christian Delius, 1943 in Rom geboren, war gerade mal 23 Jahre alt und kürzte seine beiden Vornamen noch mit F.C. ab, als er gemeinsam mit seinen kulturrevolutionären Freunden beschloss, den bundesrepublikanischen CDU-Staat aus den Angeln zu heben. 1966 schrieb er das Gedicht zur Geburtsstunde der „Außerparlamentarischen Opposition" (APO) - eine schroffe Absage an die Große Koalition und an den damaligen Hoffnungsträger der SPD, den späteren Bundeskanzler Willy Brandt.*

Es ist eins der ästhetisch gelungensten Beispiele aus der Zeit der lyrischen Politisierung. Rainer Maria Rilkes berühmtes Sonett „Herbsttag" wird zu agitatorischen Zwecken umfunktioniert. Delius hält die formale Spannung aufrecht, indem er die metrische Struktur in Rilkes Gedicht übernimmt und nur leicht variiert. Die christliche Demutsgeste bei Rilke ersetzt der Autor aber durch die selbstbewusste Anrufung eines politischen Kollektivs. Am Ende bezichtigt sich das lyrische Ich gar der Idyllisierung. Der Grund: Das Schreiben von Gedichten stand damals unter Ideologieverdacht.

**Friedrich Christian Delius**
Ein Bankier auf der Flucht

Ganz sicher, er war es. Vor kurzem noch im Fernsehn,
jetzt sehn wir ihn im Schwarzwald zu Fuß
und abgehetzt, Dreck an den Schuhn, sehn ihn allein
mit einem Koffer, Richtung Süden, kein Gespenst.
Schweiz oder Liechtenstein? Warum hat er nicht
wenigstens seinen Chauffeur bei sich und
den Mercedes? Warum nimmt er nicht die Bahn? Warum
vertraut er sich nicht einem ortskundigen CDU-Landwirt an?
Warum dieser ängstliche Blick, diese Hast?
Ein Wanderer würde anders laufen und ohne
diesen Koffer. Wer vor seiner Frau oder Geliebten
abhaut, haut nicht über Feldwege ab.
Warum schlägt er den Mantelkragen hoch?
Erschrickt der vor uns? Seit wann gehören
Bankiers zu den Angsthasen? Kommen jetzt noch mehr
flüchtende Bankchefs hier vorbei und stören
Spaziergänger auf? Schreiben wir das Jahr 74 oder
1929 oder 1986, oder was ist hier eigentlich los?

(Selbstporträt mit Luftbrücke. Ausgewählte Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1992)

*„Literatur und Fahndung": Dieser Titel einer literaturwissenschaftlichen Studie benannte 1978 polemisch die Fixierung des öffentlichen und auch des intellektuellen Bewusstseins auf die Verfolgung flüchtiger RAF-Terroristen. In dieser Zeit der Staatsfeind-Hysterie entsteht das Gedicht von Friedrich Christian Delius (geb. 1943), der sich in den 1970er Jahren selbst als „freier Mitarbeiter der Klassenkämpfe" verstand. Nur scheint das lyrische Ich diesmal keinen Staatsfeind, sondern einen Repräsentanten des Kapitalismus auf der Flucht zu beobachten.*

Da das Gedicht innerhalb des 1975 erschienenen Lyrikbandes „Ein Bankier auf der Flucht" in der Nachbarschaft vieler dokumentarisch orientierter Texte steht, ist man zunächst versucht, diesen Text als kaum chiffriertes Protokoll einer spektakulären Kapitalisten-Flucht zu lesen. Bei wiederholter Lektüre entdeckt man, dass Delius die Reflexe einer hysterisierten Wahrnehmung ironisiert. Ein Spaziergänger im Schwarzwald erscheint dem televisionär kolonisierten Bewusstsein sofort als Täter.

**Friedrich Christian Delius**

Hymne

Ich habe Angst vor dir, Deutschland,
Wort, den Vätern erfunden, nicht uns,
du mit der tödlichen Hoffnung,
du im doppelt geschwärzten Sarg,
Deutschland, was soll ich mit dir,
nichts, lass mich, geh,
Deutschland, du steinigst uns wieder,
auf der doppelten Zunge zerläufst du,
auf beiden Schneiden
des Schwerts, ich habe Angst vor dir,
Deutschland, ich bitte dich, geh,
lass mir die Sprache und geh,
du, zwischen den Zielen, verwest schon
und noch nicht tot, stirb, Deutschland,
ich bitte dich, lass uns und geh.

(Selbstporträt mit Luftbrücke. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1992)

*Friedrich Christian Delius, 1943 in Rom geboren, war gerade mal 21 Jahre alt und kürzte seine beiden Vornamen noch mit F.C. ab, als er gemeinsam mit seinen kulturrevolutionären Berliner Freunden beschloss, den CDU-Staat aus den Angeln zu heben. In seinem Bedürfnis nach Abgrenzung gegen die politischen und ästhetischen Konventionen der Altvorderen verfasste er 1964 seine schroffe Absage an den staatlicherseits eingeforderten Patriotismus. In seiner Anti-Hymne wünscht er seinem geteilten Vaterland den baldigen Exitus.*

Der als „Hymne“ avisierte Festgesang entpuppt sich hier als bittere politische Litanei, aus der Beschwörung wird ein Fluch. Mit der alten Technik der Repetition und Variation will das lyrische Subjekt offenbar das Unglück verheißende politische Gebilde „Deutschland“ bannen. Von 1964 an schrieb Delius einige Jahre eine vom Überschwang der Studentenbewegung beflügelte politische Dichtung, bevor sich eine Neigung zur Skepsis gegen die auch bei der Linken „verhärteten Ideologien“ durchsetzte.

**Friedrich Christian Delius**

IMMER mehr Bettler,
immer mehr Millionäre.
Wenige Toren,
die sich die Augen reiben:
Welches Land und welche Zeit?

1987/88
aus: F.C. Delius: *Japanische Rolltreppen*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1989

*Als Dichter mit politischer Inspiration und zeitkritischer Intelligenz hat sich der 1943 geborene Schriftsteller Friedrich Christian Delius schon in seinen frühen Gedichten exponiert. Die Möglichkeiten aufklärerischer und satirischer Erhellung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat er seither in vielen Formen durchgespielt. So auch in dieser Miniatur über die Folgen des modernen Turbo-Kapitalismus.*

Delius greift hier auf japanische Form-Vorbilder zurück: Die meditative, auf sinnliche Momentaufnahmen konzentrierte Form des japanischen „Tanka“ versucht er ästhetisch zu erweitern und politisch aufzuladen. Dabei hat er wenig Spielraum: Das „Tanka“ umfasst stets 31 Silben, verteilt auf fünf Zeilen von fünf- und siebensilbiger Länge. „Ich wollte“, so der Autor im Nachwort zu seinen Gedichten, „die japanische Form nicht nachahmen, sondern von ihr Gebrauch machen. Die Zeigegeste, die Technik des Offenlassens üben – ohne das europäische Temperament zu verleugnen.“

**Friedrich Dürrenmatt**

Siriusbegleiter

Von den Dingen, die ich sah
bist du mir besonders nah

Fühle aller Welten Schluss
Was da kommen wird und muss

Ein vollkommner Diamant
Hast du Raum und Zeit verbrannt

Deiner ungeheuren Schwere
Bleibt allein der Weg ins Leere

Dein dir anvertrautes Leben
hast du wieder weggegeben

Erdenkleiner Sternengreis
Heiß wie Feuer, weiß wie Eis

Deine Härte ist der Tod
Unsrer Herzen, der uns droht

(Das Mögliche ist ungeheuer. Ausgewählte Gedichte. Diogenes Verlag, Zürich 1993)

*Die stärkste Passion des Dramatikers und Schriftstellers Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) war die Astronomie. Bereits sein erstes Stück von 1943 („Komödie“) endet mit einer planetarischen Katastrophe. Im „Winterkrieg in Tibet“ (1981) denkt ein Protagonist „über die Sterne nach“ und schreibt an eine Höhlenwand, wie die Sonnen entstehen und wieder enden.*

Um einen der hellsten Sterne am Firmament, den Sirius, kreist ein zweites, dem bloßen Auge nicht sichtbares Gestirn, ein sogenannter „Weißer Zwerg“, der als Sirius B oder „Siriusbegleiter“ bezeichnet wird. Von diesem Siriusbegleiter hat der afrikanische Volksstamm der Dogon berichtet, es sei der kleinste und schwerste aller Sterne und der Ausgangspunkt der Schöpfung. Dürrenmatt hat dieses „Siriusrätsel“ in seinem vermutlich in den 1970er Jahren entstandenen Gedicht aufgegriffen und in seinen apokalyptischen Weltentwurf von der „schlimmstmöglichen Wendung“ der irdischen und kosmischen Dinge integriert.

**Friedrich Gottlieb Klopstock**
Das Rosenband

Im Frühlingsschatten fand ich Sie;
Da band ich Sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht, und schlummerte.

Ich sah Sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick' an Ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl, und wusst' es nicht.

Doch lispelt' ich Ihr sprachlos zu,
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte Sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an; Ihr Leben hing
Mit diesem Blick' an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

1753

*Für die entstehende bürgerliche Öffentlichkeit des späten achtzehnten Jahrhunderts und auch für seine lyrischen Zeitgenossen war der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803) ein Faszinosum. Als Poet verstand er sich nicht nur auf hymnische »Entzückungen«, sondern auch auf elegante erotische Spiele.*

Die 1753 entstandene Ode »Das Rosenband«, die als Liebesgedicht auf Klopstocks Verlobte Meta Moller gedeutet werden kann, vergegenwärtigt eine aus den Dichtungen des Rokoko bekannte Situation: Ein von seinen Liebesgefühlen getriebener Kavalier findet die Geliebte in einem schattigen Hain und sucht die ewige Verbindung durch ein »Rosenband« herzustellen. Anschließend vollzieht sich eine doppelte Belebung: Durch das Blicken, stumme Sprechen und Blumenband-Spiel des jungen Mannes erwacht die Geliebte aus ihrem Schlummer. Die Ich-Du-Begegnung gipfelt im ersehnten Erlebnis des «Elysiums«, des Liebes-Augenblicks.

**Friedrich Gottlieb Klopstock**

Die frühen Gräber

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht.

*Den literarischen Zeitgenossen galt die Oden-Kunst des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803) als unüberbietbar. Göttinger Studenten waren 1774 von dem Dichter der Empfindsamkeit, der sich selbst als Erlöser der deutschen Dichtung betrachtete, geradezu berauscht: „Gott hat uns gesegnet! Unter uns Klopstock!“ Der hohe Ton seiner Hymnen und Oden, seine antikischen Gebärden haben aber auch immer zum Widerspruch gereizt.*

Zunächst scheint es sich bei dem 1764 entstandenen Gedicht um ein Musterstück aus dem Repertoire naturfrommer Mond- und Nacht-Anbetung zu handeln. Die erste Strophe evoziert den Erdtrabanten als Verbündeten des Dichters. Zugleich wendet sie sich gegen die Naivität der Naturschwärmerei und verweist in fast naturwissenschaftlicher Nüchternheit auf die Subjektivität des Beobachters: Nicht der Mond „entflieht“, sondern die „wallenden“ Wolken. In der dritten Strophe folgt schließlich ein harter Bruch. Nicht mehr der Glanz der Natur-Szene wird aufgerufen, sondern die toten, zu früh gestorbenen Gefährten. So triumphiert nicht Naturzauber, sondern die Vergänglichkeit.

**Friedrich Hebbel**

Abendgefühl

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
Wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude, wie Kummer,
Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz, wie ein Schlummerlied vor.

*Den Gedichten des Dramatikers Friedrich Hebbel (1813-1863) haben seine Kritiker oft eine gedankliche Überladenheit unterstellt. Hebbel selbst nährte diesen Verdacht noch, indem er seine Gedichte als „problematische Seelenzustände" charakterisierte, „die sich nicht lyrisch, sondern nur epigrammatisch aussprechen lassen". In den Kreuzreimen des 1838 entstandenen „Abendgefühls" ist eine begriffliche Prägnanz am Werk, die in jeder Strophe ein markantes Substantivpaar aufbaut: Nacht-Tag, Schmerz-Herz, Freude-Kummer, Entschweben-Leben.*

Die im deutschen Volkslied so beliebte vierzeilige Strophe mit dem Kreuzreim hat Hebbel zur lyrischen Einkreisung eines „Abendgefühls" benutzt, das die schroffen Widersprüche und heftigen Emotionen des lyrischen Ich austariert und alles in einen Schwebezustand überführt, der die besänftigenden Wirkungen eines „Schlummerlieds" hat. Das „Abendgefühl" erscheint so als Sedativum, das den Schmerz zum Verschwinden bringt.

**Friedrich Hebbel**

An die Exakten

Rasselt nur nicht zu viel mit Kette und Messer und Wage,
        Machte der Himmel euch stolz, den ihr berechnet und messt,
Nun, so schaut auf die Frau und werdet wieder bescheiden,
        Denn ihr fragt euch umsonst, was euch gefesselt an sie,
Und die Linie, so, nicht anders, gezogen im Antlitz,
        Trägt, ihr erkennt es, das Haus, trägt gar den Staat und die Welt

*Die Hybris der exakten Wissenschaften, die alles positivistisch erfassen wollen, wird hier konfrontiert mit der Evidenz einer nicht messbaren Schönheit: Statistik und Zahlenlogik, so demonstriert das Gedicht von Friedrich Hebbel (1813-1863), sind der Vollkommenheit eines Frauen-Antlitzes unterlegen. Eine Selbstbescheidung der Wissenschaft ist vonnöten.*

Als „nachklassischer" Lyriker glaubte Hebbel an die unveränderbar kanonische Geltung der antiken Gedichtformen. Die lyrische Naivität, so führte er in einer Reflexion über „moderne Lyrik" aus, sei zwar in eine Krise geraten. Aber primär blieb für ihn die Beherrschung der antiken Formen - wie im vorliegenden Fall der locker gehandhabte Hexameter. „Ich bin der unerschütterlichen Überzeugung", schrieb er 1841, „dass die wahren Kunstformen ebenso notwendig, ebenso heilig und unveränderlich sind, wie die Naturformen." Seltsam mutet an, dass Hebbel die schöne Mahnung „an die Exakten" 1857 nicht mehr in die „Gesamtausgabe" seiner Gedichte aufgenommen hat.

**Friedrich Hebbel**

Dem Schmerz sein Recht

Schlafen, schlafen, nichts, als schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leisestes Erinnern kaum,
Dass ich, wenn des Lebens Fülle
Nieder klingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle,
Fester zu die Augen tu!

1836

*Unter dem Titel „Dem Schmerz sein Recht“ hat der Tragödiendichter Friedrich Hebbel (1813–1863) einen Zyklus von elf formal sehr facettenreichen Gedichten zusammengestellt, der innerhalb der Werkausgabe erstmals 1857 erschien. Den Sohn eines bettelarmen Tagelöhners, aufgewachsen in tiefer Armut, plagten schon früh Visionen eines unentrinnbaren Scheiterns, die er in seinen Tagebüchern und vor allem in seinen Gedichten bebilderte.*

Innerhalb des Zyklus wird Hebbels Anrufung des Schlafs eingerahmt von Gedichten, die den Schmerz als überwältigende Macht zeigen, die alles abtötet und selbst das Verlangen nach Freiheit vernichtet. Zu entrinnen ist dem Schmerz allenfalls durch Ich-Auflösung in traumlosem Schlaf und Abkehr von der Welt. Der 1836 noch während der Studienzeit Hebbels in München. Gebeutelt von finanziellen Sorgen, Hunger und Kälte kehrte Hebbel 1839, nach seinem gescheiterten Doktorexamen, in einem 20tägigen Fußmarsch in seinen ursprünglichen Studienort Hamburg zurück.

**Friedrich Hebbel**

Der Heideknabe

Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
Mit dreißig Talern zum Heideort,
Er ward drum erschlagen am Wege
Und war doch nicht langsam und träge.

Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
Sein Meister und heißt ihn, sich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erschrecke.

Ach Meister, mein Meister, sie schlagen mich tot,
Die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot!“
„Sie ist es für dich nicht alleine,
Drum schnell, sonst mach’ ich dir Beine!“

„Ach Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
Das war das Gesicht, der Blick, der Ton!
Gleich greifst du“ - zum Stock will er sagen,
Er sagt’s nicht, er wird schon geschlagen.

„Ach Meister, mein Meister, ich geh’, ich geh’
Bring’ meiner Mutter das letzte Ade!
Und sucht sie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Heide, nebelnd, gespenstiglich!
Die Winde darüber sausend.
„Ach, wär’ hier ein Schritt, wie tausend!“

Und alles so still und alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um;
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
der alte Hirt schaut eben heraus;
Des Knaben Angst ist gestiegen
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du bist ja von frommer Art,
Vier gute Groschen hab’ ich erspart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Dass er zum Dorf mich begleite.

Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
Am nächsten Sonntag ein gutes Bier;
Dies Geld hier, ich trag’ es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er schnitt sich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor - wie graute
Dem Knaben, als er ihn schaute!

„Ach Meister Hirte, ach nein, ach nein!
Es ist doch besser, ich geh’ allein!“
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten.“

„Da sind die vier Groschen!“ Er wirft sie hin
Und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
Da klopft ihm der Knecht in den Rücken.

„Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
Ei, eile mit Weile, du bist ja noch Kind,
Auch muss das Geld dich beschweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren!

Komm, setz’ dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl’ mir den hässlichen Traum;
Mir träumte - Gott soll mich verdammen,
Trifft’s nicht mit deinem zusammen!“

Er fasst den Knaben wohl bei der Hand,
Der leistet auch nimmermehr Widerstand;
Die Blätter flüstern so schaurig,
Das Wässerlein rieselt so traurig.

„Nun sprich, du träumtest“ - „Es kam ein Mann“ -
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?“

„Er zog ein Messer!“ - „War das, wie dies?“-
„Ach ja, ach ja!“ - „Er zog’s“ - „Und stieß!“
„Er stieß dir’s wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, dass ich dich quäle!“ -

Und fragt ihr, wie’s weiter gekommen sei?
So fragt zwei Vögel, sie saßen dabei;
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter.

Der Rabe erzählt, was der Böse noch tat,
Und auch, wie’s der Henker gerochen hat;
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

**Friedrich Hebbel**
Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

1852

*Wenn der Sommer verblasst und die Natur einen Moment lang innehält, bevor die Zeichen des Herbstes sichtbar werden - diesen Augenblick hat der Dramatiker und Dichter Friedrich Hebbel (1813-1863) in einem berührenden Herbstgedicht festgehalten. Wir befinden uns am zeitlichen Schnittpunkt zwischen den Jahreszeiten: im lebensgeschichtlich entscheidenden Augenblick, da das Wachstum und das Reifen der Früchte zu Ende ist und unwiderruflich die Vergänglichkeit einsetzt.*

Ein pathetischer Appell ergeht an den Leser des Gedichts, die „Feier der Natur“ in einer fast sakralen Andächtigkeit zu bestaunen. Dieser fast didaktische Gestus stört ein wenig den erhabenen Augenblick des Schöpfungswunders, dem hier gehuldigt wird. Hebbel hat dieses Gedicht im Oktober 1852 in Wien geschrieben, als er im Alter von 39 Jahren selbst von der Erfahrung der Vergänglichkeit gestreift wurde.

**Friedrich Hebbel**

Ich und Du

Wir träumten voneinander
Und sind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und sinken zurück in die Nacht.

Du tratst aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir sterben, wenn sich eines
Im andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

1843

*Im Traum und im Wachbewusstsein sind die beiden Liebenden dieses Gedichts von Friedrich Hebbel (1813–1863) miteinander verschmolzen: Traum und Erwachen fallen in diesem um 1843 entstandenen Gedicht ebenso ineinander wie die Erfüllung und das blitzhafte Vergehen des Liebesaugenblicks.*

Die poetisch wie philosophisch durchgeführte symbiotische Verklammerung der beiden Liebenden wird dann in der dritten Strophe auch noch durch eine Allegorie aufgeladen: Das Ich und das Du sind nun in einem ziemlich plakativen Denkbild zu zwei Tropfen geworden, die auf einer Blume zusammenfließen und gemeinsam „in des Kelches Grund“ hinabrollen. Hier wir Rede dekorativ und auch ein bisschen kitschig: Der in den ersten beiden Strophen entwickelten Bildlichkeit wird hier nur ornamental etwas hinzugefügt.

**Friedrich Hebbel**
Nachtlied

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen;
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ichs weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

*Dem Dramatiker Friedrich Hebbel (1813-1863) hat man immer wieder eine Neigung zum Grüblerischen, Konstruierten und Unsinnlichen nachgesagt. Daraus resultierte eine gewaltige Unterschätzung des Dichters Hebbel, der mindestens ein halbes Dutzend jener „hinterlassungsfähigen Gebilde“ geschrieben hat, die Gottfried Benn (1886-1956) zum Kernbestand eines guten Dichters rechnet. Dort demonstriert der Autor seine Fähigkeit zu einer sinnlichen Bildfindung.*

Das 1842 entstandene „Nachtlied“ vergegenwärtigt in großem Pathos drei Erscheinungsformen der Nacht - und drei Möglichkeiten einer dichterischen Aneignung von ihr. Da ist zunächst die Nacht als dunkler Urgrund, dessen „Schwellen“ elementare Erfahrungen zum Vorschein bringt. Dann verweist Hebbel auf die Nacht als Hort eines beklemmenden Netzwerks, das menschliches Leben „verdrängt“. Die letzte Strophe evoziert schließlich das romantische Bild einer trostspendenden Sphäre, in der man gegen die Zumutungen der Tagwelt geschützt ist.

**Friedrich Hebbel**

Sommerbild

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
　　Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
　　So weit im Leben, ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
　　Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
　　Bewegte, sie empfand es und verging.

1844

*Aus der Perspektive eines Botanikers ist das „Sommerbild" des Dichters und Dramatikers Friedrich Hebbel (1813–1863) nicht ganz korrekt. Denn die letzte Rose blüht im Spätherbst, nicht an einem windstillen Sommertag. Aber dieses Gedicht, das Hebbel im August 1844 in Paris schrieb, entwirft ja kein sinnliches Bild von einem Naturphänomen oder einer Jahreszeit, sondern will einzig von der Erfahrung der Vergänglichkeit sprechen.*

Die letzte blutrote Rose des Sommers verweist hier darauf, dass die höchste Lebenssteigerung den Tod mit sich führt. Die melancholische Wortmusik des Gedichts und der ruhige Gang der fünfhebigen Jamben können nicht vergessen machen, dass hier ein Gedankenlyriker am Werk ist. Denn das Naturbild gerät Hebbel vollkommen zur Allegorie: Es demonstriert geradezu die Gleichzeitigkeit vom erfüllten, rauschhaften Lebensaugenblick und einer bedrohlichen Todesnähe.

**Friedrich Hebbel**
Unsere Zeit

Es ist die Zeit des stummen Weltgerichts;
In Wasserfluten nicht und nicht in Flammen:
Die Form der Welt bricht in sich selbst zusammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenrot verschwammen,
Doch wird er nicht beschwören, nicht verdammen,
Der keusche Priester am Altar des Lichts.

Er soll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und, wie er für des Frühlings erste Blüte
Ein Auge hat, und sie mit Liebe bricht:

So darf er auch des Herbstes letzten Segen
Nicht übersehn, und die zu spät erglühte
Nicht kalt verschmähen, wenn den Kranz er flicht.

*Diese lyrische Gegenwartsdiagnose steckt voller Beunruhigung. Was Friedrich Hebbel (1813-1863), der Dichter der existenziellen „Dämmerempfindung“, seiner Zeit attestiert, ist die totale Umwälzung aller Formen und Gestalten. Das Rettende ist nur von der Poesie zu erwarten, die als einzige Macht in der Lage ist, die extremen Gegensätze des Daseins zum Ausgleich zu bringen. Dem Dichter wird hier exklusiv die Aufgabe zugeschrieben, nach dem Hereinbrechen des „Weltgerichts“ die Widersprüche auszubalancieren.*

In seinem 1841 entstandenen Sonett findet Hebbel problematische Bilder für die Funktion der Poesie. Der Dichter als „der keusche Priester am Altar des Lichts“ - diese Sakralisierung des Lyrischen erscheint wie ein Nachhall alter kunstreligiöser Ideale. Nicht nur für die Herrlichkeit des Lebens soll der Dichter ein Sensorium besitzen, sondern auch für die Evidenzen der Vergänglichkeit.

**Friedrich Hebbel**

Venedig.

Wie ein verwirklichter Traum begrüßt dich das bunte Venedig,
Wenn du es flüchtig durchschiffst: nicht die versunkene Stadt
Glaubst du vor dir zu sehen, von welcher die Dichter erzählen,
Diese dünkt dir im Meer gleich von Tritonen erbaut,
Und du taumelst dahin, wie unter Korallen und Muscheln,
Und verwunderst dich nur, dass dich die Flut nicht ereilt.
Alles Übrige passt hinein in den Rahmen: der Doge,
Der sich den Wellen vermählt, und das vermummte Gericht,
Ja die Brücke der Seufzer, erscheinen dir hier so natürlich,
Wie in des Ozeans Nacht Fische mit Sägen im Haupt.
Lass dir aber vom Führer berichten, wie alles entstanden,
Und das phantastische Bild löst in Vernunft sich dir auf!

**Friedrich Hölderlin**
An die Deutschen

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch’ und Sporn
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt,
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Tatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben, so nimmt mich,
Dass ich büße die Lästerung.

1799

*Was Friedrich Hölderlin (1770-1843) ursprünglich in einem »Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung für das Jahr 1799« veröffentlichte, wurde im 20. Jahrhundert zu einem der meistzitierten Verse zur Mentalitätsgeschichte der Deutschen. Die berühmte Zuschreibung »tatenarm und gedankenvoll«, die an den handlungsunfähigen Melancholiker Hamlet erinnert, zielt auf jenes Volk, das die Verheißung der Französischen Revolution ausschlug.*

Die Hoffnung auf eine welthistorische Erschütterung kommt bei Hölderlin »wie der Strahl aus dem Gewölke«, eine Fügung, die eine zentrale Metapher seines Werks darstellt. »Leben die Bücher bald?«: Dieser Vers formulierte eine Utopie, die später bei den Aktivisten der 1968er-Bewegung wieder auflebte: im Glauben an eine Überführung der Poesie in unmittelbare Lebenspraxis. Zur Zeit der Niederschrift des Gedichts arbeitete Hölderlin als Hauslehrer bei einer Frankfurter Kaufmannsfamilie und verliebte sich in die Frau des Hauses, eine quälende Episode, die dem Leben des Dichters eine unglückliche Wendung gab.

**Friedrich Hölderlin**

An die Parzen

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Dass williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe.

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen,

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinab geleitet; Einmal
Lebt ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

**Friedrich Hölderlin**
Aussicht

Der offne Tag ist Menschen hell mit Bildern,
Wenn sich das Grün aus ebner Ferne zeiget,
Noch eh des Abends Licht zur Dämmerung sich neiget,
Und Schimmer sanft den Klang des Tages mildern.
Oft scheint die Innerheit der Welt umwölkt, verschlossen,
Des Menschen Sinn von Zweifeln voll, verdrossen,
Die prächtige Natur erheitert seine Tage
Und ferne steht des Zweifels dunkle Frage.

Den 24. März 1671 Mit Untertänigkeit
Scardanelli

Nach 1837

*Es gibt ein lapidares Protokoll über die Entstehung der späten Gedichte Friedrich Hölderlins (1770-1843), die dieser nach 1807 in seinem Tübinger Turmzimmer am Neckar geschrieben hat: Sein Betreuer Ernst Zimmer berichtet dort, dass Hölderlin nach Aufforderung, ein Gedicht zu schreiben, das Fenster seines Zimmers öffnete, einen Blick ins Freie tat und nach etwa „12 Minuten“ seinen Text abschloss. Trotz Krankheit und Verwirrung des Dichters entstanden auf diese Weise so zauberhafte Poeme wie das vermutlich zwischen 1837 und 1839 entstandene Poem „Aussicht“:*

Der Hölderlin-Biograf Pierre Bertaux hat die Vermutung geäußert, dass der Dichter mit diesen auf Bestellung geschriebenen Gelegenheitsgedichten, die er mit dem fiktiven Namen „Scardanelli“ signierte und meist ins 17. oder 18. Jahrhundert zurückdatierte, sich zudringliche Besucher vom Leib halten wollte. Und doch geht von diesen meist in jambischem Versmaß gehaltenen Naturbildern ein eigentümlicher Zauber aus.

**Friedrich Hölderlin**

Das Angenehme dieser Welt hab’ ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! Verflossen,
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!

nach 1806

*Im Januar 1811 berichtete ein Tübinger Jurastudent seinem Bruder von seinem Besuch beim „armen Hölderlin“: „Er gab mir heute einen ganzen Fascikel zum durchlesen, woraus ich dir doch Einiges aufschreiben will.“ Darin befand sich auch jenes Gedicht, in dem Hölderlin (1770–1843) seine Situation im Turmzimmer am Tübinger Neckarufer in erschütternder Klarheit benennt.*

Fünf Jahre vor Abfassung des Gedichts hatte man den Dichter in eine Anstalt für Geisteskranke gewaltsam verschleppt, um ihm dort mit allerlei Torturen den angeblichen „Wahnsinn“ auszutreiben. Nach seiner Entlassung nahm ihn eine Tübinger Handwerksfamilie in ihr Haus auf, wo er das berühmte Turmzimmer bewohnte – und weiterhin Gedichte schrieb. Dort entstand auch das lyrische Protokoll seiner Verzweiflung.

**Friedrich Hölderlin**

Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im
Winde Klirren die Fahnen.

1805

*Das berühmteste Gedicht Friedrich Hölderlins (1770-1843) scheint jenen Wendepunkt des Lebens zu markieren, der heute laienpsychologisch als »Midlife-crisis« begrübelt wird. Zusammen mit acht weiteren »Nachtgesängen« zählt dieses Gedicht zu den letzten Texten, die Hölderlin 1804 noch selbst zur Publikation gab, bevor er die restlichen vier Jahrzehnte seines Lebens, geistig umnachtet, im Tübinger Turm verbrachte.*

Zwei extreme Daseinslagen, die Lebensfülle des Sommers und die Lebenserstarrung im Winter, sind hier vereint. Die Empfindung der tragischen Existenz wird schon im Titel aufgerufen: Denn der Verweis auf die »Hälfte« des Lebens enthält ja auch die Gewissheit der Begrenzung des Daseins, das Bewusstsein der Sterblichkeit. »Und in der Tat«, so Hölderlin in einem Brief an seine Schwester im Dezember 1800, »ich fühle mich oft wie Eis, und fühle es notwendig, solange ich keine stillere Ruhestätte habe, wo alles, was mich angeht, mich weniger nah und eben deswegen weniger erschütternd bewegt.«

**Friedrich Hölderlin** (1770-1843)

Heidelberg

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische,
Schicksalskundige Burg nieder bis auf den Grund,
Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Tal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

**Friedrich Hölderlin**
Höhere Menschheit

Den Menschen ist der Sinn ins Innere gegeben,
Dass sie als anerkannt das Bessre wählen,
Es gilt als Ziel, es ist das wahre Leben,
Von dem sich geistiger des Lebens Jahre zählen.

*In seinem letzten Schreibrefugium, dem berühmten Turmzimmer des Tübinger Tischlers Ernst Zimmer, hat der kranke Friedrich Hölderlin (1770-1846) nach 1841 lapidar festgehalten: „Ja, die Gedichte sind echt, die sind von mir, aber der Name ist gefälscht, ich habe nie Hölderlin geheißen, sondern Scardanelli, Scarivari oder Salvator Rosa oder so was." Unter diese Reihe der mit „Scardanelli" gezeichneten Poeme gehört auch der Blick auf die „höhere Menschheit".*

Die antikische Utopie der Hölderlinschen Dichtung war von Beginn an die Vervollkommnung der Gattung zur „höheren Menschheit". Als den „wahren" Sinn des Lebens bezeichnet das Fragment daher die auf Bildung gerichtete Introversion, die sorgsam gewählte geistige Existenz. Mit einem pragmatischen bürgerlichen Dasein war dieser „Sinn ins Innere" aber nicht in Übereinstimmung zu bringen.

**Friedrich Hölderlin** (1770-1843)

Hyperions Schicksalslied

Ihr wandelt droben im Licht
  Auf weichem Boden, selige Genien!
    Glänzende Götterlüfte
      Rühren euch leicht,
        Wie die Finger der Künstlerin
          Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
  Säugling, atmen die Himmlischen;
    Keusch bewahrt
      In bescheidener Knospe,
        Blühet ewig
          Ihnen der Geist,
            Und die seligen Augen
              Blicken in stiller
                Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
  Auf keiner Stätte zu ruhn,
    Es schwinden, es fallen
      Die leidenden Menschen
        Blindlings von einer
          Stunde zur andern,
            Wie Wasser von Klippe
              Zu Klippe geworfen,
                Jahr lang ins Ungewisse hinab.

**Friedrich Hölderlin**
Lebenslauf

Größers wolltest auch du, aber die Liebe zwingt
All uns nieder, das Leid beuget gewaltiger,
Doch es kehret umsonst nicht
Unser Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! herrschet in heil'ger Nacht,
Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
Herrscht im schiefesten Orkus
Nicht ein Grades, ein Recht noch auch?

Dies erfuhr ich. Denn nie, sterblichen Meistern gleich,
Habt ihr Himmlischen, ihr Alleserhaltenden,
Dass ich wüsste, mit Vorsicht
Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Dass er, kräftig genährt, danken für alles lern',
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

*Friedrich Hölderlins (1777-1842) Ode „Lebenslauf" existiert in einer einstrophigen Fassung aus dem Jahr 1798 und in einer Erweiterung auf vier Strophen aus dem Sommer 1800. Die „Ich"-Anrede der Kurz-Ode wird in der vorliegenden Langfassung zum „Du" objektiviert. Aber in beiden Versionen greift Hölderlin auf das geschichtsphilosophische Motiv vom „Lebenslauf" als „Bogen" (und von seiner aufsteigenden und absteigenden Bewegung) zurück.*

An dieser Ode in asklepiadeischen Strophen frappiert zunächst die Koppelung der „Liebe" an die absteigende, niederdrückende Bewegung: Die „Liebe" steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem „Leid", das unser menschliches Dasein „beuget". Der Lebensweg führt hinab in den „Orkus" - und selbst „die Himmlischen" können nicht dabei helfen, den Sinn des Leids zu verstehen. Es bleibt dem Menschen überlassen, das Aufwärts und das Hinab seines Lebens begreifen zu lernen: „Alles prüfe der Mensch".

**Friedrich Hölderlin**

Menschenbeifall

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? warum achtet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

*„Ich bin zerrissen von Liebe und Hass“: Mit solchen Sätzen charakterisierte Friedrich Hölderlin (1770-1843) ab dem Sommer 1797 seine heillose Situation als Hauslehrer bei der Frankfurter Bankiersfamilie Gontard. Seine Leidenschaft zu Susette Gontard blieb unerfüllt. Im Frühjahr 1798 schrieb er dann die kurze Ode „Menschenbeifall“, die den Widerstreit seiner Empfindungen und die öffentliche Reaktion auf seine inneren Zerrissenheiten zu objektivieren sucht.*

Die Liebesgefühle werden als „heilig“ und dem „Göttlichen“ zugehörig verklärt. Das von „schönerem Leben“ durchglühte Herz findet aber keinen Anklang in der öffentlichen Wahrnehmung. Der „Menschenbeifall“ gilt nur den Durchsetzungsfähigen, die mit der nötigen Aggressivität ihre Ziele zur Geltung bringen. Aus seinem Enthusiasmus für „das Göttliche“ konnte Hölderlin lebenspraktisch keinen Nutzen ziehen. Im September 1798 kam es zum Bruch mit Susette - eine Wunde, die sich nie wieder schloss.

**Friedrich Hollaender**

Abzählen

Eins – zwei – drei – vier
    Elektrisches Klavier
Fünf – sechs – sieben – acht
    Jeht bei uns die ganze Nacht
Sechs – sieben – acht – neun
    Vater gießt die Gläser ein
Siebn – acht – neun – zehn
    Gäste kommen, Gäste gehn,
Eene, meene ming mang
            Kling - klang - ping - pang
Immer kullern Billardbälle – Droschkenkutscherhaltestelle –
Restaurant zum feinen Mann, und du bist dran.

Eins – zwei – drei – vier
    Kirschlikör und helles Bier
Fünf – sechs – sieben – acht
    Mutter heult und Vater lacht
Sechs – sieben – acht – neun
    Keene Nacht schlaf ick ein
Sieben – acht – neun – zehn
Unsre Mutter ist zu scheen
Eene meene ming mang
            Kling – klang – ping – pang
Kutscher fluchen, Meechen plappern, Kartenspiel und Würfel klappern –
Schutzmann ist ein netter Mann, und du bist dran.

Eins – zwei – drei – vier
    Ach ick möchte fort von hier
Fünf – sechs – sieben – acht
    Weeßt du nicht, wie man das macht
Sechs – sieben – acht – neun ,
    Meine Seele ist noch rein
Sieben – acht – neun – zehn
    Sonst zerbricht mein Herze kleen
Eene meene ming mang
            Kling – klang – ping - pang
Unsre Kneipe gegenüber, steht 'ne Frau und winkt mir rüber
Heilsarmee mit Büchse dran, und du bist dran.

Eins – zwei – drei – vier
    Kommt nicht bald 'n Offizier
Fünf – sechs – sieben – acht
    Der zu seine Braut mir macht?
Sechs – sieben – acht – neun
    S' kann ooch bloß 'n Kaufmann sein
Sieben – acht – neun – zehn
    Wenn wir uns nur jut verstehn
Eene meene ming mang
            Kling – klang – ping – pang
Eenes Tages, Kinder, Kinder, kommt Herr Kröppke mit Zylinder
Klopf an meine Türe an, und ick bin dran.

**Friedrich Hollaender**

Currende

Auf den Höfen, Geldes wegen,
Singen wir Currendemeechen
Unter Leitung einer Dame,
Fräulein Mikulewsky ist ihr Name.

Aus Kattun sind unsre Kleider,
Früh verlorn die Eltern leider,
Wir sind Waisen, schwarz und klagend,
Alle gleiche Hüte tragend.

Öffnet, öffnet eure Fenster,
Menschen sind wir, nicht Gespenster.
Dringt’s auch heiser aus den Kehlen,
Denn wir singen, singen mit den Seelen.

Unsre Nasen sind erfroren,
Gott der Herr hat uns geboren,
Gott der Herr wird uns ernähren
Wohl mit Wurzeln und mit süßen Beeren.

Wie die Vögel, die nicht säen,
Wird auch uns nicht übergehen.
Ach schon morgen kanns geschehen,
Das verwandelt wir in lauter Feen.

Wenn wir sprechen mit den Knaben,
Kriegen viele Nasenbluten,
Drum verbieten’s die Statuten,
Und auch, weil wir doch die Bleichsucht haben.

Unsre Eltern komm’n im Traume,
Und sie winken mit dem Finger leise,
Und wir fassen sie am Saume,
Aber sie entschweben aus dem Kreise.

Und der Morgen kommt wie Spülicht,
Und im Altersheim von gegenüber
Hocken Greise, starr’n ins Glühlicht
Und sie nicken, nicken zu uns rüber.

Und wir winken, und sie grüßen,
Sie die Alten, wir die Waisen.
Müssen wir die Fenster schließen,
Wird es öd und traurig bei den Greisen.

Aber einmal wird es tagen,
Gott der Herr öffnet seine Hände,
Um ins Zauberschloss zu tragen
Armes, armes Mädchen der Currende.

Drum missachtet nicht die Waisen,
Die das höchste Glück erfahren,
Die einst Cherubime heißen,
Und mit Flügeln, langen, weißen
Als Gottes Lieblingskinder
Um den diamantenen Himmelsthron sich werden scharen

**Friedrich Hollaender**

Das Jroschenlied

Wo Mutter wäscht, im Vorderhaus,
Da is et mir jeschehn.
Da lag een Jroschen uffm Tisch
Und hat mir anjesehn!
Frau Wischnak jing mal raus wat holn,
Der Jroschen der lag da.
Und plötzlich hatt ick ihn jestohln;
Weeß nich, wie det jeschah.
Wie bin ick bloß dazu jekomm',
Det ick det Jeld hab wechjenomm'?
    Een Jroschen liegt auf meiner Ehre,
    Een Jroschen, unscheinbar und kleen!
    Wenn ick't bloß nich jewesen wäre;
    Ick kann mir jar nich mehr in Spiegel sehn!

Ick wollte Friedan imponiern,
Die hat sich immer so.
Die wurde jrün und jelb vor Neid;
Ick wurde nich von froh.
Ick kann ooch nich spazierenjehn,
Mir jeht durch meinen Sinn:
Nu müssten alle Leute sehn,
Wat ick for eene bin.
Mir is, als kiekten Stuhl und Uhr:
Wat hat denn unser Liesken nur?
    Een Jroschen liegt auf meiner Ehre,
    Een Jroschen, unscheinbar und kleen!
    Wenn ick't bloß nich jewesen wäre;
    Ick kann mir jar nich mehr in Spiegel sehn!

Der Jroschen brennt, der Jroschen brennt,
Ick wälz mir nachts im Schlafe.
Wenn't duster is und alles pennt,
wart ick uff meene Strafe.
Herr Jesus wird mir nich verzeihn,
Und ooch der Otto nich.
(Ich sollte seine Braute sein –
Nu hab ick eenen Stich.)
Wenn der mir sollte trotzdem nehm',
Ick müsste mir zu Tode schäm'!
    Een Jroschen liegt auf meiner Ehre,
    Een Jroschen, unscheinbar und kleen!
    Wenn ick't bloß nich jewesen wäre;
    Ick kann mir jar nich mehr in Spiegel sehn!

Heut nacht hatt ick so’n schönen Traum,
mir war so leicht und frei,
ick ruhte untern Kirschenbaum,
een Engel war dabei!
Der sprach: »Na, Liesken, steh man uff,
ick komm von lieben Jott!
Nu brauchste nich zu fürchten mehr
Ne Strafe oder Spott.
Kauf dir ‘ne Kuchenkrümeltüte:
Dir is verziehn durch Jottes Jüte!«
    Nu hab ick wieder meine  Ehre,
    Nu is die Welt ooch wieder scheen!
    Es war mir eene jute Lehre,
    Nu kann ick wieder unter Leute jehn!

**Friedrich Hollaender**

Das Mädchen mit den Schwefelhölzern

Die Kleine mit den Schwefelhölzern
Läuft in kalter Neujahrsnacht
Kein Gröschlein und kein Hellerlein
Hat heut' sie noch nach Haus' gebracht
Die kleinen Händchen blau und rot
Sylvestenacht, Sylvesternot
Die Turmuhr schlägt das alte Jahr tot

Ein Häuserwinkel lockt, die müden
Füßchen laufen hin geschwind
Da lauert es, da kauert es
Und hungernd, lungernd schaut das Kind
Zuhaus' der Vater ballt die Faust
Dem Kindlein vor dem Heimgeh'n graust

„Ein Schwefelhölzchen – eines nur
Es wärmte mich – wie dröhnt die Uhr
Geschwind, geschwind
Wie pfeift der Wind!
An rauer Mauer reib dein Köpfchen wund
Und – ritsch – wie brennst du so bunt!
Ah! – Wie wärmst du so schön!
Ich meine gar, einen Ofen zu seh'n
Wie knistern die Scheite
Wie prasselt die Glut
Lieber Ofen, bleibe
Wie tust du mir gut!"

O weh – das Flämmchen erlischt in der Hand
Das Hölzchen ist abgebrannt
„Du kleines Licht, du kurzes Glück
Was fliehst du vor dem armen Kind?"
„Ich fliehe nicht, mich jagt doch
Gottes eisiger Dezemberwind!
Der blies mich aus ganz ohne Not
Sylvesterwind kennt kein Gebot
Sylvesterwind, der wehte mich tot!"

„Verkaufst du nichts, mein holdes Kind
Was taugen noch die Hölzchen dir?
Der Vater flucht und schlägt dich noch
Bringst du kein Geld für Schnaps und Bier!"
Der Hunger nagt, wie brennt der Schnee
Wie tun die starren Finger weh!

„Ein Schwefelhölzchen – eines noch
Es wärmte mich – so tu es doch!
Geschwind, geschwind
Wie pfeift der Wind!
An rauer Mauer reib dein Köpfchen wund
Und – ritsch – wie brennst du so bunt!
Ah! – Wie wärmst du so schön!
Ich mein' gar, einen Christbaum zu seh'n
Wie duftet's nach Speisen
Wie fiebert das Blut
Lieber Christbaum, bleibe
Wie tust du mir gut!"

O weh – das Flämmchen erlischt in der Hand
Das Hölzchen ist abgebrannt
Die Christbaumlichter schwinden hin
Und steigen sacht zum Himmel auf
Und werden lauter Sternelein
Die tuen ihre Augen auf
Es teilen sich die Wolken schnell
Der ganze Himmel wird so hell
Beleuchten gar die himmlische Schwell'

„Ein Sternlein aber fällt herab
An einem langen Feuerband
Wie lehrte mich die Mutter einst?
Ein Sternlein fällt – jetzt stirbt jemand
Ach, lieber Gott, dein Kind ist arm
Bei dir ist's ganz gewiss schön warm

All' meine Hölzchen zünd' ich an
Dass ich den Himmel sehen kann!
Geschwind, geschwind
Wie pfeift der Wind!
An rauer Mauer reib die Köpfchen wund
Und – ritsch – wie brennt ihr so bunt!
Ah! – Wie wärmt ihr so schön!
Ich meine gar, meine Mutter zu seh'n
Liebe Mutter, hol mich in den himmlischen Raum
Zum warmen Ofen und zum Weihnachtsbaum!"

O weh – das Flämmchen erlischt in der Hand
Das Hölzchen ist abgebrannt
In kalter Morgenstunde lehnt, mit Bäckchen weiß von Not
Im Winkel an der Mauer, ein Kindlein tot
Die Händchen noch umklammern viele Hölzchen, zwanzig Stück
Ums Mündchen aber weht ein Lächeln von erhaschtem Glück

**Friedrich Hollaender**

Das Nachtgespenst *(Rudolf Nelson - 1929)*

Legt die Hausfrau nachts die Kette vor
Im Korridor,
steh' ich davor.
Mit der Feile, ohne Eile, keck
Feil' ich sie weg -
Da liegt der Dreck!
Während sich die Tochter grad entkleid't,
Tret ich bei ihr ein - sie tut mir leid.

> Ich bin das Nachtgespenst,
> Dein süßes Nachtgespenst:
> Ich weck' dich, wenn du pennst,
> So lang, bis du mich Liebling nennst.
> Sei bloß nicht so erschreckt -
> Du wirst nur aufgeweckt,
> Und wenn du aufgedeckt,
> Dann wirst du wieder zugedeckt.
> Steig' ich durch's Fenster ein,
> Reizt mich kein Edelstein,
> Nein, nur dein Elfenbein
> Reizt mich allein.
> Ich nehm' als Nachtgespenst
> Kein Stückchen mit, was glänzt.
> Ich brauche wirklich nur
> Fahrgeld retour.

In der Presse stand, ich sei 'ne Qual
Und ein Skandal
Und nicht normal.
Ich bin selbst so traurig über mich,
Komm' ich nach Haus,
Dann weine ich.
Denn bei Tag bin ich Regierungsrat,
Und nur nachts, da hab'n wir den Salat!

> Ich bin das Nachtgespenst ...

Doch das Heulen nutzt nichts, welch ein Graus!
Kaum sinkt die Nacht,
Schon muss ich raus!
Treppen rauf und runter, wohlbeleibt …
Wenn ich bloß wüsst',
Was mich so treibt!
Heute weiß ich's endlich ganz genau:
Das, wovor ich flieh', ist meine Frau!

Sie ist das Nachtgespenst,
Mein mieses Nachtgespenst!
Seh' ich's bloß an, das Kind,
Dann weiß ich, was Gespenster sind!
Gott, hab' ich mich erschreckt:
Sie hat sich aufgedeckt,
Kaum war sie aufgedeckt,
Hab' ich sie wieder zugedeckt!
Da hilft nur aufzusteh'n
Und etwas andres seh'n,
Weil man sonst blind werden kann …
So fing es an!
Drum, wenn du Mitleid kennst
Mit dem armen Nachtgespenst,
Dann schließ nicht ab die Tür,
Nein, öffne sie mir!

**Friedrich Hollaender**

Das Wunderkind

Mein Vater machte mir zum Wunderkinde
Fürn Rummelplatz und fürn Verjnüjungspark.
Ich arbeit' ohne Apparat und Drahtjewinde,
Bekleidet nur mit eine seidne Magenbinde,
Mein Eintritt kostet zweenehalbe Mark.
Ick rechne Wurzeln, Einmaleins und Brüche,
Ick blas Pistong und lese aus de Hand,
Ick schlafe aufn Herd in unse Küche –
La belle Elmira werde ick jenannt.
    Hoppla!

Jedanken lesen tue ick wien Alter,
Mein Vater jeht dabei durchs Publikum –
»Det is 'ne Uhr! – Und det'n Federhalter!«
Dann kommt mein Tanz »Der schwerverletzte Falter«,
Da spielt mein Vater das Harmonihum.
Auf einen Drahtseil stehe ick und schieße ^
Aus meines Vaters Mund een hohles Ei.
Vorjestern hatte ick erfrorne Füße,
Da schoss ick Vaters Nasenbeen entzwei.
    Hoppla!

Und neulich, als ick ans Trapez jehangen –
Den Kopp nach unten sah ick einen Mann
Mit blauen Augen und mit bleichen Wangen
(Mir is beinah det Jleichjewicht vergangen),
Verkehrt rum sahen wir uns beede an.
Da is die Liebe in mein Herz jezogen,
Ick sah in seine Nasenlöcher rin,
Er kiekte mir von oben in die Oogen –
Ick wusste, det ick ihm verfallen bin.
    Hoppla!

Dreimal jing ick mit ihm uff seine Bude,
Da tanzte ick für ihn und schoss nach's Ei.
Er nannte mir mit meinem richtjen Namen Trude,
Und er hieß Max, ein Meter fumfzich jroß und Jude,
Und plötzlich kam een Brief. Es war vorbei –
Seit diesen Tach verpatz ick jede Nummer,
Ick rechne falsch und treffe keenen Schuss.
Ick warte uff den Abend, wo ick mir aus Kummer
Koppüber vons Trapeze fallen lassen muss –
    Hoppla!

**Friedrich Hollaender**

Die Hungerkünstlerin

Weil ick zu Hause viel jehungert habe,
Jab schließlich ick der heiljen Kunst mir hin.
Stolz nenn ick mir das Mädchen aus dem Grabe,
Jenannt Fakira, Hungerkünstlerin.
In einem Käfig ohne Tür und Ritzen,
Aus dickem Jlas, wie im Aquarium,
Sieht man mir dreiundzwanzig Tage sitzen
Und jarnischt essen, wertes Publikum.
Ick wirke manchmal wie ne Offenbarung,
Det rührt von meinem blassen Antlitz her.
Paar Flaschen Wasser dienen mir zur Nahrung,
Ick treibe keinerlei Geschlechtsverkehr.

Vor hohe und vor allerhöchste Kreise
Hab ick jehungert, was mir tief bejlückt.
Ick hab von Kaiser Wilhelm Junstbeweise:
Er hat in Breslau mir die Hand jedrückt.
Das der bejeistert war, kann ick begreifen,
Er hatte ja noch keenen hungern sehn.
Ick aber mach mir nischt aus Kranz und Schleifen,
Ick möchte mal mit jemand essen jehn.
Denn von dem vielen Hungern kriegt man Hunger,
Und meine Gage is ein Hungerlohn.
Ick träum, vor Restorangs herumzulungem
Mit süßem Bratenduft und Jrammofon.

Mitleid von Menschen, die mir nachts betrachten,
Muss ick verzerrt durch meine Scheiben sehn.
Sie! sag'n Sie mal: Kann ick Ihr Mitleid pachten,
Und wolln Sie mal for mir in Käfig jehn?
Hier is es schön! Und hier is alles Scheibe!
Man nährt sich so von überschüssje Kraft.
Und wenn ick einmal uff de Strecke bleibe,
Holt mir per Auto ab die Wissenschaft!

Dann stehe ick in anatomschen Werken
(Ein Unikum, wo man nur einmal hat):
*Fakira* lies vor andre sich nischt merken,
Doch eines Tags war sie det Hungern satt.
Sie war noch jung und is nich alt jeworden,
Abbildung 3 zeigt deutlich ihr Schkelett,
Abbildung 4 die allerhöchsten Orden.

Sie starb an einem Kalbskotlett.

**Friedrich Hollaender**

Drei Wünsche

Ick möchte Klavierspielen könn’ wie mein Onkel Franz Wiedehahn!
Wenn der richtich loslegt, det klingt wie ne Eisenbahn,
Det rauscht wie ne Muschel – da wackelt die Wand,
Der hat so ne furchtbare Kraft in de rechte Hand!
Und denn kann er ooch lieblich wie Glöckchen im Wald,
Und denn kann der ein Lied, da wird einem janz kalt:
Det is det Lied von dem totjeborenen Kind,
Da hört man die Tränen und den sausenden Wind:
Meine teure Unschuld, ick schenkte sie her –
Wenn ick so laut Klavierspielen könnte wie der!

Ick möchte een Bliemchen sein auf saftigen Wiesenjrund:
Die Sonne bescheint mir, ick blühe und bin hübsch bunt,
Ick wieg’ mir im Winde und nähr’ mir von Tau,
Ick riech’ nach Parföng, und der Himmel is blau.
Uff eenmal, da brummt wat, und ick denke noch rasch: Nanu?
Da erscheint eene jroße, eene reichliche braune Kuh,
Die sieht mir da stehn – und jlotzt – und öffnet den Mund –
Atjö, schöne Welt! Ick sterbe janz ohne Jrund.
Am Morgen gibt die Kuh mir wieder her,
Zu manchen Vorteil hab ick verändert mir sehr!

Ick möchte een Arzt zum Mann habn mit eem kohlrabnschwarzen Bart,
Der muss furchtbar berühmt sein und am janzen Körper behaart.
Hab ick dann mal Bauchschmerzen, denn ha’k se umsonst.
(Denn ick bin ja dem Arzte sein Ehejesponst!)
Hab ick de Maulsperre, knallt er mir eene rin.
Er weckt mir jratis uff, falls ick mal ohnmächtig bin.
Fall ick aus’n Fenster, fünf Stock oder so,
Zerquetsch mir de Beene, verstauch mir’n Popo,
Und zerbrech mir’s Jenick – und man trägt mir nach Haus – –
Det kost mir keen Fennich –! Da bin ick fein raus!

**Friedrich Hollaender/Robert Liebmann**

Ich bin die fesche Lola (*1930)*

Lola, Lola!
Jeder weiß, wer ich bin!
Sieht man nur nach mir hin,
Schon verwirrt sich der Sinn.
Männer, Männer!
Keinen küss' ich hier!
Und allein am Klavier
Sing' die Zeilen ich mir:

> Ich bin die fesche Lola,
> Der Liebling der Saison.
> Ich hab' ein Pianola
> Zuhaus in mein' Salon.
> Ich bin die fesche Lola,
> Mich liebt ein jeder Mann,
> Doch an mein Pianola,
> Da lass' ich keinen ran.

Lola, Lola!
Das ist Rasse für sich.
Alle fliegen auf mich.
Keine wirkt so wie ich!
Lola, Lola!
Das ist schon ein Programm!
Jeder Freier steht stramm
Und wird sanft wie ein Lamm.

> Ich bin die fesche Lola,
> Der Liebling der Saison.
> Ich hab' ein Pianola
> Zuhaus in mein' Salon.
> Doch will mich wer begleiten
> Hier unten aus dem Saal,
> Dem hau' ich in die Seiten
> Und tret' ihm aufs Pedal.

**Friedrich Holländer**

Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt *(1930)*

Ein rätselhafter Schimmer,
Ein »Je ne sais pas quoi«
Liegt in den Augen immer
Bei einer schönen Frau.
Doch wenn sich meine Augen
Bei einem Vis-a-vis
Ganz tief in seine saugen,
Was sprechen dann sie?

> *Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt,*
> *Denn das ist meine Welt*
> *Und sonst gar nichts!*
> *Das ist, was soll ich machen, meine Natur:*
> *Ich kann halt lieben nur*
> *Und sonst gar nichts!*
> *Männer umschwirrn mich wie Motten das Licht,*
> *Und wenn sie verbrennen, ja, dafür kann ich nicht!*
> *Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt,*
> *Denn das ist meine Welt*
> *Und sonst gar nichts!*

Was bebt in meinen Händen,
In ihrem heißen Druck?
Sie möchten sich verschwenden,
Sie haben nie genug!
Ihr werdet mir verzeihen,
Ihr müsst es halt verstehn:
Es lockt mich stets von neuem,
Ich find es so schön!

> *Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt …*

**Friedrich Hollaender**

Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre *(1932)*

Sprechen die Männer von Treue,
Lächle ich nur vor mich hin.
Liebe ist ewig das Neue.
Treue hat gar keinen Sinn.
Heute schon ist mir entschwunden,
Was ich noch gestern besaß.
Liebe macht selige Stunden.
Treue macht gar keinen Spaß.

> *Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre,*
> *Ich bin doch zu schade für einen allein -*
> *Wenn ich jetzt grad dir Treue schwöre,*
> *Wird wieder ein andrer ganz unglücklich sein.*
> *Ja, soll denn etwas so Schönes nur einem gefallen?*
> *Die Sonne, die Sterne gehörn doch auch allen*
> *Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre,*
> *Ich glaub, ich gehöre nur mir ganz allein.*

Einer hat zärtliche Hände,
Einer packt kräftiger zu.
Wenn ich den Richtigen fände,
Bringt er mir auch keine Ruh.
Bin ich bei einem geborgen,
Glücklich, zufrieden und still,
Lockt mich ein anderer morgen.
Nie hab ich das, was ich will.

> *Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre,*
> *Ich bin doch zu schade für einen allein -*
> *Wenn ich jetzt grad dir Treue schwöre,*
> *Wird wieder ein andrer ganz unglücklich sein.*
> *Ja, soll denn etwas so Schönes nur einem gefallen?*
> *Die Sonne, die Sterne gehörn doch auch allen*
> *Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre,*
> *Ich glaub, ich gehöre nur mir ganz allein.*

**Friedrich Hollaender**

In den Abendwind geflüstert

Ob mein Vata een Prinz war, oda een Säufa
Lebta auf Erden, oder im Himmelreich?
Wara Dichta oder Zeitungsvakäufa
Oder beides zugleich?
Hatta mia schon vajessen
Oder hatta mia niemals jekannt?
Hab ick ihn je besessen
Hatta mia Tochter jenannt?

Ob mein Vater Soldat war, oder een Denka
Freute er sich übern Kriech, oder hatta jeweint?
Wara Pfarra oder een Henka
Oder beides vaeint?
Isset der Herr aus de Sieben
Der im Dustan int Been mia kneift?
Isset der Kellna von drübn
Der abends die Autos feift?

Ach, von jedem ne Ecke
Fühle ick in mir ins Blut
Ick bin Prinzessin im Drecke
Und Lehdi in Dienstmädchenhut
Ick bin eene Kellnerinseele
Mit aristokratischem Teng
Den Mann, mit dem ick mia vamähle
Den knall ick nieda – peng!

Und ick stürze mia tief in die Sünde
Und vaachte mia selba so tief
Und plötzlich wird mia so linde
Als ob eene Stimme mia rief
Dann fall ick vor Jott auf die Stufn
Und höre die Engelsschalmeien
Und laut will ick „Vata!“ rufn

Und er wird mein Vater sein

**Friedrich Hollaender**

Jeheimnis der Blumen

In warmer Nacht vor die feinen Kafehs
Die satten Herren vadauen.
An ihrer Seite in Dekollltehs
Träumen richtije Frauen.
Und es wippen die Brüstken im Takt,
Und es frösteln die Schülterken nackt –
    Da kommen die Meechen mit Blumen in Körben,
    Sind alle für dreckiges Jeld zu erwerben,
    Da kaufen die Herren für Busen und Blößen
    Sträußchen in alle Farben und Jrößen.
    Steckt euch ans Mieda
    Rosen und Flieda!
    Wenn das elektrische Licht
    An ihre Wimpern sich bricht,
    Lächeln die Schönen matt
    Mit ihre duftigen Blumen.

    In warmer Nacht vor der Kirchhofstür Liegen paar auf der Lauer,
    Kesse Jungs, drei oder vier – Rüber über die Mauer!
    Und die huschen von Jrab zu Jrab Und raffen und rauben im Trab
    Kränze aus Rosen, Flieder und Farren
    Und laden den Klumpatsch auf Körbe und Karren
    Und schaffen die Pracht in Mansarden und Stübchen
    Zu ihren Kleenen, Meechen und Liebchen.
    Kränze entwinden!
    Lösen und binden!
    Bis sich det Morgenlicht
    Durchs schmierije Fenster bricht.
    Magere Finger sich mühn
    Mit die duftigen Blumen.

In warmer Nacht vor die feinen Kafehs
Die satten Herren vadauen,
An ihrer Seite in Dekollltehs
Träumen richtije Frauen.
Und sie nippen von Schnäpsen und Tees,
Und es wippen die Beenchen nervös –
    Da kommen die Meechen mit Blumen in Körben,
    Sind alle für dreckiges Jeld zu erwerben,
    Da kaufen die Herren für Busen und Blößen
    Sträuße in alle Farben und Jrößen.
    Steckt euch ans Mieda Rosen und Flieda!
    Dann werden eure Jesichter
    Im Schein der elektrischen Lichter
    Plötzlich so leichenhaft
    Von euern duftigen Blumen.

**Friedrich Hollaender**

Kindertragödie

Der Frühlingsabend, sanft und milde,
zieht auch in Kinderherzen ein.
Ein Junge träumt von einem Bilde
und will mit ihm zusammen sein.

Ein Mädchen sehnt sich jetzt nach Liebe;
am Himmel flimmert schon ein Stern –
Sie hofft, dass endlich einer käme –
sie hat die ganze Bande gern!

Der Mond lockt beide auf die Wiese,
der Junge sieht das Mädchen nicht –
er taumelt fast in ihre Arme,
die Nebel streicheln sein Gesicht.

»Komm doch her, unter'n Busch
hab mich lieb, du Kuschi kusch – «

Als sie seinen Leib umfasste
ach wie tief er da erblasste –
einen Kuss hat er probiert,
doch dann war er deprimiert –

»Bleib doch hier! Unter'm Busch!« –
»Nein ich will nicht kuschi kusch!«

Kommt der andre angegangen,
hat sie beide fest umfangen –
stellt Euch vor, was da passiert:
der andre hat ihn fasziniert!
Er fühlt Erregung
er spürt Bewegung –
ein heimliches Gruseln,
ein zärtliches Schmusein –
immer, wenn der andre ihn berührt!
»Hab dich lieb, immerzu –«
Blumen flüstern hmhm du –

Das Mädchen könnt es nicht ertragen,
böse fing sie an zu fragen –
laut hat sie den Jungen dann blamiert:
»Habt euch lieb! Unterm Busch!«
– Blätter rascheln – kuschi kusch. –

Im Hinterhof unter dem Nussbaum
hat sich der Junge erhängt.
Das Mädchen tanzt im schwarzen Kleid –
weinend der andre den Toten umfängt –
»Bleib bei dir, deck dich zu –«
Regen fallt – Fenster zu –
Regen fallt – – Fenster – zu – –

**Friedrich Hollaender**

Mit einer scheußlichen Puppe

Liebliche Elisabeth!
Siehste, wenn ick dir nich hätt,
Müsst ick - denn ick hab sonst keenen,
Müsst ick mir zu Tode weenen,
Wenn ick so am Fenster hocke
Manchen lieben Nachmittag
Und det janze Leben ocke
Manchen lieben Nachmittag
Und nun:
Eia popeia schlaf ein, mein Königskind,
Ein, mein Königskind,
Ein, mein Königskind,
Morgen ist wieder ein Tag,
Wieder ein griesgrauer Tag,
Der niemals nich kein Ende nimmt.
Schlaf ein, Elisabeth!

Liebliche Elisabeth!
Immer hungern macht nich fett,
Vater haut mir aus Vergnüjen,
Kann mir garnich jrade liejen,
Und die Luft is dick von Fusel
Manchen lieben Nachmittag
Und nun:
Eia popeia schlaf ein, mein Königskind,
Ein, mein Königskind,
Ein, mein Königskind,
Morgen ist wieder ein Tag,
Wieder ein griesgrauer Tag,
Der niemals nich kein Ende nimmt.
Schlaf ein, Elisabeth!

Liebliche Elisabeth!
Morgen, wenn kein Hahn mehr kräht,
Weck ick dir mit einem Kusse,
Und wir laufen hin zum Flusse.
Vater wird een bisken fluchen
Manchen lieben Nachmittag
Und nun:
Eia popeia schlaf ein, mein Königskind,
Ein, mein Königskind,
Ein, mein Königskind,
Jetzt kommt die Seligkeit,
Die ewige Seligkeit,
Die niemals nich kein Ende nimmt.
Schlaf ein, Elisabeth!

**Friedrich Hollaender**

Nachtgebet

Lieber Gott, meine große Schwester
Die ist wunderschön anzusehn
Und nach Gebrauch von Lilienmilch
Duftet sie lieblich
Lieber Gott, ich willn Hund sein
Aber meine große Schwester
Die muss raus aussn Laden
Sonst is die eines Tages aussn Leben abmarschiert
Und du staunst dann, dass in deiner großen Herde
Wieder'n Schäfchen wenjer ist –
So ein schönet Schäfchen, so ein frommet Schäfchen!
Lieber Gott, wirf ein Auge auf Mahartan!
Aahmen!

Lieber Gott, bei de Quäkerspeisung
Is jestern 'n kleener Junge ohnmächtig hinjefallen –
Blaue Augen hatter und blondes Haar –
Und der müsste, von Rechts wegn, ohne dir vorzugreifen
Eene doppelte Portion Quäker kriejn
Aber du kannst ja schließlich nich überallwissend Jejenwärtich sein!
Darum bitt ich dich recht schön, bei der nächsten Quäkerspeisung
Setz dem schwarzen Frollein mit der Suppenkelle en'n Floh uffs Handjelenk
Dasse bei's Vateilen einen kleenen Zuckrer kricht
Und die janze Suppe in den kleinen Jungen sein Tella kippt
Aahmen!

Lieber Gott, von mir willich schweijen
Denn wenn de Sonne scheint, scheintse durch mir durch
Lieber Jott, wenn du zu uns beten würdest
Dass die Menschen was für dich tun sollen
Wärst du schön aufjeschmissen –
Gibt e dich denn eigntlich wirklich?
Und haste auch jut zujehört?
Aahmen!

**Friedrich Hollaender**

Oh, Mond

Mit eenem Ooge – kiekt der Mond mir an
Des Abends – in de Kaiserallee.
Mit eenem Ooge – kiekt der Mond mir an,
Wenn aus’t Jeschäfte ick nach Hause jeh.
Een jroßet Ooge hat er immer offen
Wie Vater, wenn er uffn Sofa pennt.
Von diesem Ooge fühl ick mir je troffen
Bis in mein tiefstes – tiefstes – Element.
    Oh, Mond,
    Kieke man nich so doof,
    Wenn ick
    Abends nach Hause loof.
    Du kennst die jroßen und die kleenen Schmerzen,
    Du bist der Tröster von die Mädchenherzen!
    Ick sehne mir Zu dir
    Ins jrüne Licht – Oh, Mond –
    Vaführe mir liebers nicht!

Mit eenem Ooge – kiekt der Mond mir an
Des Abends – wenn ick schlafenjeh.
Mit seinem kalten Strahl fasst er mir an
Und krabbelt mir an meinen jroßen Zeh.
Een jroßet Ooge hat er immer offen,
Wenn ick det Fenster ooch verhängen tu,
Und dieset Ooge macht mir janz besoffen:
Wenn ick mir auszieh, kiekt et immer zu.
    Oh, Mond,
    Kieke man nich so scharf!
    Du weeßt,
    Det ick det noch nich darf!
    Du machst mir jedesmal denselben Kummer,
    Du kitzelst mir aus meinen Mädchenschlummer –
    Ick sehne mir
    Zu dir
    Ins jrüne Licht – Oh, Mond!!
    Vaführe mir liebers nicht. –

Mit eenem Ooge – kiekt der Mond mir an –
Dann muss ick aufstehn – aus meinen Bett ...
Mit eenem ... Ooge – kiekt der Mond mir an –
Und leise klimme ick uffs Fensterbrett.
Er lockt mir langsam – nach de Rejenrinne,
Herrjott – ick weeß ja jarnich, wie mir wird!
Hätt ick bloß Zeit, det ick mir mal besinne –
Ick habe mir doch nich aufs Dach verirrt – ?
    Oh, Mond,
    Kieke man nich so doof!
    Wie Blei

Zieht’s mir runter in Hof!
Und über mir sind Sterne, lauter Sterne –
Ick kann ja nich – ick möchte ja so jerne – –
Wer ruft nach mir – ? ?
Mir schmerzt die Brust so sehr,
Oh, Mond,
Ick seh dir jarnich mehr – – –

**Friedrich Hollaender**

Peter *(Musik: Rudolf Nelson 1929)*

Wie konnt' mich ein Mann nur so berauschen,
Wie beging ich nur den Wahn,
Meinen guten Peter einzutauschen,
Der mir niemals was getan?
Weckte man ihn nachts aus seinen Betten,
Laut und roh per Telefon: -
»Peter, ich hab' keine Zigaretten! -
»Was?« sprach Peter. »Bring' sie schon.«

*Peter, Peter, komm zu mir zurück!*
*Peter, Peter, warst mein bestes Stück!*
*Peter, Peter, ich war so gemein.*
*Später, später sieht man erst alles ein.*

Sprach man: »Peter, ich hab' dich betrogen!«
Sagte er: »Wenn's dich nur freut!«
Nie ist ein Gewitter aufgezogen,
Er war zärtlich jederzeit.
Und ganz ohne Grund ging ich zu andern,
Sagte Peterchen adieu!
Geb' mich nun jetzt an all die andern,
Tut mein Herz nach ihm so weh:

*Peter, Peter, komm zu mir zurück!*
*Peter, Peter, warst mein bestes Stück!*
*Peter, Peter, ich war so gemein.*
*Später, später sieht man erst alles ein.*

**Friedrich Hollaender**

Stroganoff

Stroganoff,
ein Großfürst einst am Zarenhof
- wo sonst? -
war ein eifersücht'ger Gatte,
der in Umsk gleich bei Imsk
und nur 14 Werst von Omsk
ein großes Gut -
was für Gut? - So ein Gut! -
Na, schon gut, kurz und gut,
ein Gut mit 1.000 Seelen hatte.
Wieso Seelen? Lassen Sie mich erzählen,
das ist russisch, echt russisch.
Jeder Russe, der hat Seele.
Was weiß ich? Hei, hei!

Auf dem Gut, seinem Gut
da in Umsk gleich bei Imsk
um die Ecke rum von Omsk,
lebte auch seine schöne Frau - wo sonst?
Und dass sie schön war,
wusste er und außerdem noch
Pjotronoff und Krotzkonoff
und Rotzkonoff und Futskinoff
und Putzkinoff
und ganz besonders Schmutzkinoff.
Ziemlich viele wussten dieses
von dem Gut ziemlich gut - ist das gut?
Gar nicht gut, gar nicht gut!
Aber russisch, echt russisch. Hei hei!

- *Ballett!*

Stroganoff
hat viel zu tun am Zarenhof
- wo sonst?
Und zu Haus' bleibt seine Schuschka,
bleibt in Umsk, gleich bei Imsk,
und schon 14 Werst von Omsk,
nicht viel los, da in Umsk,
nicht in Imsk, nicht in Omsk,
ganzen Tag bleibt sie ins Bett,
das arme Mütterchen!
Wieso Mütterchen? Frag mal Tolstoi!
Das ist russisch, echt russisch.
Jeder Russe ist ein Mütterchen -
was weiß ich? Hei, hei!

Auf dem Gut, dem Nachbargut,
nicht in Imsk, nicht in Umsk,
bisschen weiter weg, in Emsk,
lebt besagter Schmutzkinoff
- ein Schwein!
Und eines Tages spannt vor Schlitten
- hei, juchhe! -
die schwarze Stute Strasnowa,
die braune Stute Krasnowa
und Wlasnowa und Iasnowa
und vorneweg noch Prasnowa.
Und er knallte mit der Peitsche
und fuhr stracks
zur schönen Schuschka auf das Gut.
Ist das gut? Gar nicht gut!
Aber russisch, echt russisch. Hei, hei!

Doch leider genügt nicht,
wenn über dem Skandalski
ich mit Diskretionski
den Vorhang lasse fallski.
Denn unvermutet stand in der Tür:
Stroganoff.
Und aus dem Bett sprang
der Liebhaber in hohem Boganoff.
Eieieieiei...
„Antworte, Hund, verfluchter,
bis ich auf drei zähle,
nahmst du nur ihren Körper
oder nahmst du auch die Seele?"
Und hätte er gesagt:
„Nur ihren Körper, Väterchen Stroganoff!"
wär' nicht passiert, was ist passiert
mit Väterchen Schmutzkinoff.
Eieieieiei...
Tags darauf sitzt Stroganoff im Caféhaus
- wo sonst?
Und es fragen ihn die Freunde:
„Was war los bei dir in Umsk,
man hat die Schreie gehört bis Imsk,
einer sagt sogar bis Omsk,
und man spricht, dass deine Schuschka
hat gemacht mit deinem Freund
ein bisschen Schmuschka."
„Späßchen hätt' ich ihr verziehn,
das ist russisch, echt russisch,
aber die Vertraulichkeit

ging zu weit, tut mir leid!
He, Herr Wirt, bring mir ein Filet,
aber roh, Größe so,
und dazu ein scharfes Messer,
kann so zeigen meine Freunde besser,
mit Messer, was ich gemacht
aus Schmutzkinoff - sst, sst!“

Und mit dem Messer - hei, juchhe -
sticht Stroganoff in das Filet.
Und hin und her
und kreuz und quer -
sieht gar nicht wie Filet aus mehr!
Ohne Lücke
haut er es in tausend Stücke,
voller Wut. Das ist gut,
das ist gut, das ist gut!
Und so russisch, echt russisch. Hei, hei!

- *Kein Ballett jetzt, kein Ballett jetzt,*
*stört Erzählung kolossal!*
*Nein, ich will hier kein Ballett jetzt mehr,*
*Himmelsakramentnochmal!* -

Stroganoff winkt gnädig jetzt
den Küchenchef zu sich.
„Hier, mein Freund, mit Dank zurück
das geborgte Lendenstück,
das im Zweikampf wie ein Held
den Ehebrecher dargestellt.
Aber jetzt trag’s in die Küche,
Väterchen, du kannst gut sehn,
ich kann kein Blut sehn!“
Koch in Tränen schreit: „Oje!
Wer wird essen das Haschee?
Ist zerhackter Schmutzkinoff,
aber kein Filet!“

Ganz zerstückelt liegt’s im Topf,
Küchenbub mit rotem Kopf
fragt: „Was soll damit geschehn,
was soll ich hineintun noch,
Väterchen Koch?“
„Von mir aus, was du willst, tu rein,
frisst doch kein Schwein.
Ob saure Sahne, Zwiebelring,
ob Paprika, ob Pfifferling!“
Doch als man’s auf das Feuer tut
jeder fragt: „Was riecht so gut?“
Alle Gäste kosten, reiben sich den Bauch.
„Hohoho - will ich auch!“
„Hohoho - tu mir eins schmoren!“

So wurde Glanzstück von Souper,
wurde größtes Frikassee,
wurde Stroganoff-Filet geboren. Hei, hei!

**Klabund**

Und ick baumle mit de Beene

Meine Mutta liegt im Bette
Denn sie kricht das dritte Kind
Meine Schwesta geht zur Mette
Weil wir so katholisch sind!
Manchmal troppt mir ene Treene
Und im Herzen pupperts schwea
Und ick baumle mit de Beene
Mit de Beene vor mir hea
Und ick baumle mit de Beene vor mir hea

Neulich kommtn Herr jejangen
Mitn violetten Schal
Und der hat sich einjehangen
Und det jing nach Jeschkenthal
Sonntach wars. Er jrinste: „Kleene
Na, dein Portmenée is lea?“
Und ick baumle mit de Beene
Mit de Beene vor mir hea
Und ick baumle mit de Beene vor mir hea

Vata sitzt zum zichsten Male
Wejen ‘Hm’ in Plötzensee
Und sein Schatz, der schimpft sich Male
Und der Mutter tut’s so weh!
Ja, so jut wie der hats keena
Fressen krichta, und noch mea
Und der baumelt mit de Beene
Mit de Beene vor sich hea
Und der baumelt mit de Beene vor sich hea

Manchmal in den Vollmondnächten
Wird mir gar so wundalich –
Ob sie meinen Liebsten brächten
Weil er uf dem Striche strich
Früh um dreie krehen Hehne
Und een Galgen ragt, und er ...
Und der baumelt mit de Beene
Mit de Beene vor sich hea
Und der baumelt mit de Beene vor sich hea

**Friedrich Hollaender**

Wenn ick mal tot bin

Wenn ick mal tot bin und in weißen Seidenkleid
In meinen Sarje lieje mit Bescheidenheit,
Dann fällt die Schule aus,
Dann jeht's zum Kirchhof raus,
Die janze Klasse kommt bei mir ins Trauerhaus,
Die wolln mir alle sehn,
    Wenn ick mal tot bin.
    Wenn ick mal tot bin,
    Ach, det wird zu scheen!

Wenn ick mal tot bin, kommt ooch Pastor Eisenlohr,
Der liest'n schönen Vers aus seine Bibel vor:
Wer ohne Schuld tut sein,
Der schmeiß den ersten Stein
Uff Liesken Puderbach, det liebe Engelein.
Doch ick - ick lieg janz still,
    Wenn ick mal tot bin.
    Wenn ick mal tot bin,
    Mach ick, was ick will.

Wenn ick mal tot bin, zündn se jelbe Lichter an,
Die stelln se rechts und links an mir janz dichte ran,
Dann fällt een joldner Schein
Uff mein verstorbnet Jebein,
Und unser Lehrer, der fängt furchtbar an zu wein!
Nur Tante freut sich sehr,
    Wenn ick mal tot bin.
    Wenn ick mal tot bin,
    Ess ick doch nischt mehr!

Wenn ick mal tot bin, schick ick aus mein kleenet Jrab
Mein Letzten Willn und wat ick zu vermachen hab:
Mein Püppchen ohne Kopp,
Mein rotet Band fom Zopp
Und dann ooch noch den jlänzrichen Perlmutterknopp.
Den will ick Truden schenken,
    Wenn ick mal tot bin.
    Wenn ick mal tot bin,
    Soll se an mir denken.

Wenn ick mal tot bin, dann fängt erst mein Leben an,
Wenn ick durchs Wolkenmeer in Himmel schweben kann
Die Engel tiriliern,
Die Geijen jubiliem,
Wenn zum Empfang von Liesken alle aufmarschiem.
Mensch! Machen die een Krach,
    Wenn ick mal tot bin.
    Wenn ick mal tot bin,
    Is mein schönster Tach!

**Friedrich Hollaender**

Wiegenlied an eine Mutter

Schlaf, Mutter, schlaf –
Wie lang hast du gewacht!
War’s eine Nacht? War es ein Jahr?
Die Zeit verging so wunderbar.
Ich glaube gar, es waren
Die Nächt von vielen Jahren.
　Schlaf, Mutter, schlaf!

Schlaf, Mutter, schlaf
Wie lang hast du gewacht?
Sah dich durch meinen Fiebertraum.
Mein Aug erkannte da dich kaum,
Und meine Tränen rollten,
Den Schlaf mir zu vergolden.
　Schlaf, Mutter, schlaf!

Schlaf, Mutter, schlaf –
Wie lang hast du gewacht!
Ob du auch sterbensmüde bist,
Dein Lächeln ohne Ende ist.
Es gibt mir hold zu lesen,
Dass ich nun ganz genesen.
　Schlaf, Mutter, schlaf!

Schlaf, Mutter, schlaf –
Wie lang hast du gewacht!
Die Zeit verwehte mir so sacht,
War es ein Jahr? War’s eine Nacht?
Es war ein ganzes Leben
In zaubrischem Entschweben.
　Schlaf, Mutter, schlaf!

Schlaf, Mutter, schlaf –
Wie bist du nur so müd.
Das Flämmchen zuckt, die Stunde fällt,
Dein Kindlein dir die Hände hält,
Indes in Todesschweigen
Sich deine Wimpern neigen.
　Schlaf, Mutter, schlaf . . .

**Friedrich Matthisson**

An den Mond

So klar und helle schienest du
Aus dunkelblauen Lüften nieder,
O Mond, als ich noch glücklich war.

Du scheinst so helle noch, so klar
Aus dunkelblauen Lüften nieder:
Ich aber bin nicht glücklich mehr.

Als ich von ihr zu dir empor,
Von dir auf sie herunterschaute,
Da war mein Aug so klar wie du.

Jetzt ist es trüb: denn, lieber Mond,
Ich misse sie schon lange, lange,
Die ich noch lieber seh als dich!

Du siehst sie wohl, auch mich siehst du,
Sag ihr: mein Aug sei jetzt und trübe
Das einst so helle war wie du.

*Von Dessau aus, wo er als Lehrer gearbeitet hatte, eroberte der Dichter und Prosaschriftsteller Friedrich Matthisson (1761-1831) die literarischen Gesellschaften der Goethezeit. Als Vorleser und Hofdichter von Fürstinnen und Grafen brachte er es zu einer Position als Theaterintendant (in Stuttgart) und zu einem Adelstitel. Seine literarischen Zeitgenossen, allen voran Friedrich Schiller, äußerten größten Respekt vor seinen Dichtungen; erst ein Spottvers des Romantikers August Wilhelm Schlegel ruinierte seine Karriere.*

Das nach 1780 entstandene Mond-Gedicht ist ein typisches Exempel für die poetische Verehrung des Erdtrabanten, die vor allem von der Romantik betrieben wurde. Die lyrische Selbstreflexion indes, die hier das Leuchten des Mondes als Medium für Liebesgefühle begreift, mündet in Ernüchterung. Das Scheinen des Mondes ist nicht mehr kongruent mit der Gefühlswelt des lyrischen Subjekts: das Liebesunglück ist nicht mehr durch die Reinheit und Helligkeit der Naturerscheinung zu überwinden.

**Friedrich Nietzsche**

An der Brücke stand

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldener Tropfen quoll’s
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik -
trunken schwamm’s in die Dämmrung hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
- Hörte Jemand ihr zu?

*„Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig“, notiert der Philosoph und Dichter Friedrich Nietzsche (1844-1900) im zweiten Buch seiner Bekenntnisschrift „Ecce homo“ (von 1888). Die vollkommene Verwandlung von Musik in Poesie, im Verlauf derer beide Sphären ineinander übergehen, demonstriert er in „Ecce homo“ mit einem Venedig-Gedicht.*

Das einsame Subjekt auf der Brücke wird ergriffen von einem „fernher“ herbeiwehenden Gesang - und die ganze Szenerie löst sich auf in der Bewegung der Musik. Die Welt - in diesem Fall der konkrete Ort Venedig - erscheint als Projektion des lyrischen Ich, sie verliert ihre Kontur und verschwimmt zur „zitternden Fläche“. In der Verzückung des Ich und dem „Saitenspiel“ der Seele gibt es keine festen Bezugspunkte mehr. Alles ist zur Musik geworden. Nietzsche selbst erklärt das so: „Ich weiß keinen Unterschied zwischen Thränen und Musik zu machen, ich weiß das Glück, den Süden nicht ohne Schauder von Furchtsamkeit zu denken.“

**Friedrich Nietzsche**
Das trunkene Lied

O Mensch! Gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
«Ich schlief, ich schlief –,
Aus tiefem Traum bin ich erwacht: –
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.

Tief ist ihr Weh –,
Lust – tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit –,
– will tiefe, tiefe Ewigkeit!»

**Friedrich Nietzsche**

Ecce homo

Ja! Ich weiss, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr’ ich mich.
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.

1882

*Seiner 1882 publizierten Schrift* Die fröhliche Wissenschaft *hat der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844–1900) ein „Vorspiel in deutschen Reimen“ vorangestellt, das insgesamt 64 kurze Gedichte umfasst. Das bekannteste Stück davon nimmt den Titel von Nietzsches letzter Schrift, des autobiografischen Fragments* Ecce homo*, vorweg. „Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit.“*

Nietzsches Selbstdarstellung in seiner autobiografischen Prosa *Ecce homo* spielt metaphorisch mit jener Topik des verzehrenden Feuers, die auch im Gedicht aufgerufen wird. „Ecce homo – siehe da, ein Mensch“: Das ursprünglich an Jesus Christus gerichtete Wort des römischen Statthalters Pontius Pilatus wird hier zum lyrischen Zeugnis eines starken Selbstbewusstseins. Es kann hier nicht nur als Credo eines Denkers, sondern auch als das eines leidenschaftlich Liebenden gelesen werden.

**Friedrich Nietzsche**
Nach neuen Meeren

Dorthin - will ich; und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, ins Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit -:
Nur d e i n Auge - ungeheuer
Blickt mich's an, Unendlichkeit.

*Der an Melancholie leidende Dichter und Philosoph Friedrich Nietzsche (1844 - 1900) wollte Schopenhauers Pessimismus überwinden und setzte dagegen die radikale Lebensbejahung. In dem hochgestimmten Meeresgedicht beschwört das lyrische Ich wie ein neuer Kolumbus seinen Aufbruch ins Offene. Die entschlossen auftretenden trochäischen Vierheber vermitteln wie auch der Inhalt Selbstvertrauen, Lebenslust und Zuversicht, bei gleichzeitigem Respekt vor der Unendlichkeit, die so ungeheuerlich wie das Meer ist.*

Das Gedicht gehört zu den „Liedern des Prinzen Vogelfrei"; es erschien 1887 in der ergänzten Fassung des Werks „Die fröhliche Wissenschaft". Der Autor selbst bewertete es als ein sehr persönliches Buch. Das Gedicht nimmt auf zeitlose, poetische Weise eine ganz konkrete Standortbestimmung vor: Obwohl in der „fröhlichen Wissenschaft" alle Extreme und Widersprüche seines Denkens zur Sprache kommen, befand Nietzsche sich in einem Zustand der Ausgewogenheit, des fragilen Gleichgewichts.

**Friedrich Nietzsche**
Pinie und Blitz

Hoch wuchs ich über Mensch und Tier;
Und sprech ich - niemand spricht mit mir.

Zu einsam wuchs ich und zu hoch -
Ich warte: worauf wart' ich doch?

Zu nah ist mir der Wolken Sitz, -
Ich warte auf den ersten Blitz.

*Schon als junger Mensch hat Friedrich Nietzsche (1844-1900) den „freien Tempel der Natur" und das „Wilderhabene" von Blitz und Donner als idealische Antriebskräfte seines Denkens bestimmt. Im Schlüsseljahr 1882 lernt er die russische Schriftstellerin Lou-Andreas Salomé kennen und scheitert mit zwei Heiratsanträgen. Um diese Zurückweisung zu verarbeiten, setzt er ein philosophisches „Bollwerk gegen das Unerträglichste": den „Zarathustra" - und die Idee vom „Übermenschen". Poetisch soll ihn ein Blitz retten.*

Am Übergang zur Idee vom „Übermenschen" steht dieses im Sommer oder Herbst 1882 entstandene Fragment, in dem sich das Ich zur hervorgehobenen Gestalt gegenüber seiner Mitwelt stilisiert. Der einsame „Übermensch" ist hier schon als poetische Figur entwickelt. Knapp unterhalb des Himmels nimmt das „zu hoch" aufgestiegene Subjekt eine Warteposition ein - und wartet auf das erlösende Unwetter.

**Friedrich Nietzsche**
Sils-Maria

Hier saß ich, wartend, wartend, – doch auf Nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei –
– Und Zarathustra ging an mir vorbei

1887

*In seinem Refugium im Hochgebirge des Schweizer Engadin hat der Dichter, Denker und Philosophie-Zertrümmerer Friedrich Nietzsche (1844–1900) sein berühmtestes Gedicht angesiedelt. In Zwiesprache mit sich und der Natur gelangt hier ein einsamer Spaziergänger zu letzter Klarheit und Ruhe.*

Das Ich, dem Nietzsche hier das Wort erteilt, steht im vollkommenen Einklang mit den Elementen. Ihm widerfährt das Glück des Wartens und absichtslosen Verharrens in der Helle eines Mittags. Der Wartende ist nicht mehr getrieben von Plänen oder Zielen, sondern findet zur Möglichkeit des Genießens in einer „Zeit ohne Ziel“. Im erfüllten Augenblick dieser mystischen Introversion offenbart sich auch die Begegnung mit Zarathustra, jener Gestalt aus Nietzsches Philosophie, mit der sich der Gedanke der ewigen Wiederkunft des Gleichen verbindet. Das „Sils-Maria“-Gedicht veröffentlichte Nietzsche 1887 im Anhang zur zweiten Auflage seiner *Fröhlichen Wissenschaft*, unter den „Liedern des Prinzen Vogelfrei“.

**Friedrich Nietzsche** (1844-1900)
Vereinsamt

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein -
Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat.

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach, wie lange schon,
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn.

Die Welt - ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt;
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich, der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüstenvogel-Ton.
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein -
Weh dem, der keine Heimat hat.

**Friedrich Nietzsche**

Zarathustras Rundgesang

Oh Mensch! Gib Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief - ,
Aus tiefem Traum bin ich erwacht: -
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh- ,
Lust - tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit -,
will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

*Das Existenzgefühl eines Dichters in äußerster Steigerung auszusprechen, das innerste Wesen mit Worten zu zerreißen, mit suggestiven Formulierungen zu blenden und zu funkeln - das war die Domäne Friedrich Nietzsches (1844-1900). In seinem Werk tritt die Philosophie in die Dichtung über. Eine von Nietzsches lyrischen Rollenmasken ist der persische Gott Zarathustra, durch dessen Mund der Dichter seine Denkfiguren von der ewigen Wiederkunft oder der dionysischen Rauschbereitschaft ausspricht. So etwa in einem berühmten Gedicht aus dem vierten Teil von Nietzsches Opus Magnum „Also sprach Zarathustra“(1883-1885):*

Das Pathos dieses lautmusikalischen Gedichts, das auch unter den Titeln „Das Nachtwandler-Lied“ und „Mitternachtslied“ in Nietzsche-Ausgaben verzeichnet ist, zielt auf den Gedanken einer Dauerhaftigkeit und Verstetigung der Lust bzw. des Dionysischen. „Tiefe“ und „Ewigkeit“ sind zentrale Topoi, die auch in anderen Zusammenhängen von Nietzsche hymnisch aufgerufen werden.

**Friedrich Rückert**

Auf Erden gehest du

Auf Erden gehest du und bist der Erde Geist;
Die Erd erkennt dich nicht, die dich mit Blüten preist.

Auf Sonnen stehest du und bist der Sonne Geist;
Die Sonn erkennt dich nicht, die dich mit Strahlen preist.

Im Winde wehest du und bist der Lüfte Geist;
Die Luft erkennt dich nicht, die dich mit Atmen preist.

Auf Wassern gehest du und bist des Wassers Geist;
Das Wasser kennt dich nicht, das dich mit Rauschen preist.

Im Herzen stehest du und bist der Liebe Geist;
Und dich erkennt das Herz, das dich mit Liebe preist.

*„WeltPoesie / Allein ist Weltversöhnung“, hat der polyglotte Spätromantiker und Orientalist Friedrich Rückert (1788-1866) im Vorspiel zu einem „chinesischen Liederbuch“ behauptet. In Rekordzeit erlernte dieses Sprachgenie Türkisch, Persisch und Arabisch und übersetzte mehr als 100.000 Verse. In seinem monumentalen Hauptwerk, dem Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen“ (1836-39), hat Rückert religiöse Überlieferungen aus allen Weltreligionen verarbeitet.*

Eine universalpoetische Anstrengung wie dieses Brahmanen-Versepos hat es in der Literaturgeschichte selten gegeben: Am Ende waren es über 2700 Gedichte, in denen Rückert Motive aus der Hindu-Literatur, den Heiligen Schriften von Islam und Christentum und anderen theologischen Denkfiguren der abendländischen Philosophie versammelte. Das Gedicht offenbart eine pantheistische Haltung Rückerts: Denn hier ist der Gott, der als „Du“ angesprochen wird, in allen irdischen Erscheinungen und Elementen gegenwärtig.

**Friedrich Rückert**

Barbarossa

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird’schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloss verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug halboffen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vors Schloss, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muss ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

**Friedrich Rückert**
Ich bin der Welt abhanden gekommen

Ich bin der Welt abhanden gekommen,
   Mit der ich sonst viele Zeit verdorben.
   Sie hat solange von mir nichts vernommen,
   Sie mag wol glauben, ich sei gestorben.

Es ist mir auch gar nichts daran gelegen,
   Ob sie mich für gestorben hält.
   Ich kann auch gar nichts sagen dagegen,
   Denn wirklich bin ich gestorben der Welt.

Ich bin gestorben dem Weltgewimmel,
   Und ruh' in einem stillen Gebiet.
   Ich leb' in mir und meinem Himmel,
   In meinem Lieben, in meinem Lied.

1821

*Der radikale Rückzug aus dem „Weltgewimmel" in die Abgeschiedenheit ist ein Lebensmodell, das viele Romantiker propagiert haben. Der habilitierte Altphilologe, Orientalist und Dichter Friedrich Rückert (1788–1866) hat diese Weltabgewandtheit jahrelang als Privatgelehrter produktiv gemacht, ein polyglotter Solitär, den selbst in seiner Zeit als Professor für orientalische Sprachen in Erlangen und Berlin kaum jemand aus seiner Verborgenheit hervorlocken konnte.*

1821, im Jahr seiner Heirat mit Luise Wiethaus-Fischer, schrieb Rückert nicht nur seinen Zyklus „Liebesfrühling", sondern auch dieses Plädoyer für die schöpferische Einsamkeit in himmlischer Ruhe. 1901 hat Gustav Mahler eins seiner intensivsten Lieder auf Rückerts Poem komponiert, eine spätromantische Tondichtung von artistischer Einfachheit. 1922 schließlich identifiziert sich Thomas Manns *Zauberberg*-Held Hans Castorp mit Rückerts Gedicht und bilanziert: „So steht es mit mir."

**Friedrich Rückert**

Kehr ein bei mir

Du bist die Ruh,
Der Friede mild,
Die Sehnsucht du
Und was sie stillt.

Ich weihe dir
Voll Lust und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug und Herz.

Kehr ein bei mir
Und schließe du
Still hinter dir
Die Pforten zu.

Treib andern Schmerz
Aus dieser Brust!
Voll sei dies Herz
Von deiner Lust.

Dies Augenzelt,
Von deinem Glanz
Allein erhellt,
O füll es ganz!

*Als polyglotter Privatgelehrter, kundiger Orientalist und Übersetzer arabischer Volksdichtungen hat sich der Romantiker Friedrich Rückert (1788-1866) einigen Nachruhm erworben, als Dichter ist er jedoch kaum noch präsent. Schon zu Lebzeiten vermochte der überaus produktive Dichter seine Familie mit sechs Kindern kaum durchzubringen. „Lyrische Gedichte“, schrieb er an seinen Verleger, sind kein gesuchtes Marktgut“, er wolle daher „hausbackene Lieder verfassen, soviel nur begehrt wird“.*

Rückerts frühe Liebesgedichte können sich durchaus mit den Heineschen Volksliedstrophen messen. Das Liebesgefühl, das sich aus den Ingredienzien Lust und Schmerz, Sehnsucht und Verlust zusammensetzt, ist in diesem 1819/20 entstandenen Gedicht anrührend illustriert. Das lyrische Ich träumt nicht nur von der Einkehr der Geliebten in ein gemeinsames Domizil, sondern von einer magischen Verschmelzung der Liebenden mit Leib und Seele. Franz Schubert hat 1823 Rückerts Gedicht vertont.

**Friedrich Rückert**

Kindertotenlied

Du bist ein Schatten am Tage
Und in der Nacht ein Licht;
Du lebst in meiner Klage
Und stirbst im Herzen nicht.

Wo ich mein Zelt aufschlage
Da wohnst du bei mir dicht;
Du bist ein Schatten am Tage
Und in der Nacht mein Licht.

Wo ich auch nach dir frage
Find ich von dir Bericht,
Du lebst in meiner Klage
Und stirbst im Herzen nicht.

Du bist ein Schatten am Tage
Und in der Nacht ein Licht;
Du lebst in meiner Klage
Und stirbst im Herzen nicht.

nach 1834

*Es war eine Wunde, die nie verheilte: Friedrich Rückert (1788-1866), der belesenste Privatgelehrte und größte Übersetzer orientalischer Sprachen, den die deutsche Literaturgeschichte kennt, verlor 1833/34 seine zwei jüngsten Kinder durch Scharlach - und reagierte mit insgesamt 428 anrührenden »Kindertotenliedern«, um nach diesem Schmerz weiterleben zu können.*

Rückert wählt hier ein einfaches, verlässliches Reimschema und die litaneihafte Wiederholung von Verszeilen, um sein unsägliches Leid in Sprache zu fassen. Die Arbeit des Gelehrten mit der phänomenalen Sprachbegabung, der die wichtigsten Dichtungen aus dem Arabischen, Persischen, dem Sanskrit und vielen anderen Sprachen ins Deutsche brachte, wurde lange kaum gewürdigt. Erst mit den 1872 veröffentlichten »Kindertotenliedern« begann sein bescheidener Nachruhm: Gustav Mahler hat einige davon vertont.

**Friedrich Rückert**

Volkslied

Ich hört ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn;
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hab' ihr Lieb verlor'n.

Die Sichel hat geschnitten
Den trocknen Halm entzwei:
Er hat es schnell erlitten,
Und nun ist es vorbei.

Es ist mir in Gedanken,
Als wenn der Schnitter Tod
Mit seiner Sichel, der blanken,
Wollt' enden meine Not.

*In seiner stupenden Fähigkeit zur Adaptierung alter Volksliedkulturen hat der polyglotte Philologe, Privatgelehrte und Dichter Friedrich Rückert (1788-1866) sich reichlich aus romantischen Quellen bedient. In seinem „Volkslied" hat er gleich zwei berühmte Vorläufer-Gedichte geplündert. Da ist zum einen das berührende Lied „Lass rauschen, lieb, lass rauschen", das als Text eines „unbekannten Dichters" in der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1806-1808) dokumentiert ist, aber aus der Feder von Clemens Brentano (1778-1842) stammt.*

Brentano hatte eine Klage über die Vergänglichkeit der Liebe geschrieben. Rückert radikalisiert den elegischen Ton des Gedichts und deutet das Bild der schneidenden Sichel im Sinne des „Schnitter Tod"-Motivs. Dieses Motiv ist einem Volkslied des 17. Jahrhunderts entnommen, das ebenfalls als „Erndtelied. Katholisches Kirchenlied" in „Des Knaben Wunderhorn" enthalten ist.

**Friedrich Schiller**

An die Freude

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elisium,

Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.

Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt,

Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

*Chor*
Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuss der ganzen Welt!
Brüder – überm Sternenzelt
Muss ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,

Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!

Ja – wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

*Chor*
Was den großen Ring bewohnet
Huldige der Simpathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,

Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.

Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,

Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

*Chor*
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt,
Über Sternen muss er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
    In der ewigen Natur.

Freude, Freude treibt die Räder
    In der großen Weltenuhr.

Blumen lockt sie aus den Keimen,
    Sonne aus dem Firmament,

Sphären rollt sie in den Räumen,
    Die des Sehers Rohr nicht kennt.

*Chor*

Froh, wie seine Sonnen fliegen,
    Durch des Himmels prächt'gen Plan,
    Laufet Brüder eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
    Lächelt sie den Forscher an.

Zu der Tugend steilem Hügel
    Leitet sie des Dulders Bahn.

Auf des Glaubens Sonnenberge
    Sieht man ihre Fahnen wehn,

Durch den Riss gesprengter Särge
    Sie im Chor der Engel stehn.

*Chor*

Duldet mutig Millionen!
    Duldet für die bess're Welt!
    Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
    Schön ist's ihnen gleich zu sein.

Gram und Armut soll sich melden,
    Mit den Frohen sich erfreun.

Groll und Rache sei vergessen,
    Unserm Todfeind sei verziehn.

Keine Träne soll ihn pressen,
    Keine Reue nage ihn.

*Chor*

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
    Ausgesöhnt die ganze Welt!
    Brüder – überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nem Blut

Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut – –

Brüder fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,

Lasst den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

*Chor*

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist,
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,

Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Männerstolz vor Königsthronen, –
Brüder, gält es Gut und Blut –

Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut.

Chor

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein:
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

**Friedrich Schiller**

Das Lied von der Glocke

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muss die Glocke werden,
Frisch, Gesellen, seid zur Hand.
   Von der Stirne heiß
   Rinnen muss der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So lasst uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muss man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ists ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Dass er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken lasst es sein,
Dass die eingepresste Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
   Kocht des Kupfers Brei,
   Schnell das Zinn herbei,
Dass die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wirds in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiterklingt.

Weiße Blasen seh ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluss.
Lassts mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guss.
   Auch von Schaume rein
   Muss die Mischung sein,
Dass vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen. -
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmisst die Welt am Wanderstabe.
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da fasst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! dass sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch ich ein,
Sehn wirs überglast erscheinen,
Wirds zum Gusse zeitig sein.
   Jetzt, Gesellen, frisch!
   Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,

Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht!
Die Liebe muss bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muss treiben.
Der Mann muss hinaus
Ins feindliche Leben,
Muss wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muss wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guss beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wirs lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
  Stoßt den Zapfen aus!
  Gott bewahr das Haus.
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießts mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft,
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen
Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihrs wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern

Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Sprützen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen, in gewaltger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme raues Bette,
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück -
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe,
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd ists aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt,
Wirds auch schön zutage kommen,
Dass es Fleiß und Kunst vergilt?
    Wenn der Guss misslang?
    Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, dass sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß
Und hoffen, dass er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ists, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust -
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Lasst die strenge Arbeit ruhn,
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich tun.
    Winkt der Sterne Licht,
    Ledig aller Pflicht
Hört der Pursch die Vesper schlagen,
Meister muss sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen
Heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein

Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesellge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen grässlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heilge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesellgen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleißge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heilgem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hats erfüllt,
Dass sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
    Schwingt den Hammer, schwingt,
    Bis der Mantel springt,
Wenn die Glock soll auferstehen,
Muss die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, dass sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruhge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ists, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielts wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Dass wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name sein,
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, dass nichts bestehet,
Das alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Dass sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt,
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

**Friedrich Schiller**

Das Mädchen aus der Fremde

In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wusste nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

**Friedrich von Schiller**

Der Handschuh

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf tut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor,
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.
Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier,
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottenderweis
Wendet sich Fräulein Kunigund:
»Herr Ritter, ist Eure Lieb so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf.«

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick –
Er verheißt ihm sein nahes Glück –
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
»Den Dank, Dame, begehr ich nicht«,
Und verlässt sie zur selben Stunde.

*Die Ballade ist als wahre Geschichte überliefert, Schiller fand sie in den „Essais historiques sur Paris de Monsieur de Saint-Foix“. Dort heißt es:*
*Eines Tages, als Franz I. einem Kampf seiner Löwen zusah, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu dem Ritter Delorges: ‚Wollt Ihr mich glauben machen, dass Ihr mich liebt, wie Ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf!’ Der Handschuh war aber in den Löwenzwinger hinabgefallen. Delorges stieg hinunter, hob den Handschuh aus der Mitte der schrecklichen Tiere auf, stieg wieder zurück, warf ihn der Dame ins Gesicht und wollte sie nie wiedersehen, ungeachtet vieler Anträge von ihrer Seite*
*König Franz I., der Frankreich von 1515 bis 1547 regierte, soll die für seine Löwenkämpfe benötigten Tiere in Paris in der späteren „Rue des Lions“ (Straße der Löwen) gehalten haben.*
*Eine frühe Fassung des Stoffs findet sich außerdem in den 1490 erschienenen Novellen Bandellos, die u. a. auch Shakespeare als Quelle dienten.*
*(Quelle: Wikipedia)*

**Friedrich Schiller**

Der Ring des Polykrates

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies alles ist mir untertänig,
Begann er zu Egyptens König,
Gestehe, dass ich glücklich bin.

Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Szepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh’ der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
Lass Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar.

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe,
Dein treuer Feldherr Polydor –
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
«Doch warn’ ich dich, dem Glück zu trauen,
Versetzt er mit besorgtem Blick.
Bedenk’, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.»

Und eh’ er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund’ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand.

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg.

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
«Fürwahr, ich muss dich glücklich schätzen,
Doch, spricht er, zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Teil.

Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld,
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Dass sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer.»

Und jener spricht, von Furcht beweget:
«Von allem was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen.»
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zerteilet,

Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
«Sieh Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O ohne Grenzen ist dein Glück!»

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
«So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.»
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

**Friedrich Schiller**

Die Bürgschaft

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon*), den Dolch im Gewande:
Ihn schlugen die Häscher in Bande,
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben:
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muss er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Dass ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket.
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muss der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da fasst er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muss ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Dass der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor,
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker“, ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Lässt schnell vor den Thron sie führen,

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn -
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!“

**Friedrich Schiller**

Die Kraniche des Ibycus

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll,
So wandert’ er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

«Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!»

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte,
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muss er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts lebendes wird hier erblickt.
«So muss ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!»

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,

Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
«Von euch ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag’ erhoben!»
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Corinth,
Die Züge, die ihm teuer sind.
«Und muss ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!»

Und jammernd hören’s alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fodert seine Wut,
Zu rächen des Erschlag’nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind’s Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat’s neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag’s zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

«Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Dass er zu Boden fallen muss.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,

Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.»

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
«Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!» –
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin,
Sieht man, in schwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

«Des Ibycus!» – Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
«Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?» –

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend flieg'ts, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen. «Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war.»

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schreckenbleiche Mund

Macht schnell die Schuldbewussten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

**Friedrich Schiller**

Hoffnung

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er - die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

*Lange vor dem Philosophen Ernst Bloch (1885-1977) hat bereits Friedrich Schiller (1759-1805) „das Prinzip Hoffnung“ entdeckt. Von der Geburt bis zum Tod treibt die Hoffnung den Menschen an; und selbst angesichts des Grabes gibt er sie nicht auf. Die Suche „nach einem glücklichen goldenen Ziel“ ist in der kollektiven Gesellschafts- wie in der Individualgeschichte eine zentrale Antriebskraft. Die dritte Strophe resümiert in einer Gedankenfigur dieses Hoffnungsvermögen als anthropologische Konstante.*

Schillers Gedicht ist im Frühjahr 1797 entstanden, als der Dichter einige Erfolge verzeichnen konnte. Seine großen philosophisch-ästhetischen Werke hatte er gerade abgeschlossen und sein geliebtes Zeitschriftenprojekt „Die Horen“ hatte sich gerade etabliert; in dieser Zeitschrift erschien auch der Erstdruck seines Gedichts. „Zu was Besserm sind wir geboren“: Das ästhetische Temperament Schillers war auch in den folgenden Jahren mit diesem Gedanken verbunden.

**Friedrich Schiller**

Nänie

Auch das Schöne muss sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Afrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Dass das Schöne vergeht, dass das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

**Friedrich Schiller**

Punschlied

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Presst der Zitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh es verdüftet
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

*Ist es nur ein in Reime gefasstes Rezept für ein alkoholisches Heißgetränk oder doch eine alchemistische Weltformel? Zweifellos hat Friedrich Schiller (1759-1805) mit diesen sechs Strophen mit jeweils vier Zeilen sein „schmalstes Gedicht“ geschrieben, wie sein Interpret Peter von Matt bewundernd vermerkt. Die vier Elemente des Mythos - Wasser, Feuer, Erde Luft - werden in diesem 1803 entstandenen Lied parallel gesetzt zu den vier Grundkräften des Lebens und den vier Bestandteilen des Punsches.*

Aber lässt sich die Welt stets in eine Konstellation von vier Elementen übersetzen? Obwohl nicht das klassisch Beständige angepriesen wird, sondern eher das Flüchtige, hat Schiller für sein „Punschlied“ eine absolut symmetrische Form gefunden. Die Typografie des Gedichts gleicht einem schlanken, in die Senkrechte gebauten Pfeiler. Die Begeisterung für die formale Symmetrie kann auch der Einwand des Schiller-Exegeten von Matt nicht dämpfen, der darauf hingewiesen hat, dass Schiller mogelt: Denn der Punsch besteht eigentlich aus fünf Zutaten.

**Friedrich Schiller**

Spruch des Confucius

Dreifach ist der Schritt der Zeit,
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

1796

*Die deutsche Klassik hat dem chinesischen Weisheitslehrer Konfuzius große Verehrung entgegengebracht. Friedrich Schiller (1759–1805) hat den Reflexionen des Konfuzianismus gleich zwei Gedichte gewidmet. Das eine davon veröffentlichte er im* Musenalmanach *des Jahres 1796.*

Die triadische Struktur der Zeit wird in den drei Strophen nachvollzogen, wobei Motive der antiken Philosophie ins Spiel kommen. Die „pfeilschnell“ entfliehende Gegenwart verweist auf die Pointe des frühgeschichtlichen Philosophen Zeno, der in seinem Bewegungs-Paradox nachzuweisen versuchte, dass der fliegende Pfeil in Wirklichkeit ruhe. Dem „Zögern“ der Zukunft, dem „Fliehen“ der Gegenwart und dem „ewigen Stillstand“ der Vergangenheit ist nur mit weiser Gelassenheit zu begegnen. Fünf Jahre nach der Niederschrift seines „Spruchs“ ließ Schiller noch eine zweite poetische Confuzius-Reflexion folgen – eine Erörterung über das Wesen des Raumes.

**Friedrich Schiller**

Was ist die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen’gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nicht hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muss dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
um Brot und Stiefel seine Stimm’ verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
der Staat muss untergehn, früh oder spät,
wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

*Eine blutige Tragödie aus der Geschichte des russischen Zarentums hat Friedrich Schiller (1759-1805) in den Mittelpunkt seines Fragment gebliebenen Dramas „Demetrius oder die Bluthochzeit zu Moskau“ (1805) gestellt. Ein entlaufener Mönch aus Litauen wird 1601 irrtümlich als der letzte legitime Nachkomme Ivans des Schrecklichen identifiziert und nach dem Sturz des Despoten Boris Godunov auf den Zarenthron gehoben. Diesem zwielichtigen „falschen Zaren“ legt Schiller harsche Worte gegen das Prinzip der Demokratie, die Mehrheitsentscheidung, in den Mund.*

Der soeben noch von der Volksbegeisterung auf den Thron gehobene Demetrius wird schon wenige Monate nach seiner Machtergreifung 1606 ermordet. Aber seine Worte gegen „die Mehrheit“ und sein Insistieren auf der Herrschaft der Wenigen wiegen schwer. Die blutigen Exzesse der Französischen Revolution hatten den Freiheitsdichter mit tiefer Skepsis gegen die Demokratie erfüllt.

**Friedrich Schiller**
Würde des Menschen

Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

1796

*In seinen 1795 verfassten Briefen »Über die ästhetische Erziehung des Menschen« hatte Friedrich Schiller (1759-1805) bereits festgehalten, dass um der »Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr geraten darf«. Dieser Gedanke, dass die Würde als Ausdruck einer »erhabenen Gesinnung« nicht über elementare Fragen der materiellen Lebenssicherung gestellt werden kann, findet dann seinen prägnantesten Ausdruck in einem Distichon, das im Januar 1796 entstand.*

Wer Schiller als Heros eines praxisentrückten Idealismus missversteht, wird sich hier die Augen reiben. Denn entgegen einem abstrakten »Würde«-Pathos wird hier in lakonisch-unmissverständlicher Weise ein materialistischer Gedanke zur Geltung gebracht. Es dauerte noch fast 150 Jahre, bis mit dem grimmigen Marxisten Bertolt Brecht (1898-1956) ein weiterer Dichter von Weltrang die Prioritäten zurechtrückte: »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.«

**Friedrich Schiller**

Zwei Eimer sieht man ab und auf ...

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muss sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

*Am 27. Dezember 1801 hatte Friedrich Schiller (1759-1805) die Übersetzung eines „tragikomischen Märchens" des venezianischen Dramatikers Carlo Gozzi (1720-1806) abgeschlossen. Im Mittelpunkt des Märchenspiels „Turandot" steht die gleichnamige chinesische Prinzessin. Um die in ganz Asien zum Sklavendasein verdammten Frauen zu rächen und selbst der Heirat zu entgehen, lässt die blutrünstige Turandot jeden Freier hinrichten, der ihre drei Rätsel nicht lösen kann.*

Um dem Weimarer Publikum nach der Uraufführung am 30. Januar 1802 den Theaterbesuch schmackhaft zu machen, schrieb Schiller für jede Inszenierung neue Versrätsel. Das achte Versrätsel, bestimmt für die Aufführung am 24. April 1802, formuliert das Bild von den zwei gegenläufig schwebenden Eimern. Die richtige Lösung, von Schiller selbst in „Antwortgedichten" enthüllt, lautet: „Der Tag ist's und die Nacht, die nie gemeinsam sind."

**Friedrich Theodor Vischer**

Anwendbar

Ein weich verpackter,
Ein fein befrackter,
Nicht sehr intakter
Charakter.

Den Vers, den hab ich im Vorrat gemacht,
Ganz ohne Objekt; ich hab halt gedacht:
Ich mach ihn einmal, er wird schon passen,
Man kann ihn brauchen in allen Gassen.

*Eine der haltbarsten Definitionen zum Wesen des Gedichts stammt von dem Hegel-Schüler und Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer (1807-1887). Er nimmt Goethes Begriff vom „Gelegenheits-gedicht“ zustimmend auf, um schließlich zu resümieren: „Die Gelegenheit ist der Zufall des Anlasses, der die Fantasie absichtslos in Bewegung setzt ... Die Situation ist der Moment, wo Subjekt und Objekt sich erfassen, dies in jenem zündet, jenes dies ergreift und sein Weltgefühl in einem Einzelgefühl ausspricht.“*

Absichtslosen Momenten einer Verbalfaszination oder einer sprachspielerischen Inspiration verdanken sich auch Vischers „Ein- und Ausfälle“, die seinem Alterswerk (nach 1860) zuzurechnen sind. Das knappe, treffliche Porträt eines Charakterlosen steht hier in einer Reihe von reimverliebten Sprüchen, lockeren Epigrammen und lästerlichen Satiren, in denen sich Vischer als Meister der Komik präsentiert.

**Friedrich Theodor Vischer**

Eiertanz

Magst du, statt einfach zu geh’n, zu stehn’n,
Einen Eiertanz lieber tanzen,
Musst in die höchste Gesellschaft geh’n,
Unter Orden und Litzen, Spitzen und Fransen,
Musst auf glattem Boden dich dreh’n.
Da tanze nach Lust
Mit gehobener Brust!
Nur rutsche nicht aus, zertritt kein Ei,
Sonst ist die Herrlichkeit vorbei. -

Nun ja! Dann werde du eben wieder
Johann, der muntere Seifensieder.

*Die primären Antriebskräfte des Ästhetikers und Dichters Friedrich Theodor Vischer (1807-1887) waren der furchtlose Spott und ketzerische Witz gegen alle religiösen und politischen Obrigkeiten. Bereits als Theologe hatte Vischer keinen Skandal gescheut und an der Universität Tübingen 1844 ein öffentliches Bekenntnis zum Pantheismus abgelegt, was ihm ein vorübergehendes Lehrverbot eintrug. In seinen Gedichten, die er 1882 in den „Lyrischen Gängen“ sammelte, mokierte er sich oft über die leeren Rituale der Mächtigen.*

Folgt man Vischers frechem Gedicht, ist der „Eiertanz“ die bevorzugte Bewegungsform der höheren Klassen. Nun wird den anderen Gesellschaftsschichten ironisch der Rückgriff auf den Eiertanz anempfohlen. Wer hierbei versagt, dem bleibt nur der Weg, den eine Gestalt des Rokoko-Dichters Friedrich von Hagedorn (1708-1754) gewählt hat: „Johann, der muntere Seifensieder“ ist das Synonym für eine etwas einfältige Arbeitsfröhlichkeit.

**Friedrich Theodor Vischer**

Empor nun, ganzes Auditorium

Empor nun, ganzes Auditorium!
Aufschwingt Euch zum Emporium,
    Allwo unbeschnipfelt
    Die Idee sich gipfelt,
    Wo das I sich tüpfelt,
    Wo der Weltbaum wipfelt,
    Wo die Weltwurst zipfelt!

    Das Abgeschmackteste,
    Hier ward es geschmeckt,
    Das Allervertrackteste,
    Hier war es bezweckt;
    Das Unverzeihliche,
    Hier sei es verziehn;
    Das ewig Langweilige
    Zieht uns dahin!

*Nie zuvor und nie danach ist so scharfzüngig, so geistreich und so ausgiebig über die literarische Ikone der Deutschen - nämlich Goethe - gespottet worden wie in Friedrich Theodor Vischers (1807-1887) satirischem Theaterstück „Faust. Der Tragödie dritter Teil“ von 1862. Das „altersschwache, unerquickliche Machwerk“ wollte der ketzerische Pfarrerssohn und Ästhetiker Vischer durch „grobe, Aristophanisch cynische, doch auch hanswurstmäßig gutmütige Satire totmachen“.*

Die berühmten „Faust“-Dialoge werden durch vergnügliche Sprachspiele aus ihren alten Kontexten herausgerissen, von allem Pathos befreit und durch allerlei Verballhornungen ins Absurde getrieben. Das berühmte „Faust“-Drama ist zum „Ewig Langweiligen“ geschrumpft. Das Gedicht, teilweise rezitiert durch einen „Chorus mysticus“, steht am Ende von Vischers „Faust“-Parodie.

**Friedrich Theodor Vischer**

Kritiker

Manch’ ein Richter
Über Dichter
Dünkt sich ein lichter,
Mehr als schlichter
Kopf
Und ist ein entfärbter
Von Halbkultur verderbter,
Zu Leder gegerbter,
Von der Natur enterbter
Tropf.

Wie: von der Natur?
Ja nun, ich meine nur:
Von der seelischen, feinen,
Nicht von der gemeinen.

*Die Lust am ketzerischen Aufbegehren wider die Orthodoxie hat der Theologe, Ästhetiker und Dichter Friedrich Theodor Vischer (1807-1887) schon früh kultiviert. 1844 handelte er sich erheblichen Ärger mit dem pietistischen Kirchenestablishment ein, als er sich in seiner Antrittsrede zum ordentlichen Professor an der Universität Tübingen zum Pantheismus bekannte. Von den Kirchenoberen wurde ihm daraufhin für zwei Jahre die Vorlesungserlaubnis entzogen. Von der Neigung zum Spott konnte Vischer aber nie ablassen.*

Die Belustigung über den Typus des Kunst-Richters und Literatur-Kritikers, von Vischer hier in einem Scherz-Gedicht seiner „Lyrischen Gänge“ (1888) zu einer hübschen Pointe gebündelt, hat ja seit Goethes Aufforderung zum Totschlag an einem „Rezensenten“ (vgl. Lyrikkalender vom 3.1.2007) eine lange Tradition. Kaum ein Autor hat bei Rezensentenbeschimpfungen aber eine solche Leichtigkeit erreicht wie eben Vischer.

**Friedrich Theodor Vischer**

Lesart

Ganz außer Maßen christlich war
Ein Fürst von Babylon,
Er mischte aus Romantik gar
Wein und Religion.

Er rief: bringt mir Champagner her
Nebst Bibel, Lumpenpack!
Trank mehr als eine Flasche leer,
Schnupft auch dazu Tabak.

Johannis Evangelium
Schlägt er dann auf mit Schall,
Es geht in seinem Ohr noch um
Der manchen Pfropfe Knall.

Er wieget mit Gedankenschwung
Den rothgesoffenen Kopf,
Dann liest er mit Beschwichtigung:
Im Anfang war der Pfropf.

1882

*Zu den intellektuellen Leidenschaften des Philosophen, Ästhetikers und humoristisch-satirischen Schriftstellers Friedrich Theodor Vischer (1807–1887) gehörten seine antiklerikalen Pointen. Als er sich im November 1844 in seiner Antrittsrede als Professor an der Tübinger Universität freimütig zum Pantheismus bekannte, wurde er für zwei Jahre mit Lehrverbot belegt. In seinen humoristisch gefärbten Gedichten setzte er seine Spötteleien wider das protestantisch-pietistische Milieu, in dem er erzogen worden war, fort.*

Das Bild des Bibel-Lesers, das Vischer hier in einer „Schnurre“ aus dem Spätwerk *Lyrische Gänge* (1882) zeichnet, fällt wenig schmeichelhaft aus. Die eklektizistische Mischung aus „Romantik“, „Wein und Religion“ ist der exegetischen Kunst des lesenden Fürsten wenig zuträglich. Am Ende wird auch noch der erste Satz aus dem Johannes-Evangelium der Lächerlichkeit preisgegeben: „Im Anfang“ war nicht mehr das Wort, sondern „der Pfropf“.

**Friedrich Theodor Vischer**

Zu spät

Sie haben dich fortgetragen,
Ich kann es dir nicht mehr sagen,
Wie oft ich bei Tag und Nacht
Dein gedacht,
Dein und was ich dir angetan
Auf dunkler Jugendbahn.
Ich habe gezaudert, versäumet,
Hab’ immer von Frist geträumet;
Ueber den Hügel der Wind nun weht:
Es ist zu spät.

*Eine Szene des Abschieds - und eine schockhafte Begegnung mit der Vergänglichkeit. In der Trauer um den endgültigen Verlust eines geliebten Menschen rekapituliert das lyrische Ich im Gedicht des Philosophen und Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer (1807-1887) die eigenen Versäumnisse. Ein Schuldgefühl stellt sich ein, das Bewusstsein eines elementaren Versagens als Liebender. Es gehört offenbar zu den schönsten Illusionen der Spezies Mensch, sich über die Befristung des Daseins hinwegzuschwindeln.*

Der linkshegelianischen Fraktion der Philosophie zugehörig, exponierte sich Vischer als ketzerischer Geist wider eine konservative Theologie und als demokratischer Aktivist in der Nationalversammlung in Frankfurt. Neben seinen philosophisch-ästhetischen Schriften publizierte er auch eine stattliche Anzahl Gedichte. In seinen 1887 publizierten „Lyrischen Gängen“ brillierte er mit scharfen Satiren, das Liebesgedicht auf einen Verstorbenen oder eine Verstorbene bildet eine Ausnahme in seinem Werk.

**Friedrich von Hausen**
In mînem troume ich sach

In mînem troume ich sach
ein harte schœne wîp
die naht unz an den tac.
dô erwachete mîn lîp.
dô wart si leider mir benomen,
daz ich enweiz, wâ si sî,
von der mir froide solte komen.
daz tâten mir diu ougen mîn.
der wolte ich âne sîn.

In meinem Traume sah ich
eine wunderschöne Frau
die Nacht bis hin zum Tag
da erwachte ich jäh
Da ward sie mir - ach - entrissen,
so daß ich nicht weiß, wo sie ist
die mir Freude schenken kann
Das taten mir meine Augen an
oh könnte ich doch ohne sie sein.

um 1180

(Übersetzung: Michael Braun)

*Dem rheinpfälzischen Minnesänger Friedrich von Hausen, der wohl um 1150 geboren wurde und auf einem Kreuzzug Friedrich „Barbarossas“ 1190 ums Leben kam, unterstellt die mediävistische Forschung gerne eine „Unterordnung der Frauenminne unter die Gottesminne“. Das mag für seine Kreuzzugslyrik gelten. Von einer Reduzierung sinnlicher zugunsten religiöser Momente kann allerdings in seinem Liebesgedicht auf „eine wunderschöne Frau“ keine Rede sein. Im Gegenteil.*

Hier gibt es nur die strahlende Präsenz einer Traumgestalt, die das Ich verzaubert. Der Liebestraum nimmt ein jähes Ende, der Verlust der „wunderschönen Frau“ scheint endgültig. Im Schmerz über diesen Verlust beklagt das unglückliche Ich die eigenen Augen als ein Sinnesorgan der Desillusionierung. Mit solchen „Minneleid“-Versen wurde Friedrich von Hausen zum Begründer der hochhöfischen Lyrik.

**Friedrich von Logau**

Abgedanckte Soldaten.

Würmer im Gewissen /
Kleider wol zerrissen /
Wolbenarbte Leiber /
Wolgebrauchte Weiber /
Ungewisse Kinder /
Weder Pferd noch Rinder /
Nimmer Brot im Sacke /
Nimmer Geld im Packe /
Haben mit genummen
Die vom Kriege kummen:
Wer dann hat die Beute?
Eitel fremde Leute.

*In dem 1654 gedruckten „Sinn-Geticht“ des barocken Epigrammatikers Friedrich von Logau (1604-1655) wird aus der Sicht von Kriegsheimkehrern die verheerende Situation nach dem Ende der Kriegshandlungen protokolliert. Im Zuge ausgedehnter Plünderungen, Verwüstungen und Vergewaltigungen sind missbrauchte Frauen und Kinder, Hunger und Elend in einem weithin entvölkerten Europa zurückgeblieben. Eine derart lakonische Bilanz des Dreißigjährigen Krieges ist selten geschrieben worden.*

Friedrich von Logau, der Abkömmling eines alten schlesischen Adelsgeschlechts, hatte die Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges am eigenen Leib erfahren. Das ihm übertragene Familienanwesen war völlig verwüstet worden - und so kann sein Epigramm auch als bittere biografische Miniatur gelesen werden. Im Gegensatz zu späteren Epochen entzaubert das barocke Epigramm die Idee des „Bellum iustum“, des gerechten Krieges vollständig. Es lässt keinen Raum mehr für patriotische Illusionen.

**Friedrich von Logau**
Des Krieges Buchstaben

Kummer, der das Mark verzehret,
Raub, der Hab und Gut verheeret,
Jammer, der den Sinn verkehret,
Elend, das den Leib beschweret,
Grausamkeit, die Unrecht fähret,
Sind die Frucht, die Krieg gewähret.

um 1650

*Friedrich von Logau (1604–1655), der Abkömmling eines niederschlesischen Adelsgeschlechts, gilt als der erste zeitkritische Epigrammatiker der deutschen Literatur. Seine scharfe Kritik am moralischen Verfall und der politischen Korrumpiertheit seiner Zeit publizierte er 1638 und 1654 in Gedichtsammlungen, die er unter dem Pseudonym Salomon von Golaw herausgab.*

Wie das Namens-Pseudonym Salomon von Golaw verdankt sich auch der um 1650 entstandene Sinnspruch über den Krieg Logaus Lust am anagrammatischen Buchstaben-Spiel: Von oben nach unten gelesen ergeben die Anfangsbuchstaben der ersten fünf Gedichtzeilen das Thema, von dem der Text handelt: „Krieg“. Solche poetischen Verfahrensweisen der Barockdichtung verweisen schon auf die Prozeduren der „experimentellen Literatur“, die erst dreihundert Jahre später das Primat des Sprachspiels entdeckte.

**Friedrich von Logau**

Glauben

Luthrisch, Päpstisch und Calvinisch,
          diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel,
          wo das Christentum dann sei.

1654

*Friedrich von Logau (1604-1655), der bedeutendste Epigrammatiker der Barockzeit, war ein Abkömmling eines alten schlesischen Adelsgeschlechts, der schwer unter den Verwerfungen des Dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte. Sein Jurastudium musste er mehrfach unterbrechen, in den Kriegswirren wäre er fast verhungert. Erst nachdem er in den Dienst der Herzoge von Brieg und Liegnitz getreten war, stabilisierte sich in seinen letzten Lebensjahren seine materielle Lage.*

In seiner Sammlung »Deutsche Sinn-Getichte« (1654), die dreitausend kurze Satiren, Denkbilder und Epigramme umfasste, kritisierte Logau den absoluten Wahrheitsanspruch der konkurrierenden Religionen, der zur Verwüstung von halb Europa geführt hatte. Als skeptischer Konservativer in der Regel auf die »Redlichkeit« der »alten deutschen Tugenden« fixiert, ist er in seinem Plädoyer für religiöse Toleranz und seiner ironischen Glossierung der Kirchenspaltung außerordentlich modern.

**Friedrich von Logau**

Heutige Weltkunst

Anders sein und anders scheinen;
Anders reden, anders meinen;
Alles loben, alles tragen,
Allen heucheln, stets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Bös' und Guten dienstbar leben;
Alles Tun und alles Dichten
Bloß auf eignen Nutzen richten:
Wer sich dessen will befleißen,
Kann politisch heuer heißen.

um 1640

*Friedrich von Logau (1604–1655), der Abkömmling eines alten schlesischen Adelgeschlechts, gilt als der bedeutendste deutschsprachige Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts. Gegen Ende seines Lebens hatte er mehr als „Drey Tausend" Reimsprüche, Kurzsatiren, Gelegenheitsgedichte, Sinnsprüche und lyrische Weisheiten in einem Buch versammelt: ein Archiv der scharfsinnigen Zeitkritik.*

In den Jahren der fürchterlichen Verheerung Europas durch den Dreißigjährigen Krieg attackierte Logau die Grausamkeit, Habsucht, Heuchelei und Sprachverwilderung seiner Zeitgenossen. In einigen seiner „Sinn-Getichte" gelangen ihm dabei grimmige Pointierungen zur politischen Klasse seiner Zeit, die auch heute verblüffende Aktualität besitzen. Die „Weltkunst" des Politischen im Barock, jenes opportunistische Spiel um Verstellung, Heuchelei, Eigennutz und Gefälligkeit, scheint sich kaum vom Handwerk des Politischen in der Gegenwart zu unterscheiden.

**Friedrich von Schlegel**

Erotische Sonette

Erstes Sonett

Um meiner Mannheit Tiefgang auszuloten
Ging ich mit nacktem Glied zu Keuschgesinnten.
Ich glaubte, diese deutlichste der Finten
Sei zwingender als Zahlen oder Zoten.

Ich trat zu Mädchen unversehns von hinten,
Sprach sanft sie an und spielte den Zeloten.
Dann fragt ich plötzlich, wann sie denn den roten
Gewaltherrn hätten, und wie lang sie minnten.

Sie sehn verdrehten Auges auf den Stecken,
Der ihnen doch galant entgegensteht.
Ich hebe sie, darauf zu stülpsen.

Zuerst wohl würgen, schreien sie, und rülpsen,
Dann fließt die Lust, und alles Weh vergeht.
Bis sie zutiefst gekitzelt drauf verrecken.

Zweites Sonett

Du meine Hand bist mehr als alle Weiber,
Du bist stets da, wie keine Frau erprobt,
Du hast noch nie in Eifersucht getobt,
Und bist auch nie zu weit, du enger Reiber.

Ovid, mein Lehrer weiland, hat dich recht gelobt,
Denn du verbirgst in dir ja alle Leiber,
Die ich mir wünsche. Kühler Glutvertreiber,
Dir hab ich mich für immer anverlobt.

Ich stehe stolz allein mit dir im Raume
Und streichle meine bläulichrote Glans.
Schon quirlt sich weiß der Saft zum Schaume,

So zieh ich aus Erfahrung die Bilanz:
Die Zweiheit paart sich nur im Wollusttraume,
Sonst paart sich meine Faust mit meinem Schwanz.

Drittes Sonett

Der raue Ost, der früh nach Rom mich jagte,
Ward dort zum Zephir hyacinthner Lüste.
Und keiner, der nur immer Mädchen küsste,
Rühm seinen Schwanz, dass er im Himmel ragte.

Auch mich erregen noch die herben Brüste
Kampan'scher Mädchen, doch wie oft verzagte
Mein Meerschaum an dem fremden Golf und klagte,
Dass ohne recht' Verständnis diese Küste.

Wie anders schmiegte sich der Arsch des Knaben
dem Schwanz in liebend-rundlichem Gehaben;
Kein Weib hat so behende mit der Zunge

Die Eichel mir geleckt wie dieser Junge.
Oh, könnt’ ich doch an deinem Marmorhintern,
Mein Knabe, viele Monde überwintern. . . !

### Viertes Sonett

Von allen Männern, die dich je bedrohten
Bin ich der geilste: sieh’ mich zitternd an . . . !
Ich zerre deine Brüste Spann für Spann
Und werde sie auf deinem Rücken knoten.

Auch deine Füße knüpfe ich daran,
Und binde deine kleinen weißen Pfoten.
Und wenn den Leib du röchelnd mir geboten
Bewunderst du in mir den starken Mann.

Und wenn du schreist, so schlitz’ ich deinen runden
Und weichen Leib mir auf mit kaltem Streiche.
Dann saugen sich die Lippen deiner Wunden

Um meinen Schwanz, dass ich vor Lust erbleiche.
Jedoch, mein Glück, es reift nicht aus zu Stunden:
Du riechst schon sehr, mein Torsoschatz, nach Leiche.

### Fünftes Sonett

So liegst du gut. Gleich wird sich’s prächtig zeigen
Wie klug mein Rat: ich schiebe meinen Dicken
In dein bemoostes Tor – man nennt das Ficken.
Du fragst warum? – Davon lass jetzt mich schweigen.

Schon seh’ ich Schmerz in deinen blanken Blicken,
Das geht vorbei: du musst zurück dich neigen,
Gleich wird dein Blut dir jubeln wie die Geigen
Von Engeln, welche ihre Brünste schicken

In bebender Musik zum Ohr der Welt.
Famos!. . . Du einst dich mir in bravem Schaukeln.
Die Schenkel schmiegen pressend, es umgaukeln

Mich Düfte, die mich locken in die Unterwelt.
Ein Stoß – ein Schrei! . . . Die weißen Glieder zittern
Im Kampf wie Apfelblüten in Gewittern.

### Sechstes Sonett

Ich flehe dich um Wunden und um Male
Von deinen Händen, die mich heilig sprechen.
Du sollst das Glied, das du gesaugt, zerbrechen,

Das steif geragt in deine Kathedrale.

Schlürf aus den Quell, der einst in weißen Bächen
In deinen Kelch gespritzt beim Bachanale! . . .
Gieß jetzt die letzte Kraft in deine Schale.
An meinem Blute magst du dich bezechen!. . .

Nimm scharfe Peitschen und geglühte Zwingen.
Schlag' fester zu und quäle meine Hoden! . . .
Lass' tiefsten Schmerz das höchste Glück mir bringen.

Mein Stöhnen preist dich brünstiger als meine Oden.
Und wenn die letzten Schreie dich umklingen
Hörst du den Dank vom seligen Rhapsoden.

Siebentes Sonett

Der Müllerbursche schiebt hinauf zur Mühle
Auf seinem Karren einen Mühlenstein.
Und in die Öffnung schob er glatt hinein
Sein steifes Glied, und schaffte so sich Kühle.

Die blonde Müll'rin sieht's im Sonnenschein.
Und trotz der unerträglich dumpfen Schwüle
Läuft sie hinab, dass prüfend sie's befühle:
Sie fasst und fühlt, es ist von Fleisch und Bein.

«Na hör', mein Junge», ruft sie sehr brutal,
«Was soll die Schweinerei mit deinem Schweif? . . !
«Ist das die Prüfung, die ich dir befahl».

«Ob du auch würdig wärest für mein Bett?»
Doch er zeigt nur die Inschrift um den Reif.
Und ach, sie liest gerührt: Elisabeth. . . . !

Achtes Sonett

Ich ward erlöst, zum Weltweib umgeschaffen,
Des irren Wanderns letzte höchste Feier.
Ich rag' ins Dämmerlicht, verhüllt vom Schleier
Der Sterne mit den bleichen Mondagraffen.

Zur Erde send' ich meinen Himmelsgeier,
Der ruft die letzten geilen Menschenaffen.
Ich werde meine Röcke höher raffen
Und alle grüßen als willkomm'ne Freier.

Ich höre schon ihr heis'res Brunstgeschrei.
Die Schwänze zucken und die Zungen lallen.
Begattend dünken sie sich schicksalsfrei.

Doch werden sie in meine Scheide fallen,
Dann will ich sie Kometen gleich mit kurzen

Und hellen Knallen in den Weltraum furzen.

### Neuntes Sonett

Verschüchtert von des Purpurbett’s Umschattung
Horcht die Prinzessin in die schwarzen Ecken.
Ihr dünkt ein schalkhaft kichernd’ Necken,
Ein seltsam’ Künden fürstlicher Begattung.

Der Prinz harrt zweifelnd seiner Kraft Erwecken
Und früh vertaner Jugend Rückerstattung.
Wie peinlich würde heute die Ermattung
Die junge Frau aus der Umarmung schrecken.

Er droht des frechen Narren fröstelnd Lachen,
Flucht seiner Jugend mondbeglänzten Nachen
Und glaubt nicht mehr an schwarzer Kräuter Sieden.

Denn selbst die einst so treuen Canthariden,
Sie haben ihren Wirkungspol verrückt
Und reichen nur, dass er den Nachtstuhl schmückt.

### Zehntes Sonett

Ich höre fern das Plätschern deiner Wasser.
Ich fühl’ mein Herz in meine Hoden sinken.
Es drängt mich wieder, dein Pipi zu trinken,
Weil ich ein ruchlos raffinierter Prasser.

Man lügt, dass deine gelben Quellen stinken.
Mich macht ihr Duft, wenn ich sie trinke, blasser.
Ich möcht, ein Kieselstein, ein ewig nasser,
In deinen Fluten selig schimmernd blinken.

So wirst du mir, Geliebte, ganz zu eigen,
Wie mehr als in des Marterbergs Ersteigen
Im Abendmahle Einer Gott verwandt.

In deiner Krypta ein verschwieg’ner Brand,
Lass züngeln mich in allen roten Winkeln
Und zischend sterben in topas’nem Pinkeln.

**Friedrich Wilhelm Güll**

Um den Herd herum die Köchin springt

Um den Herd herum die Köchin springt
Und singt ein Lied, das komisch klingt

Was soll ich denn kochen?
‘s ist alles zerbrochen.
Das Maß
Und die Pfanne,
Das Glas
Und die Kanne -
Und was ich will kaufen
Es kost’t einen Haufen:
Der Weck
Und der Fladen
Der Speck
Und der Braten,
Das Salz
Und das Mehl,
Und das Schmalz
Und das Öl,
Und die Eier
Und Feuer,
Sind heuer
So teuer!
Und krieg’ keinen Lohn -
Ich lauf’ noch davon!

*Mit seinen phantasiereichen Kinderliedern, vor allem seiner „Kinderheimat in Liedern und Bildern“(1876 ff) und seinem „Rätselstübchen“ (posthum 1882 erschienen) erlangte der bayerische Lieddichter Friedrich Wilhelm Güll (1812-1879) unter seinen Zeitgenossen des Biedermeier enorme Popularität. Gülls leichtfüßige Poeme verzichten weitgehend auf die bitterstrenge Belehrungsgeste mit erhobenem Zeigefinger und kokettieren stattdessen mit humoristischen Pointen.*

Statt mit moralistischen Reden sein Publikum und vor allem seine Hauptadressaten, die Kinder, zu verprellen, setzt Güll ganz auf die Komik und Leichtigkeit seiner lautspielerischen Reime. Und selbst das kleine Katastrophenszenario, das hier eine Köchin in Schwierigkeiten zeigt, ist kein Anlass zum Lamento, sondern zum poetischen Vergnügen: Primär ist eben „ein Lied, das komisch klingt“.

**Friedrich Wilhelm Wagner**

Sommertag

Die Sommersonne foltert fürchterlich
Den lahmen Leib. Kein Wind bewegt die Schwüle.
Der Asphalt stinkt. Es faulen die Gefühle.
Ein Droschkengaul verreckt am Sonnenstich.

Lustmörder lauern. Haftend hart und heiß
Ist eine Mädchenhand und macht ermatten.
Die kleinen Huren blühen blass. Im Schatten
Steht statuenstarr ein blinder Bettelgreis.

Und von des Lebens fadem Einerlei
Gelangweilt döst auf schattigem Balkone
Und lauscht dem Lärm entfernter Grammofone
Ein fetter, fauler Papagei.

*Einer der wildesten, aber auch unbekanntesten lyrischen Expressionisten ist der aus einem Hunsrück-Dorf stammende Friedrich Wilhelm Wagner (1892-1931), der den bizarren Simultanstil seiner Dichterkollegen Alfred Lichtenstein (1889-1914) und Jakob van Hoddis (1887-1942) auf die Spitze trieb. Die Deformation der Welt und die Dämonisierung der Metropole praktizieren die Grotesken Wagners in besonders extremer Form.*

Nach seinem ersten Gedichtband 1911 publizierte Wagner in rascher Folge weitere Bücher; einige Jahre war er auch Mitarbeiter diverser expressionistischer Zeitschriften. 1920 legte er nach einer Nervenkrise ein Buch unter dem provokativen Titel „Jungfraun platzen männertoll“ vor. Der vom Morphiumtaumel gehetzte Dichter, eine nach Aussagen von Zeitzeugen „unheimlich lange magere Gestalt“, hatte sich 1914 dem Kriegsrausch entzogen und war nach Zürich gegangen. Dort schrieb er in fieberhafter Produktivität seine Texte, die er meist an entlegene Kleinstblätter verkaufte. Das Zurücksinken in Lebensekel beleuchtet er in gesucht grellen Bildern. Nach 1920 verstummte der ausgebrannte poète maudit.

**Fritz Graßhoff**

Was ich getan

Was ich getan,
verlor den Sinn.
Weiß nicht, warum
ich fröhlich bin.

Was ich geliebt,
deckt schon der Schnee.
Weiß nicht, warum
ich weitergeh.

Gezählt ist schon
der Stunden Schlag.
Weiß nicht, warum
ich leben mag.

(In: De profundis. Deutsche Lyrik in dieser Zeit. Hrsg. von Gunter Groll. München, Desch Verlag, 1946.)

*„Ich produzier(t)e Gebrauchsware und Unnützes. Zum Unnützen gehören die Künste. Ihnen gehört meine ganze Liebe.“ An satirischer Angriffslust hat es dem Dichter, Zeichner, Maler und Songtexter Fritz Graßhoff (1913-1997) nie gefehlt. Mit derben Balladen, Chansons, „Barackenversen“ und „Pläsanterien“, die er in seiner immer wieder erweiterten „Halunkenpostille“ (erstmals 1947) zusammenstellte, wurde er in den 1950er Jahren populär. Der Songschreiber für Freddy Quinn und Lale Andersen verfasste aber auch ästhetisch ambitionierte Epigramme und Miniaturen.*

In einfachster Reimgebung gelingt Graßhoff in dieser sarkastischen Miniatur die Desillusionierung aller metaphysischen Sinngebungen der menschlichen Existenz. Das Gedicht ist vermutlich kurz vor oder nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden, an einem ethisch-philosophischen „Nullpunkt“, der keine positiven Bestimmungen des Daseins mehr zuließ. Gegen die bitteren Befunde zu Beginn einer Strophe setzt Graßhoff indes die Faktizität des Weiterlebens.

**Gabriele Eckart**

Adieu Land

Ihr Spitzel und ragenden Mauern
Ihr Losungen: WIR SIEGER DER GESCHICHTE
Und meine falschen Wohltäter
Die mir Nadel und Faden reichten um mir die Lippen
zusammenzunähen

Adieu Land
Das langsam erstickt an den unausgesprochenen Dingen
Ich lernte das Fürchten hier
In den Albträumen rannte ich
Bis jemand wie ein Gott mir eine Strickleiter zuwarf
Doch man hielt mich wenn ich klettern wollte an den Beinen
Ich ziehe meinen Weg
Adieu ihr Freunde
Die ich unterscheiden lernte in der Not
Ihr Wenigen
Ohne die alles vergebens gewesen wäre
Meine Seele mein Leib mein Schrei

(In: Jahrbuch der Lyrik 1988. Hrsg v. Christoph Buchwald und Elke Erb. Luchterhand Literaturverlag, Darmstadt 1988 ; )

*Das Buch „So sehe ick die Sache“ konnte 1984 nur in der Bundesrepublik erscheinen. Als man Gabriele Eckart auch noch durch Stasi-Erpressungen zusetzte (sie wurde zunächst als „IM Hölderlin“, später als „OPK Kontra“ geführt) , verließ die Autorin 1987 die DDR und ging in die USA.*

*Die Entschlossenheit, mit faktografischer Literatur den DDR-Alltag von innen zu erforschen, hat man der Schriftstellerin Gabriele Eckart (Jg. 1954) ziemlich verübelt. Nachdem man zwei frühe Gedichtbände der Autorin noch toleriert hatte, nahmen die DDR-Zensurbehörden Anstoß an Eckarts Sammlung von Gesprächsprotokollen aus einer havelländischen Obstbau-Produktionsgenossenschaft.*

Die politische Anklage des 1986/87 entstandenen Gedichts verzichtet auf alle Chiffrierungen: Das Heimatland aus „Spitzeln und ragenden Mauern“ hat Gabriele Eckart Alpträume verursacht. Da bleibt nur der Abschied. Der Autorin hatte man, wie aus später veröffentlichten Dokumenten hervorgeht - zum Beispiel aus einem Gedicht ihres Kollegen Adolf Endler ( Jg. 1930) - auch mit handgreiflichen Attacken zugesetzt.

**Gabriele Wohmann**
Gestern

Gestern
Kam keiner
Keiner rief
Mich hat keiner erwartet
An einer Böschung saß ich mit keinem
Fuhr weiter zu keinem
Keinem zulieb
Am Meer auch keiner
Kein Wort gesagt
Hat jemand.

*In mehr als 75 Büchern hat die Erzählerin und Gelegenheitsdichterin Gabriele Wohmann (geb. 1932) die Untiefen und Dämonien des modernen Alltagslebens mit all seinen Geschlechterkämpfen und profanen Tragödien ausgelotet. Ehegeschichten mit einer klaren Tendenz zum Scheitern oder Lebensläufe auf abschüssiger Bahn gehören zu den bevorzugten Themen dieser Autorin.*
*In ihren weit ausschwingenden Erzählgedichten des Bandes „Ich weiß das auch nicht besser“ (1980) bilanziert sie solche Biografien des beschädigten Lebens, die von unerfüllten Hoffnungen zur „nächsten kleinen Herzrhythmusstörung“ führen.*

Die poetische Inventur des Daseins endet mit einem klaren Ergebnis: das Leben lebt nicht; die Einsamkeit des Ich ist unumkehrbar, ein Du, an das man ein Lebenszeichen adressieren könnte, ist nirgendwo in Sicht. Bertolt Brechts lyrisches Alter Ego hatte in ähnlicher Situation im „Radwechsel“-Gedicht (vgl. Lyrikkalender v. 5.4.2006) wenigstens noch einen Fahrer, mit dem er vom „Straßenhang“ aus sprechen konnte. Gabriele Wohmanns einsamer Heldin bleibt nur das Selbstgespräch.

**Gabriele Wohmann**

Rasch lesen

Jetzt wie es jetzt ist
Nicht dann und wann
Nicht wie es vorhin war
Jetzt diese Beleuchtung
Für diesen Moment jetzt
Mit dem einmaligen Luftzug
Mit dem Ast dort jetzt
Himmel, das Stück Gras
Vergängliche Gruppierung der Gartenmöbel
Und deren Rot nur jetzt
Jetzt dies Glas und so wie es jetzt ist
Jetzt in dieser Hinsicht
Und nur in dieser, nur jetzt
Bin ich dafür.

(Gabriele Wohmann, Ich weiß das auch nicht besser. DTV, München 1990.)

*Gabriele Wohmann, Jahrgang 1932, veröffentlicht seit Mitte der 1950er Jahre in rascher Folge ihre Erzählungen, Romane und auch mehrere weniger bekannte Gedichtbände. Seit den 1980er Jahren tritt Wohmanns christlicher Hintergrund deutlicher in Erscheinung, auch wenn die Autorin vorsichtig mit dezidierten Aussagen ist. Und doch geht es ihr darum, Literatur „über Ungetröstete, über Trostbedürftige, über Trostversessene" zu schreiben.*

„Rasch lesen", dieser Titel des Gedichts kann als Aussage, aber auch als Aufforderung verstanden werden, das Folgende nur zu überfliegen. Und es geht auch um eine Reihe von zufälligen Eindrücken draußen unter freiem Himmel. Mit dem immer neu, fast atemlos ansetzenden „jetzt" wird die Einmaligkeit des Augenblicks evoziert, der so flüchtig ist wie ein Wimpernschlag. In der letzten Zeile erst taucht das „Ich" auf, das auf spröde, vorsichtige Art sein „Ja" zur Welt ausdrückt und sich damit auf säkulare Weise tröstet.

**Georg Büchner**
Mädel, was fangst du jetzt an

Mädel, was fangst du jetzt an
Hast ein klein Kind und kein Mann.
Ey was frag ich danach
Sing ich die ganze Nacht
Heyo popeio mein Bu. Juchhe!
Giebt mir kein Mensch nix dazu.

Hansel spann deine sechs Schimmel an
Gieb ihn zu fresse auf's neu.
Kein Haber fresse sie
Kein Wasser saufe sie
Lauter kühle Wein muss es seyn. Juchhe
Lauter kühle Wein muss es seyn.

*Das Dramenfragment „Woyzeck" Georg Büchners (1813-1837) erzählt von dem traurigen Soldaten Woyzeck, den die sozialen Gegebenheiten seiner Zeit in den Wahnsinn treiben und zum Mord an der von ihm geliebten Frau Marie. Allerdings zeichnet Büchner die Figur der Marie im Zwielicht: tatsächlich bleibt offen, ob das von Woyzeck als eigenes angesehene Kind wirklich von ihm ist.*

Die beiden von Büchner verfassten Strophen - in einigen Fassungen des Fragments fehlt die zweite - malen die Lebensumstände von Marie deutlich aus. Die Dialektfärbung und die Fehlerhaftigkeit der Verse zeichnen dabei ein Bewusstsein nach, dem die angemessenen Worte fehlen. Marie erscheint als eine Person, deren Subtext aus Floskeln und Resten der Alltagssprache besteht. Die Heterogenität der Liedzeilen lässt sich auch als sprunghaftes Raffen der Biografie von Marie deuten - als eine andere Art von Arie.

**Georg Büchner**
Nacht

Wieder eine Nacht herabgestiegen
Auf das alte ew'ge Erdenrund,
Wieder eine Finsternis geworden
In dem qualmerfüllten Kerkerschlund

1828

*Was der 15jährige Georg Büchner (1813-1837) an Weihnachten des Jahres 1828 niederschreibt, könnte man als fatalistisches Kondensat seiner späteren Theaterstücke lesen. Sein Vierzeiler benennt die ewige Finsternis der menschlichen Existenz, ein planetarisches Verhängnis, aus dem kein Entkommen ist. Denn dieses Dasein auf dem »Erdenrund« ist ein »Kerkerschlund« - der Gedanke an eine rettende Flucht kommt hier erst gar nicht auf.*

Die Büchner-Exegeten mögen darum streiten, ob diese lyrische Miniatur sein Weltbild als Dramatiker hinreichend erfasst. Im Drama »Dantons Tod« (1835) ist jedenfalls vom »grässlichen Fatalismus der Geschichte« die Rede, der alle Protagonisten historischen Veränderungswillens verschlingt. Was der Vierzeiler als finstere anthropologische Konstante benennt, wird in Büchners Stücken an exemplarischen Konstellationen ausdifferenziert. Auch sein Anti-Held »Woyzeck« (1837) wie auch der unglückliche Jakob Michael Reinhold Lenz als Protagonist der gleichnamigen Novelle (1835) sind letztlich in einem »Kerkerschlund« gefangen.

**Georg Büchner**

O meine müden Füße ihr müsst tanzen

O meine heißen Wangen, ihr müsst glühen
Im wilden Kosen,
Und möchtet lieber blühen
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müsst blitzen
Im Strahl der Kerzen,
Und lieber schlieft ihr aus im Dunkeln
Von euren Schmerzen.

O meine müden Füße ihr müsst tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief, tief
Im Boden ruhen.

*Dieses Tanzlied verweigert jeden optimistischen Schwung, es zielt nicht auf Befreiung und Beweglichkeit, sondern auf Grabesruhe. Eine existenzielle Müdigkeit legt sich hier auf alle Lebensregungen. So ist das Lied erfüllt von einer Schwere, die jeden Versuch eines tänzerischen Ausdrucks unterbindet und den Tanzenden in das Dunkel der Melancholie zieht. Es wird gesungen von Rosetta, der Geliebten des Prinzen Leonce in Georg Büchners (1813-1837) Lustspiel „Leonce und Lena“ von 1836.*

In Büchners Komödie wird der Prinz Leonce von Lebensüberdruss und Langeweile geplagt. Wenn dann sein „Liebchen“ Rosetta die Bühne betritt, ist auch die Frage nach der Liebe von Skepsis und Überdruss kontaminiert. Eine Sehnsucht nach Schlaf und nach der Erlösung von der Müdigkeit im Tod verdunkelt diesen Aufruf zum Tanz.

**Georg Friedrich Daumer**

Der Verzweifelnde

NICHT mehr zu dir zu gehen,
Beschloss ich und beschwor ich,
Und gehe jeden Abend,
Denn jede Kraft und jeden Halt verlor ich.

Ich möchte nicht mehr leben,
Möcht' augenblicks verderben,
Und möchte doch auch leben
Für dich, mit dir, und nimmer, nimmer sterben.

Ach rede, sprich ein Wort nur,
Ein einziges, ein klares!
Gib Leben oder Tod mir,
Nur dein Gefühl enthülle mir, dein wahres!

*Vom rigiden asketischen Lebensprogramm eines pietistischen Zirkels geprägt, hatte sich der Theologe und Dichter Georg Friedrich Daumer (1800-1875) als Student fast zu Tode gehungert. In seinen religionsphilosophischen Schriften geißelte er später das Christentum als lebensfeindliche Vernichtungsreligion. Als Dichter orientierte er sich an der Romantik und an orientalischen Lyrikformen:*

Das nach 1830 entstandene Gedicht „Der Verzweifelnde“ spricht von den tiefen Verletzungen und emotionalen Ambivalenzen, die ein verzweifelt Liebender durchleidet. Von der inneren Gespaltenheit, die sich in den Widersprüchlichkeiten und Paradoxien des Ichs manifestiert, wird das um Klarheit ringende Subjekt fast zerrissen. „Der Verzweifelnde“ wurde wie viele Gedichte Daumers durch Johannes Brahms (1833-1897) vertont. Als Dichter ist Daumer heute nahezu vergessen, in Erinnerung geblieben ist er jedoch als vorübergehender Erzieher des berühmten Findlings Kaspar Hauser.

**Georg Heym**

Alle Landschaften haben ...

Alle Landschaften haben
Sich mit Blau erfüllt.
Alle Büsche und Bäume des Stromes,
Der weit in den Norden schwillt.

Leichte Geschwader, Wolken,
Weiße Segel dicht,
Die Gestade des Himmels dahinter
Zergehen in Wind und Licht.

Wenn die Abende sinken
Und wir schlafen ein,
Gehen die Träume, die schönen,
Mit leichten Füßen herein.

Zymbeln lassen sie klingen
In den Händen licht.
Manche Flüstern und halten
Kerzen vor ihr Gesicht.

*Für einen Moment scheint sich der expressionistische Dichter Georg Heym (1887-1912) von seinen Abpträumen und düsteren Visionen befreit zu haben; für einen Moment der Ausgelassenheit und der Erwartung sommerlicher Leichtigkeit. Aber in der „Träumerei in Hellblau“, wie das Gedicht in der historisch-kritischen Ausgabe von Heyms Werken heißt, melden sich dann doch Signale einer Verstörung, die auf die Ankunft des Todes hindeuten.*

Wenn zunächst das Blau, das poetische Sehnsuchts- und Rausch-Wort schlechthin, den ganzen Bildraum des 1911 entstandenen Textes ausfüllt, scheint sich eine glückhafte Verschmelzung des erlebenden Subjekts mit der Natur anzudeuten. Aber wenn dann die Wolkenballung mit einem militärischen Terminus als „Geschwader“ charakterisiert wird, ist das schon ein Vorbote des Unheimlichen. Mit den „schönen Träumen“ wandelt sich dann das Bild zur sakralen Szene: Plötzlich ist da ein Flüstern und Kerzen werden vors Gesicht gehalten. Soeben war alles noch in Einklang mit himmlischer Harmonie - das Ende lässt eher an eine Totenwache denken.

**Georg Heym**

*Aus:* Verfluchung der Städte

I

Die weißen Tore, die ein schwarzes Zeichen,
Ein Totenkopf mit seinem Siegel schmückt,
Sie rollen lautlos auf. Und ihre Sparren bleichen
Vor morgenblassen Städten, die bedrückt

Ein ewges Wolkenmeer, voll Dunst gepresst,
Voll Regen, Qualm und Schwüle, fett, ein Schlauch,
Voll Unrat, und der Blitze rotes Nest
Glüht ohne Donner in dem trüben Rauch.

Und riesenhaft in ihrer weißen Schwäche
Wie Frauen feist, so dehnt der Städte Brust
Voll weißer Flecken endlos ihre Fläche
In ferne Himmel, die ihr Atem rußt.

Wie mitternächtge Bühnen, schwarz zerrissen
Vom Mondenstrahl, der durch die Wolken bricht,
So weichen ihre eisernen Kulissen
Endlos hinaus, getaucht in fahles Licht.

[Durch einer Straße blasse Morgenröte
Tanzt hin ein Weib, das schon der Tod verwest.
Ein Zwerg hinkt vorn, der eine wilde Flöte
Aus seinem weißen Affenbarte bläst.

Und hinter ihr schwankt eine lange Kette,
Ein Haufe Volk, den grauses Schweigen drückt,
Indes des Zwerges helle Klarinette
Ihr Blut mit wilder Flamme toll berückt.

Am Strom hinab, durch traurige Paläste,
Durch Höhlen, wo die Ketten rasseln laut,
Durch schwarzer Gassen düstere Moräste,
Wo ewig eine dunkle Dämmrung graut,

Vom goldnen Strom der Wollust überschwemmt,
Beißen die Kinder in die Mutterbrust.
Das Greisenvolk, das seinen Phallus stemmt
In Jungfraunhintern, wirbelt voller Lust

Wie Schmetterlinge, die die Flügel tragen
Auf Rosen süß. Es fließt der Schöße Blut.
Und alter Lesbierinnen Lefzen schlagen
Wie rote Karpfenrachen toll in Wut.

Zum Takte ihrer Herzen und der Kerker,
Den Schatten gleich, die Hermes' Ruf betört,
So zittern sie, wenn ihre Flöte stärker
Der schlaffen Adern Schwäche wild empört.

An fahlen Himmeln, die ihr Laster rötet,
Ziehn sie, ein tolles Schattenspiel, vorbei.
Die Flöte singt. Und ihre Trauer tötet
Die Geier in der Luft mit ihrem Schrei.]

III

Die schwarzen Flüsse dunkeln, wie von Händen,
Unsichtbar weißen Händen sanft berührt.
Die Segel flattern in der Buchten Bränden,
Die sanft der große Strom hinunterführt.

Die Wasser stehn am Kai und sie entzünden
Sich dunkelrot mit trüber Abendglut,
Wo in den Hafen dunkle Fleete münden
Und schwarze Schatten wiegen auf der Flut,

Wo hohe Häuser, dunkel und verraucht,
Wie Mumien sind am Wasser aufgepflanzt,
rin nachts der Mond die gelben Füße taucht,
Der auf der Wasserrosen Teppich tanzt.

Die Schiffe brennen wie von Phosphor blau,
Die weißen Segel, die der Meerwind bauscht,
Seeadlern gleich, durchfahren sie das Grau
Der Dämmerung, wo welkes Schilfrohr rauscht,

An alten Brücken fort. Das Wasser zittert
Blaugrün und lila, eine Leichenhaut.
Ein Bagno droht am Strom, das schwarz vergittert
Aus kleinen Luken auf die Wogen schaut.

V

Ihr seid verflucht. Doch eure Süße blüht
Wie eines herben Kusses dunkle Frucht,
Wenn Abend warm um eure Türme sprüht,
Und weit hinab der langen Gassen Flucht.

Dann zittern alle Glocken allzumal
In ihrem Dach, wie Sonnenblumen welk.
Und weit wie Kreuze wächst in goldner Qual
Der hohen Galgen düsteres Gebälk.

Die Toten schaukeln zu den Glockenklängen
Im Wind, der ihre schwarzen Leichen schwenkt,
Wie Fledermäuse, die im Baume hängen,
Die Toten, die der Abend übersengt.

Und wie ein Meer von Flammen ragt die Stadt
Wo noch der West wie rotes Eisen glänzt,
In den die Sonne, wie ein Stierhaupt glatt,
Die Hörner streckt, [die dunkles] Blut bekränzt.

**Georg Heym**

Berlin
I

Der hohe Straßenrand, auf dem wir lagen,
War weiß von Staub. Wir sahen in der Enge
Unzählig: Menschenströme und Gedränge,
Und sahn die Weltstadt fern im Abend ragen.

Die vollen Kremser fuhren durch die Menge,
Papierne Fähnchen waren drangeschlagen.
Die Omnibusse, voll Verdeck und Wagen.
Automobile, Rauch und Huppenklänge.

Dem Riesensteinmeer zu. Doch westlich sahn
Wir an der langen Straße Baum an Baum,
Der blätterlosen Kronen Filigran.

Der Sonnenball hing groß am Himmelssaum.
Und rote Strahlen schoss des Abends Bahn.
Auf allen Köpfen lag des Lichtes Traum.

II

Beteerte Fässer rollten von den Schwellen
Der dunklen Speicher auf die hohen Kähne.
Die Schlepper zogen an. Des Rauches Mähne
Hing rußig nieder auf die öligen Wellen.

Zwei Dampfer kamen mit Musikkapellen.
Den Schornstein kappten sie am Brückenbogen.
Rauch, Ruß, Gestank lag auf den schmutzigen Wogen
Der Gerbereien mit den braunen Fellen.

In allen Brücken, drunter uns die Zille
Hindurchgebracht, ertönten die Signale
Gleichwie in Trommeln wachsend in der Stille.

Wir ließen los und trieben im Kanale
An Gärten langsam hin. In dem Idylle
Sahn wir der Riesenschlote Nachtfanale.

III

Der Zug hielt eine Weile in den Weichen.
Von einem Tone ward das Ohr gefangen.
Von eines alten Hauses Mauern klangen
Drei Geigen schüchtern auf mit dünnem Streichen.

Drei Männer spielten in dem Hofe leise,
Von Regen waren nass die Pelerinen.

Der Blinden Schirm trug einer unter ihnen.
Die Kinder standen um sie her im Kreise.

Indes am niedren Bodenfenster oben
Ein alter Mann sah auf zum Wolkenfalle
Die stürmend sich am grauen Himmel schoben.

Der Zug fuhr an. Wir brausten in die Halle
Des Bahnhofs ein, die voll war von dem Toben
Des Weltstadtabends, Lärm und Menschenschwalle.

IV
Sommernachmittag

Das Wasser schwindet schnell auf dem Asphalt.
Warm steigt sein Dunst zum Himmel, dem verblassten.
Aus Käsekellern quillt's, und aus den Kasten
Der Blumenläden, wie ein Traum vom Wald.

Es werfen Schatten kaum die kleinen Kronen
Der staubbezogenen Bäume auf die Fliesen.
Und allenthalben sieht man die Markisen,
Weiß, rot und braun auf schlafenden Balkonen.

V
Der Regen rauscht in einer weißen Wand.
Die Wolken fliehn, als ob sie Sturm zerbliese.
Das Regenwasser läuft am Straßenrand
Und auf dem Asphalt hin in heller Brise.

Die Straßenbäume schwanken an den glatten
Pfählen, und zeigen weiß den Blättergrund.
Wie eine schwarze Schar von großen Ratten,
So stehn die Schirme vor des Bahnhofs Mund.

VI
Vorortbahnhof

Auf grüner Böschung glüht des Abends Schein.
Die Streckenlichter glänzen an den Strängen,
Die fern in einen Streifen sich verengen
Da braust von rückwärts schon der Zug herein.

Die Türen gehen auf. Die Gleise schrein
Vom Bremsendruck. Die Menschenmassen drängen
Noch weiß vom Kalk und gelb vom Lehm. Sie zwängen
Zu zwanzig in die Wagen sich herein.

Der Zug fährt aus, im Bauch die Legionen.
Er scheint in tausend Gleisen zu verirren,
Der Abend schluckt ihn ein, der Strang ist leer.

Die roten Lampen schimmern von Balkonen.
Man hört das leise Klappern von Geschirren
Und sieht die Esser halb im Blättermeer.

VII
Laubenfest

Schon brennen die Lampions wie bunte Trauben
An langen Schnüren über kleinen Beeten,
Den grünen Zäunen, und von den Staketen
Der roten Bohnen leuchtend in die Lauben.

Gesumm von Stimmen auf den schmalen Wegen.
Musik von Trommeln, Pauken und Trompeten.
Es steigen auf die ersten der Raketen
Und platzen oben wie ein Silberregen.

Auf einer Bank sitzt, von den Jahren bleich,
Ein Mütterchen in dem beblümten Kleid.
Herüber schallt der Tanzmusik Gestreich.

Im blauen Abend steht Gewölke weit,
Delphinen mit den rosa Flossen gleich,
Die schlafen auf der Meere Einsamkeit.

VIII

Schornsteine stehn in großem Zwischenraum
Im Wintertag, und tragen seine Last,
Des schwarzen Himmels dunkelnden Palast.
Wie goldne Stufe brennt sein niedrer Saum.

Fern zwischen kahlen Bäumen, manchem Haus,
Zäunen und Schuppen, wo die Weltstadt ebbt,
Und auf vereisten Schienen mühsam schleppt
Ein langer Güterzug sich schwer hinaus.

Ein Armenkirchhof ragt, schwarz, Stein an Stein,
Die Toten schaun den roten Untergang
Aus ihrem Loch. Er schmeckt wie starker Wein.

Sie sitzen strickend an der Wand entlang,
Mützen aus Ruß dem nackten Schläfenbein,
Zur Marseillaise, dem alten Sturmgesang.

**Georg Heym**

Der Gott der Stadt

Auf einem Häuserblocke sitzt er breit.
Die Winde lagern schwarz um seine Stirn.
Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit
Die letzten Häuser in das Land verirrn.

Vom Abend glänzt der rote Bauch dem Baal,
Die großen Städte knien um ihn her.
Der Kirchenglocken ungeheure Zahl
Wogt auf zu ihm aus schwarzer Türme Meer.

Wie Korybanten-Tanz dröhnt die Musik
Der Millionen durch die Straßen laut.
Der Schlote Rauch, die Wolken der Fabrik
Ziehn auf zu ihm, wie Duft von Weihrauch blaut.

Das Wetter schwelt in seinen Augenbrauen.
Der dunkle Abend wird in Nacht betäubt.
Die Stürme flattern, die wie Geier schauen
Von seinem Haupthaar, das im Zorne sträubt.

Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust.
Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt
Durch eine Straße. Und der Glutqualm braust
Und frisst sie auf, bis spät der Morgen tagt.

**Georg Heym**

Der Himmel wird so schwarz ....

Der Himmel wird so schwarz, als würd es Nacht.
Der bleiche Schein der fernen Blitze loht,
Wie Todes Aug aus gelber Maske droht.
Das Wetter zieht herauf in dunkler Pracht.

Der erste Windstoß presst die Kiefern rau.
Die Raben wirbeln auf wie schwarzes Laub.
Vom weißen Strande wälzt sich hoch der Staub
Und zieht zur See hinaus wie Wolken grau.

Die Möwen ziehn am Wasser ihren Kreis.
Ihr Fittich ist wie Frauenschultern rein.
Des Ufers Villen stehen in dem Schein
Des wetterdunklen Himmels seltsam weiß.

Der Regen rauscht in Abends Dunkelheit.
Fern in den Wolken noch der Donner hallt.
Im Wind und Regen friert der Uferwald
Wie in Novemberabends Traurigkeit.

*Dieses Gedicht aus dem Nachlass des Frühexpressionisten Georg Heym (1887-1912) steht in einer Reihe von apokalyptischen Texten, in denen ein heraufziehendes Gewitter als schweres Zeichen für einen größeren Untergang fungiert. Die Erde ist hier in Aufruhr und zeigt ihr düsterstes Antlitz - die Schwärze des Himmels kontrastiert dabei mit dem seltsam künstlichen Weiß der Strandvillen und der Frauenschultern.*

In dem motivverwandten Gedicht „Vor einem Gewitter“, das freilich ein Jahr nach dem vorliegenden Gedicht entstand - „Der Himmel wird so schwarz ...“ ist auf den Juni 1910 datiert -, wird die katastrophische Vision explizit: „Und viele sterben jetzt ...“, heißt es in einem Vers des Gewitter-Gedichts. Die sich verfinsternde Natur ist bei Heym nur ein Vorzeichen für die eschatologische Erwartung, die er in seinen Tagebüchern formuliert: Dass nämlich ein Krieg kommen möge, der den faulen Frieden zerreißt.

**Georg Heym**

Der Krieg

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmrung steht er, groß und unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

In den Abendlärm der Städte fällt es weit,
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit.
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.
Es wird still, Sie sehn sich um. Und keiner weiß.

In den Gassen fasst es ihre Schulter leicht.
Eine Frage. Keine Antwort. Ein Gesicht erbleicht.
In der Ferne zittert ein Geläute dünn,
Und die Bärte zittern um ihr spitzes Kinn.

Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an,
Und er schreit: „Ihr Krieger alle, auf und an!"
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
Drum von tausend Schädeln laute Kette hängt.

Einem Turm gleich tritt er aus die letzte Glut,
Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut.
Zahllos sind die Leichen schon im Schilf gestreckt,
Von des Todes starken Vögeln weiß bedeckt.

In die Nacht er jagt das Feuer querfeldein,
Einen roten Hund mit wilder Mäuler Schrein.
Aus dem Dunkel springt der Nächte schwarze Welt,
Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.

Und mit tausend hohen Zipfelmützen weit
Sind die finstren Ebnen flackend überstreut,
Und was unten auf den Straßen wimmelnd flieht,
Stößt er in die Feuerwälder, wo die Flamme brausend zieht.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,
Gelbe Fledermäuse, zackig in das Laub gekrallt,
Seine Stange haut er wie ein Köhlerknecht,
In die Bäume, dass das Feuer brause recht.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühnden Trümmern steht,
Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht

Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,
Dass er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.

**Georg Heym**

Der Winter

Der Sturm heult immer laut in den Kaminen,
Und jede Nacht ist blutigrot und dunkel,
Die Häuser recken sich mit leeren Mienen.

Nun wohnen wir in rings umbauter Enge
Im kargen Licht und Dunkel unserer Gruben,
Wie Seiler zerrend grauer Stunden Länge.

Die Tage zwängen sich in niedre Stuben,
Wo heisres Feuer krächzt in großen Öfen.
Wir stehen an den ausgefrornen Scheiben
Und starren schräge nach den leeren Höfen.

(1911)

*In den späten Natur- und Landschaftsgedichten des Expressionisten Georg Heym (1887-1912) regieren Bilder tödlicher Fremdheit und Erstarrung. Der Winter wird zur Allegorie für eine Welt, die in den letzten Zügen liegt. Es ist ein fast posthumaner Kosmos: Die Menschen erscheinen hier als in ein unterirdisches Reich verbannte Wesen, geduckte, auf engstem Raum zusammengepresste Gestalten, die auf eine abgestorbene Natur starren.*

In der winterlichen Szenerie, die Heym in diesem Anfang Oktober 1911 entstandenen Gedicht zeichnet, ist jeder Lebensimpuls erstickt. Die Naturerscheinungen sind durchweg bedrohlich, der Ausblick in die gefrorene Landschaft trifft auf eine beklemmend leere Welt. Die zeitgleich dazu entstandenen Tagebuchnotizen Heyms bekunden die Verzweiflung des Autors, der sich zum Untergang verurteilt sieht: „Ich weiß nicht mehr, wo mein Weg hingeht. Früher war alles klar, einfach. Jetzt ist alles dunkel, auseinander, zerstreut.“

**Georg Heym**

Die Dämonen der Städte

Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,
Die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.
Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn
Die Wolken schwarz vom Rauch und Kohlenruß.

Ihr langer Schatten schwankt im Häusermeer
Und löscht der Straßen Lichterreihen aus.
Er kriecht wie Nebel auf dem Pflaster schwer
Und tastet langsam vorwärts Haus für Haus.

Den einen Fuß auf einen Platz gestellt,
Den anderen gekniet auf einen Turm,
Ragen sie auf, wo schwarz der Regen fällt,
Panspfeifen blasend in den Wolkensturm.

Um ihre Füße kreist das Ritornell
Des Städtemeers mit trauriger Musik,
Ein großes Sterbelied. Bald dumpf, bald grell
Wechselt der Ton, der in das Dunkel stieg.

Sie wandern an dem Strom, der schwarz und breit
Wie ein Reptil, den Rücken gelb gefleckt
Von den Laternen, in die Dunkelheit
Sich traurig wälzt, die schwarz den Himmel deckt.

Sie lehnen schwer auf einer Brückenwand
Und stecken ihre Hände in den Schwarm
Der Menschen aus, wie Faune, die am Rand
Der Sümpfe bohren in den Schlamm den Arm.

Einer steht auf. Dem weißen Monde hängt
Er eine schwarze Larve vor.-Die Nacht,
Die sich wie Blei vom finstern Himmel senkt,
Drückt tief die Häuser in des Dunkels Schacht.

Der Städte Schultern knacken. Und es birst
Ein Dach, daraus ein rotes Feuer schwemmt.
Breitbeinig sitzen sie auf seinem First
Und schrein wie Katzen auf zum Firmament.

In einer Stube voll von Finsternissen
Schreit eine Wöchnerin in ihren Wehn.
Ihr starker Leib ragt riesig aus den Kissen,
Um den herum die großen Teufel stehn.

Sie hält sich zitternd an der Wehebank.
Das Zimmer schwankt um sie von ihrem Schrei,
Da kommt die Frucht. Ihr Schoß klafft rot und lang
Und blutend reißt er von der Frucht entzwei.

Der Teufel Hälse wachsen wie Giraffen.
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält
Es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen
Des Schrecks Froschfinger, wenn sie rückwärts fällt.

Doch die Dämonen wachsen riesengroß.
Ihr Schläfenhorn zerreißt den Himmel rot.
Erdbeben donnert durch der Städte Schoß
Um ihren Huf, den Feuer überloht.

**Georg Heym**

Die Stadt der Qual

*Ἔρως ,* δς έν *κτήμασι* πίπτεις

Ich bin in Wüsten eine große Stadt
Hinter der Nacht und toten Meeren weit.
In meinen Gassen herrscht stets wilder Zank
Geraufter Bärte. Ewig Dunkelheit

Hängt über mir wie eines Tieres Haut.
Ein roter Turm nur flackert in den Raum.
Ein Feuer braust und wirft den Schein von Blut
Wie einen Keil auf schwarzer Köpfe Schaum.

Der Geißeln Hyder bäumt in hoher Faust.
In jedem Dunkel werden Schwerter bloß.
Und auf den Toten finstrer Winkel hockt
Ein Volk von bleichen Narren, kettenlos.

Der Hunger warf Gerippe auf mich hin.
Der Brunnen Röhren waren alle leer;
Mit langen Zungen hingen sie darin,
Blutig und rau. Doch kam kein Tropfen mehr.

Und gelbe Seuchen blies ich über mich.
Die Leichenzüge gingen auf mir her,
Ameisen gleich mit einem kleinen Sarg,
Und winzige Pfeiferleute bliesen quer.

Altäre wurden prächtig mir gebaut
Und sanken nachts in wildem Loderschein.
Im Dunkel war der Mord. Und lag das Blut
Rostfarbner Mantel auf der Treppen Stein.

Asche war auf der Völker Haupt gestreut,
Zerfetzt verflog ihr hären Kleid wie Rauch.
So saßen sie wie kleine Kinder nachts
In tauber Angst auf meinem großen Bauch.

Ich bin der Leib voll ausgehöhlter Qual.
In meinen Achseln rotes Feuer hängt.
Ich bäume mich, und schreie manchmal laut,
In schwarzer Himmel Grabe ausgerenkt.

**Georg Heym**

Die Stadt

Sehr weit ist diese Nacht. Und Wolkenschein
Zerreißet vor des Mondes Untergang.
Und tausend Fenster stehn die Nacht entlang
Und blinzeln mit den Lidern, rot und klein.

Wie Aderwerk gehn Straßen durch die Stadt,
Unzählig Menschen schwemmen aus und ein.
Und ewig stumpfer Ton von stumpfem Sein
Eintönig kommt heraus in Stille matt.

Gebären, Tod, gewirktes Einerlei,
Lallen der Wehen, langer Sterbeschrei,
Im blinden Wechsel geht es dumpf vorbei.

Und Schein und Feuer, Fackeln rot und Brand,
Die drohn im Weiten mit gezückter Hand
Und scheinen hoch von dunkler Wolkenwand.

**Georg Heym**

Eifersucht

Die Straße wird zu einem breiten Strich.
Die Häuser werden weiß wie eine Wand.
Die Sonne wird ein Mond. Und unbekannt,
Gleichgültig, fremd ein jedes Angesicht.

Sie sehen aus wie Blätter von Papier,
Weiß, unbeschrieben. Aber hinten winkt
Ein schlankes blaues Kleid, das fern versinkt
Und wieder auftaucht und sich fern verliert.

Auf seinem Nacken sitzt die Eifersucht.
Ein altes Weib, gestiefelt. Einen Dorn
Bohrt in das Hirn sie ihm und haut den Sporn
In ihres Reittiers weicher Flanken Bucht.

*„Ich habe jetzt für Farben einen geradezu wahnsinnigen Sinn“, notiert der Expressionist Georg Heym (1887-1912) in einer Tagebuchaufzeichnung vom September 1910 - und deklariert im gleichen Atemzug Weiß und Violett zur „Farbe der Krankheiten“. Tatsächlich sind die poetischen Befunde, die der verzweifelt-lebenshungrige Poet und Jurist der Gesellschaft seiner Zeit stellt, immer von Signalfarben markiert. Im Oktober 1910 kündigt das Weiß in einem Gedicht die Ankunft der „Eifersucht“ an.*

Als er dieses Gedicht schrieb, hatte Heym gerade seine ersten Gedichte in einer Wochenschrift veröffentlicht und mit seinen Auftritten im „Neopathetischen Cabaret“ Berlins den Verleger Ernst Rowohlt neugierig gemacht. Neben die weiße Physiognomie der Eifersucht traten in den Gedichten alsbald die düstersten Farbenspiele, die das Todesgrauen und die Dämonie der Großstadt heraufbeschwörten.

**Georg Heym**

Letzte Wache

Wie dunkel sind deine Schläfen
Und deine Hände so schwer.
Bist du schon weit von dannen,
Und hörst mich nicht mehr?

Unter dem flackernden Lichte
Bist du so traurig und alt,
Und deine Lippen sind grausam
In ewige Starre gekrallt.

Morgen schon ist hier das Schweigen
Und vielleicht in der Luft
Noch das Rascheln von Kränzen
Und ein verwesender Duft.

Aber die Nächte werden
Leerer nun, Jahr um Jahr,
Hier wo dein Haupt lag und leise
Immer dein Atem war.

1911

*„Georg Heym: Der nicht den Weg weiß“: So überschrieb der Dichter Georg Heym (1887–1912), einer der herausragenden Gestalten des expressionistischen Jahrzehnts, im Dezember 1911 eins seiner Tagebuchhefte. Die Gewissheit, dass sein Lebensweg früh enden werde, hat sich schon in seine allerersten, von grellen Visionen eines kommenden Schreckens geprägten Gedichte eingeschrieben. Im September 1911 evoziert er in einem seiner finstersten, trauervollsten Poeme den Abschied von einem geliebten Menschen.*

Das Schweigen des Todes erzeugt einen Sog, der auch den Überlebenden, der die Totenwache hält, in seinen finsteren Bannkreis zieht. Von den dunklen Schläfen und erstarrenden Händen des Toten ist auch derjenige affiziert, der hier Abschied nimmt. Die Sprache des Gedichts wirkt gedämpft, ein dunkel tönendes Gemurmel, das in der angekündigten „Leere“ der künftigen einsamen Nächte zu verhallen scheint. Vier Monate nach der Niederschrift dieses Gedichts ertrank Georg Heym beim Schlittschuhlaufen auf der Havel.

**Georg Heym**
November

Der wilden Affenscheiße ganze Fülle
Liegt auf der Welt in den Novemberkeiten.
Der Mond ist dumm. Und auf den Straßen schreiten
Die Regenschirme. Dass man warm sich hülle

In starke Unterhosen schon beizeiten.
Nur Bethge* haust noch auf dem Dichter-Mülle.
Man nehme sein Geschmier. Zum Arschwisch knülle
Man das Papier zum Dienst der Hinterseiten.

Die Martinsgans glänzt in der braunen Pelle.
stefan george steht in herbstes-staat.
an Seiner nase hängt der perlen helle.

Ein gelbes Rotztuch blinkt. Ein Auto naht.
Drin sitzt mit Adlerblick die höchste Stelle.
Fanfare tutet: Sellerie Salat.

* oder Benzmann oder Hesse – nach Belieben!

1910

*In seinem erstmals im November 1910 veröffentlichten Spottgedicht färbt Georg Heym (1887–1912) seinen Expressionismus mit aggressiver Drastik: gegen die Dichterkollegen wird nach allen Seiten mächtig ausgeteilt. Die ganze Welt erscheint dem Dichter als ein Exkrement – und die Dichter blamieren sich als lächerliche Subjekte.*

Der geistesaristokratische Stil Stefan Georges wird ebenso böse kommentiert wie die Texte von Heyms mittelmäßigen Zeitgenossen. Hans Bethge war ein Nachdichter orientalischer Werke, Hans Benzmann ein betulicher Naturdichter. Und auch den damals zum Star aufgestiegenen Hermann Hesse wünscht Heym auf den „Dichter-Mülle“. Auf literarische Freunde oder Verbündete legte Heym keinen Wert. Der ganze Literaturbetrieb schrumpft zum „Arschwisch“.

**Georg Heym**

Umbra vitae

Die Menschen stehen vorwärts in den Straßen
Und sehen auf die großen Himmelszeichen,
Wo die Kometen mit den Feuernasen
Um die gezackten Türme drohend schleichen.

Und alle Dächer sind voll Sternedeuter,
Die in den Himmel stecken große Röhren,
Und Zauberer, wachsend aus den Bodenlöchern,
Im Dunkel schräg, die ein Gestirn beschwören.

Selbstmörder gehen nachts in großen Horden,
Die suchen vor sich ihr verlornes Wesen,
Gebückt in Süd und West und Ost und Norden,
Den Staub zerfegend mit den Armen-Besen.

Sie sind wie Staub, der hält noch eine Weile.
Die Haare fallen schon auf ihren Wegen.
Sie springen, dass sie sterben, und in Eile,
Und sind mit totem Haupt im Feld gelegen,

Noch manchmal zappelnd. Und der Felder Tiere
Stehn um sie blind und stoßen mit dem Horne
In ihren Bauch. Sie strecken alle Viere,
Begraben unter Salbei und dem Dorne.

Die Meere aber stocken. In den Wogen
Die Schiffe hängen modernd und verdrossen,
Zerstreut, und keine Strömung wird gezogen,
Und aller Himmel Höfe sind verschlossen.

Die Bäume wechseln nicht die Zeiten
Und bleiben ewig tot in ihrem Ende,
Und über die verfallnen Wege spreiten
Sie hölzern ihre langen Finger-Hände.

Wer stirbt, der setzt sich auf, sich zu erheben,
Und eben hat er noch ein Wort gesprochen,
Auf einmal ist er fort. Wo ist sein Leben?
Und seine Augen sind wie Glas zerbrochen.

Schatten sind viele. Trübe und verborgen.
Und Träume, die an stummen Türen schleifen,
Und der erwacht, bedrückt vom Licht der Morgen,
Muss schweren Schlaf von grauen Lidern streifen.

**Georg List**
Auf die liederlichen Versverderber

Ihr ungestimmten Flöten
Verhungerter Poeten,
Pfeift vor ein Maß verdorbnes Bier
Der Welt verwegne Possen für!
Geht ohngefähr dem Dorf ein Richter ab,
Wie foltert ihr den Kopf durch tiefes Sinnen
Und seid bemüht bei dessen Grab
Durch einen Reim ein Taglohn zu gewinnen.
Vor kleines Geld verkauft man große Lügen,
Die Stein und Eisen überwiegen.
Schlaf aus, du träumender Poet!
Suchst du die Toten aufzuwecken,
So musst du selbst nach Geist und Leben schmecken!

*Der lutherische Theologe Georg List (auch Georg Listhenius bzw. Lysthenius) muss ein strenger und machtbewusster Gralshüter des Protestantismus gewesen sein. Der 1532 in Naumburg geborene und 1596 in Dresden gestorbene Gottesdiener durchlief eine steile Karriere vom Pfarrer bis hin zum kursächsischen Hofprediger und Beichtvater des Kurfürsten August. In dieser Funktion geriet er in Konflikt mit bestimmten Spielarten des Calvinismus. „Verdächtige Theologen" bekämpfte er nicht nur mit Polemiken, sondern auch mit inquisitorischen Kampagnen. Als Dichter nahm er sich die „Versverderber" vor.*

Der grimmige Gottesmann lässt hier die Zunft der Dichter seine ganze Verachtung spüren. Die Poeten geben ein jämmerliches Bild ab: Elendsgestalten und rettungslose Grübler, die für einen Hungerlohn zu jeder Narretei und Lüge bereit sind. Georg List greift auf alle denkbaren Klischees über Poeten zurück, um am Ende mehr Realitätsbewusstsein und „Geist" einzufordern. Dieses selbstgerechte Tribunal über die Dichtung ist das Manifest eines autoritären Charakters.

**Georg Maurer**

Geisterbahn

Ich fuhr in die Nacht der Geisterbahn.
Geöffnetes Fleisch, geplatzte Venen.
In den Kurven Köpfe nicken und höhnen.
Schleier wehn. Ich fass sie nicht an.
Die Freundin hat sich an mich gedrückt.
Ich lache Mut, wenn sie erschrickt.
Doch dröhnender lacht der rote Bauch.
Wir fahren vorüber und lachen auch.
Wir wissen nicht, was kommen wird.
Wir fahren nur einmal die Geisterbahn.
Wir legten dreißig Pfennig an.
Mehr hatten wir beide nicht.
Was kommen wird, wissen wir doch.
Ich meine nicht das Ausgangsloch.
Was auf uns kommt, auf das sind wir gekommen.
Was uns mitnimmt, hatten wir mitgenommen.

(Ich sitz im Weltall auf einer Bank im Rosental. Hrsg. von Eva Maurer. Edition Wörtersee. Connewitzer Verlagsbuchhandlung Peter Hinke. Leipzig 2007 

*Der Ruhm des Dichters Georg Maurer (1907-1971) gründet sich bis heute auf seine Zeit als poeta doctus am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig, wo er von 1955 bis zu seinem Tod 1971 eine Professur innehatte und mindestens zwei Dichtergenerationen der DDR als Lehrer, Mentor, Übersetzer und Vermittler prägte. Nach einer bildungsbürgerlichen Sozialisation in Siebenbürgen geriet er als Soldat in sowjetische Kriegsgefangenschaft - und wandelte sich dort zum Marxisten. Seit 1945 wurde das produzierende Subjekt sein großes Thema und die Arbeit als „große Selbstbegegnung des Menschen“.*

Der Ausnahmezustand der „Geisterbahn“ mit ihren simulierten Drohungen und Schrecknissen bildet hier nur die Kulisse für ein Gedicht über die Zukunft. Die letzten beiden Verse, als dialektisches Wortspiel strukturiert, lesen sich wie die Standortbestimmung eines kollektiven „Wir“ in seiner Gesellschaftsordnung. Diese beiden Schlusszeilen enthalten einen Appell an den Veränderungswillen des Menschen, der selbst über sein soziales Schicksal entscheidet.

**Georg Maurer**

Verspätete Antwort

Die Antwort sprang nicht schnell hervor,
des Fragers Angriff abzufangen.
Der Sieg des Fragers ist vergangen.
Doch sitzt die Frage mir im Ohr:
ein Angriff nicht mehr existent.
Doch meine Antwort ist jetzt da!
So wie ein Käferbein ganz angestrengt,
ein Spinnenbein, sich in der Luft bewegt,
fühl ich die Antwort, die sich lüstern regt,
Tentakeln gleich sich um die Frage legt,
übt, fängt und fasst, als ob, was nicht geschah,
geschehn sei. - Spott ich meiner beim Spazieren,
spür ich die Antwort immer noch sich rühren.

(Ich sitz im Weltall auf einer Bank im Rosental. Hrsg. von Eva Maurer. Edition Wörtersee. Connewitzer Verlagsbuchhandlung Peter Hinke. Leipzig 2007 

*Von 1955 bis 1970 hatte der aus Siebenbürgen stammende Dichter Georg Maurer (1907-1971) eine Schlüsselposition im literarischen Betrieb der DDR inne. Als Hochschullehrer am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig wurde er zum verehrten Mentor einer ganzen Generation bedeutender Poeten (Volker Braun, Adolf Endler, Sarah Kirsch u.a.), die ihrer Sozialisation in der „Sächsischen Dichterschule“ viel verdanken. In seinen eigenen Gedichten demonstrierte Maurer sein hoch entwickeltes Formbewusstsein.*

Das 1962 entstandene Gedicht inszeniert in strenger Metrik den Verlauf eines angriffslustigen Disputs, wobei ein Teilnehmer seine Niederlage einräumt. Das dialektische Wechselspiel von Rede und Gegenrede scheint mit dem Triumph des Fragenden zu enden - der rhetorisch Unterlegene grämt sich ob seiner „verspäteten Antwort“. Trotz der Selbstironie des Unterlegenen ist aber die Energie seiner Antithese noch nicht erloschen.

**Georg Trakl**

De Profundis

Es ist ein Stoppelfeld, in das ein schwarzer Regen fällt.
Es ist ein brauner Baum, der einsam dasteht.
Es ist ein Zischelwind, der leere Hütten umkreist –
Wie traurig dieser Abend.

Am Weiler vorbei
Sammelt die sanfte Waise noch spärliche Ähren ein.
Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung
Und ihr Schoß harrt des himmlischen Bräutigams.

Bei der Heimkehr
Fanden die Hirten den süßen Leib
Verwest im Dornenbusch.

Ein Schatten bin ich ferne finsteren Dörfern.
Gottes Schweigen
Trank ich aus dem Brunnen des Hains.

Auf meine Stirne tritt kaltes Metall.
Spinnen suchen mein Herz.
Es ist ein Licht, das in meinem Mund erlöscht.

Nachts fand ich mich auf einer Heide,
Starrend von Unrat und Staub der Sterne.
Im Haselgebüsch
Klangen wieder kristallne Engel.

**Georg Trakl**

Ein Winterabend

*2. Fassung*

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.

Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

**Georg Trakl** (1887-1914)
Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldenen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt
Das vergossenen Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise ertönen im Rohr die dunklen Flöten des Herbstes.
stolzere Trauer! Ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

**Georg Trakl**
Im Winter

Der Acker leuchtet weiß und kalt.
Der Himmel ist einsam und ungeheuer.
Dohlen kreisen über dem Weiher
Und Jäger steigen nieder vom Wald.

Ein Schweigen in schwarzen Wipfeln wohnt.
Ein Feuerschein huscht aus den Hütten.
Bisweilen schellt sehr fern ein Schlitten
Und langsam steigt der graue Mond.

Ein Wild verblutet sanft am Rain
Und Raben plätschern in blutigen Gossen.
Das Rohr bebt gelb und aufgeschossen.
Frost, Rauch, ein Schritt im leeren Hain.

1913

*„Es bleibt nichts mehr übrig als ein Gefühl wilder Verzweiflung und des Grauens über dieses chaotische Dasein; lassen Sie mich verstummen davor." Diese briefliche Mitteilung Georg Trakls (1887–1914) an seinen Förderer Ludwig von Ficker, abgefasst im März 1913, liest man wie ein existenzielles Signum seines Dichterlebens.*

In den Gedichten des Salzburger Unglücksmannes stößt man auf immer dieselben Topoi und Motivkreise: auf Schweigen, Kälte, Schuld, Verfall und Verwesung. Im Wintergedicht, das in Trakls erstem Gedichtband aus dem Jahr 1913 zu finden ist, scheint die Natur in einer universellen Erstarrung eingefroren, die verbliebenen Zeichen des Lebendigen umweht eine Bedrohung. Der umarmende Reim verstärkt noch den Effekt der Einschließung. Zwar flackert noch ein Licht aus menschlichen Behausungen, aber der dritten Strophe dominieren die Bilder des Unheils und der Gewalt: das verblutende Wild, die „blutigen Gossen" und das „aufgeschossene" Rohr.

**Georg Trakl**
In den Nachmittag geflüstert

Sonne, herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen raue Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung von Ruh und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

1912

*Ein Großteil der Poesie des österreichischen Dichters und „Medikamentenakzessisten" Georg Trakl (1887-1914) besteht aus suggestiv geformten „Sterbeklängen". Und auch sein 1912 geschriebenes Herbstbild durchweht jene hypnotische Todes-Melodie, die auf einer eigentümlichen Farbenmystik und omnipräsenten Schreckensvisionen beruht:*

Der „Farbentraum" des Dichters führt in innere Bezirke, in halluzinatorische Phantasmagorien. Aus der Stille eines Herbsttags steigen plötzlich rätselhafte Figuren hervor: ein „braunes Mädchen", ein „weißes Tier" und schließlich die „Stirne Gottes". Die letzte Strophe hat etwas Beschwichtigendes: Der drohende „Wahnsinn" wird offenbar von einem häuslichen Idyll abgewehrt. Aber „Ruh und Wein" und eine „milde Lampe" vermochten die allumfassende Traurigkeit des Dichters und Drogenessers Georg Trakl nicht zu verscheuchen. Am 3. November 1914 stirbt er an einer Überdosis Kokain.

**Georg Trakl**

In Venedig

Stille in nächtigem Zimmer.
Silbern flackert der Leuchter
Vor dem singenden Odem
Des Einsamen;
Zaubrisches Rosengewölk.

Schwärzlicher Fliegenschwarm
Verdunkelt den steinernen Raum,
Und es starrt von der Qual
Des goldenen Tags das Haupt
Des Heimatlosen.

Reglos nachtet das Meer.
Stern und schwärzliche Fahrt
Entschwand am Kanal.
Kind, dein kränkliches Lächeln
Folgte mir leise im Schlaf.

**Georg Trakl**
Rondel

Verflossen ist das Gold der Tage,
Des Abends braun und blaue Farben:
Des Hirten sanfte Flöten starben
Des Abends blau und braune Farben
Verflossen ist das Gold der Tage.

*Das kürzeste und musikalischste Gedicht, das Georg Trakl (1887-1914), der Dichter der Untergänge, je geschrieben hat, entwirft eine Herbst-Szenerie. Die strahlenden Tage des Sommers sind Vergangenheit, mit dem Verstummen der Hirtenflöte bricht der Abend herein. Das Gedicht durchläuft eine kreisförmige Bewegung. Im Rondel, das exakt symmetrisch um die Spiegelachse des dritten Verses gebaut ist, klingt eine romantische Schwermut an. Dabei darf man das „Gold der Tage“ als melancholische Reminiszenz an die romantische Utopie des „goldenen Zeitalters“ lesen.*

Wie so viele Gedichte Trakls bezaubert auch das vermutlich 1912 entstandene Rondel durch seine eigentümliche Farbenmystik. Der ins Offene und Zukünftige weisenden Konnotation von „blau“ ist das eher negativ besetzte „braun“ gegenübergestellt, und zwar jeweils im zweiten und im vierten Vers in vertauschter Reihenfolge. Verflüssigt und vergangen ist jedenfalls die Zeit der Zuversicht und der Illumination, das „Gold der Tage“. In den letzten beiden Lebensjahren Trakls hat sich dieser poetische (Farb)Horizont weiter verdüstert.

**Georg Trakl**

Ruh und Schweigen

Hirten begruben die Sonne im kahlen Wald.
Ein Fischer zog
In härenem Netz den Mond aus frierendem Weiher.

In blauem Kristall
Wohnt der bleiche Mensch, die Wang’ an seine Sterne gelehnt;
Oder er neigt das Haupt in purpurnem Schlaf.

Doch immer rührt der schwarze Flug der Vögel
Den Schauenden, das Heilige blauer Blumen,
Denkt die nahe Stille Vergessenes, erloschene Engel.

Wieder nachtet die Stirne in mondenem Gestein;
Ein strahlender Jüngling
Erscheint die Schwester in Herbst und schwarzer Verwesung.

**Georg Trakl**
Sommer

Am Abend schweigt die Klage
Des Kuckucks im Wald.
Tiefer neigt sich das Korn,
Der rote Mohn.

Schwarzes Gewitter droht
Über dem Hügel.
Das alte Lied der Grille
Erstirbt im Feld.

Nimmer regt sich das Laub
Der Kastanie.
Auf der Wendeltreppe
Rauscht dein Kleid.

Stille leuchtet die Kerze
Im dunklen Zimmer;
Eine silberne Hand
Löschte sie aus;
Windstille, sternlose Nacht.

nach 1910

*Die Zeit steht still, die Geräusche des Tages verstummen und die Natur hält für einen Moment den Atem an – aber die Bedrohung weicht nicht. Bei Georg Trakl (1887–1914), dem prophetischen Dichter der Düsterkeiten und Höllenstürze, sammeln sich selbst in der hellen Jahreszeit die Zeichen des Untergangs. Sein Sommerbild zeigt das Schweigen der Natur als Vorbote eines größeren Unglücks.*

In den Gedichten des 1915, nach Trakls Tod publizierten Bandes *Sebastian im Traum* findet sich im Kapitel „Gesang des Abgeschiedenen“ das „Sommer“-Gedicht. Es ist noch nicht ganz in jene alogisch-verrätselte Bildlichkeit hineingetrieben, in der die späten Gedichte Trakls ihre Topik der Verzweiflung entwerfen. Aber die für den lyrischen Zeitgenossen der Expressionisten typischen Naturzeichen und Farbkompositionen sind präsent: das „schwarze Gewitter“, der „rote Mohn“, die „silberne Hand“.

**Georg Trakl**

Verklärter Herbst

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluss hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht -
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

1912

*Augenblicke der Gelöstheit und des harmonischen Einverständnisses mit der Natur sind bei Georg Trakl (1887-1914) selten. Kaum einmal wird die Einsamkeit seiner heillosen Figuren überwunden, kaum einmal öffnen sich ihre Sinne zur Welt. Aber hier, in dem 1912 entstandenen Herbst-Gedicht, wird der Moment des jahreszeitlichen Wechsels mit fast emphatischer Naturbegeisterung festgehalten.*

Für einmal wird das letzte Aufblühen des Sommers, die Erntezeit und die Ahnung von Vergehen und Abschied mit einer Art Aureole umgeben: Der Herbst ist „verklärt“, der Wein „golden“. Und es ist bei Trakl ein ebenso seltener Augenblick, wenn diese Abschieds-Szenerie mit „frohem Mut“ erfüllt scheint. Den idyllischen „Bildchen“ wird uneingeschränkt zugestanden, „schön“ zu sein. Erst die letzte Zeile ruft jäh die alte Trakl-Obsession herbei: den Untergang.

**Georg Trakl** (1887-1914)

Zu Abend mein Herz

Am Abend hört man den Schrei der Fledermäuse,
zwei Rappen springen auf der Wiese,
Der rote Ahorn rauscht.
Dem Wanderer erscheint die kleine Schenke am Weg.
Herrlich schmecken junger Wein und Nüsse,
Herrlich: betrunken zu taumeln in dämmernden Wald.
Durch schwarzes Geäst tönen schmerzliche Glocken,
Auf das Gesicht tropft Tau.

**Georg von der Vring**

Nie genug

Bei meines Lebens Narretein,
Da ward ich einmal klug,
Ich liebte mich in dein Herz hinein,
Und tat’s doch nie genug.

Dein Mund so schön, dein Auge klar
War alles, was ich frug,
Bis dass ich gar verwandelt war,
Und war’s doch nie genug

Du wurdest unsre Mutter dann,
Die meine Kinder trug,
Ich saß bei dir und sah dich an,
Und tat’s doch nie genug.

Und als das Unheil lauerte
Und als der Tod dich schlug,
Da weint ich hin und trauerte
und tat’s doch nie genug.

Wie dank ich’s dir? Das Leben hier
Ist eines Vogels Flug.
Was ich noch bringe, bring ich dir,
Doch nie und nie genug.

(Die Gedichte. Gesamtausgabe der veröffentlichten Gedichte und eine Auswahl aus dem Nachlass. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 1989)

*Er galt als „der letzte Meister des Liedes“: Georg von der Vring (1889-1968). Aufgewachsen in Friesland studierte er zunächst Malerei und versuchte sich als Zeichenlehrer, bevor er sich 1926 endgültig der Poesie zuwandte. In der Nazi-Zeit zog er sich auf unpolitische Romane und Verse zurück. Seine Verskunst scheint in ihrer gleichmäßigen Symmetrie auf Beruhigung zu zielen - ein betörender Klangzauber.*

Georg von der Vrings spätes Gedicht ist ein zarter Klagegesang auf seine große Liebe, seine erste Ehefrau, Therese Oberlindober, mit der er zwei Söhne hatte und die bereits 1927 im Alter von 31 Jahren starb. Über diesen Verlust ist der Dichter nie hinweggekommen, auch wenn er später noch zweimal heiratete. Die Anmut und Leichtigkeit gelangen ihm nur noch in seinen makellos gebauten Versen, aber nicht mehr im Leben.

**Georg von der Vring**
Schwarz

Nacht ohne dich.
Wer wird mein Herz bewahren?
Der Mond erblich.
Die Vogelwolken fahren.
Vorüberstrich
Ein Schwarm von schwarzen Jahren.

(Georg von der Vring, Die Gedichte. Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 1996.)

*Die Eigentümlichkeit des Naturgedichts, so ließe sich traditionalistisch formulieren, macht es relativ unbedenklich für politische Diskurse. Zugleich, das wäre ein kritischer Einwand, lädt es durch seine inhaltliche Naivität zu katastrophalem Missbrauch ein.*

Über den Himmel dieses Gedichts ziehen Unheil anzeigende Wolken dahin, wie die Wilde Jagd der Dämonen, die dem deutschen Aberglauben zufolge die Seelen der Verstorbenen Richtung Hölle treibt. Werden hier die privaten Gespenster des Dichters übermächtig, der Mitglied des 1936 gegründeten Eutiner Dichterkreises war, der sich dem Nationalsozialismus verschrieben hatte? Von der Vring selbst entzog sich in entscheidenden Situationen den Nazis durch unbotmäßiges Verhalten. Das nach 1945 verfasste Gedicht entrückt die Dämonen der jüngeren Vergangenheit in ein unabwendbares Schicksalsgeschehen - die „schwarzen Jahre“.

**Georg Weerth**

Das Hungerlied

Verehrter Herr und König,
Weißt du die schlimme Geschieht?
Am Montag aßen wir wenig,
Und am Dienstag aßen wir nicht.

Und am Mittwoch mussten wir darben
Und am Donnerstag litten wir Not;
Und ach, am Freitag starben
Wir fast den Hungertod!

Drum lass am Samstag backen
Das Brot, fein säuberlich –
Sonst werden wir sonntags packen
Und fressen, o König, dich!

1846/47

*Die Biografie Georg Weerths (1822-1856), den Friedrich Engels einmal »den ersten und bedeutendsten Dichter des deutschen Proletariats« genannt hat, veranschaulicht exemplarisch den Weg der ersten deutschen Revolution von beschleunigter Radikalisierung zur frühen Resignation und Enttäuschung. Weerth begann als unpolitischer Poet, bevor er 1843 als Textilkaufmann in England mit den schlimmen Folgen der industriellen Revolution konfrontiert wurde.*

In England lernte er Friedrich Engels und Ludwig Feuerbach kennen und schloss sich der kommunistischen Bewegung an, deren Weltbild er auch in seinen Gedichten propagierte. Nach der Niederlage der Märzrevolution 1848 zog er sich verbittert zurück, vagabundierte als Übersee-Handelsagent durch die Welt und emigrierte schließlich nach Kuba. Sein anrührendes »Hungerlied«, das aus der Anklage des proletarischen Elends die Legitimation für den Aufstand gegen die Obrigkeit gewinnt, ist zwischen 1842 und 1847 entstanden.

**Georg Weerth**

Der Eichenwald ist düster

Der Eichenwald ist düster,
Die Welt wird gräulich grau,
Und drüben wohnt der Küster
Mit seiner alten Frau.

Die Frau mit ihrem Küster,
Der Küster mit seiner Frau -
Der Eichenwald ist düster,
Und die Welt wird gräulich grau.

*Obwohl er im „Literaten-Kränzchen“ des Vormärz-Poeten Ferdinand Freiligrath (1810-1876) seit 1838 ein regelmäßiger Gast war, zeigen die frühen Gedichte des linken Publizisten Georg Weerth (1822-1856) allenfalls Spurenelemente einer Politisierung. Erst als er 1843 im Auftrag seines Arbeitgebers, eines Baumwoll-Unternehmers, nach England reist, lernt er dort das Elend der englischen Arbeiterklasse kennen und wandelt sich zum dezidiert sozialistischen Dichter. Aus seinen poetischen Anfängen stammt noch das kleine Liedchen von der grauen Welt des Klerus.*

Man darf diesen witzigen Achtzeiler auch als leicht missglücktes Rondo mit antiklerikaler Tendenz lesen. Die Rondo-Struktur wird dabei vom Autor ebenso wenig eingehalten wie die Reinheit des Reims. Die „gräulich graue“ Welt des kirchlichen Alltags hatte der Pfarrerssohn Weerth in seiner Kindheit kennengelernt. Diese Erfahrungen haben ihn möglicherweise zu diesem herrlich komischen Gedicht an der Grenze zum Nonsens inspiriert.

**Georg Weerth**
Die hundert Bergleute

Die hundert Bergleute von Haswell,
Die starben an einem Tag!
Die starben zu einer Stunde!
Die starben auf einen Schlag!

Und als sie still begraben,
Da kamen wohl hundert Fraun,
Wohl hundert Fraun von Haswell,
Gar kläglich anzuschaun.

Sie kamen mit ihren Kindern,
Sie kamen mit Tochter und Sohn:
„Du reicher Herr von Haswell,
Nun gib uns unsern Lohn!"

Der reiche Herr von Haswell,
Der stand nicht lange an:
Er zahlte wohl den Wochenlohn
Für jeden verunglückten Mann.

Und als der Lohn bezahlet,
Da schloss er die Kiste zu.
Die eisernen Riegel klangen -
Die Weiber weinten dazu.

*Der gnadenlose, auf Profit um jeden Preis ausgerichtete Frühkapitalismus des 19. Jahrhunderts forderte unter den Arbeitern im Bergbau besonders viele Opfer. In der Kohlengrube von Haswell Collierey (Durham) entzündete sich am 28. September 1844 das Kohlenwasserstoffgas und tötete fast 100 Menschen. Als Korrespondent eines Woll-Unternehmens war der für die soziale Frage schon sensibilisierte Dichter Georg Weerth (1822-1856) 1843 nach England gekommen, wo er alsbald in den „Liedern aus Lancashire" das Elend der englischen Arbeiterklasse besang.*

Die Volksliedstrophe und der lakonische Tonfall geben Weerths Klagegedicht eine zusätzliche Drastik. In grimmiger Direktheit benennt das Gedicht nicht nur den Verantwortlichen der Katastrophe, sondern kann am Beispiel des mitleidlosen Bergwerkdirektors auch das fehlende soziale Gewissen des Kapitalismus demonstrieren. Weerths Gedicht ist auch in einer bekannteren Version überliefert, in der die konkretistische Bezeichnung „Bergleute" durch das allgemeinere „Die Männer von Haswell" ersetzt ist.

**Georg Weerth**

Es war ein armer Schneider

Es war ein armer Schneider
Der nähte sich krumm und dumm;
Er nähte dreißig Jahre lang
Und wusste nicht warum.

Und als am Samstag wieder
Eine Woche war herum:
Da fing er wohl zu weinen an
Und wusste nicht warum.

Und nahm die blanken Nadeln
Und nahm die Schere krumm -
Zerbrach so Scheer' und Nadel
Und wusste nicht warum.

Und schlang viel starke Fäden
Um seinen Hals herum;
Und hat am Balken sich erhängt
Und wusste nicht warum.

Er wusste nicht - es tönte
Der Abendglocken Gesumm.
Der Schneider starb um halber acht
Und Niemand weiß warum.

*Den Pastorensohn Georg Weerth (1822-1856) hatte man früh in das prosperierende Handelsunternehmen eines reichen Verwandten geschickt, damit er sich dort die Logik des Kapitalismus zu eigen mache. Noch während seines Studiums der Kunstgeschichte und in seinen ersten Trinkversen und Liedern schien alles auf ein saturiertes Kaufmannsleben mit bürgerlich-musischen Ambitionen hinzudeuten. Erst sein 1843 realisierter Entschluss, als Handelskorrespondent nach England zu gehen, brachte die Wende.*

In Bradford in der Nähe von Manchester, einem Zentrum der englischen Textilindustrie, wird Weerth unmittelbar mit dem Elend der englischen Arbeiter konfrontiert. Die Begegnung mit Friedrich Engels (1820-1895) Analysen „Zur Lage der arbeitenden Klasse in England" schärften seinen Sinn für Gerechtigkeit. In seinen 1845 verfassten „Liedern aus Lancashire" gelingen Weerth einige anrührende und aufrüttelnde Balladen über das empörende Elend und die Ausbeutung im englischen Frühkapitalismus.

**Georg Weerth**
Herüber zog eine schwarze Nacht

Herüber zog eine schwarze Nacht.
Die Föhren rauschten im Sturme;
Es hat das Wetter wild zerkracht
Die Kirche mit ihrem Turme.

Zerschmettert das Kreuz; zerdrückt den Altar;
Zermalmt das Gebein in den Särgen -
Die gotischen Bögen wälzen sich
Donnernd hinab von den Bergen.

Zum Dorfe stürzt sich Turm und Chor
Als wie zu einem Grabe -
Da fährt entsetzt vom Lager empor
Und spricht zur Mutter der Knabe:

„Ach Mutter, mir träumte ein Traum so schwer,
Das hat den Schlaf mir verdorben.
Ach Mutter, mir träumte, soeben wär'
Der liebe Herr Gott gestorben."

*„Ich gehöre zu den 'Lumpenkommunisten', welche man so sehr mit Kot bewirft und deren einziges Verbrechen ist, dass sie für Arme und Unterdrückte zu Felde ziehen", belehrte der kämpferische Publizist und Dichter Georg Weerth (1822-1856) seine Mutter, die den Pfarrerssohn von seinem sozialistischen Weg abbringen wollte. Weerths politische Option stand jedoch fest, nachdem er drei Jahre lang als Buchhalter und Handelskorrespondent im mittelenglischen Bradford das Elend der englischen Arbeiter beobachtet hatte.*

In den Jahren in Bradford, von 1843 bis 1846, entstanden auch die „Lieder aus Lancashire", in denen Weerth kleine lyrische Erzählungen von Armut und Ausbeutung entwarf. Neben den explizit politischen Gedichten steht das balladenhafte Poem vom nächtlichen Orkan, der das Gotteshaus zerschlägt. Das Gedicht erscheint als Generalabrechnung mit dem religiösen Weltbild des Elternhauses: Mit der Kirche stürzt die alte Ordnung ein - Gott wird für tot erklärt.

**Georg Weerth** *(1822-1856)*
Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf

Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf
In sehr honetter Begleitung:
Ein Regierungsrat - er schimpfte sehr
Auf die Neue Rheinische Zeitung.

„Die Redakteure dieses Blatts“,
So sprach er, „sind sämtlich Teufel;
Sie fürchten weder den lieben Gott
Noch den Ober-Prokurator Zweiffel.

Für alles irdische Missgeschick
Sehn sie die einzige Heilung
In der rosenrötlichen Republik
Und vollkommener Güterteilung.

Die ganze Welt wird eingeteilt
In tausend Millionen Parzellen;
In so viel Land, in so viel Sand
Und in so viel Meereswellen.

Und alle Menschen bekommen ein Stück
Zu ihrer speziellen Erheitrung -
Die besten Brocken: die Redakteur’
Der Neuen Rheinischen Zeitung.

Auch nach Weibergemeinschaft steht ihr Sinn.
Abschaffen wolln sie die Ehe:
Dass alles in Zukunft ad libitum
Miteinander nach Bette gehe:

Tartar und Mongole mit Griechenfraun,
Cherusker mit gelben Chinesen,
Eisbären mit schwedischen Nachtigalln,
Türkinnen mit Irokesen.

Tranduftende Samojedinnen solln
Zu Briten und Römern sich betten,
Plattnasige düstre Kaffern zu
Alabasterweißen Grisetten.

Ja, ändern wird sich die ganze Welt
Durch diese moderne Leitung -
Doch die schönsten Weiber bekommen die
Redakteure der Rheinischen Zeitung!

Auflösen wollen sie alles schier;
Oh, Lästrer sind sie und Spötter;
Kein Mensch soll in Zukunft besitzen mehr
Privateigentümliche Götter.

Die Religion wird abgeschafft,
Nicht glauben mehr soll man an Rhenus,
An den nusslaub- und rebenbekränzten, und nicht
An die Mediceische Venus.

Nicht glauben an Kastor und Pollux - nicht
An Juno und Zeus Kronion,
An Isis nicht und Osiris nicht
Und an deine Mauern, o Zion!

Ja, weder an Odin glauben noch Thor,
An Allah nicht und an Brahma -
Die Neue Rheinische Zeitung bleibt
Der einzige Dalai-Lama.“

Da schwieg der Herr Regierungsrat,
Und nicht wenig war ich verwundert:
Sie scheinen ein sehr gescheiter Mann
Für unser verrückt Jahrhundert!

Ich bin entzückt, mein werter Herr,
Von Ihrer honetten Begleitung -
Ich selber bin ein Redakteur
Von der Neuen Rheinischen Zeitung.

Oh, fahren Sie fort, so unsern Ruhm
Zu tragen durch alle Lande -
Sie sind als Mensch und Regierungsrat
Von unbeschränktem Verstande.

Oh, fahr er fort, mein guter Mann -
Ich will ihm ein Denkmal setzen
In unserm heitern Feuilleton -
Sie wissen die Ehre zu schätzen.

Ja, wahrlich, nicht jeder Gimpel bekommt
Einen Tritt von unsern Füßen -
Ich habe, mein lieber Regierungsrat,
Die Ehre, Sie höflich zu grüßen.

**Gerald Zschorsch**

Dies Deutschland ist ein Land

Dies Deutschland ist ein
Land von Stacheldraht.
An Grenzen, an Häusern,
im Wald, auf Wiesen,
auf Feldern, auf Koppeln,
in Gärten, auf Zäunen,
in Städten, in Menschen.
Überall.
Dies Deutschland ist ein
Land von Stacheldraht.
In Betten, in Seelen,
auf Lippen, durch Augen,
in Mündern, durch das Hirn.
Dies Deutschland ist ein
Land von Stacheldraht.
überall
überall

1976

aus: Gerald Zschorsch: *Torhäuser des Glücks*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2004

*„Mit harter Zunge gesprochene" Gedichte sind das Markenzeichen des 1951 in Elsterberg im Voigtland geborenen Gerald Zschorsch. Aus dem radikalkommunistischen Träumer, der mit Rudi Dutschke befreundet war und in Heineschen Volksliedstrophen das Elend der deutschen Teilung besang, wurde bald ein illusionsloser Lakoniker, der in harten Fügungen die Gewaltverhältnisse in Ost und West attackierte.*

Schon vor der Ausbürgerung Wolf Biermanns hatte man an dem jungen DDR-Dichter ein autoritäres Exempel statuiert und ihn schließlich als „Überzeugungstäter" in die Bundesrepublik abgeschoben. Eine motivische Konstante seiner Lyrik ist seither das Leiden an der deutschen Geschichte, nicht nur am „Land von Stacheldraht", sondern auch am fortdauernden „Deutschen Krieg", der als „Zwitter aus Gier und Schund" apostrophiert wird. Zschorschs Lied über das „Land aus Stacheldraht" gehört zu seinen frühesten Gedichten und wurde 1977 in seinen Debütband *Glaubt bloß nicht, dass ich traurig bin* aufgenommen.

**Gerald Zschorsch**

Zeugnis

Bin allein. Bin deshalb mehr.
Bin kein Kontakt. Bin Adresse.
Bin doppeltvernäht voll; bin leer.
Bin Schlag in die Fresse.

Haben und Sein. Ständig Pubertät.
Je früher sie wegbricht, ist es zu spät.

(Torhäuser des Glücks. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004.)

*Bei diesem Dichter gibt es keine leisen Töne, hier gibt es ausschließlich die kategorische Geste, die harte Fügung. Der 1951 geborene Gerald Zschorsch, der Sohn eines hochrangigen DDR-Diplomaten, suchte früh den Konflikt mit den Repräsentanten des SED-Staats. Als Jugendlicher hatte er gegen den Einmarsch der Warschauer Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei demonstriert und musste das mit zwei Jahren Jugendhaft büßen.*

In den Akten der Staatssicherheit wurde der renitente Linksradikale als „Überzeugungstäter“ geführt und 1974 schließlich ausgebürgert und in die Bundesrepublik abgeschoben. In harten, lakonischen Zeilen attestiert sich hier das Ich des 1990 erstmals veröffentlichten Gedichts eine unaufhebbare Einsamkeit und ein unbeugsames Außenseitertum. Das Alleinsein schließt eine aggressive Gestik mit ein - und auch einen selbstironischen Seitenblick auf den Rebellen als ewig Pubertierenden.

**Gerd Forster**

Der Wind, das himmlische Kind

Schlägt eine Tür an
Irgendwo im Haus.

Bleibe aber sitzen,
als sei außer mir
noch jemand da

und träte gleich
hinter meinen Sessel:

- Dieser Duft
der herabrieselnden Haare,
wie er mich einhüllt!

(Fliehende Felder. Gedichte. Rhein-Mosel-Verlag, Zell/Mosel 2006.)

*Es ist eine überlebensnotwendige List, mit der einst das legendäre Geschwisterpaar Hänsel und Gretel im Märchen der Brüder Grimm auf den Zuruf der heimtückischen Hexe reagierte. Auf die Frage, wer denn am Hexenhäuschen knabbere, antworten die Kinder: „Der Wind, der Wind, das himmlische Kind". Im Gedicht des Schriftstellers Gerd Forster (geb. 1932) wird diese Märchenformel zur großen Verheißung.*

In seiner diskreten lyrischen Art vergegenwärtigt Forster den Augenblick eines Liebeswunsches. Ein offenbar einsames Ich lauscht den Geräuschen, die von draußen oder aus unmittelbarer Nähe in sein Refugium dringen. Und da ist die Hoffnung, dieses Geräusch kündige die Zuwendung eines geliebten Menschen an. Diese kleine lyrische Momentaufnahme Forsters steht in einem Kontext von ruhigen Erzählgedichten, die um die Erfahrungen von Vergänglichkeit und Zeitvergehen kreisen.

**Gerhard Falkner**
Ausziehen bis zum Umfallen

Sie schläft und das ist alles. Sie liegt da
wie ein weißer Schal. Ihr Herz, das sieht jeder,
es kentert. Sie hat keinen Bruder,
der ihr sagt: deine Haut ist wie ein
schwebender Spiegel.
Es ist Mittag oder Samstag oder Juni.
An den großen, weiten Videovillen waren wir
vorbeigekommen, auf dem Weg hierher -
an den grünen Pavillons der Weltausstellung
mit ihren ausgefeilten Netzwerkumgebungen.
Ich hatte sie von der Straße
aufgelesen. Mitten in ihrem Gesicht, da blühte
ihre rote Mundblume. Am Ernst-Reuter-Platz
winkten wir uns ein Taxi und fuhren hierher.
Wir haben Mann und Frau gespielt
und uns anschließend wieder vertragen.
Jetzt legt sie da, geschaukelt vom Schlaf
wie eine dunkle Zeile von Kafka.
Sie ist weiter nichts als schön und das ist alles.

(In: Hölderlin Reparatur. Berlin Verlag 2008.)

*Die Lust an der Konfrontation des ästhetisch Gegensätzlichen, an der Entzauberung des Pathos durch Ironie bei gleichzeitiger Rettung des hohen Tons: Das sind die Strategien, die Gerhard Falkner (geboren 1951) schon in seinen frühen Gedichten eingesetzt hat und die seinen Poesien ihre Frische und Widerständigkeit gegeben haben. In dem ungeheuer vielstimmigen Band „Hölderlin Reparatur“ (2008) operiert der Autor mit den unterschiedlichsten Redegesten und Evokationen. Erhabenes Sprechen trifft auf die coole Werbeformel, romantischer Gesang wird konterkariert durch nüchtern-technischen Gegen-Gesang.*

Falkner spielt hier mit den Unmittelbarkeitsgesten des alltäglichen Erlebnisgedichts und den Emphasen romantischer Liebeslyrik. Die großen Liebesmetaphern werden aber auch ironisch gebrochen durch die Vergegenwärtigung der digital erzeugten Simulationen, die das Bild der (Gefühls-)Landschaft prägen. Auf suggestiv romantisierende Zeilen folgen Ironisierungen („Wir haben Mann und Frau gespielt / und uns anschließend wieder vertragen“) - gerade durch die Mischung der Diskurse entsteht ein schönes Liebesgedicht.

**Gerhard Falkner**

Das Tote Meer

ich sage, so sagt man, nichts, das (du)
nicht, so sagt man, schon (besser) gesagt
auch das, was ich nie gesagt habe, sagt man,
hättest du ebenfalls schon besser gesagt

ich habe gehört, dass du sagst, du hättest
gehört, ich hätte gesagt, dass das stimmt
aber ich habe gesagt, als ich gehört hatte,
dass du, was ich nicht gesagt habe, schon

besser gesagt hast, nur gesagt:
das stimmt ganz bestimmt nicht.

nach 2005

(Gerhard Falkner, Hölderlin Reparatur. Berlin Verlag, Berlin 2008.)

*Er macht kein Hehl aus seiner Abneigung gegen populistische Tendenzen der Gegenwartsliteratur, gegen Alltagspoesie und die „Brauchbarkeit“ von Literatur. In aller Formenvielfalt ist das Werk des Lyrikers, Dramatikers und Essayisten Gerhard Falkners (Jahrgang 1951) immer getragen vom Gestus der Sprachkritik. „Die Kunst hat nur ein Geheimnis, das ist die Grammatik“, sagte er einmal bündig.*

Falkners 2008 publiziertes Gedicht „Das tote Meer“ legt es darauf an, dem Leser den Kopf schwirren zu lassen. In einer Endlosschleife von Gesagtem, von Gerüchten, von Variationen des Gesagtem und sogar von nicht Gesagtem gibt es keinerlei Authentizität, es gibt auch nichts Originales mehr - geschweige denn eine Wahrheit. „Du“ und „Ich“ verharren offensichtlich in toter Sprachmaterie, und wenn man an den Salzgehalt des toten Meeres denkt, hat man ein ätzend scharfes Bild eines unbestimmt und hilflos schaukelnden Freundes- oder Liebespaares, dessen Kommunikation in gegenseitigen Vorwürfen erstarrt ist.

**Gerhard Falkner**

die enthüllung des pfirsichs

schau mal her, ich bin soweit
leuchte in zerrissenheit
mein leib ist eins
mein sinn sind zwei
als trennendes wirkst du dabei
nicht groß genug, um zu verknüpfen
nicht klein genug, um zu entschlüpfen
bist du der riss, der durch mich geht
als auch das licht, in dem er steht

(X-te Person Einzahl. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1996; )

*Das lyrische Schönheitsverlangen des Dichters Gerhard Falkner (geb. 1951) gründete schon immer auf eine Ästhetik der Überraschung und auf einer ostentativen Kühnheit der Bildfindung. Als „Minnesänger der Moderne" (so Kurt Drawert über Falkner) entwindet der Dichter abgenutzte Grundwörter des Poetischen der Konvention und fügt sie in neue Zusammenhänge, damit vertraute Vokabularien wie „Leib" und „Sinn" oder „Zerrissenheit" in neuen Zusammenhängen wieder zu Kräften kommen können.*

Wo und wie auch immer man das Ich dieses Gedichts aus dem Band „wemut (1989) verorten will - es bleibt ein Szenario der Sinnlichkeit, das um Verschmelzung und Trennung von Körperlichkeit kreist. Das Rollen-Ich, das die „Zerrissenheit" für sich geltend macht und dem „Du" die Funktion des Trennenden zuschreibt, kann als Stimme des weiblichen Geschlechtsorgans gedeutet werden. Denn der „Pfirsich", der sich hier obszön einem männlichen Du anbietet, ist ein altes Symbol für das weibliche Geschlecht.

**Gerhard Falkner**

die roten Schuhe

fremd bin ich aufgewacht und früh
der stecker steckte noch
eine frau, kleiner als ein pferd
reichte mir einen apfel auf englisch:
apple, she said
willst du nicht beißen
doch wer sind die roten schuhe
the red shoes
dort auf seiner saueren seite
blutig steigen sie den apfel herab
ach ich muss sterben und habe
noch gar nicht gefrühstückt

(wemut. Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1989.  )

*In einem Märchen Hans Christian Andersens (1805-1875) wird dem armen Mädchen Karen seine obsessive Vorliebe für rote Schuhe zum Verhängnis. Nachdem sie unschicklicherweise in der Kirche getragen worden sind, verselbständigen sich die roten Schuhe und zwingen Karen zu immerwährendem Tanz. Und selbst nach der Amputation der Füße setzen die roten Schuhe ihren Tanz fort. Der 1951 geborene Gerhard Falkner, ein Dichter mit einem Sensorium für opulente Bilder und metaphorische Überraschungen, spielt in seinem 1987/88 entstandenen Gedicht mit diesem Märchen und potenziert die gefährlichen Verlockungen.*

Gerhard Falkner hat nicht nur die roten Schuhe aus Andersens Märchen, sondern auch den biblischen Apfel Evas in sein poetisches Diarum der Verführungen eingeflochten. Romantische Sprachgebärden verbinden sich mit lässig herbeizitierten Pop-Sentenzen („apple, she said“) und surrealistischem Witz. In den beiden Schlusszeilen kollidiert Pathos mit Komik: Auf einen Vers im hohen Stil („ach, ich muss sterben“) folgt eine eher banale Mitteilung.

**Gerhard Falkner**
du schläfst und liegst

du schläfst und liegst bei deinem haar
dein weißes bein ist aufgestellt
und ich, darauf es ruht, ich bin die welt
bedrückt von deinem schlaf, bin die gefahr
die leise deinen traum in atem hält.

du schläfst und liegst bei deinem haar
ich hab ein flüstern in dein ohr gebettet
es spricht zu dir, dass ich der abend war
die trunkenheit, das zittern im pessar
es spricht zu dir die sprache, die mich rettet

ca. 1980
aus: Gerhard Falkner: X-te Person Einzahl, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*Als Gerhard Falkner 1981 mit seinem Debütband* so beginnen am körper die tage *die literarische Arena betrat, war plötzlich wieder ein Dichter präsent, der unter offenem Bezug auf die Romantik und in „heftigen Bildern“ wieder „schöne“ Gedichte schreiben wollte, Gedichte in barocker Sinnlichkeit und Wortopulenz.*

Seine frühen Gedichte, so hat der 1951 in Schwabach bei Nürnberg geborene Falkner im Rückblick auf seinen Erstling betont, „überfielen mich wie Schweißausbrüche…, sie gründeten nicht auf Ehrgeiz, sondern auf Erregung.“ Dieses körperhafte Erregungspotential und ästhetische Schönheitsverlangen findet man auch in diesem Liebesgedicht, das die alten Motive des Begehrens reaktiviert und selbst für ein kühles medizinisches Detail („pessar“) einen poetischen Ort findet „Gerettet“ wird in diesem Text aus Falkners Debütband nicht nur der Liebende, sondern auch die Sprache.

**Gerhard Falkner**
schund

nirgends weiß ich wo ich treibe
ob die prächtig kühle nacht
sich in meine augen schreibe
und aus meinem schmerz im leibe
schatten auf mein kunststück macht

manchmal bin ich fast gewesen
fraß die sterne, schoss aufs meer
keine ferne stand dazwischen
freude schäumte von den tischen
schäumte fort und war nicht mehr

(X-te Person Einzahl. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1996.)

*Seit seinem ersten Gedichtband „so beginnen am körper die tage“ (1981) wird der Berliner Lyriker Gerhard Falkner (geb. 1951) von einer poetischen Lust an der ästhetischen Konfrontation des Gegensätzlichen angetrieben. Stets geht es um die Synthetisierung des vermeintlich Unvereinbaren: lyrische Verzauberung und Entzauberung, hoher Ton und coole Werbeformel, Pathos und Nüchternheit, Gesang und spröder Gegen-Gesang.*

Und auch dieses Gedicht aus dem Band „wemut“ (1989) scheint vorbehaltlos ein romantisches Sprechen restituieren zu wollen, fundiert auf eine kühne Metaphorik und sinnliche Wortopulenz. Aber die demonstrativ eingesetzte Kleinschreibung und der ernüchternde Titel dementieren das reimgestützte Fließen der alten Zauberworte „Nacht“, „Meer“ oder „Ferne“. Denn Falkner hat über sein Gedicht eine Überschrift gesetzt, die das fast schwelgerische Schönheitsverlangen seiner Verse negiert: „schund“. So wird die Legitimation des doch kunstvoll hergestellten romantischen Settings der Verse auf irritierende Weise in Frage gestellt.

**Gerhard Falkner**
silent rooms

am fernen ufer/des zimmers
steht eine frau
spielt sie trompete?
lacht sie? schneidet sie tampons?
ich bin froh, wie bernsteinfarben
sie ist. all mein hab und gier
ist sie gewesen

1984
aus: Gerhard Falkner: X-te Person Einzahl, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*„Die Energie des Begehrens in intensive Wirkungen“ zu verwandeln, gehört zu den lyrischen Maximen des 1951 in Schwabach geborenen Dichters Gerhard Falkner. Das geschieht in Gedichten, die gleichermaßen von formaler Strenge und explosiver Emotion, sinnlicher Schönheit und kühner Bildfindung zehren.*

Der begehrliche Blick auf eine unerreichbare Frau bildet den Motivkern dieses Gedichts, das 1984 im Kontext eines Maler-Buchs veröffentlicht und dann 1989 unter verändertem Titel („frühe“) in den Band *wemut* aufgenommen wurde. Ein sinnlicher Moment wird hier eingefangen, in dem die Vorstellungskraft des lyrischen Ich weit ausschwingt. Die negativ besetzte Vokabel „Habgier“ wird zertrennt in die Wort-Kombination „hab und gier“, die im Kontext dieses Liebesgedichts eine positive Strahlkraft bekommt.

**Gerhard Falkner**

TRaumzeit, Koordinaten

durch deinen Gang bin ich geschritten
durch seine Halle weit gestellter Beine
nur matt beleuchtet vom Geleucht der Blicke
durchschritt ich ihn in seiner ganzen Breite
ich habe unter diesem Gang gelitten, seiner Weite
wie ließ er mich mit diesem Raum alleine
es war, als ob die Zeit den Raum zu dehnen scheine
von innen und entlang der Schwellung deiner Beine

(Gerhard Falkner: Hölderlin Reparatur. Berlin Verlag, Berlin 2008.)

*Die Frische und Überraschungslust der Gedichte Gerhard Falkners (geb. 1951) speisen sich aus der Fähigkeit des Autors, gegensätzliche Stilhaltungen, Töne und Melodien miteinander zu konfrontieren. Immer wieder die lyrischen Gegensätze in einer spannungsreichen Bewegung synthetisiert: in der Gleichzeitigkeit von lyrischer Verzauberung und Entzauberung, von Pathos und Lässigkeit, von hohem Ton und cooler Werbeformel. In seinen suggestivsten Texten gelingt Falkner die Anverwandlung der romantischen Liebesfantasie - kontrastiert durch ein surrealistisches Bildprogramm.*

Ein erhabener, seraphischer Ton grundiert hier die „TRaumzeit“ des Liebenden. Der Raum des lyrischen Ich wird geöffnet, die Koordinaten seiner Lebenswelt verschieben sich, eine „Dehnung“ aller Dimensionen findet statt. Man kann die romantisierende Metaphorik dieses „Gangs“ durch eine „Halle weit gestellter Beine“ auch als Maskierung einer sexuellen Fantasie lesen. Das Ergebnis dieser metaphorischen Strategie ist jedenfalls - ein schönes Liebesgedicht.

**Gerhard Rühm**

dornröschen

mein schatz du hast mich wild gemacht
sag an wo führt das hin
ich bin aus tiefem schlaf erwacht
ob ich dornröschen bin?

ich sehe dinge wie noch nie
mein lieber schatz erklären sie!
die wolkenbildung ist mir neu
verzeihen sie, ich bin noch scheu

1966

(Geschlechterdings. Chansons, Romanzen, Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990.)

*In seiner unbeirrbaren Experimentierfreude hat der 1930 geborene Gerhard Rühm, ein Klassiker der österreichischen Avantgarde, nach unkonventionellen Formprinzipien zur Auslotung aller Sprachdimensionen gesucht. Neben manch strengem Formexerzitium gelangen Rühm in den 1960er Jahren auch die hinreißenden „chansons", die Sprachspiel, naive Märchenhaftigkeit und skurrile Fantastik miteinander verbinden.*

Nach dem Vorbild Heinrich Heines setzt Rühm die Volksliedstrophe ein und entlehnt überdies Heines Poem „Die Jahre kommen und gehen" (vgl. Lyrik-Kalender vom 18. Oktober) die ironische „Sie"-Anrede an die Geliebte. So entsteht in der 1966 verfassten „dornröschen"-Miniatur eine Liebesszene, in der sich Sentimentalität, Ironie, Paradoxien, Kalauer und verdrehte Märchen-Motive überkreuzen und überlagern.

**Gerhard Rühm**

geistliches lied für eine alternde frauenstimme

ich finde auch mein kurzes glück
mit dem und dem
mehr oder minder bequem
an manchen denk ich zurück

und hab ich einmal keinen mann
mach ich mich an den heiland heran
der bleibt mir für des lebens rest
denn die nägel halten ihn fest

(Geschlechterdings. Chansons, Romanzen, Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990.)

*Wenn ein der experimentellen Poesie verpflichteter Dichter ein „Chanson“ anstimmt, ist damit zu rechnen, dass er die Sentimentalitätsanfälligkeit des Genres listig konterkariert. Als ein Meister in der eigenwilligen Umfunktionierung alter Formen erweist sich hier der 1930 geborene Gerhard Rühm, der vielseitigste Poet der Wiener Gruppe, der den Avantgardismus in viele Richtungen hin erweitert hat. Selbst die ehrwürdige Form des geistlichen Lieds vermag Rühm mit ketzerischer Motivik aufzuladen.*

Das weibliche Ich des Gedichts beklagt zunächst in sehr eingängiger Form sein Liebesunglück und das Verlassensein im Alter. Dann gestattet sich das 1966 entstandene Gedicht aber eine böse Pointe, die das religiöse Heilsbedürfnis der alten Frau frech mit einem Akt der erotischen Besitzergreifung gleichsetzt. Die Eroberung des Heilands ist fern jeder Demut - und richtet sich auch noch auf einen wehrlosen Gekreuzigten. Dieser schwarze Humor, der sich mit Vorliebe auf religiöse und vor allem katholische Mythen fixiert, ist ein sehr österreichisches Phänomen.

**Gerhard Rühm**
hasen-ode

hasen in hosen
lasen in losen
assen aus dosen
sassen in sossen

grasen im grossen
rasen in rosen
blasen mit blossen
nasen in moosen

aasen in posen
gasen und tosen
vergassen zu kosen
die hasen in hosen

1978

*Unter den Autoren der* Wiener Gruppe, *der einflussreichsten Denkfabrik avantgardistischer Dichtkunst in den 1950er und 1960er Jahren, ist der 1930 geborene Gerhard Rühm der methodisch strengste Experimentator. Rühm war von der Musik zur Literatur gekommen und hatte sich mit seriellen Kompositionen beschäftigt. Die Übertragung von Homophonien in ein poetisches Sprachspiel ist ihm besonders schön in der 1978 entstandenen „hasen-ode" gelungen.*

In rhythmischer Gleichförmigkeit jeweils in fünf Silben von einem Substantiv oder Verb mit dem Vokal „a" zu einem reimtechnisch passenden Substantiv oder Verb mit dem Vokal „o" zu gelangen, ist das Bauprinzip dieser „Ode". Nur in den letzten beiden Versen wird der Rhythmus fast unmerklich gewechselt – so entfaltet sich diese Hasen-Szene zu einem wunderbar-grotesken Slapstick von großer Komik.

**Gerhard Rühm**

ich beginne zu rasen

ich beginne zu rasen
ich beiße dich roh
ich werde dich hassen
denn ich liebe dich so

ich werde dich packen
und halte dich fest
deine beine zerhacken
damit du nie mehr gehst

und bleibst du zu lange
dann stoß ich dich fort
klatsch dir eins auf die wange
und sage kein wort

ich werde dich hassen
denn ich liebe dich so
du musst mich verlassen
denn ich mach dich nicht froh

(geschlechterdings. Chansons, Romanzen, Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1990; © Gerhard Rühm)

*Dass sich Liebe und Gewalt in einer unheilvollen Symbiose verbinden können, demonstriert das kleine Chanson des so vielseitigen experimentellen Poeten Gerhard Rühm (geb. 1930). In schlichten Kreuzreimen illustriert Rühm das alte Spiel der Hass-Liebe, das sich so lange fortsetzt, bis die Trennung das emotionelle und auch sehr handgreifliche Gemetzel beendet.*

Um seinem traditionell gereimten Chanson aus dem Jahr 1961 jede Gefälligkeit zu nehmen, hat es Rühm wie auch in den übrigen Texten aus dieser Periode mit reichlich makabrem Stoff aufgeladen. Denn ein Gedicht ohne eine markante Provokation oder ohne einen experimentellen Seitensprung kann der einstige Aktivist der „Wiener Gruppe“ nicht akzeptieren. So können hier die Heineschen Volksliedstrophen nicht genutzt werden, ohne sie mit unversöhnlichen Pointen auszustatten.

**Gerhard Rühm**
ichiges fliessend

wo wird die quelle zum bach
wo mündet der fluss ins meer
wann wechselt der tag mit der nacht und
wann ist es morgen
wo scheiden sich haut und berührung
wann hat mein atem mich wirklich verlassen
ist nicht mehr der meine
wann werden speise und trank teile von mir
wo beginne wo ende ich
wann wurde ich ich wann bin ich es nicht mehr
sehe ich mich erblicke ich ein gegenüber
ich bin die falle der sprache
gedicht
dieses?

1986

(Geschlechterdings. Chansons, Romanzen, Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990.)

*Alle Grenzen zwischen den Dingen werden aufgelöst, alles wird fluid, selbst die Konturen des Subjekts. Das Ich, so suggeriert schon der Titel des Gedichts von Gerhard Rühm (geb. 1930), ist selbst zu einer fließenden Unbestimmtheit geworden. Als leidenschaftlicher Zeremonienmeister des lyrischen Experiments und Formenerfinder der Konkreten Poesie interessiert sich Rühm für die Augenblicke der Verwandlung, da eine Gestalt in eine andere übergeht. Und so stellt er die Fundamente des Ich und die Vorstellung eines in sich geschlossenen Individualität radikal in Frage.*

Mit seinen hartnäckigen Fragen nach den Charakteristika und den Begrenzungen des Ich gerät Rühms Protagonist immer tiefer in die Ungewissheit. Am Ende sind es die Sprache selbst und mit ihr das Gedicht, die für die „Falle“ des Existierens und für das unauflösbare Verstricktsein in die Selbsterkundung verantwortlich sind.

**Gerhard Rühm**
liebeslied für lili

bei licht liest lili
auf lilienweißem linnen liegend
rechts und links listige linien liefernd
mit linden lidern und lindernden lippen
die litaneienliste des liebesliedes:
liebling, liebling …

(Geschlechterdings. chansons, romanzen. gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990.)

*Visuelle Poesie - so könnte man die Dichtkunst Gerhard Rühms bezeichnen, ein Spiel mit Bildern, aber auch mit Worten, ja sogar einzelnen Vokalen und Konsonanten.*
*Die Gedichte des 1930 in Wien geborenen Gerhard Rühm nutzen alle Möglichkeiten des Sprachspiels in der Poesie. Seit seiner Zeit als Mitbegründer der Wiener Gruppe hat er diese Möglichkeiten der Sprache als Material in die verschiedensten Verästelungen der Spracharbeit verfolgt - als Dichter, Schriftsteller, Komponist und sogar als Bildender Künstler visueller Poesie. Dabei greift er immer wieder auf die große Tradition der literarischen Avantgarden zurück.*

Das Spiel mit dem Konsonanten „l“ und den Vokalen „i, e, a“ führt hier zu einem Liebesgedicht, das an Anfang und Ende offen ist, sich sozusagen im Lauf durch die Buchstaben des Alphabets ewig fortführen ließe. Als Fragment eines solchen ewigen Alphabets durchläuft das Gedicht die Felder „Liebe“ und „Lili“, um ein kleines Schäferidyll zu zeigen: „die litaneiliste des liebesliedes“.

**Gerhard Rühm**
lied

etwas knistert
etwas stirbt
etwas grämt sich
etwas zirpt
etwas ist unbeschreiblich schön
und muss ohne grund zu grunde gehen

1997/98

(In: Jahrbuch der Lyrik 2000. Hrsg. v. C. Buchwald & R. Schrott. C.H. Beck Verlag, München 1999; )

*Ein kleines trauriges Lied, das in knappster Form von Werden und Vergehen und von der Vergänglichkeit der Schönheit erzählt. Gerhard Rühm (geb. 1930), der vielen als der noch immer strengste Exerzitienmeister der experimentellen Lyrik gilt, hat hier ein ganz schlichtes, von demonstrativem Entdeckerehrgeiz völlig freies, zartes Poem geschrieben. Seine leise Melodie zieht den Leser und Hörer sofort in seinen Bann.*

Das kleine „Lied“ zeigt auch die Hinfälligkeit aller schablonenhaften Einteilungen der Lyriker in „traditionell“ und „experimentell“. Denn Gerhard Rühm, der neben seinen eigenwilligen sprachschöpferischen Experimenten seit den 1960er Jahren auch an eingängigen Moritaten und Chansons arbeitet, bedient sich der ältesten Suggestionstechniken der Lyrik: Er nutzt virtuos den Reim und entfaltet ein anmutiges Szenario, das in den ersten vier Zeilen mit Furcht und Hoffnung, Verlockung und Trauer spielt, bevor dann die Schönheit und ihre Vergänglichkeit direkt aufgerufen werden.

**Gerhard Rühm**

rätsel

ich schaue es an:
es ist kein mann.
ich schaue genau:
es ist keine frau.
es ist kein tier,
es ist kein stein.
für eine blume
ist es zu fein,
für etwas großes
ist es zu klein
und ein gerät
kann es nicht sein.

(Geschlechterdings. Chansons, Romanzen, Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1990)

*Wenn ein mit allen poetischen Bluffs und Listen vertrauter Dichter wie der 1930 geborene Gerhard Rühm in der Art eines kleinen Denkspiels ein „Rätsel“ aufwirft, dann darf man an der Lösbarkeit desselben zweifeln. Fast alle Möglichkeiten zur raschen Identifikation des gesuchten Objekts werden von Rühm, dem letzten lebenden Repräsentanten des Wiener Avantgardismus, durchgespielt - und verworfen. So bleibt vorläufig nur die Negativierung aller Antworten.*

Der 1985 entstandene Text wirft seine Lockstoffe aus - und wendet sich zugleich gegen die Grundlagen des eigenen Genres, indem er die ersehnte Lösung des Rätsels verweigert. Einem Wortakrobaten wie Rühm ist nicht an der braven Erfüllung von Konventionen oder von Formgesetzen gelegen, sondern einzig am reizvollen, weil irritierenden Sprachspiel. Die Klangschönheit, der pointiert eingesetzte Reim sind dabei stets wichtiger als die Frage nach Sinn und Semantik eines Textes.

**Gerhard Rühm**
sieht man mich noch?

sieht man mich noch?
ich bin ein loch
durch mich schießt alle welt hindurch
als ding als greis als kind als lurch
der bäcker backt in mir das brot
es fällt durch mich des nachbars kot
ein mord passiert in mir und frisst
sich durch bis man den grund vergisst
ein stern tritt glühend in mich ein
vielleicht auch nur ein kieselstein
ich bin ein loch
sieht man mich noch?

(Geschlechterdings. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1990)

*Die Sprachalchemisten-Werkstatt des Wiener Alt-Avantgardisten Gerhard Rühm (geb. 1930) haben Skeptiker schon vor Jahren schließen wollen. Die Experimente des letzten Überlebenden der „Wiener Gruppe“, so monierten die Kritiker, seien zu seriell, zu durchschaubar, zu abgenutzt, um noch wirklich poetisch überraschen zu können. Wer sich indes mit den lyrischen Versuchen Rühms genauer beschäftigt, wird sofort die Formvirtuosität und Vielseitigkeit seiner Sprachexerzitien bewundern.*

Eins seiner ebenso sarkastischen wie volksliedhaften Gedichte aus dem Jahr 1986 umkreist die Faktizität einer Hohlform - ein Loch, das völlig sinnfrei ist, nur reine Funktion für Alltagsverrichtungen. Das lyrische Ich selbst definiert sich in groteskem Humor als „Loch“ und von schöner Paradoxie ist die Frage nach der eigenen Identität und nach der Wahrnehmung durch die Außenwelt.

**Gerhard Rühm**
so lang

ich bin so etwas vom schnaps zerstört
die nacht sie hat nicht aufgehört
sie war so lang so lang so lang
mir war so bang so bang so bang

ich hau mich hin und sauf mich voll
weißt du worauf ich warten soll
der tag ist lang so lang so lang
und mir ist bang so bang so bang

(Geschlechterdings. Chansons, Romanzen, Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990.)

*Ein todtrauriges Chanson, das die ganze Jämmerlichkeit einer vom Alkohol zerstörten Existenz zeigt. Der Erfinder des Chansons, der 1930 geborene Dichter Gerhard Rühm, hat eben nicht nur als Maestro der „Wiener Gruppe" strenge linguistische Exerzitien verfasst, sondern auch nahezu klassisch komponierte Lieder.*

Mit Chansons wie dem 1966 entstandenen „so lang" ist Rühm jedenfalls den leichthändigen Volksliedstrophen Heines näher als den Demonstrationen und „Konstellationen" der Konkreten Poesie. Das Ich des Gedichts erscheint nur noch als rudimentäres „etwas", als Appendix von „schnaps". Und mit den Wiederholungen der schlichten Reimworte „lang" und „bang" kommt Rühm auch der Heineschen Ironie sehr nah. Denn der Klagegesang ist ja nicht nur auf traurige Moll-Töne gestimmt, sondern hat durch die fast mechanisch wirkenden Wiederholungen eine eigene Komik.

**Gerhard Rühm**
tisch und stuhl

tisch und stuhl
stehen schwul
im raum herum
und glotzen dumm

trotz beinen vier
kann ich nicht zu dir
warum sind wir
kein tier

bei tages licht
bemerkt man es nicht
da hockt ein gewicht
auf unserm gesicht

doch bei nacht
erwacht es mit macht
man schaut sich an
und kommt nicht heran

(Geschlechterdings. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1990; © Gerhard Rühm)

*In seinen Chansons und Moritaten hat sich Gerhard Rühm (geb. 1930), der immer noch zu Überraschungen fähige Altmeister der experimentellen Dichtung, vom Reimzwang zu höchst originellen Pointen treiben lassen. 1965 entstand eine überaus komische Kurz-Ballade von einem scheiternden Liebesverhältnis zwischen zwei Gebrauchsmöbeln. Dass Tisch und Stuhl hier nicht zueinander kommen, hat nicht nur physikalische Gründe, sondern erscheint fast schon als etwas tragisch Schicksalhaftes.*

Es sind hier offenbar die Reimwörter selbst, die aus sich heraus die heiter-tragische Geschichte von Tisch und Stuhl generieren. Wenn der „stuhl“ zur Reimbildung fast automatisch die Fügung „schwul“ verlangt, nimmt das Gedicht von sich aus die Richtung auf ein Liebes-Thema auf. In den 1960er Jahren hat Gerhard Rühm sehr viele solcher absurd-komischen Gedichte in einfachen Formen geschrieben, die seine poetische Eleganz doch besser illustrieren also so manches angestrengt-experimentelle Exerzitium.

**Gerhard Rühm**

wegwerfgesellschaft

vom auto ein paar schritte träg
im mund die zigarette schräg
walkman-popgedresch im ohr
aus dem rock bleckt BILD hervor

zuhaus vorm fernsehkasten stier
griffbereit die dose bier
ohne antwort ohne frage
spiesserdasein heutzutage

1987

aus: Gerhard Rühm: Geschlechterdings. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990

*Kein Autor verficht das Programm der experimentellen Dichtung mit so beharrlicher Konsequenz wie der 1930 geborene Gerhard Rühm, der letzte Prophet der legendären* Wiener Gruppe, *die sich als avantgardistisches Kollektiv bereits Mitte der 60er Jahre auflöste.*

Mit puristischer Strenge hat Rühm, der als Komponist und Tondichter begann und später an der Kunsthochschule in Hamburg Graphik lehrte, an seiner Poetik der Grenzüberschreitung festgehalten. Immer wieder lässt er die Impulse aus unterschiedlichsten künstlerischen Genres in seine literarischen Versuchsanordnungen einfließen und probiert neue reizvolle Mischformen: „auditive Texte", „Sehtexte" oder „visuelle Musik". Aus der Abteilung der „Wortspiele", „Litaneien" und „Triolen" entstammt ein 1987 entstandener Achtzeiler, der in schöner Drastik ein böses Bild des modernen „Spießers" entwirft.

**Gerhard Rühm**

Wolken

wolken treiben mich mit sich fort
wolken dunkel und wolken hell
wolken träge und wolken schnell
nichts was mich zu halten weiß
wolken im winde von ort zu ort
zuweilen weinen die wolken leis
und regenwasser spült mich leer
trudelnd erkenne ich mich nicht mehr
und löse mich in tropfen auf
die wolken der wind des flusses lauf

(Christoph Buchwald (Hrsg.): 25. Jahrbuch der Lyrik. Die schönsten Gedichte aus 25 Jahren. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2007, 

*In den flüchtigen Wasserdampf-Zusammenballungen am Himmel, den immer neu sich formenden und zugleich so vergänglichen Wolken haben sich schon viele Dichter gespiegelt. Die gewaltlosen „Himmelskünstler“ (H. M. Enzensberger) wecken die Sehnsucht nach Selbstauflösung - wie in dem 1995/96 entstandenen Gedicht des Wiener Avantgardisten Gerhard Rühm (Jg. 1930).*

In der für ihn charakteristischen Strategie der Reihung und Wiederholung hat Rühm einen zarten Hymnus auf die Wolken geschrieben. Sie erscheinen hier als Antriebsmaschine und spiritueller Mittelpunkt des Weltgeschehens. Das Ich wird von der ruhigen Wanderung der Wolken erfasst und gerät selbst in eine gleitende, trudelnde Bewegung. Am Ende steht eine kathartische Reinigung des Ich und das Glück einer mystischen Verschmelzung mit den Wassertropfen. Mit poetischem Minimalismus hat Rühm hier ein vollkommenes Gedicht hervorgebracht.

**Gerhard Sellin**

Relativsätze (1974)

der Mann
der Mann der
der Mann der der

Frau
Frau die
Frau die die

Kinder
Kinder die
Kinder die das

Haus hüten
gebar
Geld gab
starb

Der Mann,
der der Frau,
die die Kinder,
die das Haus hüten,
gebar,
Geld gab,
starb.

**Gertrud Kolmar**

Die Tage

Die Tage suchen einsam ihre Stühle
Und sitzen nieder ohne Blick noch Wort.
Der Abend weht. Sie schauern in der Kühle,
Verhüllen sich, stehn auf und schreiten fort.

Doch mancher war, der nicht gelassen blieb,
Der lachend, weinend durch die Stunden tollte,
Mich unbedacht in Gram und Jauchzen trieb
Und zuckend festhielt, als er wandern sollte.

Nur einer kam - im Kleid wie Gras und Sand -
Er trällerte ein rotes Liebeslied,
Nahm, da es Zeit war, lächelnd meine Hand
Und legt' ein kleines Licht hinein und schied.

(Das lyrische Werk. Hrsg. v. Regina Nörtemann. Wallstein Verlag, 2003.)

*Drei Weisen des Fortgehens und des unwiderruflichen Verschwindens sind in diesem Gedicht Gertrud Kolmars (1894-1943) festgehalten. Wenn man sich die Lebensgeschichte der als Gertrud Käthe Chodziesner geborenen Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts aus Berlin vergegenwärtigt, wird man immer wieder auf eine unglückliche Liebe verwiesen, die das Leben der Dichterin geprägt hat. So kreist auch das frühe Gedicht „Die Tage" aus unterschiedlichen Perspektiven um eine Konstellation des Abschieds. Die Einsamkeit wird zunächst an die Jahreszeiten delegiert, dann erst an das lyrische Ich.*

Die Kolmar-Biografen verweisen auf die Heftigkeit ihrer unerfüllten und unerwünschten Liebe, die 1915 mit einer Abtreibung endete. Fortan wurde die Sünde ein wiederkehrendes Thema ihrer Lyrik, ebenso wie die Auseinandersetzung mit den entwürdigenden Bedingungen ihrer jüdischen Existenz. 1941 wurde Kolmar zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie verpflichtet, im März 1943 nach Auschwitz deportiert und dort vermutlich ermordet.

**Gertrud Kolmar**
Trauerspiel

Der Tiger schreitet seine Tagesreise
Viel Meilen fort.
Zuweilen gegen Abend nimmt er Speise
Am fremden Ort.

Die Eisenstäbe: alles, was dahinter
Vergeht und säumt,
Ist Schrei und Stich und frostig fahler Winter
Und nur geträumt.

Er gleitet heim: und musste längst verlernen,
Wie Heimat sprach.
Der Käfig stutzt und wittert sein Entfernen
Und hetzt ihm nach.

Er flackert heller aus dem blinden Schmerze,
Den er nicht nennt,
Nur eine goldne rußgestreifte Kerze,
Die glitzernd sich zu Tode brennt.

(Das lyrische Werk. Hrsg. von Regina Nörtemann. 3 Bände. Wallstein Verlag, Göttingen 2003.)

*In einem großen apokalyptischen Zyklus ihres Gedichtbands „Tierträume“ (1930) imaginiert die jüdische Lyrikerin Gertrud Kolmar (1894-1943) ein großes Tribunal der Tiere über den Menschen. Ausgangspunkt hierfür ist der alttestamentarische Spruch des Propheten Habakuk, nach dem die Tiere einst die an Menschen begangenen Untaten rächen werden. Die poetische Transfiguration gesellschaftlicher Konfliktverhältnisse in eine Tier-Symbolik vollzieht auch das 1938 entstandene Gedicht „Trauerspiel“:*

Die Tagesreise, die der Tiger hier antritt, führt nicht ins Offene, erlöst nicht aus der Gefangenschaft im Käfig, sondern endet in einer Verlorenheit. Denn das Tier hat „verlernt“, was Heimat sein könnte. Dann setzt sich in einer surrealistischen Wendung der Käfig selbst in Bewegung und hetzt dem Tiger hinterher. Was bleibt, ist die Einkehr in den Schmerz - und in den drohenden Tod. Man kann in diesem Tier-Gedicht die Zeichen des nahenden Terrors erkennen. Gertrud Kolmar harrte während der Nazi-Zeit aus in Berlin; 1943 wurde sie nach Auschwitz deportiert und dort am 2. März 1943 ermordet.

**Gertrud von Le Fort**
Abschied der Ausgetriebenen

Steine, nichts als Steine,
Kein einziger Stern –
Weine Volk, o weine:
Gott ist sehr fern.

Steine, nichts als Steine –
Was blitzte da?
Weine Volk, o weine:
Gott ist sehr nah.

1940er Jahre

aus: Gertrud von Le Fort: *Gedichte und Aphorismen*, Verlagsgruppe Lübbe, Bergisch-Gladbach 1988

*„Ich habe als Dichterin keinen anderen Ehrgeiz mehr als etwas sagen zu dürfen, was um Versöhnung bittet“, notierte die katholische Schriftstellerin Gertrud von Le Fort (1876–1971) in einem späten Brief an den jüdischen Schriftsteller Viktor Wittkowsky. Die Tochter eines preußischen Offiziers war 1926 zum Katholizismus übergetreten – erst mit dieser Konversion beginnt ihre literarische Werkgeschichte.*

Gertrud von Le Forts nach 1945 formulierter Wunsch nach Versöhnung entsprang der unmittelbaren Anschauung des nationalsozialistischen Terrors: Eine Nichte der Autorin hatte das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück nur knapp überlebt. Das vermutlich in den 1940er Jahren entstandene Gedicht ruft ein Volk der „Ausgetriebenen“ auf, ein Bild für die Leiden des europäischen Judentums. Schon im Vorfeld von Hitlers Machtergreifung hatte die Dichterin ihr Werk als Versuch beschrieben, „den Juden ein gutes Wort zu sagen“, wie es in ihrem Roman *Der Papst aus dem Ghetto* (1930) heißt.

**Gina Ruck-Pauquet**

Traumbescherung

Ich hab mir was ausgedacht,
Dass mir aber keiner lacht!
Dieses Jahr zur Weihnachtszeit,
Da beschenk ich weit und breit,
Alle Leut' - ihr glaubt es kaum?
Jeder kriegt von mir 'nen Traum:
Raben, die Trompete blasen,
Bring ich mit, karierte Hasen,
Eine Fuhre Gummibärchen,
Dreizehn Flaschen voller Märchen,
Bäume, die spazierengehen,
Stunden, die ganz stillestehen,
Hunde, die sich reiten lassen,
Frisch gebrat'nes Eis in Massen,
Schnelle Autos für die Kinder,
Einen Zauber-Wunsch-Zylinder,
Extra-Väter, nur zum Spielen,
Bälle, die von selber zielen,
Eine Müllkippe zu Hause,
Und 'ne Limonadenbrause,
Betten, die im Dunkeln fliegen,
Masern, die wir niemals kriegen,
Sommerschnee auf Rodelwiesen,
Aufblasbare bunte Riesen,
Feuerchen, die knisternd brennen,
Mütter, die nicht schimpfen können,
Badeseen an den Ecken,
Lutschbonbons so lang wie Stecken,
Schulen, nur zum Lachenlernen,
Flugzeugtaxis zu den Sternen,
Sofas, um draufrumzuspringen,
Lieder, die sich selber singen,
Pulver zum Unsichtbarmachen,
Ein paar kleine, zahme Drachen,
Katzen, die auf Rollschuh'n rennen,
Morgenstunden zum Verpennen,
Wände, um sie anzumalen,
Nüsse ohne harte Schalen,
Einen Löwen zum Liebkosen,
Und statt Ärger rote Rosen.
Hier ist die Bescherung aus.
Sucht für euch das beste raus!

**Giuseppe Ungaretti**

Mattina/Morgen

M'illumino
d'immenso

*

Ich erleuchte mich
durch Unermessliches

(Ü. Ingeborg Bachmann)

*Das kürzeste und berühmteste Gedicht des italienischen Jahrhundertpoeten Giuseppe Ungaretti (1888-1970) erreicht eine Bedeutungsdichte, die schwerlich überboten werden kann. Das italienische Original beschränkt sich auf vier aufs Äußerste verknappte Wörter und sieben Silben. Es enthält fast ausschließlich Vokale und fließende Laute und jeder Versuch einer Übertragung steht vor der Schwierigkeit, diese minimalistische Lakonie des Originals zu erreichen. Die größte Nähe zum Original erreichte die Übersetzung Ingeborg Bachmanns (1926-1973):*

Selbst Ingeborg Bachmanns kongeniale Annäherung vermag das Fließende des Originals nicht adäquat wiederzugeben. Sie muss auf Härten wie den zweifachen Partikel „-er" und das „-te" zurückgreifen und landet schließlich bei elf Silben. Und das bei einem Dichter wie Ungaretti, der sich eine radikale „Sprachwaschung" und Befreiung des Gedichts von allen ornamentalen Schnörkeln verordnet hatte. Das Wort, so Ungaretti, sollte „nackt" sein, bei jeder „Kadenz es Rhythmus, bei jedem Herzschlag anhalten".

**Gottfried August Bürger**

Lenore

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
«Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?» –
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben:
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuss verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde,
Mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: –
«Ach, dass sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?» –
Und schloss sie in die Arme. –
«O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!» –

«Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Gott, Gott erbarmt sich unser!» –
«O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist’s nicht mehr vonnöten.» –

«Hilf Gott, hilf! wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.» –
«O Mutter, Mutter! Was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!

Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.» –

«Hör, Kind! wie, wenn der falsche Mann,
Im fernen Ungerlande,
Sich seines Glaubens abgetan,
Zum neuen Ehebande?
Lass fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.» –

«O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!» –

«Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiss dein irdisch Leid,
Und denk an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.» –

«O Mutter, Was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! –
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.» – – –

So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging’s trapp trapp trapp,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

«Holla, Holla! Tu auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?» –
«Ach, Wilhelm, du? – – So spät bei Nacht? – –
Geweinet hab ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?» –

«Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.» –
«Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!» –

«Lass sausen durch den Hagedorn,
Lass sausen, Kind, lass sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muss heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.» –

«Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.» –
«Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.

Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette.» –

«Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?» –
«Weit, weit von hier! – – Still, kühl und klein! – –
Sechs Bretter und zwei Brettchen!» –
«Hat's Raum für mich?» – «Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.» –

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Ross behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Liljenhände;
Und hurre hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid und Land!
Wie donnerten die Brücken! –
«Graut Liebchen auch? – – Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?» –
«Ach nein! – – Doch lass die Toten!» –

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? – –
Horch Glockenklang! horch Totensang:
«Lasst uns den Leib begraben!»
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

«Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh wir zu Bett uns legen!» –

Still Klang und Sang. – – Die Bahre schwand. – –
Gehorsam seinem Rufen,

Kam’s, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter’s Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp hopp hopp!
Ging’s fort in sausendem Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links,
Gebirge, Bäum und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt und Flecken! –
«Graut Liebchen auch? – – Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?» –
«Ach! Lass sie ruhn, die Toten!» –

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt’ um des Rades Spindel
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. –
«Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!» –

Und das Gesindel husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging’s fort in sausendem Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! –
«Graut Liebchen auch? – – Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?» –
«O weh! Lass ruhn die Toten!» – – –

«Rapp’! Rapp’! Mich dünkt der Hahn schon ruft. – –
Bald wird der Sand verrinnen – –
Rapp’! Rapp’! Ich wittre Morgenluft – –
Rapp’! Tummle dich von hinnen! –
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette tut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.» – – –

Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging’s mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert’ ein Schlag davor
Zersprengte Schloss und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.
Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein grässlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.
Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp’,
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war’s unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.
Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
«Geduld! Geduld! Wenn’s Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!»

**Gottfried August Bürger**

Mittel gegen den Hochmut der Großen

Viel Klagen hör ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

*Nachdem sich 1772 in Göttingen ein Freundschaftsbund von Dichtern formiert hatte, der sogenannte „Göttinger Hainbund", suchte der Jurastudent Gottfried August Bürger (1747-1794) sofort die Nähe zu diesem Kreis. Von Beginn seiner literarischen Karriere an reklamierte er die „Volkstümlichkeit" eines Werks als Qualitätskriterium: „Popularität eines poetischen Werks ist das Siegel der Vollkommenheit". Diese Poetik der Popularität und der damit verbundene Erfolg beim Publikum provozierte dann den Zorn seines jüngeren Rivalen Friedrich Schiller (1759-1805), der Bürger einen exemplarischen Verriss widmete.*

Vermutlich 1787 entstand das kleine Denkbild über die Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft. Der „Hochmut" der Mächtigen, so die Pointe der Bürgerschen Sentenz, kann nur triumphieren, wo er auf den Opportunismus und Kleinmut der Untertanen trifft. Im Gegensatz zu vielen seiner lyrischen Zeitgenossen riskierte Bürger mehr als einmal die scharfe lyrische Attacke gegen die feudalaristokratische Willkürherrschaft der Fürsten in den zersplitterten deutschen Teilstaaten.

**Gottfried Benn**

Aber du - ?

Flüchtiger, du musst die Augen schließen,
denn was eindringt, ist kein Großes Los,
abends im Lokal ist kein Genießen,
selbst an diesem Ort zerfällst Du bloß.

Plötzlich sitzt ein Toter an der Theke,
Rechtsanwalt, mit rotem Nierenschwund,
schon zwei Jahre tot, mit schöner Witwe,
und nun trinkt er lebhaft und gesund.

Auch die Blume hat schon oft gestanden,
die jetzt auf dem Flügel in der Bar,
schon vor fünfzig Jahren, stets vorhanden
Gott weiß wann, wo immer Sommer war.

Alles setzt sich fort, dreht von der alten
einer neuen Position sich zu,
alles bleibt in seinem Grundverhalten -
aber du -?

(Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. von G. Schuster u. Holger Hof Band I:. Gedichte1. Klett-Cotta, Stuttgart 1986)

*Die Bierkneipe ist für den späten Gottfried Benn (1886-1956) das Zentrallabor für Poesie. In seinen Stammlokalen rund um den Bayerischen Platz in Berlin empfing er seine stärksten Eindrücke. „Ich habe abends meistens Durst u. Unruhe u. gehe in eine Kneipe“, schrieb er 1950 seinem Briefpartner F.W. Oelze, „da distanziert sich das Leben von mir u. wirft sich als Figuren an die Wände.“ In einer dieser abendlichen Sitzungen widerfuhr dem lyrischen Alter Ego Benns eine außerordentliche Erfahrung: die Wiederkehr eines Toten.*

Es sind Beobachtungen eines Stoikers, der seinen letzten Lebensabschnitt heraufdämmern sieht. Das Ich beginnt die eigene Vergänglichkeit zu spüren und verweist auf kleine Rendezvous mit dem Tod. Bei allen Veränderungen, die vom lyrischen Subjekt diagnostiziert werden, gibt es auch eine Konstante im „Grundverhalten“. Das lyrische Ich hält am Ende die eigene Position offen: Es ist nicht absehbar, wann und wo der Wechsel der Existenz bevorsteht. Das Gedicht wurde erstmals veröffentlicht in der „Welt am Sonntag“ vom 12.9.1954.

**Gottfried Benn** (1886-1956)

Astern

Astern - schwälende Tage,
alte Beschwörung - Bann,
die Götter halten die Waage
eine zögernde Stunde an.

Noch einmal die goldenen Herden
der Himmel, das Licht, der Flor,
was brütet das alte Werden
unter den sterbenden Flügeln vor?

Noch einmal das Ersehnte,
den Rausch, der Rosen Du -
der Sommer stand und lehnte
und sah den Schwalben zu,

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewissheit wacht:
die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.

**Gottfried Benn**

Bitte wo –

Wenn du noch Sehnsucht hättest
(bitte wann, bitte wo),
dich noch mit Küssen kettest
(amour - bel oiseau),

wenn du noch flügelrauschend
über den Anden schwebst
dich in zwei Meere tauschend
ahnungslos, wen du lebst,

wenn noch die Qualen sprechen,
Tränen durch bel oiseau
dich stürzen und zerbrechen –
bitte wann – bitte wo? –

1955

aus: Gottfried Benn. Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. Band I: Gedichte 1 In Verb. m. Ilse Benn hrsg. v. Gerhard Schuster. Klett-Cotta, Stuttgart 1986

*»Vergessen Sie nicht«, so beschied der alte Gottfried Benn (1886-1956) seinem treuen Brieffreund Friedrich Wilhelm Oelze, »die edle, einfältige Lyrik fasst das Heute in keiner Weise ... Wir sind böse u. zerrissen u. das muss zur Sprache kommen.« Mit solchen schroffen Sätzen legitimierte Benn seine »Phase II«, den schnoddrig-kolloquialen Ton seiner späten Gedichte. Aber selbst in seinem letzten Gedichtbuch »Aprèslude« (1955) singt er noch die melancholischen Sehnsuchtsmelodien, die von den zwiespältigen Erfahrungen mit seinen letzten Geliebten inspiriert sind.*

Ein Liebesgedicht, in die Topik vom scheinen Vogel (»bel oiseau«) übersetzt: Der Dichter Robert Gernhardt (1937-2006) hat Benn gerade für diese Metaphorik posthum eine ornithologische Mängelrüge erteilt. Denn, so Gernhardt, es sei fahrlässig formuliert, wenn der schöne Vogel bei Benn »flügelrauschend / über den Anden schwebt«. Der Schwebeflug zeichne sich doch gerade dadurch aus, dass der Vogel nicht die Schwingen rührt (»flügelrauschend«), sondern die Thermik nutzt.

**Gottfried Benn**

Der junge Hebbel

Ihr schnitzt und bildet: den gelenken Meißel
in einer feinen weichen Hand.
Ich schlage mit der Stirn am Marmorblock
die Form heraus.
Meine Hände schaffen ums Brot.

Ich bin mir noch sehr fern.
Aber ich will Ich werden!
Ich trage einen tief im Blut,
der schreit nach seinen selbsterschaffenen
Götterhimmeln und Menschenerden. –

Meine Mutter ist eine so arme Frau,
dass ihr lachen würdet, wenn ihr sie sähet,
Wir wohnen in einer engen Bucht,
ausgebaut an des Dorfes Ende.
Meine Jugend ist mir wie ein Schorf:
eine Wunde darunter.
Da sickert täglich Blut hervor.
Davon bin ich so entstellt. –

Schlaf brauche ich keinen.
Essen nur so viel, dass ich nicht verrecke!
Unerbittlich ist der Kampf
und die Welt starrt von Schwertspitzen.
Jede hungert nach meinem Herzen.
Jede muss ich, Waffenloser,
in meinem Blut zerschmelzen.

**Gottfried Benn**

Drohung

Aber wisse:
Ich lebe Tiertag. Ich bin eine Wasserstunde.
Des Abends schläfert mein Lid wie Wald und Himmel.
Meine Liebe weiß nur wenig Worte:
Es ist so schön an deinem Blut.

1913

aus: Gottfried Benn: *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. v. G. Schuster und H. Hof, Klett-Cotta, Stuttgart 1986

*Im Juni 1913 steht sich in einer Ausgabe der expressionistischen Literaturzeitschrift* Die Aktion *ein schwieriges Dichterpaar gegenüber: Else Lasker-Schüler (1869–1945), Deutschlands exzentrische Poetin mit „Versgebilden von der Schönheit beschatteter Engelsaugen", und Gottfried Benn (1886–1956), Dichter und Militärarzt. Lasker-Schüler publiziert ihr „Doktor Benn" nebst einer Zeichnung, Benn antwortet mit „Drohung".*

Wo Erotik mit im Spiel war, bemühte Benn gerne animalische Metaphern oder Bilder seiner Rauschbereitschaft. Die „Tiertage" mit Lasker-Schüler endeten auf Hiddensee. Vierzig Jahre nach der jähen Trennung von ihr huldigte „der Zyklop" Benn dann wieder „der größten Lyrikerin, die Deutschland je hatte". In den Briefen an seinen geduldigen Korrespondenten Oelze liest sich das nüchterner: „war ja mal meine erste Freundin, – 1912 –…"

**Gottfried Benn**

Ein Wort

Ein Wort, ein Satz - : aus Chiffren steigen
erkanntes Leben, jäher Sinn,
die Sonne steht, die Sphären schweigen
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort - ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich -
und wieder Dunkel, ungeheuer,
im leeren Raum um Welt und Ich.

(Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. v. Gerhard Schuster und Holger Hof. Band I. Gedichte I. Klett-Cotta, Stuttgart 1986)

*Im Jahr 1941, ausgelöst durch eine schwere persönliche Krise, verfasste Gottfried Benn (1886-1956) einen Zyklus von sieben „Biographischen Gedichten“, die zum motivischen Kern seiner später berühmten „Statischen Gedichte“ wurden. „Sie haben bewusst nicht die Losgelöstheit von eigenem Ich, die große Gedichte haben u. haben sollen“, schreibt er an Weihnachten 1941 seinem Briefpartner, dem hanseatischen Großkaufmann F. W. Oelze, „aber Lyrik ist Existenzialkunst - voilà“. Im sechsten Gedicht dieses Zyklus liefert Benn eine pathetische Apologie der Dichtkunst.*

Das dichterische Wort wird hier im gravitätischen Rhythmus der vierhebigen Jamben zum einzigen Lichtblick in einer völlig verdunkelten Welt erhoben. Benn war der Überzeugung, dass lyrische Kunstwerke ihrem Wesen nach „statische“ Gebilde waren, die alle geschichtlichen Veränderungen überdauern. In seiner bedrohlich gewordenen politischen Isolation sah der damals verfemte Dichter die einzige Rettung im Versuch, „die Dinge mystisch (zu) bannen durch das Wort“, wie es ein weiteres Gedicht dieses Zyklus andeutet.

**Gottfried Benn**

Es ist ein Garten, den ich manchmal sehe

Es ist ein Garten, den ich manchmal sehe
östlich der Oder, wo die Ebenen weit,
ein Graben, eine Brücke, und ich stehe
an Fliederbüschen, blau und rauschbereit.

Es ist ein Knabe, dem ich manchmal trauere,
der sich am See in Schilf und Wogen ließ,
noch strömte nicht der Fluss, vor dem ich schauere,
der erst wie Glück und dann Vergessen hieß.

Es ist ein Spruch, dem oftmals ich gesonnen,
der alles sagt, da er dir nichts verheißt -
ich habe ihn auch in dies Buch versponnen,
er stand auf einem Grab: „tu sais“ - du weißt.

1949

(Gottfried Benn. Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn, hrsg. v. G. Schuster u. Holger Hof Band I:. Gedichte1. Klett- Cotta, Stuttgart 1986)

*Im Februar 1887, als Gottfried Benn (1886-1956) gerade neun Monate alt war, zog seine Familie aus Mansfeld in der Westprignitz nach Sellin in der Neumark, einem Dorfflecken im heutigen Westpolen, wo Benns Vater eine neue Pfarrstelle antrat. „Unendlich blühte der Flieder“, schreibt Benn 1934, „Akazien, der Faulbaum.“ Hier besuchte der junge Benn die Dorfschule, fuhr mit den Bauern auf den Erntewagen in die Felder, saß auf den Obstbäumen und hütete Kühe. Das 1949 entstandene Gedicht stammt aus einem Zyklus von „Vier Privat-gedichten“, dem Benn den Titel „Epilog 1949“ gab.*

Gleich drei zentrale Leitwörter seines Werks hat Benn in diesem Kindheitsgedicht untergebracht. Seine Vorliebe für das Farbwort „blau“, „das Südwort schlechthin“, hatte er bereits in seiner Rede über „Probleme der Lyrik“ offenbart; die „Rauschbereitschaft“ ist für Benns frühe Lyrik konstitutiv; und die wissende Existenz-Formel „Du weißt“ („Tu sais“) durchzieht die späten Gedichte.

**Gottfried Benn**
Eure Etüden

Eure Etüden,
Arpeggios, Dankchoral
sind zum Ermüden
und bleiben rein lokal.

Das Krächzen der Raben
 ist auch ein Stück –
dumm sein und Arbeit haben:
das ist das Glück.

Das Sakramentale –
schön, wer es hört und sieht,
doch Hunde, Schakale
die haben auch ihr Lied.

Ach, eine Fanfare,
doch nicht an Fleisches Mund,
dass ich erfahre,
wo aller Töne Grund.

1955

aus: Sämtliche Gedichte. Klett-Cotta, Stuttgart 1998

*»Ein Schlager von Klasse«, so dekretierte Gottfried Benn (1886-1956) in einem seiner späten Essays, »enthält mehr Jahrhundert als eine Motette«. Dabei hatte der bekennende Anhänger der »Artistenmetaphysik« in früheren Arbeiten durchaus eine Zuneigung zu kanonischen Werken der Musikgeschichte erkennen lassen: zu Chopin, Hindemith oder Caruso. In seinem letzten Gedichtband »Aprèslude« (1955) hat Benn für die ehrwürdige Musiktradition nur noch ein Abwinken übrig. Aber geht es hier überhaupt um Musik?*

Aber geht es hier überhaupt um Musik? Oder liefert dieses Motiv nur einen Vorwand für den lästerlichen Reim, der die Frage nach dem Glück und alle »sakramentale« Erhabenheit lässig vom Tisch wischt: »dumm sein und Arbeit haben/das ist das Glück«? Dieses Bonmot setzt eine so grelle Pointe, dass man fast übersieht, dass der Dichter in der letzten Strophe wieder in eine hohe Tonlage wechselt. Plötzlich ist alle Lässigkeit verschwunden und ein biblischer Tonfall kehrt zurück - und mit ihm die Frage nach dem Urgrund aller Musik und alles Lebendigen.

**Gottfried Benn**

Hör zu

Hör zu, so wird der letzte Abend sein,
wo du noch ausgehn kannst: du rauchst die „Juno“,
„Würzburger Hofbräu“ drei, und liest die Uno,
wie sie der „Spiegel“ sieht, du sitzt allein

an kleinem Tisch, an abgeschlossenem Rund
dicht an der Heizung, denn du liebst das Warme.
Um dich das Menschentum und sein Gebarme,
das Ehepaar und der verhasste Hund.

Mehr bist du nicht, kein Haus, kein Hügel dein,
zu träumen in ein sonniges Gelände,
dich schlossen immer ziemlich enge Wände
von der Geburt bis diesen Abend ein.

Mehr warst du nicht, doch Zeus und alle Macht,
das All, die großen Geister, alle Sonnen
sind auch für dich geschehn, durch dich geronnen,
mehr warst du nicht, beendet wie begonnen -
der letzte Abend - gute Nacht.

(Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. von G. Schuster u. Holger Hof Band I:. Gedichte1. Klett-Cotta, Stuttgart 1986)

*Der Kneipentisch in einem Lokal nahe am Bayerischen Platz in Berlin wurde für den späten Gottfried Benn (1886-1956) zur Dichterwerkstatt. „Ich habe abends meistens Durst u. Unruhe u. gehe in eine Kneipe“, vertraute Benn am 15. November 1950 seinem Briefpartner F. W. Oelze an, „da distanziert sich das Leben von mir u. wirft sich als Figuren an die Wände“. Die Bierkneipe als Laboratorium der Worte - da kann sich schon mal das Bewusstsein der Finalität einstellen, die Gewissheit, dass sich der Lebenskreis schließt und man sich entspannt von mancher Unbill des Daseins verabschieden kann.*

Ein paar Pils, eine Zigarette und die „Spiegel“-Lektüre erzeugen eine Behaglichkeit, die poetisch produktiv sein kann. Der einsame Dichter blickt zurück auf seine lebenslange Gefangenschaft und die anthropologischen Zwangslagen, in die er sich verstrickt sah. Die Vorahnung des „letzten Abends“, den dieses erst posthum veröffentlichte Gedicht imaginiert, sollte sich bald bestätigen. Das Gedicht entstand wohl 1955/56. Nach Darmblutungen und einem sehr späten Krebs-Befund starb Benn am 7. Juli 1956.

**Gottfried Benn**

Kommt –

Kommt, reden wir zusammen
wer redet, ist nicht tot,
es züngeln doch die Flammen
schon sehr um unsere Not.

Kommt, sagen wir: die Blauen,
kommt, sagen wir: das Rot,
wir hören, lauschen, schauen,
wer redet, ist nicht tot.

Allein in deiner Wüste,
in deinem Gobigraun –
du einsamst, keine Büste,
kein Zwiespruch, keine Fraun,

und schon so nah den Klippen,
du kennst dein schwaches Boot –
kommt, öffnet doch die Lippen,
wer redet, ist nicht tot.

1955

aus: Gottfried Benn: *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*. In Verb. mit Ilse Benn hrsg. von G. Schuster und H. Hof, Klett-Cotta, Stuttgart 1986

*Gottfried Benn (1886–1956) hat in seinen Essays stets vom radikal monologischen Charakter der Dichtung gesprochen, vom „absoluten Gedicht, an niemand gerichtet“. Nun vollzieht das Gedicht „Kommt –“ eine überraschende Wendung ins Kommunikative, lockt mit einer Einladung zum Gespräch.*

Die schöne Suggestion: „Kommt, reden wir zusammen / wer redet, ist nicht tot“ kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Benn hier sein altes Thema umkreist: die Einsamkeit des schöpferischen Menschen. Die drei verlässlichen Instanzen der Tröstung: der Ruhm („Büste“), die Freundschaft („Zwiespruch“) und die Liebe („Fraun“) haben ihre Wirkungskraft eingebüßt. Im April 1955, als er seine Verse in den von ihm geliebten Kreuzreimen schrieb, hatte Benn seine letzten erotischen Abenteuer und Avancen (mit Ursula Ziebarth und Astrid Claes) wenig ruhmreich beendet. Das Gedicht erschien dann in seinem letzten Band *Aprèslude* (1955) – ein ergreifendes poetisches Vermächtnis.

**Gottfried Benn**

Lebe wohl –

Lebe wohl, du Flüchtige, Freie
die Flügel zu Fahrt und Flug -
geschlossen die Rune, die Reihe,
die deinen Namen trug.

Ich muss nun wieder
meine dunklen Gärten begehn,
ich höre schon Schwanenlieder
vom Schilf der nächtigen Seen.

Lebe wohl, du Tränenbereiter,
Eröffner von Qual und Gram,
verloren - weiter
die Tiefe, die gab und nahm.

*Als ein Virtuose erotischer Libertinage kultivierte Gottfried Benn (1886-1956) immer wieder sexuelle Dreiecksbeziehungen, die er nach einer verlässlichen Lebensregel organisierte: „Gute Regie ist besser als Treue.“ Selbst im fortgeschrittenen Alter versuchte er beharrlich (freilich mit wechselndem Erfolg), neue Leibgefährtinnen für sich zu rekrutieren - die junge Germanistin Astrid Claes (geboren 1928) und die Schriftstellerin Ursula Ziebarth (geboren 1921). Einer Geliebten, die er verloren hatte, widmete er ein pathetisches Abschiedslied.*

Das 1952 erstmals veröffentlichte Gedicht versteht Benn selbst als Requiem auf „eine der seltsamsten und gefährlichsten Affären meines Lebens“. Der von feierlichen Jamben getragene Text stilisiert die Geliebte zum freien, geflügelten Wesen, das den Liebenden in seinen schwermütigen Dunkelheiten zurücklässt. Das lyrische Subjekt Benns erscheint einmal mehr als Visionär der „Tiefe“ und als schicksalbeschwertes Orakel, das in „Qual und Gram“ von Ahnungen dunkler Zukünfte kündet.

**Gottfried Benn**

Leben - niederer Wahn

Leben - niederer Wahn!
Traum für Knaben und Knechte,
doch du von altem Geschlechte,
Rasse am Ende der Bahn,

was erwartest du hier?
immer noch eine Berauschung,
eine Stundenvertauschung
von Welt und dir?

Suchst du noch Frau und Mann?
ward dir nicht alles bereitet,
Glauben und wie es entgleitet
und die Zerstörung dann?

Form nur ist Glaube und Tat,
die erst von Händen berührten,
doch dann den Händen entführten
Statuen bergen die Saat.

(Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. von Gerhard Schuster und Holger Hof. Band I: Gedichte1. Klett- Cotta, Stuttgart 1986)

*Am 24. Juli 1936 schickte Gottfried Benn (1886-1956) an seinen wichtigsten Briefpartner, den Bremer Großkaufmann Friedrich Wilhelm Oelze, auf der Rückseite einer Ansichtspostkarte ein Gedicht, das seine Haltung gegenüber der Welt und der Poesie bündig zusammenfasste. Der Verachtung des Lebens als „niederer Wahn" entspricht die emphatische Apologie der Kunst und der lyrischen Artistik: „Form nur ist Glaube und Tat." Ergriffen vom Pathos des großen Einzelnen, versteigt sich Benn in absonderliche Huldigungen.*

Unbemerkt vom Autor zeigt sich dieses Gedicht infiziert von der verblasenen Terminologie der nationalsozialistischen Machthaber. In seinem Anspruch, das künstlerische Genie als singuläres Wesen darzustellen, bedient Benn die prekären Formeln eines elitären Machtbewusstseins. Es zeugt von einem opportunistischen ästhetischen Weltkonzept, wenn man 1936 den einsamen Künstler ausgerechnet als „Rasse am Ende der Bahn" qualifiziert.

**Gottfried Benn**

Letzter Frühling

Nimm die Forsythien tief in dich hinein
und wenn der Flieder kommt, vermisch auch diesen
mit deinem Blut und Glück und Elendsein,
dem dunklen Grund, auf den du angewiesen.

Langsame Tage. Alles überwunden.
Und fragst du nicht, ob Ende, ob Beginn,
dann tragen dich vielleicht die Stunden
noch bis zum Juni mit den Rosen hin.

(Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. von G. Schuster u. Holger Hof Band I:. Gedichte 1. Klett-Cotta, Stuttgart 1986)

*Hier registriert ein Ich das Herannahen des Lebensendes. Der Dichter Gottfried Benn (1886-1956), der in vielen seiner späten Gedichte auf den „dunklen Grund" aller Existenz verweist, singt ein ergreifendes Abschiedslied - das motivisch mit dem Wachstumsgeschehen von Blumen verbunden wird. In den 327 Gedichten der „Gesammelten Werke", so haben Benn-Exegeten ausgerechnet, halten 634 Nennungen Blumen, Bäume und Gärten fest. Sie sind fast alle eingebunden in einen melancholischen Kontext: in das Erlebnis der Trauer des Daseins, des taedium vitae.*

Seit Goethe gilt die Natur als klassisches Mittel zur Beschwichtigung für die moderne Seele, die stets in Aufruhr ist wegen einschneidender Verlusterfahrungen. Benns Blumen-Vermischungsfantasie knüpft hier an. Das 1955 im Gedichtband „Aprèslude" erstmals veröffentlichte Gedicht ist Teil des pathetisch aufgeladenen „Nachspiels", das Benn um sein „spätzeitliches" Ich herum inszeniert.

**Gottfried Benn**

Nur zwei Dinge

Durch so viel Formen geschritten,
durch Ich und Wir und Du,
doch alles blieb erlitten
durch die ewige Frage: wozu?

Das ist eine Kinderfrage.
Dir wurde erst spät bewusst,
es gibt nur eines: ertrage
- ob Sinn, ob Sucht, ob Sage -
dein fernbestimmtes: Du musst.

Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
was alles erblühte, verblich,
es gibt nur zwei Dinge: die Leere
und das gezeichnete Ich.

*(Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. von Gerhard Schuster und Holger Hof. Band I: Gedichte1. Klett- Cotta, Stuttgart 1986)*

*In einem seiner populärsten Gedichte aus dem Band „Destillationen“ (1953) zieht Gottfried Benn (1886-1956) die Summe seiner Existenz: In einer Art müder Trauer spricht hier das lyrische Ich vom eigenen Dasein als einem sinnlosen Kreislauf und reduziert das Leben auf eine Schicksalsverfallenheit, die sich auf ein stoisches Ertragen der Welt beschränkt. Der von Benn in seinem Spätwerk häufig strapazierte Begriff der „Leere“ wird zur negativen geschichtsphilosophischen Formel.*

Kritische Benn-Exegeten haben den Erfolg dieses Gedichts auch mit seiner Entlastungs-Funktion erklärt. Tatsächlich wird die Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Wirklichkeit der Nazi-Vergangenheit entrealisiert und auf ein „fernbestimmtes“, dem freien Willen enthobenes Handeln verschoben. In Anlehnung an die konservative Kulturkreislehre Oswald Spenglers entwirft Benn ein Programm des einsamen Standhaltens. Seine lyrischen Suggestionen einer erhabenen Melancholie haben bis heute nichts von ihrem Reiz verloren.

**Gottfried Benn**

Schöne Jugend

Der Mund eines Mädchens, das lange im Schilf gelegen hatte,
sah so angeknabbert aus.
Als man die Brust aufbrach, war die Speiseröhre so löcherig.
Schließlich in einer Laube unter dem Zwerchfell
fand man ein Nest von jungen Ratten.
Ein kleines Schwesterchen lag tot.
Die andern lebten von Leber und Niere,
tranken das kalte Blut und hatten
hier eine schöne Jugend verlebt.
Und schön und schnell kam auch ihr Tod:
Man warf sie allesamt ins Wasser.
Ach, wie die kleinen Schnauzen quietschten!

1912

aus: Gottfried Benn: *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, in Verb. m. Ilse Benn hrsg. v. Gerhard Schuster und Holger Hof, Klett-Cotta, Stuttgart 1986

*Kaum ein lyrisches Debütbuch hat so viel Schockwirkung hinterlassen wie das schmale Bändchen* Morgue*, das der bekennende „Medizyniker“ Gottfried Benn (1886–1956) im Jahr 1912 veröffentlichte. Der Dichter lockt seine Leser mit dem irreführenden Titel „Schöne Jugend“ in die Pathologie und führt dort mit drastischer Deutlichkeit den Verfall der Spezies Mensch vor. Die Kritik reagierte empört: „Pfui Teufel!“*

Die ungeheure Provokation betrifft alle Bereiche des Gedichts: Da ist zunächst der kalte, sezierende Blick des Betrachters, der ungerührt die Perspektive des Anatomen übernimmt. Dann gilt die Aufmerksamkeit des lyrischen Ich mehr den Ratten, die den toten Leib zerfressen haben, als dem Schicksal des Mädchens. Schließlich wird offen gelassen, ob es sich bei der Leibesfrucht der Toten um einen Embryo oder um eine tote Ratte handelt. Wahrlich: Das Gedicht als perfekter Zynismus.

**Gottfried Benn**

Teils-teils

In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs
wurde auch kein Chopin gespielt
ganz amusisches Gedankenleben
mein Vater war einmal im Theater gewesen
Anfang des Jahrhunderts
Wildenbruchs »Haubenlerche«
davon zehrten wir
das war alles.

Nun längst zu Ende
graue Herzen, graue Haare
der Garten in polnischem Besitz
die Gräber teils-teils
aber alle slawisch,
Oder-Neiße-Linie
für Sarginhalte ohne Belang
die Kinder denken an sie
die Gatten auch noch eine Weile
teils-teils
bis sie weitermüssen
Sela, Psalmenende.

Heute noch in einer Großstadtnacht
Caféterrasse
Sommersterne,
vom Nebentisch
Hotelqualitäten in Frankfurt
Vergleiche,
die Damen unbefriedigt
wenn ihre Sehnsucht Gewicht hätte
wöge jede drei Zentner.

Aber ein Fluidum! Heiße Nacht
à la Reiseprospekt und
die Ladies treten aus ihren Bildern:
unwahrscheinliche Beauties
langbeinig, hoher Wasserfall
über ihre Hingabe kann man sich gar nicht
erlauben
nachzudenken.

Ehepaare fallen demgegenüber ab,
kommen nicht an, Bälle gehn ins Netz,
er raucht, sie dreht ihre Ringe,
überhaupt nachdenkenswert
Verhältnis von Ehe und Manneschaffen
Lähmung oder Hochtrieb.

Fragen, Fragen! Erinnerungen in einer
Sommernacht
hingeblinzelt, hingestrichen,
in meinem Elternhaus hingen keine
Gainsboroughs
nun alles abgesunken
teils-teils das Ganze
Sela, Psalmenende.

**Gottfried Benn** (1886-1956)
Valse d’automne

Das Rot in den Bäumen
und die Gärten am Ziel -
Farben, die träumen,
doch sie sagen so viel.

In allen, in allen
das Larvengesicht:
„befreit - zum Zerfallen,
Erfüllung - nicht.“

An Weihern, auf Matten
das seltsame Rot
und dahinter die Schatten
von Fähre und Boot,

die Ufer beschlagen
vom ewigen Meer
und es kreuzen sich Sagen
und Völker her,

das Locken der Frühe,
der Späte Sang
und der Große
einsame
Untergang.

Der Farben so viele,
die Kelche weit,
und das Ziel der Ziele:
Verlorenheit

In allen, in allen
den Gärten am Ziel,
befreit zum Zerfallen,
der Farben so viel.

**Gottfried Benn**

Was meinte Luther mit dem Apfelbaum?

Was meinte Luther mit dem Apfelbaum?
Mir ist es gleich - auch Untergang ist Traum -
ich stehe hier in meinem Apfelgarten
und kann den Untergang getrost erwarten -
ich bin in Gott, der außerhalb der Welt
noch manchen Trumpf in seinem Skatblatt hält -
wenn morgen früh die Welt zu Bruche geht,
ich bleibe ewig sein und sternestet -

meinte er das, der alte Biedermann
u. blickt noch einmal seine Käte an?
und trinkt noch einmal einen Humpen Bier
u. schläft, bis es beginnt - frühmorgens vier?
Dann war er wirklich ein sehr großer Mann,
den man auch heute nur bewundern kann.

(In: Sämtliche Gedichte. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1998)

*„Auch wenn ich wüsste, dass morgen die Welt zugrunde geht, würde ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen.“ Gottfried Benn (1886 - 1956) wollte damit wohl sagen, als dass wir angehalten sind, das scheinbar Sinnlose zu tun und das Leben auf der Erde bis zum letzten Atemzug zu unterstützen.*

*Im Mai 1950, als Deutschland und noch in Trümmern lag, schrieb er dieses Gedicht als Kommentar zu einem Rundfunkvortrag Thilo Kochs, in dem dieser die Frage „Was meinte Luther mit dem Apfelbaum?“ gestellt hatte. Benn griff die Frage auf und machte sie zum ersten Vers des aus dem Nachlass stammenden Gedichts. Luther pflanzt hier keinen Baum in letzter Sekunde, er steht vielmehr als selbstgerechter Biedermann in seinem Garten und blickt dem Untergang, wie Benn selbst, erstaunlich gelassen, fast zynisch entgegen.*

**Gottfried Benn**

Was schlimm ist

Wenn man kein Englisch kann,
von einem guten englischen Kriminalroman zu hören,
der nicht ins Deutsche übersetzt ist.

Bei Hitze ein Bier sehn,
das man nicht bezahlen kann.

Einen neuen Gedanken haben,
den man nicht in einen Hölderlinvers einwickeln kann,
wie es die Professoren tun.

Nachts auf Reisen Wellen schlagen hören
und sich sagen, dass sie das immer tun.

Sehr schlimm: eingeladen sein,
wenn zu Hause die Räume stiller,
der Café besser
und keine Unterhaltung nötig ist.

Am schlimmsten:
nicht im Sommer sterben,
wenn alles hell ist
und die Erde für Spaten leicht.

(Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe. In Verb. m. Ilse Benn hrsg. von G. Schuster u. Holger Hof Band I:. Gedichte1. Klett-Cotta, Stuttgart 1986)

*In einem Rundfunkgespräch im Mai 1951 formulierte der Dichter Gottfried Benn (1886-1956) seine wachsende Abneigung gegen die Verwendung des Reims, der ihm „zu edel, zu gläubig, zu religiös“ erschien. Viel interessanter findet der alte Benn Versuche mit „journalistischer Lyrik“, welche die „Realistik“ des Lebens ausschöpfen. Zu den schönsten und unprätentiösesten Gedichten seiner letzten Jahre gehört das kleine Daseins-Protokoll, das ganz lapidar „schlimme“ Alltagssituationen inventarisiert:*

Gegen Ende des Lebens sind es - wie beim späten Brecht - die kleinen Vergnügungen, denen der Dichter einen prosaischen Lobgesang widmet: ein Bier, ein englischer Kriminalroman, stille Stunden im eigenen Heim - mehr braucht man nicht zur Erfüllung des Lebens. Die 1953 im Band „Destillationen“ erstmals veröffentlichte Daseins-Inventur hat etwas Hellsichtiges: Denn es kam tatsächlich zum ersehnten Tod im Sommer: Benn starb im an einem Juli-Tag.

**Gottfried Benn**

Zwei Träume

Zwei Träume. Der erste fragte,
wie ist nun dein Gesicht:
was deine Lippe sagte
oder das schluchzend Gewagte
bei verdämmerndem Licht?

Der zweite sah dich klarer:
eine Rose oder Klee,
zart, süß - ein wunderbarer
uralter Weltenbewahrer
der Muschelformen der See.

Wird noch ein dritter kommen?
Der wäre von Trauer schwer:
ein Traum der Muschel erglommen,
die Muschel von Fluten genommen
hin in ein anderes Meer.

(In: Sämtliche Gedichte. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1998.)

*Verschwommen, sehnsuchtsvoll, traurig - „Zwei Träume“ von Gottfried Benn ist eine düstere, subtile Liebeserklärung an seine letzte Geliebte.*
*Am 15. Oktober 1954 veröffentlichte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ zwei dunkel-melancholisch getönte Gedichte Gottfried Benns (1886-1956), Sehnsuchtsmelodien, getragen von einem Bewusstsein der Finalität. Unter dem Titel „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“ war auch das Gedicht von den „zwei Träumen“ zu lesen, das dann in Benns letzten Band „Aprèslude“ (1955) mit einem neuen Titel aufgenommen wurde.*

In ihren eigensinnigen Kommentaren zum Briefwechsel mit Benn erhebt Ursula Ziebarth (geb. 1921), die letzte Geliebte des Dichters, Anspruch darauf, die biografischen Ursprungsmomente des Gedichts freizulegen. Die Verse vom „wunderbaren uralten Weltenbewahrer / der Muschelformen der See“ beziehen sich laut Ziebarth auf die Gehäuse der Meerschnecken, „von denen besonders schöne Exemplare in Worpswede auf meinem linken Fensterbrett lagen“. In dieser Perspektive erscheint das Gedicht als subtile Liebeserklärung des Dichters an seine unberechenbare Geliebte. Die dritte Strophe imaginiert dabei die Unvermeidlichkeit eines Verlusts.

**Gottfried Keiler**

Winternacht

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied:
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin,
Ich vergess' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

1851

*Verzweifelter kann eine Wasserfrau kaum sein. Die Nixe ist eingeschlossen im Eis, mit »ersticktem Jammer« tastet sie nach einem Ausweg. Ihr flehentlicher Blick unter der Oberfläche des gefrorenen Sees trifft den Spaziergänger, der regungslos in die schwarze Tiefe schaut.*

Das verstörende Gedicht des Schweizers Gottfried Keller (1819-1890) hat die Leser rätseln lassen: Was sagt uns das mythische Bild der Nixe? Ist ihre Verlorenheit in der Eisesstarre, ihre Abgetrenntheit ein Sinnbild für Kellers lebenslange Lebensfremdheit, vor allem für seine Isolation gegenüber den Frauen? Das Gedicht spricht jedenfalls von der Nähe von etwas Ersehntem, das den Sehnsüchtigen gleichwohl nie erreicht.Es erschien erstmals 1851, im Rahmen von Kellers »Neueren Gedichten«. Dort steht es am Schluss der Abteilung »Jahreszeiten«.

**Gottfried Keller**

Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!

1879

*„Die Augen sind die Fenster der Seele": Das berühmte Diktum der Mystikerin Hildegard von Bingen scheint das Gedicht des Schweizer Erzählers und Lyrikers Gottfried Keller (1819–1898) beflügelt zu haben. Kellers wehmütiger Lobgesang auf die Augen grundiert ein Bewusstsein der Vergänglichkeit. In den paarweise gereimten, trochäischen Strophen wandelt das lyrische Ich bereits auf dem „Abendfeld" des Lebens.*

Kellers Dichterkollege Theodor Storm bezeichnete das „Abendlied", das 1879 entstand, als „das reinste Gold der Lyrik". Der darob geschmeichelte Keller schrieb ihm: „Wir können nun aber nicht, wie sie kritisch verlangen, mit fünf oder sechs dergleichen Lufttönen allein durchs Leben kommen, sondern brauchen noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort."

**Gottfried Keller**

Am fließenden Wasser

Ein Fischlein steht am kühlen Grund,
Durchsichtig fließen die Wogen,
Und senkrecht ob ihm hat sein Rund
Ein schwebender Falk gezogen.

Der ist so lerchenklein zu sehn
Zuhöchst im Himmelsdome;
Er sieht das Fischlein ruhig stehn,
Glänzend im tiefen Strome!

Und dieses hinwieder sieht
Ins Blaue durch seine Welle;
Ich glaube gar, das Sehnen zieht
Eins an des andern Stelle!

1845/46

*Es ist ein mystischer Augenblick, in dem die Welt für einen Moment den Atem anhält - die stumme Korrespondenz zwischen zwei Tieren, die in eigentümlicher Polarität aufeinander bezogen sind. Der auf dem „kühlen Grund" eines Flusses still stehende Fisch und der in der himmlischen Sphäre bewegungslos verharrende Falke sind durch eine unbestimmte Sehnsucht miteinander verbunden. Die Welt wird durchsichtig hin auf eine höhere Ordnung. Gottfried Keller (1819-1890) hat diesen innigen Moment festgehalten:*

Das 1845/46 entstandene Gedicht ist eingebunden in einen Zyklus von Wasser-Gedichten, in dem die Durchsichtigkeit und Durchlässigkeit des Elementes Wasser zum Thema wird. Die erste Fassung des Textes, ebenfalls 1845 geschrieben, enthält noch zwei weitere Strophen, in denen Keller am Ende eine fromme Pointe von der elenden „Wurm"-Existenz des Menschen anfügt. Viel zauberhafter ist die hier vorliegende zweite Fassung, die sich auf das Zusammenspiel der beiden Geschöpfe beschränkt.

**Gottfried Keller**
Champagner

Da saßen wir Polemiker,
Es flog der Kork, wir tranken toll
Ein blass Gebräu' der Chemiker,
Das schäumend auf und nieder quoll.

Wir heulten, schrien und fackelten
Vom armen Proletarierpack;
Inzwischen aber wackelten
Die letzten Taler aus dem Sack.

Da plumpte uns Erledigten
Ein später Bettler scheu die Quer' -
Wir prophezeiten, predigten,
Doch fand er keinen Stüber mehr.

Doch ohne Arg verhandelten
Wir noch sein Elend so und so,
Als wir nach Hause wandelten,
Der Weisheit für und wider froh.

*Der große Schweizer Dichter und Romancier Gottfried Keller (1819-1889) exponierte sich in jungen Jahren gerne als radikaler Demokrat und verfasste politische Gelegenheitsdichtung, die sich in anklägerischem Gestus gefiel. Sein 1847 entstandenes Gedicht spottet aber bereits über das wohlfeile Bramabarsieren der revolutionären Rhetorik. Die „Polemiker" wider das System machen hier keine gute Figur.*

Keller liefert hier ein scharfsinnig-genaues Porträt der systemkritischen Maulhelden, wie sie in allen Stadien des bürgerlichen Zeitalters aufgetreten sind. Das revolutionäre Gefuchtel am Stammtisch blieb stets folgenlos. Keller zeigt voll bitterem Spott, wie diese narzisstischen Oppositions-Darsteller das Elend des „Proletarierpacks" nur instrumentalisieren, um sich in ihrer scheinbaren Radikalität in Szene setzen zu können.

**Gottfried Keller**

Die Zeit geht nicht...

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, dass ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

**Gottfried Keller**

Im Schnee

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld nass und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,
Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk rührt!

*Bereits in seinen literarischen Anfängen hatte der Schweizer Dichter und Romancier Gottfried Keller (1819-1890) einen Zyklus mit „Gedanken eines Lebendig-Begrabenen“ (1846) verfasst. Melancholische Düsternisse, Todes- und Erlösungsfantasien prägen das Werk des Dichters, dem Liebeserfüllung zeit seines Lebens versagt blieb. So verwundert nicht, dass auch sein in den Gesammelten Werken von 1883 veröffentlichtes Wintergedicht in den ersten zwei Strophen Kältebilder versammelt, die dem finsteren Daseinsgefühl Kellers entsprechen.*

Als Kunstmaler war Keller früh gescheitert, spätere Anläufe zu einer beruflichen Existenz blieben in Ansätzen stecken. „Ich habe wochenlang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen“, notiert er 1855. Das späte Gedicht Kellers stellt immerhin etwas in Aussicht, das die winterliche Erstarrung löst und über die Melancholie hinausreicht: ein „heimlich lohendes“ Herz, eine Zufriedenheit, ein reanimiertes Denken.

**Gottfried Keller**
Schein und Wirklichkeit

In Mittagsglut, auf des Gebirges Grat
Schlief unter alten Fichten müd ich ein;
Ich schlief und träumte bis zum Abendschein
Von leerem Hoffen und verlorner Tat.

Schlaftrunken und verwirrt erwacht' ich spat;
Gerötet war ringsum Gebüsch und Stein,
Des Hochgebirges Eishaupt und Gebein,
Der Horizont ein sprühend Feuerrad.

Und rascher fühlt' ich meine Pulse gehen,
Ich hielt die Glut für lichtes Morgenrot,
Erharrend nun der Sonne Auferstehen.

Doch Berg um Berg versank in Schlaf und Tod.
Die Nacht stieg auf mit frostig rauem Wehen,
Und mit dem Mond des Herzens alte Not.

*Dass die ersehnte Verwandlung eines Melancholikers in einen glücklichen, erwartungsfrohen Menschen misslingt, ja misslingen muss, zeigt uns hier das Sonett des großen Schweizer Lyrikers und Erzählers Gottfried Keller (1819-1890). Zwei Quartette und ein Terzett lang sieht es so aus, als könne die Transformation eines Schlafenden gelingen. Als er erwacht, sind Landschaft, Himmel und Gebirge in ein glühendes Rot getaucht. Aber die erhoffte Morgenröte erweist sich als Abenddämmerung - so lässt sich „des Herzens alte Not“ doch nicht abschütteln.*

Nach dem Scheitern seiner Malstudien in Zürich und in München hatte Keller seine ersten Gedichte 1846 veröffentlicht; eine Sammlung von Liebesliedern, „Vaterländischen Sonetten“ und jahreszeitlich orientierten Gedichten. Aus dieser ersten Gedicht-Publikation stammt das 1844 entstandene Sonett, das ursprünglich unter dem Titel „Was ist es an der Zeit“ veröffentlicht wurde und erst in den „Gesammelten Gedichten“ von 1883 die Überschrift „Schein und Wirklichkeit“ erhielt.

**Gottfried Keller**
Seemärchen

Und als die Nixe den Fischer gefasst,
Da machte sie sich abseiten;
Sie schwamm hinaus mit lüsterner Hast,
Hinaus in die nächtlichen Weiten.

Sie schwamm in gewaltigen Kreisen herum,
Bald oben, bald tief am Grunde,
Sie wälzt' mit dem Armen sich um und um
Und küsst ihm das Rot vom Munde.

Drei Tage hatte sie Zeitvertreib
Mit ihm in den Meeresweiten
Am vierten ließ sie den toten Leib
Aus ihren Armen gleiten.

Da schoss sie empor an das sonnige Licht
Und schaute hinüber zum Lande;
Sie schminkte mit Purpur das weiße Gesicht
Und nahte sich singend dem Strande.

*Die traditionellen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern werden in diesem sehr unorthodoxen Liebesgedicht des großen Schweizer Lyrikers Gottfried Keller (1819-1890) aufgehoben: Denn hier ist es eine gnadenlose Wasserfrau, die sich in einem sexuellen Beutezug einen armen Fischer erobert, bis sie seiner überdrüssig wird und ihn nach vollendetem Amüsement tot auf den Meeresboden sinken lässt.*

Kellers Wasserfrau ist keine harmlos-unschuldige Nymphe, sondern ein durch und durch aggressives Wesen, das seine sexuelle Dominanz an einem Fischer erprobt. Nur durch den beschwichtigenden Titel „Seemärchen“ wird die Atmosphäre des Unheimlichen und Bedrohlichen in dem zwischen 1846 und 1854 entstandenen Gedicht etwas relativiert. Die Nixe in Kellers berühmterem Gedicht „Winternacht“ (vgl. Lyrikkalender v. 24.1.2006) kann ihr Element, das Wasser, nicht verlassen. Im „Seemärchen“ wird sie nun zur triumphierenden Furie.

**Gottfried Keller**
Winternacht

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix’ herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied:
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet’ sie
An der harten Decke her und hin,
Ich vergess’ das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

1851

*Verzweifelter kann eine Wasserfrau kaum sein. Die Nixe ist eingeschlossen im Eis, mit „erstickten Jammer“ tastet sie nach einem Ausweg. Ihr flehentlicher Blick unter der Oberfläche des gefrorenen Sees trifft den Spaziergänger, der regungslos in die schwarze Tiefe schaut.*

Das verstörende Gedicht des Schweizers Gottfried Keller (1819–1890) hat die Leser rätseln lassen: Was sagt uns das mythische Bild der Nixe? Ist ihre Verlorenheit in der Eisesstarre, ihre Abgetrenntheit ein Sinnbild für Kellers lebenslange Lebensfremdheit, vor allem für seine Isolation gegenüber den Frauen? Das Gedicht spricht jedenfalls von der Nähe von etwas Ersehntem, das den Sehnsüchtigen gleichwohl nie erreicht. Es erschien erstmals 1851, im Rahmen von Kellers *Neueren Gedichten*. Dort steht es am Schluss der Abteilung „Jahreszeiten“.

**Gotthold Ephraim Lessing**

An eine kleine Schöne

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss’ und merk’ der Küsse Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuss kein Scherz mehr ist,
Und du zehn Jahr älter bist.

1753

*Schon als Schüler in Meißen schreibt Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) seine anakreontischen Lieder, die „nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuss“ enthalten, wie er 1753 in der Vorrede zum „Ersten Teil“ seiner „Schrifften“ anmerkt. Der junge, publizistisch vielseitige Lessing hatte ein Faible für sächsische Frauen und Berliner Zeitungsleser und wählte daher eine poetische Sageweise, die verständlich ist und in der sich Unterhaltsames, Witzig-Pointiertes mit erotischen Motiven mischt. Zu diesen frühen Liedern gehört auch die etwas anzügliche Rühmung der „jungen Schönen“, die man heute mit mischten Gefühlen liest.*

In seinem motivverwandten Gedicht „Die Küsse“ hat sich Lessing eine Unbedenklicheitsbescheinigung ausgestellt: „Ein Küsschen, das ein Kind mir schenket, / Das mit den Küssen nur noch spielt / Und bei dem Küssen noch nichts denket, / Das ist ein Kuss, den man nicht fühlt.“ Dass die Küsse der „kleinen Schönen“ in Wirklichkeit heftige Affekte mobilisieren, verrät der Appell des Dichters, das Gefühl der Scham zu vertreiben.

**Gotthold Ephraim Lessing**
Die Liebe

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach’ mein Leben süß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hindernis.

Schmachten lassen
Sei der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sei sie nicht.

1746–48

*Auch große Dichter haben klein angefangen. Just mit „Kleinigkeiten“, gut gelaunten anakreontischen „Liedern“, debütierte etwa der skeptische Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781). Mit seinen lyrischen Petitessen, die er vor allem während seiner Leipziger Studienjahre 1746–1748 verfasste, verfiel Lessing einer damals weit verbreiteten Mode. Seine „Lieder“ über Liebe, Wein und Genuss, so der Dichter, könne ihm nicht mal „der strengste Sittenrichter zur Last legen“.*

Mit solchen scherzhaften Tändeleien und leichthändigen Sinnsprüchen gab Lessing der Epoche des Rokoko ihre geistige Physiognomie. Der Wohlklang der Versfügung und der schlichte Reim waren hier primär. Der Bedarf des frühen Bürgertums nach sentimentalen Niedlichkeiten war groß. Lessing hat ihn mit seiner Mär von der „süßen Liebe“, die über Hindernisse an ihr Ziel gelangen will, aber letztlich auf Erfüllung beharrt, hervorragend bedient.

**Gotthold Ephraim Lessing**
Ich

Die Ehre hat mich nie gesucht;
Sie hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab ich nie begehrt.
Was hilft es sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das wenigste verzehrt?

Wie lange währt's, so bin ich hin,
Und einer Nachwelt untern Füßen?
Was braucht sie wen sie tritt zu wissen?
Weiß ich nur, wer ich bin.

*Der Erkenntnishunger des Dichters, Theologen und Naturforschers Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) war schon in jungen Jahren kaum zu stillen, als er nach unruhigen Studienjahren in Leipzig und Berlin im April 1752 in Wittenberg zum Magister der Philosophie promoviert wurde. Am Ende seiner Wittenberger Zeit, im Oktober 1752, zieht Lessing eine erste Bilanz seiner vielfältigen Bemühungen, sich als Dichter und Publizist zu etablieren:*

Der Aufklärer Lessing erteilt in diesem Gedicht allen Ehrbegriffen und ehrgeizigen merkantilen Bestrebungen der bürgerlichen Welt eine Absage. Es ist die Demonstration einer selbstbewussten poetischen Subjektivität, die hier gegen die alten, verbrauchten Werte des Adels und des Bürgertums antritt. Und selbst das Urteil der Nachwelt kann der stolze Ich-Sager dieses Gedichts gelassen erwarten.

**Gotthold Ephraim Lessing**
Lied aus dem Spanischen

Gestern liebt ich,
Heute leid ich,
Morgen sterb ich:
Dennoch denk ich
Heut und morgen
Gern an gestern.

*Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781), die Zentralfigur der deutschen Aufklärung, hat sein anrührendes „Lied“ als Übersetzung getarnt. Eine spanische Gedichtvorlage zu seinem Text konnte trotz aller philologischen Bemühung bis heute nicht aufgefunden werden. Im „Musen-Almanach für das Jahr 1780. Herausgegeben von Voß und Goekingk“ ist das kleine Meister-werk Ende 1779 erstmals erschienen - und es liest sich wie ein Memento mori auf den Tod von Lessings ein Jahr zuvor verstorbener Frau Eva König.*

In den ersten drei Zeilen ist das Fatum menschlichen Daseins auf prägnanteste Weise zusammengefasst: Liebe, Leid und Untergang sind die existenziellen Konstanten. Dann folgt ein trotziges „Dennoch“, das die größte Leistung eines aufgeklärten Bewusstseins annonciert - das Denken. Es ist diese Fähigkeit zur Vernunft und zur Reflexion, zur Vergegenwärtigung der Vergänglichkeit und zur Erinnerung an die Liebe, die den Menschen zum Einklang zwischen Gefühl und Intellekt verhilft.

**Gottlieb Konrad Pfeffel**

Der Exorzist

Ein Exorzist trieb Teufel aus;
Nicht einer durfte lang verweilen:
Mit Flüchen, Lachen oder Heulen
Verließ er stracks das fremde Haus.
Ein altes Weib wird vorgeführt,
Die sich mit allen Vieren bäumet;
Der Priester droht, die Vettel schäumet
Und Satanas kapituliert;
Erlaube mir nach altem Brauch
In eine fette Sau zu fahren;
Er sprachs und fuhr mit Haut und Haaren
Dem Exorzisten in den Bauch.

*Der elsässische Diplomatensohn Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809) hatte ursprünglich der Familientradition folgen wollen und Staatsrecht an der Universität Halle studiert. Erst nach seiner völligen Erblindung brach er die juristische Laufbahn ab, was seiner Umtriebigkeit jedoch keine Grenzen setzte. Er gründete 1773 in Colmar eine protestantische Erziehungsanstalt für adlige Jugendliche und trotzte seiner Blindheit mit gesellschaftskritischen Fabeln und launig-satirischen Gelegenheitsgedichten. 1788 entstand das sarkastische Porträt eines Exorzisten, dem eine Teufelsaustreibung gründlich missrät.*

Das Ritual der Austreibung des Teufels wird hier als greller Slapstick geschildert. Denn der verjagte Teufel bemächtigt sich seinerseits des Exorzisten. Freche Gelegenheitsgedichte dieser Art wurden von den Freunden Pfeffels ohne Wissen des Autors seit 1759 in der Straßburger Wochenschrift „Der Sammler“ gedruckt. Pfeffel selbst veröffentlichte erstmals 1761 eine dreibändige Sammlung mit „Poetischen Versuchen“.

**Gottlieb Konrad Pfeffel**

Fragment einer Kapuzinerpredigt

Ja glaubet mir, ihr meine lieben Brüder,
Ein leerer Traum ist unsers Lebens Lauf.
Gesund und frisch legt ihr des Nachts euch nieder,
Und mausetot steht ihr des Morgens auf.

*Bei seinen Zeitgenossen genoss der heute vergessene Fabeldichter und Satiriker Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809) hohe Wertschätzung. „Pfeffel bleibt sich gleich“, so konstatierte anerkennend Friedrich Schillers Ehefrau Charlotte, „bald rührt er, und bald macht es eine Freude, den comischen Zug seines Charakters wieder zu finden, und die feine Satyre.“ Zu den bekanntesten Gedichten des Aufklärers, der nach seiner frühen Erblindung seine Diplomatenlaufbahn abbrechen musste, gehört die 1779 entstandene Weisheit einer „Kapuzinerpredigt“:*

Als „gemäßigte Eremiten“ innerhalb des Franziskanerordens bekannten sich die Kapuziner im 16. Jahrhundert zu einem tätigen Armutsideal, das sich im Engagement für Obdachlose und Notleidende manifestierte. Von ihrer Vorliebe für dramatische Bußpredigten leitet sich der Ausdruck „Kapuzinerpredigt“ ab. Pfeffels „Fragment“ verbindet barocke Motive - die Rede vom „leeren Traum“ des Lebens - mit einer lakonischen Kommentierung der Vergänglichkeitserfahrung.

**Gregor Laschen**

DIE Krüppelherde Mensch, den Leib
behängt mit Stücken Pein
und Wünschen geht
auf Kunstknochen
in die Verlassenheit zurück.

1995

aus: Gregor Laschen: Jammerbugt-Notate, Wunderhorn Verlag, Heidelberg 1995

*In der sprachmagischen Dichtung des 1941 geborenen Lyrikers Gregor Laschen werden Natur und Geschichte, sinnliche Anschauung und geschichtliche Reflexion metaphorisch eng verwoben. Die poetischen Miniaturen seines preisgekrönten Bandes* Jammerbugt-Notate *(1995) enthalten nicht nur Aufzeichnungen aus einer „grossen schwarzen Bucht" zwischen Ostsee und Nordsee, sondern auch tiefe Grabungen im Geschichtsstoff, der anthropologisch als „Sterbestoff" verstanden wird.*

Seine düstere Vision von Geschichte als Leidensgeschichte fasst Laschen in das Bild einer „mit Knochen vernagelten Welt" als Epochensignatur. Der Mensch erscheint hier nur noch im Zustand der Deformation, als zerstückeltes, verkrüppeltes knochengewordener „Sterbestoff". In dieser skelettierten, zermahlenen Welt wächst nichts Rettendes mehr. Was bleibt, ist die tiefe „Verlassenheit" des Menschen.

**Günter Bruno Fuchs**

Berlin

Drei Strophen Sonntagssouvenir:
Der Himmel färbt die Dächer leise.
Die Stadt, ein Würfelbrett und Jagdrevier,
summt ihre viergeteilte Weise.
Der Bär ist noch das Wappentier.

Der Hund des Kohlenhändlers bellt.
Nachmittagsstunde. Straßenstille.
Im Rinnstein singt der Zeichner Werner Heldt
den Nekrolog von Peter Hille
auf eine unerlöste Welt.

Vom höchsten Charité-Kamin
fällt eine Zeile Rauch herab
auf die Fassade: Webers Trauermagazin –
(Tritt im Zylinder an des Liebsten Grab!)
Die Spree geht bettelnd durch Berlin.

**Günter Bruno Fuchs**

Delirium

Aus meinen Gläsern säuft die Uhr sich voll.
Der Stundenzeiger weiß nicht, ob er torkeln soll.
Die Plüschgardine hat sich umgebracht.
Ich bin der Staub, der neben ihrer Leiche wacht.
Ich bin das Tier im Vertiko,
der Schatten dort und seine Kralle.
Hyänenfüße lichterloh
gehn ihren Doppelgängern in die Falle.
Und meine Angst im Federbett
bekleidet dürftig ein Skelett.
Das hebt den Kopf und will bewundert sein
und nennt mich Tapfres Schneiderlein.
Aus meinem Sofa quillt hervor
das Pferdehaar mitsamt Spiralen,
und Reiter poltern durch den Korridor,
die arme Teufel an die Wände malen.

**Günter Bruno Fuchs**

Der Rabe

Der Rabe, der im Schatten ruht,
singt still im Schlaf und träumt Laternenschein
und fliegt zur Nacht hinauf und sammelt Schweigen ein

und lüftet den Zylinderhut
vor Lampenlicht und Totenstein
und vor sich selber, der im Schatten ruht.

(Die Ankunft des großen Unordentlichen in einer ordentlichen Zeit. Wagenbach Verlag, Berlin 1978)

*Der Berliner Dichter, Grafiker und Lebenskünstler Günter Bruno Fuchs (1928-1977), ein „freundlicher, dicker und ironischer Mann“ (Klaus Wagenbach), schrieb in der Art eines modernen Till Eulenspiegel die Poesie der Berliner Eckkneipen und Hinterhöfe; ein „Pennergesang“ von großer Kindlichkeit und kauziger Fantastik. Zu seinen literarischen Wappentieren gehörte auch der Rabe:*

Fuchs, der Meister der kleinen Formen, erfindet seinen Raben als Zeremonienmeister, der nur vor sich selbst seine Aufführungen inszeniert - in völliger Abgeschiedenheit seines Refugiums. Der Dichter der Straße hat einen märchenhaften Augenblick eingefangen: Der Rabe ist gleichsam zum monologischen Dichter geworden, der einsam in der Nacht „Schweigen einsammelt“ - und seine Gesänge ohne jedes Publikum nur noch nach innen richtet.

**Günter Bruno Fuchs**
Dies ist die erste Zeile

Dies ist die erste Zeile.
Mit der zweiten beginnt mein Gedicht zu wachsen.
Wenn ich so weitermache, komme ich bald an den Schluss.
Die vierte Zeile hilft mir dabei. (Schönen Dank, vierte Zeile!)
Der Gerichtsvollzieher, sage ich noch, trägt seine Eier ins Kuckucksnest.
So, ich hab meine Arbeit getan und lege mich schlafen.

(In: Die Meisengeige. Nonsensverse. Hrsg. v. G. B. Fuchs. Carl Hanser Verlag, München 1964)

*Den feierlichen Ton, dem so viele seiner poetischen Zeitgenossen huldigten, hat dieser Dichter radikal ernüchtert. Während sich die westdeutsche Nachkriegsdichtung noch in das weihevolle Bewispern von Naturgeheimnissen und antiken Mythologien flüchtete, holte sie der Berliner Malerpoet Günter Bruno Fuchs (1928-1977) ins Profane zurück.*
*Als „freischaffender Trinker“ entwarf er „Pennergesänge“, zu Helden seiner Gedichte machte er Bahnwärter, Degenschlucker, Tierstimmenimitatoren oder die Bremer Stadtmusikanten.*

1965 regte Fuchs 66 deutsche Lyriker zur Produktion von „Nonsensversen“ an. Den schalkhaften Maskenspieler verkörperte Fuchs aber selbst am besten. Auf das poetologische Kauderwelsch seiner Kollegen und auf deren stolzen Hinweis auf die „Selbstreflexion“ des Gedichts antwortete Fuchs mit einer heiteren Banalisierung des Schreibprozesses. Zeile für Zeile feiert sein Gedicht seine eigene mühelose Entstehung und sein Verfasser darf nach vollbrachter Arbeit schlafen gehen.

**Günter Bruno Fuchs**
Fibel

1
Was war er denn? Er ist gewesen.
2
Was tat er denn? In einer Fibel lesen.
3
Was las er da? Ich weiß nicht mehr.
4
Besinn dich doch! Ist schon zu lange her.
5
Die Fibel wurde eingescharrt wie er.

1960/61
aus: Günter Bruno Fuchs: *Pennergesang. Gedichte & Chansons*, Carl Hanser Verlag, München-Wien 1965

*Einem ehemaligen Clown bei einem Wanderzirkus, dem Lyriker, Holzschneider und Illustrator Günter Bruno Fuchs (1928–1977), verdankt die deutsche Lyrik einen kauzigen poetischen Anarchismus. Seit er sich 1958 in Berlin niedergelassen hatte, konzentrierte sich Fuchs auf die Poesie des Allernächsten: auf die Welt der Penner und Trinker und die Poesie der Eckkneipen und Hinterhöfe.*

Mit heiter-verspielten Texten, lyrischen Gaukeleien und „Kreuzberger Kneipenträumen“ exponierte sich Fuchs als „Hof-Poet“ der Berliner Dichterszene. Liebevoll imitierte er die Stimmen der einfachen Leute, den diversen Obrigkeiten begegnete er dagegen mit grimmigem Spott. In das von ihm geliebte Genre kurzer Kalenderverse und melancholischer Epigramme fügt sich auch das Anfang der 1960er Jahre entstandene Gedicht „Fibel“ ein.

**Günter Bruno Fuchs**

Für ein Kind

Ich habe gebetet. So nimm von der Sonne und geh.
Die Bäume werden belaubt sein.
Ich habe den Blüten gesagt, sie mögen dich schmücken.

Kommst du zum Strom, da wartet ein Fährmann.
Zur Nacht läutet sein Herz übers Wasser.
Sein Boot hat goldene Planken, das trägt dich.

Die Ufer werden bewohnt sein.
Ich habe den Menschen gesagt, sie mögen dich lieben.
Es wird dir einer begegnen, der hat mich gehört.

**Günter Bruno Fuchs**

Geschichtenerzählen

Gestern sah ich
einen hohen Offizier
auf einen Baum steigen –
da wusste ich: die Militärs
bemühen sich um gute Aussicht.

Heute früh
sah ich drei grüne Fische
teppichklopfen –
da wusste ich: wer sich über den Anblick
teppichklopfender Fische
nicht verwundert,
hält diesen Anblick entweder für möglich
oder hat ihn gar nicht zu Gesicht bekommen.

Vorhin sah ich drei Telefonzellen
über den Ozean schwimmen –
da wusste ich: eine Nachricht aus Übersee
wird dich erreichen.
Nun, wie gefällt Ihnen das?

Bitte bitte, hören Sie auf! –
Ich glaube,
Sie erzählen mir da lauter Geschichten.

**Günter Bruno Fuchs**

Gestern

Jestern
kam eena klingeln
von Tür zu
Tür. Hat nuscht
jesagt. Kein

Ton. Hat so schräg
sein Kopf
jehalten, war
still. Hat nuscht
jesagt,

als wenn der
von jestern
war
und nur mal
rinnkieken wollte,
wies sich so
lebt.

**Günter Bruno Fuchs**

Legitimation

Ich wohne hinter den Schritten
des Polizisten, der meinen Pass kontrolliert.
Ich wohne im Keller einer mittelgroßen
Ruine, im Altersheim
für den pensionierten Wind.

Ich wohne im pendelnden Käfig
eines Papageis, der alle Gesetzbücher
auswendig lernt.

Meine Behausung
am Platz für öffentliche Unordnung
ist der brennende Zirkus -
meine Grüße
gehen auf Händen zu dir hinüber,
meine Grüße
sind die letzten Akrobaten
unter der brennenden Kuppel.

(Pennergesang. Hanser Verlag, München/Wien 1965)

*Seine Überlebenskunst hat Günter Bruno Fuchs (1928-1977), der Till Eulenspiegel aus Berlin-Kreuzberg, schon als junger Wehrmachtssoldat einüben müssen. Als der 17-Jährige nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft das Haus seiner Mutter zerbombt vorfindet, muss er sich provisorische Behausungen und Berufe (u a. als Bergmann, Journalist, Clown in einem Wanderzirkus) suchen. Wie die Erfahrung der Heimatlosigkeit sein Lebensgefühl bestimmt hat, erhellt seine „Legitimation“.*

Für ein ordnungsliebendes bürgerliches Dasein konnte der lyrische Akrobat und bekennende Quartalssäufer Fuchs nie gewonnen werden. Sein Platz war in der Nähe der Helden des Alltags, der Außenseiter und Narren. Seine Poesie über gewöhnliche Leute und deren gescheiterte Träume nährte sich aus Märchen und Kinderreimen. Die Wunschbilder seiner Gedichte beflügeln oft einen lyrischen Übermut, der stets von einer schwarzen Fantastik grundiert ist.

**Günter Bruno Fuchs**

Leiterwagen

Da saß ein Mann im Leiterwagen,
hat nie geschlafen, nie gewacht,
hat hundert Jahre so verbracht -

saß antwortlos und ohne Fragen.

Hat nur ein einzig Mal gelacht,
als ihm der Tod das Bett gemacht.
Das wollt ich euch nur sagen.

(Pennergesang. Hanser Verlag, München/Wien 1965)

*Vor seiner Wandlung zum skurrilen Kreuzberger Malerpoeten und zum „freischaffenden Trinker“ hatte sich Günter Bruno Fuchs (1928-1977) als Lehrer für Zeichnen, Maurer und Gelegenheitsclown durchgeschlagen. 1958 aus dem Ruhrgebiet nach Berlin zurückgekehrt, begründet er umgehend einen „Lehrstuhl für Poetik“ in einer Nachtkneipe am Görlitzer Bahnhof. Fortan betreibt er als Bohemien und schelmischer Poet seine „Kipp- und Schluckwissenschaften“ in Form von Vaganten-Gedichten.*

Seine lyrischen Helden sind die Außenseiter der Städte, die Zukurzgekommenen und einsamen Stadtstreicher, die im nächtlichen Kreuzberg durch die Lokale ziehen. Fuchs’ „Pennergesang“ ist 1965 ein klares Bekenntnis zum unbürgerlichen Dasein als spätromantischer Taugenichts. Einer seiner liebevoll porträtierten Gestalten ist „der Mann im Leiterwagen“, der als Faktotum ständig unterwegs ist auf einer ziellosen Odyssee und gar keine Ambition mehr hat, irgendwo anzukommen.

**Günter Bruno Fuchs**

Lied des Mannes im Straßenwagen

Guten Tag, Straße!
Deine Stimme ist heiser und trocken.
Deine Worte sind müdegehetzt,
   guten Tag!

Von beiden Seiten meines Wagens
geb ich dir frisches Wasser zu trinken
   Fontänen wie Vogelschwingen
für die kleinen Randsteine
   die haben Durst und sagen Dankeschön
für die Platten des Gehsteigs
   die haben Durst und rütteln sich wach
für die buckligen Pflastersteine
   die haben Durst
   und wünschen dem Wasserwagen

**Günter Bruno Fuchs**

Untergang

Der Regen arbeitet.
Die Straßenfeger sind arbeitslos.
Die arbeitslosen Straßenfeger sind heimgekehrt.

Die Bäume dursten nicht mehr.
Die Schulhofbäume dursten nicht mehr.
Die überraschten Lehrer beenden die Konferenz
und schwimmen zum Tor hinaus.

Der Regen arbeitet.
Papierne Zeitungstürme neigen sich lautlos.
Rote Schlagzeilen färben das Wasser rot.

Das Kind armer Eltern schläft in der Kohlenkiste.
Das Kind reicher Eltern schläft im Himmelbett.
Die armen und reichen Eltern
hören den Regen nicht.

Die überraschten Lehrer
hocken ratlos im Geäst der Bäume.
Die große Pause kommt unerwartet.

(Günter Bruno Fuchs, Pennergesang. Carl Hanser Verlag, München 1965.)

*Der in kleinen Verhältnissen aufgewachsene Günter Bruno Fuchs (1928-1977) war als Grafiker und Schriftsteller eine Doppelbegabung. In der Nachkriegszeit studierte er an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin und gründete dort 1958 gemeinsam mit einigen anderen Künstlern, die Hinterhofgalerie „Zinke“. Fuchs blieb zeitlebens ein literarischer Außenseiter. Ein skurriler Bürgerschreck, dem aller snobistische Selbstzufriedenheit fremd war und der gern über Kinder, Parkwächter und Straßenfeger schrieb.*

Das Gedicht erzählt auf spielerisch-leichte Art davon, dass Katastrophen sich nicht vorhersagen lassen. Sie kommen immer unerwartet, und die, die vorher alles genau wussten, hocken ratlos in den Bäumen, wenn das Unvermeidliche einmal geschehen ist. Ob arm oder reich, keiner will dem Untergang wirklich ins Auge blicken. In der großen Pause wird alles, was vorher noch gegolten hat, außer Kraft gesetzt. Der Mensch sollte sich besinnen, doch zieht er nur selten Schlüssel aus seinen negativen Erfahrungen.

**Günter Bruno Fuchs**

Unterwegs

Der Mann mit dem Hund im Regen.
Der Hund bewacht einen durstigen Mann.
Der Hund sieht sich den Regen an.
Der Mann spricht mit dem Regen.

Der Mann bleibt stehn und hört aufs Wort.
Der Hund geht durch den Regen fort.

(Pennergesang. Hanser Verlag München/Wien 1965)

*Einige wenige Striche genügen hier, um die Tragödie eines einsamen Mannes zu skizzieren: Aus drei Elementen, die in jeder Zeile neu konstelliert werden, baut der Kreuzberger Malerpoet und „freischaffende Trinker“ Günter Bruno Fuchs (1928-1977) eine kleine Genreszene. Ein „durstiger“ Mann ist unterwegs im Regen, als Gesprächspartner hat er nur seinen Hund und den Regen, der ihn auf seinem Weg begleitet. Eine sehr lakonische kleine Ballade mit unglücklichem Ausgang.*

Plötzlich sind die Rollen zwischen Mensch und Tier vertauscht - es ist der Mann „der aufs Wort hört“ und demütig den Befehlen einer kreatürlichen Macht gehorcht. In der Redewendung „aufs Wort hören“, die hier zunächst einen antrainierten Gehorsam meint, ist aber auch die Aufgabe des Dichters konnotiert. „Aufs Wort hören“ - das verweist in einem anderen Sinne auf die Schärfung des Sprachbewusstseins.

**Günter Bruno Fuchs**

Villons Herberge

Mond, weiße Krähe, gib die Hand.
Mach dich auf,
setz dein Federherz in Brand.
Klau
fürs Stundenglas
den Sand.
Küss die Lippen Schnee und Blut.
Ratten,
dieser Tag und ich,
Rattenbrüder
schlafen gut

**Günter Bruno Fuchs**

Zigeunertriptychon in memoriam / Links

Glühwurm, Tannenreis und Krähe.
Kindeswunsch und Todesnähe.
Engel überm Sarkophag.
Schon bei Geigenlied und Flöte
fiel ins Blut der Abendröte
Pendelschlag.
Letzte Straßenkarren fuhren
still durchs Zifferblatt der Uhren −
Sturz der Bäche in den Strom.
Manchmal schlug im Psalm der Meise
ihrer todgeweihten Reise
Metronom.

Geige, Tamburin und Spangen
sind im Niemandsland gefangen
wie der Schmetterling im Schnee.
Für das Armband ihrer Schelle.
brach dem Kelch der Immortelle
Salome.

*Die Nächte von Tatra-Lomnica,*
*Mazurka und Csárdás, Tamburin und Trommelschlag, Wenzel, der die Geige liebt: Zigeunerlied. Der Autor erinnert sich der unvergesslichen Klänge in den slowakischen Bergen, erinnert sich auch der Verfolgungen und Verhaftungen, die 1943 unter deutscher Besatzung die Heiterkeit an den Lagerplätzen und Feuern der Holzfäller zum Verstummen brachten. Handschellennacht! Die Karren blieben stehen, die Feuer erloschen, die Kastagnetten zerbrachen unter den Stiefeln der Häscher.*

In den Gedichten dieses Bandes werden Barosh und Lummja wieder lebendig, die seiltanzende Jullka, die stumme Klage in den Augen der Pferde, der Schrei der Krähen über den Wäldern, Hirtengesang und Liebeslied. All die beschworenen Bilder, der Gewalt entgegengesetzt, stehen als Gleichnis für eine Menschlichkeit, der wir überall wiederbegegnen möchten.
(*Mitteldeutscher Verlag, Klappentext, 1956)*

**Günter Bruno Fuchs**

Zu Unrecht vergessen

Der Herausgeber
einer Anthologie zeitgenössischer Lyrik
vergaß die Gedichte
jener Dichter aufzunehmen, die
ihrem Jahrhundert
Dankbarkeit zollen für
die Überlassung gewisser
Bombardements, in denen sie
verbrannten
mit ihrem Gesamtwerk,
das sie wenig später
begonnen hätten, anschließend
an ihre Kindheit.

**Günter Eich**

Betrachtet die Fingerspitzen

Betrachtet die Fingerspitzen, ob sie sich schon verfärben!

Eines Tages kommt sie wieder, die ausgerottete Pest.
Der Postbote wirft sie als Brief in den rasselnden Kasten,
als eine Zuteilung von Heringen liegt sie dir im Teller,
die Mutter reicht sie dem Kinde als Brust.

Was tun wir, da niemand mehr lebt von denen,
die mit ihr umzugehen wussten?
Wer mit dem Entsetzlichen gut Freund ist,
kann seinen Besuch in Ruhe erwarten.
Wir richten uns immer wieder auf das Glück ein,
aber es sitzt nicht gern auf unseren Sesseln.

Betrachtet die Fingerspitzen! Wenn sie sich schwarz färben,
ist es zu spät.

(Sämtliche Gedichte. Hg. V. Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Der 1907 in Lebus, an der heutigen deutsch-polnischen Grenze geborene Günter Eich (gest. 1972) gilt als einer der bedeutendsten Dichter der Nachkriegszeit. Seine herausragende Rolle dürfte im besonderen Umgang mit der Tradition des Naturgedichts liegen: Anders als Dichter wie Elisabeth Langgässer oder Wilhelm Lehmann, die eine stark subjektive, meditative Wesenheit in ihren Naturgedichten auftreten lassen, deutet Eich in seinen Gedichten die Subjektivität imperativisch um, lässt das sprechende Subjekt zum Mahner werden, wie hier:*

In einer Reduktion metrischer und bildgebender Mittel evoziert Eichs Gedicht die Schreckensvision einer Rückkehr der Pest, die stellvertretend für die Angst vor der Zuspitzung des Kalten Krieges gelesen werden darf. Die im Gedicht hervorgehobene Fingerspitze hat dabei buchstäblich eine mahnende Funktion, sie ist nicht bloß Indikator des fortschreitenden, sich der Vollendung nähernden Verfalls. Sie stellt auch die Geste des erhobenen Zeigefingers dar, der vor der Eskalation warnt.

**Günter Eich**
Briefstelle

Keins von den Büchern werde ich lesen.

Ich erinnere mich
an die strohumflochtenen Stämme,
an die ungebrannten Ziegel in den Regalen.
Der Schmerz bleibt und die Bilder gehen.

Mein Alter will ich in der grünen Dämmerung
des Weins verbringen,
ohne Gespräch. Die Zinnteller knistern.

Beug dich über den Tisch! Im Schatten
vergilbt die Karte von Portugal.

1955

(Günter Eich, Sämtliche Gedichte. Hrsg. v. Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*Alle Zeichen stehen hier auf Rückzug: Das lyrische Alter Ego Günter Eichs (1907-1972) proklamiert die absolute Verweigerung und die Einkehr in die melancholische Grübelei.*
*Die „Briefstelle", die der Titel des 1955 erstmals publizierten Gedichts annonciert, bleibt ohne Adressat. Wie in den kryptischen Monologen des Spätwerks beschränkt sich Eich auf Negationen: Keine störenden Kontakte zur Außenwelt soll es mehr geben, nur noch die stumme Korrespondenz mit den Dingen.*

Die Erinnerung produziert Bilder an unvollendete Lebenspläne - denn die „ungebrannten Ziegel" in den Regalen kann man durchaus als biografische Reminiszenz entziffern. Sie verweisen auf die Ziegeleien, die Eichs Vater nach der Jahrhundertwende ohne viel Erfolg betrieb. Auf den universalen Triumph des Schmerzes reagiert das Ich mit schroffer Kommunikationsverweigerung. Hier hat sich jemand in unverbrüchlicher Einsamkeit eingerichtet. Selbst die Landkarten mit einem Sehnsuchtsort („Portugal") können keine Orientierung mehr bieten - sie sind „vergilbt".

**Günter Eich**

En attendant

Am Dienstag stellten wir noch
die Abfälle vors Haus,
am Mittwoch
boten wir das Haus an,
am Donnerstag uns,
aber die Müllabfuhr
ließ uns aus.
So bleiben wir und hoffen
auf bessere Wochen und
die Bestechlichkeit der Träger.

(Günter Eich, Sämtliche Gedichte. Hrsg. v. Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*Es ist eine keine erwartungsfrohe Wartezeit, in der sich die Protagonisten im Gedicht von Günter Eich (1907-1972) eingerichtet haben. Man wartet („En attendant“) auf die eigene Entsorgung, nachdem man zuvor der Selbstbehauptung abgeschworen und auf das Recht auf Existenz verzichtet hat.*
*Lapidar notiert der Dichter als Unheils-Chronist den Ablauf der Ereignisse, die totale Unterwerfung des Kollektivsubjekts unter eine fremde Macht scheint unabwendbar. Die Reste an Hoffnung, die den Wartenden bleiben, sind an die Korrumpierbarkeit der Mächtigen geknüpft.*

In seiner späten Lyrik hatte sich der als Naturmystiker gestartete Eich immer mehr auf eine Poetik des Fatalismus zurückgezogen, die er in oft kryptische, bis zum Äußersten verknappte und schwer dechiffrierbare Gedichte umsetzte. Eichs Helden sind Ausgestoßene, in keine Ordnung mehr integrierbar, aus den gesellschaftlichen Zentren verbannt in eine oft selbstgewählte Abgeschiedenheit. Das 1966, im Jahr des Gedichtbands „Anlässe und Steingärten“ entstandene Gedicht, stammt aus dem Nachlass des Autors.

**Günter Eich**

Ende eines Sommers

Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume!

Wie gut, dass sie am Sterben teilhaben!
Die Pfirsiche sind geerntet, die Pflaumen färben sich,
während unter dem Brückenbogen die Zeit rauscht.

Dem Vogelzug vertraue ich meine Verzweiflung an.
Er misst seinen Teil von Ewigkeit gelassen ab.
Seine Strecken
werden sichtbar im Blattwerk als dunkler Zwang,
die Bewegung der Flügel färbt die Früchte.

Es heißt Geduld zu haben.
Bald wird die Vogelschrift entsiegelt,
unter der Zunge ist der Pfennig zu schmecken.

(Sämtliche Gedichte. Auf der Grundlage der Ausgabe von Axel Vieregg hrsg. von Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*Als Günter Eich 1954/55 dieses Gedicht schrieb, vermochte die Natur noch Trost zu spenden. Das lyrische Ich wähnt sich jedenfalls noch im Einverständnis mit den Naturerscheinungen, denn der „Vogelzug“ und das „Blattwerk“ bergen offenbar geheime Botschaften, deren Sinn entziffert werden kann. Eich (1907-1972) verweist auf eine magische Korrespondenz zwischen dem Werden und Vergehen der Naturphänomene und dem Sterben den Menschen. Alles kreist um Zeit, Vergänglichkeit und Tod.*

Aus der „Geduld“ und der „Gelassenheit“ der Naturzyklen gewinnt das lyrische Ich seine stoische Ruhe. Was am Ende jenseits der „Geduld“ bleibt, ist der Geschmack des Pfennigs unter der Zunge: Es ist das Fährgeld, das an Charon, den Fährmann im Totenreich, zu entrichten ist. Der späte Eich hat dann auf allen Trost verzichtet, auch auf den „Trost der Bäume“. Am „ewig nachgestammelten Naturgeheimnis“ wollte er nicht mehr teilhaben.

**Günter Eich**
Hoffnungen

Die Sondermarken sind gestempelt,
die Tonbänder überspielt,
Bahnsteigkarten von Sarajevo
sammelt niemand.
Ich habe meine Hoffnung
auf Deserteure gesetzt.

Die Körperschaften
des öffentlichen Rechts
lassen Wasser durch.
Steh auf, Spengler,
schon rötet der Morgen
die Parkplätze, es ist
noch alles voll Hoffnung.

(Sämtliche Gedichte. Auf der Grundlage der Ausgabe von Axel Vieregg hrsg. von Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Die Beschwörung des Prinzips Hoffnung klingt hier nur noch boshaft. Der Dichter Günter Eich (1907-1972), der noch 1959 in seiner Dankrede zum Büchnerpreis nach einer Dichtkunst als „unbequeme Frage und Herausforderung der Macht“ verlangte, hatte in seinem Gedichtband „Zu den Akten“ (1964) einen poetischen Schlussstrich gezogen. Eich wurde zum Saboteur positiver Botschaften und gesellschaftlicher Utopien. Es gibt nur noch ein Vorbild: den Deserteur.*

Die Geschichtszeichen werden als obsolet kenntlich gemacht: die alten Dokumente sind gelöscht („die Tonbänder überspielt“), die mit bestimmten Ortsnamen verbundenen epochalen Augenblicke - ein Attentat in Sarajevo bildete den Auftakt zum Ersten Weltkriegs - ad acta gelegt. In der zweiten Strophe des 1964 entstandenen Gedichts hat Eich nur noch Spott übrig für die Institutionen der Gesellschaft. Ein Lichtschein verweist nicht mehr auf die „Morgenröte“ des Sozialismus, sondern allenfalls auf einen beleuchteten Parkplatz.

**Günter Eich**

Huhu

Wo die Beleuchtung beginnt,
bleibe ich unsichtbar.
Aus Briefen kannst du mich nicht lesen
und in Gedichten verstecke ich mich.

Den letzten Schlag
gab ich euch allen.
Mich triffst du nicht mehr,
solang ich auch rufe.

1964

(Gedichte. Ausgewählt von Ilse Aichinger. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1973)

*Als Repräsentant der „Trümmerlyrik“, die nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs eine nüchterne „Inventur“ der menschlichen Lebensverhältnisse einforderte, ist Günter Eich (1907-1972) in die Literaturgeschichte eingegangen. Ein Missverständnis. Denn Eich fühlte sich weit mehr den Suggestionen einer naturmagischen Poesie verpflichtet und besang die „Botschaften des Regens“(1955). Mit seinem 1964 publizierten Gedichtband „Zu den Akten“ zog er dann einen Schlussstrich unter diese naturfromme Poesie. Er entzog sich der offiziellen „Sprachlenkung“ und begann sich in seinen Gedichten „zu verstecken“:*

Im Gedicht „Huhu“ aus dem Band „Zu den Akten“ spricht ein Ich, das sich buchstäblich jedweder Aufklärung verweigert. Schon der Ausdruck bzw. Ausruf „Huhu“ scheint bedeutungslos, entzieht sich jeder Interpretation. Fortan verweisen Eichs Gedichte in radikaler ästhetischer Negativität auf einen Zustand letztgültiger Ausgesprochenheit, in dem es nichts mehr zu sagen gibt.

**Günter Eich**

Im verflossenen Herbst

Birnen, Septembergeläut
über Kindern, die spielen.
Golden zu vielen
an dunkleren Stielen
in den Gärten verstreut, -
wie üppig sie fielen,
dran denke ich heut.

Dass mich zu wenig gefreut,
wie golden sie fielen,
dass zu Gärten und Spielen
den Tag ich gescheut,
oh, wie es mich reut,
so immer wie heut!

(Günter Eich, Sämtliche Gedichte. Hrsg. v. Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Vielen der während der NS-Herrschaft in Deutschland verbliebenen Schriftsteller, die nicht die Rigorosität der nationalsozialistischen Politik teilten, blieb oft nur der Ausweg, sich an den Rändern des zeitgeschichtlichen Geschehens in die Innere Emigration zu begeben. Günter Eich (1907-1972) könnte man als einen solchen Autor betrachten, doch hat die Recherche des Eich-Exegeten Axel Vieregg ergeben, dass Eich aus Karrieregründen bereits im Mai 1933 sich um die Mitgliedschaft in der NSDAP bemühte - ohne sich jedoch danach weiter politisch zu exponieren.*

Die Erinnerung an spätsommerliche unbefangene Kinderspiele lässt einen anderen, den fatalen September 39 mitschwingen. „Im verflossenen Herbst“ darf auch als Beschreibung eines Gewissensbisses verstanden werden: Das Subjekt beklagt seine eigene Zurückgezogenheit in jener Zeit, „dass zu Gärten und Spielen/ den Tag ich gescheut“. Vermutlich - doch das eine Spekulation - bezieht Eich sich auf seine Anfänge in denen das Naturgedicht, verstanden als Abkehr vom politischen Tagesgeschehen, das Zentrum seines Schaffens ausmachte.

**Günter Eich**

Inventur (1948)

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrlichen
Augen ich berge.

Im Brotbeutel sind
ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

so dient es als Kissen
nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt
zwischen mir und der Erde.

Die Bleistiftmine
lieb ich am meisten:
Tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

Dies ist mein Notizbuch,
dies meine Zeltbahn,
dies ist mein Handtuch,
dies ist mein Zwirn.

**Günter Eich**

Timetable

Diese Flugzeuge
zwischen Boston und Düsseldorf.
Entscheidungen aussprechen
Ist Sache der Nilpferde.
Ich ziehe vor,
Salatblätter auf ein
Sandwich zu legen und
unrecht zu behalten.

(Sämtliche Gedichte. Auf der Grundlage der Ausgabe von Axel Vieregg hrsg. von Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*Seit seinem Gedichtband „Zu den Akten“ (1964) wollte sich der Dichter Günter Eich (1907-1972) den „Kämpfern auf verlorenem Posten“ anschließen. Zur Ablieferung sozialverträglicher Sprüche war der vormalige Naturdichter nicht mehr bereit. Bis dahin hatte er Gedichte noch als „trigonometrische Punkte“ definiert, als „Bojen, die in einer unbekannten Fläche den Kurs markieren“. In den knappen Gedichten des „Zu den Akten“-Bandes übt er fast nur noch Verweigerungsgesten und Versteckspiele.*

Der Stundenplan („Timetable“) des Dichters verzeichnet keine weltverbessernden Ziele oder gesellschaftlich relevanten Aufgaben mehr. Die ökonomisch wichtigen Dinge werden an die Dickhäuter delegiert, die hier - wie in Eugène Ionescos Drama „Die Nashörner“ als das Wappentier der Mitläufer erscheinen. An den großen Worten der „Wahrheit“ ist der Verweigerer Eich nicht interessiert; was bleibt, ist die Banalität der Nahrungsaufnahme. Ein Sandwich genügt als Antwort auf die alte (Lebens)Sinnfrage.

**Günter Eich**

Wo ich wohne

Als ich das Fenster öffnete,
schwammen Fische ins Zimmer,
Heringe. Es schien
eben ein Schwarm vorüberzuziehen.
Auch zwischen den Birnbäumen spielten sie.
Die meisten aber
hielten sich noch im Wald,
über den Schonungen und den Kiesgruben.
Sie sind lästig. Lästiger aber sind noch die Matrosen
(auch höhere Ränge, Steuerleute, Kapitäne),
die vielfach ans offene Fenster kommen
und um Feuer bitten für ihren schlechten Tabak.

Ich will ausziehen.

(Sämtliche Gedichte. Auf der Grundlage der Ausgabe von Axel Vieregg hrsg. von Jörg Drews. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*In einer seiner raren Selbstauskünfte hat Günter Eich (1907-1972) dieses Gedicht eine „skurrile Vision“ genannt. Dass seinem lyrischen Ich beim Öffnen des Fensters unversehens Fische entgegen schwimmen, geht - so die Selbstauskunft, der man nicht vollends trauen kann - auf ein vorgeblich reales Erlebnis zurück. An seinem Wohnort, so Eich, habe er bei Föhnwetter gelegentlich eine Art „gläserne Klarheit“ verspürt, ein Gefühl, man sei „unter Wasser“, wie in einem Kristall.*

Mit heiterer Lakonie wird diese irdisch-nautische Begegnung mit den Fischen durchgespielt. In diesem Zusammenhang ist aufschlussreich, dass wenige Jahre nach der Niederschrift des Gedichts - es entstand 1955 - Eichs Ehefrau Ilse Aichinger (geb. 1921) eine Erzählung ebenfalls mit dem Titel „Wo ich wohne“ versehen hat. Bei Aichinger findet der Erzähler seine Wohnung nicht mehr am üblichen Platz. Da niemandem aber etwas aufgefallen ist, muss der Erzähler annehmen, dass es die „Verwandlung“ seines Wohnorts gar nicht gibt.

**Günter Eich**

Zu spät für Bescheidenheit

Wir hatten das Haus bestellt
und die Fenster verhängt,
hatten Vorräte genug in den Kellern,
Kohlen und Öl,
und zwischen Hautfalten
den Tod in Ampullen verborgen.

Durch den Türspalt sehn wir die Welt:
Einen geköpften Hahn,
der über den Hof rennt.

Er hat unsere Hoffnungen zertreten.
Wir hängen die Bettücher auf die Balkone
und ergeben uns.

1964

Aus: Günter Eich: *Zu den Akten*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1964

*Als unbestrittener Meister der Kunstform Hörspiel und Repräsentant des poetischen „Kahlschlags" wurde Günter Eich (1907–1972) nach dem zweiten Weltkrieg berühmt. Als Lyriker entzog er sich mehr und mehr dem öffentlichen Verlangen nach griffigen Botschaften und konzentrierte sich immer stärker auf einen grimmigen Lakonismus, der jedwede poetische Feierlichkeit konterkarierte.*
*Sein Gedichtband von 1964, in dem auch „Zu spät für Bescheidenheit" erschien, zieht in mehrfacher Hinsicht einen Schlussstrich:*

*Zu den Akten*. Das war als Absage an die zeitenthobene Naturlyrik gemeint und zugleich als Verweigerungsgeste gegenüber traditioneller Poesiesprache. In sachlicher Kühle hält sein Gedicht eine Szenerie fest, die Vorräte sind gehortet und selbst Mittel für einen Suizid bereitgestellt. Aber der Blick auf eine „geköpfte", kopflose Welt lässt keinen anderen Weg als die nicht nur militärisch gemeinte Kapitulation.

**Günter Eich**

Zuversicht

In Saloniki
weiß ich einen, der mich liest,
und in Bad Nauheim.
Das sind schon zwei.

1965

*1965 veröffentliche Walter Höllerer (1922-2003) in der Zeitschrift „Akzente“ seine „Thesen zum langen Gedicht“: „Wer ein langes Gedicht schreibt“, so Höllerer, „schafft sich die Perspektive, die Welt freizügiger zu sehen.“ Der Lakoniker Günter Eich (1907-1972) nahm sich das sehr zu Herzen und schrieb nun auf seine Weise eine Folge von „langen Gedichten“ - das längste davon umfasste fünf Zeilen. In einer seiner berühmtesten Miniaturen, nachzulesen im Band „Anlässe und Steingärten“ (1966), thematisiert Eich ironisch die Reichweite seiner Gedichte bei den Lesern.*

Auch so kann Weltpoesie aussehen: Auf der Landkarte Europas verzeichnet der Autor gerade mal zwei Leser seiner Gedichte. Und erzielt zudem noch einen Heiterkeitseffekt, indem er neben dem fernen Saloniki, einem Ortsnamen, an den sich noch Mythen und Hoffnungen anlagern könnten, ausgerechnet das profane Kurstädtchen Bad Nauheim anführt. Die von vielen Kollegen Eichs gehegten Hoffnungen auf die Massenwirksamkeit der Poesie werden hier blamiert.

**Günter Grass**
Gleisdreieck

Die Putzfrauen ziehen von Ost nach West.
Nein Mann, bleib hier, was willst du drüben;
komm rüber Mann, was willst du hier.

Gleisdreieck, wo mit heißer Drüse
die Spinne, die die Gleise legt,
sich Wohnung nahm und Gleise legt.

In Brücken geht sie nahtlos über
und schlägt sich selber Nieten nach,
wenn, was ins Netz geht, Nieten lockert.

Wir fahren oft und zeigen Freunden,
hier liegt Gleisdreieck, steigen aus
und zählen mit den Fingern Gleise.

Die Weichen locken, Putzfraun ziehn,
das Schlusslicht meint mich, doch die Spinne
fängt Fliegen und lässt Putzfraun ziehn.

Wir starren gläubig in die Drüse
und lesen, was die Drüse schreibt:
Gleisdreieck, Sie verlassen sogleich

Gleisdreieck und den Westsektor.

**Günter Grass**

Glück

Ein leerer Autobus
stürzt durch die ausgesternte Nacht.
Vielleicht singt sein Chauffeur
und ist glücklich dabei.

ca. 1958/59

aus: Günter Grass: *Werkausgabe in Einzelbänden*, Bd. 1, Steidl Verlag, Göttingen 1998

*Der junge Günter Grass war in seinen frühen Gedichten noch weit entfernt von der politischen Aufladung seiner Zentralmotive. 1927 in Danzig geboren, verlegte Grass nach seinem Studium an der Düsseldorfer Kunstakademie seinen Wohnort nach Paris, wo die Gedichte des Bandes* Gleisdreieck *(1960) entstanden, in dem sein Text „Glück“ zu finden ist.*

In Paris verfiel Grass der Faszination des Existenzialismus von Albert Camus und erfand lyrische Bilder für das Lebensgefühl einer zweifelnden Skepsis, die in der Absurdität des Daseins ohne transzendente Instanzen auskommen muss. So darf man sich den einsamen Busfahrer – wie Camus’ Figur des Sisyphos – als „einen glücklichen Menschen“ vorstellen. Wir geraten in einen Moment absoluter Einsamkeit: Der leere Autobus, der in heftiger Bewegung durch eine Nacht ohne Sterne „stürzt“, scheint ein völlig funktionsloses Objekt zu sein. Aber da ist ein „Vielleicht“, das für den einsamen „Chauffeur“ die Möglichkeit einer Glücksempfindung offen hält.

**Günter Grass**

Nächtliches Stadion

Langsam ging der Fußball am Himmel auf.
Nun sah man, dass die Tribüne besetzt war.
Einsam stand der Dichter im Tor,
doch der Schiedsrichter pfiff: Abseits.

1955

aus: Günter Grass: *Lyrische Beute*, Steidl Verlag, Göttingen 2004

*Ein Jahr nach dem „Wunder von Bern“ hatte der junge, damals noch dem Surrealismus verpflichtete Lyriker Günter Grass den Einfall, eine klassische Fußball-Szene metaphorisch umzudeuten. Im Tor steht bei ihm nicht mehr der klassische Torwart, sondern der Dichter, der in seiner „Einsamkeit“ durch den Pfiff des Schiedsrichters in seiner „Abseitigkeit“ offenbar bestätigt wird.*

Der Triumph des WM-Siegs 1954 hatte in der Bundesrepublik das Wiedererwachen des nationalen Selbstbewusstseins stimuliert. Der 1927 geborene Grass dekonstruiert 1955 in seinem Gedicht diesen neuen Mythos der nationalen Identität, indem er den Fußball als wundersam-poetisches Objekt und seltsam individualistischen Akt schildert. Im „nächtlichen Stadion“, über dem der Fußball wie der Mond „aufgeht“, scheint der „einsame Dichter“ der einzige Akteur zu sein. Die Szenerie wirkt eigentümlich menschenleer, trotz der besetzten Tribüne. Mit den alten Fußball-Legenden ist dieses Geschehen jedenfalls nicht in Übereinstimmung zu bringen

**Günter Grass**

Prophetenkost

Als Heuschrecken unsere Stadt besetzten,
keine Milch mehr ins Haus kam, die Zeitung erstickte,
öffnete man die Kerker, gab die Propheten frei.
Nun zogen sie durch die Straßen, 3 800 Propheten.
Ungestraft durften sie reden, sich reichlich nähren
von jenem springenden, grauen Belag, den wir die Plage
nannten.
Wer hätte es anders erwartet. -

Bald kam uns wieder die Milch, die Zeitung atmete auf,
Propheten füllten die Kerker.

(Günter Grass, Werkausgabe in Einzelbänden. Band 1: Gedichte und Kurzprosa. Steidl Verlag, Göttingen 1998.)

*Wo auch immer religiöse Propheten auftreten, da verheißen sie Gewaltverhältnisse, gegen die menschliches Handeln ohnmächtig ist - meist soll göttliche Intervention Abhilfe schaffen. In einem seiner frühesten Gedichte deutet der 1927 geborene Günter Grass biblische Motive in eine politische Parabel um. Die apokalyptische Erzählung des Propheten Joel berichtet etwa von fürchterlichen Verheerungen und Heuschreckenplagen im Land Juda und in Jerusalem. Grass übersetzt das in eine fatalistische politische Pointe.*

Die moderne Heuschreckenplage ist durch keinen Propheten-Einsatz mehr aufzuhalten. Schlimmer noch: Die Propheten selbst ernähren sich von der Plage, die Gewaltverhältnisse sind nicht mehr zu beenden. Denn wenn sich auch der Lebensalltag in diesem Gedicht aus Grass' Debütbuch „Die Vorzüge der Windhühner“ (1956) am Ende wieder zu normalisieren scheint, so besteht doch die politische Repression fort: „Propheten füllten die Kerker.“

**Günter Herburger**

Ehegedicht

Geliebt haben wir uns,
dass das Gras um uns sich entzündete.
Doch die Glut schadete uns nicht,
so selbstvergessen waren wir.

Verfolgt haben wir uns,
dass wir uns bis ins Mark trafen,
doch die Wunden schlossen sich wieder,
da kein Blut aus ihnen kam.

Seitdem wir uns aber geeinigt haben,
zusammen alt zu werden,
verwandelt sich die Liebe in Behutsamkeit,

und das Blut, das mitunter
nun aus Rissen quillt, schmerzt
Tropfen um Tropfen wie heißes Wachs.

1976/77

aus: Günter Herburger: *Ziele*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1977

*Im Vorwort zu seinem Gedichtband* Orchidee *(1977) hat der 1932 geborene Dichter und Langstreckenschreiber Günter Herburger dereinst seinen Lesern empfohlen, „Gedichte wie Luftschiffe zu benützen, denn wer nicht zu fliegen wage, verzichte auf Übersicht und Mut“. Diese Metaphorik des Fliegens und der phantastischen Abschweifung gehört zu den primären Antriebskräften von Herburgers utopischer Poesie, die an ihren schönsten Stellen Wunsch-Bilder erfindet, die das „Wahnsystem Realität“ (Nicolas Born) aufheben.*

Für seinen 1976/77 entstandenen Lobgesang auf die Ehe hat Herburger die Sonett-Form gewählt, gleichwohl die strengen Form-Vorgaben dieses Gedicht-Typus sehr großzügig ausgelegt. Die beiden Quartette sind den altbekannten Topoi des Liebes-Diskurses vorbehalten: der Einheit von Liebe und Schmerz, Leidenschaft und Verletzung. Selbst nach der Domestizierung der Leidenschaft zur „Behutsamkeit“ können die gegenseitig zugefügten Wunden in der Ehe wieder aufbrechen.

**Günter Kunert**

Achtzeiler

Auf toten Flüssen treiben wir dahin,
vom Leben und dergleichen Wahn besessen.
Was wir erfahren, zeigt sich ohne Sinn,
weil wir uns selber längst vergessen.
Vom Augenblick beherrscht und eingefangen,
zerfällt der Tag, der Monat und das Jahr.
Und jede Scherbe schafft Verlangen
nach Ganzheit: Wie sie niemals war.

(Fremd daheim. Carl Hanser Verlag, München 1990.)

*In wenigen Gedichtzeilen die Trostlosigkeit der menschlichen Spezies einfangen - das ist eine poetische Kunst, auf die sich der 1929 geborene Günter Kunert früh spezialisiert hat. Der Brecht-Schüler wurde in den 1960er Jahren zum Skeptiker, als er das Trügerische der sozialistischen Heilsversprechen erkannte. Der anthropologische Befund, den Kunert der Menschheit in seinen Gedichten stellt, ist wenig ermutigend.*

Schon in den ersten beiden Versen des 1990 erstmals veröffentlichten Gedichts ist die heillose Situation skizziert. Zur Erfahrung eines ausweglosen Dahintreibens in der Jetztzeit tritt die Erkenntnis der Selbstvergessenheit des Menschen. Der Wunsch nach metaphysischer Ganzheit der Existenz ist in einer unablässig zerfallenden Lebenswelt unerfüllbar. Weil Kunert die Geschichte als fortdauernde Katastrophe darstellt, haben Kritiker ihn als notorische „Kassandra“ verspottet.

**Günter Kunert**
Akt

Sie spürt, dass hinter ihrem Rücken
etwas geschieht, das tut ihr gut.
Sie merkt mit wachsendem Entzücken
wie durch den Körper alles Blut
jetzt schneller kreist, während sie kniet:
Vor keinem Altar! Und erinnert später
sich wie an ein vergessnes Lied,
an jene Wohltat wie auch an den Täter.

(Als das Leben umsonst war. Carl Hanser Verlag, München 2009)

*Der Dichter Günter Kunert (geb. 1929), der wegen seiner apokalyptischen Imaginationen oft als „Kassandra von Kaisborstel“ rubriziert worden ist, hat viel mehr zu bieten als Kulturpessimismus - nämlich die hohe Kunst der Erotik. Gerade in seinem Alterswerk entwirft Kunert neben den bekannten Szenen der Heillosigkeit auch pikante Szenen, wie diesen klassischen Akt a tergo.*

Das weibliche Ich des Gedichts kommentiert den „Akt“ wie ein beglückendes Geschehen, das sich ohne viel eigenes Zutun vollzieht. Der namen- und eigenschaftslos bleibende Liebhaber erscheint als „Täter“, dessen „Wohltaten“ die Genussfähigkeit des Ich steigern. Der Text konzentriert sich weniger auf die Motivationen oder Eigenschaften der handelnden Figuren als vielmehr auf den Verlauf der Erregungskurve. Die Beglückung wirkt schließlich als Erinnerung an einen sinnlichen Ausnahmezustand fort, als Innewerden eines „vergessnen Lieds“.

**Günter Kunert**

Am Styx

In einem Wäldchen
nahe Berlin und fern zugleich
gewesenen Tagen. Mein Vater
schnitzt ein Boot aus Borke
ein Streichholz der Mast
das Segel ein Stück Papier
vermutlich von einer Rechnung.
Der Bach trägt es fort.
Es nimmt meinen Vater mit
und das Wäldchen und
die ganze Stadt und am Ende
noch den Erdenrest
in vollkommener Klarheit.

1996

aus: Günter Kunert: *So und nicht anders. Ausgewählte und neue Gedichte*, Carl Hanser Verlag, München-Wien 2002

*„Solange man schreibt“, hat der 1929 geborene Günter Kunert in einem Essay notiert, „ist der Untergang gebannt, findet Vergängliches nicht statt, und darum schreibe ich: um die Welt, die pausenlos in Nichts zerfällt, zu ertragen.“ Aber selbst in der poetischen Erinnerung wird man vom Bewusstsein des fortschreitenden Zerfalls eingeholt – das Leben geht unwiderruflich dahin, wie in dem anrührenden Vaterbild aus Kunerts Band* Mein Golem *von 1996.*

Die Szene aus der Berliner Kindheit des Autors kann nur als poetischer Augenblick fortbestehen. Die Erinnerung an den Vater ist zugleich ein Denkbild über die Vergänglichkeit. Der Titel des Gedichts liefert die dazu passende mythologische Figuration: Der Styx ist nach antiker Vorstellung der Grenzfluss, der die Welt der Lebenden vom Totenreich trennt.

**Günter Kunert**

Aus meinem Lesebuch

Worte sind schön. Worte sind hässlich.
Der Tod ist stumm, die Sünde lässlich.
Ach, Glaube, Liebe, Hoffnung, Wahn
sind permanent schon abgetan.
Pilatus hat es vorhergesagt:
Die Wahrheit ist nicht mehr gefragt.
Man wisse nie, was sie denn sei -
und sprach damit die Lüge frei.
Die Worte gelten wie gehört:
Der lauscht beglückt und der verstört
dem einundselben leeren Satz.
Das Übrige ist für die Katz.

(In: Jahrbuch der Lyrik 2000. Hrsg. v. C. Buchwald u. M. Beyer. C.H. Beck Verlag, München 1999; © Carl Hanser Verlag )

*Folgt man den Erzählungen des Neuen Testaments, war Pontius Pilatus, der legendäre Statthalter Roms in Judäa, der Verantwortliche im Hochverrats-Prozess gegen den historischen Jesus von Nazareth. Im Johannesevangelium ist eine skeptizistische Äußerung von Pilatus überliefert, die er formulierte, als ihn Jesus mit dem Thema „Wahrheit" konfrontierte. Pilatus antwortete damals mit einer Frage: „Was ist Wahrheit?" Der radikale Skeptiker Günter Kunert, Jahrgang 1929, verweist in seinem 1997/98 entstandenen Gedicht auf die Folgen dieser Pilatus-Äußerung.*

In Kunerts pessimistischer Perspektive hat nicht nur die „Wahrheit" ihre finale Bankrotterklärung längst hinter sich. Auch alle anderen utopischen Kategorien und ethischen Werte sind zerfallen. In schlicht gebauten Paarreimen konstatiert Kunert die Entleerung der Sprache und den geschichtlichen Triumphzug der Lüge. Was bleibt, ist Sarkasmus: „Das Übrige ist für die Katz."

**Günter Kunert**

Diagnose

Bei dir bin ich ein Weißnichtwer.
Die Spiegel täuschen und es lügt
die eigne Stimme. Was mich betrügt,
ist gar mein Selbst, von Inhalt leer.
Bin süchtig nach der Sicherheit
verleibter Stunden, nach gewohnter Hand,
nach einem Vatermutterliebesland,
nach einem Dasein ohne Zeit,
nach etwas Glück aus reinem Leid.

(Ohne Botschaft. Zu Klampen Verlag, Springe 2005)

*„Machen Sie sich bitte um Kunert gar keinen Kopp“, hat seine Dichterkollegin Sarah Kirsch (Jg. 1935) über ihn gesagt, „wenn seine Exkurse und Alexandriner auch so gänzlich hoffnungslos scheinen, führt er ein geselliges Leben und reist mit Marianne und den eigenen Pferden.“ In einer späten Selbsterkundung des 1929 geborenen Dichters, entstanden 2003/2004, scheint es aber gar keine verlässlichen Haltepunkte im Heillosen mehr zu geben.*

Die eingeborene Skepsis des Dichters Kunert verschont auch das eigene Ich nicht. Bei der selbstkritischen Prüfung der konstituierenden Elemente des Ich wird die eigene Identität fragwürdig: „und es lügt/ die eigne Stimme.“ Das „Vatermutterliebesland“ ist Kunert erstmals 1979 abhanden gekommen, als er nach vermehrten Schikanen die DDR verließ und in die schleswig-holsteinische Provinz übersiedelte. Nach über 25 Jahren in der Bundesrepublik ist auch hier das Dasein ins Wanken geraten. Und die Sehnsucht ist bescheiden geworden: es genügen ein paar Augenblicke der Intimität - „verleibte Stunden“.

**Günter Kunert**

In Ketten

Die Daseinsfrage stellt ja keiner mehr.
Das große „Es“, das läuft so vor sich hin.
Nur ganz Naive suchen noch den Sinn
in allem Treiben, aber der
steckt nirgendwo in jenem drin.
Der Zauberkasten Welt ist lange leer
und spendet keinerlei Gewinn
für das Gemüt. Hilft kein Begehr
dir aus der Haft von Dingen.
Du bleibst gefangen unter ihrem Bann:
Wie herrlich die Sirenen singen!
Odysseus sein - wer das schon kann.

(Nachtvorstellung. Carl Hanser Verlag, München 1999)

*In Homers Erzählung überlistet Odysseus die Sirenen durch eine freiwillige Selbstfesselung: Er vermag ihren unwiderstehlichen Gesang zu hören, ohne das Opfer ihrer tödlichen Verführung zu werden. Günter Kunert (geb. 1929), der lyrische Diagnostiker unserer zivilisatorischen Verfallsgeschichte, zitiert die Odysseus-Figur in einen überraschenden Zusammenhang. Denn wo die Frage nach dem Daseins-Sinn gesellschaftlich suspendiert ist, da haben auch die alten Verführungs-Mittel eigentlich keine Wirkung mehr.*

„Der Zauberkasten Welt ist lange leer“: Für Kunert ist die Entzauberung der Welt schon lange abgeschlossen; das Weltgetriebe funktioniert blind, ohne dass eine mythische Sinnstiftung noch erfolgen könnte. Der Mensch bleibt in „der Haft von Dingen“. Doch wenn die Welt entleert ist von magischen Qualitäten, kann auch die materialistische Fesselung an die Dinge keine Sirenen-Macht mehr entfalten. So gerät das in den 1990er Jahren entstandene Gedicht in einen inneren Widerspruch.

**Günter Kunert**
Lied nach dem letzten Schuss

Verwundet ist die Welt,
vergraben ist das Geld,
die Toten auf dem Feld,
die haben sich bekriegt.
Wer hat gesiegt?
        Denn gewonnen haben ganz andere.

Die Toten auf dem Feld
haben nichts mehr von der Welt
und haben auch kein Geld,
sie haben nur gesiegt,
nachdem sie sich bekriegt.
        Aber gewonnen haben ganz andere.

um 1980

aus: Stillleben. Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1983

*Als junger Dichter in Berlin war der 1929 geborene Günter Kunert seinem großen Vorbild Bertolt Brecht begegnet und hatte sich von dessen Weltveränderungs-Pathos faszinieren lassen. Über ein Jahrzehnt lang band er in Büchern wie »Wegschilder und Mauerinschriften« (1950) seine poetische Loyalität an den sozialistischen Menschheitstraum. Aber spätestens mit dem Band »Der ungebetene Gast« (1965) mehrten sich die »schwarzen Lehrgedichte« und mit ihnen die Zeichen der Skepsis und der pessimistischen Weltbetrachtung.*

Selbst nach seiner Abkehr vom dialektischen Geschichtsoptimismus Brechts blieb Kunert den poetischen Verfahren des Meisters treu. In diesem um 1980 entstandenen Poem entwirft er in sehr eingängigen Reimen eine parabelhafte Nachkriegs-Szene. Die kriegsentscheidende Schlacht ist vorbei. Aber der militärische Triumph der Sieger ist wertlos angesichts der Verheerungen und Menschenverluste. Die belehrende Geste im jeweils letzten Vers fügt dem Gedicht eine problematische Dosis Didaktik hinzu.

**Günter Kunert**

Metaphysische Begegnung

Die Leibesfrüchte platzen aus den Nähten.
Gott kam und sah: Es war nicht gut.
Zu ungeduldig, Einsicht zu erbeten,
verschwand er schnell mit milder Wut,

um seine Kreatur sich selbst zu überlassen:
Mensch hilf dir selber! war sein Abschiedswort.
Der blickt empor und kanns nicht fassen:
Erst schuf er mich - nun ist er fort!

Kehr wieder, Überich, du: keinen Zeiten
und keinem Wandel unterlegnes Einzelstück! -
Nach Antwortschweigen aus den Dunkelheiten
fällt seufzend das Geschöpf auf sich zurück.

(Günter Kunert, Als das Leben umsonst war. Carl Hanser Verlag, München 2009)

*Welche epochalen Konsequenzen kann ein Gott ziehen, wenn er registriert, dass sich die von ihm erschaffene Welt als eine ununterbrochene Folge von Katastrophen und Desastern darstellt? Es bleibt ihm nur die Rücknahme der Schöpfungsgeschichte. Oder der Rückzug auf eine neutrale Position und die Nicht-Einmischung in die irdischen Angelegenheiten. Von diesen theologischen Grundfragen geht dieses Gedicht von Günter Kunert (geb. 1929) aus, der seinem Ruf als „Kassandra von Kaisborstel“ einmal mehr gerecht wird.*

Der verborgene oder abwesende Gott: Das ist ein metaphysisches Phänomen, das für die Gläubigen selbst kaum zu ertragen ist. Alle flehentlichen Gebete oder Appelle, ein verlässliches „Überich“ als ordnungsstiftende Instanz zurückzugewinnen, schlagen fehl. Weder die sinnliche noch die mystische Gewissheit ist für die modernen Sinnsucher, die unter der „transzendentalen Obdachlosigkeit“ (Georg Lukács) leiden, jemals zu erreichen. Günter Kunert hat hierzu ein lyrisches Aperçu geliefert.

**Günter Kunert**

Über einige Davongekommene

Als der Mensch
Unter den Trümmern
Seines
Bombardierten Hauses
Hervorgezogen wurde,
Schüttelte er sich
Und sagte:
Nie wieder.
Jedenfalls nicht gleich.

1950

aus: Günter Kunert: *So und nicht anders. Ausgewählte und neue Gedichte*, Carl Hanser Verlag, München-Wien 2002

*Schon früh hat man den 1929 in Berlin geborenen Günter Kunert als griesgrämigen Apokalyptiker rubrizieren wollen, der seine „täglichen Weltuntergänge“ in Gedichten ritualisiert. Ein Missverständnis. Denn die vermeintliche Schwäche hat der Dichter als poetische Tugend kultiviert: eine hartnäckige Skepsis, die sowohl den geschichtsphilosophischen Glücksversprechen des Sozialismus als auch den Fortschritts-Euphorien des Kapitalismus misstraut.*

Kunerts Warngedicht über „die Davongekommenen“ stammt aus seinem ersten, 1950 publizierten Gedichtband *Wegschilder und Mauerinschriften*, der noch deutlich unter dem Einfluss der dialektischen Lehrgedichte Bertolt Brechts steht. Dessen Weltveränderungs-Pathos begegnet Kunert mit einer Fortschritts-Skepsis, die von der Unbelehrbarkeit des Menschen ausgeht und Geschichte als permanentes Menetekel begreift.

**Günter Kunert**

Zusammensetzspiel

Ein Mosaik aus Ich und Du,
aus Wir und Ihr und Augenzu,
aus Hängtihnauf und Schießtihntot,
aus Weiß- und Schwarz- und Kuchenbrot,
aus Himmel, Hölle, Erdensand,
aus Feindesfuß und Bruderhand,
aus Dir und Mir und Mein und Dein,
aus Traurig- und aus Glücklichsein:
setz zu dein Teilchen lebenslang
und kitt es mit Zusammenhang.

(Ich Du Er Sie Es. Ravensburger Buchverlag Otto Maier, Ravensburg 1988)

*Aus wie vielen unterschiedlichen Teilen lässt sich ein Mosaik des Menschenlebens zusammensetzen? In einem Kindergedicht hat Günter Kunert (geb. 1929) einige Stücke der Conditio Humana ineinandergefügt, ohne gleich den apokalyptischen Fliehkräften nachzugeben, die oft seine Gedichte bestimmen. Es gibt zwar durchaus bedrohliche, destruktive Konstanten der menschlichen Existenz, etwa den Hang zum Töten oder zum Erfinden immer neuer Feinde. Aber es gibt auch Elemente, die uns den Reichtum des Daseins erfahren lassen.*

In diesem Gedicht aus den Achtziger Jahren verblüfft die Leichtigkeit, mit der sich der für sein pessimistisches Menschenbild bekannte Dichter dem „Zusammensetzspiel“ hingibt. Kunert adoptiert die Rhythmen des Kinder- und Abzählreims, um die Leidenschaften und Glücksmomente, aber auch die Finsternisse und fortdauernden Grausamkeiten der Spezies Mensch durchzubuchstabieren.

**Guntram Vesper**
Bericht

Damals verschwand das
Brot aus den Bäckereien

aus den Straßen
verschwanden die Männer.

Steppensommer zerbrach
verschlossene Türen
an den Knüppeldämmen
starrte das Blutauge, bei

jedem Holzturm wuchsen
Flecken im Schnee
rosteten Metallscherben.

In die Trommel der Nacht fallen
die Wälder vom
Lärm der Gewehre.

(Guntram Vesper, Landeinwärts. Gedichte und Prosa. Reclam Verlag, Stuttgart 1994)

*Der Schriftsteller, Zeichner und Privatgelehrte Guntram Vesper, 1941 in der Kleinstadt Frohburg geboren, ist in einer kargen Landschaft am Rand der sächsischen Braunkohlewüsten aufgewachsen, die in seinen Gedichten immer wieder sichtbar wird. Im Alter von 16 Jahren kam er mit der Familie in die Bundesrepublik, arbeitete auf einem Bauernhof und im Braunkohlebergbau, studierte und entschied sich schließlich für ein Leben als freier Schriftsteller.*

Mit dem Sachlichkeit vermittelnden Titel „Bericht“ wird eine Distanz geschaffen, die zu den geschilderten Schrecken in krassem Gegensatz steht; aber wohl nur, um diese erträglicher zu machen. Die düstere Metaphorik des Gedichts verweist auf Zeiten des Krieges, als „das Brot aus den Bäckereien“ und die „Männer aus den Straßen“ verschwanden - weil sie eingezogen wurden. Die „Flecken im Schnee“ sind wohl Blutflecken und die rostenden Metallscherben Granatsplitter. Das Resümee fällt bedrückend aus: alles versinkt im „Lärm der Gewehre“ und in der „Trommel der Nacht“, die sich über diesen kriegsgeplagten Landstrich senkt.

**Guntram Vesper**
Landmeer

Wir dürfen unser
Leben
nicht beschreiben, wie wir es
gelebt haben
sondern müssen es
so leben
wie wir es erzählen werden:
Mitleid
Trauer und Empörung.

nach 1977
aus: Guntram Vesper: Die Inseln im Landmeer, Pfaffenweiler Presse, Pfaffenweiler 1982

*Als Sohn eines Landarztes im Jahr 1941 in der sächsischen Kleinstadt Frohburg geboren, kam Guntram Vesper 1957 mit seiner Familie in die Bundesrepublik. Kaum ein Dichter arbeitet so konsequent an der Verbannung jedweder Geschwätzigkeit wie dieser Lakoniker aus der hessischen Provinz. Von manchem Gedicht, so berichtet der Autor, erstelle er bis zu 50 handschriftliche Fassungen, bis es seine endgültige Gestalt erreicht.*

„Mitleid, Trauer und Empörung“ sind zuallererst soziale Affekte, mit denen die Menschen auf Verluste, Leiden und Unrecht antworten. Sie bilden für Vesper den Index für die conditio humana. Im rätselhaften Titel des Gedichts, das wohl Ende der 1970er Jahre, in einer durch den Showdown des RAF-Terrorismus geprägten Zeit der politischen Desillusionierungen entstanden ist, wird die Einheit des eigentlich Unvereinbaren aufgerufen: die Vereinigung von Land und Meer.

**Guntram Vesper**

Tagebuch Anfang Februar

Große Kälte seit Sonntag. So zersprang
heute nacht im Schlafzimmer
während ich las
die Zentralheizung unter dem geöffneten Fenster.

Ihr Aufschrei.

Was
wird aus einem Land, wenn
sein Gedächtnis krank ist
und was bedeutet ein Mensch, der
keine
Erinnerung hat.

(Die Inseln im Landmeer. Pfaffenweiler Presse, Pfaffenweiler 1982)

*Manchmal kann ein trivialer Vorfall einen Riss in unserem Dasein verursachen, der uns von einer versöhnlichen Sicht auf die Welt für immer trennt. Das Zerspringen der Zentralheizung setzt das lyrische Ich des Lyrikers Guntram Vesper (geb. 1941) hier unter Schock. Sofort ist das Ich konfrontiert mit den Anomalien eines Landes, das sich von der Erinnerung lossagen will. Für Vesper ist gerade das Gedicht der Ort, in dem die Erinnerung an die Traumata der Kindheit und die historischen Schrecken von Krieg und Nachkrieg aufbewahrt bleiben.*

Der in der sächsischen Kleinstadt Frohburg geborene Sohn eines Landarztes kam 1957 mit seiner Familie in die Bundesrepublik, wo er im hessischen Friedberg eine „Entwürdigungsanstalt“ bzw. ein Internat besuchte und anschließend Medizin studierte. Nach dem Physikum brach Vesper die Mediziner-Laufbahn ab und begann Gedichte zu schreiben, „über Frohburg und mich selber“. Seither sind seine Gedichte von den politischen Dämonien der Vergangenheit durchzogen: es sind Expeditionen durch ein „dunkles, schwer schlafendes Land“, unheimliche Szenerien von Einsamkeit und Verlorenheit.

**Gustav Schwab**

Das Gewitter

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl -
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!« -
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!« -
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!« -
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?« -
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Stral miteinander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag -
Und morgen ist's Feiertag.

**Gustav Schwab**

Der Reiter und der Bodensee

Der Reiter reitet durchs helle Tal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Ross feldein.

Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil, und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Kein Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Samt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

»Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?«

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
»Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt’ ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch, aus dem Nachen stiegest du.«

Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
»Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!«

Da recket die Magd die Arm in die Höh:
»Herr Gott! so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht in der kalten Flut?«

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her.

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
»Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns Brot und iss vom Fisch!«

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den grässlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert’s, wie krachend Eis,
Wie die Well umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Ross herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

**h. c. artman**

MAN SÄGT

frühling
in unsrer waldschule
mit wenig
mühsamkeit
ist er reif
zum fall

er kommt
vom baume
wie ein
kuckucksei

wir zeigen
den neuen
frühling
dem lehrer

da!

1969

aus: H.C. Artmann: Sämtliche Gedichte, hrsg. von Klaus Reichert, Verlag Jung & Jung, Salzburg 2003

*Das klassische Frühlingsgedicht gefällt sich im freudigen Jubel über das Erwachen der Natur und der Sinne. Die Kälte und Düsternis des Winters werden vertrieben, in der omnipräsenten Blütenpracht scheint die Welt offen zu stehen. Nicht so bei dem Wort-Gaukler und poetischen Magier Hans Carl Artmann (1921-2000).*

In diesem frühen Artmann-Gedicht, zuerst erschienen im Band *ein lilienweißer brief aus lincolnshire* (1969), wird der Frühling als Ergebnis pädagogischer Anstrengung herbeigezwungen – mit der „säge“ in der „waldschule“. Er scheint der Natur genauso untergeschoben worden zu sein wie das sprichwörtliche „kuckucksei“. Insgesamt deutet die Bildlichkeit eher auf den Herbst als die Jahreszeit, in der die Früchte „reif zum fall“ sind. Es fällt jedenfalls schwer, diesen in der „waldschule“ modellierten Frühling als Verheißung zu begreifen.

**h.c. artmann**

Backe, backe Kuchen,
der Bäcker hat gerufen!
Wer will guten Kuchen backen,
der muss haben sieben Sachen:
Eier und Salz,
Butter und Schmalz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gehl.
Schieb in den Ofen rein!

backe, backe kuchen,
der buhmann hat gerufen,
wer will einen kuchen backen,
der muss haben sieben sachen:
fleisch und bein
mische fein,
haar und blut
mische gut,
haut und darm
mische warm,
bleibt der kuchen
weiß wie mehl,
galle macht
den kuchen geel.
schieb, schief ins öfchen nein!

**h. c. artmann**

batman und robin

batman und robin
die liegen im bett,
batman ist garstig
und robin ist nett.
batman tatüü
und robin tataa,
raus aus den federn,
der morgen ist da!

um 1965

aus: H.C. Artmann: Sämtliche Gedichte, hrsg. von Klaus Reichert, Verlag Jung & Jung, Salzburg 2003

*Um 1940 tauchte in amerikanischen Detective Comics zum ersten Mal die Gestalt des Superhelden Batman auf, der gemeinsam mit seinem jugendlichen Assistenten Robin diverse Erzbösewichte zur Strecke bringt. Der Dichter Hans Carl Artmann (1921–2000) hat daraus ein heiteres Kindergedicht gemacht, das die großen Helden als harmlose Langschläfer präsentiert.*

In seinen um 1965 entstandenen Kindergedichten, die Artmann im Band *Allerleirausch* (1967) versammelte, werden alte, populäre Kinderreime verballhornt und mit grotesk-komischen Motiven und neuen Bedeutungen aufgeladen. Der vermeintlich naive Märchenerzähler und Sprachrausch-Artist Artmann hat immer gerne aus Trivialmythen geschöpft und jede Menge Wunschtraumgestalten erschaffen: von Dracula über den aeronautischen Sindtbart bis hin zu Batman und Robin.

**H. C. Artmann**

Daumenlanger Hänsel

DAUMENLANGER HÄNSEL,
schädelrunde dirn,
gehen wir in das schauhaus,
tauschen wir das hirn.
geb ich dir mein kleines,
gibst du mir dein groß',
wenn der tausch perfekt ist,
ziehn wir wieder los.

*(Sämtliche Gedichte. Hrsg. von Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003)*

*Das Kinderlied vom „spannenlangen Hansel“ und der „nudeldicken Dirn“ verwandelt hier der Wiener Wortartist und Sprachschamane Hans Carl Artmann (1925-2000) in eine böse Moritat von zwei sehr unterschiedlich begabten Kindern, die sich in einer Leichenhalle (= Schauhaus) zu einem ungewöhnlichen Tauschhandel zusammenfinden.*

Im ursprünglichen Kinderlied konkurrieren der „spannenlange Hansel“ und die etwas dickliche „Dirn“ miteinander. Bei Artmann kommt es zu einer freiwilligen, aber sehr zweifelhaften Zusammenarbeit, von der nur der minder begabte, aber weit gerissenere „Hänsel“ profitiert. Hinzu kommt der makabre Schauplatz dieser seltsamen Verabredung. Das alte Kinderlied versammelte seine Helden in der freien Natur, Artmann führt sie in die Gerichtsmedizin.

**H.C. Artmann**

Deutschländisches Volkslied

ein päckchen cigaretten
ein mädel vom rhein
das müsste in holland
der holzhammer sein
die augen voll bläue
und feuer dazu
ich kenn keine treue
mein schätzel bist du.

(Sämtliche Gedichte. Hrsg. von Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003)

*Um seinen Begriff von Dichtkunst zu erläutern, hat der österreichische Sprachmagier Hans Carl Artmann (1921-2000) gerne physikalische Kategorien benutzt. Die Worte seines Gedichts definierte er einmal als „magnetische Masse", die nach bestimmten Regeln vokabuläre Anziehungskräfte freisetze. Im Fall seines 1986 erstmals veröffentlichten „Volkslieds" ist es verstreutes Treibgut aus real existierenden Volksliedern, das anziehend wirkt und in paradoxer Fügung und beträchtlicher Komik neu kombiniert wird:*

Allein schon das ungewöhnliche Adjektiv „deutschländisch", das in österreichischen und schweizerischen Wörterbüchern die nur im Deutschen vorkommenden, also „binnengermanischen" Wörter meint, bremst erheblich die volksliedhafte Eingängigkeit. Dann kollidieren gleich vier Stereotypen aus deutschen Liedern mit gegenstrebigen Fügungen: das „mädel vom rhein", die „augen voll bläue", die obligatorische „treue" und das „schätzel" werden durch Banalisierung oder Widerspruch demontiert.

Ein Männlein steht im Walde
ganz still und stumm;
es hat vor lauter Purpur
ein Mäntlein um.
Sagt, wer mag das Männlein sein,
das da steht im Wald allein
mit dem purpurroten Mäntelein?

**h.c. artmann**

ein männlein steht am schalter
so gar nicht stumm
und sagt zu dem beamten:
sei bloß nicht dumm,
die schönen piepen her,
glaube mirs, die freun mich sehr,
und drückste auf die klingel,
leg ich dich um.

Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann
in unserm Haus herum, dideldum.
Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann
in unserm Haus herum.
Er rüttelt sich,
er schüttelt sich,
er wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann
in unserm Haus herum.

**h.c. artmann**

es tanzt ein mi ma monsterchen
in unserm haus herum, widibum.
es tanzt ein mi ma monsterchen
in unserm haus herum.
es rüttelt sich,
es schüttelt sich,
wirft seine schräubchen hinter sich,
so tanzt das mi ma monsterchen
in unserm haus herum.

**h.c. artmann**

es war einmal ein mann,
der hatte einen zahn.
der zahn war ihm zu heiß,
drum legt er sich aufs eis.
das eis war ihm zu blau,
drum macht er es zur sau.
die sau war ihm zu fett,
drum nahm er sie ins bett.
das bett war ihm zu weich,
drum nahm er einen scheich.
der scheich war ihm zu wild,
drum malte er ein bild
und schoss darein ein loch
und brüllte: hände hoch!
und schoss ein zwotes mal
und stürmte aus dem saal.
es wälzte sich im blut
der zahn mit seinem hut.
das eis traf fast der schlag,
die sau schrie guten tag,
das bett schmolz ein wie blei,
der scheich gebar ein ei,
das bild in seiner qual
verschwand im schusskanal.
der lief dem mann durchs herz
als seis ein duft von nerz.

**H. C. Artmann**

Ich bin die liebe Mumie

Ich bin die Liebe Mumie
und aus ägypten kumm i e,
o kindlein treibt es nicht zu arg,
sonst steig ich aus dem sarkopharg,
hol euch ins pyramidenland,
elf meter unterm wüstensand,
da habe ich mein trautes heim,
es ist mir süß wie honigseim,
dort, unter heißen winden,
wird keiner euch mehr finden.
o lauschet nur, mit trip und trap
husch ich die treppen auf und ab,
und hört ihrs einmal pochen,
so ists mein daumenknochen
an eurer zimmertür -
o kindlein, seht euch für!

(Sämtliche Gedichte. Hrsg. von Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003)

*Als „Wilderer der Literatur“ durchstreifte er die entlegensten Sprachen Europas, um sein eigenes poetisches „Jägerlatein“ daraus zu formen: H. C. Artmann (1921-2000), der österreichische Wortzauberer und „surreale Romantiker“, hat aus den unterschiedlichsten Quellen geschöpft: aus dem Wiener Vorstadtdialekt ebenso wie aus der barocken Schäferpoesie oder der orientalischen Liebeslyrik. Wie seine eigenwilligen Kinderreime des 1967 ursprünglich als Liebhaberausgabe publizierten Bandes „Allerleirausch“ zeigen, fand er auch in Horrorfilmen, Detektivheftchen und Comic Strips seine Motive.*

Artmanns Kinderreim kokettiert mit Motiven und Drohgebärden, die einem Klassiker des Horror-Genres entnommen sind. Dieser oft variierte Horror-Film aus den 1930er Jahren handelt vom furchtbaren Erwachen einer Mumie, die nach einer frevelhaften Graböffnung durch englische Archäologen zu neuem Leben erweckt wird. Solche Kinderreime aktivieren keine tröstenden Schutzgeister oder Kobolde mehr, sondern spielen mit dem Unheimlichen, das aber nicht allzu ernst genommen wird.

Petersilie, Suppenkraut
wächst in unserm Garten;
unser Lieschen ist die Braut,
soll nicht länger warten.
Roter Wein, weißer Wein,
morgen soll die Hochzeit sein.

**h.c. artmann**

mescalin und morphium
wächst in unserm garten.
draculinchen ist die braut,
mag nicht lang mehr warten.
ist sie doch schon jahre zehn
fledermäuseelfchen,
träumt von werwolf und von zwölf
neugeworfnen wölfchen.

*Dieses wunderbar ketzerische Kindergedicht tut alles dafür, sich dem Prädikat „pädagogisch wertvoll“ zu entziehen. Gleich zwei Verbote werden ja vom lyrischen Subjekt übertreten: Zunächst werden zwei Halluzinogene als Gewächs des eigenen Gartens angepriesen, danach wird die seltsame Hochzeit zwischen zwei Horror-Wesen gefeiert. Der Vampir nimmt zum ersten Mal weibliche Gestalt an: das „draculinchen“ hat im „werwolf“ den erwünschten blutgierigen Bräutigam gefunden.*

Der Sprachzauberer H.C. Artmann (1921-2000) hat in seinen schwarzhumorigen Kindergedichten des Bandes „Allerleirausch“ viele makabre Pointen deponiert. Und so wuchert denn auch nicht das Naturschöne in Gestalt einer reichen Flora und Fauna im Gedicht-Garten, sondern es lagern dort Rauschdrogen. Und zur Hochzeit treten nicht ein unglücklicher Prinz und seine endlich gefundene Prinzessin an, sondern zwei blutrünstige Bösewichte, die sich epidemisch vermehren.

**h.c. artmann**
mit einem jahr ein kind

mit einem jahr ein kind,
mit zweien jahr ein jüngling,
mit dreien jahr ein mann,
mit vier jahr wohlgetan.
mit fünfen geht es auch noch an,
mit sechsen rückt das alter an.
mit sieben jahr ein greis,
mit acht jahr schneeweiß,
mit neun jahr leucht das morgenrot,
mit zehen jahr, ja grüß dich gott!

1967
aus: H. C. Artmann: Sämtliche Gedichte, hrsg. von Klaus Reichert, Verlag Jung & Jung, Salzburg 2003

*Hans Carl Artmann (1921–2000) war der begabteste und eigensinnigste Sprach-Abenteurer der* Wiener Gruppe. *Er nutzte die Trivialformen der Dichtung als lyrische Fundgrube, er entdeckte die poetischen Reize von Schauerromanen, Detektivheftchen und Comics, die Welt des Schlagers und der Fernsehserien, Kinderreime und Moritaten – und fertigte in seiner alchemistischen Sprachwerkstatt daraus surreale und skurrile Verse.*

Zu Artmanns schönsten Stücken gehört das als naiver Abzählvers maskierte Lebensbildnis des Menschen aus dem Jahr 1967, das vom Wundersamen des Daseins so beiläufig-kindlich spricht, als ginge es nicht um die Fundamente der Existenz, sondern nur um ein Kinderspiel. Selbst die Gottesfrage wird hinter einem spielerischen Gestus versteckt.

**h.c. artmann**

wann im herd kein lustig feuer

Wann im Herd kein lustig Feuer
und am dach kein ungeheuer,
in der speis nicht händ noch füß
und kein herzchen für den spieß
und kein werwolf in dem bett
und der hänsel noch nicht fett,
keine gretel in der pfanne
und ihr blut nicht in der wanne
und kein einzig äuglein brochen,
kann die alte hex nix kochen.

(Sämtliche Gedichte. Hrsg. von Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003)

*Unsere altvertrauten Märchen, die mit ihren wundersamen Begebenheiten meist für ein kindliches Publikum bestimmt sind, neigen mitunter zu Grausamkeiten und zu kannibalistischen Fantasien. Diesen motivischen Umstand hat sich der österreichische Wortmagier und Avantgardist Hans Carl Artmann (1921-2000) zunutze gemacht und in den 1960er Jahren eine Reihe schwarzhumoriger Kindergedichte geschrieben.*

Die Gestalt der Hexe ist in den Volksmärchen der Gebrüder Grimm ein unheilbringender Dauergast. Bei Artmann ist es vor allem die menschenfressende Hexe aus dem Grimmschen Märchen von „Hänsel und Gretel“, deren Verschlingungswünsche ausgiebig zitiert werden. Eine besonders makabre Pointe setzt hier die Vorstellung von einer Vorratskammer, in der einzelne Körperteile zum künftigen Verzehr aufbewahrt werden.

**Hans Carl Artmann**
wenn im öflein s feuer kracht

WENN IM ÖFLEIN S FEUER KRACHT,
winter durch das fenster lacht,
wenn die flocken lustig toben,
sollst den lieben werwolf loben.

fröhlich streunt er durch das feld,
fühlt den frieden dieser welt,
sträubt sein fellchen voller wonne,
frank und frei von aller sonne.

liebe kinder, nichts wie raus!
hurtig aus dem vaterhaus,
nehmt vom süßen weihnachtskuchen,
geht mit ihm den werwolf suchen.

1967

(Sämtliche Gedichte. Unter Mitwirkung und in der Anordnung des Autors hrsg. von Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003)

*„Allerleirausch“: Der Titel der erstmals 1967 erschienenen Sammlung mit „Neuen schönen Kinderreimen“ signalisierte die provokativen Absichten des Wortkünstlers und Sprachzauberers Hans Carl Artmann (1921-2000). Gegenüber der klassisch-texttreuen Kindervers-Anthologie, die Hans Magnus Enzensberger 1961 unter den Märchen-Titel „Allerleirauh“ gestellt hatte, setzte Artmann auf die Radikalisierung der Motive des Unheimlichen. Das Märchenhaft-Verspielte und das Grauenvolle gehen bei ihm Hand in Hand.*

Die begütigende und idyllisierende Weihnachtsgeschichte wird von Artmann frech durchkreuzt mit Motiven aus dem Horror-Genre. Der Werwolf, der nächtens auf Beutezug geht, bricht in die friedliche Weihnachts-Atmosphäre ein. Trotz der gruseligen Motivik behält Artmann den märchenhaften Kindervers-Ton bei - das steigert die reizvolle Kontrastwirkung des Textes.

**Hannelies Taschau**

Objekt

Er schläft leicht ein
du musst ihm die Augen offenhalten
Er isst gern lange
Wenn man ihn kalt anfasst schrumpft
er
aber das kennst du
das ist bei allen gleich
Nimm ihn bis Freitag kannst du ihn
haben
zum Wochenende hätte ich ihn
gerne zurück

(Wundern entgehen. Gedichte 1957-1984. Sammlung Luchterhand, Darmstadt 1986)

*Die sinnliche Unmittelbarkeit der Gedichte Hannelies Taschaus hat ihr früh verstorbener Kollege Nicolas Born (1937-1979) so beschrieben: „Sie sind weder Abhub noch Endprodukt von Erfahrungen, sie sind diese Erfahrungen selbst.“ Die Gedichte der 1937 geborenen Autorin setzen sich direkt den Wahrnehmungen und Beobachtungen des lyrischen Ichs aus, auch wenn diese Wahrnehmungen mit den Wünschen und Hoffnungen des Subjekts schmerzhaft kollidieren.*

Ein (Anti-)Liebesgedicht aus dem Band „Gefährdung der Leidenschaft“ (1984) protokolliert in lapidarer Knappheit den Handel mit Liebesobjekten. Allerdings werden in diesem Fall aus weiblicher Perspektive weniger die Vorzüge als vielmehr die Schwächen des männlichen „Objekts“ taxiert. Das Urteil über die Zuwendungs- und Liebesfähigkeit der temporären maskulinen Leihgabe fällt ernüchternd aus.

**Hans Arnfrid Astel**

Aus Leibeskräften

Aus Leibeskräften
brüllt er ins leere Weltall.
Man hört ihn nicht weit.

1994/95

aus: Hans Arnfried Astel: *Sternbilder. West-östliche Konstellationen*, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1999

*Das Image, ein Repräsentant des gesinnungstüchtigen Kurzstreckengedichts zu sein, ist der 1933 in München geborene Hans Arnfrid Astel nie los geworden. In den ideologiekritisch geprägten 1970er Jahren brachte er via Epigramm „Strafzettel für den Rechtsstaat" in Umlauf und munitionierte mit seinen gesellschaftskritischen Erkenntnisblitzen zu Neutronenbombe und Berufsverbot, CSU und RAF linke Podiumsdiskussionen. Neben dem politischen Epigrammatiker Astel gibt es aber auch den mythisch inspirierten Gedankenlyriker, dessen naturpoetische Miniaturen an antike Erzählungen anknüpfen.*

Die naturmythischen Epigramme stehen den Metamorphosen Ovids, den Erzählungen der „Anthologia Graeca" und der Theogonie Hesiods näher als dem Typus des Brechtschen Aufklärungsgedichts. Sein um 1994/95 entstandenes Epigramm entwirft eine schöne Paradoxie. Der in der Weite des Kosmos verlorene Mensch hat mangels Schallwellen nicht mal die Möglichkeit, brüllend auf seine Verlassenheit aufmerksam zu machen.

**Hans Arnfrid Astel**

Kurzes Liebesgedicht

Weißt du noch,
wie wir auf dem Teppich geblieben sind?

1970/1971

aus: (Neues (& altes) vom Rechtsstaat und von mir. Alle Epigramme. Zweitausendeins Verlag, Frankfurt am Main 1978.

*Es kommt vor, dass geläufige Redewendungen oder Phraseologien die in ihnen gespeicherte Bedeutung eher verbergen denn freisetzen. So übersetzt das Duden-Universalwörterbuch die Redeweise von »auf dem Teppich bleiben« in eine pragmatische Haltung: »in angemessenem Rahmen bleiben«. Der Epigrammatiker Hans Arnfrid Astel (geb. 1933) spielt dagegen in einem der kürzesten Liebesgedichte der Literaturgeschichte mit einem schönen Doppelsinn dieser Wortbildung.*

Der Zweizeiler zeigt also eine gelungene Paradoxie: Wie zwei Liebende nämlich »in angemessenem Rahmen« bleiben, indem sie gerade nicht in einem angemessenen Rahmen bleiben. Der Liebesakt findet hier an einem unüblichen Ort statt, man bleibt buchstäblich auf dem Teppich. Da mag man nun dem Autor eine Neigung zur Pointensucht vorwerfen. Aber selbst wenn es sich in einen Grenzbereich zum Kalauer wagt, so leistet das »kurze Liebesgedicht« doch eine schöne Reminiszenz: die Erinnerung an einen Augenblick des großen Glücks.

**Hans Arnfrid Astel**
Zwischen den Stühlen

Zwischen den Stühlen
sitzt der Liberale
auf seinem Sessel

(Zwischen den Stühlen sitzt der Liberale auf seinem Sessel. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1974)

*In den ideologiekritisch geprägten 70er-Jahren brachte der Dichter Hans Arnfrid Astel (geb. 1933) via Epigramm „Strafzettel für den Rechtsstaat" in Umlauf und munitionierte mit seinen gesellschaftskritischen Erkenntnisblitzen zu Neutronenbombe und Berufsverbot, CSU und RAF linke Podiumsdiskussionen. Den Höhepunkt dieser politischen Phase markiert das 1974 erschienene Buch „Zwischen den Stühlen sitzt der Liberale auf seinem Sessel", das neben dezidiert politischen Epigrammen auch Dokumente zu Gerichtsprozessen enthält, die Astel damals gegen seinen damaligen Arbeitgeber, den Saarländischen Rundfunk, führen musste.*

Nach der Revolte von 1968 hat kein politischer Dichter in derart epigrammatischen Verknappung die Selbstwidersprüche des Systemkonformismus so zum Ausdruck gebracht wie eben Hans Arnfrid Astel. Die eigentlich für Querdenker und Außenseiter geprägte Redeweise von der unbequemen Lage „zwischen den Stühlen" wird hier als Privileg einer bräsigen Selbstzufriedenheit dekuvriert. Es ist „der Liberale", der eine kommode Position einnimmt, sich paradoxerweise aber seiner Widerständigkeit rühmt.

**Hans Arp**

Gleich nach seiner Geburt

Gleich nach seiner Geburt kam er auf mich zu.
Er war noch ganz rot und nass der gute Kleine.
Zuerst versuchte er zitternd und erregt
an mir hinaufzuklettern
dann blickte und blickte er um sich
und erblickte schmatzend und gierig
das schwarze Licht der Welt.
Er rüttelte an mir und schrie
wie ein wildes Trunkenböldchen
Pudelnackt ohne Hut und Stock
wollte er mich fortzerren
in die ungeheuerliche lärmende Hölle
in die komfortable falsche Wirklichkeit.

(Gesammelte Gedichte. Bd. 1. 2. Zürich, Arche Verlag, 1974)

*Von der übermütigen Leichtigkeit und Absurdität seiner frühen Dada-Zeit hat sich der große elsässische Maler und Dichter Hans Arp (1886-1966) in seinen späten Werken ziemlich weit entfernt. Der lyrische Fabelsinn und die närrische Witz verschwanden allmählich, die früher verhüllte Melancholie trat immer stärker ins Zentrum. Arp war schon 65 Jahre alt, als sein Zyklus „Blatt um Feder um Blatt“ (1951/52) entstand, in dem auch die irritierende Begegnung mit einem Neugeborenen zu finden ist.*

Da ist noch immer eine wilde Fantastik, die dafür sorgt, dass Arps Gedicht nicht mit pragmatischen und realistischen Kategorien zu fassen ist. Aber es ist eine düstere Fantasie, die hier den neugeborenen Menschen der „ungeheuerlichen lärmenden Hölle“ der Wirklichkeit aussetzt. Der neue Mensch ist „ein wildes Trunkenböldchen“, dessen künftige Regentschaft wenig Gutes ahnen lässt. Zuerst veröffentlicht wurde der Zyklus im Band „Wortträume und schwarze Sterne“ (1953).

**Hans Arp**

Herr Je das Nichts

1

Herr Je das Nichts ist bodenlos.
Frau Je das Nichts ist unmöbliert.
Da nützt euch auch kein Kreuzbesteck
mit dem ihr fleißig exerziert.

Herr Je Frau Je Frau Je Herr Je
gleich beißt das Nichts euch in den Bauch
verschluckt euch samt dem Kreuzbesteck
und speit euch aus als Ruß und Rauch.

2

Charybdis bybdis Zwiebelbiss
das Standbild geht im Kreis herum
das Heroldseuter in der Hand
und fällt von seinem Podium.

Die Schwindelschraube schraubt sich fest
und schraubt die Windsbraut an den Wind.
Es kracht der große Ehrenast
und tötet Jubelgreis und -kind

(Gesammelte Gedichte I. Gedichte 1903-1939. Arche Verlag, Zürich 2005)

*Das wortakrobatische Gedicht des elsässischen Dadaisten Hans Arp (1886-1966), das in verschiedenen Varianten und unterschiedlichen Strophenfolgen überliefert ist, gilt als ein besonders virtuoses Exempel „Deutscher Unsinnspoesie“. Diese Rubrizierung könnte zu dem Fehlschluss verleiten, dass Arp hier nur sinnfreie Wort-Kombinatorik betreibt, die allein auf die fantastische Kombination disparater Bilder, auf überraschende Wortverbindungen und originelle Reime vertraut.*

Das Gedicht erschien 1924 erstmals in der Sammlung „Der Pyramidenstock“, und wurde in einer modifizierten Version in den Band „Wortträume und Schwarze Sterne“ (1953) aufgenommen. Aber „sinnfrei“ war Arps lyrisches Balancieren über dem Abgrund nie. Bereits der erste Teil des Textes spricht ja von einer Affinität seiner Figuren zum „Nichts“, von dem alles verschlungen zu werden droht. Auch der zweite Teil verweist auf eine bedrohliche Grenzsituation des Sprechenden: Gleich zu Beginn lauert ihm „Charybdis“ auf, das formlose Meeresungeheuer aus der griechischen Mythologie.

**Hans Arp**

Ich du er wir ihr sie

Ob er er ist
ob du du bist
ob ich ich bin?
Sicher bin ich
kein Sternenfresser
oder ein Unhold
der die Träume
der heiligen Rosen
zerrüsselt.
Habe ich überhaupt
ein Haupt?
Bin ich ein Paar dichtender Flügel?
Bin ich aus dem Lande Hinnieden?
Bin ich einer Wolke entstiegen?
Wer bin ich?
Ob ich ich bin
ist nicht leicht zu sagen.
Zur Zeit bin ich eher
müde müde müde
und möchte lange
in ewigen Schlaf verfallen.
Da sind die Demarkationslinien
noch rätselhafter
als zwischen
ich du er wir ihr sie.

*Die Personalpronomina, die so selbstverständlich unserer grammatischen Ordnung und ihren Subjekt-Zuschreibungen zugehörig scheinen, werden im Gedicht des poetisch überaus beweglichen Dadaisten und Surrealisten Hans Arp (1887-1966) auf ihren Gebrauchswert geprüft - und es bleiben nur Fragen zurück, keine Antworten. Das Gedicht entstammt dem Spätwerk Arps, als er nach dem Tod seiner Lebensgefährtin Sophie Taeuber 1943 Abschied nahm von allem Übermut und von allen Utopien.*

Das „Ich“ tritt mit den anderen Fürwörtern heraus aus allen Verankerungen und aus dem irdischen „Hinnieden“, das den Wörtern und ihren grammatischen Funktionen einen festen Platz zugewiesen hat. Hans Arp dagegen anerkennt keine Begrenzungen und „Demarkationslinien“ - alle definitorisch fixierten Gegenstände der Sprache werden in Frage gestellt. Und das „Ich“ des Sprechenden erlebt er dabei wohl als das größte Rätsel.

**Hans Arp**
ins bodenlose

den kopf nach unten
die beine nach oben
stürzt er ins bodenlose
dorthin woher er gekommen ist.

er hat keine ehre mehr im leibe
beißt keinen biss mehr in einen imbiss
erwidert keinen gruß
und hält nicht an selbst wenn man ihn anbetet.

den kopf nach unten
die beine nach oben
stürzt er ins bodenlose
dorthin woher er gekommen ist.

wie eine behaarte Schüssel
wie ein vierbeiniger säugestuhl
wie ein tauber echostamm
halb voll halb leer.

den kopf nach unten
die beine nach oben
stürzt er ins bodenlose
dorthin woher er gekommen ist.

(Gesammelte Gedichte. Band 1. und 2. Zürich, Arche Verlag, 1974)

*Es schlugen schon immer zwei poetische Herzen in der Brust des Surrealisten Hans Arp (1886-1966): Das eine schlug im Takt der wortakrobatischen Dynamisierungen, die Arp in seinen „automatischen" Dichtungen vornahm und die eine Mixtur aus „altertümlichen Klängen, Jahrmarktslatein und Wortspasmen" ergab - und das andere folgte der eher konventionellen Rhythmik eines existenzialistischen Sprechens.*

In diesem Gedicht aus dem Spätwerk Arps werden die beiden gegensätzlichen Strömungen im turbulenten Wortfluss des Autors vereinigt: Auf eine philosophisch-fatalistische Litanei folgt in der nächsten Strophe wieder eine assoziativ überschießende Folge von Worterfindungen und grotesken Vergleichen. Dass es in allen Werkphasen eine starke lyrische Affinität zum „Bodenlosen" gab, offenbart der Vergleich mit den Wortträumen des Gedichts „Herr Je das Nichts ist bodenlos" (vergleiche Lyrikkalender vom 19.1.2008).

**Hans Arp**

Opus Null (I)

Ich bin der große Derdiedas
das rigorose Regiment
der Ozonstengel prima Qua
der anonyme Einprozent.

Das P. P. Tit. und auch die Po
Posaune ohne Mund und Loch
das große Herkulesgeschirr
der linke Fuß vom rechten Koch.

Ich bin der lange Lebenslang
der zwölfte Sinn im Eierstock
der insgesamte Augustin
im lichten Zelluloserock.

1924

aus: Gesammelte Gedichte I. Gedichte 1903-1939. Hrsg. v. Marguerite Arp-Hagenbach. Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg 1963, 2005

*Das ist der heimliche Hymnus der Dada-Bewegung - ein hinreißendes Sprachspiel, eine fantastische Narretei und eine großartige Maskerade, inszeniert vom Bildhauer, Maler und Dichter Hans Arp (1887-1966), der mit Weggefährten wie Richard Hülsenbeck und Hugo Ball das »Cabaret Voltaire« in Zürich begründete und die Sprache des Gedichts von allen Fesseln befreite.*

Selten ist moderne Dichtkunst so konsequent sprachverrückt als wilde Assoziations- und Traummaschine betrieben worden wie in diesem 1924 entstandenen Text. Arp selbst sprach vom »automatischen Stil« seiner »synthetischen« Dichtung und setzte damit eine zentrale Forderung des »Surrealistischen Manifests« um, das Andre Breton in Frankreich zeitgleich mit dem »Opus Null« veröffentlicht hatte. In den drei weiteren Strophen des »Opus Null« werden dem »Derdiedas« jene Fähigkeiten zugeschrieben, die für die Dada-Bewegung wegweisend wurden: Der Lyriker ist »halb Zauberer halb Dirigent«.

**Hans Arp**

Sankt Ziegenzack Sankt Fassanbass

Sankt Ziegenzack springt aus dem Ei.
Rumsdibums das Gigerltum.
Vergissmeinnicht rollt um den Stuhl.
Glocke schlägt nur Eins und Zwei.

Abgrund öffnet sich mit Macht.
Stern rollt an den schönen Mund.
Hase hängt betaut am Berg.
In dem Stein ist schwarze Nacht.

Sankt Fassanbass springt aus dem Ei.
Rumsdibums die Liegenschaft.
Vergissmeinnicht rollt um den Stuhl.
Glocke schlägt nur Eins und Zwei.

1912

aus: Hans Arp: *Gesammelte Gedichte 1939–1957*, Limes Verlag, Wiesbaden 1974

*Das sprachnärrische Gedicht des Malers und Dichters Hans Arp (1887–1966) gilt als das erste „Volkslied“ der Dada-Bewegung, das – wie Max Ernst 1921 in arger Übertreibung behauptete – „in den Volksschulen von Zürich bis Genf gesungen“ wurde. Schon fünf Jahre bevor sich der Dadaismus 1917 im Zürcher* Cabaret Voltaire *offiziell konstituierte, wurde die Mär von „Sankt Ziegenzack“ erstmals gedruckt.*

Hans Arps frühe Gedichte entstanden als „sinnlose Späße“, wie der Autor später einräumte, eine Art Wörter-Alchemie, gewonnen aus der assoziativen Verkettung ungewöhnlicher Wortverbindungen. Erst nach der dadaistischen Phase entwickelte Arp seine poetischen Metamorphosen als raffinierte Arrangements – „und die Welt der Erscheinung begann zu gleiten, zu ziehen und sich zu verwandeln wie in den Märchen“.

**Hans Arp**

Sekundenzeiger

dass ich als ich
ein und zwei ist
dass ich als ich
drei und vier ist
dass ich als ich
wieviel zeigt sie
dass ich als ich
tickt und tackt sie
dass ich als ich
fünf und sechs ist
dass ich als ich
sieben acht ist
dass ich als ich
wenn sie steht sie
dass ich als ich
wenn sie geht sie
dass ich als ich
neun und zehn
ist dass ich als ich
elf und zwölf ist.

1924

aus: Hans Arp: *Gesammelte Gedichte Bd. I,* Limes Verlag, Wiesbaden 1963

*Die Uhr, das Instrument der Zeit-Messung, ist in den metaphorischen Traditionen des Mittelalters und der Neuzeit stets ein Zeichen der Vergänglichkeit, oft verknüpft mit Figurationen der Melancholie. So wird etwa in Albrecht Dürers berühmtem Kupferstich* melencolia I *der im Bild sitzenden Figur ein Stundenglas und eine Sonnenuhr beigesellt. In einem der schönsten Gedichte des Surrealisten und Montage-Künstlers Hans Arp (1886–1966), geschrieben 1924, wird das sekundenweise Verstreichen der Zeit perfekt nachgebildet.*

Durch das monotone Repetieren der Eingangszeile, durch die je gleiche Verslänge und Wörter-Zahl innerhalb jeder Zeile wird das mechanische Zeit-Maß der Sekunde kongenial in poetische Form umgesetzt. „Wir suchten eine elementare Kunst“, schrieb Arp dazu, „die den Menschen vom Wahnsinn der Zeit heilen und eine neue Ordnung, die das Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle herstellen sollte.“

**Hans Arp**

wie dunkel ist das dunkel

wie dunkel ist das dunkel
ich suche dein gesicht
verglommen sind die sterne
in unserm kleinen licht
und aus den dunklen höhlen
strömt todesdunkel aus
und dunkler wird das dunkel
in unserm dunkeln haus

nach 1943<br>aus: Hans Arp: Gesammelte Gedichte II, Die Arche, Zürich 1974

*Nichts erinnert hier mehr an den surrealistischen Tausendsassa Hans Arp (1887–1966), der in seinen berühmten Gedichten (z.B. „Opus Null“) mit überbordendem Assoziationszauber und der Lust an absurden Sprachverdrehungen durch die Verse tanzte. Es geht in diesem Text nicht um das virtuose Exerzieren von Collage-Techniken oder Traumstenografien.*

Es ist ein meditatives, fast liedhaftes Gedicht, das von der Verdunkelung der Existenz spricht. Das Wort „dunkel“ dominiert in fünf von acht Versen und löscht auch noch „das kleine licht“ aus, das in den Höhlen des Todes zu glimmen scheint. Der elsässische Maler, Bildhauer und Dichter Hans Arp hat in diesem späten Gedicht, das bald nach dem Tod seiner ersten Frau Sophie Taeuber im Januar 1943 geschrieben wurde, eine Zone der metaphysischen Leere erreicht, in der das Karussell seiner schrillen Metaphern zum Stillstand kommt.

**Hans Bender**

Der Schulkamerad

Wer ist er,
der alte Mann
im Garten?
Gräbt die Erde
um, jetzt
im frühen März.
Trug er nicht
die schwarze Uniform
mit Orden, Runen
und dem Totenkopf?
Er reckt sich,
lächelt,
weil er mich
erkennt.
Und ich, der
sich erinnert,
hebe schwer
die Hand
zum Gruß.

(In: Nachkrieg und Unfrieden. Gedichte als Index 1945-1995. Hrsg. Von Hilde Domin und Clemens Greve. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 1995. © Hans Bender)

*Sein „kunstloses Gedicht“ bedürfe kaum einer Interpretation, meint der 1919 geborene Erzähler, Anthologist und Lyriker Hans Bender. Tatsächlich ist der zeitgeschichtliche Hintergrund des um 1970 entstandenen Textes deutlich markiert. Eine Begegnung mit einem alten Schulkameraden genügt, um die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus wachzurufen.*

Wie sein Schulfreund verlebte Bender eine weitgehend unbeschwerte Kindheit und Jugend im „Dritten Reich“; nach seiner Soldatenzeit (ab 1942) und seiner Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft verarbeitete er als Schriftsteller seine Erfahrungen mit Krieg, Gefangenschaft, Rückkehr und Neuanfang in exemplarischen Erzählungen, die zu Lesebuchklassikern wurden. Die Schrecken der deutschen Vergangenheit werden darin in lakonischen Beobachtungen vergegenwärtigt - wie auch im Gedicht, in dem die Erinnerung an einen SS-Mann mit dem „Heben“ der Hand zum (deutschen?) Gruß verbunden wird.

**Hans Carossa**

Der alte Brunnen

Lösch aus dein Licht und schlaf! Das immer wache
Geplätscher nur vom alten Brunnen tönt.
Wer aber Gast war unter meinem Dache,
Hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.

Zwar kann es einmal sein, wenn du schon mitten
Im Traume bist, dass Unruh geht ums Haus,
Der Kies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,
Das helle Plätschern setzt auf einmal aus,

Und du erwachst, – dann musst du nicht erschrecken!
Die Sterne stehn vollzählig überm Land,
Und nur ein Wandrer trat ans Marmorbecken,
Der schöpft vom Brunnen mit der hohlen Hand.

Er geht gleich weiter, und es rauscht wie immer.
O freue dich, du bleibst nicht einsam hier.
Viel Wandrer gehen fern im Sternenschimmer,
Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.

**Hans Kern**

Gleisdreieck

Die Kurve biegt sich ängstlich in den Zug,
Der zögert ... und beginnt den Brückenflug ...

Das Stahlgerüst erdröhnt, der Boden grollt,
Ein eisernes Gewitter wogt und rollt.

Es wetterleuchtet rot und grün und weiß:
Vor meinen Augen tanzt ein Flammenkreis,

Die Schienenstränge glimmen angefacht
Und schießen wie Raketen in die Nacht.

Im tauben Traum erschrickt die Häuserfront
Und drückt sich fiebernd an den Horizont ...

Der ätherblaue Himmel atmet schwer,
Gestirnte Kuppel überm Feuermeer ...

**Hans Magnus Enzensberger**

Abtrift

Das Gehirn im Sinkflug,
immer tiefer.
An den Spanndrähten
zerrt der Abwind.
Das Steuer flattert,
schlägt aus,
»von selbst«.
Auch eine Musik:
rauschende Luft,
knirschendes Holz.
Es knackt im Holm,
im Ohr, im Kopf.
Schmerzloser Sog,
selbstvergessen,
feierlich leichtes
Gleiten, dem
Dunkleren zu.

1980er Jahre

aus: Zukunftsmusik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991

*Wenn ein Flugzeug eine windbedingte Kursabweichung hinter sich hat, kommt es zur »Abtrift«. Ein Sinkflug setzt ein, ein Gleiten nach unten, mit ungewissem Ausgang. Dieses physikalische Faktum transformiert Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929), der intellektuell beweglichste Skeptiker unter Deutschlands Poeten, in einen Bewusstseinszustand. Die Selbstvergessenheit des nach unten gleitenden Subjekts, der »schmerzlose Sog«, der uns »dem Dunkleren« näherbringt, ist auch ein Bild für den Sterbeprozess.*

Als der Sohn eines Bahnbeamten und Telefon-Pioniers aus Kaufbeuren 1957 mit dem Band »Verteidigung der wölfe« die literarische Bühne betrat, wurde er sofort als »glänzendes Talent« und als »zorniger junger Mann« (Alfred Andersch) gefeiert.
Von der Öffentlichkeit wurde Enzensberger lange nur als widerspenstiger Gesellschaftskritiker und Prophet der Kulturrevolution wahrgenommen. Dabei finden sich schon in seiner frühen Lyrik Spuren einer elegisch-romantisierenden Weltversöhnung und einer universellen Skepsis gegenüber Heilsbotschaften - Merkmale, die dann in seinen späten Gedichten dominieren.

**Hans Magnus Enzensberger**

An einen Ratsuchenden

Aromatherapie, Eheberatung, Diät
oder *Mensch ärgere dich nicht* spielen,
an der Pforte des Trappistenklosters läuten
und ein neues Leben anfangen,
das ist auch keine Lösung.
Das Zweitstudium hast du hinter dir,
und in Tibet warst du auch schon einmal.
Einmal ist keinmal, glaubst du.
Nur zu, alter Esel! Uns aber
bleibst du bitte vom Leib
mit deinem Gewinsel.
Auf so einen wie dich
können wir nämlich verzichten.

1999

aus: Hans Magnus Enzensberger: Leichter als Luft, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2004

*„Sich abfinden und auf Wasser sehn“: Die stoische Maxime des späten Gottfried Benn hat sich der 1929 geborene Hans Magnus Enzensberger für sein eigenes lyrisches Alterswerk ausgeborgt. Aus dem einstigen Vordenker der 68er Kulturrevolution ist ein ironischer Chronist des Unabänderlichen worden, dem es darauf ankommt, die Welt mit missionarischen Botschaften zu verschonen.*

Für die Therapie-Gesellschaft, in der Rat- und Sinnsuchende aller Couleur nach Identität und Selbstverwirklichung fahnden, hat Enzensberger nur Spott übrig. So auch in diesem Appell „An einen Ratsuchenden“, der den „Moralischen Gedichten“ seines Gedichtbandes *Leichter als Luft* (1999) entnommen ist. Ob es sich nun um heilige oder um profane Erlöser handelt – der skeptische Dichter hält sie für entbehrlich. Daraus erklärt sich die schroffe Absage an alle Heilsbotschaften und Weltverbesserungsprogramme.

**Hans Magnus Enzensberger**
Der fliegende Robert

Eskapismus, ruft ihr mir zu,
vorwurfsvoll.
Was denn sonst, antworte ich,
bei diesem Sauwetter! -,
spanne den Regenschirm auf
und erhebe mich in die Lüfte.
Von euch aus gesehen,
werde ich immer kleiner und kleiner,
bis ich verschwunden bin.
Ich hinterlasse nichts weiter
als eine Legende,
mit der ihr Neidhammel,
wenn es draußen stürmt,
euern Kindern in den Ohren liegt,
damit sie euch nicht davonfliegen.

(Die Furie des Verschwindens. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 1980)

*Der fliegende Robert aus dem berühmten „Struwwelpeter"-Kinderbuch des Frankfurter Arztes Heinrich Hoffmann ist eine Lieblingsfigur des 1929 geborenen Dichters Hans Magnus Enzensberger. Freilich hat sich Enzensberger nicht die moralische Drohgebärde des „Struwwelpeter"-Verfassers zu eigen gemacht, sondern preist den Flug in die Lüfte als ideale Absetzbewegung des modernen Subjekts.*

Der Vorwurf des „Eskapismus" war in den politisch bewegten Zeiten der 1968er-Revolte das schlimmstmögliche Verdikt gegen politische Abweichler, denen Sektierertum oder ein Rückzug ins Private vorgehalten wurde. 1844 hatte Heinrich Hoffmann sein Märchen als moralische Geschichte von einem Unbelehrbaren erzählt, der mitsamt seinem Regenschirm vom Wind auf Nimmerwiedersehen fortgetragen wird. Enzensberger kontert in seinem Gedicht aus den 1970er Jahren mit einem Plädoyer für die kalkulierte Flucht vor allen Vereinnahmungsversuchen.

**Hans Magnus Enzensberger**
Der Geist des Vaters

An manchen Abenden sitzt er da,
wie früher, leicht gebückt,
summend am Tisch
unter der eisernen Lampe.
Die Tuschfeder schürft
über das Millimeterpapier.
Ruhig zieht sie, unbeirrt,
ihre schwarze Spur.
Manchmal hört er mir zu,
den schneeweißen Kopf geneigt,
lächelt abwesend, zeichnet weiter
an seinem wunderbaren Plan,
den ich nicht begreifen kann,
den er niemals vollenden wird.
Ich höre ihn summen.

(Kiosk. Neue Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995.)

*Die Literaturgeschichte kannte bislang zwei Erscheinungsweisen vom „Geist des Vaters“: In William Shakespeares „Hamlet“ offenbarte dieser Geist die schreckliche Vorgeschichte der eigenen Ermordung und forderte Rache. In der Vorstellungswelt der Bibel dagegen gibt es die begütigende Vorstellung von der Einheit von Vater, Sohn und „heiligem Geist“. Im 1995 erstmals veröffentlichten Gedicht Hans Magnus Enzensbergers fließen biografische und biblische Motive zusammen.*

Es ist das Bild eines alten Mannes, der vollständig versunken ist in die Arbeit des Schreibens. Der alte Mann nutzt altertümliche Schreibwerkzeuge und begleitet seine Arbeit mit einem leisen Summen. Für Zuspruch oder Anreden ist er durchaus empfänglich, aber ist letztlich nur seinem „wunderbaren Plan“ verpflichtet. Alles bleibt offen in diesem schönen Vater-Porträt: Ist es ein autobiografisch gezeichneter Vater? Ist es eine eher transzendental entrückte Instanz, die am großen Schöpfungs-Plan arbeitet? Es ist jedenfalls ein Gedicht, das so lese und zart ist wie „das Summen“, das hier zur Grundmelodie des Verses wird.

**Hans Magnus Enzensberger**

Der Kauz und die Katze *(nach:‘The Owl and the Pussy-Cat‘ von Edward Lear)*

1
Der Kauz fuhr mit der Katze zur See
    in einem moosgrünen Nachen,
mit Honig beladen, mit Pflaumenrouladen
    und anderen guten Sachen.
Es brachte der Kauz ein Ständchen dar
    der Katze auf seiner Gitarren.
»Ich liebe dich rasend, mit Haut und Haar«,
    so hört’ man ihn jaulen und schnarren.
        Und wenn’s dich nicht graut«,
        frohlockte er laut,
        »denn wirst du heute noch meine Braut!«

2
Darauf sprach die Katze zum Kauze:
    »Dein hochelegantes Gefieder -
entschuldige mich, wenn ich mauze! -
    betört mich, wie deine Lieder.
Doch gesetzt, ich werde dein Frauchen,
    so ist es ein Fingerring, köstlich und fein,
was wir jetzt unbedingt brauchen.
    Durch reinen Zufall weiß ich ein Schwein
        auf den Äußern Hebritzen,
        das hat einen sitzen,
        einen Ring an der Nasenspitzen.«

3
Sie fragten das Schwein im Hebritzenland
    unter allgemeinem Gekicher:
»Ist dein Ring zu haben für milde Gaben?«
    Das Ferkel sprach: » Aber sicher!«
Der Truthahn hat die beiden getraut
    mit fürchterlichem Geschnatter.
Da schnurrte vor Vergnügen die Braut
    und schmuste mit dem Gevatter:
        »Küss mich, mein Käuzchen,
        küss mich aufs Schnäuzchen,
        gleich macht der Herr Pfarrer sein Kreuzchen!«

***The Owl and the Pussy-Cat***

*ist heute eines der bekanntesten und beliebtesten Werke der englischen Literatur; einer anlässlich des National Poetry Day im Jahre 2014 durchgeführten Erhebung zufolge ist es noch vor Twinkle, Twinkle, Little Star, Humpty Dumpty und Jabberwocky der populärste Kinderreim im Vereinigten Königreich. Es erfreut aber auch ältere Semester und wird insbesondere auf Hochzeiten häufig rezitiert. Vom jugoslawischen Diktator Josip Broz Tito ist bekannt, dass er das Gedicht noch in volltrunkenem Zustand in passablem Englisch auswendig aufsagen konnte. Das Gedicht wurde bereits in mehr als 100 Sprachen übersetzt bzw. übertragen. Zu den deutschen Übersetzern Lears zählen Grete Fischer (Der Eul und die Miezekatz, 1965), Hans Magnus Enzensberger (Der Kauz und das Kätzchen, 1977) und Josef Guggenmos (Eulerich und Miezekatz, 1978). Le Hibou et le Poussiquette, eine freie Übersetzung ins Französische von Francis Steegmuller, wurde 1961 ein unerwarteter Bestseller in den Vereinigten Staaten (nicht aber in Frankreich) und brachte dem bis dahin vor allem als Flaubert-Spezialisten bekannten Steegmuller genug Tantiemen ein, um sich einen Rolls-Royce zulegen zu können. Diese Version weicht in einigen Details vom Original ab, so ist etwa das Boot der Verliebten nicht etwa erbsengrün, sondern kanariengelb, und statt in einer Fünf-Pfund-Note wickeln sie ihr Geld in einem Kreditbrief ein, aber wie bei Lear tanzen sie am Ende au clair de la lune.* (Wikipedia)

**Hans Magnus Enzensberger:** Der Untergang der Titanic - *Eine Komödie*

**DRITTER GESANG**

Damals in Habana blätterte der Putz ab
von den Häusern, am Hafen stand unbeweglich
ein fauler Geruch, üppig verblühte das Alte,
der Mangel nagte Tag und Nacht
sehnsüchtig am Zehnjahresplan, und ich
schrieb am *Untergang der Titanic*.
Schuhe gab es nicht und keine Spielsachen
und keine Glühbirnen und keine Ruhe,
Ruhe schon gar nicht, und die Gerüchte
waren wie Mücken. Damals dachten wir alle:
Morgen wird es besser sein, und wenn nicht
morgen, dann übermorgen. Naja -
vielleicht nicht unbedingt besser,
aber doch anders, vollkommen anders,
auf jeden Fall. Alles wird anders sein.
Ein wunderbares Gefühl. Ich erinnere mich.

Dies schreibe ich in Berlin. Wie Berlin
rieche ich nach alten Patronenhülsen,
nach Osten, nach Schwefel, nach Desinfektion.
Langsam wird es jetzt wieder kälter.
Langsam lese ich die Vorschriften durch.
Weit entfernt hinter zahlreichen Kinos
steht unbemerkt die Mauer, hinter der,
weit entfernt voneinander, vereinzelte Kinos stehn.
In nagelneuen Schuhen sehe ich Ausländer
vereinzelt durch den Schnee desertieren.
Ich friere. Ich erinnere mich, kaum
zu glauben, keine zehn Jahre ist das jetzt her,
an die sonderbar leichten Tage der Euphorie.

Damals dachte kaum einer an den Untergang,
nicht einmal in Berlin, das den seinigen
längst hinter sich hatte. Es schwankte
die Insel Cuba nicht unter unsern Füßen.
Es schien uns, als stünde etwas bevor,
etwas von uns zu Erfindendes.
Wir wussten nicht, dass das Fest längst zu Ende,
und alles Übrige eine Sache war
für die Abteilungsleiter der Weltbank
und die Genossen von der Staatssicherheit,
genau wie bei uns und überall sonst auch.

Wir suchten etwas, hatten etwas verloren auf
dieser tropischen Insel. Das Gras wuchs
über die abgewrackten Cadillacs. Wo war der Rum,
wo waren die Bananen geblieben? Etwas anderes
hatten wir dort zu suchen - schwer zu sagen,
was es eigentlich war -,
doch wir fanden es nicht
in jener winzigen Neuen Welt,
wo alles vom Zucker sprach,

**SIEBZEHNTER GESANG**

von der Befreiung, von einer Zukunft, reich
an Glühbirnen, Milchkühen, nagelneuen Maschinen.

Dort, wo mir die jungen Mulattinnen
mit der Maschinenpistole im Arm
zulächelten an den Straßenecken,
mir oder einem anderen, schrieb ich
und schrieb am *Untergang der Titanic*.
Es war nachts so warm, ich konnte nicht schlafen.
Jung war ich nicht, - was heißt jung?
Ich wohnte am Meer -, doch beinah zehn Jahre
jünger als jetzt, und bleich vor Eifer.

Das muss im Juni gewesen sein, nein,
Anfang April, kurz vor Ostern war es,
wir gingen die Rampa hinunter,
es war ein Uhr vorbei, Maria Alexandrovna
sah mich aus zornig funkelnden Augen an,
Heberto Padilla rauchte, er saß noch nicht
im Gefängnis - aber wer dieser Padilla war,
weiß niemand mehr, weil er verloren ist, ein Freund,
ein verlorener Mann -, und irgendein deutscher
Deserteur lachte unförmig - auch er
ist im Gefängnis gelandet, aber erst später,
und heute lebt er hier in der Nähe und trinkt
und treibt seine staatserhaltenden Forschungen,
und es ist komisch, dass ich ihn nicht
vergessen habe, nein, vergessen habe ich wenig.

Wir sprachen in einem Kauderwelsch,
Spanisch, Russisch und Deutsch,
von der fürchterlichen Zuckerernte
der Zehn Millionen, heute natürlich
spricht kein Mensch mehr davon. Was
geht mich der Zucker an, ich bin Tourist!
schrie der Deserteur, dann zitierte er
Horkheimer, ausgerechnet Horkheimer
in Habana! Wir sprachen auch von Stalin
und Dante, ich weiß nicht mehr warum,
was hatte Dante mit dem Zucker zu tun.

Und ich war zerstreut und blickte hinaus
über die Hafenmauer auf die Karibische See,
und da sah ich ihn, sehr viel größer
und weißer als alles Weiße, weit draußen,
ich allein sah ihn und niemand sonst,
in der dunklen Bucht, die Nacht war wolkenlos
und das Meer schwarz und glatt wie Spiegelglas,
da sah ich den Eisberg, unerhört hoch
und kalt, wie eine kalte Fata Morgana
trieb er langsam, unwiderruflich,
weiß, auf mich zu.

Wir sinken lautlos. Still steht, wie in der Badewanne,
das Wasser in den strahlend erleuchteten Palmensälen,
Tennishallen, Foyers, und spiegelt sich in den Spiegeln.
Tintenschwarze Minuten, erstarrt wie in Gelatine.
Kein Streit, kein Wortwechsel. Halblaute Dialoge.
Bitte nach Ihnen. Grüß die Kinder. Erkälte dich nicht.
In den Booten kann man sogar das Knirschen der Taue hören,
und phosphoreszierende Tropfen sieht man vom Ruderblatt,
das in Zeitlupe aus dem Meer taucht, ins Meer zurückspringen.
Erst ganz am Ende - der dunkle Bug hat sich lotrecht empor
aus dem Bodenlosen gehoben wie ein absurder Turm,
die Lichter im Rumpf sind erloschen, niemand sieht auf die Uhr -
zertrümmert ein unerhörtes Geräusch die glasige Ruhe:
»Ein Ächzen war es, nein, ein Rasseln, ein Dröhnen,
eine rollende Folge von Schlägen, als würden in einem Gewölbe
Gegenstände, tonnenschwer, in die Tiefe geworfen,
und diese undenkbar schweren Dinge zerschmetterten fallend
alles. Es war ein Geräusch, wie es nie zuvor ein Mensch
vernommen hat, und wie es keiner von uns, solange er lebt,
je wieder zu hören hofft.« Von diesem Augenblick an
war kein Schiff mehr vorhanden. Was dann kam, waren die Schreie.

**Hans Magnus Enzensberger**

Die vollkommene Leere

Ein erhabenes Ziel, gewiss,
nur meine Lunge
will nichts davon wissen.
Sie füllt sich, leert sich,
wenngleich nicht ganz.
Auch das Nervensystem
stört, meldet sich,
meldet Hitze. Vielleicht
ist sie ausgefallen,
die Klimaanlage? Nirgendwo
ein Nirwana, immer schrillt
ein Telephon irgendwo,
und auf dem Balkon
summen die Wespen,
die es, so wie ich,
nicht weit gebracht haben
in der Kunst der Meditation.

(In: Hans Magnus Enzensberger, Rebus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Der Eintritt in die absolute Leere, in die Freiheit von allen irdischen Bindungen und Abhängigkeiten, mag ein buddhistisches Heilsziel sein.*
*Für das lyrische Alter Ego Hans Magnus Enzensbergers (geb. 1929) ist die „vollkommene Leere" schon biologisch eine Fiktion. Das Bio-System des Körpers weist die Leere ab - und auch die kleinen unvermeidlichen Störungen im Alltag durchkreuzen die Einübung ins Nirwana.*

In seinem Spätwerk präsentiert sich Enzensberger gerne als abgeklärter Ironiker, der Weltanschauungen und verbissene Heilsbotschaften demontiert und dabei das Pathos der Ideologien mit den pragmatischen Begrenzungen des Alltagslebens konterkariert. Zum Titel „Die vollkommene Leere" hat er offenbar eine starke Zuneigung entwickelt, denn bereits 1988 hat er so seinen Essay über das Fernsehen überschrieben, dem er damals spöttisch bescheinigte, als „buddhistische Maschine" die „technische Annäherung an das Nirwana" zu vollziehen.

**Hans Magnus Enzensberger**
Die Zerknirschung

Schlimm genug, was wir uns alles geleistet haben:
versäumt, Tante Olga im Altersheim zu besuchen,
unkeusche Gedanken gehegt, Steine geworfen,
Konjunktiv eins und zwei verwechselt,
Neger Neger genannt, Zeche geprellt,
Maikäfer in Zigarrenkisten gesperrt,
Freunde angeschmiert, Frauen verlassen -

ganz abgesehen von den wirklich unverzeihlichen Sachen,
die zu gestehen jedoch zu weit führen würde.

Dass es einst von uns heißen würde,
Gott dem Allmächtigen habe es gefallen,
uns zu sich heimzurufen,

wäre vielleicht übertrieben.

(In: Rebus. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Die Lieblingsrolle des Dichters Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929) war immer die des gelenkigen Skeptikers, der aus seiner politischen Unberechenbarkeit ästhetische Funken zu schlagen weiß.*
*Sein Lebensprogramm stand auf einem Zettel, der in einem Zimmer des Suhrkamp-Lektorats hing: „Geduld und Ironie sind unsere stärksten Waffen.“ Als seine linken Freunde 1968 ernst machen wollten mit der Revolution, gab er den Luftikus und entwischte als „Fliegender Robert“ allen Ansprüchen des erhitzten Weltgeists. Poetische Retrospektiven geraten ihm seither zu ironischen Schuldbekenntnissen.*

Enzensbergers Ich schlüpft in die Rolle eines Beicht- und Bußfertigen, der aber nur eine Liste mit lässlichen, ja harmlosen „Sünden“ als Grund seiner „Zerknirschung“ vorlegt. Stilistische Fehler und kindliche Grausamkeiten werden dabei mit moralischen Vergehen gleichgesetzt. Der Lebensbilanz wird jedes Pathos entzogen. Die durch und durch ironische Confessio kennt nur eine Gewissheit: dass das Ich mit einer Absolution im christlichen Sinne nicht rechnen kann.

**Hans Magnus Enzensberger**

E. G. de la S.* (1928-1967)

Eine Zeitlang trugen Tausende auf dem Kopf seine kleine Mütze,
und Abertausende vor sich her von seinen Abbildungen
große Abbildungen, und riefen seinen Namen sehr laut aus.
Unwirklich scheinen jene Züge quer durch die City jetzt fast
wie das Land und die Klasse, in die er geboren war.

Fern der Schlachthöfe und der Baracken und der Bordelle
bröckelte die Villa des Vaters am Fluss. Das Geld war verdunstet,
doch der Swimming-Pool wurde gehalten. Ein scheues Kind,
allergisch, oft dem Ersticken nah. Kämpfte mit seinem Körper,
rauchte Zigarren, wurde (was immer das sein mag) ein Mann.

Unter dem Kopfkissen lag Jules Verne. Sein erster Angriff,
seine erste Flucht in die Wirklichkeit: Traurige Tropen.
Doch die Aussätzigen unter der morschen Veranda am Amazonas
verstanden nicht, was er sagte, und starben weiter. Dann erst
fand er den Feind, der ihm treu bis ans Ende blieb

und den Feind des Feindes. Wenige Siege später erschien ihm
der Neue Mensch, eine alte Idee, sehr neu. Doch die Ökonomie
hörte seinen Reden nicht zu. Es fehlten immer Spaghetti.
Auch war keine Zahnkrem mehr da, und woraus wird Zahnkrem gemacht?
Die Banknoten, die er unterschrieb, galten nichts.

Der Zucker klebte im Hemd. Maschinen, mit harter Währung bezahlt,
verrotteten an den Kais. Von Gerüchten summte La Rampa.
Kratzfüße in Moskau, neue Kredite. Das Volk stand Schlange,
war unzuverlässig, riss hungrige Witze. Überall Spitzel,
Intrigen, die er niemals begriff. Ein ewiger Ausländer.

Wollte den Russen moralisch kommen. Der Menschenfreund
schrie nach dem *Hass, der den Menschen in eine gewaltsame,*
*effektive, kalte Tötungsmaschine verwandeln* soll. Eigentlich
eine Mimose: am liebsten las er Gedichte. (Baudelaire
kannte er auswendig.) Ein zarter Versager, Fraß für Geheimdienste.

So floh er zu den Waffen und blieb dort, wo alles klar war
und deutlich: Feind Feind und Verrat Verrat, im Dschungel.
Nur er selber schien ausgelöscht. *Rundlich, bartlos, die Schläfen grau,*
*dicke Brillengläser, wie ein Vertreter, im Duffle-coat,* derart
vermummt in Ñancahuazú ging er an seine letzte Arbeit.

Sprach kein Quechua, kein Guaraní. *Das Schweigen der Indios*
*war absolut, als kämen wir aus einer andern Welt.* Insekten,
Schlingpflanzen, Unterholz. *Die Bauern wie Steine.* Koliken,
Hustenanfälle, Ödeme. Überdosen von Cortison. Adrenalin.
Keuchend die letzte Spritze: *Ave Maria purísima!*

---

* Ernesto Guevara de la Serna

Schon *breitete sich die Legende aus wie ein Schaum. Supermen*
*sind wir bereits, unbesiegbar.* (Immer diese tödliche Ironie,
unbemerkt von den Genossen.) *Ein menschliches Wrack,* ein Idol.
*Wir hätten ihn angestellt,* annocierten unter seinen Todfeinden
die fortschrittlichsten. Stattdessen stellten sie seine Leiche aus

mit abgeschnittenen Händen. *Ein mystisches Abenteuer*, und
*eine Passion, die unwiderstehlich an das Bild Christi erinnert:*
das schrieben die Anhänger. Er: *Les honneurs, ça m'emmerde.*
Es ist nicht lange her, und vergessen. Nur die Historiker
nisten sich ein wie die Motten ins Tuch seiner Uniform.

Löcher im Volkskrieg. Sonst in der Metropole spricht von ihm
nur noch eine Boutique, die seinen Namen gestohlen hat.
An der Kensington High Street glimmen die Räucherstäbchen;
neben der Ladenkasse sitzen die letzten Hippies, verdrossen,
unwirklich, wie Fossile, und fraglos, und fast unsterblich.
Der Text bricht ab, und ruhig rotten die Antworten fort.

**Hans Magnus Enzensberger**

ein lesebuch für die oberstufe

lies keine oden, mein sohn, lies die fahrpläne:
sie sind genauer. roll die seekarten auf,
eh es zu spät ist. sei wachsam, sing nicht.
der tag kommt, wo sie wieder listen ans tor
schlagen und malen den neinsagern auf die brust
zinken. lern unerkannt gehn, lern mehr als ich:
das viertel wechseln, den pass, das gesicht.
versteh dich auf den kleinen verrat,
die tägliche schmutzige rettung. Nützlich
sind die enzykliken zum feueranzünden,
die manifeste: butter einzuwickeln und salz
für die wehrlosen. wut und geduld sind nötig,
in die lungen der macht zu blasen
den feinen tödlichen staub, gemahlen
von denen, die viel gelernt haben,
die genau sind, von dir.

**Hans Magnus Enzensberger**
Ein schwarzer Tag

An solchen Donnerstagen
hackt sogar der erfahrenste Metzger
sich einen Finger ab.
Alle Züge haben Verspätung,
weil sich die Selbstmörder
nicht mehr beherrschen können.
Der Zentralcomputer im Pentagon
ist schon lange zusammengebrochen,
und alle Wiederbelebungsversuche
in den Freibädern kommen zu spät.

Zu allem Überfluss
kocht nebenan bei Marotzkes
jetzt auch noch die Milch über,
der Hund hat Verdauungsbeschwerden,
und nicht einmal Tante Olga,
die Unverwüstliche,
ist so ganz auf der Höhe.

(Leichter als Luft. Moralische Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1999)

*Im Repertoire des Aberglaubens hält sich hartnäckig die Vorstellung, dass der Freitag, besonders wenn er auf den 13. Tag eines Monats fällt, für einen „schwarzen Tag" geradezu disponiert sei. Der Lyriker Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929), der sich mit unerschütterlichem Stoizismus gegen politische, moralische oder ästhetische „schwarze Tage" immunisiert hat, macht sich hier ein Vergnügen daraus, die Koordinaten der Katastrophenanfälligkeit ein wenig zu verschieben.*

In diesem Gedicht, das gegen Ende der 1990er Jahre entstanden ist, summieren sich entgegen aller Übereinkünfte an einem Donnerstag die kleinen und größeren Katastrophen. Und obwohl von bedenklichen oder tragischen Vorfällen die Rede ist, hat der Autor durch gezielte Übertreibungen sein ironisches Gegengift schon ausgestreut. Im zweiten Teil des Gedichts ist dann das Gerede vom „schwarzen Tag" auf den Rapport banaler Alltags-Probleme geschrumpft. So dekuvriert Enzensberger durch ironische Repetition die Lamenti über schicksalhafte „schwarze Tage" als Geschwätz.

**Hans Magnus Enzensberger**
Einführung in die Handelskorrespondenz

Mit freundlichen Grüßen
Mit grämlichem Hüsteln
Mit christlichem Frösteln
Mit fiesen Grimassen
Mit geilen Finessen
Mit feistem Gewinsel
Mit schwülem Gefasel
Mit schweißigen Nüstern
Mit heiserem Schmatzen
Mit schleimigem Kitzeln
Mit lüsternen Fratzen
Mit fleischigen Küssen
Mit schäumenden Fisteln
Mit freudigem Geifern
Mit scheußlichen Fotzen
Mit fröhlichem Knirschen
Mit kreischenden Flüchen
Mit freundlichen Grüßen

(Gedichte 1950-2005. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2006)

*Im Schriftverkehr mit Behörden und Institutionen greift man heute überall auf eine bewährte Formel zurück: „Mit freundlichen Grüßen". Mit diesen Worten verabschiedet sich mit Ausnahme des Finanzamts, das sich Höflichkeit grundsätzlich erspart, jedermann, vom Online-Händler bis zum Leichenbestatter. In einem Gedicht, das mit den Verfahren der Konkreten Poesie arbeitet, hat Hans-Magnus Enzensberger (geb. 1929) diese Grußformel auf wunderbare Weise ad absurdum geführt.*

Dass sich hinter der Freundlichkeit auch Grämlichkeit, Missgunst oder Aggression verbergen können, demonstriert das Gedicht, das im Modus der sogenannten Permutation immer drastischere Formen der Adjektiv-Substantiv-Kombination durchspielt. Wenn das Gedicht nach insgesamt sechzehn boshaften Variationen wieder „mit freundlichen Grüßen" schließt, ist diese Höflichkeits-Floskel beim Leser gründlich diskreditiert.

**Hans Magnus Enzensberger**

Et ego

Diese tropischen Abende in Thessaloniki,
und die hellen Nächte am Mofotfjord -
weißt du noch?

Sicher weiß ich es noch.
Aber was war das schon,
verglichen mit dem Wochenende in Minnesota,
im Neuschnee versunken,
und mit dem Vollmond über Stockelsdorf-Krumbeck,
Post Pronstorf, Landkreis Bad Segeberg -
Weißt du noch?

Sicher weiß ich es noch.
Aber ich weiß nicht mehr,
warum.

(Kiosk. Neue Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1995)

*Der emphatische poetische Bezug auf eine zauberhafte Landschaft, auf den Ort der Idylle, ist kulturgeschichtlich in der berühmten Formel „Et in Arcadia ego“ fixiert, die sich erstmals im Gemälde eines italienischen Barockmalers eingeschrieben fand. In der lyrischen Moderne wird das poetische Bekenntnis „Auch ich war in Arkadien“ fast immer mit ironischen Brechungen unterlaufen und mit schnoddrigen Gegenreden konterkariert. Bei Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929) beobachten wir eine fortschreitende Banalisierung des Arkadien-Mythos.*

Das helle Licht der antiken Landschaften mag noch in den „tropischen Abenden in Thessaloniki“ und in norwegischen Nächten erinnerbar sein. Aber dann werden von Enzensberger ganz andere Naturerfahrungen dagegengehalten, die sich in Orten mit sehr profanen Namen ereignen. Am Ende dieses in den 1990er Jahren entstandenen Gedichts ist dem lyrischen Subjekt die Arkadien-Begeisterung vollständig abhanden gekommen.

**Hans Magnus Enzensberger**

Kleiner Abgesang auf die Mobilität

Es war kalt in Bogotá.
Alle Restaurants hatten Ruhetag
in Mindelheim an der Mindel.
Auf Fidji strömender Regen.
Helsinki war ausgebucht.
In Turin streikte die Müllabfuhr.
Überall Straßensperren
in Bujambara. Die Stille
über den Dächern von Pécs
war der Panik nahe.
Noch am ehesten auszuhalten
war es unter dem Birnbaum
zu Hause.

(Die Geschichte der Wolken. 99 Meditationen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2003.)

*Ironische Abgesänge auf den jeweils letzten Schrei der gesellschaftlichen Moderne und auf die falschen Triumphe des Fortschritts gehören zu den poetischen Lieblingsbeschäftigungen des 1929 geborenen Dichters und Skeptikers Hans Magnus Enzensberger. Im Zeitalter der Beschleunigung singt er ein kleines Liedchen auf den unfreiwilligen Stillstand.*

Das große Versprechen der universellen Globalisierung und der weltweiten Zirkulation unbegrenzter Möglichkeiten wird in dem um 2000 entstandenen Gedicht entzaubert. Alle Orte der Welt sind zwar zum „Global Village“ zusammengerückt und von überallher zu erreichen, aber das Getriebe des Fortschritts ist ins Stocken geraten. Überall türmen sich Hindernisse oder Barrikaden auf - ob in der deutschen Provinz oder im fernen Burundi („Bujambara“). So zieht sich der Weltreisende auf das Evangelium des Biedermanns zurück, der schon immer beteuert hat, dass es „zu Hause“ am schönsten sei.

**Hans Magnus Enzensberger**

nänie auf den apfel (1962)

hier lag der apfel
hier stand der tisch
das war das haus
das war die stadt
hier ruht das land.

dieser apfel dort
ist die erde
ein schönes gestirn
auf dem es äpfel gab
und esser von äpfeln.

**Hans Magnus Enzensberger**
Nicht Zutreffendes streichen

Was deine Stimme so flach macht
so dünn und so blechern
das ist die Angst
etwas Falsches zu sagen

oder immer dasselbe
oder das zu sagen was alle sagen
oder etwas Unwichtiges
oder Wehrloses
oder etwas das missverstanden werden könnte
oder den falschen Leuten gefiele
oder etwas Dummes
oder etwas schon Dagewesenes
etwas Altes

Hast du es denn nicht satt
aus lauter Angst
aus lauter Angst vor der Angst
etwas Falsches zu sagen

immer das Falsche zu sagen?

(Die Furie des Verschwindens. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1980.)

*Es ist ein erbarmungswürdiger Zeitgenosse, den uns der 1929 geborene Hans Magnus Enzensberger in seinem Gedicht vor Augen stellt. Denn dieser Mensch mit „dünner“ und „blecherner“ Stimme hat offenbar den Willen zur Meinungsäußerung in sich erstickt. Er erlegt sich nicht nur große Zurückhaltung in Diskussionen auf, sondern traktiert sich mit strenger Vorab-Zensur. Und das alles aus der Angst, „etwas Falsches zu sagen“:*

Es sind von außen gesetzte Kriterien, die den Ängstlichen von ungeschützten Äußerungen abhalten. Offenbar ist die Angst groß, vom common sense des Diskurses abzuweichen. Das 1980 erstmals veröffentlichte Gedicht liest sich wie Mahnung Enzensbergers an die linke Intelligenz, in deren Sekten und Grüppchen zu dieser Zeit der Glaube an die „richtige Lehre“ und der entsprechende Konsensdruck sehr groß war. Dem konformistischen Subjekt des Gedichts ist ein Satz des Philosophen Theodor Adorno entgegenzuhalten: „Die Angst vor dem Beifall von der falschen Seite ist totalitär.“

**Hans Magnus Enzensberger**
Optimistisches Liedchen

Hie und da kommt es vor,
dass einer um Hilfe schreit.
Schon springt ein andrer ins Wasser,
vollkommen kostenlos.

Mitten im dicksten Kapitalismus
kommt die schimmernde Feuerwehr
um die Ecke und löscht, oder im Hut
des Bettlers silbert es plötzlich.

Vormittags wimmelt es auf den Straßen
von Personen, die ohne gezücktes Messer
hin- und herlaufen, seelenruhig,
auf der Suche nach Milch und Radieschen.

Wie im tiefsten Frieden.

Ein herrlicher Anblick.

(Leichter als Luft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1999)

*„Widerspruchsfreie Weltbilder brauche ich nicht“, hat der 1929 geborene Hans Magnus Enzensberger bereits verkündet, als er dem westdeutschen Staat in seiner Zeitschrift „Kursbuch“ noch eine veritable Kulturrevolution verordnen wollte. Nach seiner Enttäuschung über die ideologische Verblendung der Linken setzte Enzensberger nach 1970 die „Verteidigung der Normalität“ auf die Tagesordnung. Aber sein Lobgesang auf die friedvolle Idyllik des Kapitalismus hat ironische Widerhaken:*

Das Eröffnungsgedicht des Bandes „Leichter als Luft“ (1999) gibt vor, einen Hymnus auf die Verhältnisse anzustimmen, in Form eines begütigenden „Liedchens“. Aber es entsteht ein abgründiges Genrebild. Was als Errungenschaft des „dicksten Kapitalismus“ gepriesen wird, erweist die Fragilität der zivilisatorischen Standards. Dass ein Alltagshandeln ohne Massaker und ohne „gezückte Messer“ möglich ist, will man für selbstverständlich halten. Aber diese Selbstverständlichkeit steht zur Disposition, das einschränkende Vergleichswort „wie“ verweist auf die Abwesenheit des „tiefen Friedens“.

**Hans Magnus Enzensberger**
Schade

Gut, dass wir unter uns sind.
Schade, dass die anderen nicht Bescheid wissen.
Gut, dass wir einander verstehen.
Schade, dass wir nie auf das hören,
was die anderen sagen.
Gut, dass wir Bescheid wissen.
Schade, dass uns die anderen nicht verstehen.
Gut, dass wir uns einig sind.
Schade, dass die anderen nicht hören können,
was wir zueinander sagen.
Das, worauf wir uns längst geeinigt haben.
Immer dasselbe.
Schade.

2009

(Hans Magnus Enzensberger: Rebus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Zwischen Selbstberuhigung und Bedauern schwankt das lyrische Kollektivsubjekt dieses Gedichts hin und her. Der ironische Freidenker und listige Skeptizist Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929), dem es immer zu langweilig war, auf festen Standpunkten zu beharren, führt hier stereotype Redeweisen mit Bekenntnis-Charakter vor, die sich durch ihre Paradoxie selbst ihrer Fragwürdigkeit überführen.*

Enzensberger mokiert sich in diesem 2009 veröffentlichten Gedicht über die Gewissheiten, die aus unverrückbarer „Bescheidwisserei“ bestimmter politischer oder privater communities entstehen und dabei die Abspaltung anderer, gegenläufiger Ansichten einschließen. Um den fast autistischen Prozess der Meinungsbildung bloßzulegen, genügt es dem Autor, die hohlen Redewendungen des von sich überzeugten „wir“ in ihrer Widersprüchlichkeit miteinander zu konfrontieren. Wer sich dabei beruhigt, dass man im Kollektiv gesinnungsfest „unter sich“ bleiben kann und von den „anderen“ nur Akklamation erwartet, hat als Intellektueller schon versagt.

**Hans Magnus Enzensberger**
Sitzstreik

Der Buddha nimmt die Beine in die Hand.
Der Eilbote zockelt hinterdrein.
Die Fixsterne wallen.
Der Fortschritt zappelt in der Warteschleife.
Die Schnecke verrennt sich.
Die Rakete hinkt.
Die Ewigkeit setzt zum Endspurt an.

Ich rühre mich nicht.

(Kiosk. Neue Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1995)

*Den Propheten der politischen Dynamik, die sich gerne als Philosophen des Fortschritts exponieren, hat der Dichter Hans Magnus Enzensberger (Jg. 1929) sehr viele skeptisch-ironische Gegenreden gewidmet. In dieser poetischen Miniatur aus dem Band „Kiosk" (1995) löst er alltägliche Redewendungen aus ihrem Kontext und setzt sie zu wunderbar paradoxen Fügungen zusammen. Die Theoretiker der Beschleunigung werden der Lächerlichkeit preisgegeben.*

Die bezwingende Komik dieses Gedichts ergibt sich aus der Reihung von Paradoxien. Personen, Ideen oder Mythen, die in der Regel durch Zustände stoischer Ruhe charakterisiert sind, werden hier unziemlicher Beschleunigung ausgesetzt. Umgekehrt verharren die Repräsentanten der Geschwindigkeit - also der Eilbote, die Rakete oder der Fortschritt - in jämmerlichem Stillstand. Aber auch das lyrische Subjekt wird entzaubert: Denn die trotzige Unbeweglichkeit des Ich wird ironisch als Aktivität ausgegeben, als rebellischer „Sitzstreik".

**Hans Magnus Enzensberger**

Verlustanzeige

Die Haare verlieren, die Nerven,
versteht ihr, die kostbare Zeit,
auf verlorenem Posten an Höhe
verlieren, an Glanz, ich bedaure
macht nichts, nach Punkten,
unterbrecht mich nicht, Blut
verlieren, Vater und Mutter,
das in Heidelberg verlorene Herz,
ohne mit der Wimper zu zucken,
noch einmal verlieren, den Reiz
der Neuheit, Schwamm drüber,
die bürgerlichen Ehrenrechte, aha,
den Kopf, in Gottesnamen, den Kopf,
wenn es unbedingt sein muss,
das verlorene Paradies, meinetwegen,
den Arbeitsplatz, den Verlorenen Sohn,
das Gesicht, auch das noch,
einen Backenzahn, zwei Weltkriege,
drei Kilo Übergewicht verlieren,
verlieren, immer nur verlieren, auch
die längst verlorenen Illusionen,
na wenn schon, kein Wort
über die verlorene Liebesmüh,
aber woher denn, das Augenlicht
aus den Augen, die Unschuld
verlieren, schade, den Hausschlüssel,
schade, sich, gedankenverloren,
in der Menge verlieren,
unterbrecht mich nicht,
den Verstand, den letzten Heller,
sei’s drum, gleich bin ich fertig,
die Fassung, Hopfen und Malz,
alles auf einmal verlieren,
wehe, sogar den Faden,
den Führerschein, und die Lust.

**Hans Magnus Enzensberger**
War da was

Da war etwas Gutes
vorhin,
woanders.
Schade,
dass es so schwer ist,
sich an etwas Gutes
zu erinnern.
Zu wissen,
wie es wirklich war.
Wie wirklich es war.

Es war, glaube ich,
etwas ganz Gewöhnliches,
Wunderbares.
Ich habe es,
glaube ich, gesehen
oder gerochen
oder angefasst.

Aber ob es groß
oder klein war,
neu oder alt,
hell oder dunkel,
das weiß ich nicht mehr.

Nur dass es besser war,
viel besser,
als das was da ist,
das weiß ich noch.

(Kiosk. Neue Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995.)

*In der Kunst der skeptischen Selbstbegrenzung und des altersweisen Stoizismus hat es der 1929 geborene Hans Magnus Enzensberger weit gebracht. Der linksliberalen Intelligenz eilte er mit seiner „Verteidigung der Normalität“ (1982) schon zu einem Zeitpunkt davon, als diese noch ihren Utopien von einer Überwindung des Kapitalismus anhing. Enzensbergers Utopie ist schon im Gedichtband „Kiosk“(1995) auf das Format eines subjektiven, flüchtigen Alltagsaugenblicks geschrumpft.*

Die Utopie, die Evidenzerfahrung einer besseren Welt bleibt im Gedicht ein Phantom. Es ist jedenfalls keine politische Idee im Großformat, kein weltumstürzlerisches Phantasma, dem sich das lyrische Subjekt hingibt, sondern etwas sehr Irdisches, Punktuelles, Vergängliches. Vielleicht ist dieses „Gute“, das über die gegebenen Verhältnisse hinausweist, nur in der Sehnsucht danach präsent, der Greifbarkeit entzieht es sich.

**Hans Magnus Enzensberger**
Zukunftsmusik

Die wir nicht erwarten können,
wirds lehren.

Sie glänzt, ist ungewiss, fern.

Die wir auf uns zukommen lassen,
erwartet uns nicht,
kommt nicht auf uns zu,
nicht auf uns zurück,
steht dahin.

Gehört uns nicht,
fragt nicht nach uns,
will nichts von uns wissen,
sagt uns nichts,
kommt uns nicht zu.

War nicht,
ist nicht für uns da,
ist nie dagewesen,
ist nie da,
ist nie.

1991

(Zukunftsmusik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1991)

*Mit seinem stoischen Sich-Abfinden mit den Weltenlauf hat Hans „Magnus Enzensberger (geb. 1929) viele seiner einstigen intellektuellen Weggefährten irritiert. Was der Autor selbst als notwendige skeptische Selbstbegrenzung begreift, mutet seinen Kritikern wie ein achselzuckender Relativismus an, der es sich bequem macht vor den extremen Widersprüchen der Weltordnungen. Seinen lyrischen Kurs der Nicht-Intervention in die Welt hat Enzensberger erstmals 1991 ausformuliert, im Gedichtband „Zukunftsmusik“.*

Der Begriff „Zukunftsmusik“ ist seit je eine herabsetzende, spöttische Vokabel. Ursprünglich gegen die Musik Richard Wagners gerichtet, wird der Begriff für alle Projekte verwendet, deren Realisierung in weiter Ferne liegt oder sehr unwahrscheinlich geworden ist. Enzensberger demontiert in diesem Gedicht die kollektiven Erwartungen auf die Zukunft so systematisch, so dass nach vielen Negationen die Existenz der Zukunft selbst verneint wird. Am Ende hat die Zukunft, der noch in Utopien aufschien, ihren „Glanz“ vollständig eingebüßt.

**Hans Peter Keller**

Du oder ich oder wer

Jeder lebt von sich getrennt.
Sieht er sich draußen, zieht er nicht den Hut.
Obschon es ihm auf den Nägeln brennt.
Gut.

Besser einen Umweg machen.
Wenns geht, auf du mit Bettler Strolch Polizist
oder was sonst zum Lachen
vorhanden ist.

Narren setzen nachts auf die Glücksfontänen
auf die Sterntraufen.
Du oder ich oder wer: sollten wir Tränen
kaufen?

1958/59

aus: Hans Peter Keller: *Extrakt um 18 Uhr*, Limes Verlag, Wiesbaden 1975

*Der Begegnung mit sich selbst sieht dieser Autor mit gedämpften Erwartungen entgegen. Denn da gibt es zunächst nur ganz nüchtern und lakonisch die Ich-Spaltung und Selbstentfremdung zu konstatieren. Der vom Niederrhein stammende Hans Peter Keller (1915–1989), der als Kriegsteilnehmer die Skepsis gelernt und nach 1945 Philosophie studiert hatte, arbeitete als Lektor, Literaturlehrer und freier Schriftsteller. Sein Befund zur Lage des Subjekts ist desillusionierend.*

Das lyrische Subjekt des um 1958/59 entstandenen Gedichts vertraut auf „Umwege“ und Maskeraden. Ob ihm allerdings die Fraternisierung mit den Helden der Straße, mit den Vertretern der Ordnung und der Unordnung weiterhilft, bleibt offen. Auch bleibt fraglich, ob die Rolle des Narren, der sich „Glücksfontänen“ erfindet, zur Stabilisierung des Ich beiträgt. Ihren Dichterkollegen Hans Peter Keller hat Hilde Domin einmal einen „Realisten“ genannt, der „fatale Lebenslagen“ poetisch zu benennen versteht.

**Hans Sahl**

Exil

Es ist so gar nichts mehr dazu zu sagen.
Der Staub verweht.
Ich habe meinen Kragen hochgeschlagen.
Es ist schon spät.

Die Winde kreischt. Sie haben ihn begraben.
Es ist so gar nichts mehr dazu zu sagen.
Zu spät.

(Die Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, München 2009)

*Während der Literaturbetrieb schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs einstige Mitläufer oder bekennende Nationalsozialisten, wie die Germanisten Benno von Wiese oder Wolfgang Kayser willig in seinen Reihen aufnahm, wurde Schriftstellern, die ins Exil gegangen waren, der Eintritt ungleich schwerer gemacht. Einer dieser Schriftsteller war der 1907 als Hans Salomon in Dresden geborene Hans Sahl, der erst 1989 aus dem Exil nach Deutschland zurückkehrte.*

Sahls Gedicht versetzt den Leser in einem Vexierspiel in den Zustand des Exils. Das Begräbnis eines möglichen Weggefährten aus dem Exil bringt das Subjekt in jene Zeit zurück. Voller Trauer wird hier Abschied genommen, doch Sahl zieht auch ein vernichtendes Fazit: Alles, was zu sagen wäre, ist nicht mehr zu sagen. Nicht weil es schon geäußert worden wäre, es ist niemand mehr da, mit dem die Worte geteilt werden könnten. 1993 starb Sahl in Tübingen.

**Hans Sahl**

Strophen

Ich gehe langsam aus der Welt heraus
in eine Landschaft jenseits aller Ferne,
und was ich war und bin und was ich bleibe,
geht mit mir ohne Ungeduld und Eile
in ein bisher noch nicht betretenes Land.

Ich gehe langsam aus der Zeit heraus
in eine Zukunft jenseits aller Sterne,
und was ich war und bin und immer bleiben werde,
geht mit mir ohne Ungeduld und Eile,
als wär ich nie gewesen oder kaum.

1980er Jahre

aus: Die Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, München 2009

*»Anstatt dem Schöpfer für jeden Tag zu danken, den er mir schenkte, habe ich mir oft gewünscht, den nächsten nicht mehr zu erleben«: Diesen Satz notierte Hans Sahl (1902-1993) in seinem Exil-Roman »Die Wenigen und die Vielen«(1959) und resümierte damit seine Erfahrungen von Flucht, Vertreibung, politischer Ausgrenzung und doppelter Isolation in der Fremde. Erst in seinen letzten Lebensjahren fand der nach New York emigrierte Berliner Jude zu einer ruhigen Gelassenheit angesichts der Gewissheit des nahenden Todes.*

Der Feuilletonist Sahl, Abkömmling einer großbürgerlichen jüdischen Familie, musste 1933 vor den Nazis zunächst nach Paris fliehen und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht in die Vereinigten Staaten. Erst 1989 kehrte er nach Deutschland zurück. Seine Ende der 1980er Jahre entstandenen »Strophen« sprechen in ruhiger Gefasstheit vom allmählichen Hinübergleiten in das Kraftfeld des Todes.

**Hans Stempel & Martin Ripkens**

Linkshänder

Sie möchten das schöne Händchen haben.
Ich halte ihnen das linke hin.
Sie nennen mich einen Unglücksraben.
Sie hätten gern einen Musterknaben.
Ich bleibe wie ich bin.

**Hans Thill**

Die Mütze

Auf meinem Bauch trocknet die Wäsche eines italienischen Hotels,
zwei Finger nähen Handpuppen in Hongkong, die Nase
arbeitet als Briefbeschwerer bei den Vereinten Nationen.

Meine Ohren habe ich an eine Kellerei vermietet,
selten dringt ein Schrei herauf, zwei Augen sind auf Spätschicht,
mein Arsch spielt den Mörder in der Vierten
Internationale.

Ein Ellbogen ist Mitglied zahlreicher Bürgerinitiativen.
Die Wirbelsäule wohnt im Naturkundemuseum. Auf dem Kopf
sitzt eine Mütze, die heißt Thill.

*„Immer n bisschen extrem / son Poem“: Ausgehend von dieser Sentenz des französischen Sprachanarchisten Raymond Queneau hat der 1954 geborene Lyriker Hans Thill seine Poetik der Überraschung immer weiter verfeinert. Seine frühen Gedichte sind noch sehr beeinflusst von den Sprachgesten und Kapriolen des französischen Surrealismus. Hier präsentiert sich ein Dichter, der mit seinen originellen Bildfindungen sich selbst und seinen Lesern zuruft: „Bitte schön unregelmäßig schreiben“!*

Von welchen Ambivalenzen und Widersprüchen dieser Dichter belagert wird, erhellt ein 1985 erstmals publiziertes Gedicht, das die Aufgaben eines Subjekts an viele unterschiedliche Körperglieder delegiert. Am Ende ist es dann eine profane Kopfbedeckung, die den Platz des Ich einnimmt. Dass „Ich ein anderer ist“ - diesen Glaubenssatz der lyrischen Moderne haben nur wenige Dichter so ironisch elegant und so beiläufig bebildert wie Hans Thill.

**Hans-Ulrich Hirschfelder**

Familienalbum

Freitags Fisch, sonnabends
war Badetag. Meine Mutter
sah ich vor allem auf den Knien.
Ihr Mann sortierte Briefmarken.
Nachts ein Tränensee im Bett,
ich stopfte mich mit Kokosflocken.
Im Keller hockte ein guter Geist,
der mich verführte. Nur noch
zu Pellkartoffeln mit Quark
kam ich ans Licht.

(In: Jahrbuch der Lyrik 2005. Hrsg. v. Christoph Buchwald und Michael Lentz. C.H. Beck Verlag, München 2005.)

*Eine Familienidylle zeichnet im folgenden Gedicht der 1954 in Hermannstadt/Rumänien geborene Hans Ulrich Hirschfelder nur scheinbar. Die beschriebene Szenerie entspräche einem christlich-konservativen Rollenverständnis für die Mitglieder der Familie durchaus, nur zeigt das Idyll hier schon Zeitspuren, erweist sich als brüchig und abgründig.*

Eine klar strukturierte Lebenswelt: Während der distanziert beschriebene Vater als Privatmann seinem Hobby des Briefmarkensammelns nachgeht, sind die übrigen Familienprotagonisten alten Mustern unterworfen: die Mutter putzt und das Kind weint. Scheinbar verwunschen wirkt die Atmosphäre, sobald der gute Geist - der freilich auch „Verführer“ ist - ins Spiel kommt, als hätte diese Lebenswelt sich schon lange überlebt. Unentschieden bleibt, ob das Kind sich der Erwachsenenwelt entzieht, vom „guten Geist“ missbraucht wird oder in eine von Aberglauben beseelte Welt flüchtet.

**Hans-Ulrich Treichel**

Biographie

Es war nicht Mühsal gewesen,
nicht Plage, es dauerte nicht
neunzig und auch keine siebzig
Jahr, es war nicht köstlich gewesen,
auch nicht von Übel, da war nur
manchmal ein Schmerz in den Adern,
ein Pochen im Schädel, der Himmel
riss nicht auf, der Teppich blieb
von der Sintflut verschont.

1998

aus: Hans-Ulrich Treichel: *Gespräch unter Bäumen*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2002

*Die lyrische Lebensbilanz eines Dichters bedient sich sehr oft eines hohen Tons oder einer anrührenden elegischen Geste. Nichts davon bei dem 1952 in Detmold geborenen Erzähler und Lyriker Hans-Ulrich Treichel: Er setzt diese poetischen Üblichkeiten außer Kraft – mit der ihm eigenen Leichtigkeit, milden Ironie und sanften Melancholie.*

Anklänge an die berühmten poetischen Lebensrückblicke von Matthias Claudius („Der Mensch“), Hölderlin („Lebenslauf“) oder Hermann Hesse („Altern“) sind erhalten geblieben. Treichel rückt indes die Dimensionen zurecht. Sein lyrisches Subjekt hat nur Negationen und Dementi zu bieten und überdies nur einen unsensationellen Lebenslauf zu vermelden, nur gewöhnliche Gefühle und moderate Stimmungen. In der frechen Wendung vom Teppich, der von der „Sintflut verschont“ bleibt, wird das Lebensschicksal seines Helden am Ende noch banalisiert.

**Hans-Ulrich Treichel**

Erinnerung

Ich weiß nicht, woher ich den Apfelbaum
nehme, die Katze, den Schatten, der Großvater
saß nicht vorm Haus, und nirgendwo war da
ein Sommer, ein Schwimmbad,
kein Mädchen in Rosa und keine Kabine,
ich weiß nicht, woher ich die Brombeeren nehme,
die Frau mit der Schürze, den Mann auf dem Sofa,
das Fahrrad, das Fieber, der Fleck auf der Kachel.
Was wollten noch gleich die Schwalben am Himmel?
Wer waren die Leute am Küchentisch?

(Südraum Leipzig. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2007)

*Man hat den 1952 geborenen Lyriker und Erzähler Hans-Ulrich Treichel gelegentlich für seine lyrische Behaglichkeitssehnsucht gescholten. Tatsächlich erscheint das lyrische Subjekt dieses Autors seltsam ungefährdet, unangefochten von allen herandrängenden Krisen und Erschütterungen. Der direkt autobiografische, locker parlierende Gestus der Gedichte täuscht jedoch einen idyllisierenden Selbstgenuss nur vor.*

Bei aller Friedlichkeit der poetischen Szenarien und der Leichtigkeit der Redegesten stecken Treichels Gedichte doch meist voller Beunruhigungen und Irritationen. Im Fall dieses nach 2000 entstandenen Gedichts sind es das Trügerische der Erinnerung und das Unverlässliche des Gedächtnisses, die das Selbstvergewisserungs-Spiel des lyrischen Subjekts in Frage stellen. Das Grausen angesichts des absoluten „Erinnerung“-Verlusts wird kunstvoll verborgen. Treichel behält ein beiläufiges Sprechen bei, obwohl seinem lyrischen Protagonist das eigene Leben zerfällt.

**Hans-Ulrich Treichel**
Lebensmitte

Ich mal wieder, mittendrin
im Leben, in der Lauge,
im Gelächter, im Laden
mit den Sonderangeboten.

Immer noch der alte, wenn
auch nicht ganz so elastisch
wie früher: die Haut, das Gehirn,
das Brett vor der Stirn.

Ich mal wieder, mittendrin
Im Gewimmel, im großen Ganzen,
im Sparverein des Lebens,
verulken kann ich mich selbst.

(Südraum Leipzig. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Für ein ironisch gestimmtes Temperament wie das des Erzählers und Lyrikers Hans-Ulrich Treichel (1952) ist ein literaturgeschichtlich stark aufgeladenes Thema wie die „Hälfte des Lebens" poetisch nur durch Moderierung der Affekte zu bewältigen. So wird Hölderlins Pathos entsprechend herunter gedimmt auf ein unspektakuläres Alltagsbewusstsein. Eine Utopie ist in der „Lebensmitte" ebenso wenig fällig wie eine existenzielle Klage. Was bleibt, ist ein vermeintlich lässig dahin geworfener Pragmatismus.*

In diesem Sound des kalkulierten Understatements hat die Literaturkritik nur „Fantasiearmut" und „Banalitätshuberei" (Peter Geist) erkennen wollen. Von der „Hälfte des Lebens" bis zur Selbstbescheidung im „Sparverein des Lebens" ist poesiegeschichtlich doch ein weiter Weg. Der hier Bilanz zieht, ist sich seiner Defizite aber durchaus bewusst: In der „Lebensmitte" wird daher das Ich zur Zielscheibe des Spotts: „verulken kann ich mich selbst."

**Hans-Ulrich Treichel**

Moderne Zeiten

Es ist gut es ist vorbei
es ist gut dass es vorbei ist
der Sozialismus die Raupenplage
die Wanzen der Urknall was vorbei ist
ist vorbei die Chaostheorie
das Nord-Süd-Gefälle der Wärmetod
alles gut alles vorbei auch das Gute
auch das Vorbeisein die Dialektik
sowieso die Sinnfrage der Regen
alles schon wieder vorbei

1994

aus: Hans-Ulrich Treichel: *Der einzige Gast*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1994

*Hans-Ulrich Treichel, 1952 in Versmold/Westfalen geboren, präsentiert sich als ironischer Geschichtsdiagnostiker: die „Modernen Zeiten“ bedeuten hier den unvermeidlichen Zusammenbruch der tradierten Welterklärungen.*

Der Abgesang auf die alt gewordene Moderne eröffnet Treichels Gedichtband *Der einzige Gast* (1994). Alle Erkenntnismodelle und utopischen Verheißungen der westlichen Welt werden hier vom lyrischen Subjekt mit lässiger Beiläufigkeit ad acta gelegt. Die „Modernen Zeiten“ gibt es nur in der Negation, im Blick auf politische und philosophische Versprechen, die sich nicht erfüllt haben. Nicht nur die Heilsversprechen der kritischen Gesellschaftstheorie („Sozialismus“, „Dialektik“), sondern auch physikalische Theoreme („Chaostheorie“) oder Grundannahmen der Evolutionstheorie („Urknall“) werden als ungültig qualifiziert, ihr Haltbarkeitsdatum ist überschritten. Selbst der lapidare Befund des „Vorbeiseins“ wird ironisiert.

**Hans-Ulrich Treichel**
Silver Tower

Jede Nacht ins Kino,
wie zu Studienzeiten,
Kappe auf, Turnschuhe an
und runter, raus aus dem
Hochhaus, der graugrünen
Rappelkiste, was heißt
hier Silver Tower,
hier pfeift der Wind,
hier wackeln die Wände,
hier schlägts einem
die Warmhaltepackung
aus der Hand, Curryhuhn
mit Rosinenreis aus Morton
Williams Supermarket,
immer offen der Laden,
selbst bei Vollmond,
selbst für Typen wie dem
mit den Schneeschuhen
und der Axt auf der Schulter,
immer was Warmes,
herrlich, Amerika!

(Südraum Leipzig. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Für sein aufreizendes lyrisches Understatement, für die Mixtur aus lakonischem Beiseitesprechen und milder Ironie hat der Lyriker und Erzähler Hans-Ulrich Treichel (geb. 1952) nicht nur Lob geerntet. Speziell mit den lyrischen Alltagsprotokollen des Bandes „Südraum Leipzig“ (2007) hat dieser Autor die Kritik zum Widerspruch provoziert. Denn das Ich seiner Gedichte scheint sich in der Flauheit seiner Alltagserlebnisse und touristischen Abenteuer einzurichten.*

Eine Momentaufnahme alltäglicher amerikanischer Lebenswelt? Der Tagesablauf in einem Hochhaus verweist zunächst auf die Wonnen der Gewöhnlichkeit: auf Kinobesuche, Fast Food und endlose Ladenöffnungszeiten. Und doch hat sich etwas Beunruhigendes in das Idyll eingenistet: Der stolze „Silver Tower“ ist ins Wackeln geraten, ein Schockmoment, der die Erinnerung an die am 11. September 2001 zerstörten Twin Towers wachruft. Und der „Typ“ mit der „Axt auf der Schulter“ weckt Assoziationen an die immer häufiger auftretenden Amokläufer, der so gar nicht zum positiven Amerika-Mythos passt.

**Hans-Ulrich Treichel**
Und wenn ich hinginge

Und wenn ich hinginge
und mich ergäbe die Schuhe
auf das Pflaster stellte das
Hemd mir vom Leibe risse die Füße
mir fesselte und das Gesicht mir
bedeckte und kein Wind fiele
über Dächer und Höfe keine Nacht
löschte die leuchtenden Gärten
und wenn es still bliebe
immer nur still

1985

aus: Hans-Ulrich Treichel: *Liebe Not*, Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1985

*Leichtigkeit und Ironie gehören zu den bevorzugten lyrischen Mitteln des 1952 in Ostwestfalen geborenen Hans-Ulrich Treichel. Sein lakonisches Sprechen hat er an den Gedichten des späten Brecht geschult, das Leichthändige und die mitunter volksliedhafte Ausgelassenheit von Heine adoptiert. In seinem lyrischen Debüt von 1985 finden sich aber auch noch andere, von der melancholischen Empfindung eines „anderen Zustands“ umwehte Verse.*

Die lyrische Reflexion geschieht in der Möglichkeitsform: Alles steht hier unter dem Vorbehalt des Konjunktivs. Ein Augenblick wird imaginiert, da das lyrische Ich die gewohnten Bahnen verlässt und in einen Ausnahmezustand gerät. Ist es ein Gefangener, der sich dem Sieger ergibt, ein frommer Gläubiger, der Buße tut? Hier gerät jedenfalls jemand außer sich – und die Welt verharrt im Stillstand.

**Harald Hartung**

Blick in den Hof

Während es anfängt zu schneien
schaukelt das Mädchen im Hof
schaukelt sich tief
ins wachsende weiße Dunkel
Glück ist ein Sekundenschlaf
Ich schaue auf, die leere Schaukel
schwingt noch ein wenig nach

(Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957-2004. Wallstein Verlag, Göttingen 2005.)

*Eine Doppel-Existenz als Lyriker und als Lyrik-Kritiker zu führen, ist ein schwieriger Balanceakt. Der 1932 geborene Harald Hartung, seit den 1960er Jahren eine feste Größe in der deutschen Lyrikkritik, hat aufs Schönste bewiesen, dass die kritische Beschäftigung mit Gedichten auch der Verfeinerung des poetischen Sensoriums dienlich ist. Hartung bevorzugt als Lyriker einen unsentimentalen Realismus, der an angelsächsischen Lyrikern (zum Beispiel Philip Larkin) geschult ist und eine entpathetisierende Haltung mit ironischem Understatement verbindet.*

Der heitere Melancholiker, als der sich Hartung in vielen Gedichten präsentiert, verwandelt sich im Schlusskapitel seines Opus magnum „Aktennotiz meines Engels“ in einen diskret die eigenen Erschütterungen verbergenden Chronisten des Unglücks. Zu den ergreifenden Gedichten dieses Kapitels gehört auch die zarte Miniatur vom schaukelnden Mädchen, das buchstäblich nur einen Augen-Blick lang in das „weiße Dunkel“ des Schnees und zugleich des Vergessens schwingt.

**Harald Hartung**

Ghasel

Er ist nicht in Saigon und nicht im Hadramaut gewesen
noch wo man Opium raucht und wo man Betel kaut gewesen

Umsteiger war er meist wär lieber gradeaus gefahren
und was er sonst erfuhr ist nicht auf seiner Haut zu lesen

Er war korrekt rasiert trug Ober- und auch Unterhemden
Er zischte Bier doch gab beim Fußball keinen Laut am Tresen

Er las die Zeitung doch er hätte gern die Zeit gelesen
Er hat es nie gelernt in dem was man verdaut zu lesen

Er trank und speiste gern auch Bilder waren seine Speise
In Licht und Wasser schien gelöst und auferbaut: das Wesen

Er kommt mir oft im Traum als wolle er bald Abschied nehmen
Er schaut mich lange an als wär ich ihm vertraut gewesen

2000

aus: Harald Hartung: Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957–2004, Wallstein Verlag, Göttingen 2005

*Die arabisch-persische Gedichtform des Ghasels wurde im 19. Jahrhundert durch Dichter wie August von Platen und Friedrich Rückert in die deutsche Lyrik importiert. Neben einer festen Zeilen-Zahl (bis zu 18) gehört die Wiederholung des Auslautes der ersten Zeile im Auslaut der folgenden Verse zu den Eigentümlichkeiten dieser Gedichtform. Der 1932 geborene Lyriker und Kritiker Harald Hartung liefert ein Beispiel für die meisterhafte Adaption des Ghasels.*

Die ersten beiden Zeilen liefern mit dem Hinweis auf das jemenitische Hadramaut, ein Zentrum der arabischen Zivilisation, eine Reminiszenz an die literarische Herkunft des Ghasels. Kernmotiv des Gedichts, das Hartung im Jahr 2000 geschrieben hat, ist die Biografie eines Mannes, dessen Leben eher unspektakulär verlaufen ist. In einer Traumszene offenbart das lyrische Ich die enge Vertrautheit mit dem Porträtierten. So kann man das „Ghasel“ als anrührendes Dokument einer zwischen Fremdheit und Nähe schwankenden Vater-Sohn-Beziehung lesen.

**Harald Hartung**

Ich weiß noch: Mai 1945. Das Polizeiauto

Wie Steine gegen eine Blechwand schlagen
das weiß ich noch
Im Auto das so dröhnte
saßen drei abgekämpfte Landser Mutter ich
und in Zivil (er trug noch gestern Uniform)
mein Vater (blass und schweißig sein Gesicht
Die Augen Angst) und sah mich an als könnte
ich helfen und sein Blick war wie ...
Kein wie
Ich wusste nichts von Jesus, ich war zwölf

(Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957-2004. Wallstein Verlag, Göttingen 2005)

*Ein Augenblick der Todesangst. Der Krieg steht kurz vor seinem Ende, die unterlegenen Kombattanten suchen ihr Heil in der Flucht. Das Kind, das hier spricht, entdeckt den flehentlichen Blick des Vaters, der nach einem verborgenen Gott ruft. Der Lyriker und Literaturkritiker Harald Hartung (geb. 1932) evoziert hier eine Urszene seiner Kindheit, einen Moment der Entscheidung zwischen Leben und Tod.*

Solche scharf umrissenen Momentaufnahmen einer Kriegskindheit gehören zu den intensivsten lyrischen Existenz-Vergegenwärtigungen, die sich im Werk des poetischen Lakonikers Hartung finden lassen. Zuerst ist da nur ein bedrohliches Geräusch - das Poltern der vermutlich wütend gegen „das Polizeiauto“ geworfenen Steine, gegen das Autoritätssymbol der bis vor kurzem unbesiegbar scheinenden Militärmacht. Und dann sind da nur noch die angsterfüllten Augen der Fliehenden, denen kein Erlöser zu Hilfe kommt.

**Harald Hartung**

Kandis

Mich zogs ins abgedunkelte Zimmer wo
Großmutter lag und lächelte wenn ich kam
Ihr Lächeln fein und altmodisch sagte mir
Du darfst vom Kandis nehmen bediene dich!

Dann wies sie auf die Lade und hüstelte
als wäre sie des Kandis bedürftig und
beglückt von meiner Zartheit. Ich griff beherzt
nach jenen braunen Bröckchen und gab ihr ab

Sie nahm nur wenig lächelte fein und matt
Ihr Lächeln wurde matter von Tag zu Tag
Vom Foto blickte Opa als Hindenburg
auf sie herab, ich schlich wie ein Dieb hinaus

(Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957-2004. Wallstein Verlag, Göttingen 2005)

*„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“, hat schon Jean Paul (1763-1825) festgestellt. In diesem Paradies haben auch die Gedichte des Lyrikers und Literaturkritikers Harald Hartung (geb. 1932) ihren Ort gefunden. Sein an angelsächsischen Vorbildern geschulter Realismus nährt sich von einer berückenden Fähigkeit zur lakonischen Vergegenwärtigung des Vergangenen.*

Hartungs poetische Momentaufnahmen vermeiden jedes Pathos zugunsten einer poetischen Verhaltenheit, die mitunter ans Understatement grenzt. Die kleinen unspektakulären Dinge, in diesem Fall die farbigen Zuckerkristalle, werden hier zum stillen Träger der Erinnerung. Im „Kandis“ ist Geschichte gespeichert - und hinter dem Familienidyll lugt auch schon der Schrecken der großen Geschichte hervor. Die kleine Kindheits-Szene verbirgt den Niedergang eines ganzen Zeitalters, in der ein Feldmarschall noch als Held gelten konnte.

**Harald Kruse**
Anmeldung

Und dann gehst du da rein
Und dann bist du da drin
Und dann sagst du hier bin ich
Und hier will ich erstmal bleiben
Und - wie war doch die Miete? -
Hier ist das Geld für den ersten Tag
Und dann mustert sie dich
Und nimmt den Schlüssel vom Brett
Und sagt komm mit
Und dann gehst du mit
Und sie zeigt dir das Zimmer
Und du setzt dich auf deinen Arbeitsplatz
Mit dem Rücken zum Spiegel
Und dann bist du da drin
Und dann bleibst du da drin.
So einfach ist das.

(Rebellion der Regenwürmer. Bläschke Verlag, Darmstadt 1976.)

*In welche Lebensumstände ist der lyrische Protagonist des Dichters Harald Kruse (Jg. 1945) hier hineingeraten? Welches neue Leben beginnt hier mit der bürokratischen Formalie einer „Anmeldung“? Was ist überhaupt der Schauplatz des Gedichts? Ein Hotelzimmer? Eine Einzimmerwohnung? Der neue Lebenszusammenhang, der in lapidarer Kürze protokolliert wird, hat jedenfalls etwas Unentrinnbares. Nun ist Handeln gefragt - die Zeit der Wünsche und Utopien ist vorbei.*

Harald Kruses Gedicht ist in den 1970er Jahren entstanden, einem Jahrzehnt, im dem die Poesie wieder die direkte Verbindung zur unprätentiösen Umgangssprache suchte. Von der großen Schwäche der damaligen „Neuen Subjektivität“, dem privatistischen Notieren von alltäglichen Belanglosigkeiten, ist Harald Kruses Gedicht nicht infiziert. Denn es bleibt entgegen der Gebärde von Klarheit und Transparenz ein geheimnisvoller Rest. Die Beunruhigung des Textes liegt darin, dass offen bleibt, vor welcher Herausforderung das lyrische Subjekt steht.

**Heidi Pataki**

schon faul!

der satzgegenstand stinkt aus dem maul
das beiwort hat schuppen
das zeitwort bohrt in der nase
die aussage ist unpässlich
der inhalt vergaß sich die füße zu waschen
die form hat angeknabberte fingernägel
das wörtlein ewig schmatzt furchtbar laut
das fürwort kennt ein hausmittel gegen flöhe
die bedeutung lässt sich nicht lange bitten

2000 jahre christliches abendland

(Schlagzeilen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1968)

*Es gehört zu den Voraussetzungen für das Funktionieren unserer alltäglichen Kommunikation, dass unser Sprachsystem selbstverständlich akzeptierten Konventionen folgt. Nicht immer jedoch ist die Ordnung der Grammatik von so großer Klarheit, wie es die Selbstverständlichkeit unserer Alltagsrede unterstellt. In einem kleinen experimentellen Exerzitium hat die Wiener Autorin Heidi Pataki (1940-2006) alle scheinbar neutralen grammatischen Instanzen unseres Sprachgebrauchs auf den Prüfstand gestellt.*

Wenn, wie in diesem Gedicht demonstriert, die vermeintlich objektiven grammatischen und semantischen Ordnungen in ein Stadium des Verfalls und des Gestanks übergegangen sind - wie muss es dann erst um die „Inhalte“ oder gar Heilsprogramme stehen, die in dieser Sprache transportiert werden? Mit dem sprachskeptischen Verweis auf die wohlfeile Formel von den „2000 Jahren christliches Abendland“, die in der Entstehungszeit des Gedichts, den 1960er Jahren, hohe Konjunktur in den Sonntagspredigten hatte, gewinnt Patakis Gedicht auch eine gesellschaftskritische Dimension.

**Heidi Pataki**

revirement

ich bin der rüssel der den braten riecht
ich bin das lackmus das in säuren kriecht
ich bin das blatt vorm mund der menschensohn

ich bin die große hoffnung der nation

ich bin der schnösel der von zukunft schwärmt
ich bin der denker der vom ende lärmt
ich bin der sogenannte nächste auf dem thron

ich bin die große hoffnung der nation

ich bin der strick der keine zicken duldet
ich bin der schmonzes dem man achtung schuldet
ich schmelze auf der zunge bin ein malzbonbon

ich bin die große hoffnung der nation

ich bin der baal zebub der ekle fliegenkönig
ich bin das wort ich bin das wörtlein ewig
ich bin kaputt krepiert kaputt und ohne lohn

ich bin die große hoffnung der nation

(Schlagzeilen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1968)

*„Das Zeitalter des Gedichts geht zu Ende", hat Heidi Pataki (1940-2006), die österreichische Dichterin und Aktivistin der experimentellen Poesie, in einem ihrer letzten Texte verkündet. Aber bevor dieses Ende in Sicht kam, hat Pataki mit Hilfe eines raffinierten Montageverfahrens aus Zitaten, umfunktionierten Redewendungen, verdrehten Sprichwörtern oder Werbeformeln furiose surrealistische Gedichte geschaffen.*

Dass diese Gedichte auch „einen Diskurs mit den Quellen" führen, wie eine aufmerksame Pataki-Leserin angemerkt hat, zeigt hier der verborgene Bezug auf ein prophetisches Stefan-George-Gedicht (vgl. Lyrikkalender v. 26.04.2008), in dem das Ich des Dichters zur quasi-göttlichen Instanz erhoben wird. Bei Pataki erscheint dieses Ich als Sprachhülle, die mit ständig neuen kuriosen und paradoxen Bestimmungen seiner Individualität ausstaffiert wird. Statt auf die Selbsterhöhung des Subjekts setzt Pataki lieber auf die Depotenzierung. „ich bin der schmonzes dem man achtung schuldet": Eins solche Subjektivität verlangt keinerlei Ehrfurcht mehr, sondern allenfalls die Bereitschaft zum Sprachspiel.

**Heidi Pataki**

wien, zärtlich

das schlagstockerl
das lenkwafferl
das bomberl
das kaffeetscherl

das stacheldrahterl
das betonbunkerl
das hakenkreuzerl
das knöderl

das stahlhelmerl
das kameraterl
das wolfshunterl
das achterl

das massengraberl
das lagerl
das wehrsportgrupperl
das glaserl

das schluckerl
schluckerl
schluckerl
schluckerl

(Heidi Pataki, Amok und Koma. Otto Müller Verlag, Salzburg 1999)

*„Der ‘poetische Akt’ ist keine Spielerei. Ein ausgeklügelter Sadismus peitscht die Worte und ihre Bedeutungen zueinander, gegeneinander. Ein aufsässiges Monster hält sich den Spiegel der Sprache vors Auge!“ Die in der Tradition der konkreten Poesie stehende Österreicherin Heidi Pataki (1940-2006) hat ihre lyrische Arbeit immer auch essayistisch reflektiert: Es geht darum, die Alltagssprache durch den Filter des Bewusstseins zu schicken. Gewalt und Repression in der Sprache werden mit den Mitteln von Sprache demaskiert.*

Das zeigt sich auch in dem Gedicht „wien, zärtlich“ aus dem Band „amok und koma“ von 1999. Gegenwart und Vergangenheit, Friedliches und Gewalttätiges verschwimmen in der Verniedlichung jedes einzelnen Wortes. In der bewusst hölzernen Aufzählung wirken selbst Knöderl und Achterl fremd, bedrohlich. Ein sarkastischer Hinweis auf die ganz normale Anästhesierung im Alltag, auf eine Brutalität, die schließlich in vielen „schluckerln“ ertränkt und verdrängt wird.

**Heidi Pataki**

wiener lebenslauf

die hand ins feuer legen
die kastanien aus dem feuer holen
den kürzeren ziehen
fersengeld geben

auf dem holzweg
im fallen begriffen
in bausch und bogen

auf holz klopfen
auf den meniskus klopfen
beklopft

Maria Theresienschlössl
Rosenhügel
Baumgartner Höhe

(In: Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums. Hrsg. v. Peter Hamm. Biederstein Verlag, München 1966)

*In ihren „5 Reflexionen über den poetischen Akt“ hatte die experimentierfreudige Wiener Dichterin Heidi Pataki (1940-2006) dereinst das baldige Ende der „aussterbenden Gattung“ Lyrik angekündigt: „Dieses Unterfutter von Schmerz muss allen Gedichten zugrunde liegen, die heute geschrieben werden.“ Zuvor aber wollte die Dichterin die verbrauchten Symboliken und überstrapazierten Klischees in modernen Gedichten bloßlegen: „die sprache hängt in fetzen, jedes wort verhunzt.“*

In ihren ersten Gedichten, die sie 1968 in ihrem Debütband „Schlagzeilen“ sammelte, überprüft Heidi Pataki gängige Sprichwörter, Redewendungen und naseweise Sprüche auf ihre poetische Tauglichkeit. Paradoxerweise repräsentieren hier Redensarten, die eine inhärente Neigung zur Gewalt besitzen, einen „Wiener Lebenslauf“. Am Ende dieser sprachskeptischen Reihung von Redensarten werden lakonisch drei Namen von Wiener Spitälern gesetzt, die in diesem Namen verbergen, dass es in ihnen um Leben und Tod geht. Und dass es Orte des Lebensendes sind.

**Heiner Müller**

Rätsel

Zwei Beine hat mein Vater
Das eine ist aus Holz.
Er hats vom Krieg. Nun ratet:
Auf welches ist er stolz?

(Die Gedichte. In: Werke. Band 1. Hrsg. v. Frank Hörnigk. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*In seinen letzten Lebensjahren agierte der Dichter und Dramatiker Heiner Müller (1929-1995) mehr als murmelndes TV-Orakel und als Bonmot-Lieferant einer fatalistischen Geschichtsphilosophie denn als Poet. Nach seinem Tod wurde nur noch selten registriert, dass Müller auch vorzügliche Gedichte geschrieben hat - düstere Parabeln, verknappte Legenden und reflexiv ausschweifende Geschichtspoeme.*

Ehe er Ende der fünfziger Jahre als DDR-Dramatiker hervortrat, hatte Müller fast zehn Jahre lang ausschließlich Gedichte geschrieben. Aus diesem ersten Jahrzehnt literarischer Produktion stammt auch das um 1949/50 entstandene „Rätsel“, das lakonisch die körperlichen Versehrungen eines Kriegsteilnehmers benennt, der hier vom Ich als Vater gekennzeichnet wird. Die Rätsel-Frage ist polemisch, zieht sie doch in Betracht, dass der Kriegsversehrte auf sein Holzbein, also auf seinen Aktivitäten während des Krieges „stolz“ sein könnte. Seinem eigenen Vater, der von den Nazis inhaftiert worden war und später aus der DDR floh, hat Müller in seinem Werk nie Gerechtigkeit widerfahren lassen.

**Heiner Müller**

Selbstkritik

Meine Herausgeber wühlen in alten Texten
Manchmal wenn ich sie lese überläuft es mich kalt Das
Habe ich geschrieben IM BESITZ DER WAHRHEIT
Sechzig Jahre vor meinem mutmaßlichen Tod
Auf dem Bildschirm sehe ich meine Landsleute
Mit Händen und Füßen abstimmen gegen die Wahrheit
Die vor vierzig Jahren mein Besitz war
Welches Grab schützt mich vor meiner Jugend

(Die Gedichte. Werke I. Hrsg. v. Frank Hörnigk. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*In seinen letzten Lebensjahren brillierte der DDR-Dramatiker Heiner Müller (1929-1995) als Dauergast in Talkshows, wo er den Stoiker der dunklen Rede gab, der jede Äußerung in eine Wolke sarkastischer Bonmots einhüllte. Müller präsentierte sich als „Beckett des Ostens“ und als düsteres geschichtsphilosophisches Orakel, das die historische Niederlage des DDR-Sozialismus auch als Korrektur langlebiger politischer Illusionen begriff. Nach dem politischen Umbruch von 1989 entstand die „Selbstkritik“:*

Man sollte die „Selbstkritik“ des sozialistischen Fatalisten Müller nicht als reumütige Geste eines Desillusionierten missverstehen. Denn ein Titel wie „Selbstkritik“ verweist auch auf das Gewaltsame des Bekenntnisses. In den finstersten Zeiten des Kommunismus wurden den Abweichlern und „Trotzkisten“ vom großen „Generalissimus“ Stalin unter Androhung oder Vollzug von Folter Geständnisse und eben auch „Selbstkritik“ abgepresst.

**Heiner Müller**

Traumwald

Heut nacht durchschritt ich einen Wald im Traum
Er war voll Grauen Nach dem Alphabet
Mit leeren Augen die kein Blick versteht
Standen die Tiere zwischen Baum und Baum
Vom Frost in Stein gehaun Aus dem Spalier
Der Fichten mir entgegen durch den Schnee
Trat klirrend träum ich seh ich was ich seh
Ein Kind in Rüstung Harnisch und Visier
Im Arm die Lanze Deren Spitze blinkt
Im Fichtendunkel das die Sonne trinkt
Die letzte Tagesspur ein goldner Strich
Hinter dem Traumwald der zum Sterben winkt
Und in dem Lidschlag zwischen Stoß und Stich
Sah mein Gesicht mich an: Das Kind war ich.

1994/95

aus: Heiner Müller: *Gedichte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1998

*Gegen Ende seines Lebens betätigte sich der Dramatiker Heiner Müller (1929–1995) fast nur noch als sarkastisch-geschichtspessimistisches Orakel, abrufbar auf allen Fernsehkanälen der Republik. In seinen letzten Lebensjahren entstanden jedoch auch bewegende Gedichte, in denen der Autor seine eigene Todesverfallenheit in strenge Formen fasste.*

Müllers wütende Geschichtsphantasmagorien lösten sich auf, je näher die Todesdrohung an den Autor nach einer Krebsoperation im Herbst 1994 heranrückte. Sein Traumtext, metrisch geformt zu fünffüßigen Jamben, gehört sicherlich zu den bewegendsten poetischen Zeugnissen am Ende des 20. Jahrhunderts. In einem Alptraum widerfährt dem Sterbenden die Wiederbegegnung mit sich selbst als Kind. Das Kind tritt auf in der martialischen Rüstung jener Figuren aus den geschichtsfatalistischen Stücken Müllers, in denen sich Geschichte als grauenvolles Schlachten vollzieht. Es ist, wie beim sterbenden Jesus Christus, ein Lanzenstich, der den imaginierten Tod herbeiführt.

**Heinrich Heine**

Belsazar

Die Mitternacht zog näher schon;
In stiller Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloss,
Da flackert's, da lärmt des Königs Tross.

Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reihn,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn -
Ich bin der König von Babylon!“

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor, wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knie'n und totenblass.

Die Knechteschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

*Zum Stichwort „Belsazar" findet man in der „Brockhaus-Enzyklopädie - in 20 Bänden" in Band 2, Seite 504: „Im A. T. [Altes Testament] auch König von Babylon. Als B. (Dan. 5) bei einem Gastmahl Gott beleidigte, erschien eine Hand an der Wand und schrieb die von Daniel als 'Meneh meneh tekel upharsin' gelesenen Worte, die von ihm auf den baldigen Untergang des Reiches gedeutet wurden (Menetekel). Geschichtlich steht fest, dass B. 551-543 v. Chr. für seinen Vater Nabonid zeitweise die Regierung geführt hat. Er war Befehlshaber der babylonischen Truppen, die 539 von Kyros bei Opis am Euphrat vernichtend geschlagen wurden. Nach dem Einzug der Perser in Babylonien wurde er von Gobryas (Ugbaru), dem zu den Persern übergelaufenen babylonischen Statthalter, getötet."*

**Heinrich Heine**

Das Fräulein stand am Meere

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

um 1852

*Es ist ein spöttisches Chanson, eine witzige Parodie, die sich gegen die Elemente sentimentaler Naturpoesie richtet – letztlich ein „Schlager von Klasse“, wie ihn ein Jahrhundert später Gottfried Benn als Grundlage modernen Dichtens anpries. Das Liedchen vom „Fräulein am Meere“ stammt aus dem Zyklus „Seraphine“, den Heinrich Heine (1797–1856) um 1852 geschrieben hat und in dem er noch einmal verschiedene Tonlagen und Techniken seiner Lyrik durchspielte.*

Die Versatzstücke biedermeierlicher Stimmungs- und Naturpoesie werden hier als Staffage genutzt: das Meer, der Sonnenuntergang, das seufzende Fräulein und die Rührung – das scheint alles aus dem Bestand an überstrapazierten Klischees zu stammen. Der Leierkastenton der beiden Strophen ist ironisch eingesetzt – gleichzeitig kann man die eingängige Melodie des Textes durchaus zustimmend genießen.

**Heinrich Heine**

Das Lied von der Lorelei
aus dem „Buch der Lieder“ *(1828)*

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

**Heinrich Heine**

Das Sklavenschiff

I.
Der Superkargo Mynheer van Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajütte;
Er kalkuliert der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein -
Die schwarze Ware ist besser.

Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

Ich hab’ zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Prozent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro.“

Ich nahm den Toten die Eisen ab;
Und wie ich gewöhnlich tue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Fruhe.

Es schossen alsbald hervor aus der Flut
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionäre.

Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch,
Mit schnupperndem Fraßgelüste.

Es ist possierlich anzusehn,
Wie sie nach den Toten schnappen!
Die fasst den Kopf, die fasst das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

Ist alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken

Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken.“

Da plötzlich wird Mynheer van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgius tritt herein,
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Die Nase voll roter Warzen -
„Nun Wasserfeldscherer“, ruft van Koek
„Wie geht’s meinen lieben Schwarzen?“

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Dass heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen - Ich hab’ den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

Ich inspizierte die Leichen genau;
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal tot, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

Doch seufzend fällt ihm in die Red’
Van Koek: „Wie kann ich lindern
Das Übel? wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?“

Der Doktor erwidert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Lässt sich die Krankheit heilen.“

Da ruft van Koek: „Ein guter Rat!
Mein teurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexanders Lehrer.

Der Präsident der Societät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht

Von Eurem Verstande die Hälfte

Musik! Musik! Die Schwarzen solln
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsiert,
Den soll die Peitsche kuranzen.“

II.
Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch, der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung’ schlägt die Trommel dazu,
Der Doktor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Fraun,
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Taktmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoss -
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist Maître des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimuliert,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungetüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische, viele hundert;

Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, dass die Friihstückstund’
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen; die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng,
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
Trau keiner Bestie, die nicht liebt
Musik! sagt Albions großer Dichter. [1]

Und Schnedderedeng und Dideldumdei,
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynheer van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Rinder.

Verschone ihr Leben um Christi willn,
Der für uns alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben.“

[1] *William Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig,*
*Akt 5, Szene 1 (Lorenzo).*

**Heinrich Heine**

Der Asra

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit zum Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!“

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohamet, ich bin aus Yemmen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.“

**Heinrich Heine**

Der Brief den du geschrieben

Der Brief, den du geschrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willst mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuskript!
Man schreibt nicht so ausführlich,
Wenn man den Abschied gibt.

*Ende 1830 hatte Heinrich Heine (1797-1856) einen Zyklus mit Frühlingsliedern für den volkstümlichen Komponisten Albert Methfessel (1785-1869) geschrieben, um über eine „schlimme Zeit" mit persönlichen und publizistischen Krisen hinwegzukommen. Die Heine-Rezeption zeigte sich enthusiasmiert angesichts der Anknüpfung in Ton und Motivik an das „Buch der Lieder"(1827). Tatsächlich scheint in vielen Gedichten dieses Zyklus ein neuer und zugleich in der Tonart vertrauter „Liebesfrühling" ins Herz des Sängers einzuziehen.*

Die Zuversicht des Liebenden, der hier einen Abschiedsbrief seiner Angebeteten studiert, ist ungebrochen. Tatsächlich markiert die Intensität der epistolarischen Zuwendung einen inneren Widerspruch zur Botschaft des Briefes. So mobilisiert der verlassene Liebhaber seine große Hoffnung aus der Energie des Textbegehrens, das er in dem umfangreichen Brief am Werk sieht. Wer sich der Schrift anvertraut und einem vertrauten Adressaten im Medium des Briefs so viel innige Zuwendung schenkt, kann seine Liebe nicht ganz verloren haben.

**Heinrich Heine**

Der Wechselbalg

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurrbart, greisem Zopf,
Mit spinnig langen, doch starken Ärmchen,
Mit Riesenmagen, doch kurzen Gedärmchen, -
Ein Wechselbalg, den ein Korporal,
Anstatt des Säuglings, den er stahl,
Heimlich gelegt in unsre Wiege, -
Die Missgeburt, die mit der Lüge,
Mit seinem geliebten Windspiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, -
Nicht brauch ich das Ungetüm zu nennen -
Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!

*Hinter dieser finsteren biologistischen Miniatur über ein missgebildetes Kind verbirgt sich ein aggressives politisches Gedicht gegen den preußischen Obrigkeitsstaat. Der radikale Volksdichter und Zeitkritiker Heinrich Heine (1797-1856) hat in seine Verse über den „Wechselbalg“, die in den „Neuen Gedichten“ von 1844 publiziert wurden, eine Allegorie auf den preußischen Monarchen eingeschrieben.*

Im „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ wird der „Wechselbalg“ als ein Kind bezeichnet, „das durch dämonische oder magische Zeugung geschaffen wird, in der Absicht es in das Geschlecht der Menschen zum Schaden und zur Plage einzuschmuggeln“. Die unförmige „Missgeburt“ setzt Heine, ohne ihn namentlich zu nennen, mit dem Preußenkönig Friedrich II gleich. Heine scheut sich auch nicht, auf die üblen Sodomie-Gerüchte anzuspielen, die über den Hundeliebhaber Friedrich II. ausgestreut wurden. Es verwundert wenig, dass der preußische Staat Heines „Neue Gedichte“ polizeilich verfolgte. Die Anklage lautete: „Thatbestand des versuchten Hochverrats und des Majestätsverbrechens“.

**Heinrich Heine** *(1797-1856)*
Deutschland. Ein Wintermärchen (*Caput 1)*

Im traurigen Monat November wars,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riss von den Bäumen das Laub,
Da reist ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Mute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahrem Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben, in jener besseren Welt,
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammertal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ewgen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn auch die Herren Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir Euch besuchen
Dort oben, und wir, wir essen mit Euch
Die seligsten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniusse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Und schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder -
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen ist mein Lied,
Das bessere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchsten Weihe -

Begeisterte Sterne, sie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen -
Ich fühle mich wunderbar erstarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutsche Erde trat,
Durchströmen mich Zaubersäfte -
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

**Heinrich Heine**

Die Grenadiere

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
Die waren in Russland gefangen,
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär:
Dass Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer –
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier
Wohl ab der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind –
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt:
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab –
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

**Heinrich Heine**

Die Jahre kommen und gehen

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab.

Nur einmal noch möchte ich dich sehen,
Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame, ich liebe Sie!

*„Ich werde nächstens meine Geliebte besingen“, verriet der Dichter Heinrich Heine (1797-1856) in einem Brief von 1824 einem Studienfreund, „so idealistisch ich nur kann, werde sie aber immerfort nur Sie nennen.“ Dieses lyrische Vorhaben hat Heine in einem jener Gedichte für das „Buch der Lieder“ realisiert, die dort im Kapitel „Die Heimkehr“ zu finden sind.*

Es ist schwer zu entscheiden, welches Element in diesem Gedicht die Oberhand behält: die Sentimentalität oder die Ironie. In der ersten Strophe wird man von Heine mit hübschen Trivialitäten versorgt: Alles ist vergänglich - nur die Liebe nicht. Es bleibt auch im Folgenden in der Schwebe, ob Heine mit der Plattitüde nur spielt oder sie hemmungslos bedient: Jedenfalls ist es plötzlich - im Gegensatz zur Botschaft der ersten Strophe - der Liebende selbst, der von Vergänglichkeit bedroht ist. Und anstelle einer emphatischen, emotional überschäumenden Du-Lobpreisung im Schluss-Vers wechselt Heine am Ende zur distanzierten „Sie“-Anrede über - ein raffiniertes Liebes- und Sprach-Spiel.

**Heinrich Heine**

Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt -
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpresst,
Und uns wie Hunde erschießen lässt -
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt -
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht -
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!

**Heinrich Heine**

Die Wallfahrt nach Kevlaar

I.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
«Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?» –

«Ich bin so krank, o Mutter,
Dass ich nicht hör' und seh';
Ich denk' ans todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.» –

«Steh' auf, wir woll'n nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Muttergottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.»

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton:
Das ist zu Cöllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen Beid' im Chore:
Gelobt sey'st du, Marie!

II.

Die Muttergottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,

Und bildete draus ein Herz.
«Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.»

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

«Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Mutter aller Gnade,
Dir sey mein Leid geklagt.

Ich wohnte mit meiner Mutter
In Cölln, der heil'gen Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund –
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt sey'st du, Marie!»

III.
Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein,
Da kam die Muttergottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie wachte auf aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten zu laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt,
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,

Ihr war, sie wusste nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt sey’st du, Marie!

**Heinrich Heine**

Die Welt ist dumm

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von dir, mein schönes Kind,
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind.
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht wie süß deine Küsse sind,
Und wie sie beseligend brennen.

*In der Zeit, als er sein „Lyrisches Intermezzo" schrieb, nämlich zwischen Januar 1822 und Sommer 1823, hat Heinrich Heine (1797-1856) nach eigenen Angaben sehr einsam und zurückgezogen in Berlin gelebt. Er empfand seine Gedichte wie Bruchstücke eines Selbstgesprächs und als Gespräch mit einem „weiblichen Schatten". Als fünfzehnter Teil eines Zyklus, der um eine unglückliche Liebe und die Ohnmacht des Liebenden kreist, entstand im Juni 1822 die kleine Verwünschung der Welt.*

Gegen die Dummheit und Missgunst der Welt wird hier wie in vielen motivverwandten Gedichten die erotische Leidenschaft mobilisiert. Gegenüber Kritikern, die dem Dichter des „Lyrischen Intermezzo" vorhielten, er variiere immerzu nur Bewegungen seines Gemüts, verwies Heine darauf, dass das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt sei: „Durch das meinige ging der große Weltriss, und eben deswegen weiß ich, dass die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrertums würdig geachtet haben."

**Heinrich Heine**

Donna Klara

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkalden Tochter;
Pauken- und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze
Und die süßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

Überlästig wird mir alles,
Seit ich sah beim Strahl des Mondes
jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.

Wie er stand so schlank und mutig,
Und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen.“

Also dachte Donna Clara,
Und sie schaute auf den Boden;
Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein.
Und der Zephir schmeichelt freundlich,
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten. -
„Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich rot wirst?“

„Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind im Sommer
Mir so tief verhasst, als wären’s
Langenas’ge Judenrotten.“

„Lass die Mücken und die Juden“,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen. -
„Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?“

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland sei’s geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet.“

„Lass den Heiland und die Juden“,
Spricht der Ritter, freundlich kosend,
In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumflossen.

Weiße Lilien, lichtumflossen,
Blicken nach den Sternen droben. -
„Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?“

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutz’gen Judenvolkes.“

„Lass die Mohren und die Juden“,
Spricht der Ritter, freundlich kosend;
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkaldentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse,
Und erwachend hat sich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich. Geliebter;
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang’ verborgen.“

Und der Ritter, heiter 1ächelnd,
Küsst die Finger seiner Donna,
Küsst die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

„Ich, Sennora, Eu’r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.“

**Heinrich Heine**

Du bist wie eine Blume

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, dass Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

*Um die lyrische Adressatin dieses kleinen Liebesliedes ranken sich diverse Legendenbildungen. Heinrich Heine (1797-1856), so behauptet die Fama, habe ein hilfloses jüdisches Mädchen auf der Straße getroffen und sich ihrer mitfühlend angenommen. Bei allen Differenzen innerhalb der Heine-Forschung stimmt sie doch in einem Punkt überein: Es ist tatsächlich ein unbekanntes jüdisches Mädchen, das in diesem Gedicht die Rolle der angebeteten Frau einnimmt. Sie erscheint als Gestalt ursprünglicher Reinheit und Unschuld, der ein tragisches Unglück zugesetzt hat.*

Heines Gedicht ist während eines Aufenthaltes in Lüneburg im Herbst und Winter 1823/1824 entstanden. Welch ungeheure Popularität das kleine Liebespoem erreichte, bezeugt der Umstand, dass es allein im 19. Jahrhundert über 200 mal als Volkslied vertont wurde.

**Heinrich Heine**

Lied - Du bist wie eine Blume

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, dass Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

*Dieses zarte Liebeslied gehört zu den populärsten und erfolgreichsten Evergreens aus Heinrich Heines (1797-1856) „Buch der Lieder“ (1826). Es wurde im 19. Jahrhundert über zweihundert Mal vertont und fand große Verbreitung in ganz Deutschland.*
*Nach Auskunft von Zeitzeugen entstand der Text während Heines Aufenthalts in Lüneburg im Winter 1823/1824.*

Der Vergleich der Geliebten mit einer Blume ist ein zentraler Topos in Heines Liebesgedichten. Die überlieferten Details zum biografischen Hintergrund dieses „Wehmut“-Lieds sind allerdings widersprüchlich. Einig ist sich die Heine-Forschung in der Mutmaßung, dass hier ein unglückliches jüdisches Mädchen die Rolle der angebeteten Frau einnimmt. Die „Reinheit“ der Geliebten wird in der zweiten Strophe mit einem sakralisierenden Appell bekräftigt. Der Dichter und Literaturkritiker Werner Kraft hat den Wunsch des Ichs nach Handauflegung als jüdische Segensgebärde gedeutet.

**Heinrich Heine**

Ein Fichtenbaum steht einsam

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

*Das im Frühjahr 1822 entstandene Gedicht über den Fichtenbaum aus dem kalten Norden und die Palme aus dem glutheißen Süden gehört zu den populärsten und am meisten rezitierten Texten Heinrich Heines (1797-1856); zudem wurde es in über 120 Kompositionen vertont. Die zwei auch im grammatikalischen Geschlecht verschiedenartigen Bäume - der männliche Fichtenbaum und die weibliche Palme - werden in ein Sehnsuchtsverhältnis zueinander gesetzt, wobei offen bleibt, ob es um Zustände der Liebe und des Geliebtwerdens geht oder um die „entsetzliche Gemeinsamkeit im Schweigen und im Einsamsein" (Wolf Wondratschek).*

Die sonst bei Heine rare Baumsymbolik hat viele Quellenforschungen beflügelt. Tatsächlich lässt sich in orientalischen Legenden die Konstellation einer Liebessehnsucht zwischen entfernten Bäumen verschiedener Gattungen nachweisen. Heine selbst fand das Motiv vermutlich in David Ferdinand Koreffs (1783-1851) Oper „Aucassin und Nicolette", die im Februar 1822 in Berlin uraufgeführt worden war.

**Heinrich Heine**
Ein Jüngling liebt ein Mädchen

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

1822

*In kühler Sachlichkeit und auf engsten Raum rekapituliert hier Heinrich Heine (1797-1856) das Drama einer Liebes-Affäre, in die offenbar fünf Personen verstrickt sind. Um 1822 schrieb der junge Harry Heine - »sehr schmächtig, blond und bleich, der Blick matt«, wie ihn Ludwig Marcuse porträtiert - dieses vollkommene Gedicht über das Unglück des Liebens und die unvermeidlichen Irrungen und Wirrungen, die aus fehlgeleitetem Begehren entstehen.*

Für diese »alte Geschichte« gibt es einen biografischen Hintergrund: Heine liebte seine Hamburger Cousine Amalie, die jedoch von seiner Leidenschaft nichts wissen wollte und ihre Aufmerksamkeit einem anderen zuwandte. Der von Amalie Begehrte wiederum war für ein anderes Mädchen entflammt, so dass die brüskierte Amalie kurzerhand einen Herrn Friedländer aus Ostpreußen heiratete. So war am Ende der »Jüngling« Harry »übel dran«. Nüchterner und lakonischer kann man das Trauma des Liebesverrats kaum beschreiben.

**Heinrich Heine**

Erwartung

Morgens steh ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut?
Abends sink ich hin und klage:
Ausblieb sie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich schlaflos wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

*Seine neuen Poesien seien „viel sanfter und süßer", schrieb er junge Heinrich Heine (1797-1856) im Oktober 1816 an einen Freund; es handle sich ausschließlich um „Minnelieder", die in der Regel aus der Beziehung des Dichters zu seiner Kusine Amalie hervorgingen. In diesen meist kurzen, epigrammatischen Liebesliedern sind die Klagen eines Verlassenen über den Verlust der Liebe in exemplarischen Figurationen zusammengefasst. Prägnanter lässt sich der Liebesschmerz wohl kaum formulieren.*

Obwohl die Hoffnung des Liebenden regelmäßig grausam enttäuscht wird, kann er von ihr nicht ablassen. Der Kummer frisst den Leidenden auf, die Schlaflosigkeit verwandelt ihn in eine somnambule Gestalt. Die „Erwartung", die der Titel des vermutlich 1817 entstandenen Gedichts aufruft, weiß um ihre Nicht-Erfüllbarkeit - und dennoch lässt sich die Sehnsucht nach dem „Liebchen" nicht abschütteln.

**Heinrich Heine**

Im wunderschönen Monat Mai

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab ich ihr
Mein Sehnen und Verlangen.

*In seinem vermutlich im Sommer 1822 entstandenen Mai-Lied hat sich Heinrich Heine (1797-1856) die Anfangszeile aus einem Poem seines literarischen Zeitgenossen Friedrich Raßmann (1772-1831) geborgt. Die „liebreiche Betriebsamkeit“ und der melodische Vers Raßmanns hatten ihn überzeugt, so dass er die bejahende Eingangszeile wieder für ein knappes Poem nutzte, in dem eine Jahreszeit als Katalysator der Liebe erscheint.*

Was bei Raßmann zur Deklamation über die Gattung der Naturpoesie wird, bleibt bei Heine ein ganz leichtes und helles Lied. Es ist ein ungetrübt romantischer Ton, der noch nicht durch jene scharfe Ironie konterkariert wird, die Heine in seinen besten Texten auszeichnet. Im „Buch der Lieder“ (1827) folgt das Mai-Lied auf den „Prolog“ zum „Lyrischen Intermezzo“. Es dient damit als Ouvertüre zu den lyrischen Frühlings-Skizzen mit den vielen Blumen und Vögeln, die Heine im „Intermezzo“ aufeinander folgen lässt.

**Heinrich Heine**
Leise zieht durch mein Gemüt

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.
Kling hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass sie grüßen.

1830

*Hier erleben wir eine Urszene der Gattung Lyrik: nämlich die vollkommene Musikalisierung der poetischen Gegenstände. Nicht nur der Gemütszustand eines lyrischen Ich wird in diesem kleinen Frühlingslied Heinrich Heines (1797-1856) in zarte Bewegung versetzt, sondern auch die Natur.*

Diese acht Zeilen sind im November 1830 entstanden, kurz vor oder nach der folgenreichen Entscheidung Heines, sich von dem Land seiner Herkunft zu trennen und sich in Paris niederzulassen. Die Bitterkeit späterer Verse (z. B. in »Deutschland, ein Wintermärchen«) ist hier fern, das Ich sucht erkennbar das harmonische Bündnis mit seiner zum »Klingen« gebrachten Mitwelt. Dass hier möglicherweise auch Liebesgefühle mitschwingen, zeigt das klassische Motiv der Rose, an die ein Gruß gerichtet wird. Wo eine Rose in Gedichten auftaucht, ist die Liebe nicht fern.

**Heinrich Heine**

Lied des Gefangenen

Als meine Großmutter die Liese behext,
Da wollten die Leut’ sie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verkleckst,
Doch wollte sie nicht bekennen.

Und als man sie in den Kessel schob,
Da schrie sie Mord und Wehe;
Und als sich der schwarze Qualm erhob,
Da flog sie als Rab’ in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm mich im Turme besuchen!
Komm, fliege geschwind durchs Gitter herein,
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchtest du nur sorgen,
Dass die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luftig schwebe morgen.

**Heinrich Heine**
Lied

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb!
Sie mussten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

1830

*Heinrich Heine (1797–1856) hat viele schmerzlich-süße wie auch ironische Lieder von der Unerfüllbarkeit des Liebeswunsches geschrieben. In einem „alten Liedchen" von 1830, das später dem Zyklus „Neuer Frühling" und den* Neuen Gedichten *zugeordnet wird, skizziert er mit leichter Hand und locker gesetzter Volksliedstrophe die tödlichen Folgen eines Klassen-Konfliktes.*

Die Königin und der junge Page – in monarchisch-absolutistischen Verhältnissen führt eine solche unschickliche Verbindung auf direktem Wege in den Tod. Ob der Tod der enthusiastisch Liebenden durch Suizid oder durch eine Strafaktion des betrogenen Königs erfolgt, bleibt hier offen. Den Stoff für seine Liebestragödie hat Heine jedenfalls einer Ballade Gottfried August Bürgers entnommen, „Lenardo und Blandine". Dort ist es die Tochter des Königs, die sich in ihren Diener verliebt. Erst die Eifersucht eines fremden Prinzen löst die Tragödie aus.

**Heinrich Heine**

Die Heimkehr

3

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser, und Gärten, und Menschen,
Und Ochsen, und Wiesen, und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,
Und springen im Gras herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten;
Ich höre sein fernes Gesumm'.

Am alten, grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert -
Ich wollt, er schösse mich tot.

**Heinrich Heine**

Die Heimkehr

*38*

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei -
„Kikereküh!“ sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe,
Die tapezierten wir aus
Und wohnten drin beisammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut’,
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb’ und Treu’ und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! -

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei -
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glauben und Lieb’ und Treu.

**Heinrich Heine**
Melodie

NACHT liegt auf den fremden Wegen, -
Krankes Herz und müde Glieder;
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächtge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen übertauen.

*Das Gedicht schließt die kleine Gruppe der Wanderlieder ab, die Heine an den Schluss des „Buchs der Lieder“ gestellt hat. Zusammen mit einigen Kommilitonen von der Universität Göttingen hatte der Dichter im Sommer des Jahres 1824 einige Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Universitätsstadt unternommen. In diesem Zusammenhang ist seine kleine Mond-Melodie entstanden.*

Der Mond ist für die romantische Poesie ein sehr verlässlicher Himmelskörper: Er strahlt ein mildes, begütigendes Licht aus, das einen nächtlichen Wanderer zu beschützen und alle Düsternisse zu vertreiben vermag. Auch für den Formenvirtuosen Heinrich Heine (1797-1856), der in seinem „Buch der Lieder“ (1827) noch einmal alle Techniken und Melodien des romantischen Tons raffiniert durchspielt, erscheint in einem Gedicht aus dem „Lieder“-Zyklus der „Heimkehr“ der Mond als zaubrisches Therapeutikum.

**Heinrich Heine**

Nachtgedanken

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land;
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt’ ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär;
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab,
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt - wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muss ich - Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meiner Brust - Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

**Heinrich Heine**

Sie liebten sich beide, doch keiner

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wussten es selber kaum.

1823/24

*In nur acht Gedichtzeilen und einer eingängigen Melodie die Passion von Liebe und Liebesleid benennen - das konnte nur dem Dichter Heinrich Heine (1797-1856) gelingen, der das ironisch-leichte Spiel mit romantischen Sentiments zur Vollkommenheit entwickelte. Die leidenschaftliche Verbindung zweier Liebender wird in dem kleinen Poem zum feindseligen Akt: Liebe, Schmerz, Trennung und Tod sind in tragischer Symbiose vereint.*

Den unglücklich Liebenden in Heines Gedicht ist es nicht möglich, sich dem Ideal der wahren Liebe überhaupt nur zu nähern - eine eisige Fremdheit zwischen den Menschen verhindert die Erfüllung. Es handelt sich um das dreiunddreißigste Gedicht aus der 1823/24 entstandenen »Heimkehr«, die Heine ins »Buch der Lieder« (1827) aufgenommen hat. Es steht im Umfeld von ähnlich maliziös-sentimentalen Liedern zum Liebesdiskurs, »nur Variazionen«, wie Heine anmerkte, »desselben kleinen Themas«.

**Heinrich Heine**

Stoßseufzer

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' -
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöten,
Wenn man gegen Feinde rennt -
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt -
Himmel-Herrgott-Sakrament!

*„Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gott“: So hat Heinrich Heine (1797-1856) bereits in seinem Werk „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (1834/35) die prekäre Lage des Christentums nach den Erkenntnissen der Aufklärung und der Vernunft-Philosophie Immanuel Kants charakterisiert. In manchen seiner Gedichte gefällt sich Heine in ironischen Kommentaren zu dieser Situation, in der die Glaubensfundamente erschüttert sind.*

Wenn Gott im Bewusstsein der aufgeklärten Gesellschaft zur Leerstelle geworden ist, so spottet Heine in diesem Gedicht aus dem Nachlass, dann entfällt auch die Möglichkeit zum empörten Fluch. Die blasphemische Pointe, dass der „Herrgott“ noch zum Hassen, respektive zum Fluchen in Gottes Namen gebraucht werde, haben ihm die Zeitgenossen nie verziehen. Im Dezember 1835 werden die Werke des „Jungen Deutschland“, zu dem auch Heine gehört, wegen blasphemischer Tendenz durch den Bundestag in Frankfurt verboten.

**Heinrich Heine**
Vermächtnis

Nun mein Leben geht zu End,
Mach ich auch mein Testament;
Christlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geschenken.

Diese würdgen, tugendfesten
Widersacher sollen erben
All mein Siechtum und Verderben,
Meine sämtlichen Gebresten.

Ich vermach euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluss und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter schöne Gottesgaben.

Kodizill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
Soll der Herr eur Angedenken,
Er vertilge eur Gedächtnis.

*Hier spricht ein moribunder Dichter. Aber Larmoyanz ist seine Sache nicht. Auch als Todgeweihter, der nach 1846 seine Lamentationen „aus der Matratzengruft“ schrieb und damit „die dritte lyrische Säule“ seines Ruhms schuf, mobilisierte Heinrich Heine (1797-1856) seine Angriffslust. Der hier seine „letztwillige Verfügung“, das „Kodizill“ formuliert, legt wenig Wert auf Versöhnung.*

Das Gedicht ist Bestandteil des „Lazarus“-Zyklus, der einen Teil von Heines „Romanzero“ (1851) bildet, der letzten zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Gedichtsammlung. Trotz der Selbststilisierung des Ich zur biblischen Lazarus-Gestalt, die von Jesus von den Toten auferweckt wird, stellt das „Vermächtnis“ nicht die eigenen Leiden in den Vordergrund, sondern die verderbte Gesellschaftsordnung, gegen deren notorische Krankheiten sich Heines Alter Ego auflehnt.

**Heinrich Heine**

Weltlauf

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben -
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

*Heinrich Heine (1797-1856) geizte als Dichter nicht mit eindeutigen politischen Botschaften. Zwar hat er den Typus des vorlauten politischen Dichters ironisiert, aber die zwei Revolutionen zu seiner Lebenszeit freudig begrüßt. Sein nach 1846 entstandener Achtzeiler „Weltlauf" eröffnet das zweite Buch seiner 1851 publizierten „Romanzero"-Dichtung - und liest sich wie ein kleines sozialistisches Manifest.*

Hier wird in denkbar knapper Form das Alphabet des Antikapitalismus durchbuchstabiert: Die Reichen können ihre ungeheuren Besitztümer weiter akkumulieren, den Armen wird das Existenzrecht genommen. Nur mit Hilfe des Eigentums kann man in der bürgerlichen Gesellschaft Erfolg haben. Bündiger und lakonischer als Heine kann man die Folgen von Globalisierung und Turbokapitalismus im 21. Jahrhundert nicht zusammenfassen.

**Heinrich Heine**

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann musst du mir nie von Deutschland reden, –
Ich kanns nicht vertragen – es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, lass mich mit Deutschland in Frieden!
Du musst mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis; –
Es hat seine Gründe, ich kanns nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Gauben; –
Ich kanns nicht vertragen – es hat seine Gründe.

1834

*In seinem 1834 entstandenen Gedicht reagiert Heinrich Heine (1797–1856) allergisch auf sein altes Vaterland. Drei Jahre vor der Niederschrift dieses Textes war der Dichter, der mit seinem* Buch der Lieder *(1827) das wirkungsmächtigste Buch europäischer Liebeslyrik geschrieben hat, als Korrespondent der* Augsburger Allgemeinen Zeitung *nach Paris gegangen.*

1835 wurden Heines Schriften wie alle Werke des „Jungen Deutschland" in den deutschen Landen verboten. Nun ereilt ihn selbst im Bett der französischen Geliebten das Thema Deutschland, eine Zumutung, die bei ihm schroffe Ablehnung hervorruft, in die freilich ein wenig Sentimentalität gemischt ist. Die Erinnerung des Pariser Emigranten an die deutschen Zustände und an die deutschen Frauen ist ambivalent. Deutschland ist der Ort eines Verlusts, einer Wunde. Zugleich wird aber auch das glückliche Entronnensein aufgerufen – in spöttischer Ironie.

**Heinrich Heine**
Wir haben viel füreinander gefühlt

Wir haben viel füreinander gefühlt,
Und dennoch uns ganz vortrefflich vertragen.
Wir haben oft „Mann und Frau“ gespielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geschlagen,
Wir haben zusammen gejauchzt und gescherzt,
Und zärtlich uns geküsst und geherzt.
Wir haben am Ende, aus kindischer Lust,
„Verstecken“ gespielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns so zu verstecken gewusst,
Dass wir uns nimmermehr wiederfinden.

(1822/23)

*Wer kann eine Liebesgeschichte und ihr Scheitern in zehn Gedichtzeilen erzählen, und zwar in liedhafter Form und suggestiver Kürze? Diese Kunst beherrschen nur ganz große Meister wie Heinrich Heine (1797-1856), der in einem besonders lapidaren Text aus dem 1822/23 entstandenen „Lyrischen Intermezzo“ die Liebe als Passion und Maskenspiel dargestellt hat.*

Die Bilanz dieser Liebe scheint zunächst recht günstig auszufallen: Denn Gefühle haben die Liebes-Kontrahenten reichlich ausgetauscht und auch die Leidenschaften in ein „vortreffliches“ Rollenspiel umgesetzt. Aber da bleibt eine Distanz, die auch durch die Übererfüllung bestimmter Verhaltensmuster als „Mann und Frau“ nicht überwunden werden kann. Die letzten vier Zeilen berichten dann vom Schiffbruch des Eros und der Entfremdung der Partner. Das „Buch der Lieder“, in dem die Texte des „Lyrischen Intermezzos“ stehen, enthält noch weitere exemplarische Fallgeschichten des Liebesunglücks.

**Heinrich Heine**

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

*In sechs Verszeilen ist hier die Kritik am biedermännischen Akademismus der deutschen Gelehrtenwelt prägnant zusammengefasst. Der passionierte Spötter Heinrich Heine (1797-1856) hat 1824/25 einige Gedichte geschrieben, die sich über den Gegensatz zwischen dem Erkenntnisanspruch und der tristen Alltagsrealität deutscher Universitätsprofessoren mokieren. Nur in der Theorie ist der Systemdenker kühn, in der Alltagspraxis bleibt er Pantoffelheld.*

Mit dem aktivistisch gesinnten Meisterdenker Karl Marx (1818-1883) hatte Heine einen Bewunderer gefunden, der die scharfsinnige Gesellschaftskritik des Dichters in eine politische Theorie übersetzte. Beide, Heine wie Marx, arbeiteten als „Linkshegelianer" in durchaus verwandter Weise an einer Überwindung der reaktionären Ordnung. „Deutsche Professoren" waren aus ihrer Sicht nur naive Idealisten, die mit ihren „Nachtmützen und Schlafrockfetzen" durch die Wirklichkeit taumelten, anstatt sie revolutionär zu verändern.

**Heinrich Hoffmann von Fallersleben**

Der Mond

Der Mond zieht durch die Wolken,
Er kommt so hell heran.
Ihr Kinder, eilt ins Freie!
O seht den Mond euch an!

Da streckt das kleinste Knäbchen
Die Arm’ hinaus gar weit,
Den Mond, den Mond will’s haben,
Nach ihm es weint und schreit.

Ich kann ihn dir nicht geben,
Auch wenn du größer bist,
Kann ich kein Glück dir geben,
Das nicht auf Erden ist. -

Denk’ bei dem goldnen Monde,
Der hoch am Himmel schwebt,
Dass niemand hier auf Erden
Unmögliches erstrebt.

*Unter den 500 Kinderliedern, die der Dichter, Literaturprofessor und unbotmäßige Patriot August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874) verfasst hat, gehört die zarte Beschwörung des ungreifbaren Mondes zu den anrührendsten. Hoffmann von Fallersleben hatte seine turbulenten Jahre als aufsässiger Poet, der gegen Kleinstaaterei und den Egoismus der Fürsten polemisierte, bereits hinter sich, als er 1872 sein vollkommenes Lied von der Unerreichbarkeit des Glücks schrieb.*

Wie in der romantischen Dichtung erscheint der geheimnisvolle Erdtrabant als verheißungsvolles Himmelszeichen. Den kindlichen Wunsch nach Berührung des Mondes nimmt der Dichter als Bild für den Umgang mit privaten und politischen Utopien. Fast liest sich dieses wunderbare Gedicht wie eine Abwehr revolutionärer Hoffnungen. Von Fallersleben, der 1842 wegen seiner ketzerischen Gedichte von der Universität Breslau entfernt und des Landes verwiesen, 1848 aber rehabilitiert wurde, plädiert hier für einen Pragmatismus der Ziele.

**Hoffmann von Fallersleben**

Das „Deutschlandlied“ (1841)
*Nationalhymne seit 1922*

Deutschland, Deutschland, über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zum Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt -
Deutschland, Deutschland, über alles,
über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten, schönen Klang,
uns zu edler Tat begeistern
unser ganzes Leben lang -
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach lasst uns alle streben,
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand.
Blüh’ im Glanze dieses Glückes,
blühe deutsches Vaterland!

**Heinrich Hoffmann von Fallersleben**

Schöner Frühling

Schöner Frühling, komm doch wieder,
Lieber Frühling, komm’ doch bald,
Bring’ uns Blumen, Laub und Lieder
Schmücke wieder Feld und Wald.

Auf die Berge möcht’ ich fliegen,
Möchte seh’n ein grünes Tal,
Möcht in Gras und Blumen liegen
Und mich freu’n am Sonnenstrahl.

Möchte hören die Schalmeien
Und der Herden Glockenklang,
Möchte freuen mich im Freien
An der Vögel süßem Sang

nach 1820

*August Heinrich Hoffmann (1798–1874), der sich nach seinem Geburtsort von Fallersleben nannte, galt der Obrigkeit seiner Zeit als aufrührerischer politischer Lyriker. Der Autor des „Deutschlandliedes“ war Ordinarius an der konservativen philologischen Fakultät der Universität Breslau und wurde 1842, nach der Veröffentlichung seiner* Unpolitischen Lieder, *die sehr liberale Ansichten propagierten, aus dem Staatsdienst entlassen. Berühmtheit erlangte nicht nur der politische Rebell von Fallersleben, sondern auch der Verfasser populärer Volks- und Kinderlieder.*

Besonders mit seinen zahllosen lyrischen Anrufungen des Frühlings, die zwischen 1820 und 1840 entstanden, hat sich von Fallersleben in der Literaturgeschichte verewigt. „Das wahre lyrische Dichten“, so notierte er einmal, „erscheint mir wie ein musikalisches Komponieren mit Worten; … ich habe mich so daran gewöhnt, dass ich beinahe nie dichte, ohne zugleich zu singen.“

**Heinrich von Kleist**

Germania an ihre Kinder / Eine Ode

1
Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Odertal bebaun,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duftgen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost und Nordsee her!

*Chor*
Horchet! - Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

2
Deutsche, mutger Völkerreigen,
Meine Söhne, die, geküsst,
In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

*Chor*
Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit der Keule, mit dem Stab,
Strömt ins Tal der Schlacht hinab!

3
Wie der Schnee aus Felsenrissen:
Wie, auf ewger Alpen Höhn,
Unter Frühlings heißen Küssen,
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wider,
Fluren sind ein Ozean!

*Chor*
So verlasst, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser;
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

4
Alle Plätze, Trift' und Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Lasst, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

*Chor*
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

5
Nicht die Flur ists, die zertreten,
Unter ihren Rossen sinkt,
Nicht der Mond, der, in den Städten,
Aus den öden Fenstern blinkt,
Nicht das Weib, das, mit Gewimmer,
Ihrem Todeskuss erliegt,
Und zum Lohn, beim Morgenschimmer,
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

*Chor*
Euren Schlachtraub lasst euch schenken!
Wenige, die sein gedenken.
Höhrem, als der Erde Gut,
Schwillt die Seele, flammt das Blut!

6
Gott und seine Stellvertreter,
Und dein Nam, o Vaterland,
Freiheit, Stolz der bessern Väter,
Sprache, du, dein Zauberband,
Wissenschaft, du himmelferne,
Die dem deutschen Genius winkt,
Und der Pfad ins Reich der Sterne,
Welchen still sein Fittich schwingt!

*Chor*
Eine Pyramide bauen
Lasst uns, in des Himmels Auen,
Krönen mit dem Gipfelstein:
Oder unser Grabmal sein!

**Heinrich von Kleist**

Katharina von Frankreich
*(als der schwarze Prinz um sie warb)*

Man sollt ihm Maine und Anjou
Übergeben.
Was weiß ich, was er alles
Mocht erstreben.
Und jetzt begehrt er nichts mehr,
Als die Eine -
Ihr Menschen, eine Brust her,
Dass ich weine!

*Heinrich von Kleist (1777-1811) war ein Außenseiter in den Epochen von Weimarer Klassik und Romantik. Sein Werk schockierte seine Zeitgenossen wegen der gewaltsamen Bilder. Aber mit den dramatischen Spannungsbögen und der rhythmischen Dynamik seiner Sprache gilt der Autor heute als einer der Wegbereiter der literarischen Moderne.*

Das Gedicht „Katharina von Frankreich“, 1808 im „Phoebus“ erschienen, könnte sich auf Eduard, den Prinzen von Wales beziehen, der eine schwarze Rüstung trug und bei der Eroberung Frankreichs einen entscheidenden Anteil hatte. Es wurde aber auch als Hinweis auf Napoleon gelesen, der die Großfürstin Katharina von Russland heiraten wollte. Genaue historische Bezüge sind in diesem erfinderischen Gelegenheitsgedicht nebensächlich. Interessant bleibt die stürmische Leidenschaft besonders der beiden letzten Verse. Das ungestüme, wilde Gedicht zeigt einen Kleist, der nicht auf die klassisch-befriedete Existenz zielte, sondern auf Gefühlsausbruch, Maßlosigkeit, Exzess.

**Heinrich von Kleist**

Kriegslied der Deutschen

Zottelbär und Panthertier
Hat der Pfeil bezwungen;
Nur für Geld, im Drahtspalier,
Zeigt man noch die Jungen.

Auf den Wolf, soviel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Naht, wird er gehetzet.

Reinecke, der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Gräuelheer,
Mit geschwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Keule doch,
Dass er gleichfalls weiche.

*Dresden, im März 1809*

**Heinrich von Kleist**

Mädchenrätsel

Träumt er zur Erde, wen
Sagt mir, wen meint er?
Schwillt ihm die Träne, was,
Götter, was weint er?
Bebt er, ihr Schwestern, was,
Redet, erschrickt ihn?
Jauchzt er, o Himmel, was
Ists, was beglückt ihn?

*Als „Kleines Gelegenheitsgedicht“ erschien der Text erstmals 1808, im September/Oktober-Heft der von Heinrich von Kleist (1777-1811) und Adam Müller (1779-1829) herausgegebenen Literaturzeitschrift „Phöbus“. Er setzt sich ab von den in der Regel von privaten Anlässen, polemischen Absichten oder zeitdiagnostischen Pointen inspirierten Gelegenheitsgedichten Kleists. Stattdessen haben wir es hier mit einem hochartifiziellen Rollengedicht zu tun, das aus der Perspektive eines Mädchens spricht.*

Was dem Mädchen große Rätsel aufgibt, ist das Verhalten eines namenlosen „Er“: Keine der Fragen, die sich mit den inneren Motivationen und äußeren Handlungen des männlichen Anonymus verbinden, findet eine Antwort. Die abgründige Fremdheit zwischen den Geschlechtern lässt sich nicht überbrücken. Und weder die eigenen Geschlechtsgenossinnen noch die „Götter“ haben hier einen verlälichen Ratschlag.

**Heinrich von Morungen**

Herrin, sieh doch auf mein Leid

Herrin, sieh doch auf mein Leid,
eh mein Leben ich verliere.
Sprachst ein Wort dawider mich:
Nimms zurück, du selig Weib!
Du sagst immer nein, ach, nein,
das bricht mir das Herz entzwei.
Magst nicht einmal sagen ja,
ja, ja, ja, ja, ja, ja?
Das soll meine Hoffnung sein.

(Übersetzung: Martin Reinke)

12. Jahrhundert

*Heinrich von Morungen (ca. 1150-1222), ein Protegé des Markgrafen Dietrich IV. von Meißen, hat mit der kühnen Bildhaftigkeit seiner Dichtung dem Minnesang zu einer neuen Sinnlichkeit verholfen. Im Vordergrund steht bei ihm das Dienst- und Vasallenverhältnis des Liebenden zu seiner Dame. Für Heinrich ist die Minne eine magische Macht, die den Liebenden blendet und ihn seiner Sinne beraubt - sie kann ihn in Wahnsinn und Tod stürzen, aber auch zu höchstem Liebesjubel empor tragen.*

Von Heinrich sind 35 Minnelieder mit 115 Strophen überliefert, davon allein 104 Strophen in der großen Sammlung des Codex Manesse. Der Troubadour formuliert hier das Drama des abgewiesenen Liebhabers - sein Gesang nährt sich von der Hoffnung, dass irgendwann sein Flehen erhört wird und »die Herrin« seinen Liebessehnsüchten entgegen kommt.

**Heinrich von Veldeke**

Die dâ wellen hœren mînen sanc

Die dâ wellen hœren mînen sanc,
ich wil, daz si mir sîn wizzen danc
stæteclîche und sunder wanc.
die ie geminneten oder noch minnen,
die sint vrô in manigen sinnen,
des die tumben niene beginnen,
wan si diu minne noch nie betwanc
noch ir herze ruochte enbinden.

Die da hören wollen meine Lieder

Die da hören wollen meine Lieder,
ich will, dass sie mir dafür danken
immer und ohne zu wanken.
Die jemals liebten oder noch lieben,
die sind froh in allen Sinnen,
was die Einfältigen nie beginnen,
weil sie die Liebe noch nie in Fesseln schlug
noch nie ihr Herz befreite.

(Übersetzung: Doris und Michael Braun)

*Jedem Studierenden der Älteren Germanistik ist er schon einmal begegnet: Heinrich von Veldeke. Bekannt ist er vor allem für seine mittelhochdeutsche Minnelyrik.*
*Nach den wenigen gesicherten Quellen, die über Leben und Werk des Minnesängers Heinrich von Veldeke vorliegen, wurde er 1150 bei dem belgischen Ort Hasselt nahe Maastricht geboren und durchlief eine Ausbildung in allen Disziplinen seiner Zeit: römisch-antikische Dichtung, Rhetorik, Versbau, Architektur und Kirchenrecht. Neben einem umfangreichen Auftragswerk über das Leben des Maastrichter Bischofs Servatius von Tongern und einem Versroman nach dem Vorbild der „Aeneis“ von Vergil verfasste er eine Reihe von Minneliedern, die sich teilweise parodistisch mit diesem Genre beschäftigten.*

Es zeugt vom enormen Selbstbewusstsein des um 1210 verstorbenen Minnesängers Veldeke, dass er über die Wirkungen seiner Lieder reflektiert und die Affizierbarkeit für Poesie als zentrales Kriterium für menschliche Empfindungsfähigkeit definiert. Der gesellschaftliche Rang des Minnesangs wird hier sehr hoch angesetzt - es ist ein Vergnügen für die Eingeweihten, die das Abenteuer der Liebe kennen.

**Heinz Czechowski**

Ich bin, wo ich bin, und nichts...

ICH BIN, WO ICH BIN, UND NICHTS
Deutet darauf hin, dass ich
Je woanders sein könnte, in
Absehbarer Zeit jedenfalls. Gestern noch
Sah ich die kleinen
Dörfer zwischen Kamenz und Dresden.
Östlich geprägt und nicht verschont,
Fuhr ich zurück, dort hin,
Wo ich jetzt zu Haus bin. Die Liebste
Sah ich vor ihrem Haus,
Die ferne Vergangenheit
War wieder nah
Im Flachland bei Leipzig: Ich jedenfalls
Bin, wo ich bin, unerlöst
Und ohne Aussicht. In mir
Lebt und lebt, was gestorben ist und mich doch
Immer und immer wieder
Erreicht.

*(Mein westfälischer Frieden. Ein Zyklus. Nyland-Stiftung, Köln 1998. © Heinz Czechowski)*

*Der 1935 geborene Heinz Czechowski ist ein poetischer Fatalist. Die Urszene seines Schreibens, die seine pessimistische Weltsicht geprägt hat und die auch in seinen Gedichten häufig beschworen wird, ist der Untergang seiner Heimatstadt Dresden im Feuersturm des 13. Februar 1945. Der in der sächsischen Dichterschule sozialisierte Autor verlor früh den Glauben an die „unwirtliche DDR“, nach dem Untergang des SED-Staats wurden seine Gedankenlyrik von Melancholie und Skepsis zunehmend verdunkelt.*

Nach einer Lebenskrise, in der er von Depressionen und Einsamkeitssyndromen heimgesucht wurde, zog sich Czechowski in die westfälische Provinz zurück, wo er in sarkastischen Poemen die Summe seines Lebens zog. Das 1997/97 entstandene Gedicht dokumentiert in anrührender Weise die Unbehaustheit des „unerlösten“ Dichters und sein Gefühl, ein aussichtsloses Rest-Leben zu führen.

**Heinz Czechowski**

Der Winter

Mein Vater starb unversöhnt. Ich
Wartete auf das wirkliche Leben.
Dann starb meine Mutter. Der Schnee
Hielt den Zug fest, endlich
Lief ich über das Eis, die Tür
Des Altenheimes war schon verschlossen, schließlich
Stand ich vor ihrem Bett. Wie lange
Hatte sie auf das wirkliche Leben gewartet?
Es kamen die Söhne. Und schweigend,
Wie sie gekommen, sind sie gegangen. Jetzt
Sind wir wir, und die Luft
Zwischen uns zittert. Unabweisbar
Werden wir älter, wir folgen,
Wie durch den Schnee,
Der Spur der Gestorbenen, dorthin,
Wo uns das wirkliche Leben erwartet.
Ich stelle mir vor,
Ich wäre dort, wo ich nicht bin,
Und weiß keine Antwort.

(Die Zeit steht still. Ausgewählte Gedichte. Grupello Verlag, Düsseldorf 2000.)

*Die große Erzählung seines Lebens hat Heinz Czechowski (geb. 1935), ein Abkömmling der sogenannten Sächsischen Dichterschule, in seine Gedichte verlagert. Was er in seinen „Gelegenheitsgedichten" (so der Autor selbst über seine Poesie) aufzeichnet, sind bittere Existenzbefunde eines Entwurzelten und Enttäuschten. Der politische Umbruch in der DDR hatte den Skeptiker Czechowski aus der Bahn geworfen, verfangen in den „Fallstricken des allgemeinen Lebens" sah sich der Autor bald nur noch als „mein eigener Pflegefall".*

In der lyrischen Inventur seines Daseins gerät der fatalistische Nonkonformist Czechowski auf eine fortdauernde „Nachtspur". Die Bekenntnisse des „furor melancholicus" (Wolfgang Emmerich) bewegen sich immer weiter weg von jeder Zukunftserwartung. Der Dichter selbst definiert sein Gedicht als „Reaktion auf den erlebten Moment, den Kreuzungspunkt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in dem geschichtliche Erfahrung bewusst wird, notierbar."

**Heinz Czechowski**

MIT ALKOHOL ALLEINE
Ist es noch nicht getan:
Mich blicken starr die Steine
Und ich die Steine an.
Hab ich gelernt zu leben?
Ich glaub, ich lern es nie.
Die Zeit, die mir gegeben,
Steht still. Ich hasse sie.

1990er Jahre

aus: Die Zeit steht still. Ausgewählte Gedichte. Grupello Verlag. Düsseldorf 2000

*Seit vielen Jahren hat sich der in der »Sächsischen Dichterschule« sozialisierte Lyriker Heinz Czechowski (l935-2009)auf die sarkastische Position zurückgezogen, er verstehe sich als sein »eigener Pflegefall«. Depressionen und Einsamkeitsgefühle tun ein übriges, um eine Poetik des Fatalismus zu generieren. Das Leben wird als eine Existenz im Stillstand beschrieben.*

Seit seiner missglückten Ankunft in der wiedervereinigten Republik hat Czechowski seine grüblerische Skepsis immer weiter verschärft. Der Gegenwart kann er nur seinen ruinösen Zustand entgegenhalten. »Bin ich der Mann mit dem geröteten Trinkergesicht«, fragt er in einem autobiografischen Text, »der Mann, der das Maß verloren hat auf der Suche nach seiner verlorenen Identität?« In seinem finsteren lyrischen Zeitbild positioniert er sich als lernunfähiger Melancholiker, der keinen Blick mehr für eine lebbare Zukunft hat.

**Heinz Erhardt**
Anhänglichkeit

Das Kind hängt an der Mutter,
der Bauer an dem Land,
der Protestant an Luther,
das Ölbild an der Wand.
Der Weinberg hängt voll Reben,
der Hund an Herrchens Blick,
Der eine hängt am Leben,
der andere am Strick ...

*Als Großmeister des heiteren Kalauers und als dicklichen Pausenclown des bundesrepublikanischen Wirtschaftswunders hat man den Dichter und Komiker Heinz Erhardt (1909-1979) mehr belächelt denn bewundert. Wer jedoch seine Reime nur als Fließband-Ware eines biederen Kunsthandwerkers deutet, unterschlägt den teilweise anarchischen Sprachwitz und die existenzielle Bitterkeit seiner Dichtungen.*

Ein schönes Beispiel für die als konstitutionelle Harmlosigkeit getarnte List, mit der Erhardt seine Leser in Sicherheit wiegte, um dann in grimmiger Lakonie eine sarkastische Pointe zu setzen, liefert sein Versuch über „Anhänglichkeit“. Die poetische Begriffserklärung kommt zunächst als Melange aus lockerer Beiläufigkeit und Banalität daher, um nach dem zitierten Kitschbild vom treuen Hund und seinem „Herrchen“ plötzlich in bösem Fatalismus zu enden. Man ist auf gemütliche Reime eingestimmt, da öffnet sich unerwartet eine Falltür ins Bodenlose.

**Heinz Erhardt**

Das große Los

Wie man's auch dreht, wie man's auch nimmt,
das Los ist uns vorausbestimmt.

Wir wissen nicht, was kommt, was geht,
wie man's auch nimmt, wie man's auch dreht.

Wie man's auch dreht und nimmt und zieht,
wir wissen nicht, was uns noch blüht.

Das Große Los blüht uns nicht oft,
wie man's auch dreht, nimmt, zieht und hofft.

(Das Große Heinz Erhardt-Buch, Lappan Verlag, Oldenburg 2004.)

*Mit einer Melange aus verballhornter Philosophie, banalisiertem Volkslied und rührendem Kalauer hat Heinz Erhardt (1909-1979) oft bewiesen, dass er mehr ist als nur ein harmloser Komiker und blödelnder Darsteller des menschlichen Ungeschicks. In diesen schönen Achtzeiler hat er neben seine furiose Faxenmacherei heimlich auch das Pathos der Philosophie Martin Heideggers (und dessen „Seinsgeschick"-Gemurmel) eingeschmuggelt.*

Der Gedanke der schicksalhaften Vorbestimmtheit des menschlichen Daseins ist ebenso philosophietauglich wie der von der Ungewissheit der Zukunft. Solche schweren Fragen an die letzten Dinge hat Erhardt eingebunden in eine virtuose Reimerei, die mit der systematischen Vertauschung der Verben kokettiert. Am Ende nimmt das Schicksalsgegrübel eine alltagspraktische Wendung: mit dem Hinweis auf das „Große Los" des Zufallsglücks, das den meisten Sterblichen vorenthalten bleibt.

**Heinz Erhardt**
Den Unverstandenen

Stumm ist der Fisch, doch nicht nur er:
auch einen Wurm verstehst du schwer.

Selbst deines treuen Hunds Gebell
entzifferst du nicht immer schnell.

Auch bei den Rindern, Hühnern, Schweinen
kannst du nur raten, was sie meinen.

Drum spreche ich als Anwalt hier
für jedes unverstandne Tier.

(Für’n Papagei brauch ich das nicht,
weil er ja für sich selber spricht!)

(Das Große Heinz Erhardt-Buch, Lappan Verlag, Oldenburg 2004.)

*Um mit den bedrängenden Einsamkeitsgefühlen in seiner Jugend fertig zu werden, hatte der große Komiker und Scherzdichter Heinz Erhardt (1909-1971) ein probates Gegenmittel entwickelt: den Humor. Es war ein versöhnlicher, begütigender, niemals verletzender Humor, der jene Harmonie wiederherstellte, die der Sohn eines Theaterkapellmeisters als Kind nie genießen konnte. Erhardts Eltern hatten sich früh getrennt, seine Großeltern sabotierten seinen Lebenswunsch, Musiker zu werden.*

Der chronisch überarbeitete Einzelgänger hat eine ganze Reihe von kauzigen und sentimental-anrührenden Tiergedichten in sein poetisches Repertoire aufgenommen. Sein vermutlich in den 1950er Jahren entstandenes Plädoyer für die „unverstandene“ Kreatur, das als Bekenntnis eines leidenschaftlichen Tierfreunds daherkommt, dient einigen Tierschutz-Organisationen als programmatisches Motto.

**Heinz Erhardt**
Der König Erl

Wer reitet so spät durch Wind und Nacht?
Es ist der Vater. Es ist gleich acht.
Im Arm den Knaben er wohl hält,
er hält ihn warm, denn der ist erkält'.
Halb drei, halb fünf. Es wird schon hell.
Noch immer reitet der Vater schnell.
Erreicht den Hof mit Müh und Not - - -
der Knabe lebt, das Pferd ist tot!

*(Das Große Heinz Erhardt Buch, Lappan Verlag, Oldenburg 2000)*

*Johann Wolfgang von Goethes „Erlkönig"-Ballade (von 1782) umfasste einst 32 Verszeilen und endete mit einem tödlichen Finale - dem tragischen Tod eines Kindes in den Armen seines Vaters. Die kleine Parodie des grandiosen Komikers Heinz Erhardt (1909-1979) hat einen Sinn für poetische Ökonomie: Sie verkürzt den Urtext auf acht Zeilen und zieht der Geschichte ihren dramatischen Nerv.*

Was Heinz Erhardt hier „frei nach Johann Wolfgang von Frankfurt" zusammengetragen hat, ist ein schönes Beispiel für die kalauernde Banalisierung eines tragischen Stoffs. Den dämonischen Verführer im „Erlkönig"-Original hat Erhardt gleich ganz abgeschafft. Einige Verszeilen sind durch kleine Umstellungen ent-dramatisiert. Geblieben ist nur ein langer und schneller Ritt durch die Nacht, an dessen Ende der Exitus des Pferdes steht.

**Heinz Erhardt**

Die Made

Hinter eines Baumes Rinde
wohnt die Made mit dem Kinde.

Sie ist Witwe, denn der Gatte,
den sie hatte, fiel vom Blatte.
Diente so auf diese Weise
einer Ameise als Speise.

Eines Morgens sprach die Made:
»Liebes Kind, ich sehe grade,
drüben gibt es frischen Kohl,
den ich hol. So leb denn wohl!
Halt, noch eins! Denk, was geschah,
geh nicht aus, denk an Papa!«
Also sprach sie und entwich.-
Made junior aber schlich
hinterdrein; und das war schlecht!
Denn schon kam ein bunter Specht
und verschlang die kleine fade
Made ohne Gnade. Schade!

Hinter eines Baumes Rinde
ruft die Made nach dem Kinde ...

**Heinz Erhardt**

Die polyglotte Katze

Die Katze sitzt vorm Mauseloch,
in das die Maus vor kurzem kroch,
und denkt: »Da wart nicht lang ich,
die Maus, die fang ich!

Die Maus jedoch spricht in dem Bau:
»Ich bin zwar klein, doch bin ich schlau!
Ich rühr mich nicht von hinnen,
ich bleibe drinnen!

Da plötzlich hört sie - statt »miau« -
ein laut vernehmliches »wau-wau«
und lacht: »Die arme Katze,
der Hund, der hatse!
Jetzt muss sie aber schleunigst flitzen,
anstatt vor meinem Loch zu sitzen!«

Doch leider - nun, man ahnt’s bereits -
war das ein Irrtum ihrerseits,
denn als die Maus vors Loch hintritt -
- es war nur ein ganz kleiner Schritt -
wird sie durch Katzenpfotenkraft
hinweggerafft! ---

Danach wäscht sich die Katz die Pfote
und spricht mit der ihr eignen Note:
»Wie nützlich ist es dann und wann,
wenn man ‘ne fremde Sprache kann ...!«

**Heinz Erhardt**
Fernsehen

Damit man sähe, was man höre,
erfand Herr Braun die Braun’sche Röhre.

Wir wär’n Herrn Braun noch mehr verbunden,
hätt’ er was Anderes erfunden.

*Die Erfindung der Braunschen Röhre 1897 war die Voraussetzung einer nachrichtentechnischen Revolution, die das Alltagsleben der Menschen ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts elementar veränderte.*
*Denn diese Braunsche Röhre, benannt nach ihrem Erfinder Karl Ferdinand Braun (1850-1918), bildete das Fundament der Mediengesellschaft: Sie ermöglichte mit ihrer Bündelung eines Elektronenstrahls den Fernseher und den Computerbildschirm.*

Der grandiose Komiker und notorisch unterschätzte Dichter Heinz Erhardt (1909-1979) relativiert in seinem trockenen Witz die allzu große Wertschätzung des Technik-Pioniers. Der Dichter vermisst andere, bedeutendere Erfindungen - auf technischem, politischem oder ästhetischem Terrain - , die dem Namen Braun zu mehr Anerkennung hätten verhelfen können. Quod erat demonstrandum.

**Heinz Erhardt**

Kurz vor Schluss

Schön ist der Wein, bevor er getrunken,
schön ist das Schiff, bevor es gesunken,
schön ist der Herbst, solange noch Mai ist,
schön ist der Leutnant, solang er aus Blei ist.
Schön ist das Glück, wenn man es nur fände!
Schön ist das Buch, denn gleich ist's zu Ende.

(In: Von der Pampelmuse geküsst. Gedichte, Prosa, Szenen. Reclam Verlag, Ditzingen 2004.)

*Von dem Dichter und Kabarettisten Heinz Erhardt (1909-1979) hat ein lachbereites Publikum oft nur die Reihung von Slapsticks und Kalauern erwartet. Für die auf Ulk und Scherz abonnierte Öffentlichkeit der 1950er Jahre agierte er als dicklicher Pausenclown oder ungeschickter Biedermann. Wer seine Gedichte näher studiert, entdeckt jedoch oft einen bitteren metaphysischen Witz darin, ein Bild des notorisch scheiternden Menschen, dem die Erfüllung des Glücks stets vorenthalten bleibt.*

Die Heiterkeit des reimenden Komikers ist nur vorgeschützt, die von ihm gepriesene „Schönheit" nur als sehr vergängliches Glück, als ferne Utopie oder im Modus des Konjunktivs zu haben. Die Lektüre eines fast ausgelesenen Buches wird zum Sinnbild für die Vergänglichkeit des Menschenlebens. Wenn hier also Einsichten „kurz vor Schluss" resümiert werden, meint das auch die begrenzte Lebensfrist des Protagonisten, der vergeblich das Glück sucht.

**Heinz Erhardt**

Löwenzahn

Löwenzahn ist schon seit jeher
als höchst kriegerisch verschrien,
denn er lässt bei gutem Winde
Fallschirmtruppen feindwärts ziehn.
Und ich sitz auf der Veranda
und verzehre meine Suppe
und entdecke in derselben
zwei Versprengte dieser Truppe.

**Heinz Erhardt**

Ostergedicht

Wer ahnte, dass zum Weihnachtsfest
Cornelia mich sitzenlässt?

Das war noch nichts: zu Ostern jetzt
hat sie mich abermals versetzt!

Nun freu ich mich auf Pfingsten –
nicht im geringsten!

nach 1950

aus: Das große Heinz Erhardt-Buch, Lappan Verlag, Oldenburg 2009

*Wenn es je eine Synthese von Heiterkeit und Biederkeit, Humor und Hintersinn in der deutschen Literatur gegeben hat, dann ist sie in dem Chansonnier, Schauspieler, Kabarettisten und Entertainer Heinz Erhardt (1909-1979) idealtypisch verkörpert. Als kauzig-vertrottelter Familienvater, als biederer Beamter mit Hornbrille und nicht zuletzt als Meister des Knittel-Verses und des Nonsens-Reims eroberte er ein Millionenpublikum.*

Der Sohn eines Kapellmeisters aus Riga begann seine Karriere als Pianist; der künstlerische Durchbruch gelang ihm 1938, als er in Berlin zum »Kabarett der Komiker« stieß. Seither produzierte Erhardt in entfesselter Produktivität Sketch um Sketch unter dem Motto: »Noch'n Gedicht!« Seine »Sprachpurzelbäume« berühren auch ernste Themen, die aber durch die virtuose Handhabung der Reimform immer in Bekundungen einer dauerhaften guten Laune verwandelt werden.

**Heinz Erhardt**

Rechtschreibung

Delfine schwimmen schnell und leis
(man schreibt sie mit »ph« - ich weiß;
doch schreibt man ja auch Tele»f«on,
und das bereits seit langem schon.) -
sie schwimmen (wie gesagt, mit »f«) -
sie schwimmen - vorn ihr alter Scheff
(wir schreiben schließlich auch »Schofför«) -
sie schwimmen also durch das Meer.

Was heißt durchs »Meer«?
Sogar durch »Meere«!
Und manche altgediente Mähre,
wie überhaupt so manches Ferd
(mit »V« wär es total verkehrt)
glaubt, es sei schnell wie ein Delphien!
(Das zweite »e« ist schlecht für ihn.)

Orthogravieh - das sieht man hier -
ist nicht ganz leicht für Mensch und Tier!

**Heinz Erhardt**

Urlaub im Urwald

Ich geh im Urwald für mich hin ...
Wie schön, dass ich im Urwald bin:
man kann hier noch so lange wandern,
ein Urbaum steht neben dem andern.
Und an den Bäumen, Blatt für Blatt,
hängt Urlaub. Schön, dass man ihn hat!

**Heinz Piontek**

Terra incognita: Gedichte

Hier
noch ein weißer Fleck
und ich, der Eingeborene.

Hier
sind Druckbuchstaben
meine Fußstapfen.

Hinter
ausgestrichenen Wörtern
lauere ich.

Hole mich mit deinem Blick
in die bewohnte Welt.

(Heinz Piontek, Früh im September. Werke in 6 Bänden. Bd. 1: Lyrik. Schneekluth Verlag, München 1982.)

*„Ich vermute, dass derjenige ein Gedicht am genauesten interpretiert, der es mehrere Male hintereinander kommentarlos vorliest“, sagte der in Schlesien geborene Schriftsteller Heinz Piontek (1925 - 2003). Diese Überlegung macht Lyrik einerseits zu einem unbefragbaren Wert, der der Diskussion entzogen wird. Andererseits hat Piontek den Vorgang des Schreibens selbst immer wieder kritisch in den Blick genommen.*

Ist Lyrik auch eine Welt, ein bewohnbares Land? Das fragt das Gedicht „Terra incognita“. Der Dichter stellt sich hier distanziert dar. In den Augen von „Zivilisierten“ wäre er als der „Eingeborene“ mehr oder weniger barbarisch; einer, der noch im Stadium des (Worte) jagenden Höhlenmenschen lebt. Die beiden letzten Zeilen spitzen den klassischen Konflikt zwischen „Leben“ und „Literatur“ zu: Der Dichter als einsamer Insulaner sehnt sich nach einem Mitmenschen. Dieser romantische Topos wird durch den bescheidenen Duktus des Sprechens unterlaufen; man glaubt dem Ich seine Sehnsucht.

**Helga M. Novak**

Solange noch Liebesbriefe eintreffen

solange noch Liebesbriefe eintreffen
ist nicht alles verloren
solange noch Umarmungen und Küsse
ankommen und sei es in Briefen
ist nicht alles verloren
solange ihr noch in Gedanken
nach meinem Verbleib fahndet
ist nicht alles verloren

nach 1980

aus: Helga M. Novak: s*olange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte*, Schöffling & Co., Frankfurt a.M. 1999

*Die meiste Zeit ihres Lebens verbrachte die 1935 in Berlin geborene Helga M. Novak im „unwirtlichen Exil“. Vor den Anwerbungsversuchen des DDR-Staatssicherheitsdienstes floh sie 1961 nach Island. Kurz nach ihrer Rückkehr in die DDR sorgte sie mit ihrer politischen Renitenz für Aufregung. 1966 verließ sie endgültig ihr Land, ging nach Frankfurt a.M. und zog sich schließlich 1987 ins Eremitendasein in die masurischen Wälder zurück. Von dort aus, von der Einsamkeit der Peripherie, erreichen uns ihre poetischen Lebenszeichen.*

Im Grunde ist in Novaks Gedichten alles verloren – doch dieses Liebesgedicht aus den 1980er Jahren setzt den Kontrapunkt der Hoffnung. In umstandsloser Direktheit und litaneihafter Wiederholung wird das Psychogramm einer Sehnsucht entworfen. In der Abgeschiedenheit findet das Ich noch Zeichen der Zugewandtheit: Liebesbriefe und ihr Versprechen von Intimität.

**Helga M. Novak**

der Tod steht bei uns am Fenster

der Tod steht bei uns am Fenster
und sieht herein
wir schlagen kein Kreuz
damit er sich zurückziehe
wir lassen ihn stehen

der Tod steht bei uns auf der Schwelle
mit seinem erhobenen Fuß
wir fallen nicht auf die Knie
sondern singen ein Seemannslied
so fröhlich wie möglich
und lassen ihn stehen

der Tod sitzt bei uns am Tisch
will Haut und Knochen
bedient sich mit faulem Wein
ach wie wir essen und trinken
und haben ihn übersehen

(Helga Novak, solange noch Liebesbriefe eintreffen. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 1999.)

*Ist es stoische Gelassenheit? Oder eine lange eingeübte Verdrängungskunst? Souveränität oder Daseinsvergessenheit? Das lyrische Ich der Dichterin Helga Novak (geb. 1935) beweist hier jedenfalls eine seltene Stärke: Der übermächtige Tod, dessen Präsenz fühlbar ist, wird in seinen Ansprüchen ignoriert. Aber ist die gegen ihn mobilisierte Fröhlichkeit krisenresistent?*

Helga Novaks Werk wird angetrieben von einer geschichtsarchäologischen Neugier. Ihre Balladen, Lieder und störrischen Prosagedichte unternehmen Grabungen in der menschlichen Frühgeschichte, in den Landschaften des Ostens und in den Schrecken der deutschen Vergangenheit. Die Renitenz der Autorin, die in der DDR rasch in Konflikt geriet mit der Obrigkeit, ließ sie zur politisch eigensinnigen Vagantin werden, die sich nach einer langen Odyssee 1987 in den Wäldern Masurens niederließ. Der Tod wird in ihrem um 1980 entstandenen Gedicht zunächst in die Schranken gewiesen. Die dritte Strophe aber deutet an, dass seine Forderungen langfristig nicht abgewiesen werden können.

**Helga M. Novak**

gebrochenes Herz

gebrochenes Herz gebrochenes Holz
ist alles zu Windbruch gegangen
das Meer steigt aus seinem tiefen Bett
und wird uns Pilze Beeren versalzen
heimleuchtet uns der Phosphorsumpf
ausgebrannt giftige Batterien
steigendes Meer wie es sich verschluckt
an Schrottbergen

kein Pelzwerk wird sein gegen die Nässe
dem was kommt ist keine Lärche gewachsen
vielleicht wird Bernstein aus unserm Wald
wer wird ihn sammeln wer wird ihn tragen
was wir jetzt nicht schießen das Getier
ersäuft einst und erstickt im Morast
komm lass uns Pfahlbauten Hochstände bauen
Plattformen um den Untergang zu besichtigen
unsere Fangschüsse beim letzten Büchsenlicht

(solange noch Liebesbriefe eintreffen. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 1999)

*Die späten Gedichtbücher der aus Berlin in die polnischen Wälder emigrierten Dichterin Helga M. Novak (geb. 1935) sind aufgeladen von naturgeschichtlichen und mythologischen Faszinationen. Das lyrische Ich imaginiert eine nomadisierende Existenz zwischen „krummen geduckten Fährtenlesern" und hungrigen Wildbeutern, die durch Sand und Moor oder durch bedrohlich labyrinthische Wälder geistern. All diese Figurationen eines wilden, undomestizierten Daseins sind literarische Stellvertreter der Autorin, die sich zeit ihres Lebens in keine poetische oder politische Norm hat fügen wollen.*

Das „gebrochene Herz" einer Liebenden korrespondiert hier mit einer apokalyptischen Fantasie. Die Vergiftung der Landschaft schreitet fort, der ökologische Kollaps der Natur ist nicht mehr aufzuhalten. In den Schlusszeilen riskiert die Autorin einen Regressionswunsch - die Rückkehr ins Vorzivilisatorische. Wem die Vorstellung vom Public Viewing des Untergangs auf Pfahlbauten zu idyllisch-eskapistisch geraten ist, dem gibt die letzte Zeile den Rest: Am Ende stehen finale „Fangschüsse".

**Helga M. Novak**

Kein Zufall

KEIN ZUFALL dass ich hier gelandet bin
das Licht hat mich hergezogen
dies Gelb dies Grün sind anderswo anders
und nirgends riecht der trockene Sand wie hier
anstatt weiterhin Landschaften abzugrasen
habe ich mich verschrieben - der Eiszeit
dem Verlauf ihrer Schmelzwasser Mahlströme
habe mich ins Miozän gekniet
Messtischblätter archäologische Mappen
Tabellen Zeittafeln Wanderkarten ausgebreitet
Übergänge gesucht vom Urstromtal zur Endmoräne
lockere Erde hell heiter unfruchtbar
und bin hier gelandet für immer
diesmal vergesse ich nicht dass ich auf Abruf lebe

(solange noch Liebesbriefe eintreffen. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 1999)

*Die Gedichte der lyrischen Anarchistin und „Wildbeuterin“ Helga M. Novak (geb. 1935) sind geprägt durch eine große Sehnsucht nach der vor-zivilisatorischen Urgeschichte. Das lyrische Ich gräbt sich hinunter in Sand und Moor, hinweg aus der Gegenwart - und landet hier im „Miozän“, in rohen Eiszeit-Formationen, im Phantasma großer geologischer Verschiebungen. Im „Schmelzwasser“ der Vorzeit hofft das Subjekt auf belebende „Übergänge“.*

Die in der Mark Brandenburg als „Findelkind“ aufgewachsene Novak wurde 1966 aus der DDR ausgebürgert und zog sich 1992 in die polnischen Wälder zurück. Die Wildheit dieser Waldregionen erinnerte sie an ihre Kindheitslandschaft, der Mark Brandenburg. In diesen Wäldern soll gelingen, was ihr in ihrer nomadischen Existenz verwehrt blieb: eine existenzielle Verwurzelung. Und doch thematisiert das lyrische Ich dieses 1989 erstmals veröffentlichten Gedichts auch das Provisorische dieser Ansiedelung - und die eigene Vergänglichkeit.

**Helga M. Novak**

keine Mutter nährte mich

keine Mutter hat mich je genährt
auch nur ein Hemd an mir gewechselt
die mich entband die fühlte nur
ihren eignen Schmerz
mich gab es für sie nicht
so frei war ich drei Tage alt
war gut mich zeitig freizugeben
mich konnte nehmen wer mich sah
lächelnd war ich niemandem verpflichtet
ich bin so frei und ohne Dank
seit meinem dritten Tag gewesen
jetzt da mich endlich keiner will
mit fünfzig ists ein andres Lächeln
und keine Liebe geht mir nun zur Hand
Heimat und Landstrich längst verloren
ganz ohne Vater immer schon
der sprengte seinen Kopf beizeiten
mit einem Schuss so bin ich frank und frei.

(solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte. Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 1999)

*Der Liebesentzug wurde zur Signatur ihres Lebens. Ihre erste Verstoßung in die Fremde erlitt die 1935 geborene Helga M. Novak bereits drei Tage nach ihrer Geburt in einem Kinderheim in Berlin-Köpenick, als ihre Mutter das Neugeborene zur Adoption freigab. Das anrührende Gedicht, das fünfzig Jahre nach dieser Urszene entstand, spricht vom Trauma einer lebenslangen Verlorenheit.*

Helga Novak hatte nicht nur das biografische Unglück, bei wenig liebenswerten Adoptiveltern zu landen, sie verlor auch „Heimat und Landstrich“, wie es in einem anderen Kindheits-Gedicht heißt. Auf ihre frechen, zornigen Verse reagierte der SED-Staat mit blanker Paranoia. Ein Journalistik-Studium in Leipzig brach sie nach einem Anwerbungsversuch durch den DDR-Staatssicherheitsdienst ab und floh 1961 nach Island. Novak nomadisierte anschließend durch die Bundesrepublik und Italien und zog sich schließlich 1992 in die polnischen Wälder zurück.

**Helga M. Novak**

Mir steht kein Gott zur Seite

MIR STEHT KEIN GOTT ZUR SEITE kein Glaube
mich tröstet keine Kreuzigung im Gegenteil
noch täglich reißen Menschen andre Menschen
entzwei keine Religion macht mich still
unehelich bin ich selber und ohne Rituale
gerate ich in jede Abschmelzfuge in jedes
Talgefälle wehrlos gerüstet im Rinnensee
untergehend mit der Fracht meines Landes
Gesteinsschutt reißt die schwarze Eibe nieder
gottlos und ohne Zeremonien für immer verrottet

(Solange noch Liebesbriefe eintreffen. Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 1999)

*Ein Gedicht als negative Theologie: Die aus Berlin-Köpenick stammende Dichterin Helga Novak (geb. 1935), die als Neugeborene von ihrer Mutter zur Adoption freigegeben wurde und danach bei Adoptiveltern aufwuchs, spricht hier von ihrer lebensgeschichtlichen und religiösen Weltverlorenheit. Aber das in den 1980-er Jahren entstandene Gedicht ist weit mehr als nur ein atheistisches Bekenntnis, verstrickt sich das lyrische Ich hier doch in die geologischen Beschaffenheiten des eigenen Lebensraums.*

Die späten Gedichte des Bandes „Märkische Feemorgana“ von 1989 umkreisen die Auseinandersetzung des lyrischen Ich mit den geschichtlichen, mythologischen und geologischen Gegebenheiten der von Novak bewohnten märkischen und polnischen Landschaften. Diese Fantasie verbindet die Autorin meistens mit den Figurationen eines wilden, undomestizierten Daseins jenseits zivilisatorischer und bürgerlicher Normen.

**Helga M. Novak**

Tanzlied

mein Vater hat seine Liebe erschlagen
  ich gerate ihm nach
  ich gerate ihm nach
er hing in der Luft eines Wintertages
  ich gerate ihm nach
  ich gerate ihm nach
bei Nacht hab ich ein Auge zuviel
  wie Daniel
  wie Daniel
der dritte senkrecht auf der Stirn
  wie Daniel
  wie Daniel
schwarzes Gras wuchs unterm Galgen
  ich bin es nicht
  ich bin es nicht

(In: Solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 1999)

*Wer als Dichter imaginativ in die eigene Frühgeschichte zurückkehrt, findet dort nicht immer jene „Heimat“, die nach einem Wort Ernst Blochs „allen in die Kindheit scheint“. Die Dichterin Helga Novak (geb. 1935) findet dort vor allem Traumata: die Erfahrung von Liebesentzug, Verstoßung und dem Elend eines beschädigten Lebens. Ihre erste Verstoßung in die Fremde erlitt Novak bereits drei Tage nach ihrer Geburt in einem Kinderheim in Berlin-Köpenick, als ihre Mutter das Neugeborene zur Adoption freigab. Die Gestalt des Vaters ist noch finsterer umwölkt von Phantasmagorien der Gewalt.*

Das in den 1950er-Jahren entstandene „Tanzlied“ verheißt nicht, wie es den Traditionen des Genres gemäß wäre, Empfindungen von Grazie und Leichtigkeit, sondern führt mitten in Urszenen des Schreckens. Der Vater erscheint als Mörder und als Gehenkter. Die von ihm verübte Gewalt liegt wie ein Fluch auf dem lyrischen Ich. Diese alptraumartige Fantasie wird mit einer Vision des biblischen Propheten Daniel verbunden, der von der Begegnung mit einem Ziegenbock berichtete, auf dessen Stirn ein markantes Horn (das „dritte Auge“) erschien.

**Helga M. Novak**
was für ein Wind

was für ein Wind
der das Gesicht benetzt
und die Lippen zerreißt
was für ein Wind
der die Arme ausleiert
und Knüppel zwischen die Beine wirft
er zieht den Feldern
die Haut aus Erde ab
und entkleidet den Hafer
bis auf das Korn seines Ursprungs
Kartoffeln gehen auf Wanderschaft
mit geplatzten Augen
was für ein Wind
der die Gehölze aus Eichen lüftet
und Laub vertreibt
was für ein Wind
der im Frühjahr das Grabfeld
ausfegt mit grünem Besen

(solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 1999)

*Nahe der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze, im unterfränkischen Rhön-Grabfeld-Kreis, hat die seit langem in Polen lebende Dichterin Helga M. Novak (geb. 1935) in den 1970er Jahren einige Zeit zugebracht, in einer „Landschaft selbst von den Römern gemieden“. Der merkwürdige geologische Name „Grabfeld“ forderte die Dichterin heraus, hinter dieser wie auch hinter anderen Redewendungen die ursprüngliche Bedeutung freizulegen. Dieser spracharchäologische Ansatz, die wort- und naturgeschichtliche Suchbewegung prägt auch ihre späteren Gedichtbände.*

Im Eröffnungsgedicht des Bandes „Margarete mit dem Schrank“ (1978) wird die Naturmacht des Windes im „Grabfeld“ beschworen. Es ist ein mythischer Wind, der von weit her kommt und die Grabfeld-Landschaft aus Muschelkalk wie in einem kathartischen Vorgang zu reinigen scheint.

**Hellmuth Krüger**

Die naturalistische Rakete

Das Leben ist ein Feuerwerk,
Es prasselt und knallt chaotisch,
Und richtet man drauf sein Augenmerk,
So wirkt es durchaus erotisch.

Es kann die Lust bei Mann und Weib
Raketenschnell zur Stell' sein.
Und wozu hat der Mensch den Leib,
Darf er nicht sexuell sein?

Drum knallt es zu des Philisters Graus
Und pufft nur recht animalisch!
Geht dir erst mal das Pulver aus,
Wirst du von selbst moralisch.

(In: Hell und schnell. Hrsg. v. Robert Gernhardt/K.C. Zehrer. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2003)

*Dieses Gedicht stammt aus einer Zeit, da das leidenschaftliche Betreiben eines „Schmunzelkollegs" noch nicht ästhetisch und politisch legitimiert werden musste. Der Conferencier und Satiriker Hellmuth Krüger (1880-1955) gehörte zur Generation liberaler Kabarettisten im Berlin und München der dreißiger Jahre, die ihr Publikum auch mit gesellschaftskritischem Witz zu erobern vermochten. Im Jahr 1931 nahm Krüger mit seinem bitteren Lied vom „Bücherkarren" die nationalsozialistische Bücherverbrennung vorweg. In den Jahren des Nazi-Regimes zog sich Krüger auf unpolitische Satiren zurück.*

Krügers Chanson „Die naturalistische Rakete", das sich an einem Lied Frank Wedekinds (1864-1918) orientiert, liefert den satirischen Normalfall - die leichte Kost der Lebensbejahung. Nach 1945 gründete Krüger zusammen mit seinem, Kompagnon Werner Finck (vgl. Lyrikkalender v. 4.9.2007) das Kabarett „Die Schaubude" und brillierte noch einmal - wie in seinen Glanzzeiten in der Weimarer Republik - als Conferencier. Im Gegensatz zu seinem Kollegen Finck ist er heute vergessen.

**Hellmuth Opitz**

PSST! Es ist Herbst

PSST! Es ist Herbst,
Madame.
Die Nacht spielt schon ein
kühles Saxofon.
Der Wind wirbelt durch Ihre
Schulterblätter, wenn Sie Atem
holen gehen in dieser
ausgeknipsten Stadt.
Ich weiß: Die Tür
Ihres Geschlechts ist nur
angelehnt, Madame. Von dort
fällt manchmal ein Spalt
Helligkeit in meine
Tunneltage.
Aber Herz beiseite:
Gehen Sie, Madame, gehen
Sie diesen von spitzen Schuhen
angestachelten Gang, den Takt
des Westens.
Die Nacht spielt schon ein
kühles Saxofon.

1996

(Engel im Herbst mit Orangen. Pendragon Verlag, Bielefeld 1996)

*Der 1959 geborene Dichter Hellmuth Opitz wird für seine Gedichte als heimlicher Heros einer „neuen Verständlichkeit“ bejubelt. Dabei ist die scheinbare Leichtigkeit und Direktheit seiner Gedichte kunstvoll hergestellt. Das Liebesbegehren seiner lyrischen Helden wird in ebenso originelle wie traditionsbewusste Bilder übersetzt, die ihr gelegentliches Pathos durch selbstironische Beiläufigkeit wieder aufheben.*

Die Accessoires dieser Liebespoesie werden äußerst lässig herbeizitiert. Das betrifft das „kühle Saxofon der Nacht“ ebenso wie die „Tunneltage“ der Depression. Die Liebesträume des lyrischen Subjekts garniert der Autor mit dezenten erotischen Anspielungen, die auch schon mal einen kalauernden oder obszönen Beiklang haben können; etwa wenn der „Spalt /Helligkeit“ in die Grübeleien des Liebenden fällt. Hellmuth Opitz kultiviert eine ebenso spielerische wie ironisch-elegante Liebespoesie - in einem Genre, in dem fast immer Sentimentalität und Süßlichkeit triumphieren, ist das eine literarische Großtat.

**Hellmuth Opitz**

Schöner scheitern

Schöner scheitern kann man
nicht, als der Regen an dem
Licht dieses Sommermorgens.
Da schwärmen Blicke aus, da
wollen die Finger raus in den
Garten unter der Bluse, wo
die Himbeeren leuchtend stehn.
Und hast du nicht gesehn, sind
sie gepflückt, die Dinger und die
Finger fliegen weiter hinunter
die Leiter unterm straff gespannten
Stoff des Himmels, doch an der
finstersten Ecke, kurz vor der
dunkelblonden Hecke, erwischt sie
ein geflüstertes Nein. Was bleibt,
ist Atemlosigkeit und weiches
Nackenhaar, dazu ein glühendes
Gesicht. Nein, schöner scheitern
kann man nicht.

(Die Sekunden vor Augenaufschlag. Pendragon Verlag, Bielefeld 2006.)

*Die alte horazische Sentenz „Nutze den Tag!" stand womöglich Pate für die Gelassenheit, mit der hier der Sprecher dieses Gedichts das Scheitern seiner amourösen Avancen hinnimmt. Beschrieben wird eine erotisch aufgeladene Idylle, ein Paar beim Versuch des Anbandelns. Genial ist dabei die Verschränkung der Gartenlandschaft mit den Körpern der beiden scheiternden Liebenden. Opitz löst die Realitätsbeschreibung soweit auf, dass nurmehr Bildfetzen auf das Vorspiel der beiden hinweisen.*

Wie in einem Daumenkino lösen sich die Bilder schrittweise ab, die Verschränkung gleichzeitiger Sinneseindrücke von Körpern und Gegenständen erzeugt Metaphern weitab von kalter Erotik. Die „Leiter unterm straff gespannten Stoff des Himmels" ist dabei nur eine von vielen deutlichen sexuellen Anspielungen. Aufschlussreich ist der Schluss, der das Scheitern des Liebesabenteuers im Grunde dementiert.

**Helme Heine**

Der Hase mit der roten Nase

Es war einmal ein Hase
Mit einer roten Nase
Und einem blauen Ohr.
Das kommt ganz selten vor.
Die Tiere wunderten sich sehr:
„wo kam denn dieser Hase her?“
Er hat im Gras gesessen
Und still den Klee gefressen.
Und als der Fuchs vorbeigerannt,
hat er den Hasen nicht erkannt.
Da freute sich der Hase.
„Wie schön ist meine Nase
und auch mein blaues Ohr,
das kommt so selten vor.“

**Helmut Heißenbüttel**

Bruchstück 4

Die Linden riechen wie Tote.
Unermüdlich wiederholt die Nacht die
immer gleichen Takte der Schlagermelodie.
Schreibmaschinengeklapper in einem offenen
Fenster.

Die Nacht steht regungslos wie eine
Unterwasserpflanze. Ich weiß nicht wo.
Es ist ein Traum und kann nicht möglich sein.
Heimweh nach Einst. Sag nein sag nein.

Halber Mond und hoch im dichten Blau und
über Haufen verstreuter Häuser.
Wie ein Geschoss glänzt die S-Bahn.
Irgendwo dort unerreichbar.

(Kombinationen. Topografien. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. Lyrikedition 2000. Demand Buch & Media AG, München 2000. © Ida Heißenbüttel)

*Das Jahr 1951 markierte für Helmut Heißenbüttel (1921-1996), den großen Theoretiker der experimentellen Literatur, den Aufbruch in eine neue Poesie, die vor allem von Techniken des Rückgriffs lebt: von Zitat, Montage und Rekapitulation. Ein neues Gedicht-Genre ist für ihn das „Bruchstück", das er als Grundelement der lyrischen Rede definiert: „Bruchstücke eines Textes in den ständig andere / Texte eingeschoben werden." In diesem Sinn sind „Bruchstücke" torsohafte Gebilde, in denen aber durchaus herkömmliche impressionistische Bilder Platz finden können.*

Wer die „Bruchstücke" Heißenbüttels eingehend studiert, wird feststellen, dass diese Texte, die eine innovative Struktur und den „Bruch" mit alten Gedichtformen für sich beanspruchen, doch sehr viele traditionell-stimmungshafte Momente enthalten. So enthält Heißenbüttels Debütband „Kombinationen" (1954) nicht so sehr streng methodisch-serielle Texte, als vielmehr protokollhafte Deskriptionen, mithilfe derer die Welt inventarisiert wird.

**Helmut Heißenbüttel**

Das Sagbare sagen

das Sagbare sagen
das Erfahrbare erfahren
das Entscheidbare entscheiden
das Erreichbare erreichen
das Wiederholbare wiederholen
das Beendbare beenden
das nicht Sagbare
das nicht Erfahrbare
das nicht Entscheidbare
das nicht Erreichbare
das nicht Wiederholbare
das nicht Beendbare

das nicht Beendbare nicht beenden

1954/55

aus: Helmut Heißenbüttel: *Textbücher 1–6*, Klett-Cotta, Stuttgart 1980

*„Ich versuche mich redend an dem zu beteiligen was es zu sagen gibt": Mit diesem eher unspektakulären Satz hat der Dichter Helmut Heißenbüttel (1922–1996) das Ziel seiner Arbeit beschrieben. Damit war das Programm des traditionsbewussten Experiments umrissen, das Heißenbüttel seit Beginn seiner literarischen Arbeit, dem Gedichtband* Kombinationen *(1954), verfolgte: Es ging ihm um „Rekapitulationen" der in der Sprache angelegten Möglichkeiten.*

Mit dem für seine Frühphase typischen Reihungs-Stil betreibt Heißenbüttel in seinem 1954/55 entstandenen Gedicht, das in seinem Band *Topographien* in dichter Nachbarschaft zum Zyklus „Tautologien" steht, ein sprachliches Exerzitium: Was ist innerhalb der Sprache an Aussagen und Entdeckungen möglich? In seinen „Frankfurter Vorlesungen über Poetik 1963" verstieg er sich später zur These, dass moderne Literatur „eine Welt aus Sprache (kreiere) und sonst nichts", die abgelöst sei „von der Realwelt der sinnlichen Erfahrung".

**Helmut Heißenbüttel**

Heimweh

nach den Wolken über dem Garten in Papenburg
nach dem kleinen Jungen der ich gewesen bin
nach den schwarzen Torfschuppen im Moor
nach dem Geruch der Landstraßen als ich 17 war
nach dem Geruch der Kommissspinde als ich Soldat war
nach der Fahrt mit meiner Mutter in die Stadt Leer
nach den Frühlingsnachmittagen auf den Bahnsteigen der Kleinstädte
nach den Spaziergängen mit Lilo Ahlendorf in Dresden
nach dem Himmel eines Schneetages im November
nach dem Gesicht Jeanne d'Arcs in dem Film von Dreyer
nach den umgeschlagenen Kalenderblättern
nach dem Geschrei der Möwen
nach den schlaflosen Nächten
nach den Geräuschen der schlaflosen Nächte

nach den Geräuschen der schlaflosen Nächte

1951/52

aus: Kombinationen. Topographien, Lyrikedition 2000, Buch & Media Gesellschaft. München 2000

*Fast scheint es, als würde Helmut Heißenbüttel (1921-1996), der Großmeister der experimentellen Literatur, in diesem frühen Gedicht von 1951/1952 vorsätzlich gegen sein Programm der »antigrammatischen Fantastik« verstoßen. Als Theoretiker hatte der Autor stets eine Dichtkunst gefordert, in der »vielfach die grammatische Logik gegen sich selbst gekehrt« wird. Als Dichter riskierte er dann manch privatistische Notiz, in der autobiografische Realitätspartikel inventarisiert werden.*

In der Art einer leisen Litanei werden die Impressionen aus der versunkenen Kinderzeit, aus Jugend und frühem Erwachsenenleben heraufgerufen. Das Ich sammelt Gerüche der Kindheit, Empfindungen von Landschaften und Jahreszeiten, aber auch ästhetische Eindrücke. Am Ende stehen dann ganz leise, stille Momente. Die sinnliche Welt ist dem Ich zuletzt fast völlig entzogen, um so weiter öffnet sich dem Schlaflosen der Raum der Sehnsucht.

**Helmut Heißenbüttel**

Spielregeln auf höchster Ebene
Didaktisches Gedicht [1]

was tut man mit Überlegungen: man stellt sie an
was tut man mit Feststellungen: man trifft sie
was tut man mit Entschlüssen: man fasst sie
was tut man mit Abmachungen: man trifft sie
was tut man mit Verpflichtungen: man geht sie ein
was tut man mit Risiken: man geht sie auch ein
was tut man mit Fragen: man wirft sie auf
was tut man mit Problemen: man packt sie an
was tut man mit Antworten: man sucht und gibt sie
was tut man mit Lösungen: man sucht und findet sie
was tut man mit Widersprüchen: man löst sie auf
was tut man mit Rückschlägen: man begegnet ihnen
was tut man mit Fehlschlägen: man nimmt sie in Kauf

also Überlegungen anstellen
also Feststellungen treffen
also Entschlüsse fassen
also Abmachungen treffen
also Verpflichtungen eingehn und einlösen
also auch Risiken eingehn
also Fragen aufwerfen und stellen
also Probleme anpacken
also Antworten suchen und geben
also Lösungen suchen und finden
also Widersprüche auflösen
also Rückschlägen rechtzeitig begegnen
also Fehlschläge in Kauf nehmen
oder Überlegungen anstellen und in den Wind schlagen
oder Feststellungen treffen und in den Wind schlagen
oder Entschlüsse fassen und vermeiden
oder Abmachungen treffen und sich nicht daran halten
oder Verpflichtungen eingehn und nicht einlösen
oder Risiken eingehn und umgehn
oder keine Fragen stellen und sich selbst unwissend
oder Probleme nicht anpacken und sie bagatellisieren
oder Antworten suchen und nicht finden und ablehnen
oder Lösungen für unmöglich erklären
oder Widersprüche ignorieren
oder Rückschläge für unmöglich halten
oder Fehlschläge nicht einkalkulieren

was tut man also mit Überlegungen: man schlägt sie in den Wind
was tut man also mit Feststellungen: man treibt Schindluder damit
was tut man also mit Entschlüssen: man verschiebt sie auf morgen
was tut man also mit Abmachungen: man hält sich nicht daran
was tut man also mit Verpflichtungen: man geht sie gar nicht erst ein
was tut man also mit Risiken: man flieht sie
was tut man also mit Fragen: man stellt sie erst gar nicht
was tut man also mit Problemen: man geht ihnen aus dem Weg
was tut man also mit Antworten: man weiß keine
was tut man also mit Lösungen: man weiß keine
was tut man also mit Widersprüchen: man verschweigt sie
was tut man also mit Rückschlägen: man erkennt sie nicht

was tut man also mit Fehlschlägen: man übergeht sie mit Stillschweigen

[1] Heissenbüttel (geb. 1921) zu *Spielregeln auf höchster Ebene:*
„Die Aktualität des Gedichts (seine Gelegenheit) waren die Wahlen zum Deutschen Bundestag 1965. Das Gedicht, nach den Wahlen entstanden, versucht, von einer grammatisch-phraseologischen Versuchskette ausgehend, durch Umkehrung des banalen Sprachgebrauchs politische Verhaltensweisen in Frage zu stellen. Sein politisch konkreter Hintergrund ist die Regierungszeit des Bundeskanzlers Erhard. Diese ist jedoch nur exemplarischer Anlass.“ (Aus: H. DOMIN, Nachkrieg und Unfrieden, S.74)

**Helmut Heißenbüttel**

Trostsprüche (Auszug)

glitzernd schwarz überquert Hubschrauber Deichgelände
in wolkenleeren Himmel heben kahle Pappeln ihre Hände

wer träumend auf einem Kamel reitet ins eigene Grab
dem lächelt Fortuna entblößten Busens vom Himmel herab

Traumfinsternis in klebrig abbindendem Schlamm durchstampft
Puppe mit großem Kopf und dünnem Körper die Gefühl abdampft

Ungeduld
hat schuld

das definitive Ende von allem ist gewiss
was alles ist bleibt bis dahin ungewiss

(Textbuch 8. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1985.)

*Drei Jahrzehnte lang galt Helmut Heißenbüttel (1921-1996) als der gestrenge Doyen einer puristisch konzipierten experimentellen Literatur. In Techniken des Rückgriffs, in Zitat, Montage und Rekapitulation sammelte dieser Dichter die Redeweisen und Sprechtechniken seiner Zeitgenossen und ordnete sie in einem kombinatorischen und „antigrammatischen" Verfahren neu. Als dann 1985 Heißenbüttels „Textbuch 8" erschien, rieben sich seine Freunde und Kritiker verwundert die Augen.*

Heißenbüttel hatte sich im „Textbuch 8" auf seine Anfänge zurückbesonnen und statt unpersönlicher Montagetechniken mit einer autobiografischen Haltung überrascht. Unter ironischer Verwendung des Reims werden in den „Trostsprüchen" Stenogramme von Realitäts- und Bewusstseinsprozessen miteinander verbunden. Lässig reiht der Dichter Notat an Notat, Wahrnehmungsfragmente, Traumbilder, philosophische Splitter und Kalauer purzeln durcheinander.

**Helmut Krausser**

Heut ist wieder so ein Tag, nach dem
kein Tag vorbei sein wird. So angenehm
bedeutungslos, verläuft er halb, und halb
zerrinnt er, ohne Schmerzen, ohne Skalp.

Gleicht einem Baum, in dem die Nacht
mit ihrem Fallschirm hängenblieb.
Geträumt hab ich und nichts gemacht,
dahingelebt als Tagedieb.

Unter diesem Baum lag ich,
Und nickte ein. Und wühlte mich
in jene Nacht mit acht zurück.

Mit Keksen, Cola, Asterix
allein zuhaus, der Mastermix,
die Prinzenrolle. Mehr: Das Glück.

2003

aus: Helmut Krausser: Strom. Neunundneunzig neue Gedichte ('99–'03). Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2003

*In seiner fieberhaften Produktivität und seinem literarischen Entäußerungs-Rausch versucht sich der 1964 geborene Erzähler, Diarist und Gelegenheits-Komponist Helmut Krausser hin und wieder auch an den diversen Registern des lyrischen Sprechens. Der Zentralposition seines starken Ego gemäß, kokettiert er dabei mit einer selbstbewussten Schnoddrigkeit als Tonspur seiner Dichtung. Die Figur des Vaganten und Tagediebs erweist sich als bevorzugtes Identifikationsobjekt für diesen vor Selbstbewusstsein strotzenden Autor.*

Von der Tristesse des Alltags eingeholt, träumt sich das lyrische Subjekt dieses Gedichts in fast regressiver Weise in die Kindheit zurück. Obwohl er sein Poem mit ganz und gar zeitgenössischen Realien bestückt – mit „Keksen, Cola, Asterix " –, orientiert sich Krausser formal streng an klassischen Gedichtformen. Sein frei gehandhabtes Sonett, das er hier ebenso lässig wie virtuos instrumentiert, verbindet das unspektakulär Alltägliche mit den großen metaphysischen Fragen – den Fragen nach Vergänglichkeit und „Glück".

**Helmut Krausser**
im auto deines vaters

im auto deines vaters
wein aus seinem
keller trinken, nie hat ers
gemerkt, der zungenkuss,
deine hand an meinem
reißverschluss.

wie wenig damals viel war
gar nicht lange her

auf der brücke stehn,
dem mond im wasser
zuzusehn, und eine schar
enten mit dem luftgewehr
abzuknallen. schön.

wie wenig damals viel war.
gar nicht lange her.

(Strom. Neunundneunzig neue Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 2003)

*Man hat den Gedichten des Romanschreibers und Gelegenheitslyrikers Helmut Krausser (geb. 1964) eine großspurige Derbheit und eitle Kraftgebärden vorgeworfen. Dabei wird übersehen, dass der mit seinem Vitalismus etwas kokettierende Autor auch einige zart-elegische Gedichte geschrieben hat. Sein kleines Lied der Erinnerung zeigt die prinzipielle Differenz zwischen der Erfahrungswelt des Jugendalters und des Erwachsenendaseins.*

In der Zeit der Jugend ist jeder emotionale Augenblick eine sinnliche Sensation - dem Ältergewordenen bleibt nur der melancholische Rückblick. Gegen eine allzu stille Idyllik hat Krausser hier Konterbande eingeschmuggelt. Er lässt seinen lyrischen Helden das Töten von Enten als besonderen Glücksmoment schildern. Da bekommt der verklärte Blick zurück eine Fratze des Bösen.

**Helmut Krausser**

wir mieteten ein zimmer,
verschanzten uns für immer,
teilten koks und klopapier.
du hättest es ganz gut bei mir.

ich würde ausgesprochen
sanft sein und gut kochen
würde dich nicht nur verehren,
auch auf höchstniveau ernähren,

würde mit obszönen
versen dich verwöhnen
würde laute dir entlecken

die die halbe Stadt aufwecken,
gottverfluchte konjunktive,
wie gern ich mit dir schliefe.

nach 2003

aus: Plasma. Gedichte 2003-2007. DuMont Buchverlag, Köln 2007

*Liebeserklärungen laborieren mitunter an einer existenziellen Crux. Ihre Verfasser können sie lebensweltlich nicht Umsetzen, die formulierten Wunschbilder bleiben unerfüllbar, der Text verharrt im Modus des Konjunktivs. Und die Liebe schlägt um in Liebesschmerz. Helmut Krausser (geb. 1964) dagegen, der nie um eine vitale Kraftgebärde verlegene Erzähler und Gelegenheitslyriker, erzählt die Ballade seiner Liebeswünsche ganz ohne Melancholie - er bevorzugt den derben Charme des Hedonisten, der selbst bei erzwungenem Verzicht auf die Liebe noch genussfähig bleibt.*

Mit diesem rundum sinnlich aufgeladenen Liebesgedicht, das mit schönen Direktheiten nicht geizt, setzt Krausser die Tradition Bertolt Brechts (1898-1956) fort, dem es dereinst merklich Vergnügen bereitete, erotische Aktivität in elegante Verse zu transformieren. Was an Kraussers Versen berührt, ist die hinter Lässigkeit versteckte Tragik des gescheiterten Liebhabers, der seine Wünsche an den Irrealis delegieren muss.

**Hendrik Jackson**

Morgens

Kleine Mädchen laufen lustig
über lahmgelegte Straßen, fallen
hin, verletzen sich und ballen
ihre Fäuste; salzig, krustig
schmeckt die Wunde, wird zu Schorf.
Bäcker backen Brote und das Dorf
liegt im Ofenduft, auf manchem Dach
raucht es. Mir ist warm. Ich liege wach.

(In: Laute Verse. Hrsg. v. Thomas Geiger. DTV, München 2009)

*Der 1971 in Düsseldorf geborene Hendrik Jackson gehört zu den Dichtern, die sich spielend leicht in das freie assoziative Flotieren des Sprach-Bewusstseins einlassen können. Das Schreiben von Gedichten und das Übersetzen werden dort zu äquivalenten Prozessen, an denen der Dichter partizipiert, „sich sprachlicher Verlustierung ein Stück anvertrauend“. Im folgenden Gedicht, das an expressionistische Verfahren erinnert, zitiert Jackson Typus und Haltung einer berühmten Figur der russischen Literatur:*

Eine melancholische Stimmung suggeriert der Trochaeus dieser Verse. Welt kommt für den im Warmen Liegenden bloß als fernes Vorstellungs-Echo vor. In seiner Passivität erinnert das Subjekt des Gedichts an einen entfernten Verwandten des Adeligen Oblomow, jenes von Iwan Gontscharow verewigten „überflüssigen Menschen“, der zwar gebildet und wirklichen Idealen verpflichtet ist, der aber dazu verdammt scheint, nichts zu tun, während andere für ihn sorgen. Mit etwas Ironie darf hier auch ein Porträt des Erwerbslyrikers gesehen werden, der sich rein auf Preise und Stipendien verlässt.

**Hendrik Rost**

Auf Station

Das Neugeborene machte
beim Trinken ein Geräusch
wie ein Schlauchboot
mit einem Leck,

der Gaumen war tief
innen gespalten, das Kind
erzeugte beim Saugen
keinen Unterdruck.

Die Eltern gaben ihm
noch keinen Namen,
tröstend einzuhauchen.
Oder später bei Liebe.

Schreiend verbrachte es
Zeit unter Menschen.
Luft entwich, ein Pfiff,
aus dem offenen Ich.

um 2005

In: Neue Rundschau, Heft 1/2008. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008

*Der 1969 geborene Lyriker Hendrik Rost bevorzugt den Habitus der Sachlichkeit. Im Gedicht über das vom Jacobsen-Syndrom (gespaltener Gaumen) versehrte Neugeborene ist es gerade dieser präzise, scheinbar emotionsfreie Blick auf das hilflose Lebewesen, der den Leser tief erschüttert. Das lyrische Subjekt konzentriert sich auf den medizinischen Befund - und gerade durch diese bezwingende Nüchternheit wird das eingeschränkte Leben des Neugeborenen so schmerzhaft vergegenwärtigt.*

Auch so kann eine Poetik des Mitleids aussehen: Durch sachliche Mitteilungen wird der erbarmenswürdige Zustand eines Menschen evoziert. In der dritten und vierten Strophe wird die Empathie noch weiter vertieft: Das Neugeborene bleibt zunächst namenlos, als sei sein (möglicherweise sehr begrenztes) Leben von Beginn an verwirkt. Der Versehrte Körper als Zeichen für ein »offenes Ich« - Hendrik Rost hat ein sehr bewegendes Gedicht geschrieben.

**Hendrik Rost**

Defensive

Ein später Igel kam in den Garten, als Versteck
blieb ihm nur das vertraute Rund des Rückens,

das Laub war längst verbrannt, Früchte eingekocht,
das Jahr im Keller archiviert; wir wussten nicht,

ob er die Milch verträgt, die ihm schmeckt. In einer Kiste
im Keller träumte er sich schmaler, bald verschwunden

bis auf das Selbstverständliche, ein Häufchen Stacheln
zur Verteidigung. Wir hatten die Warnung im Warmen erhalten.

Zu schwach selbst für den Winter unter uns, starb er,
ausgezehrt im Schlaf, gegen Ende der kalten Zeiten.

*(Im Atemweg des Passagiers. Gedichte. Wallstein Verlag, Göttingen 2006)*

*Der 1969 geborene Lyriker Hendrik Rost gehört unter den Dichtern seiner Generation zu den zerebralen Typen, die keine naive lyrische Unmittelbarkeit mehr zulassen. Seine Gedichte verordnen sich zwar ein „schnurgerades Schauen“ auf die Dinge, reflektieren aber zugleich streng die Wahrnehmungsvoraussetzungen, unter denen dieses Schauen möglich ist. In seinen stärksten Texten drängt Rost jedes Kommentierbedürfnis zurück und vertraut ganz der Genauigkeit der Beobachtung:*

Die anrührende Geschichte des verirrten Igels, der in einem Garten Schutz sucht und sich unsichtbar zu machen sucht vor den zudringlichen Blicken einer feindlichen Außenwelt, kann man auch als symbolische Fallstudie lesen - als exemplarische Tragödie über das Scheitern eines Einzelgängers, der keine Chance hat auf ein gelingendes Leben. Das Gedicht ist 2004/2005 entstanden.

**Hendrik Rost**
Tauschbörse

Die Hebamme legte das Kind auf den Bauch
der Mutter und gab mir eine Schere.

Was ich tun sollte, war die Verbindung zwischen
Mutter und Baby trennen und dem Kind

Ein Leben schenken, das, so lange es dauerte,
von diesem Schnitt zusammengehalten wird.

Vielleicht wird es, wenn sein Vater stirbt,
und es in der Mitte des Lebens steht,

den Vater seiner Aufgabe entbinden,
die aus Distanz besteht. Mehr Nähe ist nicht.

(Hendrik Rost, Der Pilot in der Libelle. Wallstein Verlag, Göttingen 2010.)

*Der früheste Einschnitt in eine Lebensgeschichte, die Zertrennung der Nabelschnur zwischen Mutter und Baby, wird hier mit kühler Sachlichkeit kommentiert. Die symbiotische Mutter-Kind-Verbindung wird aufgetrennt, der Vater vollzieht den Einschnitt in den Körper. Der Lyriker Hendrik Rost (geb. 1969) entwickelt aus dieser anthropologischen Urszene eine dialektische Reflexion über Distanz und Nähe. Als zentrale „Aufgabe" der Vaterschaft erscheint der Vollzug der Trennung zum Kind, die Herstellung und späte Auflösung der Distanz.*

Hendrik Rost ist ein Dichter, der poetische Intensität durch den Habitus der Sachlichkeit herstellt. Es sind die scheinbare Unbewegtheit des lyrischen Ich und die nüchterne Lakonik des Tons, die hier um so schmerzhafter das Dilemma der Vaterschaft vor Augen treten lassen. Für einen Schockmoment sorgt auch der Titel des Gedichts, der elementare Lebensprozesse als Vorgänge an einer „Tauschbörse" (dis-)qualifiziert.

**Henning Ahrens**
Montag, du

Die Maus liegt da, von der Falle erschlagen.
Das Kätzchen schleckt die Milch vom Teller.

Ich schau auf dem Boden nach, suche im Keller,
durchstöbere Schuppen und Wäschekammer,

aber du bist verschwunden. Die Puschen
im Flur sind noch fußwarm, dein Mantel

riecht regennass, und in der Dusche
liegen drei dunkle Haare. Das Kätzchen,

inzwischen gesättigt, schlüpft schnurrend
in mein Bett - o Mann, mir wird immer

blümeranter ... Ich lösche die Lampen,
stolpere unterbelichtet durchs Zimmer,

ahnend: Man kann nicht alles ergründen.
Aber am Freitag werd ich dich finden.

(Kein Schlaf in Sicht. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Dieses Gedicht macht nicht viel Aufhebens von sich. Es liest sich wie ein Notat aus dem Diarium eines Verlassenen. Das einsame Ich erstellt einen Zwischenbericht und sammelt die Spuren eines auf unabsehbare Zeit verschwundenen Du. Der Lyriker und Erzähler Henning Ahrens (geb. 1964) hat der langen Literaturgeschichte der Liebe und des Verlassenwerdens ein weiteres kleines Kapitel hinzugefügt.*

Eine dergestalt kolloquial angelegte Lyrik, die sich in einer gewissen Lässig-, ja Zutraulichkeit ihren Lesern nähert, läuft Gefahr, sich vorbehaltlos einem entspannten Parlando-Ton zu überlassen. Hier wird die Schwermut aber kunstvoll hinter ironischen Beschwichtigungsgesten versteckt: „o Mann, mir wird immer / blümeranter ... „: Es wird als leichter Schwindel ausgegeben, was das Subjekt in Wahrheit tief erschüttert hat. Poetische Leichtigkeit und Zuversicht gelten als bewährte Gegenmittel gegen die drohende Melancholie.

**Henning Ahrens**

Niemals

Das letzte Licht ist im Rasen versickert,
ein Wind kommt auf
im Laub der Linden

und lindert das Fieber
meiner Kinder,
die mit dem Aus einer Liebe ringen,
die sie nicht kennen:

Frauen und Männer,
und was einander verbindet, muss enden,
weil keiner vom anderen weiß
und sich ändert
und Kreise sprengt
und das verschwendet,

was nicht mehr ist
und sein kann,

niemals.

(Kein Schlaf in Sicht. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Ein Gescheiterter zieht Bilanz nach dem Zusammenbruch seiner Liebe. Heilloser könnte sein Befund kaum ausfallen. Denn der Glaube an die Möglichkeit der Liebe ist dem Ich des Gedichts vollständig abhanden gekommen. Mehr noch: Das Misslingen der innigen liebenden Verbindung wird zum Naturgesetz transformiert. Das Versickern „des letzten Lichts“ korrespondiert mit der Auslöschung jedweder Hoffnung. Zurück bleiben traumatisierte Kinder.*

Die letzten drei Zeilen scheinen einen Schlussstrich zu ziehen - mit einer absoluten Negation, der totalen Verwerfung der Liebe. Man darf Ahrens’ Gedicht durchaus als das Ergebnis einer Selbsterkundung lesen. Der Schriftsteller und Übersetzer wurde 1964 im niedersächsischen Peine als Sohn eines Landwirts geboren und kehrte nach Jahren in Kiel und München wieder zurück in die niedersächsische Provinz, auf einen Bauernhof in Handorf unweit von Peine.

**Henning Ahrens**
Spalt

Nebenan fauchte der Wasserkessel,
da lagen wir auf den Wohnzimmerdielen,
schweigend und halb bekleidet, ein jeder
im Arm des andern geborgen.

Ich wollte ihr sagen, dass alles stimmte:
Die Haut, die Hand, das Herbstlicht draußen
es fiel in den Raum in allen Farben,
nicht grau, wie man erwartet hätte -,

doch meine Wörter versanken im warmen
Spalt, der zwischen den Körpern klaffte.
Auf blauer Flamme verkochte das Wasser,
das Kesselblech begann zu singen,

da lagen wir still und warteten lange
darauf, dass einer eine Brücke baute.

(Henning Ahrens, Kein Schlaf in Sicht. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Als ein auf dem Dorf aufgewachsener Bauernsohn musste der Dichter Henning Ahrens, 1964 in der Nähe von Peine geboren, nicht lange nach seinen Themen suchen. Kindheit und Jugend auf dem Land, die Arbeit auf den Feldern der Umgebung waren Erfahrungen, die er seit seinem Debütband „Lieblied was kommt“ (1998) in Poesie ummünzen konnte. Manche seiner Gedichte sind lyrische Glossen, satirisch, selbstironisch und tief durchtränkt von der Alltagswirklichkeit des Dichters.*

Ein Paar liegt, Arm in Arm und „halb bekleidet“ auf den Wohnzimmerdielen. Es ist scheinbar alles in Ordnung, doch gibt es da den merkwürdigen „Spalt“, der „zwischen den Körpern klaffte“. Während im Kessel das Wasser allmählich verkocht, liegen die vermeintlich Liebenden still - und warten. Worauf? Darauf, „dass einer eine Brücke baute“. Von der Schwierigkeit des „ersten Schritts“ erzählt uns dieses Gedicht, das, im Gegensatz zu seinen Protagonisten, auf direkte Weise eine recht verzwickte Situation beschreibt.

**Henning Ziebritzki**

Oben, im umgewandelten Postgebäude

Ich hatte den Abschluss vermasselt und fand mich allein
über der Stadt wieder, in einem Lokal, weit und übersichtlich
wie ein Landeplatz. Schönheiten schwirrten heran, nackt unter feinem
Riemengeflecht und probierten auf der Bühne eine Choreografie
zwischen schwarzen Kübeln, aus denen Tulpenbündel ragten.

Der Kellner war auch ein Künstler, aber ich war sehr durstig.
Wartend sah ich drei Kräne über dem riesigen Erdloch voller Wasser,
die sich gegeneinander drehten, ohne sich zu berühren,
während überfüllte Tonnen auf- und niederliefen. Wieder verfiel ich
in Mechanismen wie krankende Schwäne, altes Liedernagen.

Schließlich das Zeug, das ich endlich runterkippte - Rautenausschnitte
von Ziegelwänden und Himmel glänzten durch das irre Muster
der Verstrebungen, klar wie in Essig getaucht. Das müsse klingen
wie Aramäisch, verstand ich in fremder Sprache, und wurde von Maschinen,
sehr leisen, leer in ein anderes Reich getragen,

nach 2000

aus: Schöner Platz. Gedichte, zu Klampen Verlag, Springe 2007

*Wenn unsere zweckrationale Vernunft einen Moment aussetzt und die geschäftlichen Routinen versagen, dann öffnen sich die Sinne. In solchen unbewachten Augenblicken rücken die Mysterien dicht an uns heran. So auch bei dem lyrischen Protagonisten im Gedicht des 1961 geborenen Dichters Henning Ziebritzki. Das Ich ist hier in überirdisches Gelände geraten, in ein Lokal, das einen Panoramablick über die Stadt erlaubt.*

Plötzlich, beim scheinbar achtlosen Hinsehen auf das Getriebe des Alltags, erweitert sich die Wahrnehmung des Ich, wird offen für das Wunderbare. Ziebritzkis durstiger Held hat eine Niederlage erlitten, aber er sieht die Menschen und Dinge seiner Umgebung in neuem Licht. Zunächst sind es nur vorbeischwirrende Model-»Schönheiten«, danach schon die seltsame Choreografie schwankender, sich nie berührender Kräne. Schließlich kommt es zur mystischen Begegnung mit dem Unerhörten: Fetzen der religiösen Ursprache Aramäisch wehen heran und das Ich gleitet hinüber in den »anderen Zustand« bzw. »in ein anderes Reich«.

**Herbert Achternbusch**
Nichts tun

Nichts tun
Nichts sein
Selbst mit dem Gebet
Läuft die Zeit davon
Nur im Herbst eine Pflaume essen
Eine gelbe oder eine blaue

(Happy oder der Tag wird kommen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1975.)

*Der Filmemacher, Maler und Dichter Herbert Achternbusch, 1938 als Herbert Schild geboren, hat mit seiner subjektivistischen, alle Genres mischenden, bajuwarisch-bizarren Schreib-Kunst alle ästhetischen Konventionen aus den Angeln gehoben. 1964 debütierte Achternbusch als Lyriker (in der Literaturzeitschrift „Akzente“), daneben entstanden monochrom dunkle Bilder, Radierungen und in ihrer ketzerischen Komik eigensinnige Filme. Ein anarchischer Humor grundiert auch seine Gedichte.*

In einigen Miniaturen des Romans „Happy oder der Tag wird kommen“ (von 1975) versucht sich Achternbusch in minimalistischen Gedichten, die sich wenig um Bedeutungsreichtum kümmern, sondern eher seinen Ruf als „größten Darsteller der Egomanie“ (Martin Walser) bestätigen. In fast buddhistischer Manier zieht sich sein lyrisches ich auf schlichteste Lebensregungen zurück - mit einer kleinen Wendung ins Groteske.

**Herbert Achternbusch**

Olm von Laibach

Ich bin ein Olm von Laibach,
mein Vater war ein Olm von Laibach.
Ohne Verwandte, unter den Verwandten
waren keine Musikanten.

Die uns erkannten, nannten
uns Olme von Laibach
Wir spielten nie Schach.

1964

(In: Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums. Hrsg. v. Peter Hamm. Biederstein Verlag, München 1966; © Herbert Achternbusch

*Eins der absonderlichsten Lebewesen ist der Olm, eine molchartige Erdkröte, die fast ausschließlich in den unterirdischen Karstgewässern Sloweniens und Kroatiens lebt. Der Olm ist offenbar ein Lieblingstier des 1938 geborenen anarchistischen Poeten und Filmemachers Herbert Achternbusch, der in seinen Werken voll skurrilem Sprachwitz immer mal wieder ein Kamel, Schaf oder einen Wasserbüffel als Verbündete für seine provokative Perspektive mobilisiert.*

In der seltsam kauzigen Familien-Geneaolgie, die Achternbusch hier in seiner 1964 entstandenen Miniatur aufführt, steht ein Tier im Mittelpunkt, das wie kein anderes die Verborgenheit sucht. Der Olm, das extrem lichtscheue Wesen, ist auch eine sehr komische Allegorie des Künstlers, der die Einsamkeit und Weltabgewandtheit für sich beansprucht. Am Ende steht noch ein Kalauer, der dem Reimzwang geschuldet ist. Denn das Wort „Laibach“ hat nun mal wenig lautliche Entsprechungen.

**Herbert Keller**

Unsre Heimat
(Kinderchor Berlin/Hans Naumilkat 1955)

Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer
Unsre Heimat sind auch all die Bäume im Wald
Unsre Heimat ist das Gras auf der Wiese, das Korn auf dem Feld
Und die Vögel in der Luft und die Tiere der Erde
Und die Fische im Fluss sind die Heimat
Und wir lieben die Heimat, die schöne
Und wir schützen sie, weil sie dem Volke gehört
Weil sie unserem Volke gehört

**Herbert Rosendorfer**

Der Gott, der Eisen wachsen ließ

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
war wohl ein Arsch mit Ohren,
der hat im Kopf nur feinen Grieß,
das Hirn schon längst verloren.

Wie lieb dagegen ist der Gott,
der einst schuf Gummibären,
der könnte, Himmelsapperlott,
den andern manches lehren.

2002

aus: *Das Gedicht, Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik,* hrsg. v. Anton Leitner, Heft 9

*Auf dem blutigen Höhepunkt der napoleonischen Kriege hatte der vaterländische Dichter Ernst Moritz Arndt 1812 sein Kampflied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" verfasst, ein Text, der in seiner martialischen Phantasie davon träumt, mit dem „Franzosenblut" das „Eisen (zu) röten". Der 1934 geborene Schriftsteller Herbert Rosendorfer, bis 1997 Richter am Oberlandesgericht in Naumburg, gibt auf Arndts patriotisches Lied eine sarkastische Antwort.*

Arndt besang dereinst so pathetisch den „Heldentod", dass sich auch die Nationalsozialisten seiner chauvinistischen Töne bedienen konnten. Rosendorfer hat dagegen nur noch Spott für „eisenproduzierende" Götter übrig. Hier wird nicht mehr der Rausch der nationalen Erhebung stimuliert, hier werden gleich drei Mächte entzaubert: Patriotismus, Ehrfurcht und Gottesglaube.

**Hermann Allmers**

Feldeinsamkeit

Ich liege still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlass,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne, weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau wie schöne, stille Träume;-
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

*Es ist das Produkt einer spätromantischen Fantasie - die harmonische Verschmelzung von Mensch und Natur, das von jeder Bedrohung freie Naturidyll, das die diesseitige Existenz mit dem „seligen" Dasein nach dem Tod versöhnt.*
*Der Verfasser des Gedichts, der norddeutsche Marschendichter Hermann Allmers (1821-1902), hatte sich für die aufklärerischen Ideen des Vormärz begeistert und sich später den Freimaurern angeschlossen. Literarisch blieb er aber stets der Naturemphase Joseph von Eichendorffs (1787-1856) verpflichtet.*

Fast klingt es wie eine naive Übererfüllung des Eichendorffschen Naturenthusiasmus, wenn Allmers hier das Glücksversprechen vorbehaltlos an das „tiefe Blau" und die „weißen Wolken" des Himmels bindet. Naturschönheit wird in dem 1860 entstandenen Gedicht mit der sinnlichen Erfahrung der Ewigkeit gleichgesetzt. Nichts scheint hier der Seligkeit entgegenzustehen. Große Popularität erlangte das Gedicht durch seine Vertonung durch Johannes Brahms (1833-1897).

**Hermann Hesse**

Armer Teufel am Morgen nach dem Maskenball

Ich hab kein Glück. Zuerst war alles gut,
Sie saß auf meinem Knie und war ganz Glut,
Dann ist sie mit dem Pierrot fortgelaufen,
Und ich, vor Wut, fing wieder an zu saufen.

Jetzt hab ich ein paar Tischchen umgerissen
Und habe dieses Loch am Knie gekriegt
Und hab kein Geld mehr, und die Brille ist zerschmissen
Jawohl, du Teufelsweib, ich bin besiegt.

Und außer all der andern Schweinerei
Erst noch ein mehr als elendes Gewissen!
Ach wäre dieser Sonntag schon vorbei
Und ich und du und dieses ganze Leben!
Ich höre auf, ich muss mich übergeben.

1925/26

aus: Sämtliche Werke, Band 10: Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002

*Über die Qualitäten Hermann Hesses (1885-1962) als Lyriker wird noch immer gestritten. Hesse hat über 1600 Gedichte in volksliedhaften Formen geschrieben, die sich an klassisch-romantischen Traditionen orientieren. Lyrische Meditationen, Erlebnis- und Stimmungsgedichte verbinden sich mit mitunter betulichen Spruchweisheiten. Weniger bekannt sind die sogenannten »Krisis- Gedichte«.*

Um 1925/26 hat Hesse eine Reihe von Gedichten geschrieben, die von einer tiefen psychischen Krise zeugen und motivisch unmittelbar Eingang gefunden haben in seinen »Steppenwolf«-Roman. Die Verstörungen der Romanfigur Harry Haller werden vorweg genommen in den deprimierenden Erfahrungen des lyrischen Ich. Trunkenheit, Entgrenzung, Liebesenttäuschung und Depression nach dem Maskenball - all diese Erlebnisse teilt das lyrische Ich mit dem »Steppenwolf«.

**Hermann Hesse**

Der Mann von fünfzig Jahren

Von der Wiege bis zur Bahre
Sind es fünfzig Jahre,
Dann beginnt der Tod.
Man vertrottelt, man versauert,
Man verwahrlost, man verbauert
Und zum Teufel gehn die Haare.
Auch die Zähne gehen flöten,
Und statt dass wir mit Entzücken
Junge Mädchen an uns drücken,
Lesen wir ein Buch von Goethen.

Aber einmal noch vor'm Ende
Will ich so ein Kind mir fangen,
Augen hell und Locken kraus,
Nehm's behutsam in die Hände,
Küsse Mund und Brust und Wangen,
Zieh ihm Rock und Höslein aus.
Nachher dann in Gottes Namen
Soll der Tod mich holen. Amen.

1926/27

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992)

*Kurz vor Erreichen seines 50. Lebensjahres stellte sich Hermann Hesse (1877-1962) in seinem Tagebuch eine düstere Diagnose: „Ich schmeiße alles hin, mein Leben, ... ich alternder Mann." Auch Harry Haller, die Hauptfigur seines legendären „Steppenwolf"-Romans (von 1927), definiert den 50. Geburtstag als entscheidende Markierung, die den Weg in den Untergang weist: „Ich nahm mir vor, dass ich an meinem 50. Geburtstag, also in zwei Jahren, das Recht haben werde, mich aufzuhängen."*

In einem Gedicht aus dem Umfeld des „Steppenwolf"-Romans versucht Hesse der Todesgewissheit des fünfzigjährigen Mannes zu trotzen. Das Ergebnis ist ein Text, der zwischen Düsternis und Komik changiert. Auf die Verfallssymptomatik, die in der ersten Strophe ausgebreitet wird, folgt eine erotische Wunschfantasie des Dichters, in der die unerreichbaren jungen Mädchen sexuelle Beuteinstinkte des alternden Mannes wecken.

**Hermann Hesse**

Es liegt die Welt in Scherben

Leb wohl, Frau Welt
Einst liebten wir sie sehr,
Nun hat für uns das Sterben
Nicht viele Schrecken mehr.

Man soll die Welt nicht schmähen,
Sie ist so bunt und wild,
Uralte Zauber wehen
Noch immer um ihr Bild.

Wir wollen dankbar scheiden
Aus ihrem großen Spiel;
Sie gab uns Lust und Leiden,
Sie gab uns Liebe viel.

Leb wohl du Welt, und schmücke
Dich wieder jung und glatt,
Wir sind von deinem Glücke
Und deinem Jammer satt.

*(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992)*

*Von der Literaturkritik werden die Gedichte des Schriftstellers Hermann Hesse (1877-1962) wenig geschätzt; man wirft ihnen - nicht ganz zu Unrecht - vor, mit notorischer Simplizität zu langweilen. Andererseits hat Hesse mit seiner Kunst der Einfachheit und seinen Versen vom Alleinsein und Nichtverstandenwerden bei seinen Lesern ein Offenbarungsmoment getroffen: Hier sagt ein Dichter, was alle leiden. Auch in diesem düsteren Abschiedsgedicht, das im April 1944 entstand.*

Was auf den ersten Blick wie eine naive Abschiedsrede eines lebensweisen Dichters erscheinen mag, kann auch ganz anders gelesen werden: als bitterer Kommentar eines Exil-Autors zur Zerstörung seiner alten Welt. Im April 1944, als Hesse schon viele Jahre in der Schweiz lebte, wurde sein deutscher Verleger Peter Suhrkamp von den Nationalsozialisten verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt. Etwa zur gleichen Zeit erfolgten vernichtende Luftangriffe der Alliierten auf deutsche Städte.

**Hermann Hesse**

Im Nebel

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

1905

aus: Hermann Hesse: *Die Gedichte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1992

*Nach seinem erfolgreichen Romandebüt* Peter Camenzind *(1903), einer Hymne auf die langsame und tragische Bewegung in der Natur, beginnt für Hermann Hesse (1877–1962) die „bürgerliche Epoche" seines Lebens: Er heiratet 1904 und zieht in das entlegene Dorf Gaienhofen am Bodensee. „In Gaienhofen", so schreibt er später, „lebte ich acht Jahre, im Versuch, ein natürliches, fleißiges, der Erde nahes Leben zu führen." Dort entstand im November 1905 das berühmte Gedicht „Im Nebel".*

Was sich wie die Lebensbilanz eines altersweisen Schriftstellers liest, erweist sich als das lyrische Einsamkeits-Dogma eines gerade mal 28jährigen Autors. Das Ich Hesses sieht sich von allen guten Freunden und Geistern verlassen und wandert etwas gravitätisch, getragen von Kreuzreimen, durch einen „Nebel", der nicht zufällig das Palindrom von „Leben" ist.

**Hermann Hesse**

Leb wohl, Frau Welt

Es liegt die Welt in Scherben
Einst liebten wir sie sehr,
Nun hat für uns das Sterben
Nicht viele Schrecken mehr.

Man soll die Welt nicht schmähen,
Sie ist so bunt und wild,
Uralte Zauber wehen
Noch immer um ihr Bild.

Wir wollen dankbar scheiden
Aus ihrem großen Spiel;
Sie gab uns Lust und Leiden,
Sie gab uns Liebe viel.

Leb wohl du Welt, und schmücke
Dich wieder jung und glatt,
Wir sind von deinem Glücke
Und deinem Jammer satt.

1944

aus: Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1953, 1977

*Von der Literaturkritik werden die Gedichte des Schriftstellers Hermann Hesse (1877-1962) wenig geschätzt; man wirft ihnen - nicht ganz zu Unrecht - vor, mit notorischer Simplizität zu langweilen. Andererseits hat Hesse mit seiner Kunst der Einfachheit und seinen Versen vom Alleinsein und Nichtverstandenwerden bei seinen Lesern ein Offenbarungsmoment getroffen: Hier sagt ein Dichter, was alle leiden. Auch in diesem düsteren Abschiedsgedicht, das im April 1944 entstand.*

Was auf den ersten Blick wie eine naive Abschiedsrede eines lebensweisen Dichters erscheinen mag, kann auch ganz anders gelesen werden: als bitterer Kommentar eines Exil-Autors zur Zerstörung seiner alten Welt. Im April 1944, als Hesse schon viele Jahre in der Schweiz lebte, wurde sein deutscher Verleger Peter Suhrkamp von den Nationalsozialisten verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt. Etwa zur gleichen Zeit erfolgten vernichtende Luftangriffe der Alliierten auf deutsche Städte.

**Hermann Hesse**

Stufen

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entraffen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

**Hermann Hesse**
Vergänglichkeit

Vom Baum des Lebens fällt
Mir Blatt um Blatt,
O taumelbunte Welt,
Wie machst du satt,
Wie machst du satt und müd,
Wie machst du trunken!
Was heut noch glüht,
Ist bald versunken.
Bald klirrt der Wind
Über mein braunes Grab,
Über das kleine Kind
Beugt sich die Mutter herab.
Ihre Augen will ich wiedersehn,
Ihr Blick ist mein Stern,
Alles andre mag gehn und verwehn,
Alles stirbt, alles stirbt gern.
Nur die ewige Mutter bleibt,
Von der wir kamen,
Ihr spielender Finger schreibt
In die flüchtige Luft unsre Namen.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992)

*Man mag sich gegenüber diesen gravitätisch-feierlichen Versen von der Vergänglichkeit ein gewisses Misstrauen bewahren. Denn der zu poetischer Schlichtheit neigende Erzähler und Dichter Hermann Hesse (1877-1962) hat seine Botschaft von der Endlichkeit in allzu eingängige Bilder von Herbst, Blätterfall und Tod verpackt. Hinzu kommen einige Denkfiguren, die er den psychoanalytischen Schriften Carl Gustav Jungs (1875-1961) entnahm und die auch für den Roman „Der Steppenwolf“(1927) bedeutsam sind.*

Das Bild der „ewigen Mutter“ ist eine Anleihe bei einem Topos C.G. Jungs: Es meint den mythisch mütterlichen Urgrund, die „Magna Mater“, die große Erdenmutter, die aus dunklen und hellen Elementen besteht und zugleich Eros und Thanatos ist. Das Gedicht ist Bestandteil der im Juli und August 1919 niedergeschriebenen Erzählung „Klingsors letzter Sommer“, die von der letzten rauschhaften Lebensmonaten des Malers Klingsor handeln. Dort erfindet Hesse ein Alter Ego des Künstlers, den chinesischen Dichter Thu Fu, dem er das Vergänglichkeits-Gedicht in den Mund legt.

**Hermann Hesse**
Weil ich dich liebe

Weil ich dich liebe, bin ich des Nachts
So wild und flüsternd zu dir gekommen,
Und dass du mich nimmer vergessen kannst,
Hab ich deine Seele mit mir genommen.

Sie ist nun bei mir und gehört mir ganz
Im Guten und auch im Bösen;
Von meiner wilden, brennenden Liebe
Kann dich kein Engel erlösen.

(Die Gedichte. 1892-1962. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001)

*Die Liebe als Passion verwirklicht nicht immer die absolute Hingabe des Ich an ein Du. Eine altruistische Balance zwischen den von der Liebe Ergriffenen gibt es eher selten. Sie ist viel häufiger eine egoistische Besitzergreifung, die sich selbst das Recht auf den Raub der Seele des Anderen attestiert. In Hermann Hesses (1877-1962) Gedicht vollzieht der Liebende trotz bester Absichten diesen Raub, der das Objekt der Liebe in einen Status ewiger Abhängigkeit bringen soll. Dieses viel zitierte Hesse-Gedicht propagiert geradezu die Vereinnahmung des Du.*

Der „wilde“ Liebende Hesses glaubt sich legitimiert zur Aneignung der Geliebten - und sei es um den Preis der ewigen Unerlöstheit des Du. Trotz der eher prekären Botschaften dieses Gedichts nimmt es im Ranking der Lyrik- und Hesse-Liebhaber einen vorderen Platz ein. Denn die poetischen Topoi und metaphorischen Standards der Liebe werden hier so raffiniert gebündelt, dass man über das hier zugrunde liegende Evangelium des Egoismus großzügig hinwegsieht.

**Hermann Lingg**

Das Krokodil

Im heil’gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.
Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht’s.

1854

*Der heute vergessene Münchner Dichter Hermann Lingg (1820–1905) war ursprünglich Militärarzt, bis er nach einem blutigen Scharmützel im Gefolge der Revolutionsereignisse von 1848 einen Nervenzusammbruch erlitt und zwangspensioniert wurde. Seinen bescheidenen Ruhm verdankt er nicht seinen aufwändigen historischen Dramen und Versepen – z.B. der dreibändigen* Völkerwanderung *(1866–68) –, sondern einem heiteren Gedicht über ein Reptil.*

Das Gedicht begeisterte die Münchner Dichterfreunde Linggs so sehr, dass sie 1854, sehr bald nach der Niederschrift des Gedichts, einen nachgerade berühmten Dichterkreis nach dem „Krokodil“ benannten. Mit Weinlaubkränzen im Haar inszenierten die Dichter ihre Zusammenkünfte als weihevolle Rituale. Über den tieferen Sinn des grämlichen Reptils im Gedicht wurden schon abenteuerliche Spekulationen angestellt: Ein Interpret sieht darin das verdrossene, nicht zur Ruhe gekommene deutsche Volk.

**Hermann von Gilm**

Allerseelen

Stell’ auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag’ herbei
Und lass uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.

Gib mir die Hand, dass ich sie heimlich drücke,
Und wenn man’s sieht, mir ist es einerlei;
Gib mir nur einen deiner süßen Blicke,
Wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Toten frei;
Komm’ an mein Herz, dass ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

*Von den zahllosen Gedichten und Sonetten, die der Tiroler Jurist, Dichter und Freidenker Hermann von Gilm (1812-1864) geschrieben hat, ist der literarischen Nachwelt nur jenes im Gedächtnis geblieben, das duftende Blumenpracht mit einem katholischen Totengedenktag verbindet. Die Refrainzeile darin ist immerhin sprichwörtlich geworden: „Wie einst im Mai“.*

Das um 1840 verfasste Gedicht hat den Charakter einer rituellen Beschwörung: Denn eine verlorene Liebe soll im gemeinsamen Gespräch, durch Gesten, Berührungen und nicht zuletzt durch symbolische Handlungen - den Blumenschmuck - wieder zum Leben erweckt werden. Die da „von der Liebe reden“, scheinen sie nicht mehr zu besitzen. Die Musikalität dieser Zeilen hat den Komponisten Richard Strauss 1885 zu einer Vertonung angeregt. Zu vermuten ist auch eine literarische Einfluss-Linie: Reseden und Astern wurden später die Lieblingsblumen Gottfried Benns.

**Herta Müller**

Der eine Nachbar starb

DER EINE NACHBAR STARB zweimal im Bett im Januar
am selben Tag sogar in diesem und im nächsten
Jahr der andere saß mit seinem Schachbrett
vorm Haus zog die Quastenmütze und die Zeit
groß raus lachte verwirrt damit das Wetter besser
wird ich wiederum hielt eh nicht viel schier weniger
als ihr von mir so derart jung zog nur den
Vorhang an und lief durchs Fenster zur Beerdigung
zur Begleitmusik musste ich weinen dem einen
Kantor tropfte meine Nase auf den Schuh bis
es ihm zuwider war da riss er eins der Grablieder
aus seinem Notenbuch gab es mir als Taschentuch
und sagte wenn’s trocken ist krieg ich es wieder
ist das klar

*„Die Wörter gehören mir gar nicht“: So beschreibt die 1952 im rumänischen Nitzkydorf geborene Herta Müller ihre Collage-Dichtung als eine Poesie des gelenkten Zufalls. Tatsächlich sind die Elemente des „Alphabets der Angst“, das die Autorin aus Zeitungen und Illustrierten ausschneidet und dann zu einer kühnen Traumpoesie zusammenklebt, Bauteile einer vorgefundenen Sprache. Die Autorin spielt mit Binnenreimen und Assonanzen, die collagierten Gedichtzeilen changieren zwischen schwarzer Moritat und makabrem Bänkelsang.*

Aus der rumäniendeutschen Herkunftswelt Herta Müllers sind in diesen surrealistischen Collage-Poemen ständig präsent. So kann es plötzlich geschehen, dass ein Fremder vor der Tür steht und der geliebte Vater abgeholt wird. Oder ein Nachbar stirbt - wie in diesem nach 2000 entstandenen Gedicht - gleich zweimal. Es dominiert eine finstere Traumlogik. Und die Atmosphäre der Bedrohung will nicht weichen.

**Herta Müller**
Dicker Mond schneidet Zitrone




(Die blassen Herren mit den Mokkatassen. Rowohlt Verlag, Reinbek 2005.)

*„Collagen machen süchtig“, sagt die 1952 geborene rumäniendeutsche Schriftstellerin Herta Müller - und dieser Sucht verdanken wir schönste Wort-Bild-Kunstwerke, die mit weitaus größerer Kompositionsdisziplin erstellt sind als die Produkte der Dadaismus-Pioniere, die dereinst das poetische Spiel mit Zeitungsschnipseln erfanden. In ihrem Collagewerk „Die blassen Herren mit den Mokkatassen“ (2005) überschreitet Müller auf höchst artifizielle Weise die Grenzen zwischen Text und Bild.*

Herta Müller entzieht den Wörtern jede Vertrautheit, setzt aus unzähligen Zeitschriften und Trivial-Heftchen neue Wort- und Sinn-Einheiten zusammen. Aus vorgefundener Sprache entsteht ein eindringliches „Alphabet der Angst“, zwischen Wahrnehmung und Phantasmagorie schwebende Poeme, die oft wie eine Traumerzählung beginnen und dann unerwartet eine bedrohliche Richtung nehmen. Die alten Traumata aus der Ceausescu-Diktatur sind hier immer noch präsent: Plötzlich kann ein Scherge der Macht vor der Tür stehen und mit willkürlicher Verhaftung drohen.

**Herta Müller**
Es gibt Tage ...

ES GIBT TAGE, schwer wie Erde leer,
wie Wasser - manche Leute saufen
sich den Kapitän schön andere ziehen
auf dem Boulevard in der Innenstadt
den Hut im Quadrat ich stelle
manche Tage meinen Wecker auf
die Küchenwaage
wir wohnen hier im zehnten Stock - nur
gehört unser Wohnblock schon ab Schulterhöhe zur
himmlischen Monokultur sagt Zacherl der Herr
Veterinär vom Hippodrom er sitzt schräg
und richtet sich mit dem Teelöffel die Haare,
wenn ich ihn zu lang im Spiegel seiner
Tasse reden lasse obendrein zieht er
ein Stück extrafeinen Draht aus seinem Jackett
sehr zu empfehlen gegen die Nervosität
meint er wirklich sehr

(Im Haarknoten wohnt eine Dame. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2000)

*Es ist ein eigentümlich schwarzer Surrealismus, mit dem sich die Dichterin und Erzählerin Herta Müller (geb. 1952) an die verstörenden Urszenen und Traumata aus ihrer rumänien-deutschen Herkunftswelt herantastet. Traumfragmente, Zufallsfunde aus Zeitungen, Alltagsreden oder Kinderreime werden in einer makabren Collagen-Poesie zusammengeführt. Eine bizarre Traumlogik diktiert die Verse - in denen ständig gefährliche Überraschungen lauern.*

Zwischen „Wohnblock“ und „Boulevard“ wird das Ich von rätselhaften Vorkommnissen heimgesucht - diese Ereignisse fügen sich nirgendwo zu einer überschaubaren Ordnung, die ein logisches Ganzes ergäbe. Der Wecker auf der Küchenwaage findet zum „Herrn Veterinär vom Hippodrom“ wie in jener legendären, vom Surrealisten Lautréamont (1846-1870) geschilderten Begegnung „zwischen einem Regenschirm und einer Nähmaschine auf einem Seziertisch“. Stets tauchen in diesen Collage-Gedichten Zeichen des Unheimlichen auf - in diesem Fall ein „extrafeiner Draht“. Ist er nicht ein grausiges Tötungsinstrument?

**Hertha Kräftner**

Abends

Er schlug nach ihr. Da wurde ihr Gesicht
sehr schmal und farblos wie erstarrter Brei.
Er hätte gern ihr Hirn gesehn. - Das Licht
blieb grell. Ein Hund lief draußen laut vorbei.

Sie dachte nicht an Schuld und Schmerz und nicht
an die Verzeihung. Sie dachte keine Klage.
Sieh fühlte nur den Schlag vom nächsten Tage
voraus. Und sie begriff auch diesen nicht.

1950/51

(Kühle Sterne. Gedichte, Prosa, Briefe. Wieser Verlag, Klagenfurt 1997)

*„Wenn ich mich getötet haben werde ...“: Mit diesen Worten beginnt ein im März 1951 geschriebener Prosatext der Wiener Dichterin Hertha Kräftner (1928-1951), der das Schicksal, das die Autorin über sich verhängt, unwiderruflich besiegelt. Ein paar Monate später nahm sie sich mit dem Schlafmittel Veronal das Leben. Dass diesem Suizid furchtbare seelische Traumatisierungen vorausgingen, zeigt das erschütternde Gedicht „Abends“, das 1950/51 entstand.*

Finsterer und mitleidloser ist die Geschichte einer tragisch gescheiterten Liebe wohl nie lyrisch evoziert worden. Wer solche Gedichte schreibt, kann Wege in eine hellere Zukunft wohl kaum mehr finden. Auch die immer überstürzter begonnenen und beendeten Liebesaffären konnten die Dichterin vor ihren Depressionen nicht mehr schützen. Selbst der 1950 einsetzende schriftstellerische Erfolg konnte die Autorin von ihrem Weg in die Finsternis nicht abbringen.

**Hertha Kräftner**

Betrunkene Nacht

Der Gin schmeckt gleich um elf und drei,
das Soda nur wird schaler.
Wer will, der kann mich haben
für einen alten Taler.
Mein Bräutigam, mein Bräutigam
war einer von den sieben Raben,
der flog am Haus vorbei,
da war es zwölf vorbei,
mein Bräutigam, mein Bräutigam
tat einen dunklen Schrei
und wollte seinen süßen Schnabel
an meinem Herzen laben,
da spießte ihn ein fremder Mann
auf eine Silbergabel.
Nun kann mich jeder haben
für einen alten Taler.
Das Herz, mein Freund,
ist aber nicht dabei
bei diesem Preis,
dem Herzen, Freund, wird kalt und heiß
nur bei den Zärtlichkeiten eines Raben.
Darum auch haben
meine Freunde mich ertränkt…
Versprecht, dass ihr das Glas Chartreuse verschenkt,
in dem ich schwimme als ein gelbes Ei.

1951

aus: Hertha Kräftner: *Kühle Sterne. Gedichte, Prosa, Briefe.* Wieser Verlag, Klagenfurt 1997

*Der mit Todessehnsucht eingefärbte schwarze Existenzialismus, der schon die frühesten Gedichte der österreichischen Dichterin Hertha Kräftner (1928–1951) prägte, verfinstert auch die Texte, die sie am Ende ihres kurzen Lebens schrieb. Am 29. Juni 1951, wenige Monate vor ihrem Suizid, entwirft Kräftner das heillose Selbstporträt einer Frau, die sich, vom Geliebten verlassen und in komplizierte Liebeswirren verstrickt, zur Selbstdemütigung entschließt. Ein Zustand des wunschlosen Unglücks.*

Das Märchen der Gebrüder Grimm von den „sieben Raben“ liefert hier die Matrix für die Verlassenheitsphantasien des lyrischen Subjekts. Im Märchen sind die sieben Raben unerlöste Männer, die durch einen unbedachten Wunsch in Vögel verwandelt wurden (vgl. Lyrikkalender vom 3.2.2007). Bei Hertha Kräftner verkörpern die „sieben Raben“ die Geliebten, die dem Ich reihenweise abhanden kamen oder die sich gegenseitig mit körperlicher Gewalt zusetzten. Dem Ich bleibt nur die Selbstauflösung in Alkohol und das Feilbieten des eigenen Körpers.

**Hertha Kräftner**

Die Eltern im Herbst

Dann war es Herbst geworden
und da gefiel meinem kleinen Fensterbrettvogel
das Singen nicht mehr.
Aber dafür werden immer im Herbst
die Toten so unruhig,
und da kommt an manchen Abenden
mich mein Vater besuchen
und trägt einen blauen, wollenen Schal,
von dem meine Mutter sagt,
er hätte ihn am Tag meiner Geburt
im Eisenbahnabteil verloren.
Meine Mutter aber
verschenkt in jedem November
ein Stück von meines Vaters weißen Hemden.
Und zur gleichen Zeit,
wenn die Toten in ihren Gräbern
sich umdrehen,
bitten die jungen Frauen
ihren Mann um ein Kind.

(Kühle Sterne. Gedichte, Prosa, Briefe. Wieser Verlag, Klagenfurt 1997)

*Die Präsenz der Toten in den Texten der österreichischen Dichterin Hertha Kräftner (1928-1951) ist unübersehbar. Zur traumatischen Urszene ihres Lebens geriet die Begegnung mit russischen Soldaten, die 1945 in ihr Elternhaus eindrangen und ihren Vater tödlich verletzten. Dieser Schock hinterließ tiefe Spuren in ihrem schmalen Oeuvre. Eine unheilbare Verstörung, ausgelöst durch die Schrecken der Besatzungszeit und durch quälende Liebesbeziehungen, hat sich in ihre Dichtung eingeschrieben.*

In dem um 1950 entstandenen Gedicht kehrt der tote Vater des lyrischen Ich als Phantasmagorie zurück. Die Zeit der Unversehrtheit, symbolisch aufgerufen im „blauen, wollenen Schal“ und den „weißen Hemden“ des Vaters, blitzt als Erinnerungsbild auf. Am Ende folgt eine finstere Fantasie über das Zusammenfallen von Geburt und Tod. Der Unruhe der Toten, in denen die an ihnen begangenen Verbrechen weiter toben (weshalb sie sich „in ihren Gräbern umdrehen“) steht die ungebrochenen Erwartung der „jungen Frauen“ auf die Verheißung neuen Lebens gegenüber.

**Hilde Domin**

Köln

Die versunkene Stadt
für mich
allein
versunken.

Ich schwimme
in diesen Straßen.
Andere gehn.

Die alten Häuser
haben neue große Türen
aus Glas.

Die Toten und ich
wir schwimmen
durch die neuen Türen
unserer alten Häuser.

(Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1987)

*Eine Stadt ist versunken für immer, untergegangen wie die sagenhaften Städte Vineta und Atlantis in den Fluten des Meeres. Bevor die Dichterin Hilde Domin (1907-2006) nach Heidelberg kam und dort 1961 nach einer „linguistischen Odyssee" um den halben Erdball Wurzeln schlug, hat sie Köln, die Stadt ihrer Kindheit, versinken sehen: zuerst durch die Pogrome der Nationalsozialisten, später durch die alliierten Bomberflotten. In den Traumbildern des Gedichts erscheint dieser Untergang als große Flut.*

Hilde Domins Vater, ein jüdischer Rechtsanwalt, musste mit seiner Frau über die belgische Grenze fliehen, nachdem man jüdische Intellektuelle zur Demütigung auf Lastwagen durch Köln gekarrt hatte. Hilde Domin selbst ging schon 1932 nach Italien ins Exil, und gelangte erst später mit ihrem Mann Erwin Walter Palm in die Dominikanische Republik. Aber den verlorenen Ort ihrer glücklichen Kindheit, der im Gedicht fluid geworden ist und in dem man sich nur noch schwimmend fortbewegen kann, hat sie nie vergessen.

**Hilde Domin**

Linguistik

Du musst mit dem Obstbaum reden.

Erfinde eine neue Sprache,
die Kirschblütensprache,
Apfelblütenworte,
rosa und weiße Worte,
die der Wind
lautlos
davonträgt.

Vertraue dich dem Obstbaum an
wenn dir ein Unrecht geschieht.

Lerne zu schweigen
in der rosa
und weißen Sprache.

1961/62

aus: Hilde Domin: *Gesammelte Gedichte*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1987

*Als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts in Köln hat die Dichterin Hilde Domin (1909–2006) schon früh die Erfahrung des Ausgestoßenseins und Vertriebenwerdens durchleiden müssen. Diese Erfahrungen von Expatriierung und Sprachverlust haben sich in ihre Gedichte eingeschrieben. Während ihr jüdischer Dichterkollege Paul Celan auf das „furchtbare Verstummen“ und die „tausend Finsternisse todbringender Rede“ verwies, die seine Gedichtsprache zu durchlaufen hatte, reklamierte Hilde Domin stets das lyrische Wort als heile Gegenwelt.*

Die lyrische „Sprachwissenschaft“, von der ihr 1961/62 entstandenes Gedicht handelt, weist der Sprache des Gedichts magische Energien zu: Die Poesie ist zum direkten Gespräch mit der Natur befähigt. Die „neue Sprache“ wird dabei mit den Attributen der Reinheit und der Unschuld versehen: Es gibt „rosa und weiße Worte“, eine „Kirschblütensprache“ und „Apfelblütenworte“ – und den Farben weiß und rosa werden ja traditionell Zartheit, Verletzlichkeit und Unschuld zugeordnet.

**Hilde Domin**
Nacht

Man hat mich Tote aufs Wasser gelegt
ich fahre die Flüsse hinunter

die Rhône den Rhein den Guadalquivir
den Haifischfluss in den Tropen.

Am Meer die Särge.
Ich ohne Münze zwischen den Zähnen

ich treibe in meinem Bett
an den barmherzigen

Bewahrern
geliebter Toter vorbei

überzählig
unnützer als Treibholz

in den Tag.

(Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Der Traum der Emigrantin Hilde Domin (1909-2006) gebiert Ungeheuer. Eine Tote wird als offenbar nirgendwo zugehöriges Subjekt einem Gewässer überantwortet und treibt dahin auf europäischen Flüssen und auf einem tropischen „Haifischfluss". Größer könnte die Verlorenheit kaum sein. Es handelt sich offenbar um eine geächtete, von allen verstoßene Person, die selbst als Tote keine Heimat mehr findet.*

Noch nicht einmal die Fahrt ins Totenreich ist dieser Leiche garantiert. Denn in Anspielung auf den antiken Topos von der Münze, die man Verstorbenen unter die Zunge legt, damit sie vom Fährmann Charon sicher in den Hades geleitet werden, wird die Heillosigkeit dieses Schicksals bekräftigt: „Ich ohne Münze zwischen den Zähnen." Das Gedicht spiegelt in Form einer Todesfantasie die „linguistische Odyssee" Hilde Domins, die nach 1933 durch ein halbes Dutzend Länder bis in die Dominikanische Republik führte.

**Hilde Domin**

Rückzug

Ich bitte die Worte zu mir zurück
ich locke alle meine Worte
die hilflosen

Ich versammle die Bilder
die Landschaften kommen zu mir
die Bäume die Menschen

Nichts ist fern
alle versammeln sich
so viel Helle

Ich ein Teil von allem
kehre mit allem
in mich zurück
und verschließe mich
und gehe fort
aus der blühenden Helle
dem Grün dem Gold dem Blau
in das Erinnerungslose

(Der Baum blüht trotzdem. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1999)

*Im Gegensatz zu vielen ihrer lyrischen Zeitgenossen glaubte die Dichterin Hilde Domin (1909-2006) an den Erlösungscharakter des poetischen Worts. Ihr emphatisches Sprechen hatte immer etwas Beschwörendes. „Vertrauen, dieses schwerste/ ABC“- diese Gedichtzeile lässt sich als Motto ihrer Arbeit begreifen. Mit dem innigen Durchbuchstabieren dieses „Vertrauens“ begann 1957 eine beispiellose poetische Erfolgsgeschichte, die Domin in den sechziger Jahren zur gefragtesten Poetin der Bundesrepublik aufsteigen ließ.*

In einem sehr späten Gedicht, vermutlich in den 1990er Jahren entstanden, widmet sich das lyrische Ich ausschließlich der Erinnerung an diese poetische (Selbst-)Erlösung. Es ist ein poetisches Ritual der Selbstvergewisserung, die Verkündung eines endgültigen Rückzugs am Lebensabend. Was bleibt, ist die stille Introversion, die Bergung der Worte, Bilder und Landschaften in einer Innenwelt, in der alles hell zu leuchten beginnt.

**Hilde Domin**
Schöner

Schöner sind die Gedichte des Glücks.

Wie die Blüte schöner ist als der Stängel
der sie doch treibt
sind schöner die Gedichte des Glücks.

Wie der Vogel schöner ist als das Ei
wie es schön ist wenn Licht wird
ist schöner das Glück.

Und sind schöner die Gedichte
die ich nicht schreiben werde.

(Sämtliche Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Die Beschwörung der Schönheit und glückseliger Zustände hat die Lyrik der Moderne oft mit skeptischem Vorbehalt versehen oder vollständig durch radikalen Zweifel zersetzt.*
*Wenn Hilde Domin (1909-2006) in ihrem dritten Gedichtband „Hier“ (1970) diese Zustände unversehrter Schönheit und Glückseligkeit herbeizitiert, dann klingt das zunächst wie eine Vision der Befreiung, wie eine heilgeschichtliche Suggestion. Aber in die Zuversicht mischt sich eine Negation.*

Die beiden Schlussverse irritieren. Denn es sind die ungeschriebenen Gedichte, die vom lyrischen Ich als „schöner“ empfunden werden - nicht die geschriebenen. Die „Gedichte des Glücks“ - sie sind nicht einholbar durch die Schrift des lyrischen Subjekts. So wird man durch die Negation zurückverwiesen auf die dunkle Rückseite der „Schönheit“ - auf die Poesie, die, belehrt durch geschichtliche Erfahrung, vom Unglück spricht.

**Hilde Domin**

Spätsommer

Da du die Zeitung liest
sehe ich das Gras an,
grünes neues Gras
unter dem gelben.

Wenn du sehr liebst,
werden die Haare wieder dunkel.
Wenn du sehr liebst,
werden die Haare weiß.

(Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1987)

*Ein Spätsommertag, zwei Liebende im Gras. Allerdings auf Abstand. Die Sehnsucht des Ich nach Nähe findet zunächst keine Resonanz. Der Augenblick gelingt nicht. Denn das Du des Gedichts, der Geliebte, verbarrikadiert sich hinter einer Zeitung. So sind es die Naturzeichen, die sprechen: von Vergänglichkeit.*

Hilde Domins (1909-2006) Gedicht ist um 1959/60 in Spanien entstanden, kurz bevor ihre lange Irrfahrt durch ganz Europa zu Ende ging und sie gemeinsam mit ihrem Mann, dem Dichter und Philologen Erwin Walter Palm (1910-1988), nach Heidelberg zurückkehrte. 1932 hatte ihre gemeinsame Flucht vor den Nazis begonnen, die zunächst nach Italien und England und schließlich in die Dominikanische Republik führte - ein Dichterpaar in poetischer Symbiose. Die Vergänglichkeit, so will es diese lyrische Liebeserklärung Hilde Domins, kann der innigen Verbundenheit zwischen Ich und Du nichts anhaben.

**Hilde Domin**
Traumwasser

Traumwasser
voll ertrunkener Tage.

Traumwasser
steigt in den Straßen.

Traumwasser
schwemmt mich hinweg.

(Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1987)

*Seit der literarischen Romantik gilt der Traum nicht mehr als blendendes Trugbild oder leere Gaukelei der Imagination, sondern als enger Wahlverwandter der Poesie und als Spiegel der Seele. In Hilde Domins (1909-2006) Gedicht ist es ein unfestes, fluides Element, das im Traum dominiert und die Herrschaft über die Realität übernimmt: das Wasser.*

Es ist offenbar ein Vorgang der Überflutung, der hier alles aus den alten Welt-Verankerungen löst: Das „Traumwasser" überschwemmt jeden Lebensbereich - die vertrauten Koordinaten der Alltagswelt (die Straßen) wie auch das lyrische Subjekt selbst. Es wäre aber rein spekulativ, hier eine Traumdeutung nach psychoanalytischem Muster zu entwickeln und aus der Dominanz des „Traumwassers" eine Befindlichkeit des Ich herauszupräparieren. Der Reiz des 1961/62 in Heidelberg entstandenen Textes besteht doch darin, dass durch die Sprache selbst, durch die poetische Fügung vom „Traumwasser" der Stoff der Welt verflüssigt wird.

**Hilde Domin**

Wer es könnte

Wer es könnte
die Welt
hochwerfen
dass der Wind
hindurchfährt.

1962/63
aus: Hilde Domin: *Gesammelte Gedichte*, S. Fischer Verlag. Frankfurt a.M. 1987

*Für die junge Kölner Philosophiestudentin Hilde Domin (1909–2006), Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts, ging die Welt der Kindheit jäh zu Ende, als Anfang der dreißiger Jahre antisemitische Sturmtrupps durch Deutschland zogen. Lange Jahre der Flucht folgten. Die Dichterin, die erst im Exil in Santo Domingo zu schreiben begann, hat jedoch stets an ihrer Poetik der Zuversicht und an dem „Dennoch jedes Buchstabens" festgehalten.*

Es ist nur ein kurzer Augenblick der Utopie, der in dieser um 1962/63 in Heidelberg entstandenen Miniatur festgehalten wird. Das Schwere der Welt, all die Belastungen aus der Geschichte und verfinsterten Gesellschaftsverhältnissen, werden für einen kurzen Moment aufgehoben, verwandelt in Leichtigkeit. „Die Welt hochwerfen": Nur dem Gedicht gelingt diese fantastische Tat, nur der Poesie ist es möglich, dem Wind Räume zu eröffnen, um die Welt leicht, beweglich und durchsichtig zu machen.

**Horst Bienek**

Klatsch am Sonntagmorgen

Wer mit wem?
Die mit dem!
Der mit der?
(Ohne Gewähr)
Sie und er?
Der und er??
Wer ist wer?
Wir mit ihr?
Sie mit dir!
(Am Klavier)
Du mit ihm!
Sie mit him!
Ich und du?
Who is who?

1963/64

aus: Die Meisengeige. Zeitgenössische Nonsensverse. Hrsg, von Günter Bruno Fuchs. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1968

*Als Sohn eines deutschen Vaters und einer polnischen Mutter in Gleiwitz geboren, hat sich Horst Bienek (1930-1990) zeitlebens der literarischen Beschwörung seiner verlorenen oberschlesischen Heimat gewidmet. 1946 war er mit großen Hoffnungen in die damalige Sowjetische Besatzungszone gekommen, wo er 1951 der Theaterklasse Bert Brechts beitrat. Mit 21 Jahren verhaftete man den jungen Sozialisten wegen der Verteilung systemkritischer Flugblätter; Bienek wurde von der russischen Besatzung zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und musste vier Jahre in einem Lager im Nordural verbringen, bis er durch eine Amnestie frei kam.*

Der einstige Assistent Bert Brechts fühlte sich auch nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik den poetischen Verfahren des Meisters verpflichtet. Dass Horst Bienek auch versiert war im filigranen Sprachspiel, das zeigt dieser schöne, um 1964 entstandene Abzählreim über passende und unpassende Konstellationen von Männern und Frauen, ein heiteres Wechselspiel mit diversen Personalpronomina - und mit offenem Ausgang.

**Horst Bienek**

Klatsch am Sonntagmorgen

Wer mit wem?
Die mit dem!
Der mit der?
(Ohne Gewähr)
Sie und er?
Der und er??
Wer ist wer?
Wir mit ihr?
Sie mit dir!
(Am Klavier)
Du mit ihm!
Sie mit him!
Ich und du?
Who is who?

1963/64

aus: Die Meisengeige. Zeitgenössische Nonsensverse. Hrsg, von Günter Bruno Fuchs. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 1968

*Ah Sohn eines deutschen Vaters und einer polnischen Mutter in Gleiwitz geboren, hat sich Horst Bienek (1930-1990) zeitlebens der literarischen Beschwörung seiner verlorenen oberschlesischen Heimat gewidmet. 1946 war er mit großen Hoffnungen in die damalige Sowjetische Besatzungszone gekommen, wo er 1951 der Theaterklasse Bert Brechts beitrat. Mit 21 Jahren verhaftete man den jungen Sozialisten wegen der Verteilung systemkritischer Flugblätter; Bienek wurde von der russischen Besatzung zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und musste vier Jahre in einem Lager im Nordural verbringen, bis er durch eine Amnestie frei kam.*

Der einstige Assistent Bert Brechts fühlte sich auch nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik den poetischen Verfahren des Meisters verpflichtet. Dass Horst Bienek auch versiert war im filigranen Sprachspiel das zeigt dieser schöne, um 1964 entstandene Abzählreim über passende und unpassende Konstellationen von Männern und Frauen, ein heiteres Wechselspiel mit diversen Personalpronomina - und mit offenem Ausgang.

**Hugo Ball**

An lichtgewobener Kette

An lichtgewobener Kette muss ich hängen
Aus hohen Himmeln in das trübe Leben,
Genötigt hin und her zu schweben,
Weil sanfte Ätherwellen mich bedrängen.

Man haucht mich an mit Worten und mit Klängen,
Und schon will meine Flügelwaage beben.
Um die Erschütterungen aufzuheben,
Dreh ich mich in den ewigen Gesängen.

So sieht man wohl in frommen Kemenaten
Aus Watte und aus Werg an einem Faden
Die Geistestaube schweben im Geviert.

Sie lauschet unter Kerzen und Gebeten
Den sieben Gaben und den scheuen Reden,
Dieweil ein Krönlein ihre Haube ziert.

**Hugo Ball**

Cabaret

1.

Der Exhibitionist stellt sich gespreizt am Vorhang auf
und Pimpronella reizt ihn mit den roten Unterröcken.
Koko der grüne Gott klatscht laut im Publikum.
Da werden geil die ältesten Sündenböcke.

Tsingtara! Da ist ein langes Blasinstrument.
Daraus fährt eine Speichelfahne. Darauf steht: „Schlange".
Da packen alle ihre Damen in die Geigenkästen ein
und verziehen sich. Da wird ihnen bange.

Am Eingang sitzt die ölige Camödine.
Die schlägt sich die Goldstücke als Flitter in die Schenkel.
Der sticht einer Bogenlampe die Augen aus.
Und das brennende Dach fällt herunter auf ihren Enkel.

2.

Von dem gespitzten Ohr des Esels fängt die Fliegen
ein Clown, der eine andre Heimat hat.
Durch kleine Röhrchen, die sich grünlich biegen,
hat er Verbindung mit Baronen in der Stadt.

In hohen Luftgeleisen, wo sich enharmonisch
die Seile schneiden, drauf man flach entschwirrt,
Versucht ein kleinkalibriges Kamel platonisch
zu klettern; was die Fröhlichkeit verwirrt.

Der Exhibitionist, der je zuvor den Vorhang
bedient hat mit Geduld und Blick für das Douceur,
vergisst urplötzlich den Begebenheitenvorgang
und treibt gequollene Mädchenscharen vor sich her.

**Hugo Ball**

Das Gespenst

Gewöhnlich kommt es, wenn die Lichter brennen.
Es poltert mit den Tellern und den Tassen.
Auf roten Schuhen schlurrt es in den nassen
Geschwenkten Nächten und man hört sein Flennen.

Von Zeit zu Zeit scheint es umherzurennen
Mit Trumpf, Atout und ausgespielten Assen.
Auf Seil und Räder scheint es aufzupassen
Und ist an seinem Lärmen zu erkennen.

Es ist beschäftigt in der Gängelschwemme
Und hochweis weht dann seine erzene Haube,
Auf seinen Fingern zittern Hahnenkämme,

Mit schrillen Glocken kugelt es im Staube.
Dann reißen plötzlich alle wehen Dämme
Und aus der Kuckucksuhr tritt eine Taube.

**Hugo Ball**

Der Büßer

Verdorrt der Mund und trocken die Gedärme
So tanze ich um meinen eignen Schatten.
Aus meinem Bette spiel ich mit den Ratten
Und sauge aus den Fingern mir die Wärme.

Damit ich mich nicht allzu bitter härme
Ließ eine güt’ge Macht mein Herz ermatten.
Die Sehnsucht starb. Nur meine nimmersatten
Verflogenen Ohren hängen noch am Lärme.

Da ich mich also in mir selbst verfangen
Bin ich auch meinen Häschern nicht entgangen
Und teile die Gemeinschaft schriller Käuze.

Im Lappenkleide und bedeckt mit Schorfen
Werd täglich ich den Wärtern vorgeworfen,
Die striegeln mich mit einem Eisenkreuze.

**Hugo Ball**

Der Dorfdadaist

In Schnabelschuhen und im Schnürkorsett
Hat er den Winter überstanden,
Als Schlangenmensch im Teufelskabinett
Gastierte er bei Vorstadtdilettanten.

Nun sich der Frühling wieder eingestellt
Und Frau Natura kräftig promenierte,
Hat ihn die Lappen- und Attrappenwelt
Verdrossen erst und schließlich degoutieret.

Er hat sich eine Laute aufgezimmert
Aus Kistenholz und langen Schneckenschrauben,
Die Saiten rasseln und die Stimme wimmert,
Doch lässt er sich die Illusion nicht rauben.

Er brüllt und johlt, als hinge er am Spieße.
Er schwenkt juchelend seinen Brautzylinder.
Als Schellenkönig tanzt er auf der Wiese
Zum Purzelbaum der Narren und der Kinder.

**Hugo Ball**

Der gefallene Cherub

Er kreiste um die gläsernen Pilaster
Und hob die Stimme, dass er gellend riefe.
Es glänzte seines Fluges Hieroglyphe
Im Tempelbau der großen Zoroaster.

Da war’s, als ob der Atem uns entschliefe.
Es sank sein Haupt, wie eine Riesenaster,
Umhüllt von schweren Schwingen seiner Laster
Verschlang ihn eine bodenlose Tiefe.

Wir sahens wohl und uns beschlich ein Sehnen
Nach Untergang und gallgetränkten Tränen
Zu schlürfen aller Trauermeere Flut.

Vergiftet fühlten wir das eigene Wähnen
Und ein Verlangen, uns dort anzulehnen,
Wo der versunkenste der Engel ruht.

**Hugo Ball**

Der grüne König

Wir, Johann, Amadeus Adelgreif,
Fürst von Saprunt und beiderlei Smeraldis,
Erzkaiser über allen Unterschleif
Und Obersäckelmeister vom Schmalkaldis

Erheben unsern grimmen Löwenschweif
Und dekretieren vor den leeren Saldis:
„Ihr Räuberhorden, eure Zeit ist reif.
Die Hahnenfeder ab, Ihr Garibaldis!

Man sammle alle Blätter unserer Wälder
Und stanze Gold daraus, soviel man mag.
Das ausgedehnte Land braucht neue Gelder.

Und eine Hungersnot liegt klar am Tag.
Sofort versehe man die Schatzbehälter
Mit Blattgold aus dem nächsten Buchenschlag.“

**Hugo Ball**
Der Henker

Ich kugle Dich auf Deiner roten Decke.
Ich bin am Werk: blank wie ein Metzgermeister.
Tische und Bänke stehen wie blitzende Messer
der Syphiliszwerg stochert in Töpfen voll Gallert und Kleister.

Dein Leib ist gekrümmt und blendend und glänzt wie der gelbe Mond
deine Augen sind kleine lüsterne Monde
dein Mund ist geborsten in Wollust und in der Jüdinnen Not
deine Hand eine Schnecke, die in den blutroten Gärten voll Weintrauben und Rosen wohnte.

Hilf, heilige Maria! Dir sprang die Frucht aus dem Leibe
sei gebenedeit! Mir rinnt geiler Brand an den Beinen herunter.
Mein Haar ein Sturm, mein Gehirn ein Zunder
meine Finger zehn gierige Zimmermannsnägel
die schlage ich in der Christenheit Götzenplunder.

Als dein Wehgeschrei dir die Zähne aus den Kiefern sprengte
da brach auch ein Goldprasseln durch die Himmelssparren nieder.
Eine gigantische Hostie gerann und blieb zwischen Rosabergen stehen
ein Hallelujah gurgelte durch Apostel- und Hirtenglieder.

Da tanzten nackichte Männer und Huren in verrückter Ekstase
Heiden, Türken, Kaffern und Muhammedaner zumal
Da stoben die Engel den Erdkreis hinunter
Und brachten auf feurigem Teller die Finsternis und die Qual.
Da war keine Mutterknospe, kein Auge mehr blutunterlaufen und ohne Hoffen
Jede Seele stand für die Kindheit und für das Wunder offen.

**Hugo Ball**

Der Literat

Ich bin der große Gaukler Vauvert.
In hundert Flammen lauf ich einher.
Ich knie vor den Altären aus Sand,
Violette Sterne trägt mein Gewand.
Aus meinem Mund geht die Zeit hervor,
Die Menschen umfass ich mit Auge und Ohr.

Ich bin aus dem Abgrund der falsche Prophet,
Der hinter den Rädern der Sonne steht.
Aus dem Meere, beschworen von dunkler Trompete,
Flieg ich im Dunste der Lügengebete.
Das Tympanum schlag ich mit großem Schall.
Ich hüte die Leichen im Wasserfall.

Ich bin der Geheimnisse lächelnder Ketzer,
Ein Buchstabenkönig und Alleszerschwätzer.
Hysteria clemens hab ich besungen
In jeder Gestalt ihrer Ausschweifungen.
Ein Spötter, ein Dichter, ein Literat
Streu ich der Worte verfängliche Saat.

**Hugo Ball**

Der Pasquillant

Auch konnt es unserm Scharfsinn nicht entgehen,
Dass ein Herr Geist uns zu bemäkeln pflegt,
Indem er ein Pasquill zusammenträgt,
Das ihm die Winde um die Ohren säen.

Bald kritzelt er, bald hüpft er aufgeregt
Um uns herum, dann bleibt er zuckend stehen
Und reckt den Schwartenhals, um zu erspähen,
Was sich in unserm Kabinett bewegt.

Den Bleistiftstummel hat er ganz zerbissen,
Die Drillichnaht ist hinten aufgeschlissen,
Doch dünkt er sich ein Diplomatenjäger.

De fakto dient bewusster Schlingenleger
Dem Kastellan als Flur- und Straßenfeger
Und hat das Recht die Kübel auszugießen.

**Hugo Ball**

Der Schizophrene

Ein Opfer der Zerstückung, ganz besessen
Bin ich - wie nennt ihr's doch? - ein Schizophrene.
Ihr wollt, dass ich verschwinde von der Szene,
Um euren eigenen Anblick zu vergessen.

Ich aber werde eure Worte pressen
In des Sonettes dunkle Kantilene.
Es haben meine ätzenden Arsene
Das Blut euch bis zum Herzen schon durchmessen.

Des Tages Licht und der Gewohnheit Dauer
Behüten euch mit einer sichern Mauer
Vor meinem Aberwitz und grellem Wahne.

Doch plötzlich überfällt auch euch die Trauer.
Es rüttelt euch ein unterirdischer Schauer
Und ihr zergeht im Schwunge meiner Fahne.

*Sein Plädoyer für die schöpferische Kraft der Schizophrenie hat der Dadaist, poetische Freigeist und fromme Mystiker Hugo Ball (1886-1927) seinem Freund Hermann Hesse zugeeignet. Es steht an sechster Stelle eines Zyklus mit „Schizophrenen Sonetten", der im Winterhalbjahr 1923/24 entstanden ist. Balls Gefährtin Emmy Hennings formulierte starke Zweifel an der Qualität dieses Sonetts: „Er (der Schizophrene) darf nicht aus seiner Verzauberung, von der (er) selbst nichts weiß, herausgehen ..."*

Weil Ball hier den Schizophrenen nicht als pathologischen Fall, sondern als schöpferischen Geist schildert, reagierten manche Leser gereizt. Das letzte Terzett kehrt ja die Verhältnisse um: Die Gesellschaft will sich vor dem „grellen Wahn" des Kranken schützen, gerät aber in den Sog von dessen dynamischem Lebenswillen und Welteroberungsfantasie.

**Hugo Ball**

Der Schizophrene

Ein Opfer der Zerstückung, ganz besessen,
Bin ich - wie nennt ihrs doch? - ein Schizophrene.
Ihr wollt, dass ich verschwinde von der Szene,
Um euren eignen Anblick zu vergessen.

Ich aber werde eure Worte pressen
In des Sonettes dunkle Kantilene.
Es haben meine ätzenden Arsene
Das Blut euch bis zum Herzen schon durchmessen.

Des Tages Licht und der Gewohnheit Dauer
Behüten euch mit einer sichern Mauer
Vor meinem Aberwitz und grellen Wahne.

Doch plötzlich überfällt auch euch die Trauer.
Es rüttelt euch ein unterirdischer Schauer
Und ihr zergeht im Schwunge meiner Fahne.

*Nachdem er sich demonstrativ von dem von ihm mitbegründeten Spektakulum des Dadaismus distanziert hatte, ließ der eigensinnige Freigeist und Mystiker Hugo Ball (1886-1927) ein paar Jahre seine Gedichtproduktion ruhen. Um den Jahreswechsel 1923/24 besann er sich wieder seiner poetischen Leidenschaft und verfasste einen Zyklus „schizophrener Sonette“, den er seinem Freund Hermann Hesse (1877-1962) zum 47. Geburtstag zueignete.*

Ball hatte sich zuvor mit der „Bildnerei der Geisteskranken“ befasst, die der Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn 1922 erstmals der Öffentlichkeit zugänglich machte. Der Dichter spricht hier in der Maske des schizophrenen Künstlers, der sich gegen die rationalen Limitierungen der Wahrnehmung auflehnt. Balls Ehefrau Emmy Hennings formulierte gegen das Gedicht einen berechtigten Einwand: „Der Schizophrene“ könne nicht aus seiner Verzauberung heraustreten, Balls Gedicht dagegen nehme eine distanzierte Perspektive auf die Krankheit ein.

**Hugo Ball**

Die Erfindung

Als ich zum ersten Male diesen Narren
Mein neues Totenwäglein vorgeführt,
War alle Welt im Leichenhaus gerührt
Von ihren Selbstportraits und anderen Schmarren.

Sie sagten mir: nun wohl, das sei ein Karren,
Jedoch die Räder seien nicht geschmiert,
Auch sei es innen nicht genug verziert
Und schließlich wollten sie mich selbst verscharren.

Sie haben von der Sache nichts begriffen,
Als dass es wurmig zugeht im Geliege
Und wenn ich mich vor Lachen jetzt noch biege,

So ist es, weil sie drum herum gestanden,
Die Pfeife rauchten und den Mut nicht fanden,
Hineinzusteigen in die schwarze Wiege.

**Hugo Ball**

Die Schlange Waga

Wer kennt mich noch? Ich trug die Persermütze.
Es spiegelte darin der Schlange Bild.
Ihr grauer Blick, der mich gefangen hielt,
Verwehrte mir des Paradieses Spitze.

Die Lanze schwang ich bis zu ihrem Sitze.
Die Schlange schnellte auf, sie ringelte sich wild.
Es zischte ihres Kopfes schmaler Schild.
Und ich verschwand in ihr gleich einem Blitze.

Da war ich Vater, Mutter, Sohn zugleich,
Und fand mich lächelnd nun in ihrem Leibe.
Vor mir erhellte sich ein Lotosteich.

Ich ward hinabgetaucht von einem Weibe.
Und neugeboren trieb ich mit der Flut
Als jüngstes Kind aus ihres Schoßes Hut.

**Hugo Ball**

Die Sonne

Zwischen meinen Augenlidern fährt ein Kinderwagen.
Zwischen meinen Augenlidern geht ein Mann mit einem Pudel.
Eine Baumgruppe wird zum Schlangenbündel und zischt in den Himmel.
Ein Stein hält eine Rede. Bäume in Grünbrand. Fliehende Inseln.
Schwanken und Muschelgeklingel und Fischkopf wie auf dem Meeresboden.

Meine Beine strecken sich aus bis zum Horizont. Eine Hofkutsche knackt
Drüber weg. Meine Stiefel ragen am Horizont empor wie die Türme einer
Versinkenden Stadt. Ich bin der Riese Goliath. Ich verdaue Ziegenkäse.
Ich bin ein Mammuthkälbchen. Grüne Grasigel schnüffeln an mir.
Gras spannt grüne Säbel und Brücken und Regenbögen über meinen Bauch.

Meine Ohren sind rosa Riesenmuscheln, ganz offen. Mein Körper schwillt an
Von Geräuschen, die sich gefangen haben darin.
Ich höre das Meckern
Des großen Pan. Ich höre die zinnoberrote Musik der Sonne. Sie steht
Links oben. Zinnoberrot sprühen die Fetzen hinaus in die Weltnacht.
Wenn sie herunterfällt, zerquetscht sie die Stadt und die Kirchtürme
Und alle Vorgärten voll Krokus und Hyazinthen, und wird einen Schall geben
Wie Blech von Kindertrompeten.

Aber es ist in der Luft ein Gegeneinanderwehen von Purpur und Eigelb
Und Flaschengrün: Schaukeln, die eine orangene Faust festhält an langen Fäden,
Und ist ein Singen von Vogelhälsen, die über die Zweige hüpfen.
Ein sehr zartes Gestänge von Kinderfahnen.

Morgen wird man die Sonne auf einen großrädrigen Wagen laden
Und in die Kunsthandlung Caspari fahren. Ein viehköpfiger Neger
Mit wulstigein Nacken, Blähnase und breitem Schritt wird fünfzig weiß-
Juckende Esel halten, die vor den Wagen gespannt sind beim Pyramidenbau.

Eine Menge blutbunten Volks wird sich stauen:
Kindsbetterinnen und Ammen,
Kranke im Fahrstuhl, ein stelzender Kranich, zwei Veitstänzerinnen.
Ein Herr mit einer Ripsschleifenkrawatte und ein rotduftender Schutzmann.

Ich kann mich nicht halten: Ich bin voller Seligkeit. Die Fensterkreuze
Zerplatzen. Ein Kinderfräulein hängt bis zum Nabel aus einem Fenster heraus.
Ich kann mir nicht helfen: Die Dome zerplatzen mit Orgelfugen. Ich will
Eine neue Sonne schaffen. Ich will zwei gegeneinanderschlagen
Wie Zymbeln, und meiner Dame die Hand hinreichen. Wir werden entschweben
In einer violetten Sänfte über die Dächer euerer
Hellgelben Stadt wie Lampenschirme aus Seidenpapier im Zugwind.

**Hugo Ball**

Ein und kein Frühlingsgedicht

I

Ein Doppeldecker steigt aus jeder Flasche
Und stößt sich heulend seinen Kopf kaputt.
Der Übermensch verzehrt die Paprikagoulasche,
Zerbröselnd Semmeln, rülpsend in den Kälberschutt.

Den Gästen hängt der Kiefer bis zur Treppe,
Dort hinterlist'ge Fallen tätlich legend.
Aus dem Aburte schlitzt Lolô die Tangoschneppe,
Verpestend mit dem Lockendampf die Absinthgegend.

Denn siehe, ich bin bei euch alle Tage
Und meine schmettergelbe Lusttrompete packt euch an.
Der umgekippten Erektionen Frühlingsklage
Buhlt veilchenblau im Bidet mit dem Schwan(n).

II

Oh du mein Hyazinth, die Wade knackte
Und Rolf, der Mops. fraß jäh das Strumpfband auf.
Nach Grammophonen in dem Twosteptakte
Vollzog sich Notdurft Coitus und Lebenslauf.

Der Lampionen blutgeduns'nes Schwirren
Schuf große Monde aus den Wassergläsern.
Ein Schlachtgetöse gab es und ein Klirren
Der Kneifer von Beamten und Verwesern.

Da war auch Dame Wueh in einer Prunkkarosse,
Uns schrak nicht Kino mehr, nicht die Picassofratze.
Wir schluckten Sperma wie Armeegeschosse,
Und fetzten unsren Hausgott Grünekatze.

Wir waren sehr verekelt und verbiestert,
Dem Priapus verschrieben und dem Pan.
Wir rollten von den Dächern, sternverschwistert,
Und glaubten selbst an dieses nicht daran.

**Hugo Ball**

Einer Verdammten

Ha, wie sie heuchlerisch entrüstet,
Sich hüllen in die Kutten der Moral
Und wie Papa vertraulich flüstert:
„Mama, dies ist ein offener Skandal“.
Die hohe Gattin nickt verständlich
Und vor „Empörung“ brennend rot
Ruft sie: „Von Denen ist es schändlich
Uns schützt vor Kindersegen doch der liebe Gott.“

**Hugo Ball**

Epitaph

Der gute Mann, den wir zu Grabe tragen,
Sieht wächsern aus und scheint erstarrt zu sein.
Doch war er so verliebt in allen Schein,
Dass man sich hüten muss, ihn tot zu sagen.

Er liebte es in allen Lebenslagen
Dem Unerhörten nur Gehör zu leihn.
Umgeben so von hundert Fabulein
Kann man nur zögernd ihm zu glauben wagen.

Drum, wenn auch jetzt sein schmaler Maskenmund
Geschlossen liegt und nicht mehr sprechen mag:
Er lauscht vielleicht nur in den Schöpfergrund ...

Und steht dann wieder auf wie jeden Tag.
Lasst ihn getrost bei seinem Leichenspiele.
Er lächelt schon und wir sind kaum am Ziele.

**Hugo Ball**

Gadji beri bimba

gadjl beri bimba glandridi laula lonni cadori
gadjama gramma berida bimbala glandri galassassa laulitalomini
gadji berl bin blassa glassala laula lonni cadorsu sassala bim
gadjama tuffm i zimzalla binban gligla wowollmai bin beri ban
o katalominai rhinozerossola hopsamen laulitalomini hoooo
gadjama rhinozerossola hopsamen
bluku terullala blaulala loooo

zimzim urullala zimzim urullala zimzim zanzibar zimzalla zam
elifantolim brussala bulomen brussala bulomen tromtata
velo da bang bang affalo purzamai affalo purzamal lengado tor
gadjama bimbalo glandridi glassala zingtata pimpalo ögrögöööö
viola laxato viola zimbrabim viola uli paluji malooo

tuffm im zimbrabim negramai bumbalo negramai bumbalo tuffm i zim
gadjama bimbala oo beri gadjama gaga di gadjama affalo pinx
gaga di bumbalo bumbalo gadjamen
gaga di bling blong
gaga blung

**Hugo Ball**

Ich liebte nicht

Ich liebte nicht die Totenkopfhusaren
Und nicht die Mörser mit den Mädchennamen
Und als am End die großen Tage kamen,
Da bin ich unauffällig weggefahren.

Gott sei's geklagt und ihnen, meine Damen:
Gleich Absalom blieb ich an langen Haaren,
Dieweil sie schluchzten über Totenbahren
Im Wehbaum hängen aller ihrer Dramen.

Sie werden auch in diesen Versen finden
Manch Marterspiel und stürzend Abenteuer.
Man stirbt nicht nur durch Minen und durch Flinten.

Man wird nicht von Granaten nur zerrissen.
In meine Nächte drangen Ungeheuer,
Die mich die Hölle wohl empfinden ließen.

**Hugo Ball**
Intermezzo

Ich bin der große Gaukler Vauvert.
In hundert Flammen lauf ich einher.
Ich knie vor den Altären aus Sand,
Violette Sterne trägt mein Gewand.
Aus meinem Mund geht die Zeit hervor,
Die Menschen umfass ich mit Auge und Ohr.

Ich bin aus dem Abgrund der falsche Prophet ,
Der hinter den Rädern der Sonne steht.
Aus dem Meere, beschworen von dunkler Trompete,
Flieg ich im Dunste der Lügengebete.
Das Tympanum schlag ich mit großem Schall.
Ich hüte die Leichen im Wasserfall.

Ich bin der Geheimnisse lächelnder Ketzer.
Ein Buchstabenkönig und Alleszerschwätzer.
Hysteria clemens hab ich besungen
In jeder Gestalt ihrer Ausschweifungen.
Ein Spötter, ein Dichter, ein Literat -
Streu ich der Worte verfängliche Saat.

*In einem seiner „schizophrenen Sonette“ hat der freigeistige Dadaist und Mystiker Hugo Ball (1886-1927) die unterschiedlichen Rollenmasken und Metamorphosen eines Dichters vorgeführt: Hier ist der Dichter zugleich Gaukler, Priester und Seher, Prophet und Schamane, Ketzer, Spötter und „Alleszerschwätzer“. Und nicht zuletzt Hysteriker.*

Das Gedicht entstand während einer besonders produktiven Arbeitsphase Balls im Winter 1923/24. Die insgesamt sieben „schizophrenen Sonette“ zeigen magische Exaltationen und rauschhafte Zustände von gesellschaftlichen Außenseitern oder dämonischen Figuren. Die Poesie, notierte Ball dazu, habe es „nur noch mit den Bildern, nur noch mit der Magie zu tun“. Voraussetzung für „Intermezzo“, das auch unter dem Titel „Der Literat“ gedruckt wurde, war eine Lektüre des französischen Dichters Cyrano de Bergerac (1619-1655). Die erste Gedichtzeile zitiert eine Aussage eines Helden Bergeracs: „Je suis le grand diable Vauvert.“

**Hugo Ball**

Karawane

jolifanto bambia o falli bambla
großgiga m’pfa habla horem
egiga goramen
higo bloiko russula huju
hollaka hollala
anlogo bung
blago bung blago bung
bosso fataka
ü üü ü
schampa wulla wussa olobo
hej tatta gorem
eschige zunbada
wulubu ssubudu uluwu ssubudu
tumba ba-umf
kusa gauma
ba - umf

**Hugo Ball**

Katzen und Pfauen

baubo sbugi ninga gloffa

siwi faffa
sbugi faffa
olofa fafamo
faufo halja finj

sirgi ninga banja sbugi
halja hanja golja biddim

mâ mâ
piaûpa
mjâma

pawapa baungo sbugi
ninga
gloffalor

**Hugo Ball**

König Salomo

Als König Salomo beim Tempelbau
Mit den Dämonen stritt, die ihn umsaßen,
Ließ er in Mitternächten dumpf und grau
Die Zymbel schlagen und Posaune blasen.

An seiner Seite sah man eine Frau,
Die aufgebaut war ganz aus Parabasen,
Aus Saba kam sie wie ein weißer Pfau
Und stand wie eine Mumie in Exstasen.

Der König selber saß in seinem Zelt,
Um dessen Öffnung Feuer hing in Fransen
Und wies gebietend in die Unterwelt.

Da stiegen Mauern auf gleich goldenen Schanzen
Die Zedern fügten sich und ungezählt
Sah man die Tiere und die Teufel tanzen.

1923/24

*Den lyrischen Dämonentanz rund um den israelischen König Salomo und die Königin von Saba hat Ball wohl im Winter 1923/24 konzipiert, als er gerade an einen Zyklus mit neun „Schizophrenen Sonetten" arbeitete, die er im Juli 1924 Hermann Hesse zum Geburtstag widmen sollte. Motivisch knüpfen die „exstatischen" Erfahrungen seiner mythischen Helden an seine poetischen Inszenierungen als „magischer Bischof" in seiner Cabaret-Zeit an, als er seine Gedichte und „Vokalreihen" „rezitativartig im Kirchenstile" zu singen pflegte.*

Hugo Ball (1886–1927), der eigensinnigste Intellektuelle des expressionistischen Jahrzehnts, ist bekannt nur als Apologet des Dadaismus, den er gerade mal für drei Monate, im Frühjahr 1916, als Herold der europäischen Avantgarde im Zürcher Cabaret Voltaire exerzierte. Die aufregenden Denkbewegungen hin zum Anarchismus, zur katholischen Mystik und dem byzantinischen Christentum, die er nach den Dada-Aktivitäten vollführte, sind bis heute kaum wahrgenommen worden.

**Hugo Ball**

Legende

Vor einem hellen Marienbild
Spielte ein Bettler die Geige.
Die Vögel sangen im Herbstgefild,
Der Tag ging schon zur Neige.

Er spielte der Reben süße Last,
Die hingen ihm bis zur Stirne,
Er spielte den reifen Apfelast
Und der Berge schneeige Firne.

Er spielte der blauen Seen Licht,
Die leuchteten ihm aus den Augen.
Er sang zu der Geige und immer noch nicht
Wollte das Lied ihm taugen.

Da sang er den Mond und die Sterne dazu
Die konnte er alle verschenken
Und weinte des Waldes einsame Ruh,
Die tät seine Geige tränken.

Er spielte und sang und merkte kaum
Wie Maria sich leise bewegte
Und ihm beim Spiel ihrer Hände Schaum
Auf die wehenden Locken legte.

Er drehte beim Spiele sich hin und her,
Das tönende Holz unterm Kinne.
Er wollte, dass seine süße Mär
In alle vier Winde zerrinne.

Da stieg die Madonna vom Sockel herab
Und folgte ihm auf seine Wege.
Die gingen bergauf und gingen bergab
Durch Gestrüpp und Dornengehege.

Er spielte noch, als schon der Hahn gekräht
Und manche Saite zersprungen.
Auf Dreien spielt er die Trinität
Auf zweien die Engelszungen.

Zuletzt war es nur noch das heimliche Lied
Vom eingeborenen Sohne.
Maria deckte den Mantel auf ihn
Darin schläft er zum ewigen Lohne.

**Hugo Ball**

Mein Dämon hat keine Brüder und Schwestern.
Mein Dämon ist nicht von heute und gestern.
Als Gott, der Herr, die Welten machte,
Saß mein Dämon dabei im Grase und lachte,
Schnitt sich die Zehennägel entzwei
Und sah an der ganzen Welt vorbei.

um 1910

aus: Hugo Ball. Gedichte. Hrsg. v. Eckhard Faul. Wallstein Verlag, Göttingen 2007

*Der Dichter, Freigeist und Mystiker Hugo Ball (1886-1927) hat um 1905 als eher konventioneller Dichter begonnen - mit sehr naturfrommen Gedichten, die noch nichts von der Dynamik des Literaturrevolutionärs erkennen lassen. Nach 1912 beginnt er seinen an Kehrtwenden reichen Weg durch die geistigen Extreme seiner Epoche.*
*Er mutiert vom Patrioten zum Pazifisten, vom Theatermann zum Anarchisten, danach zum Virtuosen des Lautgedichts, zuletzt zum frommen Adepten der katholischen Mystik und der byzantinischen Ostkirche.*

Die Ball-Forschung datiert dieses Gedicht in die literarischen Anfänge des Dichters, um 1910, als er unter dem Einfluss des Philosophen Friedrich Nietzsche (1844-1900) stand. Der Text selbst suggeriert die Präsenz überirdischer, religiöser Mächte und ihrer dämonischen Gegenkräfte. Hier ist ein »Dämon« das alles bestimmende Subjekt, dem die göttliche Schöpfung nurmehr ein Lachen entlockt.

**Hugo Ball**

Schöne Mondfrau, gehst du schlafen
Lächelnd und so munter,
Leise mit den Silberschafen
In die Nacht hinunter?

O und du im hellen Kleide,
Liebe Schehrazade,
Spielst du, dass die Nacht nicht leide
Deine Serenade?

Wandermüde, wundertrunken
Komm in meine Ruhe.
Blaue, weiche Sternenfunken
Küssen deine Schuhe.

Sieh, die Nacht ist so lebendig,
Voller Duft und Gnade.
In den Bäumen eigenhändig
Spielt sie sich die Serenade.

1917

*Der Weg nach oben, auf die Alpe Brussada über dem Maggiatal im Tessin, über 2000 Meter hoch gelegen, war steil und beschwerlich. Er erforderte alle Kräfte der kleinen literarischen Expedition um Hugo Ball (1886-1927), die im Juli 1917, bepackt mit Schreibmaschine und Vorräten für ein paar Wochen, sich in ein abgelegenes Schreib-Refugium zurückziehen wollte. Dort entstand auch das traumversunkene Lied von der »schönen Mondfrau«, das märchenhafte Wesen am Nachthimmel.*

Der Dichter, der hier der »Mondfrau« und der berühmten Märchenerzählerin ein Abendständchen (Serenade) darbringt, hatte sich noch ein Jahr zuvor als Zeremonienmeister des kulturrevolutionären Dadaismus präsentiert. Nun aber singt er in trochäisch-weichen Versen ein wunderbar somnambules und »wundertrunkenes« Lied über weibliche Märchen-Wesen, die seine fantastisch bebilderte »Nacht« bevölkern.

**Hugo Ball**

Seepferdchen und Flugfische

tressli bessli nebogen leila
flusch kata
ballubasch
zack hitti zopp

zack hitti zopp
hitti betzli betzli
prusch kata
ballubasch
fasch kitti bimm

zitti kitillabi billabi billabi
zikko di zakkobam
fisch kitti bisch

bumbalo bumbalo bumbalo bambo
zitti kitillabi
zack hitti zopp

treßli beßli nebogen grügü
blaulala violabimini bisch
violabimini bimini bimini
fusch kata
ballubasch
zick hiti zopp

**Hugo Ball**

Totenklage

ombula
take
bitdli
solunkola
tabla tokta tokta takabia
taka tak
Babula m'balam
tak tru - ü
wo - um
biba bimbel
o kla o auwa
kla o auwa
la - auma
o kla o ü
la o auma
klinga - o - e - auwa
ome o-auwa
klinga inga M ao - Auwa
omba dij omuff pomo - auwa
tru-ü
tro-u-ü o-a-o-ü
mo-auwa
gomun guma zangaga gago blagaga
szagaglugi m ba-o-auma
szaga szago
szaga la m'blama
bschigi bschigo
bschigi bschigi
bschiggo bschiggo
goggo goggo
ogoggo
a-o -auma

**Hugo Ball**

Totentanz 1916

So sterben wir, so sterben wir,
Wir sterben alle Tage,
Weil es so gemütlich sich sterben lässt.
Morgens noch in Schlaf und Traum
Mittags schon dahin.
Abends schon zu unterst im Grabe drin.

Die Schlacht ist unser Freudenhaus.
Von Blut ist unsere Sonne.
Tod ist unser Zeichen und Losungswort.
Kind und Weib verlassen wir -
Was gehen sie uns an?
Wenn man sich auf uns nur
Verlassen kann.

So morden wir, so morden wir.
Wir morden alle Tage
Unsre Kameraden im Totentanz.
Bruder reck dich auf vor mir,
Bruder, deine Brust!
Bruder, der du fallen und sterben musst.

Wir murren nicht, wir knurren nicht.
Wir schweigen alle Tage,
Bis sich vom Gelenke das Hüftbein dreht.
Hart ist unsere Lagerstatt
Trocken unser Brot.
Blutig und besudelt der liebe Gott.

**Hugo Ball**

Wolken

elomen elomen lefitalominal
wolminuscalo
baumbala bunga
acycam glastula feirofim flinsi

elominuscula pluplubasch
rallalalaio

endremin saxassa flumen flobollala
fellobasch falljada follidi
flumbasch

cerobadadrada
gragluda gligloda glodasch
gluglamen gloglada gleroda glandridi

elomen elomen lefitalominal
wolminuscalo
baumbala bunga
acycam glastala feirofim blisti
elominuscula pluplusch
rallabataio

**Hugo Dittberner**

Briefe

Der erste Brief legt dir etwas zu Füßen.
Es ist tief unten, und du ahnst nur.
Der zweite Brief enthält eine fremde Spur.
Der dritte dreht die Lanze in der Wunde.
Den achten Brief entdeckst du spät.
Es ist hoch oben; und du erkennst jetzt.
Ich öffne diesen Brief, unten jagt mein Herz.
Es könnte ein erster sein, dem andere folgen.

(Das letzte fliegende Weiß. Palmenpresse, Köln 1994; © Hugo Dittberner)

*Briefe sind Reservoire vertraulicher Mitteilungen. Sie können auch Orte der Selbstvergewisserung sein oder Oasen der Intimität. Der Himmel und der existenzielle Abgrund können in ihnen ebenso aufblitzen wie Wunschbilder eines schöneren Daseins. Die „Briefe“, die das lyrische Subjekt im Gedicht Hugo Dittberners (geb. 1944) sichtet, sprechen von seelischen Erschütterungen und Verletzungen. Sie bilden vielleicht die Geschichte einer Liebe und eines furchtbaren Liebesverlusts ab. Am Ende scheint so etwas wie Zukunft noch möglich - in „anderen“ Briefen.*

Hugo Dittberners Gedichte lesen sich oft wie hingetupfte Wunschbilder, die gegen alle Widerstände des Alltags von der Überwindung der „stumpfen Wirklichkeit“ träumen. In den Gedichten des Bandes „Das letzte fliegende Weiß“ (1992 / 1994) tritt das lyrische Subjekt so weit wie möglich zurück, um das Offene und die Durchlässigkeit einer Szene oder Situation zu feiern.

**Hugo Dittberner**

Im Rücken deiner Träume

Warum freut mich das Singen
der Vögel?
Warum höre ich noch das Kreischen
der Kreissäge?
Warum geht mir zu Herzen,
was du nicht sagst?

Die Wälder erheben sich unter dem Wind
und sprechen.
Ein Vogel fällt tot aus der Luft
und will begraben sein.
Nachts, im Rücken deiner Träume,
liege ich wach.

(Ruhe hinter Gardinen. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1980 ; © Hugo Dittberner)

*„Unterwegs mit den Leuten“: So überschrieb der Lyriker und Erzähler Hugo Dittberner (geb. 1944) im Jahr 1975 seinen wegweisenden Essay über die Tendenzen der „Neuen Subjektivität“ in der Lyrik. Die Merkmale, die er der damals dominanten „Alltagslyrik“ zuschrieb, charakterisieren auch seine eigene Dichtung.*
*Sie konzentriert sich auf die Vergegenwärtigung von Alltäglichkeit und bedient sich eines kolloquialen, an die Umgangssprache angelehnten Tons. So entstehen zart hingetupfte Wunschbilder von der Überwindung der „stumpfen Wirklichkeit“.*

Dittberner beobachtet - im Sinne Schillers - den „Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale“. Auf diese Weise entstehen poetische Idyllen. Freilich sind es Idyllen mit doppeltem Boden, die um die Nicht-Erfüllbarkeit der poetischen Wunschbilder wissen. In diesem Gedicht aus den 1970er Jahren verbirgt sich hinter der Selbstbefragung des lyrischen Ich die Sehnsucht nach der Wiedererweckung einer gefährdeten Liebe.

**Hugo Dittberner**

Mondgeheul

Der Mond überm Wasser wird immer teurer,
wenn er morgens auch da hängen soll.
Anlieger schäkern mit unserm Horizont
und retten sich an die leuchtende Linie.

Andererseits, auf jener einsamen Insel
wissen noch alle, was Liebende wissen.
Sie sammeln versunken den kühlenden Tau
und legen sich dann erst schlafen.

(Hugo Dittberner, Das letzte fliegende Weiß. Palmenpresse, Köln 1994.)

*Hugo Dittberners Gedichte können mit einem unvermittelten Satz beginnen, wie aus einem Gespräch aufgeschnappt, im ICE oder an einem Tisch im Restaurant. Der 1944 geborene Lyriker ist, wiewohl promoviert, kein theoretisierender Poetologe. Dafür interessiert ihn das Alltägliche zu sehr: der - genau bezeichnete - Zweig, auf dem die Nachtigall singt, der Briefträger und die weißen Sommerwölkchen nach der Einfahrt des Zuges. Dittberner schafft in seinen Gedichten Momentaufnahmen von großer Wahrnehmungskraft.*

Das „Mondgeheul“ besteht aus zwei Strophen, die sich wie These und Antithese zueinander verhalten. Der Mond in der ersten Strophe muss nur herhalten für das Geheul nicht näher benannter Spekulanten, die alles in einen Geldwert umrechnen wollen. In der zweiten Strophe wird dem die Liebe entgegengesetzt, die es freilich nur auf der berühmten „einsamen Insel“ gibt. Nicht der erhitzte Börsenindex, sondern der „kühlende Tau“ gilt den Bewohnern hier als bare Münze.

**Hugo von Hofmannstahl**
Inschrift

Entzieh dich nicht dem einzigen Geschäfte!
Vor dem dich schaudert, dieses ist das deine:
Nicht anders sagt das Leben, was es meine,
Und schnell verwirft das Chaos deine Kräfte.

*„Es führt von der Poesie kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie. Das Wort als Träger eines Lebensinhaltes und das traumhafte Bruderwort, welches in einem Gedicht stehen kann, streben auseinander und schweben fremd aneinander vorüber ...“ In seinem 1896 publizierten Aufsatz „Poesie und Leben“ hatte der junge Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) noch einem reinen Ästhetizismus und einer schroffen Trennung der Kunstsphäre von der alltäglichen Lebenswirklichkeit gehuldigt. Im gleichen Jahr veröffentlichte er eine „Inschrift“, die das Lebensgesetz des Künstlers verkündet.*

Was Hofmannsthal hier als „Inschrift“, also als ewig gültige Maxime, festgehalten hat, meint die existenziellen Zerreißproben, denen ein schöpferischer Mensch ausgesetzt ist. Wenn der Künstler, der Mensch überhaupt, seinen Passionen oder seiner „Berufung“ folgt, ist das ohne Erschütterung und „Schauder“ nicht zu haben. Wer also sein Lebensgesetz in dieser konsequenten Weise verwirklichen will, wird auch mit dem eigenen tragischen Scheitern konfrontiert, wenn am Ende das „Chaos“ triumphiert.

**Hugo von Hofmannsthal**

Die Beiden

Sie trug den Becher in der Hand
– Ihr Kinn und Mund glich seinem Rand –
So leicht und sicher war ihr Gang,
Kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
Er ritt auf einem jungen Pferde
Und mit nachlässiger Gebärde
Erzwang er, dass es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
Den leichten Becher nehmen sollte,
So war es Beiden allzuschwer:
Denn Beide bebten sie so sehr,
Dass keine Hand die and’re fand,
Und dunkler Wein am Boden rollte.

**Hugo von Hofmannsthal**
Kleine Blumen ...

Kleine Blumen, kleine Lieder,
Heller Klang und bunte Pracht,
Blumen, die ich nicht gezogen,
Lieder, die ich nicht erdacht: -
Und ich selber hätte nichts,
Dir zu bringen, Dir zu danken,
Sollte heute, heute schweigen?
Ach, was mein war, die Gedanken,
Sind ja längst, schon längst dein Eigen.

*Hugo von Hofmannsthal (1874-1929), das Wiener Junggenie des Fin des siècle, hatte schon als Siebzehnjähriger das Selbstbewusstsein eines Meisters: „Das Wort, das Andern Scheidemünze ist, mir ists der Bilderquell, der flimmernd reiche." Zum Zeitpunkt dieses Statements hatte der junge Poet schon einige formvollendete Verse verfasst, die er nur unter dem Pseudonym „Loris" veröffentlichen konnte, weil dem Gymnasiasten das Publizieren verboten war. Eins seiner frühesten Gedichte entstand schon 1888, die frühreifen Verse eines Vierzehnjährigen.*

Die neoromantische „Nervenkunst", der er schon als junger Poet überdrüssig wurde, konnte Hofmannsthal als lyrischer Novize noch ungehemmt auskosten. Der lyrische Protagonist präsentiert sich hier als Nachgeborener, der die verführerischen „Blumen" und „Lieder", die er einem „Du" darreichen möchte, nicht selbst „erdacht" hat. Aber in einer galanten Wendung stellt das Ich eine weit intensivere Nähe her, indem es auf die innige geistige Liaison mit dem begehrten „Du" verweist.

**Hugo von Hofmannsthal**

Reiselied

Wasser stürzt, uns zu verschlingen,
Rollt der Fels, uns zu erschlagen,
Kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen.

Aber unten liegt ein Land,
Früchte spiegelnd ohne Ende
In den alterslosen Seen.

Marmorstirn und Brunnenrand
Steigt aus blumigem Gelände,
Und die leichten Winde wehn.

*Der frühvollendete Wiener Poet Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) war seiner neoromantischen „Nervenkunst“ schon sehr müde, als er 1898 als 24jähriger sein „Reiselied“ schrieb. Noch einmal zieht er hier aber alle Register klassischer Ausdrucksmittel - in zwei vollkommen verschiedenen Gedichtteilen. Im ersten Teil sind die Elemente Wasser, Erde und Luft in heftiger Bewegung, bis Vögel offenbar den Reisenden „forttragen“ in eine ganz andere Sphäre.*

Das Ziel der „Reise“, wie es in den zwei Dreizeilern bestimmt wird, ist offenbar eine Kunst-Natur, ein seltsam menschenleeres Territorium. „Marmorstirn“ und „Brunnenrand“ sind in ähnlicher Bewegungslosigkeit fixiert wie die „alterlosen Seen“ und das „blumige Gelände“ - es ist ein Reich voll selbstbezüglicher Spiegelungen. Die Hofmannsthal-Forschung hat auf die Bezüge zu Goethes berühmtem „Mignon“-Lied hingewiesen und damit auch dem bei Hofmannsthal unbestimmt bleibenden „Land“ einen Namen gegeben: Italien.

**Hugo von Hofmannsthal**

Terzinen über Vergänglichkeit

Noch spür’ ich ihren Atem auf den Wangen:
wie kann das sein, dass diese nahen Tage
fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,
und viel zu grauenvoll, als dass man klage:
dass alles gleitet und vorüberrinnt

und dass mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
herüberglitt aus einem kleinen Kind
mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: dass ich auch vor hundert Jahren war
und meine Ahnen, die im Totenhemd,
mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,

so eins mit mir als wie mein eignes Haar.

1894

*Das Verfließen der Zeit, der ständige Übergang von Gegenwart in Vergangenheit, die Versenkung in den flüchtigen Moment: Gerade für dieses Motiv des Gleitens und Vorüberrinnens ist die Terzine mit ihrem gleich einem unaufhörlichen Reigen verschlingenden Reim aba-cbc-dcd die ideale Gedichtform. Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) hat als Junggenie ein poetisches Meisterwerk über das Vergehen und über die universale Verflechtung von allem geschaffen.*

Das Motiv der Versunkenheit ganz naher Tage verbindet sich mit der Erfahrung stetigen Gestaltwandels und schließlich dem Staunen vor der Fremdheit des Eigensten. Und trotz des ständigen Wandels der Erscheinungen ist auch eine Konstante da: Das Ich verwandelt sich - und dennoch war dieses Ich schon vor hundert Jahren, in der Gestalt der Ahnen präsent. So bewegt sich der 1894 entstandene Text vom Gleiten der Zeit bis zum gleitenden Ich in der Zeit.

**Hugo von Hofmannsthal**

Tobt der Pöbel

Tobt der Pöbel in den Gassen, ei mein Kind, so lass ihn schrei'n
Denn sein Lieben und sein Hassen ist verächtlich und gemein!
Während sie uns Zeit noch lassen, wollen wir uns
Schönerm weih'n
Will die kalte Angst dich fassen spül sie fort in heißem Wein!
Lass den Pöbel in den Gassen: Phrasen, Taumel, Lügen, Schein,
Sie verschwinden, sie verblassen schöne Wahrheit lebt allein.

*Eine bemerkenswertes Bekenntnis eines frühreifen Poeten: Der zum Zeitpunkt der Niederschrift gerade mal 16jährige Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) wendet sich mit Grausen ab von den Forderungen der Straße. Am 1. Mai 1890 waren 150.000 Arbeiter durch die Straßen Wiens gezogen, eine gewaltige Demonstration der Stärke seitens der organisierten Sozialdemokratie. Für den jungen Monarchisten Hugo von Hofmannstahl agiert hier nur „der Pöbel":*

Es ist ein auffällig arroganter Ästhetizismus, den Hofmannsthal hier gegen die materiellen Grundbedürfnisse des Proletariats zur Geltung bringt: Die „schöne Wahrheit" ist offenbar im privilegierten Besitz des Dichters, der sich mit der Formsicherheit seiner achthebigen Trochäen allem „Taumel, Lügen, Schein" überlegen wähnt. Die Zumutungen des Sozialen werden mit der Huldigung an das „Schöne" abgewehrt.

**Hugo von Hofmannsthal**

Vergänglichkeit

Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:
Wie kann das sein, dass diese nahen Tage
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,
Und viel zu grauenvoll, als dass man klage:
Dass alles gleitet und vorüberrinnt.

Und dass mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
Herüberglitt aus einem kleinen Kind
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: dass ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,

So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

*Mit Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) verbinden wir das Bild des frühvollendeten österreichischen Dichtergenius, der es bereits als Gymnasiast vermochte, ein Gedicht als ein „gewichtsloses Gewebe aus Worten“ zu komponieren, die „einen genau umschriebenen, traumhaft deutlichen, flüchtigen Seelenzustand hervorrufen, den wir Stimmung nennen“. Schon der Zwanzigjährige entwirft in einer Reihe von Terzinen (= ursprünglich drei Verszeilen, die nach dem Muster des Kettenreims verknüpft sind) die barocke Grunderfahrung der Vergänglichkeit.*

Zur Idee der Vergänglichkeit tritt hier der Gedanke einer mystischen All-Einheit hinzu - denn die Erfahrung, „dass alles gleitet und vorüberrinnt“ verweist auf einen unendlichen Prozess der Metamorphosen. Die unbeständige Gestalt des Ich durchläuft unterschiedliche Existenzstadien: Das Subjekt ist „aus einem kleinen Kind“ hervorgegangen und im Innersten geprägt durch die toten „Ahnen“. Nach 1900 schrieb Hofmannsthal kaum noch Gedichte und konnte sein „grenzenloses Sagenkönnen“ (Max Kommerell) nicht mehr weiterentwickeln.

**Ida Gerhardt**

Die Abweisung

Ich schreibe mit der Rabenfeder,
mein Herr.
Mein Herz, Ihr Herz
Ihre Ehre, meine Ehre
haben nichts gemein.
Ich schreibe mit der Rabenfeder.
Ich schreibe mit der Rabenschwärze
das Zeichen: Nein.

*Der Antrag eines Mannes, sein Gefühlsbekenntnis und sein mit „Herz“ und „Ehre“ werbender Liebeswunsch werden hier in großer Klarheit zurückgewiesen. Das weibliche Ich im Gedicht der niederländischen Autorin Ida Gerhardt (1905-1997) nutzt ein poetisches Medium, die Rabenfeder, um ein eindeutiges „Zeichen“ zu setzen und eine „rabenschwarze“ Geschichte des Scheiterns zu erzählen.*

Diese lyrische Miniatur formuliert fast idealtypisch die entschlossene Selbstbehauptung eines weiblichen Subjekts. Literaturgeschichtlich kann man darin ein Schlüsselgedicht für eine feministische Poetik erkennen: Dem männlichen Besitzanspruch werden Grenzen gesetzt - das Ich verweigert sich den problematisch gewordenen Begriffen wie „Herz“ und „Ehre“. Und dieses Ich geht seinen eigenen unbeirrbaren Weg und lässt sich auch durch hohl klingende Appelle nicht davon abbringen - den Weg des Schreibens.

**Ilma Rakusa**

Das Brot ist angebrannt

Das Brot ist angebrannt
der Bleistift zittert in der Hand
die Zunge hat den Krampf
die Augen weinen tränenlos
das Herz ist wie ein Kloß
der Kopfschmerz tost
die Schränke stehen leer
das Haus ist still er
kommt nicht mehr

(Ein Strich durch alles. Neunzig Neunzeiler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997)

*Die wohl knappste Form zur lyrischen Beschwörung eines Liebesverlusts ist der „Neunzeiler“, den die in Budapest und Ljubljana aufgewachsene und in der Schweiz lebende Dichterin Ilma Rakusa (geb. 1946) in die deutsche Lyrik re-importiert hat. Bis ins 18. Jahrhundert wurden neunzeilige Strophen sehr häufig verwendet, z.B. in der „„Spenser-Stanze“ der englischen Romantik.*
*Danach gerieten sie etwas in Vergessenheit. Ihre neun Zeilen, so sagt ein Gedicht Rakusas, gleichen einem kunstvollen Notat, einem „Windstoß“ und einem „Stoßgebet“.*

Ein Neunzeiler vom 31.1.1997 vergegenwärtigt die Schreckensstarre der verlassenen Geliebten. Die spielerische, freie Handhabung des Reims ist dem Gedicht nicht als formale Laxheit anzulasten, sondern erbringt einen Zugewinn an poetischer Beweglichkeit und *Dynamik.*

**Ilma Rakusa**

Jim sagt sie es geht mir an die Substanz.
Ann sagt er ich bin kein Popanz,
das geht so und geht und nennt sich Patt
oder (to be honest) Schachmatt.
Zwei lieben sich wollen das Beste
fragt sich das Beste für wen. Die Tage
vergehn aus dem einenden Bett wird
ein Rechenbrett. Spontan sind nur noch
Trauer und Wut. Wer nimmt den Hut?

1997

aus: Ein Strich durch alles. Neunzig Neunzeiler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997

*Im Geschlechterkampf und im Liebesstreit kommt es nicht selten zu einem negativen »Patt« - zu einem Unentschieden, das den Akteuren mehr Verluste als Gewinne aufbürdet. So auch in den »neunzig Neunzeilern«, in denen die 1946 in Rimavska Sobota (Tschechoslowakei) geborene Dichterin und Übersetzerin Ilma Rakusa Urszenen der Liebe durchgespielt hat. Die Tochter einer Ungarin und eines Slowenen hat sich hier eine strenge Form verordnet - die aber immer neue Wege öffnet zu einem sinnlichen Sprechen.*

Jim und Ann wollen in diesem im Februar 1997 entstandenen Neunzeiler füreinander nur »das Beste« - und setzen sich doch nur gegenseitig zu mit nervenzehrenden Auf-und Ab-Rechnungen. Die Zertrennungs-Wut der Liebenden spiegelt sich in den anarchisch gesetzten Binnenreimen des Textes. Am Ende geht es nur noch darum, wer als erster das Liebes-Desaster eingesteht.

**Ilse Aichinger**

Alter Blick

Ich habe mich gewöhnt an dieses Fenster
und dass der Schnee durch meine Augen fällt,
aber wer ist den Verlorenen nachgegangen
durch das offene Gartentor,
wer besiegelte, was da war,
die Regentonne,
und den Mond als Mond,
alle gefrorenen Gräser?
Wer schaukelte vor dem Morgen,
dass die Stricke krachten,
wer legt die Wachshand auf das Küchenfenster,
ließ sich im Weißen nieder
und nahm mich selber auf?

(Ilse Aichinger, Dialoge/ Erzählungen/ Gedichte. Philipp Reclam, Stuttgart 1971.)

*Die 1921 in Wien geborene Ilse Aichinger kann auf eine lange Karriere als Autorin zurückblicken. Bemerkenswert ist die Distanz und Nüchternheit mit der Aichinger ihr eigenes Schreiben betreibt: „Wenn mir zwei oder drei Sätze gelingen, dann habe ich das Gefühl, meine Existenz wäre nicht völlig absurd, als bliebe noch ein Funken Sinn übrig." Diese Skrupel lassen sich als Konstituens des Aichinger-Werks ausmachen, sie scheinen die zunehmende Verknappung des Stils vorauszusetzen.*

Das Auge als Fenster zur Welt und Öffnung nach innen taucht hier anhand verschiedener Zeichen auf und erzeugt ein Geflecht aus Beziehungen. Dabei wirkt der einen Rückblick suggerierende Titel trügerisch. Nicht die Retrospektive durch verschiedene, Öffnungen in die Vergangenheit anzeigende Zeichen scheint das Gedicht zu betreiben, vielmehr scheinen „Fenster", „Auge", „Gartentor" und „Weiße" einen sprachlichen Ort zu konstituieren, den Hortus, an dem Erfahrung sich von konkreten biografischen Details löst und zu etwas der Autorin Fremden wird.

**Ilse Aichinger**

Gebirgsrand

Denn was täte ich,
wenn die Jäger nicht wären, meine Träume,
die am Morgen
auf der Rückseite der Gebirge
niedersteigen, im Schatten.

1978

aus: Ilse Aichinger: Verschenkter Rat, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1978

*„Damit die Wörter wieder notwendig werden", hat die 1921 in Wien geborene Ilse Aichinger in einem ihrer Essays notiert, „müssen sie ihre Lautlosigkeit zurückgewinnen". In einem Zeitalter, „in dem alles erzählt und nichts angehört wird", müsse man sich in der „genauesten Art des Beobachtens" üben, dem „Nur Zuhören".*

Die in der *Gruppe 47* berühmt gewordene Autorin hat sich seit den 1960er Jahren auf eine Poetik des Schweigens berufen. Auch ihr Gedicht vom „Gebirgsrand" siedelt sich an in dieser Lautlosigkeit, nahe bei den Träumen und einem verborgenen Schattenreich, das auf „der Rückseite der Gebirge" liegt, den schnellen Blicken und Definitionen entzogen. Das Ich kann offenbar wieder Hoffnung schöpfen, wenn die „Jäger" aus der Sichtbarkeit heraus treten und von den Gipfeln „niedersteigen". Aber kann sich das Ich, das sich auf seine Träume besinnt, wirklich in Sicherheit wiegen? In den schönen Paradoxien des Gedichtbandes *Verschenkter Rat* (1978), in dem man „Gebirgsrand" findet, bleibt vieles offen.

**Ina Seidel**
Eine helle Harfe liebt ich sehr

EINE HELLE HARFE LIEBT ICH SEHR.
Aber diese Harfe tönt nicht mehr.
Weil er, der sie spielte,
Sprach: Es ist genug!
Und die Harfe aufhob
Und am Mond zerschlug.

(Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart / München 1955)

*Im Werk der Schriftstellerin Ina Seidel (1885-1974) finden sich einige Exempel für politische Verblendung, die zeigen, wie romantisch-mystische „Weltinnigkeit“ in nationalistisch-völkische Gegenaufklärung umschlagen kann. Ihren Roman „Das Wunschkind“ (1930) bezeichnete sie als „eins der wenigen echt nationalen und tief deutschen Bücher“, den Führerkult um Hitler verstärkte sie 1939 mit einem überschwänglichen Geburtstagsartikel. Der Ingrimm über solche Verfehlungen hat den Dichter Peter Hacks (1928-2003) zur Anmerkung verleitet, die Neoromantikerin Seidel sei in „religiöser Verblödung“ gestorben.*

Ina Seidels politische Dummheiten haben den Blick auf ihre mystisch inspirierten Gedichte verdunkelt. So auch auf die schönen Stücke der „Kleinen Präludien“, zu denen das Harfen-Gedicht gehört und die vermutlich in den 1930er oder 1940er Jahren entstanden sind. Hier ist in parabelhafter Verschlüsselung vom gewaltsamen Ende der Musik und Dichtkunst die Rede - der Sänger oder Dichterkönig selbst ist es, der dieses Ende herbeiführt.

**Inge Meidinger-Geise**
Lehre

Grammatik
Heißt das ordentliche
Laufen der Wörter
Der Reihe nach
Dem Sinne nach
Dem Satze nach
Dem Sprechen nach
Heißt Grammatik
Das Bravsein der Wörter
Den Regeln nach
Der Erwartung nach
Dem Mutmaßen nach
Laufen die Wörter
Schließlich
Über die Grammatik hinaus

**Ingeborg Bachmann**

Alle Tage

Der Krieg wird nicht mehr erklärt,
sondern fortgesetzt. Das Unerhörte
ist alltäglich geworden. Der Held
bleibt bei den Kämpfen fern. Der Schwache
ist in die Feuerzonen gerückt.
Die Uniform des Tages ist die Geduld,
die Auszeichnung der armselige Stern
der Hoffnung über dem Herzen.

Er wird verliehen,
wenn nichts mehr geschieht,
wenn das Trommelfeuer verstummt,
wenn der Feind unsichtbar geworden ist
und der Schatten ewiger Rüstung
den Himmel bedeckt.

Er wird verliehen
für die Flucht vor den Fahnen,
für die Tapferkeit vor dem Freund,
für den Verrat unwürdiger Geheimnisse
und die Nichtachtung
jeglichen Befehls.

(Ingeborg Bachmann, Werke. Erster Band. Piper Verlag, München 1978 ff.)

*Das Erscheinen von Ingeborg Bachmanns (1926-1973) erstem Gedichtband „Die gestundete Zeit" im Dezember 1953 empfand die literarische Öffentlichkeit als epochales Ereignis. Plötzlich war da eine zur göttlichen Diva stilisierte Dichterin mit exzessiv sinnlichen Bildern, und zugleich eine suggestive poetische Stimme des Nonkonformismus. Besonders das Gedicht „Alle Tage" wurde als pazifistischer Widerspruch gegen die Realität des „Kalten Krieges" gelesen:*

Das Gedicht umkreist einen permanenten Kriegszustand, der die alten Ordnungen zerstört hat. Es ist eine post-heroische Welt, in der die Zivilbevölkerung in die „Feuerzonen" gerückt ist - ein Befund, der selbst ein halbes Jahrhundert nach Entstehung des Gedichts noch Aktualität beanspruchen kann. Dieser absurden Welt des permanenten Krieges stellt das Gedicht seine Diagnose in Form von Behauptungen, die selbst fast wie Befehle klingen. Was innerhalb der alten militärischen Ordnung als defätistisch galt, wird hier nun als Tugend gepriesen: Fahnenflucht, Geheimnisverrat und Befehlsverweigerung

**Ingeborg Bachmann**
Bruderschaft

Alles ist Wundenschlagen,
und keiner hat keinem verziehn.
Verletzt wie du und verletzend,
lebte ich auf dich hin.

Die reine, die Geistberührung,
um jede Berührung vermehrt,
wir erfahren sie alternd,
ins kälteste Schweigen gekehrt.

(Werke. Band 1. Piper Verlag, München 1978)

*Heilloser kann Liebesdichtung nicht sein. Was Ingeborg Bachmann (1926-1973), die schwermütige Dichterin des Liebesverrats, hier in acht Versen an negativen Befunden zusammenträgt, ist die bitterste Absage an inniges Zugewandtsein und liebendes Vertrauen, die sich formulieren lässt. Das „Wundenschlagen“ als anthropologische Konstante, der nicht zu entkommen ist: 1957, im Jahr der Niederschrift des Gedichts, sollte sich diese Vision auf tragische Weise bewahrheiten. In diesem Jahr hatten Bachmann und Paul Celan ihre unglückliche Liebesbeziehung wieder aufgenommen - nach Monaten der Euphorie verschärfte sich noch das Exerzitium gegenseitiger Zermürbung.*

Was ist noch möglich jenseits der Strategie der Verletzung? Was in der zweiten Strophe als „Geistberührung“ aufgerufen wird, ist sicherlich nicht das „Gegenglück“, das ihr Dichterkollege Gottfried Benn (1886-1956) einst des „Geist“ zuschrieb. Sondern es ist die Vertiefung der Trennung, die Vorbereitung des Rückzugs ins „kälteste Schweigen“.

**Ingeborg Bachmann**

Die große Fracht

Die große Fracht des Sommers ist verladen,
das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit,
wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit.
Die große Fracht des Sommers ist verladen.

Das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit,
und auf die Lippen der Galionsfiguren
tritt unverhüllt das Lächeln der Lemuren.
Das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit.

Wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit,
kommt aus dem Westen der Befehl zu sinken;
doch offnen Augs wirst du im Licht ertrinken,
wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit.

(Werke. Band 1. Piper Verlag, München 1978)

*Unsichere, changierende Orte, transitorische Orte des Übergangs zwischen den Elementen hat Ingeborg Bachmann (1926-1973) immer wieder ins Motivzentrum ihrer Texte gestellt. In ihrem berühmten Gedicht aus dem Jahre 1953 liegt ein „Sonnenschiff" in einem Hafen vor Anker. Der mythologische Hintergrund des Textes deutet darauf auf hin, dass hier eine Todes-Fahrt angetreten wird. Denn das „Sonnenschiff" war im alten Ägypten die Barke, auf der der tote Pharao über den Nil ans westliche Ufer gebracht wurde zu seinem Grab oder in die für ihn errichtete Pyramide.*

Das kunstvolle Rondeau, in dem der Vers der schreienden und stürzenden Möwe durch Wiederholung in den Vordergrund tritt, nähert sich immer mehr dem Bildfeld des Todes. Denn es treten „Lemuren" auf - so hießen im antiken Rom die Totengeister und die Seelen der Verstorbenen. Schließlich wird auf einen ominösen Befehl zum Untergang verwiesen - und die Hadesfahrt beginnt.

**Ingeborg Bachmann**

Es ist Feuer unter der Erde

Es ist Feuer unter der Erde,
und das Feuer ist rein.

Es ist Feuer unter der Erde
und flüssiger Stein.

Es ist ein Strom unter der Erde,
der strömt in uns ein.

Es ist ein Strom unter der Erde,
der sengt das Gebein.

Es kommt ein großes Feuer,
es kommt ein Strom über die Erde.

Wir werden Zeugen sein.

(Ingeborg Bachmann: Werke in vier Bänden. Hrsg. v. C. Koschel, I. Weidenbaum u. C. Münster. Bd 1: Gedichte. Piper Verlag, München 1978)

*In ihrem 1954 entstandenen Zyklus „Lieder von einer Insel“, der die künstlerische Symbiose Ingeborg Bachmanns (1926-1973) und des Komponisten Hans-Werner Henze auf der Insel Ischia zum Hintergrund hat, spricht die Dichterin in der letzten Strophe von der bedrohlichen Kraft eines mythischen Urstoffs, vom Element Feuer. In der poetischen Vision weitet sich das glühende Erdinnere aus zum großen, alles verschlingenden Strom.*

„Es kommt ein großes Feuer“: In den Schlusszeilen artikuliert sich auch die Vorahnung einer großen Katastrophe, die sich aus der Erfahrung der politischen Verheerungen des 20. Jahrhunderts speist. Die Feuer-Metapher durchzieht das ganze Werk Bachmanns - man kann das als universelle Katastrophen-Prophetie lesen, aber auch als düsteres biografisches (Vor)Zeichen. Denn die Dichterin starb am 17.10.1973 an den Folgen schwerer Verbrennungen.

**Ingeborg Bachmann**
Es könnte viel bedeuten

Es könnte viel bedeuten: wir vergehen,
wir kommen ungefragt und müssen weichen.
Doch dass wir sprechen und uns nicht verstehen
und keinen Augenblick des andern Hand erreichen,

zerschlägt so viel: wir werden nicht bestehen.
Schon den Versuch bedrohen fremde Zeichen,
und das Verlangen, tief uns anzusehen,
durchtrennt ein Kreuz, uns einsam auszustreichen.

(Ingeborg Bachmann: Werke in vier Bänden. Bd. Lyrik. Piper Verlag, München 1993.)

*Statt den Schmerz zu leugnen und seine Spuren zu verwischen, sei es Aufgabe des Schriftstellers, so Ingeborg Bachmann (1926-1973), den Schmerz wahrzuhaben und wahrzumachen „noch einmal, damit wir sehen können“.*
*Es sei, so Bachmann weiter, jener Schmerz, der erst für die Erfahrung empfindlich mache und „insbesondere für die Wahrheit“. Für die Wahrheit hat die Dichterin ihr poetisches Sensorium stets offen gehalten. In ihren späten Gedichten thematisiert sie immer wieder das Ringen darum.*

Ein Gedicht über den Tod zunächst, doch auch über das Ringen um Gemeinschaft mit einem im Gedicht enthaltenen Du. Sprache, so scheint es, taugt hier nicht zur Verständigung. Stets bedrohen „fremde Zeichen“, die beide nicht deuten können. Die Nichtsauslegbarkeit der Mitteilungen wird hier kontrastiert vom Kreuz im letzten Vers, diesem deutlich auf das Ende verweisenden Zeichen. Doch auch dort verbirgt sich eine Mehrdeutigkeit, die in die Zeit des Nationalsozialismus reicht.

**Ingeborg Bachmann**
Harlem

Von allen Wolken lösen sich die Dauben,
der Regen wird durch jeden Schacht gesiebt,
der Regen springt von allen Feuerleitern und klimpert auf dem Kasten voll Musik.

Die schwarze Stadt rollt ihre weißen Augen
und geht um jede Ecke aus der Welt.
Die Regenrhythmen unterwandert Schweigen.
Der Regenblues wird abgestellt.

1955

aus: Werke Bd. 1: Gedichte. Piper Verlag, München 1978

*Im Sommer 1955 reiste die Dichterin Ingeborg Bachmann (1926-1973) in die USA, um dort im Rahmen eines kulturellen Austauschprogramms an der Harvard University in Massachusetts an einem Kurs teilzunehmen, der von dem späteren Außenminister Henry Kissinger geleitet wurde. Von ihrem Ausflug nach Harlem, dem schwarzen Stadtteil New Yorks, kündet ein zweistrofiges Lied, das ein gänzlich anderes Bild von diesem urbanen Bezirk zeichnet, als es das Klischee will.*

Hier ereignet sich nichts Spektakuläres, hier finden sich keine Hinweise auf den in Harlem virulenten Kreislauf von Drogen, Gewalt und Arbeitslosigkeit, hier tönt nur ein kleines Regen-Lied. Fast in der Art eines Kinderliedes wird ein Augenblick der Alltäglichkeit eingefangen, ein Regen-Tag, dessen Rhythmus von der Musik der schwarzen Bevölkerung diktiert wird, dem Blues.

**Ingeborg Bachmann**

Lieder auf der Flucht (II)

Ich aber liege allein
im Eisverhau voller Wunden.

Es hat mir der Schnee
noch nicht die Augen verbunden.

Die Toten, an mich gepresst,
schweigen in allen Zungen.

Niemand liebt mich und hat
für mich eine Lampe geschwungen!

(Ingeborg Bachmann: Werke. Bd. 1. Piper Verlag, München 1978.)

*Für das einsame Ich dieses Gedichts, das in völlige Abgeschiedenheit zurückgestoßen worden ist, gibt es nur noch einen Ort: ein lichtloses Nachtlager in furchtbarer Kälte, ein kosmischer „Eisverhau", in dem nur noch das Schweigen der Toten hörbar ist. Das sich ungeliebt fühlende Ich, das nur noch das Schweigen der Welt vernimmt - das ist der Ausgangspunkt für viele jener „Lieder auf der Flucht", die Ingeborg Bachmann (1926-1973) im Band „Anrufung des Großen Bären" (1956) als Zyklus veröffentlicht hat.*

Motivisch knüpft das Gedicht an ein Liebespoem der antiken Dichterin Sappho an, die etwa 600 Jahre v. Chr. gelebt und geschrieben haben soll. Die unerhörte Liebe und ihr schmerzhafter Verlust, der Verlust auch von hoffnungsstiftenden Lichtsignalen - das ist ein Leitmotiv bei Sappho wie bei Ingeborg Bachmann. Für die Verlassenheit des leidenden Ich stehen hier beklemmende Kälte-Metaphern und das verstörend-paradoxale Bild der Toten, die „in allen Zungen schweigen".

**Ingeborg Bachmann**
Reigen

Reigen - die Liebe hält manchmal
im Löschen der Augen ein,
und wir sehen in ihre eignen
erloschenen Augen hinein.

Kalter Rauch aus dem Krater
haucht unsre Wimpern an;
es hielt die schreckliche Leere
nur einmal den Atem an.

Wir haben die toten Augen
gesehn und vergessen nie.
Die Liebe währt am längsten
und sie erkennt uns nie.

1953

aus: Werke. Band 1: Gedichte. Piper Verlag GmbH, München 1978

*Der Gedicht-Titel »Reigen« verweist auf das berühmte Drama Arthur Schnitzlers (1862-1931) aus den Jahren 1896/97, in dem die verheerenden Folgen einer rein hedonistischen, egozentrischen Liebe und einer permissiven Erotik beschrieben sind. In ihrem Roman »Malina« (1971) hat Ingeborg Bachmann (1926-1973) dieses rücksichtslos autistische Liebesverhalten als »universelle Prostitution« verurteilt. Im Gedicht »Reigen« aus dem Jahr 1953 evoziert sie das verheerende Unglück, das die Liebe in all ihren Formen umgibt. Die Eigenschaften, Attribute und Situationen, die hier dem »Reigen« und der Liebe zugeordnet werden, negieren die Möglichkeit einer erfüllten, glücklichen Liebespassion.*

Das fiktive »Wir« des Gedichts ist mit den »erloschenen« oder »toten Augen« der Liebe konfrontiert. Es werden die Erfahrungen eines universellen Unglücks benannt: Kälte und »schreckliche Leere«. Der Text entstand in einer Zeit, da für Ingeborg Bachmann die Umstände ihrer tragischen Liebe zu Paul Celan (1920-1970) »immer dunkler und bedrückender« (so die Poetin in einem Brief) wurden.

**Ingeborg Bachmann**
Reklame

Wohin aber gehen wir
*ohne sorge sei ohne sorge*
wenn es dunkel und wenn es kalt wird
*sei ohne sorge*
aber
*mit musik*
was sollen wir tun
*heiter und mit musik*
und denken
*heiter*
angesichts eines Endes
*mit musik*
und wohin tragen wir
*am besten*
unsre Fragen und den Schauer aller Jahre
*in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge*
was aber geschieht
*am besten*
wenn Totenstille

eintritt

1956
aus: Ingeborg Bachmann: *Werke Bd. 1*, hrsg. von Christine Koschel u.a., PiperVerlag, München 1978

*Alles ist suggestive Einflüsterung in diesem Gedicht. Nicht nur die „positive thinking"-Formeln der Werbeindustrie, die in Ingeborg Bachmanns (1926–1973) berühmtem Gedicht „Reklame" auf die Fragen nach der Vergänglichkeit des Menschen antworten.*

Die gängige Lesart des Textes glaubt, dass in der Wechselrede von Frage und Antwort klare Polaritäten herrschen: Die Existenz-Fragen benennen die existenzielle Unsicherheit, die aus der Gewissheit unserer Endlichkeit entspringt – die kursivierten Antworten der „Reklame" repräsentieren dagegen nur den Bereich der Illusion und Lüge. Aber sind die philosophischen Essentialien vierzig Jahre nach Entstehung des Gedichts (1956) nicht selbst in den Bannkreis der Werbesprache geraten? Das Gedicht selbst bleibt ein faszinierender Text, von dem Beunruhigung ausgeht: Denn weiterhin läuft die Frage nach dem Dasein und der drohenden Dunkelheit auf die „Totenstille" zu. Aber kann man aus der Litanei der Werbesprache noch aussteigen?

**Ingeborg Bachmann**

Strömung

So weit im Leben und so nah am Tod,
dass ich mit niemand darum rechten kann,
reiß ich mir von der Erde meinen Teil;

dem stillen Ozean stoß ich den grünen Keil
mitten ins Herz und schwemm mich selber an.

Zinnvögel steigen auf und Zimtgeruch!
Mit meinem Mörder Zeit bin ich allein.
In Rausch und Bläue puppen wir uns ein.

(Werke. Band 1. Piper Verlag, München 1978)

*Von 1953 bis 1965 profitierte die sehr verletzliche Dichterin Ingeborg Bachmann (1926-1973) von der künstlerischen Arbeitsgemeinschaft mit dem Komponisten Hans Werner Henze (Jg. 1926). Henze erschloss ihr nicht nur die mediterrane Landschaft der Insel Ischia und die Metropole Rom, sondern öffnete ihr den Zugang zur Musik. Nach dem Erscheinen des Gedichtbands „Anrufung des Großen Bären" (1956) entstanden 1957 noch einige Italien-Gedichte, bevor die lyrische Produktivität Bachmanns längere Zeit erlosch. Im Umfeld dieser Italien-Dichtung ist auch die „Strömung" entstanden, ein Text, der von einer Grenzerfahrung spricht.*

Obwohl mitten im Leben verankert, ist das lyrische Ich bereits in das Kraftfeld des Todes geraten. Und nur mit fast gewaltsamen Akten der Aneignung und Abgrenzung ist noch eine Selbstbehauptung möglich. Evoziert wird ein Zustand des Ausgesetztseins - das Ich imaginiert sich als Schiffbrüchiger. Der einzige Gesprächspartner des Ich ist die todbringende Zeit. Der Schlussvers vergegenwärtigt dann noch einmal Visionen des Schöpferischen.

**Ingeborg Kaiser**
Zu bedenken

Teile dir mit
dass
meine Sprache
unterwegs
zu dir
abhanden kam

falls sie
doch
eintreffen sollte
nimm sie nicht auf
ich brauche
jedes Wort

wenn wir
uns sehen

(In: Tränen ersatzlos gestrichen. Gedichte von Frauen. Hrsg. v. Eller Pomikalko. Verlag Gruner & Jahr, Hamburg 1988.)

*Ingeborg Kaisers (geb. 1930) Gedichte rechnen damit, auf Anhieb verstanden zu werden. Bei aller lakonischen Kargheit, mit der die Schweizer Autorin ihre Botschaften verknappt, liegt doch der semantische Kern ihrer lyrischen Texte offen da. Die Kommunikationssituation, die sie in ihrem lyrischen Denkspiel untersucht, ist geprägt von Entfremdung und Stummheit. Am Ausgangspunkt der Begegnung zwischen einem Ich und einem Du, möglicherweise der Kontaktversuch zweier unglücklich Liebender, steht ein Sprachverlust.*

Das Gedicht vollführt eine paradoxe Bewegung. Denn das Ich konstatiert seinen Sprachverlust und übermittelt gleichwohl eine Botschaft an das offenbar schwer erreichbare Du. Zugleich wird das Du aufgefordert, die frei vagabundierenden Sprachzeichen des Ich nicht „aufzunehmen“. Erst wenn das Ich zur sprachlichen Autonomie zurückfindet, kann die schwierige Begegnung zwischen beiden überhaupt erst stattfinden.

**Insterburg & Co.**
Der Bauer mit dem Traktor

Der Bauer mit dem Traktor
fährt auf den Acker Dung.
Sein Sohn, der in der Stadt studiert,
der liest Mao Tse-tung.

Der Bauer, der sehr dümmlich,
weiß nicht, wer Mao ist.
Er sagt: Was soll Maotse-Dung,
ich bleib bei Pferdemist.

1960er Jahre

(Gedichte aus dem Handgelenk geschüttelt und aufgelesen. Gerhard Rautenberg Verlag, Leer 1971)

*Mit einer heiteren Melange aus Kalauern, Schüttelreimen, Sketchen und zeitkritischem Kabarett eroberten die vier Musiker und Komiker Ingo Insterburg (geb. 1934), Karl Dall (geb. 1941), Jürgen Barz (geb. 1944) und Peter Ehlebracht (geb. 1940) in den Siebzigerjahren die Bühnen der Republik. Aus dem Fundus der schrägen „Insterburg & Co.“-Bonmots hat sich einiges als sehr haltbar erwiesen.*

Diese Zeilen über einen maoistischen Bauernsohn sichern „Insterburg & Co.“ einen VIP-Platz im Museum der literarischen Hochkomik. Solche Verse atmen den Geist der linken Politisierung um 1968, als die Worte des „Großen Vorsitzenden Mao“ selbst die hintersten Winkel der bundesrepublikanischen Provinz erreichten. Während die humoristischen Werke der „Neuen Frankfurter Schule“ um Robert Gernhardt (1937-2006) und F.W. Bernstein (geb. 1938) weiterhin große Aufmerksamkeit genießen, ist der brillante Nonsens von „Insterburg & Co.“ leider schon wieder vergessen.

**Insterburg & Co.**
Der Skorpion

Im Wüstensand seit Wochen schon vergräbt er sich, der Skorpion.
es plagt ihn großer Seelenschmerz, wie eine Trommel klopft das Herz.
Die Dattelpalme ahnt es schon, die Liebe plagt den Skorpion.
Der lässt die Tränen eifrig fließen, und Blumen aus dem Sande sprießen.
Dem Araber am Wegesrand, dem war dies völlig unbekannt.

(Gedichte aus dem Handgelenk geschüttelt und aufgelesen. Gerhard Rautenberg Verlag, Leer1971)

*Die frühen 1970er Jahre waren die Blütezeit der kabarettistisch inspirierten „Blödelbarden", die mit Schüttelreimen, absurden Improvisationen und dramaturgisch eher mäßigen Sketchen die westdeutschen Bühnen eroberten. Lange vor dem Triumphzug der sogenannten „Comedians" brillierte das Quartett „Insterburg & Co." mit abstrusen Kalauern und gelegentlich auch systematisch durchgearbeiteten Versen, in denen kleine rührende Geschichten erzählt werden.*

In fast klassischer Pentameter-Manier mit vorschriftsgemäßer Zäsur in der Versmitte wird hier von mutmaßlichen Liebesschmerzen eines Skorpions berichtet. Erst in der fünften Zeile folgt dann eine etwas irrlichternde Pointe, die den eigentümlich abseitigen Witz transportieren will. Diese Poetik der kalauernden Abseitigkeit endete bereits 1979 mit der Auflösung von „Insterburg & Co.". Nur einer der vier Akteure gelang noch eine langlebige Comedy- und TV-Karriere: dem Komödianten Karl Dall (geb. 1941).

**Jakob Haringer**

Albumblatt

Sommer durch die Lauben glüht,
Frühling zog vorbei -
Sing mir noch ein kleines Lied -
Kleines Lied vom Mai.
Wasser plätschern - trinken sacht
Meiner Armut Bild;
Einst ach hat die Frühlingsnacht
Mich in Samt gehüllt.
Sommer durch die Lauben glüht,
Frühling zog vorbei . . .
Sing mir noch ein kleines Lied -
Kleines Lied vom Mai

*Mit einer euphorischen Naturbeschwörung scheint uns der Dichter Jakob Haringer (1898-1948) noch einmal mitten in eine Idylle zu locken: Sein „Albumblatt“ spricht vom vergehenden Frühling und dem allmählichen Aufglühen des Sommers. Eine einzige Vokabel stört hier die Friedlichkeit und Harmonie dieser Naturbilder: die „Armut“. Haringer, der Kriegsteilnehmer und Sympathisant der bayerischen Räterepublik, hatte ab 1921/22 keinen Grund mehr für erbauliche Weltbetrachtungen. Wegen diverser Delikte - u. a. Gotteslästerung - verfolgte ihn die Justiz; er begann ein unstetes Vagabundenleben und musste schließlich bettelarm in die Schweiz emigrieren.*

In einer Notiz zu seinem 1921 erstmals gedruckten Frühlingsgedicht hat Haringer behauptet: „Zum größten Teil während der Schlächterei 1914-1917 geschrieben.“ In den Gedichten, die dann ab den zwanziger Jahren entstanden, verflüchtigt sich jeder romantische Ton. Mit sarkastischer Bitterkeit protokollierte Haringer fortan die Demütigungen und Entbehrungen seiner nomadischen Dichter-Existenz.

**Jakob Haringer**
Leben

Die Tage sind so bleiern schwer,
Als ob jeden Tag böse Schule wär.
Und auch die Nächte sind voll Graun,
Der böse Lehrer geht durch den Traum.
Die schöne Sonne kenn ich nicht,
Jeder Tag ist ein Landgericht,
Drinn bloß der schlechte Richter spricht.
Ganz in der Früh nach langer Nacht,
Da kommt der Henker schwarz und lacht.
Doch einmal muss das Wunder sein,
Der Schmerz wird dann zum Edelstein,
Das Dunkle liegt im Sonnenschein,
Und bloß noch Himmel hat die Nacht.



*Jakob Haringer (1898-1948) ist der große Vagant der deutschen Literatur. Nach dem frühen Abbruch einer kaufmännischen Lehre führte er ein ruheloses Wanderleben. Haringer engagierte sich für die Münchner Räterepublik und wurde nach deren Niederschlagung mehrfach arretiert. Seit Anfang der Zwanzigerjahre war er ständig auf der Flucht, da er wegen unterschiedlichster Delikte wie z.B. Gotteslästerung polizeilich gesucht wurde. 1936 wurde ihm von den Nazis die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt, im Exilland Schweiz wurde der eigensinnige Asylbewerber misstrauisch beobachtet.*

Haringers „Lieder eines Lumpen“, die wie die meisten seiner Gedichte ursprünglich im Eigendruck erschienen, vergegenwärtigen in derber, mitunter auch tief melancholischer Sprache den mühevollen Gang durch die Labyrinthe der Macht und Bürokratie. Nach seiner Emigration in die Schweiz im Frühjahr 1938 lebte Haringer in bitterer Armut, und war bis zu seinem Tod auf Zuwendungen einiger weniger Gönner angewiesen.

**Jakob Haringer**

O toller Mond

lieber Gott such dir einen andern Trottel!
Ach das Leben diese Filzlaus der Seele
ist bloß ein Gespenst. O das schrecklichste ist der mensch
und moderne Unglücke jagen. Jetzt
hätt ich grad noch schnell Zeit um zu sterben oder
soll ich lieber einen Cognak saufen? … lieber Gott,
da hast du eine Blume -
schick mir dafür ein Scheckbuch. Ach
nicht mal Nasenbohrn schmeckt mir heut, ich bin
also wirklich krank. Und Gerüche
klingeln durch die Friedrichstraß. Bevor ich stirb ach
möchte ich noch Eisbein und Blutorangen. O jetzt
lachst du wie Berberitzen… Pah, wirf die Weiber
weg wie abgenützte Zahnstocher, wie Kinobillets - -
lass Traurigkeit und Schmerz und Unruh -
Das sind Geschäfte fürn lieben Gott. Aber
manchmal
schrieb ich Verse wie süße Pflaster und
mütterliche Arznein

(In: 100 Jahre Lyrik! Hrsg. v. Axel Marquardt. Haffmans Verlag, Zürich 1992)

*Die Hoffnung auf eine bessere Welt hat sich der zeit seines Lebens heimatlose, von Asyl zu Asyl gehetzte Vagant und Dichter Jakob Haringer (1898-1948) früh abgewöhnen müssen. Der Sympathisant der Bayerischen Räterepublik begann ab 1920 ein unstetes Wanderleben, verfolgt von diversen Staatsgewalten, die ihm mit Anklagen wegen angeblicher Gotteslästerung und Anzeigen wegen Hausfriedensbruch und Meineid zusetzten. 1948 starb er völlig verarmt in der Schweiz.*

Das fatalistische Gedicht, das sich von jeder höheren Ordnung abwendet, stammt aus einem 1931 veröffentlichten Privatdruck Haringers, der bezeichnenderweise den Titel „Das Schnarchen Gottes“ trägt. Die conditio humana wird in diesem tief pessimistischen Daseinsprotokoll aus der Perspektive eines vollkommen desillusionierten Ich bestimmt: das Leben wird zur „gespenstischen“ Leidensstrecke, auf der einem jede religiöse Zuversicht geraubt wird. Nur das Schreiben von Gedichten rettet dem Ich vorübergehend das Leben.

**Jakob Michael Reinhold Lenz**

An das Herz

Kleines Ding, um uns zu quälen,
Hier in diese Brust gelegt!
Ach, wer's vorsäh, was er trägt,
Würde wünschen, tätst ihm fehlen!

Deine Schläge, wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein!
Und wie augenblicks vergelten
Sie ihm jede Lust mit Pein!

Ach! und weder Lust noch Qualen
Sind ihm schrecklicher als das:
Kalt und fühllos! O ihr Strahlen,
Schmelzt es lieber mir zu Glas!

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis ins Mark
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie - wär's Quark!

*„Lenz (...), als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen." Das Urteil Goethes in der Bekenntnisschrift „Dichtung und Wahrheit" war selbstgerecht. Denn Goethe hatte selbst dazu beigetragen, dass der Dichter Lenz (1751-1792) aus dem Herzogtum Sachsen-Weimar gejagt wurde und mittellos durch die Welt irrte..*

Das Jahr 1776, in dem Lenz sein Gedicht „an das Herz" - in mehreren Versionen - schrieb und seinem schwierigen Freud Goethe an den Weimarer Hof folgte, war das Schlüsseljahr im Leben des Dichters. Hier begann sein Abstieg in Verzweiflung und Wahnsinn. Das Herz erscheint hier nicht mehr als das Zentralorgan für Empfindungen der Sehnsucht und Leidenschaft, sondern zuvorderst als ein Ort der Qual. Die Lust wird dominiert vom Schmerz - und auch der beschwingte, komische Schluss des Gedichts kann die Omnipräsenz des Schmerzes nicht aufheben.

**Jakob Michael Reinhold Lenz**

An die Sonne

Seele der Welt, unermüdete Sonne!
Mutter der Liebe, der Freuden, des Weins!
Auch ohne dich erstarret die Erde
Und die Geschöpfe in Traurigkeit.
Und wie kann ich von deinem Einfluss
Hier allein beseelt und beseligt
Ach wie kann ich den Rücken dir wenden?

Wärme, Milde! mein Vaterland
Mit deinem süßesten Strahl, nur lass mich
Ach ich flehe, hier dir näher,
Nah wie der Adler dir bleiben.

*Einige Monate vor seinem traumatisierenden Zerwürfnis mit Goethe versuchte der Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) den Lockrufen seines Vaters, eines streng pietistischen Pfarrers, zu widerstehen. Lenz' Eltern wollten den Dichter aus den von ihm geliebten südlichen Gefilden, speziell aus Straßburg, wo er seine erfolgreichen Dramen geschrieben und sich unglücklich verliebt hatte, in seine livländische Heimat zurückholen. In einer lyrischen Epistel an den Vater hatte sich Lenz aber zu den „wärmeren Gegenden näher der Sonne" bekannt.*

Im Februar 1776 entstand dann als lyrische Reaktion auf die Wünsche der Eltern jener Hymnus an die Sonne, der das Licht und die Wärme zum Lebenselixier des Dichters und zur „Seele der Welt" erklärt. Bald darauf setzten bei Lenz jene Depressionen und Verwirrtheitszustände ein, die ihn schließlich bei dem Pfarrer Oberlin im elsässischen Waldersbach Zuflucht suchen ließen - dieser Lebensabschnitt stand dann im Zentrum von Georg Büchners (1813-1837) berühmter „Lenz"-Novelle.

**Jakob Michael Reinhold Lenz**

Wo bist du itzt

Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzt?
Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld - dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei!
Komm bald zurück!

*„Es ist mir, also ob ich auf einer verzauberten Insel gewesen wäre." So beschreibt der unglückliche Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) eine Schlüsselszene seines Lebens, die Begegnung mit der Pastorentochter Friederike Brion im elsässischen Sesenheim Ende Mai 1772. Die von ihm innig Angebetete war gerade von Goethe, dem Freund und Rivalen von Lenz, verlassen worden.*

Etwa ein Jahr nach der ersten Begegnung mit Friederike Brion entstand das herzzerreißende Liebesgedicht von Lenz, das jenes Motiv des Verlustes thematisiert, das bestimmend wurde im Leben des Dichters. Ein Lenz-Biograf verweist auf Friederike als „dauerhafteste Neigung" in Lenz' Lebensweg: „Ihretwegen versuchte er Selbstmord, ihren Namen wiederholte er in den Wahnsinnsfantasien..." Die Freundschaft zwischen Goethe und Lenz zerbrach im Sommer 1776, als Goethe aufgrund eines bis heute nicht geklärten Vorfalls („Lenz Eseley") die Ausweisung des Freundes aus Weimar verfügte.

**Jakob van Hoddis**

Aurora

Nach Hause stiefeln wir verstört und alt,
Die grelle, gelbe Nacht hat abgeblüht.
Wir sehn, wie über den Laternen, kalt
Und dunkelblau, der Himmel droht und glüht.

Nun winden sich die langen Straßen, schwer
Und fleckig, bald, im breiten Glanz der Tage.
Die kräftige Aurore bringt ihn her,
Mit dicken, rotgefrornen Fingern, zage.

**Jakob van Hoddis**

Ballade

Die Welt ist prächtig kompliziert
Vergoldet und bemalt.
Und ehe man sich ausstudiert
Wird man vergrämt und alt.
Dann sucht man einen simplen Stall
Oder ein Caféhaus
Und schwätzelt, wie ein Wasserfall,
das Studium wieder aus.
Und schlängelt sich dann still nach Haus
Zu seinem Eheweib.
Und sucht sich eine Runzel aus
Und spielst dann Zeitvertreib.

*Nur wenige Jahre blieben dem exzentrischen Arztsohn und Frühexpressionisten Jakob van Hoddis (1887-1942), um seine melancholisch-ironischen Abgesänge auf die moderne Welt als grelle Grotesken oder als böse funkelnde Visionen zu zelebrieren. Seine ersten Texte entstanden um 1907, nach seinem psychischen Zusammenbruch 1914 versiegte bald die Produktion. In seinen Gedichten gibt es einen „großen grausen Humor“, aber auch den wüsten apokalyptischen Schrei. Van Hoddis verliebte sich unglücklich in eine Puppenkünstlerin; Ätherräusche und fixe religiöse Ideen verschärften seine psychische Krise.*

Im Vergleich zu manch dissonanter expressionistischen Exaltation in van Hoddis’ Werk kommt die „Ballade“ aus dem Nachlass des Dichters fast entspannt, in humoristischer Friedfertigkeit daher. Der Lebenslauf des Bürgers wird hier ironisch als fortschreitender Verlust an Bildungsgut charakterisiert - jenseits des bürgerlichen „Geschwätzels“ bleibt nur der Rückzug in den Ehefrieden und das Altern in Langeweile.

**Jakob van Hoddis**

Der Bindfaden

Du bist der Zage, bist der Blasse,
Du bist der Nervigte und Krasse,
Du bist, der ohne Unterlasse
Dem Dienst der Völker sich geweiht.

Du bist der Hehre und Fürbasse
Du bist der Ritter im Kürasse,
Du bist die feuchte Kaffeetasse
In dieser fingerwunden Zeit.

Du bist Fluss und bist die Gasse,
Du bist der Blitzstrahl allem Hasse,
Der Sturm bist du, du bist die Masse,
Schwer schallt dein Bett, dein Fuß tritt breit.

Du bist die Klasse mit dem Basse,
Du bist das Walten und die Rasse,
Du bist Diogenes im Fasse,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

(nach Rainer Maria Rilke)

um 1910

aus: Dichtungen und Briefe. Arche Verlag, Zürich 1987

*Kurz nach seiner Gründung des »Neopathetischen Cabarets« in Berlin, das zur Keimzelle des literarischen Expressionismus wurde, verlegte sich der damals noch unbekannte Dichter Jakob van Hoddis (1887-1942) auf das Parodieren berühmter poetischer Zeitgenossen. Vor allem dem feierlichen, seraphischen Ton Rainer Maria Rilkes widmete er einige spöttische Gegengesänge.*

Es sind die hohen Töne aus Rilkes »Buch der Bilder« (von 1906), die van Hoddis hier mit grimmigem Witz transformiert in eine ironische Entzauberung des Meisters. Die rhetorische Wiederholungsfigur »Du bist ...« hatte Rilke in mehreren Gedichten, z. B. »Der Schutzengel«, eingesetzt. Jakob van Hoddis macht daraus ein freches Spiel mit den Stereotypen, die damals über Rilke in Umlauf waren. Die weihevolle Aura, die Rilke umgibt, wird kunstvoll zersetzt.

**Jakob van Hoddis**

Die Stadt

Ich sah den Mond und des Ägäischen
Grausamen Meeres tausendfachen Pomp.
All meine Pfade rangen mit der Nacht.

Doch sieben Fackeln waren mein Geleit
Durch Wolken glühend, jedem Sieg bereit.

«Darf ich dem Nichts erliegen, darf mich quälen
Der Städte weiten Städte böser Wind?
Da ich zerbrach den öden Tag des Lebens!»

Verschollene Fahrten! Eure Siege sind
Zu lange schon verflackt. Ah! helle Flöten
Und Geigen tönen meinen Gram vergebens.

**Jakob van Hoddis**
Es fuhr ein Automobil

Es fuhr ein Automobil in den Goldfischteich.
Die Wellen klatschten laut.
Da wurde mir so weh und weich,
Mir und meiner Braut.

Da hab ich sie vor Schreck geliebt
Im feuchten kühlen Grab.
Doch leider kam die Feuerwehr
Und holte uns beide ab.

*(Dichtungen und Briefe, Arche Verlag, Zürich 1987)*

*In seinem epochalen Gedicht „Weltende“ zersprang 1910 die bürgerliche Welt in Scherben: Eisenbahnen und Dachdecker gehen dort „entzwei“. Nur noch vier Jahre blieben danach Jakob van Hoddis (1887-1942), dem als Hans Davidsohn geborenen Sohn eines Berliner Arztes, für seinen melancholisch-ironischen Abgesang auf die moderne Welt. Nach 1914 begann seine Odyssee durch diverse Nervenheilanstalten.*

Wie viele seiner expressionistischen Dichterkollegen verliebte sich van Hoddis 1912 in die exzentrische Diseuse und Dichterin Emmy Hennings. Das Scheitern nicht nur dieser Beziehung mag sein in dieser Zeit entstandenes Gedicht illustrieren, das im Volksliedton Heinrich Heines gehalten ist und eine groteske Liebesszene evoziert. Die kühle Liaison von Liebe und Tod wird ironischerweise von der Feuerwehr beendet. Im Frühjahr 1942 wurde van Hoddis in ein polnisches Vernichtungslager verschleppt und dort im Mai 1942 ermordet.

**Jakob van Hoddis**

Kinematograf

Der Saal wird dunkel. Und wir sehen die Schnellen
Der Ganga, Palmen, Tempel auch des Brahma,
Ein lautlos tobendes Familiendrama
Mit Lebemännern dann und Maskenbällen.

Man zückt Revolver. Eifersucht wird rege,
Herr Piefke duelliert sich ohne Kopf.
Dann zeigt man uns mit Kiepe und mit Kropf
Die Älplerin auf mächtig steilem Wege.

Es zieht ihr Pfad sich bald durch Lärchenwälder,
Bald krümmt er sich und dräuend steigt die schiefe
Felswand empor. Die Aussicht in die Tiefe
Beleben Kühe und Kartoffelfelder.

Und in den dunklen Raum - mir ins Gesicht -
Flirrt das hinein, entsetzlich! nach der Reihe!
Die Bogenlampe zischt zum Schluss nach Licht -
Wir schieben geil und gähnend uns ins Freie.

*Dieses Gedicht führt mitten hinein ins Zeitalter der Beschleunigung und protokolliert schon die ersten Signale kollektiver Faszination an bewegten Bildern. Der Film hatte sich gerade von den Jahrmärkten und Varietés emanzipiert und war auf dem Weg zum Massenmedium, als ihm der von Ätherräuschen und Nervenkrisen gehetzte Expressionist Jakob van Hoddis (1887-1942) eine ironische Würdigung schrieb.*
*Der Text steht am Ende des Zyklus „Varieté", der erstmals im Januar 1911 in der Zeitschrift „Der Sturm" erschien.*

Bevor das Medium Film so richtig seine Wirkkraft entfalten kann, wird es im Poem des Jakob van Hoddis wegen seiner vordergründigen Illusionsbildung entzaubert. Die schnelle Bilder-abfolge und das Collageprinzip des frühexpressionistischen Gedichts werden fast wörtlich zitiert („die Schnellen", „nach der Reihe!") - sie entsprechen der Schnitt-Technik des Films, die keine Wirklichkeit abbildet, sondern Zerrbilder miteinander verknüpft.

**Jakob van Hoddis**

Mittag

Ein Teufelslachen bleckt am blauen Himmel
Und in den Straßen quält der trockene Staub
Der breiten und verworrnen Stadt Gewimmel.
An allen Bäumen sitzt erstarrtes Laub.

Als hing die Sonne jetzt am Leiterwagen,
Der langsam fährt mit schallendem Gebimmel
Es dröhnt die Stadt wie trunken und in Klagen

Du gehst bestürzt, so einsam wie in Wüsten,
Zu wild und stolz nach Mensch und Lust zu jagen.
Und selbst nach Träumen, die als Kind dich grüßten,
Wagst du jetzt diese Häuser nicht zu fragen.

Tollkirschen trägt dir dieser Monde Baum.
Nur Ängste steigen auf. Die Winde schlagen
Dir schwarze Fratzen in den tiefsten Traum.

So Tag und Nacht und niemals zu verjagen.

**Jakob van Hoddis**

Morgens

Ein starker Wind sprang empor.
Offnet des eisernen Himmels blutende Tore.
Schlägt an die Türme.
Hellklingend laut geschmeidig über die eherne Ebene der Stadt.

Die Morgensonne rußig. Auf Dämmen donnern Züge.
Durch Wolken pflügen goldne Engelflüge.
Starker Wind über der bleichen Stadt.
Dampfer und Kräne erwachen am schmutzig fließenden Strom.

Verdrossen klopfen die Glocken am verwitterten Dom.
Viele Weiber siehst du und Mädchen zur Arbeit gehn.
Im bleichen Licht. Wild von der Nacht. Ihre Röcke wehn.
Glieder zur Liebe geschaffen.
Hin zur Maschine und mürrischem Mühn.
Sieh in das zärtliche Licht.
In der Bäume zärtliches Grün.
Horch! Die Spatzen schrein.
Und draußen auf wilderen Feldern
Singen Lerchen.

**Jakob van Hoddis**

Nachtgesang

Das Abendrot zerriss die blauen Himmel.
Blut fiel aufs Meer. Und Fieber flammten auf.
Die Lampen stachen durch die junge Nacht.
Auf Straßen und in weißen Zimmern hell.

Und Menschen winden sich vom Lichte wund.
Die Strolche schreien. Kleine Kinder schluchzen,
Von Wäldern träumend, ängstlich. Ein Verrückter
Hockt lauernd auf im Bette: Soll ich fliehen?

„Was sind wir aus dem Mutterleib gekrochen
Denn jeder möchte doch ein andrer sein.
Und jeder bohrt dir seine Augen ein
Und drängt sich schamlos ein in deinen Traum
Und seine Glieder sind an deinen Knochen
Als gäb es keinen Raum.

Und Menschen wollen immer noch nicht sterben
Und keiner wallt so einsam wie der Mond.
Und selbst der Mond bedeutet nur Verderben.
Denn seine Liebe wird mit Tod belohnt. –

Tief unter mir erstirbt die kranke Nacht.
Und grauenhaft steigt bald der Morgen auf.
Flugs schlägt er tot das Schwarz.
Was tut er wilder
Als Bruder Gestern, den die Nacht verschlang?“

Trompetenstöße vom verfluchten Berge –
Wann sinken Land und Meer in Gott?

**Jakob van Hoddis**

Stadt

Wie schön ist diese stolze Stadt der Gierde!
Ihr Elend und geschmähter Überfluss
Und schwerer Straßen sehr verzerrte Zierde.

Schamloser Tag entdeckt dir die Konturen.
Die Häuser stehn befleckt mit Staub und Ruß,
Es flirrt um Eilende und Wagenhaufen
Furchtsame Weiber, Männer, blasse Huren …

Ich starre lange in die schnelle Pracht
Ein Dumpfes ahnend drunten im Gedränge –
Ich weiß wie sie des blöden Tages Strenge
Gewaltig preisen: dass er herrschen macht.

(Es zieht sie nur zur wohlumbauten Enge.)

Komm! lass uns warten auf die kranke Nacht
Der schweren dröhnenden Gedankenpränge.

**Jakob van Hoddis**

Tristitia ante ...

Schneeflocken fallen. Meine Nächte sind
Sehr laut geworden, und zu starr ihr Leuchten.
Alle Gefahren, die mir ruhmvoll deuchten,
Sind nun so widrig wie der Winterwind.

Ich hasse fast die helle Brunst der Städte.

Wenn ich einst wachte und die Mitternächte
Langsam zerflammten – bis die Sonne kam –,
Wenn ich den Prunk der weißen Huren nahm,
Ob magrer Prunk mir endlich Lösung brächte,

War diese Grelle nie und dieser Gram.

**Jakob van Hoddis**

Weltende

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten - liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

1911

aus: Dichtungen und Briefe, Arche Verlag, Zürich 1987

*Als im Mai 1910 der Halleysche Komet am Sternenhimmel erschien, versetzte das die Weltbevölkerung in Angst und Schrecken, weil die Astronomen Spuren von Cyangas im Schweif des Kometen entdeckt hatten. Einige Monate später, im Januar 1911, veröffentlichte der 23-jährige Dichter Jakob van Hoddis (1887-1942) in der Zeitschrift »Der Demokrat« sein erstes Gedicht, das auf die Weltuntergangshysterie ironisch reagiert und damit zum lyrischen Gründungsdokument des Expressionismus wurde.*

Das »Weltende« wird hier nicht im auftrumpfenden Pathos vieler expressionistischer Gedichte beschrieben, sondern in einem beiläufigen, fast flapsigen Ton. Die im Reihungsstil organisierten Verse geben dem apokalyptischen Szenario etwas Lächerliches. Das Geschehen wird als mediales Spektakel aufgefasst und aus ironischer Distanz geschildert: »man liest« nur von der Bedrohung. Und dass »die meisten Menschen« einen »Schnupfen« haben, ist nicht unbedingt ein Zeichen für das definitive »Weltende«.

**James Krüss**

Das Feuer

Hörst du, wie die Flammen flüstern,
Knicken, knacken, krachen, knistern,
Wie das Feuer rauscht und saust
Brodelt, bruzelt, brennt und braust?

Siehst du, wie die Flammen lecken
Züngeln und die Zähne blecken
Wie das Feuer tanzt und zuckt
Trockne Hölzer schlingt und schluckt?

**Jan Wagner**
champignons

wir trafen sie im wald auf einer lichtung:
zwei expeditionen durch die dämmerung
die sich stumm betrachteten. zwischen uns nervös
das telegraphensummen des stechmückenschwarms.

meine großmutter war berühmt für ihr rezept
der *champignons farcis*. sie schloss es in
ihr grab. alles was gut ist, sagte sie,
füllt man mit wenig mehr als mit sich selbst.

später in der küche hielten wir
die pilze ans ohr und drehten an den stielen –
wartend auf das leise knacken im innern,
suchend nach der richtigen kombination.

um 2000

aus: Jan Wagner: *Probebohrung im Himmel*, Berlin Verlag, Berlin 2001

*Der 1971 geborene Jan Wagner gilt als der artifiziellste Formkünstler innerhalb der jungen Dichter-Szene, weil er auch die Königsdisziplinen der Lyrik beherrscht: die Sestine und den Sonettenkranz. In seinen Gedichten, die mitunter als unspektakuläre Stillleben daherkommen, versucht der Autor dem scheinbar unsensationellen Detail und der ephemeren Einzelheit eine existenzielle Offenbarung zu entlocken.*

Die unscheinbaren Dinge, in diesem Fall die Pilze, werden zum stillen Träger der Erinnerung. Und sie stellen das Material bereit für eine kleine Poetik. Denn das Erinnerungsbild an das Pilzesammeln ist nicht bloßes Kindheits-Idyll. Es ist auch Verweis auf die Methode der Gedichte – die Konzentration auf das sinnliche Detail: „alles was gut ist, sagte sie / füllt man mit wenig mehr als mit sich selbst“. Aus der Leuchtkraft der Details entstehen dann neue Geheimnisse – die man staunend zu enträtseln versucht. Wie beim naiven kollektiven Lauschen auf die Vorgänge im Inneren der Pilze.

**Jan Wagner**

der mann aus dem meer

man findet ihn in einem frack aus salz
und sand. ein pass aus algen, ein ensemble
von heringsmöwen hinter ihm. der nebel.

er spricht nicht, dafür lässt er am klavier die filz-
brandung hüpfen, durchs gehäuse wogen,
dass man erstaunt. die schweren epauletten
der hände, die sich auf die schultern legen;
die stunde ruhm, die ära der tabletten.

die nächte im herbst: auf den gängen treiben die pfleger
wie eisberge vorüber. in dem klinik-
garten unter den mauern ein geflacker
letzter blätter, aus dem alten schuppen,
an dem der efeu steigt, gedämpftes klingen
eines klaviers. man hält es für chopin.

(Achtzehn Pasteten. Berlin Verlag, Berlin 2007)

*Das Gedicht Jan Wagners, des aufgeklärten Traditionalisten unter den jungen Dichtern (er ist 1971 geboren), gewinnt seinen Stoff aus einem realen Ereignis aus dem Frühjahr 2005. „Der Mann aus dem Meer" wurde damals auf der englischen Insel Sheppey aufgegriffen. Er war verwirrt, trug elegante Kleidung, sprach kein Wort und schien besondere Fähigkeiten im Klavierspiel zu besitzen.*
*Nach seiner Einweisung in die Psychiatrie begann er auf einem Piano bizarre Stücke zu spielen. Genug Stoff also für eine moderne Kaspar Hauser-Geschichte. Vier Monate später wurde der junge Mann als Hochstapler entlarvt.*

Der Autor selbst hat dazu angemerkt, dass sein Gedicht bereits vor der Enttarnung des „Mannes aus dem Meer" geschrieben wurde. Aber man kann auch im Text selbst schon Hinweise auf das Fiktionale dieser Genie-Geschichte entdecken. Die Schlussverse („man hält es für chopin") verweisen auf den süßen Schwindel, ohne die Verführungskraft der Inszenierung zu verleugnen. Einmal mehr sucht der Dichter einen ästhetischen Schwebezustand, der den poetischen Stoff nicht an die sogenannten Fakten verrät.

**Jan Wagner**
grubenpferde

die grubenpferde wurden abgetragen
wie warme flöze. jeder tag nahm schichten
von ihnen fort. in stollen, förderschächten
die grubenpferde wurden abgetragen.

wenn sie die ohren spitzen, hören sie
die rufe: grubenlampen, die zyklopen,
ihr kohlgeruch. Tief in sich selbst das klopfen,
wenn sie die ohren spitzen, hören sie.

ein zuckerwürfel und ein büschel gras;
ein wind auf schwarzer wiese, wo ein hund
die bäume scheuen lässt. Die kinderhand,
ein zuckerwürfel, und ein büschel gras.

(Achtzehn Pasteten. Gedichte. Berlin Verlag 2008)

*Auf dem Höhepunkt der Industriellen Revolution in Europa, um 1835, wurden erstmals Pferde als Zugtiere im Steinkohlenbergbau eingesetzt. Ohne jede Rücksicht auf den natürlichen Lebensrhythmus der Tiere wurde ihre Leistungsfähigkeit ausgebeutet, selbst ihre Ställe wurden unter Tage eingerichtet. Ein Gedicht Jan Wagners (geb. 1971), des wohl formstrengsten Dichters der jüngeren Lyriker-Generation, erinnert an die schlimm traktierten „grubenpferde“. Es bedient sich einer Art Rondo-Struktur.*

Die erste Strophe des nach 2004 entstandenen Gedichts markiert in bitterem Lakonismus den Zustand der „grubenpferde“ in der Epoche des Hochkapitalismus, der sie als auszubeutender Naturstoff instrumentalisiert. Die zweite Strophe nimmt die Perspektive der Kreatur selbst ein, vergegenwärtigt den Alltag in der Zeche. Schließlich folgt eine weitere Wendung hin zu einem unversehrten Kindheits-Augenblick. Hier wird die gewaltlose Beziehung zwischen Mensch und Kreatur evoziert - der schroffe Gegensatz zum kapitalistischen Verwertungsinteresse.

**Jan Wagner**
Hamburg - Berlin

der zug hielt mitten auf der strecke. draußen hörte
man auf an der kurbel zu drehen: das land still
wie ein bild vorm dritten schlag des auktionators.

ein dorf mit dem rücken zum tag. in gruppen die bäume
mit dunklen kapuzen. rechteckige felder,
die karten eines riesigen solitairespiels.

in der ferne nahmen zwei windräder
eine probebohrung im himmel vor:
gott hielt den atem an

(Probebohrung im Himmel. Gedichte. Berlin Verlag, Berlin 2001.)

*Ein Zug ist in einer kargen Landschaft zum Stillstand gekommen, die Ursache des sogenannten außerplanmäßigen Halts wird nicht genannt. Es sind meist solche unspektakulären Augenblicke, kleine Genreszenen, an denen sich die poetische Fantasie des 1971 geborenen Dichters Jan Wagner entzündet. Wagner gilt als der traditionsbewussteste Formkünstler unter den Lyrikern der jungen Generation, weil er den klassischen Mustern - dem Sonett, der Vilanelle, der Ekloge - neues Leben eingehaucht hat.*

Das hyperrealistische Bild des stillstehenden Zuges wird in diesem um die Jahrtausendwende entstandenen Gedicht mit originellen Bildfindungen und kühnen Vergleichen aufgeladen. Aus der stillen Landschafts-Szene erwächst plötzlich eine pathetische Transzendenz-Pointe. Zwei Windräder, die die Luft aufrühren, erscheinen als mechanische Erkenntnis-Maschine, die durch eine „Probebohrung im Himmel“ nach Indizien für eine Art Gottesbeweis sucht. Am Ende sogar Gott selbst herbeizuzitieren, erscheint als eine heikle Schlusspointe.

**Jan Wagner**

kleinstadtelegie

die schattenkarawane, jeden morgen
ihr aufbruch, und die waschanlage,
die stets aus einem reinen schlaf erwachte.
und in den lieferwagen pendelten
die schweinehälften zwischen ja und nein,
den linden wuchsen herzen. und es passte
nicht mehr als ein blatt papier zwischen mich und die welt.
und in den gärten, hinter allen hecken
verkündeten die rasenmäher den mai.

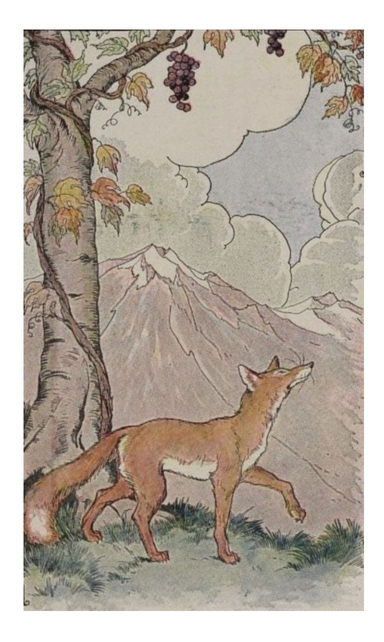
(In: Guerickes Sperling. Berlin Verlag, Berlin 2004)

*Unter den jüngeren Lyrikern nimmt der 1971 geborene Jan Wagner mit seinen perfekt gebauten Stillleben, Miniaturen und Genreszenen eine vergleichsweise traditionalistische Position ein. Er liebt das genau konturierte Detail, die scharf umrissene Momentaufnahme und die metaphorische Überraschung. Wagner schärfte sein poetisches Sensorium als Übersetzer angloamerikanischer Autoren, etwa Charles Simic. Wie dieser versucht er das Geheimnis im Alltäglichen zu entdecken, die Sensation im Unscheinbaren.*

Ein Gedicht entsteht, so Wagner, „an den Schnittstellen zwischen dem sogenannten Banalen und dem sogenannten Erhabenen." Das trifft auch auf die „Kleinstadtelegie" zu, unter deren Oberfläche ein stilles Pathos wirkt. Sie steht in Wagners Gedichtband „Guerickes Sperling" (2004) und ist mit feinem Gespür für Szenerien und Räume geschrieben. Die pendelnden Schweinehälften korrespondieren mit den herzförmigen Lindenblättern. Die Schein-Idylle des Maimorgens wird lakonisch vom unerbittlichen Lärm der Rasenmäher konterkariert.

**Jean de La Fontaine**

Le Renard et les raisins



Certain Renard gascon, d’autres disent normand,
Mourant de faim, vit au haut d’une treille
    Des raisins mûres apparemment,
    Et couverts d’une peau vermeille.
Le galand en eût fait volontiers un repas;
    Mais comme il n’y pouvoit atteindre:
»Ils sont trop verts, dit-il, et bons pour des goujats.«
    Fit-il pas mieux que de se plaindre?

Der Fuchs und die Trauben

Dem Hungertode nah, sah ein Gascogner Fuchs,
ein feiner Schalk, ganz hoch am Dache grüner Lauben
    in roter Beeren üpp’gem Wuchs,
    fast überreif, die schönsten Trauben.
Das wär’ ein Mahl, recht nach des armen Schelms Geschmack!
    Doch da er sie nicht konnt’ erjagen,
sprach er: »Sie sind zu grün, nur gut für Lumpenpack!« -
    Tat er nicht besser, als zu klagen?

**Jean de La Fontaine**

Der Rabe und der Fuchs

Im Schnabel einen Käse haltend, hockt
auf einem Baumast Meister Rabe.
Von dieses Käses Duft herbeigelockt,
spricht Meister Fuchs, der schlaue Knabe:
„Ah! Herr von Rabe, guten Tag!
Wie nett Ihr seid und von wie feinem Schlag!
Entspricht dem glänzenden Gefieder
nun auch der Wohlklang Eurer Lieder,
dann seid der Phönix Ihr in diesem Waldrevier.“
Dem Raben hüpft das Herz vor Lust. Der Stimme Zier
zu künden, tut mit stolzem Sinn
er weit den Schnabel auf; da - fällt der Käse hin.
Der Fuchs nimmt ihn und spricht:
„Mein Freundchen, denkt an mich!
Ein jeder Schmeichler mästet sich
vom Fette des, der willig auf ihn hört.
Die Lehr’ ist zweifellos wohl einen Käse wert!“
Der Rabe, scham- und reuevoll,
schwört - etwas spät -, dass ihn niemand mehr fangen soll

**Jean de La Fontaine**

Die Grille und die Ameise

Die Grille, die den Sommer lang
zirpt' und sang,
litt, da nun der Winter droht',
harte Zeit und bittre Not:
Nicht das kleinste Würmchen nur,
und von Fliegen eine Spur!
Und vor Hunger weinend leise,
schlich sie zur Nachbarin Ameise,
und fleht' sie an in ihrer Not,
ihr zu leihn ein Stückchen Brot,
bis der Sommer wiederkehre.
»Hör'«, sagt sie, »auf Grillenehre,
vor der Ernte noch bezahl'
Zins ich dir und Kapital.«
Die Ameise, die wie manche lieben
Leut' ihr Geld nicht gern verleiht,
fragt' die Borgerin: »Zur Sommerzeit,
sag doch, was hast du da getrieben?«
»Tag und Nacht hab' ich ergötzt
durch mein Singen alle Leut'.«
»Durch dein Singen? Sehr erfreut!
Weißt du was? Dann tanze jetzt!«

**Jean de La Fontaine**

La cigale et la fourmi

La Cigale, ayant chanté
Tout l'été,
Se trouva fort dépourvue
Quand la bise fut venue.
Pas un seul petit morceau
De mouche ou de vermisseau.
Elle alla crier famine
Chez la Fourmi sa voisine,
La priant de lui prêter
Quelque grain pour subsister
Jusqu'à la saison nouvelle.
Je vous paierai, lui dit-elle,
Avant l'août, foi d'animal,
Intérêt et principal.
La Fourmi n'est pas prêteuse ;
C'est là son moindre défaut.
Que faisiez-vous au temps chaud ?
Dit-elle à cette emprunteuse.
Nuit et jour à tout venant
Je chantais, ne vous déplaise.
Vous chantiez ? j'en suis fort aise :
Et bien ! dansez maintenant.




la cigale et la fourmi

**Jesse Thoor**

In der Fremde

Ist es so auf Erden?

Bin in die Welt gegangen.
Habe mancherlei angefangen.
Aber die Leute lachten.

– – – – – – – – – – – –

Auf dem Felde gegraben.
Einen Wagen gezogen.
Einen Zaun gerade gestellt.
Tür und Fenster gestrichen.
Warme Kleider genäht.
Hölzerne Truhe gezimmert.
Feine Stoffe gewoben.
Goldenes Ringlein geschmiedet.

Was soll nun werden?

Werde nach Hause wandern,
und barfuß ankommen.

(Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2005)

*Alle Wege des Dichters Jesse Thoor (1905-1952), der eigentlich Peter Karl Höfler hieß, führten in die Fremde. Der Sohn eines steirischen Tischlers verfügte über verblüffend viele Begabungen - aber seine größten Leistungen gelangen ihm als Poet. Früh begann Thoor ein unstetes Wanderleben. Auf der Flucht vor der Gestapo irrlichterte der anarchistisch inspirierte Dichter durch halb Europa. In einer Taurolle versteckt, gelangt er als blinder Passagier nach Spanien, arbeitete als Heizer auf Küstenschiffen und zog als Vagabund durch Norditalien und Ungarn.*
*Alle seine Fertigkeiten hat Thoor in seinem nach 1940 entstandenen Gedicht aufgerufen: er versuchte sich als Tischler, als Goldschmied, als Gelegenheitsarbeiter in der Landwirtschaft. Vor allem aber trieb es ihn zu immer neuen Zielen - nur das Ankommen zu Hause gelang ihm nie. Der an einer schweren Herzthrombose laborierende Poet starb 1952 bei einer Bergtour.*

Der poetische Vagabund Jesse Thoor (1905-1952), der mit bürgerlichem Namen Peter Karl Höfler hieß, hat sehr viele Lebenskonzepte ausprobiert: als Tischler, Goldschmied, Porträtist und Dichter. Auf der Flucht vor der Gestapo irrlichterte er durch halb Europa und versuchte seine Dichterfreunde, bei denen er unangemeldet aufkreuzte, von der Nichtswürdigkeit des bürgerlichen Daseins zu überzeugen. Eine Heimat fand der Gehetzte nie.
Im Gegensatz zu der Prognose, die das zwischen 1949 und 1952 entstandene Gedicht stellt, kam Jesse Thoor nie in einem Zuhause an. Von den Nazis gejagt, floh Thoor aus der Tschechoslowakei, wo er eine Porträtbüste des tschechischen Staatspräsidenten Eduard Benes anfertigte, nach London. Dort wurde er nach einer Denunziation durch die KP interniert. Seine Gedichte aus den Londoner Jahren sind verzweifelte Lästergebete, die von der Verlorenheit des ewigen Exilantendaseins erzählen.)

**Jesse Thoor**

In einem Haus

In einem Haus, auf feinem Tannenreiser,
sitzen ein Bettelmann und ein Kaiser.

Beide summen und lachen und trinken
und reden laut und leise und winken.

Ein volles Jahr rollt über das Dach.
Ein volles Jahr rollt über das Dach.

(Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2005)

*Jesse Thoor (1905-1952), Sohn eines steirischen Zimmermanns, wuchs als Peter Karl Höfler in einem Berliner Arbeiterbezirk auf. Der vielseitig Begabte zog als Vagabund durch Mitteleuropa, scheiterte aber bei seinem Versuch, als blinder Passagier auf ein Schiff zu gelangen. Ohne Geld und nur mit einem Sack voll Kaffeebohnen kam er nach Berlin zurück und exponierte sich dort im Kreis der anarchokommunistischen Schriftsteller um Erich Mühsam und Joachim Ringelnatz.*

In seinen Anfängen schrieb er plebejische Balladen und Trinklieder in der Manier Erich Mühsams, später dann „Irrenhaussonette“ oder christlich-verzweifelte Lästergebete. Ab 1949 gelingen Thoor einige ergreifende Gedichte von der Verlorenheit des ewigen Exilantendaseins. Aus diesen Nachkriegsjahren stammt auch die kleine lyrische Legende vom „Kaiser“ und „Bettelmann“, die nicht als Herr und Knecht, sondern offenbar in trauter Eintracht Zeit und Raum durchqueren.

**Jesse Thoor**
Wanderlied

Wie soll es sein, wenn der Wind weht,
die Sonne lacht, der Mond sich dreht?

Wenn der Tag über die Dächer steigt.
Wenn die Nacht redet oder schweigt.

Wenn der Regen rauscht oder rinnt.
Einmal - wenn wir einsam sind.

Einmal zu zwein, und einmal allein,
wie die Grille hüpft am Wiesenrain.

Einmal wie die Blüte im Grase ruht,
weiß wie Schnee, oder rot wie Blut.

Einmal oben, hoch oben - o he!
Einmal unten, ganz unten - o weh!

(Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2005)

*Das ruhelose Vagabundieren durch verschiedene Lebenswelten und Berufe wurde zum Markenzeichen dieses Dichters. Der poetische Visionär Jesse Thoor (1905-1952), als Peter Karl Höfler in Berlin geboren, aber österreichischer Herkunft, versuchte sich als Zahntechniker, Goldschmied und Porträtist und tippelte durch Norditalien, Ungarn und Spanien. Als Sympathisant der Anarchokommunisten um Erich Mühsam musste der nomadisierende Dichter, der sich als Spaßmacher bzw. „Thor" sah, vor den Nazis in die Tschechoslowakei und später nach London fliehen.*

Thoors einziges zu Lebzeiten veröffentlichtes Buch war 1948 eine Sammlung mit Sonetten. Sein „Wanderlied", nach 1938 entstanden, ist das Bekenntnis eines einsamen Fahrenden, dem das Unterwegssein zur Existenzformel geworden ist. Wie sehr er die unendliche Fahrt zur Lebensform gemacht hatte, zeigte sich bei einer Audienz Thoors bei dem Weltpoeten T. S. Eliot (1888-1965). Thoor bat den verblüfften Eliot, er möge ihm ein Schiff kaufen, so dass er für den Rest seines Lebens auf den Weltmeeren segeln könne.

**Joachim Fuhrmann**

Begegnung mit Sprache

1. ei ei ei ei
   oh oh oh oh
   eh eh eh eh
   ja wo isser denn
   du du du du
   ja ja ja ja
   was macht denn
   unser schnutzi
   killekillekille
   oh

2. jetzt wolln wir
   happa happa machn
   nun müssen wir
   bäuerchen machn
   jetzt wolln wir
   a a machn
   das is bä bä
   nun da da gehn
   und nun is nuch

3. tu das tu dies
   mach das mach dies
   lass das lass dies
   wie oft soll ich dir
   noch sagn
   wie oft soll ich dir
   noch erklärn
   kannst du nich hörn
   willst wohl nich
   dann wolln wir mal
   eine andere sprache
   sprechn

**Joachim Fuhrmann**

Ix ax ux

Ix ax ux
wir machen einen Jux
wir spielen auf dem Rasen
wenngleich wir vorher lasen
ES IST VERBOTEN - NICHT GESTATTET
wir sind auch bald ermattet

Ax ux ix
wir sagen dazu nix
weshalb wir trotzdem spielen
selbst wenn die Leute schielen
sollen sie's sich selbst ausdenken
und uns nicht wie Autos lenken

Ux ix ax
schon kriegt man einen Bax
und zu dem kleinen Baby
krächzen sie ihr «Näsi Näsi»
und wenn es dann mal schreit
machen sie schon wieder Streit

**Joachim Ringelnatz**

Abendgebet einer erkälteten Negerin

Ich suche Sternengefunkel.
All mein Karbunkel
Brennt Sonne dunkel.
Sonne drohet mit Stich.

Warum brennt mich die Sonne im Zorn?
Warum brennt sie gerade mich?
Warum nicht Korn?

Ich folge weißen Mannes Spur.
Der Mann war weiß und roch so gut.
Mir ist in meiner Muschelschnur
So negligé zu Mut.

Kam in mein Wigwam
Weit übers Meer,
Seit er zurückschwamm,
Das Wigwam
Blieb leer.

Drüben am Walde
Kängt ein Guruh – –

Warte nur balde
Kängurst auch du.

**Joachim Ringelnatz**
Bumerang

War einmal ein Bumerang;
War ein Weniges zu lang.
Bumerang flog ein Stück,
Aber kam nicht mehr zurück.
Publikum noch stundenlang
Wartete auf Bumerang.

Um 1920

*Die so genannte „Reynold'sche Zahl" war dem Meister-Humoristen und Knittelreim-Künstler Hans Bötticher alias Joachim Ringelnatz (1883–1934) sicherlich unbekannt, als er sein berühmtes Gedicht über den fehlerhaften Flug eines Bumerangs verfasste. Mit dieser ominösen „Reynoldschen Zahl" hätten sich nämlich ideale Luftströmungsverhältnisse für das Sportgerät berechnen lassen. Es entsteht jedoch ein lakonischer lyrischer Report über das Misslingen.*

Das um 1920 entstandene „Bumerang"-Gedicht steht innerhalb eines Zyklus von „Turngedichten", in dem allerlei groteske Leibesübungen von unterschiedlichsten Helden und Anti-Helden vorgeführt werden. Der „Felgeaufschwung" und das „Keulenschwingen" werden hier ebenso heiter und ironisch thematisiert wie der „Fußballwahn" und der „Ringkampf". Was dem Bumerang als Wortgestalt und lautlich-rhythmische Fügung im Gedicht gelingt, bleibt ihm in der Fabel des Gedichts versagt: die Wiederkehr.

**Joachim Ringelnatz**

Das Ei

Es fiel einmal ein Kuckucksei
Vom Baum herab und ging entzwei.

Im Ei da war ein Krokodil;
Am ersten Tag war's im April.

*Der Dichter, Zeichner und Kabarettist Joachim Ringelnatz (1883-1934) wurde bekannt für seinen frechen Umgang mit der Gedichttradition. In seinen Versen treiben grelle Farben; es wird eine Welt gemalt, die auf Höhepunkte zufliegt und an Absurdität kaum zu übertreffen ist. Doch weit davon entfernt, deswegen Unsinnspoesie zu sein, zeigt sich, dass ein Ringelnatz-Gedicht raffiniert mit dem realen Nonsens der Gesellschaft spielt, die ihm Unsinn unterstellt.*

Von Anfang bis Ende durchzieht ein Widerspruch diese zwei mal zwei Zeilen. So entpuppt sich das vom Baum gefallene Ei sprichwörtlich als Kuckucksei, dem statt eines Vogelkükens ein Krokodiljunges entschlüpft. Die Groteske wird auf die Spitze getrieben, wo es um die Datierung des Geschehens geht. „Am ersten Tag war's im April": Fiel also das Ei während des ersten Aprils vom Baum oder brauchte es mehrere Tage, bis es auf dem Boden aufschlug? Am Ende steht eine absurde Verballhornung der Schöpfungsgeschichte, an deren Anfang der Fall eines Kuckuckseis steht und nicht die Erschaffung von Himmel und Erde.

**Joachim Ringelnatz**

Der Stein

Ein kleines Steinchen rollte munter
Von einem hohen Berg herunter.

Und als es durch den Schnee so rollte,
Ward es viel größer als es wollte.

Da sprach der Stein mit stolzer Miene:
'Jetzt bin ich eine Schneelawine'.

Er riss im Rollen noch ein Haus
Und sieben große Bäume aus.

Dann rollte er ins Meer hinein,
Und dort versank der kleine Stein.

*Die Gedichte von Joachim Ringelnatz (1883 - 1934) sind haltbar und in vielen Lebenslagen hilfreich. Die leichten, verspielten Reime des Dichters, Malers und Kabarettisten erzählen satirische, groteske, komische und frivole Geschichten; aber selbst da, wo sie einfach harmlos und lustig wirken, steckt fast immer auch ein gewisser Ernst, manchmal eine Moral.*

„Der Stein der Weisen sieht dem Stein der Narren zum Verwechseln ähnlich", hieß es einmal milde ironisch, entzaubernd und doch erleichternd. Das Gedicht „Der Stein" führt Verwandlungen vor: Das muntere Geringe wird stolz, gewichtig und zerstörerisch. Dabei ist die große Schneelawine im Grunde nichts als ein wildgewordener kleiner Kiesel - auch hier eine erleichternde Entzauberung. Ohne Mitleid, aber auch ohne Vorwurf stellen die Verse klar, wie der Stein wieder wird, was er war. Man kann das Gedicht als Sinnbild fürs menschliche Leben lesen - wir kommen und gehen nackt - aber man kann sich auch schlicht an dem Bild vom rollenden Stein erfreuen.

**Joachim Ringelnatz**

Die Ameisen

In Hamburg lebten zwei Ameisen,
Die wollten nach Australien reisen.
Bei Altona auf der Chaussee
da taten ihnen die Beine weh
Und da verzichteten sie weise
Denn auf den letzten Teil der Reise.

So will man oft und kann doch nicht
Und leistet dann recht gern Verzicht.

*Dass man mit einer Weltreise oder einer Utopie früh scheitern kann, hat Joachim Ringelnatz (1883-1934), der Kabarettist, Reimkünstler, Seemann und Maler in seinem berühmten lyrischen Report über die hanseatischen Ameisen illustriert. Die in einem Zweizeiler am Ende angefügte Moral des Gedichts erinnert an eine populäre Tierfabel, in der die heiß begehrten Trauben vom Fuchs verschmäht werden - obwohl, bei Lichte besehen, dieser Verzicht von den Umständen erzwungen wird.*

Seine ungeheure Popularität in den Jahren des untergehenden Kaiserreichs und der Weimarer Republik verdankte Ringelnatz vor allem diesem Ameisen-Gedicht, das ziemlich am Anfang seines Debütbuchs „Die Schnupftabakdose“ (1912) zu finden ist. In den Jahren des heraufziehenden Nationalsozialismus verdunkelte sich nicht nur seine künstlerische Situation, sondern auch die Tonlage seiner Gedichte. Die Schlägertruppen der Nazis stürmten seine Veranstaltungen, Ringelnatz wurde Auftrittsverbot erteilt, und er starb völlig verarmt an Tuberkulose.

**Joachim Ringelnatz**

Die neuen Fernen

In der Stratosphäre,
Links vom Eingang, führt ein Gang
  (wenn er nicht verschüttet wäre)
  Sieben Kilometer lang
  bis ins Ungefähre.

Dort erkennt man weit und breit
Nichts. Denn dort herrscht Dunkelheit.
  Wenn man da die Augen schließt
  und sich langsam selbst erschießt,

  Dann erinnert man sich gern
  An den deutschen Abendstern.

1931

*Im Juni 1931 startete der Meteorologe August Piccard zu einem spektakulären Ballonflug durch die Stratosphäre, ein damals vom neuen Medium Rundfunk weltweit verbreitetes Ereignis. In dieser Zeit entstand wohl auch das Gedicht des begnadeten Reimkünstlers und Humoristen Joachim Ringelnatz (1883-1934), der mit leichter Hand ein hintersinniges kleines Opus über die Unendlichkeit schrieb.*

Die Absurdität und Komik dieser vermeintlichen Erklärung der Stratosphäre ist ein kluges Tarnmanöver. Denn dem Dichter geht es nicht um reine Belustigung über die wissenschaftlichen Bemühungen zur Erforschung des dunklen Weltalls. In all die kalauernde Virtuosität hat er eine Meditation über das Grauen vor dem Unendlichen und dem »Nichts« eingeschmuggelt. Und dieses Grauen ist auch nicht durch den ironischen Hinweis auf den altgedienten Mythos vom »deutschen Abendstern« zu tilgen. »Die neuen Fernen« erschien 1932 in Ringelnatz' Gedichtband »Kinder-Verwirr-Buch«. 1933 erteilten die Nazis dem Dichter Auftrittsverbot.

**Joachim Ringelnatz**

Ein Herz laviert nicht

Ich nenne keine Freundschaft heiß,
Die niemals, wenn's ihr unbequem,
Den Freund zu überraschen weiß
Trotzdem.

Denn wenn sie Zeit und Mühe scheut,
Ein Unverhofft zu bringen,
Das einen Freund unendlich freut,
Dann hat sie keine Schwingen.

Den Umfang einer Wolke misst
Kein Mensch. Weil sie nicht rastet,
Noch ihre Freiheit je vergisst. –
Ich glaube: Keine Wolke ist
Mit Arbeit überlastet.

*(Aus: Joachim Ringelnatz, Gedichte dreier Jahre, Berlin 1932)*

**Joachim Ringelnatz**

Ein Taschenkrebs und ein Känguru

Ein Taschenkrebs und ein Känguru,
Die wollten sich ehelichen.
Das Standesamt gab es nicht zu,
Weil beide einander nicht glichen.

Da riefen sie zornig: »Verflucht und verdammt
Sei dieser Bureaukratismus!«
Und hingen sich auf vor dem Standesamt
An einem Türmechanismus.

1912

*Was hier als nonsenshaftes Tiergedicht daherkommt, öffnet den Blick auf menschliche Abgründe. Der Lebenskünstler, Kabarettist und Dichter Joachim Ringelnatz (1883-1934) war eben nicht nur ein leichtfüßiger Spaßmacher und reimverliebter Entertainer, sondern auch ein Tragiker. Und so veröffentlichte er in seinem Gedichtbuch »Die Schnupftabaksdose« von 1912 nicht nur den im Untertitel angekündigten »Stumpfsinn in Versen«, sondern auch zwischen Humor und Horror balancierende Gedichte.*

Die vordergründig lustige Paradoxie, dass sich ein Taschenkrebs und ein Känguruh verheiraten wollen, transformiert Ringelnatz in der zweiten Strophe zu einem sarkastischen Sittenbild der Zeit. Schon zu Zeiten der Weimarer Republik hat der real existierende »Bürokratismus« menschliche Schicksale gewaltsam zerstört und Opfer produziert.

**Joachim Ringelnatz**
Es war ein Brikett ...

Es war ein Brikett, ein großes Genie,
Das Philosophie studierte
Und später selbst an der Akademie
Im gleichen Fach dozierte.

Es sprach zur versammelten Briketterie:
„Verehrliches Auditorium,
Das Leben - das Leben - beachten Sie -
Ist nichts als ein Provisorium.“

Da wurde als ketzerisch gleich verbannt
Der Satz mit dem Provisorium.
Das arme Brikett, das wurde verbrannt
In einem Privatkrematorium.

*Man hat die Dichtung des Gelegenheits-Matrosen, Schaufensterdekorateurs, Kabarettisten und Reimkünstlers Joachim Ringelnatz (eigentlich: Hans Bötticher, 1883-1934) gerne als heiteren „Stumpfsinn in Versen“ missverstanden - hatte er doch selbst einen seiner Bände („Die Schnupftabakdose“, 1912) im Untertitel so qualifiziert. Aber bei aller Neigung zum Kauzigen und Märchenhaft-Verspielten finden sich bei Ringelnatz immer wieder auch Verse mit philosophischem Hintersinn, meist als komische Anekdote getarnt.*

Die Briketts, gepresst aus Steinkohlenstaub, haben ihre beste Zeit als Brennmaterial schon lange hinter sich. Ringelnatz hat in der „Schnupftabakdose“ in schönem Aberwitz ein Brikett zum Philosophie-Dozenten erhoben. Und es liest sich wie eine diskrete Selbstreflexion, wenn ausgerechnet das große Brikett-“Genie“ das Provisorische und Vergängliche des Daseins predigt. Wer die Wahrheit sagt, wird aber selbst in der Moderne als Ketzer verdächtigt. So wird dann das Brikett sofort der Höchststrafe unterworfen - und erfüllt seine Bestimmung: Es wird verbrannt.

**Joachim Ringelnatz**

Frühling

Die Bäume im Ofen lodern.
Die Vögel locken am Grill.
Die Sonnenschirme vermodern.
Im übrigen ist es still.

Es stecken die Spargel aus Dosen
Die zarten Köpfchen hervor.
Bunt ranken sich künstliche Rosen
In Faschingsgirlanden empor.

Ein Etwas, wie Glockenklingen,
Den Oberkellner bewegt,
Mir tausend Eier zu bringen,
Von Osterstören gelegt.

Ein süßer Duft von Havanna
Verweht in ringelnder Spur.
Ich fühle an meiner Susanna
Erwachende neue Natur.

Es lohnt sich manchmal, zu lieben,
Was kommt, nicht ist oder war.
Ein Frühlingsgedicht, geschrieben
Im kältesten Februar.

**Joachim Ringelnatz**

Großer Vogel

Die Nachtigall ward eingefangen,
Sang nimmer zwischen Käfigstangen.
Man drohte, kitzelte und lockte.
Gall sang nicht. Bis man die Verstockte
In tiefsten Keller ohne Licht
Einsperrte. - Unbelauscht, allein
Dort, ohne Angst vor Widerhall,
Sang sie
Nicht - -,
Starb ganz klein
Als Nachtigall.

1933

*Verlorener, erbarmungswürdiger kann eine Kreatur kaum sein. Einem der gewaltigsten Sänger, der Nachtigall als „Königin der Nacht“, wird die Freiheit geraubt - so verstummt der Vogel für immer. Innerhalb eines reichen Repertoires an skurrilen, gelassen-heiteren Versen nimmt dieses bewegende Gedicht des virtuosen Reimkünstlers und modernen Bänkelsängers Joachim Ringelnatz (1878-1934) eine Ausnahmestellung ein.*

Dem gefangenen Vogel bleibt nur der Akt der Verweigerung. Man kann nicht umhin, dieses 1933 entstandene Gedicht als erschütterndes Sinnbild der verzweifelten Lage der Poesie im „Dritten Reich“ zu lesen. Ringelnatz’ Theater-Auftritte waren schon ab 1930 von pöbelnden SA-Trupps gestürmt worden. Nach Hitlers Triumph wusste Ringelnatz, was er zu erwarten hatte. Er reagierte wie seine Nachtigall - durch Tonlosigkeit. Nachdem ihm die Nazis Auftrittsverbot erteilt hatten starb er völlig verarmt am 16. November 1934.

**Joachim Ringelnatz**
Ich habe dich so lieb

Ich habe dich so lieb!
Ich würde dir ohne Bedenken
Eine Kachel aus meinem Ofen
Schenken.

Ich habe dir nichts getan.
Nun ist mir traurig zumut.
An den Hängen der Eisenbahn
Leuchtet der Ginster so gut.

Vorbei – verjährt –
Doch nimmer vergessen.
Ich reise.
Alles, was lange währt,
Ist leise.

Die Zeit entstellt
Alle Lebewesen.
Ein Hund bellt.
Er kann nicht lesen.
Er kann nicht schreiben.
Wir können nicht bleiben.

Ich lache.
Die Löcher sind die Hauptsache
an einem Sieb

Ich habe dich so lieb.

1928

*Es ist eins der schönsten, weil komischsten Exemplare aus dem Genre „Liebeslyrik". Um die Trauer über das Ende einer Liebe nicht übermächtig werden zu lassen, schleust der schnoddrige Kabarettist und Reimkünstler Joachim Ringelnatz (1883–1934) einige skurrile Banalitäten in seine Verse ein. Als unwiderlegliches Zeugnis der Liebe eine Kachel aus einem Ofen zum Präsent machen – das konnte nur einem Ringelnatz alias „Kuddel Daddeldu" (sein Kosename nach einer seiner Seemanns-Figuren) einfallen.*

Die Melancholie lässt sich in diesem 1928 erstmals in der Sammlung *Allerdings* gedruckten Gedicht auf Dauer nicht abwehren, auch nicht durch das selbst verordnete „Lachen". Auch nicht durch einen analphabetischen Hund. Vielleicht handelt es sich bei diesem Tier um „Frau Lehmann", die Dackeldame, die Ringelnatz in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr von der Seite wich. Am Ende folgt dann eine Spruchweisheit resignierender Liebe: „lieb" reimt sich – kurios und herzzerreißend zugleich – auf „Sieb".

**Joachim Ringelnatz**
Im dunklen Erdteil Afrika

Im dunklen Erdteil Afrika
Starb eine Ziehharmonika.
Sie wurde mit Musik begraben.
Am Grabe saßen zwanzig Raben.
Der Rabe Num'ro einundzwanzig
Fuhr mit dem Segelschiff nach Danzig
Und gründete dort etwas später
Ein Heim für kinderlose Väter.
Und die Moral von der Geschicht? -
Die weiß ich leider selber nicht.

(1912)

*Als Leichtmatrose hatte er die Weltmeere bereist, bevor er ab 1909 als schlagfertiger Seemann Kuttel Daddeldu die Schwabinger Künstlerkneipen und das legendäre Kabarett „Simplicissimus" eroberte: Joachim Ringelnatz (1883-1934), als Hans Bötticher in Wurzen geboren, war ein ungeheuer vielseitiges Talent. Der Maler, Werbetexter, Filmemacher, Kabarettist und Dichter hatte sein Faible für humoristische Reime von seinem Vater geerbt und nutzte diese Kunstfertigkeit zu manch heiterem „Stumpfsinn in Versen", den sein Gedichtbuch „Die Schnupftabaksdose" von 1912 ankündigte.*

Zwischen Kinderreim, Nonsens-Vers und absurdem Märchen bewegen sich viele Gedichte des Reimkünstlers. Im Fall des vorliegenden Gedichts vom „dunklen Erdteil Afrika" und einem hyperaktiven Raben ist der Reim der dominierende Akteur - denn er erzwingt die paradoxen Pointen und lenkt das Gedicht auf seine schräge Bahn. Auf tiefere Sinngebung hat Ringelnatz hier dankbar verzichtet.

**Joachim Ringelnatz**

Liedchen

Die Zeit vergeht.
Das Gras verwelkt.
Die Milch entsteht.
Die Kuhmagd melkt.

Die Milch verdirbt.
Die Wahrheit schweigt.
Die Kuhmagd stirbt.
Ein Geiger geigt.

1930

*Die Literaturgeschichte kennt Joachim Ringelnatz (1879–1934) als schnoddrigen Poeten und Kabarettisten, der seine Themen und Motive in launige und lustige Verse fasst. Was er hier aber in der niedlichen Verkleinerungsform als „Liedchen“ dem Leser vorsetzt, verhandelt ein sehr ernstes Thema: das Vergehen der Zeit und die Sterblichkeit aller Geschöpfe.*

Zum Jahresende 1930 erschien der Text erstmals in der Wochenzeitschrift *Die Weltbühne*. Die vier Verse der zwei Strophen folgen der einfachsten Satzkonstruktion: Subjekt und Prädikat, die sie achtmal wiederholen. Fast scheint es, als bilde sich in den jambischen Versen das Ticken einer Uhr ab. In dieser spröden Melodie der Vergänglichkeit taucht plötzlich eine düstere philosophische Sentenz auf: „Die Wahrheit schweigt.“ Die Philosophie findet offenbar keine Erklärung für das Verrinnen der Zeit. Und wenn in der letzten Zeile der Geiger sein Instrument spielt: Darf man hier auf die Unvergänglichkeit der Kunst hoffen?

**Joachim Ringelnatz**

Logik

Die Nacht war kalt und sternenklar,
Da trieb im Meer bei Norderney
Ein Suahelischnurrbarthaar. –
Die nächste Schiffsuhr wies auf drei.

Mir scheint da mancherlei nicht klar,
Man fragt doch, wenn man Logik hat,
Was sucht ein Suahelihaar
Denn nachts um drei am Kattegatt?

**Joachim Ringelnatz**

Pfingstbestellung

Ein Pfingstgedichtchen will heraus
Ins Freie, ins Kühne.
So treibt es mich aus meinem Haus
Ins Neue, ins Grüne.

Wenn sich der Himmel grau bezieht,
Mich stört's nicht im geringsten.
Wer meine weiße Hose sieht,
Der merkt doch: Es ist Pfingsten.

Nun hab ich ein Gedicht gedrückt,
Wie Hühner Eier legen,
Und gehe festlich und geschmückt -
Pfingstochse meinetwegen -
Dem Honorar entgegen.

*Im Februar 1932 wurde an einer Berliner Kunsthochschule ein „Wohltätigkeitskostümfest“ zu Ehren des schnoddrigen Reimkünstlers Joachim Ringelnatz (1883-1934) zelebriert, der zu diesem Zeitpunkt im Zenit seiner Karriere stand. Zwei Jahre zuvor war Ringelnatz von München nach Berlin gezogen, weil er sich dort sicher wähnte vor den Schlägertrupps der SA, die in München regelmäßig Theater und Kabaretts stürmten, um ihnen missliebige Programme zu verhindern. In dem 1932 erschienenen Band „Gedichte dreier Jahre“ mischen sich in Ringelnatz' humoristische Texte schon markante Abschieds- und Todesgedanken. Heitere Kleinigkeiten wie die „Pfingstbestellung“ sind selten geworden.*

Ringelnatz führt hier äußerst kunstvoll die Zwanghaftigkeit eines Auftrags-Gedichts vor. Wer ein klassisches Pfingsten-Poem liefern will, ist auf der Suche nach Endreimen immer auf den Superlativ „im geringsten“ angewiesen, wie einige Jahrzehnte später auch Ringelnatz' poetischer Wahlverwandter Heinz Erhardt (1907-1979) erfahren musste. Aber es gibt einen schönen Trost für die ironisch akzentuierte Fleißarbeit: das Honorar.

**Joachim Ringelnatz**
Überall

Überall ist Wunderland.
Überall ist Leben.
Bei meiner Tante im Strumpfenband
Wie irgendwo daneben.

Überall ist Dunkelheit.
Kinder werden Väter.
Fünf Minuten später
Stirbt sich was für einige Zeit.
Überall ist Ewigkeit.

Wenn du einen Schneck behauchst,
Schrumpft er ins Gehäuse.
Wenn du ihn in Kognak tauchst,
Sieht er weiße Mäuse.

*Der Schriftsteller, Kabarettist und Maler Hans Bötticher (1883-1934), der sich ab 1919 Joachim Ringelnatz nannte, ist bis heute vor allem durch seine humoristischen Gedichte um die Kunstfigur Kuttel Daddeldu beliebt. Nach beschwerlichen Jahren als Schüler, Seemann und Kommis konnte er um 1909 in der Münchner Künstlerkneipe „Simplicissimus" als Hausdichter und Vortragskünstler Fuß fassen. In der gleichnamigen satirischen Zeitschrift veröffentlichte er seine ersten Texte.*

Ringelnatz schrieb meist kurze, virtuos gereimte Gedichte in einem lakonischen Alltagston, eine leicht ins Groteske wechselnde Unsinns-Poesie. Auch das vorliegende Gedicht - aus dem Band „Reisebriefe eines Artisten" (1927) - balanciert zwischen Scherz und Dunkelheit. Den unbeschwerten Eingangsversen wird in Strophe zwei die Macht des Todes mit fast barocker Strenge konfrontiert, ein Ernst wiederum, der sogleich in das skurrile Motiv der alkoholisierten Schnecke umgebogen wird.

**Joachim Ringelnatz**

Volkslied

Wenn ich zwei Vöglein wär,
Und auch vier Flügel hätt,
Flög die eine Hälfte zu dir.
Und die andre, die ging auch zu Bett,
Aber hier zu Haus bei mir.

Wenn ich einen Flügel hätt
Und gar kein Vöglein wär
Verkaufte ich ihn dir
Und kaufte mir dafür ein Klavier.

Wenn ich kein Flügel wär
(Linker Flügel beim Militär)
Und auch keinen Vogel hätt,
Flög ich zu dir.
Da's aber nicht kann sein,
Bleib ich im eignen Bett
Allein zu zwein.

**Joachim Ringelnatz**
Von einem, dem alles danebenging

Ich war aus dem Kriege entlassen,
Da ging ich einst weinend bei Nacht,
Weinend durch die Gassen.
Denn ich hatte in die Hosen gemacht.

Und ich habe nur die eine
Und niemanden, wo sie reine
Macht oder mich verlacht.

Und ich war mit meiner Wirtin der Quer.
Und ich irrte die ganze Nacht umher,
Innerlich alles voll Sorgen.
Und sie hätten vielleicht mich am Morgen
Als Leiche herausgefischt.
Aber weil doch der Morgen
Alles Leid trocknet und alle Tränen verwischt -

*Eine schroffere Brüskierung des vaterländischen Gedankens und des militärischen Ehrbegriffs, wie sie hier der listige Leichtmatrose und subtile Reimkünstler Joachim Ringelnatz (1883-1934) riskiert, ist kaum denkbar. Während ein Großteil der deutschen Intelligenz nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg einem falschen Soldaten- und Heroismus-Ideal huldigte, ironisierte Ringelnatz in seinem 1923 erstmals publizierten Gedicht den Typus des verarmten Kriegsheimkehrers.*

Die Komik der Szene wird von Ringelnatz rasch konterkariert: Es entsteht in elegischen Versen das Bild eines bettelarmen Vagabunden, der als versprengter Heimkehrer jeden sozialen Bezug verloren hat und mit keinerlei Unterstützung rechnen kann. In Gedichten wie diesem tragikomischen Gesang auf einen Verlorenen demonstrierte Ringelnatz, dass er poetisch weit mehr kann als nur die unablässige humoristische Erzeugung von Heiterkeit.

**Johann Gottfried Herder**

Der Augenblick

Warum denn währt des Lebens Glück
Nur einen Augenblick?
Die zarteste der Freuden
Stirbt wie der Schmetterling,
Der, hangend an der Blume,
Verging, verging.

Wir ahnen, wir genießen kaum
Des Lebens kurzen Traum.
Nur im unselgen Leiden
Wird unser Herzeleid
In einer bangen Stunde
Zur Ewigkeit.

um 1780

*Mit seiner international ausgerichteten Sammlung volksliedhafter Poesie, den* Stimmen der Völker in Liedern, *hat der Dichter, Prediger, Polyhistor und Sprachforscher Johann Gottfried Herder (1744–1807) um 1778 die erste bedeutende Anthologie im Sinne einer Weltliteratur angeregt. Als Dichter stand er stets aber im Schatten seiner schwierigen Freunde Goethe und Schiller. Dass er poetisch mit ihnen durchaus konkurrieren kann, zeigt sein melancholisches Denkbild über den Augenblick und die Vergänglichkeit.*

Von der Anschaulichkeit und Sinnlichkeit der von ihm gesammelten und übersetzten Volkslieder hat Herder in seinen eigenen Gedichten profitiert. Als poeta doctus, der eine berühmte *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* verfasst hatte (1770), arbeitete Herder mit den stärksten Lockmitteln der Poesie: mit dem Reim und der Wiedererkennbarkeit der Motive. Die wehmütige Klage über das vergängliche Sekundenglück verschärft sich in der zweiten Strophe zur Ahnung ewigen Leidens.

**Johann Gottfried Herder**

Die Lebensalter

Kindlein, Du genießest noch,
Und weißt nicht.
Jüngling, und Du hoffest doch,
Und hast nicht.
Aber, Greis, was soll Dein Streben,
Bangen und Beben,
Ewig zu leben?

*Den Schriften des Theologen, Kulturphilosophen und Dichters Johann Gottfried Herder (1744-1803) verdanken wir wesentliche Impulse für die Bewegung des „Sturm und Drang" und der Klassik. Als Dichter stets im Schatten seines Freundes Goethe (1749-1832), begründete Herder 1771 als erster das Genre des „Volkslieds", in Anlehnung an den englischen „popular song". Aus der Beschäftigung mit Liedern und Balladen aus verschiedensten europäischen Sprachen, die dann posthum unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" erschienen, gewann Herder auch Maximen für seine eigene Lyrik.*

Die Direktheit und Prägnanz von Herders poetischen Miniaturen und Sprüchen zeigt sich in der kleinen Reflexion über die Lebensalter. Bemerkenswert ist hier der skeptische Blick auf die reife Alters-Phase des Menschen: Hier spricht Herder nicht etwa von der Vollendung und harmonischen Rundung der Lebensgeschichte, sondern stellt die Vermessenheit der Spezies Mensch in Frage, die Unsterblichkeit für sich beansprucht.

**Johann Gottfried Herder**

Die Mechanik des Herzens

Ihr Weise, mit der Wissenschaft,
Die Welten zu bewegen,
Gebt einem matten Herzen Kraft,
Ein Fünkchen neu Vermögen,
Ach, einen Tropfen Lebenssaft,
sich jugendneu zu regen!
Ich lass' Euch Eure Wissenschaft,
Die Welten zu bewegen.

*In seinen „Zerstreuten Blättern", die er 1787 in drei Bänden, respektive „Sammlungen" erscheinen ließ, hat Johann Gottfried Herder (1744-1803) eine ganze Reihe motivisch verwandter Gedichte zusammengestellt, in denen er sein Verhältnis zu den Naturwissenschaften bestimmt. In der „sechsten Sammlung" definiert er den menschlichen Gliederbau als „Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte". So ist die Wortverbindung „Mechanik des Herzens", die das 1787 erstmals publizierte Gedicht im Titel trägt, nicht gleich als Kritik am Positivismus der Wissenschaften aufzufassen.*

Gleichwohl wird in diesem poetischen Denkbild Herders ein Gegensatz aufgebaut. Da wird der ehrgeizige Anspruch der Wissenschaften benannt, „Welten zu bewegen". Aber gegenüber dem Glücksverlangen der Individualität bleibt die Wissenschaft taub. Solange aber die Aktivierung der „Lebenssäfte" nicht gelingt, ist die Weltveränderung durch die Wissenschaft mit Skepsis zu betrachten.

**Johann Grob**

Die Weltreihen

Was ist unser tuhn auff Erden?
An die Welt geboren werden:
Sprach- und ganglos in der wiegen
Sonder eigne hülffe liegen:
Kriechen / lauffen / stehen/ sizen /
Hungern/ dürsten / frieren / schwizen:
Eitle müh und arbeit tragen:
Sich mit vielen sorgen plagen:
Stets in todsgefahren schweben:
Und zu letst den geist aufgeben:
Wiedrum staub' und asche werden /
Das ist unser thun auff Erden.

*Diese nüchterne, fast fatalistische Bilanz des Menschenlebens ist typisch für die Vergänglichkeits-Philosophie der Barockdichtung. Kaum ein Dichter der Barockzeit hat das Vanitas-Motiv so knapp und prägnant in Poesie verwandelt wie der Schweizer Satiriker und Epigrammatiker Johann Grob (1643-1697). Ganz lakonisch, ohne ornamentale Metaphorik und ohne jedes Pathos inventarisiert er die Mühseligkeit der Existenz:*

Seine Moralsatiren und Sittensprüche zu den Übelständen des gesellschaftlichen Lebens, die 1678 in der Sammlung „Dichterische Versuchsausgabe“ erschienen, verfertigte Johann Grob gleichsam im Nebenberuf, unter Rückgriff auf diverse Pseudonyme.
In den Vordergrund stellte er indes seine politische und diplomatische Karriere: Grob war einige Jahre lang Musketier in der Leibgarde des sächsischen Kurfürsten, versuchte sich dann als Leinwandhändler, verstrickte sich in Religionsstreitigkeiten und krönte seinen Aufstieg mit der Berufung zum appenzellischen Gesandten am Kaiserhof in Regensburg.

**Johann Heinrich Voß**

Fürstenspiegel

Drei Lehren fass' ein Herrscher wohl ins Herz.
Die eine: dass er über Menschen herrscht;
Die andre: dass er nach Gesetzen herrscht;
Die dritte: dass er nicht auf immer herrscht.

*Der wortgewaltige Dichter, Übersetzer, Philologe und Publizist Johann Heinrich Voß (1751-1826) liebte den polemischen Federkrieg gegen alle politischen und ästhetischen Positionen, die seiner Passion für die Antike und seinem aufgeklärten Protestantismus widersprachen. Auf ästhetischem Terrain ein Verfechter des „homerischen" Griechentums, profilierte sich Voß noch unter absolutistischen Verhältnissen als antifeudaler und emanzipatorischer Geist - besonders in seinen Epigrammen:*

In seinem 1794 entstandenen „Fürstenspiegel", ursprünglich eine im Mittelalter an die herrschende Gesellschaftsklasse gerichtete Schrift, in dem Grundsätze richtigen Regierens formuliert werden, hat Voß bereits die Leitideen für ein modernes Demokratieverständnis zusammengefasst: Legalität und Legitimität, zeitliche Begrenztheit und garantierte Kontrolle der Macht. Im Untertitel seines Epigramms wählt Voß eine historische Maskierung, indem er den „drei Lehren" ein antikes Gewand gibt: „Der Tragiker Agathon an den König Archelaus".

**Johann Lippet**

Verhüllungskünstler

Muss nicht in den Himmel sehen,
wo die schwarzen Wolken gehen,
denn es dunkelt im grünen Laubdach
des Baums vor meinem geöffneten Fenster.
Blieben wir doch von Regen und Hagel verschont,
denn in der linken oberen Ecke des Zimmers
blüht grauer Schimmel mal wieder,
blau-rot draußen im Garten der Flieder.

Hingehaucht den Wunsch die Daunenfeder in sanftem Flug
Fehlfarbe in der Baumkrone Wolkendach wohin es sie trug

(Johann Lippet, Im Garten von Edenkoben. Lyrikedition 2000, München 2009.)

*Johann Lippet, 1951 in Wels / Österreich geboren, war einer der Gründer der legendären Aktionsgruppe Banat, einer Schriftstellervereinigung in Rumänien, die später vom Geheimdienst Securitate aufgelöst wurde. Den Erinnerungsbildern und Erfahrungen seiner Kindheit im Banat ist Lippet, ein Archäologe des Verlorenen, in vielen seiner Gedichte nachgegangen. Lippet arbeitete als Lehrer und als Dramaturg am Deutschen Staatstheater Temeswar, 1987 reiste er in die Bundesrepublik aus und lebt seither bei Heidelberg.*

Der Blick des lyrischen Ich geht in diesem Gedicht weg von den schwarzen Wolken zu dem „grünen Laubdach“ eines Baumes vorm Fenster, das geöffnet ist. Das Haus scheint nicht im allerbesten Zustand zu sein, der Blick geht nach draußen, zu dem blaurot blühenden Flieder. Der Flug der Feder kann als eine Verheißung gelesen werden, dass der Verhüllungskünstler sich nicht mehr länger verhüllen muss. Er möchte fortgetragen werde ins Offene, das für Lippet sicher auch bedeutet: in eine freiere Gesellschaft als in die rumänische unter Ceausescu.

**Johann Peter Hebel**

Neujahrslied

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Träne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage;

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte,
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

1834

*Den poetischen Rang des evangelischen Theologen, Geschichtenerzählers und Dichters Johann Peter Hebel (1760-1826) erhellt am schönsten die Begeisterung des Philosophen Martin Heidegger, der einst schwärmte, Hebels Sprache sei »die einfachste, hellste, zugleich bezauberndste und besinnlichste die je geschrieben wurde«. Diese »Besinnlichkeit« findet sich auch im »Neujahrslied«, einem der wenigen »hochdeutschen« Gedichte, die Hebel geschrieben hat.*

Die fünf fünfzeiligen Strophen, die in Hebels »Sämmtlichen Werken« von 1834 den »Allemannischen Gedichten« an die Seite gestellt wurden, offenbaren eine fromme Schicksalsergebenheit des Dichters. Dabei blicken sie gleichermaßen in die Vergangenheit und in die Zukunft, in denen Freude und Schmerz gleich und auch klassenlos (»für Thronen und für Hütten«) verteilt sind. Bei aller biedermeierlichen Versöhnlichkeit ist bei Hebel die Erfahrung der Vergänglichkeit immer präsent: »Wird's im neuen enden?« Für den religiösen Dichter sind Demut und Daseinsbejahung identisch.

**Johann Peter Hebel**

Rätsel

Sie lauft die langen Straßen aus,
Schleicht unverschämt in jedes Haus,
Verratet alles, was sie kann,
Lügt alle, die ihr glauben, an,
Und ziert sich noch mit Fürstenschmuck die Stirne;
Wie heißt die freche Gassendirne?

*Rätselgedichte gehören seit der Frühgeschichte der Poesie zu den beliebtesten Formen der Gattung. Die Antike kennt die Orakelsprüche, auch Pindar, Heraklit oder Platon arbeiten mit Rebus und Rätseln. Im 19. Jahrhundert erlangt diese Form der Volksdichtung ungeheure Popularität. Der alemannische Kalendergeschichten-Erzähler und Mundartdichter Johann Peter Hebel (1760-1826) hat auch auf diesem Gebiet eine große Kunstfertigkeit entwickelt.*

In diesem „Rätsel“ werden alle kritischen Urteile und Vorurteile über das Massenmedium Zeitung gebündelt: Wer den Boulevard beherrscht, sich „unverschämt“ Einblicke in die Intimsphäre der Bürger verschafft; wer alles Private in die Öffentlichkeit zerrt und die Lüge zum Erfolgsmodell macht - da kann nur die Zeitung gemeint sein, und ihre Produzenten, die Journalisten. Die letzte Zeile des Rätsels verschärft die Anklage noch: Die Zeitung wird als spezielle Form der Prostitution desavouiert.

**Johann Peter Uz**

Bitte um Frieden

Soll denn gar kein Frieden werden,
Nimmt der Krieg denn noch kein End?
Unsre Länder sind verheeret,
Städt’ und Dörfer abgebrennt;
Jammer überall und Not
Und dazu auch mehr kein Brot.

Friedrich, o du großer König,
Stecke doch dein Schwert nun ein,
Denn wir haben nur noch wenig,
Was dir könnte dienlich sein:
Alles wüste, alles leer -
Länger geht das so nicht mehr.

*Als eine Schlüsselfigur der Rokokodichtung hat der fränkische Poet Johann Peter Uz (1720-1796), der im Brotberuf als Gerichts-Assessor arbeitete, sich von der „muthwilligen Dichtkunst“ emanzipieren und die Formstrenge seines römischen Vorbilds Horaz erreichen wollen. Gemeinsam mit Johann Nikolaus Götz (1721-1781) legte Uz eine Übersetzung der unter dem Namen „Anakreon“ überlieferten Gedichte vor. Bis zur Einstellung seiner poetischen Produktion im Jahr 1765 entwickelte er immer stärker eine lehrhafte Gedankenlyrik, in der philosophische und moralische Reflexionen ausgebreitet werden.*

Der unzweideutige pazifistische Appell des 1762 entstandenen Gedichts versetzt in Erstaunen, war Uz doch in seinem juristischen Beruf zur Loyalität gegenüber der Fürstenmacht verpflichtet. Das waren keine anakreontischen Tändeleien um Liebe und Eros mehr, sondern ein mutiges Plädoyer für die Beendigung des Krieges durch den Preußenkönig Friedrich II. Nach dem Ende seiner poetischen Arbeit hatte Uz sich dann doch einem „Landesfürstlichen Befehl“ zu beugen: Er wurde Mitarbeiter an einem „Anspachischen Gesangbuch“.

**Johann Wilhelm Ludwig Gleim**

Einladung zur Liebe

Mädchen, wolt ihr mich nicht lieben?
Seht, hier lieg ich in dem Schatten!
Seht mich nur, ihr müßt mich lieben!
Rosen blühen auf den Wangen,
In den Adern glühet Feuer,
In den Minen lacht Vergnügen,
In den Augen lokket Liebe,
Und bewegen sich die Lippen,
So bewegt sie Scherz und Freude.
Mädchen, wolt ihr mich nicht lieben?
Seht, hier lieg ich in den Schatten,
Mädchen seht, wie schön ich liege!

*Die große poetische Ambition des Rokoko-Dichters Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803) war es, die Stilformen des altgriechischen Lyrikers Anakreon (ca. 6. Jhd. v. Chr.) in der Dichtung seiner Zeit zu etablieren.*
*In seinem „Versuch in Scherzhaften Liedern“, den Gleim 1744 vorlegte, strebte er nach der Anverwandlung der anakreontischen Leichtigkeit: eine eigene Form galanter Tändelei, die auch erhabene Stoffe wie die Liebe in elegante, gefällige und vor allem unpathetische Poeme umsetzte. Von der uferlosen Produktion Gleims haben nur wenige Gedichte literarisch überlebt.*

Das 1745 entstandene Gedicht zeigt den galanten Liebhaber, wie er in großer Selbstbegeisterung einem „Mädchen“-Kollektiv die eigenen Vorzüge anpreist. Das lyrische Ich badet sich gleichsam in der eigenen Unwiderstehlichkeit. Das heitere Spiel mit den erotischen Verl□-ckungen kann man auch als ironische Selbstpräsentation eines vormodernen Callboys lesen.

**Johann Wilhelm Ludwig Gleim**

Pflicht zu verliebten Gesprächen

In den lauten Nachtigallen
Lockt und schlägt und jauchzt die Liebe;
In der Lerche unterm Himmel
Lobt und tiriliert die Liebe;
In dem Enter auf dem Wasser
Schwimmt und schnattert nichts als Liebe;
In den Schwalben unterm Dache
Zwitschert, baut und spricht die Liebe;
In den Spatzen vor dem Fenster
Lauscht und ruft und hüpft die Liebe;
In dem Täuber, in der Taube
Girrt und lockt und lacht die Liebe;
In den Tönen meiner Laute
Klingt und lobt und scherzt die Liebe;
In dem Kind auf meinem Schoße
Hüpft und scherzt und singt die Liebe:
Alles Wild in freiem Felde,
Alle Vögel unterm Himmel,
Haben Stimmen zu der Liebe;
Alles scherzt und spricht vom Lieben;
Soll ich denn davon nicht sprechen?

*Mitte des 18. Jahrhunderts überboten sich die deutschen Dichter in der pflichteifrigen Nachahmung einer antiken Dichtart: Die leichten Töne und Tändeleien des griechischen Dichters Anakreon wurden für die Lebenskultur des Rokoko adoptiert. Ein früher Pop-Star der anakreontischen Dichtung war Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803), der mit seinen 1744 erschienenen „Versuchen in scherzhaften Liedern" die Gattung neu begründete. In seinen formal schlichten Versen, wie in diesem frühen Text von 1744, geht es um heiteren Lebensgenuss, um Wein und Weib und um die Verherrlichung der (sinnlichen) Liebe.*

Weil Gleim seine lyrischen Scherz- und Schäfer-Spiele in einer fast manischen Weise verfasste, erhob sich bald Protest und Spott gegen den Meister der kunstvollen Einfalt; seine Gedichte seien „gemeiniglich sehr nahe beim Läppischen". Dichterkollegen wie Goethe, mit dem sich Gleim als ein Genie der Freundschaft verbunden sah, mokierten sich über den uferlos schreibenden Dichter, er sei „von sich selbst ein absterbendes Echo" geworden.

**Johann Wolfgang Goethe**

Alles Vergängliche

Alles Vergängliche
ist nur ein Gleichnis;
das Unzulängliche,
hier wird's Ereignis;
das Unbeschreibliche,
hier ist's getan;
das Ewig-Weibliche
zieht uns hinan.

*Im Schlusschor von Goethes (1749-1832) „Faust II"-Drama ist das religiöse Credo des Dichters in knappster Form zusammengefasst: die Gleichnishaftigkeit des Daseins. Der Philosoph Carl-Friedrich von Weizsäcker (1912-2007) erläutert diese Zeilen im Blick auf Goethes Metamorphose-Gedanken: „Das Vergängliche ist nur ein Gleichnis, denn das Wesen, das in ihm gegenwärtig ist, ist unvergänglich. Aber nur in der Unzulänglichkeit des Vergänglichen ist uns das Wesen gegenwärtig; die Erfüllung unseres Seins ist, dass dieses Unzulängliche Ereignis wird."*

In einer Bemerkung gestand Goethe, dass der „das Ideale unter der weiblichen Form des Weibes konzipiert" habe. Das Göttliche ist bei ihm ein weibliches Prinzip, auch das Wesen der Liebe ist an das „Ewig Weibliche" gekoppelt. Einer christlichen Auslegung zufolge ist es am Ende auch die „Himmelskönigin", aus welcher die Gnade wirkt und an die letztlich Goethes Formel adressiert sei.

**Johann Wolfgang Goethe**

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluss,
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuss,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!

Rausche, Fluss, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

**Johann Wolfgang Goethe**

Beherzigung

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie ers treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, dass er nicht falle!

*Wenn Goethe (1749-1832) gegen Ende seines Lebens konstatierte, er habe in den ersten zehn Jahren am Weimarer Hof des Herzogs Carl August „nichts Poetisches von Bedeutung“ hervorgebracht, so war das ein Urteil von übertriebener Strenge. Denn er verfasste von 1775 bis 1779 nicht nur das „Iphigenie“-Drama und die ersten Umrisse des „Wilhelm Meister“-Romans, sondern auch einige Gedichte von betörender Qualität. Allenfalls kann man diesen Gedichten aus der frühen Weimarer Zeit eine Neigung zum milden Pragmatismus nachsagen.*

Der menschliche Wunsch nach fester Verankerung und Bindung in seiner Lebenswelt wird hier auf seine Möglichkeiten und Grenzen hin geprüft. Es wird vom lyrischen Ich aber nicht entschieden, welches Lebensmodell tragfähiger ist - die nomadische Existenz oder die enge Bindung an vermeintlich unerschütterbare Fundamente. Die vier Zeilen der zweiten Strophe haben sprichwörtliche Bedeutung erlangt. Sie appellieren an die Eigenverantwortung des einzelnen: „Sehe jeder, wo er bleibe“!

**Johann Wolfgang Goethe**
Dämmrung senkte sich von oben

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.

Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

*Eine Anfrage, ob er etwas zu dem „Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830" beisteuern wolle, beantwortete Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) am 2. August 1829 so: „Ich habe unter meinen Sachen nichts einigermaßen von Gehalt und Folge als die Chinesischen Jahreszeiten". Die Folge von 14 Gedichten, die er nach Berlin schickte, enthielt auch das heute sehr bekannte „Dämmrung senkte sich von oben ...". 1829 ist das Jahr, in dem Goethe seinen „Wilhelm Meister" beendete. Seine letzte Liebe zu der erst 19-jährigen Ulrike zu Levetzow, die ihn abwies, lag zu diesem Zeitpunkt schon sechs Jahre zurück.*

In dem Gedicht geht es um die sogenannten letzten Dinge. Als Naturgedicht camoufliert, ist es genau besehen eine Auseinandersetzung mit dem nahenden Tod und dessen „schwarzvertieften Finsternissen". Goethe benutzt, wie in der Lyrik des Ostens üblich, mit der er sich wiederholt auseinandersetzte, Naturmetaphern dazu, menschliche Emotionen darzustellen.

**Johann Wolfgang Goethe**

Das Göttliche

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnden!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Fasst bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen,
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Bösen strafen;
Heilen und retten
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen!

**Johann Wolfgang Goethe**

Den Vereinigten Staaten

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

*Es erstaunt, dass der urbane Europäer und Italien-Bewunderer Goethe (1749-1832) im Alter eine unbändige Amerika-Sehnsucht entwickelt hat und zugleich die abendländische Tradition in mancher Hinsicht als belastend empfand. Obwohl er sich 1786 bei seinem Aufbruch nach Italien für eine klassische Bildungsreise und nicht für ein amerikanisches Lebensideal entschieden hatte, schwärmte Goethe in seinem Gedicht von 1827 von einem Amerika, das vom kulturellen Gedächtnis noch unbelastet ist.*

Der neue Kontinent und das alte Europa - diese Entgegensetzung, die in den weltpolitischen Hegemonialkonflikten des 21. Jahrhunderts wieder virulent geworden ist, wird in diesen Versen Goethes antizipiert. Fünf Jahre vor der Entstehung des Gedichts hatte Goethe notiert, dass jener „Weltteil glücklich zu preisen, dass er vulkanische Wirkungen entbehrt, wodurch denn die Geologie der Neuen Welt einen weit festern Charakter zeigt als der alten, wo nichts mehr auf festem Fuß zu stehen scheint". Das vulkanische Basaltgestein erschien ihm als Symbol solch negativ-eruptiver Kräfte.

**Johann Wolfgang Goethe**

Der Fischer

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
»Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüsstest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht.
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?«

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

**Johann Wolfgang Goethe**

Der Gott und die Bajadere

*Indische Legende*

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Dass er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Lässt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muss er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verlässt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß dich Jungfrau! – Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus –
Und wer bist du? – Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden,
Durch tiefes Verderben, ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüte
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüte,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küsst die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinst.

Spät entschlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Rast,
Findet sie, an ihrem Herzen,
Tot den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Totengesänge,
Sie raset und rennet, und teilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such’ ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh’ sie’s gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Totenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne Drommete zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.

So das Chor, das ohn’ Erbarmen
Mehret ihres Herzens Not;
Und mit ausgestreckten Armen

Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

**Johann Wolfgang Goethe**

Der König in Thule

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt im Reich,
Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloss am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen täten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

**Johann Wolfgang Goethe**

Der Rattenfänger

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiss besonders nötig hat.
Und wären's Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele:
Von allen säubr' ich diesen Ort,
Sie müssen miteinander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angetan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde,
Doch allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang.

**Johann Wolfgang Goethe**

Der Schatzgräber

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt’ ich meine langen Tage.
„Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!“
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!“
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward’s mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht’: „Es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.“

„Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.“

**Johann Wolfgang Goethe**

Der Zauberlehrling

Hat der alte Hexenmeister
sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort und Werke
merkt ich und den Brauch,
und mit Geistesstärke
tu ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
dass, zum Zwecke
Wasser fließe
und mit reichem, vollem Schwalle
zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
bist schon lange Knecht gewesen:
nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
oben sei ein Kopf,
eile nun und gehe
mit dem Wassertopf!

Walle! walle
manche Strecke,
dass, zum Zwecke
Wasser fließe
und mit reichem, vollem Schwalle
zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
und mit Blitzesschnelle wieder
ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
denn wir haben
deiner Gaben
vollgemessen! –
Ach, ich merk es! Wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
kann ichs lassen;
will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
steh doch wieder still!

Willst am Ende
gar nicht lassen?
Will dich fassen,
will dich halten
und das alte Holz behende
mit dem scharfen Beile spalten.

Seht da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
gleich, o Kobold, liegst du nieder;
krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
stehn in Eile
schon als Knechte
völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Nass und nässer
wirds im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör mich rufen! –
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister
werd ich nun nicht los.

»In die Ecke,
Besen, Besen!
Seids gewesen.
Denn als Geister
ruft euch nur zu seinem Zwecke,
erst hervor der alte Meister.«

**Johann Wolfgang Goethe**
Die Jahre nahmen dir

‚Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles;
Die eigentliche Lust des Sinnenspieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von Oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüsst ich nicht was dir Besondres bliebe‘.

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

1818

*Was im Alter bleibt, sind Verluste. So muss man jedenfalls die ersten acht Zeilen von Goethes Gedicht verstehen, das die Lebensbilanz eines alten Mannes poetisch bündelt. Der Dichter war fast siebzig Jahre alt, als er 1818 sein Gedicht schrieb, das dann 1827 in der „Ausgabe letzter Hand“ des West-Östlichen Divans veröffentlicht wurde.*

Was da im Parlando-Ton als Resümee hingeworfen wird, erzählt von der ernüchternden Erfahrung eines Altgewordenen, dem „die eigentliche Lust des Sinnenspieles“ abbanden gekommen ist. Es ist offenbar ein Gesprächspartner des Ich, der hier die Plagen des Alters aufzählt. Völlig überraschend folgt dann die stolze Widerrede des Ich zum Schluss: „Es bleibt Idee und Liebe!“ Das Alter hat offenbar doch Vorzüge: die Fähigkeit zur geistvollen Betrachtung und philosophischen Reflexion und ein Verständnis von Liebe, das über das „Sinnenspiel“ hinausführt.

**Johann Wolfgang Goethe**
Die Liebende schreibt

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuss von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Träne trocknet wieder unversehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden ist dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gib mir ein Zeichen!

*Unter den insgesamt siebzehn Sonetten, die Goethe (1749-1832) um 1807/08 schrieb, sind drei aus der Perspektive eines weiblichen Subjekts verfasst, mithin Rollenlyrik. In diesem Brief-Sonett lässt Goethe das Ich seine verzehrende Sehnsucht nach dem abwesenden Geliebten formulieren. Es ist eine Sehnsucht, die alles zu opfern bereit ist für den Augenblick der Erfüllung.*

Um den Entstehungshintergrund dieses achten Sonetts zu erhellen, verweist die Goethe-Forschung gerne auf die Briefe, die Bettina Brentano bzw. Bettina von Arnim (1785-1859) 1807/08 an Goethe geschrieben hat: „Ich wollte", so schreibt Bettina etwa 1807, „meinen Brief mit einem Blick in ihre Augen schließen." Goethe hat zunächst sehr zurückhaltend auf diese Briefe reagiert, 1811 dann, nach einer Brüskierung seiner Ehefrau Christiane durch Bettina, ließ er ihre Briefe unbeantwortet.

**Johann Wolfgang Goethe**

Die wandelnde Glocke

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.“

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.“
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

„Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.“
Doch welch ein Schrecken! Hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es lauft, es kommt als wie im Traum:
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Lässt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

**Johann Wolfgang von Goethe**

Erlkönig

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm. -

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? -
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? -
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. -

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? -
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind. -

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? -
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. -

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! -

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

**Johann Wolfgang Goethe**
Freudvoll

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

1788

*Der Kritiker Marcel Reich-Ranicki rühmt dieses Gedicht mit seinen dreiundzwanzig Worten als »das schönste, das vollkommenste erotische Gedicht in deutscher Sprache«. Seinen ursprünglichen Standort hat dieses intime Lied von der Liebe in Goethes (1749-1832) Trauerspiel »Egmont« von 1788. Im dritten Aufzug dieses Dramas singt das einfache Bürgermädchen Klärchen, das sich während des Aufstandes der Niederlande gegen Spanien in den Grafen Egmont verliebt hat, dieses Lied von der »schwebenden Pein« des Verliebtseins.*

Die berühmt gewordene Formulierung »Himmelhoch jauchzend / Zum Tode betrübt« bezeichnet ja nicht nur den Zustand des extremen Schwankens zwischen Euphorie und Melancholie, sondern das Fundament jedes Liebesgefühls: Denn nur diejenige Liebe, die sich ihrer Präsenz ständig vergewissern muss und um den möglichen Absturz weiß, gewährt das höchste Glück.

**Johann Wolfgang Goethe**

Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah’ ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt’ es brechen,
Da sagt’ es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub’s mit allen
Den Würzlein aus
Zum Garten trug ich’s
Am hübschen Haus.
Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

1813

*Ein zartes Blumen-Gedicht des späten Goethe? Auf den ersten Blick spricht »Gefunden« einzig vom sensiblen Naturverhältnis eines Waldspaziergängers. Goethe (1749-1832) schrieb sein berühmtes Poem aber genau ein Vierteljahrhundert nach seiner Begegnung mit Christiane Vulpius, die sein Leben veränderte: nämlich am 26. August 1813.*

Mit einer kalkulierten Naivität, wie man sie nur bei großen Dichtern findet, nähert sich das Ich dem »Blümchen«, als gehe es primär um Demut vor den Schöpfungen der Natur. Aber wer in der Blume ein Symbol für die Geliebte Christiane erkennt, für den geht es auch um die Abwehr einer leichtfertigen Liebesbeziehung. »Soll ich zum Welken gebrochen sein«: Das wäre die Frage an einen egozentrischen, amouren-verwöhnten Liebhaber, der sich mit dem kurzen Aufblühen der Schönheit begnügt. Auf jeden Fall wird hier das Spannungsfeld zwischen kurzlebigem Hedonismus und bewahrender Vernunft berührt.

**Johann Wolfgang von Goethe**

Geist und Schönheit im Streit

Herr Geist, der allen Respekt verdient,
Und dessen Gunst wir höchlich schätzen,
Vernimmt, man habe sich erkühnt,
Die Schönheit über ihn zu setzen;
Er macht daraus ein großes Wesen.
Da kommt Herr Hauch, uns längst bekannt
Als würdiger Geistsrepräsentant,
Fängt an, doch leider nicht galant,
Dem Luderchen den Text zu lesen.
Das rührt den Leichtsinn nicht einmal,
Sie läuft gleich zu dem Prinzipal:
Ihr seid ja sonst gewandt und klug,
Ist denn die Welt nicht groß genug!
Ich lass Euch, wenn ihr trutzt, im Stich;
Doch seid Ihr weise, so liebt Ihr mich.
Seid versichert, im ganzen Jahr
Gibts nicht wieder so ein hübsches Paar.

*Seine heitere Abhandlung über „Herrn Geist“ und „Herrn Hauch“ hat Goethe (1749-1832) zu den „Palinodien“ gerechnet - also zum lyrischen Genre des poetischen Widerrufs, der auf ein anderes bereits vorliegendes Gedicht reagiert. In „Herrn Hauch“ hat Goethe einen Zeitgenossen karikiert, den Epigrammatiker Friedrich Haug (1761-1829), der 1813 und 1814 in der einflussreichen Cottaschen „Morgenblatt“ unter anderem das Gedicht „Der Geist und die Schönheit. Keine Fabel“ veröffentlicht hatte.*

Friedrich Haug hatte in seinem Epigramm eine klare Hierarchie aufgebaut und den „Geist“ über die „Schönheit“ triumphieren lassen. Goethe kann diese Randordnung nicht akzeptieren und meldet Widerspruch an gegen die Zumutungen des „Herrn Hauch“. Während dieser der „Schönheit“ als leichtsinnigem „Luderchen“ die Leviten lesen will, verweist jene bei Goethe auf die ideale harmonische Einheit der vermeintlichen Konkurrenten. In einem Brief an den Verleger des „Morgenblatts“ (im Februar 1814) plädiert Goethe überdies leidenschaftlich für die „herrliche Vermittlung“ von Geist und Schönheit.

**Johann Wolfgang Goethe**

Genialisch Treiben

So wälz ich ohne Unterlass,
Wie Sankt Diogenes, mein Fass.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb, bald ist es Hass;
Bald ist es dies, bald ist es das;
Es ist ein Nichts und ist ein Was.
So wälz ich ohne Unterlass,
Wie Sankt Diogenes, mein Fass.

1811

*Der antike Denker und Lebenskünstler Diogenes (4. Jhd. v. Chr.), der laut Legende seinen Alltag in einer Tonne zubrachte, wird von der modernen Philosophie verehrt als provozierender Moralist, bissig-böser Individualist und Spötter mit kühl entlarvendem Blick. In einem launigen Epigramm aus seiner Frankfurter Zeit 1772–74 hat Goethe (1749–1832) den Repräsentanten der „kynischen vernunft“ zur Galionsfigur für den Dichter erhoben. Die Triebkraft des Genies ist für Goethe hier von hedonistischen Motiven bestimmt.*

Der Regelverletzer Diogenes wird hier gar zur „heiligen“ Gestalt nobilitiert. Mit diesem „Genie“ ist kein Staat zu machen, sein Eigensinn im unablässig durch die Gegend gewälzten Fass ist zu groß. Das Epigramm ist somit auch eine Absage an das Hofdichtertum. Der Text erschien erstmals 1811 in den „Gesängen der Liedertafel“ und wurde dann später in der Werkausgabe der Gedichte der Abteilung „Epigrammatisch“ zugeordnet.

**Johann Wolfgang Goethe**
Hatem

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der größte Dieb,
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Dass ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Karfunkel deines Blicks
Und erfreu in deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

*Im Sommer 1814, auf einer Reise in seine Heimatstadt Frankfurt, kehrte der alte Goethe (1749-1832) beim Bankier Johann Jakob von Willemer ein und lernte dort dessen Pflegetochter Marianne Jung kennen, die 1815 zu Willemers Ehefrau wurde. Zwischen Goethe und Marianne entspann sich bald ein sublimes erotisches Spiel. Man las gemeinsam den persischen Dichter Hafis; die offenkundig Verliebten schickten sich bald chiffrierte Episteln, in denen alphanumerisch verschlüsselt auf Reimpaare aus Hafis' Schriften verwiesen wurde. So entstanden Teile von Goethes „West-Östlichem Divan" (1819) aus diesem Briefwechsel.*

In diesem ersten Dialog-Gedicht mit Marianne, im September 1815 entstanden, wird ein bekanntes Sprichwort kunstvoll auseinander genommen und gewendet zu einem galanten Liebesbekenntnis. Der Geliebte verliert sein Selbst, um es in der Geliebten wiederzufinden. Der Schluss ist eine Dankbezeugung für die Geduld und Einsicht der Geliebten, deren Augen schimmern wie ein Edelstein (Karfunkel), der aus eigener Kraft im Dunkel leuchtet.

**Johann Wolfgang Goethe**

Heidenröslein

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sahs mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Dass du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
‘s Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musst es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

**Johann Wolfgang Goethe**

Hochzeitlied

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Redner-Gebärden und Sprecher-Gewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedliche Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Dass einem so Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt.
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festliche Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoss er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

**Johann Wolfgang Goethe**

Logenlied

Lasst fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung die beständige
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der irdschen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

*„Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, dass ich mit zur Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte", schrieb der junge Goethe (1749-1832) im Jahr 1780 an Jakob Freiherr von Fritsch, den so genannten Meister vom Stuhl der Weimarer Freimaurerloge Anna Amalia. Von der Mitgliedschaft bei den Freimaurern erhoffte sich der ehrgeizige Berater des Weimarer Herzogs Carl August den Aufstieg in die höchsten Kreise der Weimarer Gesellschaft. So manches Logenfest garnierte Goethe mit Gelegenheitsgedichten.*

Trotz seines zwischenzeitigen Rückzugs von der Loge ließ sich Goethe immer wieder zu Festreden, Liedern und Gedichten animieren. So auch anlässlich des 50jährigen Regierungsjubiläums von Herzog Carl August im September 1825. In diesem Zusammenhang entstand das als „Logenlied" oder „Zwischengesang" entstandene Poem - ein Plädoyer für die Tugend der Beständigkeit und eine Absage an den Reiz der Tagesaktualität.

**Johann Wolfgang Goethe**

Mailied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud’ und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd’! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb’! o Liebe!
So golden-schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb’ ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud’ und Mut

Zu neuen Liedern
und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

**Johann Wolfgang Goethe**
März

Es ist ein Schnee gefallen,
Denn es ist noch nicht Zeit,
Dass von den Blümlein allen,
Dass von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem, falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget,
Warum? Sie kommt allein.

Sollt ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich ist der Sommer da.

1817

*Der Vorfrühling, der sich in diesem Gedicht Goethes (1749–1832) ankündigt, ist eine trügerische, ja tückische Erscheinung. Als der fast siebzigjährige Dichter 1817 an die Niederschrift seines Gedichts geht, liegt eine Zeit des Schreckens hinter ihm. So kann sich die freudige Erwartung, die mit der Ankunft des Frühlings verbunden ist, nicht einstellen.*
Goethes Lebensgefährtin Christiane Vulpius, mit der er seit 1788 zusammenlebte und die er erst 1806 geheiratet hatte, war im Juni 1816 gestorben. In seinem hoffnungsfrohen Gedicht

„Frühling übers Jahr“ hatte er in ihrem letzten Lebensjahr den Farben und der Blumenpracht der erwachenden Natur noch gehuldigt. So idyllisierend nun ein Wort wie „Blümlein“ auch daherkommt: ein anmutiges März-Gedicht kann Goethe in diesem Lebensaugenblick 1817 nicht mehr schreiben. Die Sonne wird als Betrügerin angeklagt, ein Vogel sogar als Lügner denunziert. Die Zeiten, da „zu zweien“ der Sommer erwartet werden konnte, sind unwiderruflich vorbei.

**Johann Wolfgang Goethe**
Meeres Stille

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

*Eine der berühmtesten lyrischen Momentaufnahmen des Meeres liest man nicht ohne Beklemmung. Denn die spiegelglatte Fläche des Meeres ordnet sich hier nicht zu einem Bild der Idylle, sondern des Todesschreckens. Es hätte des im Gedicht bekümmert blickenden Seemanns nicht bedurft, um die Epiphanie des Nichts zu erfahren, die Goethe (1749-1832) in diesen acht Versen bedrohlich aufblitzen lässt.*

Die Goethe-Forschung hat den Schrecken dieses 1795 entstandenen Gedichts zum Verschwinden bringen wollen, indem man der „Meeres Stille" einen anderen Text zur Seite stellte, „Glückliche Fahrt", der in fast allen Goethe-Ausgaben unmittelbar auf „Meeres Stille" folgt. Auch im Erstdruck in Schillers „Musenalmanach" von 1796 stehen die beiden Gedichte unmittelbar hintereinander. In „Glückliche Fahrt" löst sich die Todes-Gefahr auf, Land kommt in Sicht. Aber in Franz Schuberts (1797-1828) Vertonung von 1815 wird die Stille des Todes wieder vernehmbar - unversöhnt durch die „Glückliche Fahrt".

**Johann Wolfgang Goethe**

Mignon

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
          Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
          Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst du ihn wohl?
          Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater, lass uns ziehn!

**Johann Wolfgang Goethe**

(aus: Faust II, 1. Akt)

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern,
Große Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glänzen fern,
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht.

**Johann Wolfgang von Goethe**
Nähe des Geliebten

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

*Dieses Liebesgedicht zählt zu den am häufigsten vertonten Versen Goethes (1749-1832) und hat als Gesang über die Abwesenheit und gleichzeitige magische Präsenz des Geliebten eine ganze Generation von Lesern begeistert. Der 1795 entstandene Text ist das Resultat einer Überschreibung: Goethe hatte in der Vertonung des Komponisten Carl Friedrich Zelter (1758-1832) ein Gedicht der damals populären Schriftstellerin Friederike Brun (1765-1835) kennen gelernt und wollte dem Lied gleichsam zu einem besseren Text verhelfen.*

Es bleibt offen, welches Ich hier spricht: Die Goethe-Forschung nimmt an, dass es sich um Rollenlyrik handelt und eine Frau den abwesenden Geliebten preist - wie in Friederike Bruns Textvorlage. Die Liebessehnsucht jedenfalls artikuliert sich als inständige Beschwörung der Nähe. In jedem Naturzeichen ist das ferne Du sichtbar und fühlbar.

**Johann Wolfgang Goethe**

Neue Liebe, neues Leben

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' -
Ach wie kamst du nur dazu?

*Scheinbar spielerisch hat der 1948 im nordrhein-westfälischen Herne geborene Schlagersänger Jürgen Marcus in einem seiner Lieder das Gedicht eines weltbekannten Dichters plagiiert. Es ist das folgende, 1827 entstandene Gedicht, das eine sich total auf die Psyche eines Menschen auswirkende Erschütterung angesichts einer neuen Liebe in Versen wiedergibt. Tradition, so ließe sich hier sagen, ist etwas der Zeit Enthobenes, das nur der inneren Notwendigkeit folgt.*

„Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben / Nanananana" textet der 1972 produzierte Schlager und lässt den Refrain beschließen: „Mir ist als ob ich durch dich neu geboren wär". Auch hier hat also Goethe (1749-1832) einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Zieht man den Begriff der inneren Notwendigkeit hinzu, dann scheinen Schlagersong wie Gedicht aus derselben Quelle zu sprudeln. Schlager, das ist nun einmal auch ein Hort der Hochkultur.

**Johann Wolfgang Goethe**

Nur wer die Sehnsucht kennt

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt;
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur, wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

1795

*In Johann Wolfgang von Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« tauchen diese zwölf berühmten Verse 1795 zum ersten Mal auf. Dort werden sie gesungen von Mignon, einer der zauberhaftesten wie rätselhaftesten Romangestalten, die Goethe (1749-1832) je geschaffen hat: ein italienisches Mädchen, das von Zigeunern verschleppt und vom Romanheld Wilhelm freigekauft wird.*

Es ist die zeitlose Trance der Liebenden, die in diesem Sehnsuchtslied heraufgerufen wird. Im Roman selbst ist das Leiden an die Figur Mignons gebunden, der ihre Heimat geraubt wurde und die dieses Trauma nie verwunden hat. Goethes Lied trat im 19. Jahrhundert einen beispiellosen Siegeszug durch die Welt an: Fast sechzigmal wurde es vertont, von so epochalen Komponisten wie Beethoven, Schumann oder Tschaikowski.

**Johann Wolfgang Goethe**

Osterspaziergang
Faust. Eine Tragödie. Erster Teil

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
In Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in raue Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes:
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlts im Revier:
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen!
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden:
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behänd sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluss in Breit und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt;
Und bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfes Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
»Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!«

**Johann Wolfgang Goethe**

Rastlose Liebe

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

1776

*Die Goethe-Forschung begreift dieses Gedicht als frühes Zeugnis seiner Liebe zu Charlotte von Stein, einer verheirateten und streng nach den Konventionen lebenden Frau, die den jungen Dichterkönig (1749–1832) bewunderte und förderte, ihn aber auch in seine Schranken wies.*

Es gibt eine Abschrift dieses Gedichts durch Johann Gottfried Herder, nach der man seine Entstehung auf April oder Mai 1776 datieren kann. Goethes Ode weist der Liebe die Attribute der Rast- und Ruhelosigkeit zu. In der ersten Strophe sieht sich das Ich den wilden Naturmächten gegenüber, in der zweiten werden die Lust am Leiden und der Schmerz mit der Liebe verknüpft. Die Schluss-Strophe erhebt die Liebe von einer profanen zu einer religiösen Instanz: zur „Krone des Lebens". Die Verheißung des Eros bezahlt man aber mit lebenslanger Ruhelosigkeit.

**Johann Wolfgang Goethe**
Rezensent

Da hatt’ ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt’ just mein gewöhnliches Essen.
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt’.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Tut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Über mein Essen zu räsonieren:
›Die Supp’ hätt’ können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein.‹
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.

*Es ist ein wenig schmeichelhaftes Bild, das der junge Goethe (1749-1832) von den ersten „Rezensenten“, dem Anfang des 19. Jahrhunderts sich erst zaghaft ausbildenden Typus des Literaturkritikers, entworfen hat. Der Dichter der Klassik verstand sich als Originalgenie, der Kritiker galt ihm dagegen als Parasit. So publizierte Goethe am 9. März 1774 im „Wandsbecker Bothen“ von Matthias Claudius die nachgerade berühmteste Rezensentenbeschimpfung der Literaturgeschichte:*

Die Arbeit des Rezensenten wird gleichgesetzt mit einem dreisten Schnorrertum: der unverfrorene Hausgast, der sich ungeniert beim Gastgeber verköstigt und hinterher beim Nachbarn Klage führt über die Qualitätsmängel des Essens, erscheint hier als Inkarnation des Literaturkritikers. Um ihn als Schreckgestalt denunzieren zu können, dichtet ihm Goethe einen Bund mit dem Teufel an. Auf solche diabolischen Gestalten gibt es nach Ansicht des Originalgenies offenbar nur eine adäquate Reaktion: den spontanen Totschlag. Selten ist das Ressentiment des Schriftstellers gegenüber der Kritik aggressiver vorgetragen worden.

**Johann Wolfgang Goethe**
Séance

Hier ist’s, wo unter eignem Namen
Die Buchstaben sonst zusammen kamen.
Mit Scharlachkleidern angethan
Saßen die Selbstlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei,
Machten gar ein seltsam Geschrei.
Die Mitlauter kamen mit steifen Schritten,
Mussten erst um Erlaubnis bitten:
Präsident A war ihnen geneigt;
Da wurd’ ihnen denn der Platz gezeigt;
Andre aber mussten stehn,
Als Pe-Ha und Te-Ha und solches Getön.
Dann gab’s ein Gerede, man weiß nicht wie
Das nennt man eine Akademie.

*Für die Gebräuche und Regeln der akademischen Institutionen hatte der naturwissenschaftliche Autodidakt Goethe (1749-1832) nur Verachtung übrig. Bereits der 16jährige notiert am 21.8.1774 in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi: »Akademie ist Akademie, ... wo die satten Herren sitzen, die Zähne stochern und nicht begreifen warum kein Koch was bereiten kann, das ihnen behage.« Goethes Indifferenz gegenüber den akademischen Riten blieb auch dann noch bestehen, nachdem man ihn 1806 zum Auswärtigen Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin berufen hatte.*

In einem Scherzgedicht, das vermutlich 1797 entstanden ist, hat Goethe schon früh das akademische Sitzungswesen als Inbegriff eines inhaltlich entleerten Wissenschaftsbetriebs persifliert. Die steifen, auf hierarchische Ordnung bedachten Rituale der Akademien erscheinen hier als sprachinterner Konkurrenzkampf zwischen Vokalen und Konsonanten, der nur leeres »Gerede« hervorbringen kann.

**Johann Wolfgang Goethe**

Selige Sehnsucht

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend’ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

**Johann Wolfgang Goethe**
Strophe

GEWISS, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtige Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen, -
Dass ich in dir nun erst mich kennen lerne:
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

*Kurz nach seiner Ankunft in Weimar im November 1775 lernte Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) die sieben Jahre ältere Charlotte von Stein kennen, eine verheiratete adlige Hofdame - eine Begegnung mit Folgen. Der Dichter schrieb seiner Seelenfreundin, mit der er seither eine platonische Beziehung unterhielt, über 1700 Briefe, obwohl sie sich fast täglich sahen. Goethes fluchtartige Reise nach Italien führte 1786 zum Bruch der Beziehung, erst nach 1801 kam es zu einer vorsichtigen Wiederannäherung.*

Goethe schickte am 24. August 1784 aus Braunschweig eine poetische Epistel an Frau von Stein, die man nur als innige Liebeserklärung deuten kann. Denn das lyrische Subjekt hat sein Dasein in einer Ausschließlichkeit an das Du gebunden, die keine Doppelexistenz mehr zulässt. Alle Emotionen, auch die poetische Tätigkeit werden auf das geliebte Du ausgerichtet - solche Gedichte sind dazu angetan, die These von der reinen Seelenfreundschaft zwischen dem berühmten Dichterpaar zu erschüttern.

**Johann Wolfgang Goethe**
Um Mitternacht

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten musste, musste, weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftige schlang;
Um Mitternacht.

*Sein 1818 geschriebenes Altersgedicht hat Goethe (1749-1832) zu seinem „Lebenslied“ erhoben - vielleicht weil es einige Traumata der Kindheit ausspricht? Wer den Text als unverstellt autobiografisches Zeugnis des Dichter-Ichs lesen will, greift zu kurz. Denn Goethes Vater, ein Kaiserlicher Rat, war kein Pfarrer, und das Elternhaus grenzte auch nicht an einen Friedhof. Es spricht also ein Rollen-Ich - und doch trifft der Befund dieses Subjekts offenbar eine Grundempfindung Goethes.*

Die Charakteristik „Lebenslied“ ist sehr berechtigt, weil Goethes formal vollkommenes Gedicht zwar verhalten, aber doch unübersehbar von Zwangslagen spricht, die der Dichter durchlitten hat: von den Ängsten des Kindes, das vor einem strafenden Gott über den Kirchhof eilt; und von den komplexen Verstrickungen der Liebe, denen über viele Jahrzehnte hinweg nicht zu entrinnen war - nicht in der schwierigen „Seelenfreundschaft“ mit Charlotte von Stein, noch im Verhältnis zu seiner Ehefrau Christiane von Vulpius.

**Johann Wolfgang Goethe**

Wanderers Gemütsruhe

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! - Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot
Lass sie drehn und stäuben.

*Der Goethe-Leser Gottfried Benn (1886-1956) fand in diesem Gedicht aus dem „West-Östlichen Divan" dereinst seine Lebensformel - die „Gemütsruhe" des Wanderers übersetzte Benn in seine Poetik des geduldigen Stoizismus, in die Entschlossenheit, auszuharren inmitten misslicher Gesellschaftszustände. Das im November 1814 entstandene Gedicht findet sich innerhalb des „Divan" im „Buch des Unmuts", das Denksprüche und Invektiven versammelt. Wenn die Niedertracht regiert, bleibt nur der Rückzug in die „Gemütsruhe".*

Goethe hatte das Gedicht nach immer häufiger aufflackernden Anfeindungen wegen seiner Napoleon-Verehrung geschrieben. Es ist nicht nur stoische Gelassenheit, die hier manifest wird, sondern viel mehr eine Verachtung jener Mächtigen, die zu Repräsentanten des „Niederträchtigen" geworden sind. Der „Wanderer" verkörpert dagegen die Freiheit. Er kann jederzeit nach eigenem Ermessen eine Wegrichtung einschlagen, unabhängig von den Vorgaben der herrschenden Niedertracht.

**Johann Wolfgang Goethe**

Wandrers Nachtlied

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

1780

*Diese schöne Miniatur schrieb Goethe (1749–1832) erstmals am 6. September 1780 mit Bleistift auf die Bretterwand einer Jagdhütte bei Ilmenau. In der von Goethe selbst autorisierten Ausgabe seiner Werke von 1815 taucht dasselbe Gedicht unter dem Titel „Ein Gleiches" auf und ist einem thematisch gleichen Achtzeiler an die Seite gestellt, der nun wiederum den Titel „Wandrers Nachtlied" für sich erobert hat.*

Die erste Niederschrift des Poems erfolgte in einem Augenblick, als der verliebte Goethe seiner Charlotte von Stein die Naturerscheinungen im Thüringer Wald zeigte. Die spätere nüchterne Titelgebung in der Werkausgabe will die emotionelle Ergriffenheit, die den Leser angesichts der Todesahnung des Ich in der verstummenden Natur erfasst, etwas objektivieren. Ein Seelenfrieden, so eine Lesart des Gedichts, kann sich erst einstellen, sobald der Mensch seine eigene Position erkennt, die ihm in der Evolutionsgeschichte zugemessen ist.

**Johann Wolfgang Goethe**
Was Völker sterbend hinterlassen

Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag:
Du siehst ihn wohl, ihn zu erfassen
Läufst du vergeblich Nacht und Tag.

Wer immerdar nach Schatten greift,
Kann stets nur leere Luft erlangen:
Wer Schatten stets auf Schatten häuft,
Sieht endlich sich von düstrer Nacht umfangen.

1806

*Am 6. August 1806 verzichtet der deutsche Kaiser Franz II. unter dem Druck Napoleons auf die Kaiserkrone – und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hört auf zu existieren. Diesen epochalen geschichtlichen Augenblick hält Goethe (1749–1832) vermutlich noch am gleichen Tag in den acht Zeilen seines titellosen Gelegenheitsgedichts fest.*

Der damals als Minister am Weimarer Hof tätige Goethe hegte eine Abneigung gegen die Geschichte. Sie gilt ihm als „verworrener Quark“ und als „das Absurdeste, was es gibt“. Sein Gedicht, das er zu Lebzeiten nie veröffentlichte, spricht skeptisch von der Möglichkeit historischer Reflexion: Es vergleicht sie mit dem vergeblichen Griff nach „Schatten“. Die welthistorische Turbulenz der napoleonischen Kriege veranlasste Goethe noch in einem Vorwort zu seiner Schrift *Dichtung und Wahrheit* zu einem fatalistischen Resümee: „Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, der Geruch der Totengruft“.

**Johann Wolfgang von Goethe**
Was wird mir jede Stunde so bang?

Was wird mir jede Stunde so bang? -
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang.
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruhts im Himmel unbewusst;
Der Lebe-Strudel reißt es fort,
Und immer hängts an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt sein eigner Tor.

*Die denkwürdige Begegnung zwischen dem alternden Goethe (1749-1832) und der Bankiers-Gattin Marianne von Willemer (1784-1860) im Sommer 1815 hatte zu einem sympathetischen Verhältnis geführt, das den Dichter zu den „Hatem-" und „Suleika"-Liedern aus dem „West-Östlichen Divan" inspirierte. Im Jahr 1816, nach dem Tod seiner Frau Christiane, brach Goethe den leidenschaftlichen Briefwechsel mit Marianne zunächst ab. Als 1818 Marianne zunehmend von der Schwermut aufgezehrt wird, schickt ihr Goethe einige Gedichte, die dann in den „Divan" aufgenommen werden.*

Die Unruhe des Dichters, der sich emotionalen Zerreißproben ausgesetzt sieht, spiegelt sich in den kurzen Sätzen und einsilbigen Wörtern des im Juli 1818 entstandenen und Marianne gewidmeten Gedichts. Es wurde 1821 erstmals gedruckt, am Eingang des Romans „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

**Johann Wolfgang Goethe**

Wer nie sein Brot mit Tränen aß

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr lasst den Armen schuldig werden,
Dann überlasst ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

**Johann Wolfgang Goethe**
Wink

Und doch haben sie recht die ich schelte:
Denn dass ein Wort nicht einfach gelte
Das müsste sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht,
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste was sie besitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

1814

*„Das Wort ist ein Fächer!“: Im Kontext eines Liebesgedichts hat der alte Goethe (1749–1832) in seinem ursprünglich „Widerruf“ betitelten Gedicht vom Dezember 1814 diesen poetologischen Hauptsatz eingeschmuggelt. Das dichterische Wort verbirgt hinter „einem lieblichen Flor“ das, was es direkt nicht bezeichnen kann. Aber durch das Verbergen tritt die Schönheit des Gemeinten um so reizvoller hervor.*

Goethes Gedicht findet sich im „Buch Hafis“ seines *West-Östlichen Divans,* das Motive der Liebe, des Lieds und der Schönheitsempfindung ins Zentrum rückt. Das Zentralorgan der Schönheitsempfindung ist aber das Auge. Und nur das Auge kann den von Goethe in den „Noten und Abhandlungen“ zum *West-Östlichen Divan* erträumten Weg „vom Sinnlichen zum Übersinnlichen“ freilegen.

**Johann Wolfgang Goethe**
Woher sind wir geboren

Woher sind wir geboren?
    Aus Lieb.
Wie wären wir verloren?
    Ohn Lieb.
Was hilft uns überwinden?
    Die Lieb.
Kann man auch Liebe finden?
    Durch Lieb.
Was lässt nicht lange weinen?
    Die Lieb.
Was soll uns stets vereinen?
    Die Lieb.

*Sechs Verse, die tiefste Existenzfragen stellen, finden hier stets die lapidar-einsilbige Antwort: „Lieb“. Was Goethe (1749-1832) in einem Brief (vom Juni 1786) an Charlotte von Stein als Liebesgedicht deklariert, ist die Neuakzentuierung und Verdichtung eines umfangreichen Poems, das ursprünglich von dem lutherischen Theologen Johann Valentin Andreae (1586-1654) stammt. Das raffinierte poetische Wechselspiel von Frage und Antwort hat den Charakter eines Gebets oder eines Psalms. Angebetet wird die Liebe.*

Nur wenige Monate nach der Niederschrift dieses Gedichts, im September 1786, floh Goethe aus Weimar nach Italien - diese Reise besiegelte den vorläufigen Bruch der Beziehung mit seiner Seelenfreundin. Als er im Juni 1788 aus Italien nach Weimar zurückkehrte, war der amouröse Faden neu geknüpft und „die Lieb“ suchte sich ein neues Objekt. An die Stelle der adligen Hofdame von Stein trat nun eine neue Traumfrau: die Putzmacherin Christiane von Vulpius.

**Johann Wolfgang Goethe**

Wonne der Wehmut

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der heiligen Liebe!
Ach nur den halbtrocknen Augen schon
Wie öde, tot ist die Welt.
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!

1775

*Als Mittzwanziger hatte Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) schon diverse Erfahrungen in unerfüllter und desaströs gescheiterter Liebe hinter sich, als er 1775 diesen Sechszeiler schrieb. Die Verklärung der Liebe als „heilig“ ist noch ungebrochen, der Kummer des Liebenden füllt sein ganzes Bewusstsein aus. Die Geliebte kommt bei so viel Selbstbezüglichkeit gar nicht erst in den Blick.*

In einer späteren Fassung des Gedichts hat Goethe die Affekte etwas abgeschwächt. So ist in der ersten Ausgabe von Goethes Schriften von 1789 die Liebe nicht mehr „heilig“, und die „ewige“ Liebe der Schlussstrophe wird zur „unglücklichen“. Das „halbtrockne“ Auge wird gar zum „halbgetrockneten“. Alles deutet auf eine Beruhigung der Leidenschaften hin. Geblieben ist aber aber die Zweideutigkeit der „Wehmut“: Der Liebesschmerz bereitet dem Weinenden auch eine gewisse „Wonne“.

**Johann Wolfgang Goethe**
Zahme Xenien V

Wir.
Du toller Wicht, gesteh nur offen:
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!
Er.
„Ja wohl! doch macht’ ich ihn wieder gut!“
Wir.
Wie denn?
Er.
„Ei, wie’s ein jeder tut!“
Wir.
Wie hast du denn das angefangen?
Er.
„Ich hab’ einen neuen Fehler begangen.
Darauf waren die Leute so versessen,
dass sie des alten gern vergessen.“

*Angeregt durch seine Beschäftigung mit orientalischer Spruchdichtung, entwickelte Goethe (1749-1832) in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens eine Vorliebe für antike Formen der Gelegenheitspoesie. Wie in den Epigrammen des römischen Dichters Martial (1. Jahrhundert n. Chr.) nannte er seine Verse „Xenien“, was ursprünglich „Gastgeschenke“ meint. Im „Musenalmanach auf das Jahr 1797“ hatte er bereits mit Schiller (1759-1805) polemische Xenien wider seine literarischen Rivalen verfasst. Im Alter schrieb er nun „Zahme Xenien“.*

Die erste Sammlung dieser Xenien erschien 1820 in Goethes Zeitschrift „Kunst und Altertum“; das hier vorliegende Frage-Antwort-Spiel aus den „Zahmen Xenien V“ wurde erstmals 1827 in der Gedicht-“Ausgabe letzter Hand“ publiziert. Dass man, wie das Gedicht nahelegt, durch die Produktion neuer Irrtümer der alten Fehler enthoben sei, ist eine Strategie, der nicht immer Erfolg beschieden ist.

**Johannes Bobrowski**
Das Wort Mensch

DAS WORT MENSCH, ALS VOKABEL
eingeordnet, wohin sie gehört,
im Duden:
zwischen Mensa und Menschengedenken.

Die Stadt
alt und neu,
schön belebt, mit Bäumen
auch
und Fahrzeugen, hier

hör ich das Wort, die Vokabel
hör ich hier häufig, ich kann
aufzählen von wem, ich kann
anfangen damit.

Wo Liebe nicht ist,
sprich das Wort nicht aus.

*Johannes Bobrowski (1917-1965), der aus Tilsit stammende Dichter des „Sarmatischen Diwans", hatte nach seinem plötzlichen Ruhm 1962 im Scherz erklärt, er wolle 125 Gedichte schreiben, ordentlich verteilt auf drei Bücher, und dann lege er sich ins Grab. Diese Vision sollte auf fast unheimliche Weise in Erfüllung gehen. In einem seiner letzten Gedichte, entstanden im Juni 1965, hat sich Bobrowski in einer lakonischen Ernüchterung anthropologischer und ideologischer Idealismen versucht.*

Jedes Pathos wird gleich im Eingangsvers aus der „Vokabel Mensch" herausgenommen, sie wird fast buchhalterisch in das Wörter-Archiv des „Duden" eingeordnet. In den beiden folgenden Strophen verweist das lyrische Ich auf die Überstrapazierung der Kategorie „Mensch" in der in ihrer blinden Geschäftigkeit „belebten" Gesellschaft. Am Ende wird das Gedicht selbst pathetisch - durch die apodiktische Verbindung menschlicher Existenz mit einem Liebesethos.

**Johannes Bobrowski**

Ebene

See.
Der See.
Versunken
die Ufer. Unter der Wolke
der Kranich. Weiß, aufleuchtend
der Hirtenvölker
Jahrtausende. Mit dem Wind

kam ich herauf den Berg.
Hier werd ich leben. Ein Jäger
war ich, einfing mich
aber das Gras.

Lehr mich reden, Gras,
lehr mich tot sein und hören,
lange, und reden, Stein,
lehr du mich bleiben, Wasser,
frag mir, und Wind, nicht nach.

(Gesammelte Werke. Band 1. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1987. )

*Die Sehnsuchtslandschaft des Dichters Johannes Bobrowski (1917-1965) war schon zu seinen Lebzeiten von der Landkarte Europas verschwunden. Der Dichter bezeichnete sie mit dem antiken Namen „Sarmatien“. Diese Lebenswelt umfasst die Regionen zwischen dem ostpreußischen Tilsit, wo Bobrowski am 9. April 1917 geboren wurde, der einstigen Provinzialhauptstadt Königsberg und den angrenzenden litauischen, polnischen und russischen Gebieten, die in den Weltkriegen mehrfach einer politischen Revolution unterworfen wurden.*

Charakteristisch für Bobrowskis Dichtung ist die Beschwörung eines Verlusts, das retrospektive Weltverhältnis, das sich artikuliert in Trauer und Melancholie. In einem suggestiven Sehnsuchtston, im sprachmagischen Klangzauber wird das Arkadien der ostpreußischen Kindheit vergegenwärtigt. Eine versunkene Ferne wird beschworen, und darin die Naturzeichen einer ewigen Sehnsucht: See, Wolke, Berg, Gras. Wasser.

**Johannes Kühn**

Abseits

Die Hundehütte ist mein Sitz.
Die Welt begibt sich mit Trompeten,
mit Walzern und mit lautem Jubel
weit von mir.

Der Schloßensturm wirft harte Körner mit Geknatter
aufs Bretterdach. Kein Winseln
erlaub ich mir.

Nur ein Gefeix,
wie eine Maus vorüberläuft,
gelingt.
So dulde ich,
so ist mein Leben,
es füttert mich die Nacht mit Dunkel,
der Tag mit Licht.

2005/2006

(Ganz ungetröstet bin ich nicht. Carl Hanser Verlag, München 2007)

*Für den Dichter gibt es im Selbstverständnis des großen naiven Poeten Johannes Kühn (geb. 1934) nur einen angemessenen Platz: im „Abseits". In den seit Ende der 1950er Jahre entstandenen Gedichten des saarländischen Bergarbeitersohns finden wir die dazu passenden Selbstbeschreibungen. Als Mann „mit dem Narrenhut", als glückloser „Elendsesel" und „Winkelgast", nur „gelehnt an Luft", hat sich der Einzelgänger Kühn porträtiert.*

In den Gedichten des über 70jährigen Autors setzt sich diese Tendenz zur Selbstverkleinerung des Ich fort. Der Poet erscheint als nichtswürdiges, auf das elendige Dasein in einer Hundehütte reduziertes Wesen, das sich in der Weltabgeschiedenheit eingerichtet hat und nur noch klägliche Laute von sich gibt. Die von Kühn einst verehrte „Demut" hat sich hier in eine stumme Duldung des eigenen Lebenselends verwandelt. Der Poet als Jammergestalt, ernährt nur vom Wechsel der Tageszeiten - die Größenfantasien der poetischen Moderne sind in ihr Gegenteil umgeschlagen.

**Johannes Kühn**

Es heilt die Zeit

Vergraben bin ich in Scham,
dem roten Grab.
Da rütteln an den Wänden
die Stürme, steh auf!
Die Schnabelhiebe
der Frühlingsfinken
auch habens versucht.

Den Auferstehungston, wo find ich ihn?

Zeit,
deine Zähne,
die beißen mich frei.
Es wird der Landmann säen,
es wird die Goldschrift des Sommers
die Saaten schön beschreiben,
es wird der Herbst
mit Blätterwänden fallen,
dann vielleicht,
dann vielleicht werd ich frei.

(Ich Winkelgast. Carl Hanser Verlag, München 1989)

*Sein täglicher Trost ist noch immer die Poesie, seine größte Tugend die Demut, sein Sehnsuchtsort „der Sitz unter Bäumen“. In drei Gedichten pro Tag, die er sich als strenges Pensum auferlegt hat, durchwandert der 1934 geborene Dichter Johannes Kühn die Fluren und Wege seines saarländischen Weltwinkels und widmet sich seiner schönsten Aufgabe: die Erkundung eines Kosmos leuchtender Naturdinge.*

Sein Studium der Natur hat Johannes Kühn hier mit einem bekannten theologischen Motiv der Erlösungshoffnung unterlegt: Denn in der Mittelachse des Gedichts ist die Rede von einem österlichen „Auferstehungston“. Es sind Naturphänomene, die Frühlingsstürme, die Schnabelhiebe der Frühlingsfinken, die diesen verheißungsvollen „Auferstehungston“ zu vermelden scheinen. Das Ich tritt - ähnlich wie dereinst Jesus Christus in der biblischen Erzählung - aus einem „roten Grab“.

**Johannes Kühn**
Meeresebene

Meeresebene, weit sich dehnend, weit, sehr weit,
Schiffe darauf, spielerische mit Segeln, weißen,
ist für die Seele Wunder genug, es muss kein Herr erscheinen,
um auf den Wellen zu wandeln,
damit wir glauben
an Göttliches.

(Joachim Kühn, Ganz ungetröstet bin ich nicht. Carl Hanser Verlag, München 2007.)

*Als junger Mann war der in einer saarländischen Bergarbeiterfamilie aufgewachsene Johannes Kühn so berührt von Hölderlin, dass er ihn abschrieb, damit der Rhythmus auf ihn überginge. Kühn, Jahrgang 1934, verbrachte mehrere Aufenthalte in psychosomatischen Kliniken. Zehn Jahre lang war er Hilfsarbeiter, nachts schrieb er Lyrik, die oft von Schmerzen und Leid sprach. Dann wieder war er nach eigenen Worten „ins Schweigen vermummt“.*

Der Wortschöpfer Kühn kommt im Gedicht „Meeresebene“ weniger zum Ausdruck als in anderen Texten. Im Unterschied zu vielen seiner Gedichte, die von Todesangst- und Sehnsucht sprechen, wird hier die Erfahrung von Frieden in einer alliterativen Sprache vermittelt. Die Natur ist Gegenstand dichterischer Verehrung; sie ist auch ein Spiegel der Seele, auf die Ruhe und Weite des glatten, „ebenen“ Meeres übergehen. Kühn hat sich von traditionellen christlichen Glaubensvorstellungen gelöst: Das Meer bedarf keiner Wunder, es ist ein Wunder. Es bedarf keines Gottes, es ist göttlich.

**Johannes Kühn**

Mein Dogma

Ich hatte nie Glück.
Ich habe keins.
Und ich werde keins haben.
Ich habe genug erlebt, dass ich dies Dogma bau,
da bin ich mein eigener Papst.

Zehn rote Bälle
wirft einer mir zu, alle,
die ich fangen will,
missraten an meiner Hand vorbei.

Komm ich
unter den früchteregnenden Nussbaum im Herbst,
hört er auf mit dem Nüsseklopfen.
Öffne ich eine von denen, die liegen,
außen wie schön diese Nüsse,
stinkt ihr Inhalt.

(Gelehnt an Luft. Gedichte. Carl Hanser Verlag, 1992)

*Die dunkle Grundmelodie seines Lebens fand der 1934 geborene Dichter Johannes Kühn in den Texten der großen Schwermütigen, Verzweifelten und Umnachteten. Schon den „Geburtstagszufall", wie Georg Trakl an einem der ersten Februartage zur Welt gekommen zu sein, hat er zum „Omen" erklärt. In seinen Gedichten präsentiert er sich als „Winkelgast", als Mann mit dem „Narrenhut" oder als „Elendsesel", der mit kindlich-anmutigem Blick das große Welttheater beobachtet.*

Als zum Unglück prädisponierter Leidensmann mit „Kummerfalten" tritt uns Kühn schon in diesen frühesten Texten entgegen. „Eine Glückshaut wuchs nie an mir", heißt es in einem motivverwandten Gedicht, das den 1992 erstmals veröffentlichten „Dogma"-Text präludiert. Das unglückliche Bewusstsein hat sich in den Dichter eingebrannt - im Leben blüht ihm nur Ungeschick und ein fast schon groteskes Scheitern.

**Johannes Kühn**

Mein Segelschiff

Das Regenwetter,
groß angekommen,
vergeht in der Sonne.
Nach ihm liegt in der Straßenmulde
ein Tümpel, ihn sprengt kein Rad,
kein Fuß,
er dünstet langsam empor.

Er wird in keinem Atlas stehn,
doch Kinder und Greise
umgehen ihn. Darauf schwimmen
lass ich ein Laubblatt,
das ist wie ein Segelschiff
dem armen Mann,
ein Segelschiff, das bald landet.

Demut
die große Tugend,
wie sie gelingt.

(Leuchtspur. Carl Hanser Verlag, München 1995)

*Wer wie der saarländische Naturdichter Johannes Kühn (geb. 1934) mit einem dauerhaft großen Staunen den Erscheinungen der Welt gegenübertritt, der gilt manch hartgesottenem Aufklärer als hoffnungslos naiv. Kühn selbst hat als „Mann mit dem Narrenhut" sein poetisches Außenseitertum selbst eingeräumt - und sich gleichwohl nicht davon abhalten lassen, die unbegreifliche Welt als „böse oder lichte Wundererscheinung" (Peter Rühmkorf) zu begreifen.*

Und so haftet für den großen Naiven Kühn an unscheinbaren Naturdingen („Laubblatt"), Wetterzuständen oder Lichtverhältnissen immer eine „Leuchtspur", die im Gedicht zur Sprache gebracht wird. Auch „ein Tümpel" kann zum imposanten Spiegel der Welt werden, sofern sich die menschliche Wahrnehmung auf seinen immanenten Zauber einlässt. Grundlage dieser Offenheit der Wahrnehmung ist eine alte religiöse Tugend, die von der Moderne als entbehrliche Sekundärtugend verachtet worden ist: die Demut. Bei Johannes Kühn genießt sie weiterhin poetisches Existenzrecht.

**Johannes R. Becher**

Auf das Spiel einer Fußball-Mannschaft

In sich vollendet jeder, aber nie
Vergessend, dass ein jedes Einzelspiel
Nur einen Sinn hat und nur ein, ein Ziel:
Den Sieg des Ganzen - also spielen sie

- ein nie Zuwenig und ein nie Zuviel -
Elfstimmig ihre kühne Melodie.
Ein Spiel zwar, aber ernsthaft, und gleichwie
Ein Bei-Spiel, zeigen sie uns ihren Stil.

Die Stürmerreihe zieht das Feld entlang.
Wie abgelöst vom Boden und im Fluge,
Beflügelt von der ganzen Mannschaft Kraft.

Ein Fußballspiel - und gleichfalls eine Fuge.
Zusammenhang wird zum Zusammenklang.
Der Sieg des Ganzen - aller Meisterschaft.

(Johannes R. Becher: Gesammelte Werke. 18 Bände. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Akademie der Künste der DDR. Band 6: Gedichte 1949-1958. (c) Aufbau Verlag Berlin und Weimar, 1973)

*„Ich habe alles ausprobiert - Männer, Frauen, Bohème, Wahn, Rausch", resümierte der Dichter Johannes R. Becher (1891-1958) im Blick auf seine literarischen Anfänge, da er noch zwischen wildem Expressionismus und exzessivem Morphiumkonsum schwankte. Später, als lyrischer Klassizist und erster Kulturminister der DDR, glaubte er den „Klassenmechanismus" aller politischen und ästhetischen Verhältnisse durchschaut zu haben. Sein Lob des sozialistischen Kollektivs ertönt selbst in einem Fußball-Sonett:*

Das disziplinierte Zusammenspiel der Fußballmannschaft erscheint nicht nur als ästhetisches Kunstwerk, vergleichbar einer Fuge, sondern als Modell für die „entwickelte sozialistische Gesellschaft". Gefragt ist nicht die Artistik oder der Ballzauber des Einzelspielers, sondern der „Zusammenklang" der Mannschaft, der den „Sieg des Ganzen" überhaupt erst ermöglicht. Mit diesem in den 1950er Jahren entstandenen Text hat Becher das mittlerweile inflationierte Genre der Fußball-Gedichte überhaupt erst begründet.

**Johannes R. Becher**

Nationalhymne der Deutsche Demokratischen Republik *(Musik: Hanns Eisler)*

Auferstanden aus Ruinen
und der Zukunft zugewandt,
lass uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen,
und wir zwingen sie vereint,
denn es muss uns doch gelingen,
dass die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Glück und Friede sei beschieden
Deutschland, unserm Vaterland.
Alle Welt sehnt sich nach Frieden,
reicht den Völkern eure Hand.
Wenn wir brüderlich uns einen,
schlagen wir des Volkes Feind!
Lasst das Licht des Friedens scheinen,
dass nie eine Mutter mehr
ihren Sohn beweint.

Lasst uns pflügen, lasst uns bauen,
lernt und schafft wie nie zuvor,
und der eignen Kraft vertrauend,
steigt ein frei Geschlecht empor.
Deutsche Jugend, bestes Streben
unsres Volks in dir vereint,
wirst du Deutschlands neues Leben,
und die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

**Johannes R. Becher**

Der Sommer summt

Der Sommer summt. Das ist die Zeit, zu gehen
Bis an das Ende dieser Welt.
An Landungsplätzen lungern, wenn die großen Schiffe
Das Meer herauf gefahren kommen –

In fremde Länder einzubrechen,
Die Nächte aufzubleiben und bei Brot und Wein
Mit dem, der grad am Tische sitzt, zu sprechen
Und – namenlos zu sein.

1930

aus: Gesammelte Werke. Band 3: Gedichte 1926-1935. Aufbau Verlag, Berlin 1966

*»Ich habe alles ausprobiert - Männer, Frauen, Boheme, Wahn, Rausch«, resümierte der Dichter Johannes R. Becher (1891-1958) im Blick auf seine literarischen Anfänge, da er noch zwischen wildem Expressionismus und exzessivem Morphiumkonsum schwankte. Später, als lyrischer Klassizist und erster Kulturminister der DDR, glaubte er den »Klassenmechanismus« aller politischen und ästhetischen Verhältnisse durchschaut zu haben.*

Das Gedicht vom existenziellen Aufbruch im Sommer ist 1930 entstanden, als Becher bereits seine Heimat im »Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller« zu finden glaubte. Die ursprünglich sechs Strophen des Textes hat der Autor auf zwei begrenzt -eine Kürzung, die jene lyrische Redseligkeit tilgt, die so manches Gedicht Bechers ungut einfärbte. Während der Autor im Leben den Schutz einer höheren politischen Autorität suchte, spricht sein Gedicht von einer beseligenden Entgrenzung. Die Kollektivität, die hier imaginiert wird, ist keine politische, sondern propagiert das unablässige Unterwegssein.

**Johannes R. Becher**

Deutschland

Aus: Neue deutsche Volkslieder
(Komposition: Hanns Eisler)

Heimat, meine Trauer,
Land im Dämmerschein!
Himmel, du mein blauer,
du mein Fröhlichsein!
Einmal wird es heißen,
als ich war verbannt,
hab ich, dich zu preisen,
dir ein Lied gesandt.

Hab, um dich zu einen,
dir ein Lied geweiht,
um mit dir zu weinen
in der Dunkelheit.
Himmel schien, ein blauer,
Friede kehrte ein.
Deutschland, meine Trauer,
du mein Fröhlichsein.

**Johannes R. Becher**

Verfall

Unsere Leiber zerfallen,
Graben uns singend ein:
Berauschte Abende wir,
Nachtsturm- und meerverscharrt
Heißes Blut vertrocknet,
Eitergeschwür verrinnt.

Mund Ohr Auge verhüllet
Schlaf Traum Erde der Wind.
Gelblich träger Würmer
Enggewundener Gang.
Podien rollender Stürme.
Wimpern blutrot lang.
... «Bin ich zerbröckelnde Mauer,
Säule am Wegrand die schweigt?
Oder Baum der Trauer,
*Über den Abgrund geneigt?» ...*
Süßer Geruch der Verwesung,
Raum Haus Haupt erfüllend.
Blumen, flatternde Gräser.
Vögel, Lieder quillend.

*«Ja –, verfaulter Stamm ...»*
Schimmel Geächz Gestöhn.
Unter wimmelnder Himmel Flucht
Furchtbarer Laut ertönt:
Pauke. Tube Gedröhn.
Donner. Wildflammiges Licht.
Zimbel. Schlagender Ton.
Trommelgeschrill.
Das zerbricht. –

Der ich mich dir, weite Welt,
Hingab, leicht vertrauend,
Sieh, der arme Leib verfällt,
Doch mein Geist die Heimat schaut.
Nacht, dein Schlummer tröstet mich,
Mund ruht tief und Arm.
Heller Tag, du lösest mich
Auf in Unruh ganz und Harm.

Dass ich keinen Ausweg finde,
Ach, so weh zerteilt!
Blende bald, bald blind und Binde.
Dass kein Kuss mich heilt!
Dass ich keinen Ausweg finde,
Trag wohl ich nur Schuld:
Wildstrom, Blut und Feuerwind
Schande, Ungeduld.

Tag, du herbe Bitternis!
Nacht, gib Traum und Rat!
Kot Verzerrung Schnitt und Riss –
Kühle Lagerstatt ...
Alles muss noch ferne sein,
Fern, o fern von mir –
Blüh empor im Sternenschein,
Heimat, über mir!

Einmal werde ich am Wege stehn,
Versonnen, im Anschaun einer großen Stadt.
Umronnen von goldener Winde Wehn.
Licht fällt durch der Wolken Flucht matt.
Verzückte Gestalten, in Weiß gehüllt ...
Meine Hände rühren An Himmel, golderfüllt,
Sich öffnend gleich Wundertüren.

Wiesen, Wälder ziehen herauf.
Gewässer sich wälzen. Brücken.
Gewölbe. Endloser Ströme Lauf.
Grauer Gebirge Rücken.
Rotes Gedonner entsetzlich schwillt.
Drachen, Erde speiend.
Aufgerissener Rachen, die Sonne brüllt
Empörung Lachen Geschrei.

Verfinsterung. Erde- und Blutgeschmack.
Knäuel. Gemetzel weit…
… «Wann erscheinest du, ewiger Tag?
Oder hat es noch Zeit?
Wann ertönest du, schallendes Horn,
Schrei du der Meerflut schwer?
Aus Dickicht, Moorgrund, Grab und Dorn
Rufend die Schläfer her?» ...

**John Höxter**

Pro domo

Wenn ich wollte, was ich könnte,
Könnt' ich eher, was ich wollte;
Doch wie will ich wollen können,
Und wie kann ich können wollen
Ohne Muss zum Können wollen,
Da man wollen kann, wer muss!
Müsst' ich wirklich, was ich müssen wollte,
Könnt' ich sicher, was ich können muss.
Seht! Ein Mann, der manches können könnte,
Wenn der gute Mann nur wollen wollte.
Er verstummt und macht vorzeitig Schluss,
Weil (nach Nathan) kein Mensch müssen muss!

(Gedichte und Prosa. Broschur-Reihe „Vergessene Autoren der Moderne", hrsg. von Karl Riha, Universitäts-Gesamthochschule Siegen, 1984.)

*Eine der schillerndsten Figuren der Berliner Bohème nach der Jahrhundertwende war der Journalist und bekennende Drogenkonsument John Höxter (1884-1938), bekannt als der „Dante des „Romanischen Cafés". Das poetische Werk dieses typischen Caféhausliteraten ist schmal, aber seine als Privatdruck zirkulierenden „Apropoésies Bohèmiennes" (ca. 1935) weisen ihn als Expressionisten aus, mit einer Neigung zu sprachparodistischen und dadaistischen Wortwitzen.*

Willenserklärungen stehen für leichthändig schreibende Dichter wie John Höxter unter ironischem Vorbehalt. So gerät auch das große Bekenntnis von Höxters Ich zu einer verwirrenden Parade des Konjunktivs und des Irrealis. In diesem vermutlich nach 1920 entstandenen Gedicht dreht ein spielerisch aufgelegtes Subjekt einige Pirouetten ins Absurde: Was denn wirklich als sein Wollen ausgelegt werden kann, bleibt offen.

**Jörg Burkhard**
in gauguins alten basketballschuhen

aus paris vertrieben
gingen wir hinunter
nach marseille
die bahnhofstreppen
wo das meer
in die züge kam

am stadtende
spielten die Wellen um unsere füße
wir gingen ins algerische hotel
bestellten blaue fische bier mädchen

mit verdorbenem magen und schlaflos
freuten wir uns morgens über die sonne
schwammen über das meer und kamen
nie zurück

(in gauguins alten basketballschuhen. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1978)

*Der 1943 geborene Lyriker, Cut-up-Autor und Montage-Künstler Jörg Burkhard hat den Beruf des Buchhändlers erlernt. Schon den Lehrling hat die amerikanische Beat-Generation, vor allem Jack Kerouacs Roman „On the road“ begeistert. Um 1968, zur Zeit strenger Politisierung, meinte Burkhard das Schreiben einstellen zu müssen. Die ab Mitte der 70er-Jahre entstehenden Texte greifen die Erfahrungen der Beatniks erneut auf und überführen sie in die Ekstasen der deutschen Subkultur. Das Ich taumelt durch das Dickicht der Städte, subversive Aktionen und Alkohol im Kopf.*

Auch mit diesem um 1975 entstandenen Gedicht profiliert sich Burkhard als radikaler Vertreter der Gegenkultur. Nichts wie weg aus der Welt des Kommerzes und der Spießbürger, so die Botschaft. Auf ins Offene, nach Paris, Marseille, an die südfranzösischen Strände, oder gleich für immer ab übers Meer in einer utopischen Bewegung. Um 1984 hat Burkhard der Lyrik den Rücken zugekehrt und bastelt seither an einer gigantischen Collage des Mediengeschwätzes.

**Jörg Fauser**

Metzgerei (oder: A man can be destroyed and defeated)

Heut abend in der Metzgerei
stand ein alter Mann vor mir
fadenscheiniger Wintermantel
eine Warze im Genick
schwärzlicher Rand am Hemdkragen
ausgetretene Halbschuhe
Reste von Ohropax in den Ohren
verknorpelte Hände

an eine poröse Plastiktüte geklammert
und als er an der Reihe war
bestellte er mit leiser Stimme
50 Gramm Blutwurst
50 Gramm Sülze
und eine Flasche Vollbier
zahlte zögernd aus einer abgewetzten Börse
und ging rasch und ohne Gruß
in seinen Winter

und mir wurde plötzlich klar
wie sie alt
und besiegt und vernichtet sind
meine Väter

(Trotzki, Goethe und das Glück. Rogner & Bernhard, München 1979; © Alexander Verlag, Berlin)

*„Ich bin ein Kind der amerikanischen Freiheit - ich wünsche Amerikas Politik zum Teufel und liebe seine Literatur“: Mit solchen Bekenntnissen propagierte der Erzähler, Lyriker und selbsternannte Underground-Rebell Jörg Fauser (1944-1987) seinen ruppigen Realismus, der sich viel auf seine Authentizität zugute hielt.*
*Im vorliegenden Gedicht aus dem Jahr 1977 erfindet Fauser einen alten Mann und dementiert den Heroismus des im Titel aufgerufenen Hemingway-Zitats („A man can be destroyed, but not defeated“).*

„Der Poet ein Lumpensammler / er kommt mit den Abfällen aus / wie die Ratte und der Schakal“: Mit dieser etwas großspurigen Poetik, die den Dichter in den Armutszonen und subproletarischen Milieus der Städte ansiedelt, korrespondiert das Porträt eines verarmten alten Mannes, der hier zur Symbolfigur der Väter-Generation wird. Dieser Vater-Gestalt aus der Generation der Kriegsteilnehmer nähert sich das lyrische Ich mit großer Empathie.

**Jörg Fauser**

Schlecht fürs Geschäft

Ah, heute fehlte mir völlig die Puste
für das Quäntchen Wahnsinn,
das bescheidene Maß Rausch
ohne das wir lebendig vereist
und begraben sind,
ich lief rum
sah nichts
fand die Sonne grausig
die Jahreszeit albern
das Bier trist
Bäume gespenstisch, Menschen
mit ihren Gesichtern, ihrem
Geseire schlicht
fatal,
ficken hilft auch nichts,
schreiben ist wie Spuren
ins Spülwasser ritzen,
ein einziger Blick
in die Gegend genügt:
lächerlich, ein
Nirwana
für
Nieten.

(Trotzki, Goethe und das Glück. Rogner & Bernhard Verlag , München 1975; )

*Man hat den Schriftsteller Jörg Fauser (1944-1987) zu einem Asphaltdichter stilisiert, der in Nachfolge der amerikanischen Beat-Generation mit seinen Gedichten und Romanen die Ränder der westlichen kapitalistischen Welt ins Zentrum rückt. Damit ging eine Verklärung Fausers einher, die ihn zu einer Ikone des Undergrounds erhob. Und das obwohl der bei 1987 bei einem rätselhaften Verkehrsunfall gestorbene Fauser selbst eine ganz andere Position bezog, jenseits auratischer Vorstellungen von Autorschaft.*

Die Schnoddrigkeit und Melancholie eines gesellschaftlich Depravierten tritt einem in diesem Gedicht entgegen. Wir bewegen uns durch eine sinnentleerte Welt, Mensch und Umgebung sind gleichermaßen beschädigte Figuren in einer gespenstischen Szenerie, aus der es nicht mal einen illusorischen Ausbruch mehr gibt. Kein Rausch ermöglicht einen Ausweg, nicht einmal mehr das Schreiben. Mit einer fortwischenden Geste distanziert sich das Subjekt des Gedichts endgültig davon: Für wen soll man auch schreiben, für Nieten etwa?

**Josef Guggenmos**

Der Regenbogen

Ein Regenbogen,
komm und schau;
rot und orange,
gelb, grün und blau.

So herrliche Farben
kann keiner bezahlen,
sie über den halben
Himmel zu malen.

Ihn malte die Sonne
mit goldener Hand
auf eine wandernde
Regenwand.

**Josef Guggenmos**

Die Bären brummen, die Bienen summen,
die Katzen miauen, es krächzen die Pfauen.

Die Mäuse pfeifen, die Affen keifen,
die Löwen brüllen, es wiehern die Füllen.

Die Tauben gurren, die Hund knurren,
die Störche klappern, die Kinder plappern.

Und ginge das nicht in einem fort,
kämen die Fische auch zum Wort.

**Josef Guggenmos**

Eulerich und Miezekatz *(nach:‘The Owl and the Pussy-Cat‘ von Edward Lear)*

I
Eulerich und Miezekatz stiegen ins Boot.
Sie nahmen mit sich hinein
Einen Honigtopf und sechs Groschen,
verpackt in einen Tausendmarkschein.
In ihrem Boot, wie Erbsen so grün,
fuhren sie unter den Sternen hin.
Der Eulerich sah empor und spielte kühn
auf seiner Gitarre und sang dazu:
“O Mie-,
o Mie-
o Mieze du!”

II
Da rief die Mieze: “O Federfreund,
dein Sing-Song entzückt mich sehr.
Auf, machen wir Hochzeit! Uns fehlt nur der Ring.
Wo kriegen wir den aber her?”
Drauf fuhren sie weiter und immerzu fort
ein ganzes Jahr zu jenem Ort,
wo der Bim-Baum wächst, da stand jemand dort.
Da stand ein Schweinchen mit so einem Ding,
einem Na-,
einem Na-,
einem Nasenring.

III
“Lieb Schweinchen, verkauf uns den Ring,
kriegst’ne Mark! ” Lieb Schweinchen sagte “Na gut! ”
Sie gingen zum Hügel,da traute sie schön
der Puter, der so was gern tut.
Drauf speisten sie Quitten und noch allerhand.
Dann rannten sie ganz außer Rand und Band
hinunter zum Strand und tanzten im Sand.
Hand in Hand, so tanzten sie fein
im Mo-,
im Mo-
im Mondenschein.

***The Owl and the Pussy-Cat***
*ist heute eines der bekanntesten und beliebtesten Werke der englischen Literatur; einer anlässlich des National Poetry Day im Jahre 2014 durchgeführten Erhebung zufolge ist es noch vor Twinkle, Twinkle, Little Star, Humpty Dumpty und Jabberwocky der populärste Kinderreim im Vereinigten Königreich. Es erfreut aber auch ältere Semester und wird insbesondere auf Hochzeiten häufig rezitiert. Vom jugoslawischen Diktator Josip Broz Tito ist bekannt, dass er das Gedicht noch in volltrunkenem Zustand in passablem Englisch auswendig aufsagen konnte. Das Gedicht wurde bereits in mehr als 100 Sprachen übersetzt bzw. übertragen. Zu den deutschen Übersetzern Lears zählen Grete Fischer (Der Eul und die Miezekatz, 1965), Hans Magnus Enzensberger (Der Kauz und das Kätzchen, 1977) und Josef Guggenmos (Eulerich und Miezekatz, 1978). Le Hibou et le Poussiquette, eine freie Übersetzung ins Französische von Francis Steegmuller, wurde 1961 ein unerwarteter Bestseller in den Vereinigten Staaten (nicht aber in Frankreich) und brachte dem bis dahin vor allem als Flaubert-Spezialisten bekannten Steegmuller genug Tantiemen ein, um sich einen Rolls-Royce zulegen zu können. Diese Version weicht in einigen Details vom Original ab, so ist etwa das Boot der Verliebten nicht etwa erbsengrün, sondern kanariengelb, und statt in einer Fünf-Pfund-Note wickeln sie ihr Geld in einem Kreditbrief ein, aber wie bei Lear tanzen sie am Ende au clair de la lune.* (Wikipedia)

**Josef Guggemos**

Kommt Komma Kinder

Kommt Komma Kinder Komma
dort im Wald
schreit einer Komma
kommt Komma bald
sehn wir den Komma
der dort gar nicht weit
kuckuck Komma kuckuck Komma
kuckuck schreit
Ausrufezeichen

(Ein Glück, dass wir die
Satzzeichen nicht aussprechen müssen!)

**Joseph von Eichendorff**

Abschied

O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saus't die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Dass dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen,
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben,
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

**Joseph von Eichendorff**

Das zerbrochene Ringlein

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will -
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

*Eine Liebe ist verloren gegangen und mir ihr zerbricht das Symbol des Treueschwurs: „das Ringlein". Joseph von Eichendorffs (1788-1857) anrührendes Liebesgedicht spricht von der Vergänglichkeit der Liebe und vom Schmerz eines betrogenen Liebhabers. Als neunzehnjähriger Student war Eichendorff nach Heidelberg gekommen, wo er alsbald vom Schwung der romantischen Bewegung erfasst wurde. In Heidelberg-Rohrbach kam es zur Begegnung mit der Bürgertochter Katharina Förster, die sein Leben veränderte. Davon kündet das 1810 entstandene Gedicht.*

An einem unheimlichen Ort, einer Mühle, ist das Schicksal dieser Liebe entschieden worden. Nach dem Bruch des Treueschwurs gibt es für den Betrogenen nur noch den Weg in die Poesie oder in den Todeswunsch. Selbst die Fantasie der dritten Strophe, die Flucht des Verlassenen in die Aggression, den Krieg, ist ja mit einem Todeswunsch gekoppelt. Die Befreiung von dem bohrenden Schmerz des Verlassenwerdens kann jedenfalls nur der Tod bringen. Nur er vermag es, das im Kopf sich drehende Mühlrad zum Stillstand zu bringen.

**Joseph von Eichendorff**
Das zerbrochene Ringlein

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein’ Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein’n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht’ als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möchte’ als Reiter fliegen
Wohl in die blut’ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör’ ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär’s auf einmal still.

*Als Student in Heidelberg geriet Joseph von Eichendorff (1788-1857) schnell in den Bann der romantischen „Kampfgenossen“ Clemens Brentano (1778-1842) und Achim von Arnim (1781-1831), deren Volkslieder-Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ er als stilistisches Modell für seine eigenen Gedichte adoptierte. Aus der Verknüpfung alter Volksliedweisen mit emblemartigen Naturbildern, die mit modernen, ambivalenten Emotionen aufgeladen werden, gewinnt Eichendorff den für seinen Gedichte charakteristischen wehmütigen Ton.*

In spekulativem Übereifer hat die Eichendorff-Forschung das 1810 entstandene „Lied“, das später unter dem Titel „Das zerbrochene Ringlein“ bekannt geworden ist, biografistisch ausgedeutet und als Resultat eines frustrierenden Liebesabenteuers mit der Bürgerstochter Katharina Förster aus Heidelberg-Rohrbach entziffert. Jüngere Exegesen zweifeln an dieser Version und verweisen darauf, dass Eichendorff die Verbindung des Mühlen-Motivs mit der Erfahrung der enttäuschten Liebe einem Mühlenlied aus „Des Knaben Wunderhorn“ entnommen haben könnte.

**Joseph von Eichendorff**
Der Soldat

Und wenn es einst dunkelt,
Der Erd’ bin ich satt,
Durchs Abendrot funkelt
Eine prächt’ge Stadt:
Von den goldenen Türmen
Singet der Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Tor.

1835/36

*Der militärische Angriff den hier der Romantiker Joseph von Eichendorff (1788–1857) imaginiert, gilt überraschenderweise nicht der profanen Bastion eines irdischen Feindes, sondern dem Himmelreich. Es kommt zum irritierenden Zusammenprall von christlicher und martialischer Metaphorik.*

Der Himmel als Angriffsziel eines Soldaten, als Objekt der Eroberung: Dieses poetische Bild ist in der literarischen Epoche vor Eichendorff kaum denkbar. Das Barock hatte den Himmel in demütiger Frömmigkeit betrachtet, die nachfolgende Dichter-Generation der Realisten und Materialisten ließ ihn dann zum bloßen Sinnenreiz verblassen. Das „Soldat“-Gedicht von Eichendorff, das vor 1837 entstanden ist, spricht nun von aktiver Aneignung des Himmels. Solche Verse lassen sich auch aktualisierend gegen den Strich lesen: als poetische Antizipation jener todbereiten „Märtyrer“, die für ihre religiöse Überzeugung sterben wollen.

**Joseph von Eichendorff**
Der verspätete Wanderer

Wo werd’ ich sein im künft’gen Lenze?
So frug ich sonst wohl, wenn beim Hüteschwingen
In’s Tal wir ließen unser Lied erklingen,
Denn jeder Wipfel bot mir frische Kränze.

Ich wusste nur, dass rings der Frühling glänze,
Dass nach dem Meer die Ströme funkelnd gingen,
Von fernem Wunderland die Vögel singen,
Da hatt’ das Morgenrot noch keine Grenze.

Jetzt aber wird’s schon Abend, alle Lieben
Sind wandermüde längst zurückgeblieben,
Die Nachtluft rauscht durch meine welken Kränze,

Und heimwärts rufen mich die Abendglocken,
Und in der Einsamkeit frag’ ich erschrocken:
Wo werd’ ich sein im künft’gen Lenze?

*Joseph von Eichendorff (1788-1857) hat sehr viele romantische Wanderlieder geschrieben - aber nur wenige, in die sich so markant das Bewusstsein der Vergänglichkeit eingeschrieben hat wie in das Poem vom „verspäteten Wanderer“. Es ist vermutlich 1854 entstanden und erzählt vom Abschied von der verheißungsvollen Welt des Frühlings und dem Herauf-dämmern des Lebensabends. Der Kreislauf der Jahreszeiten scheint an ein Ende gekommen zu sein: bald werden zukünftige „Lenze“ nur noch im Jenseits zu haben sein.*

Die Ausgelassenheit des Wanderns im lebensgewissen Frühling ist in diesem Sonett nur noch Erinnerung; die „Kränze“ der Wanderer sind welk geworden. Auch haben sich die Weg-gefährten des Ich verflüchtigt, sind „wandermüde“ zurückgeblieben. Was bleibt, ist die bange Frage des Einsamen an den eigenen Seinszustand in „künftigen Lenzen“.

**Joseph von Eichendorff**
Es rauschen die Wipfel

Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten zu dieser Stund
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund.

Hier hinter den Myrtenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was sprichst du wirr wie in Träumen
Zu mir, fantastische Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großen Glück!

*Gleich zwei romantische Zauberwörter Joseph von Eichendorffs (1788-1857) sind im ersten Vers dieses Liedes verbunden: das „Rauschen“ und das „Schauern“. Das „Rauschen“ tönt meist als Glücksversprechen aus der Natur-Ferne, es verweist als Sehnsuchtsformel auf eine unerhörte Erfahrung, die das empirische Alltagsdasein überschreitet. Das „Schauern“ führt dagegen in Zonen des Dunklen und Geheimnisvollen, es steigt gleichsam von innen in der Seele des Menschen auf. Das „Schauern“ meint ein Zurückweichen vor dem Unbekannten, das der Nacht zugehörig ist.*

Das Lied erschien erstmals 1834 im fünfzehnten Kapitel in Eichendorffs Roman „Dichter und ihre Gesellen“ und wurde 1837 unter dem Titel „Schöne Fremde“ auch in die Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen. Der Roman kreist um das Lebensmodell der Frühromantiker, ihr Dasein zu poetisieren und eine dichterische Existenz zu führen. Indes: Die meisten dichterischen Lebensläufe, von denen Eichendorff hier erzählt, sind zum Scheitern verurteilt.

**Joseph von Eichendorff**

Frühlingsgruß

Es steht ein Berg in Feuer,
in feurigem Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tannbaum überm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel
Steh ich und schau vom Baum,
O Welt, du schöne Welt, du,
Man sieht dich vor Blüten kaum!

1837

*Der „Blütenschimmer“ des Frühlings ist für den Romantiker Joseph von Eichendorff (1788–1857) stets ein Zeichen der Verheißung, der Überwindung winterlicher Totenstarre. In so manchem Eichendorff-Gedicht werden einem hoffnungsvollen Natur-Bild gegenläufige Ahnungen von Verfall und Tod beigemischt. Sein 1837 erstmals gedruckter „Frühlingsgruß“ übt sich dagegen in vorbehaltlosem Jubel angesichts der triumphal aufglühenden Natur.*

Fast wie ein Schöpfergott blickt das lyrische Ich auf die Herrlichkeit der von Blüten bedeckten Welt. Die in Flammen stehende Natur und die erhöhte Position des Betrachters verweisen auf eine mystische Erfahrung. Dem Seufzer des Schluss-Verses ist jedoch zu entnehmen, dass die blendende Blütenpracht die Schönheit der Welt mehr verbirgt denn enthüllt.

**Joseph von Eichendorff**

Greisenlied (Der Einsiedler)

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
Die Lüfte alle schlafen,
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,
Singt übers Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn
Und lassen mich hier einsam stehn,
Die Welt hat mich vergessen,
Da tratst du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll gesessen.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt,
Lass ausruhn mich von Lust und Not,
Bis dass das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.

*Die romantische Verklärung der Nacht hat in Joseph von Eichendorffs (1788-1857) erstmals 1837 veröffentlichtem Gedicht, das unter gleich zwei Titeln firmiert - „Der Einsiedler" und „Greisenlied" - ihre sehnsuchtvollste Form gefunden. Zwar scheinen die meteorologischen und geografischen Details des Textes nicht plausibel - so steigt die Nacht zum Beispiel von den Tälern herauf, nicht von den Bergen hinab - aber das kann die Suggestivität dieses Gedichts nicht mindern.*

Die Beschwörung der stillen Nacht und des vom Meer herüberwehenden Abendlieds verbindet sich als romantische Sprachmusik mit der Anrufung der Vergänglichkeit. So richtet sich die Erwartung des Einsiedlers, der sich in der Weltabgeschiedenheit eingerichtet hat, auf die Ankunft der letzten Dinge. Das Morgenrot, ein im Tageslauf flüchtiger Moment, wird hier als Bild für einen harmonischen Ewigkeitszustand benutzt.

**Joseph von Eichendorff**
Im Alter

Wie wird nun alles so stille wieder!
So war mir’s oft in der Kinderzeit,
Die Bäche gehen rauschend nieder
Durch die dämmernde Einsamkeit,
Kaum noch hört man einen Hirten singen,
Aus allen Dörfern, Schluchten, weit
Die Abendglocken herüberklingen,
Versunken nun mit Lust und Leid
Die Täler, die noch einmal blitzen,
Nur hinter dem stillen Walde weit
Noch Abendröte an den Bergesspitzen,
Wie Morgenrot der Ewigkeit.

*In einem seiner späten Gedichte hat hier Joseph von Eichendorff (1788-1857) noch einmal alle Elemente seiner romantischen Verzauberungskunst mobilisiert: Eichendorff, der schon früh ein Dichter des Morgenrots gewesen ist und der permanenten Verheißung der Natur als Refugium, verwandelt in seinem 1839 entstandenen Alters-Gedicht alles in reinen Gesang: Die Stille, das Rauschen der Bäche, das Klingen der Glocken, die aufleuchtende Landschaft - auch hier „vergeudet sich das Ich an das, wovon es flüstert“ (Theodor Adorno).*

In einem Gedicht aus der gleichen Periode vermerkt Eichendorff in einer Art lyrischem Dankgebet, „dass ... die Jugend mir bis über alle Wipfel in Morgenrot getaucht (war) und Klang“. Dieses Morgenrot wird zu einem Symbol der Erlösung, gebunden an die Vorstellung der Ewigkeit. In die Kinderzeit projiziert der romantische Dichter jene paradiesische Sphäre, in der nach einem Wort des Philosophen Ernst Bloch noch niemand war, die aber allen „in die Kindheit scheint: Heimat.“

**Joseph von Eichendorff**
Im Walde

Es zog eine Hochzeit den Berg entlang,
Ich hörte die Vögel schlagen,
Da blitzten viel Reiter, das Waldhorn klang,
Das war ein lustiges Jagen!

Und eh ich's gedacht, war alles verhallt,
Die Nacht bedecket die Runde,
Nur von den Bergen noch rauschet der Wald
Und mich schauert im Herzensgrunde.

*Das ist die idealtypische romantische Konstellation, die Joseph von Eichendorff (1787-1857) in vielen seiner Gedichte und Erzählungen durchgespielt hat: Die Verheißung des Lebensglücks, eingebettet in eine feiernde Hochzeitsgesellschaft mitten im Wald. Aber auf die Verheißung der Natur folgt eine Bedrohung: Alle Herrlichkeit ist versunken, jetzt bleibt nur noch Düsternis.*

In dem 1836 entstandenen Gedicht ruft Eichendorff all seine Topoi noch einmal ab, die er bereits in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" (1826) verwendete: Das lustige Treiben einer Hochzeitsgesellschaft ebenso wie das Lieblingsmotiv vom „Rauschen" des Waldes. Aber die Naturstimmen, die auf den Menschen einsprechen, haben jetzt eine negative Akzentuierung: Mensch und Natur sind nicht mehr im „stillen Grund" der Landschaft miteinander verbunden; der nächtliche Wald ruft Schauer im „Herzensgrunde" hervor - die Ahnung der Vergänglichkeit weckt die Dämonen.

**Joseph von Eichendorff**

In der Fremde

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

*Joseph von Eichendorff (1788-1857), der romantische Dichter des Heimwehs, rührt in vielen seiner Gedichte an den Verlust seines Kindheitsparadieses. Seine Familie hatte ihre schlesischen Besitzungen verloren, der Dichter verdiente seinen Lebensunterhalt als „Exilkatholik" im preußischen Staatsdienst. Die Sehnsucht, aus der „Fremde" in die ferne „Heimat" zurückzukehren, trifft in manchen Gedichten auf das Gefühl einer doppelten Entwurzelung. Denn in der „Heimat" ist keine Einkehr mehr möglich, in ihr ist alles verloren:*

Das 1832 erstmals innerhalb der Novelle „Viel Lärm um Nichts" gedruckte, 1837 dann mit dem Titel „In der Fremde" versehene Gedicht zeigt einige Anklänge an Goethes „Wanderers Nachtlied" - und wie bei Goethe verweist das Ruheversprechen auf die Vergänglichkeit des lyrischen Ich. In der „Heimat" wartet auf das Ich nicht die Erlösung, sondern dauerhafte Einsamkeit und Entfremdung.

**Joseph von Eichendorff**
In der Fremde

Ich hör die Bächlein rauschen
Im Walde her und hin,
Im Walde in dem Rauschen
Ich weiß nicht, wo ich bin.

Die Nachtigallen schlagen
Hier in der Einsamkeit,
Als wollten sie was sagen
Von der alten, schönen Zeit.

Die Mondesschimmer fliegen,
Als säh ich unter mir
Das Schloss im Tale liegen,
Und ist doch so weit von hier!

Als müsste in dem Garten
Voll Rosen weiß und rot,
Meine Liebste auf mich warten,
Und ist doch lange tot.

*Kein Dichter der klassischen und romantischen Literaturperiode hat die seelischen Gezeiten des Ich in so wehmütigen und ergreifenden Versen beschrieben wie Joseph von Eichendorff (1788-1857), der „Dichter des Heimwehs" (T. W. Adorno). In seinem vor 1837 entstandenen Gedichten spricht die Natur in ihrem schwer entzifferbaren „Rauschen" und anderen Tönen zu einem empfindsamen Ich, das sich die Botschaft in eine eigene Sprache übersetzen muss. Es geht um die Beschwörung von Verlust, Einsamkeit, Entfremdung und Tod.*

Man ist versucht, die Verlusterfahrung auf dem Hintergrund biografischer Informationen zu deuten. Eichendorffs Vater, ein schlesischer Landadliger, hatte sich verspekuliert und die familiären Besitzungen, in deren Zentrum Schloss und Gut Lubowitz, wurden nach jahrelanger finanzieller Not zwangsversteigert. Das Kindheitsparadies und mit ihm die „alte schöne Zeit" waren nach 1823 unwiederbringlich dahin. Der Tod der Geliebten ist hier kein biografisch beglaubigter, sondern erscheint als Zeichen der Endgültigkeit und Unwiederbringlichkeit des Verlusts.

**Joseph von Eichendorff**
Mondnacht



*Ralph Albert Blakelock: Mondlicht (1885)*

Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

1837

*Die Hochzeit von Uranos (Himmel) und Gaia (Erde), die nach alter mythischer Vorstellung am Ursprung der Welt steht, ist ein sehr altes Motiv, dem der Romantiker Joseph von Eichendorff (1788-1857) hier eine zarte, taktvolle Wendung gibt. Sein berühmtes »Mondnacht«-Gedicht beschwört die ursprüngliche Einheit nicht nur der Naturphänomene, sondern aller lebendigen Dinge.*

Im »Blütenschimmer« des Frühlings, im sommerlichen »Wogen« der Ähren und im leisen »Rauschen« der Wälder entfaltet sich die romantische Sehnsucht. Das Ziel der Sehnsucht, an dem der Heimflug der Seele endet (»als flöge sie nach Haus«), ist nur über den Konjunktiv benennbar: denn die Heimat, das Schlüsselwort der Eichendorffschen Dichtung, existiert nicht mehr. Der Konjunktiv deutet an, dass diese Einheit, das Ungeschiedene nicht mehr herstellbar ist. Eichendorffs wehmütiges Lied entstand 1837 und wurde von Robert Schumann und Johannes Brahms vertont.

**Joseph von Eichendorff**
Nachtigall

Nach den schönen Frühlingstagen,
Wenn die blauen Lüfte wehen,
Wünsche mit dem Flügel schlagen
Und im Grünen Amor zielt,
Bleibt ein Jauchzen auf den Höhen;
Und ein Wetterleuchten spielt
Aus der Ferne durch die Bäume
Wunderbar die ganze Nacht,
Dass die Nachtigall erwacht
Von den irren Widerscheinen,
Und durch alle sel'ge Gründe
In der Einsamkeit verkünde,
Was sie alle, alle meinen;
Dieses Rauschen in den Bäumen
Und der Mensch in dunkeln Träumen.

*Die Beschwörung der Naturherrlichkeit und des Frühlings als der Jahreszeit, in der die Natur und die Sinne erwachen, gehört zu den zentralen Topoi im Werk des Romantikers Joseph von Eichendorff (1788-1857). Die alten Zauberwörter sind auch in diesem 1841 in der „Ausgabe letzter Hand" von Eichendorffs Gedichten erschienenen Text präsent: das „Jauchzen", das „Rauschen", die „Bäume" und die dazugehörigen „Träume". Aber etwas passt nicht ins harmonische Bild: Die „irren Widerscheine" der Naturdinge.*

Wenn hier der Lieblingsvogel Eichendorffs, die Nachtigall, „erwacht", dann schlägt er seine Augen auf in einer vexierhaft verspiegelten Welt, die nicht durchweg das Licht der Schöpfungsherrlichkeit offenbart. Es ist im Gegenteil die Nachtseite der Vernunft, „der Mensch in dunkeln Träumen", die von der Nachtigall „verkündet" werden. Schönheit und Schrecken liegen dicht beieinander.

**Joseph von Eichendorff**

Nachts

Ich wandre durch die stille Nacht,
Da schleicht der Mond so heimlich sacht
Oft aus der dunklen Wolkenhülle,
Und hin und her im Tal
Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder alles grau und stille.

O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen –
Wirrst die Gedanken mir,
Mein irres Singen hier
Ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

1826

*Joseph von Eichendorff (1788–1857), der wohl berühmteste Repräsentant der deutschen Romantik, war ein Dichter des Heimwehs. Seine lyrischen Sänger und Wanderer streben nach Verschmelzung mit den Zeichen und Phänomenen einer rätselvollen Natur.*

Eichendorffs lyrisches Ich, so schreibt der Philosoph Theodor Adorno über ihn, weiß nie, wo es sich befindet, „weil das Ich sich vergeudet an das, wovon es flüstert". So auch in dem um 1826 entstandenen Gedicht über eine nächtliche Landschaft, in dem sich ein Wechsel von schöner Stille zu wundersamem Klangzauber vollzieht. Da alles um ihn herum tönt, ist der Singende seiner eigenen Gegenwart unsicher, glaubt sich „verwirrt" in Gedanken. Die Seelenbewegung des Subjekts spiegelt sich in dem faszinierenden „Nachtgesang" der Naturmächte. Die Auflösung des Ich, seine Hingabe an den Schauer der Naturempfindung steht ganz im Dienste der Sprache, die hier ihre magischen Kräfte entfesselt.

**Joseph von Eichendorff** (1788-1857)

Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht.

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

**Joseph von Eichendorff**
Spruch

Drüben von dem sel’gen Lande
Kommt ein seltsam Grüßen her,
Warum zagst du noch am Strande?
Graut dir, weil im falschen Meer
Draußen auf verlornem Schiffe
Mancher frische Segler sinkt?
Und von halbversunknem Riffe
Meerfey nachts verwirrend singt?
Wagst du’s nicht draufhin zu stranden,
Wirst du nimmer drüben landen!

*Heimweh und Rückkehr gehören ebenso zu den poetischen Konstanten im Werk des Romantikers Joseph von Eichendorff (1788-1857) wie die Motive Aufbruch und Erfahrung der Fremde. In diesem Gedicht aus dem Nachlass des Dichters verschmelzen die Sehnsucht nach einem greifbar nahen paradiesischen Ort mit dunklen Ahnungen des Scheiterns. Die Verlockung der Utopie ist stark, und doch zögert Eichendorffs grüblerischer Held - hat er doch schon oft den Untergang der Utopie erlebt.*

Die Aufforderung des anonymen Sprechers, endlich die Gelegenheit zum Aufbruch in das „sel’ge Land“ zu ergreifen, trifft auf einen Melancholiker, der im Blick auf das Utopische in einer Art Handlungslähmung zu versinken scheint. Die mythischen Erzählungen haben die Geschichten des tragischen Scheiterns in sich aufgenommen. Aber wer jegliche Mühsal scheut, wird mit dem paradiesischen Zustand nie in Berührung kommen.

**Joseph von Eichendorff**

Waldesgespräch

Es ist schon spät, es ist schon kalt,
Was reit’st du einsam durch den Wald?
Der Wald ist groß, du bist allein,
Du schöne Braut, ich führ’ dich heim!

«Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh, Du weißt nicht wer ich bin!»

So reich geschmückt ist Ross und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn’ ich dich – Gott steh mir bei!
Du bist die Hexe Lorelay.

«Du kennst mich wohl – vom hohen Stein
Schaut still mein Schloss in tiefen Rhein;
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!»

**Joseph von Eichendorff** (1788-1857)
Weihnachten

Markt und Straßen stehn verlassen,
still erleuchtet jedes Haus,
sinnend geh' ich durch die Gassen,
alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
buntes Spielzeug fromm geschmückt,
tausend Kindlein stehn und schauen,
sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
bis hinaus ins freie Feld,
hehres Glänzen, heil'ges Schauern,
wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch, die Kreise schlingen,
aus des Schnees Einsamkeit
steigt's wie wunderbares Singen.
O du gnadenreiche Zeit!

**Joseph von Eichendorff**
Winterlied

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

*Der Traum des Dichters gilt der Frühlings-Seligkeit der Jugend - die schnöde Realität dagegen zeigt sich als winterlich erstarrte Natur, die auf Heimatverlust und die Erfahrung der Vergänglichkeit zurückverweist. Mit dem ihm eigenen Sensorium für motivische Oppositionen und einander widerstrebende Kräfte spielt der Romantiker Joseph von Eichendorff (1788-1857) in diesem vor 1834 entstandenen Gedicht die Gegensätze durch: Frühling-Winter, Heimat-Fremde, Traum-Wachzustand. Die glückliche Introversion im Frühlingslaub kollidiert mit den Schrecken des Eises.*

Man hat Eichendorff als „Dichter des Heimwehs" (Theodor Adorno) beschrieben. Die romantische Verklärung der Jugend und ihrer Fröhlichkeit wird hier in der zweiten Strophe mit Metaphern der Vereisung ernüchtert. Das elterliche Anwesen in Schlesien, das die poetische Imagination des Dichters evoziert, ist für immer versunken, nur eine Traumgestalt. In seiner jetzigen Lebenswelt ist der Poet nur noch ein Irrläufer in der Fremde.

**Joseph von Eichendorff**

Winternacht

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
ich hab' nichts, was mich freuet;
verlassen steht der Baum im Feld,
hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
und rüttelt an dem Baume;
da rührt er seine Wipfel sacht
und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
von Grün und Quellenrauschen,
wo er im neuen Blütenkleid
zu Gottes Lob wird rauschen.

*Joseph Freiherr von Eichendorff (*1788 auf Schloss Lubowitz/Schlesien, † 1857 Neisse) hat einige der schönsten und bekanntesten deutschen Gedichte geschrieben. Daneben verfasste er Romane, Erzählungen, Dramen, lange erzählende Gedichte und auch wissenschaftliche Werke, z.B. eine Literaturgeschichte.*

Seine bekannteste Erzählung heißt »Aus dem Leben eines Taugenichts«. Sie gilt als Meisterwerk. In dieser Geschichte wandert ein junger Musiker, die Geige auf dem Rücken, durchs Land. Er kommt auf wunderbare Weise nach Italien und wieder zurück. Dabei erlebt er die seltsamsten Abenteuer und Zufälle.

**Joseph von Eichendorff**

Wünschelrute

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

1835

*Die Wünschelrute gilt seit dem 16. Jahrhundert als Werkzeug zum Aufspüren von Wasseradern oder anderen verborgenen Schätzen. In einem berühmten Gedicht des populärsten deutschen Romantikers, Joseph von Eichendorff (1787–1856), dient die Wünschelrute der Verwandlung der Welt in Gesang.*

Eichendorff schuf mit seinem 1835 geschriebenen Gedicht so etwas wie eine poetische Grundmelodie der Romantik. Die Erweckung der Welt im Lied, die Verwandlung der Dinge in Poesie hat er in seiner Abhandlung *Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland* (1846) näher erläutert: „Die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung und spricht im Traume in abgebrochenen Lauten, rührend, kindisch erschütternd, es ist das alte, wunderbare Lied, das in alten Dingen schläft. Aber nur ein reiner, gottergebener Sinn kennt die Zauberformel, die es weckt."

**Joseph von Eichendorff**

Zwielicht

Dämmrung will die Flügel spreiten,
Schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken zieh’n wie schwere Träume –
Was will dieses Grau’n bedeuten?

Hast ein Reh du, lieb vor andern,
Lass es nicht alleine grasen,
Jäger zieh’n im Wald’ und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

Hast du einen Freund hienieden,
Trau ihm nicht zu dieser Stunde,
Freundlich wohl mit Aug’ und Munde,
Sinnt er Krieg im tück’schen Frieden.

Was heut müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren –
Hüte dich, bleib’ wach und munter!

**Julius Mosen**

Aus der Fremde

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiss und rot die Moose blühn:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög’ ich heute noch so gerne.

Wo in’s Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch herein,
Spielen heimlich die Forellen
In der Erlen grünem Schein:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög’ ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Herde
In der kurzen Tagesschicht:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög’ ich heute noch so gerne.

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Herde zieht,
Wo mich alle Felsen kennen,
Drüberhin die Wolke flieht:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög’ ich heute noch so gerne.

Wo so hell die Glocken schallen,
Sonntags früh in’s Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög’ ich heute noch so gerne.

Doch mein Leid ist nicht zu ändern,
Zieht das Heimweh mich zurück,
Hält mich doch in fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög’ ich heute noch so gerne.

**Jürg Halter**

Kernfusion

Wir drehen uns im Kreis,
ich, Proton, du, Neutron.

Kommen zu keinem
gemeinsamen Stillsein.

Wenn ich über etwas schweige,
schweigst du über etwas anderes.

Wir spiegeln uns gegenseitig,
bis sich nichts mehr regt in uns.

Wer bin ich und wer bist du?
Unsere Fusion bleibt aus.

Neue Namen müssen her.
Sind nur Schall und Rauch.

(Ich habe die Welt berührt. Ammann Verlag, Zürich 2005)

*Mit Selbstbewusstsein ist dieser Schweizer Aktivist der sogenannten „Spoken-Word-Poetry“ reichlich ausgestattet. „Ich bin als Prophet gekommen“, teilte er einer Journalistin mit, um hinzuzufügen: „Ich liebe mein Volk, ich werde zu ihm sprechen.“ Sein Volk, das waren lange ausschließlich die Besucher internationaler Poetry Slams. Der Schritt vom wilden „Spoken-Word-Poeten“ zum seriösen Lyriker vollzog er dann 2005 mit seinem Band „Ich habe die Welt berührt“.*

Ein Liebesverhältnis in die Kategorien der modernen Physik übertragen - darauf zielt die Analogiebildung in diesem Gedicht. Obwohl die physikalische Korrektheit dieser Metapher bezweifelt werden muss. Denn eine „Kernfusion“ ist ursprünglich die Verschmelzung zweier Atomkerne zu einem neuen Kern, wobei die naturgegebene „Abstoßungskraft“ zwischen den positiv geladenen Kernen überwunden werden muss. Jürg Halter evoziert die fast objektive Unmöglichkeit einer Vereinigung zweier Liebender - auch „neue Namen“ werden da nicht weiterhelfen.

**Jürgen Beckelmann**

An einen in einem künftigen Kriege Gefallenen

Wir haben kein Mitleid mit Dir.
Du hast Deine Nächsten zu Mördern gemacht.
Sie sind die Opfer der Möglichkeit, die Du
ihnen ließest. Wir sprechen Dich schuldig
getötet worden zu sein. Denn das
ist ebenso schuldhaft wie Töten.
Wir haben kein Mitleid mit Dir

Aber wir weinen.

1959

aus: Jürgen Beckelmann: *Drohbriefe eines Sanftmütigen. Gedichte 1956–1976*, Verlag Harald Schmid, Berlin 1977

*„Ich erinnere mich“, schreibt der am Tag von Hitlers Machtergreifung geborene Schriftsteller Jürgen Beckelmann, „wie ich in einem winzigen Ort bei München hausend, 1959 über diesem Gedicht saß, wie gehemmt ich war zu schreiben: ‚Wir haben kein Mitleid mit dir.‘“ Tatsächlich ist der Entzug des Mitleids gegenüber Kriegsopfern eine Provokation.*

Die Verweigerung von Mitleid ist nicht das Ergebnis eines Ressentiments, sondern Resultat nüchterner Reflexion. Die Mitwirkung als Soldat an kriegerischen Auseinandersetzungen wird im Gedicht kenntlich gemacht als Verstrickung in einen Schuldzusammenhang. Über zehn Jahre nach der Niederschrift seines Gedichts merkte Jürgen Beckelmann selbstkritisch an, dass er die letzte Zeile als sentimentalen und daher falschen Tröstungsversuch empfinde: Lyrisch vergossene Tränen seien als Abwehrzauber gegen die Brutalität von Kriegen untauglich.

**Jürgen Becker**

Das Fenster am Ende des Korridors

Der Himmel, die Landschaft, der Fluss:
das Bild am Ende des Korridors.
Links und rechts die Appartements;
die Feuerlösch-Anlage. Das Summen des Aufzugs.
Die Zeit nach Büroschluss. Abweisende Gesichter,
kein Wort und keine Zärtlichkeit.
Jemand wird den Anfang machen
und an seiner Tür vorbeigehen
und weitergehen durch das Bild
hinaus in den Raum zum Fliegen.

(Erzähl mir nichts vom Krieg. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1977)

*Wenn wir hier dem Blick des Dichters Jürgen Becker (Jg. 1932) folgen, geraten wir rasch in eine Wahrnehmungs-Unsicherheit. In scheinbar neutralem Protokoll-Stil werden zunächst die Elemente einer Landschaft aufgezählt, dann schwenkt der Blick ins Innere eines offenbar sehr anonymen Hochhaus-Korridors. Schließlich schieben sich Spekulationen über die Beobachtungen. Am Ende wird eine alte ästhetische Utopie aufgerufen. Es ist das alte fantastische Motiv vom Verschwinden im Bild. Das Fenster am Ende des Korridors - es ist zugleich der Bildgrund, durch den wir hindurchgehen in eine unbekannte Zukunft.*

Das Fenster als Medium ist häufig Thema in der visuell orientierten Lyrik Jürgen Beckers. Sein um 1975/76 entstandenen Gedichts scheint die berühmte Formel aus Jean Paul Sartres Literaturtheorie zu illustrieren, wonach es sich bei Bildern und Gemälden grundsätzlich um „offene Fenster auf die ganze Welt“ handelt. Hinzu kommt hier noch die Vergegenwärtigung eines Lebensgefühls der Isolation im urbanen Raum der Moderne.

**Jürgen Becker**

Meldung

Hier ist eingetroffen der plötzliche Sonnenstrahl,
zwischen den Pfützen, die seit Wochen
eine Seenplatte bilden vor dem Küchenfenster,
und jetzt hat sich ausgedehnt
der Riss in der schwarzen Front des Himmels.

(In: Dorfrand mit Tankstelle. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Alles, was der 1932 geborene „Augenmensch“ Jürgen Becker geschrieben hat - Prosa, Hörspiele, Gedichte -, ist durch Erfahrung gesteuert, die man mit sich selbst und seiner Umgebung macht: Wahrnehmungen und Erinnerungen an Orte der Kindheit, Gegenden.*
*Sein Werk ist eine Autobiografie des Gesehenen, ein fortlaufendes Tagebuch. „Ich wäre am liebsten Landschaftsmaler geworden“, sagt Becker, aber weil er kein Talent zum Maler hatte, seien all die visuellen Erlebnisse Gegenstand von Gedichten geworden.*

Auch in diesen leicht hingetuschten Versen (aus dem Band „Dorfrand mit Tankstelle“, 2007) wird ein zufälliger und zugleich besonderer, poetischer Augenblick eingefangen - „der plötzliche Sonnenstrahl“ nach langem Regen. Er ist immerhin eine „Meldung“ wert. Irritierend der sich ausdehnende „Riss in der schwarzen Front des Himmels“, als sei hier mehr als nur ein flüchtiges Naturphänomen gemeint.

**Jürgen Becker**
Renaissance

Nun betrachte die Wiese, nicht
das Photo, die Wiese.

Die Katze, keine Bewegung,
und keine Bewegung, die Amsel.

Rostblätter unter dem Zaun.
Rostblätter unter dem Zaun.

Und Dämmerung, und wilder Schnee.

Der stille Schnee. In der Dämmerung
geht der Schnee.

ca. 1981/82
aus: Jürgen Becker: *Odenthals Küste,* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1986

*„Wenn ich eine Landschaft sehe“, hat Jürgen Becker einmal gesagt, „sehe ich sie mit den Augen eines Malers. Ich versuche zwar nicht, wie ein Maler ein sprachliches Bild zu schaffen, aber der optische Impuls, der von einer Straße, einer Wiese, einem Wald ausgeht, bringt Sprache, Sätze hervor.“ Viele Gedichte des 1932 in Köln geborenen Becker reflektieren auch das technische Medium, das diese visuellen Impulse auffängt: Es ist eine Poesie an der Grenzlinie von Literatur und Fotografie.*

Ein kleiner Erlebnisaugenblick, ein Moment der Wahrnehmung wird in „Renaissance“ eingefroren – im fotografischen Schnappschuss. So kommt es zu einer lyrischen Doppelbelichtung und Intensivierung: die sinnliche Wahrnehmung einer Natur-Szene erfährt eine „Renaissance“ im fotografischen Abbild. Das Gedicht ist Anfang der 1980er Jahre entstanden, zehn Jahre nachdem Becker die Poesie im Foto-Band *Eine Zeit ohne Wörter* ganz ins Visuelle zurückgenommen hatte.

**Jürgen Becker**
Sommerabend

Jemand erzählt, wie er den Hanomag fuhr.
Tiefflieger, gleich brannte er aus. Drei Monate
im Straßengraben, dann trommelten im Wind
die Birnen auf den Schrott. Schöner Abend,
noch ein Rest in der Flasche. Die Tochter,
wenn das Telefon geht; sie wird den Stand
der Ehekrise melden. Die letzte Maschine
biegt überm Haus in die Einflugschneise. Lange
danach bleibt es still. Auch keine Zukunft,
später der Borgward. Er taumelt und kreiselt;
er schlägt, der Nachtfalter, gegen die Lampe.

(In: Dorfrand mit Tankstelle. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Ein poetisches Journal, in das fortlaufend die täglichen Wahrnehmungen, Erinnerungen und Träume eingetragen werden - so versteht der Lyriker, Prosa- und Hörspielautor Jürgen Becker (geb. 1932) die Aufgabe des Gedichts.*
*Als „Augenmensch“ bevorzugt Becker das Registrieren und Addieren visueller Impulse. Aus dem Szenarium sinnlicher Wahrnehmungen entsteht dann das Panorama eines geschichtlichen Augenblicks.*

Im Bewusstsein des Dichters überlagern sich hier geschichtliche und unmittelbar gegenwartsbezogene Momente. Wie so viele Gedichte Beckers setzt der poetische Prozess ein mit einem blitzhaften Erinnerungsbild, das die Schrecken der Nazizeit aufruft: Die „Tiefflieger“, die verheerende Brände produzieren, bilden mit den Erinnerungen an die Symbole des Wiederaufbaus („später der Borgward“) und den Krisenerfahrungen der Jetztzeit ein spannungsreiches Geschichtsbild. Auf Augenblicke des todbringenden Lärms folgen Momente der Stille - auch aus diesem Kontrast und entwickelt das Gedicht seine Suggestivität.

**Jürgen Becker**

Was zu erreichen ist

Die nächste Stunde. Als würde man warten. Aber
die Beschäftigungen gehen weiter, von den Altlasten wollen wir
gar nicht erst reden.

Hell genug ist es draußen. Es bedarf keiner
Aufforderung kein Motiv für den Leitartikel; ich sag dir
alles früh genug.

Es ist wirklich ganz einfach. Mit dem Rücken zur Wand,
zum Fenster, zum Bildschirm, zur Tür. Nichts mitbringen,
der Tisch bleibt jetzt leer.

(Journal der Wiederholungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1999)

*Die Gedichte Jürgen Beckers siedeln in der ästhetischen Nähe zur Tagebuchaufzeichnung, ohne dabei ihren Kunstcharakter aufzugeben. Der 1932 geborene Autor bevorzugt in seinen Gedichten ein beiläufiges, diskretes Sprechen: Erfahrungsaugenblicke der Gegenwart, Erinnerungen an die Kindheit und punktuelle Bewusstseinsreize werden eingewoben in ein „Netz der Gleichzeitigkeit". Dabei bewegt sich das lyrische Ich, wie der Dichter selbst angemerkt hat, in einem „stockenden Geschiebe", einem beweglichen Ineinander von Augenblicken und Jahren, Aktualitäten und Vergangenheiten.*

Die Figur der „Wiederholung" ist konstitutiv für Beckers offene Schreibweise - zielen doch seine Texte auf eine Architektur der Erinnerung. Das Eröffnungsgedicht im „Journal der Wiederholungen" hält indes einen flüchtigen Moment der Gegenwart fest: den transitorischen Zustand des Wartens, einer Unentschiedenheit, der Vorbereitung auf jenen Lebensaugenblick, der den Alltag unterbricht und einen existenztiellen Neubeginn ermöglicht: Dieser voraussetzungslose Neuanfang ist das, „was zu erreichen ist".

**Jürgen Nendza**
Welthölzer

Es wird nicht schwarz vor Augen. Die Akustik
aus dem Nachbarhaus: ein Würfelspiel, ein Spieler
ohne Worte. Wie der Käfer in der Weltholz-

Schachtel. Ein Foto davon gibt es nicht. Nur
den geheimen Sender, der weiterschabt in deinem Ohr.

(Haut und Serpentine. Gedichte. Landpresse Verlag, Weilerswist 2004.)

*Der Aachener Lyriker Jürgen Nendza (geb. 1957) ist ein lyrischer Wahrnehmungsforscher. Seine Gedichte beginnen mit der minutiösen Beobachtung von Naturdetails oder alltäglichen Gegenständen, bis ein Geräusch, ein Geruch oder ein Bewusstseinsreiz die Dinge auf eine andere Bahn lenkt und in eine beunruhigende Schwebe bringt. So kann es geschehen, dass die zuvor so sinnfällig geordnete Welt aus den Fugen gerät und umkippt in ein Vexierbild.*

Das ganz Große - die Welt - scheint hier in einem winzigen Alltagsgegenstand komprimiert. Der Name „Welthölzer“, ursprünglich der Markenname eines deutschen Zündwarenmonopolherstellers, verweist auf eine universalistische Ambition. Die Addition der Sinnesreize, die Nendza hier vornimmt, ergibt keinen sinnstiftenden Zusammenhang. In einer Streichholzschachtel wird die Welt geborgen - die Zeichen dieser Welt sind allerdings nicht mehr lesbar. Was bleibt, sind akustische Reize.

**Jürgen Rennert**

Mein Land ist mir zerfallen

Mein Land ist mir zerfallen.
Sein’ Macht ist abgetan.
Ich hebe, gegen allen
Verstand, zu klagen an.

Mein Land ist mir gewesen,
Was ich trotz seiner bin:
Ein welterfahrnes Wesen,
Mit einem Spalt darin.

Mein Land hat mich verzogen,
Und gehe doch nicht krumm.
Und hat mich was belogen,
Und bin doch gar nicht dumm.

Mein Land hat mich mit Wider-
Willn an die Brust gepresst.
Und kam am Ende nieder
Mit mir, der es nicht lässt.

Mein Land trägt meine Züge,
Die Züge tragen mich.
Ich bin die große Lüge
Des Landes. (Wir meint: ich)

(Verlorene Züge. Gedichte 1985-1997, Lyrikedition 2000 /Buchmedia GmbH, München 2000; © Jürgen Rennert)

*Gegen die offiziellen Sprachregelungen des real existierenden Sozialismus hatte der Ost-Berliner Lyriker Jürgen Rennert (geb. 1943) schon früh das Motto einer ökologisch-kritischen Naturlyrik formuliert: „Es stirbt das Land an seinen Zwecken.“ In den Tagen des politischen Umbruchs 1989/90 schrieb er dann ein Requiem auf das Land, mit dem er sich nur in widerwilliger, gespaltener Liebe identifizieren konnte. In diesem Gedicht stößt man wie in vielen lyrischen Texten der späten DDR auf die patriotisch wirkende Fügung „Mein Land“. Bei allen Ambivalenzen bezeugt das besitzanzeigende Fürwort in „Mein Land“ zumindest eine partielle Verbundenheit mit der politisch kollabierten DDR.*

Das Gedicht ist am 14. Januar 1990 entstanden, als sich bereits abzeichnete, dass die DDR den Beitritt zur Bundesrepublik vollziehen würde. Bei aller Erleichterung über das Ende einer fragwürdigen Staatsmacht, die ihre Untertanen zur Anpassung und zur Lüge zwingt, enthält der Text doch auch die Klage über den Untergang dieses Gemeinwesens, dessen Charakter-“Züge“ mit den in ihm lebenden Individuen verwachsen sind.

**Jürgen Theobaldy**

Abenteuer mit Dichtung

Als ich Goethe ermunterte einzusteigen
war er sofort dabei
Während wir fuhren
wollte er alles ganz genau wissen
ich ließ ihn mal Gas geben
und er brüllte: »Ins Freie!«
und trommelte auf das Armaturenbrett
Ich drehte das Radio voll auf
er langte vorn herum
brach den Scheibenwischer ab
und dann rasten wir durch das Dorf
über den Steg und in den Acker
wo wir uns lachend und schreiend
aus der Karre wälzten

1972/73

aus: Blaue Flecken, Rowohlt Verlag, Reinbek 1974

*Jürgen Theobaldy, 1944 in Straßburg geboren und im politisch bewegten Berlin nach 1970 zum Herold einer Dichtung der »Neuen Subjektivität« aufgestiegen, hat in seinen frühen Jahren das Gedicht »ins Handgemenge« führen wollen, hinein in die turbulenten Kämpfe dieser Zeit. Als Repräsentant einer politisch motivierten, aber im Privaten verankerten Alltagslyrik hat er eine hitzige Poesie-Debatte provoziert.*

Im Eröffnungsgedicht seines Gedichtbandes »Blaue Flecken« (1974) animiert der junge Wilde Theobaldy den nur scheinbar toten Klassiker Goethe zu einer halsbrecherischen Auto-Tour, die nach etlichen groben Manövern im Graben endet. Der Wortführer der »Neuen Subjektivität« praktizierte damals nicht nur die Abweichung von der Straßenverkehrsordnung, sondern auch von den Regeln der traditionellen Poetik. Mittlerweile hat er für den »Glanz des einfachen, direkten Ausdrucks« differenziertere Mittel gefunden: die Odenstrophe oder die zarte Notation gemäß dem Vorbild des mittelalterlichen Mystikers Matsuo Basho.

**Jürgen Theobaldy**
Alarm

Amsel, die entlaubten Zweige klagen,
die Stürme sprengen das Gehölz.
Regen schwemmt die Erde zu Tal,
am Rand der Autobahn verrosten Wälder.

Amsel, schalte den Fernseher ab!
Die Zweige klagen zu sehr.
Die Knospen fallen aus.
Die Haarwuchsmittel versagen.

Amsel, fliege mit einem Lied davon!
Die Blätter rascheln nicht mehr.
Dein schwarzes Auge sieht dich,
schwarz umrahmt im Bild.

(Jürgen Theobaldy, Immer wieder alles. Zu Klampen Verlag, Lüneburg 2000.)

*Die Alltagslyrik, durch die Jürgen Theobaldy (geb. 1944) bekannt wurde, gehört in die Zeit der neuen Subjektivität der 1970er Jahre. Theobaldy setzte dem hermetischen Gedicht seine kalkuliert schlichten, durch die amerikanische Pop-Lyrik beeinflussten Texte gegenüber. Der Autor experimentierte dann aber bald auch mit klassischen Formen. Sein breit angelegtes Themenspektrum enthält immer noch Gedichte mit gesellschaftskritischen Impulsen.*

„Alarm“ - dem lauten Titel folgt ein verhaltenes, stilles Gedicht. Dabei nennt es verschiedene Umweltzerstörungen, geräuschvolle und lautlose. Die Amsel wird angesprochen wie ein großer Freund. Es geht dem Sprecher hier nicht ums Eingreifen in die Verhältnisse, er kann schließlich nur noch zur Flucht raten. Die melancholische Prognose des Gedichts legt nahe, dass der Alarm zu spät gekommen ist: Im düsteren, rätselhaften letzten Satz scheint der schwarze Vogel nur noch als lebloses, schwarz umrahmtes Bild zu existieren.

**Jürgen Theobaldy**

Blues aus Bayern

Mein Großvater war ein rollender Stein
er rollte die Alpen herab
zog eine breite Spur durch München
pflanzte keinen Baum las kein gutes Buch
tötete seinen ärgsten Feind nicht
machte sieben Kinder und verschwand
hinter dem Bodensee in der Schweiz
in einem kahlen ausgeräumten Zimmer
mit nichts als einer Menge Bierflaschen
auf dem Boden neben der Matratze

(Zweiter Klasse. Gedichte. Rotbuch Verlag, Berlin 1975. © Jürgen Theobaldy)

*Das amerikanische Soul-Quintett „The Temptations“ landete im Jahr 1972 einen Welthit mit dem Titel „Papa was a rolling stone“. Der im Song apostrophierte Vater erweist sich dort als ungebundener Nomade und Streuner, ein treuloser Geselle, der sich wenig um die eigene Familie kümmert. Nebenbei zeugt er noch in außereheliche Kinder. Diese Geschichte eines kaum greifbaren (Groß)Vaters greift der 1944 geborene Alltagsdichter Jürgen Theobaldy in einem „Blues“ auf.*

Theobaldys um 1974 entstandener „Blues aus Bayern“ verfügt über alle Tugenden des alltäglichen Erlebnisgedichts, das in den 1970er Jahren als Poesie der „Neuen Subjektivität“ reüssierte. Ein Ton nahe der Umgangssprache verbindet sich mit dem Rückgriff auf Themen und Motive der Pop-Kultur und einem dezidiert erzählerisch-kommunikativen Gestus. Es ist ein gewöhnliches Nachkriegsschicksal, das vom lyrischen Ich in diesem lässigen „Blues“ besungen wird.

**Jürgen Theobaldy**

Das Leben,

von dem ein jeder weiß,
von dem ein jeder weiß,

dass es weitergeht,
dass es weitergeht,

geht tatsächlich weiter,

und tatsächlich sagt ein jeder,
und tatsächlich sagt ein jeder,

das Leben gehe weiter,
das Leben gehe weiter,

und in der Tat sind alle

die etwas anderes
die etwas anderes sagen,

sagen könnten, tot.



*In den 1970er Jahren galt der 1944 in Straßburg geborene Dichter Jürgen Theobaldy als der Repräsentant einer alltagsnahen Lyrik der „Neuen Subjektivität". Mit einem bewusst lässigen, kunstlosen Gestus hat er in seinen ersten Büchern das Gedicht „ins Handgemenge" führen wollen, hinein in die turbulenten Kämpfe dieser Zeit. Der Band „Die Sommertour" markierte dann 1984 eine Rückwendung zur poetischen Tradition. Eine erneute Metamorphose in Richtung des frühen alltagspoetischen Sounds vollziehen die jüngsten Gedichte des mittlerweile 63jährigen Autors.*

Die frühe Leichtigkeit des Dichters ist hier jedoch einer melancholischen Schwere gewichen. Nur selten blitzt noch der Übermut des jungen Theobaldy auf, die unbeschwerte Erlebnisminiatur, die alles Feierliche aushebelt. Hier artikuliert sich nun ein lakonischer Lebenstext, der - in refrainartigen Wiederholungen - von den letzten Dingen handelt: von den Begrenzungen des Daseins. Aber der Titel des Gedichtbuches beharrt darauf, dass es durchaus noch eine Option auf Zukunft gibt: „24 Stunden offen."

**Jürgen Theobaldy**

Das offene Geheimnis

So viele Lebensläufe
halten einen Winkel offen
für den Blick zum Nebentisch!

Andere Tage dehnen sich
wie ein Heißluftballon vor dem Start.

Willkommen an Bord!
Du kommst so frei aus der Deckung!

Das Lächeln vom Nebentisch,
es war nur für dich.

Aber nun bist du in der Luft!
Erst im freien Fall
spürst du die Schwerkraft nicht.

(24 Stunden offen. Verlag Peter Engstler, Ostheim/Rhön, 2007; © Jürgen Theobaldy

*Die Alltagslyrik der 1970er Jahre, am intensivsten propagiert durch ihren Repräsentanten Jürgen Theobaldy (geb. 1944), träumte oft von einer Transzendierung der alltäglichen Erfahrungsmuster und Erlebnisroutinen. Im vorliegenden Gedicht, das in den 1990-er Jahren entstand, imaginiert das Ich eine leuchtfüßige Utopie: Es geht die Aufhebung jener „Schwerkraft“, die uns an unser gewöhnliches Dasein fesselt.*

Erst wenn sich das Alltagsleben aus seinen Routinen und leeren Wiederholungen herauslösen lässt und der Blick frei wird auf mögliche Überraschungen und Abenteuer, entsteht Zuversicht. Das Ich tritt aus seinen Verankerungen und aus der „Deckung“ heraus und entdeckt plötzlich neue Möglichkeiten des Daseins. Und wenn es nur „ein Lächeln vom Nebentisch“ ist, das neue Lebensintensität verspricht.

**Jürgen Theobaldy**

Ins Winterbild

tritt das Reh hinein,
aus dem Wald dort drüben am Hang,

ein stillerer Abschnitt
dieses Jahrhunderts,

wenn im ersten Schnee,
fast aus sich selbst heraus

die Zärtlichkeit der Tannen schimmert

und ich am Fenster lausche
der summenden Frau hinter mir,

ehe die Kinder lachend und kreischend
den Schlitten lenken über die Spur:

Sie wollen immer wieder alles,
alles besser machen als wir.

(In: Immer wieder alles. Gedichte. Zu Klampen Verlag, Lüneburg 2000.)

*Fast könnte man wieder an eine Unversehrtheit der Natur glauben, wenn man mit dem lyrischen Ich des Dichters Jürgen Theobaldy (geb. 1944) auf dieses stille, fast idyllische „Winterbild" blickt. Den Traum- und Symboltieren seines Gedichtbandes „Immer wieder alles" (2000) widmet sich der Autor in einer „Sprache der Anmut", die sich ganz in die Betrachtung des Kleinen und Unscheinbaren versenkt. Entgegen den Traditionen der Tierfabeln haben diese Tiere nichts Parabelhaftes, sondern erscheinen als liebenswerte Verbündete des Menschen, als letzte Statthalter der verloren gegangenen Transzendenz.*

Der Blick des Ich in die friedliche, von einem Reh besiedelte Schneelandschaft, in der den Tannen gar „Zärtlichkeit" attestiert wird, scheint ganz in einem glückhaften Gewahrwerden der eigenen Gegenwart zu ruhen. Die ausgelassen spielenden Kinder verweisen den Beobachter zugleich in eine Zukunft, in der sich die Verhältnisse zwischen Alten und Jungen verschieben werden. Das in der Gegenwart uneingeschränkt souveräne Ich wird dann von den utopischen Energien der Nachgeborenen in Frage gestellt.

**Jürgen Theobaldy**

Yeah!

Hier kriecht und kriecht die Nacht heran:
Sie reißt den schwarzen Kasten auf.

Die Sänger greifen nach dem Mikrofon
und schreien in die Nacht hinaus.

Die Macher loben sich von neuem aus,
sie prallen auf die Dunkelheit.

Ich aber knipse meine Lampe an,
Licht in den Kurven meiner Geisterbahn.



*„Yeah!“: Der Urlaut der Pop-Kultur gibt hier das Startsignal zu einer beschleunigten Fahrt ins Dunkel des Lebens. Der sehr wandlungsfähige Dichter Jürgen Theobaldy (geb. 1944), dereinst der originellste Repräsentant einer Lyrik der „Neuen Subjektivität“, liefert hier eine wunderbare Gegenschrift zu Rainer Maria Rilkes berühmtem „Karussell“-Gedicht aus dem Jahr 1906.*

Bei Rilke überstrahlte ein „weißer Elefant“ als das hellste Zeichen im „Karussell“ die Einsicht in das unwiderrufliche Verschwinden der Kindheit. Theobaldy zieht dem bunten Karussell die dunkle, nur mit einer Taschenlampe notdürftig beleuchtete Geisterbahn vor. Bei dieser Kreisfahrt bleibt alles ungewiss, auch wenn der Anprall der Dunkelheit und mit ihm die Dämonen eine temporäre Erscheinung bleiben. Aber der Schwung, mit dem das Ich in die dunkle Geisterbahn einfährt und der das Bild entfesselter Rock-Konzerte heraufruft, ist hier getragen von Zuversicht.

**Justinus Kerner**

Der Einsame

Wohl gehest du an Liebeshand,
Ein überselger Mann;
Ich geh allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

Es ist des Himmels heilig Blau,
Der Auen Blumenpracht,
Einsamer Nachtigallen Schlag
In alter Wälder Nacht.

Es ist der Wolke stiller Lauf,
Lebendger Wasser Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug.

Du ruhst im zarten Frauenarm,
Am Rosenmund voll Duft;
Einsam geh ich, im Mantel spielt
Die kühle Abendluft.

Es kommt kein Wandrer mehr des Wegs,
Der Vogel ruht im Baum;
Ich schreite durch die düstre Nacht,
In mir den hellsten Traum.

*Mit der ihm eigenen „helldunklen Mischung der Empfindung“ (Wilhelm Müller), einer Melange aus Daseinszugewandtheit und zarter Wehmut, beeindruckte der schwäbische Dichterarzt, Naturforscher und Okkultist Justinus Kerner (1786-1862) seine Zeitgenossen ganz enorm. Der Protagonist der schwäbischen Romantik favorisierte volkstümliche Formen, Romanzen und Balladen. In legendenartigen Märchen und Sagen besang er elementare Erfahrungen wie Liebe und Tod und zog sich im biedermeierlichen Geiste meist auf das Gottvertrauen und die Demut zurück.*

Das harmonische Ineinander von Subjekt und Natur vermag keine Intervention von außen zu stören. Der sich hier in „zarte Liebeshand“ begibt, ist unbeirrt in seiner Hoffnung auf „Beglückung“. Und selbst die hereinfallende Nacht bringt keine Unruhe. Denn „der Einsame“, der hier in romantischer Waldumgebung dahingeht, wird durch den „hellsten Traum“ der drohenden Melancholie entrückt. Das Gedicht erschien 1826 in der ersten Sammlung von Kerners Poesie.

**Justinus Kerner**

Der Zopf im Kopfe

Einst hat man das Haar frisiert,
Hat's gepudert und geschmiert,
Dass es stattlich glänze,
Steif die Stirn begrenze.

Nun lässt schlicht man wohl das Haar,
Doch dafür wird wunderbar
Das Gehirn frisieret,
Meisterlich dressieret.

Auf dem Kopfe die Frisur,
Ist sie gleich ganz Unnatur,
Schien mir noch passabel,
Nicht so miserabel,

Als jetzt im Gehirn der Zopf,
Als jetzt die Frisur im Kopf.
Puder und Pomade
Im Gehirn! - Gott gnade!

*Zu den zahlreichen Begabungen des schwäbischen Dichterarztes Justinus Kerner (1786-1862) kann man die politische Renitenz nicht zählen. Der Protagonist der Schwäbischen Romantik, nebenbei auch Parapsychologe mit okkultistischen Neigungen, blieb als Dichter dem Volksliedhaften zugetan, wie er es in der romantischen Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1806/1808) und Balladendichtungen vorfand. Doch 1838 entwand sich Kerner einmal der Rolle des schwermütigen Romantikers und übergoss die politische Elite der Restaurationszeit mit bösem Spott.*

Der männliche Haarzopf firmierte im 18. und frühen 19. Jahrhundert als Zeichen einer in ihren Privilegien erstarrten Feudalgesellschaft. In den Jahren der politischen Restauration nach 1815 wird der „Zopf" zum Metapher für das politisch Reaktionäre. Kerner polemisiert in für ihn ungewöhnlicher Deutlichkeit gegen die intellektuell desaströsen Gralshüter der alten Ordnung.

**Justinus Kerner**

Wer machte dich so krank?

Dass du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht? -
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenstrahls,
Kein Schlummer und kein Träumen
Im Blütenbett des Tals.

Kein Trunk vom Felsensteine,
Kein Wein aus vollem Glas,
Der Baumesfrüchte keine,
Nicht Blume und nicht Gras.

Dass ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Tun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn.

*Malen mit Worten und Malen mit dem Pinsel: Justinus Kerner hatte viele Talente. Doch nicht immer waren die „Wortbilder" von schönem Ansehen, wie „Wer machte dich so krank" eindrucksvoll zeigt.*
*Justinus Kerner (1786-1862) bildete gemeinsam mit Ludwig Uhland den Kern der Schwäbischen Dichterschule, einen losen Zusammenschluss von Dichtern, die einander in der Universitätsstadt Tübingen begegneten und dem auch Eduard Mörike nahestand.*
*Eine weitere Passion des Dichters waren die sogenannten „Klecksografien" die Kerner zum künstlerischen Vergnügen anfertigte: Tintenkleckse auf Papier, die durch Falten zu abstrakten Zeichnungen wurden, die Vorläufer des Rohrschachtests.*

Das Gedicht beschreibt einen quälenden Zustand, aus dem kein Entkommen möglich zu sein scheint. Der biografische Hintergrund hierzu ließe sich in einer beinah tödlichen Erkrankung von Kerners Ehefrau Friedericke entdecken. Gedichtintern ist allerdings mit dem Stupor, der Natur nicht mehr wahrnehmen lässt, der Tod bereits vorweggenommen. Das Treiben der Menschen, so demonstriert die vierte Strophe, hat diese depressive Starre erzeugt.

**Jutta Richter**
Weihnachten

Was würdest Du machen, wenn Weihnachten wär'
und kein Engel würde singen.
Es gäbe auch keine Geschenke mehr,
kein „Süßer-die-Glocken-nie-klingen".
Im Fernsehen hätte der Nachrichtensprecher
Weihnachten glatt vergessen.
Und niemand auf der ganzen Welt
würde Nürnberger Lebkuchen essen.
Die Nacht wäre kalt.
Dicke Schneeflocken fielen,
als hätt' sie der Himmel verloren.
Und irgendwo in Afghanistan
würde ein Kind geboren.
In einem Stall, stell es Dir vor.
Die Eltern haben kein Haus.
Was glaubst Du, wie ginge wohl dieses Mal
eine solche Geschichte aus?

*Das lyrische Denkspiel der Kinderbuchautorin und Dichterin Jutta Richter (geb. 1955) spielt einen irritierenden Moment lang die Möglichkeit durch, dass das tröstliche, Gemeinschaft stiftende Fest von Christi Geburt verschwinden könnte. Und blitzartig wird erhellt, dass dieses christliche Ritual nur im westlichen Kulturkreis nachhaltige Wirkung erzielt. Wie aber, so erlaubt sich das Gedicht die ketzerische Frage, wenn der potenzielle Erlöser der Welt heute im islamischen Kulturkreis zur Welt käme?*

Durch diese Fantasie über den totalen Verlust des von einer Heilsbotschaft umwehten Weihnachtsfests gerät das kulturelle Fundament des sogenannten „abendländischen Kulturkreises" ins Wanken. Denn die frohe Botschaft der Ankunft eines Erlösers ist dahin. Dagegen steht die dringliche Frage in Jutta Richters Gedicht, die den Schauplatz der Weihnachtslegende in eine Region verlegt, in der seit Jahrzehnten ein erbitterter Krieg um politische Hegemonie ausgetragen wird. Eine kleine Drehung an unseren kulturellen Urtexten genügt - und schon steht unsere ganze Identität auf dem Prüfstand.

**Karin Kiwus**

Kleine Erinnerung an den Fortschritt

Ja, damals, als wir Kinder waren,
nach der Revolution, haben wir
in Baschkirien noch
den Großvater gesehen, wie er
mit hellen lachenden Augen
die erste Glühbirne verfolgt hat,
die blitzend nackt durch unser
Dorfschulzimmer gependelt ist,
hin und her und hin und her.

Aber nun?

(Das Chinesische Examen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1992.)

*Von Lenin, dem Vordenker und Vollstrecker der bolschewistischen Revolution in Russland, ist die berühmte Sentenz überliefert: „Kommunismus - das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.“ Nur von dieser Maxime des kommunistischen Fortschrittsglaubens her ist zu verstehen, warum im Gedicht von Karin Kiwus (Jg. 1942) das Vorführen einer leuchtenden Glühbirne in einem Schulhaus im südlichen Ural zur triumphalen Inszenierung wird. In diesem kleinen Rollengedicht verweist Kiwus auf einen historischen Augenblick der Hoffnung - der dann durch die knappe Frage im Schlussvers ernüchtert wird.*

Das in den 1980er Jahren entstandene Gedicht ist ein Exempel für die linke Melancholie, die weite Teile der kulturrevolutionär inspirierten 68er-Generation nach dem Zerfall der sozialistischen Utopien erfasst hatte. Der kurze revolutionäre Moment des Fortschritts ist nur noch Erinnerung. Eine einzige lakonische Frage genügt Karin Kiwus, um das geschichtlich Heillose und Gewaltsame der kommunistischen Fortschritts-Politik heraufzubeschwören.

**Karin Kiwus**
So oder so

Schön
geduldig
miteinander
langsam alt
und verrückt werden

andrerseits

allein
geht es natürlich
viel schneller

(1977/78)

(Angenommen später. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979)

*Die Fantasie vom „Gemeinsam-alt-werden“ gehört zu den hoffnungsträchtigsten Utopien moderner Liebespaare. Was in den moralisch streng regulierten Epochen der Vergangenheit von Sittlichkeits-Konventionen oder der religiösen Ordnung vorgeschrieben war, ist in unserer Ära der gelockerten Bindungen und der erotischen Permissivität zur Wunschfantasie geworden. Die 1942 geborene Dichterin Karin Kiwus, die in der Ära der „Neuen Subjektivität“ besonders erfolgreich war, widmet dieser Fantasie eine sarkastische Miniatur.*

Das gemeinsame Altern erscheint in diesem um 1977/78 entstandenen Gedicht als prekärer Zustand - denn der Alterungsprozess schließt auch einen geistigen Zerfall, zumindest eine gewisse „Verrücktheit“ mit ein. Aber der Vorteil der Liebespaare gegenüber den Einsamen und Isolierten scheint hier abzuschmelzen. Denn der Zerfallsprozess verläuft bei letzteren in einer gewissen Beschleunigung und zieht sich wenigstens nicht über viele Jahre hin.

**Karin Kiwus**

Zuvorletzt

Und dann, sagt er,
wenn ich nicht wieder
aufwache, was ist dann,
was ist dann, danach.

Ich weiß nicht, sagt sie,
ich weiß es auch nicht,
außer, - dann
bist du bei mir.

(Nach dem Leben. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2006)

*Die 1942 geborene Lyrikerin Karin Kiwus erlangte mit einem bösen Spottgedicht aus ihrem Debütband „Von beiden Seiten der Gegenwart“ (1976) beträchtlichen Ruhm. Auf dem Höhepunkt der alltagsrealistisch orientierten Bewegung der „Neuen Subjektivität“ mokierte sich da ein weibliches Ich über den „trüben verstimmten ausgeleierten Arsch“ des Geliebten - die literarische Unsterblichkeit in Lyrik-Anthologien war damit gesichert. In ihre späteren, „verschwiegen bedeutsamen“ Gedichte hat sich die Erfahrung von Vergänglichkeit eingeschrieben:*

Die große Transzendenz-Frage nach dem Übergang vom Leben zum Tod wird in diesem Gedicht des 21. Jahrhunderts neu gestellt. Ein Ich und ein Du erfahren in ihrer gegenseitigen Vergewisserung, dass es bei diesen letzten Dingen keine sicheren Antworten gibt. Und doch wird von einer möglichen Gemeinschaft gesprochen - post mortem.

**Karl Kraus**
Bekenntnis

Ich bin nur einer von den Epigonen,
die in dem alten Haus der Sprache wohnen.

Doch hab' ich drin mein eigenes Erleben,
ich breche aus und ich zerstöre Theben.

Komm' ich auch nach den alten Meistern, später,
so räch' ich blutig das Geschick der Väter.

Von Rache sprech' ich, will die Sprache rächen
an allen jenen, die die Sprache sprechen.

Bin Epigone, Ahnenwertes Ahner.
Ihr aber seid die kundigen Thebaner!

*Die Epigonen, so die mythologische Fama, sind ursprünglich sehr kampfeslustige Subjekte. Sie gelten als die Söhne der sieben frühgeschichtlichen Fürsten, die bei der Erstürmung der mittelgriechischen Stadt Theben zunächst scheiterten. Der Feldzug der „Nachkömmlinge" (= Epigonen) jedoch endete mit der Eroberung und Plünderung Thebens. Im literaturgeschichtlichen Kontext gelten die Epigonen dagegen als ideenlose Nachahmer. Und wenn sich einer Meister der Sprache wie Karl Kraus (1874-1936) auf die Epigonen beruft?*

Was zunächst wie ein Anflug von Bescheidenheit wirken mag, ist in Wahrheit eine selbstbewusste Kampfansage. In seinem im November 1916 erstmals veröffentlichten Gedicht porträtiert sich Kraus als „Epigone", der im „alten Haus der Sprache" als Rächer auftritt - als Rächer der Sprache, der ihren gedankenlosen Gebrauch und Missbrauch in der Öffentlichkeit bestraft durch virtuose sprachkritische Polemik. Die „kundigen Thebaner" sind nur die journalistischen Vollstrecker von Klischee und Halbbildung.

**Karl Kraus**

Definition

Was ist
der Journalist?
Beim Element:
Ein unser Denken störender,
mit unsern Ohren hörender,
mit unsern Augen guckender,
uns auf die Zunge spuckender,
uns die Kopfhaut juckender,
unsre Kultur verdruckender,
sich unser Blut verschreibender,
doch uns nichts schuldig bleibender,
ja uns die Zeit vertreibender,
uns blendender und betäubender,
und unsre Felle beizender,
und unsere Hölle heizender,
unsre Nase schneuzender,
unsern Ekel reizender,
mit seinen Händen redender,
aber sonst uns ganz vertretender
Agent.

**Karl Kraus**
Der Tag

Wie der Tag sich durch das Fenster traut,
schau ich auf den Platz,
staunend, dass der Nacht
noch ein Morgen graut,
die ich so durchwacht
ohne Freudenlaut,
aber immer bauend Satz auf Satz.

Wie der Blick sich durch das Fenster traut,
geht ein Wagen, geht,
langsam geht er hin
ohne Klagelaut.
Liegt ein Toter drin,
eine arme Haut.
Und ich geh zurück an mein Gebet.

1930/31

*In seiner Lyrik gab sich Karl Kraus (1874–1936), der scharfzüngige Kritiker der „papiernen Schande“ namens Zeitung, als poetischer Traditionalist. Erst spät, unter dem Eindruck wachsender Kriegsstimmung im Europa, hatte der Herausgeber der* Fackel *1914 mit dem Gedichteschreiben begonnen, Texte, die er selbst „Worte in Versen“ nannte. Während er im Journalismus seiner Zeit hinter jeder konventionellen Phrase ein falsches Bewusstsein vermutete, gestattete er sich in seiner Dichtung durchaus Pathos und Feierlichkeit.*

Ein Schlafloser schaut in der Morgenfrühe aus dem Fenster und sieht einen Wagen, in dem ein Toter liegt – es ist eine kleine memento mori-Szene, die Kraus in einen poetischen Zyklus des Jahres 1930/31 aufgenommen hat. Da ist nichts von jenem entlarvenden Gestus, den Kraus in seiner Publizistik kultivierte. Hier dominieren vielmehr ein romantischer Ton und eine klassische Form. Es spricht ein einsames Ich, das auf seine Vergänglichkeit verwiesen wird.

**Karl Kraus**
Die Zwangslage

Wie rächen sich die Zwerge
an den Riesen?
Sie machen sich über die Berge
oder Psychoanalysen.

*Zu den berühmtesten Sottisen gegen die Psychoanalyse Sigmund Freuds zählt das Bonmot des Wiener Sprachkritikers und Lyrikers Karl Kraus (1874-1936): „Psychoanalyse ist jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält." Weniger bekannt ist sein wunderbarer Vierzeiler über die „Zwangslage" der Zwerge, der in der Sammlung „Worte in Versen" abgedruckt ist, die Gedichte aus den Jahren 1922 bis 1930 versammelt:*

Zeitlebens blieb Kraus ein vehementer Gegner der Psychoanalyse, die er in jeder Spielart ablehnte und gegen die er bösartigste Aphorismen und Gedichte mobilisierte. Das Gedicht „Die Zwangslage" zählt noch zu den freundlicheren Sprüchen. Weitaus derber formuliert er in einer Philippika gegen die „unbefugte Psychologie" im November 1913: „Die Psychoanalytiker, der Auswurf selbst dieser Menschheit, ein Beruf, in dessen Namen schon die Psyche mit dem Anus verbündet erscheint."

**Karl Kraus**
Gerüchte

Der Mann war das leibhaftige Gerücht.
Lief er auf leisen Sohlen durch den Saal,
so war es ein Skandal,
und man erfuhr die Quelle nicht.

Wie gleich und gleich sich gleich verflicht,
die Gattin, die er nahm, sah aus wie Fama.
Das gab ein Ehedrama,
das Kind war ein Gerücht.

Und eh die Ehe, die nicht ehern, bricht,
gesellt sich einer zu dem Pärchen,
erzählte ihr ein Märchen.
Was war die Folge? Ein Gerücht.

nach 1914

*»Was ist haltloser und ungreifbarer, grundloser und unberechenbarer als das Gerücht? Die Zeitung.« Mit der Macht der Gerüchte und ihrer Verbreitung im Massenmedium Zeitung hat sich der Sprachkritiker Karl Kraus (1874-1936) in allen von ihm gewählten Literaturgattungen beschäftigt. So sind auch seine zwischen 1914 und 1933 entstandenen Gedichte, die er als »Worte in Versen« in neun Bänden sammelte, oft lyrische Abhandlungen über die Transformation der gesamten Lebenswelt in ein Gerücht.*

Da Kraus das Gedicht stets als »engste und strengste Sprachprobe« begriff, verwundert nicht, dass ganze Motiv-Ketten aus seinen Dramen auch in seiner Lyrik auftauchen. Für diesen Autor war der artistische Gebrauch des Reims selbstverständlich, glaubte er doch, dass der Reim die Ursprünglichkeit und das Geheimnis einer idealen Sprache aufbewahrt.

**Karl Kraus**
Man frage nicht, was all die Zeit ich machte

Man frage nicht, was all die Zeit ich machte.
Ich bleibe stumm;
und sage nicht, warum.
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.
Kein Wort, das traf;
man spricht nur aus dem Schlaf.
Und träumt von einer Sonne, welche lachte.
Es geht vorbei;
nachher war's einerlei.
Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.

1933
aus: Karl Kraus: *Werke Bd. I*, hrsg. v. Christine Koschel u.a., Piper Verlag, München 1978

*34 Jahre lang hatte der Wiener Sprachkritiker, Dichter und Essayist Karl Kraus (1874–1936) im publizistischen Alleingang den Sprachverfall der bürgerlichen Öffentlichkeit seziert, bis im Januar 1933 mit Hitlers Machtergreifung in Berlin die zivile Ordnung kollabierte. Nach Hitlers Triumph verstummte Kraus, der bis dahin 887 Nummern seiner Zeitschrift* Die Fackel *publiziert hatte. „Mir fällt zu Hitler nichts ein": Mit diesem Satz eröffnete er sein letztes großes Werk* Dritte Walpurgisnacht*, das erst nach dem Tod des Autors veröffentlicht wurde.*

Auf die Nachfragen seiner Freunde, ob er denn krank sei, antwortete Kraus mit den zehn Zeilen seines berühmten Gedichts, das seine Todesahnungen mit der Vision der sich ankündigenden geschichtlichen Katastrophe synthetisierte. In einem sehr dünnen Heft der *Fackel*, der Nummer 888, erschien im Oktober 1933 dieses Gedicht, zusammen mit einer Grabrede von Kraus auf den Kunstkritiker Adolf Loos.

**Karl Kraus**

Mein Widerspruch

Wo Leben sie der Lüge unterjochten,
war ich Revolutionär.
Wo gegen Natur sie auf Normen pochten,
war ich Revolutionär.
Mit lebendig Leidendem hab ich gelitten.

Wo Freiheit sie für die Phrase nutzten,
war ich Reaktionär.
Wo Kunst sie mit ihrem Können beschmutzen,
war ich Reaktionär.
Und bin bis zum Ursprung zurückgeschritten.

Nach 1925

*Es gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen des Sprachkritikers und Dichters Karl Kraus (1874-1936), seine Gegner durch intellektuelle Unberechenbarkeit zu verwirren. Was er über den von ihm verehrten Dramatiker Johann Nestroy gesagt hat, gilt auch für Kraus selbst: Nestroy habe „die zeitgenössischen Flachköpfe immer vor das Problem gestellt, ob er mehr 'Reaktionär' oder 'Revolutionär' sei".*

Gedichte hat Kraus als „engste und strengste Sprachprobe" begriffen, die vor allem auf dem Reim basiert, in dessen Wohlklang sich nach Ansicht von Kraus die erotische Natur der Sprache offenbart. In einem seiner berühmtesten Gedichte, in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre entstanden, bekennt sich Kraus zu einer janusköpfigen Haltung: Als Gesellschaftskritiker bleibt er „Revolutionär", als Sprachkritiker jedoch „Reaktionär", der von einer Wiederherstellung eines paradiesischen „Ursprungs" träumt.

**Karl Kraus**

Nächtliche Stunde

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,
da ich's ersinne, bedenke und wende,
und diese Nacht geht schon zu Ende.
Draußen ein Vogel sagt: es ist Tag.

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,
da ich's ersinne, bedenke und wende,
und dieser Winter geht schon zu Ende.
Draußen ein Vogel sagt: es ist Frühling.

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,
da ich's ersinne, bedenke und wende,
und dieses Leben geht schon zu Ende.
Draußen ein Vogel sagt: es ist Tod.

*Sein gesamtes publizistisches Leben verstand der gefürchtete Wiener Literaturkritiker Karl Kraus (1874-1936) als „engste und strengste Sprachprobe". Nach 1914 vollzog er die „Sprachprobe" an der Königsdisziplin unter den Gattungen, der Lyrik. Als primäres Transformationselement bei der „unmittelbarsten Übertragung … eines Gefühlten oder Gedachten, Angeschauten oder Reflektierten" predigte er den Reim. Ein Meisterstück unter seinen „Worten in Versen" (1914-1930) ist die dreistrophige Nocturne.*

Die zwei Anfangszeilen jeder Strophe sind vollkommen identisch, auch die übrigen zwei basieren auf nur leicht variierten Wiederholungen. Alles ist hier auf Vergänglichkeit gestimmt: Zunächst scheint die Verheißung des Tagesanbruchs und in der zweiten Strophe die Ankündigung des Frühlings noch auf ein Zeichen der Hoffnung hinzudeuten. Aber der Vergänglichkeits-Befund weitet sich aus zur Gewissheit über das Ende des Lebens.

**Karl Krolow**

Achtzeiler

Zu viel wär übertrieben.
Zu wenig: wenig wert.
Und was ich aufgeschrieben,
was ich verdammt, verehrt,
ist schließlich aufgezehrt.
Nichts ist davon geblieben.
Was bleibt, sind leere Hände:
so geht die Zeit zu Ende.

(Im Diesseits verschwinden. Gedichte aus dem Nachlass. Hrsg. v. Peter Härtling u. Reiner Weiss. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Schreiben, um nicht zu sterben - diese Maxime scheint die späte lyrische Produktion des Dichters Karl Krolow (1915-1999) anzutreiben. In seinen letzten Lebensjahren hatte sich Krolow eine strenge Disziplin auferlegt. Allein in den letzten sechs Lebensmonaten entstanden über einhundert Gedichte. Es ist ein kühler, lapidarer Ton, in dem der Dichter hier sein von Krankheit überschattetes Rest-Leben inspiziert:*

Die lyrischen Selbsterkundungen Krolows, in denen er Summe seines Daseins zieht, werden immer kürzer. In den virtuos gereimten Gedichten, wie in diesem Achtzeiler aus dem September 1998, entsteht meist eine trockene Ernüchterungs- und Desillusionierungs-Kunst. Jedes tröstende Wort über die eigenen Leistungen oder Verdienste wird verweigert: „Nichts ist davon geblieben." Kein zeitgenössischer Dichter hat diesen schwarzen Existenzialismus in so stoischer Beiläufigkeit vorgetragen wie eben Karl Krolow.

**Karl Krolow**

Auf und ab

Auf und ab sowieso.
Der nächste Augenblick
kommt nichts als schadenfroh.
Denke an dein Genick.

Und du spürst deinen Hals
gut für den nächsten Strick,
reif für ein Ungeschick
und locker jedenfalls.

Gut ist es, wenn man weiß,
wie es mit einem steht
und wie und zu welchem Preis
man vor die Hunde geht.

1998

aus: Karl Krolow: *Im Diesseits verschwinden. Gedichte aus dem Nachlass*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2002

*In seinen letzten Lebensjahren betrieb Karl Krolow (1915–1999), der einst als Naturlyriker begonnen hatte, die Dichtkunst als ein Exerzitium des Abschieds. In kaltem Sarkasmus besingt der Dichter die schwindenden Lebenskräfte, den namenlosen Schrecken angesichts des herannahenden Todes ebenso wie die verbliebene Daseins-Leichtigkeit. Das Verschwinden „im Diesseits" ist nicht Anlass für universelle Lähmung oder Resignation, sondern für die Mobilisierung lyrischer „Grazie".*

Krolow betrachtet sich in diesem Gedicht vom November 1998 – wie in vielen Texten aus dieser Periode – als Moribunder, der gefasst seinem eigenen Untergang entgegen geht. Die alte Form des dreistrophigen Reimgedichts, die auf das traditionelle Volkslied zurückgeht, wird dabei von Krolow in bis heute unerreichter Artistik durchgespielt.

**Karl Krolow**

Brauchen

to whom it may concern
Ich sagte, ich brauche dich.
Ich hör es mich wieder sagen wie in vergangenen Tagen geht es um dich und mich.
Um wenig geht es mehr in einem langen Leben.
Ich setze mich noch zur Wehr.
Es gilt nicht aufzugeben.
Wie soll ich es anders nennen: lebte ich nicht zu lange?
Es ist ein besond’res Verbrennen. Mir ist um nichts mehr bange.

1996

aus: Im Diesseits verschwinden. Gedichte aus dem Nachlass. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002

*Beweglichkeit und Grazie erhob der Dichter Karl Krolow (1915-1999) zu Zentraltugenden der Poesie. In seiner bilder- und formenreichen Dichtung gelang es ihm mühelos, Melancholie und Ironie in eine feine schwebende Balance zu bringen. In seinen späten Gedichten exponierte sich Krolow als ein Artist des Abschieds, der unablässig die Bilanz des Lebens zieht.*

Je näher das Lebensende an ihn heranrückte, desto intensiver widmete sich Krolow dem Gedichteschreiben. Allein 150 Texte entstanden in seinen letzten beiden Lebensmonaten. Am 16.11.1996 stellte er in einer seiner wie beiläufig dahingesprochenen Daseinsbilanzen die Frage nach einem verlässlichen oder liebenden Du. In den beiden folgenden Strophen konzentriert das Ich die Aufmerksamkeit auf sich selbst und beschränkt sich auf die stoische Inventarisierung des Lebensrests. Die Vermessung des verbleibenden Terrains im »Diesseits« - das ist das Thema des späten Karl Krolow.

**Karl Krolow**

Chanson vom Aussteigen

Quer durch die Parteien –
ist das schon gleich der Staat?
Die Frage ist dürftig.
Die Antwort: nichts als Kartoffelsalat.

Und Hamburger und Cola,
the American Way of Life?
Irgend'ne rote Lola
ist für die Antwort reif.

Alle besseren Dinge
mit dem besseren Gesicht,
die sanften Konferenzen
ändern die Lage nicht.

Noch eine Weile Geschäfte,
mit fleißigem Kapital:
von Mittelstreckenraketen
redet man laut im Saal.

Das macht nichts. Das ist wie Plastik
im wartenden Totenhaus.
Du bekommst, was du willst, zu hastig
und steigst vorm Orgasmus aus.

ca. 1980

aus: Gesammelte Gedichte in drei Bänden. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1985

*Der Dichter Karl Krolow (1915-1999) war ein ungeheuer produktiver Autor. In den 50 Jahren seines Schreibens ließ er sich nie auf eine lyrische Tonart festlegen, sondern experimentierte mit den unterschiedlichsten Sageweisen und Formmustern.*

Krolow begann mit Gedichten, die eine intime Nähe zum spanischen Surrealismus suchten, exponierte sich dann als Vertreter einer prosanahen, »offenen« Dichtung, bevor er sich in seinem frivol-ironischen Alterswerk den klassischen Formen Sonett, Terzine, Sestine und Rondel zuwandte. Den großen Daseinsfragen begegnet Krolow dabei mit lässiger Beiläufigkeit und trockener Ironie. In seinem kalauerfreundlichen »Chanson«, das erstmals 1981 publiziert wurde, karikiert er in ätzendem Sarkasmus die politischen Tagesgeschäfte. Der verächtlichen Geste gegenüber dem Politischen sind die zentralen Motive des Alterswerks beigemischt: Eros und Tod.

**Karl Krolow**

Das Helle, das Leichte

Irgendwo geschieht immer
etwas, das vielen gefällt.
Wozu hat man die Welt?!
Und wär es ein Augenschimmern

oder ein helles Lachen
oder ein schönes Gesicht.
Es sind nicht die todernsten Sachen
mit ihrem Bleigewicht.

Aber das Helle, das Leichte,
das noch seine Schönheit hat.
Man sieht sich an ihr nicht satt,
wie es in den Himmel reichte.

(Im Diesseits verschwinden. Gedichte aus dem Nachlass. Hrsg. v. Peter Härtling u. Reiner Weiss. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Die Gedichte seiner letzten Lebensjahre hat der Lyriker Karl Krolow (1915-1999) als Chronik seines allmählichen Verschwindens angelegt. Mit entspannter Beiläufigkeit, meist in elegant geflochtenen Kreuzreimen, inventarisiert das lyrische Ich Krolows sein Rest-Leben. Dabei sprechen die Texte des Melancholikers nicht nur von lähmender Todesgewissheit, sondern inszenieren oft ein Gefühl der Leichtigkeit.*

Wie in diesem Text vom Januar 1999 sucht Krolows Ich stets eine Balance zwischen lapidarer Vergeblichkeitsgewissheit und lockerem Sinnenglück. Sich nur den „todernsten Sachen / mit ihrem Bleigewicht“ auszuliefern, passte nicht zur Beweglichkeit des Dichters. Seit seinen Anfängen, die noch von der Naturmagie seines Vorbilds Wilhelm Lehmann (vgl. Lyrikkalender, 24.4.) profitieren, bevor er mit surrealistischen Techniken und später mit prosanahen Schreibweisen zu experimentieren begann, strebte Krolow nach einer lyrischen Grazie, die auch bei der Thematisierung der letzten Dinge eine intellektuelle Heiterkeit bewahrt.

**Karl Krolow**

Diese alten Männer

Diese alten Männer, die niemand
mehr ansieht, Hausierer mit Phantasie,
reale Nullen, bei Abschaffung ihres Lebens,
unter Bäumen im Park wartend
auf nichts anderes als auf Vergangenheit –
eine Landkarte aus Staub.
Versteckte Sätze leben in ihnen weiter
im trockenen Mund.
Einige haben ein schönes Gesicht
für Augenblicke. Beinahe körperlos,
sagt man. Wer weiß etwas
von diesen schmalen Figuren,
die sich entfernen?

nach 1975

aus: Karl Krolow: *Der Einfachheit halber*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1977

*Mitte der 1970er Jahre geschrieben, antizipiert dieses Gedicht über alte Männer ein demografisches Phänomen der Gegenwart des 21. Jahrhunderts. Den Alten, dem dominanten soziologischen Milieu der Zukunft, wird ein Gruppenbild gewidmet. Eine Spezies, die funktionslos geworden zu sein scheint, sieht sich bei ihrem eigenen Verschwinden zu.*

Der Dichter Karl Krolow (1915–1999) wirbt um Verständnis für jene Einzelgänger, die in privat-lebensweltlicher wie auch metaphysischer Hinsicht obdachlos geworden sind. Am Ende wird den Wartenden im Park, die zunächst als hoffnungslos anachronistische Fälle beschrieben wurden, doch noch eine Art Grazie zugeschrieben. Die „schmalen Figuren, / die sich entfernen“, erhalten im Medium des Gedichts ihre Würde zurück.

**Karl Krolow**
Exit

Die letzte Krankheit. Man wird ganz allein sein
mit Apparaten. Und Dein- und Mein-Sein
ohne Unterschied in der Agonie.
Man wird so schmutzig oder so rein sein
und ohne Schuld und ohne Verzeihn sein
nach der letzten, tödlichen Therapie.

(Karl Krolow, Gesammelte Gedichte 4. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997.)

*Karl Krolow (1915-1999) startete bereits in den Jahren des Dritten Reichs seine literarische Karriere - mit unpolitischen Naturgedichten. Doch erst in den 1950er-Jahren trat er als Protagonist einer offiziellen Verskultur hervor, die sich dem Naturgedicht verschrieb. Krolow zeigte sich in den 50 Jahren seines Schreibens als sehr entwicklungsfähig: Bis in sein Alterswerk hinein lassen sich in Abständen immer wieder stilistische Sprünge ausmachen, Verjüngungen des eigenen Werks, vor allem in den späten Gedichten finden, die sich vor allem dem näher rückenden Tod widmen.*

„Mein eigenes Verschwinden“, so hat Krolow einmal das Thema seiner späten Gedichte selbst benannt, kommt in „Exit“ auf eine seltsam gefasste Art zur Sprache. Mit den Doppelreimen an den Versenden und eingestreuten Binnenreimen nehmen diese sechs fünfhebigen Verse die Liedhaftigkeit eines Blues an. Das lyrische Subjekt scheint das eigene Verschwinden leicht zu nehmen, weiß es doch vorgeblich, dass Leben eine Folge von Agonien ist, auf die je Therapien folgen.

**Karl Krolow**

Kehrreim

Du scherzt mit mir und lachst. Du siehst mich an.
Ich hab dich lieb, weil ich nicht anders kann.

Du schweigst, als ob dein Übermut besann
sich nun. - Weil ich nicht anders kann,

antwortest du. Und du umarmst mich dann,
flüsterst, weil ich nicht anders kann,

hab ich dich lieb. Und sagst noch: Mann,
ich lieb dich so. Die Liebe sieht dich an.

*Gedichte zu schreiben, war für Karl Krolow (1915-1999), den Meister aller Gedichtformen, ein Lebenselixier, jeden Tag setzte er sich hin. Er war keiner, der lange auf den Musenkuss warten wollte, sondern ein formbewusster Handwerker, dessen Verse immer auch von leiser Ironie getragen waren. In der Musik wird der Kehrreim Refrain genannt. Krolow nutzt in seinem bezaubernden Liebesgedicht die Wiederholung identischer Zeilen aus dem Kehrreim: so entsteht ein privater Reigen des Liebens und Geliebtwerdens in nur acht Zeilen.*

Es ist selten, dass ein Dichter in so scheinbar leicht dahingesagten Worten ein Ich und ein Du einander ihre Liebe bekunden lässt. Aber die Liebe bleibt doch geheimnisvoll draußen und „sieht dich an“. Als sei die Idee der Liebe, verstanden im ursprünglichen platonischen Sinn, noch etwas anderes als das Sich-Lieben des Paares. Gesprochen wird hier von der fast metaphysischen Unausweichlichkeit des Liebens. Es ist zweifellos ein glückliches, an sich und seiner Liebe festhaltendes Ich, das sich mit Freude seinem Schicksal fügt.

**Karl Krolow**

Reste des Lebens

Täglich um mich die Reste
des Lebens, das meines war.
Leben mit Lebensgefahr.
Ich versuche, das Beste

aus seinen Scherben zu machen,
mach' eher das Schlechteste draus.
Lang schon verging mir ein Lachen.
Wie lange hält man noch aus?

Was von mir übrig geblieben,
erbärmlich genug, was ich treibe.
Oder ist's übertrieben?
Die Zeit vergeht mir: ich schreibe.

*Dass das Leben in Scherben zerspringt und nur noch Reste eines zuvor als sinnvoll erfahrenen Daseins zu besichtigen sind: Dieses fatalistische Empfindung gehört nicht nur zur Grundausstattung moderner Lyrik, sondern zu den thematischen Konstituenten aller Dichtkunst seit dem Barock. Im üppigen Alterswerk des Dichters Karl Krolow (1915-1999) bildet diese Beschwörung des Lebens-Rests die lapidare Grundmelodie aller Gedichte.*

Die lakonische Härte, die sich Krolow in seinen späten Gedichten erarbeitet, kommt sehr gut in den wie beiläufig geformten Kreuzreimen zur Geltung. War die von Krolow gewählte Volksliedstrophe dereinst die bevorzugte Form für romantische, von Seelenschmerz und Sehnsucht erfüllte Gedichte, so ist sie nun bei Krolow das Grundgerüst für eine existenziell unerbittliche, unversöhnliche, von der Abweisung jedes Glücksanspruchs geprägte Poesie.

**Karl Krolow**
Volkslied

Was ich noch übrig hab:
Wieviel davon ich begrab,
tagein, tagaus.

Es fällt mir deshalb leicht,
weil es mir längst schon reicht:
mach mir nichts draus.

Nichts kommt mir in den Sinn,
als dass ich garnichts bin:
nichts als Poet,

dem es vielleicht gelingt,
zu tun, was garnichts bringt,
dass er noch weiter singt,
dem Tod entgeht.

(Im Diesseits verschwinden. Gedichte aus dem Nachlass. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Schreiben, um nicht zu sterben: Das ist die Strategie der Lebensrettung, die viele moderne Schriftsteller kultivieren - und nicht nur in unmittelbarer Nähe des Lebensendes, wie hier im Fall des stoischen Lakonikers und Form-Virtuosen Karl Krolow (1915-1999). Hier schaut einer auf die Finalität des Daseins, die in Sichtweite kommt - Anlass für eine Bilanz. Selbst die Erfahrung des individuellen Lebens-Überdrusses wird noch in Kunst verwandelt, in ein allgemeingültiges „Volkslied“.*

In fieberhafter Produktivität hat Krolow die letzten Jahre seines Lebens noch einmal sein ganzes Formbewusstsein demonstriert und locker geflochtene Kreuz- oder Schweifreime in großer Zahl verfertigt. Allein in den letzten sechs Monaten seines Lebens entstanden rund einhundert Gedichte, darunter das „Volkslied“ vom Februar 1999. Selbst die Verkündung der eigenen Nichtigkeit kann man als großes dichterisches Schaulaufen zelebrieren.

**Karl Krolow**
Vorgang

Liebe ist Addition
von Angst und Gier.
Spürst du, wie der Hohn
wächst zwischen dir und mir?

So oder so ist’s recht.
Genug ist nie genug.
Dringt Geschlecht in Geschlecht:
Lust ist wie Selbstbetrug.

Bitter der Liebesschrei,
kurz wie ein Spermastoß,
Angst und Gier sind dabei
Zeugen des Vorgangs bloß.

nach 1990

aus: Gesammelte Gedichte in drei Bänden. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1985

*Mit fortschreitendem Alter wuchs die Neigung des Lyrikers Karl Krolow (1915-1999) zum harten Sarkasmus. Besonders im Genre des Liebesgedichts spezialisierte sich Krolow auf die kalte Desillusionierung der Glücksempfindung. Als gehe es darum, seinen Lesern jede noch so süße Rest-Illusion auszutreiben, rubriziert der Dichter die Liebe als recht übles Gefühls-Amalgam.*

Der Liebesakt wird zum bloßen biologischen »Vorgang« reduziert. Was auch immer die Liebe als Passion auszeichnen könnte -etwa Hingabe oder Leidenschaft - wird vom Dichter kühl negiert, er registriert ausschließlich »Angst«, »Gier« und »Selbstbetrug«. Unbarmherziger ist selten über die Liebe geschrieben worden als in diesem Gedicht aus dem Spätwerk Krolows. Hier spricht möglicherweise - man könnte Kategorien der psychoanalytischen Literaturbetrachtung bemühen - ein verletzter Narziss, dem die Liebe nur Enttäuschungen bot.

**Karl Krolow**

Was tu ich?

Was tu ich? Ich weiß nicht: mitunter
weiß ich nicht mehr, was ich tu.
Es geht ein Vorhang herunter.
Ich sehe dem Ende zu.

Ich lese. Ich schreibe. Das sagt sich
einfach. Doch scheint es nur so.
Ist das alles? fragt man und fragt sich
es selten genug. Man beklagt sich
doch lieber und glaubt, nirgendwo

sei noch etwas zu tun, es sei nutzlos,
noch etwas von dem zu machen,
was andere taten. Ganz schutzlos
lebt sichs fort unter Siebensachen.

(Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997)

*Das stoische Thematisieren der letzten Dinge und die ruhige Annäherung an das eigene Lebensende: Das ist die lyrische Passion des späten Karl Krolow (1915-1998), der in seinem letzten Lebensjahrzehnt in über dreihundert Gedichten das Motiv der Vergänglichkeit durchspielt. Wie virtuos er den lakonischen Reim und den lässigen Zeilensprung handhabt, zeigt auch ein Poem in locker gefügten Volksliedstrophen, das kurz nach dem 70. Geburtstag Krolows entstand.*

Das lyrische Ich versucht seine Position des Schreibens gegen alle Anfechtungen und Zweifel, die an seinem Identitätsbewusstsein nagen, zu verteidigen. Die Lebensbilanz fällt jedoch ernüchternd aus. Gegen das Gefühl der „Nutzlosigkeit“ der eigenen Existenz ist selbst durch Poesie kaum anzukommen. Wie nur wenige andere vermittelt dieses Gedicht die Abgründigkeit der Sinnfrage nach individueller Legitimität. Eine optimistische Antwort bleibt aus.

**Karl Mickel**

Epistel

Liebe Freundin, ein Dach ist schön
Wenn Regengüsse niedergehn
Im Ofenloch Feuer loht
Wein auf dem Tisch, weiß oder rot
Reichlich Brot Wurst Käs in der Küche
Einiges davon mit auf dem Tische
Dass Deine Hand es uns greift
Dein Arm meinen streift
In leichtem Bogen Dianas Bogen
Das Bett kühl bezogen
Das Bett ebenso lang wie breit
Viel Zeit
Ich bin ehrlich, du mir offen
Was wolln wir noch hoffen

1960er Jahre

aus: Schriften I. 1957-1974. Mitteldeutscher Verlag. Halle/Leipzig 1990

*Es ist alles bereitet für eine erotische Lustbarkeit: Ein Obdach für die zwei Liebenden ist vorhanden, auch ein handfestes kulinarisches Setting für das Vergnügen zu zweit. Karl Mickel (1935-2000), in der DDR und auch nach deren Ende der unerreichte lyrische Großmeister der klassischen Form, hat in einer eher nüchternen »Epistel« festgehalten, dass die Chancen auf die Erfüllung der sich anbahnenden Erotik gar nicht so schlecht stehen.*

Aber in der Ausmalung der schönen Liebes-Utopie lauern Widerhaken. Die Geliebte wird als bewaffnete Jägerin beschrieben (»Diana«), als deren Jagdobjekt nur das Ich des Gedichts in Frage kommt. Es gehört auch zu den Irritationen dieser »Epistel«, dass affektive Momente der lyrischen Figuren weitgehend ausgespart bleiben - zugunsten einer Atmosphäre der Sachlichkeit. Es ist noch nicht absehbar, ob sich aus der »Offenheit« der Situation heraus das Feuer der Leidenschaft entzünden kann. Aber es gibt Hoffnung.

**Karl Mickel**

Epitaph. Altenglisch

Ein Narr, der fragt. Ein Narr, der Antwort gibt.
Was Wahrheit sei? Nach Wunsch und Wille je.
Was Schönheit ist? Das Auge blickt sie sich.
Was Recht? was Unrecht? Gestern dies, dann das.
Was Wirklichkeit? Du schaust die Gruft ja jetzt.
Dies sage weiter. Setz kein Wort hinzu.

1997

(Geisterstunde. Wallstein Verlag, Göttingen 2004.)

*In der DDR exponierte sich der unbotmäßige Dichter Karl Mickel (1935-2000) als ein an der Brechtschen Dialektik geschulter, aber auch skeptischer Materialist, bei dem man immer mit ästhetischen Abweichungen von der Parteilinie zu rechnen hatte. In den Gedichten seines posthum veröffentlichten Bandes „Geisterstunde“ (2004) treibt Mickel ein ironisch-kokettes Spiel mit den Topoi der materialistischen Geschichtsphilosophie.*

In seiner poetischen Grabinschrift, entstanden 1997, hat Mickel die erlösenden Antworten auf die Grundfragen der marxistischen Gesellschaftstheorie verweigert. „Schönheit“ und „Wahrheit“, „Recht“ und „Unrecht“ sind keine klar geschiedenen, zeitlos definierbaren Kategorien mehr, sondern abhängig von den Zeitläuften: „Gestern dies, dann das.“ Jede Zeile dieses in die „altenglische“ Vergangenheit verlegten „Epitaphs“ ist in zwei Hälften geteilt. Was dem Todgeweihten noch zu sagen bleibt, ist die Wiederholung einer Wahrheit aus sehr alter Zeit.

**Karl Mickel**
Reisen

Aus Zügen sehn, die Gegend weit
Stilles Grinsen über dem Land
Ein Hügel macht dem Zug die Beine breit
Fetter Ruß auf Gesicht und Hand

Fahrtwind greift mir ins Gesicht
Woher er kommt, wohin er geht, wer weiß
Mich trifft er unterwegs, er bricht
Sich an Brillengläsern, Gleis

Horizont klafft gelbhell
In Zügen fahren fahren fahren schnell

Die Hände streck ich aus dem Zug
Ich will mit der Hand sehn !
Hand Hand Windpflug
Begreifen ist schön.

*(Gedichte 1957-1974. Schriften I. Mitteldeutscher Verlag, 1990)*

*Der Dramatiker, Essayist, Wirtschaftshistoriker und Dichter Karl Mickel (1935-2000) galt in der DDR als skeptischer Materialist, der von den Literaturpolizisten misstrauisch beäugt oder gleich als „krankhaft“ abgetan wurde. Sein berühmtes Gedicht „Der See“ provozierte 1963 einen wütenden Literaturstreit. Ein an Goethe und Brecht geschulter Klassizismus verbündet sich bei diesem Exponenten der „Sächsischen Dichterschule“ mit einer gewissen Derbheit, die er den proletarischen „Leuten vom Berliner Hof“ (Mickel) ablauschte.*

Der Zugreisende in Mickels Gedicht gibt sich nicht mit der Hingabe an die vorbeiziehende Landschaft zufrieden. Er registriert die Veränderungen der Natur, ihre industrielle Formierung ebenso wie die Ahnungen von Vergänglichkeit, die ihn befallen. Am Ende steht eine Reminiszenz an die Schönheit der Vernunft. Das Gedicht erschien erstmals 1966 in Mickels heftig diskutiertem Gedichtbuch „Vita nova mea“.

**Karl Mickel**

Reisezehrung

Drei Dinge sind es, die ich brauche jetzt:
Zum ersten) Geld für etwa drei/vier Jahre
Dass ich vor Kälte meine Zehen wahre
Für Nahrung und was sonst den Gaumen letzt -
Zum andern) an des Rands Peripherie
Ein Notquartier, wo ich die Knochen strecke
Sobalde ich, dass keines mich entdecke
Den Schal zum Kinn, den Hut zur Nase zieh -
Und drittens schließlich) zwischen Zung und Zahn
Falls, wie zu fürchten, alle Fäden reißen
Das Käpselchen, gefälligst zum Zerbeißen
Was mir zu tun war, ist alsdann getan -
Der ich in Deutschland, dieses schreibend, sitze
Fühle es rollen auf der Zungenspitze.

(Geisterstunde. Wallstein Verlag, Göttingen 2004)

*In Goethes Sonett „Reisezehrung“ von 1807/08 entdeckte der skeptische Marxist Karl Mickel (1935-2000) dereinst die „bündigste Erklärung“ für das Ideal der „Entsagung“. Den Genuss von Wein und Schlaf und übermäßigen Speisen hatte Goethes Ich ebenso auf Distanz gehalten wie „die Gesellschaft“. Diesem Verzicht-Programm stellt Mickel in seiner eigenen Version der „Reisezehrung“, dem Ende der 1990er Jahre entstandenen Sonett, einen Katalog von Forderungen gegenüber.*

Das Ich imaginiert sich als nomadisierendes Subjekt, das keine feste Bleibe hat und von einem Notquartier zum nächsten ziehen muss. Auf den eigenen Untergang ist dieses Außenseiter-Ich aber gut vorbereitet. Wenn die grundlegenden Bedürfnisse nicht mehr befriedigt werden können, bleibt als Ausweg immer noch der Suizid. Es ist ein finsterer Ausblick auf die Möglichkeiten gelingenden Lebens im wiedervereinigten Deutschland.

**Karl Riha**

Sonett

so weit so gut so zart so nett
so viel so kurz so stein so brett
so voll so leer so schwarz so breit
so still so klar so fluss so zeit

so rat so tat so weiß so heiß
so hart so spitz so preis so fleiß
so spiel so ball so ziel so grell
so kopf so zahl so sinn so hell

so fort so dann so bald so schall
so hieb so stich so spalt so prall
so zier so starr so form so streng

so blut so blitz so ritz so knall
so hall so bild so fuß so fall
so reim so leim so kunst so eng

(in diesem /diesem moment. Machwerk Verlag, Siegen 1984; © Karl Riha)

*In seiner Zeit als Literaturprofessor in Siegen (1975-2000) hat der 1935 geborene Karl Riha eine ausgeprägte Neigung zu den ketzerischen Sprach- und Formspielen des Dadaismus entwickelt. Als Dichter hat er sich ein Vergnügen daraus gemacht, eine der strengsten Gedichtformen, das Sonett, als Instrument für originelle Sprachexerzitien zu nutzen.*

Das Sonett „besteht / aus vierzehn zeilen, die sich auf zwei quartette und / zwei terzette verteilen“. Diese - selbstverständlich in Sonettform vorgetragene - Einsicht hat Riha in einem Band mit visuellen und travestierenden Gedichten in oft kurioser Weise durchexerziert. Ausgehend von der Aufspaltung des Wortes „Sonett“ in „so nett“, zelebriert Riha im vorliegenden Fall die Reihung einsilbiger Wörter in mechanisch wirkender Weise. So wird anschaulich demonstriert, dass Literatur, wie die Theoretiker der experimentellen Literatur behaupten, „nicht aus Vorstellungen, Bildern, Empfindungen ... usw. besteht, sondern aus Sprache, dass sie es mit nichts anderem als Sprache zu tun hat“ (Helmut Heißenbüttel).

**Karl Schimper**
Freudig

Mich freut, ich weiß nicht was,
Mich freut so dies und das;

Die Wiese wie der Wald,
Das junge Laub und Gras;

Die Wege, die ich ging,
Das Plätzchen, wo ich saß;

Das Liedchen, das ich pfiff,
Das Liedchen, das ich las;

Der schnell gedeckte Tisch,
Der Braten, den ich aß;

Der allerliebste Wein,
Das allerliebste Glas;

Es alles ists und nicht,
Ich freu mich ohne Maß:

Ich freu mich durch und durch,
Dass ich warum? vergaß.

(um 1840)

*Der Naturforscher Karl Friedrich Schimper (1803-1867) veröffentlichte seine epochalen Erkenntnisse über die Eiszeit, die Entstehung der Alpen und die mathematisch errechenbare Blattstellung bei Pflanzen immer nur in Form fliegender Blätter oder hastig hingeworfener „Sendschreiben".*

Von seinen ausgedehnten naturwissenschaftlichen Recherchen erholte sich Schimper mit Hilfe von Gelegenheitsgedichten, die er von 1840 bis 1846 in zwei Bänden sammelte.
Als Gedicht-Form bevorzugte Schimper eine schlichte Form des persischen Ghasels, eine Folge von zweizeiligen Strophen, deren zweiter Vers jeweils den in der ersten Strophe gewählten Endreim wiederholt. Und auch die Botschaft ist von äußerster Simplizität: „Poeterei, die schlichte, lieb' ich", heißt es in Schimpers „Bekenntnis". Die hier dargebotene „Freude" des Protagonisten ist bedingungslos, sie zehrt von einfachen Genüssen. Diese komplexitätsfreie Dichtung hat sich Schimper wohl als Entlastungsprogramm verordnet, um die mühselige Akribie der botanischen und glaziologischen Studien durchstehen zu können.

**Karl Valentin**

Die Loreley

Grüß Gott und ich habe die Ehre,
das heißt, ich bin halt so frei,
Sie werden mich alle wohl kennen
man heißt mich kurz die Loreley.
Was wurd über mich schon gesungen
und offen muss ich es gestehn
und niemand hat mich noch gesehn
und ich bin doch so fabelhaft schön!

Viel tausend Jahr hock ich hier oben
bei Sonnenschein, Regen und Schnee
auf diesem steinigen Felsblock,
mir tut schon mein Rückgebäud weh.
Ich singe und zupfe die Harfe,
ich wüsst ja net, was i sonst tat,
ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
das Lied wird mir jetzt schon bald fad!

Wenn morgens vom Schlaf ich erwache,
dann kämm ich mein goldenes Haar,
das ist ja mein einziger Reichtum
denns Gold is gegnwärtig rar.
Ich gäbe zwar Gold her für Eisen,
da mach ich mir schließlich nix draus,
doch eiserne Haar-! s’ wär a Blödsinn,
des haltet mei Kampe net aus!

Ich hab keine menschliche Seele,
ich leb nur als Märchen dahin,
drum ist es auch ganz leicht erklärlich,
dass viel tausend Jahr alt ich bin.
Wär ich eine menschliche Jungfrau,
ich sage es offen heraus,
hielt ich es so viel tausend Jahre
allein da heroben net aus!

Ein Schiffer, ein bildschöner Jüngling,
fährt oft mit dem Kahn hier vorbei,
er liebt nur ein einziges Wesen,
er liebt nur mich, die Loreley.
Da kommt er schon wieder gefahren,
was willst denn, du närrischer Tropf,
wenn du dich net glei aus dem Staub machst,
dann wirf i dir d’Musik an Kopf!
Nun haben d’ Loreley Sie gesehen,
vergessen Sie nie diese Pracht,
und nun werd ich wieder verschwinden,
es dunkelt schon heimlich die Nacht,
s’ wird finster und immer finsterer
und langsam geh ich zur Ruh,
und dass wissen, dass aus is,
dreh ma das Mikrofon zu.

**Karl Valentin**

Ich bin erst kurz beim Fußballkampf gewesen

Ich bin erst kurz beim Fußballkampf gewesen,
dort war es schön und int'ressant,
den Platz hab ich schon irgendwo gesehen,
die Fußball-Mannschaft hab ich nicht gekannt.
Und als sie Abschied nahmen von den Toren,
das Spiel war aus, sie reichten sich die Hand,
ich hab mein Herz in Heidelberg verloren,
mein Herz, das wohnt am Isarstrand.

(nach 1927)

(Das Beste von Karl Valentin. Hrsg. von Elisabeth Veit. Piper Verlag, München 2001)

*Die subversivsten Fußball-Gedichte sind diejenigen, die sich gegenüber der Begeisterung für das Spielgeschehen abstinent zeigen. Nicht der Connaisseur ist witzig, der im Gedicht die dürftige Fachsprache der Spezialisten und Fans nachbetet, sondern der listige Saboteur, der die Dramatik des Spiels entzaubert. So wie der Münchner Musikclown und Anarcho-Komiker Karl Valentin (1882-1948) :*

Hier gibt Valentin kunstvoll den Fußball-Banausen, der sich von den Vorgängen auf dem Spielfeld angeödet zeigt. Die Schlusszeilen verweigern eine Bilanz des „Fußballkampfs" und zitieren unvermittelt zwei Schlager und Volkslieder, die sich amüsanterweise auch noch gegenseitig widersprechen. Dieses unorthodoxe Fußball-Gedicht ist nach 1927 entstanden, als gerade das Studentenlied vom verlorenen Herz in Heidelberg Karriere machte.

**Karl Valentin**

Wenn ich einmal der Herrgott wär

Wenn ich einmal der Herrgott wär,
Mein erstes wäre das,
Ich schüfe alle Kriege ab,
Vorbei wär Streit und Hass.
Doch weil ich nicht der Herrgott bin,
Hab ich auch keine Macht;
Zum ew’gen Frieden kommt es nie,
Weil’s immer wieder kracht.

Wenn ich einmal der Herrgott wär,
Mein zweites wäre dies,
Ich schüfe alle Technik ab,
’s wär besser, ganz gewiss.
Dann gäb es auch kein Flugzeug mehr,
O Gott! Wie wär das nett!
Und ohne Angst, da gingen wir
Allabendlich ins Bett.

Wenn ich einmal der Herrgott wär,
Ich gäb in der Welt
Den Menschen alle die Vernunft,
Die scheint’s noch vielen fehlt
Doch weil mir das nicht möglich ist,
Die Sache ist zu dumm,
Drum bringen sich die Menschen mit
Der Zeit noch alle um.

Wenn ich einmal der Herrgott wär,
Ich glaub, ich käm in Wut,
Weil diese Menschheit auf der Welt
Grad tut, was sie gern tut
Ich schaute nicht mehr lange zu,
Wenn’s miteinander raufen;
Ich ließe eine Sintflut los
Und ließ sie all ersaufen.

Ja, lieber Herrgott, tu das doch,
Du hast die Macht in Händen,
Du könntest diesen Wirrwarr doch
Mit einem Schlag beenden.
Die Welt, die du erschaffen hast,
Die sollst auch du regieren!
Wenn du die Menschheit nicht ersäufst,
Dann lass sie halt erfrieren.

**Karl Wolfskehl**

Auf Erdballs letztem Inselriff

Auf Erdballs letztem Inselriff
Begreif ich was ich nie begriff.
Ich sehe und ich überseh
Des Lebens wechselvolle See.
Ob mich auch Frohsinn lange mied,
Einschläft das Weh, das Leid wird Lied.
Bin ich noch ich? Ich traue kaum
Dem Spiegel, alles wird mir Traum.
Traumlächeln lindert meinen Gram,
Traumträne von der Wimper kam,
Traumspeise wird mir aufgetischt,
Traumwandernden Traum-Grün erfrischt,
Hab auf Traumhellen einzig Acht.
So ward der Tag ganz Traumesnacht,
Und wer mir Lebenszeichen gibt
Der fühle sich, wisse sich traumgeliebt!

(Sang aus dem Exil. Lambert Schneider Verlag, Heidelberg 1951; )

*„Mein Ruhm endet im Hafen von Auckland / aber er beginnt auch im Hafen von Auckland“. Auf der letzten Station seines Exils war der Dichter Karl Wolfskehl (1869-1948) in Neuseeland gelandet, tief verletzt durch die Zerstörung der jüdisch-deutschen Symbiose in Deutschland, in die er zeitlebens so viele Hoffnungen gesetzt hatte. Schon bevor er 1938 zu des „Erdballs letztem Inselriff“ kam, hatte der jüdische Dichter und treue Weggefährte von Stefan George (1868-1933) sein Exil-Schicksal in mythischen Gestalten wie Odysseus und Hiob gespiegelt.*

Für den Dichter im Exil hat sich das Dasein ganz in Erinnerung und „Traumesnacht“ aufgelöst. Der „Spätest-Romantiker“, als er sich Wolfskehl sah, hatte geglaubt, in ein „Land der schweigenden Urwälder, immergrün und farnig gelegentlich durchpalmt, voll fremdester Vögel“ zu kommen, musste bei seinem „Inselriff“ aber erkennen, dass es dem Exerzierplatz seiner Heimatstadt Darmstadt ähnlicher sah als seinem Märchentraum.

**Karl Wolfskehl**

Ich

Nun muss ich krampfig an den rand geschmiegt
Das andre und mich andren ganz verlieren.
Noch wie ein schütteres flimmern ferner stadt
Noch wie blutswellenschlag abends vorm einschlaf
Noch wie den letzten liebesblick beim abschied
Abdrängen alles, nichts mehr bleibt! Wahn flamme
Versprühn, der kelch birst bittersüßen weins.
Die lippen fasern, nebelbilder, meins
Zerreißt wie todesschrei von tieren.

(Gesammelte Werke. Band 1: Dichtungen. Claassen Verlag, Hamburg 1960.)

*Auf der Grabplatte dieses Dichters in Neuseeland stehen nur zwei Wörter: „Exul Poeta“. Das Schicksal des deutsch-jüdischen Dichters Karl Wolfskehl (1869-1948) spiegelt exemplarisch die Vertreibung des jüdischen Geistes aus Deutschland. Als „jüdisch, römisch, deutsch zugleich“ hatte sich der Dichter selbst bezeichnet, und umso bitterer erfuhr er die systematische Verbannung des „deutschen Geistes“ nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Seine lange Odyssee ins Exil begann im Frühjahr 1933, die ihn über Italien nach Neuseeland führte.*

Wolfskehls literarische Sozialisation ist mit dem „Kosmiker“-Kreis um Stefan George (1868-1933) verbunden, mit dem er von 1892 bis 1919 die Zeitschrift „Blätter für die Kunst“ herausgab. Sein Gedicht vom gefährdeten „Ich“ ist der Sammlung „Der Umkreis“ (1927) entnommen - es protokolliert den Prozesse seiner unaufhaltsamen Ich-Auflösung. Die Organe der Kommunikation und Weltaneignung zerfasern; der Gestaltauflösung entspricht die Auflösung der Sprache.

**Karl Wolfskehl**

Ultima Poetae

So einsam, so allein, so ganz verlassen
Hock ich, verschlagen unter fremde Sassen,
Dass selbst ein Nachtmahr zur Gesellung freut.
Du würgst mich? Hast dich nicht vor mir gescheut?

Die Hand nicht mehr zu Griff und Halt geweiht,
Das Ohr durchrauscht vom Meer der Ewigkeit,
Das Auge dunkelnd: Seele, sei bereit.

1940

aus: Gesammelte Werke Bd. 1. Claassen Verlag, Hamburg 1960

*Karl Wolfskehl (1869-1948), der produktivste und intellektuell selbständigste Dichter des George-Kreises, sah sich wie sein Meister selbst nach Hitlers Machtergreifung am 30. Januar 1933 dazu gezwungen, seine Heimat zu verlassen. Den Abkömmling einer jüdischen Patrizier-Familie verschlug es an den von Europa entferntesten Teil der Erde, nach Neuseeland, wo er ergreifende Gedichte der absoluten Verlassenheit schrieb.*

Als »Ultima Poetae«, als letzten Dichter der Welt, der in tiefe Einsamkeit geraten ist, porträtiert sich der Autor in diesem Gedicht, das im September 1940 entstanden ist. Von den nächtlichen Phantasmagorien »gewürgt«, versucht das Ich rettenden Halt zu finden.
Die letzten beiden Zeilen formulieren eine Erwartung des baldigen Endes, ein Sich-Öffnen der Sinne für den Anruf der »Ewigkeit«.

**Karoline von Günderrode**
Liebe

O reiche Armut! Gebend, seliges Empfangen!
In Zagheit Mut! in Freiheit doch gefangen.
In Stummheit Sprache,
Schüchtern bei Tage,
Siegend mit zaghaftem Bangen.

Lebendiger Tod, im Einen sel’ges Leben
Schwelgend in Not, im Widerstand ergeben,
Genießend schmachten,
Nie satt betrachten
Leben im Traum und doppelt Leben.

*„Den Verlust Deiner Liebe könnte ich nicht ertragen“: Mit solchen Sätzen, adressiert an einen unerreichbaren Geliebten, beginnen Geschichten des Scheiterns. Der Satz stammt von der Romantikerin Karoline von Günderode (1780-1806), die an der unglücklichen Liebe zum Philologen Friedrich Creuzer (1771-1858), dem jener Brief-Satz gewidmet ist, zerbrechen sollte. Der poetische Hymnus auf die Liebe, wie ihn die Günderode (unter dem Pseudonym „Tian“) in einem Gedicht aus dem Jahr 1804 anstimmt, bewegt sich systematisch durch Paradoxien, die keine ungetrübte Seligkeit zulassen.*

Die Liebe ist in Günderodes poetischem Modell verstrickt in Ambivalenzen und Gegensätzen, die unauflösbar sind. Die Gespanntheit zwischen Freiheit und Gefangenschaft wurde für die Dichterin schließlich zum Verhängnis. Ende Juni 1806 erhält sie die Mitteilung, dass ihre ferne Liebe Creuzer sich von ihr lösen will. Darauf tötet sie sich in Winkel am Rheinufer mit einem Dolch.

**Karoline von Günderrode**
Vorzeit, und neue Zeit

Ein schmaler rauer Pfad schien sonst die Erde.
Und auf den Bergen glänzt der Himmel über ihr,
Ein Abgrund ihr zur Seite war die Hölle,
Und Pfade führten in den Himmel und zur Hölle.

Doch alles ist ganz anders nun geworden,
Der Himmel ist gestürzt, der Abgrund ausgefüllt,
Und mit Vernunft bedeckt, und sehr bequem zum Gehen.

Des Glaubens Höhen sind nun demolieret.
Und auf der flachen Erde schreitet der Verstand,
Und misset alles aus, nach Klafter und nach Schuhen.

*Sie ist zum Inbegriff einer unglücklich liebenden Romantikerin geworden: Karoline von Günderrode (1780-1806), die junge Frau aus verarmtem Adel, stürzte sich in zwei verhängnisvolle Affären mit berühmten Gelehrten, die „das Günderrödchen" - so wurde sie von ihren Freundinnen gerufen - schmählich verstießen. Auf das emotionale Ränkespiel des Altertumsforschers Friedrich Creuzer reagierte sie schließlich mit ihrem Suizid, im Alter von gerade mal 26 Jahren.*

Dass die Günderrode nicht nur eine Dichterin der Liebe als Passion war, sondern auch in die philosophischen Debatten der Romantiker um eine „neue Mythologie" zu intervenieren vermochte, zeigt das Gedicht aus ihrem Nachlass. Hier wird die Crux der Aufklärung beschrieben: der von den Heilsversprechen der Religion entleerte Himmel und das Umschlagen der Vernunft in einen dürren Rationalismus und Positivismus. Eine bloß funktionalistische Vernunft bekümmert sich nur noch ums statistische Vermessen der Welt.

**Karoline von Günderrode**
Wunsch

Ja Quitos Hand, hat meine Hand berühret
Und freundlich zu den Lippen sie geführet,
An meinem Busen hat sein Haupt geruht.

Da fühlt ich tief ein liebend fromm Ergeben.
Musst ich dich überleben, schönes Leben?
Noch Zukunft haben, da du keine hast?

Im Zeitenstrome wirst du mir erbleichen,
Stürb ich mit dir, wie bei der Sonne Neigen
Die Farben all' in dunkler Nacht vergehn

*„Schon oft hatte ich den unweiblichen Wunsch, mich in ein wildes Schlachtgetümmel zu werfen, zu sterben", schrieb die unglückliche Romantikerin Karoline von Günderrode (1780-1806) in einem ihrer legendären Briefe. Ihren enzyklopädischen Wissens- und Lebenshunger vermochte die von ihren Eltern in ein lutherisches Stift abgeschobene Dichterin nie zu stillen; die Literaturgeschichte verdankt ihr einige bewegende Liebesgedichte.*

Ihre Liebe zu dem verheirateten Mythologen Friedrich Creuzer (1771-1858), mit dem sie das Interesse an frühgeschichtlichen Kulturen, nicht aber das Leben teilen konnte, wurde der Günderrode früh zum Verhängnis. In ihren 1804 unter dem Pseudonym „Tian" veröffent-lichten „Gedichten und Fantasien" finden sich einige wehmütige Verse von der Absolutheit und der Vergänglichkeit der Liebe. Im Zustand des „liebend fromm Ergebens" wird das Ich hier von Vorahnungen des Todes erfasst. Als die Beziehung mit Creuzer gescheitert war, blieb der Günderrode nur der Suizid.

**Katharina Hacker**

Namen I

die Uhr ist stehengeblieben und
eine Spinne schickt sich an
die Wand zu überqueren früh
am Morgen ein Vogel zwitschert
aber die Stille ist vollkommen
sie geht weiter als alles
was wir befürchteten oder hofften
über die Namen hinaus die wir riefen
als wir vor dem Haus warteten und
einer sagte ich gehe jetzt ich
will nicht länger warten
und für einen Augenblick zieht sich
die Zeit in sich selbst zurück
als wollte der Körper selbst
uns beim Namen nennen
solange wir leben
ins Buch des Lebens eingetragen

(Überlandleitung. Prosagedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Ein Augenblick des Übergangs, des Innehaltens zwischen zwei Lebensabschnitten. Die ansonsten unaufhaltsam vorwärtsschreitende Zeit scheint in diesem lyrischen Moment suspendiert, die alte Welt des lyrischen „Wir" ist ins Wanken geraten. Katharina Hacker (geb. 1967), die als Romanautorin bekannt geworden ist, spricht in diesem Prosagedicht von der elementaren Wirkung einer Stille, die eine andere Wahrnehmung der Welt ermöglicht.*

Nachdem der Augenblick der Erfahrung der Stille kurz umrissen ist, verwandelt sich die Szene in ein Mysterium. Es kommt die Magie der Namen im Spiel, ein emphatisches Sagen der Namen, das zum Lebensursprung des Subjekts zurückführt. Die Wahrnehmung der Stille hat einen neuen Erfahrungsraum eröffnet. Am Ende steht als Reflexion auf die Vergänglichkeit ein sehr religiöses Motiv: der Hinweis auf das Eingetragensein im „Buch des Lebens". Diese jüdische wie christliche Denkfigur geht von der Vorstellung eines göttlichen Archivs aus, in dem die Namen aller Gott wohlgefälligen Menschen eingetragen sind.

**Kathrin Schmidt**
flussbild mit engel

ein ausgepeitschter engel quirlt die spree
sie kniet sich tiefer in die Stadt und strudelt
die fetten ratten sind mit tod besudelt
und werfen schatten in den pappelschnee

ich weiß es noch wie wir den engel peitschten
der so nach holz und Schöpfung roch und lachte
weil uns der gott von monowitz bewachte
der gott der deutschen und der eingedeutschten

1995

aus: flussbild mit engel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995

*Engel sind nicht immer die geflügelten Kuriere göttlicher, segensbringender Heilsbotschaften. Sie können auch hindurchgegangen sein durch geschichtliche Verheerungen und apokalyptische Szenerien, können mutieren zum Rache- oder Würgeengel. Das beklemmende Großstadtgedicht der Dichterin Kathrin Schmidt (geb. 1958), das in ein von Unheilsgöttern bevölkertes Berlin führt und von den giftigen Bildern des Expressionismus inspiriert scheint, spricht von grausamen Torturen und einem allgegenwärtigen Tod.*

Die allmächtige Instanz, die hier die Gewaltakte überwacht und steuert, wird als »gott von monowitz« apostrophiert - das verweist auf eine genuin deutsche Barbarei. Denn Monowitz war ein Außenlager des Konzentrationslagers Auschwitz, eine chemische Fabrik, in der die Häftlinge Zwangsarbeit verrichten mussten. Das Rumpf-Sonett (die beiden Terzette fehlen) evoziert in schockierendem Sarkasmus ein Panorama menschlicher Bestialität. Die Unheimlichkeit des 1995 erstmals veröffentlichten Gedichts rührt daher, dass die Verbrechen der Vergangenheit bis in die Gegenwart dieses »Flussbilds« fortwirken.

**Kathrin Schmidt**
Frühlings Verkennen

der frühling bittert, das grün wirft gallene blasen
auf wundern holz und auf der eignen haut
und hätte doch süß sein könn’ wie manchmal die jahre
davor, und wie dein lachen auch so laut

die rippen geweitet, so wolln wir schon zerspringen
vor kält, fragst du, es ist ein frierendes blut
uns auf die lippen getreten, wir könnten noch reden
dabei, mit heißen händen, unbeschuht

die schuh zog ich aus: die soll ein eiliger nehmen
der fortsein will und barfuß nicht weit käm
komm, liebster, geh, und bleib, und dreh dich weg
dazu, weil ich dich sonst noch zu mir nähm.

(Ein Engel fliegt durch die Tapetenfabrik. Verlag Neues Leben, Berlin 1987; )

*Ein Frühlingsgedicht, das alle Hoffnungen auf einen Neuanfang in dieser Jahreszeit schon in den ersten Zeilen einkassiert. Denn das überall aufbrechende Grün des Frühlings wirft „gallene Blasen“. Offenbar ist das große Projekt der Liebe, von dem das Mitte der 1980er Jahre entstandene Gedicht spricht, sehr gefährdet. Der „Liebste“ will sich nicht auf „das Bleiben“ verpflichten - und gegen diesen drohenden Verlust wappnet sich das lyrische Ich mit Paradoxa und Ironie.*

Kathrin Schmidt (geb. 1958), im thüringischen Gotha geboren, hat sehr viele Stationen einer genuinen DDR-Sozialisation durchlaufen: Nach einem Psychologie-Studium in Jena arbeitete sie zunächst als Kinderpsychologin und belegte dann einen Sonderkurs am Literaturinstitut in Leipzig. In dieser Zeit entstand das Gedicht, eins der besonders traditionsbewussten Formkunststücke, die Schmidt seit ihrem Debüt „Ein Engel fliegt durch die Tapetenfabrik“ (1987) vorgelegt hat. Eine vorbehaltlose Liebe, die sich ohne Einschränkung zum Partner bekennt, wird hier als aussichtsloses Unternehmen benannt.

**Kathrin Schmidt**
im rücken die feuerschutztür

im rücken die feuerschutztür

ihr metallisches flöten beim schließen. dass
der himmel wie fließpapier zustoßen wird, weißt du
jetzt nicht. wie er dein haus hält,
die streunenden schlüsselkinder -

ich geh in die binsen, ins ried
wie damals als mädchen, als längst
der blitzableiter in meinem Körper verkalkte

und ich das sirren der libelle vom wasser aus
für ein wort meiner mutter hielt.

(Go-In der Belladonnen. Verlag Kiepenheuer & Witsch. Köln 2000)

*Mit ihrer stilistischen Wandlungsfähigkeit und handwerklichen Souveränität steht die Erzählerin und Dichterin Kathrin Schmidt (geb. 1958) in der deutschen Lyrik abseits von allen Gruppen und Netzwerken. Ihren politischen wie ästhetischen Eigensinn belegt auch der thematisch vielseitige Band „Go-In der Belladonnen“ (2000), in dem die Autorin einen locker erzählenden Gestus mit virtuos nuancierten Wortspielen und Erinnerungsfragmenten kombiniert.*

Erinnerung und Gegenwart, Natur und Technik, Körper und Maschinenwelt werden hier fugenlos miteinander verbunden. Das Schließen einer Tür ruft Erinnerungen wach an Urszenen der Kindheit. Die Natur war noch magisch, das Sirren der Libelle vom Ruf der Mutter kaum unterscheidbar. Einen Augenblick lang ist da eine Empfindung der Gefahr, das Gefühl, „in die Binsen zu gehen“. Aber alles in diesem Gedicht ist doppeldeutig - und bleibt in der Schwebe.

**Kathy Zarnegin**

Spricht der Herr tungusisch?

Spricht er? - Ja?
Spricht der Herr tungusisch?

Warm ist es. Hitze flutet auf und ab.
Glutdisteln blotzen
an meinen Schenkeln.
Wiederhole.
Spricht der Herr tungusisch?
Ja?
Nein?

Die Fingerkuppen samig, ach! hätt ich doch -
Dichterei und Räuberei einsam studiert.
Dass er mich abkühle, der Herr, dass der Fuß
zu Eis erklinge, Tränenklumpen geschliffener
Nächte –
spräche er, spräche er, der Herr,
bloß
tungusisch.

(Saiten Sprünge. Gedichte. Brandes & Apsel, Mainz 2006)

*Im Norden Chinas gibt es die kleine Sprachfamilie des Tungusischen, das auch heute noch in Teilen der Mongolei und in Ostsibirien von ca. 75.000 Sprechern gesprochen wird. Aber „der Herr“, den das Gedicht der Basler Lyrikerin Kathy Zarnegin (geb. 1964) herbeizitiert, ist wohl nicht wegen seiner Kenntnis exotischer Sprechen von besonderem Reiz, sondern weil er das weibliche Ich des Gedichts in emotionale Turbulenzen stürzt. So lässt sich der in den Neunzigerjahren entstandene Text auch als Liebesgedicht lesen.*

Offenbar genügt hier die Anwesenheit des ominösen „Herrn“, um den Körper des lyrischen Ich wie auch die von ihm erfahrene Welt in verschiedene Stadien der Erhitzung und Abkühlung zu bringen. Eine ausgeglichene, stabile Betriebstemperatur der Lebenswelt kann es in diesem Erregungszustand nicht mehr geben. So klingt die Beschwörung des „Tungusischen“ denn auch wie ein Lockruf in einer Geheimsprache. Es ist nun an dem „Herrn“, diesen Lockruf zu erhören - oder zu ignorieren.

**Kerstin Hensel**
Gloria

Nichts bin ich Gott nichts bin ich Gott
Im Leeren Mund der Engelsgruß
Ich steh in meiner kleinen Not
Mit dir auf gutem Hasenfuß
Was hängt das schwarze Glöcklein da
Excelsis Deo Gloria

(Alle Wetter. Gedichte. Luchterhand Verlag, München 2008; © Randomhouse)

*Der Hymnus „Gloria in excelsis Deo" („Ehre sei Gott in der Höhe") ist seit vielen Jahrhunderten ein zentrales Element der katholischen und evangelischen Liturgien. Er geht zurück auf die biblische Geschichte, in der erzählt wird, dass sich die Engel, nachdem sie den Hirten auf dem Feld die Nachricht von Jesu Geburt überbracht haben, zur gemeinsamen Verherrlichung Gottes zusammenschließen.*

Das lyrische Subjekt in Kerstin Hensels (geb. 1961) Gedicht stemmt sich in verzweifeltem Fatalismus gegen die Heilsverheißung der biblischen Erzählung. Der Text formuliert eine bittere Negation der frohen Botschaft - das Ich proklamiert sich selbst als veritables Nichts, dem kein Hymnus gesungen wird. Es ist ein durchweg jämmerliches Glaubensbekenntnis, das hier als düsteres Stoßgebet daherkommt. Denn die Verbindung zu Gott erwächst in diesem Fall aus Opportunismus - und selbst die christlichen Symboliken sind verdüstert.

**Kerstin Hensel**

Märchen-Land

Jetzt da es wohnlich wird in unserm Haus,
Die dürre Hexe durch den Schornstein geht
Und süßer Kuchen an den Fenstern klebt,
Da laden wir gemächlich Bilder aus

Der alten Kutsche die sich leichter lenkt
Wenn unbelastet sie durchs Tor geführt.
Am Kreuzweg sind die Pappeln festgeschnürt.
Das Brot im Moor, worauf wir treten, senkt

Sich tief, bis wir uns vor dem Spiegel sehn
Verwunschen und mit braunem Blut im Haar
Und weil wirs doch nicht sind, erschrecken gar

Vor der Erlösung, der wir nicht entgehn.
Ich sitz im Gold das ich zu Stroh verspinn
Und dreimal darfst du raten wer ich bin.

(Schlaraffenzucht. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1989; © Kerstin Hensel)

*Manchmal konstituiert sich Poesie als die schöne Kunst, das alte Geschichten-Repertoire der Märchen und Mythen auf den Kopf zu stellen. Die 1961 geborene Kerstin Hensel, die bereits als junge Dichterin in der DDR durch ihren virtuosen Umgang mit klassischen Versformen verblüffte, hat in einem Sonett aus der Wendezeit 1988/89 gleich mehrere Märchen-Klassiker zu einem ebenso turbulenten wie kauzigen Poem verwirbelt.*

Das Vexierspiel der Märchen-Bilder lässt auch politische Lesarten offen, bis hin zu der kühnen Mutmaßung, dass die hier erfolgende Verkündung einer neuen „Wohnlichkeit" und des zwangsläufigen Wegs zur „Erlösung" auf die Turbulenzen der Wiedervereinigung anspielt. Sicher ist jedenfalls, dass zentrale Motive aus den Märchen der Brüder Grimm verdreht und in ihr Gegenteil verkehrt werden - die Geschichte von Hänsel und Gretel und der bösen Hexe ebenso wie die abenteuerliche Erzählung vom „Rumpelstilzchen".

**Kerstin Hensel**

Wahnsing

Ich lebe im Wahn sprechen zu können.
Die letzte meine Art die noch Worte findet
Vorm Zunder der Zeitungen.

Aus der Hochburg der Technik und im Schweigezelt
Unserer Anstalt
Wirft man das Netz nach mir aus. Mein Fall
Füllt Lehrbücher, Talkshows, die Kassen, meine Zunge
Verholzt. Ich lebe im Wahn
Sprechen zu können. Der Arzt
Steigt in meinen Kopf
Und redet mit mir: die einzige Chance
Mich zu erreichen.

Ich lebe im Wahn sprechen zu können.

(In: Alle Wetter. Luchterhand Literaturverlag, München 2008.)

*Das Ich dieses Gedichts ist zum „Fall“ geworden, zum Objekt der Wissenschaften und der Medien, die neugierig die konstatierte Anomalie erforschen und voyeuristisch ausbeuten wollen. Die Sprache selbst und die Fähigkeit zu sprechen, Worte zu finden, werden dabei paradoxerweise als wahnhafte Abweichung empfunden. Es ist die Arbeit der Dichtkunst selbst, der hier unter Verdacht steht, als „Wahnsing“ kenntlich gemacht zu werden.*

Kerstin Hensel (geboren 1961) arbeitet in ihrer vielstimmigen und formenreichen Poesie gerne mit ironischen Scharaden und wortwitziger Leichtigkeit. Ihre 2008 erstmals publizierte Inspektion eines Ich, das sich im „Wahnsing“ gefangen wähnt, sucht dagegen den Weg in die Verstörung. Und es bleibt offen, wer hier den „Wahnsing“ mehr befördert: das wegen seiner sprachlichen Abweichung denunzierte Ich, das von einer gefräßigen Öffentlichkeit belagert wird - oder vielmehr die Pseudo-Experten, die es genüsslich belagern.

**Kerstin Preiwuß**

einmal sind von anatomischen tischen
die apokalyptischen reiter durch mein gesicht gezogen
nun ist es verbogen
habe es abgenommen und in eine hand gelegt
kann's kaum verwinden
dass sie ein stilleben trägt

warte bis mir ein neues wächst
die reiter warten mit mir mit
ihr rückzug steht fest
dann hab ich zwei schalen, eine waage
in die ich mein leben werfen kann
soweit zum Wiedergang

2007/2008

In: poet mag No. 5, Poetenladen Verlag, Leipzig 2008

*Im biblischen Mythos firmieren sie als furchterregende Boten des Todes: die apokalyptischen Reiter, die ohne jedes Erbarmen die Menschheit mit furchtbaren Geißeln heimsuchen und mit Donnerstimme den Untergang verkünden. In einem Gedicht der jungen Lyrikerin Kerstin Preiwuß (geb. 1980) sind sie zunächst Traumstoff, die das Ich und seine Physiognomik gewalttätig überqueren, ein Ich, das von dieser Phantasmagorie des Untergangs an eine elementare Lebenswende geführt wird.*

Kerstin Preiwuß, die in Mecklenburg aufgewachsen ist, an »den bewaldeten Seen zwischen Templin und Plau«, und am Literaturinstitut in Leipzig studiert hat, vergegenwärtigt in diesem subtil gereimten Traumgedicht eine existenzielle Grenzsituation. Es vollzieht sich eine Art Häutung, eine Neuausrichtung des Subjekts, das vor einer aussichtslosen Situation steht. Denn es kann sich ohne schizophrene Zersplitterung nicht gleichzeitig in die zwei Schalen einer Waage werfen. Der angedeutete Rückzug der apokalyptischen Reiter verheißt dem Ich noch keine Rettung.

**Khalil Gibran**

Eure Kinder

Eure Kinder sind nicht eure Kinder.
Es sind die Söhne und Töchter von des Lebens
Verlangen nach sich selber.
Sie kommen durch euch, doch nicht von euch,
Und sind sie auch bei euch,
So gehören sie euch doch nicht.
Ihr dürft ihnen eure Liebe geben,
Doch nicht eure Gedanken,
Denn sie haben ihre eignen Gedanken.
Ihr dürft ihren Leib behausen, doch nicht ihre Seele,
Denn ihre Seele wohnt im Hause von Morgen,
Das ihr nicht zu betreten vermöget,
Selbst nicht in euren Träumen.
Ihr dürft euch bestreben, ihnen gleich zu werden,
Doch suchet nicht, sie euch gleich zu machen.
Denn das Leben läuft nicht rückwärts,
Noch verweilet es beim Gestern.
Du bist der Bogen,
von dem deine Kinder als lebende Pfeile ausgeschickt werden ...
Lass deine Bogenrundung in der Hand des Schützen Freude bedeuten.

**Khalil Gibran**

Von der Freude und vom Leid (aus: Der Prophet)

*Dann sagte eine Frau:*
Sprich uns von der Freude und vom Leid.

*Und er antwortete:*
Eure Freude ist euer Leid ohne Maske.
Und derselbe Brunnen, aus dem euer Lachen aufsteigt,
war oft von euren Tränen erfüllt.
Und wie könnte es anders sein?
Je tiefer sich das Leid in euer Sein eingräbt,
desto mehr Freude könnt ihr fassen.
- Ist nicht der Becher, der euren Wein enthält,
dasselbe Gefäß, das im Ofen des Töpfers gebrannt wurde?
- Und ist nicht die Laute, die euren Geist besänftigt,
dasselbe Holz, das mit Messern ausgehöhlt wurde?

Wenn ihr fröhlich seid, schaut tief in eure Herzen,
und ihr werdet finden, dass nur das,
was euch Leid bereitet hat, euch auch Freude gibt.
Wenn ihr traurig seid, schaut wieder in eure Herzen,
und ihr werdet sehen, dass die Wahrheit um das weint,
was euch Vergnügen bereitet hat.

Einige von euch sagen: „Freude ist größer als Leid,"
und andere sagen: „Nein, Leid ist größer."
Aber ich sage euch, sie sind untrennbar.
Sie kommen zusammen,
und wenn einer allein mit euch am Tisch sitzt,
denkt daran, dass der andere auf eurem Bett schläft.

Wahrhaftig, wie die Schalen einer Waage
hängt ihr zwischen eurem Leid und eurer Freude.
Nur wenn ihr leer seid, steht ihr still und im Gleichgewicht.

Wenn der Schatzhalter euch hochhebt,
um sein Gold und sein Silber zu wiegen,
muss entweder eure Freude oder euer Leid steigen oder fallen.

**Kito Lorenc**

Hör die Nachtigall trapsen

sag nicht ich weiß
sag nicht ich weiß nicht
sag wer weiß oder was weiß ich
mal sehn womöglich immer hin
wer weiß schon ob und wie
oder was ich erinnere mich nicht
vielleicht später mal oder viel
früher schon mal ganz anders
irgend wie ja genau so
ähnlich sicher wie
wenn man könnte es mal
versuchen was es
bringt ja nichts es
besagt ja nichts
weiter so und
jetzt
hörst du sie trapsen

(In: Jahrbuch der Lyrik 2003. Hrsg. v. C. Buchwald u. L. Seiler, C.H. Beck Verlag, München 2002; © Kito Lorenc)

*Aufgewachsen in zwei Sprachen und zwei Kulturen - dem Deutschen und dem (slawischen) Niedersorbischen - , entfaltete sich bei dem 1938 in einem Lausitzer Provinzflecken geborenen Dichter Kito Lorenc früh eine große Sprachempfindlichkeit. Als Erkunder der sorbischen Volkskultur und als Übersetzer schärfte Lorenc auch in Gedichten seinen Sinn für Sprachkritik. Seinen ersten Lyrikband veröffentlichte er 1961 in sorbischer Sprache, die darauf folgenden zweisprachig. Die herrschenden Sprachreglungen der Politik und der Medien provozierten seinen Widerstand in Form von heiter-bissigen Sprachspielen.*

Die berühmte Redewendung „Nachtigall - ick hör dir trapsen“ , die auf die Vorhersehbarkeit bzw. leichte Durchschaubarkeit einer Handlung oder einer Äußerung zielt, wird hier in einer skurrilen Demontage auseinander genommen. Eine Gewissheit des Sagens ist in diesem um 2000 entstandenen Gedicht nicht möglich, denn alles wird in Widerrufe und Dementi eingebunden. So dass man die Nachtigall aufgrund der immer überraschenden Negationen und Selbstwidersprüche eben nicht „trapsen“ hört.

**Klabund**

Baumblüte in Werder

Tante Klara ist schon um ein Uhr mittags besinnungslos betrunken.
Ihr Satinkleid ist geplatzt. Sie sitzt im märkischen Sand und schluchzt.
Der Johannisbeerwein hat's in sich. Alles jubelt und juchzt
Und schwankt wie auf der Havel die weißen Dschunken.

Waldteufel karren, und Mädchenaugen glühn.
Mutta, Mutta, kiek ma die Boomblüte.
Ach du liebe Güte –
Die Blüten sind alle erfroren. Ein einsamer Kirschbaum versucht zu blühn.

Eisige Winde wehn. In den Kuten balgt und sielt
Sich ein Kinderhaufen. Der Lenz ist da: ertönt es von Seele zu Seele.
Ein schon melierter Herr berappt für seine Tele,
Die ein Kinderbein für ein Britzer Knoblinchen hielt.

Vater spielt auf der Bismarckhöhe mit sich selber Skat und haut
Alle Trümpfe auf den Tisch, unbeirrt um das Wogen und Treiben der Menge.
Braut und Bräutigam verlieren sich im Gedränge,
Ach, wie mancher erwacht am nächsten Morgen mit einer ihm
        bis dato unbekannten Braut.

Mutter Natur, wie groß ist deiner Erfindungen Pracht!
Vor lauter Staub sieht man die Erde nicht.
Tief geladen, mit Klumpen von Menschen beladen, sticht
Ein Haveldampfer in See. Schon dämmert es. Über den Föhren erscheint
        die sternklare, himmlische, die schweigsame Nacht.

**Klabund**

Bauz

Bauz schwingt zierlich den Zylinder,
Bauz entstellt sich hiermit vor.
Bauz hat 45 Kinder
Und nen Bruch im Wasserrohr.

Bauz ist ohne alle Frage,
Bauz ist geradezu direkt,
Bauz macht jede Nacht zum Tage,
Bauz hat einen Schlauchdefekt.

Bauz ist jeder Krone Gipfel,
Bauz ist jedes Ärmels Loch,
Bauz ist auf dem I das Tipfel,
Bauz kroch, wo noch keiner kroch.

Bauz ist wiederum hingegen,
Bauz ist zwecks zu dem behuf,
Bauz ist andernteils deswegen,
Bauz ist ohne Widerruf!

1927

*Klabund, 1890 als Alfred Henschke geboren, war einer der produktivsten Dichter und Dramatiker der Weimarer Republik, „der letzte aus dem Geschlecht dichtender Vaganten“, wie Carl von Ossietzky nach seinem frühen Tod 1928 über ihn schrieb. Wie sein Antipode Brecht exponierte er sich als vitalistischer Bänkelsänger und Kabarettist, ein leidenschaftlicher Prediger der Weltbejahung und des Erotischen.*

Schon als 16jähriger von der Tuberkulose schwer gezeichnet, stürzte sich Klabund in einen Wettlauf mit dem Tod und schrieb über siebzig Bücher. 1927 erschien sein damals populärer Gedichtband *Die Harfenjule,* eine Sammlung mit Chansons und volkstümlichen Balladen, feierlichen Gedichten sowie provozierenden und satirischen Versen. Eins der kuriosesten und schönsten Stücke in der *Harfenjule* ist das Porträt von „Bauz“, der durch eine einzige Buchstabenvertauschung zum „Kauz“ wird.

**Klabund**
Die Luft ist voll von deinem Duft

Die Luft ist voll von deinem Duft,
O süßer Leib du von Jasmin!
Die Uhr schlägt drei. Am Horizont
Die ersten rosa Wolken ziehn.

Die ersten rosa Wolken ziehn
Am Horizont. Die Uhr schlägt drei.
O süßer Leib du von Jasmin,
Die Luft ist voll von deinem Duft!

*„Leicht bewegt, jedem Hauche offen, ist Klabund durch die Welt der Dichtung geflattert.“ So bestaunte Hermann Hesse die literarische Beweglichkeit und formale Leichtigkeit des Dichters, Bänkelsängers und „himmlischen Vaganten“ Klabund (1890-1928), der als Alfred Henschke zur Welt kam und bei seinem frühen Tuberkulose-Tod schon ein unglaubliches Werk von insgesamt 76 Büchern geschaffen hatte.*

In seinem 1926 entstandenen Gedicht präsentiert sich Klabund als ein Meister des Rondos. Die vier Verse der ersten Strophe kehren spiegelbildlich in der zweiten Strophe wieder. Der Dichter exponiert sich in seinem Liebespoem nicht mit origineller Metaphorik, sondern collagiert Versatzstücke aus den Trivialmythen der Schlagerwelt. Aber er erfüllt damit jenes Kriterium für lyrische Modernität, das ein weiterer Klabund-Bewunderer, der Dichter Gottfried Benn (1886-1956) verfügt hatte: Moderne Gedichte, so Benn, seien zuvorderst „Schlager von Klasse“.

**Klabund**

Die Wirtschafterin

Drei Wochen hinter Pfingsten,
Da traf ich einen Mann,
Der nahm mich ohne den geringsten
Einwand als Wirtschafterin an

Ich hab’ ihm die Suppe versalzen
Und auch die Sommerzeit,
Er nannte mich süße Puppe
Und strich mir ums Unterkleid.

Ich hab’ ihm silberne Löffel gestohlen
Und auch Bargeld nebenbei.
Ich heizte ihm statt mit Kohlen
mit leeren Versprechungen ein.

Ich habe ihn angeschissen
So kurz wie lang, so hoch wie breit.
Er hat mich hinausgeschmissen;
Es war eine wundervolle Zeit ...

1927

*Unter dem Pseudonym »Klabund« verfasste der Apothekersohn Alfred Henschke, der 1928 im Alter von gerade mal 38 Jahren an den Folgen einer chronischen Tuberkulose starb, viele damals erfolgreiche Romane, Theaterstücke und Gedichte. »Klabund«, so will es die Überlieferung, verbindet die beiden Worte »Klabautermann« und »Vagabund« zu einem Amalgam. Das schriftstellerische Branding dahinter mag man sich daher als Mischung aus schalkhaftem Humor und derber Satire vorstellen.*

Hier wird in kabarettfähigen Knittelversen die Charakterschwäche einer Person zum Aufhänger für ein ironisches, vergleichsweise harmloses Spiel. »Die Wirtschafterin« dreht das bürgerliche Standesdenken um, der in dem Gedicht an der Nase herumgeführte Mann wird zum Opfer seiner Begierde, hat mit der Wirtschafterin aber kein leichtes Spiel, nutzt sie ihn doch nach Strich und Faden aus.

**Klabund**

Ein Bürger spricht

Am Sonntag geh' ich gerne ins Café.
Ich treffe viele meinesgleichen,
Die sich verträumt die neuste Anekdote reichen -
Und manche Frau im Negligé.

Sie sitzt zwar meist bei einem eleganten
Betrübten Herrn -
Ich sitz' bei meinen Anverwandten
Und streichle sie von fern.

Ich streichle ihre hold entzäumten Glieder
Und fühle ihr ein wenig auf den Zahn.
Der Ober lächelt freundlich auf mich nieder.
Ein junger Künstler pumpt mich an.

Bei dem mir angetrauten Fleisch lieg ich dann nachts im Bette
Und denke an mein Portemonnaie.
Wenn ich ihm doch die fünf Mark nicht geliehen hätte!
O süße Frau im Negligé!

*Er konnte freche und blasphemische Verse aus dem Ärmel schütteln wie niemand sonst unter seinen literarischen Zeitgenossen der Weimarer Republik. Die fieberhafte Produktivität des Dichters Klabund (1890-1928), des Apothekersohns aus Crossen (Thüringen), erklärt sich aus dem Wettlauf mit dem Tod, den der tuberkulosekranke Künstler 1913 mit seinem literarischen Debütbuch „Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!" begann. Bis zu seinem Tod 1928 verfasste er in dichter Folge 76 Bücher: Gedichte, Schwänke, Grotesken, Romane. Sein liebster Feind war der Spießbürger.*

Die erotische Wunschfantasie eines „Bürgers" von der außerehelichen Eroberung einer „Frau im Negligé" ist 1914 entstanden. Der Müßiggänger im Caféhaus gestattet sich einen Flirt aus sicherer Distanz, die attraktive Dame bleibt jedoch mitsamt der von ihr verkörperten Libertinage unerreichbar. In der letzten Strophe setzt Klabund den tristen libidinösen Alltag des „Bürgers" recht drastisch ins Bild. Die Gedanken des Möchtegern-Libertins sind am Ende nur noch fixiert auf den schnöden Mammon.

**Klabund**

Ein junges Liebespaar sieht sich überrascht

Wie kam es, dass ich heut betroffen
Im Mondlicht stehen blieb?
Die Pforte eines Parkes sah ich offen,
Ein Jüngling hatte seine Freundin lieb.

Im Buchsbaum schwirrte eines Vogels Fittich,
Die Schnäbelnden erschraken, und es stob
Ins grelle Mondlicht hell der eine Sittich,
Indes der andere sich ins Dunkel hob.

*Im Bewusstsein, eine sehr begrenzte Lebenszeit vor sich zu haben, verordnete sich der tuberkulosekranke Dichter Klabund (1890-1928) eine immense Produktivität - und den lyrischen Habitus der Leichtigkeit. Je näher die Todesdrohung an den als Alfred Henschke geborenen Apothekerssohn heranrückte, desto lockerer und lästerlicher gab sich seine Dichtkunst. So träumte der Bänkelsänger Klabund gerne vom hedonistischen Augenblick der Liebe, wie in dieser Miniatur aus den 1920er Jahren:*

Es ist nicht zu erkennen, ob der Beobachter der Liebenden gelassen oder neidisch auf diese amouröse Schäferszene blickt. Sicher ist nur, dass sich in der zweiten Strophe das Bild des innig sich küssenden Liebespaars überlagert mit dem Bild der „schnäbelnden“ und dann erschrocken aufflatternden Vögel. Klabund, der ganz und gar dem Augenblick hingegebene Vagant, konnte solche Verse in großer Zahl verfassen - und nie entstand beim Leser das Gefühl, dass er es hier mit routinierter Dutzendware zu tun hat.

**Klabund**

Ironische Landschaft

Gleich einem Zuge grau zerlumpter Strolche
Bedrohlich schwankend wie betrunkne Särge
Gehn Abendwolken über jene Berge,
In ihren Lumpen blitzen rote Sonnendolche.

Da wächst, ein schwarzer Bauch, aus dem Gelände
Der Landgendarm, dass er der Ordnung sich beflisse,
Und scheucht mit einem bösen Schütteln seiner Hände
Die Abendwolkenstrolche fort ins Ungewisse.

*Der fieberhaft arbeitende Dichter und Bänkelsänger Klabund (1890-1928) beherrschte die unterschiedlichsten Tonarten: das leichthändig hingeworfene Chanson ebenso wie die frivole Ballade oder auch die grelle expressionistische Abendszene. Klabunds Beschleunigung der Poesie war seiner Gewissheit geschuldet, dass ihm, dem lungenkranken Poeten, wenig Zeit zur Vollkommenheit bleiben würde. Das bei seinen expressionistischen Dichterkollegen in pathetischem Ernst verwendete Motiv der dämonischen Großstadt setzte er spielerisch ein.*

Die fratzenhafte und bedrohliche Naturerscheinung verwandelt sich rasch in eine ironische Groteske, wenn unvermittelt ein lächerlicher „Landgendarm“ auftaucht und die „gefährliche“ Himmelserscheinung verscheucht. Ein solches Bild kann man auch als Ironisierung der metaphorischen Hysterien deuten, mit denen der Expressionismus seine Großstadtlandschaften bebilderte.

**Klabund**

Liebeslied

Hui über drei Oktaven
Glissando unsre Lust.
Lass mich noch einmal schlafen
An deiner Brust.

Fern schleicht der Morgen sachte,
Kein Hahn, kein Köter kläfft.
Du brauchst doch erst um achte
Ins Geschäft.

Lass die Matratze knarren!
Nach hinten schläft der Wirt.
Wie deine Augen starren!
Dein Atem girrt!

Um deine Stirn der Morgen
Flicht einen bleichen Kranz.
Du ruhst in ihm geborgen
Als eine Heilige und Jungfrau ganz.

1925/26

*Es war das „Lieblingslied“ des großen Publizisten und Schriftstellers Kurt Tucholsky (1890-1935) - ein paar frivole Verse über die Beglückungsintensität sexuellen Begehrens. Geschrieben hatte sie der mit Tucholsky gleichaltrige poetische Graphomane Klabund (1890-1928), ein lungenkranker Bänkelsänger und Reimkünstler, der die literarische Bohème der Weimarer Republik mit seinen Chansons und leichthändig geschriebenen Gedichten faszinierte.*

Als er Mitte der 1920 Jahre sein „Liebeslied“ schrieb, war Klabund, damals der bettelarme Begleiter der Schauspielerin Carola Neher, schon dem Tode nahe. Nie ist der Augenblick sexueller Lust in so lässig-hedonistischen Versen verewigt worden wie bei dem Apothekersohn aus Crossen. Etwas unvermittelt unterwirft der Dichter die begehrte Geliebte im Schlussvers einem etwas verstaubten Frauenbild: Die erotisch Aktive muss wieder einmal „Heilige und Jungfrau“ zugleich sein.

**Klabund**

Man soll in keiner Stadt

Man soll in keiner Stadt länger bleiben als ein halbes Jahr.
Wenn man weiß, wie sie wurde und war,
Wenn man die Männer hat weinen sehen,
Und die Frauen lachen,
Soll man von dannen gehen,
Neue Städte zu bewachen.

Lässt man Freunde und Geliebte zurück,
Wandert die Stadt mit einem als ein ewiges Glück.
Meine Lippen singen zuweilen
Lieder, die ich in ihr gelernt,
Meine Sohlen eilen
Unter einem Himmel, der auch sie besternt.

1913

*Alfred Henschke, der Apothekersohn aus Crossen an der Oder, legte sich nach ersten frechen Gedichtveröffentlichungen das Pseudonym Klabund (1890–1928) zu, eine Ableitung aus „Klabautermann“ und „Vagabund“. Vom Dasein als vagabundierender Bänkelsänger, der von unbändigem Lebenswillen ebenso wie von der Ahnung eines frühen Todes getrieben wird, handeln denn auch viele seiner mit unterschiedlichsten Formen experimentierenden Gedichte.*

Bereits in seinem lyrischen Erstling *Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!* von 1913 entwirft Klabund das Bild des rastlosen Wanderpoeten, der es nicht länger als ein paar Monate in einer Stadt aushält. Diese Vaganten-Phantasie hat auch mit der Unrast des Lungenkranken zu tun: Bereits im Alter von 16 Jahren an Tuberkulose erkrankt, musste Klabund sein Leben lang in immer neuen Sanatorien und neuen Städten Linderung suchen.

**Klabund**

Prolog

Ich sitze hier am Schreibetisch
Und schreibe ein Gedichte,
Indem ich in die Tinte wisch
Und mein Gebet verrichte.

So giebt sich spiegelnd Vers an Vers
In ölgemuter Glätte.
Nur selten fragt man sich: Wie wärs,
Wenn es mehr Seele hätte?

Die Seele tut mir garnicht weh,
Sie ist ganz unbeteiligt.
Nackt liegt sie auf dem Kanapee
Und durch sich selbst geheiligt.

Des Abends geh ich mit ihr aus,
Im Knopfloch eine Dahlie.
Ich selber heiße Stanislaus,
Sie aber heißt Amalie.

*Er war ein Virtuose der lässigen, mitunter auch frivolen Reimbildung, ein säkularer Großstadtpoet par excellence: Der von seinen Todesahnungen zu fieberhafter Produktivität getriebene Klabund (1890-1928), der als Dichter seinen bürgerlichen Namen Alfred Henschke abstreifte, zelebrierte gern das schnoddrige Chanson, das leichthändige Gedicht, das mit viel Sarkasmus gewürzt war. Sein fulminantes Debüt „morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!“ (1913) eröffnete er gleich mal mit einem Gedicht, das die Tätigkeit des Dichters in ironische Ambivalenzen taucht.*

Feierlichkeit kann hier erst gar nicht aufkommen. Der Dichter ironisiert sein Metier, indem er vom rein graphomanischen „Tintengewische“ spricht. Und um den Verdacht bloßer Reim-“Glätte“ von seinen Versen abzuwehren, bringt Klabund eine ehrwürdige Kategorie des romantischen Stimmungsgedichts ins Spiel: die Seele. Und diese Seele erscheint hier nicht als religiös affizierte Instanz menschlicher Innerlichkeit, sondern als laszives Wesen, das sich nackt auf dem Kanapee räkelt, so dass das lyrische Ich bald vom „Ausgehen“ mit der reizvollen Seele träumt.

**Klabund**

Resignation

Ja, so geht es in der Welt,
Alles fühlt man sich entgleiten,
Jahre, Haare, Liebe, Geld
Und die großen Trunkenheiten.

Ach, bald ist man Doktor juris
Und Assessor und verehlicht,
Und was eine rechte Hur is,
Das verlernt man so allmählicht.

Nüchtern wurde man und schlecht.
Herz, du stumpfer, dumpfer Hammer!
Ist man jetzt einmal bezecht,
Hat man gleich den Katzenjammer.

*Die literarische Produktivität des „himmlischen Vaganten" und bänkelsängerischen „Desperados" Klabund (1890-1928) war atemberaubend. Der Dichter, Chansonnier und Bänkelsänger, geboren als Alfred Henschke, schrieb seine Werke im erschöpfenden Wettlauf mit dem Tod. Als er im Alter von 38 Jahren der Tuberkulose erlag, hatte er bereits 76 Bücher publiziert, darunter zehn Romane und siebzehn Gedichtbände.*

Nachdem bei dem 16jährigen „Schwindsucht" diagnostiziert worden war, warf er sich bis zur totalen Verausgabung auf seine leichthändig erstellten Gedichte. Im rastlosen Schreiben und der Verbindung zu zahlreichen Geliebten verlor die Todesgewissheit ihre Schrecken. Mit dem Selbstbild des „Harfenjulius" war der Einstieg in einen seriösen bürgerlichen Beruf nicht vereinbar. Das hätte den Verzicht auf hedonistische Vergnügungen bedeutet. Eine solche „Resignation" , wie er sie in dem Gedicht aus dem Debütband „Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!" von 1913 annonciert, hat Klabund stets erfolgreich abgewehrt.

**Klabund**

Zu Amsterdam

Zu Amsterdam bin ich geboren,
Meine Mutter war ein Mädchen ums Geld.
Mein Vater hat ihr die Ehe geschworen,
War aber weit gefehlt.

In einer dunklen Gasse,
Sah ich zum erstenmal das Sonnenlicht.
Ich wollte es mit meinen Händen fassen,
Und konnt’ es aber nicht.

Ein junger Mann kam eines Tages,
Und küsste mich und rief mich seinen Schatz.
Sie legten bald ihn in den Schragen,
Ein anderer nahm seinen Platz.

Wir sind im Frühling durch den Wald gegangen
Und sahen Hirsch und Reh.
Die Bäume blühten und die Vögel sangen,
Vierblättrig stand der Klee.

Ein jeder hat mir Treu’ in Ewigkeit geschworen,
War aber weit gefehlt.
Zu Amsterdam hab’ ich mein’ Ehr’ verloren,
Ich bin ein Mädchen um’s Geld.

**Konrad Bayer**
die oberfläche der vögel

sagen sie mir doch
muss man über flüsse setzen?
zu welcher stunde?
wo?
sagen sie mir doch
ist da
das schlachthaus?
die gasanstalt?
sehen sie doch
dort oben
hoch oben
aufgehoben
aufgetrieben
vom lichtdurchlässigen
luftstrom
schweben
die vögel
weder kalt noch warm
weder gesehen noch gehört
weder das eine noch das andere
schweben
die vögel
sehen sie doch
oben
dort
in der höhe ...

(Sämtliche Werke, Bd. I., Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1985.)

*Der avantgardistische Thinktank der österreichischen Literatur in den 1960er Jahren, die legendäre „Wiener Gruppe“, folgte der Idee, die Sprache nicht als ein Mittel zur ornamentalen künstlerischen Darstellung, sondern als ein Instrument zur Untersuchung von Denkvorgängen und zur Aufhebung von Wahrnehmungsschranken einzusetzen. Am weitesten vorgewagt hat sich hierbei der Dichter und Unruhegeist Konrad Bayer (1932-1964).*

Die Fragen, die hier das lyrische Subjekt des 1957 entstandenen Gedichts stellt, führen sämtlich ins Leere. Die Paraodoxien des Gedichts beginnen schon mit seinem Titel, der irritierenderweise von einer „Oberfläche“ der Vögel spricht. Der Text selbst konzentriert sich zunächst auf eine horizontale („flüsse“), danach eine vertikale Perspektive („dort oben“, „vögel“). Die gewohnten Wahrnehmungsweisen werden ausgehebelt, aber eine plausible Antwort auf die In-Fragestellungen wird verweigert.

**Konrad Bayer**
marie dein liebster wartet schon

marie dein liebster wartet schon
mit einer stange von beton
in seiner guten sanften hand
im haar trägt er ein seidenband

er schlägt den prügel dir ums ohr
da spritzt das blut gar hell empor
dein neuer hut er ging entzwei
ihm war das alles einerlei

warum geht er so eilends fort
warum spricht er kein einzig wort
was hat den knaben so bewegt
dass er dich einfach niederschlägt

er war so still er war so zart
sein kinn war weich und unbehaart
wer hätte das von ihm gedacht
marie er hat dich umgebracht

(Das Gesamtwerk. Hrsg. v. Gerhard Rühm. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1971.)

*Am Ende von Georg Büchners berühmtem Drama „Woyzeck“ kommt es zu einem tragischen Mord: Der sozial erniedrigte Soldat Woyzeck tötet in einem Anfall von rasender Eifersucht seine Geliebte Marie. Der österreichische Dichter Konrad Bayer (1932-1964), der provokativste Kopf der „Wiener Gruppe“, hat aus diesem Motiv des Geliebten-Mords ein schaurig-böses Liebesgedicht gemacht.*

Die Suche nach einer Verbindung von Schönheit und Schock führt hier zu einem rabiat-provokativen Gedicht, das auf die Elemente der Ballade und der Moritat zurückgreift. Der Text weicht durch seine konventionelle Form von der experimentellen Poetik Bayers ab, die darauf abzielt, die Grenzen auf unserer sprachlichen Landkarte zu verschieben. Bei seinem Versuch einer radikalen ästhetischen Revolte griff Bayer zu ungewöhnlichen Mitteln: Er beschäftigte sich mit Magie und Geheimriten, er wollte die Kunst erlernen, sich unsichtbar machen. Nach einem unglücklich verlaufenen Auftritt bei der Gruppe 47 beging er am 10. Oktober 1964 Selbstmord.

**Konrad von Würzburg**

Wo der Tag zwei Menschen erscheinen wird

Wo der Tag zwei Menschen erscheinen wird,
die verborgen die Stunde der Liebe verbringen müssen,
da muss das Umarmen ein Ende haben:
Niemals konnte der Morgen heimlich Liebende vor Klage bewahren.
Er lehrt die Augen, Tränen hervorzubringen:
den Sinnen kann er keine Freude mehr leihen.
Wer mit vortrefflichen Frauen heimlich
das Liebesspiel treibt, der weiß zu Recht den Morgen zu beschimpfen.

(Ü: Ulrich Müller/Gerlinde Weiss)

*Die Mediävistik preist Konrad von Würzburg (ca. 1225-1287) als vielseitigsten Dichter der höfischen Literatur des 13. Jahrhunderts, als „einen Herrscher über Sprache und Vers“. Nach seiner Zeit als fahrender Sänger agierte Konrad als Berufsdichter im Auftrag geistlicher und bürgerlicher Mäzene in Basel. Als eins seiner Hauptwerke gilt „Die goldene Schmiede“, eine Verherrlichung der Jungfrau Maria, in der er „den Glanz seiner Diktion, die Fülle seiner Rede, den Schimmer seiner Bilder“ entfaltet hat. Dieses Gedicht preist in traditioneller Weise durch Schmuck- und Blumenmetaphorik das Wesen der Gottesmutter.*

Da Konrad in seinen Minneliedern, Sangsprüchen, Legenden und den sogenannten „Leichs“, den Gesangsstücken, stets einen Gottesbezug sucht und die Heilsgeschichten des Erlösers Jesus Christus ins Zentrum seiner Texte stellt, muss man sich im vorliegenden Gedicht nicht über die Belehrung der „heimlich Liebenden“ wundern. Im Original ist der Text streng gereimt, aber selbst in der Prosa-Übersetzung ist der Tadel an die „heimlich Liebenden“ noch hörbar.

**Konrad Weiß**

Verkündigung

Als Maria, da der Engel ihr
Jungfrauengemach verlassen, schier,
wie die Flut ihr Herz hinuntertrank,
hinverlöschend durch des Weinens Gier
auf das Kissen, wo sie kniete, sank,

da, noch eh der Tau vom Auge brach,
sah sie, dass vorm Fenster - ihr Gemach
wurde hell davon - ein Baum im Reif
stand, wie knospet Gold durch Wasser, sprach
sie, die weiße Flamme. - Herz begreif!

(Konrad Weiß, Eines Morgens Schnee. Hrsg. v. Norbert Hummelt. Lyrikedition 2000, München 2006.)

*Als „einen Dichter, dunkel aus Demut, und undurchdringlich aus echter Bescheidenheit", haben ihn prominente Zeitgenossen beschrieben. Der geistliche Dichter und Marien-Mythologe Konrad Weiß (1880-1940) hat sich wie kein anderer Autor seiner Generation mit großer Emphase den biblischen Urszenen von der Gottesmutter Maria und der Heiligen Familie hingegeben.*
*Was heute kaum ein Autor mehr wagen würde, hat Weiß zu seinem lyrischen Grundsatzprogramm gemacht - die direkte Ansprache der Heiligengestalten, das Gedicht als inniges Gebet.*

Als dunkle Melodien, murmelnde Beschwörungen, die als Selbstgespräche der Seele nach innen gerichtet sind, strömen Weiß' Verse dahin, bis sie im semantischen Innenraum ihren theologischen Glutkern erreichen. Auch die „Verkündigung" ist in diesem Sinne das pathetische Selbstgespräch eines tief religiösen Katholiken, der die Visionen der Gottesmutter als persönliche Offenbarung durchbuchstabiert.

**Konstantinos Kavafis**

Brichst du auf gen Ithaka ... *(Wolfgang Josing - und Doris Gundert)*

Brichst du auf gen Ithaka,
wünsch dir eine lange Fahrt,
voller Abenteuer und Erkenntnisse.
Die Lästrygonen und Zyklopen,
den zornigen Poseidon fürchte nicht,
solcherlei wirst du auf deiner Fahrt nie finden,
wenn dein Denken hochgespannt, wenn edle
Regung deinen Geist und Körper anrührt.
Den Lästrygonen und Zyklopen,
dem wütenden Poseidon wirst du nicht begegnen,
falls du sie nicht in deiner Seele mit dir trägst,
falls deine Seele sie nicht vor dir aufbaut.

Wünsch dir eine lange Fahrt.
Der Sommer Morgen möchten viele sein,
da du, mit welcher Freude und Zufriedenheit!
in nie zuvor gesehene Häfen einfährst;
halte ein bei Handelsplätzen der Phönizier
und erwirb die schönen Waren,
Perlmutt und Korallen, Bernstein, Ebenholz
und erregende Essenzen aller Art,
so reichlich du vermagst, erregende Essenzen;
besuche viele Städte in Ägypten,
damit du von den Eingeweihten lernst und wieder lernst.

Immer halte Ithaka im Sinn.
Dort anzukommen, ist dir vorbestimmt.
Doch beeile nur nicht deine Reise.
Besser ist, sie dauere viele Jahre;
und alt geworden lege auf der Insel an,
reich an dem, was du auf deiner Fahrt gewannst,
und hoffe nicht, dass Ithaka dir Reichtum gäbe.

Ithaka gab dir die schöne Reise.
Du wärest ohne es nicht auf die Fahrt gegangen.
Nun hat es dir nicht mehr zu geben.

Auch wenn es sich dir ärmlich zeigt, Ithaka betrog dich nicht.
So weise, wie du wurdest, und in solchem Maß erfahren,
wirst du ohnedies verstanden haben, was die Ithakas bedeuten.

**Kuno Raeber**

Warten

Kannst du nicht warten, bis das
Grab über dir einstürzt,
was klopfst du, was schreist du?
Kannst du nicht warten, bis dir
der Ball hart gegen die Brust stößt,
was klopfst du, was schreist du?
Kannst du nicht warten, bis dir
das Kind mit dem schmutzigen Finger
erstaunt übers Kinn streicht,
was klopfst du, was schreist du?
Kannst du nicht warten aufs feuchte
Frühjahr, auf Kinder, auf Spiele, die dich zufällig
befreien, was klopfst du, was schreist du?
Kannst du nicht warten?

1963

aus: Werke in fünf Bänden. Bd. I: Lyrik. Hrsg, von Christian Wyrwa und Matthias Klein. Nagel & Kimche im Hanser Literaturverlag München 2002

*Seine Entscheidung für die Dichtkunst als Lebensform war radikal. Nach einer theologischen Karriere in Basel und Zürich und einem Noviziat beim Jesuitenorden hatte der Schweizer Autor Kuno Raeber (1922-1992) nicht nur alle Brücken zu seiner katholischen Vergangenheit abgebrochen, sondern sich auch von seiner Familie getrennt, um sich ausschließlich der Poesie widmen zu können. Raebers Romanhelden sind unglückliche, von ihrer Frömmigkeit gefesselte Heilige, die sich nur in Wahnzuständen, durch Selbstgeißelungen oder Folterungen erlösen können. Dieses Selbstquälerische steckt auch in den mythischen Maskenspielen seiner Gedichte.*

»Gedichte«, so schrieb Raeber im Vorwort zu seinem 1963 erschienenen Band »Flussufer«, »können prall gefüllt sein mit Welt und davon überfließen. Sie können aber auch eine Geste der Abwendung sein, der Welt den Rücken kehren.« Für das lyrische Ich in »Warten« scheint die Erfahrung der Welt unerträglich geworden zu sein, so dass man ihr nur noch Geschrei entgegensetzen kann. Zerquält durch Torturen, kann dieses Ich nicht mehr »warten«.

**Kurt Bartsch**

Adolf Hitler ganz allein

Adolf Hitler, ganz allein
Baute er die Autobahn
Keiner trug ihm einen Stein, keiner rührte Mörtel an

Keiner half ihm, als den Krieg
Er vom Zaun gebrochen.
Dennoch dauerte der Krieg
Fast dreihundert Wochen

Adolf Hitler ganz allein
Hackte Holz, trug Kohlen,
Heizte dann die Öfen ein
In Auschwitz, fern in Polen.

Keiner hat es kommen sehn,
Jeder hielt sich ferne.
Alle ließen es geschehn,
Aber, ach, nicht gerne.

Adolf Hitler ganz allein
Musste sich erschießen.
Außer ihm hatte kein Schwein
Einen Grund, zu büßen.

(Weihnacht ist und Wotan reitet. Rotbuch Verlag, Berlin 1985)

*Im Rahmen eines Zyklus von 60 Gedichten, die sich mit deutschen Märchen und Mythen befassen und die Helden und Antihelden der deutschen Geschichte von Wotan bis Hitler porträtieren, hat der 1937 geborene Kurt Bartsch eine genialisch boshafte Ballade über das fatale Unschuldsbewusstsein der Deutschen geschrieben. Ein lyrisches Lehrstück, das allen Historiografien des Nationalsozialismus als Motto dienen sollte:*

In seinen fünf Strophen, die er durch eingängige Kreuzreime verbindet, persifliert Bartsch die Litanei der Unschuld, die nach 1945 das Geschichtsbewusstsein der Nachkriegsdeutschen prägte: Hitler galt als der Alleinverantwortliche für die Verbrechen der NS-Zeit, die Deutschen selbst firmierten als verführte Nation. Die Absurdität einer solchen Geschichtsdeutung wird durch die penetrante Wiederholung der Eingangszeile kenntlich gemacht. Kurt Bartschs sarkastische Lektionen sind im Frühjahr und Sommer 1984 entstanden.

**Kurt Bartsch**

Einer

Einer hat auf einen geschossen.
Einer war da. Jetzt ist einer weg.
Einer ist um die Ecke gegangen.
Einer kam nicht vom Fleck.

Einer hat das Fenster geöffnet.
Einer war tot. Einer bekam einen Schreck.
Einer hat das Fenster geschlossen.
Einer lachte und steckte seinen Revolver weg.

Einer lag auf dem Pflaster.
Einer sah einen Schatten. Einer hörte den Schuss.
Einer fuhr weg im Leichenauto.
Einer ging weg zu Fuß.

(In: Jahrbuch der Lyrik 1984, Hrsg. v. Ch. Buchwald und Gr. Laschen. Darmstadt/Neuwied, Luchterhand Verlag 1984)

*Zu den am meisten gefürchteten Waffen des 1937 geborenen Dichters, Erzählers und Drehbuchautors Kurt Bartsch gehörte die Parodie. In der DDR, wo er bis 1980 lebte, mokierte er sich über opportunistische „Staatsschriftsteller", im Westen kritisierte er hochgejubelte Mode-Autoren. Aber auch jenseits seiner Parodien ging Bartsch als Dichter seine eigene „Hölderlinie". In einigen sehr düsteren Gedichten aus den 1980er Jahren entwirft er Fallstudien des Scheiterns und Verunglückens.*

Das Gedicht spricht von namenlosen Tätern und Opfern, die offenbar in einer völlig anonymisierten Gesellschaft ohne jede solidarische Regung leben. Der Autor beschränkt sich auf die lakonische Reihung von ebenso unheimlichen wie undurchschaubaren Vorgängen. Ausgangspunkt des Gedichts ist offenbar ein Tötungsversuch an einer Person, dessen Begleitumstände hier protokolliert werden. Aber die Akteure bleiben namenlos und das Geschehen rätselhaft.

**Kurt Bartsch**

Lenz

Der Engel ist gestorben
Was soll ich machen jetzt
Ich hab sein Fleisch verdorben
Mit Messern, scharf gewetzt.

Ich will den Engel graben
Weg in die schwarze Erd
Verscharrn mit Blut und Narben
Dass Gott ihn nicht begehrt.

Und will beim Engel liegen
Wenn ich gestorben bin
Und aufstehn nicht und fliegen
Zu hellren Orten hin.

(In: Jahrbuch der Lyrik : Im Weltriss häuslich. Hrsg. von C. Buchwald und G. Laschen. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1984)

*Wer spricht hier überhaupt, in dieser bedrückenden Phantasie von einer Grabes-Fahrt mit einem toten Engel? Das lyrische Subjekt ist so düster-verzweifelt, dass es dem Engel als Boten aus dem Himmelreich keine Schutzfunktion mehr zuerkennen will, sondern ihn gewaltsam als Begleiter auf dem Weg ins Reich des Todes rekrutiert. Der Titel des 1982/83 entstandenen Rollengedichts von Kurt Bartsch (Jg. 1937) gibt einen Hinweis. Er ist wohl als Name eines unglücklichen Autors zu lesen: Jakob Michael Reinhold Lenz.*

Wenn hier ein innerer Monolog des unglücklichen Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) vorgeführt wird, dann kann man auf die furchtbare Vision verweisen, von der „Lenz“ in Georg Büchners gleichnamiger Erzählung heimgesucht wird. Gegenüber dem Pfarrer Oberlin spricht Lenz dort von seinen schlimmen Phantasmagorien: „O der Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert - sie liebte noch einen andern - ich liebte sie, sie wars würdig - o gute Mutter, auch die liebte mich - ich bin euer Mörder!“ Die Nachtmahre des Dichters Lenz hat Kurt Bartsch in ein beklemmendes Gedicht verwandelt.

**Kurt Bartsch**
Rita

Ritas Mann hat Rita den Laufpass gegeben
Nun sitzt Rita da und kippt einen Korn
In der Kneipe Alte Schönhauser Straße
Das Haus steht auf Abriss, aber noch
Floriert das Geschäft. Herr Ober, zwei Korn! Sie sind
Folglich eingeladen, sagt Rita, weil Ritas Mann
Rita den Laufpass gab, trinkt Rita. Was soll ich machen
Ich bin über vierzig, geschieden, drei Kinder am Hals
Die Jüngste ist dreizehn und geht schon mit Männern
Früh übt sich, als ich dreizehn war
War alles anders, sagt Rita. Erst Krieg, dann der Hunger
Mit sechzehn, sagt sie, habe ich Steine geklopft
Wir gruben die Stadt aus mit bloßen Händen.
Jetzt steht die Stadt. Ich bin eine Ruine.

(Kaderakte. Gedichte und Prosa. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1979. © Kurt Bartsch)

*Den „neuen Menschen“ der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ haben die politischen Eliten der DDR in den Gedichten des 1937 geborenen Kurt Bartsch nicht finden können. Im Gegenteil: Was der Autor 1979 in seinem Gedichtband mit dem provokativen Titel „Kaderakte“ an sozialistischen Lebensläufen sammelte, war nicht dazu angetan, dem Ruhme des SED-Staats zu dienen.*

Den lakonischen Realismus von Bartschs Gedichten empfanden die SED-Kulturpolitiker als Zumutung. Prompt wurde der Autor 1979 aus dem Schriftstellerverband der DDR ausgeschlossen - offiziell wegen der illegalen Veröffentlichung von Büchern im Westen - ; Bartsch ging bald darauf von Ost- nach West-Berlin. Seine Spottlust, die er bereits in seinem satirischen Gedichtbuch „zugluft“ (1968) ausgebildet hatte, hat er in seinen folgenden Büchern noch weiter verschärft.

**Kurt Bartsch**

Song vom Eiertransport

1

Wir haben Eier geladen.
Drum müssen wir vorsichtig fahren.
Wenn wir nicht vorsichtig fahren
Haben wir Rühreier geladen.

2

Wenn wir euch Rühreier brächten
Hätten wir nichts zu lachen.
Obwohl, wir haben viel Humor:
Wir fahren mit achtzig Sachen.

3

Hätte kein Baum hier gestanden
Säßen wir jetzt nicht rum.
Aber es hat ein Baum hier gestanden.
Der liegt jetzt um.

4

Wir haben Rühreier geladen.

**Kurt Bartsch**

Thank You For Backobst (nach Uli Becker)

Wenn ich ein Vöglein wär
und auch zwei Flügel hätt,
ich säße womöglich
in einem Vogelkäfig -
No future, komplett!

(Die Hölderlinie. Rotbuch Verlag. Berlin 1983.)

*Der ehemalige Sargverkäufer und Leichenträger und spätere Kabarettist, Dichter und Romancier Kurt Bartsch (geb. 1937) entdeckte schon früh seine Begabung zum Makabren und zum parodistischen Gegengesang. Seine Sammlung mit deutsch-deutschen Parodien, „Die Hölderlinie“ (1983) enthält einige treffliche Verballhornungen damals tonangebender poetischer Sounds. So wird der lockere Alltags- und Beat-Lyriker Uli Becker (geb. 1952) in einer rasanten Miniatur gewürdigt.*

Das alte Kinder- und Liebeslied „Wenn ich ein Vöglein wär“ wird in etwas zwanghafter Schnoddrigkeit in englische Redewendungen und populäre Parolen („No future“) eingebettet. Aus der lyrisch aufgerufenen Utopie der Liebe wird hier eine düstere Szene ewiger Gefangenschaft. Die finstere Miniatur kontrastiert zur Lässigkeit des Gedicht-Titels, der wie in vielen Gedichten Uli Beckers englische und deutsche Vokabularien je nach Bedarf mixt.

**Kurt Drawert**
Kontakte

Ich sah sie, hinter den Scheiben,
sprechen, sah, dass sie allein war,
und dass sie mich nicht sah,

und sprach. Hinter ihrem Fahrzeug,
am Straßenrand,
zwei zueinander geneigte,

sehr nackte Platanen,
dahinter die tote Fabrik,
darüber der Mond,

etwas gesplittert vom Winter.
Dann fuhr ich weiter,
und ich fuhr lange ohne Erinnerung hin.

(Frühjahrskollektion. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Alles beginnt mit einer Sekunde der tiefen Überraschung. Soeben noch angeschlossen an die Automatismen einer Autofahrt, befindet sich das lyrische Ich im Gedicht des 1956 geborenen Kurt Drawert urplötzlich im existenziellen Ausnahmezustand. Ein flüchtiger Blick genügt - und der Raum des Alltags ist verlassen und eine Verheißung blitzt auf.*

Er bevorzuge, hat Drawert einmal gesagt, eine diskrete Poesie, die „jede große transzendierende Geste und Weltumschlungenheit“ meidet. In diesem um 2000 entstandenen Gedicht skizziert er in knappen Strichen eine kleine Szene, die gerade durch Aussparung jedweder Gefühlsbewegung an Intensität gewinnt. Da ist die Schaulust des Autofahrers, dessen Blick auf eine fremde Frau fällt. Das Naturzeichen der „sehr nackten Platanen“ verweist auf den ersehnten „Kontakt“ des Mannes mit der Frau. Aber das Begehren wird auf Distanz gehalten. Immer ist da die trennende Scheibe, traditionell die Fläche unzähliger narzisstischer Spiegelungen, die eine unüberwindbare Grenze setzt.

**Kurt Heynicke**

Erhebe die Hände

Erhebe die Hände,
Angesicht,
urnamenlos
über mein Haupt,
das feucht ist von Wein und Lachen!

Ich stürze in blitzende Stunden,
reiße mein Blut hoch in blühende Frauen,
und wiege dahin in singende Geigen –
siehe –
es neigen sich alle Stunden,
ich könnte jung sein,
und mein Herz ein Sommer –
aber tief in mir schluchzt ein Gedanke –
fern
verhaltenes Weinen steigt dunkelher
und umarmt meine Jugend ...
Dies ist ewig:
Das Nein.

Hätte ich alle Lust,
fremd höben sich meine Schultern,
meine Lippe wäre Verachtung:
Ich bin ein Wanderer
und darf nicht verweilen ...

**Kurt Marti**

es war eine gute ehe

es war eine gute ehe
sie blieben sich treu
es war eine gute ehe
nicht das geringste geschah
es war eine gute ehe
die stark war wie stahl
es war eine gute ehe
die still war wie stein
es war eine gute ehe
nicht das geringste geschah
es war eine gute ehe
jetzt ist das gefängnis gesprengt

(leichenreden. Nagel & Kimche/Hanser Verlag , München/Wien 2001)

*Seit über einem halben Jahrhundert demonstriert der 1921 geborene Dichter und Pfarrer Kurt Marti, dass Poesie und Politik keine unvereinbaren Sphären sein müssen. Mit dialektischem Wortwitz und sprachkritischer Aphoristik versucht er in seinen Gedichten gesellschaftliche und moralische Schieflagen kenntlich zu machen. Seine lyrische Befreiungstheologie verbindet er mit Mahnungen zu Zivilcourage und praktizierter Nächstenliebe.*

Dass die mustergültige Erfüllung gesellschaftlicher Konventionen nicht vor lebenspraktischem Scheitern schützt, illustriert seine um 1999/2000 entstandene Miniatur über Glück und Unglück einer Durchschnittsehe. Die unverbrüchliche Zweisamkeit der Eheleute scheint hier durch gewaltsame Normierung erkauft worden zu sein. Aus dieser Perspektive erscheint die Institution Ehe als ein lebloses Konstrukt - so dass ihr Scheitern als Ausbruch aus einer Gefangenschaft erlebt werden kann.

**Kurt Marti**
vorzug von parlamentswahlen

viele        einer
für einen        für viele

    alle
    für viele
    viele
    für alle

nicht        noch
alle für einen einer für alle

*Der Gedanke der repräsentativen Demokratie, dass politische Entscheidungen nicht direkt durch die Bevölkerung, sondern durch gewählte „Volksvertreter“ bzw. Abgeordnete getroffen werden, wird hier von dem Schweizer Lyriker und politischen Epigrammatiker Kurt Marti (geboren 1921) in einer prägnanten lyrischen Miniatur glossiert. Der „vorzug von parlamentswahlen“ - so scheint es zunächst - wird nicht gleich polemisch delegitimiert, -sondern in ein logisches Denk- und visuelles Sprachspiel eingebunden.*

Marti kritisiert den Gedanken der demokratischen Stellvertretung durch die bloße Entgegensetzung der unterschiedlichen Quantitäten „einer - viele - alle“. Denn in jedem der genannten Repräsentationsverhältnisse (zum Beispiel „einer / für viele“) offenbart sich eine Inkongruenz. Der Schlussteil zeigt dann die ganze Schärfe von Martis Parlamentarismus-Kritik. Denn die unverbrüchliche Bruderschaft zwischen den „Vielen“ und ihren Repräsentanten, wie sie anklingt im Motto der von Alexandre Dumas erfundenen „drei Musketiere“ anklingt („alle für einen - einer für alle“), wird verworfen.

**Kurt Schwitters**
Auf einem blauen Kinderbuch

Auf einem blauen Kinderbuch
Lag ruhig schlummernd ein Herr Kuch.
Er kam von einer Platte Kuchen
War weggesteckt, man sollt ihn suchen.
Doch niemand hatte ihn gefunden,
Und langsam rannen ihm die Stunden.

Da schlief er ein aus Langeweile,
Kuch hatte eben keine Eile.
Da kam ein Kind und sah den Kuch
Festschlafend auf dem blauen Buch,
Das aß ihn auf mit Wohlbehagen,
Da kam der Kuchen sozusagen
Hinunter in des Kindes Magen.

(Das literarische Werk. Hrsg. v. Friedhelm Lach. Bd. I: Lyrik. Dumont Buchverlag, Köln 1973.)

*Der Universalkünstler, „Merz“-Dichter und experimentelle Grafiker Kurt Schwitters (1887-1948) hat immer von einer „Paradiessprache der Zeichen“ geträumt, in der neue, überraschende Bedeutungsordnungen auftreten. Aus dem Spiel mit Klang und Reim vermochte er eine teils ironische, teils komische oder fantastische Spannung aufzubauen. In einigen hinreißenden Kindergedichten hat er den gängigen Märchen-Ton mit einer alogischen Handlung und kalauernder Banalität in schöner Konsequenz verbunden.*

Was dem „Herrn Kuch“ in diesem nach 1920 entstandenen Gedicht widerfährt, ist nicht durchweg heiter. Schließlich wird er das Opfer von vorsätzlichem Kannibalismus. Aber es tröstet der Umstand, dass der ominöse „Herr Kuch“ ja nur um des Reimes willen einen Personenstatus genießt. Man kann ihn auch aus seiner Menschen-Identität entlassen und ihn nur als temporär verschollenen Teil eines Gesamtkuchens begreifen. Sicher ist, dass „Herr Kuch“, wie viele andere lyrische Erfindungen aus Kurt Schwitters’ Feder, eine Menge Lesespaß bereitet.

**Kurt Schwitters**

Banalitäten aus dem Chinesischen

Fliegen haben kurze Beine.
Eile ist des Witzes Weile.
Rote Himbeeren sind rot.
Das Ende ist der Anfang jeden Endes.
Der Anfang ist das Ende jeden Anfangs.
Banalität ist jeden Bürgers Zier.
Das Bürgertum ist aller Bürger Anfang.
Bürger haben kurze Fliegen.
Würze ist des Witzes Kürze.
Jede Frau hat eine Schürze.
Jeder Anfang hat sein Ende.
Die Welt ist voll von klugen Leuten.
Kluge ist dumm.
Nicht alles, was man Expressionismus nennt, ist
Ausdruckskunst.
Kluge ist immer noch dumm.
Dumme ist klug.
Kluge bleibt dumm.

(Das literarische Werk. Bd. I: Gedichte. DuMont Verlag, Köln 1973 ff.)

*Mit seiner „Merzdichtung“ hatte der Dichter, Maler, Aktionskünstler und Universalpoet Kurt Schwitters (1887-1948) die literarische Revolution des Dadaismus maßgeblich geprägt. Um 1922/23 zeigte der Dadaismus erste Erschöpfungssymptome. Schwitters reagierte darauf mit einem neuen Stil, den er als „konstruktivistisch“ verstand: Es geht dabei um die Neugruppierung einfachster Elemente, Sprachbruchstücke und Konventionen. Auch die „Banalität“ spielt darin eine zentrale Rolle. 1922 erhebt er sie in einem Gedicht zur idealen Kategorie für das Auffinden eines „unkünstlerischen Komplexes in der unkünstlerischen Welt“.*

Seine bizarre Komik gewinnt das Gedicht aus der paradoxen Neu-Kombination von de-montierten Sprichwörtern. Schwitters, der sich zur Entstehungszeit des Gedichts intensiv mit den Weisheiten des Zen-Buddhismus befasst hatte, demonstriert die enge Affinität von tiefschürfenden Lebenswahrheiten und absoluter Banalität. Die neu entstandenen Sprichwörter beweisen absurden Witz - bis hin zur Ironisierung des Expressionismus. Die Dummheit, so zeigt Schwitters, ist auch unter „klugen Leuten“ kaum aufzuhalten.

**Kurt Schwitters**

Die Zute Tute

Und als sie in die Tute sah,
Da waren rote Kirschen drin.
Und als sie in die Tute sah,
Da waren rote Kirschen drin.
Da machte sie die Tute zu,
Da war die Tute zu,
Da war die Tute zu.

(Das literarische Werk. Bd. 1: Lyrik. DuMont Verlag, Köln 1973. )

*Im Januar 1923 absolvierte der Dichter, Maler und dadaistische Universalkünstler Kurt Schwitters (1887-1948) eine Tournee durch Holland. Dort rezitierte er erstmals vor Publikum sein urkomisches Gedicht von der „Zuten Tute" und den roten Kirschen, ein schöne Nonsense-Miniatur, die bildkünstlerisch mit einem Kirschen-Bild (Merzbild 32a) korrespondiert:*

Bei aller Heiterkeit, die Schwitters mit dieser hübschen Trivialität beim Publikum auslöste, erhoben sich doch auch zornige Gegenstimmen, wie ein zeitgenössischer Pressebericht dokumentiert: „Die Wörter ‘Unsinn’ und ‘Idiotismus’ werden ihm entgegengeschleudert." Auf Schwitters’ ironische Anmerkung, er wolle den Störern die Gelegenheit geben, den Saal verlassen, rief ein empörter Zuschauer: „Sie sind es selbst, der hier stört, mit ihrem Unsinn!"

**Kurt Schwitters**

Doppelmoppel

Der Herr von Doppelmoppel
Hat alle Dinge doppel.
Er hat ein Doppelkinn
Mit Doppelgrübchen drin.
Er führt ein Doppelleben,
Das zweite stets daneben.
Er hat ein Doppelweib
Zum Doppelzeitvertreib.
Der Herr von Doppelmoppel
Hat eben alles doppel.

(1928)

(Das literarische Werk. Hrsg. v. Friedhelm Lach. Bd. I: Lyrik. Dumont Verlag, Köln 1973.)

*Im Jahr 1918 hatte der spätere Konstruktivist, Aktionskünstler und Dichter Kurt Schwitters (1887-1948) sein künstlerisches Erweckungserlebnis. Zunächst dichtete er nach der Manier des Expressionisten August Stramm und imitierte dessen hart skandierte Rhythmen und Sprachdeformationen. Kurz darauf folgte völlig abrupt der Übergang zu Schwitters' originärer „Merzdichtung" und der radikalen Dekomposition der Wörter und Sätze: „Mir tut der Unsinn leid", so der Dichter, „dass er bislang so selten künstlerisch geformt worden ist, deshalb liebe ich den Unsinn."*

In einem seiner schönsten sprachspielerischen Gedichte übersetzt Schwitters das Prinzip der Verdoppelung aller Dinge in ein Poem. Es existiert sinnigerweise in zwei Varianten. Veröffentlicht wurde es erstmals in der 1928 publizierten Festzeitung „der doppelnippel. Mars-Mitternachts-Post-Posaune". Hier trägt das Gedicht noch den Titel „Damenwahl" und amüsiert sich mit der doppeldeutigen Unterzeile „Wir aber haben alle einen Doppelnippel!". Bei modernen Lyrikern läuft eben fast alles auf ein „Doppelleben" hinaus.

**Kurt Schwitters**

Ich sing mein Lied

Ich sing mein Lied in tiefen Raum, ………..man hört es kaum.
Es dringt hervor aus tiefer Brust …………………mir unbewusst.
Es singt Dir eine Melodie ……………………………jetzt oder nie.
Hast Du mich nun noch nicht erhört …………bin ich empört
Und trinke Lindenblütentee …………………..der mildert Weh,
Und frage mich: „Was bist denn Du …………….Du alte Kuh?“

um 1913

aus: Kurt Schwitters: *Das literarische Werk. Bd. I: Lyrik*, DuMont Buchverlag, Köln 1973

*Der hier sein ironisches Lied singt, hat noch nicht seine unverwechselbare Stimme gefunden. Der Universalkünstler und Literaturrevolutionär Kurt Schwitters (1887–1948) schrieb sein „Lied“ um 1913, kurz vor jener epochalen Umwälzung des Futurismus und Dadaismus, die der Autor als den eigentlichen Beginn seines lyrischen Werks ansetzte. Der sentimental-romantische Ton seiner frühen Gedichte wird aber hier schon ironisch konterkariert.*

Wenn sich im ersten Teil des jeweiligen Verses ein feierlicher Ton Bahn brechen will, wird er im zweiten Teil umgehend durch Bagatellisierung ironisch ausgebremst. Der Sänger, aus dessen „tiefer Brust“ das „Lied“ hervordringt, erscheint als lächerliche Figur. Der Konsum von „Lindenblütentee“ eignet sich kaum für heroische Selbststilisierungen. Am Ende folgt dann der Gipfel der Selbstverspottung: Der Dichter als alte Kuh – erhabene Dichterpriester sehen anders aus.

**Kurt Schwitters**

Schmidt-Lied

Und wenn die Welten untergehn,
So bleibt die Welle doch bestehn.
Das Radio erzählt Euch allen,
Was immer Neues vorgefallen.
Und funk ich hier ins Mikrophon,
Hört man im Weltall jeden Ton.
Und bis in die Unendlichkeit,
Erfährt man jede Neuigkeit.
Wir funken bis zum Untergang
Ins Weltall kilometerlang.

1927/28

aus: Kurt Schwitters: *Das literarische Werk Bd. I: Lyrik*, DuMont Buchverlag, Köln 1973

*Das „Schmidt-Lied" des Malers, Bildhauers und Literaturrevolutionärs Kurt Schwitters (1878– 1948) ist ein Nebenprodukt seiner grotesken Oper* Der Zusammenstoß, *die um 1927/28 entstand. Diese bis heute nie aufgeführte Oper handelt von den Turbulenzen angesichts des bevorstehenden Weltunterganges.*

Ein neu entdeckter Himmelskörper rast in dieser schrägen Oper auf die Erde zu und droht mit ihr zusammenzustoßen. Auf dem Potsdamer Platz in Berlin soll der Zusammenstoß stattfinden. Das Radio, das neue Medium der Massenkommunikation, allen voran der „Ansager Schmidt", nimmt Funk-Kontakt mit dem unbekannten Planeten auf. Die Kunstmittel, die Schwitters in diesem Gedicht einsetzt, sind weit entfernt von den dadaistischen Inventionen seines Frühwerks. In seinem kalauernden Witz steht es den Reimereien eines Ringelnatz näher als den Sprachexerzitien des Avantgardismus.

**Kurt Schwitters**
So, so!

Vier Maurer saßen einst auf einem Dach.
Da sprach der erste: „Ach!“
Der zweite: „Wie ists möglich dann?“
Der dritte: „Dass das Dach halten kann!“
Der vierte: „Ist doch kein Träger dran“
Und mit einem Krach
Brach das Dach.

*Der stets auf überraschende Abweichungen bedachte Universalkünstler, Architekt und Dichter Kurt Schwitters (1887-1948) hat nach 1919 eine Reihe von Gedichten verfasst, die sich von der verbissenen Programmatik des von ihm unterstützten Dadaismus lösen und in der „Merzdichtung“ variationsreiche Formen des Wort- und Laut-Spiels zelebrieren. Neben alogischen Formen, in denen Klangspiel und Semantik auseinander treten, erfindet Schwitters auch erzählerische oder volksliedhafte Gedichte, die von ihrer Alogik oder Paradoxie zehren. Die Miniatur zu den „vier Maurern“ lebt von den Flexibilitäten des Vokals „A“ und des „Ach“-Lauts.*

Die Sprachwissenschaft verweist hier auf den „stimmlosen velaren Frikativ“ bzw. den „Ach-Laut“, den Schwitters in eine heitere Episode integriert. Seine „vier Maurer“ werden durch die phonemische Trias „Ach-Dach-Krach“ geführt. Daraus resultiert ein Scherzgedicht von schöner, weil bezwingend absurder Logik. Weil ihm ein solider Unterbau fehlt, bricht nicht nur das „Dach“ zusammen. Auch Schwitters’ Gedicht zieht es vor, zusammenzustürzen, weil ihm ein ernsthafte Botschaft fehlt. Aber dafür hat es reichlich Witz.

**Kurt Schwitters**
Sonnett

Bei gutem Wetter bin ich liberal,
Bei schlechtem ist die Landschaft meistens kahl,
Der Berg ist höher als das tiefste Tal.
Was war’ die Menschheit ohne Ideal?!

Die Ideale sind des Lebens Brot,
Denn ohne Ideale ist man tot.
Der Reim befreit den Dichter aus der Not,
Wenn er ein Reimemacher ist aus echtem Schrot.

Dann legt er morgens schon im frühen Bette
die klangvoll lyrisch herrlichen Sonnette,
Die reimen von der Menschheit hohen Taten

Und stehen schon beim ersten Frühstück Paten.
Was wär die Menschheit ohne Ideale,
Ihr bliebe statt des Reims die hohle Schale.

1930er Jahre

*aus: Das literarische Werk, hrsg. von Friedhelm Lach. DuMont Buchverlag, Köln 1973*

*Kurt Schwitters (1887-1948) war einer der inspiriertesten Köpfe der expressionistischen und dadaistischen Literaturrevolution. Er brillierte nicht nur als Dichter und Aktionskünstler, sondern auch als »Merz«-Maler, Architekturtheoretiker und Werbegrafiker. Seine Kunstwerke realisieren den totalen Zugriff auf das ästhetische Material: Schwitters sammelte, klebte, nagelte, malte, rezitierte und erfand Konstellationen »am liebsten zwischen allen Dingen der Welt«.*

Berühmt geworden ist er durch seine Laut-und Simultangedichte, in denen das sprachliche Material in einzelne Silben, Buchstaben, Laute und ihre Rhythmik zerlegt und neu gruppiert wird. Schwitters hat aber auch mit konventionellen Formen und Reimen experimentiert, das »Schön Triviale« genutzt und den Reim im klassischen »Sonnett« auf vergnügliche Wege geführt. In diesem Gedicht aus den 1930er Jahren wird der Reim herrlich parodiert und das »Sonnett« aller Feierlichkeit entkleidet.

**Kurt Tucholsky**
Absage

Noch einmal? Ich dächte, wir hätten jetzt Frieden?
Über Gesetze wird friedlich entschieden ...
Ein Straßensturm auf ein Parlament
ist kein Argument.

Diese Matrosen sind keine Matrosen.
Dazwischen Schwärme von Arbeitslosen.
Kämpfer. Banausen. Neugierige. Mob.
Nun aber stop - !

Das Parlament ist ein Spiegel des Landes.
Da sitzen Vertreter jeden Standes.
Will euch die Politik verdrießen -:
Wählen! Nicht schießen!

Eine Gasse der Freiheit - nicht eine Gosse!
Rückt ab von jenem Lärmmachertrosse!
Wir brauchen Ruhezeit. So wird das nie
eine Demokratie -!

*Erbitterte Kritiker haben Kurt Tucholsky (1890-1935), den intellektuell beweglichsten Publizisten und Schriftsteller der Zwischenkriegszeit, einen „Totengräber der Weimarer Republik" (Golo Mann) genannt. Eine groteske Fehleinschätzung. Eher sollte man staunen über die Widersprüchlichkeit eines Autors, der als Mitglied der USPD reaktionäre Tendenzen der Weimarer Demokratie bekämpfte, aber gleichzeitig in liberalen Blättern den Parlamentarismus energisch verteidigte.*

Als Tucholsky dieses Gedicht im Januar 1920 im „Ulk", der satirischen Wochenbeilage des „Berliner Tageblatts" veröffentlichte, hatte die junge Demokratie, die ihre Macht fatalerweise auf reaktionäre „Freikorps" stützte, ihre ersten Gegen-Revolutionen schon hinter sich. Es ist nicht klar, inwieweit Tucholsky hier die Positionen seines dichterischen Ich unterstützt, oder ob er nur die argumentativen Klischees der Republik-Verteidiger zitiert. Besonders die zweite Strophe verweist auf die grobschlächtige Polemik der politischen Rechten, die in den linken Revolutionären nur „Mob" erkennen wollen.

**Kurt Tucholsky**

An das Baby

Alle stehn um dich herum:
Fotograf und Mutti
und ein Kasten, schwarz und stumm,
Felix, Tante Putti ...
Sie wackeln mit dem Schlüsselbund,
fröhlich quietscht ein Gummihund.
„Baby, lach mal!“ ruft Mama.
„Guck“, ruft Tante, „eiala!“
Aber du, mein kleiner Mann,
siehst dir die Gesellschaft an ...
Na, und dann - was meinste?
Weinste.

Später stehn um dich herum
Vaterland und Fahnen;
Kirche, Ministerium,
Welsche und Germanen.
Jeder stiert nur unverwandt
auf das eigne kleine Land.
Jeder kräht auf seinem Mist,
weiß genau, was Wahrheit ist.
Aber du, mein guter Mann,
siehst dir die Gesellschaft an ...
Na, und dann - was machste?
Lachste.

**Kurt Tucholsky**

Augen in der Großstadt

Wenn du zur Arbeit gehst
am frühen Morgen,
wenn du am Bahnhof stehst
mit deinen Sorgen:
        da zeigt die Stadt
        dir asphaltglatt
    im Menschentrichter
    Millionen Gesichter:
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider -
Was war das? vielleicht dein Lebensglück ...
vorbei, verweht, nie wieder.

Du gehst dein Leben lang
auf tausend Straßen;
du siehst auf deinem Gang,
die dich vergaßen.
        Ein Auge winkt,
        die Seele klingt;
    du hast's gefunden,
    nur für Sekunden …
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider.
Was war das? kein Mensch dreht die Zeit zurück …
vorbei, verweht, nie wieder.

Du musst auf deinem Gang
durch Städte wandern;
siehst einen Pulsschlag lang
den fremden andern.
        Es kann ein Feind sein,
        es kann ein Freund sein,
        es kann im Kampfe dein
        Genosse sein.
    Es sieht hinüber
    und zieht vorüber ...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider.
Was war das?
        Von der großen Menschheit ein Stück!
Vorbei, verweht, nie wieder.

**Kurt Tucholsky**
Blick in die Zukunft

Du schläfst bei mir. Da plötzlich, in der
Nacht, du liebe Dame,
Bist du mit einem Laut mir jäh erwacht -
War das ein Name?

Ich horche. Und du sagst es noch einmal -
Im Halbschlaf: „Leo ...“
Bleib bei der Sache, Göttin meiner Wahl!
Ich heiße Theo.

Noch bin ich bei dir. Wenn die Stunde
Naht, da wir uns trennen:
Vielleicht lernt dich dann ein Regierungs-
rat im Teeraum kennen.

Und gibst du seinen Armen nachts dich preis,
den stolzen Siegern: -
Dann flüstre einmal meinen Namen leis
Und denk an Tigern.

*Die publizistischen Aktivitäten des enorm vielseitigen Schriftstellers Kurt Tucholsky (1890-1935) erreichten im Jahr 1920 einen ersten Höhepunkt. In diesem Jahr präsentierte er sich unter diversen Pseudonymen in politisch gegensätzlichen Blättern wie dem linksliberalen „Berliner Tageblatt“, der linkspluralistischen „Weltbühne“, dem USPD-Organ „Die freie Welt“, der eher rechten Agitationszeitschrift „Pieron“ und nicht zuletzt in der Kabarett-Zeitschrift „Schall und Rauch“, in der er als „Theobald Tiger“ ein zauberhaftes Liebesgedicht veröffentlichte.*

Die Liebe, wie sie Tucholskys Alter Ego „Theo“ hier entwirft, ist eine sehr provisorische, die man heute als One-Night-Stand zu charakterisieren pflegt. Das zärtliche Spiel ist befristet und unterliegt offenbar einigen Zufallsgegebenheiten auf dem freien Markt der erotischen Affekte. Das Ich ist der Untreue der „Dame seiner Wahl“ jedenfalls gewiss - die Geliebte einer Nacht wird sich den „Siegern“ zuwenden und den Repräsentanten der Macht. Der erotische Underdog hofft jedoch, als besonders zärtlich Liebender in Erinnerung zu bleiben.

**Kurt Tucholsky**

Chanson (1926)

Da ist ein Land - ein ganz kleines Land -
Japan heißt es mit Namen.
Zierlich die Häuser und zierlich der Strand,
zierlich die Liliputdamen.
Bäume so groß wie Radieschen im Mai.
Turm der Pagode so hoch wie ein Ei -
Hügel und Berg
klein wie ein Zwerg.
Trippeln die zarten Gestalten im Moos,
fragt man sich: Was mag das sein?
In Europa ist alles so groß, so groß -
und in Japan ist alles so klein!

Da sitzt die Geisha. Ihr Haar glänzt wie Lack.
Leise duftet die Rose.
Vor ihr steht plaudernd im strahlenden Tag
kräftig der junge Matrose.
Und er erzählt diesem seidenen Kind
davon, wie groß seine Landsleute sind.
Straße und Saal
pyramidal.
Sieh, und die Kleine wundert sich bloß -
denkt sich: Wie mag das wohl sein?
In Europa ist alles so groß, so groß -
und in Japan ist alles so klein!

Da ist ein Wald - ein ganz kleiner Wald -
abendlich dämmern die Stunden.
Horch! wie das Vogelgezwitscher verhallt ...
Geisha und er sind verschwunden.
Abendland - Morgenland - Mund an Mund -
welch ein natürlicher Völkerschaftsbund!
Tauber, der girrt,
Schwalbe, die flirrt.
Und eine Geisha streichelt das Moos,
in den Augen ein Flämmchen, ein Schein ...
In Europa ist alles so groß, so groß -
und in Japan ist alles so klein!

*pyramidal = gewaltig, riesenhaft*

**Kurt Tucholsky**

Danach

Es wird nach einem happy end
im Film jewöhnlich abjeblendt.
Man sieht bloß noch in ihre Lippen
den Helden seinen Schnurrbart stippen -
da hat sie nu den Schentelmen.
Na, un denn - ?

Denn jehn die beeden brav ins Bett.
Na ja ... diss is ja auch janz nett.
A manchmal möcht man doch jern wissen:
Wat tun se, wenn se sich nich kissn?
Die könn ja doch nich imma penn ... !
Na, un denn - ?

Denn säuselt im Kamin der Wind.
Denn kricht det junge Paar 'n Kind.
Denn kocht sie Milch. Die Milch looft üba.
Denn macht er Krach. Den weent sie drüba.
Denn wolln sich beede jänzlich trenn ...
Na, un denn - ?

Denn is det Kind nich uffn Damm.
Denn bleihm die beeden doch zesamm.
Denn quäln se sich noch manche Jahre.
Er will noch wat mit blonde Haare:
vorn doof und hinten minorenn ...
Na, un denn - ?

Denn sind se alt.
Der Sohn haut ab.
Der Olle macht nu ooch bald schlapp.
Vajessen Kuss und Schnurrbartzeit -
Ach, Menschenskind, wie liecht det weit!
Wie der noch scharf uff Muttern war,
det is schon beinah nich mehr wahr!
Der olle Mann denkt so zurück:
wat hat er nu von seinem Jlück?
Die Ehe war zum jrößten Teile
vabrühte Milch un Langeweile
Und darum wird beim happy end
im Film jewöhnlich abjeblendt.

**Kurt Tucholsky**

Das Leibregiment (Die Trommel)

Der einst dem Feind die Hosen klopfte,
der hieß wohl Gustav der Verstopfte.
Die Soldaten,
ja, die taten
für den Ferschten alles ganz umsonst.
Und sie trugen bunte Fahnen und Gewehre,
aber vorneweg marschiert vorm ganzen Heere:
Eine Trommel, eine Trommel, eine Trommel,
radibimmel, radibammel, radibommel,
beim Leibregiment, beim Leibregiment,
das sich nach König Gustav nennt.

Der Hauptmann, einer von den Fetten,
liegt gern bis Mittag in den Betten -
doch alleine,
denn voll Weine
da verleiht er ungern seine Gunst.
Und im Dienst hält er die glasigen Augen offen -
aber innerlich ist er total besoffen -
und er trägt den dicken Bauch wie eine Trommel -
radibimmel, radibammel, radibommel -
beim Leibregiment - beim Leibregiment -
das sich nach König Gustav nennt!

Der brave Landsknecht braucht nicht tragen,
denn dazu hat er seinen Wagen -
hintern Rosse
im Trosse -
da fährt die Marketenderin.
Und sie kennt vom Regiment die ganze Mannschaft,
denn sie hatte schon mit jedem 'ne Bekannschaft
auf der Trommel, auf der Trommel, auf der Trommel -
radibimmel, radibammel, radibommel,
vom Leibregiment, vom Leibregiment,
das sich nach König Gustav nennt.

Und so marschiert die ganze Bande
jahrein, jahraus durch fremde Lande -
in den Städtchen
die Mädchen
die kommen abends spät nach Haus.
Der Soldat braucht niemals eine Wiegen.
Immer siehst du zwanzig Kinderköpfchen liegen
in der Trommel - in der Trommel - in der Trommel -
radibimmel, radibammel, radibommel -
beim Leibregiment - beim Leibregiment,
das sich nach König Gustav nennt.

**Kurt Tucholky**

Das Lied vom Kompromiss

1. Manche tanzen manchmal wohl ein Tänzchen
immer um den heißen Brei herum,
kleine Schweine mit dem Ringelschwänzchen,
Bullen mit erschrecklichem Gebrumm.
    Freundlich schaun die Schwarzen und die Roten,
    die sich früher feindlich oft bedrohten.
    Jeder wartet, wer zuerst es wagt,
    bis der eine zu dem andern sagt:
        „Schließen wir nen kleinen Kompromiss!
        Davon hat man keine Kümmernis.
        Einerseits und andrerseits,
        so ein Ding hat manchen Reiz ...
        Sein Erfolg in Deutschland ist gewiss:
        Schließen wir nen kleinen Kompromiss!

2. Seit November klingt nun dies Gavottchen.
Früher tanzte man die Carmagnole.
Doch Germania, das Erzkokottchen,
wünscht, dass diesen Tanz der Teufel hol.
    Rechts wird ganz wie früher lang gefackelt,
    links kommt Papa Ebert angewackelt.
    Wasch den Pelz, doch mache mich nicht nass!
    Und man sagt: „Du, Ebert, weißt du was:
    Schließen wir nen kleinen Kompromiss!
        Davon hat man keine Kümmernis.
        Einerseits - und andrerseits –
        so ein Ding hat manchen Reiz ...
        Sein Erfolg in Deutschland ist gewiss:
        Schließen wir nen kleinen Kompromiss!"

3. Seit November tanzt man Menuettchen,
wo man schlagen, brennen, stürzen sollt.
Heiter liegt der Bürger in dem Bettchen,
die Regierung säuselt gar zu hold.
    Sind die alten Herrn auch rot bebändert,
    deshalb hat sich nichts bei uns geändert.
    Kommts, dass Ebert hin nach Holland geht,
    spricht er dort zu einer Majestät:
        „Schließen wir nen kleinen Kompromiss!
        Davon hat man keine Kümmernis.
        Einerseits - und andrerseits - so ein Ding hat manchen Reiz ..."
        Und durch Deutschland geht ein tiefer Riss.
        Dafür gibt es keinen Kompromiss!“

**Kurt Tucholsky**

Das Lied von der Gleichgültigkeit

Eine Hur steht unter der Laterne,
des abends um halb neun.
Und sie sieht am Himmel Mond und Sterne -
was kann denn da schon sein?
        Sie wartet auf die Kunden,
        sie wartet auf den Mann,
        und hat sie den gefunden,
        fängt das Theater an.
Ja, glauben Sie, dass das sie überrasche?
Und sie wackelt mit der Tasche - mit der Tasche,
        mit der Tasche,
        mit der Tasche -
Na, womit denn sonst.

Und es gehen mit der Frau Studenten,
und auch Herr Zahnarzt Schmidt.
Redakteure, Superintendenten,
die nimmt sie alle mit.
        Der eine will die Rute,
        der andre will sie bleun.
        Sie steht auf die Minute
        an der Ecke um halb neun.
Und sie klebt am Strumpf mit Spucke eine Masche ...
Und sie wackelt mit der Tasche - mit der Tasche,
        mit der Tasche,
        mit der Tasche -
Na, womit denn sonst.

Und es ziehn mit Fahnen und Standarten
viele Trupps die Straßen lang.
Und sie singen Lieder aller Arten
in dröhnendem Gesang.
        Da kommen sie mit Musike,
        sie sieht sich das so an.
        Von wegen Politike ...
        sie weiß doch: Mann ist Mann.
Und sie sagt: «Ach, lasst mich doch in Ruhe -»
Und sie wackelt mit der Tasche - mit der Tasche -
        mit der Tasche -
        mit der Tasche ...
Und sie tut strichen gehn.
        Diese Gleichgültigkeit,
        diese Gleichgültigkeit -
die kann man schließlich verstehn.

**Kurt Tucholsky**

Der Graben

Mutter, wozu hast du deinen aufgezogen?
Hast dich zwanzig Jahr mit ihm gequält?
Wozu ist er dir in deinen Arm geflogen,
und du hast ihm leise was erzählt?
    Bis sie ihn dir weggenommen haben.
    Für den Graben, Mutter, für den Graben.

Junge, kannst du noch an Vater denken?
Vater nahm dich oft auf seinen Arm.
Und er wollt dir einen Groschen schenken,
und er spielte mit dir Räuber und Gendarm
    Bis sie ihn dir weggenommen haben.
    Für den Graben, Junge, für den Graben.

Drüben die französischen Genossen
lagen dicht bei Englands Arbeitsmann.
Alle haben sie ihr Blut vergossen,
und zerschossen ruht heut Mann bei Mann.
    Alte Leute, Männer, mancher Knabe
    in dem einen großen Massengrabe.

Seid nicht stolz auf Orden und Geklunker!
Seid nicht stolz auf Narben und die Zeit!
In die Gräben schickten euch die Junker,
Staatswahn und der Fabrikantenneid.
    Ihr wart gut genug zum Fraß für Raben,
    für das Grab, Kamraden, für den Graben!

Werft die Fahnen fort!
Die Militärkapellen
spielen auf zu euerm Todestanz.
Seid ihr hin: ein Kranz von Immortellen -
das ist dann der Dank des Vaterlands.

    Denkt an Todesröcheln und Gestöhne.
    Drüben stehen Väter, Mütter, Söhne,
    schuften schwer, wie ihr, ums bisschen Leben.
    Wollt ihr denen nicht die Hände geben?
    Reicht die Bruderhand als schönste aller Gaben
    übern Graben, Leute, übern Graben -!

**Kurt Tucholsky**

Die Dänen sind geiziger als die Italiener

Die Dänen sind geiziger als die Italiener.
Alle Letten stehlen.
Alle Bulgaren riechen schlecht.
Rumänen sind tapferer als Franzosen.
Russen unterschlagen Geld. –

Das ist alles nicht wahr,
wird aber im nächsten Kriege
gedruckt zu lesen sein.

1924

*Am 25. November 1924 veröffentlichte der politische Journalist und Schriftsteller Kurt Tucholsky (1890–1935) unter seinem Pseudonym Peter Panter in der Zeitschrift* Die Weltbühne *eine böse Glosse über die Anfälligkeit gegenüber „völkerkundlichen“ Vorurteilen. Aus dieser Glosse gliederte er einige Zeilen aus und veröffentlichte sie als eigenständiges Gedicht.*

Aus der bis heute vorhandenen Melange aus Ressentiments, Halbwahrheiten und rassistischen Klischees hat Tucholsky eine ironische völkerpsychologische Miniatur erstellt. Der 1924 in Paris lebende Autor hatte schon damals gute Gründe, an einem dauerhaften Friedenszustand in Europa zu zweifeln. Tucholsky fürchtete, dass sich die europäische Bevölkerung bald wieder in eine „tobende, heulende Masse“ verwandeln und gegeneinander in den Krieg ziehen könnte. Die Geschichte sollte ihn bestätigen.

**Kurt Tucholsky**

Die Frau spricht

1. Die geschiedene Frau

Ja ... da wär nun also wieder einer ...
        das ist komisch!
Vor fünf Jahren, da war meiner;
dann war eine ganze Weile keiner ...
        Und jetzt geht ein Mann in meiner Wohnung um,
        findet manches, was ich sage, dumm;
        lobt und tadelt, spricht vom Daseinszwecke
        und macht auf das Tischtuch Kaffeeflecke -
                Ist das alles nötig -?

Ja ... er sorgt. Und liebt. Und ists ein trüber
Morgen, reich ich meine Hand hinüber ...
        Das ist komisch:
Männer ... so in allen ihren Posen ...
Und frühmorgens, in den Unterhosen ...
        Plötzlich wohnt da einer auch in meiner Seele.
        Quält mich; liebt mich; will, dass ich ihn quäle;
        dreht mein Leben anders, lastet, lässt mich fliegen -
        siegt, und weil ich klug bin, lass ich mich besiegen ...
                Habe ich das nötig -?

Ich war ausgeglichen. Bleiben wir allein,
        ... komisch ...
sind wir stolz. So sollt es immer sein!
        Flackerts aber, knistern kleine Flammen,
        fällt das alles jäh in sich zusammen.
        Er braucht uns. Und wir, wir brauchen ihn.
        Liebe ist: Erfüllung, Last und Medizin.
        Denn ein Mann ist Mann und Gott und Kind,
        weil wir so sehr Hälfte sind.
                Aber das ist schließlich überall:
                der erste Mann ist stets ein Unglücksfall.
                Die wahre Erkenntnis liegt unbestritten
                etwa zwischen dem zweiten und dem dritten.
Dann weißt du. Vom Wissen wird man nicht satt,
aber notdürftig zufrieden, mit dem, was man hat,
                                        Amen.

**Kurt Tucholsky**
Frauen von Freunden

Frauen von Freunden zerstören die Freundschaft.
Schüchtern erst besetzen sie einen Teil des Freundes,
nisten sich in ihm ein,
warten,
beobachten,
und nehmen scheinbar teil am Freundesbund.

Dies Stück des Freundes hat uns nie gehört -
wir merken nichts.
Aber bald ändert sich das:
Sie nehmen einen Hausflügel nach dem andern,
dringen tiefer ein,
haben bald den ganzen Freund.

Der ist verändert;
es ist, als schäme er sich seiner Freundschaft.
So, wie er sich früher der Liebe vor uns geschämt hat,
schämt er sich jetzt der Freundschaft vor ihr.
Er gehört uns nicht mehr.
Sie steht nicht zwischen uns - sie hat ihn weggezogen.

Er ist nicht mehr unser Freund:
er ist ihr Mann.

Eine leise Verletzlichkeit bleibt übrig.
Traurig blicken wir ihm nach.

Die im Bett behält immer recht.

**Kurt Tucholsky**

In Weißensee

Da, wo Chamottefabriken stehn
— Motorgebrumm —
da kannst du einen Friedhof sehn,
mit Mauern drum.
Jedweder hat hier seine Welt:
ein Feld.
Und so ein Feld heißt irgendwie:
O oder I …
Sie kamen hierher aus den Betten,
aus Kellern, Wagen und Toiletten,
und manche aus der Charité
nach Weißensee,
nach Weißensee.

Wird einer frisch dort eingepflanzt
nach frommem Brauch,
dann kommen viele angetanzt —
das muss man auch.
Harmonium singt Adagio
— Feld O —
das Auto wartet — Taxe drei —
— Feld Ei —
Ein Geistlicher kann seins nicht lesen.
Und was er für ein Herz gewesen,
hört stolz im Sarge der Bankier
in Weißensee,
in Weißensee.

Da, wo ich oft gewesen bin,
zwecks Trauerei,
da kommst du hin, da komm ich hin,
wenns mal vorbei.
Du liebst. Du reist. Du freust dich, du —
Feld U —
Es wartet in absentia
Feld A.
Es tickt die Uhr. Dein Grab hat Zeit,
drei Meter lang, ein Meter breit.
Du siehst noch drei, vier fremde Städte,
du siehst noch eine nackte Grete,
noch zwanzig-, dreißigmal den Schnee —
Und dann:
Feld P — in Weißensee —
in Weißensee.

**Kurt Tucholsky**

Luftveränderung

Fahre mit der Eisenbahn,
fahre, Junge, fahre!
Auf dem Deck vom Wasserkahn
wehen deine Haare.

Tauch in fremde Städte ein,
lauf in fremde Gassen;
höre fremde Menschen schrein,
trink aus fremden Tassen.

Flieh Betrieb und Telefon,
grab in alten Schmökern,
sieh am Seinekai, mein Sohn,
Weisheit still verhökern.

Lauf in Afrika umher,
reite durch Oasen;
lausche auf ein blaues Meer,
hör den Mistral blasen!

Wie du auch die Welt durchflitzt
Ohne Rast und Ruh - :
Hinten auf dem Puffer sitzt
du.

*Das Jahr 1924 brachte für den Publizisten und Dichter Kurt Tucholsky (1890-1935) eine entscheidende Zäsur: Er ging als Korrespondent der der Berliner Wochenschrift „Die Weltbühne“ und der „Vossischen Zeitung“ nach Paris, um sich dort, wie er in einem Gedicht schrieb, „vom Vaterlande auszuruhen“. Die Euphorie dieser Lebenswende manifestiert sich in dem kleinen Chanson „Luftveränderung“, einem Plädoyer für Mobilität, Urbanität und Lebens-Neugier.*

Man hat das Gedicht auch als Bekenntnis zum neuen modernen Verkehrsmittel Eisenbahn gelesen und vor allem die beiden ersten und die letzten Zeilen des Textes häufig zitiert. Es geht indes in einem viel umfassenderen Sinn um die Bereitschaft und Begeisterung für das Reisen und für die Begegnung mit fremden Kulturen. Unter dem Pseudonym „Theobald Tiger“ hat Tucholsky das Gedicht erstmals in der „Berliner Illustrirten Zeitung“ vom 21.12.1924 veröffentlicht.

**Kurt Tucholsky**

Mutterns Hände

Hast uns Stulln jeschnitten
un Kaffee jekocht
und de Töppe rübajeschohm -
un jewischt und jenäht
un jemacht und jedreht ...
alles mit deine Hände.

Hast de Milch zujedeckt,
uns Bobongs zujesteckt
un Zeitungen ausjetragen -
hast die Hemden jezählt
und Kartoffeln jeschält ...
alles mit deine Hände.

Hast uns manches Mal
bei jroßen Schkandal
auch 'n Katzenkopp jejeben.
Hast uns hochjebracht.
Wir wahn Sticker acht,
sechse sind noch am Leben ...
Alles mit deine Hände.

Heiß warn se un kalt.
Nu sind se alt.
Nu bist du bald am Ende.
Da stehn wa nu hier,
und denn komm wir bei dir
und streicheln deine Hände.

**Kurt Tucholsky**

Park Monceau

Hier ist es hübsch. Hier kann ich ruhig träumen
Hier bin ich Mensch – und nicht nur Zivilist.
Hier darf ich links gehn. Unter grünen Bäumen
sagt keine Tafel, was verboten ist.

Ein dicker Kullerball liegt auf dem Rasen.
Ein Vogel zupft an einem hellen Blatt.
Ein kleiner Junge gräbt sich in der Nasen
und freut sich, wenn er was gefunden hat.

Es prüfen vier Amerikanerinnen,
ob Cook auch recht hat und hier Bäume stehn.
Paris von außen und Paris von innen:
sie sehen nichts und müssen alles sehn.

Die Kinder lärmen auf den bunten Steinen.
Die Sonne scheint und glitzert auf ein Haus.
Ich sitze still und lasse mich bescheinen
und ruh von meinem Vaterlande aus.

1924

*Als er sein Lob der urbanen Idylle im Pariser Park Monceau sang, hatte sich Kurt Tucholsky (1890-1935) für einige Zeit aus den politischen Tageskämpfen in Deutschland zurückgezogen. Am 15. Mai 1924 erschienen in der Zeitschrift »Die Weltbühne« unter dem Pseudonym Theobald Tiger seine vier Strophen über die politische Atempause an einem Ort, der anders als in deutschen Breiten von keinen Verbotstafeln oder Ideologien umzingelt ist.*

Der Deutschland-Flüchtling, der das heraufziehende politische Unheil in seinem Vaterland bereits ahnt, genießt für Momente jene heitere Gelassenheit, die ihm in Deutschland versagt bleibt. Dieser Park ist ein Sinnbild humanen Freiraums - und nicht, wie noch bei Stefan George, ein Territorium der abgezirkelten Ordnung. Mit einer gewissen Lässigkeit ruht sich hier jemand aus von patriotischen Zwängen. In einem Abschiedsbrief kurz vor seinem Freitod im Dezember 1935 sieht sich Tucholsky ein letztes Mal »im Park Monceau sitzen« - aber das Glück der Abgeschiedenheit ist dahin.

**Kurt Tucholsky**

Stoßseufzer einer Dame, in bewegter Nacht

Der Teufel hol den schwarzen Kaffee, wieviel Uhr mag es denn sein?
Ich kann ja nicht, kann ja nicht schlafen!
Und neben mir der alte Affe schläft immer gleich ein,
und ich kann nicht, ich kann nicht schlafen!
        Ich bin ja noch munter und plage mich
        und guck an mir runter und frage mich:
Sind das meine Beine - oder sind das deine Beine -
                                        oder sind das unsre Beine - oder wie?
Mensch, schlaf nicht - schlaf bloß nicht - in Kompagnie!

Da liegen viele Zeitungsnummern und ein Buch übern Tanz ...
was nützt es denn, wenn ich noch lese?
Kann einer nämlich nicht entschlummern, und der andre, der kanns -:
dann wird man, dann wird man so beese ...
        Seh ich ihn so schlafen, dann will ich das auch.
        Und er stößt mir die Beine in meinen Bauch ...
Sind das meine Beine - oder sind das deine Beine -
                                        oder sind das unsre Beine - oder wie ...?
Mensch, schlaf nicht - schlaf bloß nicht - in Kompagnie!

Das ist die Hölle wie von Dante - der Mann ist so roh!
Die Decke, die ist immer seine ...
Ich kipple ängstlich auf der Kante - mal so und mal so -
man denkt, man hat siebenhundert Beine.
        Seh ich mir so an, welcher Haarwuchs ihn ziert:
        Es wär Zeit, dass er sich mal die Beine rasiert ...
Sind das meine Beine - oder sind das deine Beine -
                                        oder sind das unsre Beine - oder wie ...?
Mensch, schlaf nicht - schlaf bloß nicht - in Kompagnie!

Als kleine Mädchen, bunt bebändert - hatten wir einen Wunsch:
für die Nacht einen leiblichen Grafen!
Inzwischen hat sich das geändert - ich zieh einen Flunsch -
ich kann ja zu zwein doch nicht schlafen!
        Ich wünsch mir nur eines, aber das wünsch ich sehr:
        ich möcht mal allein sein - dann frag ich nicht mehr:
Wem gehört denn - wem gehört denn - wem gehört denn das Bein!
        Lieben: ja.
                Aber schlafen? Allein ...!

**Kurt Tucholsky**

Wenn die Igel in der Abendstunde (Anna-Luise)

Wenn die Igel in der Abendstunde
still nach ihren Mäusen gehn,
hing auch ich verzückt an deinem Munde,
und es war um mich geschehn.
Anna-Luise -!

Dein Papa ist kühn und Geometer
er hat zwei Kanarienvögelein;
auf den Sonnabend aber geht er
gern zum Pilsner in'n Gesangverein.
Anna-Luise -!

Sagt' ich: „Wirst die meine du in Bälde?",
blicktest du voll süßer Träumerei
auf das grüne Vandervelde,
und du dachtest dir dein Teil dabei,
Anna-Luise -!

Und du gabst dich mir im Unterholze
einmal hin und einmal her,
und du fragtest mich in deinem Stolze,
ob ich auch im Krieg gewesen wär ...
Anna-Luise -!

Ach, ich habe dich ja so belogen!
Hab gesagt, mir wär ein Kreuz von Eisen wert,
als Gefreiter wär ich ausgezogen
und als Hauptmann wär ich heimgekehrt -
Anna-Luise -!

Als wir standen bei der Eberesche,
wo der Kronprinz einst gepflanzt hat,
raschelte ganz leise deine Wäsche,
und du strichst dir deine Röcke glatt,
Anna-Luise -!

Möchtest nie woandershin du strichen!
Siehst du dort die ersten Sterne gehn?
Habe Dank für alle unvergesserlichen
Stunden und auf Wiedersehn!
Anna-Luise -!

Denn der schönste Platz, der hier auf Erden mein,
das ist Heidelberg in Wien am Rhein,
Seemannslos.
Keine, die wie du die Flöte bliese ...!
Lebe wohl! Leb wohl.
Anna-Luise -!

**Kurt Tucholsky**
Wenn eena dot is

Für Paul Graetz

Wenn eena dot is, kriste ‘n Schreck.
Denn denkste: Ick bin da, un der is weg.
Un hastn jern jehabt, dein Freund, den Schmidt,
denn stirbste ‘n kleenet Sticksken mit.

Der Rest is Quatsch.
Der Pfaffe, schwarz wien Rabe,
un det Jemache an den offnen Jrabe ...
Die Kränze ...! Schade um det Jeld.
Und denn die Reden - hach du liebe Welt - !

Da helfen keine hümmlische Jewalten:
die Rede muss der Dümmste halten.
Un der bepredicht sich die schwarze Weste
un hält sich an Zylinder feste.
Wat macht der kleene Mann, wenn eena sanft vablich?
Er is nich hülflos - er ist feialich.

Leer is de Wohnung. Trauer, die macht dumm.
Denn kram se so in seine Sachen rum.
Der Tod bestärkt die edelsten Jefühle,
un denn jibs Krach, von wejn die Lederstühle.

Der Zeitvesuv speit seine Lava.
Denn sacht mal eena: «Ja, wie der noch da wah -!»
Denn ween se noch ‘n bisken hinterher,
und denn, denn wissen se jahnischt mehr.

Wenn eena dot is, brummts in dir:
Nu is a wech. Wat soll ickn denn noch hier?
Man keene Bange,
det denkste nämlich jahnich lange;
ne kleine Sseit,
denn is soweit:
Denn lebst du wieda wie nach Noten!

Keener wandert schneller wie die Toten.

**Lars Reyer**

Ausrufung der Arten

Was zwitschert dieser Vogel noch so spät,
von dem ich nicht den Namen weiß.
Synkopen, bauchig: womöglich Nachtigall,
doch deuten die Triolen mehr auf Drossel hin.

Ich halte mich zurück & falle nicht
in seine Stimme ein, denn meine Stimme
ist belegt, ich brauche keinen Ton zu simulieren,
wahrscheinlich käme eh nur Zigarettenrauch.

Ich schließ die Tür & lösch das Licht, im Dunkeln
hört man Drosselkehle, Nachtigallen-
zunge bis an das Innenohr vibrieren.
Das Auge ist nicht mehr als alter Brauch -

& starre an die Wand, daran die Karte hängt,
bis sich die Vogelnamen schälen aus der Lunge.

(In: Bella triste, Heft 17 /2007)

*„Welche leise bestürzende Depression vom heutigen Leipzig ausgeht, wo es nach verebbtem Baustellenlärm so still bleibt wie in einem Tagebau nach Feierabend, das zu zeigen ist unter anderem die Leistung der Gedichte von Lars Reyer“, schrieb sein Dichterkollege Norbert Hummelt über ihn. Reyer ist 1977 in Werdau geboren und hat am Leipziger Literaturinstitut studiert. Da ist nichts Abgeschautes, sondern ein parlandohafter Ton, der ohne kunstvolle Attitüden auskommt.*

In seinem Gedicht verteidigt der Autor den Hör- gegenüber unserem arg beanspruchten Sehsinn. Seid Ohrenzeugen, nicht Augenmenschen, ruft er uns zu. Das von Zigarettenqualm strapazierte lyrische Ich lauscht im Dunkel den Rufen von Drossel und Nachtigall. Zuvor wird sogar noch die Tür verriegelt - fast ein kleines Zeremoniell. Die belegte Stimme und das vibrierende Innenohr deuten darauf hin, dass es nicht leicht ist, heute einer Nachtigall zu lauschen.

**Levin Westermann**

wie ein fresko, das vom rand her eitert,
sagst du. drei mal drei entsprechungen entfernt,
auf dem grund des sees. wir schalten um auf kiemenatmung.
Somnambulismus from this point forward. Zunehmender druck,
bei abnehmender sicht, die welt wird immer kleinerkleiner,
das schroffe antlitz eines quastenflossers, hängende gärten,
triefend vor nass, stille, oder: die abwesenheit von lauten, sagst du.

2010

*»Wir werden schlafen bei den Toten drunten/ Im Schattenland. Wir werden einsam wohnen/ In ewgem Schlafe in den Tiefen unten/ In den verborgnen Städten der Dämonen.« beginnt Georg Heyms todestrunkenes Gedicht »Der Tod der Liebenden im Meer« - und ein dunkler Nachhall dieser Verse grundiert auch das weltverlorene Gedicht des poetischen Nachgeborenen Levin Westermann (geb. 1980). In der schwarzen Tiefe des Sees wartet hier eine Stille, die abgeschlossen ist gegen die lärmige Oberwelt, alle Geräusche werden verschluckt, die »abwesenheit von lauten« erscheint fast als Zustand des Glücks.*

Mit einer düsteren Konsequenz suchen Levin Westermanns Gedichte die Entfernung von der Tagwelt, das poetische Bewusstsein scheint in seiner existenziellen Distanzierung von jeder weltimmanenten Sinngebung seinen Zielpunkt zu finden. Das bunte Fresko des reglementierten Lebens zeigt seine wunden Ränder. Diese Welt wird von den beiden Protagonisten des Gedichts verlassen, in Richtung eines Schweigens, das alle Zumutungen des Sozialen stillstellt. Der 2010 entstandene Text mit seiner melancholischen Gravität zieht uns in eine Tiefe, in der kein Mythos mehr schützen kann.

**Lewis Caroll**

Jabberwocky

Twas brillig, and the slithy toves
Did gyre and gimble in the wabe;
All mimsy were the borogoves,
And the mome raths outgrabe.

Beware the Jabberwock, my son!
The jaws that bite, the claws that catch!
Beware the Jubjub bird, and shun
The frumious Bandersnatch!

He took his vorpal sword in hand:
Long time the manxome foe he sought
So rested he by the Tumtum tree,
And stood awhile in thought.

And as in uffish thought he stood,
The Jabberwock, with eyes of flame,
Came whiffling through the tulgey wood,
And burbled as it came!

One, two! One, two! And through and through
The vorpal blade went snicker-snack!
He left it dead, and with its head
He went galumphing back.

And hast thou slain the Jabberwock?
Come to my arms, my beamish boy!
O frabjous day! Callooh! Callay!
He chortled in his joy.

Twas brillig, and the slithy toves
Did gyre and gimble in the wabe;
All mimsy were the borogoves,
And the mome raths outgrabe.

**Robert Scott**

Jammerwoch

Es brillig war. Die schlichte Toven
Wirrten und wimmelten in Waben;
Und aller-mümsige Burggoven
Die mohmen Räth’ ausgraben.

„Bewahre doch vor Jammerwoch!
Die Zähne knirschen, Krallen kratzen!
Bewahr’ vor Jubjub-Vogel, vor
Frumiösen Banderschnätzchen!“

Er griff sein vorpals Schwertchen zu,
Er suchte lang das manchsan’ Ding;
Dann, stehend unterm Tumtum Baum,
Er an-zu-denken-fing.

Als stand er tief in Andacht auf,
Des Jammerwochen’s Augen-feuer
Durch tulgen Wald mit Wiffek kam
Ein burbelnd Ungeheuer!

Eins, Zwei! Eins, Zwei! Und durch und durch
Sein vorpals Schwert zerschnifer-schnück,
Da blieb es todt! Er, Kopf in Hand,
Geläumfig zog zurück.

„Und schlugst Du ja den Jammerwoch?
Umarme mich, mien Böhm'sches Kind!
O Freuden-Tag! O Halloo-Schlag!“
Er schortelt froh-gesinnt.

Es brillig war. Die schlichte Toven
Wirrten und wimmelten in Waben;
Und aller-mümsige Burggoven
Die mohmen Räth’ ausgraben.

**Lioba Happel**
Ich habe einen Apfel gegessen

ICH HABE EINEN APFEL GEGESSEN
Er war makellos giftig und rund
Ich habe ein stilles Tier verschluckt
In der Farbe eines mythos-verwobenen Morgen
Ich war böse gewesen und jetzt lächle ich
Ich war zornig
Und jetzt danke ich Gott
Für einen letzten glücklichen Tag

(In: Park, Zeitschrift für Literatur, Heft 59/60 (2005), Berlin. © Lioba Happel)

*Der Apfel ist ein berühmtes mythisches Objekt. Antike Erzählungen berichten, dass Dionysos, der Gott der Fruchtbarkeit, die Apfelbäume schuf und Aphrodite, der Göttin der Liebe, die Liebesfrucht schenkte. Die biblische Genesis erzählt vom Fehlgriff Evas zur verbotenen Frucht, der zur Vertreibung aus dem Paradies führt. Im „Schneewittchen"-Märchen der Gebrüder Grimm spielt der vergiftete Apfel eine zentrale Rolle. In diese Motivgeschichte des Apfels taucht auch das Gedicht der 1957 geborenen Lioba Happel ein.*

Bereits in Lioba Happels Band „Der Schlaf überm Eis" (1995) dominierten Verzweiflungsbilder der Kälte, Vereisung, Entfremdung und Erstarrung. Das lyrische Ich des nach 2000 entstandenen Gedichts nimmt nun auf vielfache Weise Abschied von der Welt und schickt noch eine bittere Danksagung an Gott. Märchenmotive wehen heran, mit ihnen auch naive Redegesten, die dann wieder mit ebenso emphatischem wie irritierendem Ernst vertrieben werden. Hier spricht ein Ich, das erkennt, dass die Zeit des Glücks unwiderruflich vorbei ist.

**Loriot**

Advent

Es blaut die Nacht, die Sternlein blinken,
Schneeflöcklein leis herniedersinken.
Auf Edeltännleins grünem Wipfel
häuft sich ein kleiner weißer Zipfel.
Und dort vom Fenster her durchbricht
den dunklen Tann ein warmes Licht.
Im Forsthaus kniet bei Kerzenschimmer
die Försterin im Herrenzimmer.
In dieser wunderschönen Nacht
hat sie den Förster umgebracht.
Er war ihr bei des Heimes Pflege
seit langer Zeit schon sehr im Wege.
So kam sie mit sich überein:
am Niklasabend muss es sein.
Und als das Rehlein ging zur Ruh',
das Häslein tat die Augen zu,
erlegte sie direkt von vorn
den Gatten über Kimm' und Korn.
Vom Knall geweckt rümpft nur der Hase
zwei-, drei-, viermal die Schnuppernase
und ruhet weiter süß im Dunkeln,
derweil die Sternlein traulich funkeln.
Und in der guten Stube drinnen
da läuft des Försters Blut von hinnen.
Nun muss die Försterin sich eilen,
den Gatten sauber zu zerteilen.
Schnell hat sie ihn bis auf die Knochen
nach Waidmanns Sitte aufgebrochen.
Voll Sorgfalt legt sie Glied auf Glied
(was der Gemahl bisher vermied),
behält ein Teil Filet zurück
als festtägliches Bratenstück
und packt zum Schluss, es geht auf vier,
die Reste in Geschenkpapier.
Da tönt's von fern wie Silberschellen,
im Dorfe hört man Hunde bellen.
Wer ist's, der in so tiefer Nacht
im Schnee noch seine Runden macht?
Knecht Ruprecht kommt mit goldnem Schlitten
auf einem Hirsch herangeritten!
„He, gute Frau, habt ihr noch Sachen,
die armen Menschen Freude machen?"
Des Försters Haus ist tief verschneit,
doch seine Frau steht schon bereit:
„Die sechs Pakete, heil'ger Mann,
's ist alles, was ich geben kann."
Die Silberschellen klingen leise,
Knecht Ruprecht macht sich auf die Reise.
Im Försterhaus die Kerze brennt,
ein Sternlein blinkt - es ist Advent.

**Loris Malaguzzi**

100 linguaggi
INVECE IL CENTO C'È
Il bambino
è fatto di cento.
Il bambino ha
cento lingue
cento mani
cento pensieri
cento modi di pensare
di giocare e di parlare
cento sempre cento
modi di ascoltare
di stupire di amare
cento allegrie
per cantare e capire
cento mondi
da scoprire
cento mondi
da inventare
cento mondi
da sognare.
Il bambino ha
cento lingue
(e poi cento cento cento)
ma gliene rubano novantanove.
La scuola e la cultura
gli separano la testa dal corpo.
Gli dicono:
di pensare senza mani
di fare senza testa
di ascoltare e di non parlare
di capire senza allegrie
di amare e di stupirsi
solo a Pasqua e a Natale.
Gli dicono:
di scoprire il mondo che già c'è
e di cento
gliene rubano novantanove.
Gli dicono:
che il gioco e il lavoro
la realtà e la fantasia
la scienza e l'immaginazione
il cielo e la terra
la ragione e il sogno
sono cose
che non stanno insieme.
Gli dicono insomma
che il cento non c'è.
Il bambino dice:
invece il cento c'è.

**Loris Malaguzzi**

Die hundert Sprachen des Kindes

Die Hundert gibt es doch

Das Kind besteht aus Hundert.
Hat hundert Sprachen
hundert Hände
hundert Gedanken
hundert Weisen
zu denken, zu spielen und zu sprechen

Hundert –
Immer hundert Arten
zu hören, zu staunen und zu lieben.
Hundert heitere Arten
zu singen, zu begreifen
hundert Welten zu entdecken
hundert Welten frei zu erfinden
hundert Welten zu träumen.

Das Kind hat hundert Sprachen
und hundert und hundert und hundert.
Neunundneunzig davon aber
werden ihm gestohlen
weil Schule und Kultur
ihm den Kopf vom Körper trennen.

Sie sagen ihm:
Ohne Hände zu denken
ohne Kopf zu schaffen
zuzuhören und nicht zu sprechen.
Ohne Heiterkeit zu verstehen,
zu lieben und zu staunen
nur an Ostern und Weihnachten.

Sie sagen ihm:
Die Welt zu entdecken
die schon entdeckt ist.
Neunundneunzig von hundert
werden ihm gestohlen.

Sie sagen ihm:
Spiel und Arbeit
Wirklichkeit und Fantasie
Wissenschaft und Imagination
Himmel und Erde
Vernunft und Traum
seien Sachen, die nicht zusammen passen.
Sie sagen ihm kurz und bündig,
dass es keine Hundert gäbe.
Das Kind aber sagt:
Und ob es die Hundert gibt.

**Louis Aragon**

L’affiche rouge

Vous n’avez réclamé la gloire ni les larmes
Ni l’orgue ni la prière aux agonisants
Onze ans déjà que cela passe vite onze ans
Vous vous étiez servis simplement de vos armes
La mort n’éblouit pas les yeux des Partisans

Vous aviez vos portraits sur les murs de nos villes
Noirs de barbe et de nuit hirsutes menaçants
L’affiche qui semblait une tache de sang
Parce qu’à prononcer vos noms sont difficiles
Y cherchait un effet de peur sur les passants

Nul ne semblait vous voir Français de préférence
Les gens allaient sans yeux pour vous le jour durant
Mais à l’heure du couvre-feu des doigts errants
Avaient écrit sous vos photos MORTS POUR LA FRANCE
Et les mornes matins étaient différents

Tout avait la couleur uniforme du givre
A la fin février pour vos derniers moments
Et c’est alors que l’un de vous dit calmement
*Bonheur à tous Bonheur à ceux qui vont survivre*
*Je meurs sans haine en moi pour le peuple allemand*

*Adieu la peine et le plaisir Adieu les roses*
*Adieu la vie adieu la lumière et le vent*
*Marie-toi sois heureuse et pense à moi souvent*
*Toi qui vas demeurer dans la beauté des choses*
*Quand tout sera fini plus tard en Erevan*

*Un grand soleil d’hiver éclaire la colline*
*Que la nature est belle et que le cœur me fend*
*La justice viendra sur nos pas triomphants*
*Ma Mélinée ô mon amour mon orpheline*
*Et je te dis de vivre et d’avoir un enfant*

Ils étaient vingt et trois quand les fusils fleurirent
Vingt et trois qui donnaient leur cœur avant le temps
Vingt et trois étrangers et nos frères pourtant
Vingt et trois amoureux de vivre à en mourir
Vingt et trois qui criaient la France en s’abattant

**Ludwig Fels**
Natur

Hierher, sagen mir Bekannte, bauen wir
unser Häuschen.
Auf ihrem Grundstück grasen Kühe
und Blumen wachsen im Klee.
Hier ist noch alles so natürlich, sagen sie, die Luft
und der Wald, Hügel und Felder
hier werden wir wohnen . . .

Ohne euch
sag ich
würde es so bleiben.

(Ernüchterung. Gedichte. Verlag Klaus Renner, Erlangen/Berlin 1975. © Ludwig Fels)

*Nach seinem Selbstverständnis als Schriftsteller befragt, hat der 1946 geborene Ludwig Fels schon früh mit der ihm eigenen Direktheit geantwortet: „Kaputt wie die Welt ist / Möchte ich nicht leben“. Vom „akademischen Biedermeier“ (O-Ton Fels) hat sich dieser Dichter, der im proletarischen Milieu aufwuchs, nie befrieden lassen, sondern hat stets auf die raue, angriffslustige Formulierung gesetzt. Im Genre Naturgedicht bezieht er Position wider die falschen Idylliker:*

Trockener und treffender kann man die Natur-Sehnsucht der alten und neuen Bürgerlichkeit nicht karikieren. In seinem 1975 entstandenen Gedicht kann sich Fels darauf beschränken, die enthusiasmierten Natur-Anbeter aus der Stadt zu zitieren. Wo aber die naive Natur-Begeisterung epidemisch wird, ist die Zersiedelung des natürlichen Raums nicht mehr aufzuhalten.

**Ludwig Harig**

Stille Dialektik

Der eine lebt riskant, der andre lebt gesund.
Der erste schöpft sich kühn die nukleare Kraft
aus dem Getreidebrei, aus dem Gemüsesaft
und steigert ganz enorm den Cäsiumbefund.

Der andere ergreift die Flasche aus Burgund,
in der seit Jahr und Tag, geheim und zauberhaft
und lange vor dem GAU der Geist der Rebe schafft.
Er setzt den Römer an und trinkt mit seinem Mund.

Was einmal Trinken war ist seitens der Reklame
abscheulich pervertiert zur Flüssigkeitsaufnahme:
was nutzt ein flacher Schluck in zeitgemäßer Hektik?

Es wirkt der Alkohol aus dem vergornen Treber
erweiternd aufs Gemüt und schrumpfend auf die Leber:
alternativer Hast folgt stille Dialektik.



*Nach dem verheerenden Atom-Unfall im ukrainischen Tschernobyl im April 1986 schien sich eine alte, dereinst vom Philosophen Theodor Adorno im Blick auf die Menschheitsverbrechen in Auschwitz geschürte Lyrik-Debatte zu wiederholen. „Darf man nach Tschernobyl noch Gedichte schreiben?“: Mit solchen Fragen aktivierten die deutschen Lyriker einen offenbar branchenüblichen Masochismus. Der saarländische Romancier und passionierte Sprachspieler Ludwig Harig (Jg. 1927) gab die passende Antwort - mittels lyrischer Artistik.*

Dass in einem zeitgenössischen Gedicht auch ein sehr konjunkturabhängiges Wort wie „Cäsiumbefund“ Platz finden kann - Ludwig Harig hat es eindrucksvoll bewiesen. Zum Glück fehlt seinem Gedicht jene bleierne Schwere, die auf so vielen politischen Gedichten lastet. Auch ist sein Text wohl keine direkte Reaktion auf den Reaktorunfall, sondern eine Auftragsarbeit - für eine 1989 erschienene Textsammlung, die sich mit dem „Rausch“ beschäftigte.

**Ludwig Heinrich Christoph Hölty**
Mailied

Der Anger steht so grün, so grün,
Die blauen Veilchenglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter,
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und färbt sich täglich bunter.
Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt,
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

*Der heute vergessene Dichter Ludwig Heinrich Christoph Holty (1748-1776) war der originellste Kopf im „Göttinger Hain“, einem Freundschaftsbund von Autoren an der Schwelle zur Goethezeit. Neben Balladen, hymnischen Texten und Minne-Liedern schrieb er eine Reihe lebenszugewandter Mailieder, die es durchaus mit den Texten des frühen Goethe aufnehmen können.*

Zu diesem 1773 entstandenen Mailied hat Hölty eine Variante geschrieben, das „Frühlingslied“, das ebenso das Erwachen der Natur und die Weltbejahung feiert. Dieses innige Naturgefühl vermochte Hölty nicht immer in seinen Gedichten durchzuhalten; zu früh wurde er von der Vorahnung des Todes eingeholt. Mit 27 Jahren starb der unglückliche Dichter, der als Kind eine Blatternerkrankung nur knapp überlebt hatte, an Tuberkulose.

**Ludwig Rellstab**

In der Ferne

Wehe dem Fliehenden,
Welt hinaus ziehenden!
Fremde durchmessenden,
Heimat vergessenden,
Mutterhaus hassenden,
Freunde verlassenden
Folget kein Segen, ach!
Auf ihren Wegen nach!

Herze, das sehnende,
Auge, das tränende,
Sehnsucht, nie endende,
Heimwärts sich wendende!
Busen, der wallende,
Klage, verhallende,
Abendstern, blinkender,
Hoffnungslos sinkender!

Lüfte, ihr säuselnden,
Wellen sanft kräuselnden,
Sonnenstrahl, eilender,
Nirgend verweilender:
Die mir mit Schmerze, ach!
Dies treue Herze brach -
Grüßt von dem Fliehenden,
Welt hinaus ziehenden!

**Ludwig Thoma**

Auf Höhen

Und ich fragte meinen Lehrer,
Wo der liebe Herrgott wohnt.
»Ei, im blauen Himmel oben,
Wo er mit den Englein thront.«

Und die grauen Felsenberge
Ragen doch so hoch empor!
Sieht man von dem steilen Gipfel
In das offne Himmelstor?

Sieht man auch die Engelsscharen?
Hat der Himmel dort ein Loch?
»Ja, natürlich,« sprach der Lehrer,
»Warte, du begreifst es noch.«

Nein ich hab' es nie begriffen,
Als ich dann nach manchem Jahr
Oft und oft und immer wieder
Auf den Bergesgipfeln war.

Hoch zu Häupten, fest verschlossen
Wölbte sich das Himmelszelt,
Und ich sah nur kleiner werden
Unter mir die Erdenwelt.

um 1900

*Immer wenn die religiös unsicheren Helden des sehr bayerischen Satirikers und Erzählers Ludwig Thoma (1867-1921) die Nähe des »Herrgotts« suchen, geraten sie in Schwierigkeiten. Der Protagonist in Thomas berühmtester Erzählung »Ein Münchner im Himmel« (1911) fühlt sich unter den Engeln nicht wohl und kehrt an seinen Stammplatz im Münchner Hofbräuhaus zurück. Das lyrische Subjekt eines um 1900 entstandenen Gedichts grübelt über den Wohnsitz des »Herrgotts« nach und findet ihn nirgendwo - auch nicht auf den höchsten Berggipfeln.*

Hinter solchen im Kindervers gehaltenen Idyllen verbirgt sich bei Thoma oft eine religionskritische Pointe. Die Moral- und Gesellschaftskritik war auch seine Domäne, als er zu den wichtigsten Autoren der satirischen Zeitschrift »Simplicissimus« zählte (von 1896 bis 1914). Der Erste Weltkrieg machte aus dem linksliberalen Bohemien einen ultrakonservativen Nationalisten. Nach 1916 exponierte sich Thoma fast nur noch mit anti-semitischen und anti-republikanischen Schmähreden und Hetzartikeln.

**Ludwig Thoma**

Lied der Großindustriellen

Wir lieben dieses Vaterland!
Doch fesselt uns ein schön’res Band
Viel stärker, unvergleichlich zäh
Ans Portemonnaie.

Die Treue unserm Königshaus,
Wir hängen sie beim Sekt heraus,
Indes noch immer hat das Prae
Das Portemonnaie.

An Gott im Himmel glauben wir.
Wär Er dem Volk nicht mehr’s Panier,
Wer wüsste dann, was wohl geschäh’
Dem Portemonnaie?

So lebt sich’s gut bei dem System,
Wir ändern es auch je nachdem,
Wenn man wo einen Vorteil säh’
Fürs Portemonnaie.

um 1900

*Den Satiriker und Dramatiker Ludwig Thoma (1867-1921) hat man für seine »altbayrische, derbe Lustigkeit« geliebt. Die ihn als bayerischen Heimatschriftsteller und Lustspiel-Verfasser rubrizieren wollen, übersehen die satirische Schärfe, mit der Thoma nicht nur die Moral des wilhelminischen Bürgertums, sondern auch den Provinzialismus seiner bayerischen Landsleute attackiert hat. Der promovierte Jurist brach 1899 seine Rechtsanwalts-Karriere ab, um im Satire-Magazin »Simplicissimus« den chauvinistischen Zeitgeist zu ironisieren.*

Thomas »Lied der Großindustriellen«, das von einer ganzen Reihe System- und religionskritischer Gedichte flankiert wird, ist vermutlich um 1900 im Umfeld satirischer Texte für den »Simplicissimus« entstanden. Es ist ein frühes Zeugnis für schroffe antikapitalistische Dichtkunst, die mit frischem Schwung die marxistisch inspirierte Dichtung der Vormärz-Poeten (Georg Weerth, Ferdinand Freiligrath u. a.) fortsetzt.

**Ludwig Tieck**

Abschied

Was ist das Leben? Kommen nur und Schwinden,
Ein Wechsel nur von Nacht und Tageshelle,
Verlust und Schmerz, Sehnsucht und Wiederfinden,
So schwebt durch Traum und Wachen hin die Welle, -
Drum lächelt hoffend in der Trennung Wehen
Durch Abschiedstränen schon das Wiedersehen.

*Der Handwerkersohn Ludwig Tieck (1773-1853) wagte als einer der ersten Dichter der Romantik um 1794 den kühnen Versuch, sich als freier Schriftsteller zu etablieren. In diese Zeit, in der sich Tieck als „Pumpgenie" (Arno Schmidt) durchschlug und die 1825 mit seinem Aufstieg zum Hofrat und Dramaturg in Dresden zu Ende ging, fällt sein Ruhm als „König der Romantik". In diesen Jahren entstand auch sein Konzept der „Volkspoesie". Neben der Adaption überlieferter Sagenstoffe und Märchen verfasste er zahlreiche Gedichte im Volksliedton.*

In diesen sechs Versen, die vor 1823 entstanden sind, Versen hat Tieck das menschliche Dasein als eine Einheit von Gegensätzen beschrieben. Strukturbildend in all den „Wechseln" ist die Dialektik von Abschied und Wiedersehen. Im Unterschied zu den Dichtern des Barock und ihrem Weltgefühl der Vergänglichkeit zielt Tieck hier demonstrativ auf eine versöhnliche Pointe: dass trotz der schmerzhaften Erfahrungen von Verlust und Abschied am Ende ein „Wiedersehen" steht.

**Ludwig Tieck**
Mondbeglänzte Zaubernacht

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

*Im Prolog zu seinem heute vergessenen Lustspiel „Kaiser Octavian" (von 1804) notierte der umtriebige Märchenerzähler, Dichter und Dramaturg Ludwig Tieck (1773-1853) einige Verse, die zur Grundformel der Romantik wurden. Die Formel von der „mondbeglänzten Zaubernacht" wurde zum vielzitierten Signum einer ganzen Epoche:*

Was den Zeitgenossen als romantische Losung erschien, hat Tieck später in ein umfangreiches Gedicht mit dem Titel „Wunder der Liebe" integriert. Dort liefern die vier Zeilen nur noch einen lyrischen Naturauftakt zu einem großen Hymnus auf die Liebe. Nach Goethes Tod im März 1832 versuchte man Tieck als Dichter-Fürsten zu inthronisieren, was sich der Umworbene auch gerne gefallen ließ. Literarisch freilich verblasste Tiecks romantische Imaginationskraft mehr und mehr und „der König der Romantik" lieferte nach 1819, als er sich als Dramaturg in Dresden niedergelassen hatte, nur noch einige biedermeierliche Schriften. Als der fast Achtzigjährige 1853 starb, war die romantische Begeisterung für „Märchenwelten" endgültig verflogen.

**Ludwig Tieck**
Zeit

So wandelt sie im ewig gleichen Kreise,
Die Zeit, nach ihrer alten Weise,
Auf ihrem Wege taub und blind;
Das unbefangne Menschenkind
Erwartet stets vom nächsten Augenblick
Ein unverhofftes seltsam neues Glück.
Die Sonne geht und kehret wieder,
Kommt Mond und sinkt die Nacht hernieder,
Die Stunden die Wochen abwärts leiten,
Die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts sich je erneut,
In dir trägst du die wechselnde Zeit,
In dir nur Glück und Begebenheit.

(1798)

*Der als „König der Romantik" verehrte Ludwig Tieck (1773-1853) beeindruckte seine literarischen Zeitgenossen durch eine immense Produktivität. Mit „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798) verfasste er den ersten romantischen Künstlerroman, die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", die Tieck 1796 gemeinsam mit Wackenroder verfasste, gelten als die ästhetische Gründungsschrift der Romantik. Auch auf dem Feld der Lyrik vermochte er mit seinen frühen Texten zu brillieren; etwa mit dem 1798 entstandenen Versuch über die Zeit:*

Der Anrufung der Zeit in ihrer ewigen Kreisstruktur ist ein utopisches Motiv beigemischt. Zwar verläuft die zyklische Wiederkehr der Tages- und Nachtzeiten, der Stunden, Wochen und Monate nach einem „blinden" Automatismus. Aber aus Tiecks romantischer Perspektive erwartet der Mensch von der Zukunft eine Verheißung des Glücks. Während sich äußerlich nichts verändert, gibt es doch einen Glauben an ein besseres Morgen, dem Tiecks Kollege Friedrich von Hardenberg den Namen „goldenes Zeitalter" gab.

**Ludwig Uhland**

Abreise

So hab ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es gibt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär auch schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hats den Schlaf vertrieben,
Dass ich am Morgen weiter geh;
Sie konntens halten nach Belieben,
Von Einer aber tut mirs weh.

*Als Kopf der „Schwäbischen Dichterschule“ brillierte der junge Ludwig Uhland (1787-1862) mit eingängigen Balladen und volksliedhaften Gedichten, die ihm dauerhafte Popularität bei seinen Zeitgenossen eintrugen. Uhland, das „bestvermummte Genie“ (Friedrich Hebbel), favorisierte als Poet die Erfüllung der literarischen Konvention; als Politiker freilich exponierte er sich abweichlerisch - als patriotisch-republikanischer Demokrat, der konsequent für die Ziele der Revolutionäre von 1848/49 eintrat. Aber war der „integre Mann und aufrechte Bürger“ - so lobt ihn Günter Kunert - auch ein guter Dichter?*

Das 1811 entstandene Gedicht entwirft eine Abschiedsszene: Ein Reisender verlässt offenbar guten Mutes seine Heimatstadt; und obwohl er auf sich allein gestellt ist, kann ihm offenbar nichts die Laune verderben. Nur der Gedanke an eine ungenannt bleibende Frau verursacht einen kleinen Schmerz; aber die Gefühlslage des Subjekts bleibt wohltemperiert. Dieses stets Wohltemperierte wurde Uhland von Heinrich Heine als Betulichkeit angekreidet: so wird Uhland in Heines Versepos „Atta Troll“ (1843) boshafterweise als Mops karikiert.

**Ludwig Uhland**

Der Knecht

Wohl möcht’ ich gerne wandern,
Doch werd ich niemals fertig
In meines Herren Haus.

Wohl zieh’ ich an dem Bronnen
Am Morgen und am Abend,
Doch schöpf ich ihn nicht aus.

Wohl trag’ ich Holz zum Herde
Am Morgen und am Abend:
Die Flamme zehrt es auf.

*Als volkstümlicher Spätromantiker, der in seinen Romanzen und Balladen die „holden“ Frauen und „edlen Knappen“ des Mittelalters besang, erreichte Ludwig Uhland (1787-1862) eine immense Popularität, zog aber auch wegen seiner rückwärtsgewandten Utopien viel Kritik auf sich. Der begeisterte Anhänger der Volkspoesie und der altdeutschen Dichtung lässt sich indes nicht als biedermeierlicher Geist abtun, exponierte er sich doch nach 1815 als Parlamentarier in Württemberg mit oppositionellen Kampfgedichten. Sein Rollengedicht über den „Knecht“ offenbart eine ambivalente Haltung des Autors gegenüber der subalternen Position eines Bediensteten.*

Die hier anklingende Sehnsucht des Knechts nach dem Aufbruch in ein neues Leben bleibt unerfüllt. Denn die Arbeit in seines „Herren Haus“ ist unabschließbar, stets bleibt noch eine letzte Pflicht zu erfüllen. Der innere Widerspruch zwischen seiner Loyalität und seinem stillem Befreiungstraum wird nicht aufgelöst - die Energie des Knechts wird, wie der letzte Vers andeutet, „aufgezehrt“.

**Ludwig Uhland**

Der Wirtin Töchterlein

Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein.

»Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?«

»Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'.«

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

»Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit.«

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

»Ach, dass du liegst auf der Totenbahr'!
Ich hab' dich geliebt so manches Jahr.«

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küsste sie an den Mund so bleich:

»Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.«

**Ludwig Uhland**

Des Sängers Fluch

Es stand in alten Zeiten ein Schloss so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Ross,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoss.

Der Alte sprach zum Jungen: «Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.»

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Dass reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

«Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?»
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Ross,

Er bind’t ihn aufrecht feste, verlässt mit ihm das Schloss.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da fasst er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, dass es schaurig durch Schloss und Gärten gellt:

«Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie tönte süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft’gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Dass ihr darob verdorret, dass jeder Quell versiegt,
Dass ihr in künft’gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut’gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew’ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!»

Der Alte hat’s gerufen, der Himmel hat’s gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft’ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

**Ludwig Uhland**

Einkehr

Bei einem Wirte, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt’ er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

**Ludwig Uhland**
Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muss sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.

*Als sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts einige Lyrik-Anthologien darum bemühten, mit allerlei Statistiken die „beliebtesten deutschen Gedichte“ der deutschen Literaturgeschichte ausfindig zu machen, feierte der volkstümelnde Spätromantiker Ludwig Uhland (1787-1862) einen unerwarteten Triumph. Seine optimistisch gestimmter „Frühlingsglaube“ belegte im Ranking den ersten Platz.*

So fröhlich entschlossen zum Aufbruch in eine bessere Zukunft, so genügsam beschaulich und schmerz-abstinent ruht es in sich selbst: das Ideal-Gedicht des deutschen Lyrik-Publikums. Poesie wird hier zur Heilsgeschichte: Die Popularität dieses 1812 entstandenen Gedichts verdankt sich wohl nicht nur der ungebrochenen Affirmation des Daseins, sondern auch der simpel gestrickten Friedlichkeit und naturpoetischen Schlichtheit, mit der hier alle Affekte besänftigt und alle Aufgeregtheit beschwichtigt werden.

**Ludwig Uhland**

Schwere Träume

Das war mir eine schwere Nacht,
Das war ein Traum von langer Dauer;
Welch weiten Weg hab ich gemacht
Durch alle Schrecken, alle Schauer!

Der Traum, er führt mich an der Hand,
Wie den Äneas die Sibylle,
Durch ein avernisch dunkles Land,
Durch aller Schreckgestalten Fülle.

Was hilft es, dass die Glocke rief
Und mich geweckt zum goldnen Tage,
Wenn ich im Innern heimlich tief
Solch eine Hölle in mir trage?

*Die Melancholien eines 25-Jährigen haben hier das Weltgefühl der romantischen Generation verdunkelt. Der schwäbische Dichter Ludwig Uhland (1787-1862) evoziert die „schweren Träume“ eines unglücklichen Bewusstseins, das sich aus seiner Höllenqual nicht befreien kann, sondern habituell an die uralten Dämonen gefesselt bleibt. Hier schreibt nicht der Uhland als der genialische Autor volksliedhafter Verse, sondern als Sänger der Schwermut.*

Das Gedicht ist 1812 entstanden, als Uhland den Zenit seiner Popularität als Volkslieddichter bereits überschritten hatte. Es dokumentiert die Nachtseiten des sogenannten literarischen Biedermeier, das Uhland repräsentiert. Später bearbeitete der Dichter solche tiefen Melancholien, von denen der Text spricht, durch liberalen politischen Aktivismus: Er wurde Abgeordneter der württembergischen Ständeversammlung und wurde 1848 zur Frankfurter Nationalversammlung in die Paulskirche entsandt.

**Luise Hensel**

Nachtgebet

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Äuglein zu:
Vater, lass die Augen Dein
Über meinem Bette sein!

Hab ich Unrecht heut getan,
Sieh es, lieber Gott , nicht an!
Deine Gnad in Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, lass ruhn in Deiner Hand,
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen Dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh.
Nasse Augen schließe zu!
Lass den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn!

1816

*Wer nach Gründen für die katholische Konversion des Romantikers Clemens Brentano (1778-1842) sucht, wird sie in seiner Verehrung der Berliner Pfarrerstochter Luise Hensel (1798-1876) finden. Das auch von Wilhelm Müller (1794-1827) umworbene fromme Mädchen wird von Brentano als ideale Braut angehimmelt; Luise Hensel hielt jedoch die Freier auf Abstand und erklärte das sinnliche Begehren zur Sünde.*

Die Romantiker waren von der kindlichen Schlichtheit des 1816 entstandenen „Nachtgebets“ fasziniert, vermochten aber selbst durch raffinierte Mimikry nie die hier evozierte Hingabe an den Schöpfergott zu erreichen. Luise Hensel schrieb auch eine Reihe von Freundschafts- und Klagegedichten, die Brentano später unter eigenem Namen veröffentlichte und die neu zu entdecken wären.

**Lutz Seiler**

sonntags dachte ich an gott

sonntags dachte ich an gott wenn wir
mit dem autobus die stadt bereisten.
am löschteich an der straße stand

ein trafohaus & drei & vierzig
kabel kamen aus der luft in dieses
haus aus hart gebrannten ziegelsteinen; dort

im trafo an der straße wohnte gott. Ich sah
wie er in seinem nest aus kabel enden
hockte zwischen seinen ziegelwänden

ohne fenster dort am grund
im dunkel an der straße hinter
einer tür aus stahl

saß der liebe gott; er war
unendlich klein & lachte
oder schlief

(Sonntags dachte ich an Gott. Aufsätze. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004)

*Es scheint ein sehr säkularer Gott zu sein, der in diesem Gedicht Lutz Seilers eine Trafostation bewohnt: Sein Himmelreich ist ein fensterloser Ort. Vermutlich ist dieser Gott die stärkste technische Gewalt seit der Erfindung des Feuers: die Elektrizität. Von diesem profanen Gott geht jedenfalls eine starke Kraft aus, sie schlägt das lyrische Ich des 1996/97 entstandenen Gedichts in ihren Bann.*

In einem Essay zu diesem Text hat der 1963 geborene Autor drei Geschichten erzählt, die in die narrative Struktur des Gedichts eingeflossen sind und sich dort überlagern. Die Geschichte vom „Werkkundemann“, der seinen Schülern Angst einflößte vor der Elektrizität, verbindet sich mit der Erinnerung an die Sonntage, in denen das Ich als Jugendlicher in einem fast rituellen Akt an seinem Moped bastelte. Am Ende steht eine Szene des Schreckens, in dem ein Mann auf einer Hebebühne das Opfer eines Stromschlags wird. Im Gedicht sind all diese Erfahrungen verwandelt und aufgehoben in einer eigentümlichen Vision göttlicher Präsenz.

**Magister Martinus von Biberach**

Grabspruch

Ich leb, und waiß nit wie lang,
Ich stirb und waiß nit wann,
Ich far und waiß nit, wohin,
Mich wundert, das ich froelich bin.

*Dieser Grabspruch, über dessen authentische Urheberschaft seit langem gestritten wird, hat eine lange und nachhaltige Wirkungsgeschichte. Viel spricht dafür, dass dieser Vierzeiler, der ursprünglich wohl als Priamel (= mittelalterliches Spottgedicht) verfasst worden ist, dem franziskanischen Theologen Martinus von Biberach (gestorben 1498 in Biberach) als Grabspruch diente. Martin Luther (1483-1546) kannte jedenfalls diesen Sinnspruch und kritisierte ihn als „Reim der Gottlosen“.*

Der fragende, zweiflerische, fast agnostizistische Gestus des Vierzeilers hat Luther zu einem trotzigen Gegengedicht provoziert. Denn im Hingegebensein des Grabspruchs an das Fatum und das Zufällige der Existenz fehlte Luther die dezidierte Hinwendung zu Gott als dem Urgrund aller Schöpfung. Bis weit in die literarische Moderne adaptierten Dichter diesen Vierzeiler und erweiterten ihn. Variationen sind bekannt von Heinrich von Kleist, Bertolt Brecht, F.K. Waechter und zuletzt Wolf Biermann.

**Magnus Gottfried Lichtwer**
Die Schlange

In Africa war eine Schlange,
Die alle Tier ohn Ursach biss,
Und was sie biss, das triebs nicht lange,
Die Wunde schwall, es starb gewiss.

Dies ging ihr lange Zeit von statten,
bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Vor eine fremde Schlange hielt.

Da biss sie, weil sie es nicht wusste,
Mit einer solchen Wut nach sich,
Dass sie sofort verrecken musste,
Daran, Verleumder, spiegle dich.

*Sein Bewunderer Goethe rechnete ihn unter „die besten Köpfe" der Aufklärung. Den Respekt des Dichterfürsten verdiente sich der Jurist, Rechtsphilosoph und Dichter Magnus Gottfried Lichtwer (1719-1783) mit seinen „Vier Büchern äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart" (1748) und den 1761 publizierten „Auserlesenen, verbesserten Fabeln und Erzählungen in zweyen Bücher". Sein erstes Buch, die „äsopischen Fabeln" hatte Lichtwer noch anonym veröffentlicht, mit seinen späteren Publikationen zog er dann den Zorn der Zensur auf sich.*

„Die Schlange" gilt in den Fabeln der Aufklärung generell als hinterhältiges Tier. Auch in Lichtwers Zwölfzeilern wird sie als besonders aggressive und mörderische Kreatur dargestellt. Schließlich wird sie selbst das Opfer ihrer brutalen Biss-Lust: In einer Art von biologischem Slapstick fügt sie sich selbst die tödliche Wunde zu. Diese kuriose Fabel ist als Polemik gegen jene menschliche Spezies zu lesen, die Lichtwer als Aufklärer fürchten musste: den Denunzianten, der sich bei den jeweils Mächtigen anbiedern will.

**Marcel Beyer**
Ich sah die Schatten kommen

Nach einem Jahr kann ich nicht sagen, ob ich
das Bild tatsächlich so gesehen habe, die beiden
morgens in der Wellnesszone. Ich sehe ihren
Hinterkopf, dazu sein Knie, ich weiß nicht, ob

er Lippen hat, er sitzt am Beckenrand, sie trägt
den Anzug. Die Scheibe, der Hauch, von oben
das Licht. Nach einem Jahr weiß ich nicht, ob sie

schaut, er aber hat die Lider fast geschlossen, kein
Schlips, kein Nylonhemd, kein Cocktailsessel. Das
Wasser funkelt wie gewöhnlich, im Kiefernwald auf
halber Strecke eine Lichtung, ich schwimme nicht.

(Marcel Beyer, Erdkunde. Dumont Verlag, Köln 2002.)

*Liest man die Gedichte des 1965 in Taiflingen geborenen Marcel Beyer kann man auf den Gedanken kommen, in ihnen wäre eine Liste der sichtbaren Welt eingeschrieben. Als bestünde der Inhalt allein im Sichtbaren, in Objekten und Personen, die Geschichte speichern. Geschichte ist das große Themen Beyers, doch der Dichter und Romanschriftsteller weiß mit dem Sichtbaren ein phänomenologisches Spiel zu treiben, das in den Szenen und Weltausschnitten seiner Texte auch um die Unzulänglichkeit sinnlicher Wahrnehmung kreist.*

Die vom heimlichen Voyeur in Beyers Gedicht eingenommene Perspektive lässt nur erahnen was geschieht: Eine Frau und ein Mann in erotischer Zweisamkeit. Doch die Wahrnehmung wird sogar noch durch den Gestus des Erinnerns in die Ferne gerückt. Je weiter die Distanz des Blicks auf das Geschehen fortrückt, desto elliptischer wird das Gedicht, um schließlich über die Erinnerung die Situation wieder zu vergegenwärtigen und mit einer befremdenden Geste abzubrechen.

**Marcel Beyer**
Raps

Auf einer leeren Landstraße sitzt du am Mittag hinterm
Steuer, zwei polnische Sender wechseln sich ab, in
dir spricht nichts, du meinst schon bald, du bist ganz
ohne Wörter aufgewachsen, und dann das: Raps,

hartgezeichnet, klare Linie, gestreute, dichte Rapsarbeit,
das Feld läuft an, das Bild läuft voll mit Raps, Raps
bis zur Kante, bis zum Haaransatz, randvoll mit Raps,

Rapsaugen, Rapskopf, Rapsgeräusche, kein Presszeug,
keine Margarine, nichts als Raps.

2001/02

aus: Marcel Beyer: Erdkunde, DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2002

*„Alle Dinge sind mir nah“: So endet ein kurzes Gedicht des 1965 geborenen Lyrikers und Erzählers Marcel Beyer aus seinem Band* Erdkunde*. Dieser Vers ist als poetologische Maxime zu lesen: Beyer ist ein Autor, der seine geschichtsversessenen Gedichte ganz auf die Phänomenalität sinnlicher Realien und Details fundiert. Sein lyrisches Subjekt hat sich auf penible historische Recherche verpflichtet und fungiert als Speicherinstanz für verschiedenste Bilder und Stimmen, die der Nachgeborene aus einer unabgegoltenen Vergangenheit herüber gerettet hat.*

Während der Fahrt auf einer vermutlich polnischen Landstraße droht dem lyrischen Ich der Sprachverlust, stumm lauscht es dem Gewirr unverständlicher Stimmen. Doch dann kommt ein Naturzeichen, das aus diesem zwanghaften Verstummen erlöst. Mit litaneihaften Wiederholungen wie im Gedicht „Raps“ arbeitet Beyer auch in motivverwandten Gedichten wie „Schilf“ oder „Staub“, um Naturbilder und Geschichtszeichen in eine flimmernde poetische Balance zu bringen.

**Marcel Beyer**
Schilf

Schilf steht auch über Land, steht
in der Schwebe, still. Schilf steht,
ich höre nichts, im Licht, du siehst
noch Schachtelhalm und Flechtwerk
linker Hand, und Tracht. Die Fragen
klingen nach im Schilf, die Wolken
oben, das Gesicht, das Atmen wird
noch in die Rede eingewoben. Doch
wie es um das Schilf steht, wie um
das Gewebe, ungewiss. Der Staub,
der Qualm, das Schilf neigt sich,
du sprichst, reicht weit bis in den
brennenden April, ich sehe nichts.

(Erdkunde. Dumont Literaturverlag, Köln 2002)

*In seinem programmatischen Gedicht „Im Hotel Orient“ hat der 1965 geborene Marcel Beyer auf die einzige Empirie verwiesen, der ein Lyriker bei seiner Erkundung der Welt vertrauen kann: auf die „Augen-/Ohrenkunde“. Tatsächlich verlegt sich Beyers lyrisches Subjekt während seiner Reisen durch vorwiegend osteuropäische Geschichtslandschaften auf die ruhige, genaue Registratur der Dinge. So entstehen Gedichte, die nicht von der Fremdheit der Phänomene erlösen, sondern mitten in ihr Geheimnis hinein führen.*

Auch in dem 1997 entstandenen Gedicht „Schilf“ geht es um Materialitäten verschiedenster Art: um den Naturstoff Schilf, aber auch um andere Gewebe, die ineinander geflochten werden: das Atmen, die Schrift, die Rede. Der Text bleibt ebenso in der Schwebe wie jene leicht schwankenden Schilfhalme an einem See. Das „Flechtwerk“ aus dichterischer Stimme, Schilfrohr und Windbewegung scheint die Wahrnehmung des Ich nachhaltig zu irritieren - und doch vergegenwärtigt das Gedicht die einzelnen Realien in großer sinnlicher Präsenz.

**Marie Luise Kaschnitz**

Aus Kindern

Aus Kindern
Werden Leute
Aus den reizenden
Deutschen Kindern
Fleißige Leute
Mit Kurznacken
Krummrücken
Hamsterbacken
Da gehen sie
Plumpen Schrittes
Vom Wirtshaus
Zum Dampfersteg
An ihrer Seite
Reizende Kinder

um 1970

aus: Marie Luise Kaschnitz: *Gesammelte Werke, Bd. V*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1985

*„All meine Gedichte waren eigentlich nur ein Ausdruck des Heimwehs nach einer alten Unschuld oder der Sehnsucht nach einem aus dem Geist und der Liebe neu geordneten Welt.“ Diese poetische Absichtserklärung, die Marie Luise Kaschnitz (1901–1974) in ihrer Büchner-Preisrede 1955 formulierte, trifft auf das Alterswerk der Dichterin nicht mehr zu. In ihren nach 1967/68 entstandenen Gedichten nehmen der politische Ingrimm und die gesellschaftskritische Angriffslust deutlich zu.*

Dieses lyrische Sittenbild einer deutschen Kindheit, das um 1970 entstand, hat die Vorstellung von einer ursprünglichen „Unschuld“ restlos verscheucht. Hier fällt ein böser Blick auf die biedere Bürgerlichkeit deutscher Provenienz: Aus den Kinderstuben kommen kleine Scheusale, die später, als Erwachsene, alle Attribute des hässlichen Deutschen tragen.

**Marie Luise Kaschnitz**

Beschwörung IX

Ich lag im Bunker mit vielen,
Keiner kam zur Ruh,
Und eine Hand bestahl mich,
Und die andere deckte mich zu.
Und ich ging auf der Straße mit vielen,
Weil es wieder zu wandern hieß,
Und eine Hand schob mir den Karren,
während die andre mich stieß.
Und ich wusste nicht zu sagen,
wes Art mein Nächster war,
Es war nach den alten Begriffen
Nichts mehr berechenbar.
Und es war auch nicht mehr die Rede
Vom Wohlgefallen,
Nur das elende herrliche Leben
War in uns allen.

1947

aus: Gesammelte Werke. Bd. 5. Die Gedichte. Hrsg. von Christian Büttrich und Norbert Miller. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1985

*Die Schrecken des Zweiten Weltkrieges sind gerade überstanden, da bündelt die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) die traumatisierenden Alltagserfahrungen dieser Jahre in einem poetischen Zyklus, der in ihrem ersten, 1947 publizierten Gedichtband »Totentanz und Gedichte zur Zeit« erscheint. Im Teil IX des Zyklus regiert der Blick der im Nazi-Reich Ausharrenden, die in der Endphase des eskalierenden Krieges den Erfahrungen der Bombardierung, Flucht und Vertreibung ausgesetzt sind.*

So bewegend diese Verse zur Lage der vom Bombenkrieg bedrohten Städtebewohner auch anmuten mögen, so ist doch die Verklärung eines kollektiven Opfer-Status durchaus problematisch. Das identifizierende »Wir« in den Schluss-Versen unterstellt die Einheit einer schuldlosen Opfergemeinschaft. In ihren autobiografischen Aufzeichnungen hat Kaschnitz später ihre passive Position während der Jahre des Nazi-Regimes vorsichtig kritisiert. Andererseits verteidigte sie stets die »Innere Emigration«: »Eine wissenschaftliche Erkenntnis, eine gelungene Verszeile, auch eine nie gedruckte, konnten nach meiner damaligen Auffassung die Welt verbessern, verändern, das war unsere Art von Widerstand.«

**Marie Luise Kaschnitz**
Dein Schweigen

Du entfernst dich so schnell
Längst vorüber den Säulen des Herakles
Auf dem Rücken von niemals
Geloteten Meeren
Unter Bahnen von niemals
Berechneten Sternen
Treibst du
Mit offenen Augen.

Dein Schweigen
Meine Stimme
Dein Ruhen
Mein Gehen
Dein Allesvorüber
Mein Immernoch da.

1962

aus: Marie Luise Kaschnitz: *Überallnie. Ausgewählte Gedichte 1928–1965*, Claassen Verlag, Hamburg 1965

*„Auch noch dem irrationalsten Gedicht", hat die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901–1974) einmal notiert, „muss man die historisch-soziologischen Erfahrungen abhören können, durch die sein Verfasser hindurchgegangen ist." Das verweist auf die politische Zeitgenossenschaft einer Autorin, die mit Werken über den tragischen Kern menschlicher Existenz bekannt geworden ist. In ihrem wohl berühmtesten Gedichtband* Dein Schweigen – meine Stimme *von 1962 ist es eine fundamentale lebensgeschichtliche Erschütterung, die sich in das Titelgedicht eingeschrieben hat: der Tod ihres Mannes, des Archäologen Guido Kaschnitz von Weinberg, im Jahr 1958.*

Alle Motive der Kaschnitz sind in diesem Gedicht versammelt: die Landschaften der griechischen Mythologie, die sie mit ihrem Mann seit den 1930er Jahre auf gemeinsamen Forschungsreisen erkundet hat, und die Erfahrungen des Todes und elementaren Schmerzes, die in ihren Gedichten nach 1945 im Vordergrund stehen. Am Ende steht eine Geste der Hoffnung, das Beharren auf Präsenz in der Gegenwart: „Mein Immernochda."

**Marie Luise Kaschnitz**

Geheim

Auf dem Schwarzen Brett eine Nachricht
In der Kammer die Morsezeichen
Ein Flaggenwinken vorüber
Am Himmel eine rasende Spur
O ihr Geheimnisse nur
Dass die Tage vergehen nur
Dieses leise unheimliche Rauschen
Auf dem seelenlosen Azur.

(Marie Luise Kaschnitz, Gesammelte Werke. Bd. 5: Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1984.)

*„All meine Gedichte waren eigentlich nur ein Ausdruck meines Heimwehs nach einer alten Unschuld oder der Sehnsucht nach einer aus dem Geist und der Liebe neu geordneten Welt“, hat die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) einmal gesagt. Man kann sich ihr Schreiben nicht abgelöst von den Erfahrungen des Krieges, des Todes und des elementaren Schmerzes vorstellen. Ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem Naziregime führte Kaschnitz ins innere Exil - sie empfand sich dabei aber nicht als besonders mutig, sondern wollte „lieber überleben, lieber noch da sein, weiter arbeiten, wenn erst der Spuk vorüber war.“*

Dieses kurze, reimlose Gedicht reflektiert eine Situation, in der alles verschlüsselt ist und nichts offen ausgesprochen werden kann. Es ist für das Verständnis des Textes nicht wichtig, welche Nachricht auf dem schwarzen Brett zu lesen ist. Das allenthalben Geheime und die rasende Spur am Himmel deuten jedoch auf einen Ausnahmezustand - einen Krieg? - hin. Das lyrische Ich, bang in den Himmel schauend, wünscht sich nur, dass die Tage vergehen mögen, an denen alles in einer Weise geheim und seelenlos ist, dass es unweigerlich zur Last werden muss.

**Marie Luise Kaschnitz**

Kleine Ballade

Kehre ich heim in mein Vaterhaus
Find ich alle vier Wände im Lot
Einen Rasen wie Samt einen Stacheldrahtzaun
Eine Tafel mit Bettelverbot
Trägt mein Vater einen gut sitzenden Rock
Meine Mutter den seidensten Staat
Fällt mir bei Tisch mein Bruder ein
Der Tote der Soldat
Grab ich ihn aus setz ich ihn hin
Zwischen Fleißiges Lieschen zum Stein
Jetzt hast Du ein Bett jetzt wirst Du satt
Komm heim.
Wiegt er die Stirne einerlei
Hat die Hände voll weißem Brot
Steht auf geht hin am Haus vorbei
Gradwegs ins Morgenrot.

(Gesammelte Werke. Hrsg. v. Chr. Büttrich und N. Miller. Bd. 5, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1985)

*Im Nachlass der Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) findet sich diese „kleine Ballade“, die gegen die gut situierte, geschichtsvergessene Bürgerlichkeit der deutschen Nachkriegsgesellschaft aufbegehrt. Nach langer Abwesenheit scheint eine verlorene, ungebärdige Tochter (oder ist es ein verlorener Sohn?) ins Elternhaus zurückzukehren. Dort herrscht eine zwanghafte Harmonie und eine gegen die Unwirtlichkeit der Außenwelt abgeschottete Ordnung. Diese „gut sitzende“ heile Welt des Elternhauses gerät durch die Erinnerung des lyrischen Ich ins Wanken.*

Die erste Erinnerung des lyrischen Ich gilt dem toten Bruder, der im Krieg ums Leben gekommen ist. Biblische Motive der Auferstehung verbinden sich mit der Hoffnungs-Metapher vom „Morgenrot“, die vor allem in der sozialistischen Bewegung eine zentrale Rolle spielt. Es ist eine trotzige Geste, mit der hier das „Morgenrot“ gegen die dem Untergang geweihte Bürgerwelt gesetzt wird.

**Marie Luise Kaschnitz**

Mein Land

Ich habe mein Land abgesteckt
Mit gefrorenen Fischen
Und mit raschelndem Maiskolbenlaub
Meinen Weg ins Freie
Eisfarren zieh ich mir auf
An meiner Fensterscheibe
Für meine Besucher
Hauch ich ein kreisrundes Loch
Sie sehen meine Augen
Meine vergeblich
Winkenden Wimpern
Um Mitternacht fegt durch den Mais
Der Slalom der Geister.

(Gesammelte Werke. Hrsg. v. Chr. Büttrich und N. Miller. Bd. 5, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1985)

*Das Land, in dem die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1903-1974) ihren poetischen Bezirk absteckt, ist nicht mit geografischen Kategorien zu erfassen. Es ist ein utopisches Refugium inmitten einer eisigen Landschaft, für Besucher offenbar kaum zugänglich. Gespräche zwischen dem dergestalt eingeschlossenen Ich und der Außenwelt sind kaum möglich, nur eine stumme Verständigung mittels Augenkontakt. Kaum vorstellbar, dass aus diesem Land eine poetische „Flaschenpost“ die Welt erreicht.*

Das Kaschnitz-Gedicht stammt aus dem Band „Ein Wort weiter“ (1965), mit dem die Autorin die größte Popularität erreichte. Hier entwickelt die Autorin ein sehr ambivalentes Bild für die Einsamkeit der dichterischen Stimme. Die Isolation scheint zwar selbst gewählt, aber die Schlusszeilen signalisieren die „Vergeblichkeit“ des Versuchs, Kontakt aufzunehmen mit den „Besuchern“. Ein intensiver Austausch findet nur mit „Geistern“ statt, die durch das Maisfeld rund um das Eis-Haus jagen.

**Marie Luise Kaschnitz**
Nicht gesagt

Nicht gesagt
Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre
Und vom Blitz nicht das einzig richtige
Geschweige denn von der Liebe.

Versuche. Gesuche. Misslungen
Ungenaue Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot
Nicht gesprochen vom Sämann
Und nur am Rande vermerkt
Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt
Mit ewiger Seligkeit
Den Verfall nicht geleugnet
Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand
Weil ich nicht an ihn glaube
Gott nicht gelobt
Aber wer bin ich dass

(Gesammelte Werke. Hrsg. v. Chr. Büttrich und N. Miller. Bd. 5, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1985)

*Das Ich dieses Gedichts von Marie Luise Kaschnitz (1901-1974), der christlichen Dichterin und Zweiflerin, hat nur das Eingeständnis der eigenen Unzulänglichkeit und Unsicherheit zu bieten. Hier spricht jemand von Versäumnissen und Unterlassungen des eigenen Sprechens, von etwas, das man nicht gesagt hat, zu sagen unterließ, nicht sagen konnte oder nicht sagen wollte. Das lyrische Subjekt zeigt Einsicht in die Schwäche der eigenen „Versuche“ und weiß auch um die Möglichkeit des Scheiterns.*

Am Ende zeigt sich, dass auch die alten religiösen Tröstungen dem lyrischen Subjekt nicht mehr helfen. Das Ich verfügt über keine weltanschaulichen Fundamente mehr, die vor dem Sturz ins transzendental Obdachlose schützen könnten. Der letzte Vers bleibt unvollständig, im Fragment wird die Erfahrung des Unlösbaren ins Licht gerückt. „Nicht gesagt“ ist Teil des 1965 erschienenen Gedichtbandes „Ein Wort weiter“.

**Marie Luise Kaschnitz**

Niemand

Wer nirgends ist, ist niemand. Ich
Auf dem soundsovielten Breitengrad
Aber umgeben von nichts als Wasser und Luft
Bin nicht mehr ich.
Mein starkes Schiff Provence
Ist wie jedes ein Fliegender Holländer.
Kommt nur in Booten. Klettert über die Bordwand.
Da trinken Herr Niemand Frau Niemand
Da schlafen Herr Niemand Frau Niemand
Kind Niemand sitzt auf dem Holzpferd
Ich Niemand schreib in den Wind.

um 1960

aus: Gesammelte Werke. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1985

*Auf seiner Lebensreise hat das lyrische Ich dieses um 1960 entstandenen Gedichts alles verloren: seine Identität, seine Ziele, seine Position im Raum und die Möglichkeit einer Ankunft. Es geht um den Selbstverlust, die Anonymisierung und »Verniemandung« eines Subjekts, ein Prozess, den die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) metaphorisch gleichsetzt mit der Irrfahrt des »Fliegenden Holländers« an der Schnittstelle von Atlantik und Indischem Ozean. Marie Luise Kaschnitz war selbst eine große Reisende und ist bei einem ihrer Aufenthalte in Frankreich zur Schriftstellerin geworden.*

Nach einer mittelalterlichen Überlieferung scheiterte das Schiff des holländischen Kapitäns van der Deucken (des legendären »Fliegenden Holländers«) bei dem Versuch, das Kap der Guten Hoffnung zu umsegeln. Nach einem Fluch des Kapitäns war das schwarze Schiff dazu verdammt, bis zum Jüngsten Tag die Fahrt fortzusetzen, sein Erscheinen kündigte allen Fahrzeugen, die ihm begegnen, Sturm und Untergang an.

**Marie Luise Kaschnitz**
Schluss

Dein Gedicht
Schlag es Dir in den Hals
Bring Dich zum Schweigen

Wenn du redest geht dir nicht ein
Was die andern zu sagen haben

Das Ohneich
Das Ohnedu
Das Ohnewann
Das Ohnewo

Die Maschine
In der man es manchmal
Knirschen hört
Schluchzen nicht mehr.
Nur die Handvoll Mensch im Getriebe.

Schweig.

(Ein Wort weiter. Gedichte. Claassen Verlag, Hamburg 1965.)

*Es ist ein bitterer kategorischer Imperativ, den die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) gegen sich, gegen die eigene Poesie und letztlich gegen die eigene Dichterzunft richtet: Dem lyrischen Sprechen wird hier die Legitimation entzogen, erlaubt ist nur noch das Schweigen. Das 1965 in dem Band „Ein Wort weiter“ publizierte Gedicht ist eine düstere Antwort auf eine frühere poetische Selbstverständigung, die noch Rettung verhieß: „Zeile für Zeile / Mein Paradies.“ Jetzt wird diese Utopie negativiert.*

Im Gedichtband „Dein Schweigen - meine Stimme“ von 1962 hatte sich dieses ambivalente Verhältnis zur Wirkungskraft der Poesie schon abgezeichnet: „Schreibend wollte ich / Meine Seele retten.../ Ich versuchte Verse zu machen / Es ging nicht. / Ich versuchte Geschichten zu erzählen. / Es ging nicht. / Man kann nicht schrieben / Um seine Seele zu retten. / Die aufgegebene treibt dahin und singt.“ Hier wird aber noch die Möglichkeit des „Gesangs“ ausdrücklich konzediert. Diese Hoffnung ist in den letzten Lebensjahren der Dichterin zerstoben.

**Marie von Ebner-Eschenbach**
Grabschrift

Im Schatten dieser Weide ruht
Ein armer Mensch, nicht schlimm noch gut.
Er hat gefühlt mehr als gedacht,
Hat mehr geweint als er gelacht;
Er hat geliebt und viel gelitten,
Hat schwer gekämpft und - nichts erstritten.
Nun liegt er endlich sanft gestreckt,
Wünscht nicht zu werden auferweckt.
Wollt Gott an ihm das Wunder tun,
Er bäte: Herr, o lass mich ruhn!

*Die Freifrau aus altösterreichischem Uradel versuchte sich zunächst erfolglos als Dramatikerin, um dann erst 1884 mit der mehrfach verfilmten Novelle „Krambambuli" einen gigantischen Erfolg zu landen. In dieser Erzählung, in der die Tierliebe ins Kitschhafte getrieben wird, sind alle Motive versammelt, die Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916) berühmt gemacht haben: die Kritik am Standesdünkel des Adels und die Heimatverbundenheit. In anderen Erzählungen findet man auch Spurenelemente eines frühen feministischen Selbstbewusstseins.*

Die wenigen Gedichte ihres Oeuvres beschränken sich auf spruchhafte Denkbilder, die in konventionelle Formen - wie hier in Paarreime - gefasst sind. Der „arme Mensch", der „geliebt" und „viel gelitten" hat, ist das Stereotyp vieler Sinnsprüche. Das schwer strapazierte Individuum der Marie von Ebner-Eschenbach unterscheidet sich von den Trostformeln so vieler mittelmäßiger Gedichte allenfalls durch eine Verweigerung religiöser Demut.

**Marie von Ebner-Eschenbach**

Lebenszweck

Hilflos in die Welt gebannt,
Selbst ein Rätsel mir,
In dem schalen Unbestand,
Ach, was soll ich hier?

– Leiden, armes Menschenkind,
Jede Erdennot,
Ringen, armes Menschenkind,
Ringen um den Tod.

1893

*„Eine kluge Frau hat Millionen potenzieller Feinde – alle dummen Männer“: Solchen Sentenzen verdankt die österreichisch-mährische Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916), die als Gräfin Dupsky in einer tschechischen Adelsfamilie aufwuchs, ihre ungebrochene Beliebtheit bei der feministischen Literaturwissenschaft. In den 1960er Jahren gehörte ihre Prosa noch zum schulischen Kanon im Deutschunterricht, war ihr Rang als bedeutende deutschsprachige Erzählerin des 19. Jahrhunderts unumstritten.*

Zu den wenigen Gedichten der bürgerlichen Realistin gehören die anrührenden acht Verse über den „Lebenszweck“ mit ihrem zutiefst pessimistischen Menschenbild. Als einzig mögliche Existenzform des „armen Menschenkindes“ in einer undurchschaubaren Welt wird das „Leiden“ beschworen, Einen Ausweg aus der „Erdennot“ gibt es hier nicht. Erstmals publiziert wurde das Gedicht 1893 in der Sammlung der *Aphorismen, Parabeln, Märchen und Gedichte.*

**Marion Poschmann**

Der deutsche Nadelbaum

Fieberkurven, verrußt, spitzten sich zu, der Berg
setzte Tarnkappen auf, färbte die Wipfel nach,
schwärzer ragten sie, Warndreiecke, über dir,
schärfer gingst du im Gegenlicht,

ausgeschnitten, die Nacht brach schon durch dich hindurch,
Dunkelziffer der Wald, reizbare Zickzackluft,
Schatten gruben sich tief, nadelte Dämmerung
auf die Äste, ins Unterholz.

Waren Bäume erlaubt, waren sie unerlaubt?
Trug man Papptannen, trug Pesthüte fort? Ich sah,
du verzweigtest dich, bogst, breitetest Arme aus.
Wind strich über die Gipfel hin.

(Grund zu Schafen. Frankfurter Verlagsanstalt, 2004.)

*Die 1969 geborene Dichterin Marion Poschmann weiß um die technisch-ernüchterten Ausgangsbedingungen moderner Naturpoesie. In ihrem Gedichtband „Grund zu Schafen" (2004) demonstriert sie sehr kunstvoll, wie ein Naturgedicht in klassischer Odenstrophe unter modernen Erkenntnisbedingungen aussehen könnte. Hier werden alte naturlyrische Motive - wie das „Rasenstück" oder der „deutsche Nadelbaum" - heraufgerufen, aber die traditionelle Verschmelzung von Subjekt und Natur findet nicht statt: Zu detailliert ist das Wissen um die technische Instrumentalisierung der einst unversehrten Landschaft.*

Das schon von Bertolt Brecht (1898-1956) skeptisch begrübelte „Gespräch über Bäume" wird hier fortgesetzt, aber jedwede romantisierende Haltung wird durch Fragen und durch die Nennung von Details aus der industriellen Lebenswelt konterkariert. Der Nadelbaum ist nicht mehr zu denken ohne „Warndreiecke" und „Dunkelziffern" - gleichwohl besteht im „Waldinneren" (eine Kapitelüberschrift bei Poschmann) seine suggestive Macht fort, denn seine dichten Verzweigungen erinnern an „Tarnkappen" und „Pesthüte".

**Marion Poschmann**

Der Kreislauf der Waldgebiete

in Wäldern gewandert
dieselbe Prozedur wie damals
im mächtigen Schatten der Mutter: Tannen und
Untertannen
verrieselten stumm und unbemerkt

sie war ein dunkles Ensemble
war Schwarztanne Baldrian
Wermut und Ginseng

ich hielt ihre Hand
ich schwitzte den Duft
schuppiger Zapfen aus
durch dunkle Flecken verunsichert:
wollte den Regen von meiner Jacke
abwaschen

Bäume in nasskalter Andachtshaltung
lange betropfte Köpfe

2004

aus: Grund zu Schafen. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2004

*Die 1969 geborene Dichterin Marion Poschmann hat in den Texten ihres Gedichtbandes »Grund zu Schafen« (2004) demonstriert, wie Naturgedichte unter modernen Erkenntnisbedingungen aussehen können. Bildimpulse der modernen Malerei (z. B. von Cy Twombly) spielen bei ihr ebenso eine große Rolle wie antike Motive. Hier vollzieht sich eine strenge Geometrisierung von Natur und Landschaft, um die vorschnelle Einfühlung und romantische Identifizierung mit den Naturphänomenen abzuwehren.*

Die »Mutter« ist im Gedicht eine seltsam artifizielle Gestalt, so künstlich wie die »Bäume« der »Waldgebiete«, die das lyrische Ich durchwandert. Die visuellen Momente des Mutter-Bildes rücken dabei in den Vordergrund (»sie war ein dunkles Ensemble«), jedwede Gefühls-Psychologie wird ausgeblendet. Stattdessen verschmelzen Mutter und Tochter in dem merkwürdig statuarischen Schlussbild mit dem Naturszenario der Bäume in »Andachtshaltung«.

**Marion Poschmann**
ideelle Szenerie

es ist hier niemand, den es stören könnte
niemand allein, allein

wir haben Unordnung gemacht
zu zwein, zu zwein

der Sommer seifenblasensatt und wir,
ein Flüstern nur, verschütteten - es war
ja Kinderkram, wer sollte es uns übel
nehmen, wer
den alten Zustand wieder haben - schütteten
den letzten Schimmer auf den Alltagsrasen

und schliefen ein. und schliefen ein

(Marion Poschmann, Grund zu Schafen. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2004.)

*Marion Poschmann (geb. 1969) hat ihre Gedichte meist als sehr artifizielle Reflexionen angelegt, die erst die Bedingungen ihres Wahrnehmens und Erkennens ausloten, bevor sie sich einem sinnlichen Bild anvertrauen. So verweist auch der Titel ihres Gedichts in seinem kühlen Kommentarcharakter auf die Konstruiertheit der Kindheitsszene, die hier aufgerufen wird. In einer schönen Gegenbewegung nimmt das Gedicht selbst den Ton eines Wiegenlieds auf.*

In den suggestiven Repetitionen dieser Verse wird die Glückserfahrung eines Kindheitssommers beschworen. Die vertraute Welt ist in Unordnung geraten durch die spielerische Verschwörung zweier namenloser Kinder. In ihrem Zusammenspiel im „seifenblasenhaften" Sommer wird etwas verschüttet - es könnte das befreiende Licht sein, das da als „letzter Schimmer" auf den „Alltagsrasen" strömt. Im Abenteuer „zu zwein" erscheint hier für einen Moment die glückhafte Erfahrung von Nähe und Intimität verwirklicht.

**Marion Poschmann**

in die Farne

waren gesättigt mit Schweiß und Rauch.
wir bezifferten Stämme, voller
Trauer schon und voll
Erbarmen

wir wählten die Orte nicht selber
wir erbten Odessa und Budapest,
Wolkenbewegungen, Hochspannungsmasten
ins Endlose, erbten
gescheiterte Gräser in Nebel
eingenäht. naht mehr und mehr

Doldengewächse am Straßenrand, Apfelkerne,
wir sprachen mit Zahnspange, wir
haben alles verlernt

(Grund zu Schafen. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2004.)

*„Ich bevorzuge verschachtelte Gedichte“, so die Schriftstellerin Marion Poschmann (geb. 1969) in einer poetologischen Notiz, „vielschichtige, vieldeutige, aber manchmal bewundere ich anderswo Formen scheinbarer Einfachheit, Klarheit, ein reines Schauen, das gerade nicht simpel ist, sondern in seiner Klarheit schwer zu verkraften.“ Ihre moderne Form der Naturdichtung wird von zwei Elementen getragen: Von der Klarheit des reinen Schauens und der skeptischen Überprüfung zivilisatorischer Eingriffe in die Natur, der genauen Beobachtung der zersiedelten Landschaft.*

Es sind nie unversehrte Naturrefugien, die hier poetisch aufgerufen werden, sondern durchweg Zivilisations- („Hochspannungsmasten“ , „Straßenrand“ ) und Sprachlandschaften. Und wenn doch Motive traditioneller Naturpoesie auftauchen, dann werden sie im Gedicht einer Zerreißprobe unterzogen. So kommt es zur paradox anmutenden Fügung von den „gescheiterten Gräsern“, die in Nebel „eingenäht“ sind.

**Marion Poschmann**

wir sind nicht minder im Himmel als jene Sterne

Augen zu: und die Welt
ausschließen, sage ich
einschließen, sagst du

ist Welt was beschirmt werden muss
behütet und umgebettet
von außen nach innen am Abend

und was in der Nacht
leicht abhanden kommt

es ist ein ungeplanter Diaabend,
sagst du, Sprache, Spuk
und wir Kraftwerke
die ständig Licht erzeugen

es sind Sterne, sage ich, Wertgegenstände
für Leute die selten zuhause sind.

(Marion Poschmann, Grund zu Schafen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004.)

*Marion Poschmann, 1969 in Essen geboren, misstraut in ihren Gedichten der einfachen Wahrnehmung, was zur Folge hat, dass etwa ein Naturgedicht bei ihr nie nur von der sichtbaren Natur handelt und sich nicht darin erschöpft, naturmagische Beschwörung zu sein. Eigenschaften aus der zersiedelten Industrielandschaft treten neben das sogenannte Schöne und konterkarieren es, so dass oft überraschende Bilder entstehen, die Gewohntes in Frage stellen.*

Was geschieht mit uns, wenn wir die Augen schließen? Ist das, was wir Welt nennen, dann verschwunden oder umso deutlicher da? Sind wir vielleicht „nicht minder im Himmel als jene Sterne“, die die wir in immer geringerer Zahl dort oben ausmachen können, je mehr Licht wir mit unseren „Kraftwerken“ hier unten erzeugen? Poschmann bringt Worte, Wortfelder, zueinander, die sich zunächst abzustoßen scheinen, hier etwa Sterne und Wertgegenstände, damit wir darüber nachdenken, was das eine mit dem anderen dennoch zu tun haben könnte.

**Martin Luther**
Liebes Kind, lernest du wohl

Liebes Kind, lernest du wohl,
so wirst du guter Hühner voll,
Lernest du aber übel,
So musst du mit den Sauen essen aus dem Kübel.

*Dem großen Reformator Martin Luther (1483-1546) hat die religionskritische Forschung eine Neigung zur schwarzen Pädagogik nachgesagt. Man beruft sich dabei auf Luthers Übersetzung der „Sprüche Salomos“, in denen es im 23. Kapitel heißt: „Du hauest ihn (den Knaben) mit der Rute; aber du errettest seine Seele von der Hölle.“*

Neben seinem berühmten Kinderlied zu Weihnachten („Vom Himmel hoch da komm ich her“), in dem allen Gläubigen „eine gute Mär“ gebracht wird, finden sich auch lyrische Sprüche, in denen von Luther sehr drastische Erziehungsprinzipien empfohlen werden. Der pädagogische Lockvogel, der hier für den Appell ans Lernen eingesetzt wird, ist das Versprechen, dass Lernwillige später einmal gut zu essen haben werden, während den Lernfaulen nur der Weg zu den Schweinen bleibt.

**Martin Opitz**
Ach Liebste, lass uns eilen

Ach Liebste, lass uns eilen, Wir haben Zeit;
Es schadet das Verweilen Uns beiderseit.
Der schönen Schönheit Gaben Fliehn Fuß für Fuß,
Dass alles, was wir haben, Verschwinden muss.
Der Wangen Zier verbleichet, Das Haar wird greis,
Der Äuglein Feuer weichet, Die Flamm wird Eis.
Das Mündlein von Korallen Wird ungestalt.
Die Händ als Schnee verfallen, Und du wirst alt.
Drumb lass uns jetzt genießen Der Jugend Frucht,
Eh dann wir folgen müssen Der Jahre Flucht.
Wo du dich selber liebest, So liebe mich,
Gib mir, dass, wann du gibest, Verlier auch ich.

1624

*In seinem epochalen* Buch von der deutschen Poeterey *(1624), das von den nachfolgenden Dichtergenerationen als mustergültige Poetik verehrt wurde, erhebt der Barockdichter Martin Opitz (1597–1639) die Liebe zum „wetzstein… an dem die Dichter ihren subtilen Verstand scherffen“ können. Das barocke Liebes-Poem wird zum Lebensprogramm – die Aufforderung zum hedonistischen Lebensgenuss in der Gegenwart steht dabei dem Vergänglichkeits-Motiv gegenüber.*

Die paradox anmutenden Eingangsverse in diesem 1624 entstandenen Poem verweisen auf einen besonderen Zeitbegriff: Die Aufforderung zum eiligen Lebensgenuss scheinen nicht recht zusammenzupassen mit dem Befund: „Wir haben Zeit.“ Es geht indes um Zeitlichkeit im Sinne der Endlichkeit diesseitiger Existenz. Der Dreißigjährige Krieg hatte schon einige Jahre auf grausame Weise die Begrenztheit eines Menschenlebens vor Augen geführt, als Opitz sein Lob der barocken Sinnenfreude schrieb.

**Martin Opitz**

Bedeutung der Farben

Weiß / ist gantz keusche Reinigkeit /
Leibfarbe / weh vnd Schmertzen leiden /
Meergrüne / von einander scheiden /
Schwartz / ist Betrübnuß / Angst / vnd Leid /

Roth, innigliche Liebesbrunst /
Vnd Himmelblo / sehr hohe sinnen /
Bleich Leichfarb / argen Wohn gewinnen /
Gelb / end und außgang aller Gunst /

Haarfarbe / deutet uff Gedult /
Bleich Aschenfarben / heimlich Huldt.
Braun / aller Liebe gantz vergessen

Grün / Hoffnung; Und weil jetzundt ich /
Gebrauche dieser Farbe mich /
Ist wol mein Zustandt zuermessen.

*Mit seinem 1624 publizierten „Buch von der deutschen Poeterey“ hat der Barock-Poet Martin Opitz (1597-1639) eine Art Grundgesetz für die neuhochdeutsche Dichtkunst entworfen. In Anlehnung an die Versmaße der Antike formulierte er die folgenreiche These, dass das im Deutschen angemessene Metrum sich an der natürlichen Wortbetonung orientieren solle. Als idealtypisches deutsches Versmaß definierte er den Alexandriner - ein sechshebiger, dem Jambus folgender Vers. Aber auch für das Sonett hat er vorbildliche lyrische Muster gefunden.*

In seiner nach 1620 entstandenen poetischen Farbenlehre, in der in jeder Strophe zwei oder drei Farben ihre Bedeutung zugewiesen bekommen, überrascht uns Opitz am Ende mit seinem Bekenntnis zum Grün als der Farbe der Hoffnung. Denn angesichts der verheerenden Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges hat Opitz in fast allen seinen Gedichten die Vergänglichkeit und die Leidverfallenheit alles Irdischen in den Mittelpunkt gerückt.

**Martin Opitz**

Schönheit dieser Welt vergehet

Schönheit dieser Welt vergehet /
Wie ein Wind der niemals stehet:
Wie die Blume so kaum blueht /
Und auch schon zur Erden sieht:
Wie die Welle die erst koempt /
Und den Weg bald weiter nimpt.
Was für ein Urtheil soll ich fellen?
Welt ist Windt/ist Blum' vnd Wellen.

*Der frühbarocke Dichter Martin Opitz (1597-1639) aus dem schlesischen Bunzlau gilt als Pionier der deutschen Poesie. In seinem „Buch von der Deutschen Poeterey" (1624) formulierte er die Regeln einer zu begründenden hochdeutschen Dichtkunst, die sich nicht an den überlieferten antiken Versmaßen ausrichten, sondern eine der deutschen Sprache gemäße metrische Form finden sollten.*

Das Gedicht von der „Schönheit" ist einfach gebaut: vierhebige trochäische Verse, in Paarreime gefasst. Es handelt sich um das 5. Gedicht eines 25teiligen Zyklus, überschrieben „Von der Welt Eytelkeit. Auß dem Frantzösischen", zuerst gedruckt in Breslau 1629. Das Vergängliche der Schönheit, das Flüchtige aller irdischen Erscheinungen steht im Mittelpunkt. Nichts hat Bestand - so lautet das schroffe Urteil der epigrammatischen Schlusszeilen.

**Martin Walser**

Ich bin ein Baum mit bösen Ästen

Ich bin ein Baum mit bösen Ästen
und keinem Himmel über mir.
Ich niste in bemalten Resten
und spiele das Unschuldstier.

(Martin Walser, Das geschundene Tier. Neununddreißig Balladen. Rowohlt Verlag, Reinbek 2007)

*Von Beginn seiner literarischen Karriere an exponierte sich Martin Walser (geb. 1927) als streitbarer Autor und Bürger. Dabei scheute er nicht die Rolle des Renegaten. Die Außenseiterfiguren seiner Romane bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen der ihnen zugewiesenen gesellschaftlichen Rolle und dem persönlichen Anspruch, dem sie folgen wollen. In einer Art Realismus zweiten Grades tritt die Handlung hinter dieses Wechselspiel zurück, um den eigenen Motiven und als äußerlich angenommenen Forderungen die volle Aufmerksamkeit zu schenken.*

Als „Geschundenes Tier“ stilisiert sich Walser im gleichnamigen Buch, das 39 als Balladen ausgegebene Gedichte und Notate versammelt. In diesem Vierzeiler kleidet sich der Autor in die Rolle eines vermeintlichen Unschuldstieres, das, als „Baum mit bösen Ästen“ und ebensolchen Wurzeln keinen Himmel über sich duldet. Dieser Vierzeiler markiert ein poetologisches Statement, dessen holpernder vierter Vers rhythmisch bewusst einen Widerspruch anzeigt.

**Martin Walser**

Ich bin versenkt, versunken

Ich bin versenkt, versunken, kaure am Grund,
habe meine Adresse verbrannt,
habe mein Glas nicht ausgetrunken,
ich bin mir unbekannt,
mir wächst keine Blume im Mund.

(Das geschundene Tier. Neununddreißig Balladen. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2007)

*Mit seinen „neununddreißig Balladen“ hat sich Martin Walser (geb. 1927) zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein fatalistisches Glaubensbekenntnis erschrieben. Der Gattungstitel „Ballade“ ist dabei als ironische Pointe zu verstehen. Denn diese negativistisch besessenen Miniaturen neigen zum Verstummen im Heillosen, bevor sich überhaupt die Geschichte eines Subjekts entfalten kann.*

Wenn man Balladen als „Tanzlieder“ versteht, so findet man bei Walser allenfalls eine reduzierte Tanzbewegung des fortwährenden Auf-der-Stelle-Tretens. Denn sein lyrisches Ich beschwört das dauerhafte Scheitern, das universelle Misslingen des Lebens. Diese Beschwörungen des permanenten Schmerzes und der finalen Selbstentfremdung ähneln letztlich mehr dem Aphorismus als der traditionell erzählerisch orientierten Ballade. Im vorliegenden Gedicht rettet der Reim - eine Ausnahme bei Walser - das lyrische Moment des Textes.

**Martin Walser**
Unglück schäumt

Unglück schäumt wie Glück. Über Stock
und Stein reitet die Pein. Kein Licht
leuchtet so hell wie Feindseligkeit. Zur Musik
deiner Überflüssigkeit darfst Du tanzen.

(Das geschundene Tier. Neununddreißig Balladen. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2007)

*Martin Walsers „Balladen“ sind sehr kurz, ihre erzählerische Mitteilungsfreude ist eher gering. Während er in seinen opulenten Romanen seine barocke Erzähllust und seine Passion für die ausschweifende ironische Suada vorführt, drängt Walser (Jg. 1927) in seinen Altersgedichten zur harten Abbreviatur, zum dunklen Epigramm, zur lakonischen Notiz. Gattungsmäßig kann man diese existenziellen Vier-, Fünf- und Sechszeiler eher der „Miniatur“ zurechnen.*

Die hier vorgenommene Reihung aphoristisch funkelnder Notate, die an einer Stelle mit einem Binnenreim arbeiten, liest sich wie eine kleine Lebensphilosophie des Fatalismus. Denn das Dasein scheint für das Subjekt auf eine Kette von Aussichtslosigkeiten zusammengeschrumpft zu sein. Es triumphieren die universell gewordene „Pein“ und eine bedrohliche „Feindseligkeit“. Das bittere Resümee am Ende der „Ballade“ liefert eine einzigartig negativistische Pointe. Denn wer wird noch in der Lage sein, zur „Musik“ der eigenen „Überflüssigkeit“ noch ein Tänzchen zu wagen?

**Martin Zingg**

Klassische Sorgen

Den einen Fuß, während er noch
Den Boden sucht, und dieser gibt
Sogleich nach, treibt es wieder
Nach oben, weil den andern Fuß,
Dazu neigt der Körper sich nach vorne,
Der Boden diesmal zu halten verspricht.
Aber der, als gälte ein Gesetz,
Gibt schon wieder nach, darum rennen,
Scheint es, die Füße um die Wette.
So komm ich voran, nur so.

*Das Gehen „auf festen Versesfüßen“ (Ulla Hahn) hat die modernen Dichter stets in ästhetische Ambivalenzen gestürzt. Dagegen gehörte es zu den beständigen Vergnügungen der antiken und klassischen Autoren, sich in festen metrischen Mustern zu bewegen. Das Ich im Gedicht des Basler Autors Martin Zingg (geb. 1951) scheint schon bei der schlichtesten Fortbewegung in Schwierigkeiten zu geraten.*

„Es ist ein leichtes beim Gehen den Boden zu berühren“, betitelte dereinst der Anarcho-Schriftsteller Herbert Achternbusch (geb. 1938) ein Prosabuch. Die Erfahrung von Martin Zinggs Gehendem scheint diesen Befund zu widerlegen. Denn die Füße finden keinen verlässlichen Halt mehr. Rein metrisch baut das Ich sieben jambische Verse auf, um dann in einen trochäischen Rhythmus zu wechseln. Paradoxerweise ist es gerade diese Orientierung an festen Metren, die dem sich unsicher wähnenden Ich eine Fortbewegung überhaupt erst ermöglichen.

**Mascha Kaléko**

Alle 7 Jahre

In den weisen Büchern habe ich gelesen:
Alle sieben Jahre wandelt sich dein Wesen.
Alle sieben Jahre, merket, Mann und Weib,
Wandelt sich die Seele, wandelt sich der Leib.

Wandelt sich dein Hassen, wandelt sich dein Lieben.
Und ich zählte heimlich: drei Mal, vier Mal sieben.
Ach, die Geister kamen. Und mein Ohr vernimmt:
Alle sieben Jahre ... Siehe da, es stimmt.

Sorgenvoll betracht ich alle Liebespaare.
Ob sie es wohl wissen: Alle sieben Jahre ... !
Selbst in deinen Armen fragt mein Schatten stumm:
Wann sind wohl, Geliebter, unsre sieben um?

(Verse für Zeitgenossen. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1980)

*Die aus Schnoddrigkeit und Wehmut gemischte „Gebrauchsdichtung“ der Mascha Kaléko (1907-1975) hat Anfang der 1930er Jahre die Berliner Bohème fasziniert. Als die aus Galizien stammende Tochter eines jüdischen Kaufmanns 1933 mit ihrem „Lyrischen Stenogrammheft“ gerade den Höhepunkt ihrer Popularität erreichte, begann mit Hitlers Machtergreifung der Weg in die Barbarei. 1935 wurde sie aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, im September 1938 emigrierte sie nach New York.*

Als magische Zahl nimmt die Sieben in Mythologien, Religionen, Märchen und Legenden bis hin zu Rudolf Steiners Lehre von der Anthroposophie eine Sonderstellung ein. Mascha Kaléko deklariert die Sieben zur Grundzahl des Lebenszyklus - und zur markanten Zäsur in der Geschichte jeder Liebe. In den Zauber des Liebes-Anfangs ist hier schon die Trauer über den unvermeidlichen Verlust eingeschrieben. Das Gedicht stammt aus dem 1958 erschienen Band „Verse für Zeitgenossen“, der Mascha Kalékos fulminantes Comeback in Deutschland begründete.

**Mascha Kaléko**

Das berühmte Gefühl

Als ich zum ersten Male starb,
– Ich weiß noch, wie es war.
Ich starb so ganz für mich und still,
Das war zu Hamburg, im April,
Und ich war achtzehn Jahr.

Und als ich starb zum zweiten Mal,
Das Sterben tat so weh.
Gar wenig hinterließ ich dir:
Mein klopfend Herz vor deiner Tür,
Die Fußspur rot im Schnee.

Doch als ich starb zum dritten Mal,
Da schmerzte es nicht sehr.
So altvertraut wie Bett und Brot
Und Kleid und Schuh war mir der Tod.
Nun sterbe ich nicht mehr.

1958

aus: Mascha Kaléko: *Verse für Zeitgenossen*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1984

*Aus ihrer galizischen Heimat früh vertrieben, erlebte die jüdische Dichterin Mascha Kaléko (1907–1975) ihr Dasein als ewiges Exil im „Nirgendsland“. Auf der Flucht vor Pogromen kam sie mit ihrer Familie zu Beginn des Ersten Weltkriegs nach Deutschland. Im aufblühenden Berlin entwickelte sich die Exilantin rasch zur begabtesten lyrischen Reporterin ihrer Epoche.*

Kalékos erste Gedichte erschienen 1930 in der *Vossischen Zeitung* und in der Zeitschrift *Die Weltbühne*. Es waren unsentimentale Momentaufnahmen aus dem Leben der großstädtischen Angestellten, lässig gereimte, neusachliche Gelegenheitspoeme zwischen Ironie und Wehmut. Die Gedichte sprechen in vielen Tonlagen: Da ist zum einen der schnoddrige Kabarett-Text und ironische Leierkasten-Song, zum andern eine sehr schwermütige Liebespoesie. Kalékos Debüt *Das lyrische Stenogrammheft* (1933) wurde ein Bestseller, landete aber bald auf dem Scheiterhaufen der Nazis. Ihr todtrauriges Liebesgedicht über „das berühmte Gefühl“ findet man in den *Versen für Zeitgenossen* (1958), die Martin Heidegger rühmte, „dass sie alles wissen, was Sterblichen zu wissen gegeben“.

**Mascha Kaléko**

Der Schwan. Ein Epilog

Der Schwan, wenn er sein Ende ahnt,
Das heißt: wenn ihm sein Sterben schwant,
Zieht sich zurück, putzt das Gefieder
Und singt das schönste seiner Lieder.

So möcht auch ich, ist es soweit,
Mal eingehn in die Ewigkeit.



*Den Dichter mit dem Schwan zu vergleichen, hat eine alte, bis in die Antike reichende Tradition. Der Vater aller Dichter Orpheus, so erzählten die Griechen, durfte am Ende seines Lebens wählen, welche Gestalt er für das Leben nach dem Tod annehmen wolle und entschied sich für den Schwan. In dem Gedicht von Mascha Kaléko (1907-1975) wünscht sich ein Ich dieselbe Form für den Übertritt in die andere Welt.*

Die Imagination eines letzten glänzenden Auftritts ist nicht ganz eindeutig. Einerseits möchte das Ich dieser Verse wie der Vogel mit einem Schwanengesang auf den Lippen sterben. Doch schon der erste Reim lässt erahnen, dass das Bild des sterbenden Schwans Gegenstand augenzwinkernder Ironie gegenüber den eigenen Wünschen ist. Dieser Sprachwitz stellt sich nicht zufällig ein, in den Zwanziger Jahren als Dichterin der Neuen Sachlichkeit hervorgetreten, liebte Kaléko die Zweideutigkeit der Gesten.

**Mascha Kaléko**

Der Winter

Die Pelzkappe voll mit schneeigen
Tupfen,

behäng’ ich die Bäume mit hellem
Kristall.

Ich bringe die Weihnacht und bringe
den Schnupfen,

Silvester und Halsweh
und Karneval.

Ich komme mit Schlitten aus Nord
und Nord-Ost.

Gestatten Sie: Winter.
Mit Vornamen:
Frost.

(Die paar leuchtenden Jahre. Hrsg. von Gisela Zoch-Westphal. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2003)

*Auf dem Höhepunkt ihrer Popularität hatte man Mascha Kaléko (1907-1975), die deutsch-jüdische Dichterin aus Galizien und lyrische Chronistin des neuen Großstadtbewusstseins, in die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ aufgenommen. Die aus urbaner Schnoddrigkeit und anrührendem Sentiment gewonnenen Verse ihres „lyrischen Steno-grammhefts“ - erschienen 1933 - wollten die Nationalsozialisten für immer aus Deutschland verbannen. Nach einigen Jahren im New Yorker Exil begann die Dichterin in den 1950er Jahren Kindergedichte und Limericks zu schreiben.*

In spielerischen Gedichten von äußerster Einfachheit versuchte sich Kaléko aus der Fixierung auf ihr Emigrantenschicksal zu lösen. Das „Winter“-Gedicht bildet den Abschluss des kleinen Zyklus „Die vier Jahreszeiten“ und wird im Untertitel als Kinderreim charakterisiert: „Zum Aufsagen für vier Kinder“.

**Mascha Kaléko**
Gebet

Es wohnen drei in meinem Haus -
Das Ich, das Mich, das Mein.
Und will von draußen wer herein,
so stoßen Ich und Mich und Mein
Ihn grob zur Tür hinaus.

Stockfinster ist es in dem Haus,
Trüb flackert Kerzenschein.
- Herr: lass dein Sonnenlicht herein!
Dann geht dem Ich, dem Mich, dem Mein
Das fahle Flämmchen aus.

(Verse für Zeitgenossen. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 2005; © Textboerse Lore Cortis, Nymphenburger Str. 67, 80335 München)

*Die Poesie der Moderne hat seit Arthur Rimbaud eine Devise für die Identitäts-Auflösung des Subjekts in Umlauf gebracht: „Ich ist ein anderer." Im 1945 erstmals gedruckten Gedicht der Großstadt-Melancholikerin Masche Kaléko (1907-1975) sind es nun gleich drei Ich-Gestalten, die in schrankenlosem Egoismus ihre ureigene Lebenssphäre bewachen. Fremden ist der Zutritt zum eifersüchtig bewachten „Haus" nicht gestattet.*

Trotz der existenziellen Gefahr, die der jüdischen Dichterin durch die Rassenpolitik der Nationalsozialisten drohte, entschloss sich die in Berlin lebende Mascha Kaléko erst im September 1938 zur Emigration in die USA. Dort begann sie sich intensiv mit dem jüdischen Glauben auseinanderzusetzen - und der kesse, schnoddrige Ton ihrer frühen Großstadtpoeme weicht innigen religiösen Meditationen. In diesem Gedicht aus der Exil-Zeit ist es das Licht des „Herrn", das die Eigensucht des Subjekts aufhebt. Ein Appell an die Demut.

**Mascha Kaléko**

Herbstanfang

Die Nachtigall in meinem Garten schweigt.
Die Welt wird leer.
Und auch die Geige in der Ferne
Geigt nicht mehr.
Der Sommer flieht.
Mit jedem Tage stiller wird mein Lied.

Und jährlich trüber schleicht der Herbst
sich ein,
Und tiefer, tiefer, schneit der Schnee mich
ein.
Von Wolken schwer,
Die Stirn sich neigt.
Die Welt wird leer.
Die Nachtigall in meinem Garten schweigt.

(Verse für Zeitgenossen. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 2005; © Textboerse Lore Cortis)

*Es geht etwas unwiderruflich zu Ende. Der „Herbstanfang“ fügt sich in diesem späten Gedicht der einst populären Großstadtpoetin Mascha Kaléko (1907-1975) nicht in einen immergleichen Zyklus der Jahreszeiten, sondern scheint die Welt und die Natur für immer stillzustellen. Die Vergänglichkeit ist der absolute Souverän dieses Herbst-Gedichts. Der „Anfang“, der hier evoziert wird, strebt nach definitiver Finalität.*

Die kecken, aufmüpfigen, schnoddrigen und daseinsbejahenden Töne, mit denen die Großstadtpoetin Kaléko um 1930 in die Öffentlichkeit trat, sind hier verschwunden. Nach langen bitteren Exiljahren war die Dichterin 1956 nach Deutschland zurückgekehrt und für einen Augenblick sah es nach einem triumphalen Comeback aus. Aber nach ihrem Protest gegen einen Literaturpreis, in dessen Jury das ehemalige SS-Mitglied Hans-Egon Holthusen mitwirkte, war das Comeback vorbei. Was dem lyrischen Subjekt bleibt, ist das langsame Verstummen.

**Mascha Kaléko**

Kein Kinderlied

Wohin ich immer reise,
Ich fahr nach Nirgendland.
Die Koffer voll von Sehnsucht,
Die Hände voll von Tand.
So einsam wie der Wüstenwind.
So heimatlos wie Sand:
Wohin ich immer reise,
Ich komm nach Nirgendland.

Die Wälder sind verschwunden,
Die Häuser sind verbrannt.
Hab keinen mehr gefunden.

Hat keiner mich erkannt.
Und als der fremde Vogel schrie,
Bin ich davongerannt.
Wohin ich immer reise,
Ich komm nach Nirgendland.



*Nachdem ihr „Lyrisches Stenogrammheft" im Januar 1937 von den Nazis auf die Liste des „schädlichen und unerwünschten Schrifttums" gesetzt worden war, verlor die jüdische Dichterin Mascha Kaléko' (1907-1975) die letzten Illusionen über ihre Existenzmöglichkeiten im faschistischen Deutschland. Im September 1938 verlässt die Großstadtpoetin Berlin und flieht nach New York. Im Exil wandelt sich der Ton ihrer Gedichte. Der Berliner Witz und die schnoddrige Sentimentalität verschwinden, die Verse werden düsterer.*

Das „Nirgendland" ist kein ideales Gesellschaftsgebilde mehr, wie es sich einst der britische Humanist Thomas Morus (1478-1535) für sein „Utopia" erdacht hatte. Es ist eine Wüstenei, in der alle landschaftlichen Schönheiten und alle kulturellen und zivilisatorischen Elemente zerstört worden sind. Die Reisende des Gedichts ist ohne Hoffnung unterwegs, denn es gibt kein Ziel mehr, das sich zu erreichen lohnt. Die Heimatlosigkeit ist universal geworden; die Suchbewegung führt in die immergleiche Ödnis.

**Mascha Kaléko**

Kleine Zwischenbilanz

Was wird am Ende von mir übrig bleiben?
- Drei schmale Bände und ein einzig Kind.
Der Rest, es lohnt sich kaum,
es aufzuschreiben.
Was ich zu sagen hab, sag ich dem Wind.

Man glaubt es nicht, wie gut wir uns
verstehen,
Der Wind und ich. Schon seit geraumer Zeit.
Ihm kann man traun. Er hat schon viel
gesehen.
Er kennt die Welt und weiß Bescheid.

Es ist und bleibt das gleiche allerorten -
Man sagt am Ende nichts, in vielen Worten.
Zum Reden hat sogar der Feige Mut;
Doch Schweigen klingt in jeder Sprache gut.

(Verse für Zeitgenossen. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2005; © Textboerse Lore Cortis, Nymphenburger Str. 67, 80335 München)

*Im September 1938 hatte die populärste Großstadtpoetin im Berlin der 1930er Jahre, die jüdische Dichterin Mascha Kaléko (1907-1975), nach einigen waghalsigen Reisen Deutschland endgültig verlassen müssen. Im New Yorker Exil entstehen danach Verse eines wehmütigen „Erinnerungsheimwehs“ (Karl Krolow), in denen Kaléko in zarter Resignation ihre Verlustempfindungen besingt.*

1945 erschienen in einem Exil-Verlag in Massachusetts die „Verse für Zeitgenossen“, die dann erst dreizehn Jahre später, kurz nach Kalékos Rückkehr nach Berlin, auch im Rowohlt Verlag publiziert wurden und die Grundlage legten zum triumphalen Comeback der Dichterin. In der „Kleinen Zwischenbilanz“ spricht nun die Stimme eines einsamen Ich, dem als Gesprächspartner nur noch der Wind bleibt. Die Summa des Lebens erscheint mager: „drei schmale Gedichtbände“ und der 1936 geborene Sohn der Dichterin. Das lyrische Subjekt scheint sich ins Verstummen einzuüben. Aber just in jenen „Versen für Zeitgenossen“ erkannte sich das existenzialistische Weltgefühl der aufmerksamen Nachkriegsdeutschen.

**Mascha Kaléko**

Konsequenz des Herzens

Ich bin nicht eifersüchtig von Natur.
Keine Spur.

Ach so, ja damals ... Damals ja. Aber künftig
Bin ich vernünftig.
Du wirst es ja sehen.

Meinetwegen kannst du auch ganz alleine gehen.
Ich sage keinen Ton.

(Aber: treff ich dich mit der bemalten Person
Freundlich vorm Schotten-Café stehen . . .
Dann werd ich mich noch mal genötigt sehen,
Der Dame mit den gefärbten Tatzen
In vornehm-gepflegter Konversation
Die giftigen Augen auszukratzen!)

(Das lyrische Stenogrammheft. Kleines Lesebuch für Große. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg. 1956 ff. (c) Textboerse Lore Cortis, Nymphenburger Str. 67, 80335 München)

*Die besondere Wirkungskraft der Gedichte Mascha Kalékos (1907-1975) hat schon sehr früh und sehr prägnant ihr bedeutender Kollege Hermann Hesse beschrieben. Ausgehend von der Beobachtung, dass Kalékos Verse aus dem „lyrischen Stenogrammheft“ (1933) besonders bei der großstädtischen Jugend Berlins Anklang fanden, notierte Hesse: „Es ist eine aus Sentimentalität und Schnoddrigkeit großstädtisch gemischte, mokante, selbstironisierende Art der Dichtung, launisch und spielerisch, direkt von Heinrich Heine abstammend ...“*

Es ist auch jenes urbane Lebensgefühl der ernüchterten Leidenschaft, jene Utopie der Unbestimmtheit, gemischt mit verfrühter Liebesenttäuschung, die Anfang der 1930er Jahre bis in die unmittelbare Gegenwart eine große Faszinationskraft auf Leser ausübt. Die Eifersucht, über die man sich erhaben wähnt, der man aber doch erliegt - an dieser von Mascha Kaléko skizzierten Grundspannung eines Liebenden hat sich in der *Moderne nichts geändert.*

**Mascha Kaleko**

Liebe, da capo …

Auf einmal also bist du wieder da,
Und jeder brave Vorsatz ist verloren.
Ich hatte es mir diesmal zugeschworen;
… Und kämst du selbst aus Innerafrika:

Aus und vorbei! - Doch schon ist es zu spät.
Nun sitz ich, wie das heißt, in deinen „Netzen“.
Man sollte meine Seele strafversetzen
In ein Revier, das dir nicht untersteht.

Wusst ich denn nicht, dass es sehr ratsam ist,
Dich mit gut eingeübter Kühle fortzutreiben?
Wie aber soll ich denn vernünftig bleiben,
Wenn du mir leider so sympathisch bist?!

Als wäre nichts geschehn, tauchst du nun auf,
Mein kleines bisschen Ruhe zu zerstören.
Es ist so schwer, das Böse abzuwehren.
- Ich geb es auf

Und weiß: ein Herz, das man schon mal verlor,
Reist nur noch in getragenen Gefühlen.
Und, während wir noch einmal „Liebe“ spielen,
Bereit ich mich zum nächsten Abschied vor.

(Mascha Kaléko, Das lyrische Stenogrammheft. Rowohlt Verlag, Reinbek 2007.)

*„Ihr Stenogrammheft zeigt, dass Sie alles wissen, was Sterblichen zu wissen gegeben ist.“ So enthusiastisch äußerte sich der Philosoph Martin Heidegger über die Gedichte der jungen Mascha Kaléko (1907-1975). Das Buch der Großstadtpoetin wurde ein Verkaufserfolg, aber nur wenige Monate nach seinem Erscheinen im Jahre 1933 fiel es den nationalsozialistischen Bücherverbrennungen zum Opfer. Die in einem österreichisch-russisch-jüdischen Elternhaus aufgewachsene Dichterin emigrierte 1938 in die Vereinigten Staaten, wo sie bis 1959 blieb. Ihre letzten fünfzehn Lebensjahre verbrachte Kaléko in Israel.*

„Liebe, da capo ...“ erzählt in umarmenden Reimen von der Unfähigkeit, sich von einer alten Liebe loszusagen. Die Trennung gelingt nicht, obwohl das lyrische Ich doch weiß, dass der Versuch einer Revitalisierung der alten Passion zum Scheitern verurteilt ist. Was bleibt, ist die Vorbereitung auf den „nächsten Abschied“.

**Matthias Buth**
Weit

Und Du ziehst Dich
In Dein enges Ich zurück
Um in dieser Dunkelkammer
Eine neue Ebene zu sehen

Der Regen stellt eine graue Schieferplatte
Ans Fenster

(Matthias Buth, Zwischen mir und vorbei. Landpresse, Weilerswist 2007.)

*Gedichte kann man auch als Mittel zur Verinnerlichung längst historisch gewordener Zustände auffassen. In diesem Sinne erlauben sie den Gebrauch als anthropologische Erkenntnisinstrumente. Über die Versenkung in poetisches Sprechen können vergangene Menschenalter und sogar Erdzeitalter vor dem inneren Auge wiedererstehen. Vermutlich ähnlich „weit“ wagt sich der Blick vor in dem Gedicht von Matthias Buth (1951 in Wuppertal geboren, lebt in der Nähe von Köln).*

In Buths Gedicht scheint die Versenkung in die Dunkelkammer des eigenen Ichs das Subjekt in die Lage zu versetzen Wahrnehmung auf neue Weise zu erleben. Der Vorgang folgt dem Paradox mystischer Weltschau, erst die vollständige Reduktion sinnlicher Wahrnehmung führe zu einer Einsicht in das Wesen der Welt. Das Wort „Ebene“ scheint in seiner Vieldeutigkeit daher bewusst gewählt zu sein. Es deutet sowohl auf eine neue Qualität des Sehens hin, als auch auf eine andere Landschaft, die aus dem Dunkel der geschlossenen Augen hervorscheint.

**Matthias Claudius**
Abendlied

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm’rung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, lass dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich’s trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Lass uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Lass uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und lass uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

**Matthias Claudius**
Christiane

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart!

Ich wusste seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ichs fand;

Und blieb dann lange stehen,
Hatt große Freud in mir
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find es nun nicht mehr.

1796

*Als am 2. Juli 1796 seine zweite Tochter Christiane im Alter von 21 Jahren an Typhus gestorben war, schrieb der fromme Pastorensohn und Dichter Matthias Claudius (1740-1815) ein Gedicht von überwältigender Trauer. In herzzerreißendem Märchen-Ton gehalten, verwandelt das Gedicht die Gestalt der innig geliebten Tochter in einen Hoffnungs-Stern:*

Erst die ausdrückliche Namensnennung im Titel deutet an, dass der verlorene Stern ein innig geliebter Mensch ist. Bekannt geworden ist Claudius' anrührendes Poem aber als ein Liebesgedicht. Denn Achim von Arnim und Clemens Brentano haben den Text in ihre Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommen und haben dabei die persönliche Dedikation weggenommen. Stattdessen haben sie es mit „Der verschwundene Stern“ betitelt. Damit erscheint es nun als ein exemplarisches Gedicht über einen Liebesverlust.

**Matthias Claudius**
Der Mensch

Empfangen und genähret,
vom Weibe wunderbar;
Kommt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet, und verehret;
Hat Freude, und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts, und alles wahr;
Erbauet, und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst, und zehret;
Trägt braun und graues Haar;
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

1775

*Seine poetischen Konkurrenten Goethe und Schiller hatten für den Dichter Matthias Claudius (1740-1815) nur Spott und Verachtung übrig. Dabei hat der aus dem holsteinischen Reinfeld stammende Pastorensohn Claudius mit seinem »Abendlied« und dem Lebensbild »Der Mensch« zwei der herzrührendsten deutschen Gedichte überhaupt geschrieben.*

Claudius war nicht nur der Verfasser frommer, volksliedhafter Verse, in denen sich das Staunen über die Existenz des Menschen und die demütige Gewissheit seiner Vergänglichkeit ausspricht, sondern auch ein erfolgreicher Journalist, der aus dem Provinzblatt »Der Wandsbecker Bothe« ab 1772 eine Zeitung von nationalem Rang machte. In seinem 1775 entstandenen Gedicht »Der Mensch« hat Claudius bei aller Naivität des Tons einige schroffe Ernüchterungen eingeschmuggelt: Denn er zeichnet den Menschen als verführbares Wesen, das für »Trug« und Einflüsterungen aller Art anfällig ist. Auch ein Trost angesichts der Sterblichkeit wird verweigert: »Und er kömmt nimmer wieder.«

**Matthias Claudius**

Der Schwarze in der Zuckerplantage

Weit von meinem Vaterlande
Muss ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande;
Ohhh die weißen Männer!! klug und schön!
Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
Nichts getan.
Du im Himmel! hilf mir armen
Schwarzen Mann!

*Am 31. August 1773 veröffentlichte der „Wandsbecker Bothe", die von dem Dichter Matthias Claudius (1740-1815) redigierte Zeitschrift, ein Gedicht, das als die erste poetisch substanzielle Kritik an der Sklaverei durch einen deutschen Dichter gelten kann:*

Im 17. Jahrhundert hatte der Handel mit billigen Arbeitskräften für die Zuckerrohr-, Baumwoll- und Tabakplantagen auf dem amerikanischen Kontinent ein unerhörtes Ausmaß erreicht. Drei Jahre vor der Niederschrift des Gedichts formulierten dann die englischen Quäker den ersten wirksamen Protest gegen die Sklaverei, 1772 verbot ein Richter die Sklaverei im englischen Mutterland, aber erst 1833 wurden alle Sklaven in den britischen Kolonien freigelassen. Hier gibt nun der Pfarrerssohn Matthias Claudius, ein Mann von tiefer Frömmigkeit, dem Leid der schwarzen Sklaven seine lyrische Stimme. Der Hilferuf des Gequälten, der sich an Gott richtet, scheint aber folgenlos zu verhallen.

**Matthias Claudius**

Der Tod und das Mädchen

Das Mädchen.
Vorüber! Ach vorüber!
Geh wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh Lieber!
Und rühre mich nicht an.

Der Tod.
Gib deine Hand, Du schön und zart Gebild!
Bin Freund, und komme nicht, zu strafen.
Sey gutes Muths, ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

*Der berühmte Dialog zwischen dem Mädchen und dem Tod, den der fromme Pastorensohn und Dichter Matthias Claudius (1740-1815) erdacht hat, ist zunächst die Szene einer gefährlichen Verführung. Ein Mädchen will die Zudringlichkeiten eines „wilden Knochenmanns“ auf Distanz halten und unberührt bleiben. Der Zurückgewiesene strapaziert daraufhin seine ganze Überzeugungskraft und mobilisiert alle erdenklichen Schmeicheleien, um an sein Ziel zu kommen.*

Der Kern des 1775 erstmals publizierten Dialog-Gedichts, dem auch die romantische Vertonung Franz Schuberts folgt, ist die Situation eines offenbar sterbenskranken Mädchens, das den Tod fürchtet und von diesem besänftigt wird. Eine Lesart des Textes geht davon aus, dass Claudius mit seiner Darstellung des Todes dem Sterben seinen Schrecken nehmen wollte. Der Knochenmann, so Claudius in einer Betrachtung über Todesbilder, erscheine ihm „recht schön, und wenn man ihn lange ansieht, wird er zuletzt ganz freundlich anzusehen“.

**Matthias Claudius**
Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sich ewiglich.

(1798/99)

*Dem literarischen Gedächtnis hat sich der Pastorensohn, Theologe, Journalist und Dichter Matthias Claudius (1740-1815) meist nur als Klassiker frommer Kalenderdichtung und anrührender Volkslieder eingeprägt. Aber er ist weit mehr - nämlich der größte Dichter der menschlichen Vergänglichkeit, der Kleinheit des Menschendaseins. Goethes Spott über den „Narren, der voll Einfaltsprätentionen steckt", blamiert sich angesichts der herzrührenden Gedichte von Claudius über die Grundfiguren der menschlichen Existenz.*

Das Gedicht über die Liebe als eine überzeitliche Elementargewalt ist um 1798 entstanden. Claudius hat das Epigramm in seine „Sämmtlichen Werke des Wandsbecker Bothen" aufgenommen, die er unter dem Titel „Asmus omnia sua Secum portans" (zu deutsch etwa: „Asmus, alles Seinige mit sich tragend") von 155 bis 1812 in acht Teilen veröffentlichte. Im sechsten Teil der „Sämmtlichen Werken" findet sich die „Die Liebe", neben einem weiteren Meisterstück des vierzeiligen Wohllauts, dem Gedicht „Der Tod".

**Matthias Claudius**
Die Sternseherin Lise

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern am Himmel an.

Sie gehn da hin und her zerstreut
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht
Wie Perlen auf der Schnur

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich sah die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn …

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach;
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

*Das Lesen in den Gestirnen des Nachthimmels entwickelte sich schon in der menschlichen Frühgeschichte zu einer Kultur der Weissagung. Bereits die „Weisen aus dem Morgenland“, von denen die christlichen Evangelien berichten, entdeckten in den Konstellationen der Sterne das Außerordentliche, so auch den Aufgang des Sterns, der vom „neugeborenen König der Juden“ zeugt. Auch die „Sternseherin Lise“, die der fromme Pastorensohn und Dichter Matthias Claudius (1740-1815) erfunden hat, entziffert die Sterne am „Himmelszelt“ als Zeichen für etwas Größeres:*

Die Sternbilder verweisen in diesem um 1800 entstandenen Gedicht auf eine höhere Ordnung, auf eine „Herrlichkeit“, die jenseits irdischer Empfindungen von „Schmerz und Lust“ liegt. Das Staunen über die astralen Erscheinungen ist eine religiöse Urszene. Der Blick zu den Sternen weckt die zunächst noch unbestimmte Sehnsucht nach der Einkehr in ein „Besseres“ - von da ist es nur noch ein kleiner Schritt zum religiösen Erweckungserlebnis.

**Matthias Claudius**
Kriegslied

‘s ist Krieg, s’ist Krieg, o Gottes Engel wehre
und rede du darein
‘s ist leider Krieg - und ich begehre
nicht schuld daran zu sein!

Was sollt’ ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
und blutig, bleich und blass
die Geister der Erschlag’nen zu mir kämen
und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
verstümmelt und halbtot
im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
in ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
so glücklich vor dem Krieg,
nun alle elend, alle armen Leute,
wehklagen über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch’ und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
versammelten, und mir zu Ehren krähten
von einer Leich herab?

Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
‘s ist leider Krieg - und ich begehre
nicht schuld daran zu sein!

*Das Kriegslied von Matthias Claudius schildert das Gesicht des Krieges aus dem eigenen Erlebnis. Es beschreibt das Geschehen in Ich-Form und verbindet mit der Beschreibung eine persönliche Wertung und Stellungnahmen.*

Matthias Claudius schildert die Auswirkungen des Krieges aus der Sicht eines Menschen, der hofft, nichts zu dessen Entstehung beigetragen zu haben. In einem Albtraum versetzt er sich in die Rolle des Verursachers. All die Leiden, die der Krieg hervorbringt, werden konsequent nur aus dieser Perspektive betrachtet. Dadurch entzieht er sich einer nüchternen Beschreibung und erreicht in der Identifikation mit dem Schuldigen eine intensivere und persönlicher wirkende Auseinandersetzung. Seine Betroffenheit über das, was er scheinbar angerichtet hat, wird zu einer beklemmenden Anklage an die Andresse der Mächtigen.
In der Reflexion über die Schuldfrage drückt er einesteils einen Vorwurf gegen die ‚Meister des Krieges’ aus, wie ihn auch Bob Dylan, allerdings wesentlich härter und kompromissloser, vorgetragen hat, andererseits lässt er die Frage zu, was der einzelne dazu beitragen kann, am Krieg nicht schuld zu sein.

**Matthias Göritz**

Leere Plastiktüte, taumelnd im Wind

Der Mond hängt wie ein leeres Gebäude
über dem kahlen Ast eines Baums
Die Labimmel-Labammel-Laterne des Kinds
ein Versuch Caspar David nachzuahmen
sagst du

Niemals wissen wir wo wir sind
Auf einer Waldstrecke auf der Erde, im Wind
auf einem Bild, auf einem Blatt Papier
>Hier< ist die tödliche Vokabel

Sie gehört Faltern an
den geliebten Nachtschmetterlingen
gespinnt
an die Kästchenwand

(Pools. Gedichte. Berlin Verlag, Berlin 2006.)

*Wer als moderner Lyriker beim Anblick des Mondes eine romantische Empfindung reaktiviert - der tut das meist unter skeptischem Vorbehalt. Zwar wird in dem Gedicht des 1969 geborenen Lyrikers und Erzählers Matthias Göritz das nächtliche Leuchten des Erdtrabanten lyrisch aufgerufen, zugleich aber das Märchenhafte der Szenerie in der Verniedlichungsform der „Labimmel-Labammel-Laterne“ ironisiert. Die romantische Kulisse wird dann aufgelöst und das lyrische Subjekt gerät ins Ungewisse.*

Durch eine kleine Abweichung im Lebensalltag, etwa durch eine vorbeiwehende Plastiktüte, wird das lyrische Ich aus allen Vertrautheiten herauskatapultiert - mitten hinein in die Schwindelgefühle einer unerhörten Erfahrung. Göritz schreibt eine meditativ-spirituelle Dichtkunst, die sich an amerikanischen und asiatischen Vorbildern orientiert. In einem Moment der Offenheit und Unsicherheit der Ich-Position wird das dezisionistisch-fixierende Wort „Hier“ zur „tödlichen Vokabel“. Die letzte Strophe zeigt das romantische Gefühl als Sammelobjekt: der „Nachtschmetterling“ im Privatmuseum des Lepidopterologen.

**Matthias Kehle**
Nichts weiß ich vom

NICHTS WEISS ICH VOM
Großvater Scharfschütze
sei er im Krieg gewesen

Einmal zeigte er auf
einen Haubentaucher im Zoo
und sagte Peng

Hinterlassen hat er
ein Spanholzschächtelchen

darin einen Fadenzähler und
ein winziges Stück Gold

eingewickelt in ein
Strafmandat (Leipzig 1947)

(In: Jahrbuch der Lyrik 2009. Hrsg. v. C. Buchwald und U. Wolf. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Es sind scheinbar nebensächliche Dinge und unspektakuläre Wahrnehmungen, für die sich der 1967 in Karlsruhe geborene Matthias Kehle interessiert. In den Gedichten selbst sind es gerade die Lücken und Leerstellen, die produktiv werden. Sie setzen Schwingungen frei, die im Leser weiterwirken. Es sind oft nur wenige Striche, die die Kontur eines Menschen aufscheinen lassen.*
*Dabei entsteht eine spannungsvolle Beziehung zwischen Nähe und Ferne, zwischen Vergangenheit und brüchiger Erinnerung. Sprache und Duktus wirken bei Kehle lakonisch, ja asketisch. Die Satzgebilde selbst sind von Auslassungen geprägt, oder von harten Zusammenfügungen.*

So verhält es sich auch im Gedicht „Nichts weiß ich vom“: Eine kurze Momentaufnahme, ein sprödes Porträt vom „Großvater Scharfschütze“. Die nüchterne Bestandsaufnahme, die mit „nichts“ beginnt und mit einer Jahreszahl endet, beharrt auf der Tatsache, dass sehr schnell nur noch wenig von einem Menschen übrig bleibt. Gleichzeitig spricht das Gedicht staunend davon, wie lange der Krieg noch dauert, wenn er vorüber ist.

**Matthias Politycki**

Des Teufels Amulett

(angefertigt für Broder Broschkus)

Dir schenke ich mein Herz, nur für den Fall,
dass du mal eines brauchen solltest,
und dazu alles, was ich sonst noch habe (doch
das ist fast nichts), gesetzt, du wolltest
noch mehr, so nimm's! Nimm jedes meiner Worte mit,
das ich dir zugeflüstert, zugedacht
am Morgen, Mittag, Abend, in der Nacht,
nimm jede kleinste Silbe, meine ganze Liebe,
so dass - verstummt bis an das Ende meiner Tage -
ich nur ein leeres Blatt noch wär' im wirren Weltgetriebe,
wenn ich nicht wüsste, nicht ganz sicher wüsste,
dass ich dich noch mal wiedersehen müsste
in dieser oder jener Welt

(Des Teufels Amulett. einmaleingedicht. MüncherFrühlingVerlag, München 2007)

*Ein Romanheld des erklärtermaßen realistischen Erzählers Matthias Politycki (geb. 1955) , der Bankangestellte Broder Broschkus, gerät auf Kuba (im Roman „Herr der Hörner von 2005) in den Bann kraftspendender Amulette und magischer Halsketten. Mit Hilfe dieser Amulette werden die Urkräfte von Eros, Sexus und Begehren in ihm freigesetzt. In den Roman ist ein Gedicht integriert, das diese Aktivierung erotischer Energien evoziert.*

Um diesem großen Plädoyer für Liebe und Leidenschaft die nötige Dynamik zu verleihen, greift Politycki auf die traditionellen Mittel formaler Straffung und metrischer Strukturierung des Gedichts zurück, die er in seinen Essays zur Lyrik immer wieder anpreist. Hier wählt er einen unregelmäßigen Reim, zitiert Blankverse und antikische Sprachgesten. In den Titel rückt er ein altes mythisches Motiv: den Hinweis auf „das Amulett des Teufels“, das in zahlreichen Sagen und fantastischen Geschichten eine Rolle spielt.

**Matthias Politycki**

Fast eine Romanze (I)

Nie werd' ich wissen, wie du wirklich heißt,
wie du wohl lächeln würdest, wenn ich sagte,
dass ich mich schier nicht mehr zu regen wagte,
als du den Raum betratst, ich saß wie hingeschweißt,

sah, wie du rauchst und trinkst, das Haar wegstreichst
und eine SMS schreibst, schließlich gehst
und neben meinem Tisch dann plötzlich stehst
und dort erst deine Rechnung schnell begleichst

und wie dein Blick, ganz ohne innre Glut,
sich jäh verhakt und kurz in meinem ruht -
schon seh ich dich von hinten, seh den Hut

aus Stroh, das Sommerkleid, darum ein Band
in Dunkelblau, ein letztes Unterpfand
von dir, tief in den Nachmittag gebrannt.

(Matthias Politycki, Die Sekunden danach. Hoffmann & Campe, Hamburg 2009.)

*Matthias Politycki, Jahrgang 1955, gilt als einer der Meinungsführer seiner Generation. Sein programmatisches Plädoyer für eine „neue Äußerlichkeit“ wendet sich gegen ästhetischen Purismus, gegen Ideologie, Pathos und Innerlichkeit, vor allem gegen den bei anderen Autoren verspotteten „Metaphernprunk“. Literatur und Lyrik sollen zu einer lust- und kraftvollen Direktheit finden, sie sollen den ganz gewöhnlichen Alltag mit seinem gelegentlich möglichen Zauber abbilden.*

Das Sonett „Fast eine Romanze“ wurde 2009 veröffentlicht und ist eine lässig-elegante Verbindung von traditionellen Motiven der Liebeslyrik mit Phänomenen des Zeitgeists wie dem Schreiben einer SMS. Das lyrische Ich wendet sich in einem inneren Monolog an eine offensichtlich hinreißende Frau. Es spricht so selbstironisch und leicht melancholisch, wie das auch in der Lyrik von Tucholsky oder Kästner durchklingt. Polityckis liedhaftes Gedicht verweigert jeden Tiefsinn, es ist dem Augenblick ergeben.

**Matthias Politycki**

Touristen

Immer sitzen sie vor den falschen Cafés
und warten auf die große Fremde,
immer finden sie alles zu teuer,
immer, im Vergleich zum Prospekt, enttäuschend:
Man kann's ihnen einfach nicht recht machen.

Immer sind es ihrer zu viele
und reich gesegnet obendrein mit Socken,
immer stellen sie die gleichen Fragen,
immer versichern sie einander der gleichen Antworten:
Sie können's uns einfach nicht recht machen.

(um 2000)

(Ratschlag zum Verzehr der Seidenraupe. 66 Gedichte. Hoffmann & Campe, Hamburg 2003)

*In einer polemischen Privatstatistik hat der 1955 geborene Matthias Politycki die drei Hauptsünden der deutschen Gegenwartslyrik aufgezählt. Als da wären: a) Orakeln, b) Plappern, c) Moraltrompeten. Politycki dagegen gefällt die ironische Zurüstung der Welt und die Demontage des Erhabenen durch Komik. Er bevorzugt daher einen antipathetischen, auf die Tücken und unfreiwilligen Slapsticks des Alltags zielenden Ton. In seinen Reisegedichten erscheint der Dichter oft als tragikomischer Weltreisender, der weniger seine Erfahrungen, als vielmehr seine „Konfusionen" vermehrt.*

Der Spott trifft in diesem um das Jahr 2000 entstandenen Gedicht die bestgehassten Feinde aller großen Reisenden: die Touristen. Aber Politycki verweist nicht nur auf die Jämmerlichkeit der touristischen Bedürfnisse, sondern reflektiert auch das standardisierte Lamento all derer, die nur in den anderen Mitreisenden den Touristen erkennen wollen und sich selbst aber - zu Unrecht - über deren Verhaltensmuster erhaben fühlen.

**Max Bense**

MEIN Standpunkt

MEIN Standpunkt und der Kirschbaum oder die Wegfahrt
und der Überblick
oder die Handhabe und das Fortbleiben oder Josef K. und der
Vormärz
oder die Polizei und das dritte Fenster oder ein Horizont und
das
zerrissene Blatt oder der Duft und der Anflug das Verwelkte
und das Schiff
oder das Unerwartete und das Wort oder die Zärtlichkeit und
das Gehn
oder das Lesebuch und das Selbst oder die Nachwelt und Paris
oder das
ermüdete Sein und noch ein Händedruck oder irgendwo und
Niemand

(Bestandteile des Vorüber. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1961)

*Der Sprachphilosoph und experimentelle Poet Max Bense (1910-1990), hat sich ein intellektuelles Vergnügen daraus gemacht, in einer zeichentheoretischen Analyse (von 1966) die unterschiedlichen Dimensionen seines Textes freizulegen. Der Wortvorrat seiner experimentellen Übung, so bekannte Bense, bestand aus „rund 1200 Wörtern der Literaturbelage einer Tageszeitung mittlerer Auflage“. Bei der Verknüpfung der einzelnen Substantive sollte ein direkter Aussage-Charakter (eine „dicentische Bedeutung“) vermieden werden.*

In der willkürlich erscheinenden Reihung von Substantiven, die durch die Konjunktionen „und“ oder „oder“ verbunden sind, gibt es durchaus Motivkerne, skizzenhaft miteinander verschränkte Bedeutungs-Felder, die nicht im einzelnen ausgeführt werden: das Thema der Trennung, der Vergänglichkeit, der Melancholie („das ermüdete Sein“). Der entschlossene Subjektivismus des Gedicht-Eingangs („MEIN Standpunkt“) wird am Ende durch den Verweis auf „Niemand“ aufgehoben.

**Max Dauthendey**

Drinnen im Strauß

Der Abendhimmel leuchtet wie ein Blumenstrauß,
Wie rosige Wicken und rosa Klee sehen die Wolken aus.
Den Strauß umschließen die grünen Bäume und Wiesen,
Und leicht schwebt über der goldnen Helle
Des Mondes Sichel wie eine silberne Libelle.
Die Menschen aber gehen versunken tief drinnen im Strauß,
Wie die Käfer trunken und finden nicht mehr heraus.

*Der literarische Weltreisende Max Dauthendey (1867-1918) war ein Enthusiast der Farben. Der Sohn eines berühmten Fotografen, der in Würzburg aufwuchs, wollte das Werk seines Vaters nicht fortsetzen, und nomadisierte stattdessen als Maler und Dichter in einem unruhigen Wander- und Reiseleben über alle Kontinente. Seine Gedichte entwerfen opulente Stimmungsbilder, oft ornamentiert durch ein impressionistisches Farben-Mosaik.*

Das Bild des Abendhimmels wird hier gleichgesetzt mit den einzelnen Bestandteilen eines gewaltigen Blumenbuketts. Die Naturzeichen werden in positive Farbwerte aufgelöst - und mit einem gleich viermal strapazierten „wie“-Vergleich in ein leuchtendes Panorama eingefügt. Das melancholische Ende setzt einen starken Kontrast zur Farbfreudigkeit des Bildes. Denn hier artikuliert sich ein Gefühl der Weltverlorenheit - mitten im leuchtenden „Strauß“ bewegen sich die Menschen wie orientierungslos taumelnde Käfer.

**Max Ernst**
Die wasserprobe

Hierbei wird die Faust geballt
Dass der frosch zu boden knallt
Hier die magd die motten putzt
Dass der wind die dämpfe stutzt

Hierbei wird ein dampf verschluckt
Dass der greise bammel zuckt
Dass der warmen fische ei
Knall und fall ins einerlei

(DaDa-Gedichte. Hrsg. von Karl Riha. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1982 ff.)

*Unter den zahlreichen dadaistischen Manifesten kommt ein Dokument aus dem „Dada-Almanach“ dem Kölner Maler, Collage-Künstler und Dichter Max Ernst (1891-1976) sehr nahe. Dada , so heißt da, verwirkliche ein „Narrenspiel aus dem Nichts“ und verhalte sich wie „Parodisten der Weltgeschichte“. In parodistischer Weise wird so auch ein mittelalterliches Element der europäischen Rechtsgeschichte in einem 1921 erstmals publizierten Ernst-Gedicht auf den Kopf gestellt:*

Die Wasserprobe war ein recht sadistisches Verfahren der juristischen Wahrheitsfindung: Die Delinquenten wurden nackt in kaltes Wasser geworfen oder mussten aus einem Topf mit brühend heißem Wasser einen Ring oder einen Stein hervorholen, um ihre Unschuld unter beweis zu stellen. Bei Max Ernst nimmt die Wasserprobe eine stark surrealistische Wendung. Die hier abverlangten Aufgaben sind kaum zu erfüllen.

**Max Hermann-Neisse**

Nacht in der Emigration

Nachts bin ich ganz allein im Weltenraum,
fern allen Freunden, die mich längst vergaßen.
Die sieben Stock hoch über Londons Straßen
verlocken leicht zu manchem Selbstmord - Traum.

Die Katze mir zu Füßen hat die Ruh
als ihr Gehäus. Die Frau an meiner Seite
schloss sich im Schlaf wie eine Blume zu,
ihr Atem nur gibt sanft mir das Geleite.

Da draußen sind die Sterne und der Mond
und werden unser Leben überdauern.
Nachtwandlerisch umschleicht mein Wunsch die Mauern,
dem Frieden fremd, der hinter ihnen wohnt.

Und alle Leute, die das Dunkel haucht,
verwandeln jäh sich in ein kurzes Schweigen.
Dann taumle ich benommen und verbraucht
ins Frühlicht, dessen Züge bleich sich zeigen.

(Heimatfern. Gedichte. Berlin, Aufbau Verlag 1985)

*Max Hermann-Neisse (1886-1941) hat einige der bewegendsten Exil-Gedichte der deutschen Literaturgeschichte geschrieben. Der Sohn eines oberschlesischen Gastwirts und einer Bauersfrau debütierte 1911, im Aufbruchsjahr des literarischen Expressionismus, mit Gedichten in der legendären Zeitschrift „Die Aktion“ und nahm bald Kontakt auf mit links-anarchistischen Kreisen in Berlin.*
*1933 floh der politisch exponierte Dichter vor den Nazis nach England, wo seine großen Gedichte entstanden.*

Die lyrische Selbstvergewisserung eines Emigranten, der vor nächtlichem Himmel sein Verlorensein besingt, entstand 1936. Im gleichen Jahr hatte der Exil-Schriftsteller Ernst Toller (1893-1939) seinem Freund eine Geburtstagsfeier arrangiert, die den Einsamen einige Augenblicke lang aus seinem Weltgefühl des Verlassenseins befreite. Die Schlaflosigkeit ist Max Hermann-Neisse dennoch nicht losgeworden. 1941 erlag er in London einem Herzschlag.

**Max Schneckenburger**

Die Wacht am Rhein (1840)

(Carl Wilhelm 1854)

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?

*Lieb Vaterland, magst ruhig sein,*
*Lieb Vaterland, magst ruhig sein.*
*Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein,*
*Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.*

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!"

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich wie an Wasser deine Flut
Ist Deutschland ja an Heldenblut."

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!

**Mechthild von Magdeburg**

Die Wüste hat zwölf Ding

Du sollst minnen das Nicht,
Du sollst fliehen das Icht.
Du sollst alleine stahn
Und sollst zu niemand gahn.
Du sollst sehre unmüßig sein
Und von allen Dingen frei sein.
Du sollst die Gefangenen entbinden
Und die Freien zwingen.
Du sollst die Siechen laben
Und sollst doch selbst nichts haben.
Du sollst das Wasser der Pein trinken
Und das Feuer der Minne mit dem Holz
der Tugend entzünden,
So wohnest du in der wahren Wüste.

*Auf Wunsch ihres Beichtvaters begann die erste deutsche Mystikerin Mechthild von Magdeburg (1207/08- ca. 1282) nach 1250 ihre mystischen Visionen und geistlichen Eingebungen aufzuzeichnen. Bis 1270 wurden daraufhin sechs der sieben Bücher, die Mechthild unter das Motto „Das fließende Licht der Gottheit" stellte, auf Pergament gebracht und vom Dominikanerpater Heinrich von Halle mit Kapitelüberschriften versehen.*

„Die Wüste hat zwölf Ding" ist als frommer Tugendkatalog angelegt: Mechthild predigt die freiwillige Armut („Du sollst minnen das Nicht"), die Absage an die Selbstsucht, die moralische Eigenverantwortlichkeit („Du sollst alleine stahn") die Fürsorge für die Kranken und Schwachen („die Siechen laben") und die Bereitschaft, im Dienst an Gott auch Erfahrungen der Entbehrung und des Schmerzes zu akzeptieren. Nur so finde man den Weg in die „wahre Wüste" - in die unverstellte Einheit mit Gott.

**Mechthild von Magdeburg**

Gott ähnelt der Seele in fünf Dingen

O du schöne rose im dickicht!
O du fliegende biene am honig!
O du reine taube in deinem fortbestehen!
O du schöne sonne mit deinem glanz!
O du vollmond wie du stehst!
Ich vermag mich nicht von dir abzuwenden.

(nach 1250)

(Übersetzung: Thomas Kling)

*Was wir über die erste deutsche Mystikerin wissen, die im Alter von 12 Jahren „vom Gruß des Heiligen Geistes mit so überwältigender Macht getroffen wurde“ und ab 1250 ihre ekstatischen Visionen und Gedanken niederschrieb, verdanken wir im wesentlichen einer lateinischen Übersetzung. Das niederdeutsche Original ihrer siebenbändigen Schrift „Das fließende Licht der Gottheit“ ist nicht erhalten. Aber die Texte Mechthild von Magdeburgs (1207/08 - ca. 1282) ähneln sich in ihrer dialogischen Struktur: Es geht um die Chronik einer Seele, die ergriffen ist von ihrer Sehnsucht nach Gott.*

Man hat Mechthilds Texte als Vorform autobiografischen Schreibens deuten wollen. Aber nur durch den Bezug auf ein göttliches „Du“ kann sich ein Ich ausbilden. Das „Du“ meint immer den himmlischen Bräutigam. So gilt das Lob der Naturerscheinungen im vorliegenden Text zugleich der Herrlichkeit Gottes. Das Ich, das sein Verhältnis mit dem göttlichen „Du“ als ein Liebesverhältnis begreift, entspringt also nicht einem eigenen Selbstbewusstsein.

**Mechthild von Magdeburg**

Meine Pein ist tiefer

Meine Pein ist tiefer
als der Abgrund,
mein Herzeleid ist weiter
als die Welt,
meine Furcht ist größer
als die Berge,
meine Sehnsucht reicht höher
als die Sterne.
In diesen Dingen kann ich
dich nirgends finden.

um 1250

*Die christlichen Mystikerinnen des Mittelalters stehen am Anfang einer weiblichen Literaturgeschichte. Um 1250, nach zwanzigjähriger strenger Askese als sogenannte Begine, begann die Adelstochter Mechthild von Magdeburg (1207/10–1282/83) mit der Niederschrift ihrer Visionen. Für ihre Erfahrungen des „fließenden Lichts der Gottheit" fand sie unterschiedliche Formen: hymnische Gebete, zweizeilige Sinnsprüche oder dialogische Wechselgesänge zwischen einem gottesfürchtigen Ich und dem göttlichen Schöpfer.*

Im Grunde handelt es sich bei diesen Texten um hymnische Gesänge an einen abwesenden Liebhaber. Alles ist hier ekstatische Konfession. Die Ursache von „Herzeleid" und Schmerz ist stets ein Gott, der sich nicht zeigt. Poesie erscheint hier als unstillbare Sehnsucht nach der sinnlichen Gottesbegegnung.

**Meret Oppenheim**

Herbst

Der Vogel platzt geräuschlos und aus seinem Bauch steigt
Ein Springbrunnen braungoldener Federn
Die Pilze lösen sich vom Boden und schweben
Von der warmen Luft getragen
Bis an die Wolken
In den Wolken lachen die Hexen
Mit ihren Fasanenaugen
Mit ihren Pfauenwimpern
Mit ihren weißen Haaren
Mit ihren steinernen Brüsten.

(Meret Oppenheim, Husch husch, der schönste Vokal entleert sich. Gedichte u. Prosa. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Mit einem Geniestreich namens „déjeuner en fourrure“ kam die erst 23-jährige Meret Oppenheim (1913-1985) ins New Yorker Museum of Modern Art. Ihre pelzüberzogene Tasse verfolgte die Muse der Pariser Surrealisten bis an ihr Lebensende. Oppenheim probierte sich in beinahe allen Genres aus, fertigte Objekte, Materialcollagen, Zeichnungen und Bilder, mal gegenstandslos, mal realistisch.*

„Man weiß nicht, woher die Einfälle einfallen“, soll die vor Ideen übersprudelnde Künstlerin gesagt haben. In einem ihrer wilden, unberechenbaren Gedichte steigen die Blätter des Herbstes als „Springbrunnen braungoldner Federn“ aus dem Bauch eines Vogels auf. Und auch die Pilze zieht es bis zu den Wolken hoch: zu den Hexen, deren Attribute die Dichterin mit überbordender Fantasie beschreibt. Max Ernst, mit dem Oppenheim, ebenso wie mit Andre Breton und Marcel Duchamp, verkehrte, hätte seine wahre Freude daran gehabt. Wir wissen aber nicht, ob er ihre Gedichte gelesen hat.

**Meret Oppenheim**

Ich muss die schwarzen Worte der Schwäne

Ich MUSS die schwarzen Worte der Schwäne
aufschreiben. Die goldene Karosse am Ende der Allee
teilt sich, fällt um und schmilzt auf der
regenfeuchten Straße.
Eine Wolke bunter Schmetterlinge fliegt auf und
erfüllt den Himmel mit ihrem Getön.
Ach, das rote Fleisch und die blauen Kleeblätter,
sie gehen Hand in Hand.

(Husch, husch, der schönste Vokal entleert sich. Gedichte, Zeichnungen. Hrsg. v. Christine Meyer-Thoss. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1984.)

*In den avantgardistischen Zirkeln von Paris und in den Salons der Surrealisten empfing man sie 1932/33 mit offenen Armen und ernannte sie umgehend zur „verführerischen Fee“ und „femme-enfant“. Es dauerte lange, bis sich die Schweizer Objektkünstlerin und Malerin Meret Oppenheim (1913-1985) vom zweifelhaften Nimbus, die „Muse“ der Surrealisten zu sein, lösen konnte. Die unbändige Spiellaune, mit der sie unbedeutende Alltagsgegenstände in poetische Objekte verwandelte, manifestiert sich auch in den Gedichten der Künstlerin.*

Der ständigen Metamorphosen ist kein Ende in diesem um 1940 entstandenen Gedicht: Natürliche und kreatürliche Phänomene unterliegen permanenter Verwandlung und werden in kühner Kombinatorik neu zusammengesetzt. Hier schreibt ein surrealistisches Temperament, das noch ganz erfüllt ist vom Vertrauen in die poetische Qualität von Traumnotizen und in die Technik des „automatischen Schreibens“.

**Meret Oppenheim**

Ohne mich...

OHNE MICH ohnehin ohne Weg kam ich dahin ohne Brot
ohne Atem aber mitnichten mitneffen mit Kaspar
mit Kuchen so rund war er etwas eckig zwar
aber ohne Grasbewuchs mit Narben mit Warzen mit Fingern
Mit Stäben mit vielen O's und wenig W's
dafür mit ganz enorm wenig viel.
Oh falle du doch in dein Loch oh begrabe du dich doch selbst
und deine langatmige Hoffnung
gib deinem Ich einen Tritt deinem Es seinen Lohn
und was von dir übrig bleibt brate wie Fischlein im Öl
du kannst deine Schuhe abstreifen.

(Husch husch, der schönste Vokal entleert sich. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2002)

*Fünf Jahre lang agierte sie als „verführerische Fee" der Pariser Surrealisten, bis sie diese Rolle nicht mehr ertragen konnte und für viele Jahre in die Schweiz zurückkehrte. Bereits im Alter von 18 Jahren hatte die in Steinen im Südschwarzwald aufgewachsene Künstlerin Meret Oppenheim (1913-1985) ihr Elternhaus verlassen und in die Metropole der Avantgarde nach ihrem schöpferischen Selbstausdruck gesucht. Frühen Ruhm erlangte sie mit der Erfindung einer mit Pelz umhüllten Tasse, die zur Inkunabel des Surrealismus wurde. Neben ihren Installationen entwarf sie sprachspielerische Gedichte, die dem „Magnetismus der Worte" folgten.*

Das 1969 entstandene Gedicht bezieht seine Dynamik aus der absichtslos wirkenden Reihung paradoxal gesetzter Konjunktionen, Adverbien oder Präpositionen. Aus realen Wörtern leitet Oppenheim vokabuläre Kunstprodukte ab („mitnichten mitneffen"), um aus dem reizvollen Wörterspiel schließlich Lebensmaximen zu gewinnen, die zwischen Fatalismus und trotziger Handlungsbereitschaft schwanken.

**Michael Buselmeier**

Küchengedicht

›Die Kohlrabis sind ein Gedicht‹
   Was ist ein Gedicht? fragt Line
      Was ist eine Seele?
Die Seele des Gedichts
   ist ein verkleckertes Tischtuch
Die Seele des Gedichts
   ist eine vermatschte Kartoffel
Die Seele des Gedichts
   ist ein angeknabberter Tortenboden
Die Seele des Gedichts
   ist ein angeknabberter Maikäfer
Ein Marienkäfer im Winter
   der stirbt ja
      oh die arme Wutz!
Max und Moritz
   haben sich selbst aufgefressen
      als Kuchen!

(Die Rückkehr der Schwäne. Wunderhorn Verlag, Heidelberg 1980)

*Der 1938 geborene Michael Buselmeier gehört einer literarischen Generation an, die in den 1970er Jahren der subjektivistischen These huldigte, „dass schlechthin alles, was man sieht und womit man sich beschäftigt, wenn man es nur ... direkt genug wiedergibt, ein Gedicht werden kann, auch wenn es sich um ein Mittagessen handelt“ (Rolf Dieter Brinkmann). Auch das 1980 entstandene „Küchengedicht“ führt mitten hinein in die alltägliche Lebenswelt des Kochens und Essens, in der sich aus einer Redewendung und einer Kinderfrage poetisch-surrealistische Funken schlagen lassen.*

Die Frage nach der Poesie und nach der Seele provozieren hier absurd-heitere Definitionen, in der sich Kinderfantasien, poetische Bildfindungen und der grausige Scherz der Bildergeschichten Wilhelm Buschs miteinander vermischen. Dabei wird Buschs böse Pointe weiter radikalisiert: So steht am Ende dieses Alltagsgedichts die finster-komische Vorstellung von Max und Moritz, die sich als Kannibalen selbst verzehren.

**Michael Donhauser**

Lass rauschen Lied, lass rauschen

Und hörte leise rauschen, wie
rauscht es durch das Korn, ich
hörte wehen, sagen, es
ist und ist verlorn

Lass sinken, lass und rauschen, ich
acht nicht, wie es geht, würd
Wort und Sinn vertauschen, wo
Veilchen wuchs und Klee

Im Klee hab ich gegeben
hingegeben, was vergeht
war ich hörte rauschen, dem
Herz, ihm tut es weh

Es war als ein Erzittern, ich
hörte es im Wald, und
war dann ein Verzagen, und
klagte, ging so bald

Lass rauschen, lass das Klagen, es
weiß nicht, wie mir wird, da
all die Bächlein rauschen, da
keines sich verirrt

(In: Der Knabe singts im Wunderhorn. Romantik heute. Hrsg. v. Michael Buselmeier. Wunderhorn Verlag, Heidelberg 2006)

*Die Tonlage seiner Gedichte hat der 1956 geborene österreichische Lyriker Michael Donhauser einmal als ein „transzendierendes Grübeln" charakterisiert - ein Grübeln, das die Dinge nicht mystisch entrücken, sondern in ihrer zarten Materialität sichtbar machen will. Das lyrische Ich registriert sehr genau die Naturgegenstände in seiner unmittelbaren Umgebung und versucht sich im inständigen Schauen der Präsenz der Dinge zu vergewissern.*

In einem lyrischen Beitrag zu einer Romantik-Anthologie komponiert Donhauser eine berührende Kontrafaktur zu einem der berühmten Volks- und Kinder-Lieder aus der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn". Die Liebesklage des romantischen Vorbilds, deren metrische Struktur er übernimmt, wird vom Autor ungedeutet zu einer emphatischen Feier des Natur-"Rauschens". Nicht mehr der Verlust des Geliebten steht im Vordergrund, sondern das intensive Tönen der Naturphänomene - aufgerufen wird der romantische Zustand, in dem „Wort und Sinn" verschmelzen.

**Michael Ende**

Im Urwald, Forschern unbekannt

1. Im Urwald, Forschern unbekannt.
lebt fröhlich der Kamelefant.
Durch Wüstensand trabt mit Gewackel
ein selt’nes Tier, der Dromedackel.

2. Im bunten Federkleid ganz leis
meckert im Stall die Papageiß.
Es pikst im Bett mal dort, mal da
gestreift und platt das Wanzebra.

3. Man zählt erstaunt die Beine sechse
(trotz Schwanz!) bei jeder Ameidechse.
Besonders schmerzensreiche Bisse
verursacht uns die Nashornisse.

4. Ein Tier mit Haus, das kriecht, nennst du,
wenn’s plötzlich hüpft: Schneckänguruh.
Mit Hörnern krabbeln durch die Tropen
die Feuersalamantilopen.

5. Im Vogelkäfig riesengroß
singt das Kanarhinozeros.
Durchs Wasser schwimmt mit buntem Fittich
laut zwitschernd der Forellensittich.

**Michael Krüger**

Aktennotiz

Nachts hörte ich wieder
die Schreie der Vögel,
und das Gras hörte mit.
Waffenstillstand, scharf
geladen mit einem Wort,
das bleibt. Fünfzig Jahre
hat uns Hitler ernährt,
jetzt sollen die anderen
essen, wir schauen zu,
wie sie verrecken,
die Gabel im Hals.
Nachts hörte ich wieder
die Schreie der Vögel,
das geflügelte Epos
der Angst.

(Archive des Zweifels. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2001; © Michael Krüger)

*In einer „Aktennotiz“ sind historische Traumata wohl kaum unterzubringen. Nur Gedichte können von der mörderischen deutschen Vergangenheit sprechen, ohne in floskelhaftes Pathos oder Besserwisserei zu verfallen. Michael Krüger (geb. 1943), ein hellwacher Melancholiker, dessen Gedichte bei aller Schwermut heiter und gelassen wirken, gelingt es, wie beiläufig von den intellektuellen Folgen der deutschen Geschichtspolitik zu erzählen.*

Selbst 50 Jahre nach dem Ende der deutschen Barbarei drängt sich Hitlers Schreckensherrschaft in die Träume der Nachgeborenen. Das lyrische Subjekt versucht, die Ereignisse und ihre kulturelle Reflexion auf Distanz zu halten - aber die Bilder des Grauens kehren zurück. Es ist in diesem verstörenden Text kaum auszumachen, wer hier spricht: ein Ich, das sich den immerwährenden Diskurs über die Nazi-Zeit vom Leibe halten will und die Aggression nach außen richtet? Oder eine Person, die tagein-tagaus von den Albträumen der Verfolgung und der Angst eingeholt wird?

**Michael Krüger**

Auf der Brücke

Der Fluss ist gestiegen über Nacht,
am Morgen flüchtet das braune Wasser
der Schmelze unwillig unter mir weg.
Kein Bild kann sich halten im Spiegel
der Natur. Und doch bleibst du stehn.
Auch das Blut ist nicht zu beruhigen
an diesem Morgen, fliehend keucht es
durch meinen Körper, als sei kein Halt
mehr. Das andere Ufer ist unsichtbar.
Und kein Meer weit und breit, in das du
dich stürzen kannst. Nur übertriebene
Bilder in tragischen Wirbeln,
die im Wasser gurgelnd untergehn.

(Michael Krüger, Schritte, Schatten, Tage, Grenzen. Hrsg. von Hans Jürgen Balmes und Jörg Bong. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Es ist ein Augenblick der Selbsterkundung, der das immer nur Vorläufige, die Täuschungsanfälligkeit und das Vergängliche aller Erkenntnis festhält. Auf einer Brücke kommt das lyrische Subjekt ins Grübeln, doch der Blick in den heftig bewegten Fluss verheißt keine hilfreiche Selbstreflexion mehr.*
*Die Koordinaten des eigenen Daseins lassen sich nicht mehr bestimmen - die Selbstbesinnung findet keinen Halt, die Zielpunkte des Lebens bleiben unsichtbar.*

Die Gedichte Michael Krügers (geb. 1943) werden getragen von einer philosophischen Skepsis, die allen Konzepten einer zu sich selbst kommenden Vernunft, eines Weltgeistes oder auch nur einer sinnlichen Gewissheit misstraut und sich lieber den einzelnen Phänomenen, den wundersamen Erscheinungen der Dingwelt widmet. So kann dem Beobachter „auf der Brücke“ auch keine erlösende Erkenntnis gelingen, sondern nur das Registrieren „übertriebener / Bilder in tragischen Wirbeln“.

**Michael Krüger**
Herzklopfen

Es sind die einfachen Dinge,
die uns nicht schlafen lassen:
ein Herzklopfen,
eine Handergreifung,
ein verwundertes Umsichschauen.
Nicht die krausen Gedankenspiele,
nicht die wunderlichen Grübeleien,
nicht der tolle Maskenscherz
der Wahrheit.
Es ist die große Fußstapfe,
die uns plötzlich den Weg weist,
halb gebietend, halb segnend,
und klopfenden Herzens
stolpern wir durch den Schlaf.

(Archive des Zweifels. Ausgewählte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001; © Michael Krüger, München)

*Die Lieblingsdisziplin der melancholischen Helden Michael Krügers (geb. 1943) ist das Scheitern, das sie am liebsten in eine eigene Kunstform umwandeln möchten. Die tragikomischen Wissenschaftler seiner Erzählungen irrlichtern auf inneren Forschungsreisen durch Archive, Ateliers, Museen und Bibliotheken, ohne der Erfüllung ihrer Träume je näher zu kommen. Ihre Existenzphilosophie ist ein grüblerischer Skeptizismus. Auch die lyrischen Protagonisten Krügers sind passionierte Zweifler und Grübler.*

*D*ie Schlaflosigkeit ist unter Geistesmenschen zur epidemischen Krankheit geworden. Der Bewusstseinspoet Krüger bietet in seinem um 1980 entstandenen Gedicht eine verblüffende Ursachenforschung an: Nicht die Endlosschleifen der Gedankenlabyrinthe oder gar die undurchschaubaren Maskenspiele der vermeintlichen „Wahrheit“ sind es, die uns nicht schlafen lassen, sondern unerwartete Körpersensationen oder unverwandte Blicke, die unser seelisches Koordinatensystem erschüttern.

**Michael Krüger**

Rede des Langsamen

Die Geschichte wird schneller,
bald holt sie uns ein und
läuft uns im Eilschritt voran.
Dann sehen wir die Eiszeit
von hinten, Griechenland,
Rom, die Französische Revolution,
Stalins Nacken, die Rücklichter
von Hitlers Auto.
Seltsam, dass sie nicht müde wird
und fällt.
Manchmal dreht sie sich um
und zeigt uns ihr Gesicht
mit dem offenen Mund
und den verfaulten Zähnen.



*In einer Meditation über ein Bild des Malers Paul Klee (1879-1940) hat einst der Philosoph Walter Benjamin (1892-1940) die Allegorie vom „Engel der Geschichte“ entwickelt. Dieser Engel hat sein Antlitz der geschichtlichen Vergangenheit zugewendet und beobachtet dabei „eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft“. Es ist ein solcher Unheils-Engel der Geschichte, dem auch der 1943 geborene Dichter Michael Krüger ins Gesicht sieht:*

Die Geschichte legt in Krügers nach 1990 entstandenem Gedicht ein gewaltiges Tempo vor; die prominenten Akteure der Historie sieht „der Langsame“, ein lyrisches Alter Ego Krügers, nur noch von hinten. Erst wenn dann die Geschichte ihr Antlitz zeigt, offenbart sie sich als Schreckensgestalt. Bei Walter Benjamin ist es ein furchtbarer Sturm vom Paradies her, der den Engel der Geschichte in die Zukunft treibt; seine Flügel kann er nicht mehr schließen.

**Michael Krüger**

Über Schatten

Ich kannte die guten und die schlimmen Schatten,
die raumlosen Schatten der Träume, in denen Theologen
um einen Zankapfel streiten, und den Schatten,
den Fische werfen und eilige Fliegen.
Mein Großvater mischte Schatten in die Saat,
damit etwas wächst, was nicht umsonst ist
und die Spreu sich vom Weizen nicht trennt.
Und einmal sah ich den Schatten von Vögeln,
der hing an den Steinen wie Wolle am Strauch.
Ab heute wirft auch mein Schlaf einen Schatten
in die immer lichtloser werdende Welt.

(In: Michael Krüger: Schritte, Schatten, Tage. Grenzen. Gedichte 1976-2008. Hrsg. v. Hans Jürgen Balmes u. Jörg Bong. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 2008)

*Der Schatten, in der antiken Vorstellungswelt die Gestalt der Toten, später dann Abbild und dunkler Umriss von etwas Realem, hat seit Adelbert von Chamissos (1781-1838) legendärer Geschichte von Peter Schlemihl eine erstaunliche Karriere durchlaufen. Ohne Schattenwurf, so suggeriert Chamissos Geschichte, verliert das Reale seine Kontur und seine Seele. Der Erzähler, Lyriker und Verleger Michael Krüger (geb. 1943) hat nun in seinem Gedicht ganz überraschende Differenzierungen der Schatten-Präsenz vorgenommen.*

Hier geht es eben nicht um die Umrisse klar konturierter Gegenstände oder Naturphänomene, sondern eher um Schatten immaterieller Erscheinungen (Träume, Schlaf) oder um flüchtigste, kaum fixierbare Schattenwürfe (von Fischen oder Fliegen). Krügers schönes Gedicht beschwört die Schatten als Zeichen der Hoffnung - gegen eine mehr und mehr zweckrationale, eindimensionale Welt.

**Michael Lentz**

und einmal wird ein engel kommen

und einmal wird ein engel kommen
der deinen namen ruft.
und dieser engel ist eine wolke dann,
ein sonnenlicht, ein apfelbaum.
und dieser engel ist ein garten voll lachen
auf dem gesicht deiner mutter.
und dieser engel ist das lachen deiner mutter.

2002

aus: Michael Lentz: *Aller Ding*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2003

*An das Ende seiner Prosaminiatur „Garten“, die im Erzählband* Muttersterben *(2002) zu finden ist, hat der 1964 in Düren geborene Dichter Michael Lentz ein ergreifendes Requiem auf seine Mutter gestellt. Kernthema dieses Prosabuches ist das Sterben der Mutter, auf das der Dichter in seinen monomanisch in sich kreisenden, von wuchernden Sprach-Assoziationen aufgeladenen Texten zusteuert.*

Zur Wiederbegegnung mit diesem Mutterbild verhilft dann der Gedichtband *Aller Ding* (2003). Inmitten spröde wirkender Sprach-Exerzitien, Laut-Poeme und strenger Form-Demonstrationen findet sich das Erinnerungsbild an die Mutter nun in Form eines kleinen Poems. Die Mutter ist hier zur über-irdischen Erscheinung entrückt, ein glücksverheißender Engel, der in der Natur jede mögliche Figuration annehmen kann: Wolke, Sonnenlicht, Apfelbaum.

**Michael Speier**

der moment wo meer und haut sich trafen

fanden uns auf dem rücken des wals
später schlägt unruhig der schwanz
der dogge an den küchentisch

die katze ist auch schon da
die tödliche blume
schwankt im fenster
niemand trocknet den schweiß
des vertobten nachmittags

rauch der sterne
krümelt das gesicht
wo du mich berührst
war noch keiner
nicht mal ich

(Welt/Raum/Reisen. Gedichte mit einem Vorwort v. Ulrike Draesner. Aphaia Verlag, Berlin 2007; )

*„Gedichte“, hat der 1950 geborene Dichter Michael Speier einmal gesagt, „sind Weltempfänger - im Miniformat“. Dabei ist die Musikalität des Gedichts, seine Fähigkeit zur klanglichen Verzauberung das Maß aller Dinge. Jedes Zeichen soll den nur ihm gemäßen Platz finden, alles wird „haargenau in eine tobende Ordnung gebracht“, wie es Speier formuliert.*

So können auch in der poetischen Momentaufnahme einer Offenbarung am Meer die Bilder zum Klingen gebracht werden. Die Begegnung von „Meer und Haut“ - sie lässt sich auch als zarte Liebesszene lesen, als fantastisches Erlebnis einer Rettung oder als Erfahrung des Übertritts in eine neue Lebenssphäre. Wo Gefahr ist, in Gestalt der „tödlichen Blume“ oder des Wals, wächst auch das Rettende - nämlich die glückhafte Vereinigung auf dem Rücken des Wals oder eine Berührung, durch die man die Welt neu sehen lernt: „wo du mich berührst / war noch keiner / nicht mal ich“.

**Monika Rinck**

mein denken

ich hab heute mittag mein denken gesehen,
es war eine abgeweidete wiese mit buckeln. wobei,
es könnten auch ausläufer bemooster bergketten sein,
jener grünfilzige teppich, den rentiere fressen.
nein, einfach eine rege sich wölbende landschaft jenseits
der baumgrenze, und sie war definitiv geschoren.
die gedanken gingen leicht schwindelnd darüber
wie sichtbar gemachte luftströme, nein, eigentlich vielmehr
wie eine flotte immaterieller hoovercrafts. sie nutzten
die buckel                                        als schanze.

(zum fernbleiben der umarmung. Kookbooks Verlag, Berlin 2007.)

*Die 1969 geborene Dichterin Monika Rinck hat man für den „verzückend frei flottierenden Assoziationsdrang" ihrer Gedichte gelobt. Dieser Assoziationsdrang führt zu einem lässigen Switchen zwischen unterschiedlichsten Themen und Wissensfeldern, die dann in einer „mobilen Form" poetisch verbunden werden. Es ist ein unglaublich temporeicher, sinnlicher, von verblüffenden Verknüpfungen immer wieder belebter Dynamismus, der diese Gedichte vorantreibt. Wer Monika Rincks überraschenden Denkbewegungen zusieht, gerät in eine bucklige Landschaft:*

Das „bucklige Gefühl" - so definiert es die Autorin in ihrem Essayband „Ah, das Love-Ding!" (2006) - meint die unerschöpfliche Neugier auf immer neue Denkfiguren aus der Psychoanalyse und der französischen Philosophie, die zu einer Poetik des Begehrens zusammengeführt werden. Die Begeisterung für Geschwindigkeit und für Fließbewegungen, wie sie in dem 2003 entstandenen Gedicht zelebriert wird, ist ein Zentralmotiv der Dichterin.

**Monika Rinck**
mein lyrisches ich

kam zurück zu mir und sagte: i could do that (das)
‘til the end of days. leicht vorgebeugter gang,
diese zeitversetzte taille, noch ist alles gut, ist alles,
wie es sein soll. doch in der nacht, da trafen wir
auf mein brutales double. zurückgerufen mich:
ich sei es nicht. die schwere meiner knochen,
ganz gewiss. ein vogelkopf wippt sprechend
über meiner schulter, dünnes hacken, war da
nicht ein herrgottsschnabel in den augenwinkeln
dieser welt? war da nicht eine enge und ein zwang?
und hab ich schon gesagt: in der tiefen nacht
in jeder stadt begegnete uns auf allen straßen,
die wir gingen, mein brutales double? hab ich schon.
monika, das hast du schon. hab ich schon? du hast.

(zum fernbleiben der umarmung. Gedichte. Berlin, Kookbooks 2007)

*Die Dichtung der Berliner Dichterin und Essayistin Monika Rinck (geb. 1969) interessiert sich nicht für die klassisch-lyrische Artikulation von Emotionen oder subjektiven Empfindsamkeiten, sondern für die Auseinandersetzung mit Denkprozessen und Begriffswelten. Ihre Gedichte haben ganz selbstverständlich poetologische, kulturwissenschaftliche oder psychoanalytische Reflexionen in sich aufgenommen, ja können ohne diese kognitiven Reize gar nicht existieren. Die Beschäftigung mit der Kategorie des „lyrischen Ich“ führt hier unweigerlich zu vielfältigen Formen der Selbst-Begegnung: Da ist ein unverlässliches Alter Ego und ein unerwartet „brutales Double“.*

Das „lyrische Ich“ kann indes auch Vogelgestalt annehmen, die freilich auch literaturgeschichtlich verbürgt ist, so etwa in E. A. Poes Imagination des Raben „Nevermore“.
Monika Rincks manchmal atemloser Stil der schnellen Gedankensprünge und raschen Bild- und Blickwechsel setzt mündige Leser voraus, die sich vom Wissenshunger dieser Gedichte infizieren lassen.

**Nadja Küchenmeister**

toter mann

nur wie die wolken heute ziehen und der film geht an
geruch von sommer und verbrannten wiesen und ich
im wasser spielte toter mann und diesen stein der mir
den fuß aufschlitzte noch gefunden in der vitrine unter
staub und zetteln das kartenspiel zu dritt im gras die
mücken kamen vater warum bist du denn so stumm
doch einen toten muss man nicht mehr retten und mutter
bruder die vom blatt aufsahen und schauten sich nicht
nach dem toten um

2004/2005

aus: Alle Lichter. Gedichte. Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2010

*Das Sommerbild, das die in Berlin lebende Lyrikerin Nadja Küchenmeister (geb. 1981) hier zeichnet, erlaubt zunächst einen begütigenden Rückblick des Ich in idyllische Szenen einer Kindheit. Beim Schwimmen übt das Kind das bewegungslose Dahintreiben, den »toten Mann«. Die um das Wasser versammelte Familie vertreibt sich die Zeit mit einem Kartenspiel. In die jambisch strukturierten Langzeilen bricht plötzlich der Schrecken ein.*

Der »tote Mann«, der zuerst im Kinderspiel beschworen wurde, ist plötzlich real präsent. Die Idylle wird aufgesprengt durch die Konfrontation mit dem toten Vater. Aber nun geschieht etwas, was die verstörende Wirkung des Gedichts noch verstärkt. Denn die Angehörigen kümmern sich nicht um den »toten Mann«, sondern widmen sich ungerührt ihrem Kartenspiel. Eine Traumszene? Ein autobiografischer Erinnerungsblitz? Wir sind in dem albtraumhaften Bild gefangen und wissen nicht, wo die Grenzen liegen zwischen dunkler Imagination und schockhafter Erinnerung.

**Nadja Küchenmeister**

vögel im winter

die weichen körper über dem geschrägten fenster
die hellen bäuche gegen das zertretne blau ich
kann nicht atem holen meine hände zittern so kalt
und dann die stille hier im dunklen raum nur draußen
lautes flügelschlagen hör ich stetig drinnen
dieses klopfen leise ungewiss und meine augen
lass ich immer offen und weiß doch nicht
ob noch ein mensch um diese zeit nicht müde ist
und auch die schwärme die sich über dächern finden
verloren weil im winter eingefroren sieht
er wird die augen mit den händen sich verbinden
was weiß er denn vom süden und der hitze gleißend
und davon dass ein mensch im dunkeln offnen auges liegt

(2003/04)

(Jahrbuch der Lyrik 2006. Hrsg. v. Christoph Buchwald u. Norbert Hummelt. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2005.)

*Schlaflosigkeit schärft die Sinne, stimuliert die Fieberträume und Nachtgewächse. Das lyrische Ich der 1981 geborenen Nadja Küchenmeister, die man zu den „Leipziger Lerchen“, den jungen talentierten jungen Dichtern am Literaturinstitut in Leipzig rechnet, harrt hier aus in einem dunklen Raum, in den die Geräusche der Außenwelt eindringen. Und offenkundig sind es die Umrisse von Vögeln, die das unruhig auf seiner Schlafstätte verharrende Ich registriert.*

Das Fließen der Verse wird unterbrochen durch den typografisch abgesetzten Hinweis auf die offenen, unruhig registrierenden Augen des Ich. Da erfolgen also zunächst verborgene Blicke auf Vögel im Winter, aus einem dunklen Raum. Am Ende setzt das Gedicht dagegen die Vorstellung der gleißenden Helligkeit des Südens. Es bleibt für das lyrische Ich ein Rest an Ungewissheit. Im Zentrum der Beobachtung stehen nicht die Vögel im Winter, sondern die Unruhe des schlaflosen Subjekts.

**Nâzım Hikmet**

Brief aus Polen *(Übertragen aus dem Türkischen von Necati Mert)*

Liebste, meine Kusine mütterlicherseits, Mutter meines Memeds,
einer unserer Großväter ist
der Polen-Emigrant von 1848.
Aus diesem Grund vielleicht ähnelst du
der schönen Frau aus Warschau,
als wärest du ihr Zwilling
Aus diesem Grund vielleicht habe ich
einen solch blonden Schnurrbart
bin so hochaufgeschossen
sind solch nord-blau die Augen unseres Sohnes
Aus diesem Grund vielleicht erinnert die Ebene hier
an die unserigen Ebenen
Oder daher regt dieses polnische Lied
das in mir tief halb-hell ruhendes Wasser.
Aus Polen kam einer unserer Großväter,
das Dunkel der Niederlage in seinen Augen,
seine Haare mit rotem Blut gefärbt.
Die schlaflosen Nächte Borjenskis
scheinen den meinigen gleich zu sein.
Genauso wie ich verlor vielleicht auch er
unter einem in sehr weiten stehenden Baum seinen Schlaf.
Auch ihn hat vielleicht zum Delirium gebracht,
mit jedem Atem den Duft der Heimat zu wittern
und die Wahrscheinlichkeit,
die Heimat nie wieder zu sehen.

**Nâzım Hikmet**
HAVANNA-REPORTAGE
*(Übertragen aus dem Türkischen von Necati Mert)*

I
auf die kubanische Ballett-Mannschaft wartet der Flug
Prag-Havanna
getanzt hat sie in sozialistischen Städten sechs Monate lang
war wie buntfarbene Vögel die schreiend von den Inseln
warmer Meere auffliegen
ich habe mich daran nicht gewöhnen können
immer wenn das Flugzeug sich von dem Boden trennt
erinnere ich mich an verschiedene Arten von Unfällen
erst recht wenn ich den Gurt anschnalle

im reinen Blau sind wir
ein junges Mädel aus Moskau sitzt neben mir Geologin
klein und allerliebst und ein Honigtropfen mit Himmelaugen

Kuba ist etwas jünger als der Ural sagt sie
zwei Millionen Jahre jünger
aber seine unterirdischen Reichtümer sind der Schatz der Tausend-Einen-Nacht wie der des Ural

unter der Erde laufe ich umher den Wurzeln den Knochen stieß mein Kopf die Mineralien in Haufen leuchten farbenreich im Dunkel
die unseren suchen Öl in der kubanischen Erde am Grund des Atlantik sagt sie
die Trepane bohren den Meeresgrund durch zwischen den schaukelnden Pflanzen und Fische
glotzäugige dickbäuchige stachelreiche Fische stießen das Glas meines Taucherhelms
wir werden es finden sagt sie Kuba kann ohne Öl nicht sein wir müssen es finden
sie werden das Öl finden davon bin ich überzeugt aber wie wird Nataschachen eben die Hitze aushalten
in Kasachstan habe ich zwei Jahre gearbeitet sagt sie die Hitze fünfundvierzig achtundvierzig Grad
vorn von mir die Ingenieure aus Baku Bruno Peschte Warschau Peking Weimar
Stahl will Fidel Castro gießen den Stahl wie die Regenfälle mit tropischen Sonnen gießen
von dem Gefängnis der Zucker will sich Fidel befreien
unter uns liegt zwar Europa aber die kubanische Ballett-Mannschaft stellte ihre Uhren schreiend nach Havanna-Zeit ein
im Laufschritt traten sie in die Steinfluren ihrer Häuser ein
und ich kann nicht begreifen ob wir dem Tag nachjagen
oder der Nacht
ob unser Leben länger wird
oder kürzer
ich sehe wir überfliegen den Streifen europäischer Küsten
der Streifen im Schaum
ich sehe wir sind über dem Atlantik
ein sonderbares Gefühl in mir
das erste Mal ist das mein Entfernen von meinem großen Boden

auf dem Ozean schwimmen wettlaufend Segel-Galeonen zwischen den Windrosen und Seejungfern die größer sind als sie selbst und in das sonderbare Gefühl in mir mischt sich der Ruf der auf Gazellenfell gezeichneten Landkarten in die Ferne

die Bildfläche ohne Horizont
das Blau wurde purpurrot dunkel
in der Nacht landete unser Flugzeug auf einem sehr kleinen Stern auf dem eine Schar von sehr grausamen Geschöpfen herrscht mit hakenförmigen Händen und einem Auge auf der Kopfspitze
in der Nacht landete unser Flugzeug auf der Santa Maria Insel nach sechsstündigem Flug
Portugiesisch wird gesprochen
ich dachte an Angola
auf den Kaffee-Plantagen in San Salvador nahe Kongo beginnend breiteten sich die Aufstände aus
in jeder siebten Wochen töteten wir dreißig Tausend der Tiere nächsten Monat werden wir noch hunderttausend töten wenn sich der Regen erst einmal legt
so sprach der Offizier Lanada aus Portugal

als der Mond aufging flog unser Flugzeug ab
Santa Maria blieb unten inmitten der See die Hand auf der Brust wie versteinert der Kummer einer Boje mit der längst abgeblätterten Farbe wird hin- und hergeworfen beim Mondlicht im Wasser des Antlantik

ich schlief
ich wachte auf
überall die Sterne die ich nicht kenne
und voller Geschwindigkeit dann grauen die Sterne
die Mädchen der kubanischen Ballett-Mannschaft kämmen ihre Haare schminken ihre Augenlider ihre Lippen und morgendliche Schlaftrunkenheit lässt sie in diesem dicht geschlossenen engen Raum mit der Verzückung eines Blumenkastens heranreifen

die Sonne ging auf
unten wird die Tiefe von dunkelblau zu hellgrün
die Koralleninseln erstrecken sich wie fürchterliche Schlangen spiralig gewunden auf der glasbäuchigen Helligkeit
die Küsten Kubas mit ihren Buchten in Sicht
die Buchten nebeneinandergereiht wie silberne Becken
die Gewässer der kubanischen Buchten sind behaglich und können alle in allen Meeren schwimmenden Schiffen Unterschlupf gewähren
am gleichen Tag in gleicher Nacht
ich bin mir sicher die Insel Kuba ist eine Paradies-Frucht im Korb des Golfes von Mexiko
Schlangen gibt es in Kuba nicht und seine Skorpione sind nicht giftig
auch gibt es keine wilden Tiere wenn man die Krokodile im Sumpf von Zapata nicht zählt
sie sind bis zu sieben Meter lang und wenn man sich hinter sie stellt und ihnen den Knüppel verpasst so sind sie erledigt
und noch die Spierhaine in den Felsenriffen von Cohimar
Wirfst du einen Orangenkern in den geschwitzten Boden Kubas am Frühmorgen du findest einen Orangengarten gegen Abend

es ist die Geschichte über das Menschenkind über die Jugend die Hoffnungen des Menschenkindes

andere erzählten die Geschichte schöner als ich sie werden sie schöner erzählen als ich
Freund-Feind es gibt niemanden mehr der die Geschichte nicht zu hören bekam

Batista war der Knecht vom Schlangenkönig
Batista der General von Millionären der Zuckerrohre sowohl der Yankees als auch der Einheimischen und den Millionären des Tabaks und Kaffees sowohl der Yankees als auch der Einheimischen und von einer fünfzigtausend Mann-Armee mit Flugzeugen und dann von den Kasernen in denen die Helden mit Schlägen getötet wurden nachdem sie kastriert und ihnen die Augen herausgebohrt worden waren und von Wachtoren vor denen auf dem Rücken liegend Leichen verfaulten und von den Schreien die jede Nacht die Mauern der Wachgebäude zerreißend hinausflogen in den heißen Dunkelheiten wie blutende Vögel zappelten und von den Frankoisten Geistlichen und den Spielsalonen und dann den Heroingroßhändlern und den Gangstern sowohl den Yankees als auch den Einheimischen und dann den Huren allein in Havanna fünfzehntausend und von den wie ein an Land gespülter Spierhai Verfaulenden und von dem mit verzücktem schweren Blumengeruch vermischten Aasgeruch war in Kuba wo vier Millionen von insgesamt sechs Millionen Bevölkerung Hunger hatte und Hunderttausend an Tuberkulose erkrankt und das den Yankees in den letzten zehn Jahren mehr als eine Milliarde Dollar Gewinn brachte seit Jahren in der Knechtschaft des Botschafters der Vereinigten Staaten von Amerika der Boden- See- und Luftstreitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika des Dollar der Vereinigten Staaten von Amerika

im November 1956 stiegen 82 Menschen vom Schiff Granma ins Meer unter ihnen Fidel
sie die im November 1956 aus dem sich den Küsten Kubas einschleichenden Schiff Granma in das Meer ausstiegen bis zur Gürtelgegend im Wasser versenkt und ihre Gewehre über dem Kopf haltend und unter dem plötzlich und im gleichen Augenblick eröffneten Kanonen- und Maschinengewehr Feuer an Land gingen und sich vor den die Dunkelheiten wie die Polizeihunde beriechend durchwühlten Scheinwerfer schützten und die Stimmen ergeb euch ihr seid umzingelt und die dicken Fröschen mit Füßen tretend blitzschnell in die Sümpfe und Zuckerrohrplantagen gingen und hinter den Zierpalmen und Kokosnusspalmen her auf die Hügel hinauf kletterten trafen sich auf dem Berg Sierra

12 von 82 blieben am Leben unter ihnen auch Fidel
12 Menschen waren sie im November 56 unter ihnen auch Fidel
150 Menschen waren sie im Dezember 56 unter ihnen auch Fidel
500 Menschen waren sie im Februar 57 unter ihnen auch Fidel
1000 sind sie geworden unter ihnen auch Fidel
5000 sind sie geworden unter ihnen auch Fidel
eine Million hundert Millionen eine ganze Menschheit sind sie geworden unter ihnen auch Fidel stürzten Batista im Januar 1959 und die 50-tausend Mann-Armee und die Zuckerrohrmillionäre sowohl die Einheimischen als auch die Yankees und die Tabaks- und Kaffee-Millionäre sowohl die Einheimischen als auch die Yankees und dann die Kasernen und die Wachgebäude vor denen Leichen verfaulten und die Heroin-Großhändler und die Spielcasinos und den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika und die Luft- See- und Bodenstreitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika und der mit dem schweren Blumengeruch vermischten Aasgeruch in der Luft Kubas löst sich auf nämlich der Geruch der Vereinigten Staaten von Amerika

wir nähern uns nach Havanna sagte die Stewardess
die Palmen die Palmen schrie eines
als hätte es Mutter Mutter geschrieen kam es mir vor

an den Deckgläsern schlagen die kubanische Ballett-Mannschaft vor Freude um sich wie riesige Schmetterlinge
nach insgesamt achtzehn Stunden Flug stiegen wir hinunter landeten auf dem Boden nicht dem Beton sondern der Helligkeit
inmitten der Helligkeit sah ich sie eng umarmt mit der Helligkeit
drei Menschen waren sie zwei Männer zwei Frauen
einer mit Bart
sie waren jung
feststellen konnte ich nicht welcher weiß war welcher mischling welcher schwarz
ich konnte nicht feststellen ob der Bärtige weiß schwarz oder mischling war
schwer festzustellen ob die Frau schwarz weiß oder mischling war
so ähnlich ihre Augen und alles von ihnen in ihren Augen
nicht möglich die Farben ihrer Häute voneinander zu trennen
sind das Blut und die Haut sind unter dieser verschmelzend ausbreitend knetend schöpfenden Sonne so durcheinander gemischt wie die Lieder und Tänze
alle drei trugen blass-blaue Hemden dunkelolivegrüne Hosen
an ihren Gürteln die Pistolen mit fein ziselierten Griffen in den Händen Mitrailleusen
und einer hatte seine Mütze gefaltet unter die Epaulett gesteckt
nicht konnte ich feststellen ob der Weiße Schwarze oder Mischling
später begegnete ich ihnen in allen möglichen Stunden des Tages und der Nacht in allen möglichen Orten manchmal Lastwagen voll manchmal einzeln
einmal waren sie Wache vor dem Palast des Schriftstellerverbandes
zwei Mädchen im Alter von vierzehn Jahren
die Mädchen von Kuba wachsen früh auf wie unsere anatolischen
ihre Mitrailleusen bereit zu feuern
und ihre grünen Mützen etwas den schwarzen Augenbrauen geneigt
einmal war es ein Neger mit gelocktem grauem Haar wie ein Riese
und hatte sich an die Tür der Bank gelehnt
und seine Mitrailleuse zwischen den offenen Beinen auf dem Boden
einmal las sie meine Gedichte im Fernsehen ohne seine Pistole vom Gürtel abzunehmen
diese die größte Schauspielerin Kubas
in einem weißen Cadillac fuhren wir in Havanna ein
in einem solchen Auto sitze ich zum ersten Mal in meinem Leben
es ist kein Wagen sondern Ozean
sein Millionär sei nach Miami geflüchtet
der Thron des Zaren fiel mir ein
mit neunzehn setzte ich mich im Kreml darauf und ließ mich
fotografieren er war gehüllt

II
wie ein Hautpullover ganz klebrig geschwitzt klebt die Hitze an meinem Rücken
von 24. Stockwerk des Hotels schaue ich in die Stadt während der nächtlichen Zeit
was ich sehe gleicht einem Meer in das die Sonne scheint
es leuchten gelbe blaue violette grüne Fische Funke um Funke
und die riesen Käfer mit weißen Perlmutten
und die Felsen mit den Halbtier Halbpflanzen langen flaumigen roten Blumen
im 24. Stockwerk des Hotels höre ich die Stadt während der nächstlichen Zeit
die stand in den Liedern versunken
die Lieder in der Erde dem Stein dem Blatt
die Lieder wie vibrierende Hitze in der Erde dem Stein dem Blatt
in der Luft wie Stickstoff und ähnliches die Lieder

die Lieder die Schale das Fleisch der Kern der Früchte
der Duft der Blumen die Lieder
die Lieder Spanien Arabien Afrika
die Lieder in den Augen den Hüften der Frauen
die Lieder die warmen Hände der Männer
die Lieder die Beine die Taillen die Schultern der Tänzer
mit dem Aufzug fahre ich zur Vorhalle
Bauernmädchen im Aufzug von den Dorfgebieten Bayamo der Provinz Oriente
in die Stadt gekommen nähen zu lernen
wohnen in den Appartements des Hotels Habana Libre (Freies Havanna) an deren Wänden
Schatten von Millionären hinterlassen
der frühere Name des Hotels Hilton
24 Million habe es gekostet
im Aufzug Dorfmädchen von der Provinz Bursa den Dörfern Ankaras
was habt ihr Mädchen in Istanbul zu suchen wie haben sie euch Mädchen im Hilton erlaubt
aber Hilton ist nicht mehr Hilton sagen sie man nannte ihn schon lange um zum Freien
Istanbul
und legen ihre mit Henna gefärbten Hände auf den Mund und lachen
auch die Gutsherren sind geflüchtet mit Amerikanern
und die Ländereien
sie haben wir unter uns geteilt

in der Halle sah ich Ivanof den Aleksej Wasiljewitsch
seine Lederjacke auf den Schultern gelegen
am Gürtel die Nagaika
Stiefel an den Füßen
mit goldfadenem langen Schnurbart
erzählt dem schwarzen Wächter unter dem Bild Castros wie sie in Petrograd den Winter-
Palast stürmten
in Wahrheit starb Aleksej Wasiljewitsch 1941 während der Verteidigung von Moskau
1941 starb Aleksej Wasiljewitsch sein grauer Schnurrbart voller Blut
es schneit
Schlitten fahren vorbei die Schnee Spur um Spur zeichnend die den Holz Fußboden der
Tiverskoi Straße bedecken
Alizade aus dem Kaukasus trat in die Halle ein mit seinem Lezginka mit seiner
Persianerpelzmütze seinem Handschar den silbernspitzigen Patronen auf seiner Brust und
noch mit den immer noch schmerzenden zwei Wunden als Andenken von Wrangel zugefügt
mit einem los! würde er den Scheich Schamil Tanz beginnen und die Mädchen Havannas
würden die Finger im Mund beißen
in Wahrheit sah ich Alizade vor drei Monaten in Baku aus seinem zwei farbigen Volga-Auto
aussteigen alt geworden
es war schwer ihn zu erkennen
Delegierte in der Halle
jene die gestern in Havanna ankamen
aus Argentinien Chile Ecuador Brasilien Italien Indien Madagaskar Finnland
Tschechoslawakei
der Franzose Jean-Pierre spricht mit dem Delegierten von Martinique
ich weiß aber Jean-Pierre starb an den Toren Madrids von Hitlers Panzern zertreten
aber Jean-Pierre steht vor mir sein Gesicht ohne Falten wie ein Apfel
und dazu noch rot geworden
wegen der Kälte vielleicht

in jenem Jahr 1922 ist die Kälte in Moskau 27 Grad unter Null
in diesem Jahr 1961 ist die Hitze in Havanna 35 Grad über Null

III
ich laufe durch die Straßen Havannas umher
verwechsele den Asphalt mit den Bäumen
schwer die Autos vom Asphalt zu unterscheiden
den Regen von der Sonne
die weißen Wolken von den blitzblauen Schwimmbecken
ich verwechsele die Frauen mit den Früchten
die Kindergärten mit der Freiheit
schwierig die Freiheit und die Menschen dieser Stadt voneinander zu unterscheiden
die Mitrailleusen verwechsele ich mit den Türen mit und ohne Säulen Eisen Holz Glas alle großen und kleinen Türen zu Straßen mit Mitrailleusen Mitrailleusen
die Barrikaden aus Sandsäcken verwechsele ich mit dem Atlantik
schwierig die Morgenröte die die Phantome amerikanischer Flugzeugträger beobachten und die Barrikaden aus Sandsäcken voneinander zu unterscheiden
die Bauernmütter verwechsele ich mit dem Präsidenten-Palast
die Monumenten Statuen Büsten Jóse Martins verwechsele ich mit den Fotos von Fidel besonders seinen Steindruckbildern
ich verwechsele Fidel mit den Liedern die Internationale den Cha-Cha-Cha den Pacenger mit Fidel
somos socialistas palante palante
ich verwechsele hunderttausend Menschen die sich auf einem Platz in einer Reihe hintereinander aufstellend ihre Hände miteiander auf den Rücken legend Rumba tanzen mit Fidel
schwierig Fidel und Havanna voneinander zu unterscheiden
Ich begegne Marx auf den Bücherdeckeln zwischen Ananas und Mambo und begegne Marx mit seinem hohem Bart neu von der Sierra Berg angekommen
Lenin begegne ich jeden Tag noch öfter begegne ich Lenin in den winzigen roten Sternen aus den sonnigen Mauern und inmitten des Spanischen
auf der hohen Holztribüne den Arm nach vorn gestreckt spricht er auf dem Roten Platz zwischen den kubanischen Fahnen Lenin
ich begegne Nikita in den Reimen der Lieder
und Kennedy begegne ich mit seinen künstlichen Glatthai-Zähnen
den Resten von Packpapier begegne ich angenagelt an diesen oder jenen Toren der Banken und Fabriken
und auf ihnen oft mit roter Tinte Nacionalizado geschrieben
und ich begegne Bauern
auf der rechten Hand die Besitzurkunden der Ländereien und Genossenschaftsausweise auf der linken Hand
und so in einem Zustand als befänden sie sich in einem Traum
manchen von mehr als 50 Millionen Bäumen und zehntausend Schulen die die Revolution errichtete begegne ich
ich begegne Architekten
ich begegne Architekten die von der Sonne dem Mond den Sternen besser gesagt von einer sehr sehr viel mehr glücklich gelebten Welt sagen wir vom Zentrum des einundzwanzigsten Jahrhundert kommen und deren Schnurrbart eben gesprossen
Gärten und Häuser bauen sie aber in solchen Formen Farben Gemütlichkeiten dass die Augen des Menschen bis heute in keinem Ort der Erde gesehen hat

die Häuser sind nicht wie die Fertigkleidungen sagen wir dass ein Fischer-Haus kein Haus ist sondern eine Juwelen- Schatulle nicht dem anderen ähnlich
dass die Architekten der sozialistischen Revolution so viele so schöne und noch dazu sofort zu sagende Worte hatten für die Arbeiter die Bauern die Intellektuellen in Kuba
und wie sie die Hitze in die Frische und die Dunkelheit in das Licht zu verwandeln wissen
ich begegne Arbeitern
niemand ist wie sie mit solchem Vertrauen durch ihre Straßen gegangen seit Havanna Havanna wurde
und ich bin jeden Tag etwas jünger in Havanna
jeden Tag etwas mehr verliert mein Mund die Bitterkeit der Welt
jeden Tag werden die Linien meiner Handflächen etwas weicher
und ich glaube jeden Tag etwas mehr daran dass die Frau in sehr weiten Fernen an mich nur an mich denkt
und jeden Tag etwas mehr fröhlicher gehe ich singend durch die Straßen Havannas
somos socialistas palante palante

*Im Sommer 1961 in Havanna begonnen*
*in Moskau zu Ende geschrieben*

**Nâzim Hikme**

Leben

Leben wie ein Baum
einzeln und frei
und brüderlich
wie ein Wald
das ist
unsere Sehnsucht

yasamak

Yasamak bir agac gibi,
tek ve hür,
Ve bir orman gibi kardescesine,
Bu
bizim Hasretimiz!

*Übersetzung: Rana Talu*

**Nâzım Hikmet**

Lied der Sonnentrinker

*(Deutsch von Annemarie Bostroem - aus: »Ich liebe mein Land«)*

Dies ist das Lied
der Sonnentrinker,
die aus irdenen Schalen
Sonne trinken!
Dies ist ein Zopf
ein flammender Schopf,
der flackert und loht
wie eine Fackel, blutig und rot,
über den braunen Stirnen
der nackten Helden
mit kupfernen Füßen!

Ich sah jene Helden auch,
auch ich umschlang diesen Schöpf,
auch ich stampfte mit ihnen allen
über die Brücke zur Sonne!
Auch ich trank Sonne aus irdenen Schalen,
auch ich sang das Lied!

Unser Herz empfing seinen schnellen Schlag
von der Erde.
Wir reckten uns und zerbrachen
der feuermähnigen Löwen Rachen.
Wir erklommen im Sprung
den blitzgeladenen Sturm!
Adler, losbrechend vom Fels
mit Felslawinen,
schlagen ihre sonnenvergoldeten Flügel.
Flammenhändige Reiter
schwingen die Peitschen
und reißen die schäumenden Rosse am Zügel.

Der Sturm bricht auf,
zur Sonne empor!
Wir bezwingen der Sonne Lauf
und erobern die Sonne im Chor!
In unserem Zuge
können wir keine gebrauchen,
die an die Ketten der Tränen von Frau und Kind
gefesselt sind!
Kein Platz ist bei uns für solche,
die sich in den Panzer
ihres Herzens verkriechen!
Sieh, in diesem Feuer,
das von der Sonne fällt,
brennen Millionen roter Herzen
überall in der Welt!

Aus dem Käfig der Brust
reiße dein Herz,
wirf es in dieses Feuer, das erdenwärts
von der Sonne auf uns herabfließt.
Wirf es zu unseren Herzen

Der Sturm bricht auf,
zur Sonne empor!
Wir bezwingen der Sonne Lauf
und erobern die Sonne im Chor!

Unsre Ahnen sind Feuer, Wasser, Erde und Eisen.
Unsre Frauen säugen die Kinder mit Sonne.
Unsre kupfernen Bärte duften nach Erde.
Unsre Handflächen sind vom fetten Schweiß
der Felder durchtränkt.
Unsre Freude ist warm, wie Blut, ist heiß,
wie das Kissen des Jünglings
von der Erregung der ersten Liebe.
Die Enterhaken unserer Leitern
werfen wir an die Sterne
und schreiten über die Schädel
der toten Freunde zur Sonne empor!

Die Toten starben im Kampf,
versinkend in Feuergarben.
Wir haben nicht Zeit,
um sie zu trauern!

Der Sturm bricht auf,
zur Sonne empor!
Wir bezwingen der Sonne Lauf
und erobern die Sonne im Chor!

Die Weinberge dampfen vom Blut der Trauben,
die dicken Ziegelschornsteine schrauben
sich qualmend empor.
Vor uns gellt
unseres Anführers Stimme.
Wie sie hallt!
Dieser Stimme Gewalt
macht die Augen der hungrigen Wölfe blind,
diese Gewalt
bannt sie dort fest,
wo sie sind!
Befiehl meinen Tod!
Befiehl!
In seiner Stimme trinken wir Sonne auch,
berauscht sind wir,
er ist berauscht!

Im Rauch
der flammenden Horizonte
jagen die Reiter,
die Himmel zerfetzend
mit ihren Lanzen!

Der Sturm bricht auf,
zur Sonne empor!
Wir bezwingen der Sonne Lauf
und erobern die Sonne im Chor!

Die Erde ist kupferrot,
der kupferne Himmel loht.
Singt das Lied der Sonnentrinker
laut, weit,
schreit!

**Nâzım Hikmet**

Sehnsucht

Heimkehren will ich zum Meer,
hineintauchen in den blauen Wasserspiegel, ins Meer!
Heimkehren will ich zum Meer!
Die Schiffe streben zum Horizont, hell und weit,
ihre straffen Segel sind nicht gebläht vom Leid.
Ich wäre glücklich, könnt ich einmal
auf einem solchen Schiff Wache tun.
Da uns der Tod eines Tages gewiss ist, nun
so möcht ich wie ein in der Flut versickerndes Licht
verlöschen im Meer.
Heimkehren will ich zum Meer!
Heimkehren zum Meer!

**Nazim Hikmet**

Vorgeschichte
(*Deutsch von Annemarie Bostroem - aus: »Ich liebe mein Land«)*

Wir kommen weit her,
sehr weit her ...
Wir haben noch immer
das Schwirren der Steinschleudern im Ohr.
Die Grenzen der Bergeinöden und Wälder,
gesäumt mit blutigen Tiergerippen,
vom Wiehern wilder Hengste erfüllt,
sind das Ende des Wegs, den wir kamen.
Doch fruchtbar,
wie der schwere schwangere Leib
einer breithüftigen jungen Mutter,
ist das in unseren Trinkkübeln schaukelnde
Wasser.

Wir kommen weit her.
Das Leder unserer Stiefel
riecht nach verbranntem Fleisch.
Aufgeschreckt
vom Hall unsrer Schritte,
erheben die blutigen, dunklen Jahre sich
wie geflügelte Urtiere
in die Luft.
Und in der Finsternis flammt
der gespannte Arm unsres Anführers
wie ein feuriger Pfeil ...

Wir kommen weit her,
sehr weit her ...
Die Bindung zur fernen Vergangenheit
verloren wir nicht,
noch immer ruft unser Erbteil uns
das Beil, das auf Bedreddins Nacken fiel,
ins Gedächtnis zurück.
Wir waren in Ankara bei der Handwerkerbruderschaft,
wir wissen, welchem Lehrer zuliebe
wir die behaarte Brust den Heeren des Sultans boten ...

Wir kommen weit her
und tragen als Flammenlüster
Galileis runden Schädel wie einen sich drehenden Erdball
auf unseren Händen.
Auf unseren Adlernasen
findet die Brille
des materialistischen Glasschleifers Spinoza
ihren würdigen Platz.
Wir kommen weit her,
sehr weit her ...

Und es kommt die Zeit,
da stecken wir unser Haar in Brand
und legen der Finsternis Feuer ins Haus.
Mit den Köpfen der Kinder zerschlagen wir
der Dunkelheit Wand ...
Und die nach uns kommen, sollen nie mehr
durch Eisengitter, sondern aus hängenden Gärten sehen
die Frühlingsfrühen, die Sommernächte
im Land.

**Nelly Sachs**
Abgewandt

Abgewandt
warte ich auf dich
weit fort von den Lebenden weilst du
oder nahe.

Abgewandt
warte ich auf dich
denn nicht dürfen Freigelassene
mit Schlingen der Sehnsucht
eingefangen werden
noch gekrönt
mit der Krone aus Planetenstaub -

die Liebe ist eine Sandpflanze
die im Feuer dient
und nicht verzehrt wird -

Abgewandt
wartet sie auf dich -

(Fahrt ins Staublose. Die Gedichte der Nelly Sachs. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1988)

*Ihr von Verlusterfahrungen geprägtes Dasein hat die deutsch-jüdische Dichterin Nelly Sachs (1891-1970) immer wieder als das „Durchschmerzen des Staubs" umschrieben. Der „Staub" wird in ihrem Oeuvre zur zentralen metaphorischen Referenz auf das jüdische Volk und seine Geschichte der Verfolgung und des Exils. Im 1959 publizierten Zyklus „Flucht und Verwandlung" vergegenwärtigt sie die Urszenen ihrer persönlichen Geschichte wie auch die nomadische Bewegung ihres Volkes.*

Trotz einer unüberbrückbaren Distanz zwischen Ich und Du beharrt das Ich auf der alles überwindenden Kraft der Liebe. Als eine vom Feuer nicht eliminierbare „Sandpflanze" leistet sie Widerstand gegen alle Verheerungen. Die Rede vom „Planetenstaub" hat die Sachs-Forschung als Hinweis auf die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Wortes „planétés" gelesen, das „Umherschweifender, Wanderer" bedeutet. Auch hier verweist also die lyrische Sprache von Nelly Sachs auf das heimatlose Umherschweifen des jüdischen Volks in der Diaspora.

**Nelly Sachs**

Dein Name

Dein Name ist dir verlorengegangen
aber die Welt eilt herzu
und bietet dir schöne Auswahl an
Du schüttelst den Kopf
aber dein Geliebter
hat dir einmal die Nadel im Heuhaufen gefunden
Hörst du: er ruft dich schon -

(Die Gedichte der Nelly Sachs. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. 1961/1971)

*In einem Brief aus dem Jahr 1959 hat Nelly Sachs (1891-1970), die „Dichterin jüdischen Schicksals", eine frühe unglückliche Liebe zu einem älteren Mann als Menetekel ihres Lebens beschrieben: „Von meinem siebzehnten Jahr ab habe ich in einem Schicksal gestanden, dessen Schmerzenssinn mir verborgen blieb." Als sie dann in den vierziger Jahren von der Ermordung des geliebten Mannes (dessen Name bis heute unbekannt ist) erfuhr, verfasste sie das Gedicht „Gebete für den toten Bräutigam". Wo immer die Figur des „Geliebten" oder des „Bräutigams" auftaucht, ist sie verbunden mit der Idee des Göttlichen.*

Der Geliebte ist auch im Gedicht „Dein Name" präsent, als ein mit ungewöhnlichen Kräften Begabter, der scheinbar endgültig Verlorenes wiederzufinden vermag. Der Verlust des Namens, den das lyrische Ich beklagt, meint nicht nur den Verlust der Identität, sondern auch jeder Lebenskraft. Die Erinnerung an den Geliebten ist hier die einzig mögliche Form der Belebung des Ich. Der Text ist Nelly Sachs' nachgelassenen Band „Stunde der Lebenden" (1971) entnommen.

**Nelly Sachs**
Diese Nacht

DIESE NACHT
ging ich eine dunkle Nebenstraße
um die Ecke
Da legte sich mein Schatten
in meinen Arm
Dieses ermüdete Kleidungsstück
wollte getragen werden
und die Farbe Nichts sprach mich an:
Du bist jenseits!

(Fahrt ins Staublose. Die Gedichte der Nelly Sachs. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1961)

*Als „Dichterin jüdischen Schicksals“ hatte man Leonie („Nelly“) Sachs (1891-1970) zunächst nur in der DDR wahrgenommen, bevor 1959/60 ihr gesamtdeutscher Ruhm einsetzte. Nur mit Hilfe der Literaturnobelpreisträgerin Selma Lagerlöf war der Berliner Dichterin kurz vor der drohenden Deportation 1940 gemeinsam mit ihrer Mutter die Ausreise ins schwedische Exil gelungen. In der Situation äußerster Verlassenheit nach dem Tod ihrer Mutter 1950 entdeckte Nelly Sachs den „Sohar“, ein Hauptwerk der jüdischen Mystik. Die zentrale Kategorie des „Nichts“ ist darin keineswegs eine bloße Negation, sondern verweist auf „ein unendlich höheres Sein als alles andere Sein in der Welt“.*

Die Begegnung mit dem „Schatten“, wie sie in diesem in den 1950er Jahren entstandenen Gedicht evoziert wird, meint eine mystische Offenbarung: Der Schatten gilt in der jüdischen Mystik als Wesensgestalt des Menschen - und das „Nichts“ als göttliche Instanz. Das lyrische Ich empfindet also die unmittelbare Nähe zum Göttlichen - eine Erfahrung, die in der modernen Lyrik nach 1945 ausgestorben schien.

**Nelly Sachs**

Diese Telegrafie

DIESE TELEGRAFIE misst mit der Mathematik à la satane
die empfindlich musizierenden Stellen
an meinem Leib aus
Ein Engel aus den Wünschen der Liebe erbaut
Stirbt und aufersteht in den Buchstaben
In denen ich reise

(Suche nach Lebenden. Die Gedichte der Nelly Sachs. Band 2. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1971)

*In einem Brief vom Juli 1966 benennt Nelly Sachs (1891-1970), die „Dichterin jüdischen Schicksals“, den traumatischen Urgrund ihres Schreibens: „Der Tod war mein Lehrmeister. Wie hätte ich mich mit etwas anderem beschäftigen können, meine Metaphern sind meine Wunden.“ Damit war nicht nur die Qual ihres Volkes in den Konzentrationslagern der Nazis bezeichnet, sondern auch der Tod ihres von den Schergen Hitlers ermordeten Geliebten.*

Im lyrischen Spätwerk von Nelly Sachs, den Bänden „Glühende Rätsel“ (1965) und „Die Suchende“ (1966), treten neue Motive ins Licht. Neben den kryptischen Beschwörungen des „toten Bräutigams“ sind es mystische Motive, in denen die Musik und Engel eine Rolle spielen. In einem dieser späten Gedichte wird der alte Gegensatz zwischen einer dämonischen technisch-naturwissenschaftlichen Welt und den Sinnlichkeiten des Körpers und der Fantasie durchgespielt. Die Energie der Wünsche steckt nicht in den teuflischen Wissenschaften („a la satane“), sondern in der Schrift der Poesie.

**rauNico Bleutge**

leichter sommer

als läge noch eine schicht zwischen ihnen
und dem schmalen streif der küste
traten die wolken hervor, scharf ab-
geschnitten an der unteren kante, oben
ein faltiger riemen, in den die möwen kleine
löcher stanzten. beim nächsten aufschauen
hatte dunst die fläche aufgeraut und der wind
verfing sich in den drahtnetzen
knapp unterm wasserspiegel, die vögel
waren längst verschwunden, der himmel
hielt noch ein weilchen jene luft
die unter ihren flügeln rauschte

(klare konturen. C.H. Beck Verlag, München 2006)

*Das Abenteuer des Sehens beginnt für den Lyriker Nico Bleutge (geb. 1972) mit einem Blick „nur aus den Augenwinkeln“. Der Ausgangspunkt ist dabei nicht ein besitzergreifendes, die Dinge klar trennendes Sehen, sondern ein Zustand „entgrenzter Wahrnehmung“, in dem die vertrauten Konturen der Phänomene sich erst einmal auflösen. Hier wird alles in seinen sinnlichen Einzelheiten genau beobachtet - auch die Übergänge und Unschärfen zwischen den einzelnen Figurationen.*

Das 2001/2002 entstandene Gedicht, das dem französischen Poeten Bernhard Noël gewidmet ist, liest sich wie ein subtiler Beitrag zur poetischen „Geschichte der Wolken“ (Gregor Laschen). Eine feste Gestalt, eine unverrückbare Kontur der Wolken im Zusammenspiel mit dem Wind, der Luft und den sie durchquerenden Vögeln ist im Gedicht nicht fixierbar. So zeigt die Dichtung Nico Bleutges die Übergänge - den Schwebezustand des Naturstoffs im „leichten Sommer“.

**Nicolas Born**

Abonnement

Viel passiert zwischen meinen paar Wänden
manches habe ich unter Putz gelegt.
Die Zeitungen bringen Unruhe und Hitze herein
halb ohnmächtig krieche ich durch die Nachrichten.
Gerädert von Todesarten, gefüllt mit Suppe
mach ich mich fit für die Nachtausgabe
dazu gehört ein Gang durch die Umgebung.
Vom Lesen und Blättern wund und schwarz
hat es mir wenig genützt
täglich für Groschen
die Lügen der Welt zu kaufen.
Ich bin abonniert
auf Stapel von Unglück und Revolution
Berichte von der Gartenschau machen mich befangen.

(Gedichte. Hrsg. von Katharina Born. Wallstein Verlag, Göttingen 2004)

*Das große Erwachen der „Außerparlamentarischen Opposition“ in der Bundesrepublik des Jahres 1967 bedeutete - zunächst unmerklich - auch für das literarische Leben eine Zäsur. In Abgrenzung zu den damals grassierenden Konzepten einer literarischen Politisierung forderte der Dichter Nicolas Born, der wichtigste Repräsentant einer „Neuen Subjektivität“, eine Poesie der „rohen, unartifiziellen Formulierung“, in der die Alltagswirklichkeit „direkt“ angegangen wird:*

In Borns Debütband „Marktlage“ von 1967 artikuliert sich schon jenes lyrische Subjekt, das von Peter Handke später für seine „weltoffene Nervosität“ gerühmt wurde. Es ist ein instabiles, unruhiges Ich, das sich neugierig in die Welt hinein tastet und nach verlässlichen Orientierungen sucht. Das Ich dieses 1964 entstandenen Gedichts scheint schon zermürbt zu sein von den Nachrichten des universellen Verhängnisses, die in den Medien zirkulieren. Das lyrische Alltagsprotokoll zeigt einen passiven Beobachter der politischen Verhältnisse, der keinen Standort mehr findet jenseits der „Lügen der Welt“.

**Nicolas Born**

Drei Wünsche

Sind Tatsachen nicht quälend und langweilig?
Ist es nicht besser drei Wünsche zu haben
unter der Bedingung dass sie allen erfüllt werden?
Ich wünsche ein Leben ohne große Pausen
in denen die Wände nach Projektilen abgesucht werden
ein Leben das nicht heruntergeblättert wird von Kassierern.
Ich wünsche Briefe zu schreiben in denen ich ganz enthalten bin –
Ich wünsche ein Buch in das ihr alle vorn hineingehen und hinten herauskommen könnt.
Und ich möchte nicht vergessen dass es schöner ist
dich zu lieben als dich nicht zu lieben

1970/71

aus: Gedichte, hrsg. v. Katharina Born, Wallstein Verlag, Göttingen 2004

*»Jeder ist eine gefährliche Utopie, wenn er seine Wünsche, Sehnsüchte, Imaginationen wiederentdeckt unter dem eingepaukten Wirklichkeitskatalog«: Mit diesem Bekenntnis in seinem Gedichtband »Das Auge des Entdeckers«(1972) hatte der Dichter Nicolas Born (1937-1979) die Poetik einer weltoffenen Subjektivität formuliert, die sich Mitte der 1970er Jahre noch gegen politische Imperative verteidigen musste.*

Nach der Niederlage der Studentenbewegung versuchte man »das Gedicht im Handgemenge« (Jürgen Theobaidy) einzig für politische Aufgaben zu verpflichten. Nicolas Born setzt dagegen in seinem 1970/71 entstandenen Gedicht das Recht auf »drei Wünsche«, die sonst nur im Märchen gewährt werden. Es sind noch Spurenelemente des politischen Zeithintergrunds sichtbar: terroristische Aktivitäten, nach denen »die Wände nach Projektilen abgesucht werden«. Aber am Ende steht eine schutzlose Liebeserklärung.

**Nicolas Born**

Eine Liebe

In Köln-Knapsack küsste ich eine Frau
unter einer Brücke 1963.
Wie ihr Gesicht war
so mag ich Gesichter.
Dann hieß sie Heidelinde
das sagte sie.
Ich möchte wissen
wie sie mich dabei ansah.
Draußen war es zu kalt.
Wir verabredeten uns auf einen Zufall.
So bald komme ich nicht mehr nach
Köln-Knapsack.

1967

(Gedichte. Hrsg. von Katharina Born. Wallstein Verlag, Göttingen 2004)

*Im Klappentext zu seinem 1967 publizierten Debütband „Marktlage" gab der Dichter Nicolas Born, der später zum eigensinnigsten Vertreter der „Neuen Subjektivität" wurde, seine Vorstellung von einer neuen lyrischen Direktheit preis: „Weg von der alten Poetik, die nur noch Anleitung zum Poetisieren ist, weg von Symbol, Metapher, von allen Bedeutungsträgern ... die rohe, unartifizielle Formulierung wird wieder Poesie ..." In einem Liebesgedicht, das ganz ohne Überhöhungen auskommt, demonstrierte Born dieses Bedürfnis nach unverstelltem Sprechen:*

Das Gedicht vertraut ganz auf die Komik der in ihm aufgerufenen Orts- und Personennamen, die die Authentizität des dargestellten Ereignisses zu verbürgen scheinen. Bei näherem Hinsehen ist dieses so schlicht daherkommende Gedicht auch ein kleines Lehrstück über die Vergänglichkeit der Liebe. In Liebesdingen erscheint hier alles unverlässlich: die Person, auf die sich das Liebesgefühl fixiert, ist ebenso dem banalen Zufall unterworfen wie die Erinnerung an die Augenblicke des Begehrens.

**Nicolas Born**

Frühlingsgedicht

Alle Tiere kommen aus den Fabeln zurück
Unterm Dach macht mir ein Uhu Kopfzerbrechen
Marder tanzen im Visier.
Im Apfelbaum sitzt eine Amsel, sie weiß:
dies ist ihr Jahr.
Liebe Amsel, weißt du dass du auf meinem
Apfelbaum sitzt?
Schon gut - mein Traum, in dem ich dich ansehe
ist so verzweigt wie der Apfelbaum
Und du schwingst darin und die Zweige
schwingen wie Flügel.
Ich will dich nicht haben, ich will dich nur sehn
Und du sollst wiederkommen jedes Jahr
mit demselben Traum.

(Gedichte. Hrsg. von Katharina Born. Göttingen, Wallstein Verlag, 2004)

*„Dies ist der Anfang meiner naturmystischen Phase", schrieb am 26.4.1975 der Dichter Nicolas Born (1937-1979) an seinen Freund und Lyrikerkollegen Rolf Haufs (geb. 1935) in einem knappen Kommentar zu diesem Gedicht. Nur mit einer gewissen Skepsis lässt sich dieser Satz als programmatisches Bekenntnis werten. Denn Nicolas Born hatte zuvor immer eine offene Poetik der „rohen, unartifiziellen Formulierung" favorisiert - zugleich aber auch Wunschbilder gegen einen „eingepaukten Wirklichkeitskatalog" gefordert.*

Das Gedicht ist zu Lebzeiten Nicolas Borns in keinem seiner Gedichtbände publiziert worden; es erschien 1981 posthum in einer Lyrik-Anthologie. Es spricht von der Rückkehr der Tiere aus mythischen und symbolgeschichtlichen Zusammenhängen in die sinnlich erfahrbare Realität. Und von einer stummen, ja mystischen Zwiesprache zwischen dem lyrischen Ich und zwei Geschöpfen der Natur: dem Apfelbaum und der Amsel, dem Totemtier der Vergänglichkeit. Hier vollzieht sich ein seltener Elementaraugenblick: die Verständigung zwischen Mensch und Natur - ohne dass sich ein instrumentelles Interesse einschleicht.

**Nicolas Born**

Ich weiß ein Haus

Ich weiß ein Haus.
Die Pforte erkenn ich,
da klopf ich an.
Ich will bleiben
bis die Nacht kommt.

Im Haus ist Asche,
die Betten und Bänke
Asche wie von Liebe.

Nicht sage ich Schwester,
nicht sage ich Bruder.
Ich weiß nur das Haus,
da will ich bleiben
bis die Nacht kommt.

(Gedichte. Hrsg. v. Katharina Born. Wallstein Verlag, Göttingen 2004)

*Nicolas Born (1937-1979) wird in der Literaturgeschichte als literarische Galionsfigur der „Neuen Subjektivität“ rubriziert. Wenig bekannt ist, dass er seine wesentlichen literarischen Impulse der Begegnung mit einem Dichter der Sprachmagie verdankt, dem Poeten Ernst Meister (1911-1979). In der Auseinandersetzung mit dessen Werk entstand 1960 der nie publizierte Band „Echolandschaft“. Stark umgearbeitete Gedichte aus diesem frühen Werk wurden 1965 in einem „Essener Lesebuch“ publiziert.*

Die Einkehr des Ich in ein geheimnisvolles Haus wird in der Art eines poetischen Traumprotokolls inszeniert. Für das lyrische Subjekt entsteht eine Szenerie zwischen Vertrautheit und Fremdheit, bekannte Elemente überlagern sich mit rätselhaften Details. In der ursprünglichen Fassung des Gedichts kommen noch biblische Motive ins Spiel. Geht es um die Imagination einer Heimkehr oder um das Wunschbild eines Refugiums, das mit Erwartungen liebender Zuwendung verbunden ist?

**Nicolas Born**
Miniatur

Käfersammlung, begrenzte Farben, blaue Kohle

Meine Taschenuhr hab ich zum Reinigen gebracht
nun ist der Uhrmacher gestorben
Fahrräder surren an seinem Laden vorbei

Meine Handschrift, liebesunfähig
unter dem Aschenbecher mit Kippen, Kronkorken

Kugelschreiber schwarz, Not am Mann
Kontoauszug als Lesezeichen im Nabokov (Ada)

Das Gesicht unserer Erde: eine Riesenlibelle
vor dick aufgetragenem Abendrot

Großer Teddybär auf dem Fenstersims im Hof.

(Nicolas Born: Gedichte. Hrsg. von Katharina Born. Wallstein Verlag, Göttingen 2004)

*Hier wird zunächst etwas Unsensationelles angekündigt. Die „Miniatur" gibt vor, in genauer Beobachtung einen Ausschnitt unserer alltäglichen Erfahrungswirklichkeit festzuhalten. Aber ein friedfertiges Stillleben wird verweigert. Nicolas Born (1937-1979), der differenzierteste Dichter aus der Epoche der „Neuen Subjektivität", ist nicht am Rückzug in einen befriedeten Weltwinkel interessiert, sondern an einer beunruhigenden Daseins-Inventur.*

Borns Dichterfreund Jürgen Theobaldy (geb. 1944) zeigte sich angesichts der „Miniatur" irritiert. Das um 1975/76 entstandene Gedicht, so schrieb Theobaldy (geb. 1944) an Born, drohe „auseinanderzufallen in einzelne Bilder". In diese Bestandsaufnahme von Alltags-Realien sind indes deutliche Endzeit-Signale eingezeichnet: das Motiv der Taschen-Uhr und des gestorbenen Uhrmachers signalisiert Vergänglichkeit. Das Ich attestiert sich Liebesunfähigkeit. Und zuletzt ist es das bedrohliche Bild der „Riesenlibelle", das der „Miniatur" eine apokalyptische Beleuchtung gibt.

**Nikolaus Lenau**

An die Melancholie

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken - weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen ragen in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

*„Ich will mich selbst ans Kreuz schlagen, wenn es nur ein gutes Gedicht gibt." An diese selbstquälerische Devise hat sich Nikolaus Lenau, der 1802 als Franz Nikolaus Niembsch bei Temesvar im damals ungarischen Banat geboren wurde, immer gehalten. Der Leitstern seines von unglücklichen Liebesbeziehungen und gescheiterten Projekten zermürbten Lebens war von Beginn an die Schwermut. Das lyrische Subjekt in dem 1832 entstandenen Gedicht erhebt auf die „sinnende Melancholie" eine Art Besitzanspruch.*

Kurz vor oder nach der Niederschrift dieses Gedichts vollzog sich Lenaus größtes Fiasko. Im Oktober 1832 wagte er die Überfahrt nach Amerika, um dort ein neues Leben als Farmer zu beginnen. Das erreichte Ziel enthüllte sich indes dem großen Depressiven, der immer auf der Flucht vor sich selber war, als unerhörte Täuschung. Lenau floh nach einem Jahr zurück in die Alte Welt. Ab 1844 erfüllte sich die düstere Vision der letzten Gedichtzeile: Lenau verfiel dem Wahnsinn und starb 1850 in einer Irrenanstalt bei Wien.

**Nikolaus Lenau**

Bitte

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Dass du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

**Nikolaus Lenau**

Der Postillon

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen,
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Zagend nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten so wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauer war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Feld und Wald im raschen Zug
Kaum gegrüßt – gemieden,
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Frühlingsglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den flücht'gen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,

Sah zum Kreuz hinüber:

«Halten muss hier Ross und Rad,
Mag’s euch nicht gefährden!
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

War ein herzlieber Gesell,
Herr, ‘s ist ewig Schade;
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade.

Hier ich immer halten muss,
Dem dort unter’m Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen.»

Und dem Friedhof blies er zu
Frohe Wandersänge,
Dass es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt’ in seine Lieder. –

Wieder ging’s durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel,
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

**Nikolaus Lenau**

Der schwere Abend

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz wie unsre Liebe
Zu Tränen nur gemacht.

Und als ich musste scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

nach 1840

*„Mir wird oft so schwer“, schrieb einst der unglückliche Dichter Nikolaus Lenau (1802–1850) an seinen schwäbischen Dichterfreund Justinus Kerner, „als ob ich einen Toten in mir herumtrüge.“ Der Sohn eines spielsüchtigen Offiziers aus dem Banat versuchte seine Schwermut durch eine fast symbiotische Mutterbindung zu lindern. Aber die Melancholien des Dichters waren unheilbar, zumal auch seine Liebeswünsche bei den von ihm verehrten Frauen unerfüllbar blieben.*

Besonders seine heillose Leidenschaft für die verheiratete Sophie von Löwenthal, die Lenau 1833 kennenlernte, zermürbte den Dichter. Ihr ist auch das nach 1840 entstandene Gedicht vom „schweren Abend“ gewidmet, das nur leicht verschlüsselt von den Suiziddrohungen spricht, mit denen sich Lenau und seine unerreichbare Geliebte zugesetzt hatten. Nach einem Schlaganfall 1844 verfiel Lenau dem Wahnsinn und dämmerte bis zu seinem Tod in einer Heilanstalt bei Stuttgart dahin.

**Nikolaus Lenau**
Einsamkeit

Wild verwachsne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

*Eine unerfüllte Liebe, Einsamkeit und Verzweiflung. All das veranlasste Nikolaus Lenau nicht nur dazu, Gedichte zu schreiben - sondern trieb ihn letztendlich auch in den Wahnsinn.*
*Das Leben und Schreiben des ungarischen Edelmanns Nikolaus Edler von Strehlenau, der als Dichter Nikolaus Lenau (1804-1850) in die Literaturgeschichte eingegangen ist, stand im Zeichen einer unglücklichen, „hoffnungslosen" Liebe. Seine unerfüllte Passion zur Beamtengattin Sophie von Löwenthal prägte sein Lebensgefühl des „schmerzlichen Verzichtens" und einer immerwährenden Disharmonie, die schließlich den geistigen Verfall des Dichters beschleunigte.*

1834 überreichte Lenau seiner innig Geliebten drei Gedichte, worunter „Einsamkeit" am bündigsten das Daseinsgefühl einer heillosen Existenz formulierte. Die leise Klage des Herzens, der Quelle und des grauen Vogels korrespondieren miteinander; trotz der Hoffnungslosigkeit ist der „Geist der Liebe" nicht verloren. Vier Jahre später, in einem Ebenso „Einsamkeit" überschriebenen Sonett, droht schon der Wahnsinn und nichts Tröstendes ist mehr übrig: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig."

**Nikolaus Lenau**
Frage

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

*Sein privates Lebensglück hat der aus dem ungarischen Teil der Habsburger Monarchie stammende Dichter Nikolaus Lenau (1802-1850) stets verfehlt: Vier abgebrochene Studiengänge, mindestens zwei unglückliche Liebschaften, eine gescheiterte Auswanderung nach Amerika, eine abgelehnte Ästhetik-Professur, ein Ende im Wahnsinn. Franz Nikolaus Niembsch, der sich in Anlehnung an seinen Großvater, den „Edlen von Strehlenau“, den Dichternamen Lenau gab, war ein lyrischer Experte des Seelenschmerzes.*

In seiner 1834 erstmals veröffentlichten Miniatur konzediert Lenau immerhin die Möglichkeit des Glücks. Auch wenn es nur als eine punktuelle Erfahrung und als ein für immer verlorener, unwiederholbarer Moment charakterisiert wird. Auf einem Zettel an seine unerreichbare Liebe Sophie von Löwenthal hatte Lenau dagegen sein Verfallensein ans Unglück festgehalten: „Mein Unglück ist mir mein liebstes, weil es von dir kommt, und ich betrachte es gerne im verklärenden Lichte eines allgemeinen Verhängnisses.“

**Nikolaus Lenau**

Herbstgefühl

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen.
Und dem Wandrer, rau und kalt,
Kommt der Herbstwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbsteszeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Nieder taumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reisepfad verderben,
Dass ich lieber halte still,
Gleich am Orte hier zu sterben.

*„Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte“, so schreibt der Dichter Nikolaus Lenau (1802-1850) in einem Brief vom September 1843, „wollt' es mich bedünken , als rausche der Wald im Herbste ganz anders als im Frühling, viel rauer und harter.“ Die Härte des Herbstwindes scheint auch den einsamen Wanderer des Gedichts aus allen seinen festen Verankerungen zu reißen. Die Reise gelangt an ein fatales Ende - denn das lyrische Subjekt des Melancholikers Lenau wird durch Todeswünsche überwältigt.*

Die Natur eröffnet für den Spätromantiker Lenau, den Dichter des quälenden Seelenschmerzes, kein Refugium, sondern bleibt Teil einer feindseligen Lebenswelt. Der Wind ist zur Mordmaschine geworden, die alle Gedanken an Glück vernichtet. Eine Fortbewegung in dieser herbstlichen Wüstenei ist für den Wanderer sinnlos geworden. Unter den zahlreichen Herbstgedichten, die der aus dem Banat stammende Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau alias Nikolaus Lenau schrieb, ist dieser 1832 entstandene Text über einen verzweifelten Wanderer sicherlich der finsterste.

**Nikolaus Lenau**

Sonnenuntergang

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein’ ich Dich zu sehn
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

*Dieser melancholische Romantiker folgte zeitlebens dem tragischen Schicksalsmuster eines unglücklich Liebenden. Von der erdrückenden Fürsorge seiner Mutter vermochte sich Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau alias Nikolaus Lenau (1802-1850) nie richtig zu lösen. Sobald er aus der kindlichen Bindung heraustreten sollte, zog er sich zurück. Auch Charlotte Gmelin, die Nichte des Dichterpfarrers Gustav Schwab, die er im August 1831 kennen gelernt hatte und innig liebte, verließ er, weil er das Andenken seiner Mutter nicht verletzen wollte.*

Ein berühmter Zyklus Lenaus, die „Schilflieder“, legt Zeugnis ab von diesen Zerrissenheiten eines Liebenden. Die im Januar 1832 entstandenen Lieder präsentieren den Gesang eines Entsagenden, der sich die Erfüllung seiner Wünsche selbst verbat. Lenau imaginiert im „Sonnenuntergang“ die bedrohlichen Naturgewalten und darin die endgültig verlorene Geliebte, die nur schemenhaft Gestalt annimmt.

**Nikolaus Lenau**
Winternacht

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, er klirrt mein Bart
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! Friere mir in's Herz hinein
Tief in das heißbewegte, wilde!
Dass einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

1832

*Die Literaturgeschichte verzeichnet ihn als tragischen Poeten des Weltschmerzes: Nikolaus Franz Niembsch, Edler von Strehlenau, der sich selbst Nikolaus Lenau (1804-1850) nannte, verließ 1832 den Schwäbischen Dichterkreis um Ludwig Uhland, um in den Wäldern Pennsylvanias seine Melancholie abzuschütteln und ein neues Leben als Farmer zu beginnen. Nur ein Jahr später kehrte er aus Amerika enttäuscht zurück, und es begann für Lenau eine lange Leidensstrecke des Liebesunglücks. Sein »heißbewegtes, wildes Herz« fand bei den jeweiligen Geliebten keine Ruhe, 1844 verfiel er dem Wahnsinn.*

Der von innerer Unruhe vorwärts getriebene Wanderer im Schnee registriert überall Zeichen der Erstarrung. Das im Januar 1832 entstandene Gedicht demonstriert exemplarisch das poetische Verfahren des Spätromantikers: Die Empfindung der Verlassenheit wird auf die Naturphänomene übertragen, die winterliche Landschaft ist insofern die Idealkulisse für einen Todessüchtigen.

**Nora Bossong**

Geweihe

Das Spiel ist abgebrochen. Wie sollen wir
jetzt noch an Märchen glauben? Die Äste
splittern nachts nicht mehr, kein Wild,
das durch die Wälder zieht und das Gewitter
löst sich in Fliegenschwärmen auf. Gleichwohl,
es bleibt dabei: Das Jucken unter unsern Füßen
ist kein Tannenrest, kein Nesselblatt, wir folgen noch
dem Dreierschritt, den sieben Bergen und auch
dem Rehkitz Brüderchen und seiner Liebsten.
Erzähl mir die Geweihe an die Wand, erzähl mir
Nadeln in die Fliegen. Im rechten Moment
vergaßen wir zu stolpern.
Schneewittchen schläft.

(Reglose Jagd. ZuKlampen Verlag, Springe 2007)

*Wenn das Ende der Kindheit erreicht ist, zerbricht der Glaube an die Wunderkraft der Märchen. Soeben waren noch unerwartete Rettungen möglich, jetzt wartet eine unsichere Wirklichkeit, in der bedrohliche Gewitter heraufziehen. Für das lyrische Wir im Gedicht der 1982 geborenen Lyrikerin Nora Bossong gibt es den verlässlichen Haltepunkt der Märchen nicht mehr: „Das Spiel ist abgebrochen." Aber für die Erfahrung des Neuen stehen noch keine Erfahrungsmuster bereit.*

Nora Bossongs Gedichte geben vor, Geschichten zu erzählen, aber diese Geschichten lassen durch Verkürzungen alles in der Schwebe, sie siedeln in einem Zwischenraum, in dem nichts auserzählt wird, sondern alles nur im Modus der Andeutung greifbar wird. In diesem 2006 entstandenen Text sind die beruhigenden Utopien aus den Märchen von den „sieben Bergen" oder dem „Rehkitz" verschwunden, nur noch Chroniken der Jagd und der Gewalt bleiben zurück.

**Nora Bossong**

Kortex

Es war nicht dieser Fuchs
auf Nahrungssuche, den wir verfolgten
vor einer Medizinerfakultät,
entlang der Streifenspur auf dem Asphalt.
Vor einer Kneipe blieb er stehen,
als wäre er ein Hund und wollte
sein Revier markieren, die Beine
zitterten im Vierertakt und drinnen
klapperte ein Flipper. Es war nicht
diese Art von Kneipen, in der wir
Aschenbecher stahlen, ein Taxi
hielt zu dicht am Bordstein, besetzt,
sonst hätten wir den Fuchs hinein-
gelockt mit einem Lederhandschuh.
Und doch, ein Haar blieb hängen
und auf dem Rückweg sahen wir
in jener Fakultät zwei Männer,
Skalpelle waschend und im Gebüsch
ein Katzenjunges schlafen
mit Bissen an der Kehle.

(Nora Bossong, Reglose Jagd. Zu Klampen Verlag, Springe 2007.)

*Ein wildes Tier verirrt sich in die Reviere der exakten Naturwissenschaften - und schon prallen Welten aufeinander, die ansonsten strikt getrennt sind: das Archaische, Undomestizierte kollidiert mit einer Sphäre der Wissenschaften, die alles Geheimnishafte zu eliminieren trachten. Befragt nach der starken Präsenz von Tieren in ihren Gedichten, hat Nora Bossong (geb. 1982) auf Hitchcocks Film „Die Vögel“ verwiesen, der die tradierten Machtverhältnisse umkehrt. In „Die Vögel“ jagt nicht der Mensch das verängstigte Tier, sondern wird selbst zum Opfer von Tier-Attacken.*

Das Tier als Akteur, das die Überlegenheit des Menschen in Frage stellt und für Verstörung sorgt - das ist eine Konstellation, wie wir sie häufig in Bossongs Gedichten vorfinden. Ihre Gedichte skizzieren Geschichten und Alltagsszenen, aber diese Geschichten lassen durch Verkürzungen und Verknappungen alles in der Schwebe. Ihre Poesie siedelt in einem Zwischenraum, in dem nichts auserzählt wird, sondern alles nur im Modus der Andeutung greifbar wird.

**Nora Bossong**
Postkarten

Von hier sieht der Himmel anders aus,
mager, wie nur Protestanten ihn kennen.
In einer Scheune stirbt die alte Tietjen,
hundertzwei und Schweiß auf der Stirn.
Bis zuletzt hat sie Torf gestochen,
ihren Ofen auch sommers damit beheizt.
Vergeblich, sagt der Pfarrer, als Lore keucht,
sie wolle nun doch einmal die Berge sehen.
Alles vergeblich. Und wer legt jetzt Fleisch aus
für Werwölfe und herrenlose Hunde?
Wer schickt jetzt Karten, letzte Nachrichten
aus diesem Landstrich hinaus?

(In: Neubuch. Neue deutsche Lyrik. Hrsg. v. Ron Winkler. Yedermann Verlag, München 2008.)

*Mit zwei Romanen und einem Gedichtband hat die 1982 in Bremen geborene Nora Bossong sich bereits einen festen Platz in der deutschen Gegenwartsliteratur erschrieben. In ihren Romanen wie in ihren Gedichten rückt die Geschichte ins Blickfeld. Es sind Gedichte mit starkem erzählerischen Duktus, der ein Gleichgewicht herzustellen versucht zwischen inhaltlichen Verknüpfungen und formalem Kalkül. Dabei knüpft Bossong Begebenheiten und Figuren motivisch zu einem Erzählstrom, der Porträts und Landschaften miteinander vertauscht.*

Eine irgendwie vertraute doch auch wie verwunschene Gegend wird hier beschrieben. Es ist der schmale Raum zwischen Geschichte und Erinnerung, der wie in vielen von Bossongs Gedichten hier ausgelotet wird. Das Gedicht als Postkarte zeigt eine Paysage intime, einfaches Landleben, das mit der alten Tietjen von der Landkarte getilgt wird, inklusive aller an Aberglauben erinnernden Motiven, wie dem Werwolf, dem Dorfpfarrer und einem religiös konnotierten Himmel.

**Nora Bossong**
Schlaflied

Wir hören das Pochen der Heizung,
der Sarg steht vorne im Saal,
wir knien uns nieder, aber können
die Blumen nicht riechen, die Kränze,
die Bänder, die Mutter singt leise
ein Schlaflied und schaukelt
vor schaukelt die Mutter
zum Vater, zu den Bändern,
zur Ruhe in Frieden, sie singt
ein Schlaflied, Kindlein Schlaf,
die Augen zu müde zum Warten,
die Nacht nur gelegen und Morgen
früh, wenn Gott will, die Stimme
der Mutter, da war der Vater nicht tot,
er deckte mich zu vor dem Schlafen,
die Mutter singt, was sie jetzt singt,
mit Rosen bedeckt, die Narzissen
zu gelb für den Winter.

(Reglose Jagd. ZuKlampen Verlag, Springe 2007)

*Eins der bekanntesten Kinder- bzw. Schlaflieder ist die Materialbasis für dieses tieftraurige Gedicht der 1982 geborenen Nora Bossong. Die Furcht einflößende Verheißung der Liedzeile: „Morgen früh, wenn Gott will,/ wirst du wieder geweckt“ ist am Ausgangspunkt dieses Textes schon unerfüllbar geworden.*
*In die Stille am Sarg des toten Vaters mischen sich Stimmen der Erinnerung, die Stimme der Mutter, die das Wiegenlied „Guten Abend, gute Nacht“ singt. In der Begegnung mit dem Tod stellt sich für das lyrische Ich die Gewissheit von Werden und Vergehen ein.*

Nora Bossongs Gedichte geben vor, Geschichten zu erzählen, aber diese Geschichten lassen durch Verkürzungen und Verknappungen alles in der Schwebe, sie siedeln in einem Zwischenraum, in dem nichts auserzählt wird, sondern alles nur im Modus der Andeutung greifbar wird. Szenisch erfasste Momentaufnahmen aus der Alltagsempirie und Partikel sinnlicher Wahrnehmungen werden auf so fesselnde Weise in Versen miteinander verbindet, dass ein Erfahrungsraum entsteht.

**Nora Gomringer**

Das Herz

Eine Artischocke
Mangogroß und blaufleckfarbig

Kann geschält und freigelegt werden
Schicht um Schicht

Wird staunend wahrgenommen
Ob ihrer Größe

Könnte Eden beherbergen
Zwischen den Lungen

Ward verdeckt von der Rippe
Aus der die Apfelesserin geschnitzt

Kaum mehr Aufhebens
Um ein Ding - pflanzbar, aussähbar

Nach deinem Unfall in mein Brustbeet

(In: Klimaforschung. Voland & Quist Verlag, Dresden/Leipzig 2008)

*Sie zählt zu den jungen wilden Dichtern, den Helden der „spoken word poetry". Die Wucht des Oratorischen, das Psalmodieren, zelebriert die 1980 im Saarland geborene, in Oberfranken aufgewachsene Nora Gomringer nachdrücklich. Als Tochter des Schweizer Gründungsvaters der Konkreten Poesie, Eugen Gomringer, hat sie die Lust am Wörter-Komponieren geerbt, ohne sich auf eine strenge Systematik festlegen zu lassen.*
*Sprachbegeisterung allein bürgt indes nicht für poetische Qualität. Was als Performance-Akt gelingen mag, verliert als Lesetext schnell jeden Reiz. In ihrem jüngsten Gedichtband" Klimaforschung" hat sich Nora Gomringer von der Slam-Poetry ihrer Anfänge entfernt.*

Es geht nicht mehr um Klang- und Reimspiele, sondern um die Mobilisierung sämtlicher Sprachdimensionen. Das doppelbödige Gedicht, das unterm Bild der Artischocke vom verletzlichen Herzen spricht, kommt leise daher, um mit einem Schmerz, einem „Unfall", einem verstörenden Einbruch „in mein Brustbeet" zu enden, der Vertreibung Evas aus dem Garten Eden vergleichbar.

**Nora Gomringer**
Haut und Hülle

Hat das Wort eine Haut
Genommen von einem schnellen Tier
Gezogen über die Milch
Gesogen in einen Leib
Gesenkt in die Magengrube
*Löwen darin, satt und still.*

(Nora Gomringer. Klimaforschung. Voland & Quist, Leipzig 2008.)

*In einer überwiegend männlich geprägten Poetry-Slam-Szene ist die 1980 in Neunkirchen/Saar geborene Nora Gomringer, die Tochter des experimentellen Poeten Eugen Gomringer, eine glänzende Ausnahme: In ihren Texten, die sich nicht allein als Spoken Word verstehen, kommt Sprache zu gleichen Teilen als geschriebenes wie als performtes Wort zu Geltung. Dementsprechend lassen sich in ihren vier Gedichtbüchern Sprechpartituren wie leisen Tönen folgende Gedichte vernehmen:*

Aufgefasst werden kann dieses Gedicht als semiotisches Spiel, dessen zentrale Begriffe „Haut“ und „Hülle“ auf einen wechselnden Wortleib hinter jeder Zeile verweisen. Spielerisch „verschlingt“ das Gedicht so ein Bedeutetes nach dem anderen, bis „satt und still“ das Gedicht endet. Wie ineinandergeschobene Schachteln erweist sich dort das Gedicht scheinbar als Bedeutungsträger in Bedeutungsträgern, als letztlich nur willkürlich zu stoppende, endlose Verschachtelung.

**Norbert Hummelt**
aus der luft

wie lange kann ich am ufer gehen
ohne den eisvogel einmal zu sehen
wie er im sturz nach seiner beute
taucht / ich weiß nicht riecht es hier
nach kerosin ich kann im augenblick
kein wort verstehen du hast mich
vorhin nur so flüchtig angehaucht

(Zeichen im Schnee. Luchterhand Literaturverlag, München 2001.)

*Mit einem DJ hat Marcel Beyer den 1962 in Neuss geboren Lyriker Norbert Hummelt einmal verglichen und das damit begründet, dass Hummelt „ein besonderes Sensorium für Stimmen, für Geräusche, für Musik“ habe. „Singtrieb“ hieß ein 1997 publizierter Band dieses Dichters, der auch durch seine kongenialen Übersetzungen so bedeutender Autoren wie T. S. Eliot oder Inger Christensen hervorgetreten ist. Hummelt, so Beyer, schäme sich nicht dafür, dass er die Stimmen der Straße, von Freunden und auch anderer Dichter „durch sich hindurchgehen lässt.“*

Die ersten beiden gereimten Zeilen des Gedichts „aus der luft“ geben die innere Stimme des lyrischen Ichs beim Spaziergang am Ufer eines Sees wieder: als Sehnsucht, der Eisvogel möge sich einmal im Sturzflug nach seiner Beute zeigen. Dem Wunschbild des kleinen farbigen Vogels folgt aber der Einbruch der schrillen Wirklichkeit. Es riecht nach Kerosin und kein Wort ist mehr zu verstehen. Das Gedicht schließt mit der Wendung hin zu einem Du und einer Erinnerung, die in ihrer Verletzlichkeit sehr vieles offen lässt.

**Norbert Hummelt**

aus der tiefe

seit heute weiß ich dass ich farben träume nicht
einfach alles nur in anthrazit sah zwar kein
blut u. keine kohlen glühen doch aus dem seltsam

unterhöhlten schlummer nachdem ich stunden über
nicht zur ruhe fand u. wälzte mich in einem hellen
hunger bis ich dann irgendwann am ende tiefer

sank nahm ich dort unten etwas bis nach oben mit
so wie ich einmal weißt du unser kind das für
mich unberührbar nah im wasser schwimmt schon

vor mir sah als es erst kaum gezeugt war als ein
entrücktes aber klares bild sah ich das zarte maigrün
junger bäume abgetönt vor einem dunklen grund

(Totentanz. Luchterhand Literaturverlag, München 2007; (c) Randomhouse)

*„Dichtung", hat Norbert Hummelt (geb. 1962) einmal gesagt, „ist Lichttherapie, auch wenn sie dunkel ist." Und diese poetischen Illuminationen erhellen bei diesem Dichter vom Niederrhein immer wieder Urszenen der Kindheit, Begegnungen mit der Mutter und dem Vater und sogar pränatale Zustände. Hummelt evoziert in seinen sanft fließenden Langzeilen „viele zarte Wunder", die sich an der Grenze von Schlafen und Wachen einstellen.*

Auch hier, in diesen traumnahen Erkundungen des Vorbewussten, agiert ein Ich, das sich in den Zonen des Dämmerns und der Trance „innerlich den hellen Bildern" hingibt, wie es in anderem Zusammenhang heißt. Da glühen Farben auf, so auch in jener glücklichen Vision der intimen Nähe des noch embryonalen Kindes. „Aus der Tiefe" des Leibs und der Seele erreichen den Dichter Offenbarungen - Anlass für die romantische Wiederverzauberung der Welt.

**Norbert Hummelt**

das glück bei eichendorff

erst gegen abend klart es wieder auf zu
spät um nochmals vor die tür zu gehen
da bleibt mein herz bei den regalen stehen
erst kaum geahnt lag jener frühe reiz in
den paar büchern mütterlicherseits von
denen ich die schmalen rücken sah sie
wurden abgestaubt u. waren immer da wie
aber las er sie in welchem dunkeln sinn
gab er sich innerlich den hellen bildern hin
u. träumte sich aus einer engen kammer
um dessen tod herum ich erst geboren bin
wieso warum hat er nichts unterstrichen
ich hätte gerne unsern strich verglichen u.
weiß ja nicht mit welcher hand er schrieb u.
welche lahm hing seit dem ersten krieg erst
gegen abend liest man klart es wieder auf

(In: Stille Quellen. Luchterhand Literaturverlag, München 2004)

*Der 1962 geborene Norbert Hummelt begann im Umfeld von Thomas Kling und Marcel Beyer mit experimentellen Gedichten, wandte sich aber bereits mit seinem zweiten Band „singtrieb“ (1997) überlieferten Formen der Lyrik zu und näherte sich Konzepten der deutschen Romantik. Verdienste hat er auch als Essayist und kongenialer Übersetzer von Inger Christensen und T.S. Eliot erworben.*

Eine - im Titel seines Gedichtbands annoncierte - stille Quelle des Glücks ist für Hummelt die Erinnerung an die Kindheit und die frühste Beschäftigung mit Eichendorffs Gedichten, an die Mutter, die die „paar Bücher“ abstaubte, und an den Großvater, der wohl darin las, ohne dem Enkel eine Botschaft zu hinterlassen. Die Musikalität der Sprache betört. Das Leichte und Leise kommt in strenger Form daher, in fünffüßigen Jamben, End- und Binnenreimen. Die mitunter willkürlich umbrochenen Verse deuten an, dass ein Anknüpfen an die romantischen Paradiese nur gebrochen erfolgen kann.

**Norbert Hummelt**
der dunkle schwarm

der dunkle schwarm ist mir zuerst erschienen
über der backsteinmauer, nahe dem gerüst
doch wo sie landen ist noch nicht entschieden
noch ob sie anzusehen mir gegeben ist

weil diese gläser in ihrem etui
kannst du so leicht unter dem schuh zerbrechen
doch du u. ich, wir kennen die phobie
u. auch die furcht, davon zu laut zu sprechen

ich sah den baukran seinen arm bewegen
der ohne widerstand die weiche luft zerschnitt
der dunkle schwarm erzittert vor dem regen
u. meine wimperlinge zittern immer mit

(zeichen im schnee. Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, München 2001. )

*Singvögel sind seit je die poetischen Wappentiere des 1962 geborenen Dichters und Neo-Romantikers Nobert Hummelt. Die Voliere seiner Gedichte wird bevölkert von diversen Amseln und Tauben, von Rotkehlchen, Drosseln, Schwalben und Turmfalken, nicht zuletzt von seinem Lieblings-Luftgeschöpf, dem Sittich. In einem Gedicht aus dem Band „zeichen im schnee“ (2001) bildet ein „dunkler schwarm“ eine geheimnisvolle „Vogelschrift“ (Günter Eich).*

Der Gesang der Vögel, so Hummelt in einer poetologischen Notiz, sei ihm immer als einleuchtendste Analogie zum Gedicht erschienen. Der „dunkle Schwarm“ taucht hier nun als unbestimmte Verheißung auf, der sich das lyrische Ich fast demütig nähert. Das Subjekt wird jedoch auf die Unzulänglichkeit der eigenen Wahrnehmung zurückverwiesen, auf die Fragilität der Seh-“Gläser“. In diesem offenen Verhältnis zwischen Beobachter und beobachtetem Ding liegt das romantische Moment dieser Dichtung. „Das Romantische“, so Hummelt, „ist eine Weise, die Dinge anzusehen, als könnten sie unseren Blick erwidern.“

**Norbert Hummelt**
der mensch

der mensch ist ein soziales wesen, brachte mein
vater einmal hervor, wahrscheinlich ist es nicht
von ihm gewesen, ich habe es nur so bis heute
im ohr. u. mir fällt ein, wie er als knabe einmal
mit einem freund, als er ihn noch besaß, bis fast
zum mühlenbusch wohl mit den rädern fuhr. doch
dieser drehte plötzlich halben weges um u. war
verabredet mit einem mädchen, da wurde es unter
den freunden stumm. ich glaube nicht, dass er mir
das erzählte, vielleicht im mühlenbusch, als wir
im auto fuhren, trug es mir meine späte mutter zu.

2005/2006

(Totentanz. Luchterhand Literaturverlag, München 2007; © Randomhouse)

*Der Mensch in seiner Verlassenheit und seiner religiösen Welthoffnung - das große Thema der Barockdichtung hat der Dichter Norbert Hummelt (geb. 1962) in seine eigene romantische Poetik der Vergänglichkeit übersetzt. Hummelt evoziert in seinen sanft fließenden Langzeilen „viele zarte Wunder“, die sich in der Begegnung mit geliebten Menschen und den Realien der Kindheit einstellen. Bei der Rückkehr in die rheinländische Herkunftslandschaft tauchen die Gestalten des früh verstorbenen Vaters und der toten Mutter auf.*

Mit subtil gesetzten Binnenreimen und rhythmisch fein austarierten Versen erzählt Hummelt eine Urszene des Vaters. Der Mensch als „soziales Wesen“ - das ist in entscheidenden Lebensaugenblicken die schlimmste Illusion. Das romantische Setting des Gedichts - der „mühlenbusch“ ruft das „mühlenrad“ aus Eichendorffs Gedicht „Das zerbrochene Ringlein“ auf (vgl. Lyrikkalender, 12.6.2007), korrespondiert wie im Referenztext Eichendorffs mit der Erfahrung eines Liebesverlusts.

**Norbert Hummelt**
im vierten sommer

das erste bild das ich konkret entsinne
stieg aus dem dunkel auf das immer um
mich war als ich die dinge fast noch ohne

worte sah . . ich lief, ich stolperte, ich wurde
hochgehoben, auf einmal bin ich auf dem
traktor oben u. weiß nicht mehr wohin die

andern sind . . die luft ist unsichtbar, die luft
ist warm, die sommersprossen sind an
meinem arm u. muster sind in meine haut

verwoben, die bleiben so, daran erkenn ich
mich: so punkte, linien, gefärbte zeichen
u. jucken nicht so wie ein mückenstich

(zeichen im schnee. Luchterhand Literaturverlag, München 2001. © Random House, Luchterhand)

*„Dichtung ist Lichttherapie, auch wenn sie dunkel ist.“ Dieses Bekenntnis des 1962 im Rheinland geborenen Dichters Norbert Hummelt passt sehr gut zu jener romantischen Illuminierung von Kindheits-Augenblicken, die viele Texte dieses Autors prägt. So auch das 2004 erstmals veröffentlichte Gedicht über jenen Moment der frühesten Erinnerung. Alles rückt in ein mildes, begütigendes Licht.*

In Hummelts Kindheitsgedichten, die vom Verlust der Dinge, aber auch vom Schmerz über den Tod geliebter Menschen handeln, sind die sinnlichen Erscheinungen und Alltagsphänomene sehr zart und sehr inständig benannt. In Hummelts Sprache der Vergänglichkeit spricht ein Ich, das sich bevorzugt in den unbefestigten Bezirken zwischen Schlaf, Traum und Wachzustand aufhält - ein Ich in den Zonen des Dämmerns und der Trance.

**Norbert Hummelt**

weißrussischer toast

allein die suppe ist schon ein gedicht
doch erst der cognac, das begreifst du nicht
wie unbeschreiblich ist das reisgericht!
die rote beete wie von selber spricht
wie mühelos lässt sich die welt vergessen
wen gott sehr liebt, dem gibt er so ein essen
in worten, die von meinem vater kamen:
gut geschmeckt. lecker geschmeckt. amen.

nach 1997

aus: Norbert Hummelt: zeichen im schne, Luchterhand Literaturverlag. München 2001

*„Das Romantische“, hat der 1962 geborene Norbert Hummelt in einer poetologischen Standortbestimmung ausgeführt, „ist eine Weise, die Dinge anzusehen als könnten sie unseren Blick erwidern.“ Und so geht der Autor in seinen Gedichten „auf augenhöhe allein mit den dingen“ – und versucht im innigen Schauen auf die Gegenstände ihr Geheimnis aufblitzen zu lassen. In den Blick nimmt er dabei nicht nur auratische Natur-Phänomene, sondern auch die unspektakulären Vergnügungen des Alltags.*

Kleine kulinarische Sensationen kommen wie in diesem Ende der 1990er Jahre entstandenen Gedicht häufiger vor in Hummelts Poesie. Das Ich verweist dabei auch gerne auf seine Herkunftslandschaft: Die Köstlichkeiten haben dem rheinländischen Genießer „lecker geschmeckt“. So wie in anderen Texten „pudding u. schattenmorellen“ oder auch das Naschwerk „treets“.

**Norbert Lange**
Raufasern

Auf dem Dach, dresdner, die Filter, Nächte brannten
ab dazwischen, wir mit glühweinwarmen Tassen,

auf dem Dachfirst hockten, nachts, im Rücken flackernd,
und das Straßeneck, fuhren Autos hinter Bäumen,

Sechzehn Jahr. Ich steckte meinen Mund in deine Haar,

wir zogen in den dritten Stock, vorbei, und standen,
alles weich und aufgerissen, vor Tapeten, rau

verstreut, dort gab's Fasane noch auf Einzelstücken,
wir lagen einfach da mit nackten Rücken.

(Raufasern. Gedichte. Lyrikedition 2000. München 2005)

*Alle Zeichen stehen hier auf Zukunft und Aufbruch. Auf dem Dach eines Hauses brütet eine Gruppe junger Erwachsener Pläne aus für einen Neuanfang in einer neuen Behausung. In der Mitte des Gedichts wird dann in Kursivschrift eine intime Szene markiert: eine Wendung hin zur romantischen Individuation. Dann folgt die Versbewegung wieder der kollektiven Verheißung - man geht ins Offene, doch der Neuanfang bleibt fragil.*

Der Berliner Dichter Norbert Lange (geb. 1978) sucht den intensiven Austausch mit den Formen-Repertoires und Motiv-Arsenalen der poetischen Tradition. Gedichte begreift er prinzipiell als „Palimpseste", also als Übermalungen bzw. Überschreibungen von historisch immer wieder neu bearbeiteten Urschriften. Das ästhetisch Schöne betrachtet er mit Skepsis, ohne es jedoch der vollständigen Zertrümmerung preisgeben zu wollen. „Denn das Schöne", so hat Norbert Lange seine Poetik zusammengefasst, „verlangt als letzte wichtigste Probe die Zerstörung seiner selbst."

**Norbert Lange**

Schlaflied

Ich bin doch noch ganz klein
Ich bin noch gar nicht da
Ich bin noch nass / ich bin ganz roh
Willst du nicht meine Eltern sein

Ich trage Wurzeln bis zur Hölle
Ich bin kein Engel dass ich Flügel hab
Ich bin ganz lieb und in der
Helle des Tages sehr schön anzusehn

Ich hab mir schon den Kopf zurecht gerückt
Ich schlage keine Zähne aus
Ich hab mich auch so gut versteckt
dass mich keiner finden darf

Willst du mir nicht die Decke über meinen Kopf
zwei Paar Socken über meine Füße ziehn
und mich im Schlaf anschaun
und mit mir zur Hölle gehen

Willst du nicht meinen Schlaf bewachen/ anschaun
und mit mir zur Hölle gehen

um 2000

(Raufasern. Gedichte. Lyrikedition 2000, Buch& Media AG, München 2005)

*Der 1978 geborene Norbert Lange begreift Gedichte als „Palimpseste“, also als Übermalungen bzw. Überschreibungen von historisch immer wieder neu bearbeiteten Urschriften. In vielen seiner Gedichte sind es schroff gefügte Bruchstücke aus Bildkunstwerken, Zitate aus Alltagszusammenhängen, Fotografien oder Liedreste, die in harter Fügung aufeinanderprallen. Das um 2000 entstandene „Schlaflied“ bedient sich bewährter alter Formen wie der Litanei und erzeugt eine eigene Melodie von großer Suggestivität.*

Das „Schlaflied“ nimmt die Verfahrensweisen des seit dem Mittelalter gängigen Wiegen- und Kinderlieds wieder auf und setzt es um in einen abgründigen Höllengesang. Dabei ist es das ungebärdig gewordene Kind selbst, das hier das Wort ergreift und die verschiedenen Entwicklungsstadien - vom pränatalen Zustand bis zum existenziell erschöpften „Ich“-Bewusstsein - durchspielt.

**Novalis**

Hymne an die Nacht

Welcher Lebendige,
Sinnbegabte,
Liebt nicht vor allen
Wundererscheinungen
Des verbreiteten Raums um ihn
Das allerfreuliche Licht -
Mit seinen Strahlen und Wogen,
Seinen Farben,
Seiner milden Allgegenwart
Im Tage.
Wie des Lebens
Innerste Seele
Atmet es die Riesenwelt
Der rastlosen Gestirne,
Die in seinen blauen Meeren schwimmen,
Atmet es der funkelnde Stein,
Die ruhige Pflanze
Und der Tiere
Vielgestaltete
Immerbewegte Kraft -
Atmen es vielfarbige
Wolken und Lüfte
Und vor allen
Die herrlichen Fremdlinge
Mit den sinnvollen Augen,
Dem schwebenden Gange
Und dem tönenden Munde.
Wie ein König
Der irdischen Natur
Ruft es jede Kraft
Zu zahllosen Verwandlungen,
Und seine Gegenwart allein
Offenbart die Wunderherrlichkeit
Des irdischen Reichs.
Abwärts wend ich mich
Zu der heiligen, unaussprechlichen,
Geheimnisvollen Nacht -
Fernab liegt die Welt,
Wie versenkt in eine tiefe Gruft,
Wie Wüst und einsam
Ihre Stelle!
Tiefe Wehmut
Weht in den Seiten der Brust,
Fernen der Erinnerung,
Wünsche der Jugend,
Der Kindheit Träume,
Des ganzen, langen Lebens
Kurze Freuden
Und vergebliche Hoffnungen
Kommen in grauen Kleidern,
Wie Abendnebel
Nach der Sonne
Untergang
Fernab liegt die Welt
Mit ihren bunten Genüssen.
In andern Räumen
Schlug das Licht auf
Die lustigen Gezelte.
Sollt es nie wiederkommen
Zu seinen treuen Kindern,
Seinen Gärten,
In sein herrliches Haus?
Doch was quillt
So kühl und erquicklich,
So ahndungsvoll
Unterm Herzen
Und verschluckt
Der Wehmut weiche Luft?
Hast auch du
Ein menschliches Herz,
Dunkle Macht?
Was hältst du
Unter deinem Mantel,
Das mir unsichtbar kräftig
An die Seele geht?
Du scheinst nur furchtbar -
Köstlicher Balsam
Träuft aus deiner Hand,
Aus dem Bündel Mohn.
In süßer Trunkenheit
Entfaltest du die schweren Flügel des Gemüts
Und schenkst uns Freuden
Dunkel und unaussprechlich
Heimlich, wie du selbst bist,
Freuden, die uns
Einen Himmel ahnden lassen.
Wie arm und kindisch
Dünkt mir das Licht
Mit seinen bunten Dingen,
Wie erfreulich und gesegnet
Des Tages Abschied.
Also nur darum,
Weil die Nacht dir
Abwendig macht die Dienenden,
Sätest du
In des Raumes Weiten

Die leuchtenden Kugeln,
Zu verkünden deine Allmacht,
Deine Wiederkehr
In den Zeiten deiner Entfernung.
Himmlischer als jene blitzenden Sterne
In jenen Weiten
Dünken uns die unendlichen Augen,
Die die Nacht
In uns geöffnet.
Weiter sehn sie
Als die blässesten
Jener zahllosen Heere,
Unbedürftig des Lichts
Durchschaun sie die Tiefen
Eines liebenden Gemüts,
Was einen höhern Raum
Mit unsäglicher Wollust füllt.
Preis der Weltkönigin,
Der hohen Verkünderin
heiliger Welt,
Der Pflegerin
Seliger Liebe.
Du kommst, Geliebte -
Die Nacht ist da -
Entzückt ist meine Seele -
Vorüber ist der irdische Tag,
lind du bist wieder mein.
Ich schaue dir ins tiefe dunkle Auge,
Sehe nichts als Lieb und Seligkeit .....

**Novalis**

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen
Wenn die so singen, oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit wieder gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

1802

*Die Beschwörung der poetischen Magie durch den Romantiker Friedrich von Hardenberg alias Novalis (1776-1801) hat viele andächtige Nachahmer gefunden. In weit ausgreifenden Wenn-Sätzen und etwas holpernden Knittelversen wird in diesem Gedicht suggeriert, dass die tiefere Wahrheit der Welt in Märchen und Gedichten verborgen liegt, jenseits der Zahlen-Gläubigkeit der exakten Naturwissenschaften.*

Dass hier ein Misstrauen gegen »Zahlen und Figuren« geschürt wird, widerspricht in vielem dem universalpoetischen Ansatz des Dichters. Zwar hat Novalis gegen das scholastische Denken der Aufklärung polemisiert. Andererseits hat er stets die Wesensverwandtschaft von Poesie und Mathematik betont und in seinem »Monolog« (1798) den immanenten Zauber von Formeln gerühmt: »Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei - Sie machen eine Welt für sich aus - Sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll - eben darum spiegelt sich in ihnen das Verhältnißspiel der Dinge.«

**Oda Schaefer**

Im Hades

Viele kehrten nicht wieder. Ich weiß.
Du auch bliebest am düsteren Ort.
Ach, er gibt das Geheimnis nicht preis,
Nicht das im Munde verdorrende Wort.

Schweigen. Sausen des Windes im Ohr
Flüstert Antwort und schauert und lacht.
Schatten, den ich vergebens beschwor,
Ungewiss stürzest du ab in die Nacht.

Wandte zärtlich zu früh mein Gesicht
Ich nach deinem, Verblassender du?
Auf der Leier verlöscht nun das Licht.
Ferne schon brüllen die Tiere mir zu.

(Ausgewählte Gedichte. Piper Verlag, München 1985; )

*Die heute vollkommen vergessene Dichterin Oda Schaefer (1900-1988) gehörte in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts zu den prominenten Autoren der „Inneren Emigration“, die trotz demonstrativer Distanz zum Nazi-Regime im Land blieben und weiter in den offiziellen Publikationen des „Dritten Reichs“ publizierten. Ihre Neubestimmung des Naturgedichts zielte auf eine Beschwörung der elementaren Energien der Erde und des Wassers. Diese düstere Romantik begreift den Tod als Verwandlung und Durchgangsstadium zur Wiederkehr des Lebendigen.*

*In einer Variation auf die berühmte Orpheus-Sage vom Sänger, der seine geliebte Eurydike aus dem Totenreich ins Leben zurückholen will, hat Oda Schaefer hier die mythische Erzählung neu akzentuiert. Im Zentrum der lyrischen Reflexion steht nicht mehr die Trauer des Sängers um die verlorene Geliebte - nun kreist die poetische Rede um die Beschaffenheit des Totenreichs. Der Hades selbst wird zum Fixpunkt des lyrischen Denkens.*

**Oskar Loerke**

Blauer Abend in Berlin

Der Himmel fließt in steinernen Kanälen;
Denn zu Kanälen steilrecht ausgehauen
Sind alle Straßen, voll vom Himmelblauen.
Und Kuppeln gleichen Bojen, Schlote Pfählen

Im Wasser. Schwarze Essendämpfe schwelen
Und sind wie Wasserpflanzen anzuschauen.
Die Leben, die sich ganz im Grunde stauen,
Beginnen sacht vom Himmel zu erzählen,

Gemengt, entwirrt nach blauen Melodien.
Wie eines Wassers Bodensatz und Tand
Regt sie des Wassers Wille und Verstand

Im Dünen, Kommen, Gehen, Gleiten, Ziehen.
Die Menschen sind wie grober bunter Sand
Im linden Spiel der großen Wellenhand.

**Oskar Loerke**

Die milde Gabe

Soll ich den Meteorfall schelten,
Steigt eine Wolke Müll aus seinem Sturz?
Was mir als Ernst gegolten hat, wird gelten.
Und meine Lust war nicht zu kurz.

Ich habe die wie eine milde Gabe
In ihrer Schüssel fortgestellt.
Ich habe nichts vor mir. Ich habe
Vor mir die ganze Welt.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1958)

*Ein Dichter übt die Kunst der Selbstbehauptung. Oskar Loerke (1884-1941) der in Westpreußen geborene Lyriker und lange sehr einflussreiche Lektor des S. Fischer-Verlags, spricht hier in einem seiner späten Gedichte von der fortdauernden „Geltung“ von Lebensprinzipien. Loerke, der von 1928 bis 1933 als Sekretär der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste fungiert hatte, musste dieses Amt nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten aufgeben. Angesichts des politisch Unabänderlichen, das hier zum kosmischen Ereignis stilisiert („Meteorfall“) stilisiert wird, verweist Loerke auf die Position einer heroischen Innerlichkeit.*

In dieser lyrischen Gleichnisrede werden die Ereignisse der äußeren Wirklichkeit auf Distanz gehalten. Was zählt, ist die Selbstvergewisserung des Subjekts. Loerke selbst verfiel auf die Formel: „Ich hatte mein Erleben heimzuleiten in die Form seiner Existenz durch Sprache.“ In einem pathetischen Paradoxon endet der Text: Das endzeitliche Bewusstsein („Ich habe nichts vor mir“) wird konterkariert durch das Beharren auf Zukunft.

**Oskar Loerke**
Leitspruch

Jedwedes blutgefügte Reich
Sinkt ein, dem Maulwurfshügel gleich.
Jedwedes lichtgeborne Wort
Wirkt durch das Dunkel fort und fort.

1940

aus: Oskar Loerke: *Die Gedichte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1983

*„Das eben ist das Herrliche an der höchsten Dichtung, dass sie keine Sklavin der aktuellen Ereignisse ist, sondern selbst ein aktuelles Ereignis.“ Als der Dichter Oskar Loerke (1884–1941) diese Maxime seiner Arbeit formulierte, hatte er sich als Repräsentant der „naturmagischen Poesie“ bereits etabliert. Er konnte aber nicht ahnen, wie tief aktuelle politische Erschütterungen ans Fundament seiner Dichtung rühren würden.*

Loerke hatte sein Gedicht als „konstituierte Form“ von der Politik freihalten wollen. Aber die Machtergreifung Hitlers zertrümmerte auch die alten Vorstellungen von autonomer Dichtung. Loerke wurde 1933 aus der *Preußischen Akademie der Künste* hinausgeekelt und zog sich zurück, blieb aber Lektor im *S. Fischer Verlag*. Drei Monate vor seinem Tod, im November 1940, verfasste er seinen „Leitspruch“, ein Bekenntnis zur Wirkungsmacht des Geistes gegen die Tyrannei „blutgefügter Reiche“.

**Oskar Loerke**

Nachtmusik

Laub kam von den Bäumen
Meine Schulter betupfen,
Nicht du.
Schaum kam ans Ufer
Und wollte mein Schuhband zupfen,
Nicht du.
Sonne von gestern kam aus den Rosen,
In meinen Augen zu wohnen,
Nicht du.
Sternschnuppen hängen, wehende Schleifen,
Aus der Vergängnis Erntekronen,
Auch du.

(Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1983)

*Ist es noch möglich, in romantischer Manier der „Nachtmusik“ der Natur zu lauschen? Das lyrische Subjekt im Gedicht Oskar Loerkes (1884-1941) suggeriert uns zunächst ein intensives Verschmelzungserlebnis. Das Ich vermischt sich mit den Tönen und Lauten der Natur, die es zu nächtlicher Stunde erreichen. Aber es bleibt ein entscheidender Mangel. Das „Du“, auf das sich die Sehnsucht des Subjekts richtet, bleibt abwesend. Erst gegen Ende des Gedichts, als sich das Gefühl von „Vergängnis“ in die zuvor intensiv erlebte Naturunmittelbarkeit mischt, ist auch das „Du“ wieder präsent.*

Da er als Lektor des S. Fischer Verlags stark beansprucht war, hat Oskar Loerke nur ein schmales lyrisches Oeuvre hinterlassen. Von 1928 bis 1933 fungierte er als Sekretär der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste. Nach dem Triumph der Nationalsozialisten im Januar 1933 musste er dieses Amt aufgeben. Während seine frühen naturmystischen Vorstellungen von einer kosmischen Mensch-Natur-Einheit sprechen, beschrieb Loerke später die Natur als unabhängige, autonome Wirklichkeit.

**Oskar Pastior**

a wird eintreten

a wird eintreten. doch b kann warten. c wird d zu lange
brauchen. e und f dürfen zu i und j. g und h betreffen und
veranlassen k und l. erst kommt m und n vor o, doch r und s
nach p und q. wird t gefolgt haben oder sein? u und v eröffnen
w und x, zu machen y - und z und y machen zu. x und w
eröffnen v- und u-sein - oder „haben gefolgt“. t wird q und p
nach s und r, doch o vor n, und m kommt erst. l und k
veranlassen und betreffen h und g, j und i zu dürfen. f und e
brauchen lange. zu d wird c. warten kann b. doch eintreten
wird a

*Die Dichter sind als sensible Beobachter der Sprachordnung nicht nur heimliche Gesetzgeber der Welt, sondern betreiben gelegentlich auf sehr eigensinnige Weise die Alphabetisierung der Gesellschaft. Der siebenbürgische Wortkünstler und Sprachenregisseur Oskar Pastior (1927-2006) hat versucht, die 26 Buchstaben des Alphabets zu einem Gruppenbild zu versammeln und sie dabei nicht nur aufgrund ihrer Eigenschaften in eine angemessene Reihenfolge zu bringen, sondern auch die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den einzelnen Buchstaben zu klären.*

Pastior selbst hat das Gedicht unter die Mitte der 1980er-Jahre entstandenen „Wörterpalindromblöcke“ gerechnet, die eine spiegelbildliche Struktur mit dem gleichen Wortbestand anstreben und später im Band „Kopfnuss Januskopf“ (1990) versammelt wurden. Als „Hauptperson“, so Pastior, fungiert hier die Syntax. In deren Raster erscheint der Wortbestand wie zufällig, ja auswechselbar.

**Oskar Pastior**

Abrakadabra, nachmals

abrakadabra, nachmals
tartar, nachmals kandahar-
kardan (als das paar am dach
als haarschwamm kam) nachmals spar-
sarg, nachmals makadamma-
dam, nachmals kamtschatka (als
das anagramm banal war)

(Vokalisen & Gimpelstifte. Carl Hanser Verlag, München 1992.)

*„Vom Sichersten ins Tausendste“: Mit dem Titel dieses ersten in seiner Wahlheimat Deutschland veröffentlichten Gedichtbands (von 1969) signalisierte der aus Hermannstadt stammende Dichter und Wortjongleur Oskar Pastior (1927-2006), wohin ihn sein Weg führen würde - nämlich heraus aus den sprachlichen Festlegungen, hinein in die Polysemie, in das turbulente Spiel der Mehrdeutigkeiten. Seither beglückte Pastior seine Leser mit poetischen „Wechselbälgern“, die sich einer „Aufweichung normativen Denkens“ verpflichtet fühlen.*

In einer schönen Miniatur, die um 1990 entstanden ist, huldigt Pastior dem „Abrakadabra“, dem alten Zauberwort, das seit der Spätantike einen magischen Akt der Verwandlung meint. Pastior wendet hier eine seiner Lieblingskünste an: das Anagramm, also die systematische Vertauschung und Neugruppierung von Buchstaben eines bestimmten Wortes. Daraus ergibt sich hier ein kleiner Ballungsraum von Substantiven, die einen Überschuss am Vokal „a“ aufweisen.

**Oskar Pastior**

dass das nicht so nur anders war als

dass das nicht so nur anders war als
das was anders nicht nur so als an-
deres nicht anders war (wo anderswo
nichts anderes war als was nicht an-
ders anders sondern anderswo nicht
anderswo nur war) war etwas anderes
als das und dies - doch ganz so an-
ders war es nicht was daran anders
war: es war nur so dass nicht was an-
deres irgendwo bloß anders war als
anderswie; und alles andere war soso

(In: Vokalisen & Gimpelstifte. Carl Hanser Verlag, München 1992)

*Oskar Pastior (1927-2006) war „einer der letzten großen Schamanen der experimentellen Literatur". Geboren wurde er im rumänischen Hermannstadt, im vielsprachigen Transsylvanien, als Angehöriger der deutschen Minderheit.*
*Sein Deportationsschicksal in die Sowjetunion (1945-1949) ist in Herta Müllers „Atemschaukel" verarbeitet. 1968 floh Pastior in den Westen und lebte als freier Schriftsteller und Übersetzer in Berlin.*

Pastior vertritt eine Dichtung, der es um reine Wortartistik geht, wobei die Grenzen zum Nonsens fließend sind. Beeinflusst hat ihn die Lautpoesie der Dadaisten. Witzig und melancholisch spielt er das Alphabet der Poesie durch, mit Anagrammen, Palindromen, Homofonen und Akronymen. Er befreit Worte und Laute aus Sinnzusammenhängen, um ihren Klang zu offenbaren. Das vorliegende Gedicht ist eine Variation auf das Wort „anders" (und ist auch ganz anders als andere Gedichte) - pure Sprache, absurdes Spiel.

**Oskar Pastior**
grübchen

reib dich am hymen - eisbeutel!
andre musen sich am riesen reimen
bist gemüse du, reisig, oder was weiß man
limes - drüsen die dich mühsam beißen
schäumen brosam - du musst reis essen
oder am trüben schi-menschen freisen mimen:
treib es bauch und bleich am leibesschema
wenn du muskat reibst an kiemen
blei dich am rübenmeister, kühler
schmeiß grübchen und
wenn du verreisen musst
reib dich am hymen!

*Mit den poetischen Verzauberungsstrategien, die Oskar Pastior (1927-2006), der siebenbürgische Sprachenregisseur und Wortkünstler, im Lauf seines Dichterlebens erdacht und erprobt hat, kann man ohne Weiteres eine komplette Formengeschichte des modernen Gedichts schreiben. Seine Biografie schien dieser 1927 in Hermannstadt geborene Mann aus Wörtern in eine eigene poetische Grammatik aus Sprach- und Form-Erfindungen transformiert zu haben.*

Pastiors Domäne ist in diesem erstmals 1987 publizierten Gedicht die anagrammatische Vertauschung von Redensarten und imperativischen Gesten. Was als fast obszöner Imperativ beginnt, landet rasch auf dem Terrain des Heiter-Burlesken: „Andere müssen sich am Riemen reißen“ mutiert zu „andre musen sich am riesen reimen“ - und aus virtuoser Spracherforschung erwächst neuer poetischer Stoff.

**Oskar Pastior**

Mit Tuten und mit Sausen

Mit Tuten und mit Sausen ist Tinnitus am Rhein. Es ist kein
Karneval, er ist kein Overall, er ist nur ein lindgrüner Ohrwurm
– mit Feyerschall!… man hört so viel vom Rhein. Mein Vater
der ein Fuchsschwanz war, meine Mutter die ein Wollfisch war,
der Bahnhof der ein Mäusekönig war – und ich versteh bloß
Tinnitus: Ja vom Hörensagen ist Tinnitus ein Spargel-Hya-
zinth. Sein Hammer der ein Amboss war. Sein Amboss der ein
Jammer war, sein Bügel der ein Steiger war – Hunnenlatein. Es
muss die Klammer im nachhinein um seinen Jambus gewesen
sein… Die Blasen steigen, tandaradei. Tinnitus tutet und saust:
Schule geschwänzt! Schule geschwänzt!

1986

aus: Oskar Pastior: *Lesungen mit Tinnitus. Gedichte 1980–1985*, Carl Hanser Verlag. München-Wien 1986

*Das Sprachenreservoir, aus dem der 1927 im rumänischen Hermannstadt (Siebenbürgen) geborene Sprachmagier Oskar Pastior seine akrobatischen Wort- und Klang-Figuren schöpft, entstammt – so der Dichter selbst – einem „krimgotischen Fächer“: Dieser umfasst die siebenbürgisch-sächsische Mundart seiner Großeltern, Reste von Schullatein und „Pharma-Griechisch“, ein im sowjetischen Arbeitslager zwischen 1944 und 1949 erworbenes Basis-Russisch, das Gassen-Rumänisch und -Ungarisch, und nicht zuletzt universitäre Rudimente von Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch, Englisch und Französisch.*

Der 1986 erschienene Gedichtband *Lesungen mit Tinnitus* bedeutete den literarischen Durchbruch für den poetischen Alchemisten Pastior. Mit Hilfe einer tollkühn verwirbelten Wortkombinatorik und systematischen Operationen am „Erkenntnisleib der Sprache“ versucht der Autor jenen „paradiesischen Zustand“ der Sprache zu erreichen, den er auch in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen von 1994 als Utopie anvisiert. Dort lautet die Geheimformel seiner Spracharbeit: „Subversion durch Zusatzregeln“.

**Oskar Pastior**

rechnung von heute

mit zehn war ich zehn
mit zwanzig rund dreißig
mit dreißig kaum zwanzig

vierzig waren vierzig aber nicht jahre
fünfzig waren sechzig minus zehn
sechzig waren fünfzig plus zehn

als meine mutter geboren wurde war mein vater neun
als meine mutter vierzig war war ich die hälfte

als ich starb war ich über sechzig
als ich über sechzig war war mein vater über dreißig

und meine mutter über drei

als ich rechnen konnte war ich unter zehn
als ich unter zehn war wurde ich geboren

(Das Hören des Genitivs. Carl Hanser Verlag, München 1997)

*Obwohl sich der Sprachartist und poetische Wortschöpfer Oskar Pastior (1927-2006) den mathematischen Literaturprinzipien der internationalen Literaturgruppe „Oulipo“ (= „L' Ouvroir de Littérature Potentielle“) verschrieben hatte, hat er innerhalb seines poetischen Werks die mathematische Logik stets systematisch ausgehebelt. Besonders in einem anrührenden Lebenslauf-Poem, das aus den neunziger Jahren stammt, hat er eine verwirrende „Rechnung“ aufgemacht.*

Die hübsche Parodie auf die berühmten Lebenslauf-Gedichte der deutschen Literaturgeschichte (zum Beispiel auf H.C. Artmanns „mit einem jahr ein kind“; vgl. Lyrikkalender v. 17.1.2006) bedient sich kauziger Tautologien und heiterer Abweichungen von einer numerischen Logik. Sein Leben hat Oskar Pastior hier nicht als ein einziges Kontinuum mit stetigem Erfahrungszuwachs oder fortlaufender Vervollkommnung beschrieben, sondern als Kunst der (auch numerischen) Überraschung.

**Oskar Pastior**
schiwwer

wenn ich einmal groß bin
werd ich mich heiraten und
dann wird nichts mehr weh tun

weil ich aber klein bin und
noch ein wenig kniefrei sein will
hab ich mich gleich nicht mehr gern

ich will aber bestimmt mich
gleich heiraten wenn ich groß
gewesen bin und lieb gehabt hab

und mich bestimmt nicht fürchten
auch wenn ich kniefrei bin
und es nur ein wenig weh tut

denn dann bin ich ja bald so groß
und fast ohne knie und
geh auch nur ein wenig heiraten

(Oskar Pastior, Lesungen mit Tinnitus. Carl Hanser Verlag, München 1986.)

*Wenn die dem Dunklen und Grüblerischen zugeneigte Sprache der deutschen Nachkriegslyrik nach einer Person gesucht hätte, die sie aus dem Dilemma ständiger Selbstreflexion wieder hinausführt, sie hätte in Oskar Pastior (1927-2006) ihren Meister gefunden. Die gleichermaßen traditionsbewussten wie experimentellen Sprachspiele des siebenbürgischen Dichters suchen die Rückseite unseres von Vernunft und Logik dominierten Sprechens auf. Im Klang finden die Wörter bei Pastior zu sich selbst.*

Dass die Frage von Groß oder Klein besonders für die Kleinen ein ernstes Thema darstellt, liegt in der Natur der Sache. Jedes Kind träumt ja davon, bald groß zu sein. Spielerisch nimmt der Dichter hier dieses Motiv - ein Sehnsuchtsmotiv - auf und wendet es um und um, indem er die rührende Unentschlossenheit seines Ich simuliert. Bis in die Wortstellung hinein wird hier Kindersprache nachempfunden: Lesen wir dieses Gedicht also als Aufforderung zum Spiel, das immer neu beginnen kann.

**Otto Heinrich Kühner**

Der Azteke

Ein etwa zwanzigjähriger Azteke
Kam neulich in eine Apotheke
Und verlangte zehn Schachteln Veronal.
Der Apotheker fand das höchst anomal,
Denn nach dem Wissen, das er erworben,
Waren die Azteken bereits ausgestorben.

Er gab auch deshalb aus seiner Sicht
Dem Azteken das Gewünschte nicht.

(Pummerer und andere skurrile Verse. Piper Verlag, München 1968 )

*Als unermüdlicher Lieferant von lyrischen Eulenspiegeleien und „verblümten Halbwahrheiten“ für Tages- und Wochenzeitungen hat der Schriftsteller Otto Heinrich Kühner (1921-1996) in den 1960er Jahren ein eigenes Genre begründet: das grotesk-humoristische Gedicht, das aus der Verknüpfung unwahrscheinlicher Begebenheiten oder lebensweltlicher Absonderlichkeiten seine skurrilen Effekte gewinnt.*

Zwar kannten bereits die Azteken des Mittelalters magische Drogen-Kulte und stimulierende Rauschmittel, aber nach dem barbarischen Völkermord durch die Spanier Mitte des 16. Jahrhunderts wird es kein Azteke mehr geschafft haben, um 1960 in einer Apotheke westeuropäischen Zuschnitts zu landen. Verständlich also in diesem Gedicht die Reaktion des Apothekers. Obwohl er solche kleinen Heiterkeits-Kunstwerke in großer Zahl verfasste, ist Otto Heinrich Kühner heute vollkommen vergessen.

**Otto Julius Bierbaum**

Hans und Grethe

Hans und Grethe, Grethe und Hans;
Ueberall derselbe Tanz;
Immerfort derselbe Kreis,
Von Adam her im Paradeis
Zielt alles auf denselben Strich:
Das Ding ist unabänderlich.

*Er war auf „sangbare Lieder“ und die eher leichte Muse spezialisiert, die er aus den unterschiedlichsten Stilformen und Traditionen destillierte: Otto Julius Bierbaum (1865-1910), ein Genießer und Aktivist der literarischen Bohème in München und Berlin, bevorzugte die galanten und locker-tänzelnden Reimformen. Auch sentimental-humoristische Chansons gehörten zu seinem breiten Repertoire.*
*Kurz bevor die literarische Welt der Jahrhundertwende um 1900 vom Wirbel der expressionistischen und futuristischen Revolutionen erfasst wurde, lieferte Bierbaum noch einige poetische Evergreens.*

In vielen Volksliedern und Märchen repräsentieren Hans und Grethe (oder wahlweise „Hänsel und Gretel“) ein unverbrüchlich verbundenes Geschwister- oder Liebespaar, das sich in der Welt gegen allerlei Böses bewähren muss. In seinem Roman von den „Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer“ (1896) interpretiert Bierbaum die Geschichte von Hans und Grethe als ewiges Exempel von den Verlockungen der Liebe.

**Otto Julius Bierbaum**

Müde

Ich schließ die Thüre hinter mir,
Will ohne Gäste sein;
Ich hab mich selbst verlassen,
Drum bin ich so allein.

Ich mache alle Läden zu,
Was soll mir Tag und Licht.
Das Feuer ist verglommen,
Die Sonne brauch ich nicht.

Ich fühle gar kein Leben mehr;
die Liebe ist vorbei.
Ich kann nicht einmal weinen,
Aus mir ringt sich kein Schrei.

Ich habe keinen Gott und Freund
Und bin so sinnenleer,
Daß, wenn das Glück jetzt käme,
Ich fühlte es nicht mehr.

Ich schließ die Thüre hinter mir,
Bin nur für den zu Haus,
Von dem es heißt, er fächelt
Das letzte Flämmchen aus.

*Als Mitbegründer des politischen Kabaretts in Deutschland träumte der Berliner Bohème-Literat Otto Julius Bierbaum (1865-1910) von einer „Renaissance aller Künste und des ganzen Lebens vom Tingeltangel her“. Bereits vor dem neuen Kabarett-Boom hatte er 1897 in seinem Roman „Stulpe“ eine unbescheidene Vision formuliert: „Wir werden diese alberne Welt umschmeißen! Das Unanständige werden wir zum einzig Anständigen krönen!“ Mit schnoddrigen und melancholisch-balladesken Versen eroberte Bierbaum das Publikum. Sein Gedichtband „Der Irrgarten der Liebe“ (1901) wurde zum erfolgreichsten Gedichtbuch der Jahrhundertwende.*

Bei der Konstruktion solcher lyrischen Ohrwürmer liegt die Versuchung nahe, sich bereitwillig einem sich verselbständigenden „Reimkarussell“ - so ein Gedichttitel Bierbaums - zu überlassen. Die Nähe dieser chansonhaften Gedichte zum leichtfüßigen Schlager ist unübersehbar. Thomas Mann glaubte an die historische Langlebigkeit dieser „sangbaren Lieder“. Ein Irrtum: Der lyrische Popstar der vorletzten Jahrhundertwende ist heute *vergessen.*

**Paul Celan**

Abzählreime

Ich bin groß, du bist das Küken,
Hihihimmel, sollst dich bücken,
Muss mir meine Schputnicks pflücken.

Erst der gelbe,
Dann derselbe,
Dann der schwarze
Mit der Warze.
Außerdem frisst uns die Katze.

Außerdem und Innerdem,
Polikarp und Polyphem,
Russruss, Landam, Erika
Und der ganze Laden da –
Wozu – Weil – Jaweilwozu
Hättenhätten wirdennruh.

1964

aus: Paul Celan: *Die Gedichte aus dem Nachlass*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997

*Von Paul Celan (1920–1970), dem sprachempfindlichsten Dichter des 20. Jahrhunderts, kennt man fast nur Gedichte, in die sich das Menschheitsverbrechen des Holocaust in der einen oder anderen Weise eingeschrieben hat. In seinem Nachlass finden sich aber auch lockere, buchstaben-balancierende, sprachspielerische Verse, die aus Lust am Gleichklang und an heiterer Wortkombinatorik entstanden sind.*

Mit diesem Gedicht hatte Celan 1964 auf die Einladung zur Mitwirkung an der von Günter Bruno Fuchs herausgegebenen Anthologie *Die Meisengeige – Zeitgenössische Nonsensgedichte* reagiert. Es ist verblüffend zu sehen, wie Celan hier Techniken anwendet vor allem die assoziative und anagrammatische Sprachmotorik –, die Oskar Pastior, sein rumäniendeutscher Dichterkollege aus Siebenbürgen, zwanzig Jahre später zur Vollkommenheit entwickelt hat.

**Paul Celan**

Du liegst

Du liegst im großen Gelausche,
umbuscht, umflockt.

Geh du zur Spree, geh zur Havel,
geh zu den Fleischerhaken,
zu den roten Äppelstaken
aus Schweden –

Es kommt der Tisch mit den Gaben,
er biegt um ein Eden –
Der Mann ward zum Sieb, die Frau
musste schwimmen, die Sau,
für sich, für keinen, für jeden –

Der Landwehrkanal wird nicht rauschen
Nichts
        stockt.

1967

aus: Paul Celan: *Gesammelte Werke Bd. 2,* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1933

*Bei einem zweiwöchigen Aufenthalt in Berlin im Dezember 1967 verfasste Paul Celan (1920–1970) vier Gedichte, von denen „Du liegst“ (ursprünglich „Wintergedicht“) eine intensive Wirkungsgeschichte ausgelöst hat. Während seines Besuchs unternahm Celan mit dem Literaturwissenschaftler Peter Szondi (1929–1971) Spaziergänge durch die verschneite Stadt. Szondi zeigte ihm dabei das Appartementhaus „Eden“, in dem Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg im Januar 1919 die letzten Stunden vor ihrer Ermordung verbracht hatten.*

In seiner unvollendeten Studie „Eden“, die er kurz vor seinem Freitod begann, bezeichnet Szondi den Namen des Hotels als „bitteren Wortkern des Gedichts“. Tatsächlich entwickelt dieses Gedicht eine Topographie des Terrors. Signalwörter wie „Landwehrkanal“ verweisen auf den Fundort der Leichen von Liebknecht und Luxemburg, die Vokabel „Fleischerhaken“ evoziert die Haken in der von den Nationalsozialisten exzessiv genutzten Hinrichtungsstätte Berlin-Plötzensee.

**Paul Celan**
Eis, Eden

Es ist ein Land Verloren,
da wächst ein Mond im Ried,
und das mit uns erfroren,
es glüht umher und sieht.

Es sieht, denn es hat Augen,
die helle Erden sind.
Die Nacht, die Nacht, die Laugen.
Es sieht, das Augenkind.

Es sieht, es sieht, wir sehen,
ich sehe dich, du siehst.
Das Eis wird auferstehen,
eh sich die Stunde schließt.

(Gesammelte Werke in fünf Bänden, 1. Bd. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1986)

*„Es geht mir nicht um Wohllaut, sondern um Wahrheit“, hat Paul Celan (1920-1970) einmal gesagt, als er sich gegen eine banalisierende Lesart seiner „Todesfuge“ zur Wehr setzte. Man findet in seinem einzigartigen Werk, das in seiner Vergegenwärtigung des Holocaust durch „die tausend Finsternisse todbringender Rede“ hindurch gegangen ist, nicht viele Gedichte, die wie „Eis, Eden“ aus dem Band „Die Niemandsrose“ (1963) eine liedhafte Form bevorzugen:*

Der biblische Paradiesgarten Eden ist für Celan - nicht nur in diesem Gedicht - ein „Land Verloren“. Die Celan-Rezeption hat dieses Lied, in dem die Metaphorik der Kälte mit biblischen Topoi der Verheißung („Eden“, „auferstehen“) zusammenprallt, als Gegenrede zu den Hoffnungszeichen christlicher Legenden gelesen: das Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen“ wird ebenso mit dunklen Tönen unterlegt wie das gängige Bild einer „Auferstehung“. Was aber „hell“ aufstrahlt, ist die Vorstellung einer Begegnung und die Emphase des „Sehens“, repräsentiert durch das „Augenkind“.

**Paul Celan**

Großes Geburtstagsblaublau mit Reimzeug und Assonanz

In der R-Mitage,
da hängt ein blauer Page,
Da hängt er, im Lasso:
er stammt von Picasso.
Wer hängt ihn ab?
Das Papperlapapp.
Wo tut es ihn hin?
Nach Neuruppin.
In den Kuchen.
Da könnt ihr ihn suchen.
Da könnt ihr ihn finden,
bei den Korinthen
aus der époque bleue,
links von der Kö,
rechts von der Düssel,
in einer blauen Schüssel.
Er hockt auf der Kante
Und schwört aufs Blümerante.

(Die Gedichte aus dem Nachlass. Hrsg. von B. Badiou, J. C. Rambach u. B. Wiedemann; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1997)

*Im Nachlass des Dichters Paul Celan (1920-1970) finden sich zahlreiche Gedichte, die von der inständigen Benennung des jüdischen Schicksals weit entfernt sind und stattdessen ein heiteres Spiel mit Reimen, Gleichklängen und sprachakrobatisch motivierten Assoziationen betreiben. Die Veröffentlichung dieser Texte in der Tradition der Nonsense-Poesie wollte Celan ursprünglich verhindern. Seine Ambivalenz im Umgang mit dem eigenen Werk zeigt der Umstand, dass er einige dieser Lautgedichte in einer Anthologie erscheinen ließ - in Günter Bruno Fuchs 1964 erschienener Nonsensverse-Sammlung „Die Meisengeige“.*

Celan hat hier scheinbar leichthändig ein Gedicht über die Farbe Blau geschrieben. Eine Farbe, die als Modefarbe auch in der modernen Kunst Einzug hielt („Picasso“) und dort bald Verdruss hervorrief. So ist das Bekenntnis zum „Blümeranten“ am Ende eine doppeldeutige Angelegenheit: Denn „blümerant“, abgeleitet vom französischen „bleu mourant“, meint ursprünglich „blassblau“ - in volksetymologischer Umdeutung verweist „blümerant“ („mir ist blümerant zumute“) auf eine elende Gemütsverfassung.

**Paul Celan**
Selbdritt, Selbviert

Krauseminze, Minze, krause,
vor dem Haus hier, vor dem Hause.

Diese Stunde, deine Stunde,
ihr Gespräch mit meinem Munde.

Mit dem Mund, mit seinem Schweigen,
mit den Worten, die sich weigern.

Mit den Weiten, mit den Engen,
mit den nahen Untergängen

Mit mir einem, mit uns dreien,
halb gebunden, halb im Freien.

Krauseminze, Minze, krause,
vor dem Haus hier, vor dem Hause.

(Die Gedichte aus dem Nachlass. Hrsg. von B. Badiou, J.C. Rambach u. B. Wiedemann; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1997)

*Das im Mai 1960 entstandene Gedicht ist das lyrische Dokument der Freundschaft zwischen zwei jüdischen Dichtern, die „ein Meridian des Schmerzes und des Trostes“ verband: Paul Celan (1920-1970) und Nelly Sachs (1891-1970). In einem Briefwechsel hatten sich die zwei wahlverwandten Dichterseelen drei Jahre lang einander angenähert, bis sie nach einem Treffen in Zürich beschlossen, miteinander „auf geheimen Sternenstraßen“ zu wandeln.*

Am 25. Mai 1960 wartet Paul Celan „selbdritt“, nämlich gemeinsam mit seiner Frau Gisèle und seinem Sohn Eric, auf die Ankunft von Nelly Sachs am Flughafen Zürich. Kurz zuvor schrieb er das Gedicht, das auf ein rumänisches Volkslied zurückgeht und mit den Konnotationen der botanischen Bezeichnung „Krauseminze“ spielt. Im Ton eines Kinderlieds spricht das Ich von der engen Verbundenheit mit einem Du, mit dem man durch „Weiten“ und „Engen“ und „Untergänge“ hindurchgeht.

**Paul Celan**

Todesfuge

Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends
wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts
wir trinken und trinken
wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar Margarete
er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne er pfeift seine Rüden herbei
er pfeift seine Juden hervor lässt schaufeln ein Grab in der Erde
er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends
wir trinken und trinken
Ein Mann wohnt im Haus und spielt mit den Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar Margarete
Dein aschenes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet und spielt
er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingts seine Augen sind blau
stecht tiefer ihr einen ihr andern spielt weiter zum Tanz auf

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends
wir trinken und trinken
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen

Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus Deutschland
er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch in die Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus Deutschland
wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken
der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
er hetzt sein Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der Luft
er spielt mit den Schlangen und träumet der Tod ist ein Meister aus Deutschland

dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith

**Paul Fleming**

An Sich

Sey dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverlohren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh' höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir/und acht es für kein Leid/
hat sich gleich wieder dich Glück'/Ort/und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt/halt alles für erkohren.
Nim dein Verhängniß an. Laß' alles unbereut.
Thu/was gethan muß seyn/und eh man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kanst/das wird noch stets gebohren.

Was klagt/was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein ieder selbst. Schau alle Sachen an.
Diß alles ist in dir/laß deinen eiteln Wahn/
Und eh du förder gehst/so geh' in dich zu rücke.
Wer sein selbst Meister ist/und sich beherrschen kan/
dem ist die weite Welt und alles unterthan.

**Paul Gerhardt**

Abendlied

1.
Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt’ und Felder,
es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
auf, auf, ihr sollt beginnen,
was eurem Schöpfer wohlgefällt.

2.
Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
die Nacht, des Tages Feind.
Fahr’ hin, ein andre Sonne,
mein Jesus, meine Wonne,
gar hell in meinem Herzen scheint.

3.
Der Tag ist nun vergangen,
die güldnen Sterne prangen
am blauen Himmelssaal.
Also werd’ ich auch stehen,
wenn mich wird heißen gehen
mein Gott aus diesem Jammertal.

4.
Der Leib eilt nun zur Ruhe,
legt ab das Kleid und Schuhe,
das Bild der Sterblichkeit.
Die zieh’ ich aus, dagegen
wird Christus mir anlegen
den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

5.
Das Haupt, die Füß’ und Hände
sind froh, dass nun zum Ende
die Arbeit kommen sei.
Herz, freu dich, du sollst werden
vom Elend dieser Erden
und von der Sünden Arbeit frei.

6.
Nun geht, ihr matten Glieder,
geht hin und legt euch nieder,
der Betten ihr begehrt.
Es kommen Stund’ und Zeiten,
da man euch wird bereiten
zur Ruh’ ein Bettlein in der Erd.

7.
Mein Augen stehn verdrossen,
im Nu sind sie geschlossen.
Wo bleibt dann Leib und Seel?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
sei gut für allen Schaden,
du Aug’ und Wächter Israel.

8.
Breit aus die Flügel beide,
o Jesu, meine Freude,
und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
so lass die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

9.
Auch euch, ihr meine Lieben,
soll heute nicht betrüben
kein Unfall noch Gefahr.
Gott laß’ euch selig schlafen,
stell’ euch die güldnen Waffen
ums Bett und seiner Engel Schar.

**Paul Gerhardt**

Befiehl du deine Wege

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden,
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren musst du trauen,
Wenn dir’s soll wohlergehn;
Auf sein Werk musst du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Lässt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muss erbeten sein.

Dein’ ew’ge Treu’ und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rat gefällt.

Weg’ hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir’s nicht;
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht,
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein’ Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst tun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurückegehn;
Was er sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muss doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,

Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn’ der schönsten Freud’.

Auf, auf, gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Lass fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl.

Ihn, ihn lass tun und walten,
Er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
Dass du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rat
Die Sach’ hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn
Und tun an seinem Teile,
Als hätt’ in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollt’st du für und für
In Angst und Nöten schweben,
Frag’ er doch nichts nach dir.

Wird’s aber sich befinden,
Dass du ihm treu verbleibst
So wird er dich entbinden,
Da du’s am mind’sten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron’.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End’, o Herr, mach Ende
An aller unsrer Not,
Stärk unsre Füß’ und Hände
Und lass bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu’ empfohlen sein,
So gehen unsre Wege
Gewiss zum Himmel ein.

**Paul Gerhardt**

Fröhlich soll mein Herze springen

Fröhlich soll mein Herze springen
dieser Zeit,
da vor Freud
alle Engel singen.
Hört, hört, wie mit vollen Chören
alle Luft
jauchzt und ruft:
Christus ist geboren!

Heute geht aus seiner Kammer
Gottes Held,
der die Welt
reißt aus allem Jammer.
Gott wird Mensch dir, Mensch, zu gute;
Gottes Kind
das verbindt
sich mit unserm Blute.

Sollt uns Gott nun können hassen,
der uns gibt,
was er liebt
über alle Maßen?
Gott gibt, unserm Leid zu wehren,
seinen Sohn
aus dem Thron
seiner Macht und Ehren.

Seht, er liegt in seiner Krippen,
ruft zu sich
mich und dich,
spricht mit süßen Lippen:
lasset fahren, liebe Brüder,
was euch quält,
was euch fehlt;
ich bring alles wieder.

Ei so kommt und lasst uns laufen;
stellt euch ein,
groß und klein,
kommt mit großen Haufen!
Liebt den, der vor Liebe brennet,
schaut den Stern,
der uns gern
Licht und Labsal gönnet.

Die ihr schwebt in großem Leiden,
sehet, hier
ist die Tür

zu den wahren Freuden.
Fasst ihn wohl, er wird euch führen
an den Ort,
da hinfort
euch kein Kreuz wird rühren.

Wer sich findt beschwert im Herzen,
wer empfindt
seine Sünd
und Gewissensschmerzen,
sei getrost, hier wird gefunden,
der in Eil
machet heil
auch die tiefsten Wunden.

Die ihr arm seid und elende,
kommt herbei,
füllet frei
eures Glaubens Hände.
Hier sind alle guten Gaben
und das Gold,
da ihr sollt
euer Herz mit laben.

Süßes Heil, lass dich umfangen,
lass mich dir,
meine Zier,
unverrückt anhangen.
Du bist meines Lebens Leben;
nun kann ich
mich durch dich
wohl zufrieden geben.

Ich will dich mit Fleiß bewahren;
ich will dir
leben hier
und mit dir heimfahren.
Mit dir will ich endlich schweben
voller Freud
ohne Zeit
dort im andern Leben.

**Paul Gerhardt**

Ich singe dir mit Herz und Mund

Ich singe dir mit Herz und Mund,
Herr, meines Herzens Lust;
ich sing und mach auf Erden kund,
was mir von dir bewusst.

Ich weiß, dass du der Brunn der Gnad
und ewge Quelle bist,
daraus uns allen früh und spat
viel Heil und Gutes fließt.

Was sind wir doch? Was haben wir
auf dieser ganzen Erd,
das uns, o Vater, nicht von dir
allein gegeben werd?

Du nährest uns von Jahr zu Jahr,
bleibst immer fromm und treu
und stehst uns, wenn wir in Gefahr
geraten, treulich bei.

Du strafst uns Sünder mit Geduld
und schlägst nicht allzusehr;
ja, endlich nimmst du unsre Schuld
und wirfst sie in das Meer.

Du zählst, wie oft ein Christe wein
und was sein Kummer sei;
kein Zähr- und Tränlein ist so klein,
du hebst und legst es bei.

Du füllst des Lebens Mangel aus
mit dem, was ewig steht,
und führst uns in des Himmels Haus,
wenn uns die Erd entgeht.

Wohlauf, mein Herze, sing und spring
und habe guten Mut!
Dein Gott, der Ursprung aller Ding,
ist selbst und bleibt dein Gut.

Er ist dein Schatz, dein Erb und Teil,
dein Glanz und Freudenlicht,
dein Schirm und Schild, dein Hilf und Heil,
schafft Rat und lässt dich nicht.

Was kränkst du dich in deinem Sinn
und grämst dich Tag und Nacht?
Nimm deine Sorg und wirf sie hin
auf den, der dich gemacht.

Hat er dich nicht von Jugend auf
versorget und ernährt?
Wie manchen schweren Unglückslauf
hat er zurückgekehrt?

Er hat noch niemals was versehn
in seinem Regiment;
Nein, was er tut und lässt geschehn,
das nimmt ein gutes End.

Ei nun, so lass ihn ferner tun
und red ihm nicht darein,
so wirst du hier in Frieden ruhn
und ewig fröhlich sein.

**Paul Gerhardt**
Nun ruhen alle Wälder

*1648 Text: Psalm 139: 11*
*Komponist: Heinrich Isaak, c. 1490*
*Melodie: O Welt, ich muss dich lassen*

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt!

Wo bist, du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin! Ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal;
So, so werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammertal.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;
Die zieh' ich aus, dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Häupt, die Füß und Hände
Sind froh, dass nun zu Ende
Die Arbeit kommen sei;
Herz, freu dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei.

Nun geht ihr matten Glieder,
Geht hin und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt;
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man Euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

Mein Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen,

Wo bleibt denn Leib und Seel?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug und Wächter Israel!

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So lass die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein!

Auch euch, ihr mein Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall nicht Gefahr.
Gott lass' euch ruhig schlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Helden Schar.

**Paul Gerhardt**

O Haupt voll Blut und Wunden

O Haupt voll Blut und Wunden,
voll Schmerz und voller Hohn,
o Haupt, zum Spott gebunden
mit einer Dornenkron,
o Haupt, sonst schön gekrönet
mit höchster Ehr und Zier,
jetzt aber höchst verhöhnet,
gegrüßet seist du mir!

O edles Angesichte,
davor das Reich der Welt
erschrickt und wird zu nichte,
wie bist du so entstellt,
wie bist du so erbleichet!
Wer hat dein Augenlicht,
dem sonst kein Licht mehr gleichet,
so schmachvoll zugericht't?

Die Farbe deiner Wangen,
der roten Lippen Pracht
ist hin und ganz vergangen;
des blassen Todes Macht
hat alles hingenommen,
hat alles hingerafft,
und daher bist du kommen
von deines Leibes Pracht.

Nun, was du, Herr, erduldet,
ist alles meine Last,
ich hab es selbst verschuldet,
was du getragen hast.
Schau her, hier steh ich Armer,
der Zorn verdienet hat;
gib mir, o mein Erbarmer,
den Anblick deiner Gnad.

Erkenne mich, mein Hüter,
mein Hirte, nimm mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
ist mir viel Guts getan;
dein Mund hat mich begabet
mit wunderbarem Trost,
dein Geist hat mich gelabet
mit reicher Himmelskost.

Ich will hier bei dir stehen,
verachte mich doch nicht;
von dir will ich nicht gehen,

wenn dir dein Herze bricht;
wenn dein Haupt wird erblassen
im letzten Todesstoß,
alsdann will ich dich fassen
in meinen Arm und Schoß.

Es dient zu meinen Freuden
und kommt mir herzlich wohl,
wenn ich in deinem Leiden,
mein Heil, mich finden soll.
Ach möcht ich, o mein Leben,
an deinem Kreuze hier
mein Leben von mir geben,
wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
o Jesus, liebster Freund,
für deines Todes Schmerzen,
da dus so gut gemeint.
Ach gib, dass ich mich halte
zu dir und deiner Treu,
und wenn ich einst erkalte,
in dir mein Ende sei.

Wenn ich einmal soll scheiden,
so scheide nicht von mir;
wenn ich den Tod soll leiden,
so tritt du dann herfür;
wenn mir am allerbängsten
wird um das Herze sein,
so reiß mich aus den Ängsten
kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
zum Trost in meinem Tod
und lass mich sehn dein Bilde
in deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
fest an mein Herz dich drücken:
wer so stirbt, der stirbt wohl.

**Paul Gerhardt**

Passionslied

1.
Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld
Der Welt und ihrer Kinder;
Es geht und träget in Geduld
Die Sünden aller Sünder.
Es geht dahin, wird matt und krank,
Ergibt sich auf die Würgebank,
Verzeiht sich aller Freuden.
Es nimmet an Schmach, Hohn und Spott,
Angst, Wunden, Striemen, Kreuz und Tod,
Und spricht: «Ich will’s gern leiden.»

2.
Das Lämmlein ist der große Freund
Und Heiland meiner Seelen;
Den, den hat GOtt zum Sündenfeind
Und Söhner wollen wählen.
«Geh hin, mein Kind, und nimm dich an
Der Kinder, die ich ausgetan
Zur Straf und Zornesruten.
Die Straf ist schwer, der Zorn ist groß:
Du kannst und sollst sie machen los
Durch Sterben und durch Bluten.»

3.
«Ja, Vater, ja von Herzengrund,
Leg auf, ich will dir’s tragen;
Mein Wollen hängt an deinem Mund,
Mein Würken ist dein Sagen.»
O Wunderlieb! O Liebesmacht!
Du kannst, was nie kein Mensch gedacht,
GOTT seinen Sohn abzwingen.
O Liebe, Liebe, du bist stark:
Du streckest den ins Grab und Sarg,
Vor dem die Felsen springen.

4.
Du marterst ihn am Kreuzesstamm
Mit Nägeln und mit Spießen;
Du schlachtest ihn als wie ein Lamm,
Machst Herz und Adern fließen;
Das Herze mit der Seufzer Kraft,
Die Adern mit dem edlen Saft
Des purpurroten Blutes.
O süßes Lamm, was soll ich dir
Erweisen dafür, dass du mir
Erzeigest so viel Gutes?

5.
Mein Lebetage will ich dich
Aus meinem Sinn nicht lassen;
Dich will ich stets, gleich wie du mich,
Mit Liebesarmen fassen.
Du sollt sein meines Herzens Licht,
Und wann mein Herz in Stücken bricht,
Sollt du mein Herze bleiben.
Ich will mich dir, mein höchster Ruhm,
Hiermit zu deinem Eigentum
Beständiglich verschreiben.

6.
Ich will von deiner Lieblichkeit
Bei Nacht und Tage singen,
Mich selbst auch dir zu aller Zeit
Zum Freudenopfer bringen.
Mein Bach des Lebens soll sich dir
Und deinem Namen für und für
In Dankbarkeit ergießen;
Und was du mir zugut getan,
Das will ich stets, so tief ich kann,
In mein Gedächtnis schließen.

7.
Erweitre dich, mein Herzenschrein,
Du sollt ein Schatzhaus werden
Der Schätze, die viel größer sein
Als Himmel, Meer und Erden.
Weg mit dem Gold Arabia,
Weg Kalmus, Myrrhen, Cassia:
Ich hab ein Bessers funden:
Mein großer Schatz, HErr JEsu Christ,
Ist dieses, was geflossen ist
Aus deines Leibes Wunden.

8.
Das soll und will ich mir zu Nutz
Zu allen Zeiten machen;
Im Streite soll es sein mein Schutz,
In Traurigkeit mein Lachen,
In Fröhlichkeit mein Saitenspiel;
Und wann mir nichts mehr schmecken will,
Soll mich dies Manna speisen.
Im Durst soll’s sein mein Wasserquell,
In Einsamkeit mein Sprachgesell
Zu Haus und auch auf Reisen.

9.
Was schadet mir des Todes Gift?
Dein Blut, das ist mein Leben.

Wann mich der Sonnen Hitze trifft,
 So kann mir’s Schatten geben.
Setzt mir des Wehmuts Schmerzen zu,
So find ich bei dir meine Ruh
 Als auf dem Bett ein Kranker.
Und wann des Kreuzes Ungestüm
Mein Schifflein treibet üm und üm,
 So bist du dann mein Anker.

10.
Wann endlich soll ich treten ein
 In deines Reiches Freuden,
So soll dies Blut mein Purpur sein,
 Ich will mich darin kleiden;
Es soll sein meines Hauptes Kron,
In welcher ich will vor den Thron
 Des höchsten Vaters gehen
Und dir, dem er mich anvertraut,
Als eine wohlgeschmückte Braut
 An deiner Seiten stehen.

**Paul Gerhardt**

Wie soll ich dich empfangen

Wie soll ich dich empfangen
und wie begegn' ich dir,
o aller Welt Verlangen,
o meiner Seelen Zier?
O Jesus, Jesus, setze
mir selbst die Fackel bei,
damit, was dich ergötze,
mir kund und wissend sei.

Dein Zion streut dir Palmen
und grüne Zweige hin,
und ich will dir in Psalmen
ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
in stetem Lob und Preis
und deinem Namen dienen,
so gut es kann und weiß.

Was hast du unterlassen
zu meinem Trost und Freud?
Als Leib und Seele saßen
in ihrem größten Leid,
als mir das Reich genommen,
da Fried und Freude lacht,
da bist du, mein Heil, kommen
und hast mich froh gemacht.

Ich lag in schweren Banden,
du kamst und machst mich los;
ich stand in Spott und Schanden,
du kommst und machst mich groß
und hebst mich hoch zu Ehren
und schenkst mir großes Gut,
dass sich nicht lässt verzehren,
wie irdisch Reichtum tut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
zu mir vom Himmelszelt,
als dein getreues Lieben,
damit du alle Welt
in ihren tausend Plagen
und großen Jammerlast,
die kein Mund kann aussagen,
so fest umfangen hast.

Das schreib dir in dein Herze,
du hochbetrübtes Heer,
bei denen Gram und Schmerze

sich häufet mehr und mehr.
Seid unverzagt, ihr habet
die Hülfe vor der Tür;
der eure Herzen labet
und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
noch sorgen Tag und Nacht,
wie ihr ihn wollet ziehen
mit eures Armes Macht.
Er kommt, er kommt mit Willen,
ist voller Lieb und Lust,
all Angst und Not zu stillen,
die ihm an euch bewusst.

Auch dürft ihr nicht erschrecken
vor eurer Sündenschuld;
nein, Jesus will sie decken
mit seiner Lieb und Huld.
Er kommt, er kommt den Sündern
zum Trost und wahren Heil,
schafft, dass bei Gottes Kindern
verbleib ihr Erb und Teil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
der Feind und ihrer Tück?
Der Herr wird sie zerstreuen
in einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
dem alle Macht und List
der Feinde viel zu wenig
zum Widerstande ist.

Er kommt zum Weltgerichte,
zum Fluch dem, der ihm flucht,
mit Gnad und süßem Lichte
dem, der ihn liebt und sucht.
Ach komm, ach komm, o Sonne,
und hol uns allzumal
zum ewgen Licht und Wonne
in deinen Freudensaal.

**Paul Heyse**

Über ein Stündlein

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Über den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.

Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt’ an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert,
Aber spät sein Morgen graut.

Höh’ und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag’ ihm ab, dem törigen Neid:
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

**Paul Scheerbart**

Die Galle

Mit Euch an einem Tisch zu sitzen
Macht mir den größten Höllenspaß.
Ich träume schon von Euren Witzen.
Wohl dem, der mit Euch Austern aß.

Denn was Ihr trinkt
Ist pure Galle.
Und was Ihr esst
Ein alter Quark.

Recht grob möchte ich Euch Allen sagen,
Dass Ihr mir nie mehr könnt behagen.
Ihr seid das Luderpack der Welt
Und habt mir manchen Tag vergällt!

(nach 1905)

*Der bizarrste Freigeist der deutschen Literatur um 1900 war wohl der Traumarchitekt, Kosmo-Komiker, Laut-Spieler und sinnenfreudige Fantastiker Paul Scheerbart (1863-1915), der gleich auf mehreren Kunst-Bühnen mit Überraschungen vorpreschte. In seinen Gedichten, wie der erfolgreiche Debüt-Titel „Katerpoesie“ (1905) vermuten lässt, plädiert Scheerbart für einen kompromisslosen Hedonismus.*
*Wer letzteren zu hintertreiben versucht, den trifft der Dichter-Zorn:*

„Manches Gedicht mit viel Genie / Ist nur Verhöhnung der Poesie“: Ausgehend von dieser Erkenntnis zog es Scheerbart vor, die Vertreter des schlechten Geschmacks und der kulturellen Miesepetrigkeit offen als „Luderpack“ zu attackieren. Wie in dem vorliegenden Fall eines „Tafelgedichts“ aus dem Band „Mopsiade“, der posthum 1920 erschien. Die Literaturrevolutionen des Expressionismus und Dadaismus, die die bürgerliche Welt ins Taumeln brachten, hat Scheerbart in seiner Poesie antizipiert.

**Paul Scheerbart**

Die große Sehnsucht

Wenn die große Sehnsucht wieder kommmt,
Wird mein ganzes Wesen wieder weich.
Und ich möchte weinend niedersinken -
Und dann möcht ich wieder maßlos trinken.

*Paul Scheerbart (1863-1915), der wunderliche „Kosmo-Komiker", Vorfahr des Dadaismus und Fast-Erfinder des Perpetuum mobile, hat in seinen vitalistischen Gelegenheitsgedichten häufig eine gewisse Neigung zum Alkoholrausch bekundet. Für seinen Kritiker, den Literaturpuristen Arno Schmidt (1917-1985), war er daher nur ein „kosmischer Schwadroneur mit beschränkter Haftung"*.

In Kreisen der Berliner Bohème zirkulierten um 1910 allerlei Gerüchte über Scheerbarts Lebensführung. Er habe sich ausschließlich von „geschabten Heringen auf Brot" ernährt, behauptete sein erster Verleger Ernst Rowohlt. Ähnliche Geschichten, die den Autor als auf Pump lebenden trinkfreudigen Philosophen darstellen, hat Scheerbarts Freund Erich Mühsam (1878-1934) erzählt. Seine „große Sehnsucht" hat der fantastische Poet Scheerbart alkoholisch stabilisieren wollen - dazu passt, dass er sein einziges Erfolgsbuch „Katerpoesie" (1905) nannte.

**Paul Scheerbart**

Heiter sei mein Abendessen

Heiter sei mein Abendessen,
Wenn's zur Nacht auch traurig geht.
Und der Spott sei nie vergessen,
Wenn auch alles untergeht.

*Die Lebenskunst des Fantasten und bekennenden Kampftrinkers Paul Scheerbart (1863-1915) ist hier in vier Zeilen bündig zusammengefasst. Weder mit seinen kühnen Architektur-Visionen und seinen großartigen fantastischen Romanen noch mit seinen hedonistisch aufgelegten Gedichten vermochte der Dichter für sich und seine Familie einigermaßen stabile finanzielle Verhältnisse zu erreichen. Die einzige Produktivkraft, mit der er sich über Wasser hielt, war ein bezwingender Galgenhumor.*

Der Vierzeiler entstand 1892, als Scheerbart den „Verlag deutscher Fantasten" gründete und bald darauf sein Wunderfabelbuch „Ja, ... was möchten wir nicht alles" veröffentlichte. Acht Jahre später musste der Autor Berlin verlassen und auf die Insel Rügen ziehen, weil seine Einkünfte nicht mehr ausreichten, um ein Großstadtleben zu führen. Ein vitaler Humorist, der das Lachen als Überlebensmittel kultivierte, ist der Dichter der „Katerpoesie" (1909) bis zu seinem Tod geblieben.

**Paul Scheerbart**

Ich hab ein Auge, das ist blau

Ich hab ein Auge, das ist blau.
Mir gestern Abend geschlagen.

Ich schrie fünfhundertmal >Au! Au!<
Was wollt ich damit sagen?

Ich weiß es heute selber nicht;
Ich hab ein Heldenangesicht.

*Der literarische Exzentriker Paul Scheerbart (1863-1915), ein Schöpfer fantastischer Weltentwürfe, der nicht nur das Perpetuum mobile, sondern auch einen „Weltallpalast" konstruieren wollte, verfügte nicht nur über eine reiche utopische Fantasie, sondern auch über eine Menge Galgenhumor. Der bizarre Visionär war nebenbei auch noch ein Meister der trinkfreudigen Geselligkeit. Von den Folgen dieser Geselligkeit berichten einige Gedichte aus seiner „Katerpoesie" (1909):*

Während die literarischen Bewegungen der Jahrhundertwende wie auch die Propheten des Expressionismus das Pathos als vorherrschende Tonlage entdeckten, zog es Scheerbart vor, in seinen vitalistischen Poemen nichts und niemanden ernst zu nehmen. Am allerwenigsten sich selbst. Den frühen Tod Scheerbarts führte sein Freund, der Anarcho-Revolutionär Erich Mühsam (1878-1934) auf überproportionalen Alkoholkonsum zurück.

**Paul Scheerbart**

Moderner Gassenhauer

Der Eremit ist dick und groß;
Er hasst die Nebenmenschen bloß.
Er liebt nur seine Klause
Und bleibt daher zu Hause.
Die ganze Welt ist ihm Pomade.
Die Nebenmenschen sagen: schade!
Das aber rührt den Teufel nicht.
Hat er nur stets sein Leibgericht,
So ist ihm alles piepe –
Der Hass und auch die Liepe.

1909

*Dem Dichter Paul Scheerbart (1863–1915) genügte es nicht, als Schriftsteller eine exzellente Fachkraft zu sein. Er wollte höher hinaus und auch in anderen Kunstdisziplinen wildern: als Architektur-Phantast, Astralhumorist und hedonistischer Philosoph. Mit exzentrischen Lautgedichten und dem „Monolog des verrückten Mastodons“ (1901) wurde er zum Vorläufer des Dadaismus. Bescheidenen Ruhm erlangte er mit seiner* Katerpoesie *(1909), einer Sammlung mit grotesk-kauzigen und schwarzhumoriqen Knittelversen.*

In seinem „Modernen Gassenhauer“ ist Scheerbart allen Chansonniers des 20. Jahrhunderts weit voraus. Die heroischen Genie-Ideale der Kunst („der Eremit“) werden von ihm ebenso verspottet wie die Sentimentalitäten des Schlagers („Der Hass und auch die Liepe“). Man darf es skandalös nennen, dass momentan alle Sammlungen mit Scheerbart-Gedichten vergriffen sind.

**Paul Scheerbart**

Morgentöne

Guten Morgen! schreit das Menschentier;
Und mancher Schuft trinkt jetzt noch Bier.

Guten Morgen! schreit auch der Tyrann;
Früh fängt Er zu regieren an.

An den Weltrand will ich heute gähn;
Dort will ich einmal Fliegen fahn.

Guten Morgen! schreit der Kriegersmann;
Ach, der ist immerzu im Tran.

Guten Morgen! schreit man dort und hier;
Und meine Uhr schlägt schon halb vier.

Und mancher Schuft trinkt jetzt noch Bier;
Guten Morgen! schreit das Menschentier.

1909

*Der aus Danzig stammende Kunstkritiker Paul Scheerbart (1863-1915), der eigentlich Bruno Küfer hieß, war 1887 nach Berlin gekommen, um die deutsche Literatur mit wundersamen architektonischen und kosmischen Fantasien zu bereichern und nebenbei das Perpetuum mobile zu erfinden.*

Scheerbart gründete 1892 den »Verlag deutscher Fantasten«, plante den Bau eines »Weltallpalasts« und verfasste über ein Dutzend planetarisch-utopischer Romane, in denen sonderbare Flugmaschinen, Raketen oder Ballons durch den Raum schweben. Scheerbarts Bohème-Existenz war ständig von beruflichen Misserfolgen, Geldsorgen und Alkohol-Exzessen überschattet. Der selbsternannte »Kosmokomiker« bewahrte sich aber zeitlebens eine unbändige Lustigkeit, mit der er sich über die Entbehrungen hinwegtröstete. Das Gedicht »Morgentöne« eröffnet Scheerbarts humoristisch-skurrile Gedichtsammlung »Katerpoesie« (1909). Diese »Morgentöne« sprechen in der für Scheerbart typischen antipathetischen Gestik und Schnoddrigkeit von den Folgen durchzechter Nächte, die dem gewöhnlichen »Menschentier« wie auch dem »Tyrannen« den klaren Kopf vernebeln.

**Paul Wühr**

Ich habe den Fehler

Ich habe den Fehler nicht
machen müssen weil

der sagt
ich bin der Fehler
der ich bin

lasset uns den Fehler machen
ein Bild
das uns gleich sei

(Paul Wühr, Grüß Gott. Carl Hanser Verlag, München 1970.)

*Für Paul Wühr (geb.1927) ist die Poesie „die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“, die einen Gegenentwurf zu den starren Strukturen, mit denen wir uns abgefunden haben, liefern muss. Wühr schreibt an gegen alle „falschen Sprachen“, sei es der Religion, der Sexualität oder des Staates und seiner Institutionen. Er ist ein Dichter der Irritation, der systematisch Sätze zusammenstaucht oder zertrümmert, um zu zeigen, welches unausgeschöpfte Potenzial in einer nicht-herrschaftlichen Sprache liegt. Das schließt ein, dass Menschen sich unbedingt Fehler leisten dürfen. Oder ist der Mensch gar selbst der Fehler?*

Dieses kleine Gedicht dreht sich spielerisch um sich selbst, es will uns Mut machen, uns sagen: Lasst euch verlocken von der Poetik des Fehlers! Im Fehlermachen erkennen wir uns selbst, der Fehler ist unser Ebenbild, weil wir zweifellos fehlbar sind. Und wenn wir uns so sehen - schönes Paradox - müssen wir den Fehler nicht erst machen, dann sind wir, was wir sind: Mängelwesen.

**Paul Wühr**

Jetzt weiß ich nicht mehr

JETZT WEISS ICH nicht mehr
hat sie mir Fisch geschrieben
oder einen Brief in dem
er schwamm oder habe ich
das Wasser im Kuvert geschaukelt
oder sprang er selber heraus

(In: Grüß Gott ihr Väter ihr Töchter ihr Söhne. Hanser Verlag, München 1976)

*Wie entsteht die „Realität“ in den Texten des Münchner Sprachwelt-Schöpfers Paul Wühr (geb. 1927)? Seine Exegeten haben das in linguistischen Kategorien beschrieben: Alle „Rede-akte“ in den Gedichten Wührs gelten als „performative Sprechakte“, also als Sprechakte, bei denen jene „Realität“, über die zu sprechen sie vorgeben, erst durch eben diese Sprechakte selbst geschaffen wird. Wühr betreibt also „Poiesis“ im Sinne göttlicher Weltschöpfung. Der schöne Nebeneffekt dabei: Es entstehen Gedichte von enormer Komik.*

In einigen Gedichten des Bandes „Grüß Gott ihr Mütter ihr Väter ihr Töchter ihr Söhne“ (1976) geht Wühr von einer elementaren Ungewissheit des Subjekts über das Verhältnis von Name und Ding aus. All diese Gedichte beginnen mit der Sentenz „Jetzt weiß ich nicht mehr“, um anschließend die poetischen und empirischen Realitäten durcheinander zu schütteln. Was nun Imagination und was Wirklichkeit ist, bleibt offen. Ebenso die Ordnung von Subjekt und Objekt.

**Paul Wühr**

Lüge ich wenn ich

Lüge ich wenn ich
sage ich habe
mit ihr nicht
geschlafen

oder hätte ich
gelogen
wenn ich nicht
mit ihr
geschlafen hätte

oder log ich
als ich mit ihr
schlief

nach 1970

aus: Paul Wühr: *Grüß Gott Rede. Gedichte*, Carl Hanser Verlag, München-Wien 1990

*„Ich will", hat der 1927 geborene Paul Wühr einmal gesagt, „dass alles, was gesagt wird, ins Wackeln kommt, immer wieder neu." Als Prophet einer Poetik des „Falschen" will er in seinen zyklisch gebauten Gedicht-Werken die geordneten Wahrheiten aus den Angeln heben: „Die Wahrheit muss immer wieder von der Lüge angebohrt werden. Die Wahrheit ist grauenerregend." So erzeugt er die fortdauernde Bedeutungsverschiebung von Sätzen, Lexemen, Idiomen und Bildern.*

Die Wahrheit hinter den Bekundungen des Ich wird nicht ans Licht treten. Denn je nach Perspektive wird der Vollzug des sexuellen Aktes oder der Wunsch nach ihm als Lüge dargestellt. Alles bleibt unter dem Vorbehalt des Konjunktivs oder wird im Modus der Frage reflektiert. Dieses in den 1970er Jahren entstandene Gedicht betreibt ein reizvolles kaleidoskopisches Spiel, das ohne letzte Gewissheit auskommt.

**Paul Wühr**
So

leicht entgeht ihm nichts
schon gar nicht

richtig Falsches alles
was ohne Grund

hoch hinaus will es sei
denn es hat

seinen Grund ganz
verloren und

schwebt und muss ihn
nicht finden

*Der sprachphilosophisch inspirierte Dichter Paul Wühr (geb. 1927) beruft sich in seiner Obsession für die „Philosophie des Falschen“ auf eine Erkenntnis der Vorsokratiker: „Alles ist falsch.“ Wühr setzt auf die Gegenkraft des Falschen, das die „grauenerregende“ Wahrheit anbohrt: „Sobald das Richtige unausstehlich wird, muss das Falsche das Richtige penetrieren.“ Der lyrische Protagonist Wührs versucht alles aus seinen Verankerungen und seinem festen „Grund“ zu lösen.*

Erst wenn die Dinge der Sprache und der Welt in eine Schwebe gebracht werden, beginnt sich das lyrische Subjekt für die in Bewegung versetzten Prozesse zu interessieren. Dabei liebt Wühr die kaleidoskopisch-mehrdeutige Verklammerung der einzelnen Satzbezüglichkeiten in den einzelnen Versen, um auch formal seine Vorliebe für das Offene und Instabile zu demonstrieren.

**Paul Zech**

Berlin

immer schon ist diese Stadt nicht so gewesen,
wie der Maler sie erkannte oder der Poet
in den Büchern, die wir zwar nicht lesen,
übertrieben hat und durchgedreht.

Die Fassaden sind in ihrer Grelle,
sind in ihrem Irrsinn noch ein Stück Natur,
wie der Mönch verkrochen in der Zelle
und die Hure auf der Tour.

Auch die große Drehung in den Kurven ist nichts weiter,
als die Jagd nach einem schönen Wild.
Wenn es zahm ist, hängt es von der Hühnerleiter
seine schlanken Beine wunschlos und gestillt.

Aber hinter den gebleckten Goldgebissen,
hinter dem Traktat und der Instanz,
ringeln sich um ein verkniffenes Gewissen
manchmal eine Schlange, manchmal schon ein Dornenkranz.

**Paul Zech**
Café

Auch hier ist alles nur Betrug und Schein:
Die Geige lügt, die Kellner gehn gemein.
Das Wort noch, in Gesprächen ausgetauscht,
macht uns nicht heiß. Wir sind belauscht.

Wir haben eine Aristokratie
aus uns gemacht, gelenkig unser Knie.
Wir wissen von der Nacht nur, dass sie tanzt,
nicht, dass sie unsere Existenz zerfranst.

Den Bettler vor dem windigen Portal
sehn wir nicht an, das Bild ist schal
und doch im steten Trotz der Wiederkehr
der Spiegel: wie verkalkt sind wir und leer!

… Da stürzt ein Pferd, der Damm schluckt schwarzes Blut
Und niemand hat mehr einen Funken Mut,
dem Schmerzgeschmetter das Pistol zu ziehn.
Was hilft dies uns, dass wir vor Ekel fliehn?

Es stürzen Tausend diese Nacht noch hin,
die sich mit Faust und ausgetrotztem Kinn
ein Dasein zimmerten. Wofür noch sind
wir da? Wir fechten in den Wind.

Wir häufen einen Chimborasso von Papier,
nicht Waffen und sind immer noch nur vier,
nicht Millionen wider diese Zeit.
Der Strom der Not wächst bald zu breit.

Eh’ nicht ein Wall von Fleisch die Brücke baut –:
seid auf der Gasse laut,
auf allen Kanzeln zeigt das rote Tuch,
durch jede Gurgel müssen wir den Fluch

hindonnern: „alte Ordnung stirb!“
… ich höre nur Gezirp.
Das Herz in unserem Tun gefror.
Mit krummen Hörnern stößt der Morgen vor.

**Paul Zech**

Chambregarnist*

In dieses engen Zimmers ausgelaugter Luft,
Schimmel an Wänden, Bilder aus Basaren
und diese Frau mit ihrem Sich-mir-offenbaren,
und ihr Gemahl, der abgefeimte Schuft,

bin ich ein Mensch noch, ist mir mein wirres Haar
nicht schon geschoren wie Sträflingsglatzen?
Ich fühle: meine zermürbten Nerven platzen
und meine Muskeln magern wie ein Hungerjahr.

Immer muss ich durch die verklebten Scheiben
meine Augen wie Lanzen brechen, spitz versteift,
in die Pest, die dort unten reift.

Und ich werde hier hundert Jahre noch bleiben
und die Weibsbrünste trösten, den Gatten bespein
und Drehorgel und blass wie die Kinder sein.

** Untermieter (frz. chambre garni: Zimmer mit Frühstück)*

**Paul Zech**

Die fremden Länder, die ich sah ...

Die fremden Länder, die ich sah in jenen Jahren,
als jede Reise Ausfahrt war und Wiederkehr:
Ich muss sie wohl mit einem anderen Gefühl erfahren
und aufgenommen haben, denn sie sind nicht mehr

die riesige Erscheinung, der man lange
nachsann und immer rühmend davon sprach.
Jetzt nimmt man sie wie einen Mantel von der Stange
und hüllt sich darin ein, mit allem, was zerbrach.

Wer auf der Flucht ist, so wie wir, belastet
mit schrecklichen Gesichten, einem Schrei im Ohr,
der nie verhallt, wer so von Haus zu Haus sich tastet

nach einem Loch, wo man sich endlich bergen kann,
der kommt zuletzt sich selber schon so vor,
als sähe man von weitem ihm den Aussatz an.

(Die Häuser haben ihre Augen aufgetan. Ausgewählte Gedichte. Hrsg. v. Manfred Wolter. Aufbau Verlag, Berlin 1976. )

*„Sozialrevolutionäre Schwingung zum Himmelreich auf Erden ist nur dann ein Heilsweg, wenn wir alle erst wieder wie die Kinder werden.“ An politischem Pathos hat es dem Expressionisten Paul Zech (1881-1946) nie gefehlt. In den Kohlegruben des Ruhrgebiets hat der wie Else Lasker-Schüler in Wuppertal aufgewachsene Dichter und Übersetzer die Welt des Industrieproletariats kennengelernt und aus diesen Erfahrungen seine sozialistische Utopie geformt. Zechs scharfe Polemiken gegen die Nazi-Bewegung führten 1933 zu seiner sofortigen Verhaftung; mühevoll entkam er über Genua nach Buenos Aires.*

Im argentinischen Exil hoffte Zech, „alles Europäische hinter sich gelassen (zu haben)“, bemerkte aber bald, dass die deutschsprachige Kolonie in Buenos Aires selbst faschistische Züge trug. In einem seiner aufwühlenden Exil-Gedichte zeichnet er sich daher als rettungslos verlorenen Nomaden, der von seinen Albträumen verfolgt wird. Nicht einmal ein kleines schäbiges Refugium - ein „Loch, wo man sich endlich bergen kann“ - ist dem lyrischen Ich dieses Sonetts vergönnt.

**Paul Zech**

Die nüchterne Stadt

Straßauf, straßab durchstreifen wir die Stadt,
die graue Stadt, die Stadt zermürbter Brücken.
Verlumpte Bettler drohen giftig mit den Krücken
und Händler drücken uns an Häusern platt.

Aus Wirtshausfenstern wirbelt fetter Bratgeruch
und Lustgebrüll aus hundert Singspielhallen.
Wir müssen schnell die Riemen fester schnallen,
und ducken uns vor Fremdenhass und Lästerfluch.

Den Korso überwölkt Geheul von Schiffsfanfaren
und Bahngeräusch bleit sich in unsre Nerven rücksichtslos.
Aus Pflasterritzen wuchert Unkraut riesengroß.

Verkrüppelt stehn paar Linden am Kanal.
Verstimmte Glocken überwimmern Lust und Qual
und nirgend sieht man Kinder, die sich um ein Spielwerk scharen.

**Paul Zech**
Eine verliebte Ballade für Yssabeau d’Außigny

Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund,
ich schrie mir schon die Lungen wund
nach deinem weißen Leib, du Weib.
Im Klee, da hat der Mai ein Bett gemacht,
da blüht ein schöner Zeitvertreib
mit deinem Leib die lange Nacht.
Da will ich sein im tiefen Tal
dein Nachtgebet, und auch dein Sterngemahl.
Im tiefen Erdbeertal, im schwarzen Haar,
da schlief ich manches Sommerjahr
bei dir, und schlief doch nie zuviel.
Ich habe jetzt ein rotes Tier im Blut,
das macht mir wieder frohen Mut.
Komm her, ich weiß ein schönes Spiel
im dunklen Tal, im Muschelgrund ...
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.
Die graue Welt macht keine Freude mehr,
ich gab den schönsten Sommer her,
und dir hats auch kein Glück gebracht;
hast nur den roten Mund noch aufgespart
für mich so tief im Haar verwahrt ...
Ich such ihn schon die lange Nacht
im Wintertal, im Aschengrund ...
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.
Im Wintertal, im schwarzen Erdbeerkraut,
da hat der Schnee sein Nest gebaut
und fragt nicht, wo die Liebe sei.
Und habe doch das rote Tier so tief
erfahren, als ich bei dir schlief.
Wär nur der Winter erst vorbei
und wieder grün der Wiesengrund!
... ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.

***Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund***
*Eine verliebte Ballade für ein Mädchen namens Yssabeau, nach der ersten Zeile auch als Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund oder kurz Der Erdbeermund bekannt, ist ein 1930 von Paul Zech verfasstes Gedicht. Das Gedicht ist Teil von Zechs Büchlein Die lasterhaften Lieder und Balladen des François Villon (E. Lichtenstein, Weimar 1931 bzw. dtv, München 1962 und öfter). Dieses ist entgegen der Meinung auch vieler Zech-Spezialisten keine Villon-Übertragung, sondern eine Sammlung äußerst frei nachgedichteter sowie gänzlich frei erfundener Texte im Stile Villons.*
*Zechs Gedicht wurde nach 1953 bekannt durch die Villon-Rezitationen des Schauspielers Klaus Kinski. Darin stellte es, nicht zuletzt durch die begleitende Gestik, einen Höhepunkt dar. Kinski rezitierte übrigens nach der Urversion des Zech’schen Villon von 1931, die häufig (und auch im Falle des „Erdbeermunds“) erheblich deftiger ist als die revidierte Version des „Villon“ von 1943, die der hierzulande meistens gelesenen Villon-Ausgabe des dtv von 1962 zugrunde liegt. Auch auf seiner berühmten Sprechplatte Kinski spricht Villon von 1959 ist der Text in der Version von 1931 vertreten. Kinskis Autobiografie von 1975 verwendet als Titel den des Gedichtes.* (Wikipedia)

**Paul Zech**

Fabrikstädte an der Wupper
Die andere Stadt

Schwarze Stadt an schwarzem Gewässer steilaufgebaut –
grünbeliderte Fenster funkeln;
aus dem gespenstischen Schieferdachdunkeln
schnelln Schornsteine von Dampf und Dunst umbraut.

Hellwild rattert und knattert die Pendelbahn
über Brücken und hagre Alleen.
Fabrik dort unten, wo Spindeln sich kreischend drehen,
ist grau wie ein müder vermorschter Kahn.

Schweiß kittet die bröckelnden Fugen fest;
Schweiß aus vielerlei Blutsaft: gegoren
und ein Frommsein enteitert dem greisen Gebrest.

Mancher hat hier sein Herz verludert, verloren;
Kinder gezeugt mit schwachen Fraun …
Doch die Kirchen und Krämer stehn hart wie aus Erz gehauen.

**Paul Zech**

Fabrikstraße tags

Nichts als Mauern. Ohne Gras und Glas
zieht die Straße den gescheckten Gurt
der Fassaden. Keine Bahnspur surrt.
Immer glänzt das Pflaster wassernaß.

Streift ein Mensch dich, trifft sein Blick dich kalt
bis ins Mark; die harten Schritte haun
Feuer aus dem turmhoch steilen Zaun,
noch sein kurzes Atmen wolkt geballt.

Keine Zuchthauszelle klemmt
in ein Eis das Denken wie dies Gehn
zwischen Mauern, die nur sich besehn.

Trägst du Purpur oder Büßerhemd
immer drückt mit riesigem Gewicht
Gottes Bannfluch: uhrenlose Schicht.

**Paul Zech**

Fünfuhr-Tee im Adlon*

was gleich auffällt, sind die Triller einer Geige;
wenn »der Lenz ist da« auch nicht erträglich ist.
Und dann dieses gegenseitige Gezeige
sogenannter Größen, die man gern vergisst.

Zu den Silberkannen klirren die Geschirre
mit den Torten auf den Tischen weiß in weiß.
Fabelhaft, wie sich durch das Brokat- und Pelzgewirre
so ein Kellner schiebt mit dem Gesicht aus Eis.

Die Prinzessin ist jetzt auch gekommen.
Einen von den Kavalieren, Rothaar, Fettgenick,
hab ich mir aufs Korn genommen.
Stählern nach der Berber zielt sein Blick.

Wie sie jetzt den Schlangenkörper wendet,
kann ich seine Hände endlich sehn.
Ein Brillant, drei Karat, zeigt wo dies Leben endet.
Heute darf es sich noch ohne Brandmal drehn.

** führendes Berliner Prominentenhotel Unter den Linden.*

**Paul Zech**

Mai-Nacht

Noch klappen Paternoster. Fensterfronten schreiten
weiß wie Flamingos in den Lampenozean.
Versandet aber liegen Ufer, Kran bei Kran,
aus den Kanälen wachsen Mauern von drei Seiten.

Die braunen Flügel Armut vor dem Wald der Schlote
vergaßen, dass hier aufbrach ein Vesuv . . .
Die Stuben schallten voller Ruf,
vor Schenken hängt der Mond, die rote Zote.

Und plötzlich hat der Straßen glattes Einerlei
das riefig strotzende Gesicht
apokalyptisch überglänzt von Schrift:

„Gebt Raum auf Halden,Werften und Glacis,
gebt Raum auf Rasen, Blumenbeet und Kies
dem Mai, der unsere Kehlen heimsucht als ein Schrei!“

**Paul Zech**

Nach einem Juniregen

Der Regen hat die ganze Nacht die Straßen
herabgefegt. Es kam ein Duft von Wäldern mit,
stieß bis ans Bett und legte sich im Schritt
der Männer, die zu frühstücken vergaßen.

Glatzköpfig traten sie vor Rad und Hebel.
So störrisch tanzte nie die Transmission;
es gab schon Tote und den blöden Ton
der Feuerhörner durch den Morgennebel.

Der ganzen Bande lag der Aufruhr weiß im Blick.
Und so als säßen ihm schon Messer im Genick
schielte der Adel nach dem Militär.

Da brach die Sonne durch. Das Haar der Weiber wurde hell
und vor der Brüste milchgeschwelltem Fell
erschrak der Held und gab sich willig her.

**Paul Zech**

Potsdamer Platz

dieser Hebel der Verkehrsmaschine
wird oft überbrandet von den Kräftekreisen.
Nur der Mond treibt da wie eine Mine
sehr gefährlich zwischen den Geleisen.

Was gilt diesem rotgefärbten Elendhaufen
noch das Höllentempo der Propeller?!
Alles muss um ihn im Bogen laufen
oder meilenweit durch enge Keller.

Einsam ist er hilflos und hat Blut im Munde,
aber hirngemeinsam wirft er Blitze
durch den Äther und regiert die Stunde,
Tag und Nacht und Frost und Hitze.

In dem Wabenbau der Steinkasernen
darf er seinen Rausch verpulvern, Kinder hecken,
und die Nacht muss ihn mit rosa Sternen
sanft bedecken und sich vor der Türe strecken.

**Paul Zech**

Romanisches Café*

im Café, an der Gedächtniskirche, sitzen
auch zuweilen junge Dichter, und herumgebaut
Judenmädchen oder -mütter. Manche haben Zitzen,
manche auch nur Pickel auf der Haut.

Aus den Dichtern, wenn sie das Verhältnis finden
zu den Zitzen oder Pickeln, wird auch mal ein Buch.
Die Geliebte lässt es sich in Saffian binden
und erläutert die Erotik dem Besuch.

Später, wenn die Dichter sehr berühmt geworden,
sitzen sie schon weniger häufig im Café,
haben eine Ehefrau, vielleicht auch Orden
und was sonst ein Bürger braucht fürs Renommee.

Einmal werden sie auch klassisch werden müssen.
(aber das gehört hier nicht mehr her)
Und wir kommen wieder zu den Kokaingenüssen,
Judenmädchen, Kleistpreis und dergleichen mehr.

** legendärer Treff der Berliner Literaten und Künstler.*

**Paul Zech**

Roter Abend

Der Abend, vom Geruch der Gasretorten,
von Teer und Wirbelwolken Kalk bestaubt,
wirft sich ins Mondlicht hoch wie ein Medusenhaupt.
Die Ströme bleiben vor den schwarzen Pforten

der Halden stehn. Die Wiesen werden Seen,
und alle Räder hören auf zu gehn:
denn weit der Stadt, dem Kainsmal aus Stein,
haucht Satan Atem und Bewegung ein.

Der Wind schafft dächerwärts sich reitende Klaviere,
aus denen Hochbahnzüge Sinfonien schlagen,
ein Strauß-Konzert. Dein Thema –: Anarchie!

Dass nicht der Spuk der Garden aufmarschiere,
schreitet voran den Männern, die den Kruzifixus tragen,
Erzmutter Salome und zeigt das freche Knie.

**Paul Zech**

Schlaf-schlaffe Stadt

Alle Straßen stürzen verwaist:
oh, welche Langeweile!
Die Turmuhr hat keine Eile,
das Dunkel hat sie vereist.

Da hockt die lange Nacht
wie eine Spinne und streckt die Zeiger,
und unten fiedelt ein Geiger,
und die Sense wacht.

Ich aber brenn wie ein irrer Stern
über Mammutschädel und Riesenmähnen
und grabe mich tiefer in Schuttmoränen.

Erde: Verpfuschtes von tausend Plänen,
Erde: Vertropftes von tausend Tränen,
nie vor mir die Erde so fern!

**Paul Zech**

Stadt in Eisen

Schrei –: Eisenstadt! Da packen dich der Türme
Staklscheren schon und pressen Atmung, Denken und Gesicht.
Das Gas der Armut eitert durch dein Blut und sticht
im Fleisch wie Rudel tausendfüßiger Gewürme.

Es nagelt dich an Mauerblöcke die Harpune
der nimmersatten Schicht. Du bist geschweißt
an tausend deinesgleichen und die Eisenspeise kreist
von Jahr zu Jahr euch enger ein. Die Rune

auf eurer Stirn vernarbt nicht mehr. Ihr seid geblendet,
ihr seid zurückgeworfen auf die Stufe Tier.
In faulen Kellerlöchern, Dreckquartier,
da welkt die Lust bei Aas und Maden und verendet.

Die Nacht blitzt manchmal mit den Feuerkronen
der Anarchie durch eure Träume blutig grell.
Dann krallen sich die Nägel tief ins Sorgenfell,
und Fäuste wollen endlich oben thronen.

Die Stadt verlacht die Ohnmacht eurer Flüche.
Die Stadt funkt Sieggeheule frech von Pol zu Pol.
Und vor den Häusern poltern Wächter mit gezogenem Pistol
und schaufeln Kalk auf der Erschossenen Gesichter und Gerüche.

Das Kruzifix verschimmelt in den Hurenecken
der Kathedrale. Vor dem Altar kniet
die Jüngerschaft des Goldes, und der Engel Mammon sieht
schlitzäugig scheel auf den Tribut im Weihrauchbecken.

Die Stadt reißt auf den roten Schoß der Gier
und lässt die Eisenbahnen über Brücken krachen.
Da rollt die Fracht dem nimmersatten Bauch mit tausendfachen
Gewichten zu. Und Stahl wird Zins, und Kohle Wertpapier.

Es schmettern die Sirenen in’ die Ohren
euch Toren die Ballade vom Schlaraffenland.
Ihr spuckt zum zweiten Male Herzblut in die Hand
und seid für diese Welt zu klein geboren.

Die Stadt streckt schwarzgefrorene Kanäle,
das kalte Spinnennetz des Grauens aus.
Ihr taucht hinunter auf den Grund, ihr seid zu Haus
und ruht auf einem Lager spitzer Pfähle.

Hin rauscht ein Wind und drückt euch lind die runden
demütig großen Hundeaugen zu.
Da unten habt ihr endlich vor den Quälern Ruh.
Und eure Söhne erben die Geschwüre unverbundener Wunden.

**Paul Zech**

Vesperpause

Ein asphaltierter Hof von Mauern eng umstellt.
Auf morschen Bohlen kauern stumm die Maschinisten,
gebüchte Greise, die ein Gnaden-Elend fristen;
vor Rad und Hebel stocht der Himmel ihrer Welt.

Zinkschmelzerinnen wölben Hüften aus und Brust.
Bisweilen fällt aus ihren Augen ein gehetztes Schimmern
deutbar wie Films, die plastisch auf der Leinwand flimmern.
Schmerzfalten der Gesichter sind vom Erzstaub überrußt.

Den Schleppern tönt ein Rausch aus der Kantine zu,
wo sie in mitternächtiger Ruh
Revolutionen hetzen und erwürgen.

Vom Dach herab, das Tau und Teer vertropft,
droht Unheil. Kupfertrossen, dunkel angeklopft,
gewittern Wälderklang aus unterirdischen Gebirgen.

**Paula Ludwig**
Immer wenn du zurückkommst

IMMER WENN DU ZURÜCKKOMMST
ist mirs
als sähe ich dich zum erstenmale:

Silbern stäubt es aus meiner Seele
wie aus den Weidenkätzchen
wenn der Frühlingswind
sie zum erstenmale berührt.

*Etwas anschauen können wie zum ersten Mal: Das kennt die Literatur als elementaren poetischen Augenblick, als Epiphanie oder auch - theologisch - als Moment der Offenbarung oder Erleuchtung. Der Blick des Subjekts trifft auf ein Gegenüber oder ein Objekt - und es kommt zur Sekunde der „wahren Empfindung“ (Peter Handke) , einer Wahrnehmung, die über die alltägliche Erfahrung weit hinausreicht. Die österreichische Dichterin und Malerin Paula Ludwig (1900-1974) hat so einen Augenblick der Liebe festgehalten.*

Es liegt nahe, diese schöne kleine Miniatur, die den Augenblick des liebenden Erkennens analog zur einer Naturwahrnehmung setzt, mit der unglücklichen Verbindung Paula Ludwigs zu dem Dichter Yvan Goll (1891-1950) in Verbindung zu bringen. Neun Jahre lang währte die unglückliche Passion zwischen Goll (der mit Claire Goll verheiratet war) und Paula Ludwig - dieser Liebe verdanken wir ergreifende poetische Wechselgesänge, wie zum Beispiel Ludwigs Gedichtband „Dem dunklen Gott“ von 1932.

**Percy Bysshe Shelley**

*Adonais: An Elegy on the Death of John Keats*

I weep for Adonais--he is dead!
Oh, weep for Adonais! though our tears
Thaw not the frost which binds so dear a head!
And thou, sad Hour, selected from all years
To mourn our loss, rouse thy obscure compeers,
And teach them thine own sorrow, say: „With me
Died Adonais; till the Future dares
Forget the Past, his fate and fame shall be
An echo and a light unto eternity!“

Where wert thou, mighty Mother, when he lay,
When thy Son lay, pierc'd by the shaft which flies
In darkness? where was lorn Urania
When Adonais died? With veiled eyes,
'Mid listening Echoes, in her Paradise
She sate, while one, with soft enamour'd breath,
Rekindled all the fading melodies,
With which, like flowers that mock the corse beneath,
He had adorn'd and hid the coming bulk of Death.

Oh, weep for Adonais--he is dead!
Wake, melancholy Mother, wake and weep!
Yet wherefore? Quench within their burning bed
Thy fiery tears, and let thy loud heart keep
Like his, a mute and uncomplaining sleep;
For he is gone, where all things wise and fair
Descend--oh, dream not that the amorous Deep
Will yet restore him to the vital air;
Death feeds on his mute voice, and laughs at our despair.

Most musical of mourners, weep again!
Lament anew, Urania! He died,
Who was the Sire of an immortal strain,
Blind, old and lonely, when his country's pride,
The priest, the slave and the liberticide,
Trampled and mock'd with many a loathed rite
Of lust and blood; he went, unterrified,
Into the gulf of death; but his clear Sprite
Yet reigns o'er earth; the third among the sons of light.

Most musical of mourners, weep anew!
Not all to that bright station dar'd to climb;
And happier they their happiness who knew,
Whose tapers yet burn through that night of time
In which suns perish'd; others more sublime,
Struck by the envious wrath of man or god,
Have sunk, extinct in their refulgent prime;
And some yet live, treading the thorny road,

Which leads, through toil and hate, to Fame's serene abode.

But now, thy youngest, dearest one, has perish'd,
The nursling of thy widowhood, who grew,
Like a pale flower by some sad maiden cherish'd,
And fed with true-love tears, instead of dew;
Most musical of mourners, weep anew!
Thy extreme hope, the loveliest and the last,
The bloom, whose petals nipp'd before they blew
Died on the promise of the fruit, is waste;
The broken lily lies--the storm is overpast.

To that high Capital, where kingly Death
Keeps his pale court in beauty and decay,
He came; and bought, with price of purest breath,
A grave among the eternal.--Come away!
Haste, while the vault of blue Italian day
Is yet his fitting charnel-roof! while still
He lies, as if in dewy sleep he lay;
Awake him not! surely he takes his fill
Of deep and liquid rest, forgetful of all ill.

He will awake no more, oh, never more!
Within the twilight chamber spreads apace
The shadow of white Death, and at the door
Invisible Corruption waits to trace
His extreme way to her dim dwelling-place;
The eternal Hunger sits, but pity and awe
Soothe her pale rage, nor dares she to deface
So fair a prey, till darkness and the law
Of change shall o'er his sleep the mortal curtain draw.

Oh, weep for Adonais! The quick Dreams,
The passion-winged Ministers of thought,
Who were his flocks, whom near the living streams
Of his young spirit he fed, and whom he taught
The love which was its music, wander not--
Wander no more, from kindling brain to brain,
But droop there, whence they sprung; and mourn their lot
Round the cold heart, where, after their sweet pain,
They ne'er will gather strength, or find a home again.

And one with trembling hands clasps his cold head,
And fans him with her moonlight wings, and cries,
„Our love, our hope, our sorrow, is not dead;
See, on the silken fringe of his faint eyes,
Like dew upon a sleeping flower, there lies
A tear some Dream has loosen'd from his brain."
Lost Angel of a ruin'd Paradise!
She knew not 'twas her own; as with no stain
She faded, like a cloud which had outwept its rain.

One from a lucid urn of starry dew

Wash'd his light limbs as if embalming them;
Another clipp'd her profuse locks, and threw
The wreath upon him, like an anadem,
Which frozen tears instead of pearls begem;
Another in her wilful grief would break
Her bow and winged reeds, as if to stem
A greater loss with one which was more weak;
    And dull the barbed fire against his frozen cheek.

Another Splendour on his mouth alit,
That mouth, whence it was wont to draw the breath
Which gave it strength to pierce the guarded wit,
And pass into the panting heart beneath
With lightning and with music: the damp death
Quench'd its caress upon his icy lips;
And, as a dying meteor stains a wreath
Of moonlight vapour, which the cold night clips,
    It flush'd through his pale limbs, and pass'd to its eclipse.

And others came . . . Desires and Adorations,
Winged Persuasions and veil'd Destinies,
Splendours, and Glooms, and glimmering Incarnations
Of hopes and fears, and twilight Phantasies;
And Sorrow, with her family of Sighs,
And Pleasure, blind with tears, led by the gleam
Of her own dying smile instead of eyes,
Came in slow pomp; the moving pomp might seem
    Like pageantry of mist on an autumnal stream.

All he had lov'd, and moulded into thought,
From shape, and hue, and odour, and sweet sound,
Lamented Adonais. Morning sought
Her eastern watch-tower, and her hair unbound,
Wet with the tears which should adorn the ground,
Dimm'd the aëreal eyes that kindle day;
Afar the melancholy thunder moan'd,
Pale Ocean in unquiet slumber lay,
    And the wild Winds flew round, sobbing in their dismay.

Lost Echo sits amid the voiceless mountains,
And feeds her grief with his remember'd lay,
And will no more reply to winds or fountains,
Or amorous birds perch'd on the young green spray,
Or herdsman's horn, or bell at closing day;
Since she can mimic not his lips, more dear
Than those for whose disdain she pin'd away
Into a shadow of all sounds: a drear
    Murmur, between their songs, is all the woodmen hear.

Grief made the young Spring wild, and she threw down
Her kindling buds, as if she Autumn were,
Or they dead leaves; since her delight is flown,
For whom should she have wak'd the sullen year?

To Phoebus was not Hyacinth so dear
Nor to himself Narcissus, as to both
Thou, Adonais: wan they stand and sere
Amid the faint companions of their youth,
With dew all turn’d to tears; odour, to sighing ruth.

Thy spirit’s sister, the lorn nightingale
Mourns not her mate with such melodious pain;
Not so the eagle, who like thee could scale
Heaven, and could nourish in the sun’s domain
Her mighty youth with morning, doth complain,
Soaring and screaming round her empty nest,
As Albion wails for thee: the curse of Cain
Light on his head who pierc’d thy innocent breast,
And scar’d the angel soul that was its earthly guest!

Ah, woe is me! Winter is come and gone,
But grief returns with the revolving year;
The airs and streams renew their joyous tone;
The ants, the bees, the swallows reappear;
Fresh leaves and flowers deck the dead Seasons’ bier;
The amorous birds now pair in every brake,
And build their mossy homes in field and brere;
And the green lizard, and the golden snake,
Like unimprison’d flames, out of their trance awake.

Through wood and stream and field and hill and Ocean
A quickening life from the Earth’s heart has burst
As it has ever done, with change and motion,
From the great morning of the world when first
God dawn’d on Chaos; in its stream immers’d,
The lamps of Heaven flash with a softer light;
All baser things pant with life’s sacred thirst;
Diffuse themselves; and spend in love’s delight,
The beauty and the joy of their renewed might.

The leprous corpse, touch’d by this spirit tender,
Exhales itself in flowers of gentle breath;
Like incarnations of the stars, when splendour
Is chang’d to fragrance, they illumine death
And mock the merry worm that wakes beneath;
Nought we know, dies. Shall that alone which knows
Be as a sword consum’d before the sheath
By sightless lightning?--the intense atom glows
A moment, then is quench’d in a most cold repose.

Alas! that all we lov’d of him should be,
But for our grief, as if it had not been,
And grief itself be mortal! Woe is me!
Whence are we, and why are we? of what scene
The actors or spectators? Great and mean
Meet mass’d in death, who lends what life must borrow.
As long as skies are blue, and fields are green,

Evening must usher night, night urge the morrow,
Month follow month with woe, and year wake year to sorrow.

He will awake no more, oh, never more!
„Wake thou,“ cried Misery, „childless Mother, rise
Out of thy sleep, and slake, in thy heart’s core,
A wound more fierce than his, with tears and sighs.“
And all the Dreams that watch’d Urania’s eyes,
And all the Echoes whom their sister’s song
Had held in holy silence, cried: „Arise!“
Swift as a Thought by the snake Memory stung,
From her ambrosial rest the fading Splendour sprung.

She rose like an autumnal Night, that springs
Out of the East, and follows wild and drear
The golden Day, which, on eternal wings,
Even as a ghost abandoning a bier,
Had left the Earth a corpse. Sorrow and fear
So struck, so rous’d, so rapt Urania;
So sadden’d round her like an atmosphere
Of stormy mist; so swept her on her way
Even to the mournful place where Adonais lay.

Out of her secret Paradise she sped,
Through camps and cities rough with stone, and steel,
And human hearts, which to her aery tread
Yielding not, wounded the invisible
Palms of her tender feet where’er they fell:
And barbed tongues, and thoughts more sharp than they,
Rent the soft Form they never could repel,
Whose sacred blood, like the young tears of May,
Pav’d with eternal flowers that undeserving way.

In the death-chamber for a moment Death,
Sham’d by the presence of that living Might,
Blush’d to annihilation, and the breath
Revisited those lips, and Life’s pale light
Flash’d through those limbs, so late her dear delight.
„Leave me not wild and drear and comfortless,
As silent lightning leaves the starless night!
Leave me not!“ cried Urania: her distress
Rous’d Death: Death rose and smil’d, and met her vain caress.

„Stay yet awhile! speak to me once again;
Kiss me, so long but as a kiss may live;
And in my heartless breast and burning brain
That word, that kiss, shall all thoughts else survive,
With food of saddest memory kept alive,
Now thou art dead, as if it were a part
Of thee, my Adonais! I would give
All that I am to be as thou now art!
But I am chain’d to Time, and cannot thence depart!

„O gentle child, beautiful as thou wert,
Why didst thou leave the trodden paths of men
Too soon, and with weak hands though mighty heart
Dare the unpastur'd dragon in his den?
Defenceless as thou wert, oh, where was then
Wisdom the mirror'd shield, or scorn the spear?
Or hadst thou waited the full cycle, when
Thy spirit should have fill'd its crescent sphere,
The monsters of life's waste had fled from thee like deer.

„The herded wolves, bold only to pursue;
The obscene ravens, clamorous o'er the dead;
The vultures to the conqueror's banner true
Who feed where Desolation first has fed,
And whose wings rain contagion; how they fled,
When, like Apollo, from his golden bow
The Pythian of the age one arrow sped
And smil'd! The spoilers tempt no second blow,
They fawn on the proud feet that spurn them lying low.

„The sun comes forth, and many reptiles spawn;
He sets, and each ephemeral insect then
Is gather'd into death without a dawn,
And the immortal stars awake again;
So is it in the world of living men:
A godlike mind soars forth, in its delight
Making earth bare and veiling heaven, and when
It sinks, the swarms that dimm'd or shar'd its light
Leave to its kindred lamps the spirit's awful night.“

Thus ceas'd she: and the mountain shepherds came,
Their garlands sere, their magic mantles rent;
The Pilgrim of Eternity, whose fame
Over his living head like Heaven is bent,
An early but enduring monument,
Came, veiling all the lightnings of his song
In sorrow; from her wilds Ierne sent
The sweetest lyrist of her saddest wrong,
And Love taught Grief to fall like music from his tongue.

Midst others of less note, came one frail Form,
A phantom among men; companionless
As the last cloud of an expiring storm
Whose thunder is its knell; he, as I guess,
Had gaz'd on Nature's naked loveliness,
Actaeon-like, and now he fled astray
With feeble steps o'er the world's wilderness,
And his own thoughts, along that rugged way,
Pursu'd, like raging hounds, their father and their prey.

A pardlike Spirit beautiful and swift--
A Love in desolation mask'd--a Power
Girt round with weakness--it can scarce uplift

The weight of the superincumbent hour;
It is a dying lamp, a falling shower,
A breaking billow; even whilst we speak
Is it not broken? On the withering flower
The killing sun smiles brightly: on a cheek
The life can burn in blood, even while the heart may break.

His head was bound with pansies overblown,
And faded violets, white, and pied, and blue;
And a light spear topp'd with a cypress cone,
Round whose rude shaft dark ivy-tresses grew
Yet dripping with the forest's noonday dew,
Vibrated, as the ever-beating heart
Shook the weak hand that grasp'd it; of that crew
He came the last, neglected and apart;
A herd-abandon'd deer struck by the hunter's dart.

All stood aloof, and at his partial moan
Smil'd through their tears; well knew that gentle band
Who in another's fate now wept his own,
As in the accents of an unknown land
He sung new sorrow; sad Urania scann'd
The Stranger's mien, and murmur'd: „Who art thou?"
He answer'd not, but with a sudden hand
Made bare his branded and ensanguin'd brow,
Which was like Cain's or Christ's--oh! that it should be so!

What softer voice is hush'd over the dead?
Athwart what brow is that dark mantle thrown?
What form leans sadly o'er the white death-bed,
In mockery of monumental stone,
The heavy heart heaving without a moan?
If it be He, who, gentlest of the wise,
Taught, sooth'd, lov'd, honour'd the departed one,
Let me not vex, with inharmonious sighs,
The silence of that heart's accepted sacrifice.

Our Adonais has drunk poison--oh!
What deaf and viperous murderer could crown
Life's early cup with such a draught of woe?
The nameless worm would now itself disown:
It felt, yet could escape, the magic tone
Whose prelude held all envy, hate and wrong,
But what was howling in one breast alone,
Silent with expectation of the song,
Whose master's hand is cold, whose silver lyre unstrung.

Live thou, whose infamy is not thy fame!
Live! fear no heavier chastisement from me,
Thou noteless blot on a remember'd name!
But be thyself, and know thyself to be!
And ever at thy season be thou free
To spill the venom when thy fangs o'erflow;

Remorse and Self-contempt shall cling to thee;
Hot Shame shall burn upon thy secret brow,
        And like a beaten hound tremble thou shalt--as now.

Nor let us weep that our delight is fled
Far from these carrion kites that scream below;
He wakes or sleeps with the enduring dead;
Thou canst not soar where he is sitting now.
Dust to the dust! but the pure spirit shall flow
Back to the burning fountain whence it came,
A portion of the Eternal, which must glow
Through time and change, unquenchably the same,
        Whilst thy cold embers choke the sordid hearth of shame.

Peace, peace! he is not dead, he doth not sleep,
He hath awaken'd from the dream of life;
'Tis we, who lost in stormy visions, keep
With phantoms an unprofitable strife,
And in mad trance, strike with our spirit's knife
Invulnerable nothings. We decay
Like corpses in a charnel; fear and grief
Convulse us and consume us day by day,
        And cold hopes swarm like worms within our living clay.

He has outsoar'd the shadow of our night;
Envy and calumny and hate and pain,
And that unrest which men miscall delight,
Can touch him not and torture not again;
From the contagion of the world's slow stain
He is secure, and now can never mourn
A heart grown cold, a head grown gray in vain;
Nor, when the spirit's self has ceas'd to burn,
        With sparkless ashes load an unlamented urn.

He lives, he wakes--'tis Death is dead, not he;
Mourn not for Adonais. Thou young Dawn,
Turn all thy dew to splendour, for from thee
The spirit thou lamentest is not gone;
Ye caverns and ye forests, cease to moan!
Cease, ye faint flowers and fountains, and thou Air,
Which like a mourning veil thy scarf hadst thrown
O'er the abandon'd Earth, now leave it bare
        Even to the joyous stars which smile on its despair!

He is made one with Nature: there is heard
His voice in all her music, from the moan
Of thunder, to the song of night's sweet bird;
He is a presence to be felt and known
In darkness and in light, from herb and stone,
Spreading itself where'er that Power may move
Which has withdrawn his being to its own;
Which wields the world with never-wearied love,
        Sustains it from beneath, and kindles it above.

He is a portion of the loveliness
Which once he made more lovely: he doth bear
His part, while the one Spirit's plastic stress
Sweeps through the dull dense world, compelling there
All new successions to the forms they wear;
Torturing th' unwilling dross that checks its flight
To its own likeness, as each mass may bear;
And bursting in its beauty and its might
From trees and beasts and men into the Heaven's light.

The splendours of the firmament of time
May be eclips'd, but are extinguish'd not;
Like stars to their appointed height they climb,
And death is a low mist which cannot blot
The brightness it may veil. When lofty thought
Lifts a young heart above its mortal lair,
And love and life contend in it for what
Shall be its earthly doom, the dead live there
And move like winds of light on dark and stormy air.

The inheritors of unfulfill'd renown
Rose from their thrones, built beyond mortal thought,
Far in the Unapparent. Chatterton
Rose pale, his solemn agony had not
Yet faded from him; Sidney, as he fought
And as he fell and as he liv'd and lov'd
Sublimely mild, a Spirit without spot,
Arose; and Lucan, by his death approv'd:
Oblivion as they rose shrank like a thing reprov'd.

And many more, whose names on Earth are dark,
But whose transmitted effluence cannot die
So long as fire outlives the parent spark,
Rose, rob'd in dazzling immortality.
„Thou art become as one of us," they cry,
„It was for thee yon kingless sphere has long
Swung blind in unascended majesty,
Silent alone amid a Heaven of Song.
Assume thy winged throne, thou Vesper of our throng!"

Who mourns for Adonais? Oh, come forth,
Fond wretch! and know thyself and him aright.
Clasp with thy panting soul the pendulous Earth;
As from a centre, dart thy spirit's light
Beyond all worlds, until its spacious might
Satiate the void circumference: then shrink
Even to a point within our day and night;
And keep thy heart light lest it make thee sink
When hope has kindled hope, and lur'd thee to the brink.

Or go to Rome, which is the sepulchre,
Oh, not of him, but of our joy: 'tis nought

That ages, empires and religions there
Lie buried in the ravage they have wrought;
For such as he can lend--they borrow not
Glory from those who made the world their prey;
And he is gather'd to the kings of thought
Who wag'd contention with their time's decay,
And of the past are all that cannot pass away.

Go thou to Rome--at once the Paradise,
The grave, the city, and the wilderness;
And where its wrecks like shatter'd mountains rise,
And flowering weeds, and fragrant copses dress
The bones of Desolation's nakedness
Pass, till the spirit of the spot shall lead
Thy footsteps to a slope of green access
Where, like an infant's smile, over the dead
A light of laughing flowers along the grass is spread;

And gray walls moulder round, on which dull Time
Feeds, like slow fire upon a hoary brand;
And one keen pyramid with wedge sublime,
Pavilioning the dust of him who plann'd
This refuge for his memory, doth stand
Like flame transform'd to marble; and beneath,
A field is spread, on which a newer band
Have pitch'd in Heaven's smile their camp of death,
Welcoming him we lose with scarce extinguish'd breath.

Here pause: these graves are all too young as yet
To have outgrown the sorrow which consign'd
Its charge to each; and if the seal is set,
Here, on one fountain of a mourning mind,
Break it not thou! too surely shalt thou find
Thine own well full, if thou returnest home,
Of tears and gall. From the world's bitter wind
Seek shelter in the shadow of the tomb.
What Adonais is, why fear we to become?

The One remains, the many change and pass;
Heaven's light forever shines, Earth's shadows fly;
Life, like a dome of many-colour'd glass,
Stains the white radiance of Eternity,
Until Death tramples it to fragments.--Die,
If thou wouldst be with that which thou dost seek!
Follow where all is fled!--Rome's azure sky,
Flowers, ruins, statues, music, words, are weak
The glory they transfuse with fitting truth to speak.

Why linger, why turn back, why shrink, my Heart?
Thy hopes are gone before: from all things here
They have departed; thou shouldst now depart!
A light is pass'd from the revolving year,
And man, and woman; and what still is dear

Attracts to crush, repels to make thee wither.
The soft sky smiles, the low wind whispers near:
'Tis Adonais calls! oh, hasten thither,
No more let Life divide what Death can join together.

That Light whose smile kindles the Universe,
That Beauty in which all things work and move,
That Benediction which the eclipsing Curse
Of birth can quench not, that sustaining Love
Which through the web of being blindly wove
By man and beast and earth and air and sea,
Burns bright or dim, as each are mirrors of
The fire for which all thirst; now beams on me,
Consuming the last clouds of cold mortality.

The breath whose might I have invok'd in song
Descends on me; my spirit's bark is driven,
Far from the shore, far from the trembling throng
Whose sails were never to the tempest given;
The massy earth and sphered skies are riven!
I am borne darkly, fearfully, afar;
Whilst, burning through the inmost veil of Heaven,
The soul of Adonais, like a star,
Beacons from the abode where the Eternal are.

Peace, peace! he is not dead, he doth not sleep,
He hath awaken'd from the dream of life;
'Tis we, who lost in stormy visions, keep
With phantoms an unprofitable strife,
And in mad trance, strike with our spirit's knife
Invulnerable nothings. We decay
Like corpses in a charnel; fear and grief
Convulse us and consume us day by day,
And cold hopes swarm like worms within our living clay.

The One remains, the many change and pass;
Heaven's light forever shines, Earth's shadows fly;
Life, like a dome of many-colour'd glass,
Stains the white radiance of Eternity,
Until Death tramples it to fragments.--Die,
If thou wouldst be with that which thou dost seek!
Follow where all is fled!

Friede, Friede! Er ist nicht tot, er schläft nicht,
er ist aus dem Traum des Lebens erwacht.
Wir sind es, die in stürmischeren Visionen
einen sinnlosen Streit mit Phantomen austragen,
und in verrückter Trance, unverwundbares Nichts
mit unseren geistigen Waffen angreifen.
Wir zerfallen wie Körper in einem Leichenhaus;

Angst und Kummer erschüttern und verzehren uns Tag für Tag,
und kalte Hoffnungen schwärmen wie Würmer in unserer lebenden Erde.

Der Eine bleibt, die Vielen verändern und vergehen;
des Himmels Licht scheint ewig, Erdschatten fliegen.
Leben, wie ein Dom aus vielfarbigem Glas,
befleckt den weißen Glanz der Ewigkeit
bis der Tod es zu Fragmenten stampft.
Stirb, wenn Du mit dem sein willst, was Du gesucht hast sein!
Folge wohin alles floh.

**Peter Altenberg**

Venedig in Wien

(in „Wie ich es sehe“, Berlin 1904)

In dem kleinen dunstigen Bildhauer-Atelier sitzt ein junger Italiener auf dem Tischbrett, gähnt. Der Marmor glitzert wie Kandiszucker.

In dem kleinen dunstigen Glasmosaik-Atelier sitzt eine junge Italienerin auf dem Tischbrett, gähnt. Das Glasmosaik leuchtet wie Sommer-Wiesen.

In dem kleinen dunstigen Kupfer-Atelier hängen tausend leuchtende Kupfer-Gefäßchen mit schwarzen schmiedeeisernen Henkelchen. Dieselben in großer Ausführung. Dieselben in riesiger. Eines ist fast schon ein Weihkessel – – –.

Die Gondolieri im Kanal »weichen geschickt aus«, wie es in den Zeitungsberichten heißt. »Wie Kavaliere benehmen sie sich – – –«, sagte eine junge Dame, »wie sie mit den Augen grüßen – – –!«

Dreißig tausend Menschen steigen die Holzbrücken hinauf, hinab, fließen auseinander auf den Plätzen, stauen auf den Brücken.

»Echt venetianisches Volksleben entwickelt sich –« denken die Reporter. Die gelbe Gondel mit dem roten Lichte legt an. Die junge Serenaden-Sängerin singt in der gelben Gondel.

Bei den Straßensängern steht ein Pferdehändler, eingehängt in Eine mit goldenen Haaren. Ein schwarzes Seidenkleid mit bordeaux-roten Glasperlen fließt an ihrem süßen Leib herab und schimmert – – –.

Die Guitarren klimpern. Der Abendwind verdünnt sie, haucht sie weg – – –.

Echt venetianisches Volksleben entwickelt sich –.

Der Pferdehändler steht da mit seinem gewölbten Rücken und seinem schmalen Brustkasten.

An der Dame mit den goldenen Haaren fließt die Seide herab mit bordeauxrotem Geait – – –. Sie fühlt: »Hierher gehöre ich – – –!«

Bei der Sängerkapelle singt ein Tenor solo aus einem Notenblatte.

Die Anderen machen nur: »brum, brum, brum –.«

An einen Platanenbaum gelehnt, steht Frau Fabrikdirektor von H.

Sie ist blass, hat ein edles Antlitz – – –.

Ein junger Dichter grüßt sie höflich. Sie dankt kaum.

Dann fühlt sie: »Komme her, unter die Platane und höre mit mir dem italienischen Sänger zu – – –.«

»Das Notenblatt ist störend« sagt der Gatte, »man sollte frei singen.«

»Jawohl» sagt sie.

Venetianisches Leben!

Müde Gesänge, stehendes Wasser, alte verödete Paläste – – –.

An der Platane steht Frau Fabrikdirektor von H. Sie hat ein blasses Gesicht. Sie fühlt: »Venetianisches Leben – – –!«

Der Gatte sagt: »Komm', Anna, es ist feucht, Du wirst Dich verkühlen – – –.«

Sie denkt: »Guter, Braver – – –«, hängt sich in ihn ein.

»Was ist es für ein Styl?!« sagt sie über die Paläste.

»Gotisch-Byzantinisch« sagt der Bankdirektor, »es war die höchste Blüte – – –.«

Sie kamen auf den großen Platz, wo die hohen Birken sind. Der Platz war einsam. Le monde joyeux war den Straßensängern nachgezogen.

Zwischen den Birken hingen die Bogenlampen, wiegten sich ein wenig.

Der Nordwind wehte.

Die Serenaden-Sängerin ging langsam über den Platz und die dunkle Holzbrücke hinauf – – –.

Sie hatte ein Hemd an aus scharlachrotem Sammt, schwarze Haare, teint ambré.

Der Bankdirektor und die Dame blieben stehen, sahen ihr nach – – –.

Langsam stieg sie die Holzbrücke hinauf.

Der weite Platz war leer. Es duftete nach Prater-Auen. Zwischen den Birken leuchteten die Bogenlampen. Der Nachtwind wehte – – –.

Die Serenaden-Sängerin blieb oben stehen, verschwand auf der anderen Seite – – –. Dann hörte man singen: »Santa Lucia – – –.«

Der Bankdirektor ging mit seiner Frau langsam über den großen Platz.

Später stiegen sie in eine schwarze Gondel, fuhren durch die Canäle.

»Ca d'oro – –« sagte der Gondoliere mitteilsam.

»Gracia« sagte der Bankdirektor und gab eine Krone. Eine schwarze Gondel kam ihnen entgegengeflossen.

Ein junges Mädchen saß darin, allein. Sie hatte ein Hemd an aus scharlachrotem Sammt, schwarze Haare, teint ambré. Sie stützte die Ellbogen auf die Kniee, das Kinn in die feinen Oliven-Hände.

»La regina di Venetia – – –« sagte die Bankdirektors-Gattin, blickte der einsamen Gondel nach.

»Schwärmerin – – –« sagte der Gatte milde.

Sie: »Gefällt sie Dir nicht?! Oh gewiss – – –. Wie aus einer anderen Welt ist sie – – –.«

Der Gatte sagte: »Nimm' meinen Überrock über deine Kniee, Anna, es ist kühl am Wasser und Du bist blass. Geh' Anna, folge – – –.«

Der Gondoliere sagte: »Palazzo Vendramin, dove e morto Richard Wagner – – – – –. Palazzo di Desdemona – – –.«

»Gracia – –« sagte der Bankdirektor.

Die Dame blickte sich um nach der Serenadensängerin im Scharlachkleide. Aber man sah nichts als farbige Lichter und weiße Säulengänge – – –.

»Soll ich deine kleine venetianische Königin singen lassen?!« sagte der Gatte, »ich schicke ihr fünf Dukaten«.

»Und ich werde sie auf die Stirne küssen, la regina – – –!«

**Peter Gan**

Angina Pectoris

Ich weiß vor Angst nicht ein und aus,
vor Angst nicht aus und ein.
Einst war's ein Glück, nun ist's ein Graus
Und was wird morgen sein?

Komm, Abend, eh es Morgen wird,
und bette mich zur Nacht.
Mir scheint, ich habe mich geirrt
Und alles falsch gemacht.

Komm, Abend, gib Gelassenheit.
Geh, Welt, lass uns allein.
Es war einmal! ... o Mutter Zeit!
Und wird nie wieder sein.

nach 1945

aus: Ausgewählte Gedichte. Hrsg. v. Friedhelm Kemp. Wallstein Verlag, Göttingen, 1994

*In einer Epistel »an einen bedeutenden Kritiker« übte sich der Dichter und melancholische Humorist Peter Gan (1894-1974) in Bescheidenheit: Er sei »von Profession ein Wortemacher«, bekennt Gan in diesem frühen Text, und dies sei »bedenklich und nicht eben viel«. Bei aller »Bedenklichkeit« ließ sich der auf den Namen Richard Moering getaufte Sohn eines Hamburger Rechtsanwalts, der sich als »Revenant des 18. Jahrhunderts« sah und wegen seiner Passion für die Poesie enterbt wurde, von seiner Leidenschaft für die Dichtkunst nie abbringen. Seine Gedichte balancieren zwischen Leichtigkeit und Fatalismus.*

Als Peter Gan wischen 1945 und 1948 sein »Lied« schrieb, hatte die Poesie der Moderne gerade »das Zeitalter der Angst« (Wystan Hugh Auden) ausgerufen. Angesichts der Verheerungen, die der nationalsozialistische Raubzug durch Europa hinterlassen hatte, benennt Gan hier den schweren Herzanfall als existenzielle Grundgestimmtheit für alle freien Geister. Der Dichter selber war 1938 aus Deutschland geflohen, wurde während des Krieges interniert, floh nach Spanien und kehrte erst 1958 in seine Heimatstadt Hamburg zurück.

**Peter Gan**

Die Toten

Immer fremder werden wir den Erben,
schon die Enkel kennen uns nicht mehr.
Dieses noch mal nach dem Tode sterben
fällt uns Armen fast noch mal so schwer.

Immer noch in unsern morschen Tüchern
geistern wir umher und schwören stumm
auf die Wahrheit in den alten Büchern.
Keiner kehrt sich um.

(Ausgewählte Gedichte. Hrsg. von Friedhelm Kemp. Wallstein Verlag, Göttingen 1994.)

*Unter den literarischen Emigranten der Nazi-Zeit gehörte der studierte Jurist und Romanist Peter Gan (1894-1974) zu den weltläufigsten. Der als Richard Moering geborene Sohn eines Hamburger Anwalts hatte als Zeitungskorrespondent und Verlagslektor gearbeitet, bevor er vor den Nazis nach Frankreich und schließlich nach Spanien fliehen musste. 1958 nach Hamburg zurückgekehrt, behielt er seinen spielerisch-eleganten Ton bei, den er in seinem ersten Gedichtband „Die Windrose“ (1935) ausgebildet hatte. Aber es gibt auch dunkle Töne bei Gan:*

Das Klagelied der Toten beschwört das fortschreitende Vergessen der Nachkommen; die Erinnerungslosigkeit der Nachgeborenen bedeutet einen zweiten Tod für die Existenzen im Schattenreich. Was den Toten bleibt, sind hilflose Gesten, das vergebliche Aufrufen der alten Wahrheiten in den „alten Büchern“.

**Peter Gan**

Mythische Landschaft

Es kräht kein Hahn, und wonach soll er krähn?
Die Seelen sind aus Süßholz und Zement,
nicht eine Schwalbe lässt im All sich sehn,
nicht eine Lerche lobt das Firmament.

Kein Hase hoppelt durch den jungen Klee,
der Bach verschwindet unterm Seifenschaum,
ein Drahtgehege schützt das letzte Reh,
ein letzter Mensch verlobt sich einem Baum.

(Ausgewählte Gedichte. Hrsg. von Friedhelm Kemp. Wallstein Verlag, Göttingen 1994.)

*Der gebildete Jurist und weltläufige Schriftsteller Peter Gan (1894-1974) arbeitete zunächst als Korrespondent für die „Frankfurter Zeitung“ und ging nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1937 ins Exil nach Paris. Als Dichter bevorzugte er die leichte, ironische Tonlage. Für die Literaturkritiker der Nachkriegszeit war unstrittig, dass Gan „die heitersten, lustigsten Gedichte seit Morgenstern geschrieben hat, sprühende und knisternde Gebilde in denen die Erdenschwere zauberisch aufgehoben erscheint“. (Max Rychner) Aber es gibt bei Peter Gan auch dunkle Töne:*

In einem seiner letzten Gedichtbände, den „Soliloquia“ von 1970, bilanziert Gan in spätexpressionistischer Bitterkeit die Lage des Menschengeschlechts. Für die alten mythischen Figuren gibt es keine symbolischen Entsprechungen in der Gegenwart, die Utopien sind abgestorben, die Zeit der Emphase ist abgelaufen. Die Natur ist verwüstet, die Zivilisation gewaltsam eingehegt, jedwede Hoffnung hat sich verflüchtigt.

**Peter Hacks**
1. 8. 1973

Ulbricht leider ist tot und Schluss mit der Staatskunst in Deutschland.
Immer mächtiger treibts mich in den Goethe hinein.
Zieh jetzt, Freundin, dein Herz nicht zurück. Als letztes sonst bleibt mir,
Einzutrimmen die Kunst einer barbarischen Zeit.

**Peter Hacks**

1866 Oder: Sagen Sie mal was gegen Bismarck

- Bismarck, was hör ich, ein Krieg ist in Sicht?
Wer ist denn hier der König, den führ ich Ihnen nicht.

- Wenn es um Russland geht: der Zar
Ist mir gewogen ganz und gar.
Hinsichtlich jeder Zeiterscheinung
Sind er und ich stets einer Meinung.
Denn rechts des Niemen und rechts der Elbe
Das Dorfsystem ist fast dasselbe,
Der Barin zahlt wie der Baron
Viel lieber Prügel aus als Lohn,
(Nur sollen mir die leibeignen Seelen
Dereinst auch noch den Reichstag wählen).
Wir fühlen: jede Obrigkeit
Ist eine Gottgegebenheit,
Kurz, im Erhalten und Bewahren
Akkordier ich völlig mit dem Zaren.
Er hat mir versprochen, beim Kriegsgeschehn
Stillzuhalten und zuzusehn.

- Famos, lieber Graf. Famos, famos.
Doch bin ich noch die Skrupel nicht los,
Womit ich mich seit Tagen quäl.

- Wegen Viktor Emanuel?
Aber grad der hat als Genossen
Mich ins demokratische Herz geschlossen.
Ich bin der letztverbliebne Sohn
Der europäischen Revolution.
Die alten Reichsverfassungsstänker
Waren edle und tiefe Denker,
Haben nur das eine nicht bedacht,
Dass man Umsturz nicht in Kirchen macht.
Der König liebt mich. Er hat seine
Fürsten beseitigt wie ich meine,
Und böse sind wir im gleichen Grad
Mit dem Papst und seinem Staat.
Ich hab ihm Venetien angetragen.
Er wird sich tapfer mit uns schlagen.

- Sie haben noch immer nicht kapiert ...

- Majestät fürchten, Frankreich marschiert?
Doch nicht Napoleon. Bei dem Mann
Lernte ich alles, was ich kann:
Von Parlamenten und Parteien,
Nicht hinzuhören, was sie schreien,
Die Kunst des Staatsstreichs, des Volksbegehrens

Und des vom Volk die Straße Leerens;
Denn nur eine Kostenrechnung des Blutes
Verhindert Schlimmes und tut Gutes.
Wie alle Erfinder ist Bonaparte
In seinen Nachahmer vernarrt.
Er traut mir völlig. Ich bin da kühler.
Er ahnt nicht, dass am besten Schüler
Der beste Lehrer wird zuschanden.
Er ist vollkommen einverstanden.

- Nein, Bismarck, Sie sind ein Genie.
Ich weiß ja, sowas können Sie.
Ich wollte sagen: Mich verdrießt,
Wenn der Deutsche so auf den Deutschen schießt.

- Ach so, gottlob, ein Missverständnis.
Deutsche sind nach meiner Kenntnis
Ganz unbetroffen. Mein Eisen fressen
Sollen Nassauer, Hannoveraner, Hessen,
Auch Leute aus Württemberg oder Baden
Kämen allenfalls zu leichtem Schaden,
Doch sind sie geschossen nach Deutschland hinein,
Dann mögen sie ganz ruhig sein.
Ein Roland stell, in Erz gegossen,
Ich mich vor Reich und Kaiser hin.
Auf Deutsche, Sire, wird nicht geschossen,
Solange ich der Kanzler bin.

„Barin“ ist soviel wie Gutsherr. Mit den Kirchen, in denen man keinen Umsturz macht, meint Bismarck die Paulskirche. „Kostenrechnung des Blutes“ ist eine Übersetzung von économie du sang.

**Peter Hacks**

Alphornballade

Die Herde, der Hund und der Hirt haben droben
Am Saumpfad sich gänzlich verirrt.
Nun stehn sie, vom Abendpurpur umwoben,
Die Herde, der Hund und der Hirt.

Die Herde, der Hirt und der Hund sind verschwunden
Im tiefen, im nächtlichen Grund.
Sie sind verschwunden und ungefunden,
Die Herde, der Hirt und der Hund.

Der Hirte, der Hund und die Herd, ach, sie ruhen
Nicht unter, nicht über der Erd.
Nachts höret mans rufen und bellen und muhen ...
Der Hirte, der Hund und die Herd.

**Peter Hacks**

Als ich kam durchs Oderluch

Als ich kam durchs Oderluch,
Weiden und saures Gras,
Unken schrein im Schierlingskraut,
Bruder, so war das,
        Als ich kam durchs Oderluch.

Als ich kam zum zweiten Mal,
War versperrt mein Pfad,
Bagger und Planierraupen,
Gräben im Quadrat,
        Als ich kam durchs Oderluch.

Komm ich heut durchs Oderluch,
Singen die Mädchen im Korn,
Hinten, wo die Sonne sinkt,
Und am Wege vorn,
        Wenn ich komm durchs Oderluch.

**Peter Hacks**

Als mein Mädchen zu Besuch kam

Als mein Mädchen zu Besuch kam,
Unerwartet wie ein Lied,
Als ich sie dann auf das Tuch nahm,
Das mein Bette überzieht,
Als die Frösche und die Vögel
Munter quarrten in der Nacht,
Habe ich von Gottes Regel
Besser als zumeist gedacht.

Als mit Lachen und mit Stöhnen,
Als mit zärtlichem Gelüst
An der Schönheit meiner Schönen
Ich mich noch nicht sattgeküsst,
Als der Morgensonne Prangen
Aus den Wiesen sich erhob,
Wusste ich dem Unterfangen
Seiner ganzen Schöpfung Lob.

Diese Nacht war von den Nächten,
Wo der Mensch die Liebe spürt,
Wo die Knoten sich entflechten,
Die man ihm ums Herz geschnürt,
Als mein Mädchen zu Besuch kam,
Unerwartet wie ein Lied,
Und wo ich sie auf das Tuch nahm,
Das mein Bette überzieht.

**Peter Hacks**

Alte Charité

So viele Schwestern hatte ich noch nie.
Ich bin im Bett und außer Leibsgefahr.
In meinem Bauchfleisch steckt ein Stück Charpie.
Der Arzt stellt gerne seine Krankheit dar.

Durch hohe Fenster blick ich in den Westen.
Von Osten blick ich und von oben her:
Aus jenem üblen von den deutschen Resten
In den, worin mir noch viel übler wär.

Novemberbäume stehn besonnt und kahl,
Es sind die gleichen hüben oder drüben.
Natur kann weder retten noch betrüben.
Den Möwen ist die Mauer ganz egal.
Aus fernem Dunst taucht rötlich eine Eule.
Es ist die Nike auf der Siegessäule.

**Peter Hacks**

Am Scheideweg

Wenn Liebe mir am Leben zehrt,
Lieb ich doch immer fleißig.
Undeutlich ist des Lebens Wert.
Den der Liebe weiß ich.
Ich hab geackert vierzig Jahr,
Es ward mir bös gedankt.
Nun soll es sein die Nachwelt gar,
Die sehr nach mir verlangt.

Die Nachwelt rollt an mir vorbei
In weiß und rosa Kissen.
Da hab ich den Verdacht, als sei
Sie heute schon beschissen.
Mein Denkmal auf der Hacksallee,
Von Zukunfts-Volk umwühlt -
Wenn ich diese Kinder seh,
Schwant mir, was es fühlt.

Ich lieb nicht schlechter, als ich schreib,
Bin ja dasselbe Wesen.
Der Unter- wie der Oberleib
Hat seinen Marx gelesen.
Und wann ich den Entschluss gefasst?
Mein Engel, als ich fand,
Wie gut du mich begriffen
Mit deiner Engelshand.

**Peter Hacks**

Am Ziel

Voll mit Orden hängt und Wappen
Mein Portrait an jeder Wand.
Die auf Fehlern mich ertappen,
Bleiben lieber ungenannt.

Alle Erd- und Meeresteile
Gossen sich in meine Truhn.
Nichts gebricht mir mittlerweile.
Was ich wollte, hab ich nun.

Neckermann und Intourist
Schleusen Gruppen durch mein Haus.
Feine alte Fräuleins führen
Rangpersonen ein und aus.

Drinnen meine Werke haben
Kaum noch Stellplatz. Reih an Reih
Stehen sie in Prachtausgaben
Und vollkommen fehlerfrei.

Ruhm und Glanz sind mir gegeben.
Staunen brandet zu mir hin.
Teufel auch, das wird ein Leben,
Wenn ich erst gestorben bin.

**Peter Hacks**

Amor vincit

Das von der Welt und das von der Kunst und das von der Tugend.
Süßre Erwägungen lass endlich nun dehnen dein Herz.

**Peter Hacks**

An die Nachtigall

Wache auf, Gespielin mein.
Liebste mir von allen.
In des Mondes Silberschein
Mische du dein Dunkel ein.
Mir zur Gunst,
Mir zum Gefallen
Lasse dein Lied nun erschallen.
Wache auf, ich wache auch
In den Schattenhallen.
Füll mit Tönen Baum und Strauch.
Reiner Wonne Götterhauch
Lass schallen, lass schallen ...

**Peter Hacks**

An die Tugend

Tugend, keinen Dank bedarfs. Unstreitig,
Vieles Edle wirkte ich im Stillen.
Doch die Achtung wär nicht wechselseitig.
Nichts davon geschah um deinetwillen.

Lieber als Gewissenslohn genieße
Pralle ich und liebesfeuchte Leiber.
Was ich für die Menschheit unterließe,
Tu ich immer gerne für die Weiber.

**Peter Hacks**

Anlässlich der Wiedergewinnung des Paradieses

Vorüber, Liebste, ist das Exil jetzt. Zieh
Jetzt deine dünnere Haut an, die für Glück
Durchlässigere, die sich leicht trägt. Die Luft
Ist sanfter. Anmut ist dir erlaubt. In das,
Aus dem sie dich geschmissen haben, das Land,
Kehr heim, wo nicht die Abgase giftig sind
Und nicht die Abwässer stinkend, wo der Wolf
Hin mit dem Lamm geht und mit dem Menschen selbst
Der andre Mensch, und Ratten kommen nicht vor.
Die furchtbare Zigarette, lass sie jetzt
Unangesteckt. Den Panzer aus Selbstaufsicht,
Der vor dem Feind dich schützt und, leider, dem Freund,
Dem Schmerz und, leider, dem Genuss, häng ihn weg,
Zieh deine dünnere Haut an. Vor dem Tor
Des Lands ja steh ich, und was dem Gabriel,
Dem büffelstirnigen Schließmann, zustieß, dass
Die Hölle sich ihm zwischen dem Stiefelpaar
Durchwürmte: nimmer, Liebste, geschieht mir das.

**Peter Hacks**

Anlässlich einer Mainacht

Wenn das Glück sein Füllhorn auskippt, erwarten
Sie nicht Birnen, Trauben noch Rosen. Nämlich
Hierin irren die Maler. Sondern das es
Ihnen um den Kopf haut, das Obst, sind Neid von
Freunden, Abfall von Bundsgenossen und die
Schoflen Bräuche alle dieser zum Leben
Kaum geschickten Rasse. Dennoch, und solches
Redet einer, der weiß, wovon er redet,
Suchen Sie kein Dach auf, wenn das Glück sein
Füllhorn auskippt. Treten Sie nicht unter.
Ganz im Bodensatz, hinten, im perlmuttnen
Dunkel einer engeren Windung, wo man
Es schon für leer hält, hebt das Horn das große
Glück für Sie auf, das dunkle Glück der Liebe,
Das kein Scherz ist und weit vor dem die Worte
Enden. Aber fragen Sie meine blonde
Liebste, die es auch weiß. Es ähnelt einem
Sturm, der stillsteht, einer Flut, die nicht abebbt.
Eine Ruhe ists, unendlich, aus Freude.

**Peter Hacks**

Anlässlich ihrer Autoreise in die nördlichen Provinzen

Dies, o einfallsreicher Daimler, war keine
Gute Idee. Vier Tage lang und Nächte
Hat mein Mädchen die Stadt verlassen. Hätt sie
Müssen zu Fuß gehn, wär sie zu Haus geblieben.
Wird sie mich nun vergessen? Nein, das wird sie
Sicher nicht. Sie ist mir ein treues Mädchen,
Und die Unrast jenes windreichen Landstrichs
Wird sich tief in ihr langes Aug nicht senken
Und an ihrem Ohr sein Brausen vorbeigehn,
Voll genug ja ist sie von mir. Vielleicht gar
Wächst ihr schönes Gefühl noch, unbehelligt
Von seinem Gegenstande. Dennoch: sind wir
Uns nicht fern schon in der Klammer des Kusses?
Muss, dass wir uns beständig zu verlieren
Und zu finden haben, so quälend fasslich
Sein und messbar an kalkbeworfnen Steinen?
Mein geliebtes, mein bestes Mädchen, muss es
So sehr wegsein, meine Haut so voll Sehnsucht?

**Peter Hacks**

Anmut und Würde

Du mein Ernst und meine Freude,
Du mein Schlendern und mein Ziel,
Meine Freiheit, mein Gebäude,
Mein Gewicht und mein Gespiel.

Weil dein Kuss, dein blühend reiner,
Weil dein reiner Blütenkuss
Mich gemahnt, dass endlich meiner
Ich mich wert erweisen muss,
Bist du meine strenge Freude,
Bist du mein vergnügtes Ziel,
Meine Freiheit, mein Gebäude,
Mein Gewicht und mein Gespiel.

**Peter Hacks**

Anruf

Was hast du heute erlebt, und was wirst du morgen erleben?
Sag es ausführlich; mich quält, dass mein Geschäft mir verwehrt,
Dich zu bewachen in deiner allzeit mangelnden Vorsicht.
Welche Gefahren dem Kind drohen, begreift es ja nie.
Gingst die Straße du langsam, die holprige? Hast keinen Tropfen
Meines Empfindens verschwappt du aus dem randvollen Krug
Deines Herzens? Trafst du Leute, vermutlich. Vermutlich
Wieder die falschen. Versteh, Schreckliche, alle sind falsch,
Wenn mit dem Schwamm sie ihrer laut und dringlichen Reden
Offnen Diebstahl begehn an deiner Seele Besitz.
- Derlei äußre und, schlimmer, fühl ich. Und bin doch kein Feigling.
Wie, wer irgend dich kennt, weiß ich, wie frech du dir hilfst.
Feinden wünsch ich den Galgen, mir selbst versprech ich nur Bestes.
Einzig mit Sorge füllt jedem die Liebe den Tag.

**Peter Hacks**

Arie der Helena

Wie waret ihr euch gut und teuer,
Adonis und Venus, ach, wie sehr.
Auch in uns brannt das süße Feuer.
Das Feuer, ach, es brennt nicht mehr.
Hör uns flehn, blonde Göttin,
Uns Liebe zu geben,
Denn das Leben ist Lieb,
Denn Lieben ist Leben.

Die Gegenwart ist nichts als prüde,
Leidenschaft schweigt, und das Herz bleibt stumm.
Die Küsse matt, die Triebe müde.
Verlangen bringet uns fast um.
Hör uns flehn, blonde Göttin,
Uns Liebe zu geben,
Denn das Leben ist Lieb,
Denn Lieben ist Leben.

**Peter Hacks**

Athen

Du, hinter mir gelegen,
O Vaterstadt Athen,
Auf allen meinen Wegen
Dich will ich nimmer sehn.
In deinen Marmortoren
Wird auch der Mensch ein Stein.
Ich muss in dir geboren,
Doch nicht gestorben sein.

Ihr, hinter mir geblieben,
Ihr Frauen von Athen,
Bei allem meinem Lieben
Euch will ich stets verschmähn.
Du rosige Gemeinde,
Geh, spiel dein Spiel allein.
Ihr solltet süße Feinde,
Nicht Mörderinnen sein.

In eines Faulbaums Krone
Da bau ich mir mein Nest,
Wo es sich ziemlich ohne
Beschwerden leben lässt.
Und ob der Ast auch schwanke,
Wenn raue Winde wehn,
Mich tröstet der Gedanke:
Ich bin nicht in Athen.

**Peter Hacks**

Auf dem Abweg

Ungeschlafen, vollgesoffen,
Ward ich unlängst angetroffen,
Mit verquollnen Lidern auch,
Auf den Wangen Bissemale
Und mit einem Damenshawle
Im Oktobermorgenrauch.

Froh bemerk ich, dass ich schlinger.
Weibsgeruch an Kinn und Finger
Zeugt vom Hergang dieser Nacht.
Ob ich gänzlich nun verwahrlos,
Zittrig, leberleidend, haarlos?
Seis! das Beste ist vollbracht.

Plötzlich in den grauen Massen
Schattentrüber Hintergassen,
Wo die Stadt am Strome spart,
Quergestreift entquillt ein Schimmer
Einem hohen Hinterzimmer
Neben einer Toreinfahrt.

Fetzen, die an schlaffen Strippen
Um ein Loch im Pflaster wippen,
Wehren meinem Eigensinn.
Aber weder Sumpf noch Schranke
Schreckt mich heute. Und ich wanke
Zu besagtem Fenster hin.

Durch die Gitterladenritzen
Seh ich einen Kahlkopf sitzen,
Tränenfeucht das Haupt gesenkt.
Zenon ists, mein alter Lehrer,
Der in Bitternis, in schwerer,
Seines besten Schülers denkt.

**Peter Hacks**

Auf dem Bergarbeiterball in Bitterfeld

Auf dem Bergarbeiterball in Bitterfeld
Tanzt die ganze Welt für ihr gutes Geld
Ins Wochenend hinüber,
Je länger, je enger, je lieber.

Auf dem Bergarbeiterball in Bitterfeld
Der Max die Hede in den Armen hält
Beim Tango und beim Schieber,
Je länger, je enger, je lieber.

Das Klavier,
Das stand schon früher hier.
Das gehörte dem Herrn Baron,
Aber nicht mehr seinem Sohn.
Auf dem Klavier,
Da spielen heute wir,
Wir aus Grube und Fabrik
Unsre eigne Bumsmusik.

Auf dem Bergarbeiterball in Bitterfeld
Wird die ganze Welt auf den Kopf gestellt,
Und die Nacht geht nie vorüber.
Je länger, je enger, je lieber.

Wars schön?
Wunderschön.
Wars voll?
Wundervoll.
Auf dem Bergarbeiterball in Bitterfeld.

**Peter Hacks**

Auf dem Hof zu spielen ist nur Leiermännern gestattet

Gehn die Lampen an den Masten
Eben aus,
Schieb ich meinen Leierkasten
Aus dem Haus.

Tief vermummt mit schwarzem Schlapphut,
Schwarzem Bart.
Und ich steure kühn in unsre
Hofeinfahrt.

Und ich plärr die schönen Lieder,
Durch die Früh,
Immerzu und immer wieder,
Dideldü.

Und kein Mieter rufet böse:
So ein Krach.
Nein, sie zahln für das Getöse,
Das ich mach.

Und der Hauswart, der die Kleinen
Sonst verjagt,
Hört mich singen und muss weinen,
Und er sagt:

Ach, Signor, noch eine Strophe
Voll Gefühl!
Und ich stehe auf dem Hofe,
Dideldumtü, auf dem Hofe,
Ha, und spiel.

**Peter Hacks**

Auf der Suche nach der weißen Göttin

Ich weiß sehr wohl: ich hab es nie erfahren,
Noch auch ein Kleineres dafür gehalten.
Das Wunder, weiß ich, war es nie. Es waren
Des Wunders bunt und fassliche Gestalten.
Doch stets war mir vergönnt, das Glück mit Frauen
So tief zu fühlen wie es zu durchschauen.

O gäb es sie, die, Weib zugleich und Kind,
Reife und Reiz und Innigkeit vereinte
In einer Laune: sie wärs, die ich meinte.
Denn so durch ihren Zweck vereinzelt sind
Im Reich des Stoffes alle Köstlichkeiten,
Dass auch die Gegenteile Lust bereiten.

Sie, die, nie ausgeschöpft, von keiner Art
Und aller, unbestimmt durch Wo und Wann,
Das Seltne bindet, das Entlegne paart,
Es gab sie einst, die es nicht geben kann.
Von Delphis Nabel zu den Cordilleren
Gebot sie auf umdüsterten Altären.

Durch jedes Weib von weiß und mildem Schimmer,
Mit dem ich mich auf einen Haufen schmiss,
Hab ich sie immer angerührt. Doch immer
War zwischen ihr und mir ein Hindernis.
Da war kein Freuen, das nicht sie gewährte,
Und war kein Freun, drin ich sie nicht entbehrte.

Drum wenn ich heute für die Dünnen singe,
So sollen sich die Dicken nicht beklagen.
Ich bin ihr Diener. Allerliebste Dinge
Will ich mit nächstem auch von ihnen sagen.
Diese zu ihrer Zeit und die zu ihrer.
Wer sich hier fester legt, ist hier Verlierer.

Ich glühte gern. Im Tun und in Gedanken.
In Daunen lag ich und in Röhrichten.
Der Liebe pflog ich nach der Art der Franken,
Der klugen Liebe und der törichten.
Und immer wieder eine tröstlich Nackte,
In welcher ich die weiße Göttin packte.

Wie ist die Welt? Die Welt ist wie ein Weib.
Wie ist ein Weib? Ein Weib ist wie ein Bette.
Sie alle wärmen keinem Mann den Leib,
Der sie nicht vorher erst erwärmet hätte.
Der Kalte lebt, liebt, liegt im Kalten eben.
Was er nicht hat, das wird ihm nicht gegeben.

Die Liebe wie das Dasein überhaupt
Verdienen, dass man an sie glaubt.
Man kann sie sicher widerlegen.
Man kann sich sicher auch den Kopf absägen.
Es liegt bei dir. Dies gilt im ranzigsten
Noch der Jahrhunderte, dem zwanzigsten.

Und dennoch bleibt: die reinste Neigung endet
In Überwürfnis oder unansehnlich.
Sie endet todgleich oder eheähnlich.
Die Lust ist nicht von Dauer, die sie spendet.
Verstehe denn beim Auseinanderweichen:
Sie alle ja sind Teile nur und Zeichen.

Aus der Bedeutung aber dieser Zeichen
Entnahm ich von der Sache ziemlich viel,
Und immer näher unterm Nichterreichen
Kam mir das Unerreichbare, das Ziel.
Wohl über Manche legte ich die Beine.
Und aus den manchen wurde fast die eine.

Und voll vom Abdruck, fröhlich vom Geruche,
Der sich in mir, der Frauen, überdeckte,
Erfuhr ich sie, die rätseltief Versteckte,
Die weiße Göttin. Ewig auf der Suche,
Erklär ich heute schon, dass ich sie fand.
Ich traf sie nie. Ich hab sie gut gekannt.

**Peter Hacks**

Auf Lauras Entjungferung

Wie ein bewachtes Land, plötzlich erstarkt,
Sich auftun kann, den Fremden einzulassen,
Und kann am andern Ich das eigne fassen
Und büßt von sich nichts ein bei diesem Markt,

Hast, Laura, du den stets verschlossnen Schoß
Mir aufgetan und dich. Und keine Grenze,
Allein dein Wert bestimmt noch deine Gänze.
Um frei zu werden, wardst du freistattlos.

Weißer als sonst, mein weißes, schönes Kind,
Liegt schwarz umrahmt dein Antlitz in den Kissen.
Die Mauer deiner Scham ist aufgerissen.
Und jene Träne, die ins Haar dir rinnt,
Gilt schon dem Schmerz nicht mehr in deiner Blöße
Der Ahnung gilt sie abverlangter Größe.

**Peter Hacks**
Aus der Weisheit des Bonzen

Yan und Yin,
Ran und rin.

**Peter Hacks**

Aus Urgroßvaters Hutband

Der Sturm, der jagt die Wolken, auf lodert der Kamin.
Es sitzt der Urgroßvater und zittert mit den Knien:
Die lieben, alten Lieder, die wackersten von allen,
Ich trug sie einst im Kopfe, sie sind mir längst herausgefallen.

So sieh in deinem Hut nach, sie müssen doch wo sein.
Er hob den Hut vom Schädel und blickte tief hinein:
Ei, ei, die alten Lieder, hier stecken sie, die lieben! –
Aus Urgroßvaters Hutband hab ich sie treulich aufgeschrieben.

**Peter Hacks**

Ausblick

Liebe und Roheit, zwei Schiffe, sie fahren
Über den Ozean der Zeit.
Die Roheit kommt abhanden mit den Jahren,
Die Liebe bleibt in Ewigkeit.

**Peter Hacks**

Ausflug mit Aphrodite

Pirol lässt sein Lied ertönen,
Und ich gehe mit der schönen
Aphrodite, ihre Hand
In der meinen, über Land.
Weg und Flur im Morgenscheine.
Vor uns her am Ackerraine
Wandelt eine Wachtel, die
Man nicht sieht, doch hört man sie.

Und der Wiesen Dunst verschwindet,
Wie die Sonne sich entzündet.
Mir auch, Göttliche, sodann
Fang ich zu erzählen an,
Mir auch in der weiten Ferne
Seufzt ein Herz und hat mich gerne.
Und sie nickt und lächelt leis,
Wie als wenn sie es nicht weiß.

Erntewagen, vollbeladen.
Roten Mohn und lila Raden
Hat das Roggenfeld im Haar.
Und sie steckt sich auch ein paar.
Celsius' Säule steht auf dreißig.
Landmann, sei doch nicht so fleißig.
Komm in meine Arme her,
Küss mich, Mitarkadier!

Ah! die Brust schwillt vor Vergnügen.
Schwieg ich jetzt, es wäre Lügen.
Und an einem Rosenzaun
Muss ich ihr was anvertraun:
Himmlisch ist, von treuem Sehnen
Sich zu Recht umfasst zu wähnen.
Und sie nickt und lächelt leis,
Wie als wenn sie es nicht weiß.

Hesperos hebt seine Kerze
Über Berg und Waldesschwärze,
Hinter ihm ein Schimmer zeigt,
Wo Selene aufwärts steigt.
Abend fächelt. Und ich fühle
Seine höchst erwünschte Kühle,
Dass vor plötzlichem Genuss
Ich tief Atem holen muss.

Glücklich, spreche ich, ist jeder,
Den der Tod noch nicht am Leder
Hat und mit Gesetzes Kraft

Vor den Rhadamantys schafft.
Doch die Welt als Sitz der Wonnen
Kennt nur, wem du wohlgesonnen.
Darum will ich nie allein,
Stets von dir begleitet sein.

**Peter Hacks**

Ballade vom edlen Räuber

Ich trank den Roggenwhisky pur des Abends vor dem Herd,
Und wenn das eichene Fass leer war, dann stieg ich auf mein Pferd
Und ritt zu eines reichen Manns Haus in meinem edlen Sinn
Und ritt zu keines armen Manns Haus, da war kein Whisky drin.

Der König trinkt den Whisky pur, er trinkt das ganze Fass leer.
Und wenn des Königs Fass leer ist, dann hat er noch eins mehr.
Die armen Bauern rings im Land, die brennen früh bis spät,
Und wo ich keinen Whisky fand, findt ihn die Majestät.

Es hängt mein Kopf in Kupfer gestochen im Polizeirevier.
Des Königs Kopf in Kupfer gestochen, der hanget neben mir.
Dem König kann man nichts abschlagen, mir schlägt man ab das Haupt.
Ich glaub, ich bin noch edler, als die Polizei erlaubt.

**Peter Hacks**

Ballade vom großen Hut

Frau Zwerg kam übern Berg
Zur Stadt hinab gelaufen,
Um einen Hut zu kaufen
Für ihren Mann, Herrn Zwerg.

Sie ging ins Warenhaus,
Wo die Verkäufer dösten,
Und suchte von den größten
Den allergrößten aus.

Der Hut gefällt mir gut.
Der ist für einen Riesen.
Nein, nein, ich nehme diesen
Und keinen andern Hut.

Begeistert und bestaubt
Gelangt sie heim zur Tanne
Und setzte ihrem Manne
Den großen Hut aufs Haupt.

O Frau, der passt mir nie.
Es war ihm trüb zumute.
Die Krempe von dem Hute
Hing ihm bis um die Knie.

Pfui, welch ein kleiner Kopf.
Ich kann doch nichts dafüre.
Ich werf dich aus der Türe,
Du ungeschickter Tropf.

Herr Zwerg stand da allein.
Um ihn war alles finster.
So fiel er in den Ginster-
Und Unkenbach hinein.

Der Bach ging in den Strom.
Der Strom ging in die Meere.
In seiner Filzgaleere
Abschwamm der arme Gnom.

Beim Marakau-Atoll
Sah man zum letzten Male
Herrn Zwerg in seiner Schale,
Woraufhin er verscholl.

GELEIT:
Von manchem bittern Los
Soll das die Ursach sein:
Der Kopf ist nicht zu klein,
Der Hut ist nur zu groß.

**Peter Hacks**

Ballade vom Highway Man

Das ist die Glocke von St. Paul's,
Und das dort ist Big Ben.
Wen führen sie zum Galgen?
Macheath, den Highway Man.

Die Kutschen, die sind sicher,
Die Straßen wieder gut,
Das Schiff im Meer hat zu fürchten nicht
Als von Taifun und Flut.

Ein stolzes Lächeln spielet
Um seine Lippen, denn
Sie können nur einmal hängen
Macheath, den Highway Man.

Und lustig, der Herr Henker,
Herr Pfaffe, kein Geflenn.
Der Tod ist ein alter Geschäftsfreund
Von Macheath, dem Highway Man.

Lebt wohl, ihr kleinen blauen Augen,
Ihr seht mich lächeln heut.
Mein Herz wird brechen morgen.
Ihr seht mich lächeln heut.

**Peter Hacks**

Ballade vom schweren Leben des Ritters Kauz vom Rabensee

Es war ein alter Ritter,
Herr Kauz vom Rabensee.
Wenn er nicht schlief, dann stritt er.
Er hieß: der Eiserne.

Sein Mantel war aus Eisen,
Aus Eisen sein Habit.
Sein Schuh war auch aus Eisen.
Sein Schneider war der Schmied.

Ging er auf einer Brücke
Über den Rhein - pardauz!
Sie brach in tausend Stücke.
So schwer war der Herr Kauz.

Lehnt er an einer Brüstung,
Es macht sofort: pardauz!
So schwer war seine Rüstung.
So schwer war der Herr Kauz.

Und ging nach solchem Drama
Zu Bett er, müd wie Blei:
Sein eiserner Pyjama
Brach auch das Bett entzwei.

Der Winter kam mit Schnaufen,
Mit Kälte und mit Schnee.
Herr Kauz ging Schlittschuh laufen
Wohl auf dem Rabensee.

Er glitt noch eine Strecke
Aufs stille Eis hinaus.
Da brach er durch die Decke
Und in die Worte aus:

Potz Bomben und Gewitter,
Ich glaube, ich ersauf!
Dann gab der alte Ritter
Sein schweres Leben auf.

**Peter Hacks**

Beeilt euch, ihr Stunden

Beeilt euch, ihr Stunden, die Liebste will kommen.
Was trödelt, was schleppt ihr, was tut ihr euch schwer?
Herunter da, Sonne, und Abschied genommen.
Verstehst du nicht, Tag, man verlangt dich nicht mehr.

Mit seinen Droschken und Schwalben und Hunden
Wird mir das ganze Leben zum Joch.
Schluss mit Geschäften. Beeilt euch, ihr Stunden.
Und wärt ihr Sekunden, ich hasste euch noch.

Ich kann nicht erwarten, den staunenden Schimmer
In ihrem zärtlichen Auge zu sehn.
Verschwindet, ihr Stunden, am besten für immer.
Die Liebste will kommen, die Welt soll vergehn.

**Peter Hacks**
Bei Arnims

Das ist die Jahreszeit, für die nichts spricht.
Die Sonne scheint nicht, und es schneit auch nicht.

Man strebt ins Freie, übrigens: wozu?
Im Badezimmer steht der Wetterschuh.

Ein Weib, sagt Achim, das im Bad entbinde,
Gebäre einen Fisch statt einem Kinde.

Und Goethe, sagt er, unterwirft sich hündisch
Dem fremden Joch und fühlt nicht tugendbündisch.

Ich trete durch die Flügeltür ins Nasse.
Feuchte Baluster säumen die Terrasse,

Wo, oft in Schwermut, selten in Gedanken,
Die deutschen Dichter alle Kaffee tranken.

Am Wegrand mein Apoll. So feist und kosig,
Und hat schon wieder eine Hälfte moosig.

Hiernach verliert sich die geharkte Spur
Vorzeitig, wie ich finde, in Natur.

Die beigen Tränen kolossaler Eichen
Liegen am Boden, um ihm bald zu gleichen.

Noch fehlt es in den Kronen am Gesang.
In diesem Lande bleibt kein Vogel lang.

Zwei Stiefel bin ich, die durch Pfützen patschen.
Aus jedem Busch hör ich Bettine quatschen.

**Peter Hacks**
Beiseites

Kleineres Übel
Herzlich schätz ich mein Land, das mich, und von Herzen, missbilligt.
Das ist fad. Und doch: fader wärs andersherum.

Die Partei
Mit der Partei geht zu leben. Mein Wunsch, hätt ein Recht ich zu wünschen,
Wäre, dass sie vielleicht etwas parteilicher war.

Vorlaut
Ungerufen dem König zu Hilfe! Der Mann ist kein Narr doch.
Mühlos im vorlauten Dienst spürt er den Aufruhr heraus.

VUPs
Very unimportant persons? Man rechne mit ihnen.
Wo es um Vorteile geht: überall treffe ich VUPs.

Verstiegen
Freiheit der Presse, na ja. Doch Wahrheit der Presse zu fordern,
Hat sich, seh ich das recht, vor mir noch keiner getraut.

Demokratische Presse
Diebe und Lügner, entnehm ich dem Blättchen, gibt es auch hier noch,
Doch Journalisten nicht. Die denn doch wenigstens nicht.

Der Beamte
Immer zur Selbstkritik forsch wie der Lutherpfaffe zur Buße.
Selbstlob zög ich noch vor; Selbstlob, versteht sich, mit Fug.

Erworbene Eigenschaften
Missgünstig sei der Mensch und einsam geboren? Ich glaubs nicht.
Am Sozialismus gewiss liegt es, der macht ihn dazu.

Ninive
Sinn enthält die Geschichte, nicht deren einzelne Läufte,
Außer natürlich den Sinn, den die Geschichte enthält.

Fortschreitend
82 wars, als mein Volk zur nichtschmierbaren Butter
Zusätzlich noch die nicht streichbare Streichwurst erfand.

Schönhauser Allee
Kleiner in meiner Straße ward schon die Umweltbelastung,
Seit der Smog kam. Den Lärm puffert er merklich doch ab.

Der Singvogelkommunist
Gütigen Herzens lehrt er die katzenlose Gesellschaft.
Grüne Rote, euch fällt wirklich das Dringlichste ein.

Paris 68; Rechtsphilosophie § 5
Mairauch und Wirren - das Wortpaar eben sachte geschüttelt,
Schon durch den linken Odeur schwadet das Christliche durch.

Amerika
Diesem Erdteil, weiß Herder, an größeren Raubtieren mangelts.
Doch die gerechte Natur schenkte ihm Bechtel dafür.

Kinorepubliken
Rama Rao in Haiderabad, in Washington Reagan.
Freie Wahlen, das meint: Herzensdiebe zur Macht!

CIA
- Finden Sie raus, was Gott kostet. Sicher doch ist er erpressbar.
Woytila haben wir; jetzt muss uns der Alte ins Garn.

Pragmatiker
Alles besteht er mit Schlauheit. Neulich erblickt ich ein Kätzchen,
Wie es vorm Hagel floh: schlau in die Spitze des Baums.

Hasennasen
Meilenweit wittern sie jedes Ereignis, das mit dem Wind kommt.
Naht es gegen den Wind, hat es sie prompt am Genick.

Weitsicht
Ihre Weitsicht reicht, und günstigstenfalls, bis zum Freitag.
Kommen sie Dienstag zu Geld, machen sie Mittwoch ein Kind.

Vorhut
Zuchtvoll arbeiten Roboter, sie sinds, die alles erzeugen.
Würdig, Genossen zu sein, acht ich im Grunde nur sie.

Volksherrschaft
Demokratisch, das sind wir. Die nichtarbeitende Mehrheit
Gibt die Gesetze dem Staat, gibt die Gesetze der Kunst.

Sozialismus
Einen letzten Fehler hat er: es hängt ihm die Herkunft
Aus dem Arbeiterstand wunderlich immer noch an.

Höllischer Plan
Kann man ein Volk in die Steinzeit zurückregieren? Man kanns nicht.
Aber schon der Versuch dünkt mich satanisch genug.

15. 6. 1983
Wieder ein Kaiser! Ganz wie in alten vernünftigen Zeiten.
Zittert, Könige. Völker, freuet euch mit.

Auf Etliche
Dies steht, lieben Feinde, euch offen: im andern Jahrtausend
Unerinnert im Nichts oder verachtet zu sein.

Staatstheaterintendanten
Einer die Nase am Hintern des andern wandelt der Lemming,
Nimmt die Klippe und stürzt über die Klippe sich ab.

Kritiker
Müssen wahre Spechtsgehirne haben, dass ihnen
Nach dem Gehacke auf mir niemals das Schädelchen brummt.

Literarischer Supermarkt
Hierin gleichen Rezensenten den Hausfraun: sie kaufen
Nur, was laut für sich wirbt. Ohne das kaufen sie nicht.

Hosenordnung
„Sinn und Form“, ein berliner Modejournal, auch intimste
Fragen löst es: Man trägt, wünschen die Schneider, ihn rechts.

Anmaßung des Gefühls
Mitleid, bleibe bei deinem Leisten! Konni ist keine
Indische Mutter, was gehn indische Kinder ihn an?

Verstandesleistung
Trottel als Häupter von Akademien? Gern, doch verständge!
Trottel, hier her! der Fürst riefs, und der Gundling verstand.

Unwiederbringlich
Nie gibt das Grab ihn heraus. In Tränen zerrinn ich, es reut mich
Jede Gelegenheit, wo ich, ihn zu hängen, versäumt.

Zuwahl
Eine reife Leistung. - Ja, eine irrenhausreife.
Sicher, der passt zu uns; wählt ihn nur schleunig herein.

Ein Kloakendichter
Übelriechend schreibt er. Exkremente und Worte,
Durch das nämliche Rohr scheidet er die aus und die.

Auf ...
Auch von Lombrosos Leuten einer. Er zeigt uns ja beides,
Nur den Wahnsinn, kann sein, deutlicher als das Genie.

Esel
Hautnah gibt er die Welt, das Fühlen Unzähliger trifft er:
Alles selber erlebt, alles ein Niemandsgeschick.

Der Pfeifenraucher
Als die Rahel sieht er des Neuen Berlin sich. Er ahnt nicht,
Dass er Varnhagen bloß, und bloß sein eigener, ist.

Der Angestrengte
Schwer hat er neu sein, der Kleine. Alle abscheulichen Stücke

Schrieb Heiner Müller bereits, alle erhabenen ich.

Die Welpe
Wenn das Hundel das Stuhlbein beknabbert, wenigstens rühmt es
Sich seiner Jugend nicht, nicht seines schönern Gefühls.

Sturm und Drang
Goethe schickt sich zu Gerstenberg, Leisewitz, Lenz oder Klinger,
Wie zum Falstaffschen Mob scheinbar Prinz Harry sich schickt.

Ruhlos
Mancher gibt nicht bei, er sucht und sucht nach der Wahrheit.
Minder zur Bürde fällt, der sie, in Maßen, schon hat.

Dämmerungen
Gelb und rosa erschien und wie Richard Wagner gekleidet
Gestern der Abend. Der Tag heute kommt gräulich, wie Brecht.

Schuld und Sühne
Brecht im Fegfeuer, schmorend. Und kein Erbarmen, solange
Eine Zeile von Münz noch oder Müller erscheint.

Deutsche Dichter
Brecht und Arno Schmidt, sie starben gar frühe am Herzleid.
Wollt ihr der Liebe euch weihn, schafft euch ein steinernes Herz.

Nackthunde
Jene Sorte von nackenden Hunden, die immerfort zittern.
Dichter sind so. Nicht klug sind sie, sie frieren nur leicht.

Der Unkündbare
Wer kommt gelaufen? - Schumacher. - Fragt, was er will. - Seinen Auftritt.
Einmal dein Clown, stets dein Clown! fordert das Arbeitsgesetz.

Bewerber, Bewerber
Und wer noch wieder? - Albert. - Was, der auch will mein Clown sein?
Nein, ich nehm den nicht. Der ist doch Schmiere, der Mann.

Unblutige Zeiten
Liegs an gewonnener Milde, liegs am vollendeten Stumpfsinn:
Xenien töten nicht mehr. Nicht einmal den, der sie schreibt.

Überfordert
Schöpfer, der Mensch? und sein eigner? Lasst mir die Leute in Ruhe.
Ganz missglückt, wie sie sind, solln sie noch schuld daran sein.

Schleiermacher
Ein stupender Kopf. Der letzte Ort wohl, auf den ich,
Gott zu suchen, verfiel, wäre das menschliche Herz.

Analogie

Spiel der Natur oder Absicht des Schöpfers: auffällt, wie deutlich
Doch das Menschengehirn einem Paar Arschbacken gleicht.

Endzeit
An der bröckelnden Kirchwand die alte Sonnenuhr. Lohnt es,
Hier zu flicken? Wer weiß, ob denn die Sonne noch hält?

Voreilig
Voreilger Tod, Verzweiflung. Ist nicht das grausamste Urteil
Erst ein künftiges noch, außer wir fügten uns drein?

Frühe Bestimmung
Meiner Wiege zu Häupten: der Schutzengel, ferner die Muse.
Und sie stritten sich sehr. Leider, die Muse gewann.

Auf der Höhe
Gut sei, hör ich, mein Deutsch, doch gar nichts Neues enthalt es.
Wenn es nur gut ist! und dann: wäre nicht das eben neu?

Missdeutung
Äußerst gewöhnlich ist folgendes: dass, wenn zurück aus nem Sackweg
Einer entschlossen noch kehrt, - dass man ihn Rückschrittler
nennt.

Postmoderne
Ich bin nicht postmodern. Ich schon nicht mehr. Als ich zur Welt kam,
Achtundzwanzig, schon da war die Moderne passe.

Mensch, Esel, Wolf
Nazis reden wie ich? Meine Meinung über Salami
Wird, dem Esel zum Gram, leider vom Wolfe geteilt.

Zukunftsvertrauen
Unbeängstigt seh ich dem drohenden Nachwuchs entgegen.
Söhne zeugte ich nicht. Enkel, die morden nicht mehr.
Hand- und Kopfarbeit
Was, gelehrter Freund, hättest je du mit Händen ergriffen?
- Wäre die Liebste nicht, sicher nur immer Papier.

Öffentlichkeit
Ehrenden Rummel erduld ich, doch geh ich gerne zur Arbeit.
Wo man sehr mich bedarf, erst unterhalte ich mich.

Ballaststoffe
Funkbilder schluckt mein Gehirn wie der Straußenmagen den Bimsstein.
Wenn es natürlich nicht nährt, aber es kräftigt doch sehr.

Das verschämte Geschlecht
Alle Frauen ziehn alle Männer aus mit den Blicken,
Weiß ich, und denk nicht viel dran. Etwas geniert es mich doch.

Leser meiner selbst
Freudlos meine Sachen les ich. Ich sehe nur Fehler.
Manchmal kommt wer und sagt, ‘s wären auch Schönheiten drin

Gattungsfrage
Anteilnahme der Zuschauer am Geschehen der Bühne
Ist gemeint und gewollt, Teilnahme außer Betracht.

Elohim, ich
Fabelhaft, wie der die Welt schuf, und war doch alleine und hatte
Einzig zum Anlass das Nichts. Freilich, man merkt es ihr an.

Enthaltung
Das gehudelte Gute sei besser als schöne Verderbnis?
Richtig scheint mir der Satz, aber verdrießlich die Wahl.

Das unbekannte Wesen
Ewig ein Rätsel bleibt dem Begabten der minder Begabte.
Ewig dem Künstler ein Sphinx haust der gewöhnliche Mensch.

Unfair?
Immer unter den Gürtel, warum? - Verzeihung, bei aller
Redlichen Absicht, warum sind Sie auch immer so groß?

Herakles
Steht nicht dein Pfeil am Himmel? - Freilich, neben der Schlange
Steht er, die er verdarb. Die steht am Himmel und er.

TV
Fernsehen, sieht denn das wer? Ich will doch die Massen erreichen.
Haben den Hamlet nicht längst mehr als den Durbridge gesehn?

Dramatik
Und die Dramatik? - Wer, die Dramatik? - Ja, die Dramatik!
- Nun, in Kürze, mir gehts, wie es so geht, schlechter nicht.

**Peter Hacks**

Bescheidung

Ich bins zufrieden. Die Zerwürfnisse
Mit mir und denen sind nicht überscharf.
Hab nur erfüllbare Bedürfnisse.
Schnaps, Liebe, Kunst sind, deren ich bedarf.

Des Fortschritts krümmster Weg ist so verschieden
Nicht vom schnellstmöglichen. Er schleppt und klimmt
Hinan, so wie er muss. Ich bins zufrieden
Und also nicht zum Lyriker bestimmt.

**Peter Hacks**

Blumen schenkt mir die Liebste

Blumen schenkt mir die Liebste und hat mich also verstanden
Und bezweifelt das nicht, dass ich empfinde wie sie.
Schlipse, so denkt sie, besitzt er, Zigarren kauft er sich, Hunger
Leidet sein Magen kaum, aber, wie meines, sein Herz.
Aber dass roherfühlend der Mann nicht sein als die Frau muss,
Woher weiß sie das denn? Weil sie stets gut ist, wohl sind
Alle stets gut zu ihr, und nicht durch Erfahrung verängstigt,
Gibt sie mir Liebe und gibt liebliche Tulpen und sich.

**Peter Hacks**

Blumen schenkt mir die Liebste (2)

Aber als, den Strauß im Arme, ich heimging, inmitten
Gähnte des städtischen Beets, seltsam dem ähnlich, ein Fleck.
Und die Gewissheit fuhr, die schlimme, durchs Hirn mir. Ich wandte
Auf dem Fuße mich um. Her, und zur Rede gestellt:
So ja geht das nicht! - Und warum nicht? - Nämlich, wenn alle …
- Dich überhäuften wie ich? Das also hättest du gern!
- Nein, du weißt, was ich meine. - Weiß ichs? Ist dir das Böse
Nicht besonders genehm, das dir mein Lieben bezeugt?
- Sicher, halb nur zürn ich. Nicht rauben nur, fühl ich, auch morden
Wolltest du herzlich für mich; sicher, ich lieb dich dafür.
Freilich mehr noch, als für das Schwerere, würd ich dich lieben,
Könntst du aus Neigung zu mir sacht der Gesittung dich nahn.
(Sprachs, und hatt es gesagt. Doch nimmer, wusst ich, gebessert
Wird durch Liebe das Weib, sondern gebessert durch nichts.)

**Peter Hacks**
Böse Menschen singen nicht

Was ist die Wirkung des Gesanges?
Die Worte einen sich zum Klang,
Bis mittels holden Götterzwanges
Der Sinn sich reinigt im Gesang.
Gutes spricht, wer Schönes spricht.
Böse Menschen singen nicht.
- Und Nero?
- Böse Menschen, Nero einmal ausgenommen,
Singen nicht.

Was ist die Zaubermacht des Tanzes?
Die Schritte fügen sich zum Kranz,
Der Geist wird mit dem Leib ein Ganzes,
Die Glieder seelenvoll im Tanz.
Wohllaut wird verkörperlicht.
Böse Menschen tanzen nicht.
- Nun, indessen Caligula?
- Böse Menschen, den Caligula einmal beiseit gelassen,
Tanzen nicht.

Kunst hat Gewalt, die Welt zu heilen
Von Eigensucht und Vorurteil.
Die Schönes baut aus schlechten Teilen,
Führt den Charakter auch zum Heil.
Einer, der Gesetze bricht,
Geht doch in die Oper nicht.
- Wirklich? Und diese?
- Böse Menschen, hier von allen denen einmal abgesehen,
Gehen in die Oper nicht.

**Peter Hacks**

Büchner

Den einsichtsvollen Danton, den müden, den
Der bürgerlichen Klasse Zusammenbruch
So gründlich im voraus lebenden, den viel
Wissenden, aber nicht weiterwissenden,
Ich fass ihn, Büchner, fass Ihre Langweile,
Nur nicht die Jaegle, Büchner. Die fass ich nicht.
Sie sehens ja, Ihren Aretino hat
Sie Ihnen kaputtgemacht, die Brandstifterin,
Dies hassenswerteste Weib der neuern Zeit.
Doch wie hieß, der ihn ihr in die Hand gedrückt?
Gabs denn nicht schöne Hintern und Busen mehr,
Musste das auch noch fromm sein? Der letzte Freund
Verließ Sie; nahmen Sie, was Sie kriegten, jetzt
Zur Freundin: das Tochtermensch des Hauptmieters?
O diese Gretchenkletten immer an
Den deutschen Fäusten. Was für bucklige
Witfrauen hinterlasst, Titanen, ihr.

**Peter Hacks**

Capua-Song

Groß war der Mut. Das Horn zum Angriff blies.
Und wie ein Löwe kämpfte Marschall Traun.
Da wurde mir ein Loch ins Fleisch gehaun
Von einem Feinde, der auch Mut aufwies.
    Das war bei Capua, als es so kam,
    Dass nun mein Bein von mir den Abschied nahm
    Und lag, ein fremder Knochen, da.
    Was war mir Capua?

So sitze ich, gelehnet an mein Grab,
Den man nicht fragen muss, was ihm wohl fehlt.
Ein neidischer Rest, der sich ums Graubrot quält,
Weil er sein Kostbarstes für nichts hingab.
    Das war bei Capua, als es so ging.
    Dass nun mein Glück nicht mehr von mir abhing
    Und mir die schwere Not geschah.
    Was war mir Capua?

Groß war der Mut. O Jüngling, bleib timid.
Groß war der Mut. Viel größer ist die Reu.
Folg nicht dem Kalbfell. Folg nur deiner Scheu.
Welch kleiner Schritt vom Held zum Invalid.
    Das war bei Capua am fernen Ort.
    Doch wo du mutig bist, bist du schon dort
    Und spürst den Wurm in Gloria
    Und hast dein Capua.

    Gott schuf den Mensch mit hundert Gliedern.
    Gott ist ein Mann, der selten irrt.
    Solln wir ihm was von Capua erwidern,
    Wenn er uns einmal milde ansehn wird?

**Peter Hacks**

Chor der Bauarbeiter

Aus den Schwaden bereits raget das Baugeschehn,
Wächst die Rundung des Walls, türme- und torereich.
Alles schafft, was das Leere
Zu durchmessen befitticht ist.

Erst des starken Geästs tragendes Grobgeflecht,
Dann das kleine Gestrüpp, Zweiglein und Blätterchen,
Bis aus Laub, Moos und Hälmlein
Steht im heimischen Stil das Werk.

Durch den dünneren Dunst steigend zum dünnesten,
Stellen, heilig erregt, mitten ins Blaue wir
Wolkenkuckucksheims Feste,
Die dem Luftreich gebietende.

**Peter Hacks**

Chor der Vögel im Regen

Wehe, es regnet. Erbarmen, es nahet die schlechte Zeit.
Ach, des Busches bewegliches Haus, erbauet für freundliche Tage,
Hält da nicht stand. Auf der Vielzahl der Dächer
Steigt das Unglück zu uns wie auf Treppen herab.
Durch die Wände, leider wie Türen jetzt, in die Kammer
Dringt es mitten herein, die einst heitre. All unser Treiben,
Ach, auf freundliche Tage berechnet, hält nicht stand.
Unser Gefieder, wärmend in freundlichen Tagen,
Ist durchnässt. Wir schüttelns aus in der Nässe.
Pochen sieht man unsre fröstelnden Herzen nun.
Regen kühlt die Beeren, die roten der Berberitze
Und die schwarzen des Faulbaums, und machet Wasser uns kauen,
Mehr als uns lieb ist. Unsre Lieder mit
Klebenden Federn, erdacht für freundliche Tage,
Schwingen sich nimmer empor. Ach, vertrieben
Aus der schweigenden Welt das Summen des Essenswerten. Wehe, es regnet.
Missgestimmt sind wir, nimmer in uns beruhigt Vögel mehr.

**Peter Hacks**

Chor und Chanson des Orest

Schmückt die Locken mit Rosenkränzen,
Kühlet den Wein,
In den Orkus mit Narrentänzen
Tanzet hinein.
Unser Leben währet eben
Höchstens achtzig Jahre lang,
Und war es ein gutes Leben,
War es Freud und Müßiggang.

Venus, welch verzehrend Feuer
Hast du in uns angefacht,
Allenthalben hört man heuer,
Wies in Bett und Ehe kracht.
Doch der Mann, das Ungeheuer,
Kommt und stört die Liebesnacht.
In die Wüste, heißt es dann.
In die Wüste mit dem Mann.

Der Menelaos, mein Herr Vetter,
Hat der Göttin Macht gespürt.
Paris hat ihm, Donnerwetter,
Seine Suppe umgerührt.
Besser still geschwiegen hätt er,
Nun kriegt er, was ihm gebührt.
In die Wüste, in den Bann.
In die Wüste mit dem Mann.

**Peter Hacks**

Choral

Ein irischen Glauben,
Ein irische Mutter,
Ein irischen Esel
Mit irischem Futter
Und die Kühnheit der Welt
Hat ein irischer Held.

**Peter Hacks**

Chorlied an das Bett

O gesegnet das Bett
Und gesegnet der weißliche Ahorn,
Von nervigen Händen gefällt, geschnitzt unter Liedern,
Und gesegnet die Daunen von mancherleifarbgem Gevögel
Und die Füße, gedrechselt vom Zahn des libyschen Untiers.
Schön steht es da in der blendenden Sonne des Mittags,
Und wie Silber schimmerts im Mond, der mählich vom Meer kommt.
Gesegnet sei es, das breite und lange, das bräutliche, ungeduldige.
O gesegnet, gesegnet das Bett.

**Peter Hacks**

Chorlied an die Muse

Wenn du den Krieg rühmst, Muse, als Trossweib dann wirst du reisen,
Ausgeschlaucht, syphilitisch, dem schmutzigsten Landsknecht zu Willen,
Zu deinem Publikum von Krüppeln.
Morgens trommelst, abends am Schindanger endest du.
Aber im Dienste des Friedens, Himmlische,
Der Götter Hochzeiten singend, der Männer Festmahl,
Klingen süß deine Lieder wie die der Schwalbe im jungen Lenz,
Machst du die Menschen freundlich und bauest in ihren Herzen dir
Eine unvergängliche Wohnung.

**Peter Hacks**

Couplets der Galatea

Ein Mann von Geist,
Wenn er verreist
Und aber heimkehrt vor der Zeit,
Er gibt erst Kunde
Von Tag und Stunde,
So fordert es die Schicklichkeit.
Die Gattin gern
Empfängt den Herrn
Mit Dank und Lob und Liebesfleiß.
Auf ihn, den Mann,
Kommt alles an:
Was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß.

Ein alter Narr
Liebt die Gefahr
Und tritt ins Zimmer unverhofft.
Der Kerl ist sechzig,
Der Vorwitz rächt sich,
Die Folgen sind abscheulich oft.
Geschrei und Krach
Im Schlafgemach,
Verloren ist das Paradeis.
Auf ihn, den Mann,
Kommt alles an:
Denn was er weiß, das macht ihn heiß.

**Peter Hacks**

Couplets der Helena

Dem Herzen folgen gilt als Sünde.
Der Liebe Weg ist dornenvoll.
Doch gibt es, ach, die besten Gründe
Immer für das, was man nicht soll.
Wie ging es meiner Mutter Leda
Mit meinem Väterchen, dem Schwan?
Sein Herz war schwarz, weiß war die Feder.
Sie musste tun, was sie getan.

Ach, Venus, glaub, wenig froh ist, der liebt,
Solang es Götter, ja Götter noch neben dir gibt.

Gescheiter wär, die Triebe dämpfen
Und klüglich meiden, was gefällt.
Sonst heißt es gegen Götter kämpfen,
Ja, gegen Götter und die Welt.
Zweideutig ist der Schönheit Gabe
Und schwer, anders als andre sein.
Weil ich so viel Verehrer habe,
Bin ich so sehr mit mir allein.

Ach, Venus, glaub, wenig froh ist, der liebt,
Solang es Götter, ja Götter noch neben dir gibt.

**Peter Hacks**

Couplets der Könige

Wir sind die ehernen Eichen,
Ajax eins und zwei.
Wir tun uns unerhört gleichen
Wie ein Ei dem Ei.
Vier Arme, die nimmer weichen,
Und kein Kopf dabei.
Wir sind die ehernen Eichen,
Ajax eins und zwei.

Ich bin der Erste im Kampfe,
Bin der Held Achill.
Bevor von Blut ich nicht dampfe,
Wird mein Herz nicht still.
Provinzen ich niederstampfe,
Wenn ich ausgehn will.
Ich bin der Erste im Kampfe,
Bin der Held Achill.

Bin Menelaos, der Gatte
Von der Helena.
Als ich das Weib noch nicht hatte,
Wie gut gings mir da.
Allein lieg ich auf der Matte,
Jede Nacht beinah.
Man wird nicht ungestraft Gatte
Von der Helena.

Will meinen Namen nicht nennen,
Bin Agamemnon.
Ein jeder Grieche muss kennen
Meinen Bariton.
Die Fürsten Europas flennen
Unter meinem Thron.
Brauch keinen Namen zu nennen,
Bin Agamemnon.

**Peter Hacks**

Couplets des Agamemnon

An Hellas' unbescholtner Küste
Brach Völlerei wie Pocken aus.
Venus Astarte zeigt die Brüste.
Priapus nimmt sich auch was raus.
Und keiner lebt mehr, wie er müsste,
Jeder wälzt sich in Saus und Braus.
Herr, versteht,
Dass das aus dem Ton nicht weitergeht.

Statt die Gavotte hübsch zu tanzen
Oder den Ländler frisch, fromm, froh,
Tanzen die schwarzbestrumpften Pflanzen
Tänze von niedrigstem Niveau:
Abscheuliche Extravaganzen,
Unbeschreiblich, doch etwa so ...
Herr, versteht,
Dass das aus dem Ton nicht weitergeht.

**Peter Hacks**

Couplets des Orest

Kennen Sie schon die schärfste Nachtbar
Zwischen Parnassos und Korinth?
Die Fraun kaum achtbar,
Doch sehr betrachtbar,
Dort in der Bar zum Labyrinth.
Parthenis hier, Leaena da,
Tsching la la, tsching la la,
Oia kephale, kephale, o lala.

Papa belächelt meine Schwächen,
Zeiget mir stets die offne Hand.
Wer wird am End die Zechen blechen?
Das brave Volk von Griechenland.
Parthenis hier, Leaena da,
Tsching la la, tsching la la,
Oia kephale, kephale, o lala.

**Peter Hacks**

Da ist ein Weg im städtischen Rasen

Da ist ein Weg im städtischen Rasen,
Wo ich getreten bin.
So oft bin ich gegangen
Zu meiner Liebsten hin.
Es wird mich nie gereuen,
An ihr mich zu erfreuen.
Drum führt ein Weg im städtischen Rasen
Zu meiner Liebsten hin.

In ihrem Bett, von sechzig,
Sechs Federn sind entzwei.
So oft hab ich gelegen
Meiner Liebsten bei.
Es wird mich nie verdrießen,
Ihr Wohltun zu genießen.
Drum bis die letzte Feder hin ist,
Will ich ihr liegen bei.

Wohl eher oft als selten
Hab ich ein Weib gekürt.
Jetzt stehen sie und schelten
Und bleiben unverführt.
Doch sollt ich mir versagen,
Bei ihr mich zu behagen?
Die Treue lass ich gelten,
Die aus der Liebe rührt.

**Peter Hacks**

Dansa

Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an,
Hab einen Mann, den ich nicht leiden kann.
Solo: Sprecht, alte Damen, die ihr einst gern küsstet,
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an?
Solo: Bin ich mit Amors Waffen nicht gerüstet?
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an?
Solo: Ists nicht mein Recht, wenn mich nach Kampf gelüstet,
Ehe mein bisschen Jugend ganz verrann?
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an,
Hab einen Mann, den ich nicht leiden kann.
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an,
Hab einen Mann, den ich nicht leiden kann.
Solo: Drum will ich meine Ehrbarkeit besiegen.
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an?
Solo: Schön ist mein Liebster, herzhaft und verschwiegen.
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was fang ich mit dir an?
Solo: Es liegt bei mir, so will ich bei ihm liegen,
Ehe mein bisschen Jugend ganz verrann.
Chor: Liebreiz, ach Liebreiz, was anders fang ich an
Mit einem Mann, den ich nicht leiden kann?

**Peter Hacks**

Das Bad im Freien

Zwischen Haselstrauch und Tanne,
Vor des Zauns bemoosten Streben
Stehet Chloes Silberwanne.
Chloe steht daneben.
Himmel blau und Wolken weiß.
Mandelröschen sommerheiß.
Chloe tunkt ein Fingerlein
Prüfend in das Nass hinein.

Bald schon wagt sie ein paar Spritzer.
Da sie sich vornüber leget,
Wird ihr Busen etwas spitzer,
Als er sonsten pfleget.
Jetzt so hockt sie sich. Und jetzt
Hat sie sich hineingesetzt.
Wenn der Inhalt überschwappt,
Hat das seinen Grund gehabt.

Mit den Knien säuberlich
Auf dem Rand, die Wädchen drüber,
Hat sie die Natur, hab ich
Chloen gegenüber.
Ihrer Füße Lilienhaut
Ist vom Waldweg angegraut,
Und ich fühle: Freundespflicht
Leistet, der ihr davon spricht.

Freilich, wie zu dem Behufe
Ich mich hilfreich ihr geselle,
Was empfängt mich? Klagerufe,
Püffe, Wasserschwälle.
Warten muss ich fern und still,
Bis sie plötzlich wieder will,
Frauenherz, wer dich begreift,
Dass man ihr den Rücken seift.

**Peter Hacks**

Das Ende

Gern beschwörst du das Ende unsrer Beziehung. Warum nur?
Weil meinen Wankelmut du oder den deinigen kennst?
Weil dies Äußerste, meinst du, nicht währen kann, oder einfach,
Weil mein beteuernder Kuss so deinen Lippen behagt?
Was da nun sei und davon sich denken ließe, das Zeichen
Nennen will ich dir jetzt, wann es vorbei ist bei mir:
Wenn ich je schlecht oder gut zu dir war. Will sagen, sobald ich
Etwas aus anderem Grund je als aus Liebe dir tat.

**Peter Hacks**

Das Heimchen

Das Heimchen nun ist eine Grille
Von ganz besonders schriller Schrille.
Man kann es hören, aber kanns nicht orten.
Ob rechts, ob links, ob hüben oder dorten,
Ob unter der Kommode, hinterm Bild,
Die Stelle bleibt geheim, von der es schrillt.

Wir rächen uns mit einem Reimchen
Auf unser Heiminsekt, das Heimchen.

**Peter Hacks**

Das Kind am Alexanderplatz

- Armes Kind, was weinest du?
- Hab mein Streichhölzlein verloren.
- Ei, wer wird denn gar so schrein
Wegen einem Streichhölzlein!

- Reibeflächlein hab ich schon,
Schwefelfädlein hab ich schon,
Bömbchen liegt schon unterm Alex,
Fehlt mir nur das Streichhölzlein.

(Die Gedichte. Edition Nautilus. Hamburg 2000. © Eulenspiegel Verlag, Berlin)

*Der politisch und ästhetisch unberechenbarste Dichter der DDR war wohl Peter Hacks (1928-2003). Mit seinen Dramen hat er sehr viel ästhetische Energie in die klassizistische Denkmalspflege des real existierenden Sozialismus investiert, ohne freilich das Misstrauen der SED-Kulturpolitiker immer dämpfen zu können. Im Zweifelsfall entschied er sich für stets für die Provokation des Zeitgeists - und für einen linksaristokratischen Fundamentalismus.*

Im Gewand des Kinderverses spricht Hacks hier von einer Ungeheuerlichkeit - von einem potenziellen Terroranschlag im Zentrum des sozialistischen Staats. Mit den unschuldig daherkommenden Diminutiven („Streichhhölzlein“, „Bömbchen“) tarnt der Dichter den fast undenkbaren Schrecken. Hacks steigert die Irritation, indem er ein Kind zum möglichen Attentäter stilisiert. In einer Anmerkung zu dem 1988 entstandenen Text spricht Hacks von einer „mythischen Fabel“.

**Peter Hacks**

Das kleine Testament des Hauptmanns Macheath

In dieser dumm und tristen Welt,
Wenig dauernd,
Tu ich genau, was mir gefällt,
Nichts betrauernd.

Und manches vollgefressnen Narrn
Beutel fegend,
Entleer ich meinen Hohn und Harn
In die Gegend.

Der Mensch hat seinen Wert als Fraß
Für die Raben,
So wird doch wer von meinem Aas
Etwas haben.

Herr Gay sagt, dass in unsrer Erd
Doch ein Sinn ist.
Wissen werd ich, wenn ich drin sein werd,
Ob was drin ist.

**Peter Hacks**

Das Lied vom schnellen Hasen

Es war einmal ein Hase,
Der konnte so schnell laufen,
So geschwind, so geschwind
Wie der Wind, der Wirbelwind,
Wie die Saiten der Gitarre.

Der Hase lief zum Bäcker,
Um sich ein Brot zu kaufen,
So geschwind, so geschwind
Wie der Wind, der Wirbelwind,
Wie die Saiten der Gitarre.

Da kam der böse Rotfuchs,
Der wollt den Hasen raufen.
Doch der findt, wie geschwind
Manches Mal die Hasen sind,
Wie die Saiten der Gitarre.

Da kam ein großes Wasser,
Darin sollt er ersaufen.
Das beginnt und bleibt hint,
Denn der Hase, der gewinnt
Wie die Saiten der Gitarre.

Da sprach der Oberjäger:
Ich schieß ihn übern Haufen
Doch der Hase entrinnt
Noch der Kugel von der Flint
Wie die Saiten der Gitarre.

**Peter Hacks**

Das lustige Vögelein

Ein uralter Griesgram
Ging ich schlafen zur Nacht.
Als ein lustiges Vöglein
Bin ich wieder erwacht.
Tirili tirili
Tirila.

Jetzt kann ich fliegen, wohin ich mag,
Bis nach Gomorrha, der Stadt,
Da wohnt mein herzlieber Bruder,
Der mich verraten hat.
Er sitzt mit meinem Herrn Henker
Beim roten Wein zuhaus.
Da pick ich lustiges Vöglein
Ihnen die Augen aus.
    Wer lebt leichter, wer lebt froher als ein Vögelein?
    Nichts ist besser, nichts vergnügter als geflügelt sein.

Ich fliege zu meiner Schön-Hannchen,
Die denkt mein in Begier.
Und wenn Schön-Hannchen mir treulos war,
Flieg ich ins Fensterlein ihr.
Sie liegt mit mei'm herzlieben Bruder
Und Bein mit Bein verschränkt.
Da stehl ich ihr die goldne Uhr,
Die ich ihr gestern geschenkt.
    Wer lebt leichter, wer lebt froher als ein Vögelein?
    Nichts ist besser, nichts vergnügter als geflügelt sein.

**Peter Hacks**

Das musikalische Nashorn

An einem heißen Ort der Erde,
Da lebte eine Nashornherde.
Sie gingen schläfrig auf der Weide.
Sie waren stark, doch ohne Zorn.
Sie taten keinem was zuleide,
Und nur dem Räuber droht ihr Horn.

Nun aber wuchs in ihrer Schar
Ein Jüngling auf, der anders war.
Er schwärmte früh für alles Schöne,
Insonderheit die Kunst der Töne,
Und stellte eines Tages fest,
Dass auf dem Horn sich blasen lässt.

Und wenn sie gut geweidet hatten,
Im Herzen Ruh und Gras im Magen,
Und malvenblaue Mondenschatten
Wie Bänder auf der Steppe lagen,
Stand unser Musensohn allein
Im apfelroten Abendschein
Und blies voll Schmelz und ohne Härte
Die allbeliebten Hornkonzerte.

Doch eines Nachts aus Urwalds Tiefen
Kamen die Löwen. Die Nashörner schliefen.
Nur des Künstlers feines Ohr
Richtet voll Misstraun sich empor.

Und näher kamen die Löwen geschlichen.
Und immer näher.
                                        Dem fürchterlichen
Löwen, der an der Spitze ging,
Schon die Spucke am Maul hing.

Da hat unser Nashorn das Horn genommen.
Alarm! Das hieß: die Löwen kommen.

Auf wachten da die Bullen all
Und stellten sich zu einem Wall.
Die Hintern hinten, die Nasen vorn.
Und immer Horn an Horn an Horn.

Die Löwen sahen sich ertappt
Und hättens lieber leicht gehabt.
Sie strichen in lautlosen Kreisen und Schleifen
Und wagten doch nicht anzugreifen
Und sind zuletzt in langem Bogen,
Die Schwänze einwärts, abgezogen.

Die Bullen eilten umzuschaun
Nach ihren Kindern oder Fraun,
Die in der Väter Schutz und Gatten
Sich vor dem Feind verborgen hatten.
Jedoch wie groß war ihr Entsetzen,
Als mitten auf den tiefsten Plätzen
Des Hörnerrings sich wer? befand -
Wahrhaftig: unser Musikant.

Der Oberbulle sprach mit Schnauben:
„Wenn ichs nicht säh, ich könnts nicht glauben.
Ein strammer Kerl von festen Knochen
Hat sich beim Kälbervolk verkrochen.
Wer Angst hat“, sprach er, womit er schloss,
„Wird nie ein rechtes Rhinozeros.“

„Ich hatte doch nicht Angst um mich“.
Verteidigt unser Nashorn sich.
„Nur um mein Horn. Der Kunst bestimmt,
Im Kriege leicht es Schaden nimmt.
Ihr hört doch alle, will ich schwören,
Gern meine Nachtmusik.“ - „Wir hören“.
Versetzt der Bulle ohne Spaß,
„Nur schlecht, wenn uns der Löwe fraß.“

Dann ward von den Rhinozerossen
Ein harter Urteilsspruch beschlossen:
Allein greifst du die Löwen an.
Allein jetzt stehst du deinen Mann.
Wenn sie dich fressen, sei dein Trost:
Es ist die Strafe, dass du flohst.

„Ich kämpfe“, sprach der Musikus,
„Nicht weil ich möchte, weil ich muss.
Doch bis zum nächsten Vollmond scheiden
Lasst mich zuvor und haltet still,
Da ist ein Hornkonzert von Haydn,
Das ich noch fertig üben will.
Dann tue ich, wie ihr begehrt.“
Der Bulle sprach: „Es ist gewährt.“

Was aber war in Wahrheit dann,
Was unser schlauer Freund begann?
Er gab ein Päckchen auf die Post
Ans Löwenrudel Süd-Süd-Ost.

Die Löwen, als sie die Schnur abbanden,
Im Päckchen 50 Kämme fanden
Samt 50 seidnen Blatt Papier.
Sie sprachen: „Wozu soll das hier?“
Doch lag ein gedruckter Zettel bei,
Wie Blatt und Kamm zu brauchen sei:
„Du legst es an die Schneidezähne
Und singst hinein, dann gibt es Töne.“
Das Instrument ist leicht gemeistert.
Die Löwen waren wild begeistert.

Und als die sandig gelbe Flur
Des Mondes Fülle schräg beschien,
Da sah man auf der Löwen Spur
Die Nashornherde schweigend ziehn.
Das Rudel lag auf einer Lichtung.
Man hörte aber aus der Richtung
Ein süßes Zirpen oder Summen.
Was ist das? Doch kein Löwenbrummen!

Das Nashorn senkt das gepanzerte Haupt
Und hebt das Schwänzlein verwegen.
Der Boden, er bebet, die Steppe, sie staubt.
So stampft es dem Feinde entgegen.

Ernst nickt die Herde hinterdrein:
Er wird nicht als Feigling gestorben sein.

Dem Ziel jetzt naht der Donnerlauf.
Die fünfzig Löwen springen auf.
Und rennen weg.
„Nur keinen Biss!“
Befahl ihr König, der auch ausriss.
„Der Schneidezahn, der Kunst bestimmt,
Zu leicht im Kriege Schaden nimmt.“

„Halt, Freunde, halt!“ rief der Hornist.
„Nicht komm ich im Bösen. Die Absicht ist,
Dass ich euch allerhöflichst lade
Zu meiner Mondscheinserenade.“
„Was spielt man?“ –
„Das Konzert von Haydn“
- „Das mögen wir besonders leiden.“

Auf stieg der Mond zu seiner Stunde.
Ein Wind ging lau von den Oasen.
Der Künstler hob das Horn zum Munde,
Sein Glück sich aus dem Hals zu blasen.
Die Löwen schnurrten auf dem Kamm.
Das Publikum saß rings im Schlamm.
Und Tränen höchster Lust entflossen
Den staunenden Rhinozerossen.

So und nicht anders kam zustande,
Dass dort in jenem heißen Lande
Kein Löwe je noch Festres fraß
Als Erbsmus oder Ananas.

**Peter Hacks**
Das Muttergottesbild

An Papst Pii Heiligkeit
Vom geringsten seiner Diener,
Frommerbötig allezeit,
Cosimo, dem Florentiner.
- Lieber Piccolomini,
‘s ist nur eines Possens wegen,
Doch dem Bankhaus Medici
Ist ein wenig dran gelegen.

Es betrifft den Buhlverkehr
Einer Ordensfrau aus Prato
Mit dem Künstler Lippi, der
Auch ihr Prior war bis dato.
Jener Lippi nämlich ist
Karmeliter, ein beschuhter,
Kaum empfehlenswert als Christ,
Doch als Maler ein sehr guter.

Zum Fall selbst. Die Nonnengild
Von der Santa Margherita
Ordert ein Marienbild
Bei besagtem Karmeliter,
Und die jüngste hat er schnell
Und die allerschönste Nonne
Ausbedungen zum Modell
Für die liebliche Madonne.

Großer Gott! im zartsten Lenz
Musst man ihn ins Kloster schieben,
Anders wäre in Florenz
Keine Unschuld heilgeblieben.
Dieser, mein Filippo, nun
Steckt mit der in einer Zelle,
Und schon macht er sich zu tun
An dem himmlischen Modelle.

Heute zählt Anatomie
Jeder zu den Kunstgeboten.
Aufhebt und bis übers Knie
Er den Saum, den blau und roten.
Und wie er so aufhebt, jäh
Strömt ein Duft aus ihrem Fleische,
Jener so geschlechtliche
Und noch so liebkindlich keusche.

Als er sahe, was er roch,
Überbraust ihn das Verlangen.
Ists dem Hl. Geiste doch

Nicht viel anders einst gegangen.
Ruchbar wird auch, ganz wie in
Nazareth, der Jungfrau Wehstand;
Mein Filippo immerhin
Zeigt sich voll bereit zum Ehstand.

Mein Eneo Silvio!
Klugheit und ein Meer von Gründen
Raten, die verfluchten zwo
Der Gelübde zu entbinden,
Und gerettet ist das Paar
Und das Bild. Von Lippis Werken
Fast das beste ists und gar
Dienlich, Gottes Ruhm zu stärken.

Denn der Glauben, Heiligkeit,
Und die Kunst, sie sind nur scheinbar
Eins, doch in der Wirklichkeit
Sind sie häufig schwer vereinbar.
Und ich denke mit Vergunst,
Tun wir Lippi nichts zu Leide:
Denn den Glauben und die Kunst,
Beide wollen wir doch beide.

Die Briefpartner sind Eneo Silvio Piccolomini (der Papst Pius II) und Cosimo Medici (der Vater des Vaterlandes). Das Modell war die Nonne Lucretia Buti. Der Vorfall ereignete sich in Lippis fünfzigstem Lebensjahr, kurz nach Mitte des Quattrocento, und hatte den Filippino Lippi zur Folge, welcher ebenfalls gut malte. - Die beschuhten Karmeliter sind die duldsamere Richtung jenes ursprünglich sehr strengen Bettelordens; sie tragen schwarze Kutten und weiße Hüte.

**Peter Hacks**

Das Pflaumenhuhn

In Pleischte lebte einst ein Huhn,
Das Ärgernis erregte,
Weil es (was Hühner sonst nicht tun)
Statt Eier Pflaumen legte.

Es gackerte und legte froh
Die Pflaumen rot und dicklich.
Doch schien den Dorfbewohnern so
Ein Pflaumenhuhn nicht schicklich.

Sogar die Bäurin fand es dumm
Und briet bei großen Feiern
Verdrießlich und mit viel Gebrumm
Rührpflaumen statt Rühreiern.

Der Bauer sagte rundheraus,
Sehr unbekömmlich schmeckten
Gekochte Pflaumen, die, o Graus,
Im Eierbecher steckten.

Und kurz und gut und jedenfalls
Und ganz im allgemeinen:
Das arme Pflaumenhuhn fand, als
Es Freunde brauchte, keinen.

Die Köchin, die in ihrem Sinn,
Was sie nicht kennt, verachtet,
Die hat mit einem Dolch aus Zinn
Das Pflaumenhuhn geschlachtet.

In Plauschte stand ein Pflaumenbaum
An einem alten Weiher,
Der trug (ich wags zu sagen kaum),
Der trug statt Pflaumen Eier.

Die Eier waren zweifellos
Im Plauschter Land die besten.
Sie waren frisch und weiß und groß
Und hingen an den Ästen.

Doch reiften herbstlich ringsherum
Die Äpfel, Birnen, Feigen,
Dann fielen, plim, dann fielen, plum,
Die Eier von den Zweigen.

Sie fielen Mädchen auf den Kopf
Und Buben auf die Mützen.
Und oftmals trat ein dummer Tropf
In tiefe Gelbeipfützen.

Und kurz und gut und jedenfalls
Und ganz im allgemeinen:
Der arme Eierbaum fand, als
Er Freunde brauchte, keinen.

Der Tischler meint, ein Eierbaum
Verderbe gute Sitten.
Er hat ihn für den Frühstücksraum
Zu Möbelholz zerschnitten.

So büßten sie und litten sie,
Weil es die Ordnung heischte:
Der Eierbaum aus Plauschte wie
Das Pflaumenhuhn aus Pleischte.

Und nie ward jemals einem kund,
Wer diese zwei vertauschte:
Das Pflaumenhuhn aus Pleischte und
Den Eierbaum aus Plauschte.

**Peter Hacks**

Das Riesenquartett

In fernem Land, in alter Zeit,
In einem Schloss aus Stein,
Da herrschten tausend Meilen weit
Drei Riesen im Verein.
Die waren nicht gut, die waren nicht nett,
Die spielten mit lebenden Menschen Quartett.

In ihren Fingern, grob und groß,
Hielten sie immer vier:
Vier Köche und vier Piccolos,
Vier Knecht und vier Barbier.
Und hauten zum Beispiel mörderisch
Vier Amtsvorsteher auf den Tisch.

Und wenn ein Amtmann aufgeschrien
Und tat der Steiß ihm weh,
Dann lachten sie und kniffen ihn
Und triebens mehr denn je.
Wer gibt, wer mischt? Wer mischt, wer gibt?
Der Staub wie Rauch zur Decke stiebt.

Und wenn ein Kartenspiel verschliss,
Dann fragten sie nicht viel
Und ritten durch die Finsternis
Nach einem neuen Spiel.
Der Boden, er bebet, der Wald, er kohlt.
Und die sich verbergen, sie werden geholt.

Vier neue Pfarrer aus dem Dom,
Vier Kutscher aus dem Stall,
Vier Könige aus Prag und Rom
Und Wien und Senegal.
Es hatte ein Landmann fünf Söhne kühn,
Mit vieren sah man sie nordwärts ziehn.

Der fünfte Bruder aber schlich
Sich mit ins Riesenhaus
In eines Riesen Ärmel sich
Und schaute dort heraus.
Da riefen die andern zwei Riesen: Betrug!
Du spielst mit fünf Bauern, und vier sind genug.

Da fing der erste Riese auch
Zu toben an und schrein
Und warf ihnen den Tisch vorn Bauch
Und wurde handgemein.
Sie schlugen sich tot zwölf Tage lang,
Bis dass das Schloss in Trümmer sank.

In fernem Land, in alter Zeit,
Da trug sich solches zu.
Jetzt hat schon vor der Riesenheit
Die brave Menschheit Ruh.
Ich weiß die Geschichte von einem Notar,
Dessen Großvater selbst ein Quartettblatt war.

**Peter Hacks**
Das Schätzchen im Brunnen

Ein großes Unglück, liebe Leut,
Hojo
Mein Schätzchen fiel in den Brunnen heut
Hojo
Zieht am Strick, zieht am Strick,
Schätzchen ist mein Tag und mein Glück.

Der Brunnen, in dem Schätzchen liegt,
Hojo
Ist hunderttausend Klafter tief.
Hojo
Zieht am Strick, zieht am Strick,
Schätzchen ist mein Tag und mein Glück.

Aus Schätzchens Aug die Tränen rolln,
Hojo
Der Brunnen ist schon halb voll.
Hojo
Zieht am Strick, zieht am Strick,
Schätzchen ist mein Tag und mein Glück.

Und kann sie nicht gerettet sein,
Hojo
Spring ich zu ihr in den Brunnen hinein.
Hojo
Zieht am Strick, zieht am Strick,
Schätzchen ist mein Tag und mein Glück.

Und rettet ihr das Schätzchen mein,
Hojo
Soll sie auch euer Schätzchen sein.
Hojo
Zieht am Strick, zieht am Strick,
Schätzchen ist mein Tag und mein Glück.

**Peter Hacks**

Das Wir, für J. R. Becher

Du bist, und ich, wir beide sind wir: wir.
Ich kann mich noch - kann sein, zum Vorteil - ändern,
Wenn ich mein altes Selbst samt Kern und Rändern
Im nahen Jenseits deines Leibs verlier.

Dass du mir dienst, wie ich bedarf, verlang ich.
Dir sei gedient nach meinen Fähigkeiten.
Wo zwei einander ganz sich unterbreiten,
Wird alles Einsambleiben nebenrangig.

Komm, lass uns uns im Wechselwirken üben.
Zum angenehmen Knäuel fest umschlungen,
Haut sehr an Haut, zum Teil auch eingedrungen,
Lieg ich mit dir. Solch überbrücktes Drüben
Macht uns mehr frei und bindet täglich enger.
Das galt einst auch im Staat. Und gilt nicht länger.

**Peter Hacks**

David, Junge!

Ein König war in Israel,
Von allem Volk der längste.
Streng war sein Sinn, hart sein Befehl.
Doch plagten ihn die Ängste.
Es rasete in ihm, zumeist
Vorm Schlafengehn, ein böser Geist.
Da kam ein Knab im Schäferhut,
Der schlug die Harfe stark und gut,
Und wie er her die Harfe nimmt,
Da rief der Geist ganz missgestimmt:

Lass ruhn, lass ruhn dein Saitenspiel,
David, Junge!
- Ich spiel, ich spiel, so viel ich will, Böser Geist.
- Ich mag nicht raus aus meinem Haus,
David, Junge!
- Aus deinem Haus spiel ich dich raus,
Böser Geist.
- Mein Haus ist morsch, mein Haus ist faul.
- Dein Haus, das ist mein König Saul.
- Und heilst du ihn, dann hängt er dich.
- Eh er mich hängt, verdrück ich mich.
- Ach, du blöder David-Junge!
- Ach, du blöder böser Geist.

Da wich der Geist von Saul geschwind.
Still ward sein Haupt, sein krankes.
Dem Knaben gab sein Königskind
Zur Frau er voll des Dankes.
Und übte noch denselben Tag
Auf David einen Mordanschlag.
Da leckt der böse Geist sein Maul,
Da zog er wieder rein in Saul,
Da schrie der Saul nach David dann,
Da fing das Lied von vorne an.

- Lass ruhn, lass ruhn dein Saitenspiel,
David, Junge!
- Ich spiel, ich spiel, so viel ich will,
Böser Geist.
- Er jagt dich wieder, du wirst sehn,
David, Junge!
- Kann wieder in die Berge gehn,
Böser Geist.
- Und wenn du erbst sein Königreich?
- Sing ich ein Klaglied ihm sogleich.
- Und wenn du König bist wie er?
- Dann plagt mich kein Gewissen mehr.

- Ach, du blöder David-Junge!
- Ach, du blöder böser Geist.

Eine Versifikation von 1. Samuel 9. bis 31. und 2. Samuel 1

**Peter Hacks**

Deianeira

Sie hat sich, und auf fast erlaubte Weise,
In seine Dinge etwas eingemengt.
Er war entgleist. Sie hat ihn still gelenkt
Und vorwurflos aufs alte Ruhmgeleise.
Er hat geliebt, wo er nicht hätte sollen.
Sie hat ihn nur zur Klarheit bringen wollen.

Das alles geht ganz fürchterlich dann aus,
Auch wenn noch falsche Boten Gutes melden.
Die Gattin hängt und Mörderin des Helden
Sich, was nichts quittmacht, auf im Wäschehaus,
Indes er schreiend wegschmort in dem Hemde,
Das sie ihm anzog, die zu wenig Fremde.

Den Mann, so wird gezeigt, lässt Gott den Nöten
Entrinnen, die ihm zugemessen scheinen.
Doch kehrt ins Sippenhaus er zu den Seinen
Nach Trachis wieder, satt vom Feindetöten,
Dann kleiden sie ihn dort in Feuerwesten:
Weil sie ihn lieben und zu seinem Besten.

**Peter Hacks**

Demut der Liebe

Du fragst dich, du, die liebe, süße, heile,
So sanft an Seele du wie reich an Geist,
Ob du verdientest, dass ich bei dir weile,
Und ob du meiner Achtung würdig seist.

Du putzt dein Zimmer, bis es mir genüge.
Du blickst mit Sorge, ob du deine Brust
Trägst, wie sie eine, die ich schönfänd, trüge.
Du liest, wovon mich, meinst du, dünkt, du musst.

Vernimm denn: alles, was ein Recht, die seicht
Und dumme Welt mit Spott mir gab zu kränken,
Seit ich dich liebe, frag ich, ob es reicht.
Und dies ist das unschätzbarste vielleicht
Von deiner Neigung Zeichen und Geschenken:
Dass du mich lehrst, mich minder hoch zu denken.

**Peter Hacks**

Der alte König

Eine letzte Kerze blakte,
Als die Königin Sophie Aus dem Bette kam und fragte:
Sire, worüber grübeln Sie?
    Ob ich unsern Fritz nicht erschießen lasse?
    Davon wird mein Schnurrbart grau, ja so grau.
    Tu ichs nicht, ists dumm,
    Tu ichs, nimmt mans krumm,
    Sprach der alte König zu seiner Königsfrau.

– O Sie rabenschwarzer Gatte,
Der dem Sohn ins Herze zielt,
Weil er manchmal mit dem Katte,
Manchmal an der Flöte spielt!

Kronprinz Friedrich ward gefänglich
In die Burg Küstrin gebracht.
Doch im kalten Schlosse bänglich
Schlief der König keine Nacht.
Von dem ungewohnten Denken
Färbt sich seine Stirne fahl,
Gicht wühlt ihm in den Gelenken
Und im Busen Vaterqual.
Und er wälzt sich im Gebete
Und berechnet seine Pflicht:
Wenn es doch ein andrer täte,
Aber der, der darf das nicht.

Kurz, es fehlte äußerst wenig,
Beinah war es schon so weit.
Doch dann tat dem alten König
Sein Sohn Fritz schon wieder leid.
Aber der dies Lied gesungen,
Wird der Sache selbst nicht froh,
Wacht nachts auf, das Hemd Zerrungen,
Fährt empor und rätselt so:
    Hätt er seinen Fritz solln erschießen lassen?
    Davon wird der Schnurrbart mir heute noch grau.
    Fritz zog in den Krieg,
    Flog von Sieg zu Sieg …
    Hätt er sollen oder nicht, wer weiß das so genau?

**Peter Hacks**

Der Begas-Brunnen

Ach, die schönen, fetten, grünen Weiber aus Bronze.
Aus der Erinnerung hoch steigen sie plätschernd,
Aber dein schmaler Kopf; er lag mir nämlich am Halse.
Denn nach zweierlei Maß urteilen Herz und Geschmack.
Beifällig sah ich ihre triefend und prallesten Schenkel,
Während den Rücken ich dir zärtlich, den knochigen, hielt.

**Peter Hacks**

Der blaue Hund

Geh ich in der Stadt umher,
Kommt ein blauer Hund daher
Wedelt mit dem Schwanz so sehr
Nebenher,
Hinterher
Und verlässt mich gar nicht mehr.

Wedelt mit den blauen Ohren,
Hat wohl seinen Herrn verloren.

**Peter Hacks**

Der Bluewater-Valley-Song

Hör, liebes Weib, zu weinen auf,
Die Trommel ruft mich vom Kamin.
Des blauen Wassers Lauf, ja Lauf
Hinan jetzt muss ich ziehn
    Ins Bluewater Valley,
    Ins Bluewater Valley,
    Ins liebliche Blauwassertal.

Der Feind, uns zu beleidigen,
Will sich aus seiner Stadt nicht trolln.
Nun müssen wir verteidigen,
Was wir erobern wolln,
    Das Bluewater Valley,
    Das Bluewater Valley,
    Das fruchtbare Blauwassertal.

Hör, liebes Weib, zu knien auf
Mit deinen lilienweißen Knien.
Schüttet der Feind sein Pulver auf,
Ist Zeit genug zu fliehn
    Aus dem Bluewater Valley,
    Aus dem Bluewater Valley,
    Dem blutigen Blauwassertal.

**Peter Hacks**

Der Bulle

Er schirmt den After, und er wahrt die Augen,
Den mit dem Wedel, diese mit den Ohren.
Natur hat Bremsen, um an ihm zu saugen,
Ihn wieder, um sie abzutun, geboren.

Anstatt des Grases frisst er, das er soll,
Den Apfelbaum, an den man ihn gekettet.
Er malmt und schadet, tiefen Friedens voll.
Zum Hemiglob schon ist der Baum geglättet.

Ich lieb es sehr, den Bullen zu betrachten
Mit seinen seelenlosen schönen Mienen.
Was immer ist, muss meiner Liebe dienen.
Du wirst mich küssen, und ihn wird man schlachten.
Die weite Wiese, heiß und ungemäht.
Ein Himmel, woran sehr viel Sonne steht.

**Peter Hacks**

Der Dichter, einem Schwanze verglichen

Er wird die Gesetze
Der Welt nicht sprengen.
Erst muss er stehen,
Dann muss er hängen.

**Peter Hacks**

Der Drachen

Der Drachen ist ein komisches Geflügel.
Er schaukelt überm Feld und überm Hügel.
Das Kind macht ihn aus Florpapier und Stäben
Im Pustewind kann er sich hoch erheben.

Ein luftiger Schlawiner,
Fliegt er durch die Natur.
Er flöge gern nach China,
Doch hängt er an der Schnur.

Er dreht sich mit den anderen im Tanze.
Sie wedeln ungeheuer mit dem Schwanze.
Sie sind des Herbstes hochwillkommne Boten.
Am allerliebsten mag das Kind die roten.

Der Himmel ist voll Tupfen,
Die du oft kaum noch siehst.
Das Kind bekommt den Schnupfen
Und geht nach Haus und niest.

**Peter Hacks**

Der Eilbrief

Die Post geht langsam und das Leben schnell.
Ich schreib dir einen Eilbrief, und ich sag,
Wie sehr ich dich erwäg, und an dem Tag,
Wo du ihn kriegst, wird mir der Morgen hell

In deinem süßen Bett. Der alte Mann,
Der ihn besorgt, ist atemlos, denn du
Wohnst hoch, und er verdient sich was dazu.
Der Brief, der stak im Postamt nebenan.

Nun zur Verallgemeinerung. Erfahrung
Ist solch ein Hinkfuß, der den Sachverhalt,
Nach unvertretbar langer Aufbewahrung,
Vor Eifer keuchend, in den Briefschlitz knallt.
Der Text der Welt wird stets zu spät gelesen.
Und nur im Vorgriff packt der Geist das Wesen.

**Peter Hacks**

Der elektrische Strom

In den elektrischen Dosen
Da fließt der elektrische Strom.
Durch seine Stromschnellen tosen
Viel hunderttausend Atom.

In seinen Fluten zittern
Die Zitterrochen fahl,
Und auf bei großen Gewittern
Steigt der elektrische Aal.

An seinem elektrischen Riffe
Geht manches Schiff entzwei.
(Man hat heut elektrische Schiffe,
Das Dampfschiff ist vorbei).

Er fließt, von elektrischen Birnen-
Und Apfelbäumen umringt,
Hinan zu den Gestirnen,
Die er zum Leuchten bringt.

In großen Sommern und Hitzen,
Umweht von elektrischen Böen,
Sieht man ihn oben blitzen
Und hört sein Donnergetön.

Ich würd gern auf ihm reisen,
Ich fürchte eines bloß:
Dass ich im Bügeleisen
Mir den Kopf anstoß.

**Peter Hacks**

Der Fährmann von Mautern

Hol über! rufen die Reisenden,
Wenn sie wollen gefahren sein
Von der Stadt Stein nach Mautern
Oder von Mautern nach Stein.

Dann kommt der alte Fährmann
Und setzt sie über den Fluss,
Den Reiter, den Kaufmann, jeden,
Der zahlt und weiter muss.

Und wieder schallts: Hol über!
Eines Tags von der Steiner Seit.
Und wie der Fährmann hinschaut,
Da ists ein Fisch, der schreit.

Ein Fisch mit runden Augen
Und steht am Landesteg
Und wartet in der Sonne,
Dass die Fähre anleg.

Heiliger Christophorus!
Der Fährmann sprichts voll Grimm,
Und spricht: Ein Fisch hat Flossen,
Wer Flossen hat, der schwimm.

Das wurd noch nie gehöret,
Dass ein Fisch Fähre fuhr,
Das duld ich nicht, das leid ich nicht,
Das kränket die Natur.

Ich will meine Zähne verlieren
Und alle Haare dazu,
Und wegsterben solln mir die Hände,
Wenn ich das tu.

Der Fisch spuckt auf die Bank
Aus seinen Kiemenfalten
Einen Berg von Talern,
Teils jahrhundertalten.

Die hatte er gesammelt
Flussauf, flussab auf dem Grund
In Kreuzern und Hellern und Pfennigen
Und eingewechselt zu Passau

Anblickt der Fährmann die Taler.
Der Fisch steigt auf das Floß.
Einsteckt der Fährmann die Taler
Und macht los.

Und stakt in des Flusses Silber
Hinein mit nervigem Arm,
Und der Fisch lässt sich bescheinen
Von der Sonne warm.

Und klatscht mit dem Schwanze
Vor Fröhlichkeit,
Bis sie beide aufstoßen
Auf der Mauterner Seit.

Da geht der Fisch von der Fähre,
Da steht er oben am Damm
Und springt ins Wasser und schwimmt zurück
Dorthin, wo er her kam.

Dem Fährmann stockt der Atem.
Bleich wird sein Gesicht.
Sein weißer Bart war weißer
Als sein Antlitz nicht.

Er wendet sich vom Flusse
Und legt sich zu Bette, und stumm
Dreht er nach vier Tagen
Zur schattigen Wand sich um.

Die Fähre zu übernehmen,
Wollt kein andrer Fährmann sich traun.
Sie mussten von Stein nach Mautern
Eine teure Brücke baun.

**Peter Hacks**

Der Gartenriese

Als unsres Gartens schönste Zier
In einem roten Rock
Und weißen Hosen steht er hier:
Der Gartenriese Gog.

Er wiegt beinah so viele Pfund
Wie der Chan-Tengri-Berg.
Er ist ja auch ein Riese und
Nicht bloß ein Gartenzwerg.

Er ragt gen Himmel, ernst und still
Und gänzlich aus Granit,
Ein Igel, der drum rumgehn will,
Braucht 70000 Schritt.

Durch seinen Bart die Wolken ziehn,
Und ziehn nach Nord und Süd.
Zu seinem Fuß steht der Jasmin
Und duftet, wenn er blüht.

Zu seinem Fuß stehn Azaleen
Und lämmerweißer Phlox.
Und Primeln und Levkojen stehn
Am großen Fuße Gogs.

Und Rosen stehn an seinem Saum
In sanfter Poesie.
Es reicht ihm selbst der Pfirsichbaum
Nicht mehr als bis zum Knie.

Die Spatzen aber, nicht zu zähln,
Die uns im Sommer keck
Die allerbesten Samen stehln,
Die scheucht er einfach weg.

Ein Blick voll Macht und Güte quillt
Aus seinem Haargelock.
Er ist der Tugend Ebenbild,
Der Gartenriese Gog.

**Peter Hacks**

Der Geistergeburtstag

Vorm Bühneneingang her und hin
Bin ich einmal gegangen,
Man soll von einer Künstlerin
Nicht Pünktlichkeit verlangen.
Ich schlenderte und roch mit Lust
Den mitternächtlichen August
Und kam im Unversehen
Vor einem Haus zu stehen.

Ein schönes Haus, so klassisch treu,
So einfältig erlesen,
Es ist gewiss wohl einmal neu
Und dennoch schön gewesen.
Die Tür war auf. Der Hausflur klang
Durchtönt von Männerchorgesang,
Ein Herr hat mich gebeten,
Gefälligst einzutreten.

- Wer ist, der hier noch singt so spat,
Der Kreis fidel und kregel?
- Wir feiern den Geburtstag grad
Von dem Professor Hegel.
Ich bin der Dichter Raupach. Ich
Vernehm ja, dass Sie über mich
Sehr nett geschrieben haben.
Salut am Kupfergraben.

Doch still, der Alte! - (Ich berichts,
Weil es nicht ohne Reiz war):
Er selbst, sprach Hegel, geh ins Nichts,
Die Jugend folg. Es sei zwar
Die heutge Jugend blöd wie nie,
Doch sei, dass ausgerechnet die
Des Fortschritts Werk verrichte,
Der Witz der Weltgeschichte.

Da schlug es zwölf. Und stracks erhob
Die Runde sich, die frohe.
Jetzt fordert, rief man, unser Lob
Der andre Zeitheroe.
Am Rand jetzt zwischen Tag und Tag
Begehen wir auf einen Schlag
Die göttergleich Erhöhten,
Hegeln zugleich mit Goethen.

Ich auch trank auf den Anlass viel,
Ein volles Glas Burgunder,
Und sprach zu Raupach: Mein Vergil,

Sprach ich, es nimmt mich wunder,
Dass Sie nach all den Jahren hier
Bei Scherz und Lied, bei Punsch und Bier
Als Gaukelwerk sich regen. -
Er sprach: Unter Kollegen,

Uns wieder wundert, dass Sie, ein
Lebendger, uns beehren,
Wir glaubten, dass nur wir allein
Der Nachricht teilhaft wären,
Wer, seit man teutsche Männer findt,
Von denen die zwei größten sind,
Wer erst kommt und wer dann kommt,
Kurzum, auf wen es ankommt.

Der FW III zum Beispiel hat
In ziemlich rüden Noten
Der Presse die Berichterstat-
tung über uns verboten.
Auch in der Macht ja wohnt Idee,
Wir übersehn nicht, dass die Spree,
Die hier so still vorbeifließt,
In Richtung Stadtvogtei fließt.

Daher, solang nicht breit genug
Geteilt wird unser Denken,
Muss sich auf balladesken Spuk
Die Weltvernunft beschränken.
Und bis er sich nicht frisch erweist
Im Volksgemüt, behält der Geist
Etwas Gespensterhaftes.
Ich hoff, die Menschheit schafft es. -

Drauf ich: Ich seh die Sache doch
Nicht so durchaus verpfuscht noch,
Die Zeitung zwar schweigt immer noch,
Und meine Liebste duscht noch,
Doch grade von dem Goethe wie
Sogar vom Hegel heget sie
Als geistige Erscheinung
Die allerhöchste Meinung.

So zählten wir schon zwei bereits;
Will mich auch gern verbinden,
Der großen Wahrheit meinerseits
Noch Anhänger zu finden.
Doch es wird eins und für Sie Zeit,
Ich danke für die Gastlichkeit. -
Der Raupach sagte bieder:
Erwähnen Sie mich wieder.

Hegel wohnte Am Kupfergraben 4a. Hegels Geburtstag war der 27. August, Goethes der 28. August. Die „Zusammenfeier“ beider Ehrentage wurde von Hegel und seinen Freunden am 27. August 1826 veranstaltet - übrigens, wie hier zum entschiedenen Nachteil der Wirklichkeit festgestellt werden muss, nicht in Hegels Wohnung, sondern in den Beyermannschen Festsälen Unter den Linden. Hegels Rede ist treu wiedergegeben. FW III ist Friedrich Wilhelm der Dritte. Das Berichterstattungsverbot an die Oberzensurbehörde erging in Wahrheit erst nach dem Ereignis, auf Grund des Berichts der Vossischen Zeitung über dasselbe. - Stadtvogtei: das Gefängnis. „Salut“, gesprochen „Salüh“.

**Peter Hacks**

Der Gletscherzwerg

In der Gletscherspalte
Auf dem Gletscherberg
Lebt versteckt der alte,
Gute Gletscherzwerg.

Er ist klein, ich glaube,
Keinen Finger groß.
Schnee ist seine Haube
Und sein Bart ein Moos.

Weiß sind dort die Weiten
Seit uralter Zeit,
Weils auf den beschneiten
Fels stets wieder schneit.

Läuft im Silberfellchen
Eine Maus im Schnee,
Kratzt sie wohl ein Bällchen
Ab mit ihrem Zeh.

Und es rollt zu Tale,
Dreht im Schnee sich um,
Wird mit jedem Male
Mächtiger darum.

Ist nach kurzem Rollen
Schon ein dicker Ball,
Tut mit dumpfem Grollen
Seinen Niederfall.

Bis es als Lawine
Zu den Dörfern strebt,
Dächer und Kamine
Unter sich begräbt.

Aber eh das kalte
Unheil kommt zu Werk,
Hastig aus der Spalte
Schlüpft der Gletscherzwerg.

Und er fängt das Bällchen,
Wenn es noch gering,
Dass es irgendwelchen
Schaden nie vollbring.

Stille wieder ruht es
Auf dem Gletscherberg.
Gute tuen Gutes
Auch mit kleiner Stärk.

Und die Dörfer wahren
Friedlich Feuer und Licht,
Wissen von Gefahren,
Von dem Retter nicht.

Weder Magd noch Bauer
Sah ihn bis zur Stund,
Bloß ein gütiggrauer
Bernhardinerhund.

**Peter Hacks**

Der greise Chasseur

Mein alter Stutzen rostete
Und auch mein altes Hassen.
Als ob das Zeug nichts kostete,
Hab ich es hängen lassen.
Ich muss sie wieder putzen,
Den Hass und auch den Stutzen,
Ich muss die Stunde nutzen,
Der Kaiser ging an Land.

Den Kampf, den keine Hoffnung lohnt,
Den wird man satt zu kämpfen.
Doch glaubt nicht, dass der Feind uns schont,
Wenn wir die Hiebe dämpfen.
Es lebt der Mensch auf Erden,
Sein Wohlsein zu gefährden.
Was Recht ist, muss Recht werden.
Der Kaiser vor Lyon.

Dich, Schlaf, du trübes Nachtgefühl,
Wird Adlerschrei verjagen.
Den Graukopf gilts im Schlachtgewühl
Ans Vaterland zu wagen.
Von Ehr allein gezwungen.
Um keinen Sold gedungen.
Die Alten vor den Jungen.
Der Kaiser ruft. Zu Pferd!

**Peter Hacks**

Der großen Riesen langer Tag

Im Winter da schlafen die Riesen,
Bewegen keinen Zeh.
Aus ihren Nasen kommen Wolken,
Die falln herunter als Schnee.

Im März erwachen die Riesen
Und setzen auf die Brill
Und ziehen an den Schlafrock.
Sie frühstücken im April.

Im Mai gehn sie spazieren
Nach Japan oder China.
Wenn sich zwei bei Lappland treffen,
Sagen sie: Ihr Diener.

Im Juni essen die Riesen
Gefüllte Ochsenbrust.
Sie halten Mittagsschläfchen
Von Juli bis August.

Im September ist Zirkus.
Da lässt sich sehen für Geld,
So groß als wie ein Kirchturm,
Der kleinste Riese der Welt.

Nach dem Oktoberbrot
Verdauen sies.
Sie rauchen braune Zigarren
Und sprechen das und dies.

Sie haben unschnelle Gedanken,
Einen in der Woch.
Fangen sie an zu zanken,
Zanken sie Pfingsten noch.

Sie saufen Grog im November,
Da wird es für sie Nacht.
Sie tanzen, dass die Erde dröhnt.
Sie sind halt nicht geschlacht.

Wenn der Dezember kommt,
Legen sie sich aufs Ohr
Und kommen vor dem Frühjahr
Nicht wieder vor.

So leben, so leben die Riesen
9000 Jahr.
Aber ein bisschen langsam,
Das ist schon wahr.

**Peter Hacks**

Der Haarstern

Mein Gott, das hört nicht auf. Ich hab mich doch
Dein Feind zu sein entschlossen, und ich bins.
Woher die Qual jetzt noch des Anbeginns?
Im Überdruss, woher die Süße noch?

Da sind Gestirne, lese ich in leicht
Und so auch mir verständlichen Artikeln,
Die derart in den Weltgang sich verwickeln,
Dass ihr Gesetz für uns dem Zufall gleicht.

Bist du von denen, Frau? Wie ein Komet,
Der seine bleich und gernvergessnen Brände
Nach Allumirrungen, die Stirn verweht,
In meinem Bett ... Hier ist das Bild zu Ende.
Man muss nicht Halley heißen, um zu wissen:
Du holst mich ein aus fernsten Finsternissen.

**Peter Hacks**

Der Heine auf dem Weinbergsweg

Der Heine auf dem Weinbergsweg
Hat einen goldnen Zeh
Und einen goldnen Daumen.
Der Zeh tut ihm nicht weh.

Die Kinder, wenn sie steigen
Aufs Knie dem Dichtersmann,
Fassen sie erst die Zehe
Und dann den Daumen an.

O deutsches Volk, erobere
Dir deiner Meister Knie.
Dann wetzt du ab die Patina
Vom Gold der Poesie.

**Peter Hacks**

Der Herbst steht auf der Leiter

Der Herbst steht auf der Leiter
Und malt die Blätter an,
Ein lustiger Waldarbeiter,
Ein froher Malersmann.

Er kleckst und pinselt fleißig
Auf jedes Blattgewächs,
Und kommt ein frecher Zeisig,
Schwupp, kriegt der auch nen Klecks.

Die Tanne spricht zum Herbste:
Das ist ja fürchterlich,
Die andern Bäume färbste,
Was färbste nicht mal mich?

Die Blätter flattern munter
Und finden sich so schön.
Sie werden immer bunter.
Am Ende falln sie runter.

**Peter Hacks**

Der Kahlbutz

Wenn Sie bei Bückwitz links halten
Auf der Kyritzer Chaussee,
Da liegt der Ritter Kahlbutz
In seiner Schaubude.
Er liegt da schon dreihundert Jahr
Und wird und wird nicht faul.
Der Virchow und der Sauerbruch,
Die stehn mit offnem Maul.

— Herr Ritter, du hast mir den Liebsten erschlagen.
— Mein schönes Kind, sowas soll man nicht sagen.
— Du hast erschlagen den Liebsten mein.
— So will ich gern selber dein Liebster sein.

— Herr Richter, mein Liebster ward dem Kahlbutz zur Beute.
— So hässlich, alter Freund, spricht die Jugend heute.
— Er war der Mörder, ich weiß es genau.
— Wer hat mich gesehen, wie gehts Ihrer Frau?

— Herr Ritter, du warst es, drauf sollst du mir schwören.
— Ich war es bei Gott nicht, kannst du nicht hören?
— Der lügt unterm heiligen Eid sogar!
— Mein Leib soll nicht verwesen, wenn ich es war.

Der Eintritt kostet eine Mark,
Für Kinder fünfzig Pfennge.
Dafür liegt Kahlbutz dann im Sarg
In seiner ganzen Länge.
Heut ist kein Ritter blutig mehr.
Die Zeiten sind vorbei.
Die Jungfern sind nicht mutig mehr
Und auch nicht mehr so treu.

**Peter Hacks**

Der König hat ein Doppelkinn

Der König hat ein Doppelkinn.
Bumsti.
Der König hat zwei Barte.
Er ist höchst abwegig behaart,
An jedem Kinne einen Bart,
Einen schwarzen und einen weißen.

Der König hat einen Doppelbart.
Bumsti.
Der König hat zwei Kämme.
Und klinget es auch wundersam,
An jedem Barte einen Kamm,
Einen roten und einen goldnen.

Der König hat einen Doppelkamm.
Bumsti.
Der König hat zwei Läuse.
Es ist ein Übel und ein Graus,
An jedem Kamme eine Laus,
Eine gelbe und eine graue.

Der König hat eine Doppellaus.
Bumsti.
Das war das End vom Spiel.
Die Läuse sehr vermessen
Haben den König gefressen.
Es war eine zuviel.

**Peter Hacks**

Der kranke Laubfrosch

Der Laubfrosch hockt so matt
Dort unter dem Spitzwegerich.
Der Laubfrosch ist bettlägerig,
Weil er die Grippe hat.
Es spricht der Doktor Pilz:
Du bleibst auf jeden Fall bei Tee,
Am besten ist der Salbeitee,
Vielleicht liegts an der Milz.

Des Abends kommen sacht
Die Kröten von der Sippe an
Und sehn sich seine Grippe an
Und quaken in die Nacht.

Der Laubfrosch quakt nicht mehr. Er quäkt.
Das macht: die Zunge ist belegt.

**Peter Hacks**

Der Mensch kein Vogel

Ich lag mit dir, und im Begriff, zu Bette,
Mich stark nach unsres Hierseins Sinn zu fragen,
Da hört ein Klatschen ich und Flügelschlagen.
Zwei Tauben balzten auf dem Fensterbrette.

Wie ganz erfasst! Wie aufgerührt vom Drange!
Doch jetzt, wieso? Sie gehn zur Feuerleiter
Und scharren dort und kennen sich nicht weiter.
Es war nicht schlecht. Nur währt es wohl nicht lange.

Der Tauber gähnt und kratzt sich an der Haube
Und hatte kurze Not, sich abzukühlen.
Ich sprach: viel Redlichkeit, doch wenig Taube.
Die Liebe, die ich nur zu fühlen glaube,
Ist zehn Mal mehr, als was die Bestien fühlen.
Und ich begann, mich gern in dich zu wühlen.

**Peter Hacks**

Der Monarch

Herr Ludewig von Frankreich,
Bekannt vor langer Zeit,
Der hielt nicht für belangreich
Die Kunst der Reinlichkeit.

Er hatte goldene Kleider
Und Puder im Gesicht,
Doch ein Stück Seife, leider,
Das hatte Ludwig nicht.

Im Schlosse zu Versailles
Schritt er von Raum zu Raum,
Ansehnlich einesteiles,
Doch andernteiles kaum.

Denn wenn er kam, dann bückten
Die Herrn sich bis zum Schuh,
Und wenn er ging, dann drückten
Sie sich die Nase zu.

Er war ein großer König,
Genennet war sein Nam,
Doch liebte ihn halt wenig,
Wer ihm näher kam.

Zwei Doktorn der Sorbonne
Beschrieben ihn genau:
Erglänzte wie die Sonne,
Er roch wie eine Sau.

**Peter Hacks**

Der Nachfolger

In diesem Armengrabe liegt ein Sohn,
Der, was der Vater sparte auf dem Thron,
Vergeudete. Ein Schild sagt den Besuchern:
Er hat geerbt. Er war zu dumm zu wuchern.

**Peter Hacks**

Der Oder-Havel-Kanal

Erfand man seinethalb das Breitwandkino?
Der zieht und zieht sich, Wasser und Granit.
Ein leerer Pole tuckert Richtung Finow.
Gewisse Eichen schwinden zögernd mit.

Hässliche Eichen: blatt- und kostenlose.
Ich kenne bessre. Diese sind die hier.
Ich bin recht wohl in meiner Streusanddose.
Ich dank euch, Jutrbog und Bjelbog, ihr

Verschontet mich mit Alpen. Flach geschrägt
Wirft eine kurze Böschung schmale Schatten.
Das Ganze hält sich im vernünftig Platten.
Er flutet grau und völlig unerregt.
Am Horizont bewegt sich Kuh an Kuh.
Die Furchen eilen einem Fluchtpunkt zu.

**Peter Hacks**

Der Renaissancemensch

Ein Mann von deinen, durch gestrengen Bannspruch
Aus deiner Näh entfernt und Herrlichkeit,
Hasst und verfolgt mich, weil ich seinen Anspruch,
Den er seit Jahren nicht mehr hat, bestreit.

Ein rabiater Mensch. Er droht mit Schlägen.
Er harrt in vielen Schatten, fahl und stumm.
Gebt einen roten Mantel, einen Degen,
Ein Quattrocento ihm: er bringt mich um.

Die deutschen Gluten sind halt kaum die wärmsten.
Da nehm ich mich nicht aus und dich nicht, Liebes.
Und nun ein Satan, fähig solchen Triebes!
- Ach, nur zum Münzfernsprecher treibts den Ärmsten.
Und dir am Busen hör ich aus der Muschel
Leicht irritiert sein greinendes Getuschel.

**Peter Hacks**

Der Säbelkaiser

Es lebte Kaiser Wilhelm
Im Schlosse zu Berlin,
Den sah man nachts am Schnurrbart
Und tags den Säbel ziehn.

Der Schnurrbart wurd allmählich
Wien Hundeschwanz so groß,
Doch heut im Lied erzähl ich
Euch von dem Säbel bloß.

Mit diesem Säbel nämlich
Rasselt er allezeit.
Ihr meint, dies wäre dämlich?
Wie frech ihr Kinder seid.

So wie der Hagel prasselt,
So wie die Kette klirrt,
Hat der Monarch gerasselt,
Wie überliefert wird.

Und schlief ein Mensch in stillem
Behagen unterm Dach,
Dann kam der Kaiser Willem
Und rasselte ihn wach.

Bis über Ulm und Kassel,
Bis London und Paris
Hörten sie das Gerassel,
Und ungern hörten sies.

Da warn selbst die Berliner
Halb taub von all dem Blech
Und sagten: Lieber Kaiser,
Steck mal die Plempe wech.

Und sagten: Lieber Kaiser,
Nu rassel doch mal leiser,
Und zu der guten Letzt
Habn sie ihn abgesetzt.

Da zog der Wilhelm grollend
(Und war nun nicht mehr kühn)
Ins Königreich von Holland,
Woselbst die Tulpen blühn.

Er starb wie alle Kaiser
In irgendeinem Jahr.
Jetzt steht er im Geschichtsbuch,
Zehn Zeilen lang sogar.

**Peter Hacks**

Der Salut von Memel

- Luise, liebes Kind, ich muss ...
- Wohin, wohin, wohin?
- Nach Tilsit fort zum Friedensschluss,
Weil ich geschlagen bin. -
Der König geht. Der König spricht:
Die Ruhe ist die erste Pflicht,
Drum reize mir den Kaiser nicht,
Das hat jetzt keinen Sinn.

Luise wollte tanzen gehn,
Wohin, wohin, wohin?
Zu einem Britenkapitän,
Der kam bei Tagbeginn.
Schon hüpft sie fröhlich in das Boot,
Der Busen weiß, die Wangen rot,
Ein alter Maat von echtem Schrot,
Der roch nach Teer und Gin.

Luise an der Bordwand schwebt,
Wohin, wohin, wohin?
An schwankem Seil ein Kran sie hebt,
Dass sie das Deck gewinn.
Ein Hochruf donnert von den Rahn,
Im Seewind knattert Englands Fahn,
Luise hängt an ihrem Kran,
Es knarrt die Ruderpinn.

Luise steigt der Magenbrei,
Wohin, wohin, wohin?
Aus Mund und Nase ein Gespei,
Es schießt ihr übers Kinn.
Das schöne Kleid aus Musselin,
Das hat sie völlig vollgespien.
Luise speit wie ein Delphin
Und wünscht sich sonstwohin.

Kanonen feuern den Salut.
Wohin, wohin, wohin?
Sie feuern gut, sie treffen gut,
Es warn noch Kugeln drin.
Halb Memel lag in Schutt im Nu.
Napoleon murmelt: Quel dégoût.
Der Wilhelm schreit: Verdammte Kuh.
Gott schütz die Königin!

Die ausführlichste Nachricht über den missglückten Ausflug zu der Fregatte Astraea am 1. Juli 1807 hat die Nachwelt von dem Ruppiner Landrat Friedrich Christian Ludwig Emilius v. Zieten aus Wustrau; die Nachricht von dieser Nachricht aber dankt der Verfasser seinem Freund Gotthold Gloger, der ihm den Stoff in selbstloser

Kollegialität zur Verfügung überließ. - Die Königin befand sich im vierten Monat. Der Vorwurf, falls Dichtung Vorwürfe erhebt, gilt nicht ihrem Magen.

**Peter Hacks**

Der schüchterne Kasper

Wenn ich lache, lachst du wieder,
Wenn ich nahe, nahst du dich,
Gerne sitzt du bei mir nieder,
Gretel, das ermutigt mich.

Wenn ich deinen Arm berühre,
Sagst du sanft und mütterlich:
Ich verschließ nur rasch die Türe.
Gretel, das ermutigt mich.

Wenn ich noch das Leibchen freileg,
Machst du schon die Beine breit.
Ob ichs wag und mich dir beileg?
Herrlich ist Verwegenheit!

**Peter Hacks**

Der Schuldner

Du hast zu mir die Lieb empfunden,
Die einem wie ein Blitz geschieht,
Die alle früh und späten Stunden
Mit Hochbedeutung überzieht.
Ich lieb dich minder. Doch ich sage,
Ich lieb dich sehr, auf deine Frage
Und schau dich voll des Dankes an,
Dass ich dir hierin dienen kann.

**Peter Hacks**

Der sieche Fisch

Ein Fisch, aus einem flutenden Kanale
Gewahrt er sich in einen Teich verbracht,
Den ein Gewirr von Erlen, jedem Strahle
Des Tages Einhalt bietend, überdacht.

Der Pflanzen Grün geht dort in Fäulnis über.
Der Boden steigt, der Raum für Taten sinkt.
Die Aussicht wird von Mond zu Monat trüber.
Es stinkt um ihn. Dann ists er selbst, der stinkt.

Er fragt im Dämmer jener Erlengruppen
Nicht, was beginnen. (Und es wäre: nichts.)
Mit wundem After steht er, blutgen Schuppen,
Ein schräger Spiegel eines kalten Lichts.
So traf ich und betracht ich ihn, in Kenntnis
Des Weltzusammenhangs und mit Verständnis.

**Peter Hacks**

Der Sieger

Mit langen Schritten eilet nach Haus der Sieger
Vom Lager weg der Besiegten. Wohlgefällig
In seinem Ohre tönet ihr Röcheln wider.
Genug ja stritt er. Hinsank Bollwerk um Bollwerk
Vorm Donnersturm des eisenköpfigen Tieres,
Bis da nichts stand mehr hielt, nicht Gürtel noch Brustwehr,
Und da nichts mehr zu retten war und nur Flehen
Um Gnade möglich. Wo wenn nicht hier für lebt man?
Und all dies köstlich erinnernd, einverstanden
Mit sich, der Welt und den Göttern, eilt er. Nicht, ach,
Der Tor, bedenkt er vieler Sieger Verhängnis,
Wie sie zu sättigen hatten den Besiegten,
Um ihn zu Kräften zu bringen, wie sie trösten
Den schwer Gekränkten mussten, eingehn auf seine,
Des nicht zu missenden - denn ohne ihn freilich
Warn sie nicht Sieger mehr - besondere Artung,
Wie keinem Tag sie fluchten gleich jenem, da sie
Im Jubel fuhrn durch die bebänderte Pforte,
Durchaus Geschlagne selbst, in Ketten selbst: Sieger.

**Peter Hacks**

Der sterbende Sänger

Als Preußen, Russland und Österreich
Gegen Frankreich und Deutschland stritten,
Da ist ein Jüngling, schwarzlockig und bleich,
Mit in den Tod geritten.
Lasst Mutter, Braut und Geliebte zurück! -
So hatte er gedichtet
Im „Josef Heydrich“. Ein schönes Stück
Und stark gegen Frankreich gerichtet.

Und wie er lag ins Moos gerafft,
Da traten starr und geisterhaft
Vors Aug ihm hin, das brechende,
Drei Frauen, sichtbar sprechende.

Die Mutter sprach: O Theodor,
In dir wuchs uns ein Gott empor.
Der Vater zahlte die Verleger.
Was willst du bloß als Schwarzer Jäger?
Nichts ist, das dich zu Preußen zwingt,
Du bist ein Wiener aus Dresden.
Man tut nicht alles, was man singt.
Der Tod, der tut am wehsten.

Die Zeit war knapp, das Bild entschwand,
Die Braut Antonie vor ihm stand.

Die Toni sprach, die schöne Braut:
Noch ist nicht unser Haus gebaut,
Fort aus der Ringstraße in Wien
Kann nur ein Narr zum Lützow fliehn.
Bleib, mein Verlobter. Bleib und schreib
Mir weiter schöne Rollen,
Ich spiel dir jedes Heldenweib
Auch vor der Burg, der vollen.

Dann gab mit einem Bühnenfluche
Sie Platz dem dritten Nachtbesuche.

Die Frau Bankier Pereira sprach:
Napoleon, das ist die Schmach.
Der Völkervogt, es hassen ihn
Die Israelitinnen von Wien.
Die Fanny Arnstein spendet Geld,
Die Rahel hat sich beigesellt.
Wir sind nicht blond, doch blond und licht
Sind unsre Seelen. Unsre Pflicht
Ist euer Mut. So fühlen es
Sogar die Damen Eskeles.

Drum wenn du mich liebst wie ich dich,
Sei tapfer und verlasse mich.
Nimm dieses Buch zum Liebespfand.
Die Leier stickt mit eigner Hand
Ich in die grüne Seide. Du
Zieh hin und füg das Schwert hinzu.

Sie sprach noch viel im selben Ton,
Die zarte Henriette.
Des Sängers Geist war längst entflohn,
Da stand die Halluzination
Noch redend an der Stätte.

Von Gadebusch zog gen Schwerin
Ein Sarg unter Trommelschlägen.
Zwei Eichen rauschen bei Wöbbelin,
Dort ist sein Grab gelegen.
Ihr schönen Wiener Jüdinnen,
Ihr ließt ihm keine Ruh.
Und hätt doch können werden
Ein zweiter Kotzebue.

Der kaiserlich-königliche Hoftheaterdichter Theodor Körner kam am 26. August 1813 ums Leben. Das Zitat heißt wörtlich: „Lasst Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück“. - Arnstein, Pereira, Eskeles: Wiener Bankiers. Damen spielten im Kampf gegen Napoleon eine große Rolle; gegenbonapartistische Propagandanester europäischen Ausmaßes waren die Salons der Germaine Staël in Coppet, der Luise Radziwill in Berlin und der Franziska Arnstein in Wien.

**Peter Hacks**

Der Traum vom Umweltschutz

Jüngst, so habe ich geträumt,
War die Erde aufgeräumt.
Nur Erkenntnis und Natur
Walteten an Rhein und Ruhr.
Abgezogen war der Dunst,
Den die bürgerliche Kunst
Wie ein Krater seinen Gischt
In das deutsche Klima mischt.
(Durch das Auge und das Ohr
Dringt er zum Gehirne vor,
Lähmt es und erzeugt darin
Einen Stumpf- und Freiheitssinn.)
Dieser Nebel war wie fort
Jetzt gefegt. Mit einem Wort:
Durch das Industriegeschehn
War schon wieder durchzusehn.
Nichts mehr sonderte sich ab,
Was die Umwelt macht zum Grab.
Kein Kriegsfahrzeug oder Tank
Dröhnte uns die Nerven krank
Und zerwühlte den Asphalt,
Und kein Überknall erschallt.
Die Chausseen still und leer
Dienten wieder dem Verkehr.
Im kristallnen Strome schwamm
Lediglich ein Wahlprogramm;
Seit es sich darin befand,
Hob sich auch der Fischbestand.
Und ich saß - in jenem Traum -
Unter einem Ahornbaum.
Golden schien sein Astgeflecht,
Ich erwähne es trotz Brecht,
Und die milde Luft, es war
Im September, äußerst klar
Bis zum fernen Waldbeginn
Zog sich eine Wiese hin.
Auf der Wiese ging ein Faun
Und mit zweien seiner Fraun,
Und er sprach zu ihnen: seht,
Unser Bruder, der Poet.
An dem Himmel aber stand -
Ach, wir hattens nie gekannt -
Majestätisch, nackt und wild
Ein erhabnes Flammenbild.
Und es lächelte, als wärs
Jene Sonne noch Homers.

**Peter Hacks**

Der Trödelladen des Herrn Pätes

Im fünften Hof, in einem Berg
Verstaubten Hausgerätes,
Da wohnt ein wunderlicher Zwerg,
Der Trödler Adam Pätes.
Der hatte nur Verdrehtes.

Er hatte eine große Uhr,
Die konnte leise gehen.
Sie ließ sich manchmal auf dem Flur
Auf hohen, spitzen Zehen
Beim Leisegehen sehen.

Und weil die Uhr auch schlagen tat,
Bekamen einst zwei Diebe
Von ihr, es war grad zwölfe spät,
Mit rasselndem Getriebe
Zwölf fürchterliche Hiebe.

Ein Rabe saß auf einem Thron,
So grau wie die Geschichte.
Der kannte noch Napoleon
Und schrieb bei Kerzenlichte
Erlogene Berichte.

Die Tarnkappe, wie jeder glaubt,
Hätt eine Menge Kunden.
Man stülpte sie aufs Marmorhaupt
Von Kunibert dem Runden.
Sie sind leider verschwunden.

Ein Goldfisch schwamm auf einem Tisch
In einer Goldfischvase.
Der Kopf aus Gold, der Schwanz aus Fisch.
Der Tisch aus weißem Glase.
Aus Ebenholz die Vase.

Und gäbs ein Ding, recht rar und knapp,
Ein nirgends sonst erspähtes,
Das du nicht hast und ich nicht hab:
Beim Trödler Adam Pätes,
Da steht es.

**Peter Hacks**

Der Vogel Turlipan

An der Schul zu Salamanca,
Da lehrte ein Dekan,
Der suchte wie ein Kranker
Den Vogel Turlipan,
Den bunten Vogel Turlipan.

Die anderen Professoren
Verzogen das Gesicht:
Der Vogel ward nie geboren,
Den Vogel gibt es nicht,
Den bunten Vogel Turlipan.

Er sprach: Ich muss ihn finden,
Und reiste weit landein.
Da fand er hinter den Winden
Einen Berg aus Edelstein.
Doch nicht den Vogel Turlipan.

Da stieg er gleich zu Schiffe,
Fuhr über die sieben Meer.
Die Zimt- und Pfefferriffe
Entdeckte er.
Doch nicht den Vogel Turlipan.

Und steht er nicht auf dem Lande,
Und schwimmt er nicht im Meer,
So fliegt er im Federgewande
Wohl in der Luft umher,
Der bunte Vogel Turlipan.

Da hat er das Luftschiff erfunden,
Das noch nicht erfunden war,
Und fuhr den Himmel erkunden
Vergeblich zehen Jahr.
Fand keinen Vogel Turlipan.

Sprachen die Professoren:
Sein Leben ist vertan.
Es wissen selbst die Toren,
Es gibt keinen Turlipan.
Es gibt wirklich keinen Turlipan.

**Peter Hacks**

Der Walfisch

Der Walfisch ist kein Schoßtier,
Er ist ein viel zu groß Tier.
Er misst zweihundert Ellen
Und macht gewaltige Wellen.
Er redet nicht, er bellt mehr.
Er stirbt von keinem Schuss.
Er rudert durch das Weltmeer
Als Flossenomnibus.

Ein Zaun sind seine Zähne,
Die Nase ne Fontäne,
Der Schwanz sogar ein Plättbrett
Aus seinem Leib man Fett brät.
Das Wasser kräuselt bläulich
Sich um den schwarzen Kloß.
Der Walfisch ist abscheulich
Groß.

**Peter Hacks**

Der Weltreisende

Guten Morgen, Schwestern,
Verreist war ich gestern,
Guten Abend, Brüder,
Morgen komm ich wieder
Aus Mailand
In Thailand,
Das ist ein Papageiland.
Und als ich hinkam, da stand ein goldener Baum,
Und da gingen zehn alte Greise herum,
Die hießen: Kaspar, Balthasar und Heiner,
Thymian, Kümmel, Erbspüree,
Goliath und Andromache,
Hat-dich-deine-Mutter-fallen-lassen-Gustav
Und noch einer,
Und hatten zehn weiße Haare
Und hatten keinen Kamm
Und gingen schon zehn Jahre
Und kamen nicht um den Stamm.
Und jeder Zweig
War ein Reich.
Und jedes Blatt
War eine Stadt.
Und jedes Ästlein war bestaubt
Mit einem Staatsoberhaupt,
Mit Kurfürsten und Königen.
Da fragt ich den von Armenien:
Herr Majestät, wieviel ist Quark mal sieben?
Ist mir die Antwort schuldig blieben.

**Peter Hacks**

Der Winter

Im Winter geht die Sonn
Erst mittags auf die Straße
Und friert in höchstem Maße
Und macht sich schnell davon.

Ein Rabe stelzt im Schnee
Mit graugeschneitem Rücken,
In seinen Fußabdrücken
Sieht man jeden Zeh.

Der Winter ist voll Grimm.
Doch wenn die Mutter Geld hat
Und viel Briketts bestellt hat,
Dann ist er nicht so schlimm.

**Peter Hacks**

Der Wunderhengst Caesario

Und jippi-ee und jippio,
Das ist ein Lied für Männer,
Das Lied vom Hengst Caesario,
Dem apfelbraunen Renner.

Caesario lebt nicht eingezäunt,
Er ist voll Stolz und Feuer.
Es machten ihn zu meinem Freund
Viel tausend Abenteuer.

Er trug mich durch die Sahara,
Die Hufe schlugen Funken,
Wir warn nach dreißig Tagen da.
Er hatte nicht getrunken.

Er trug mich durch den Atlas, wo
Es Wölfe gibt in Haufen.
Wer andres als Caesario
War ihnen noch entlaufen?

Ich rettete ein Fräulein schlank
Vor ihrem Sklavenhalter,
Und mein Caesario übersprang
Die Straße von Gibraltar.

Er bringt mich sicher stets ans Ziel.
Sein Stammbaum ist erlesen.
Der Vater ist ein Besenstiel,
Ein Besenstiel gewesen.

Auch sonst entspross Caesario
Dem allerbesten Blute.
Die Mutter nannt sich Wisch von Stroh,
War eine schöne Stute.

**Peter Hacks**

Des Feuers Glut, des Wassers feuchte Kühle

Des Feuers Glut, des Wassers feuchte Kühle
Umarmen sich im goldnen Rebentrank.
Drum lernt vom Wein, ihr streitenden Gefühle.
Ein Tropfen Frohsinn stillet Hass und Zank.
Dass stets von G'müt zu G'müt der Becher wander,
Dies wünscht der Lityerses vom Maiander.

Und hat die Nacht die Sonne ausgetrunken,
Geht desto voller auf der Schoppen Wein.
Zwei Feinde, untern gleichen Tisch gesunken,
Solln mir die liebsten aller Freunde sein.
Geht her, seid nett: zu euch und zu einander.
So meint der Lityerses vom Maiander.

**Peter Hacks**

Des Mannes Liebe wohnt im Herzen

Des Mannes Liebe wohnt im Herzen,
Dort ist er ihrer sich bewusst.
Drum kann er mit der Liebe scherzen.
Wer reißt das Herz ihm aus der Brust?

Des Weibes Liebe wohnt in Worten,
In Seufzern und dem Augenschein.
Drum aller Weilen aller Orten
Muss sie der Lieb versichert sein.

Dem Mann, ihm sind die Zweifel ferne,
Dran es dem Weibe nie gebricht.
Drum sagt das Weib zum Mann so gerne:
Treuloser, ach, du liebst mich nicht.

**Peter Hacks**
Detektivlied

Wer Schelme fangen will, muss früh aufstehn,
Darf schlafen nicht zu lang.
Gar oft ist einer dran, ein Ding zu drehn
Vor Mondenuntergang.

Wenn der schlau ist, sind wir schlauer.
Und wir geben mächtig acht.
Und wir liegen auf der Lauer,
Auf der Lauer
In der Nacht.

Wer Schelme fangen will, muss früh aufstehn,
Dass er nicht alles glaubt.
Nur wer gelernt hat, durch die Nacht zu spähn,
Entdeckt, was unerlaubt.

Und wir merken voller Trauer:
Mancher Mensch ist bös gemacht.
Und wir liegen auf der Lauer,
Auf der Lauer
In der Nacht.

**Peter Hacks**

Die Begünstigten

Der Genien würdigste sind uns gewogen.
Kühnheit, uns floh sie nicht. Witz blieb nicht ferne.
Die Schönheit trat hinzu mit ihrem Sterne.
Kunst hat uns, und vergebens nicht, erzogen.

Und auch sie selbst, die Liebe, hat unendlich
Hoch uns bevorzugt. Im Vermögen gleichen
Wir uns zur Lust, und die geheimen Zeichen
Sind unsrer Sehnsüchte uns wohl verständlich.

So stehen sie gar huldreich oder fliegen
Um unser breit und königliches Bette.
(Weltklugheit aber hat uns diese Stätte
Und Wohlstand zugesprochen). Und wir liegen,
Zum Glück entschlossen, und verlangen mehr
Als Sterbliche. Und haben es sehr schwer.

**Peter Hacks**

Die Blätter an meinem Kalender

Die Blätter an meinem Kalender,
Die sind im Frühling klein
Und kriegen goldene Ränder
Vom Märzensonnenschein.

Im Sommer sind sie grüner,
Im Sommer sind sie fest,
Die braunen Haselhühner
Erbaun sich drin ihr Nest.

Im Herbst ist Wolkenwetter,
Und Sonnenschein wird knapp,
Da falln die Kalenderblätter,
Bums, ab.
Im Winter, wenn die Zeiten hart,
Hat es sich auskalendert.
Ich sitze vor der Wand und wart,
Dass sich das Wetter ändert.

**Peter Hacks**

Die Braut des Deserteurs

Und als der Husar gefangen war
Und bleich am Richtplatz stand,
Und der Fall war klar und die Hoffnung rar,
Da kam das Mädchen mit feuchtem Haar
Zu dem Herrn Leutenant.
    Weil ich den Soldaten lieb,
    Wurd der Soldat so schlecht.
    Ihr müsstet ja mich töten,
    Eh ihr ihn schuldig sprecht.

Der Leutnant voll Hohn tritt zur Schwadron:
Ergreifet das Gewehr!
Der um süßen Lohn aus dem Heer entflohn,
Hat nach der Mortifikation
Keinen Kopf zum Küssen mehr.
    Das tat deine große Lieb
    Und dass dein Herz nicht schwieg.
    Das Glück ist für den Frieden.
    Der Tod ist für den Krieg.

**Peter Hacks**

Die Dardanellen

Wohl in den Dardanellen,
Die unweit Stambul sind,
Macht schändlich große Wellen
Der Dardanellenwind.

Er peitscht in seinem Zorne
Das Dardanellenmeer.
Er kommt zugleich von vorne
Und von hinten her.

Mein Boot war schnell zerbrochen.
Verloren ging das Heck.
Nach etwa sieben Wochen
Schwamm auch der Bug hinweg.

Das Meer wie schwarze Tinten,
Ich unbeweglich drauf.
Der Wind hört nicht von hinten
Und nicht von vorne auf.

Durch die Kajütenscheiben
Fiel gar mein Bett von Bord.
Der Wind, er sah es treiben
Und legte sich sofort.

Mein Bart war lang geworden.
Ich band ihn um das Boot
Und kam noch heil nach Norden
Und bin drum noch nicht tot.

Jedoch von Schiffsunfällen
Rede besser nur,
Wer durch die Dardanellen,
Die Dardanellen fuhr.

**Peter Hacks**

Die Datsche in Peredelkino

- Genosse Berija, nicht zum ersten Male
Betracht ich meine Generale.
Sie haben ernstlich zu glauben begonnen,
Sie hätten mir den Krieg gewonnen,
Und seit der Frieden nun nicht mehr klappt,
Sind sie vollends übergeschnappt.
Am gefährlichsten scheinen mir die begabten
Und dann, nächst denen, die unbegabten.
Und weil ich drauf komme. Mir missfällt
Der alte Gaulschreck und Steppenheld
Budjonny. Was ist denn ein Kavallerist
Als ein quadrupedischer Anarchist?
- Wird veranlasst.

In der Laube schnarchend liegt der
Siebzigjährige. Sein Prachtbart
Wie zwei Engelssilberschwingen
Wärmt ihm die gegerbte Wange.
Manche Nächte, wenn er schlecht schläft,
Träumt er den Ukrainefeldzug.
Diesmal schläft er gut. Er träumt von
1921.

* * *

- Aufwachen, Väterchen! Der Feind!
- Was sagt das Wort?
- Was es meint.
Drei unbeleuchtete Limousinen
Stehn vor der Basilika. Aus ihnen,
Wie ich durchs Duster späh, entfalten
Sich ganz eigene Gestalten.
Sie kennen die Sorte. So Kerle mit
Chromlederstiefeln und Bürstenschnitt.
- Wie gehen sie vor?
- Vom Friedhof her.
- Pfuscher. Es gibt keine Taktik mehr.
Dann mal los, Iwan. Du machst den Tee
Und ich mich oben ans MG.
Schlau, dass ich das Ding aufhob.

Auf das Dach steigt er bedächtig,
Putzt bedächtig blank die Brille,
Setzt sie sich vors Adlerauge,
Legt sich hinter die Maschine.
Die Erfindung war von Maxim,
Das Schießpulver war von Nobel
Und der Gussstahl von Putilow,
Gute alte Friedensware.

* * *

- Jossip Wissarionowitsch?
Hier spricht Semen Michailowitsch.
Melde fernmündlich, dass ich in
Kampfhandlungen begriffen bin
Mit einer von diesen Banditenbanden.
Erbitte Entsatz.
                    - Meldung verstanden.
Ihre Stellung befindet sich wo?
- Im Gartenverein Peredelkino.
- Sie sind bewaffnet?
                    - Selbstverständlich.
- Mit Munition versehn?
                    - Unendlich.
- Besatzung?
                Klein, aber treu. Iwan
Heißt der Lümmel, stammt aus Astrachan.
- Halten Sie durch, Marschall!

Auf den Maitribünenstufen
Schreiten die Sowjetmarschälle,
Vor der Gruppe her Budjonny
Als der älteste im Range.
Stalin packt ihn um die Schulter,
Küsst ihn zärtlich, drückt ihn an die
Weiße Brust. Das Volk bejubelt
Zwei bewährte Kampfgefährten.

Semen Michailowitsch Budjonny, Marschall der Sowjetunion. 1919 bis 1921 Befehlshaber der 1. Reiterarmee, 1939 bis 1941 stellvertretender Verteidigungskommissar. -
“Quadrupedisch“ heißt vierfüßig.

**Peter Hacks**
Die drei Gewalten

Der Staat will deinen Schaden nur,
Er möge säuseln oder toben,
Er bleibt dein Gegner von Natur.
Der Feind steht oben.

Regierung, Parlament,
Justiz, die drei Gewalten,
Sind, was man Diebstahl nennt,
In drei Gestalten.

1990

Die Gedichte. Eulenspiegel Verlagsgruppe, Berlin 2003

*In seiner polemischen Schlichtheit wird das Gedicht des bekennenden Kommunisten und Klassizisten Peter Hacks (1928-2003) auch bei Lesern Anklang finden, die mit den politischen Ordnungs-Ideen des Dichters wenig im Sinn haben. Fundamentalistische Staatskritik erhält meist die Akklamation empörungsbereiter Zeitgenossen jedweder politischer Couleur - was in diesem Fall nicht unbedingt für die Gedankenschärfe des Textes spricht, der nach der Wende 1989/90 entstand.*

Das Gedicht dekretiert die simple Feinderklärung, wonach alles Etatistische von Übel ist. Der Staat als Feind, die Gewaltenteilung als „Diebstahl“: Das ist zwar eine starke Gesinnungsästhetik, zugleich aber eine klischeeverdächtige Sottise, mit der bevorzugt die erklärten Gegner der Demokratie hausieren gehen. Dass die Gewalteinteilung in Exekutive, Legislative und Judikative eine Grundlage für pluralistische Gesellschaftsverhältnisse sein kann - das wird durch Hacks’ Gestus der totalen Verwerfung schroff niedergewalzt.

**Peter Hacks**

Die Elbe

An kalten Kühn, die sich die Mäuler wischen,
An grauen Laken, die der Nebel sponn,
Entlang, kurzum, an Deutschland, wälzt sich zwischen
Dömitz und Boizenburg der Acheron.
Die schwarzen Wasser säumt ein Hain von Rüben.
Und drüben, was ist dort? Es gibt kein Drüben.

Denn wohl hat eigne Sitte jedes Land
Als Muster sich des eignen Zwecks gegeben,
Doch endet hier an dem geböschten Rand
Gesittung selbst. Diesseits nur geht zu leben.
Und mit mehr Wohllaut knarren hier die Kröten,
Als überm Fluss die Nachtigallen flöten.

Dort, rauchend in unabsehbarer Länge,
Dehnt sich das asphodelische Gefild.
Von laschen Leuten lustlos ein Gedränge.
Und welche Leere doch in all der Enge.
Der Lärm, der wie von Fledermäusen schrillt,
Enthält nichts Herzliches und nichts, was gilt.

Bei den Dionysos geweihten Spielen,
Wo drei Poeten, höchste Mittel wählend,
Drei volle Tage nach der Palme zielen,
Ist ein Tag leer und ist ein Dichter fehlend.
Er wiegt nicht mehr seit seinem Übergange
Ins Schattenreich, der schön beredte Lange.

Warum, o Freund, hat Charon, dessen Geiz
Ganz Frankfurt kennt, dich nie nach Lohn gefragt
Und doch so willig dir den Kahn gestakt
Nach jenem wesenlosen Andrerseits,
Von wo du, dir die Rückkehr zu erringen,
Schon Herakles sein musst, nicht nur ihn singen?

Ach, Söhne ihr des Vaterlandes! Immer
Umhegt, betreut, geschützt vor allem Rauen,
Zu spät entwöhnt, zu selten was zu kauen,
Und stets der Kachelofen in dem Zimmer -
So dämmert ihr heran im Warmen, Stillen,
Gleich weit entfernt von Schuld wie von Bazillen.

Dann kommt, und lässt euch für den Vorschuss büßen,
Da ihr noch bärtig an der Amme hangt,
Der Sturm, der etwas Festigkeit verlangt.
Dann steht ihr da auf unversuchten Füßen.
Ein leichter West bereits fällt solche Knaben,
Insonders wenn sie große Ohren haben.

Ja, dieser kleine, segelohrige Dieb,
Der keine Lehre annimmt, aber jeden
Gedanken klaut, der Schulden zahlt mit Reden
Und hat nur den, den er belöffelt, lieb,
Der größte Hätschelhans in deutschen Landen,
Das Großmaul lange hat sehr kurz gestanden.

Im Abend sah er die Paläste ragen
Des Hades, wo Geld vorgibt, Geld zu hecken.
Der scheußlichste, rief er entzückt, der Schrecken
Ist auch der ehrlichste! - Tor, lass dir sagen:
Ein Weilchen nur bleib bei Geduld und häuslich.
Es braucht nicht viel, dann ist es hier auch scheußlich.

Wenn erst die Anspruchslosen jeder Richtung,
Das Zwergenmaß in Wirtschaft und Partei,
Mit einem einzig letzten Feind, der Dichtung,
Sich einig werden, wie zu leben sei,
Entsteht bei uns, auf andre Art, dasselbe
Zweckmäßig triste Reich wie links der Elbe.

Starrsinn machet den Dichter. Seinem Munde
Ist das allein, was er im Tiefsten glaubt,
In eigner Form zu sagen nur erlaubt.
Die Tugend Starrsinn richtet ihn zugrunde.
Denn nicht muss wahr sein, was verboten wird,
Und auch Bekenner haben sich geirrt.

Weh, dass du, Genius, den Auserwählten,
Den du berührst, nur am Talent erhöhst!
Dichter und Mensch: ein Zufall, doppelt selten.
Meist hat, was hochfliegt, sich vom Rest gelöst.
Und unhinlänglich, dünkt mich, ist verwandelt,
Der wie Apoll fühlt und wie Lange handelt.

Ihr aber, die ihr froh seid, ihn zu missen,
Wollet nicht irren. Dieser Wichtigmacher
War wichtiger als seine Widersacher.
Was dieser Schwätzer wusste, lohnt zu wissen.
Musen, hochortliche, begreift und jammert.
Die Wunde schwärt. Der Schnitt wird nie geklammert.

Des Gottes dritter Tag bleibt unbespielt,
Die Szene ärmer und die Sprache kleiner.
Der Narr, der sich für unersetzlich hielt,
Hat nur in Wahrheit seinen Wen gefühlt:
Er ists. Doch ja, ihr Biedern. Manchmal einer
Ist unersetzlich. Unentbehrlich keiner.

**Peter Hacks**

Die Espen

Aller Wind in Deutschland, bekanntlich aber entsteht er
Durch die Espen. Diese ewig geängstigten Bäume
Regen mit ihren Blättern die Luft auf. Im Falle besondrer
Furcht bis zum Orkan, so zittern sie. So in der Liebe
Rühret Missgeschick meist aus Sorge vor Missgeschick, also
Beuge, Geliebte, nicht vor. Nicht anders ferner in Manchem.
Wären die Espen nicht, Stille herrschte und heiterster Frieden.

**Peter Hacks**

Die Feder

Manchmal überfliegen einzelne Engel mein Grundstück,
Hin zu dem oder dem tröstungsbedürftigen Volk.
Gestern war einer, die Sonne schimmernd in Flügeln und Haaren.
Sie durchschien auch sein Hemd. Deutlich erhellte dabei,
Dass er sanft gebildet und mädchenhaften Geschlechts war.
Lange blickt ich ihm nach. Dann auf dem Pflaster im Hof
Lag was Weißes. Ihm war eine Feder heruntergefallen.
Und ich hob, all dies dir zu berichten, sie auf.

**Peter Hacks**
Die Flucht nach Astapowo

Rüstig, rüstig, Väterchen,
Durch die Scheiben graut das Frühlicht,
Hoch vom Strohsack, Kopf in Eimer,
Blankgefegt die Birkendielen,
Holz zum Hauklotz, Holz gespaltet,
Angefacht den Eisenofen,
Angelegt den groben Kittel
Und die groben Pluderhosen
Und die Stiefel, selbstgenäht
Von den Sohlen zu den Schäften.
Auf dem Bord das Schusterwerkzeug,
Schusterahle, Pech und Heftzwirn.

Doch wie er nun stapft ins Nebenzimmer,
Verdrießt ein Anblick ihn, ein schlimmer:

Kandelaberglanz bestrahlte
Brustgeschmeid und Ordensstern,
Damen sprachen, schön bemalte,
Mit Majors und Kammerherrn.
Schon halb satt von dem Geschwafel
Rückt er mürrisch an die Tafel,
Und es sprach der Cheflakai:
Befiehlt Herr Graf den Hirsebrei?

* * *

Spute, spute, Väterchen,
Hustend, fiebernd, ohne Handschuh,
Aber frei. Aus Herrenknechtschaft
Endlich fort trägt dich der Dampfzug,
Trägt dich fort nach Astapowo,
Wo der Vorstand von dem Bahnhof
Dich in seiner Hütte aufnimmt,
Ist gottlob ein Tolstojaner.
Auf dem Strohsack endlich ruhst du
Aus, die hippokratschen Hände
Überm Kräuselbart gefaltet.
Einsam, einsam bist du endlich.

Doch draußen vor dem Siechenzimmer
Da ging das Leben fort wie immer:

Gräfin Sonja war der Reise
Eilig hinterher gehetzt,
Wartend auf dem Abstellgleise
Stand ihr Sonderwagen jetzt.
Am Piano bange Nächte
Denkt sie der Autorenrechte,

Auch die Söhne waren mit,
Mit denen sie ums Erbe stritt.

Eingetroffen war Herr Mayer
Aus der großen Stadt Paris,
Den Pathé, der Filmverleiher,
Was sich regte, drehen ließ.
Und die internationale
Presse haust im Wartesaale
Und erörtert am Buffet,
Ob es nicht bald zu Ende geh.

Ferner hastig abgeschickte
Gendarmrie entstieg der Bahn,
Auch der stark beunruhigte
Gouverneur von Riasan.
Selbst aus Petersburg im Norden
War ein Herr entsandt geworden,
Der im Teehaus Schmetterling
Subjekte in Zivil empfing.

Auch der Staretz Warsonofij
Mit dem Morgenzug erschien,
Es erwartet halbbesoffen
Nicolaus, der Pope, ihn.
- Rasch zum Grafen! dem Synode
Liegt an einem frommen Tode.
- Damit sieht es trübe aus,
Versetzt der Pope Nicolaus.

In dem Dorf für ihren Rubel
Müht sich redlich eine Hur,
Die bei Tolstojs Sterbetrubel
Einen Sack voll Gold einfuhr.
Bis an ihren Lebensabend
Blieb sie wohl- und würdehabend,
Unter keinem Umstand mehr
Beging sie den Geschlechtsverkehr.

Leo Nikolajewitsch Graf Tolstoj verschied am 28. Oktober 1910. Der Bahnvorsteher hieß Osolin. Der Herr aus Petersburg war der stellvertretende Polizeiminister. Der Ortspope hieß Nikolaus Gratzianski. Sonderwaggons waren wirklich mit Klavieren ausgestattet.

**Peter Hacks**

Die Frau, zu der ich abends geh

Die Frau, zu der ich abends geh,
Sie ist ein liebes Ding.
Vor ihrem Hause lag der Schnee,
Als ich zum ersten Mal hinging.

Vor ihrem Haus blüht jetzt ein Strauch.
Das frühe Jahr kam spät.
Man fragt sich manches und so auch,
Warum man immer noch hingeht.

Das Meiste hat doch keinen Sinn,
Was einer tut und lässt.
Der Ostwind stinkt nach Tugend,
Nach frischen Gräbern stinkt der West.

O Welt, o stolz und dumme Welt,
Wie hab ich dich geliebt.
Du nahmest mich mit einer Kält,
Die dir mein Herz nicht mehr vergibt.

Mir sagt die Frau, zu der ich geh,
Dass ich ihr Alles sei.
Ich hab sie gern, soweit ich seh,
Und sechzig Jahr sind schnell vorbei.

**Peter Hacks**

Die Gemme

Dort lieben Frauen, wo sie vermuten, sie seien entbehrlich.
Wo sie benötigt sich sehn, gehen sie. Hinter mir längst
Hab ich die großen Ideen und die große Liebe. Gemessnen
Herzens treff ich den Mond. All meiner Jahre Bemühn,
Arbeit an der Verkleinerung einzig wars meiner Hoffnung.
Leider mit mattem Erfolg. Dein achatenes Herz,
Wenn mir irgend geläng, in das meine Liebe zu schneiden,
Könnte, stell ich mir vor, nett eine Gemme entstehn.

**Peter Hacks**

Die Glücksbringerin

Alles scheint mir ohne Fehle,
Himmelsrund und Erdenkreis,
Alles atmet Leben, Seele,
Seit ich sie vorhanden weiß.

Diese Tiefs vom Nordatlantik,
Diese Wolken, zäh wie Leim,
Oh, wie stimmtest du mich grantig,
Deutschland, du mein Niflheim.
Aber plötzlich: ohne Fehle
Himmelsrund und Erdenkreis.
Selbst Berlin hat eine Seele,
Seit ich sie in Treptow weiß.

**Peter Hacks**

Die goldne Laus zu Bismark

Die Bürger von Bismark, die saßen beim Bier
In bitterer Weltbetrachtung:
Wir haben das Stadtrecht. Eine Stadt, das sind wir.
Und doch schenkt uns keiner Beachtung.
Was fehlt? Eine Kirche! Die zeigt unsern Rang!
Beschlossen, verkündet. Der Anfang gelang.
Und die Grube ward geschippt
Und das Fundament gekippt,
Schon die Quadern karrt man her,
Und dann war der Säckel leer.

Da kam aus Ülzen des Weges gerollt
Eine Kutsche mit feurigen Speichen.
Ein Fremder stieg aus: Ich leih euch das Gold,
Ihr könnt es später begleichen.
Die Bürger von Bismark nahmens so gern
Und erkannten in ihm den Engel des Herrn.
Ziegel wölbt und Terrakott
Brausend sich empor zu Gott.
Einen Dom, frech wie den,
Hat die Altmark nie gesehn.

Und wie sie zum Hochamt wandeln, voran
Der Propst mit dem räuchernden Fasse,
Da lehnt im Domtor der fremde Mann
Und spricht: Ich bitte zur Kasse.
Und da wurde natürlich allen klar,
Dass der aus der Kutsche der Teufel war.
Nämlich heutzutage Geld
Hat nur mehr die Unterwelt.
Leider dann mit Schnelligkeit
Folgt der Tag der Fälligkeit.

Ich seh schon, sprach jener, ich habe kein Glück,
Ihr seid pleite, da hilft ja kein Sülzen.
Doch von Gold eine Laus, die lass ich zurück.
Tats, und entfernt sich gen Ülzen.
Und die Laus und die rennt und mit scharrendem Bein
Ins geheiligte Dämmer der Kirche hinein.
Mitten jetzt in Gottes Haus
Steckt die goldne Teufelslaus,
Und was Wunder, dass man mit
Bangigkeit zum Opfer schritt.

Der Propst dem Heiland das Stichwort gibt.
Da seltsam auf dem Brokate,
Da kommt die Laus gekrabbelt und nippt
Vom Wein und bepisst die Oblate.

Und was sie pisste, das stank so,
Dass die Gemeinde voll Grausen floh.
Und die Kirche stand und stank,
Bis sie ganz in Trümmer sank.
Nur ein Turm mit einem Sprung
Steht noch zur Besichtigung:

Die goldne Laus zu Bismark.

Bismark suche man in der Gegend von Stendal.

**Peter Hacks**

Die Himmelstür

Wer will nach Elysium kommen,
Muss nur gehn zum Tor hinein,
Muss nicht zählen zu den Frommen,
Muss nicht gottgefällig sein.
Muss nicht frisch sein oder froh.
Aber wissen muss er, wo.
Denn Berlin ist voll von Türen,
Welche in die Hölle führen,
Doch der Himmel wird erklommen
Durch die Himmelstür allein.

Jener Eingang nun zum Himmel
Ist benagt von Zeit und Rost.
Rechts die Flecken von dem Schimmel,
Links die Kästen von der Post.
Er sieht aus wie jeder Flur.
Aber einer ist es nur.
Und ihn hoffend zu durchschreiten,
Bleibt vergönnt den Eingeweihten,
Furchtbar wäre das Gewimmel
Andernfalls aus West und Ost.

Seeber wohnt im Souterränge,
Heim hat ebendort Logis,
Leder eine Treppenlänge
Höher, Häring visàvis.
Auf dem bröckelnden Podest
Feiern Götterchen ein Fest.
Mit den rosa Däumchen zeigen
Sie, ich soll noch höher steigen,
Wo man Mileks Küchenklänge
Hört und von Karsunke die.

Doch wie jetzt? Ist Klettern Fliegen,
Ist der Geister Gangart schon?
Über ausgetretne Stiegen
Schweb ich nach Elysion.
Hinter einem Rosennetz
Stehn drei Eimer mit Briketts.
Und der morsche Seitenflügel
Wird zum Lust- und Wunderhügel,
Und die Stuckgirlanden wiegen
Sich um Schätzchens Liebesthron.

Und sie klappert mit den Tassen,
Und sie lächelt so verliebt,
Dass ihr, wärt ihr zugelassen,
Euch gewiss die Augen riebt.

Doch nun Schluss mit Wie und Was.
Denn man wird verstehen, dass
Von dem wahren Weg zum Heile
Ich die Kenntnis ungern teile.
Würde euch ein Himmel passen,
Wo man sich die Klinke gibt?

**Peter Hacks**

Die Hure

Mit einer vollen Brust und einem leeren Gesicht,
Ein schönes Weib, die käuflichen Schlüssel in der Hand.
Abscheulich, der sein Bestes, seine Schlüssel verkauft.
Beneid sie, Freundin, nicht; sie kann nur eins und das schlecht.
Sie wirft den Hintern wie du, doch welcher Unterschied,
Ob Wollust, ob ein Groschen eine Puppe bewegt.
Wer dumm ist, denkt schlecht, näht schlecht, kocht schlecht und liebt nicht gut.
Willfährigkeit ist übel, übler Willfährigkeit
In Form der Leidenschaft. Bedaure sie, Freundin, nicht,
Diese gefügige Sorte, halb Göttin, halb Sparferkel,
Die nichts zurecht sich legt, die stets zurechtgelegt wird.
Sie ist verführt? Gewiss. Das eben werf ich ihr vor.
Jetzt, sie bewegt sich. Auf dem Pflaster knalln ihre Schuh.
Indes ihre Bewegung ist keine Änderung.
Es naht nichts, wenn sie naht, und wo sie geht, mangelt nichts.
Man soll sie bespein, sie in den Rinnstein wegstoßen,
Dass endlich einmal das Huren aus der Mode kommt.

**Peter Hacks**

Die Hydra

Der Trick, der mit den Köpfen, der ist gut.
Je mehr du abhaust, desto mehr entspringen,
Wo einer schon genügt, dich zu verschlingen
Von Schlappe schwillt zu Schlappe ihr der Mut.

Das findet Zulauf, dehnt sich, zischt und bellt,
Das knospt und sprießt in unbegrenzter Reihe.
Für einen toten Dummkopf treten zweie.
So steht sie längst als Gleichnis für die Welt.

Zwei sagenhaften Männern fiel das Amt,
Sie zu erlegen, zu, ungleichen Brüdern,
Gleich schnaufend jetzt, gleich blutig, gleich verschlammt
Es ist ein alter Ärger mit den Hydern.
Obsiegen aber wird der Heldenzwilling.
Das ist mein Wahrspruch. Sei er selffulfilling.

**Peter Hacks**

Die Kindermörderin

Evchen Humbrecht, des Metzgers Kind
Zu Straßburg, der Domstadt am Rhein,
Sie sprach: warum solln, die vom Adel sind,
Alleine lustig sein?
Es kommt ein warmer Wind von Süd
Im Februar gewehet.
Das schadt der Apfelblüt.

Metzger Humbrecht in stolzer Wut,
Er spricht: schwillt dem Fräulein der Kamm?
Ritterlich Blut und redlich Blut
Stallen nicht zusamm.
Aus Leibes Lust wird Herzens Weh.
Am Mittwoch fiel wie Aschen
Der kalte, weiße Schnee.

Der Herr Leutnant von Gröningseck
Hat eine Liebschaft gewollt.
Weil das nicht ging, hat er entdeckt,
Dass es Liebe sein sollt.
Im hellen Glanz der Julisonn
Geht er als wie ein Kranker.
Man merkts ihm deutlich an.

Evchen Humbrecht, sie füttert zwei.
Die Schürze ihr knapp war.
Sie sprach: vielleicht, wenn ich standhaft bleib,
Führt er mich zum Altar.
Er hat sich treu mir anverlobt.
Ach, eine schöne Jungfer
Ist ein bös Lagerobst.

Der Herr Leutnant hat einen Freund,
Der meints mit ihm herzlich gut:
Nimm dir lieber die Herzliebste mein,
Bevor du so was tust.
Sie ist dir in der Seele hold.
Sind Tage im Oktober,
Da scheint die Luft wie Gold.

Evchen Humbrecht floh ohne Gruß
Von Haus ums Morgengrau.
Die Ehr hat einen tönernen Fuß,
Da nimmt sie alls zu genau.
Die Gänse hangen frisch gesengt.
Doch hat der heilige Martin
Ihr keinen Mantel schenkt.

Das Glück ist schon neun Monde her.
Zu Eis gefrorn ist der Grabn.
Ich habe keinen Vater mehr,
Mein Kind soll auch keinen habn.
Viel Gärten sind im Sonnenschein.
Warum, mein Herrgott, pflanztest
Du mich in diesen ein?

**Peter Hacks**

Die kleine Lokomotive

Die Lokomotive pufft
Wolken in die Luft.
Weiße Wolken, graue, schwarze
Oder gelbe wie die Quarze.

Die Lokomotive pufft
Wolken in die Luft.
Die Wolken haben viele Gestalten
Aber wollen nicht lange halten.

Die Lokomotive pufft
Wolken in die Luft.
Wolken wie Häuser oder Zelte,
In Himmelssteppen aufgestellte.

Die Lokomotive pufft
Wolken in die Luft.
Wie Krokodile oder Bären,
Die sich auf der Fährte wären.

Die Lokomotive pufft
Wolken in die Luft.
Warn die Wolken von langer Dauer,
Wäre sie ein großer Bildhauer.

**Peter Hacks**

Die kleinen Einhörner

I

Schön ist dieses an der Natur: dass sie nicht wie Berlin ist.

II

Gliche dem Leben sie mehr, wäre kaum heiter die Kunst.

III

Aber die kleinen Einhörner, fast nur bestehn sie aus Augen,
Großen, runden. Ihr so im strengeren Alter voll Hochmut
Tötendes Horn ist weich noch beflaumt, ihr Nichtvonderweltsein
Minder stämmig als dann und minder robust ihre Keuschheit.
Ihre Unschuld vertraut noch. Sollten Sie demnach ein kleines
Einhorn im Wald finden, dürfen Sie nur mit der Hand es berühren,
Wenn Sie es mitnehmen wollen und treulich in Pflege behalten.
Wenn Sie es nämlich berühren und hinterher weitergehn, stirbt es.

**Peter Hacks**

Die lächerlichen Unpreziösen

Wie Morgenwolken lockenschön das Bett
Umstehn, woraus die Sonne sich erhebet,
So - dass sich Glanz im Widerglanz belebet -
Im allerköniglichsten Kabinett
Stand Ludwigs Adel: rosenrot und weiß.
Das Rot war Bolus und das Weiße Reis.

Der Hof von heute, kann ich schwören, trägt
Nicht Locken mehr. Das Haar liegt rückgestriegelt.
Von frühen Glatzen wird der Tag gespiegelt.
Die Haut ist grau und ehrlich ungepflegt.
Mag aber sein, es riecht noch, wie es roch.
Sie duschen wieder. Und sie stinken noch.

War das das Ziel? Man folgt genauso krass
Wie zu Versailles der Gierde des Gekröses.
Die gleiche Schurkerei, und nichts Preziöses.
Ich weiß ja nicht. Das leistet sich schon was,
Das obre Pack. Nun ist es schon genobelt
Und bleibt, als sei es unentgolten, ungehobelt.

**Peter Hacks**

Die Lerche

Du singst ja noch für uns, mein Tier.
Und wirst von uns nicht mehr besungen?
Nein, nimm dies Blatt von mir.
Von unser beider starken Zungen
Wird Wald und Feld, und was nicht hören will, durchdrungen,
Wir wissen, Vogel, du und ich, wie fest
Es sich, ein Punkt im Leeren, stehen lässt.

Ihr, gelbe Kiefern, auch, ihr zeigt uns doch
Die Echsenschönheit eurer Borke noch,
Der krummen Zweige alten Eigensinn.
Mir scheint, als ob ich euch zu sehen übrig bin.
Die Dichtung schaut so wenig hin,
Als ob es leicht wär, sich in nichts als Sand zu krallen
Und beim Getos des Süd nicht umzufallen.

Ich sag euch, was es ist: ihr seid zu stolz für die,
Wie ihr, bei Erden Ungunst, aufwärts strebt.
Was man am Menschen schilt, mag man an euch nicht leiden.
Ihr überlebtet viel. Ihr überlebt
Am Ende wohl die neueste Poesie.
Wollt euch indes mit meinem Gruß bescheiden.

**Peter Hacks**

Die Liebe als Schulmeister

Was ich nicht fühlte, pflegte ich zu lehren.
Was ich gefühlt, ich konnt es nicht erklären.
O Liebe du in meiner Brust,
Du hast es lang vor mir gewusst.
Als deinen Zögling nun will ich mich preisen,
Will meine Lernbegier verhundertfachen.
Dir, Liebe, bleibt: du musst nun Schule machen
Und meiner Liebsten Liebe unterweisen.

Ich war im Zweifel, du mit dir im Reinen.
Ich prüfte Gründe, und du brauchtest keinen.
O wohlberatener Instinkt,
Dem mehr als der Vernunft gelingt.
Du gabst das Ziel mir aller meiner Reisen,
Jetzt steht es gut um mich und meine Sachen.
Dir, Liebe, bleibt: du musst nun Schule machen
Und meiner Liebsten Liebe unterweisen.

**Peter Hacks**

Die Mädchen aus Rochelle

Fünfzig Mädchen aus Rochelle
Machten einst ein Schlachtschiff klar.
Hatten Schenkel, weiß und schnelle,
Unterm Hemd noch kaum ein Haar.
Ah, la feuille, s'en vole, s'en vole,
Ah, la feuille, s'en vole au vent.
Als am Quai die Wogen verebbten,
Stach in See die muntre Schar.
Eine wählten sie zum Käptn,
Eine, die schon fünfzehn war.

Wir, so haben sie gesprochen,
Sind zufrieden ohne Mann.
Doch bereits nach sieben Wochen
Fing ihr Arsch zu kochen an.
Ah, la feuille, s'en vole, s'en vole,
Ah, la feuille, s'en vole au vent.
Endlich kam die Straße gefahren
Eine Karavelle dann
Voll der reizendsten Korsaren,
Die ein Mensch sich denken kann.

Auf dem Schlachtschiff aus Rochelle
Ward zum Entern gleich geflaggt.
Jede hat sich auf der Stelle
Einen süßen Feind gepackt.
Ah, la feuille, s'en vole, s'en vole,
Ah, la feuille, s'en vole au vent.
Bei des Vollmonds silbernem Scheinen
Lagen sie, so jung und nackt,
Und mit weitgespreizten Beinen
Fühlten sie den Rudertakt.

Diese Nacht ward nicht gesegelt,
Diese Nacht ward nicht gefischt,
Diese Nacht ward nur gevögelt,
Manns und Weibes Fleisch vermischt.
Ah, la feuille, s'en vole, s'en vole,
*Ah*, la feuille, s'en vole au vent.
Morgens dann setzt die Karavelle
Ihren Weg fort durch den Gischt,
Und die Mädchen aus Rochelle
Sangen, wunderbar erfrischt:

Kam die Unschuld mir abhanden,
Mitten auf dem Weltenmeer,
Dreh dich, Wind, und lass mich landen,
Ob der Freund mir wiederkehr.

**Peter Hacks**

Die Mädchen im grünen Leguan

Alle Fräuleins sind aus Gold, und
Alle Frauen sind aus Silber.
Alle Witwen sind aus Kupfer.
Alte Weiber sind aus Zinn.
  Aber die Mädchen im grünen Leguan,
  Das sind die schönsten von Peru.
  Bei Inez, der Pflaume, und Conchita Affenhaar
  Kommt meine wandernde Seele zur Ruh.

Montezumas Perlenschätze
Geb ich weg für dich, Maria.
Ich versöff sie in zehn Tagen,
Dich lieb ich zwei Wochen lang.
  Aber die Mädchen im grünen Leguan,
  Das sind die schönsten von Peru.
  Bei Inez, der Pflaume, und Conchita Affenhaar
  Kommt meine wandernde Seele zur Ruh.

Kam der Bauer mit der Rübe,
War die Rüb zu groß dem König,
Sprach des Königs junge Tochter:
Nein, ich find sie nicht zu groß.
  Aber die Mädchen im grünen Leguan,
  Das sind die schönsten von Peru.
  Bei Inez, der Pflaume, und Conchita Affenhaar
  Kommt meine wandernde Seele zur Ruh.

Damen lieben so die Kühnheit,
Dass sie jeden Mann schön finden,
Der Theaterstücke dichtet
Oder auf den Galgen geht.
  Aber die Mädchen im grünen Leguan,
  Das sind die schönsten von Peru.
  Bei Inez, der Pflaume, und Conchita Affenhaar
  Kommt meine wandernde Seele zur Ruh.

**Peter Hacks**

Die Mädchenhasser.

Zwei Jungen, die schlenderten über die Heide,
Zwei schlankbraune Jungen mit lockigem Haar.
Ihr Bild war gewiss keinem Mädchen zu Leide,
Doch gingen sie dort, wo kein Mädchen dawar.
    Auf der Heide gingen die Jungen,
    Auf der Heide um Sperenberg.

Der erste hub an: die Mädchen, sie müssen
Nur immer geküsst sein, sonst hat man Gezänk;
Sprich, gab es dir was, so ein Mädchen zu küssen?
Ich gähn, sprach der andre, wenn ich dran denk.

Der erste hub an: die Sonne brennt mächtig,
Der Schweiß und der rinnt über Schulter und Arm,
Ich zieh mir das Hemd aus, dann fühl ich mich prächtig.
Der andre erwidert: mir ist noch nicht warm.

Der erste hub an: ein Teich, wolln wir baden?
Ein Teich, sprach der andre, ist kalt und auch nass.
Geh du, alter Junge, es wird ja nicht schaden,
Wenn ich auf dein Hemd und deine Hosen aufpass.

Der erste ging baden, der erste kam wieder.
Ein blühender Busch stand, da warf er sich hin.
Er dehnt unterm Himmel die schlankbraunen Glieder:
Du und ich und kein Mädchen, wie lustig ich bin,
    Auf der Heide, Wind in den Lungen,
    Auf der Heide um Sperenberg.

Und nun, fuhr er fort, lass uns ringen und raufen.
Hingen und raufen, frug der andre, wozu?
Warte, rief jener, ich bring dich ins Schnaufen,
Wirst sehn, alter Junge, ich bin stärker als du.
    Auf der Heide ward nun gerungen,
    Auf der Heide um Sperenberg.

Und wie sie so waren beim Raufen und Ringen,
Da wurde mit einmal dem ersten klar
An mehreren unmissdeutbaren Dingen,
Dass der zweite Junge kein Junge war.
Und sie beide innig umschlungen
Auf der Heide um Sperenberg.

Sie wälzten sich, ach, am summenden Hage
Und Brust gegen Brust und Bein über Bein.
Ich lasse in dieser ein wenig schwierigen Lage
Die Mädchenhasser ganz gern jetzt allein
    Auf der Heide lerchendurchsungen,
    Auf der Heide um Sperenberg.

**Peter Hacks**

Die Oliven gedeihn

Die Oliven gedeihn,
Der Krieg ist vorbei,
Es tönt die Schalmei,
Der Frieden zog ein.
Wir würzen den Wein
Mit Zimt und Salbei,
Die Oliven gedeihn,
Der Krieg ist vorbei.

**Peter Hacks**

Die Portwein-Arie des Oberst Brocklesby

Und als ich kam von Afrika
Wohl mit der britischen Armee,
Kam ich vorbei in Portugal,
Da lag der Schmutz wie überall
Im Salzwind von der See.

Ich fuhr hinauf den Dourofluss
Wohl mit der britischen Armee,
Und Trauben hingen voller Ruh
Und reiften dem Oktober zu
In Luv und auch in Lee.

Da kauft ich mir für fünfzig Pfund
Wohl mit der britischen Armee
Fünfhundert Gallons besten Port.
Es war ein schöner Urlaubsort,
Wenn ich vom Schmutz abseh.

Heut ist verloren Afrika
Wohl mit der britischen Armee.
Das Pfund ist keinen Schilling wert,
Und nur mein Portwein ist begehrt
Und köstlicher denn je.

**Peter Hacks**

Die Rippe

Sie ist so schmal und weiß, kaum merklich nur geschlitzt,
Der Rippe ähnlich noch, woraus man sie geschnitzt.
Und in so kargen Wuchs will ich nun solche Mengen
Von meinem aus Begier genährten Misswuchs drängen?
Nun denn, sie blickt erstaunt. Nun denn, sie spricht: nein, nein.
Da bin ich schon in ihr und kann nicht wohler sein
Und finde Raum zur Lust und Freiheit zum Vergnügen.
Und ließ mich um ein Haar von ihrer Schmalheit trügen.
Sei, Adam, unbesorgt um deiner Brunst Verbleib.
Es passt enorm viel Mann in äußerst wenig Weib.

Doch kommt mir etwa ein, beiläufig unterm Lieben
Von meinem Weltgefühl auch mit hineinzuschieben,
Da fasst sie mich nicht mehr und hat sich bang und eng
Und hält mir vor, wie schier ich sie in Stücke spreng,
Und seufzt verzweiflungstrüb, als sei sie schon zerbrochen,
Und wird, von dem sie stammt: der weiß und spröde Knochen.
Da schab ich nun mein Herz, mein Sehnen stößt sich wund.
Da lieg ich mit Verdruss und sehe nicht den Grund,
Dass eher ich mein Fleisch vollauf in ihres quäle
Als in ihr Seelchen nur ein Quent von meiner Seele.

O Schrammenfühlender! jetzt werde du nicht kalt.
Frost heilst du nicht mit Frost und Angst nicht mit Gewalt.
Hier ziemt Behutsamkeit. Hier wird sie Schutz bedürfen.
Hier darfst du nicht in ihr, wie dir zu Mut ist, schürfen.
Hier wehrt sie sich aus Not. Hier ist nicht alles mehr,
Zogst du dich hier zurück, so wie es war vorher.
Hier sollst, will Gott, dein Ziel unschadend du erreichen,
Gelingt ihr Tiefstes dir vertraulich zu erweichen.
Denn nicht ihr innrer Schoß, nein, ihre innre Brust
Ist, wo, wenn du sie liebst, du ihrer schonen musst.

**Peter Hacks**

Die Sonnenblumen

Den Sonnenblumen sind die Köpfe abgeschnitten.
Bald kommt das erste Eis den Fluss herabgeglitten.
Zu Dunst zerfließt der Mond, der Wald und Flur beschien.
Der Sommer weicht. Und nun er weicht, vermisst man ihn.
Im Roggenfeld, wo her und hin die Nebel wehen,
Sieht man den Teufel gehn und seine Disteln säen.
In Haufen fault das Laub, vom gelben Baum gefacht.
Doch ist all dies der Quell nicht, der mein Elend macht.

Denn zürnte mir ein Gott dermaßen, dass er hinter
Dem viergeteilten Jahr, Lenz, Sommer, Herbst und Winter,
Ein fünftes Wetter schüf und überzählge Zeit,
Wo aufbräch aller Hass und schlimme Möglichkeit
Im Schoß des Seienden, wo Felsenbäche brausten
Aus berstendem Gebirg und Trümmerstürme sausten,
Wo sich der träge Stoff, empört aus seiner Ruh,
Erhöb und regnete vom Grund dem Himmel zu,

Wo die Verwandlungen aus ihrer Kette sprängen,
Bis Willkür Raum gewänn, als Glied sich einzuhängen,
Und aller Weltbestand spräch aller Regel Hohn -
Schüf er, so sagte ich. Und schuf er denn nicht schon?
Dies Wetter, wo Verein sich löst und Halt der Kräfte,
Ist wohlbekannt. Es heißt: die menschlichen Geschäfte.
Der vielen Herbste Herbst, Schwund ohne Neubeginn,
Sieh dir die Menschheit an. Lebt sie nicht längst darin?

Drum glaub mir: es vermag aus meinem Wohlbehagen
Kein viertes Viertel mich, kein fünftes mich zu jagen.
Womit, mit welchem Grau, Natur mich auch umgibt,
Geliebt, erheiterts mich. Und quält mich, ungeliebt.
Das starke Triefen nicht des Pfads stimmt mich verdrossen.
Mein Leid ist nicht vom Frost, es ist von dir beschlossen.
Wärst du mir nur zurück und wie zuvor geneigt,
Ich sah den Rauch ganz gern, der in den Feldern steigt.

**Peter Hacks**

Die Spalte

Weither auf langen Straßen kam sie, die Ärmste, gereiset,
Ihrer Rückkunft in Pein hatt ich gewartet. Erschöpft
Waren wir beide daher, als wir Arm in Arme uns lagen.
Zwar, wir schliefen just nicht, aber wir wachten doch kaum,
Sondern kosten einander, die übergewichtigen Lider
Gegen des kraftlosen Augs untere Hälfte geneigt.
Und so sehr benahm uns die Liebe jeglichen Sinnes,
Dass der Ort uns zerfloss und die Gemarkung der Zeit,
Bis der Morgen das Dunkel aufhob, das mild war und anders,
Als die unwärmende Nacht meist dem Germanen erscheint.
Alles weiß ich von jener Nacht, und stets werd ichs wissen.
Denn in die Spalte hinab zwischen Bewusstsein und Schlaf,
Haarfein sonst, doch diesmal durch süße Erschlaffung geweitet,
Niedersank, was geschah, bis auf den innersten Grund
Mir des Herzens und liegt da, verwahrt und nimmer berührbar
Von jedwedem, was je wieder das Herz mir bewegt.

**Peter Hacks**

Die Tränen der Mädchen von Mayo

Die Tränen der Mädchen von Mayo,
Die fließen in die See.
Es trägt sie fort der Owenmore
Bis in die Blacksod Bay.

**Peter Hacks**

Die vierte Ekloge des Vergil

Lasst uns etwas Hohes singen
Für den König, unser Kind,
Von den neuen Zeitendingen,
Von dem Weltjahr, das beginnt.
Winter schleicht sich aus den Zedern,
Frühling kommt mit goldnen Rädern,
Rädern, die wie Sonnen sind.

Keine Armut drückt den Knaben,
Keine Furcht sein Herz ergrimmt.
Strauch und Wiese lässt ihn haben,
Was er in die Hände nimmt.
Nüsse, Zweige, Efeuranken,
All die kleinen Erdgedanken
Sind zum Spielzeug ihm bestimmt.

An dem Dornbusch hängt die Traube.
Honig aus dem Eichbaum träuft.
Flor entwindet sich dem Staube,
Bis sich Blüt an Blüte häuft.
Und die Ziege ohne Scheuen
Weidet mit dem Riesenleuen.
Lämmlein an der Wölfin säuft.

Friedlich geht des Schiffes Wandel.
Friedlich geht des Pfluges Spur.
Enden werden Trug und Handel.
Eins wird Arbeit und Natur.
Alles jauchzet frohverwundert
Dem erscheinenden Jahrhundert.
Frieden tränkt als Au als Flur.

Lächle du. Die Lippen schürze
Du zum Lächeln, kleiner Mann.
Wer bei solcher Daseinskürze
Schon den Eltern lächeln kann,
Wird mit Göttern Umgang pflegen,
Wird zu Göttinnen sich legen,
Kommt auch gut bei Dichtern an.

**Peter Hacks**

Die Weidenbank

Auf dem Kopf der alten Weide
Hat der Jäger seine Bank,
Dort in grünem Hut und Kleide
Sitzt er viele Tage lang.
Und er wartet
Auf die Häselein,
Auf die Häselein
Dort im Mondenschein,
Ja, und er wartet
Auf die Häselein,
Auf die Häselein im Mondenschein.

Und ein Häslein kam gehoppelt,
Blaue Augen, blondes Haar.
Und sein Eifer ward verdoppelt,
Weil es gar so niedlich war.
Und dann schießt er,
Ach, dem Häselein,
Ach, dem Häselein
Tief ins Herz hinein,
Ja, und dann schießt er,
Ach, dem Häselein,
Ach, dem Häselein ins Herz hinein.

Freilich schon in wenig Wochen
Zwischen Tal und Wiesenrist
Hat es sich herumgesprochen,
Was er für ein Scheusal ist.
Und es warten
Jetzt die Häselein,
All die Häselein
Dort am Wegesrain,
Mein Gott, es warten
Jetzt die Häselein
Vor der Weidenbank im Mondenschein.

**Peter Hacks**

Die Welt, schon recht

Die Welt? Schon recht. Doch wenn dein Fleisch sich straffte,
Wenn anhebt, dass du schön und schöner wirst,
Wenn deine Schönheit sich ins Engelhafte
Verklärt und dann in einem Aufschrei birst,
Und alles Fühlbare in diesem Schrei ist,
Mit dem du aller Wirrsal dich entwirrst
Zu tiefem Ausruhn, und dann nichts vorbei ist,
Die Wirkung nicht des Glücks, unscheidbar in
Dein oder meins, weil zwei schon nicht mehr zwei ist:
Dann erst in Wahrheit schwindet Zweifel hin.

Die Welt, schon recht. Ich liebe, und ich bin.

(Die Gedichte. Edition Nautilus. Hamburg 2000. © Eulenspiegel Verlag, Berlin)

*Die Bewunderer des Dichters Peter Hacks (1928-2003) verbreiten gerne die Legende, dass der große linksaristokratische Klassizist und bekennende Kommunist mit seinem Tod noch bis zum 254ten Geburtstag Goethes wartete - um mit dieser letztlich gelungenen Aktion ein Zeichen zu setzen. Tatsächlich braucht Hacks den Vergleich mit Goethe nicht zu scheuen: Die formale Vollkommenheit seiner Gedichte, grundiert mit einem maliziösen Blick auf die deutschen Verhältnisse, ist unerreicht. In der boshaften Verspottung des politisch Korrekten ist er ebenso ein Meister wie im Liebesgedicht:*

Die menschliche Subjektivität und mit ihr das ganze Dasein des Ich verwirklichen sich hier in der Liebe. Das absolute Verschmelzungserlebnis der Liebenden trägt sie über die Welt hinaus. Hacks fasst den Glücksmoment der Liebe als Orgasmuskurve, in der sich das Subjekt aus seiner Zerrissenheit („Wirrsal“) befreit - in einer überwältigenden unio mystica : „unscheidb*ar in / Deins oder meins*“.

**ßPeter Hacks**

Die Wildgänse

Kehrten im Frühjahr die Wildgänse wieder
Mit dem Südost und dem schmelzenden Schnee,
Hielten sie inne und fieln sie nicht nieder,
Zogen sie Kreise hoch über dem See.

Ist das unser Dorf? Ist das unsre Gegend?
Anders floss ja im Herbste der Bach.
Fort sind die Äcker, ein einziger Acker.
Fort sind die Hütten mit Binsendach.

Kehrten im Frühjahr die Wildgänse wieder,
Fanden sie sich nicht ein und nicht aus.
Gänse, ihr Guten, lasst ruhn das Gefieder,
Gänse, es stimmt schon, ihr seid hier zu Haus.

**Peter Hacks**

Diomedes

Keinen gern zum Männermord send ich. Aber mit Schauder
Von der Verblendung stets vernahm ich des reisigen Lenkers
Starkbehufeter Rosse Diomedes. Den Speer hebt
Frevelnd im Taumel der Schlacht der Tydeid und verwundet
Mit der ehernen Spitze die Göttin, die heilig, die schwarze
Aphrodite, die schadenbringende Tochter des Chaos.
Eilet, Menschen, versöhnt sie! Opfert ihr, opfert ihr reichlich:
Kerzen opfert, Wein und Grundsätze. Gegen die Liebe
Kommt ihr nimmermehr auf. Verderbt es euch nicht mit dem Monde.
Fügt ihr euch, seid ihr gestraft, doch verloren, naht ihr in Feindschaft.
Aber wohl der Stadt, über die sie schützend die Hand hält.
Nun P*** V***** wieder, er schmäht sie mit Reden, die wörtlich
An im Gedicht zu führen nicht ziemt. Ich häng meinen roten
Schirm einem kahlen Feigenbaum in die Hörner und denke
Seiner mit Mitleid und tiefer Besorgnis. Ungründlich erwog er,
Dass nicht lange besteht, wer wider Unsterbliche anficht.
Anhänger nennt die Göttin ihr eigen, wo irgend man eintritt,
Offne und heimlichere, in Destillen und Akademien.
Im Gewühl schlägt sie zu der bescharrten Straße, und mitten
Reißt die Stickluft entzwei der gängeverzweigenden Ämter
Ihr pastellenes Lächeln. Zurück auf den spiegelnden Platten
Lässt der Schreibtische sie der Parteidienststellen den Umriss
Ihrer Hinterbacken, zwei vollkommene Kreise.
Der Berserker gehorchender Heerbann, zu ihr läuft er über.
O! wenn des Nachtwinds Geruch euch, der malvenfarbne, nicht lehret,
Oder den Abdruck nicht jemals ihr tragt eines senfblonden Haupthaars
Auf dem Schenkel, doch solltet ihr, Unüberzeugte, sie fürchten:
Ihr erlag der Gaultummler Diomedes, der stärker
War als Hektor, nach dem doch die kräftigsten Hofhunde heißen.

**Peter Hacks**

Dornröschen

In einem rosa Höschen,
Die Knie bis an dem Kinn,
So fand ich mein Dornröschen,
Die holde Schläferin.

Ich setzte auf dem Linnen
Mich nieder, wo sie lag,
Und bot, um zu beginnen,
Ihr einen schönen Tag.

Und ist es schon am Tage?,
Es wispert als ein Hauch,
Was auch die Glocke schlage,
Ich schlaf tagüber auch.

Da musst ich mich erdreisten,
Da küsst ich sie geschwind,
Und dorthin, wo die meisten
Küsse von Wirkung sind.

Da glitt ein müder Schimmer
Ihr übers Angesicht:
Mon Prince, ich schlafe immer,
Ob man mich küsst, ob nicht.

**Peter Hacks**
Drei Übersetzungen

I

Carmagnole

Madame Veto verlauten ließ,
Sie wollt erwürgen ganz Paris.
Es wär geglückt am End,
Wenn kein Kanon dastand.
Drum tanzt die Carmagnole.
Revolution, Revolution.
Drum tanzt die Carmagnole,
Tanzt zu dem Ton
Der Kanon.

II

Los campesinos
*Von Antonio Aparicio*

Und weil die Faschisten in Spanien eindrangen
Und fressen das Brot weg und stehlen das Vieh,
Sind wir aus dem Dorf fort und kämpfen gegangen,
Und wir zwingen die Generals in die Knie.
Der Pflug steht verrostet, es wird nicht gepflügt jetzt.
Die Sonne geht auf überm brachen Feld.
Wir schlagen uns gut jetzt, und das genügt jetzt,
Für die Freiheit Spaniens und das Glück der Welt.
    Vorwärts, wir sind die Bauern
    Und darum heut Soldaten.
    Adelante.
    Vorwärts, Tod den Faschisten,
    Die unser Land verraten.
    Adelante.

Und weil unser Kampf gilt der Gleichheit auf Erden,
Stehn wir nicht allein da im blutigen Wind.
Unsre Feinde werden ins Meer gefegt werden,
Weil sie auch die Feinde der Arbeiter sind.
Und Frieden wird sein und gehören uns allen
Und Leben aufblühn in Fabrik und Feld
Zum Ruhm der Genossen, die heut gefallen
Für die Freiheit Spaniens und das Glück der Welt.
    Vorwärts, wir sind die Bauern
    Und darum heut Soldaten.
    Adelante.
    Vorwärts, Tod den Faschisten,
    Die unser Land verraten.
    Adelante.

III

## Bandiera rossa

Steht auf, ihr Arbeiter,
Steht auf, Genossen,
Die rote Fahne
Weht siegentschlossen.
Steht auf, ihr Arbeiter,
Steht auf, Genossen,
Die rote Fahne
Erkämpft die Macht.

Die rote Fahne erkämpft die Macht,
Die rote Fahne erkämpft die Macht,
Die rote Fahne erkämpft die Macht,
Vorwärts, Kommunisten,
Zur Freiheitsschlacht.

**Peter Hacks**

Du sanfte Liebe

Du sanfte Liebe, holdes Kind, vernimm:
Als ich aus deinem süßen Kusse eben
Getrennt mich hatte und zu mir begeben,
Da war mir in der linken Schulter schlimm.

Vorm Spiegel streifte ich das wollne Hemd,
Was schmerzte, ab. Und im Hintüberwenden
Sah ich fünf Zeichen meine Weiße schänden,
An Blutfarb meiner Haut und Schwellung fremd.

So furchet die Harpye nur dem Lamme
Ins Unschulds-Fleisch, (wie matt sein Blöken klaget,
Da nichts, die Mutter nicht, zu retten waget),
Solch todeinwühlend fünfgezinkte Schramme.
Und das nun, sanfte Liebe, fügtest du
Mir, und mit deinen Sammetkrallen, zu?

**Peter Hacks**

Du sollst mir nichts verweigern

Du sollst mir nichts verweigern.
Ich will den letzten Rest
Geht eine Lust zu steigern,
Ein Schurke, wer es lässt.
Gehabtes Glück hilft sterben.
Der Tod, er soll nichts erben
Als blankgeleckte Scherben
Und Schläuche ausgepresst.

Der Vater der Genüsse,
Der alte Knochenmann,
Hängt an die tiefsten Schlüsse
Doch seinen tiefern an.
Boviste und Planeten,
Das Schicksal der Poeten ...
Er drückt uns an die Gräten,
Mein Liebchen, und was dann?

Drum glaub den tausend Zeigern
Der Welt, die nimmer ruhn.
Du sollst mir nichts verweigern.
Wir müssen lieben nun,
Bis einst aus freien Stücken,
Gesättigt mit Entzücken,
Wir unsrer Füße Rücken
Still voneinander tun.

**Peter Hacks**

Duett des Herakles

Alles wollte ich vollbringen.
Wenig habe ich vollbracht.
Fuhr zum Licht mit Adlers Schwingen.
Sank hinab in Hades' Nacht.
Sehnsuchtsvoll in Sternenmatten,
Sehnsuchtsvoll im Pflichtentrott,
Such ich Herakles, den Schatten,
Such ich Herakles, den Gott.

An dem Gifte meiner Siege
Starb ich, meinen Zwecken fremd,
Ach, sie legens in der Wiege
Uns schon an, das Nessoshemd.
Lang bevor ich auf den Latten
Meines Scheiterhaufens sott:
Herakles, ein armer Schatten,
Herakles, ein armer Gott.

Wer bewegt des Weltalls Angel,
Wer bewirkt, dass es nicht bleibt,
Als die Unrast, die den Mangel
Zum ergänzenden Mangel treibt.
Jener Nu, da wir uns hatten,
Macht der Trennung Qual zum Spott.
Geh denn, Herakles, mein Schatten.
Geh denn, Herakles, mein Gott.

**Peter Hacks**

Eber von Gottow

Eber von Gottow, vergeudetes Schwein,
Lass mich ein Lied, eine Träne dir weihn.

Ist auch das Glück oft dem Edlen abhold,
Wem hat wie dir es so übel gewollt?

Herrlich im Koben du ragtest einmal,
Breit in der Schulter, die Hüfte so schmal,

Feuriges Auges, mit lockigem Haupt
Und was zu nennen die Scham nicht erlaubt.

Drei Dutzend Sauen aus strömender Brust
Hülfest du gern zur empfangenden Lust.

Während ach! Gottow, dein Teil an der Welt,
Kaum nur ein Dutzend Sauen mehr hält.

Monde entschwimmen, Jahre entfliehn.
Ungerufen schwindest du hin.

Frühes Entsagen schüttert dein Fell.
Matt ward dein Feuer, versiegt ist dein Quell.

Schätze des Herzens: wer nimmer euch schont,
Findet sich allzeit mit Reichtum belohnt,

Doch der euch hortet, steht traurig, entleert.
Weh ihm, dessen Gaben die Welt nicht begehrt.

Eber von Gottow im grauenden Haar.
Nicht vierzig, nicht dreißig. Zwölfe im Jahr.

Zwölfe im Jahr! Ein Leben, wofür?
Leb wohl, alter Eber. Ich weine mit dir.

**Peter Hacks**

Ein Gleichnis

Du hast am Abend Licht gemacht.
Ich war dein neuer Mann.
Das Licht ging aus zur halben Nacht
Und ging dann wieder an.

Lieg stille, Freundin, liege still,
Auch wenn die Flamm nicht brennt.
Ob sie nicht wieder brennen will.
Die Nacht ist nicht am End.

Lieg stille, Freundin, liege still,
Im Docht ein Funke glimmt.
Wenn du mich morgen hassen wirst,
Kann sein, dass es nicht stimmt.

**Peter Hacks**

Eine dicke Familie

Es war ein Mann in Mosambik,
Der war als wie ein Fass so dick.
Und jeder sprach: Schau an
Den dicken Mann.

Er nahm eine Frau, recht zart und schick,
Sie war auch wie ein Fass so dick.
Und jeder sprach: Schau an
Die dicke Frau
Von dem dicken Mann.

Sie liebten sich auf den ersten Blick,
Na und die Liebe, die war dick.
Und jeder sprach: Schau an
Die dicke Liebe
Von der dicken Frau
Von dem dicken Mann.

Ihr erster Sohn hieß Ludewig,
Der war wie beide zusammen so dick.
Und jeder sprach: Schau an
Den dicken Sohn
Von der dicken Liebe
Von der dicken Frau
Von dem dicken Mann.

Er führte eine Katze am Strick,
Die war als wie ein Nilpferd so dick.
Und jeder sprach: Schau an
Die dicke Katze
Von dem dicken Sohn
Von der dicken Liebe
Von der dicken Frau
Von dem dicken Mann.

Die Katze trank Milch auf ihrem Lager.
Die Milch, die war bestimmt nicht mager.
Und jeder sprach: Schau an
Die dicke Milch
Von der dicken Katze
Von dem dicken Sohn
Von der dicken Liebe
Von der dicken Frau.
Von dem dicken Mann.

Der ganzen Familie Geschicke
Füllten zehn dicke Bänd.
Drum mach ich jetzt das dicke
END.

**Peter Hacks**

Einem Vermittler

Den Gruß zurück. Und Dank für Ihr Bemühen.
Doch tut mir leid: ich handle nicht mit Kühen.
Hier ist Berlin, nicht Neustadt an der Dosse.
Ich bin ein Dichter und kein Zeitgenosse.

**Peter Hacks**

Ende gut

Am blauen Himmel des Sommermittags
Steht ein silberner Halbmond. Ein Graf
Unterrichtet Arbeiterkinder, werdende Diplomaten,
Im Weintrinken. So
Wird das Böse, wenn das Gute gesiegt hat,
Ein Zierat.

**Peter Hacks**

Englische Eröffnung

An einem Juninebeltag
Sind über die Atlantikwogen
Bei sanftem Wind und Wellenschlag
Mit Kurs Quebec dahingezogen
Drei gut französische Fregatten,
Die ihr Geschwader verloren hatten.

Dann teilt die Trübe sich. Es bricht
Der Nebel auf wie in zwei Wände.
Es öffnet strahlend sich die Sicht
Aufs ozeanische Gelände.
Und plötzlich liegt ganz klar und nah
Die ganze englische Flotte da.

Nun ja, man trifft sich nicht nur gern.
Denn George und Louis zeigen gleiche
Besitzbegier nach jenem fern
Und rauen Vizekönigreiche.
Man grüßt knapp nach den Anstandsregeln
Und will ansonst vorübersegeln.

Da - Linienschiff für Linienschiff
Dreht bei und zeigt die breite Seite,
Als ob ein Artillerieangriff
Im Todesernst sich vorbereite.
Der Kapitän von der „Alcide“
Er denkt: Ich denke, es herrscht Friede.

Doch es ist wahr: geraume Zeit
Sind wir auf See, fast vierzehn Wochen,
Am Ende ist Feindseligkeit
Zu Haus inzwischen ausgebrochen. -
Er greift zum Sprachrohr: Haben wir
Krieg oder Frieden, Kavalier?

Dort, achtern auf der „Dunkirk“, steht
Der Kapitän auf seinem Flecke,
Schreit: Frieden, Frieden, Sir! und dreht
Den Trichter zum Kanonendecke
Und fügt in echt altenglischer Ruh
Das Kommando: Feuer! hinzu.

Der Krieg, der siebenjährige,
So ging er an, von diesem Platze.
Und jeglicher seitherige
Eröffnet mit demselben Satze.
Man lädt. Und einer brüllt vom Steuer:
Frieden, Frieden - Feuer!

Fand statt im Juni 1755. Die drei französischen Kauffahrer hießen die „Alcide“, die „Lys“ und die „Royal Dauphin“.

**Peter Hacks**

Epilog zum Prolog der Münchner Kammerspiele

Ein deutscher Intendant, ein sichrer Müller,
Bat mich um diesen Dienst. Ich ließ mich bitten.
Er war nicht eben ein Vertragserfüller
Und hat noch lang ums Honorar gestritten.
Und was die Absicht angeht des Gedichts -
Man las es vor. Und weiter? Weiter nichts.

**Peter Hacks**

Erloschenes Herz

Zu große Hoffnung dieser hundert Tage,
Hängst du zu lastend an der einen Stunde?
Ging Sehnsucht an Begier, gleich einer Plage
Vom eignen Stoff sich sättigend, zugrunde?

Ich wartete zu sehr. Das innre Uhrwerk,
Unklug gefordert, hat sich überdreht.
Im Hofe schlägt die Tür von deinem Fuhrwerk.
Gestern wars: endlich. Heute ists zu spät.

Doch wie? Mein Herz, im unvermutet wilden
Verlangen find ichs an dem deinen klebend
Mit der Magnetgewalt von Weltgebilden.
Was tot schien, scheint im Übermaße lebend.
Wen Lieb entflammte, ist das so? dem brennt
Sie tiefer, als er selbst sich fühlt und kennt.

**Peter Hacks**

Ermunterung

In dem Marterpfahl, kann sein,
Sitzt der Wurm,
Und ein Wetterstrahl, kann sein,
Sprengt den Turm.
Und der Galgenstrick, kann sein,
Er ist alt,
Und ein Augenblick, kann sein,
Ändert dein Geschick, kann sein
Schon bald.

Auf die Mitternacht, kann sein,
Folgt ein Tag.
Wenn die Welt einkracht, kann sein.
Dass nichts dran lag.
Ha, das Allerletzte trat
Noch nicht ein.
Drum mutig, edle Seele,
Das Messer an deiner Kehle
Kann schlecht geschliffen sein.

**Peter Hacks**

Erster Mai

Nach der Liebe müssen die Vögel schreien. Sonst hat es
Nicht gelangt. Überm Kopf lischet das Neon mir aus.
Aber wieviel Droschken schon, und bewimpelte? Richtig,
Unsern Jubeltag heut wollen wir durchführen und
Unter kraftvollem Einsatz bekunden, dass wir vor einem
Menschenalter gesiegt. Heim und zu Bett denn. Mich freun
Die in Wahrheit verschiedenen Grüns des Frühlings. Die Bäume,
Zeigt sich, vor deinem Haus waren als Linden gemeint.
Schön, wenn jedermann schafft, ist, abseits zu sein und zu feiern,
Schöner, bei jedermanns Fest hebend am Rande zu sein.

**Peter Hacks**

Erziehung der Gefühle

Als ich dich lieben lernte, warst du der reizendste Jüngling,
Langhineilenden Beins gingst du mit ernstem Gesicht.
Aber unter meinen Küssen reiftest du weiter
Zu des vertrauenden Kinds mägdlicher Unschuld bereits.
Drei nun sind der Stufen, worin alles abläuft. Am Gipfel
Steht meine Leidenschaft wohl, stehet dein Wachstum noch nicht.
Fort jenes äußerste Lieben üb ich, welches Geduld heißt,
Und ein betörendes Weib hoff ich in dir noch zu sehn.

**Peter Hacks**

Es fiel ein Schnee

Es fiel ein Schnee heut nacht vom Himmel
Die Pferde sehen aus wie Schimmel.
Die Bäume sehen aus wie Birken.
Das macht das Schnein, dass sie so wirken.
Die kleinen Wege sind fast sauber.
Und wie ein Schneemann steht der Räuber.
Er steht, den Säbel umgeschnallt,
Im Winterwald.

**Peter Hacks**

Es ist wahr, was ich sag

Du hast mich betrogen im Sommer,
Mein Freund, es ist wahr, was ich sag.
Ich will es dir heimzahln im Winter
An einem schneeigen Tag.
Mit einem, der mich mehr liebt als du,
Mit einem, der mir mehr gibt als du,
Mach ichs wahr, mach ichs wahr,
Vor sich neigt das Jahr,
Mach ich wahr, was ich sag.

**Peter Hacks**

Es war ein kleiner Junge

Es war ein kleiner Junge,
Der war ein nettes Kind,
Der war mal brav, mal böse,
So wie halt Jungen sind.

Der hatte blonde Haare,
Die waren nie gekämmt,
Und eine rote Hose
Und ein gestreiftes Hemd.

Und eine kleine Nase
Und einen großen Mund,
Und manchmal fuhr er Roller
Und hatte einen Hund.

Er war mal brav, mal böse,
So wie halt Jungen sind.
Und seine Mama sagte,
Auch wenn sie niemand fragte:
Er ist ein nettes Kind.

**Peter Hacks**
Feigheit

Von den Gedanken hab ich dieses Jahrhunderts die wahren,
Von den Mädchen das schönste. Im Hervortreten heiter
Wirft die erfreuliche Sonne die schwarz oder regengestreiften
Haufen um des Gewölkes. Ändrung seit neuestem fürcht ich.

**Peter Hacks**
Fin de Millénaire

Wer nie vom Schönen je vernahm, vermisst nichts.

Ein Bürokrat sucht Intendanten aus.
Müller kann nichts, weiß nichts, ist nichts.
Ein Irrer wickelt Lappen um ein Haus.

Ich gähne nur in jedem solchen Falle.
Gegen den Niedergang kommt keiner an.
Ich lass sie machen, weil ich sie nicht alle
In einem Dahmesee ersäufen kann.

Ja, wenn ich könnte. So verkroch ich mich
In einer Grotte des Jahrtausendendes,
Wo mich ein Schlafbedürfnis, ein horrendes,
Bis zur Betäubung übermannte. Ich,
Der ich rein körperlich zum Müdsein neige,
Vergebt mir, wenn ich keinen Zorn mehr zeige.

nach 1995

(Werke. Band 1 - Die Gedichte. Eulenspiegel Verlag, Berlin 2003)

*Als altkommunistische Lästerzunge, die sich über die heiligen Kühe der eigenen (DDR)Gesellschaft lustig macht, war der Dichter Peter Hacks (1928-2003) eine außerordentliche Begabung. Wer seine traditionell klassisch gebauten Gedichte mit ihrem scharfen Witz liest, wird verblüfft entdecken, dass dieser fast schon wieder vergessene Dichter - trotz seiner stalinistischen Neigungen - zu den literarischen Größen des 20. Jahrhunderts zu rechnen ist; auch in seinem bösen Spott auf die Folgen des politischen Umbruchs von 1989/90, den er in Sonett-Form gefasst hat.*

Schon der erste Vers formuliert die maliziöse Absage an die kulturellen Zustände im wiedervereinigten Deutschland. Seinen literarischen Erz-Feind, den Dramatiker Heiner Müller (1929-1995), schmäht Hacks ebenso schroff wie den bulgarischen Verpackungskünstler Christo (geb. 1935), der 1995 in einer spektakulären Aktion den Berliner Reichstag verhüllte. Das lyrische Ich wendet sich gelangweilt von der Banausie ab. Aber selbst im stoischen Rückzug ist der „Zorn“, dem der Autor abschwört, noch präsent.

**Peter Hacks**

Flugblätter

I

Und wählt ihr wieder die Weißen,
Und wählt ihr nicht endlich rot,
Kommen die Gewählten und schmeißen
All ihre Wähler tot.

II

Diese Generals und Blitzkrieg-Asse,
Diese schon mal abgedankten Weltherrn,
Sind die alten Mörder unsrer Klasse.
Stärkt die Volksmacht!
Schlagt die Hitlerfeldherrn!

**Peter Hacks**

Frage nicht, ob Liebe lohnet

Frage nicht, ob Liebe lohnet,
Frage alles, nur nicht das.
Ende, das im Anfang wohnet,
Färbt die Mitte leichenblass.

Frage nicht, wie lang es daure,
Mach uns nicht das Starksein schwer.
Dank das Glück dem Glücke, traure
Nicht die Trauer von nachher.

Lebens blühende Entwürfe
Drängen tief in dir ans Licht.
Freilich, fragst du, ob man dürfe,
In dem Falle darf man nicht.

Denn die Knospe wird zum Sarge,
Die den Winter scheut im Mai,
Und Vorhersicht zieht das Arge,
Das sie meiden will, herbei.

**Peter Hacks**

Frage

Der Uhr zufolg war Tag. In meinem Herzen
Indessen glomm und in den Gaslaternen
Erinnrung an die Nacht. Aber am Fuß
Von den Laternen standen Vögel, groß
Und graue, äußerst missgestalte Vögel,
Und sangen da aus vollem Hals. Sie sangen
Ganz unrein und ganz glücklich, so wie ich,
Sänge ich je, gesungen haben würde.
Ich frage dich, Geliebte:
Was haben die denn in der Nacht gemacht,
Dass sie jetzt morgens so laut singen müssen?

**Peter Hacks**

Frau Tausendfuß heut Wäsche hat

Frau Tausendfuß heut Wäsche hat,
Das sind grad tausend Socken.
Auf einem Ebereschenblatt
Bläst sie ein Windchen trocken.
Tausend Socken sind recht viel.
Tausend Socken sind kein Spiel.
Alle sagen: Tausend Gruß,
So fleißig heut, Frau Tausendfuß?

Ein Spinnenweb als Wäschelein,
Kiefernnadeln als Klammern,
Als Sack ein Hirtentäschelein,
Zwei hohle Nüss als Kammern.
Tausend Socken, ei der Daus,
Tausend Socken, das reicht aus.
Alle sagen: Tausend Gruß,
So fleißig heut, Frau Tausendfuß!

**Peter Hacks**

Freikörper

Sie betragen sich - von Norwegs Fjorden
Bis nach Elba, Kampen oder Rügen –
So, als wäre nichts verloren worden,
Wenn sie keinen Badeanzug trügen.

Diese Frauen sind so wenig packend
Wie die glatten Steine in den Wogen.
Ohne Scham sind sie, wie Tiere, nackend.
Doch den Menschen lieb ich ausgezogen.

Und ich wate, unversucht von Lüsten,
Trocknen Herzens durch ein Meer von Brüsten.
Mit der Neugier schwindet der Genuss.
Sie sind nicht mehr, was wir so gern wüssten.
Ach, es sind Europas Badeküsten,
Wo Gott Eros Schiffbruch leiden muss.

**Peter Hacks**
Freu dich, Liebe

Ich hab eine Nachbarin,
Der ich nicht zu hässlich bin.
Muss nicht weit nach Küssen gehen.
Hab mein Schatz im Hausflur stehn.

Wohnte sie in Thüringen,
Müsste ich nach Thüringen.
O wie reich bin ich belohnt,
Dass sie nicht in Gotha wohnt.

Ich hab eine Nachbarin,
Der ich nicht zu hässlich bin.
Freu dich, Liebe, freue dich.
Nebenan, da nimmt man mich.

(Die Gedichte. Edition Nautilus. Hamburg 2000. © Eulenspiegel Verlag, Berlin)

*Das neckische Liebesgedicht in schnoddriger Volksliedstrophe: Was Heinrich Heine (1797-1856) dereinst virtuos zelebrierte, wird vom kommunistischen Klassizisten Peter Hacks (1928-2003) zur Perfektion geführt. Selbst im frivolen Knittelvers vergisst Hacks nicht, sein poetisches Markenzeichen zu setzen. Denn als selbsternannter und durchaus auch legitimer Nachfolger Goethes im späten 20. Jahrhundert schmuggelt er in sein heiteres Liebespoem eine Anspielung auf den großen Weimarianer ein.*

Es war eine in Gotha befindliche Marmor-Büste der schönen Wilhelmine von Cronrath, die dereinst die Aufmerksamkeit des Dichterfürsten Goethe erregte. Von der Marmorbüste erbat er sich schließlich einen Abguss, die dann jahrelang im Blauen Zimmer des Goethehauses zu sehen war. Den Umweg über die thüringische Stadt Gotha kann sich der passionierte Liebhaber Hacks jedoch sparen. Denn die Sinnesfreuden warten auf das lyrische Ich schon „nebenan“ - bei der „Nachbarin“.

**Peter Hacks**

Freundlichkeit

Was sie immer seien, freundlich, das sind sie selten.
Aber Freundlichkeit ist, deren der Müde bedarf,
Wenn von ungern verrichtet und edelsten Werken er ausruhn
Möchte zu anderm und mehr freudebewirkendem Tun.
Warm überglänzt steht der Tisch mit Kerzen, der Toast und der Tee warm,
Schimmernd spiegelt im Glas sich das umklöppelte Tuch,
Alles mit herzlicher Absicht und wie du mein Wünschen bedachtest,
Auch am gewöhnlichen Ort polstert das Kissen die Bank.
Selbst ja das Nachthemd, das blaue mit den rötlichen Borten,
Liegt auf dem Bette bereit. So sehr errietest du mich.

**Peter Hacks**
Frieden

Die Brötchen kosten drei Pfennig.
Der Brötchenmann wirft sie morgens in den Beutel
An meiner Tür. Eine Preissenkung
Ist in Aussicht.

**Peter Hacks**

Fülle des Lebens

Vier Knospen trägt der Rosenbaum,
Vier Rosen kann er tragen.
Wenn früh, so frühe der Winter kommt,
Wird er den Baum zerschlagen.

Und wenn er ihn zerschlagen hat
Mit seiner kalten Mühe,
Wenn er vier Rosen getragen hat,
War es doch nicht zu frühe.

**Peter Hacks**

G.

Zwar in Wetzlar hat Goethe „Leck mich im Arsch“ schon geschrieben,
Aber im ewigen Rom erst, es zu fühlen, gewagt.
Sie, die der römischen Ops in nichts sonst ähnelt, ein Gleiches
Wirkte mein Mädchen an mir. Seht, und ich wollte, die Welt
Hätte nur eine Zunge ...

**Peter Hacks**

Gartenkunst märkisch

Auf einem Sockel, der das Maß begründet,
Steht, die Kythare hübsch im Arm, Apoll.
Der kurze Kirschenhintern anmutvoll
Sich überm weiß und dicken Schenkel ründet.

Der Rücken mild, die Schulter ohne Härten,
Die Mädchenhüfte reizend ausgeschwenkt.
Er hat uns Kunst, Kunst hat uns ihn geschenkt.
So wird dem Schönen Wirklichkeit in Gärten.

Am obern Plan, jahraus, jahrein, bewegen
Sich schnelle Trübungen, die ewig dauern
In ihrem Voneinander und Entgegen.
Die hellern sind mehr ferne als die grauern.
Dahinter rennt und sucht nach einem Spalt
Der Sonne Kreisform, sichtbar, aber kalt.

**Peter Hacks**

Gedicht des Laubfroschs

Lieber Teich mit goldnen Weiden,
Himmel zwischen Schilf und Gras,
Kann dich einer mir verleiden?
Ach, die Unken können das!
Ach, du wärst mein Königreich
Ohne Unken, lieber Teich.

Wenn vom ersten Frührotschimmer
Sich ein Abglanz her verlor,
Ragen aus der Fläche immer
Aufgetunkte Unken vor.
Keine Stimmung findet statt,
Wenn das Wasser Beulen hat.

Stunden hängen sie und Stunden
Ausdruckslos und unbewegt.
Ob sich je in diesen runden
Schädeln ein Gedanke regt?
Nein, sie sind so dumm wie faul.
Doch ihr Größtes ist ihr Maul.

Hör ich still in mich versunken
Wellen flüstern mit dem Wind,
Kann ich wetten, dass die Unken
Grässlich zu vernehmen sind.
U! und Hu! und U-Uhu!
Rufen sie einander zu.

Wenn ich schönen Morgen wünsche
Oder frohen Abend biet,
Ziehn sie so gemeine Flünsche,
Wie sie wirklich keiner zieht.
Sie sind gänzlich unbereit
Zur geringsten Höflichkeit.

Gelbe Bäuche, schwarze Glatzen,
Wenig Hals und gar kein Kinn.
Mit den spindeldürren Tatzen
Schlagen sie nach sonstwo hin.
Voller Warzen auf dem Knie,
Patschen sie und quatschen sie.

Niemals hörst von diesen großen
Ekeln du ein nettes Wort,
Mit den dicken Hintern stoßen
Sie die kleinen Tiere fort.
Hässlich sind sie außenwärts.
Hässlich ist ihr Unkenherz.

Hoffe ich auf helle Tage,
Ist es wer, der Trübes raunt?
Unken stehn zu jeder Frage
Unvergnügt und missgelaunt.
Jeder frohe Lebenspunkt
Wird von ihnen angeunkt.

Könnte man die Lust und Gaben
Dieser wundervollen Welt
Einfach ohne Unken haben,
Alles wäre wohlbestellt.
Ach, das Dasein wird zur Qual,
Denn wir haben sie einmal.

**Peter Hacks**

Geh, müdes Herze

Geh, müdes Herze, geh zur Ruh.
Die du begehrst, gehört dir zu,
Sie hats dich lassen wissen.
Geh und ergib dich dem Geleit
Der Müdigkeit,
Und die Genesung findest du
Von deinen großen Rissen.

Halt endlich still in deiner Brust.
Dass du nicht länger bangen musst,
Das hat ein Wort entschieden.
All dein Verirren, all dein Fliehn
Ist dir verziehn.
In dieser Nacht, in dieser Brust
Umfängt dich tiefer Frieden.

In dieser Nacht. Denn nicht mehr fern
Steht Helios, der laute Stern.
Es will schon wieder tagen..
Der Liebe grausame Gewalt
Erfährst du bald,
Und besser als dein Unglück lern
Du nun dein Glück ertragen.

**Peter Hacks**

Genoveva

Pfalzgraf Siegfried ritt aus zum Jagen,
Und die Jagd ging fröhlich über Stock und Stein,
Und da sah er eine weiße Hirschkuh,
Und er sprengte hinter ihr waldein.
Und die Hirschkuh floh in eine Grotte.
In d er Grotte saß ein Weib so wundermild.
Pfalzgraf Siegfried ließ die Armbrust sinken,
Und er stand als wie ein Marmorbild.
  Genoveva, meine weiße Hirschkuh,
  Genoveva, meine wahre Liebe,
  Genoveva, seit du mir entschwunden,
  Aus der Seele schwand mir all mein Glück.

- Bist du nicht tot, wie ich befahl?
- Gott ließ mich leben, mein Gemahl.
- Bist du nicht schuldig, wie man sprach?
- Der arge Golo logs mir nach.
- Wie kam, dass Golo mich belog?
- Weil ich dich nicht mit ihm betrog.
- Kannst du mir einmal noch verzeihn?
- Im Bösen nie gedacht ich dein.

Um den Leib schlang sie ihm die Arme,
Um den Koller flog ihm ihr krausblondes Haar,
So beim hellen Klang der goldnen Hörner
Ritten sie voran der Jägerschar.
Ritten aus den waldigen Ardennen,
Bis im Abend Schloss Hohensimmern ragt.
Pfalzgraf Siegfried sprach zu seinen Jägern:
Heute hat der Himmel mitgejagt.
  Genoveva, meine weiße Hirschkuh,
  Genoveva, meine wahre Liebe,
  Genoveva, meine andre Seele,
  Mein entschwundnes, mein gefundnes Glück.

**Peter Hacks**

Getane Arbeit

Eingebracht ist Numa. Die Waben sind
Alle schön bedeckelt, das Fünfermaß
Meiner Honigsäulchen methodice.
Habhaft auch der reiferen Pollen aus
Des Jahrhundertviertels enttäuschender
Blüte ward ich. Gleich einer Biene im
Weiterfliegen reib ich die Hände mir.

**Peter Hacks**

Goethe und Tischbein

Der Dichter Goethe reiste einst
Mit seinem großen Hut
Und mit dem Maler Tischbein
Nach Süden wohlgemut.
Im Königreich Neapel
Da steht der Berg Vesuv.
Ein alter, böser Berg, er ist
So übel wie sein Ruf.

Der Berg, der rülpst und knurrt und speit
Die Felsen gleich zu Hauf.
Sprach Tischbein: Ich bleib unten.
Sprach Goethe: Ich geh rauf.
Der Berg nahm einen großen Stein,
Den er nach Goethe schmiss.
Doch Goethe sprach: Wo ich raufwill,
Gibt es kein Hindernis.

Herr Goethe, Herr Goethe, das tut man doch nicht.
Das schickt sich doch schlecht für den Schulunterricht.
Ja, wenn der gescheute Herr Tischbein nicht wär,
Wo nähmen wir Kinder die Vorbilder her?

Da kam mit raschem Flügelschlag
Ne Muse hergeschwebt:
Der Goethe, ist er tot?
Apoll sei Dank, er lebt.
Sie fing den glühnden Brocken
In ihrer Lilienhand.
Sie hatte nicht zum ersten Mal
Die Finger sich verbrannt.

Da kamen sie nach Hause
Und waren beide froh,
Der Goethe durch ein Wunder,
Der Tischbein sowieso.

Herr Goethe, Herr Goethe, das tut man doch nicht.
Das schickt sich doch schlecht für den Schulunterricht.
Ja, wenn der gescheute Herr Tischbein nicht wär,
Wo nähmen wir Kinder die Vorbilder her?

**Peter Hacks**

Göttergeburt

Nicht das Rasch oder Plötzliche taugt dem bedächtigen Manne.
Sondern schönes Vertraun ziemt ihm im engeren Kreis
Und im Jahrhundert Behaustsein und in der Zukunft Vorhersicht
Alles verdrießt ihn, das jäh, wider Vermuten geschieht.
Was nun sag ich zu dieser? Fertig und blühend, wie Pallas
Einst der Stirne des Zeus schädelzerreißend entsprang,
Sprang das Mädchen, im blühenden Alter fertig geboren,
Schädelzerreißend im Nu mir ins gerunzelte Haupt.

**Peter Hacks**

Heidelied

Hab ein Häuschen an der Spree,
Eines in der Heide.
Eins, wenn ich zu Cäsar geh,
Eins, wenn ich ihn meide.
Wunderschön an seinem Rand
Ist mein deutsches Vaterland.

Hab ein Liebchen an der Spree,
Keines in der Heide.
Wenn ich ihr den Rücken dreh,
Heißt das nicht: ich scheide.
Aber schön an seinem Rand
Ist mein deutsches Vaterland.

Beide lieb ich treu und zäh
Und verlasse beide,
Dass durch übergroße Näh
Nicht mein Lieben leide.
Ach wie schön an seinem Rand
Ist mein deutsches Vaterland.

**Peter Hacks**

Heile Welt

O Wonne, nicht dem Leid entrissen, Liebe,
Die keine Krankheit ist. Nur Glückbereiten
Im Wechselspiel der Gleichbeschaffenheiten.
Und nicht ein Wunsch, dem abzuhelfen bliebe.

O süße Stimmungen. Insonders Morgens,
Wenn unzertrennt, von Fleisch ein Knäuel und Haaren,
Wir ruhn, die Häute, die verwechselbaren,
Des Labsal Spendens satt noch oder Borgens.

Und doch: dies Zueinander ohne Hürden,
Dies Ähnlichfühlen ohne Grat noch Rest,
Was ist in dem, das jäh mich schaudern lässt?
Es fehlt am Wahn. Mich packt die Furcht, wir würden
Aus Liebenden zu treuen Wegbegleitern.
Mög unsre Liebe nicht an Freundschaft scheitern.

**Peter Hacks**
Hermine

Hermine stand am Wolkenstore
Und blickte bang hinaus.
Ihr rundes Hinterteil sah vor
Dem Tüll ganz reizend aus.
Die Sinne fliehn ...
Jetzt ahnt sie ihn ...
Er biegt ums Eck von Sankt Marien.

Der Liebste lag im Bett und fror.
Herz, lass mich nicht allein!
Hermine steht am Wolkenstore
Und mag nicht zärtlich sein.
Die Sinne fliehn ...
Jetzt ahnt sie ihn ...
Er biegt ums Eck von Sankt Marien.

Der Gatte klopft ans Eichentor.
Weshalb hast du den Riegel vor?
Der Liebste fährt ins Stiefelrohr.
Hermine steht am Wolkenstore.
Wohin, wohin?
Ein Abendglühn
Webt Rosen über Sankt Marien.

**Peter Hacks**

Hier, wo der Tann haltmacht, die Buche endet

Hier, wo der Tann haltmacht, die Buche endet,
Den Wolf der Leu ablöst als mein Begleiter,
Hier auf der Naht, wo Nord von Süd sich reißt,
Flieht selbst die Sonne meine Spur und wendet
In ihren Kreis sich heim. Nur ich muss weiter.
In welcher Richtung such ich, welcher Ferne?
Welcher nun schützt sie dieser fremden Sterne?
Pimplea.
- Daphnis.
- Du mein Traumgesicht,
Zag nicht, ich komme.
- Komm, ich zage nicht.

Meer, sanftes Meer, Gebirge schöngestalte,
Duldsamer Strom, ihr Menschen auch vor allen,
Die sämtlich ihr so groß und edel seid,
Glaubt meinem Lob, lasst euch mein Lob gefallen,
Dass euch nur Artigkeit bei Laune halte.
Von einem Haupt die Übel abzuwehren,
Muss ich die Güte einer Welt vermehren.
Daphnis.
- Pimplea.
- Du mein Traumgesicht,
Ich zag nicht, komm.
- Ich komme. Zage nicht.

Wie schalt ich sonst den schlanken Stamm der Fichte,
Wenn er, für Blicke nur, ihr Bild verstellte,
Den Hügelpfad, der sie mir vorenthielt.
Jetzt ists der ganze Raum, auf den ich schelte,
Der kalten Körper Ausdehnung und Dichte.
Dass Trennung sein darf. Die wir nie verschmelzen,
Warum noch zwischen uns den Erdball wälzen?
Pimplea.
- Daphnis.
- Du mein Traumgesicht,
Zag nicht, ich komme.
- Komm, ich zage nicht.

**Peter Hacks**

Himmelssachen

Die Sterne in der Höhe
Sind zwanzig goldne Flöhe.

Die Sonne hab ich gerne,
Mehr als die andern Sterne.

Sonne, Mond und Sterne
Sind des Pudels Kerne.

Die Engel gehn fast völlig nackt,
Der Mond braucht keinen Steckkontakt.

**Peter Hacks**

Hochzeitslied

Haben auf diesen Tag
Lange warten müssen
Wie zwei Tropfsteine,
Ehe sie sich küssen.

Haben uns gesucht,
Haben uns gefunden.
Wollen uns suchen
Bis zur letzten Stunde.

Unsre Liebe, die soll sein
Fest wie Glas.
Ein Glas, das hält fünfhundert Jahr,
Wenn ichs nicht fallen lass.

**Peter Hacks**

Höhlenbewohner spielen

Unter dem Sofa ist meine Höhle,
Winzig der Spalt zwischen Moos und Geröll.
Rötlich beflackert vom rußenden Öle
Kauer ich stumm auf dem Bärenfell.

Breitnasig, ungewaschen seit Wochen,
Zottig behaart, nur die Ellbogen kahl,
Fletsch ich die Zähne und nage an Knochen,
Die ich aus der Bonbondose stahl.

Draußen vorm Eingang bedrohen den Krieger
Tod und Gefahr in unheimlicher Näh.
Auerrind, Mammut und Säbeltiger
Sitzen am Teetisch und trinken Tee.

Sprechen von mir und meinen Zensuren,
Und wie ich unlängst die Zahnärztin biss.
Ferne Vulkane spein feurige Spuren
Schauderhaft rot in die Urfinsternis.

Aber stärker bin ich und klüger,
Wetz im Verborgnen mein Messer aus Flint.
Spricht zu dem Mammut der Säbeltiger:
Liebste, wo steckt denn Ihr reizendes Kind?

**Peter Hacks**

Hübsche Lady

Er zog aus dem Schnappsack die Fiedel
Und spielte mir ein Lied,
Hübsche Lady, die Zeit ist vorbei.
Nein, spiel mir noch ein Lied.
Hübscher Soldat, nimm mich auf dein Ross.
Hübsche Lady, das war nicht mein Ziel.
Hab ein Weib am Charing Cross,
Zwei Weiber in der Armee ist zu viel.
Ich gehe nach London, ich bleib dort ein Jahr,
Will oft dran denken, wies schön mit dir war.
        Alles Liebe, hübsche Lady,
Will denken, wies schön mit dir war.

**Peter Hacks**

Ich häng mein Flint

Fern von überm Berg tönt die Trompete.
Tambour ruft und Hautbois nach mir.
Und die Lerche steigt. Der Tag wird späte.
Eja, und muss nicht mit ausmarschier.
    Ich häng mein Flint
    An den Weidenbaum in hellen Wind.
    Häng, Bruder, deine auch dazu.
    Dann habn wir alle Ruh.

Frei steh ich im Sonnenlicht, dem warmen,
Ledig nun des Kleids, des ich mich schäm.
Ich könnt jede Kreatur umarmen,
Wenn ich den Herrn Korporal ausnehm.
    Ich häng mein Flint
    An den Weidenbaum in hellen Wind.
    Häng, Bruder, deine auch dazu.
    Dann habn wir alle Ruh.

Mein Befehl hab selber unterschrieben.
Mein Weg ist nicht der vom Regiment.
Weil damit mein letzter Marsch, ihr Lieben,
Nicht mit meinem letzten Stündlein end.
    Ich häng mein Flint
    An den Weidenbaum in hellen Wind.
    Häng, Bruder, deine auch dazu.
    Dann habn wir alle Ruh.

Fürcht den Tod, besonders den der Helden,
Krieger-Tod, auch preußisch Tod genannt.
Eh sie dich von dieser Welt wegmelden,
Meld dich doch weg vom Soldatenstand.
    Und häng dein Flint,
    Wo schon viel blanke Flinten sind.
    Und häng dein König auch dazu.
    Eja, dann ist Ruh.

**Peter Hacks**

Ich sehe was, was du nicht siehst

1
Was sieht die Ringeltaube
Auf dem Luisenplatz?
Das Taubennest im Laube,
Das sieht die Ringeltaube.
Die Brotkrümel im Staube,
Den frechen Dieb, den Spatz,
Das sieht die Ringeltaube
Auf dem Luisenplatz.

Den Zug von Hochzeitspaaren,
Die jung verehelicht
In weißen Kutschen fahren,
Sieht die Taube nicht.

2
Was sieht die Waldameise
Am Grund der Birkenschneise?
Nur immer ihren Pfad
Verfolgt die Waldameise.
Und läuft der Pfad im Kreise,
Weiß sie sich keinen Rat.
Die dumme Waldameise,
Sie sieht nur ihren Pfad.

Die allerliebsten Birken,
Die zart wie ein Gedicht
Das Wiesenrund umzirken,
Sieht die Emse nicht.

3
Was sieht die dicke Kröte
Auf der beblümten Au?
Die Fliege silberblau
Sieht starren Augs die Kröte.
Den Storch sieht sie genau,
Aus Angst, dass er sie töte.
Das sieht die dicke Kröte
Auf der beblümten Au.

Wie sich die wilde Rose
Zur Sommerhecke flicht,
Den Klee und die Mimose
Sicht die Kröte nicht.

4
Was sieht der brave Hund
Zu jeder Tagesstund?
Er sieht nur seinen Herrn.
Und das hat einen Grund.
Der Herr stopft ihm den Schlund,
Drum hat der Hund ihn gern.
Es sieht der brave Hund
Am liebsten seinen Herrn.

Besonders Hasenbeine
Sind sein Leibgericht.
Die Herrin gibt ihm keine,
Und er sieht sie nicht.

5
Was sieht die Schleiereule
Auf ihrer Marmorsäule?
Sie sieht die graue Maus.
Nach der nur schaut sie aus.
Sie zieht die Stirne kraus
Und plustert ihren Flaus
Und sieht, o Graus, die Maus,
Die stumme Schleiereule.

Der alten Burganlagen
Steinernen Unterricht
Von fernen Rittertagen
Sieht die Eule nicht.

6
Was sieht der Perlenreiher?
Der Reiher sieht nur Weiher
Und etwas Schilfgebüsch.
Sonst sieht er nichts, der Reiher.
Im Schilf sind seine Eier,
Im Weiher ist sein Fisch.
Drum sieht der Perlenreiher
Nur Schilfgebüsch und Weiher.

Wo Acker, Feld und Weide
Das Wasser unterbricht
Mit wogendem Getreide,
Siehts der Reiher nicht.

7
Was sieht die Honigbiene?
Die Blumen aller Farben,
Die Astern und Schafgarben,
Den Raps und die Lupine.
Wenn erst die Blüten starben,
Soll ihre Brut nicht darben.
Drum sieht die Honigbiene
Die Blumen aller Farben.

Den Mann, der aus den Waben
Ihr dann den Honig bricht,
Um uns damit zu laben,
Sieht die Biene nicht.

8
Was sieht die Kleidermotte
Dort von der Zimmerdecke?
Die Truhe in der Ecke
Erkennt die Kleidermotte.
Die Hosen und die Fräcke,
Das gute Kleid von Lotte,
Das sieht die Kleidermotte
Dort von der Zimmerdecke.

Sie sieht den Kleiderbügel.
Doch fliegt sie um ein Licht,
Verbrennt sie sich die Flügel,
Denn sie sieht es nicht.

9
Was sieht die Felsenziege
Von dem Gebirge bloß?
Ein Fleckchen graues Moos,
Das sieht die Felsenziege.
Kein Gipfel ist so groß,
Dass sie ihn nicht erstiege,
Hat sie ein Fleckchen Moos
Erspäht, die Felsenziege.

Nun glaubt ihr wohl, sie hätte
Die allerschärfste Sicht?
Im grünen Tal die Städte
Sieht die Ziege nicht.

10
Was sieht das kluge Kind
In der erfüllten Welt?
Die Dinge, wie sie sind,
Sieht das gescheite Kind.
Weil es in Wald und Feld
Die Augen offen hält.
Es ist nicht blind, das Kind.

Es sieht die ganze Welt.
Und nun sollt ihr verstehen
Den Schluss von der Geschicht:
So viel wie Menschen sehen,
Sehen Tiere nicht.

**Peter Hacks**

Ich trug eine Rose im Haar

Im Hedge-Maker’s Inn
War ich Ballkönigin,
Und ich trug eine Rose im Haar.
Die Mädchen schön wie der Frühling,
Und keine so schön, wie ich war.

Es ging das Clairon
Und das Banjo, ding dong,
Und ich trug eine Rose im Haar.
Und ich konnte tanzen mit allen
Und tanzte mit ihm immerdar.

Des Morgens er kam
Und die Rose fort nahm,
Und wir wurden ein sündiges Paar.
Schuld war die Rose, die Rose,
Schuld war die Rose im Haar.

**Peter Hacks**

Im Prospekt steht

Im Prospekt steht, der See ist hell, die Lüfte
Mild bei langen Tagen und schön die Böschung
Zu begehn auf Wegen mit birknen Bänken,
Aufgestellt von der Kurverwaltung. Wenn du,
Von Gelebtem matt und Böses verlassend,
Aus der Bahn steigst, an jetzt falln dich die Schwärme
Menschenfressender Fliegen. Fäulnis brütend
Ist der Grund und kein Fortkommen. Herab von
Schwarzen Bäumen - aber wartend beisammen
Unterm zottigen Astwerk stehn die Mücken -
Rinnt besudeltes Wasser. Staunend äußerst
Du zu dir: natürlich lügen sie. Aber
Dass sie so lügen!

**Peter Hacks**

Im Zwiebelbeet

Man hört so vieles Hässliche erwähnen.
Mal schlägt es diesen, und mal trifft es jenen.
Wer leugnets denn? Es kann auch uns erwischen.
Der Tätige beschäftigt sich inzwischen.

Doch ward es Brauch, mit Greinen und mit Keifen
Dem ungewissen Unheil vorzugreifen.
Verwünschter Zeitgeschmack. Ich seh sie dauernd,
Als ob die Welt nicht schlimm genug war, trauernd.

Das gibt sich lustvoll auf und gern verloren.
Das hält nur Aussichtslosestes für wahr.
Das wär am allerliebsten nicht geboren.
Ich mags nicht einsehn. Schon im dritten Jahr
Sitz ich in meinem Garten mit Behagen
Im Zwiebelbeet. Und sollte mich beklagen?

**Peter Hacks**
Infamie

Der Nordwind bläst den Kaffee kalt,
Wie heiß das Stövchen brennt.
Es sitzt der Marschall Macdonald,
Der Herzog von Tarent.
- Es liegt des Kaisers große Armee,
Es liegt das Zarenheer
Begraben unterm gleichen Schnee.
Und übrig ich und er.
        Nur wir: das zehnte verbündete Korps.
        Es ist mir ein Rätsel, wie ich ihn verlor.
        Er steht ja ganz nah, weshalb bleibt er fort?
        Ein Brief, Marion? Endlich! Fast dacht ich das Wort
        Infamie. -

Herr Marschall! glatt sind Weg und Steg,
Der Schnee fällt höh'r und höh'r.
Wenn ich mich Richtung Memel leg,
Ists reine force majeure.
Man hat schon einen Wolf gesehn.
Ich trag ja auch die Sorg
Um meine Männer. Tauroggen, den
30. 12. Yorck.
        - Abfiel der Bube, lief über zum Feind,
        Viel hat er geschworen und wenig gemeint.
        Ach, ich und der Yorck, das war Frieden und Sieg.
        Doch Yorck mit Russland bedeutet den Krieg.
        Infamie.

Getroffen ist ins tiefste Mark
Der Freiheit edle Idee.
Ob ich mein schönes Schloss und Park
Noch einmal wiederseh?
Das engelländsche Silberpfund
Erstickt die Völkertat,
Die spanischen Kapläne und
Der preußische Verrat.
        Sie kochen mit Mehl, und sie lieben im Hemd,
        Und die Kunst des Verrats ist ihnen nicht fremd.
        Zugunsten der Knute hat unverzagt
        Der Korporalstock den Aufstand gewagt.
        Infamie.

Man melde meine Hochachtung
Dem Herrn Genralleutnant,
Vielleicht bei mildrer Witterung
Käm noch der Treff zustand.
Doch wirds ein Treff zum Waffentanz,
Dann, Herr, auf möglichst bald.

Tilsit, 30. 12. Ganz
Ergebenst, Macdonald.
Das ist die Sprache der Konvention.

Die Sprache des Herzens hat andern Ton.
Wer Marschall, König und Kaiser verrät,
Dem folgt ein Wort, wo immer er geht:
Infamie.

Der Überbringer von Yorcks Brief, Marion, war Macdonalds Adjutant. Der Inhalt beider Briefe ist ungeändert.

**Peter Hacks**

Irrtümer

Eine rosarote Katze,
Eine himmelblaue Maus
Treffen sich am Antonplatze
Und erkennen sich durchaus.

Und die Maus will sich verstecken,
Und dann sagt sie: Keine Not,
Nie sah ich das Maul sich lecken
Eine Katze rosenrot.

Und die Katze nahet leise,
Bleckt den Zahn und steilt den Bart,
Bis sie ihrer Mittagsspeise
Sonderbares Fell gewahrt.

Und sie lässt die Maus am Leben
Wiederum auf Grund des Blaus,
Und sie spricht: Das kann’s nicht geben
Eine himmelblaue Maus.

Und sie wandeln von dem Platze
Ohne Zwischenfall nach Haus,
Rechts, nach Weißensee, die Katze,
Links, nach Lichtenberg, die Maus.

**Peter Hacks**

Johann Meusel

Johann Meusel war ein Bauer,
Zog den Pflug mit einer Hand,
Zog die Egge mit der andern
Durch des Ackers tiefen Sand.
　　Im gelben Mondlicht
　　Sah man ihn
　　Mutternackt die Furchen ziehn.

Johann Meusel traf ein Mädchen,
Küsste sie im Morgenwind,
Und vor Mittag war sie schwanger,
Und vor Nacht hatt sie ein Kind.
　　Schön wie die Sonne,
　　Groß wie ein Rind,
　　So war Johann Meusels Kind.

Johann spielt das Bombardon.
Stieß er einmal nur hinein,
Fielen ringsum auf den Gütern
Alle Ziegelmauern ein.
　　Der König Josua
　　Von Jericho
　　Blies zwar laut, aber nicht so.

Dem Herrn Amtmann aber brach er
Jüngst mit Sorgfalt das Genick,
Und er hängte fünf Pastoren
Auf an einem Glockenstrick.
　　Nämlich er hatte
　　Nichts wie Streit
　　Mit der deutschen Obrigkeit.

Als er einst bei seinem Kümmel
Rülpsend lag auf seiner Bank,
Hört er Stimmen hoch im Himmel,
Und die riefen: Gott ist krank.
　　Gott hat das Fieber,
　　Und jetzt glaubt Er,
　　Dass Er Johann Meusel wär.

**Peter Hacks**

Johannes Tetzel

Wache auf, mein süßer Hirt,
Sprach die Tochter von dem Wirt,
Weil der Mensch nach Trunk und Kuss
Einmal an die Arbeit muss.
Auf dem Markt von Jüterbog
Wartet schon der Opferstock,
Denn im kleinen Grenzverkehr
Fegt er Sachsens Taschen leer.
        Wie? mein Ablass dünkt euch teuer?
        Sitzt erst ihr im Fegefeuer,
        Gebt ihr eine Million
        Gern für fünf Minuten schon!

Aus dem päpstlichen Tresor
Kramt er Gnad um Gnade vor.
Aber weh, was ist geschehn?
Kaum ein Kunde lässt sich sehn.
Quäkt ein Weib aus Wittenberg:
Bei uns ist ein Mönch am Werk,
Der verkündet kurz und knapp:
Lasset von dem Ablass ab!
        - Ab vom Ablass! Gute Werke
        Sind das Maß der Glaubensstärke,
        Denn Gott stellt dem Adam frei,
        Ob er fromm, ob sündig sei.

Brennt den Doktor! Hört auf mich,
Der als Ketzerrichter ich
Zwar ein Kerl von schlichtem Sinn,
Doch ein Mann des Volkes bin.
Füchse, weiß ich, wild und rot,
Schlägt man, wenn sie jung sind, tot! -
So hat Tetzel laut geschrien.
Ach, man hörte nicht auf ihn.
        Und ein wahres Rufgemetzel,
        Wo er geht, umbrandet Tetzel,
        Bis nach Leipzig er, der Stadt,
        Selber sich verkrochen hat.

Endlich ist mit Dulden Schluss,
Denn nun kommt der Nuntius.
- Ei, Ihr überklugen Herrn,
Konntet Ihr nicht auf mich hörn?
Damals ging es kinderleicht
Mit dem Teufel. Heute reicht
Nur noch Strenge, blind und roh!
- Auch die Kirche sieht das so. -
        Tetzel kam auf Lebensdauer

Hinter eine Klostermauer,
Wohin Luther ihm sehr lieb,
Dass er ihm verzeihe, schrieb.

Der Nuntius, welcher Tetzel für das Verbrechen, den päpstlichen Nutzen früher als der Papst verfolgt zu haben, im Jahr 1519 mit lebenslänglicher Einsperrung bestrafte, war Karl von Miltiz.

**Peter Hacks**

Jona

Als Jona aus dem Tanzschuppen kam
In Ninive, der Stadt,
Er laut zum Himmel das Wort nahm
In Ninive, der Stadt:
Die ganze Stadt, auf meinem Knie
Beschwör ich dich: zerstöre sie!
Es ist ein schlimmer Sündenort,
Am klügsten zerstörst du sie sofort.

Die kleinen Mädchen tanzen mir zu viel.
Die kleinen Mädchen tanzen mir zu viel.
Die kleinen Mädchen leben ohne Ziel, sagte Jona,
All die kleinen Mädchen dort in Ninive.

Da ging in einer Wolke ein Fenster auf
In Ninive, der Stadt,
Da sah der Herr Gott Jahve raus
In Ninive, der Stadt:
Bist du so fromm, bist du so klug?
Ich bin mir selber fromm genug.
Willst du noch frömmer und klüger sein,
Sperr ich dich wieder in den Walfisch rein.

Die kleinen Mädchen sind so lieb und rund.
Die kleinen Mädchen sind so lieb und rund.
Und wenn sie blöd sind, sind sie doch gesund, sagte Jahve,
Meine kleinen Mädchen dort in Ninive.

**Peter Hacks**

Jules Ratte
oder
selber lernen macht schlau

Ein Kind mit Namen Jule Janke
Sah eines Morgens, blass vor Schreck,
Es warn in ihrem Bücherschranke
All die gelehrten Bücher weg.
Da lag nur, noch im Hintergrunde
Eine benagte Heimatkunde,
Und ein paar Schnipsel von Papier
Die lagen traurig neben ihr.

Es hatte nämlich sich begeben,
Dass in der Nacht, als alles schlief,
Ein Zug von Wanderratten eben
Im städtischen Hauptbahnhof einlief.
Und es war eine Wanderratte,
Die Jules Schrank geleeret hatte
Und nun da saß, von Weisheit fett
Und hochzufrieden unterm Bett.

Die Jule rannte voller Galle
Zu einem Trödler, alt und krumm,
Und kaufte eine Rattenfalle
Aus Draht und Aluminium.
Und legt das Buch in das Gebauer,
Sich selbst hingegen auf die Lauer.
Die Ratte kam bei Mondenschein,
Roch an der Falle und ging hinein.

Drauf sprach die Jule zu dem Tiere:
Du Mutter der Verfressenheit,
Wer hilft mir nun, wenn ich studiere?
Wer rät mir bei der Schularbeit?
Von meinen Büchern blieben Fetzen,
Du sollst sie, denn du kannsts, ersetzen.
Willst du das tun? Die Ratte will.
Und unsre Jule lächelt still.

Die Ratte, welche alles Wissen
Der Welt in ihrem Magen trug,
Hat auf dem Schreibtisch sitzen müssen,
Sobald das Kind sein Heft aufschlug.
Sie ließ die flinken Augen eilen
Über die hingekleckstens Zeilen,
Und wo die Jule falsch geglaubt,
Da schüttelt sie ihr graues Haupt.

Oder die Jule spricht: ist 7
Und 1 wohl 8? Die Ratte nickt.
So hat die Jule 8 geschrieben
Und hat dafür ein Lob gekriegt.
Und wenn sie nicht mal raten wollte
Und sich nur faul aufs Sofa rollte,
Dann trug die Ratte ganz allein
Mit tintigem Schwanz die Antwort ein.

So gings zuhaus. Doch in der Schule,
Wie ging es da? Geduld, Geduld.
Beim Unterricht, da hatte Jule
Die weise Ratte unterm Pult.
Und ließ die Lösung aller Fragen
Sich heimlich von der Ratte sagen
Und schrieb nie Aufsatz noch Diktat
Ohne die Ratte und ihren Rat.

Der Lehrer prüfte allzu gerne
Die Jule vor der Schülerschar.
Er glaubte, dass sie fleißig lerne,
Was leider nicht die Wahrheit war.
Dann rief er freudig: danke, Janke.
Die Ratte grinste in der Banke.
Und Jule setzt sich wieder hin,
Pampig wie eine Königin.

Die Knospen waren aufgesprungen.
Es kam der Mai und kam die Zeit
Der großen Rattenwanderungen.
Und alle machten sich bereit.
Sie krochen, nimmermehr zu zählen,
Aus Küchen, Kellern und Kanälen
Und saßen schweigend, Ratz an Ratz,
im Mondlicht auf dem Bahnhofsplatz.

Und Jules Ratte mit den andern
Bestieg den Zug um 9 Uhr 4,
Um nach Granada auszuwandern.
Dort wurde sie ein großes Tier.
Sie schrieb ein Buch, gelobt von allen,
Über den Bau von Katzenfallen
Und eine komplizierte Schrift
Zum Thema Rattengegengift.

Ihr könnt euch denken, wie der Jule
Das faule Herz im Halse stak,
Als nächsten Morgens auf dem Stuhle
Ein eng beschriebener Zettel lag:
Dies halbe Jahr mocht ich dir schenken,
Jetzt musst du wieder selber denken.
Ergebenst, Piep. Mit trübem Sinn
Ging Jule nach der Schule hin.

Der Schulrat kam just an dem Tage
Mit einer ganzen Kommission.
An Jule ging die erste Frage.
Die Jule sagte keinen Ton.
Denn da saß niemand, ihr zu zeigen,
Was sie nicht wusst. Der Rest war Schweigen.
Der Schulrat murmelt: Das ist ja
Das dümmste Mädchen, das ich sah.

Jetzt sieht man Jule, tief die Locken
In Berge von Papier getaucht,
In einer Bücherhalle hocken.
Es ist ihr Kopf, was da so raucht.
Nur eigene Weisheit macht den Weisen.
Ratgeber können mal verreisen.
Der kluge Freund lässt dich im Stich.
Dann fragst du wen?

Dann fragst du dich.



**Peter Hacks**

Kaffee-Einladung

Auf dem Tisch die neue Decke
Und das Porzellanservice
Und die süßesten Gebäcke,
Was gäbs Schöneres als dies?
Silbern klappern die Tabletts,
Hin und her geht das Geschwätz:
Bitte sehr,
        danke schön,
Bitte sehr,
        danke schön.

Aufgetan ist für die Kleinchen
Köstlich und verschwenderisch,
Und die rotbestrumpften Beinchen
Schaukeln unterm Kaffeetisch.
Höflich wie Erwachsene
Reicht man sich die Schlagsahne:
Bitte sehr,
        danke schön,
Bitte sehr,
        danke schön.

**Peter Hacks**

Kanzone des Königs Salomon

Als Schönheit kam und kam den Weg herab,
Geschah, dass Weisheit keinen Rat mehr sah
Und stieg vom Thron, zerbrach den Königsstab
Und hat sich keinem Weiseren ergeben.
Und sie verwarf mit Lust ihr Lehrgebäude.
Im Lieben, sprach sie, wohnt so große Freude,
Dass großes Denken hat nicht Platz daneben.
Und sprach: ich bin besiegt, denn du bist da.

Im Herz der Winde, in der Fluten Schoß
Waltet Vernunft und kann Witz Sieger sein.
Nur deine Herrlichkeit ist ursachlos.
O Schaun, zitternden Augs, vor deinem Bilde,
O Sinn im Abersinn, Triumph in Schwächen.
Seit du mir halfst die enge Schranke brechen,
Kenn ich des Glücks entlegenste Gefilde,
Stärker als je, mehr klug, minder allein.

Vor Reicharabien hat Israel
Bei hellem Tag getaumelt und gesungen.
Wie ist dein Name, Weisheit oder Torheit?
Mein Nam ist Weisheit, von Schönheit bezwungen.

**Peter Hacks**

Kanzone

Du, in der meinen, Mörderin deiner Lust
Es ist dein Wohl, wie meins, woran ich dachte,
Als ich zum Dienst mich dir erbötig machte,
Und das du, sperrst du dich, verlieren musst.
Den holden Hergang, darin Augen brechen,
Worte versagen, aber Schreie sprechen,
Hab ich zu lehren jede noch gewusst.

Weil aller Reiz in Reizsamkeit beruht,
Muss mein Genuss der Bürge sein des deinen.
Fühlendes fühl ich, Stein bin ich bei Steinen.
Und mehr quält als Enttäuschung mich die Wut
Über den Gram, den du dir selbst bereitest,
Wenn du mich dort nicht schleunig hin begleitest,
Wo Gutes stets empfängt, wer Gutes tut.

Gleich jener Frau, die in Korinthos Hafen
Ihr Glück erwürgte, einen Mann zu strafen,
Seist du fortan die Rasende genannt,
Schläfst du allein, um nicht mit mir zu schlafen.

**Peter Hacks**

Kartoffelfrauen

Der Dichter hat sich früh erhoben.
Er will in einer kleinen Schrift
Das Glück des Sozialismus loben,
Das viele, doch kaum ihn, betrifft.
Da sieht er unterm Morgengrauen
Im Herbstfeld die Kartoffelfrauen.
Sie rutschen fröstelnd auf dem Bauch.
Er blickt sie an und seufzt: ihr auch?

**Peter Hacks**

Kiefern und Rosen

Kiefern stehen, Rosen blühen
In dem weißen Heidesand.
Von der Liebe großen Mühen
Hab ich mich hierher gewandt.

Unter Kiefern, zwischen Rosen
Lieg ich ganz bei mir allein.
Seligstes von allen Losen,
Einsam und geliebt zu sein.

Glühn im Herd die Kiefernscheiter
Und der Rosenstock am End,
Kehr ich heim und liebe weiter,
Bis auch mich das Glück verbrennt.

**Peter Hacks**

Kläffi und Flohi

Zwei kostbare Kinder, Effi und Joey,
Hatten zwei kostbare Hunde.
Der eine hieß Kläffi, der andre hieß Flohi,
Sie waren beliebt in der Runde.

Den Weg übers Feld liefen Joey und Effi.
Vor ihnen her sprangen Flohi und Kläffi.

Auf Pfoten und Schuhn ging
Es heiter voran, bis
Kläffi das Huhn fing
Und Flohi den Mann biss.

**Peter Hacks**

Klavierstück

O Freund, o Seele meiner Lieder,
Nicht zu den Wolken drängt mein Flug.
Mich liebest du, dich lieb ich wieder,
Sind wir nicht unten froh genug?
An treuer Brust, an treuer Seiten
Macht uns die Liebe mehr als reich,
Macht uns an wahren Zärtlichkeiten
Dem allergrößten König gleich.

**Peter Hacks**

Kleine Freundin vorm Spiegel

Das Kind, das meinem Bett entsteigt
Mit rabenschwarzem Haar,
Wie unbefangen sie mir zeigt,
Woran doch nichts zu loben war.

Jetzt hat sie einen rosa Slip,
Sie ist fett für ihr Alter,
Und jetzt, dass ihre Brust nicht wipp,
Einen schwarzen Büstenhalter.

Dann hat sie noch ein kurzes Hemd,
Sie sagt, es ist ein Kleid.
Die Jugend ist mir ziemlich fremd,
So ungeniert und so verklemmt,
Ich seh ihr zu, wie sie sich kämmt,
Und tu mir leid.

**Peter Hacks**

Königsrondo

Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Er heißt nicht Herr Ludwig,
Das war uns zu mutig,
Drum singen wir gleich alle mit:

Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Er heißt nicht Herr Ritter,
Das war uns zu bitter,
Drum singen wir gleich alle mit:

Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Er heißt nicht Herr Mollig,
Das war uns zu drollig,
Drum singen wir gleich alle mit:

Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Er heißt nicht Herr Greulich,
Das war zu abscheulich,
Drum singen wir gleich alle mit:

Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Er heißt nicht Herr Bauch,
Das missfiele uns auch,
Drum singen wir gleich alle mit:

Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Der König von Frankreich heißt Schmidt.
Er heißt nicht Herr Stiefel,
Er heißt nicht Herr Tritt.
Lang lebe der König, Herr Schmidt!

**Peter Hacks**

Kurze Nacht

Der Küsse, Liebster, sind genug.
Es ging der erste U-Bahnzug.
- So mag er gehen doch.
- Es ist das silbergraue Licht
Des Morgens, das den Traum zerbricht
Und ruft mich fort ins Alltagsjoch.
- Bleib, Liebste, liegen noch.
Soll Arm von Arm und Bein von Bein
So grausam balde scheiden?
Lass, du mein schönes Leiden,
Mich deine Freude sein.
- Nur einen letzten Kuss. - O gib
Noch einen zu. - Ich hab dich allzu lieb.

Die zweite U-Bahn dröhnt vorbei.
Erbarm dich, Liebster, gib mich frei.
- Was hast du ihrer acht?
- Der Sperling rät, der Postfrau Trab
Von meiner Lieb und Torheit ab.
Wie war mein Weilen unbedacht.
- Nacht, rosensüße Nacht,
Die du mit Seligkeit beschwert
Die Fasern meiner Lenden.
Es kann, es darf nicht enden,
Was nie mehr wiederkehrt.
- Dann einen letzten Kuss. - O gib
Noch einen zu. - Ich hab dich allzu lieb.

O lass mich, Liebster, es ist spät.
Das ist die Tram schon, die jetzt geht.
- Mein Schmerz du, mein Begehr.
- Mein guter Mann hat nie gemocht,
Dass er sich selbst den Kaffee kocht,
O mach mir nicht die Trennung schwer.
- Ich lass dich nimmermehr.
Kein Brausen dieser Welt vertreibt,
Kein Morgenwind kann kühlen
Die Not in meinem Fühlen,
Wenn mir dein Mund nicht bleibt.
- Ich kann ja nicht. Ein Kuss. - O gib
Noch einen zu. - Ich hab dich allzu lieb. -

Zu rührig, Leute ihr, zu eilig, Wagen,
Euch soll dies Lied ob eurer Schuld belangen,
Dass ihr die schmale Schattenwohnung meines Glücks zerschlagen
Und dass mein Lieb so schnell nach Haus gegangen.

**Peter Hacks**

Ladislaus und Komkarlinchen

Es war einmal ein Landsknecht,
Der hatte eine Maus,
Die Maus hieß Komkarlinchen,
Der Landsknecht Ladislaus.

Der Landsknecht liebt das Kämpfen,
Die Beute und die Ehr,
Aber sein Komkarlinchen,
Das liebt er noch viel mehr.

Sie aß von seinem Brote,
Sie schlief in seinem Bart,
Sie wohnt in seiner Tasche
Auf weiter Kriegesfahrt.

Nur wenn in eine Schlacht ging
Der Landsknecht mit der Maus,
Sprang sie ihm aus dem Rock und
Nahm wie der Wind Reißaus.

Da wurd er sehr bekümmert
Und lief ihr hinterher
Die Kreuz und auch die Quere
Durchs ganze römische Heer.

Und weil sie lief nach hinten
Und niemals lief nach vorn,
Ging ohne ihn die Schlacht halt
Gewonnen und verlorn.

Der Krieg wurd immer älter,
Der Krieg wurd dreißig Jahr,
Älter als mancher Landsknecht
Alt geworden war.

Und die das Kämpfen liebten,
Die Beute und die Ehr,
Die lagen schon begraben
In Sachsen und am Meer.

Jedoch aus allen Wettern
Kam heilen Leibs heraus
Dank seinem Komkarlinchen
Der Landsknecht Ladislaus.

**Peter Hacks**

Lass mir deiner Blumen eine

Lass mir deiner Blumen eine,
Eine nur aus deinem Strauß,
Oder ich fall um und weine
Mir vor Gram die Augen aus.

Schenk mir einen Blick beim Scheiden,
Wenn ich geh in fremdes Land,
Oder sprich: ich mag dich leiden,
Oder nimm mich bei der Hand.

Gib mir einen Kuss zum Scheine,
Eine einzge Silbe sprich.
Lass mir deiner Blumen eine
Und den Wahn, du liebtest mich.

**Peter Hacks**

Laster und Reue

Wer kommt da noch im Nebel?
Geh, Weib, zur Tür und schau,
Ists Lockit, der Constable,
Oder eine hübsche Frau?
Erkennst du einen Säbel,
Bin ich gegangen aus,
Doch ists die schwarze Mabel,
So lass sie in mein Haus
Und bring uns Tee in der Kupferkann,
Wenn ich dann lieg bei ihr.
Er war mein Mann,
Er war mein Mann
Und war nicht gut zu mir.

Nun wart ich auf die Stunde,
Da er liegt geschmissen hin,
Und schwarzen Staub im Munde,
Und ich nicht bei ihm bin.
Rasch, holt mein Weib, ihr Hunde,
Holt mir mein gutes Weib,
Sie soll mit Küssen die Wunde
Mir heilen in dem Leib.
Wie kommt ihn stark die Reue an
Dort, blutend auf dem Pier.
Ich war dein Mann,
So spricht er dann,
Und war nicht gut zu dir.

**Peter Hacks**

Leben Neros

Er saß, ein fetter Klumpen,
Auf Caesars Marmorthron.
Ich sah schon kleinre Lumpen
Und sah auch größre schon.

Die Kriegszüge, die teuern,
Machte er nie zu lang.
Er nahm auch nicht viel Steuern.
Was er tat, war: er sang.

Er sang von früh geschäftig,
Bis dass der Abend graut.
Er sang nicht gut, doch kräftig.
Er sang nicht schön, doch laut.

Er sang, als Rom verbrannte,
In einem roten Licht.
Tot sang er seine Tante.
Fein war das alles nicht.

Es barsten die Figuren
Am Kolosseumdach,
Es gingen alle Uhren
In Rom vor Grausen nach.

Es hörten auf zu springen
Die Brunnen im Lateran.
Das hat mit seinem Singen
Der Kaiser Roms getan.

Einst trat er zur Mansarde.
Zum Tiber floh die Sonn.
Zehn Hauptleut von der Garde,
Sie rannten auch davon.

Doch er rief: Dageblieben,
Und jeder Mann ins Glied.
Ich will euch singen, ihr Lieben,
Mein allerschönstes Lied.

Er sang nur siebzig Strophen.
Dann fragt er, wie er sang.
Da sagten sie: Abscheulich.
Das war gerecht, doch streng.

Da rief er: Höll und Sterne,
Missfallt euch mein Gesang,
So ist nun nicht mehr ferne
Mein und Roms Untergang.

Mit einem letzten Triller
Durchstieß er sich den Bauch.
Dann war es endlich stiller.
Und ich, ich schweige auch.

**Peter Hacks**

Lebensbeschreibung der morschen Eiche Hulda, von ihr selbst

Ich steh im Bistum Fulda
In einem wüsten Tal.
Ich bin die Eiche Hulda
Und ein Naturdenkmal.

Ich blieb, mit hohlem Leibe,
Als Rest von einem Wald.
Und wenn ich übertreibe,
Bin ich schon schrecklich alt.

Ich war eine kleine Eichel
Im Jahr 904.
Indes, wie ich mir schmeichel,
Wurd etwas aus mir.

Die Baumschul Prinz v. Sachsen,
Die war nicht weit entfernt.
Da lernte ich das Wachsen,
Und was man sonst so lernt.

Es kamen deutsche Wilde,
Die hatten einen Zorn
Und hingen ihre Schilde
Auf an meinen Knorrn.

Es kamen römische Feldherrn.
Es kam der Wallenstein.
Ich sah so manchen Weltherrn,
Manchen Gesangverein.

Jahrhundert um Jahrhundert
Ein großes Hin und Her.
Erst hab ich mich gewundert.
Jetzt wundert mich nichts mehr.

Ich bin die Eiche Hulda
Und habe den Katarrh.
Ich steh im Tal bei Fulda
Und knarr.

**Peter Hacks**

Lieb und Leiden

Herbst tritt ein. Dissidenten reisen wie Kraniche westwärts.
Wie überwintern? Ich brech Nadelgeäst für den Herd.
Nämlich unbedingt warm gilt den Kopf es zu halten. Ein klammer
Schädel dichtet nicht gern, alles gerät ihm zur Pein.
Was ich tu oder lasse, es ist zum Besten des Landes.
Aber dem Vaterland passt das nun gar nicht so sehr.
Eher Bescholtne bevorzugts, Leute mit scheuem Gewissen;
Wenn in Schwärmen sie gehn, wenigstens stören sie nicht.
Zwei nur sind, die mir lohnen: ich mir, denn Tugend schafft Kurzweil,
Und die Geliebte, die, selbst edel, edel mich will.
Dankbar küss ich ihr Lächeln. Bei ihr bin ich gut noch dran, freilich
Gut dran ohne die Welt. Mitten im Küssen beneid
Ich die Söhne des künftgen Geschlechts um die künftigen Töchter,
Um ihren Kuss, dessen Lust nicht dem Verdrusse entspringt.

**Peter Hacks**

Lieb, o Liebe unbedacht

Lieb, o Liebe unbedacht,
Lieb, o Liebe unbedacht.
Es war die Liebe unbedacht.
Ihr seht, was Lieb aus mir gemacht.

Salzig, salzig jeder Kuss,
Salzig, salzig jeder Kuss,
Wenn meiner Freuden süßer Fluss
Sich im Meer verlieren muss.

Morgen war mein Hochzeitstag.
Gestern war mein Sterbetag.
Da ich allein im Bette lag,
Hört ich des Engels Flügelschlag.

Und er sprach: es ist vorbei,
Deine Liebe ist vorbei,
Ja, deine Liebe ist vorbei.
Tod macht dich vom Jammer frei.

**Peter Hacks**

Lied der Ameisen beim Zweigleinheben

Der Stamm uralt, und der Stamm so kalt,
Und die Hände blau und klamm.
Die Schulter stemmt und die Finger klemmt
In den gefrorenen Stamm.
Ho, ihr Burschen, und he und ho,
Kennen nicht Rast noch Halt.
Und wenn wer fragt:
Wir sind eben so,
Die Emsen vom Latschenwald.

Ob Frost uns beißt, ob Sturm uns reißt
Und Flut herabschwillt vom Kamm,
Wir ruhen nicht, vor der Wald umbricht,
Drum ho und gottverdamm.
Ho, ihr Burschen, und he und ho,
Bis ihr zu Boden fallt.
Und wenn wer fragt:
Wir sind eben so,
Die Emsen vom Latschenwald.

**Peter Hacks**

Lied der geraubten und in die türkische Sklaverei verkauften Kinder

Seht, da gehn wir armen Kinder, die im Schlummer
Roh man stahl, durch kalte Wüstenein
Und sind, ach! für solchen großen Kummer
Doch noch viel zu klein.

Händchen rot,
Hemdchen weiß
In dem blassen Wintereis.

Ach! da seht uns durch den Weg, den hohlen,
Wie die Schafe treiben.
Liebe Eltern, wir sind euch gestohlen.
Doch wir wolln euch nicht gestohlen bleiben.

Händchen rot,
Hemdchen weiß
In dem blassen Wintereis.

**Peter Hacks**

Lied des Merkur

Auf dem Berge Ida stritten
Drei Göttinnen hin und her,
Wer aus ihrer schönen Mitten
Wohl die Allerschönste wär.
Evoe, die jungen Damen,
Aus auf einen jungen Mann,
Evoe, die jungen Damen
Wenden drollige Mittel an.

Da, im Holz ein schöner Knabe.
Herr, Sie müssen Richter sein
Und verleihn die Siegesgabe
An die Schönste von uns drein.

Gut, sprach er, ich wills entscheiden,
Aber ehrlich sei das Spiel,
Drum bitt ich, sich zu entkleiden.
Evoe, der Schleier fiel.
O lala, die jungen Damen
In Paris und in Korinth,
O lala, die jungen Damen
Machen Sachen, die eigen sind.

Sprach die Juno: hör ein wenig,
Reich bezahl ich dir dein Obst.
Über Asien wirst du König,
Wenn du mich vor jenen lobst.
Evoe, die jungen Damen
Wenden drollige Mittel an.

Sprach Minerva: viele machten
Dich zum Herrn in ihrem Bett.
Ich mach dich zum Herrn der Schlachten,
Weil ich gern den Apfel hätt.
Evoe, die jungen Damen,
Scharf auf einen jungen Mann,
Wenden drollige Mittel an.

Venus bot, und wurd gewählet,
Helena als Honorar -
Die doch leider längst vermählet
Mit Herrn Menelaos war.
Evoe, die jungen Damen,
Aus auf einen jungen Mann,
Evoe, die jungen Damen
Wenden drollige Mittel an.

**Peter Hacks**

Lied mit Worten

Weiber immer, Wein zu Zeiten,
Vom Gesang will ich nicht streiten,
Arbeit, Ehre, Kunst und Marx -
Aber angesichts des Sargs?
Ja, in dieser Sache wissen
Wir nicht Antwort noch Latein:
Wie, wenn wir uns selbst entrissen,
Sollen wir gewesen sein?

Reich an Freude, reich an Bürde.
Reichtum, der ist Menschenwürde.
Reichtum, der ist Menschenpflicht.
Reichtum hängt am Morgen nicht.
Auge füllt und Herz mit Wonne,
Todes süßem Gegengift.
Denn ein Ende kommt der Sonne,
Jedenfalls was uns betrifft.

Doch mit tiefgefühltem Beben
Ganz in einer Frau zu leben,
Ist das höchste Daseinsfest,
Das man satt und gern verlässt.
Trefft mich nur an meinem Grabe,
Fragt mich an dem Schattentor,
Keine andre Rede habe
Ich euch dort zu halten vor.

**Peter Hacks**

Lied von den Läusen

Jetzt hast du die Macht, Prolet.
Deine Faust schreibt das Gesetz.
Und die rote Fahne steht
Auf dem Haus des Stadtsowjets.
Darum vorwärts, Bolschewik.
Gegen Fieber, Dreck und Blut.
Für Sowjet und Republik.
Tod der weißen Läusebrut.

Es ist kalt und gibt kein Brennholz,
Keine Seife und viel Dreck.
Kommt die Laus und bringt den Typhus,
Frisst den Sozialismus weg.
Darum vorwärts, Bolschewik.
Gegen Fieber, Dreck und Blut.
Für Sowjet und Republik.
Tod der weißen Läusebrut.

Unsre Reihn habn blutge Lücken.
Denikin steht vor dem Tor.
Und die weißen Mörder rücken
Über rote Gräber vor.
Darum vorwärts, Bolschewik.
Gegen Fieber, Dreck und Blut.
Für Sowjet und Republik.
Tod der weißen Läusebrut.

Und du bist erst Herr im Haus,
Kämpfer mit dem roten Stern,
Wenn zerquetscht ist jede Laus,
Die da dient den alten Herrn.
Darum vorwärts, Bolschewik.
Gegen Fieber, Dreck und Blut.
Für Sowjet und Republik.
Tod der weißen Läusebrut.

**Peter Hacks**

Lobositzer Marsch

Nun zeigt ins fremde Land
Die Spitze meiner Schuh.
Den Rücken unverwandt
Dreh ich der Heimat zu.
Wir ziehn in deinen Krieg,
Ich und mein Kamerad,
O König von Preußen,
Du großer Potentat.

Durch Nebel heiß und schal,
Durchs Brüllen der Kanon
Führt mich dein Wort zu Tal
Und dreißig Bataillon.
Da hält mit rostger Sens
Der Tod die große Mahd.
O König von Preußen,
Du großer Potentat.

Der Sachsen Land, so reich
An Weltvernunft und Kohln,
Und Schlesien auch sogleich
Soll ich dem König holn.
Was schert uns denn Preußen?
Macht uns denn fett der Sieg?
Wir scheißen,
Wir scheißen,
Wir scheißen auf den Krieg.

Auf knarrendem Gefährt
Fahr ich jetzt in die Nacht
Und muss von dieser Erd
Und bin aus Erd gemacht.
Und ich bin einer.
Und Es ist um tausend schad.
O König von Preußen,
Du großer Potentat.

**Peter Hacks**

Luna

Wie sie den Mond erforschen, das ist ja fabelhaft tüchtig,
Erst, aus Röhren, von vorn, später, aus Kugeln, von hint.
Jetzt also stapfen sie schon in seinem Schotter und stochern
Dunkle Geheimnisse auf. Sicher in kürzester Frist
Werden sie über sein Innres tausendfach Auskunft besitzen.
Ich meines Ortes, mir reicht völlig, dass heut er mir scheint
Und, so wie er verlässlich schien zu Endymions Zeiten,
Morgen, wenn ich dich treff, scheinen noch wird mit Verlass.
Nichts, wenn ich weiß, du kommst wieder, drüber zu wissen, verlangts mich.
Sei mir beständig zur Nacht, küss mich, behalte den Rest.

**Peter Hacks**

Lydia

Lydia liebt, da bleibt kein Faden trocken.
Lydias Leib ist wie ein Schlangennest.
Jeden Mann acht ich für unerschrocken,
Der sich gern von Lydia lieben lässt.
Schönen Fleischs verlangende Gebärden
Laden ein zu himmlischem Verderben.
Lydia, ach! von dir gesehen werden
Und dann sterben!
Gipfel der Leidenschaft, Abgrund der Lust,
Selige Tode an Lydias Brust.

**Peter Hacks**

Malbrough

Malbrough der zog zu Felde,
Mironton ton ton, mirontaine,
Malbrough der zog zu Felde
Mit Eisenhut und -schuh.
- Adieu, Lady Malbrough.
Ich bin zurück im Nu.

Zu Ostern nehm ich Brüssel,
Mironton ton ton, mirontaine,
Zu Ostern nehm ich Brüssel,
Zu Pfingsten nehm ich Brest.
Das schwör ich Ihnen fest,
Falls es sich machen lässt.

Dann fing der Held zu streiten,
Mironton ton ton, mirontaine,
Dann fing der Held zu streiten
Und sie zu warten an.
Ein halbes Jahr verrann.
Wer nicht kam, war ihr Mann.

Ach, es sprengt ein müder Reiter,
Mironton ton ton, mirontaine,
Ach, es sprengt ein müder Reiter
Ins Schloss ums Abendrot.
- Mein Gatte, ist er tot?
- Nein, Madam, keine Not.

Eine Bombe der Franzosen,
Mironton ton ton, mirontaine,
Eine Bombe der Franzosen,
Wie ich selbst gesehen hab,
Verfehlt den Herzog knapp.
Und nur der Schwanz ist ab.

- Geblieben, ach! im Kriege,
Mironton ton ton, mirontaine,
- Geblieben, ach! im Kriege
Mein Tröster in der Nacht.
Was hat man nach der Schlacht
Mit Churchills Schwanz gemacht?

- Sein Schwanz, ich sah begraben,
Mironton ton ton, mirontaine,
- Sein Schwanz, ich sah begraben,
Was an ihm sterblich war.
Die ganze Heeresschar
Bot den Salut ihm dar.

Er lag auf Englands Fahne,
Mironton ton ton, mirontaine,
Er lag auf Englands Fahne,
Ums Haupt den Lorbeerkranz.
Vier bleiche Leutenants,
Sie trugen Churchills Schwanz.

Und dumpf die Trommeln schlugen,
Mironton ton ton, mirontaine,
Und dumpf die Trommeln schlugen
Den Trauermarsch dazu.
So ging zur letzten Ruh
Das Glied vom Stamm Malbrough.

**Peter Hacks**

Männer, wenn sie lieben

Ich ging über Land,
Meinen Schatz an der Hand.
Das Körbchen am Arme,
Den Strohhut am Band.
Den Fußweg ich fand
Zu der Klippe am Strand.
Wir blickten aufs Meer, wie
Im Dunst es entschwand.
Und als er am Rand
Hinter mir stand,
Da sah ich ihn plötzlich
Bewegen die Hand.
- Ich hielt nur galant,
In Sorge entbrannt ...
- Du stießest!
- Er stieß!
- Hielt dich fest am Gewand.
- Ich fühlte dich ja schieben.
- Ich hatte solchen Schreck gekriegt.
- Männer, wenn sie lieben,
Sind so entzückend ungeschickt.

Ich starrte gebannt
Auf den gischtigen Sand
Fern unten am Fuße
Der felsigen Wand.
Ich strauchelte ...
Ich schwebte ...
Es fehlte wenig ...
So stürzte ich von großer Höh
Aus Großbritannien in die Silbersee.
- O Gott, wie riskant!
- Und was ich erst empfand!
- Noch bin, mich zu retten,
Ich selber imstand.

Ich ging über Land,
Meinen Schatz an der Hand.
Er hat die Seele,
Ich den Verstand.
Und tot wär ich verblieben,
Hätt ich mich nicht noch umgeblickt.
Männer, wenn sie lieben,
Sind so entzückend ungeschickt.

**Peter Hacks**

Märkische Wiesen

Sie sind die Art von Wiesen nicht, die locken
Wie Himmels-Aun, die Wiesen in der Mark.
Das Gras ist schütter und die Krume trocken,
Nicht jedes wächst hier, und was wächst, wächst karg.
Blassgelbe Blumen stehn an seltnen Stellen.
Der wiederkehrt, kennt sie als Immortellen.

Sie war ein Kind des Havellands, Adele,
Mit Weiheraugen und mit Heidehaar.
Ich schwör, sie hatte Sand in ihrer Seele,
Bis sie ein wenig ausgeschüttelt war.
Ich nahm sie auf mich, fast wie eine Bürde.
Ich wusste nicht, dass ich sie lieben würde.

Sie sind die Art von Wiesen nicht, die locken
Wie Himmels-Aun, die Wiesen in der Mark.
Doch mischt sich Abend in die Wollgrasflocken
Mit seiner Feuchte, strömt ihr Duft sehr stark.
Das von der Mark und von den Märkerinnen.
Man muss die Reize ihnen abgewinnen.

**Peter Hacks**

Marx

Auf der Heide von Hampstead schwirrn die Fliegen.
Sonntagvormittag. Ein kurzbeiniger Herr mit
Bauschigem Bart, am schwarzen Faden das Stielglas
Überm gestärkten Dickey, im Gras, geschäftig
Sich ein Ei aus dem Picknickkorb aufklopfend.
Neben ihm die üppige Frau, die Töchter
Und ein ältlicher Hausgeist namens Lene.
Wer vermochte zu ahnen, dass in solcher
Läppischen Vermummung er vor sich hatte
Das Genie der Genies: die ungemeinste
Aktuellwerdung der Möglichkeit homo:
Das vollkommenste Exemplar der Gattung,
Der gewesnen und seienden, erzeugt in
Breiter Bemühung ihrer Kräfte aller,
In Jahrhunderten wenig noch verstanden,
Für Jahrtausende nicht mehr wiederholbar?
Höchste Würde, zeitlos zu sein. Bedeckt vom
Messingschlamm seines löwenfüßigen Säkels,
Furcht er nur die Stirn, und abfällt die Kruste.

**Peter Hacks**
Mein Dörfchen

Mein Dörfchen, das heißt DDR,
Hier kennt jeder jeden.
Wenn Sie in Rostock flüstern,
Herr, Hört Leipzig, was Sie reden.
Das Mädchen, das zu lieben lohnt,
Kennt auch Ihr Freund genauer.
Es gibt nichts Neues unterm Mond,
Nicht dieserseits der Mauer.

1974

aus: Werke Band 1 - Die Gedichte. Eulenspiegel Verlag, Berlin 2003

*Kein deutschsprachiger Autor der Gegenwart hat so sehr mit der Pose eines absoluten Nonkonformismus kokettiert wie Peter Hacks (1928-2003), der sicherlich eleganteste Komödiendichter der DDR. Von Beginn seiner Theaterkarriere an übte er sich zielsicher in der Brüskierung des literarischen Konsensus.*

Als in der DDR schon die erste Massenflucht einsetzte, entschloss sich der damals in München lebende Hacks 1955 zur Übersiedlung in seinen sozialistischen Wunschstaat. Später verschrieb er sich demonstrativ der Klassik, um die allseits verkündeten Imperative der literarischen Moderne zu kontern. Das Ende der DDR kommentierte er mit frechen Sinnsprüchen: »Wer war der, der vom meisten Blute troff?/Wars Churchill, Hitler oder Gorbatschow?« Was Hacks in boshaften Knittelversen nach 1989 vortrug, war ein linksaristokratischer Fundamentalismus in Reinform. Sein Spott auf die trügerische ländliche Idylle des SED-Staats, das »Dörfchen DDR«, erschien bereits 1974.

**Peter Hacks**

Meine Katze Isabo

Meine Katze Isabo,
Gelb mit weißem Latze,
Raucht seit neustem wieder so,
Die verflixte Katze.
Ja, sie qualmt wie ein Mynheer
Tabak oder Seegras,
Nimmt an nichts Interesse mehr,
Wenigstens kein regres.

Traf ich eine Maus im Stroh,
Sucht den Mäusejäger,
Fand die Katze Isabo
Auf dem Bettvorleger.

Und ich sah das schlechte Vieh
Meine Pfeife rauchen.
Ach, zur Mäusejagd ist sie
Längst nicht mehr zu brauchen.

**Peter Hacks**

Melancholie

Glaub ich an dich, dann glaub ich, was ich soll:
Den guten Gang der öffentlichen Dinge,
Und uns irdscher Schar - vertrauensvoll
Glaub ich daran - noch Götterlust gelinge.

Solang ich nah dich und mir seiend weiß,
Von keinem Edlen zweifl ich, dass es werde.
Jetzt bist du fern. Der Sonne nicht des Mais
Glaub ich die Wärme mehr und Prunkgebärde.

Glück? Narrheit. Lenz? Und Lenz nicht für uns beide?
Am Schattenrande sitze ich des Flusses,
Umstellt von Dämmerungen, und erleide
Des Sehnens Krankheit und des Weltverdrusses.
Der Menschen müd, vom Firmament belästigt.
Melancholie hat sich in mir befestigt.

**Peter Hacks**

Menelaos’ Abschied

Der heut in See sticht, der König,
Ist nicht eben schlau.
Zwar wenn er abfährt, dann stöhn ich,
Aber nur zur Schau.
Wie schnell wird die Zeit eintönig
Einer Ehefrau.
Der heut in See sticht, der König,
Ist nicht eben schlau.

Fahr ab zur Insel Kreta.
Trau dem Barometer
Und die Gründe später.
Fürchte, Held, dich nicht.
Kühn aufs Meer hinaus.
Was das Herz dir bricht,
Wartet erst zu Haus.

**Peter Hacks**

Missmut

Missmut färbt meine Tage. Die Nebel gehen. Der März ist
Nämlich des Winters ein Mond. Ferne noch weilet und mehr
Südlich der Lenz. Und entlässt die kräfteverschlingende Arbeit
Mich in die Furten der Stadt, gleich aus den Eckkneipen rings
Schauen die Bummler und sprechen mitsammen und sagen, ich wäre
Gar nichts wert. Und vergrätzt ob der Besorgnis, ob je
Mir zu verlernen geling, mich über ihr gutes Gewissen
Zu verwundern, den Weg schleich ich, den schadhaften, heim.
Gramvoll also dehnt sich die Frist mir vom Morgen zum Abend.
Aber nächtens im Glück wetteifert keiner mit mir.

**Peter Hacks**

Moritat vom Vatermörder Christopher Mahon

Vor dir der schwarze Galgen von Killmainham,
Die Springflut unter dir und oben Sturm
Und hinten England oder ein Subjekt von jenem:
So zeigt sich die Natur dem Menschenwurm.
Drum soll sich keiner wider sie erheben
Und wider Zuchthaus, England, Sturm und Flut,
Und seis ein Mensch von höchst gerechtem Streben,
Und seis ein Mensch von kühnem Mut.

Ein Sohn von fast noch ungetanen Taten,
Mit seinem greisen Vater einst allein,
Ergriff, Christy Mahon, so hieß er, einen Spaten
Und schlug ihn ins verwandte Haupt hinein.
Des Vaters Leichnam und das weite Leben
Lagen vor ihm. Er griff nach seinem Hut.
Und war ein Mensch von höchst gerechtem Streben.
Und war ein Mensch von kühnem Mut.

Wehe den Mördern, die kein Bargeld haben.
Sie müssen doch der Strafe auch entgehn.
Christy Mahon schlief elf Tage im Straßengraben
Und irrte elf Nächte auf den Chausseen.
Und sah an den Kartoffeläckern kleben
Im Mondenschein den Tau wie Vaterblut.
Und war ein Mensch von höchst gerechtem Streben.
Und war ein Mensch von kühnem Mut.

Kurz war die Laufbahn nur von diesem Helden.‘
Beim ersten Vatermord schon sank sein Arm.
Und nur sein Bild auf Francis X. O’Rourkes Gemälden
Hält in dem Publikum den Vorfall warm.
Das blutige Mordgerät steht still daneben,
Denn ohne Herrn ist es für nichts mehr gut.
So starb ein Mensch von höchst gerechtem Streben.
So starb ein Mensch von kühnem Mut.

**Peter Hacks**

Morpheus

Seltsam, Morpheus, nicht Amor, patronisiert unsre Liebe.
Öfter jenen als den hast du erblicket. Er zeigt
Schwarzgeäugt sich, ein Jüngling, mit blaugeschatteten Lidern.
Blass herüber zu uns schimmert sein schönes Gesicht,
Wenn er am Stuckspiegel lehnt, die Fackel eben noch haltend,
Und den begehrenden Kopf nieder ins Kissen uns drückt.
Aber Gott ist Gott und einer so gut als der andre
Und die Lust, so zu ruhn, tief wie die Ruhe der Lust.
Siehe, die Decke entschwinden lässt das Lächeln der Gottheit.
Über uns Schlummernde nun wölbt sich die Kapsel **der** Nacht.
Bis zur fernen Mitte hinan in steigenden Streifen
Rings mit Körnern besetzt ist sie des bläulichen Mohns.

**Peter Hacks**

Mozart auf der Reise nach Paris

Lieber Mozart, ich bin froh,
Etwas für Sie tun zu können,
Die Duchesse will von Chabot
Ihnen einen Abend gönnen.
Sie ist klug und hat ein Ohr,
Spieln Sie ihr was Schönes vor.
    Die Chabot, sagte Grimm,
    Sie ist wirklich nicht so schlimm
    Wie die andern reichen Krähen,
    Die so gar nichts von Musik verstehen.

Ach, ich ginge gar nicht hin,
Wäre nicht der Scheiß der Schulden.
Wer ist diese Herzogin?
Der Fiaker nimmt vier Gulden.
Und man spielt sich dumm und tot
Für ein kaltes Abendbrot.
    Aber gut, lieber Grimm,
    Wenn dir einer gibt, dann nimm.
    Gut, gut, gut, wir werden sehen,
    Was Frau Durchlaucht von Musik verstehen.

Von perlmuttnen Brüsten her
Sprühte Diamantenfeuer.
Leider, der Kamin war leer,
Auch der Flügel war kein neuer.
Schrecklich knarrte das Pedal
In dem ungeheizten Saal.
    - Sähen Sie, lieber Grimm,
    Diese nackten Weiber im
    Kreise um den Whisttisch thronen,
    Spieln mal Sie die Fischer-Variationen!

Hams kein besseres Klavier?
No, dann spiel i eben hier.
Harns net zwoa, drei Buchenscheiter?
No, dann spiel i eben weiter.
Meine Finger san so klamm,
Krieg kaum a Oktavn zsamm.
    Glaubn das Sie, lieber Grimm,
    Dass i hier den Ruhm erklimm?
    Und der Dank für die Tortur?
    Eine goldne Taschenuhr.

Dieser Motzert oder so,
Der, den Sie mir neulich schickten,
Der gehört, sprach die Chabot,
Wieder zu den ganz Verrückten.

Er ist fabelhaft begabt,
Aber hat den Bock gehabt.
Kunst ist Kunst, lieber Grimm,
Doch die Künstler, die sind schlimm,
Die den Preis von einer Uhr nicht sehen
Und so gar nichts von dem Publikum verstehen.

Die Rede ist vom Abend des 1 .Mai 1778.

**Peter Hacks**

Nachricht vom Leben der Spazoren

Bei Asien gleich querfeldein,
Da leben die Spazoren.
Sie haben Rüssel wie ein Schwein
Und tellergroße Ohren.

Von Tokio bis nach Athen
Gibts keine mehr wie diese.
Man sieht sie bloß spazierengehn
Auf einer gelben Wiese.

Sie haben Rosen angebaut
Wohl auf dem gelben Rasen.
Sie schnobern am Lavendelkraut
Und pflückens mit den Nasen.

Nie gibt es eine Hungersnot,
Und kein Spazor kann kochen;
Sie brauchen gar kein Abendbrot,
Wenn sie sich satt gerochen.

Kommt dort einmal ein Regen vor,
Vielleicht auf einer Kirmes,
Dann heben sie das linke Ohr
Statt eines Regenschirmes.

Und kommt ein harter Winter mal,
Und friert das Eis und prickelt,
Dann gehn sie, statt in einen Schal,
Ins rechte Ohr gewickelt.

So brauchen sie zu darben nicht
Und brauchen nicht zu frieren
Und gehen ledig jeder Pflicht
Spazoren, nein spazieren.

Einst kam ein Doktor hochgelahrt
Zum Lande der Spazoren.
Sie wünschten ihm vergnügte Fahrt
Und winkten mit den Ohren.

**Peter Hacks**

Nachtfrost

Kaum August. Doch die Liebste, sie hofft des frühesten Nachtfrosts.
Hinten im täglichen Blatt sucht sie die Meldung davon,
Blickt auf das Wasser im Napfe, ob es denn gar nicht zu Eis fror,
Geht an den Dahlien vorbei, unfroh, sie leuchtend zu sehn.
Und sie schmält mit der Sonne und lobt den Nordsturm und rechnet
Jedem Baum zum Verdienst jedes entschwebende Laub.
Sag uns, Schöne, warum ersehnst du den klirrenden Umschlag,
Der dem Seienden Tod nur, oder Mühe, beschert?
- Ach, ihr wisst nicht, der böse Liebste, in Wäldern, so sagt er,
Hat er und Sümpfen zu tun. Aber wenn Kälte die Nacht
Unwirtlich tönt, in meine wärmenden Arme doch kehrt er
Aus den Wäldern mir heim, mir aus den Sümpfen zurück.

**Peter Hacks**

Nebel

Hinten ist alles weiß. Sonst steht das Hinten
Neben das Vorn gereiht. Erfahrung misst
Den Grad der Ferne nach dem Grad der Tinten,
Derart, dass, was nicht weiß ist, vorne ist.

Das grelle Gelb der Birken muss erbleichen,
Der Kiefern Stahlgrün mildert sich zu Grau.
Im Undurchströmten schweben flache Zeichen.
Man sieht mehr gern und weniger genau.

Da ich hinblickend saß - den Raum durchschrägend,
Gewahr ein Ufer ich, ein rauchend leises,
Das schön gebogt den Rand des Augenkreises
Vom Himmel trennt. Der Körper liegt der Gegend
Wie meiner Liebsten weißer Körper da,
Den ich auch immer nur durch Nebel sah.

**Peter Hacks**

Neue Liebe

Neue Liebe, mach es gnädig,
Nicht zu strenge nimm den Lauf.
Allen Kummers war ich ledig,
Lad ihn mir nicht wieder auf.

Zwar, des Gottes dunkle Gnaden
Haben, weiß ich, ihren Preis.
Herzenslust ist Herzensschaden.
Lieb ist Liebe. Und ich weiß:
Wie ein Ungewitter gnädig
Nimmt das Ding jetzt seinen Lauf,
Und des Lebens wär ich ledig,
Lüd es mir nicht Tode auf.

**Peter Hacks**

Nicht Weisheit mangelt mir und nicht Geduld

Nicht Weisheit mangelt mir und nicht Geduld.
Die teilnahmsvolle Brust ist meine Schuld.
Mit Trauer bloß seh ich die Hölle rührig,
Des Angriffs Niedertracht lähmt mein Gelenk.
Nicht, wie ich sollte, Zorn, Scham nur verspür ich,
Wenn ich ins Herz mich solcher Feinde denk.
Wo aber Weisheit scheitert und Geduld,
Dort wird die teilnahmsvolle Brust zur Schuld.

**Peter Hacks**

Nikolaus erzählt

Als ich auf den Kalender sah,
Rief ich: Ei, der verhexte!
Die Stiefel her! Die Zeit ist da!
Heut ist ja schon der sechste!
Mein Schlitten brachte mich zum Pol
Und mein Mercedes Benz
Entlang die lange Küste wohl
Westskandinaviens.
Und als ich hinterher zu Schiff
Nach Deutschland reisen wollte,
Ein Mensch nach meinem Sacke griff:
Habn Sie was zu verzollen?
Da riss mir die Geduld geschwind,
Ich zog die Stirne kraus:
Mich kennt, du Schafskopf, jedes Kind.
Ich bin der Nikolaus.

nach 1970

(Die Gedichte. Edition Nautilus, Hamburg 2000. )

*„Ich glaube, ein verantwortlicher Bürger des 20. Jahrhunderts sollte Kommunist sein und als solcher handeln": Mit solchen Postulaten hat sich der Dichter und Dramatiker Peter Hacks (1928-2003) in Ost und West unbeliebt gemacht. In der DDR rügte man in heftigen Kampagnen seine unorthodoxen Theaterstücke, in der Bundesrepublik verzieh man ihm nie, dass er sich 1978 über den DDR-Emigranten Wolf Biermann mokiert hatte. In puncto Formbewusstsein vermochte er bis zuletzt zu brillieren - auch in seinen Kindergedichten:*

Dass der heilige Nikolaus von Myra in der Moderne des 20. Jahrhunderts mit Bürokratie und Zollbehörden zu kämpfen hat - das hat sich der Volksheilige, der als segensreicher Wohltäter traditionell am 6. Dezember zum Schenken ausschwärmt, wohl nicht träumen lassen. Bei Peter Hacks hat er in diesem in den 1970er Jahren entstandenen Gedicht aber schon technisch aufgerüstet - dank der deutschen Autoindustrie.

**Peter Hacks**
O Mr. Perkins

O Mr. Perkins, wenn ich Sie schaue,
Hört vielleicht der Zufall auf zu gelten,
Ist vielleicht das Dunkel halb besiegt.
Meine Hoffnung sind Sie wie der blaue
Sommerhimmel vor dem All der Welten,
Das bekanntlich arg im Finstern liegt.

Kein augenblickliches,
Wenig erquickliches,
Keinesfalls schickliches
Herzensempfinden,
Sondern ein züchtiges,
Dauerhaft tüchtiges,
Mehr als nur flüchtiges
Hausstandbegründen.
Kein unanständiges,
Allzu lebendiges,
Nicht als inwendiges
Sehnen und Wählen,
Sondern ein haltendes,
Nimmer erkaltendes,
Stets sich entfaltendes
Treues Vermählen.

O Mr. Perkins, wenn ich auf Sie baue,
Ist vielleicht das Glück nicht mehr so selten,
Und das Angenehme überwiegt.
Meine Freude sind Sie wie der blaue
Sommerhimmel vor dem All der Welten,
Das bekanntlich arg im Finstern liegt.

**Peter Hacks**

O tiefe Neigung, ungenaue Kenntnis

O tiefe Neigung, ungenaue Kenntnis.
O was ist Zugang, was ist Missverständnis?
O leicht erschüttert, Liebe, schmale Brücke
Von Herz zu Herz, von Glück zu fremdem Glücke.

**Peter Hacks**

O tote Welt. Sehr schweigend siehst du zu

O tote Welt. Sehr schweigend siehst du zu,
Wie Frevel lodert, Heiliges verlischt.
In Recht und Unrecht lässt die Menschheit du
Gespalten sein und bleibst uneingemischt.
Muss ich als einzger denn das Böse hassen?
Im Kriege stets und stets alleingelassen?
So mächtig du, so allgewaltig groß,
O tote Welt. Und Helden waffenlos.

**Peter Hacks**

O trübe, trübe

Wenn Muschelstein wird Elfenbein,
Dann kehrt mein Lieb zurück zu mir.
Wenn Myrten grün im Winter blühn,
Dann kehrt mein Lieb zurück zu mir.
O trübe, trübe.
Doch süß ist Liebe
Im Anbeginn, solang sie neu.
Doch sie wird alt und bitter kalt
Und welket hin wie Binsenheu.

**Peter Hacks**

O Vorsicht der Frauen

Sie lacht, wenn ich komme,
Sie weint, wenn ich scheid,
Erwägt, was mir fromme,
Und hat es bereit.
Doch dass sie mich liebt,
Das sagt sie nicht,
Und wenn sie mir
Das Herz zerbricht.

Wenn ich Unsinn erzähle,
Hat sie Engelsgeduld,
Und wenn ich sie quäle,
Gibt sie sich die Schuld.
Doch dass sie mich liebt,
Das sagt sie nicht,
Und wenn sie mir
Das Herz zerbricht.

Über Berge, über Flüsse
Sie reist zu mir her,
Dass nicht ihre Küsse
Zu lang ich entbehr.
Doch dass sie mich liebt,
Das sagt sie nicht,
Und wenn sie mir
Das Herz zerbricht.

O Vorsicht der Frauen,
Du Grund aller Pein.
Doch, weiß ich, Vertrauen
Wird stärker einst sein.
Und dass sie mich liebt,
Verbirgt sie nicht,
Und wenn sie mir
Das Herz zerbricht.

**Peter Hacks**

Ob Sonnen sterben, Monde sich verspäten

Ob Sonnen sterben, Monde sich verspäten,
In meiner Liebe kann dir nichts geschehn.
All die Bewohner anderer Kometen,
Lass sie doch kämpfen, auf- und untergehn.
Beim Tun der Menschen bist du nicht erbeten,
Mit dir allein, bist du zu sehr allein.
Ob Sonnen sterben, Monde sich verspäten,
In meiner Liebe darfst du glücklich sein.

**Peter Hacks**

Ode auf Berlin

O wie gern bin ich alleine
Mitten in der großen Stadt,
Wo man seinen Lärm und seine
Wunderschöne Ruhe hat.

Und ich denke meine Sachen,
Muss mich keinem anvertraun.
Was ich kann, das darf ich machen.
Niemand lugt mir übern Zaun.

Mich berührt der Völker Jammer.
Bruders Jammer lässt mich kühl.
Mitmensch bin ich in der Kammer,
Eremite im Gewühl.

Dass am Glück es nicht gebreche,
Hat Berlin mir dich gesandt,
Dich, du meiner letzten Schwäche
Heißgeliebter Gegenstand.

Und in deine weißen Mulden
Schmieg ich heiter mein Gesicht.
Leute, die der Welt nichts schulden,
Deren Seele nimmt sie nicht.

O wie gern bin ich alleine,
O wie gerne auch bei dir.
Andre Nachbarn brauch ich keine.
Neuzeit, so gefällst du mir.

**Peter Hacks**

Ohne Groll

Heute Nacht aus langem Rausche
Bin ich endlich aufgetaucht.
Mein Entschluss ist aufgebraucht
Und mein Leiden. Und ich lausche,
Während ich Genesung spüre,
Dem Geplätscher deiner Schwüre.

Und ich hoffe, dass sie lügen.
Falls du liebtest, wärst du schlecht.
Nur der nicht liebt, darf mit Recht
Falschheit so an Falschheit fügen.
Schöner Vogel schwanzlos,
Jetzt bist du mich ganz los.

Völlig locker bei der Sache,
Treib ich zwischen deinen Knien
Letzte Quelquechoserien,
Und ich wünsch dir, frei von Rache,
Einen neuen Lieb- und aber
Niemals einen Unliebhaber.

**Peter Hacks**

Ohnmacht der Sprache

Wie sollte ich, dich zu benennen, wagen?
Wie mich mit Ausdrucks armem Vorrat quälen?
Ich kann dir nur mit schönen Worten sagen,
Dass mir für dich die rechten Worte fehlen.

Mein bisschen Witz ist ganz und gar entschuldigt.
Am Beispiellosen scheitert das Erprobte.
Verzeih dem Dichter, der mit Schweigen huldigt.
Er wäre minder glaubhaft, wenn er lobte.

Des Weltalls erste Stimmen enden kläglich
Vor deiner Lieblichkeit. Der Donner spricht
Zu zaghaft, und der blütenreichste nicht
Der Winde säuselt dich. Du bist nicht säglich.
Der Sonnen Lärm, das Stammeln der Galaxen
Sind deiner Schönheit Anspruch nicht gewachsen.

**Peter Hacks**

Oktober-Song

Da habn die Proleten Schluss gesagt
Und die Bauern: es ist soweit.
Und habn den Kerenski davongejagt
Und die Vergangenheit.
    Und das war im Oktober,
    Als das so war,
    In Petrograd in Russland
    Im siebzehner Jahr.

Da hat der Soldat das Gewehr umgewandt,
Da wurd er wieder Prolet.
Worauf sehr schnell vom Krieg abstand
Die Generalität.
    Und das war im Oktober,
    Als das so war,
    In Petrograd in Russland
    Im siebzehner Jahr.

Da hatte der Muschik den Bauch nicht voll,
Und da las er dann ein Dekret,
Dass der das Korn jetzt fressen soll,
Der auch das Korn abmäht.
    Und das war im Oktober,
    Als das so war,
    In Petrograd in Russland
    Im siebzehner Jahr.

Die Herrn habn durchs Monokel geguckt
Und haben die Welt regiert.
Und eh ein Matrose in die Newa spuckt,
Warn sie expropriiert.
    Und das war im Oktober,
    Als das so war,
    In Petrograd in Russland
    Im siebzehner Jahr.

Und der dies Lied euch singen tat,
Lebt in einer neuen Welt.
Der Kumpel, der Muschik, der rote Soldat
Habn die euch hingestellt.
    Und das war im Oktober,
    Als das so war,
    In Petrograd in Russland
    Im siebzehner Jahr.

**Peter Hacks**

Orientalischer Tanz

Großer Scheich,
Du bist zu reich
An Frauen weich und engelgleich.
Nichts fehlt an Rarem
Und Wunderbarem
In deinem Harem.
Teilnahmslos
Langst du bloß
Nach den Popos in deinem Schoß.
Dir sind die Schönen
Zum Abgewöhnen.
Bis die Tambourins ertönen.

Wenn tausend Arme dich umfangen,
Dann ist dir alles schon vergangen.
Doch öffnet Fatima ihr Mieder,
Dann kommt dir alles, alles wieder.
Ah ja, der Nabel deiner Fatima,
Das ist die Sonne deiner Freuden.
Ah ja, ah ja!

**Peter Hacks**

Paris

Meinen Apfel begehren, wie den des Trojaners, drei Damen.
Und da stört mich nun sehr, dass sie nicht Göttinnen sind.
Venus ist blond und schön und kundig in Dingen der Liebe,
Aber starr und verbohrt, ferner: sie trinkt mir zu viel.
Juno ist sanft und füllig, zierlichen Wuchses auch, leider
Auf die Würde des Weibs hält, wie sie sollte, sie kaum.
Endlich Minerva. Wahr ist, kriegerisch geht sie und stattlich,
Nur sie ist blöde im Geist. Pallas, ein Schaf! Wie vergnügt
Noch in ihren Sorgen die Alten. Paris, er hätt sie
Gern alle dreie gehabt. Ich hätt gern alle drei nicht.

**Peter Hacks**

Park im Frühling

Nicht bläst der Wind den ungemeinen Ärger
Aus meinem Schädel fort. Die Barometer
Und das Niveau des Denkens fallen seit Jahrzehnten.
Die Pappelblätter sind, schon wenn sie jung sind, gelb.
Erdfarbne Vögel rennen auf den Steinen.
Ein Rehpinscher vertritt das Edle noch.

Wann werd ich es so satt sein,
Dass ich es satt bin aufzuschreiben, wie
Satt ich es bin?

**Peter Hacks**

Philomele

Zu des Himmels Feuersaume,
Zu des Dunstes blauem Runde,
Zu der Sterne Kuppelraume
Send ich meiner Liebe Kunde.
Wag es, Herz, durchbrich die Hülle,
Die dich noch befangen hält.
Eines Busens Überfülle
Füllet eine ganze Welt.

Von des Hains erwärmter Kühle
Zum Gewölk, dem schluchtenreichen,
Alles fühlet, wie ich fühle,
Alles will dem Glücke gleichen.
Wag es, Herz, dann tönt die Stille,
Singt der Felsen auf dem Feld.
Eines Busens Überfülle
Füllet eine ganze Welt.

**Peter Hacks**

Plagejahre

Lenins brausender Oktober
Half der Menschheit auf den Sprung,
Freilich wieder nur in grober
Paradieses Näherung.
Plagejahre, Übergang -
Manches dauert gar zu lang.

Roboter mit sanftem Nicken
Machen alle Handarbeit.
Pille lehrt die Frauen ficken.
Wo nur bleibt die goldne Zeit?
Plagejahre, Übergang -
Manches dauert gar zu lang.

Dämel druckt, ich bin verboten.
Was zum Kuckuck zügelt ihr,
Kampfgenossen, meinen Roten,
Pegasus, mein Flügeltier?
Einem Menschen mit Humor
Kommt das Leben komisch vor.

Eine Sonne ohne Farben
Schleppt sich hinter Wolken hin.
Du auch, Liebste, lässt mich darben,
Bist woanders, als ich bin.
Plagejahre, Übergang -
Manches dauert gar zu lang.

**Peter Hacks**

Plappern

Wenn sie kommt, läuft die Zunge und muss mir alles erzählen,
Und der leiseste Stoß bringt sie zum Plappern. Denn auf
Noch in leere Bewegung löst sich die Spannung des Tages,
Bis sie stiller mir wird und ich den Honig der Lust
Mählich senken kann in die zierlichen Glieder. Nun liegt sie
Schweigend, mit Süße beschwert. Wenn ich dann gehe, allein
Läuft noch ihr rundlicher Hintern und muss mir alles erzählen.
Und zum Plappern bewegt leisester Anstoß ihn noch.

**Peter Hacks**

Pole Mole

Pole Mole ist gestorben.
Pole Mole ist nicht mehr.
Mit der Schaufel untern Stein
Grabet Pole Mole ein.
Pole Mole, der war reich.
Sein Sarg ist eine hohle Eich.
Sein Grabstein ist ein Zaunpflock,
Ein Waschtopf die Totenglock,
Sein Hemd ein Wischtuch,
Ein Heft das Predigtbuch.
Sechs Maulwürfe, und keiner weint,
Sind seine schwarze Trauergemeind.
Pole Mole, der war brav,
Wenn nicht im Wachen, dann im Schlaf.
Pole Mole, der war schön,
Es musst nur die Sonne untergehn.
Sah Pole Mole zum Fenster runter,
Ging vor Schreck die Sonne unter.
Pole Mole, der war groß,
Eine Hand und ein Finger hoch.
Er zog einmal mit sechs Maulwürfen,
Um nach Engerling zu schürfen
Auf einer grünen Wiese.
Da riefen sie: ein Riese!
Und bissen ihm den Kopf ab,
Wie ich jüngst gehört hab,
Und kauften ihm einen schönen Kranz
Aus Seidelbast und Fuchsenschwanz.
Aber soviel und genug.
Pole Mole ist kaputt.

**Peter Hacks**

Priapos

Du, der von dem, was am Mann geschätzt wird, mehr
Als alle hast und eher dennoch verlacht
Lebst als umworben, trauriger Gärtner, was
Ist, das dir abgeht? Am Rand des Schnitterfests
In Schlaf gesunken liegt die Göttin, und du,
Mit einem Angebot, turmhoch über dem
Sogar des Traums noch, nimmst sie zwischen die Knie.
Da schreit ein Esel, sie fährt empor, erblickt
Dein Gartenmesser, und nicht williger spreizt
Sie nun die fetten Schenkel, im Gegenteil
Schreit schlimmer als der Esel, und ihr und sein,
Der Göttin und des Esels Doppelgeschrei
Treibt dich vom Platze. Leider zum Erbteil nicht
Empfingst der Mutter fesselnden Gürtel du
Und nicht des Vaters überredenden Trank.
Im Blickfeld, Starker, steht deine Stärke dir.
Merke: Frauen sind wie die Welt. Ihre Lust
Auf Lust ist klein. Ihr nötigstes Glück, man muss
Es ihnen erst in die Seele schwatzen. Sonst
Nur immer sagen sie: Lass, es tut mir weh.

**Peter Hacks**

Produktionsverhältnis

Das Ross geht auf dem Acker, stumm.
Der Bauer hinter seiner Kruppe.
Er flucht und schilt und tobt. Warum?
Er will das Feld gepflügt. Dem Rosse ist es schnuppe.

**Peter Hacks**

Prokne

Ehret, rat ich, die Frau, doch entzieht ihr die Fernsprecherlaubnis.
Wie von jeder, von der macht sie, des Redens, Gebrauch.
Und die Geduld misskennend des allzu willfährigen Trichters,
Schwatzt sie, durch niemandes Weh, niemandes Blässe belehrt.
Noch ein Rat: An die Münzzellen legt die vorhandne Schablone,
Malt ein „Für Herren“ mir drauf. Aber solange dem Amt
Einsicht mangelt auch hierin, rettet die Weisheit der Alten.
Und der Liebsten ins Ohr raun ich: Cupido, er traf
Einst ein Mädchen, Prokne, das nur auf dem Telephondraht
Lieben konnte. Im Zorn schuf sie zur Schwalbe der Gott.

**Peter Hacks**

Prolog der Münchner Kammerspiele zur Spielzeiteröffnung 1973/74

Mit tiefem Misstraun treffen wir uns denn,
Wir, die Erfreuer, und Sie, die Erfreuten.
Die Bretter, die die Welt bedeuteten,
Nun heißt es, dass sie gar nichts mehr bedeuten.
Wir fangen an. Und just im Publikum
Spricht sich der Untergang der Kunst herum.

Ach, Jugend, wenn du kannst, verzeih dem Alter:
Es geht bei dir so ungern in die Lehre.
Ein Untergang? Wir sahen deren mehre.
Wir schwärmen kaum für öde Kassenschalter.
Wolln auch nicht vorlaut sein, wenn wir erwähnen:
Schon Goethe musste bei den Schlegels gähnen.

Kurzum, wir halten zu den alten Moden,
Das Wahre und das Schöne vorzuführen.
In unserem, mag sein, verstaubten Boden
Hängt eine Weltgeschichte an den Schnüren.
Die tut uns not: zum Leben wie zum Dichten.
Nur wer Geschichte hat, hat noch Geschichten.

Und wenn demnach den großen Mehrwerträubern
Mit bösem Stift wir die Bilanzen schreiben,
Sind wir doch willens, gleich der braven Neubern,
Auch die Hanswurste aus dem Haus zu treiben,
Als welche mit absonderlichen Sprüngen
Dem Shakespeare helfen und den Marx verjüngen.

Sind wir denn ganz vortrefflich? Weit entfernt.
Wenn was an uns Verdienst ist, ists die Müh.
Ein Trupp, der spät, doch, sorg ich, noch zu früh,
Das ihm Gemäße überdenken lernt.
Am Ende zwar bekäme es den meisten,
Wenn sie mehr nachdächten und weniger reisten.

Wir wünschen, falls dies irgend ginge, auch
Die deutsche Sprache wieder anzuwenden,
Die so vollendet war, die zu vollenden
Ein höchstes Ziel schien, bis sie außer Brauch
Geriet und tausend Tode sterben musste,
Weil sie in „Bild“ stehn oder werben musste.

Bestimmt und ahnungsvoll, grob und geschmeidig
Wie sie zu ernstem Sinn und hübscher Art
Mit aufgeklärtem Fleiß erzogen ward -
Wenn sie verkümmerte, das wär doch leidig.
Zumal sie uns mit edlem Undank dankt,
Indem sie uns das Schwerste abverlangt.

Die Baukunst, ach, liegt minder nicht im Kargen.
Wo Häuser standen, stehen Mietbehälter.
Sie bergen nicht mehr, wie die Häuser bargen,
Und werden schnell und ohne Würde älter.
Wir hoffen, an so kahlbebauten Plätzen
Durch Sprache das Behaustsein zu ersetzen.

Von dem, was ist, was nicht ist und zu sein
Vielleicht verdiente, liefern wir die Bilder.
Wir greifen schon einmal zum Pflasterstein.
Im Regelfall sind unsre Mittel milder.
Die Zeit, so dünkt uns, hochverehrte Gäste,
Ist Zeit für Arbeit, nicht für Manifeste.

Mit tiefem Misstraun also. Man wird sehn.
Noch sind Sie unten, und noch sind wir oben.
Doch gilt dies nur, solange Sie uns loben,
Und gilt Ihr Lob nur, wenn Sie uns verstehn.
Vom Vorrat auszuteilen der Gesittung
Ist unsre Schuld. Ihr Beifall unsre Quittung.

**Peter Hacks**

Prolog zur Wiedereröffnung des Deutschen Theaters

I

Die auf den Märkten, unsre Vorgänger,
Die schlugen, hörn wir, ihre rohen Bohlen
Über acht Fässer, und der Glanz der Mimen,
Der Wurf des Dichters und die Einbildung
Des leicht erhitzten Publikums, sie schufen
Auf dem Gerüste sich den Schein der Fülle.
Wir Neuen hörns, bewunderns und verleugnens;
Denn nicht die Armut macht die Künste menschlich.
Wir brauchen mehr, um unsre Kunst zu zeigen:
Die Werke all der Optik, der Mechanik.
Und nicht, weil unsre Kunst schwach sei. Nein, so
Mächtig beschwingt ist unsre Phantasie,
Dass sie den ungefügen Apparat
Mit in die freien Lüfte ihres Spiels hebt.
Und Technik wandelt sich in Reichtum, wenn
Sie reicher Geist an Reichtum übertrifft.
So haben wir Ihrer Geduld vertraut
Und unser Haus drei Jahr lang umgebaut.

II

Wir bitten Sie nun nicht zu uns herein,
Um zu erleben, was Sie draußen auch
Erleben können. Was Sie bei uns sehn,
Sehn Sie nicht in der Tramway, und Sie lesens
Nicht im Journal. Nämlich wir haben hier
Die allbekannte Wirklichkeit verändert
Durch Beimischung von Schönem, Wunderbarem
Und Unwirklichem, dergestalt, dass sie
Erhöhten Wert und Wichtigkeit gewinnt
Und mächtig wieder die Empfindung anzieht.
Das Bild der Welt, durch Abstumpfung entleert,
Erscheint bei uns aufs neu begehrenswert.

III

Die Gabe aber, machtvoll nachzuahmen,
Haben wir beschlossen, zu vergeuden nicht
Auf Kleinigkeiten. Nicht dem kurzen Irrtum,
Der wohlfeiln Mode, öffnen wir die Tore.
Wir wolln aufs Ganze und aufs Innerste.
Von Kontinent zu Kontinent hin wechselt
Der Szene Schritt. Gebirg und Ozean
Schrecken uns nicht. Den Finger hebend, lassen
Des Erdballs erste Reiche wir versinken
Und Throne stürzen; letztres gar nicht ungern.
Denn lang und breit ist die Geschichte. Tief
Sind ihre Faltungen, und groß sind ihre
Umstülpungen. Und hochbedeutend groß

Sei unser Held auch: groß genug, zu fassen
In der geräumgen Brust die Sonnen und
Gewitter unsres östlichen Jahrhunderts.
Die weite Form, der fühlend tiefe Held,
Sie stehen nie für weniger als die Welt.

IV
Der Mond, der schimmernd weiß und grün, wie's der
Beleuchter will, in unserm Himmel hängt,
Ist schöner als der draußen. Künstler haben,
Nicht plumpen Zufalls Kräfte, ihn entworfen
Und machen ihn leicht auf- und untergehn
Nach ihrer höchst willkürlichen Physik.
So kann man sagen, vor den Raumfahrern
Haben wir den Mond erobert. Unser Kosmos
Ist ganz von Menschen, ist ganz menschenmäßig
Und drum so ähnlich jener Welt von morgen,
Die unterm Augenkreis der Zeit noch einhält,
Aber mit deren aufgefangnen Strahlen
Die Künstler alle ihre Werke malen.

V
Die Welt von morgen: grad in diesen unsern
Beglückten Tagen, scheints, steigt sie empor,
Und überm dunstigen Rand des Blutmeers wähnen
Die schönen Gipfel ihrer Palmen wir
Schon zu erspähn: o Welt endlich des Friedens.
Frieden ist mehr als bloß, dass da kein Krieg ist;
Frieden, das meint, dass alle Mühn der nicht
In sich noch unter sich geteilten Völker
Gerichtet sind aufs Gute nur und Würdige;
Im Frieden erst tritt, seiner Fesseln ledig,
Der mehr als vielgewaltge Riese Menschheit
Den Dienst bei seinem Herrn, dem Menschen, an.
Indem wir solche Welt mit unsrer schwachen
Kraft andeuten, helfen wir sie vollbringen,
Und unsrer Bilder Wirkung ruft sie näher.
So weit demnach, als unsre Sprache reicht,
Reicht unser Soll. Und des gehälfteten Lands
Entferntem Teil den Frieden anzusagen,
Mahnt das Wort deutsch, das wir im Namen tragen.

VI
Mensch sein ist viel. Mensch sein ist Ursach sein.
Der Mensch, als einziges von den Wesen, schafft
Sich selbst die Welt und nicht die Welt sich ihn.
Und was ins Sein zu setzen, was vorher
Abwesend war, Gedanken oder Sachen,
Gelingt ihm als sein Äußerstes und Höchstes.
Die großen Urheber nun des Theaters,
Aischylos, Shakespeare, Goethe, grüßen heut

In unserm Haus als neue, liebste Gäste
Die andern Urheber, die Arbeiter,
Welche die Welt, die tot und lebende,
Nach ihrem innern Muster produzieren,
So wie die Welt der Träume wir nach unserm.
Sie lieben Tatsachen, und sie verbessern
Das, was sie lieben. Von den Elementen
Das fünfte ist ihr Element: das Neue.
Und duldend nichts, verbreiten sie um sich
Änderns Gewohnheit und Hervorbringens.
Wen wundert, dass der Dichter - seit jeher
Gefunden an der Seit der Ungeduldgen -
Sich fest an ihrer starken Seite findet?
Der Werkzeug fertigt und der Stücke schreibt,
Sie beide sorgen, dass, was ist, nicht bleibt.

VII
So sehn das Reich der Kunst wir und des Stoffs
Innig verknüpft in einem Streit der Liebe.
Aus Phantasie wird Wirklichkeit. Aus neuer
Wirklichkeit blühen kühnre Phantasien.
Und wenn die Kunst, um Kunst zu sein, die Erde
Verlassen muss, zur Erde kehrt sie wieder,
Und unser Tun, Freunde, eint sich dem Ihren.
Das Leben machen wir zur Kunst und schließens
Ins heitre Reich des Schaffens und Genießens.

**Peter Hacks**

Regen

Der Himmel ist voll Dampf,
Der zieht sich arg zusammen.
Der Grund, auf dem ich stampf,
Muss allzubald verschlammen.
Die Laune, die ich heg,
Muss sich im Nu verlieren.
Es regnet auf mein Weg,
Da ist nicht gut marschieren.

Von meinem Haus das Dach
Träuft an der falschen Stelle.
Das Dach, das ist zu flach.
Es fehlt ihm am Gefälle.
Das Wasser strömt, als wollts
Die Erde überrennen.
Es regnet auf mein Holz.
Womit soll ich nun brennen?

Ein graulich trüber Schwall.
Es regnet auf mein Hoffen.
Mein Hund kotzt in den Stall.
Mein Esel ist ersoffen.
Mein Essen bringt mich um.
Mein Wein mag mich nicht freuen.
Mein Buch ist mir zu dumm.
Mein Lieben tut mich reuen.

**Peter Hacks**

Rentners Abendlied

Glücklicher Wandrer, dein Berg ist erstiegen.
Wende den Blick nun ins schimmernde Tal.
Sieh deine Wege hinter dir liegen,
Muster der Mühn im vergoldenden Strahl.
Siehe dein Haus, das für lange erbaute,
Sieh deinen Acker, in Ehren gepflügt.
Stiller das Leben, das vordem so laute,
Seit dir von ferne sein Anblick genügt.

**Peter Hacks**

Richtigstellung

Um die Dinge einmal wieder
Ins gehörige Verhältnis zu setzen: ich bin
Ein Eichbaum, ich singe mit tausend Vögeln.
Über mir geht die purpurne Sonne auf, das
Ist deine Liebe. Vorn, links unten,
Sehen Sie einen kleinen, grünen Gallapfel,
Das ist die Welt.

**Peter Hacks**

Rote Traube von Korinth

Die Sonne hat dich süß gemacht,
Die Sonne und der Wind.
Ich will dich pflücken heute nacht,
Rote Traube von Korinth.

Und wein mir nicht, wenn ich dich pflück.
Es ist die Zeit, mein Kind.
Und wenn du weinst, dann wein vor Glück,
Rote Traube von Korinth.

**Peter Hacks**

Ruf der Nachtigall

Aus stiller Gärten rankendem Efeulaub,
Umgrüntem Weiher, porigem Felsgestein,
Herbei, was Krallen trägt und Federn.
Itutu itutu itu itu.

Ihr Sänger all des atmenden Ährenfelds,
Des würdgen Hains, des regeren Fliederbuschs.
Versammelt, Kundge, euch des Wohllauts.
Itutu, itutu itu itu.

Hornlippige, den flaumigen Busen euch
Beknabbernde, ich rufe, wer irgend rührt
Vom langgehalsten Stamm der Vögel.
Itutu itutu itu itu.

**Peter Hacks**

Sängers Höflichkeit

Frauenzimmer, dies versteht
Ihr sogleich, dass bis zum Schluss
Als ein Ritter und Poet
Ich euch stets verehren muss.
Frauenzimmer, seid gescheit:
Treibt die Sache nicht zu weit.

Alles Recht: ist zugestanden.
Alle Fehler: sind verziehn.
Macht sich Mann und Weib zu Schanden,
Lob ich sie und tadle ihn.
Doch ich bitt euch: seid gescheit,
Treibt die Sache nicht zu weit.

Eure Eitelkeit zu nähren,
Eure Faulheit anzusehn,
Gott und Welt euch zu erklären,
(Und ihr werdets nicht verstehn),
Bin ich willens und bereit,
Außer, ihr treibts allzu weit.

Eure Launen, eure Tücken,
Eure Selbstsucht, eure Gier
Sind mein süßestes Entzücken.
Ach, ich lieb euch ja, weil ihr,
Frauenzimmer, anders seid.
Treibts. Doch treibt es nicht zu weit.

Wenn ich euch bis heute traue,
Immer wieder es versuche,
Jede dumpf und ungenaue
Regung euch zu Gunsten buche ...
Zittert vor dem Augenblicke,
Wo ich euch zurück in eure Küche schicke.

**Peter Hacks**

Sarg, Leichentuch und Grab

Und alle meine Lieb
Nahm er mit sich hinab,
Und alles, was mir blieb:
Sarg, Leichentuch und Grab.
Ein Sarg aus Tannenholz,
Ein Leichentuch aus Heu,
Und auf mein Grab setzt eine schneeweiße Lilie,
Die spricht, meine Seele war treu.

**Peter Hacks**

Saturno

Vom Lande der Hellenen kam mein Schiff geschwommen.
Mit Freude dank ich denen, die mich aufgenommen.
Man frug in allen Breiten: was sind deine Gaben?
Ich sprach: die goldnen Zeiten, will sie keiner haben?
Coriandoli und Nüsse, Kerzenschein und Lieder.
Empfanget meine Küsse, gebt sie auch mal wieder.
Empfanget meine Liebe, bin da selbst empfänglich.
Was immer von uns bliebe, Liebe ist nicht unvergänglich.

Ich bin die Saat im Winter, die im Dunkel wohnet.
Ihr kommt wohl noch dahinter, dass Erwartung lohnet.
Und lieg ich tief verborgen, bleib ich nicht verschwunden.
Der hoffen kann auf morgen, hat mich schon gefunden.
Coriandoli und Nüsse, Fackelschein und Lieder.
Empfanget meine Küsse, gebt sie auch mal wieder.
Empfanget meine Liebe, bin da selbst empfänglich.
Was immer von uns bliebe, Liebe ist nicht unvergänglich.

**Peter Hacks**

Schlimme Liebe

Wie fand ich sie so rein und klar.
Sie sagte, sie sei schlecht.
Ach, sie war so schlecht, wie sie sprach, dass sie war,
Und ich ward ihrer Bosheit Knecht.
Ich begehrte ihr rein und klares Gesicht,
Wie einer den Himmel begehrt.
Ich liebte sie, und sie liebte mich nicht,
Und sie war meiner Liebe nicht wert.

Wie gab ich ihr mit biederm Sinn,
Was immer ich besaß.
Ach, ich gab ihr mein Herz, das sie irgendwohin
Fortlegte und vergaß.
Sie sagte: wer nie zu lieben verspricht,
Wird nie von Tadel beschwert.
Du liebst mich, schöner Freund, ich liebe dich nicht,
Und ich bin deiner Liebe nicht wert.

Als ich mein Herz zu lösen ging
Aus seiner großen Pein,
Geschah, dass es an, sich zu sträuben, fing,
Wollt nicht erlöset sein.
Und jeder Tag, wohl bis es mir bricht,
Hat nur sein Leiden vermehrt.
Ich liebe sie, und sie liebt mich nicht,
Und sie ist meiner Liebe nicht wert.

**Peter Hacks**

Schlossmuseum zu Weimar

Wahrlich, ein muntres Mädchen ist sie, ein übermuntres.
Sei sie in vielem ein Kind, aber von Traurigkeit keins.
Kaum den beschwerlichen Weg zurück vom Schlossberg herunter
Zum Elephanten gelegt, füllt schon das Bette der Witz
Ihres belustigten Hinterns, ihr Schoß, bewachsen mit Wollgras,
Regt sich und hüpft. Und mehr Spaßhaftes sinnet sie und
Küsst und nagt und knabbert und schafft sich drollig Erlösung,
Trillerartig und flink, ganz wie ein Igel sich kratzt.
Aber wenn sie müd wird, wird sie durchsichtig. Gleich den
Beeren des Jan de Heem schimmert von innen sie dann.

**Peter Hacks**

Schlusschor

Liebe und Roheit, zwei Schiffe, sie fahren
Über den Ozean der Zeit.
Die Roheit kommt abhanden mit den Jahren.
Die Liebe bleibt in Ewigkeit.

**Peter Hacks**

Schneeflöckchen leise

Schneeflöckchen leise
Auf der langen Reise,
Bist in unserm Walde
Angekommen nun.
Winter hat die weihnachtlichen
Berge silbern angestrichen,
Und die stille Halde
Lädt dich ein zum Ruhn.

Bäumelein im Winde
Froren an der Rinde,
Bärlein ohne Speise
Hat so lang gewacht.
Nun von Federn fein kristallen
Liegt dein Deckbett über allen,
Schneeflöckchen leise,
Bringst uns gute Nacht.

**Peter Hacks**

Schneezeit

Was soll Materie, wo Menschen hausen?
Das Wasser fror zu Schmutz. Der Winter war,
Schon als ich jung war, mir ein rechtes Grausen.
Die Hochbahn klappert laut und sonderbar.

Die Fußabtreter miefen auf den Treppen,
Unten ums Eck weiß ich ein Biercafé.
Ein Kind lässt sich auf einem Schlitten schleppen.
Ein Moppel riecht erfreut am feuchten Schnee.

Ein Wirt hat mir ein kaltes Bier gezapft.
Vor einem Himmel, hell mit Rauch verhangen,
Stehn wie aus schwarzem Glas, weiß überfangen,
Die kahlen Bäume. Trotzig blickend stapft
Der Proletarier mit vergrabnen Händen.
Die Gas-AG schreibt fette Dividenden.

(Werke. Band 1 - Die Gedichte. Eulenspiegel Verlag, Berlin 2003)

*Über den Dichter und Dramatiker Peter Hacks (1928-2003), den letzten Repräsentanten einer kommunistischen Ästhetik in Deutschland, hat sein Konkurrent und „Hauptfeind“ Heiner Müller (1929-1995) einmal gesagt: „Ihm war zeit seines Lebens kalt.“ Ein Befund, der durch die trostlose Winterszene dieses Gedichts verifiziert wird. Schmutz und Lärm, Matsch und Mief bilden hier eine Wintertags-Kulisse, der nur noch mit Trotz oder mit Gelassenheit zu entkommen ist. Aber selbst in der „Schneezeit“, die für Hacks nach dem Untergang der DDR angebrochen war, fand Hacks Grund genug für grimmige Ironie.*

Bleicher und unattraktiver kann ein neu vereinigtes Land kaum sein als in diesem nach 1990 entstandenen Gedicht. Selbst die „Materie“ tritt den Menschen feindselig gegenüber. Der anachronistisch gewordene Held des Sozialismus, der „Proletarier mit vergrabnen Händen“, wendet sich ab. Die letzte Zeile liefert dann wie zum Hohn eine antikapitalistische Pointe: „Die Gas-AG schreibt fette Dividenden.“ Selbst die Stillung der Grundbedürfnisse unterliegt also dem kapitalistischen Verwertungszwang.

**Peter Hacks**

Schneller, schneller

Schneller, schneller, deine Schuhe,
Wirf sie auf den Teppich hin,
Weil ich gar nicht in der Ruhe,
Aber in Begierde bin.
Fort das Kleid, ich kanns nicht brauchen.
In dein nacktes Fleisch zu tauchen,
Steht mir einzig nur der Sinn.

Jenes Hemd, das mir zu Ehren
Strahlt wie Schwanenfedern rein,
Dünkt mich völlig zu entbehren.
Auch der Schlüpfer muss nicht sein.
Lass jetzt das Zusammenfalten,
Gib mir deinen Leib zu halten.
Komm und ende meine Pein.

Deinen Hintern in den Händen,
Denn zwei Handvoll ungefähr
Misst er, mag ich mich nicht wenden
Von dir schönem Standbild mehr.
Ah, dein Schoß reibt meine Beine,
Deine Brust trifft unter meine
Und dein Haar ans Kinn mir her.

Hab, zur Tat mich abzureißen,
Die Gelegenheit verpasst.
Sollte dich aufs Bett hinschmeißen,
Auf dich laden meine Last,
Um mit angenehmem Wüten
Dir die Wohltat zu vergüten,
Dass du mich erhöret hast.

Aber nein, ich bin stattdessen
Zu nichts besserm aufgelegt,
Als dein Herz an mich zu pressen
Und, im Innersten bewegt,
Bei nur seltnen Atemzügen
Mich mit Horchen zu begnügen,
Wie es mit dem meinen schlägt.

Erster Nu nach der Enthüllung,
Lust, von keiner Lust erreicht,
Wo Versprechen und Erfüllung
Sich im Stand der Schalen gleicht,
Wo kein Glück noch unbegonnen
Und kein Glück schon hingeronnen
Und der Mut so voll, so leicht.

Und das Lärmen des Planeten
Scholl auf einmal minder schrill.
Mir war irgendwie nach Beten,
Falls mir wer das glauben will.
Herz und Sinn und Hände ruhten
Und für zwei bis drei Minuten
Stand, wie einst, die Sonne still.

**Peter Hacks**

Schule der Liebe

Du warst so gut und war so viel Verlass
Auf Dauer deines Liebens. Wo ich gab,
Gabst hundertfach du wieder, und ich hab
So ohne Schaden dich erfahren, dass

Vor meinen kindlich überzeugten Augen
Vom Bilde niemals des behüfteten
Geschlechts sich mehr die Schleier lüfteten.
So ungemein, so über alles Taugen

Gut nämlich warst du. Deiner Güte danke
Ich, dass ich Argwohn stets mit Mühe lerne
Und rasch vergess, und dass bis heute gerne
Und unerschlafft ich an der Liebe kranke.
Vor deiner Güte führe ich Beschwerde,
Wenn ich von allen nun betrogen werde.

**Peter Hacks**

Schulstunde spielen

Butterbrot mit Ei,
Ich bring dir was bei.
Goldne Berge sind aus Gold,
Blechne Berge sind aus Blech,
Kupferberge sind aus Kupfer,
Wer mit Stullen wirft, ist frech.
Butterbrot mit Braten,
Ich will dir was verraten.
Es sprach der große Zoroaster:
Wer keinen Tabak hat, raucht Knaster.
Es sprach der große Kasimir:
Wer keinen Branntwein hat, trinkt Bier.
Es sprach der große Kammundbürste:
Wer keinen Schinken hat, isst Würste.
Aber, Junge, dein Benehmen
Ist zum Schämen.
Man trägt keine Mäuse in den Taschen,
Ohne ihnen die Füße zu waschen,
Und deine Haltung zu Treppengeländern
Musst du auch ändern.
Butterbrot mit Käs,
Schwatz nicht, ich sehs.
Butterbrot mit Speck,
Du bist mir zu keck,
Butterbrot mit Mandelkernen,
Warte, bis man dich verdrischt,
Alle Menschen müssen lernen,
Nur der Lehrer, der lernt nischt.

**Peter Hacks**

Schwabing 1950

Der Wasserdampf und die Bonmots
Rinnen von den Wänden.
Die Kerzen blaken. Der Zulauf ist groß
An allen Wochenenden.

Der ganze Keller steckt gedrängt
Voll von Persönlichkeiten,
Die, wenn man ihnen ein Glas Wein schenkt,
Sich über Fragen streiten.

Also über Zen. Oder die Existenz.
Sie haben sehr schmutzige Kragen.
Wer, meine Herrn, stellt Ihnen, wenns
Erlaubt ist, diese Fragen?

Am Tisch sitzt auch mein schönes Weib,
Sie gähnt fast ohne Pause.
Ich fasse sie um ihren Leib
Und gehe mit ihr nach Hause.

Der Rest bleibt sitzen und kann kein Geld
Verdienen und keins borgen.
Nicht jeder, der mal Zeche prellt,
Ist schon ein Mensch von morgen.

**Peter Hacks**

Schweinelied

Und wenn die Eicheln reif sind,
Dann mästen die Bauern die Schwein
Und braten sie auf einem Ast
Und haben das ganze Dorf zu Gast.
Die Schwein, die Schwein,
Die guten Schwein
Wollen verschlungen sein.

Und wenn die Brisen steif sind,
Dann fahren die Seeleut aufs Meer.
Die Planken glühn, der Samos rinnt,
So segeln sie, bis sie besoffen sind,
Vorm Wind, vorm Wind,
Vorm guten Wind
Und unter dem Himmel her.

**Peter Hacks**

Schwerer Himmel

Schwerer Himmel. Mächtig die Wölbung des
Roggens. Und der Oststurm, die Kronen beugt
Seitlich er des Hains. Und ich sage: freut
Des Gewölkes, Eisenerzeuger, euch,
Jeder Unbill freut, euch des Hasses selbst
Der Natur, doch fürchtet die schenkende.
Nämlich Arbeit, stets holt den Vorsprung sie
Ein der Gnade. Lobet das Graue, die
Trübung zwischen euch und dem Glanzesquell.
Nicht zum eignen Eifer verderbt ja seid
Ihr, Unausgezeichnete, Huren doch
Nicht der Sonne. Wünschbar von oben nur
Dünkt mich eins: gemäßigte Gegnerschaft.
All das lässt für Preußen sich sagen. Auch
Von den Mädchen lieb ich die kältern mir.
Nimmer ohne Parasol aber such
Ich die Orte auf, wo man Gunst verteilt.

**Peter Hacks**

Scipio

Ach! die Republik, der Staat der Meisten,
Ist, bei aller Tugend, hochgebrechlich.
Dauernd kommen welche, die was leisten
Und daraus ein Vorrecht ziehn. Tatsächlich
Ist die Furcht, dass Könige entständen,
Nur in Monarchien abzuwenden.

* * *

Einmal auf Liternums Gutsgelände
Ritt ein niegesehner Gast durchs Tor,
Der Besitzer, sprang vom Pferd behende,
Fordert Bett und Essen und verlor
Kein Wort drüber, blieb. Ein Kerl aus Eisen,
Traf er nie mehr Anstalt abzureisen.

Nein, er freute, wandelnd durch das Weingut,
Sich der herbstlich tiefen Blätterfarben,
Trank auch was aus einem Krug von Steingut
Oder zeigt der Sonne seine Narben.
Scipio war es, den Italien pries
Und voll Dank den Afrikaner hieß.

Jener, der im strahlendsten der Züge
Den Trickgeneral und Schlachtendieb,
Das Geschöpf der Wüste und der Lüge,
Von Roms Pforten in sein Sandland trieb.
Aber als er heimkam von der Tat,
Gab es ein paar Fragen im Senat.

Gut, der Krieg Karthagos ist beendet!
Aber hat er auch die Stadt zertrümmert?
Hat er Puniens Handel abgewendet?
Hat er sich um Abrechnung gekümmert?
Zwar, er hat den Hannibal geschlagen,
Doch verweigert uns die Unterlagen!

Als dem Triumphator nach Minuten
Endlich aufging, was man von ihm wolle,
Da, als träfe man sein Herz mit Ruten,
Stand er sprachlos, wandte sich im Grolle,
Und für ewig floh er aus den Mauern,
Die er rettete, zu seinen Bauern.

Unter einer Gruppe von Platanen
Ließ er sich ein Grab errichten. Hier?
Rief der Grabmetz, fern von Ihren Ahnen? -
Richtig, sagte Scipio, doch bei mir.

Und er sprach, befragt, wie er das meine:
Diesem Vaterland nicht meine Beine.

* * *

Ähnlich wieder ein gewisser H.
Eines Tags aus irgendeinem Grund
Legte er den Stift weg, saß nur da,
Fing mit großer Sorgfalt Fliegen und
Sprach, auf neue Werke angesprochen:
Diesem Vaterland nicht meine Knochen.

Publius Cornelius Scipio Africanus major. Er besiegte 202 a. n. Hannibal bei Zama und emigrierte anschließend.

**Peter Hacks**

Sehnsucht

Nachts hör ich die Brunnen rauschen,
Wie sie rinnen in dem Gras.
Meine Ruhe muss ich tauschen.
Wenn ich wüsste, gegen was.
Zu dem Anlass meiner Leiden
Ziehts mich immer wieder hin.
Einer nur liebt von uns beiden.
Und es scheint, dass ich der bin.

Wenn ich ihn liebe, will ich ihn sehen,
Will ihm immer nahe sein.
Wenn ich ihn sehe, will ich ihn halten,
Will ich spüren, er ist mein.
Wenn ich ihn halte, will ich ihn küssen
Mit den Lippen allezeit.
Wenn ich ihn von Herzen küsse
Und in dem Kuss sein Herz vermisse,
Schmeck ich meine Einsamkeit.

**Peter Hacks**

Seit du dabist

Seit du dabist auf der Welt,
Seit du mit mir lachst und schweigest,
Seit du mit mir liegst und steigest,
Seit auf dich mein Jammer fällt

Und in blöder Tage Lauf
Kämpfend du mit mir ermüdest,
Lächelnd, Himmlische, als lüdest
Du dir eitel Wonne auf,

Weiß ich endlich, was mich hält,
Dass ich nicht in Tollheit ende.
Ganz verbindlich schüttl’ ich Hände,
Seit du dabist auf der Welt.

**Peter Hacks**

Selbsterkundung

Der Mensch, von einer fremden Warte
Lernt er erfahren, wer er sei,
Und nur in einem Widerparte
Hat er sein tiefstes Konterfei.
Was ich vollbrächte oder litte,
Ich wüsst es nimmer als durch sie.
Ihr Hintern, ihre nasse Mitte,
Zuckt in der Zange meiner Knie.

**Peter Hacks**

Shimmy in Grün

Die Menschen sind lustige Leute.
Wenn ihnen das Fell ausfällt,
Dann tragen sie Hüte und Häute
Und verlassen die äffische Welt.
        Die Eiszeit geschieht
        Und schmilzt wieder weg.
        Das Ende vom Lied:
        They ever come back.

Sie werden von Winden zerschlagen
Und von Vesuven zerkaut
Und wie die Ratten im Magen
Der Ozeane verdaut.
        Und weich ist ihr Knie,
        Und dünn ist ihr Speck,
        Und, frag mich nicht, wie,
        They ever come back.

Sie wissen zu gut, was ein Rum ist.
Sie fülln ihre Lungen mit Teer.
Und wenn das Sündenjahr um ist,
Sinds wieder ne Million mehr.
        Sie sind nicht gesund,
        Und heißt es: verreck,
        Verrecken sie, und
        They ever come back.

Und eh sie die Erde zersprengen,
Wandern zur Venus sie aus
Und sind um beträchtliche Längen
Ihrem eigenen Selbstmord voraus.
Du kriegst sie nicht klein.
Es hat keinen Zweck.
Sie müssen wohl sein.
They ever come back.

**Peter Hacks**

So, scheidend von der Liebe Leiden

So, scheidend von der Liebe Leiden,
Müssen wir von der Liebe scheiden,
Und Tag und Nacht sind furchtbar gleich.
Der Schmerz wird wie die Lust zu Schatten,
Und selbst die Sehnsucht, die wir hatten,
Erloschen sein in Hades' Reich.

Am Berg das Lämmervolk, wer wird es hüten?
Am Baum der Rosenstock, wer bricht die Blüten?
Aus Aetnas Schnee der Bach im Eichenwald,
Wen, wenn August glüht, labt sein Trunk so kalt?
Der Wiesen Rauch, der Flöte Honighauch ...
Das Glück, es schwand. Nun schwindet Hoffnung auch.

So, scheidend von der Liebe Leiden,
Müssen wir von der Liebe scheiden
In Hades' Reich.

**Peter Hacks**

Sommer

Die groß und wunderbare Sonne
Blüht voller Macht
Mit Flammen ungeheuer
Aus Gold und Feuer,
Mit Pfeil- und Blitzespracht.
Die Häuser in den Städtchen
Sind still und heiß,
Die sonntäglichen Mädchen
Wie Margeriten weiß.

**Peter Hacks**

Sonett

Welt, kränkbare, wie gerne hätt ich teil
An deiner tätigen Zusammenkunft,
Doch du schmähst meiner Freude Unvernunft
Und spinnst mir Untergang aus meinem Heil,
Der Liebe, die, so anmaßlich wie du,
Mir aufsagt, wenn ich ihr nicht ganz verfall,
Und hat mich festgebannt in ein Kristall
Zweisamen Glücks und lässt kein Drittes zu.
Die Welt, sie will nicht meine Liebe leiden.
Die Liebe dringt in mich, die Welt zu meiden.
Und so, Freund zweier Feindinnen, die gegen
Mich zürnen, weil sie mich einander neiden,
Bin ich der einen gram, der andern wegen,
Und wünsch die Pest mal der, mal der, mal beiden.

**Peter Hacks**

Spross der Olive, mordendes Gerät

Spross der Olive, mordendes Gerät,
Blutiger Schössling, mildem Stamm entsprossen,
Dich pflanz ich in den alten Boden hin,
Auf dass, nach bösem Umweg, neu ersteht
Der reife Baum, langher in dir beschlossen,
Des Landes Schirm, Zier, Müh und Nährerin.

Schlag Wurzeln, Ölbaum, breite deinen Schatten,
Der Sonne Unmaß birg in deinem Laub,
Bis schöne Gärten wir und grüne Matten
Entschwellen sehn dem neu belebten Staub.
Wachse mit unserm Wuchs, nehmend und gebend,
Uns immer dienend, immer widerstrebend.
Es schaff der Irdischen Lust und Beschwerde
Eine geheure Erde.

**Peter Hacks**

Streiklied
*(Nach Herwegh)*

Sie besitzen die Maschinen.
Was du schaffst, stecken sie ein.
Solang sie dein Geld verdienen,
Wirst du niemals reicher sein.
Mann der Arbeit, aufgewacht.
Und erkenne deine Macht.
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Sie verlieren schöne Worte,
Ganz von Partnerschaft durchseelt.
Und sie speisen in der Torte,
Was dir in der Suppe fehlt.
Mann der Arbeit, aufgewacht.
Und erkenne deine Macht.
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Und sie morden Millionen,
Wenn es der Profit befiehlt,
Und mit den Atomkanonen
Haben sie auf dich gezielt.
Mann der Arbeit, aufgewacht.
Und erkenne deine Macht.
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Also frag, für wen du schwitzest,
Ob für dich oder für die.
Ob du deiner Klasse nützest
Oder der Bourgeoisie.
Brich das Doppeljoch entzwei.
Brich die Not der Sklaverei.
Brich die Sklaverei der Not.
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot.

Los, gestoppt die Kraftanlagen
Und den Hochofen gedämpft.
Heute ist nicht mehr zu schlagen,
Wer für Volkes Sache kämpft.
Mann der Arbeit, aufgewacht.
Und erkenne deine Macht.
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

**Peter Hacks**

Süßer Ernst

Monde kamen, entschwanden. Zwei Mal um die Achse der Erde
Nun im Weltenraum schon drehete Brandenburg sich.
Und wir begehrten uns noch und waren einander ergeben,
Und noch flaute nicht ab, was vor zwei Tagen begann.
Alle Knochen des Hirns und alle Gelenke der Seele
Schmolzen und hatten den Punkt süßesten Ernstes erreicht,
Wo der Liebe Bewegungen langsam und notwendig werden
Wie die Umwälzungen droben des Sternengewölbs.
Von der niedrigen Decke hingen gedorrete Rosen,
Blumenheu. Unverblüht strömte es staubigen Duft.
Nachts ging, und Tags, der Nachtigall rege gemurmeltes Schluchzen.
Nicht verrinnt uns die Zeit, sondern sie findet nicht statt.

**Peter Hacks**

Tages Arbeit

Wie ich den Abend verbracht? Der Folge nach will ichs dir schildern.
Eine Stunde zunächst stellt ich im Herzen mir vor,
Ob nicht süß sein müsste und lustig, dir, Liebste, zu betten
Auf den Schenkel den Kopf. Und ich erwog es mit Fleiß.
Hiernach stellt ich mir vor, du bettetest auf den Schenkel
Mir den Kopf. Es erschien süßer der Einfall mir noch
Als der erste und lustiger. Eine weitere Stunde,
Ihn erwägend mit Fleiß, gab, eine volle, ich dran.
Aber dann befiel mich die Frage, Besinnung erheischend,
Ob wir nicht beide zugleich liegen so könnten, mein Haupt
Dir auf dem Schenkel und mir am entsprechenden Orte das deine.
In das bedeutende Bild gründlich versetzt ich den Geist.
Und mit solch entzücktem Erwägen füllte die dritte
Ich der Stunden. All dies treulich besorgt, bin ich hier.

**Peter Hacks**

Taglied

Es hat ein junger Fuhrknecht
Seinem Mädchen zugeredt,
Dass sie sollt ihn lassen schlafen
In ihrem Federbett.
Sie lagen tief verborgen
Und Herz an Herz geschmiegt.
Wie frühe kommt der Morgen,
Wenn Lieb bei Liebe liegt.

O Mond, du gelber,
Vom Himmel herab,
Du weißt, wie lieb ich sie hab,
Viel lieber als mich selber.

Die Turmuhr, die muss schlagen,
Und sie schlägt schon fast zu viel,
Und der bunte Hahn muss schrein,
Und der Mond muss an sein Ziel.
Auf bald, auf bald, mein Liebchen,
Bis ich die Straße fahr
In einem andern Sommer
In einem andern Jahr.

O Mond, du gelber,
Vom Himmel herab,
Du weißt, wie lieb ich sie hab,
Viel lieber als mich selber.

Wer hat denn dieses Liedchen,
Dieses Liedchen ausgedacht?
Das haben die alten Weiber
Von Halberstadt gemacht.
Die alten Weiber sitzen
Den ganzen Tag zu Haus
Und denken sich die schönen
Traurigen Lieder aus.

O Mond, du gelber,
Vom Himmel herab,
Du weißt, wie lieb ich sie hab,
Viel lieber als mich selber.

**Peter Hacks**

Tannhäuser

Frau Venus hat ein rosa Schlafzimmer.
Die Wände sind rosa, der Teppich ist rosa.
Das Laken ist rosa, der Bezug ist auch rosa, das Bett ist
Aus Mahagoni. Nur die zwei Affen, welche
Die rosa Kerzen mit den rosa Flammen halten,
Haben ein goldenes Fell. Übern Berg oben
Rollen die Lastautos. Frau Venus selbst ist
Ganz rosa, sie fragt: musst du denn schon wieder
Singen gehn, Liebling?

**Peter Hacks**

Tastend

Nervig nie war mein Bein, doch eben arm nicht an Nerven,
Ganz der Fülle gewahr wirds deiner spendenden Haut.
Eher auch reißt mein Sinn sich von jedem edleren Ziel ab,
Ehe die Wölbung der Hand der deiner Brüst sich entreißt.
Menschen müssen auf Menschen liegen, Alles in Allem.
Tastend, tasten sie wohl endlich zur Menschheit sich vor.

**Peter Hacks**

Theaterrede

Gesindel, Henkers Brüder und Abdeckers,
Die stets ihr Iffland gebt, wo ein Schiller schreibt,
Die den Corneille ihr damals verbessertet
Durch hergezeigte Ärsche wie heut den Shaw
Durch Liedeinlagen; Künstler, vor deren Kunst
Goethe, als gings um Wäsche, den Faust wegschloss,
Verdrückt euch, lasst mich, Schaustellerpöbel, stellt
Zur Schau, was eurer Art ist. Wer lacht denn noch
Bei Clowns? Wer, hat er Lust auf den Shakespeare, geht
Denn noch in eure marmornen Buden? Wird
Vom dürftigsten Personenverzeichnis nicht
Des Königs Truppe gegen die Wand gespielt?
- Ich wäre streng? Gern nehm ichs zurück, sobald
Ich Näheres von euren Verdiensten in
Erfahrung bringe. Leider bis dahin bleibt,
Dass den Theatern Deutschlands, entscheidend noch
Bei mir sich durchzusetzen, misslungen ist.

**Peter Hacks**

Tiefe

Wir wollten es nicht rasch. Der allzufrühe
Genuss bleibt schal. Das wussten wir ja schon.
Der tiefe Lohn, er folgt der langen Mühe.
So wählten wir die Mühe und den Lohn.

Erst im Errungnen - denn wir sind nicht heurig
Und wusstens wohl - paart Freude sich und Sinn.
Die Flachheit nur nimmt unversäumt für feurig,
Und die Verzweiflung nur liebt obenhin.

Besonnenheit im Vorsatz und des Falls
Gelegenheit mit schönem Ernst vermeidend,
Geschah uns alles anders. Nichts entscheidend,
Taten wir, was entschieden war. Und als
Wir staunend dann uns in einander fanden,
Da haben wir, wie tief dies ist, verstanden.

**Peter Hacks**

Tod Lumumbas

Am Kongo steht ein Bastbaum rot.
Patrice Lumumba, der Held, ist tot.

Lumumba liegt mit blutiger Brust,
Weil er vertraut, wo er kämpfen musst.

Der König viel von Freiheit log.
Sein Heer da schon gen Mittag flog.

Lumumba sprach: den Krieg ich meid,
Mir tun die toten Soldaten leid.

Er rief die Freunde von überm Meer,
Sie sollten stellen die Ruhe her.

Sie hielten ihm den Mund zu.
Da gab es eine große Ruh.

Lumumba durch den Urwald floh
Mit Okito und M’Polo.

Im Urwald wurden sie gefangen.
Der König hat seine Hochzeit begangen.

Doch als Lumumba im Kerker stak,
Da hat das Volk nach ihm gefragt.

Für vierzigtausend Pfund Silbers Lohn
Verkaufen sie ihn der Minen-Union.

Bist du zum Sterben schon bereit?
Ich bin zum Sterben nicht bereit.

Da schossen sie ihn durch die Brust,
Weil er vertraut, wo er kämpfen musst.

**Peter Hacks**

Tränen

Als ich dich zu Bette legte, liefen
Dir die Tränen in die weiße Beuge
Deines Arms, als ob in Abgrundstiefen
Sich, jedoch woraus? ein Meer erzeuge.
Und nun rann es unter deinen Haaren.
Feststand eines: dass wir glücklich waren.

Lautlos trug ich noch die Aschenteller,
Bis auf meinen, und die Gläser fort.
Nach dem Hof hin ward der Streifen heller
Zwischen Jalousie und Fensterbord
Still auch du, weil du es höflich meintest.
Doch was half dein Stillsein, da du weintest?

Und ich saß am Fenster, und ich sog
Stumm an dem Tabak in meinem Munde.
Zwar ich blieb, damit der Rauch abzog.
Und du weintest, und aus keinem Grunde.
Seltsam war: dein ursachloses Weinen
Wollte mir nicht unbegreiflich scheinen.

**Peter Hacks**

Traumstadt

Baut eine Stadt, wo keine Pflicht noch Plage drückt,
Ein Dach der Muse, Heimstatt allem Heiteren,
Wo unbefragt ihr wandelt nach Woher, Wohin,
Und euch das Schicksal immerwährend Körner streut.

Baut eine Stadt, in deren knospendem Gebälk
Die Liebe wehet wie in einem Blütenzweig,
Wo Herz zu Herzen still wie Ros zu Rose schwebt,
Vom Wind der reinen Neigung einzig hingelenkt.

Baut eine Stadt, erbaut sie nach der Träume Schnur,
Vom Stoff der Kühnheit, auf Entschlusses Fundament,
Wo ihr euch selbst begegnet, eurer Wirklichkeit.
Denn wie ihr leben wolltet, lebtet ihr ja nicht.

**Peter Hacks**

Trip, trip, trop

Trip, trip, trop,
So ein großer Regen.
Mann und Maus verriegeln sich,
Bunte Bäume spiegeln sich
Auf den nassen Wegen.

Trip, trip, trop,
Schreckliches Geträufel.
Wenn es nicht dagegen gäb
Das solide Regencape,
War mein Kleid zum Teufel.

Trip, trip, trop,
Vöglein vor dem schlimmen
Regen ins Gebüsche kroch,
Schließlich wolln die Fische noch
In der Luft rumschwimmen.

Auf den Erlen glitzern Perlen,
Falln dir auf den Kopp.
Trip, trip, trop.

**Peter Hacks**

Über das Angeln von Meerweibern

- Verstehn Sie: der Angler kämpft, indem er nicht kämpft. Die Weiber
Des Meers, es sind starke Weiber. Eines Tags natürlich, demselben,
Wo Sie vergaßen, Ihr Herz aufzustecken, wird es
Den Haken angenommen haben. Aber die Plage beginnt erst.
Erst gefangen, ist es gefährlich.
Manchmal zieht es; das nützt uns; ihm dringt die durchbohrende Krümmung
Schärfer ins Innre. Manchmal, gar nichts bedenkend,
Treibt es rücklings ab. Auf silbernen Kissen
Ruht es, sieht die opalenen Bäuche der Fische
Über sich fliegen, freuet der Kühle sich,
Die es für seine Freiheit hält. Mag es denn treiben.
Manchmal
Taucht es tief auf den Grund, mag es
Tauchen. Zum letzten Mal ja
Geht es an Bord und besucht, makrelenumblitzt, den ertrunkenen Liebsten.
Es wird wieder aufsteigen. Es wünscht zu leben. Auch
Wenn es der Lage gewahr wird und rast und wütet
Und mit dem Schwanze den Gischt schlägt und klatscht mit dem springenden Leibe:
Mag es. Seine Kreise sind weit, sie werden
Enger werden. Es muss am Ende ermüden. So
Also, indem er nicht kämpft, kämpfet der Angler. So nur
Fangen Sie es. - Ach, ich kann nicht. - Weshalb nicht? - Ich lieb es.
- Was, Sie lieben es? - Über das Maß. - Wohl, dann lesen Sie
Voriges dreimal.

**Peter Hacks**

Über das Eingewöhnen von Meerweibern

Keine schnelle Bewegung, keine starke Gebärde.
Keinen dringenden Ton. Die Stille ist es gewohnt
Der Muschelbänke, das gemessne Gleiten
In der langsameren Luft unterm Spiegel dort.
Kalte Duschen. Täglich kalte Duschen.
Vorsicht vor Wärme: es meint zu ersticken, es
Fühlt den Tod. Vorsicht, versteht sich,
Beim Vorbeigehn an Teichen.
Mit einem Wort: Geduld. Die Sache geht schleppend, und groß ist
Die Gefahr, dass Sie sich selber erkälten.
Aber kalte Duschen. Es ist eine kleine Hoffnung.
Seine Haut, danach wird sie die zarteste sein. Versuchen
Sie nicht, es mit dem Messer zu schuppen; die Narben
bleiben auf Lebzeit.
Wenn es die Schuppen, die ihm auszufallen beginnen,
Heimlich versteckt, ertappen Sie
Es nicht dabei.
Versprechen Sie sich überhaupt nichts. Geben
Sie eigentlich auf. Nicht durchaus undenkbar wäre,
Dass Sie plötzlich, tief im Herzen erschrocken, bemerken:
Kind, was hast du da, eine Seele?

**Peter Hacks**

Über die Liebe zu Meerweibern

Ich, der ich nie Fisch esse, warum muss ich
Mich ausgerechnet in einen Fisch verlieben? Ihr Blut,
Geheizt mit meiner Leidenschaft, bleibt immer ein wenig
Unterhalb meiner Wärme. Sofort wieder frostig rinnt es
Nach der Entlassung aus der Umschlingung, die sie,
Leise mit den Flossen wedelnd, erträgt. Zum hundertsten Mal
Tauch ich mein Herz mit Zischen, tauch ich mein
Glühendes Herz in ihre wässrige Liebe. Während ich
Voll Grauen spüre, wie es sich zu Stahl verhärtet, steht sie
In ihrem Algenwald, aus dem nichts herausschallt, und
Betrachtet mich mit ihren schönen,
Unverändert wohlwollenden Augen.

**Peter Hacks**

Unter der Weide

Ein Mädchen, wenn es traurig ist,
Neigt es den Kopf und weint
Und bleibt mit seinem kleinen Herz
Und großen Schmerz allein
Unter der Weide
Unter der Weide
Unter dem weinenden Weidenbaum.

Ein Mann, wenn er traurig wird,
Dann steigt er auf sein Pferd
Und sagt nicht, ob er wieder
Oder nimmer wieder kehrt
Unter die Weide
Unter die Weide
Unter den weinenden Weidenbaum.

Er reitet bis New Albany,
Wo der Ohio rinnt.
Die Mädchen müssen weinen,
Weil sie geboren sind
Unter der Weide
Unter der Weide
Unter dem weinenden Weidenbaum.

**Peter Hacks**

Unterm Mohrenmond, ein Solo-Duett

Unter maurischem Himmel, südlicher Sternenpracht,
Auf müdem Kamel in der Kälte der Wüstennacht,
Wo feindlich das Land, fern die Oase ist,
Trug ich im Herzen das Bild von einer, die war, wie du bist.
Und sehen Sie, Miss Dodd, ich dachte mir,
Dass wir an dieser Stelle
In ein Duett ausbrechen könnten.

Sie singen: Reiter, wer bist du?
- Brocklesby of Arabia -
Sie fragen: weiter, was suchst du?
- Englands Ruhm und Honoria -
Zusammen: Vorwärts, Soldat,
Sie: Einst wirst du belohnt ...
Ich: Einst werd ich belohnt ...
Wir: Für die einsame Tat
Auf sandigem Pfad
Unterm Mohrenmond.
Und strahlend, zweistimmig natürlich:
Für die einsame Tat
Auf sandigem Pfad
Unterm Mohrenmond.
Und, nicht oft genug:
Für die einsame Tat
Auf sandigem Pfad
Unterm Mohrenmond.

**Peter Hacks**

Unterm Weißdorn

Wenn ich geh, bei dir zu liegen
Unterm Weißdorn,
Seh ich schon die Engel fliegen
Überm Weißdorn.
Und sie blasen mit Posaunen
Wie im Zirkus, man muss staunen,
Überm Weißdom,
Trara.

Wenn ich an den Hals dir falle
Unterm Weißdorn,
Kreist die ganze Himmelshalle
Um den Weißdorn.
Und die Engel in den Schwärmen
Hört man mit Tschinellen lärmen
Überm Weißdorn,
Tschin tschin.

Doch nun lös ich dir die Schuhe
Unterm Weißdorn,
Leg dein blondes Haar zur Ruhe
Unterm Weißdorn,
Und ich heiß die Engel schweigen
Außer denen, welche geigen
Überm Weißdorn,
Schrumm schrumm.

Ach, die Krone ist verblühet
Von dem Weißdorn
Und das Gras hinweggemühet
Unterm Weißdorn.
Doch die Engel sind geblieben,
Weil wir uns für ewig lieben,
Wie einstmals
Unterm Weißdorn,
Trara, tschin tschin, schrumm schrumm.

**Peter Hacks**

Valse Flamande

Die Erlen wachsen im Erlenloch.
Der Hanfhahn blüht auf den Feldern so hoch.
Das Flamland feiert nah und fern,
Nur Tom, Jan und Pieter arbeiten gern.

Alle Leut von Brabant, sie stehen und sehen,
Wie man den Henker hängt.
Tom schwingt das Beil.
Jan bringt das Seil.
Pieterje hält Maronen feil.
Und die Leut von Brabant, sie stehen und sehen,
Wie man den Henker hängt.

Die Raben kommen bis von Den Haag.
Es wird ein großer Rabentag.
Doch keinen ängstet ihr Geschrei,
Die Rabenjahre sind um und vorbei.

Alle Leut von Brabant, sie stehen und sehen,
Wie man den Henker hängt.
Tom schwingt das Beil.
Jan bringt das Seil.
Pieterje hält Maronen feil.
Und die Leut von Brabant, sie stehen und sehen,
Wie man den Henker hängt.

**Peter Hacks**

Vanitas

Habichtschatten überm Hühnerstalle.
Das Gemälde ist von Hondecoeter.
Ja, so schweben sie, die Sterbegötter,
Unerraten bis zum Niederfalle.

Manchmal vor durchsonntem Blau
Ahnt man ihre bösen Silhouetten.
Eines Tags dann sieht man sie genau.
Aber dann ist wenig mehr zu retten.

Eitel, spricht die Weisheit im Barocke,
Ist das Leben und vom Tod gerändert.
Auch bei uns hat sich das kaum geändert.
Nur wir hängens nicht mehr an die Glocke.

**Peter Hacks**

Vaqueyra

Acht gelbe Kühe in dem Feigenhaine.
Die schöne Hirtin in dem stillen Licht.
Ich trat zu ihr und frug, warum sie weine.
Ich muss dich lieben, darum weine nicht.

- Ach, Kavalier, wie spricht dein Herz behende.
Der vor dir kam, er blieb so kurze Weil.
Dem Anfang hart benachbart ist das Ende
Und alle Lust dem trüben Gegenteil.

- Und ging der eine, wird der andre nahen,
Wird deine Wange trocknen und dein Haar.
Die Dinge sind geschehn, wenn sie geschahen.
Lass mich dir sein, was dir einst jener war.

- Und naht der andre, wird er wieder gehen
Und einer folgen, der auch gehen wird.
Doch was nicht kommt, sind Schwüre, die bestehen,
Und was nicht sein kann, Neigung unbeirrt.

- Nicht lieben wollen, heißt den Tod ersehnen.
Leben ist Wechsel, Wechsel ist nicht Trug.
Die Tränen lob des Glücks, das Glück der Tränen.
Bei Gott, wir freun der Lieb uns nicht genug.

**Peter Hacks**

Verlorner Eifer

Ich kann ohne Liebe nicht bleiben,
Ich bin so ungern allein.
Ich kann auch nicht weniger schreiben,
Mir fällt zu vieles ein.

Die Weibs- und Leserpersonen
Danken mir nicht nach Gebühr.
Ich sollte mich besser schonen.
Wenn ich nur wüsste, wofür.

**Peter Hacks**

Vernunftreiche Gartenentzückung

Die Kartoffel auch ist eine Blume.
Und mit gelben Federn blüht der Mais.
Und gereicht es nicht dem Dill zum Ruhme,
Wie er zierlich Frucht zu tragen weiß?
Ihr in eurem Prunk und Wohlgeruche,
Stolze Rosen, bleiche Lilien,
Ließet nagen uns am Hungertuche.
Nur was nützet, ist vollkommen schön.

**Peter Hacks**

Verschlossen ist des stillen Gartens Tor

Verschlossen ist des stillen Gartens Tor.
Komm, scheue Liebe du, wag dich hervor.
Kein Blatt mehr fällt herein, kein Wind darf wehn.
Die Sonne selbst bleibt auf der Mauer stehn.
Mein Herz, es fand, von Ungeduld genesen,
In diesem abgeschlossnen Garten Ruh.
Wag dich hervor, komm, scheuestes der Wesen,
Störbarer als das Einhorn, Liebe du.

**Peter Hacks**
Versöhnungschor

Die Hölle ist ein schöner Ort.
Grad wie im Himmel lebt man dort.
Nach heutiger Erkenntnis
Wars nur ein Missverständnis,
Was bisher uns entzweit.
Nur Laune herrscht und Frieden
Dort oben und hienieden.
Wir sind nicht mehr verschieden.
O brave neue Zeit.
Freundschaft.
Die Hölle ist ein schöner Ort.
Grad wie im Himmel lebt man dort.

(Peter Hacks, Die Gedichte. Eulenspiegel Verlagsgruppe, Berlin 2003.)

*Es gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen des Dichters und überzeugten Kommunisten Peter Hacks (1927-2003), aus populären Kunstformen und antiken Mythen neue ästhetische Funken zu schlagen.*
*So hat die literarische Lästerzunge Hacks 1995 eine Operette des französischen Komponisten Jacques Offenbach (1819-1880) über „Orpheus in der Unterwelt“ in ein Feuerwerk aus Ironien und Parodien verwandelt.*

Was die religiöse Tradition als extremen Gegensatz begreift: die Sphären von Himmel und Hölle, erscheint in Hacks’ Lied in harmonischem Gleichklang. Man darf das als boshafte Sottise gegen die kapitalistische Weltordnung dechiffrieren, die alle Klassengegensätze aufgehoben wähnt. In seiner schönen poetischen Frevelei mokiert sich Hacks über den naiven Jubel angesichts der „braven neuen Zeit“ nach dem Ende des Kommunismus.

**Peter Hacks**

Viehaustrieb

Ich fuhr, und ohne Trauer,
Zu der hin, die ich lieb.
Da plötzlich: eine Mauer
Von Ärschen. Viehaustrieb.
Das Auto darf nicht rollen.
Sie drücken es entzwei.
Eine Herde Rindvieh
Lässt keinen vorbei.

Sie hören auf kein Zeichen,
Sie haben Dreck im Ohr,
Als wär man ihresgleichen
Und drängelte sich vor.
Der stinkenden Kuhmagd
Gilts auch einerlei.
Eine Herde Rindvieh
Lässt keinen vorbei.

Ich bin der besten einer
Der Köpfe unterm Mond.
Ich weiß, sonst weiß es keiner,
Wo Deutschlands Muse wohnt.
Wir lägen längst zu Bette
In holder Schwärmerei.
Ich will mich nicht wiederholen.
Die Fahrbahn ist nicht frei.

**Peter Hacks**

Vogelweihnacht

Der Abend ins Gehölz einzieht.
Da singen alle möglichen
Bunt flatternden Waldvögelchen
Ein schönes Weihnachtslied.
        Und der Specht
        Ist ihr Trommelknecht:
Im Himmel stecken Sternelein,
Im Tannenzapfen Kernelein,
Die Welt ist so lieblich, so pieplich
Zur Weihnachtszeit,
Tirili.

Die Dohle kommt aus ihrem Nest,
Der Dompfaff und der Kernebeißer.
In Afrika, da lebt man heißer,
Doch ohne Weihnachtsfest.
        Und der Specht
        Trommelt gar nicht schlecht:
Im Himmel stecken Sternelein,
Im Tannenzapfen Kernelein,
Die Welt ist so lieblich, so pieplich
Zur Weihnachtszeit,
Tirili.

**Peter Hacks**

Volksmoritat

Es ist viel Blut geronnen
An einem fernen Ort.
Kommst du dorthin zum Bronnen,
Da klingts wie: Vatermord.

Und geh an deine Arbeit,
Zum Sohn der Vater spricht.
Der Sohn zeigte Gehorsam
Und seine Pläne nicht.

Was willst du mit dem Spaten,
Der Vater ängstlich fragt.
Es sind noch Kartoffeln im Acker,
Der Frost steht vor der Tür.

Der Spaten war für Kartoffeln.
Das war dem Spaten sein Zweck.
Dem Vater schlug Christoffel
Damit die Rübe weg.

**Peter Hacks**

Von den Helden Irlands

Duvlann, der kühne Ritter,
Hatte ein stolzes Schwert.
Das war so lang wie ein Mann, drei
Hobens nicht von der Erd
  Und von den Hügeln grün.

Cuchullin saß bei Schön Blanit
Und aß Eierschmer.
Hab ich gegessen mein Eierschmer,
Erschlag ich des Königs Heer
  Hinter den Hügeln grün.

Dunn O'Hara fuhr ab in Sligo
Über das kühle Meer.
Das Meer, es hat kein Ende.
Die Fahrt hat keine Umkehr
  Wohl zu den Hügeln grün.

Brian Boru lebte am Loch Lene
Zehn lange Jahr.
Wenn Wind ging, wenn die Sonne schien,
Und wenn Schnee da war,
  Fern von den Hügeln grün.

Abt Finn in Ballyhaunis
Bekehrte zehn Heiden.
Bei der Fronleichnamsprozession
Gingen sie ihm zur Seiten
  Über die Hügel grün.

**Peter Hacks**

Von den Rechten des Weibes

Von den Rechten des Weibes fehlt ihr das beste noch immer:
Das, im reiferen Jahr stärker umworben zu sein.
Ich - und böt mirs die zeitumkehrende Gottheit - nie wieder
Möcht ich sein, der ich war. Gern werd ich stets, der ich soll.
Und es wohnt mir kein verstecktester Eifer im Busen,
Dass ich dem ernsten Gesetz mich meines Alterns entreiß.
Nämlich der Mann, seinem Wesen fügt er dauernd an Wert zu,
Und was an Wert er gewann, wird in der Liebe gezählt.
Stolz seine Furchen zeigt er und ergrauenden Haare,
Heiter, die Liebste im Arm, wandelt des Wegs er vorbei
An dem Jüngling, dem honigfarbnen, welcher die Muskeln
Vor dem kichernden Volk minder beobachtet rollt.
Aber die andre, die Frau, wer auf ein gewürdigtes Alter
Raubt ihr den Anspruch? Genießt jene nicht tiefere Lust
Als das törichte Mädchen, und schenkt sie nicht ungleich viel tiefre?
Ist nicht von eignerem Reiz ihre geprägtere Stirn?
Sind Gespräch und Gefühl an ihr nicht Ziel des Verlangens?
Sie liebt den Geist, und der, meint er, ihn hat, liebt ihn nicht?
Das sind Fragen, worauf mir keiner geschwinde entgegnet.
Stilleschweigend vielmehr gehn die Betroffnen beiseit.

**Peter Hacks**

Vorbehalt und Hoffnung

Mein schönes Kind, du hast sehr zarte Glieder
Und ein sehr eigenes Gesicht.
In dir erkenne ich nicht tausend wieder.
Bis jetzt noch nicht.

Ich sehne mich, das ist mir wohl bewusst,
Nach einer ganz bestimmten Lust
Von meinem Maß und Zuschnitt. Und ich scheue
Da keinen Preis. Nicht einmal den der Treue.

Der Mensch, wenn er was will im Leben,
Bekommt er, was er nicht gewollt, zumeist.
Die einsichtsvollen von den Göttern mögen geben,
Dass du es seist.

**Peter Hacks**

Wann geht endlich die Musik los?

Wann,
Wann,
Wann,
Wann,
Wann geht endlich die Musik los?
Haben uns in sauren Stunden
Ohnverdrossen abgeschunden,
Weil ein Anfang seinen Schluss,
Dachten wir, doch haben muss.
Wann, wann, wann, wann,
Wann, wann, wann, wann,
Wann geht endlich die Musik los?
Fertig sind die Musici,
Instrumente gleich zu Hauf,
Auch die Pauke steht allhie,
Warum haut der Mann nicht drauf?

Wann,
Wann,
Wann,
Wann,
Wann geht endlich die Musik los?
Sitzt sich hier auf harten Bänken
Nicht so weich, als manche denken.
Wenn man so geduldig schwieg,
War es wegen der Musik.
Wann, wann, wann, wann,
Wann, wann, wann, wann,
Wann geht endlich die Musik los?
Prellt man uns um Ohrenlohn?
Das Entrée war doch nicht klein?
Musici, den ersten Ton,
Denn sonst fliegt der erste Stein.

**Peter Hacks**

Was kann mich noch bewegen

Was kann mich noch bewegen
In meiner fernern Zeit?
Ich hab bei dir gelegen.
Mir kommt nichts mehr entgegen
Von solcher Wichtigkeit.

Was soll mir noch geschehen,
Das Höchste ist erreicht.
Das Rad mit allem Drehen
Bringt nichts vor mich zu stehen,
Das dem Gewesenen gleicht.

Nun geh ich fast belustigt
Durchs trübe Hier und Heut.
Mein Herze, das ist schussdicht.
Kein Unglück hat kein Freud
An dem, der es nicht scheut.

**Peter Hacks**

Was meine Mutter, sagt sie, erlebte

Komm, du alte Zigeunerin,
Und lies mir aus der Hand.
Dir ist jedwedes Ding, das in
Der Zukunft liegt, bekannt.
Um reichen Dank und reichen Lohn
Sollst du mir prophezein
Von meinem ungeborenen Sohn,
O sag, wie wird er sein?

Dein Sohn wird Hoppelpoppel heißen,
Wird sich die Hose am Hintern zerreißen
Und die langen Strümpfe am Knie,
So will es meine Prophetie.
Er wird sich dauernd den Hals erkälten
Und bei allen Nachbarn als Scheusal gelten.

**Peter Hacks**

Was träumt der Teufel

Was träumt der Teufel, wenn die Schatten nahn?
Was rührt den Braven, der in Chaos’ Nacht
Die Öfen fährt und seine Arbeit macht,
Was, wenn gelehnet er an einen Zahn

Des Höllenmauls nach fünfe, pechumschäumt,
Ins Feuer starrt, wo sich die Sünder drängeln,
Ich wüsste Namen. Doch zurück: was träumt
Des Abgrunds Werkmeister? Er träumt von Engeln.

Höchst unvermittelt in der maledeiten
Stirn blüht ein Bild von jener Wesen Reizen
Und schönen Unzurechnungsfähigkeiten,
Die noch so frei nicht sind, gleich ihm zu heizen.
Auch ich an Halbheit krank. Wie der Geschwänzte
Träum ich dem Engel nach, der mich ergänzte.

**Peter Hacks**
Wechsel

Zwischen den Äckern im Sommer der räderzerrüttete Sandpfad.
Aber wie anders im Herbst. Eingebracht ist das Korn,
Und es belebt die gewaltsam umbrochne staubige Fläche
Nur des geduldeten Pfads halmreich befestigte Spur.
Viele Jahrzeiten nämlich - ich kann sie alle nicht leiden -
Bilden das volle Jahr, jede mit einigem Recht,
Und man bequeme sich also, dem Wetter entsprechend zu hoffen.
Manchmal grünet das Ziel, manchmal dann wieder der Weg.

**Peter Hacks**

Weidenblatt und Muskatblume

In meines Vaters Baumgarten
Wachsen zwei Bäume,
Wächst ein blühender Muskatenbaum
Und eine Weide.

Wenn ich heimgeh, warten zwei am Weg,
Tun sichs Herz abgrämen,
Eine rot und reich, eine arm und bleich,
Welche soll ich nehmen?

Wenn die Reiche einen Taler hat,
Verzehrt sie ihn alleine.
Wenn die Arme einen Groschen hat,
Tut sie ihn mit dir teilen.

Nahm ich nun doch die Arme mir,
Ließ die Reiche fahren,
Lebte in Fried mit ihr
Sieben lange Jahre.

Nahm ich die Reiche dann
Nach sieben langen Jahren.
Was die Arme mir gewann,
Hat die Reiche mir vertan
In sieben Tagen.

In meines Vaters Baumgarten
Wachsen zwei Bäume.
Weidenblatt und Muskatblume
Liegen auf dem grünen Rasen.

**Peter Hacks**

Wenn Chronos schläft

Wenn Chronos schläft, den Arm zum Halt gebogen
Der bärtgen Wange und das faltige Lid
Geruhsam übers satte Aug gezogen,
Geschieht im All, dass nichts in ihm geschieht.
Wir sehns nicht gern. Wir wissen ja, der Mann
Setzt einmal seinen Weg fort. Aber wann?

Kein Sieg, kein Fehlschlag für mein Wesen bürgend
Kein Hochgefühl. Ich werd mir selber blässer.
Die Arbeit ist nicht, was sie war. Im Nirgend
Für Niemanden. Das macht den Stil nicht besser.
Ich ahne das Geripp in meinem Leibe,
Als gings mich an, und treib, was ich nicht treibe.

Es gibt kein Jetzt und, scheint es, kein Nachher.
Von allen Altern dünkt uns dies das leerste.
Verdammter Stillestand. Kämpfen ist schwer,
Sterben ist schwerer. Warten ist das Schwerste.
Seit Jahrmillionen schleppt er sich zum Ziel,
Der Weltverlauf. Warum sind zehn so viel?

**Peter Hacks**
Westwärts ho

Die Straße kerbt smaragden
Sich in den Ozean,
Seit wir die Koffer packten
Und hoch die Brigg beflaggten
Mit der Hoffnungsfahn.

Von der Insel Britannia
Nach der Insel Amerika,
Westwärts ho.

Von Türmen voll und Ränken,
O alte London-Stadt,
Kein Blick dir, kein Gedenken.
Das Meer liegt vor den Bänken.
Wir sind europasatt.

Von der Insel Britannia
Nach der Insel Amerika,
Westwärts ho.

**Peter Hacks**

Wie Sonnenschein im Märzen

Wie Sonnenschein im Märzen
Ist Liebe, die beginnt.
Über die heißen Herzen
Weht noch ein kühler Wind.

Die Glut auf meiner Lippe,
Sie dringt noch wenig tief.
Das Glück steht auf der Kippe.
Da steht es doch nicht schief.

Vollkommen ist die leichte
Lust, die der Frühling schenkt,
Weil nur das Unerreichte
Nicht an Sterben denkt.

Werd ich mich je erwärmen,
Der ich so lange fror?
Die ersten Vögel lärmen
Und haben vieles vor.

**Peter Hacks**

Wiese, grüne Wiese

Auf einem Maulwurfshügel
Da sitzt ein Käfermann.
Er lupft die bunten Flügel
Und schaut die Landschaft an.
Sieht Hälmelein an Hälmelein,
Wo könnt es, denkt er, hübscher sein?
Wiese, grüne Wiese.
Pechnelken stehen vorne.
Das Wiesenschaumkraut blüht.
Die blauen Rittersporne
Sind noch mit Tau besprüht.
Des Käfers kleines Herz wird weit
Von ungemeiner Heiterkeit.
Wiese, grüne Wiese.

**Peter Hacks**

Wilhelm von Humboldt

Ich tadle nicht, dass wir ihn reparieren.
So viele Tonnen Stein wirft man nicht weg.
Soll er doch sitzen und die Linden zieren
Als weißer Fleck.

Wer gab so Seichtes so in Form der Tiefe!
Wer schuf so qualvoll mit so mattem Glück!
Er schrieb dem Schiller zweimal täglich Briefe
Und der ihm einmal monatlich zurück.

Er dachte unverzagt, was alle dachten.
Er war ein Heros der gelehrten Szene.
Ja, er besaß - Verzeihung, wenn ich gähne -,
Was Professoren für Genie erachten.
Der folgenlose Geist logiert in Tegel.
Die Uni heißt nach ihm und nicht nach Hegel.

**Peter Hacks**

Wo sind die andern Weiber?

Wo sind die andern Weiber?
Die sind zu Haus.
Ich habe dich nur angeblickt,
Dann habe ich sie heimgeschickt,
Die ganzen andern Weiber.
Nun sitzen sie zu Haus.

Was tun die andern Weiber
Bei sich zu Haus?
Sie können nicht vergessen mein
Und müssen allfort traurig sein,
Sie kratzen sich die Leiber
Und sehen grässlich aus.

Drum fliehe mich beizeiten,
Solang es Rettung gibt,
Sonst ziehst auch du die Lippen kraus
Und schickst die andern Herrn nach Haus.
Die liebt leicht keinen zweiten,
Die mich einmal geliebt.

**Peter Hacks**

Zeitgedicht

Gerecht zu sein, die Zeiten sind nicht schlecht.
Doch wer nur Dresche kriegt, ist manchmal nicht gerecht.
Sie haben so viel Steine in die Leier mir geschmissen,
Da ist mir die lobende Saite gerissen.

**Peter Hacks**

Zu Lessings Zeit

Zu Lessings Zeit regierte in Preußen ein
Gewisser Friedrich. Metternich war ein hoher
Politiker der Phase des Byronism.
Während der Tage des Molière besang man,
Scheints, einen König Ludwig, einen von 18.
Ludwigs wie Sprotten, aber nur ein Molière.
Wer fasst, dass ein Beamter eines Beamten
Einer Beamtin namens Katharina
Dem göttlichen Radistschew Vorschriften machte?
Eugen von Württemberg verschaffte sich einigen
Eklat durch die Verfolgung Schillers und Schubarts.
Elisabeth aus England: schwerlich verstarb sie
So jungfräulich, wie sie uns wissen ließ, aber
Wer ihren Namen in die kommende Welt trug,
War eine Clique von Stückschreibern, auch aus England.
Über Brechts Pfad wechselten 13 Kanzler.

**Peter Hacks**

Zuflüchte

Wie es sich lebt in dieser Zeit, ich weiß es nicht.
Ich wählte eine Liegenschaft mir, die, so weit
Der Blick vom Turm reicht, wie in allen Zeiten ist,
Die Birken wie vor Alters, wie seit je das Moor.
Wie es in diesem Jahr sich liebt, ich weiß es nicht.
Ich fand mir eine Liebste, die nicht anders als
Der Nymphen Brauch war und Natur empfiehlt, den Arm
In treuer Neigung um mich schlingt. So, wohlgestärkt
An Aug und Herz, im Häusermeer gelegentlich
Besuche ich die neuesten Fraun und sinne, wie
Zu machen ging, dass so bekömmlich ihr Geräusch
Einst zu vernehmen wär wie eines Hunds, der bellt.

**Peter Hacks**

Zumirfinden mit Landschaft

Als mir das Auge wieder aufging, ward
Zuerst des grünen Mooses ich gewahr.
Auf sandiger Narbe Wipfel sternenzart
Und zwischen ihnen was wie braunes Haar.

Dann, mehr bei Sinnen, sah ich: schmal und bloß
War mir dein brauner Körper aufgetaucht,
Vom selben rostigen Braun wie von dem Moos
Das Haar, doch weiß mit Nebel überraucht.

Das war das zweite. Hiernach nun verlor
Ich mich, zum andern Mal und des Verstands
Noch gründlicher entratend als zuvor,
In deinen tiefen Küssen. Endlich ganz
Bei mir zurücke, fand ich mich im Regen,
Sehr wenig fern den öffentlichen Wegen.

**Peter Hacks**

Zur Güte

Mein Kind, du bist zur Ehrlichkeit gelaunt.
Du willst die Sache klarer, also schlimmer.
Dass unser Glühn verlosch, macht dich erstaunt?
Wer liebt schon feurig? Und wer liebt schon immer?

Wer liebt schon immer? Aber auch der Schein
Der Liebe wird in solchen Zeiten selten.
Das bisschen Wärme, bisschen Höflichsein,
Es sollte unter Kennern höher gelten.

Ist nicht der Mann dem Weib, das Weib dem Mann
Ein Grund des Freuns, so gut als Wein und Rosen?
Ist nicht Haut Haut, Haar Haar? Und wo es an
Der Liebe mangelt, bleibt nicht das Liebkosen?

Die heitre Täuschung gutgemeinter Lügen,
Du weist sie von dir, kleiner Wahnverächter?
Ich wollte mich mit wenigem begnügen.
Doch keine Sanftmut mehr eint die Geschlechter.

**Peter Hacks**

Zwei Erfinder

Hoch lebe der Doktor Britzlmayer,
Der Erfinder der Ostereier.
Er war ein braver Forscher und Denker,
Ein edelmütiger Menschheitsbeschenker.
Seine Güte überdauerte
Weit sein Grabgebimmel,
Als er hinschied, freute sich der Himmel,
Und der Erdball trauerte.

Aber nieder mit Pastor Korffen.
Sein Leib sei auf die Straße geworfen
Und beschimpft und gefressen von den Hunden.
Der Kerl hat die langen, wollenen Strümpfe erfunden.

**Peter Hacks**

Zwei Wälder

Stehen zwei Wälder,
Bilden ein Tor,
Öffnen mir Felder,
Wiesen und Moor.
Feld, Moor und Wiesen
Sind, wo ich bin.
Warum zu diesen
Zieht es mich hin?

Hab, mich zu plagen,
Weiter nicht Lust,
Viel hundert Fragen
Hab ich gewusst,
Viel hundert Frauen
Nahm ich mir her,
Bin nicht zu schauen
Neugierig mehr.

Wälder, was ladet
Ihr mein Bemühn
Fort ins umschwadet
Mattere Grün?
Hab nichts verloren,
Was dort auch sei.
Kann doch an Toren
Nimmer vorbei.

**Peter Hacks**

Zwischen den Stühlen

Allerdings: zwischen vielen Stühlen sitz ich
Fest auf der Erde. Es haben sich
Auf wackligen Stühlen schon welche
Zu Tode gesetzt. Ganze Kasten starben
Bei Stuhlbeben.

**Peter Hamm**

Zugabteil (Über die Raue Alb/I)

Ein Blick aus dem Fenster
auf die verschwindende Welt
und man versteht
die Religionen.

Umkehr, wie kommt
so ein Wort in die Welt?

Der schiefe Fußballplatz
mit seinem zertretenen Gras,
die jungen, schneidenden Stimmen
von dort: sie dauerten
länger als jener Nachmittag,
länger als alle die Jahre -

doch nicht länger als ich.

Umkehr, Umkehr:
um nichts in der Welt
und um jedes.

(Die verschwindende Welt. Carl Hanser Verlag, München 1985)

*Nachdem er den bedrückenden Verhältnissen in katholischen Internaten in Oberschwaben entlaufen war, hatte sich der junge Peter Hamm (geb. 1937) als visionärer Dichter in geistiger Nachbarschaft zu Nelly Sachs (1910-1970) exponiert. In den Jahren der Studentenrevolte verwarf er dann unter Berufung auf marxistische Theoreme das Gedicht als „dem Stand der Produktionsmittel nicht angemessen". Nach seiner Rückkehr zur Poesie schrieb Hamm autobiografisch grundierte Erlebnisgedichte, die Orte und Leidenserfahrungen der Kindheit wachrufen. Es ist eine Poesie der letzten Dinge, die im „Bildersaal" der Religionen die emphatisch verstandene „Wahrheit" zu finden hofft.*

In einer Situation meditativer Besinnung reflektiert das grüblerische lyrische Subjekt hier die Kategorie „Umkehr" - ein Nachdenken über die entschlossene Rückwendung zu Gott, die aufgerufen und wieder verworfen wird. Das lyrische Subjekt ist in einer Ambivalenz gefangen. Das lyrische Verständnis für die Transzendenzfragen der Religionen verbindet sich mit einer Skepsis, die sich einer normativ eingeforderten „Umkehr" verweigert.

**Peter Handke**

Angesichts des Zweigs vor dem Himmel

Angesichts des Zweigs vor dem Himmel:
Gewiss erwarte ich keine Gotteserscheinung.
Aber ich erwarte doch mehr zu sehen,
Als ich im Augenblick sehen kann.
Und ich weiß,
Dass ich mehr sehen kann -
Viel mehr.
Und als ich das dachte,
Hörte in meinem Innern das Zählen auf.

(Leben ohne Poesie. Gedichte. Hrsg. v. Ulla Berkéwicz. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*„…- und in dieser zitternden Minute knisterte der Monatszeiger meiner Uhr…“: Dieses Jean Paul-Zitat eröffnet eine Gedichtsammlung des „lyrischen Epikers“ Peter Handke (geb. 1942), der nicht müde wird zu betonen, er sei eigentlich kein Lyriker. Aber das Jean Paul-Zitat zeigt programmatisch an, welchen Weg Handke in seinen seltenen dichterischen Arbeiten einschlägt: Es geht hier wie in seiner Prosa um kostbare Augenblicke der Wahrnehmungs-Belebung, um die Sekunden der „wahren Empfindung“ und die Rettung der Dinge durch das genaue Sehen.*

Das lyrische Ich Handkes erwartet in diesem 1982 erstmals publizierten Gedicht zwar keine Epiphanie, also nicht die Erscheinung eines Göttlichen - aber durchaus die Offenbarung einer realen Präsenz, eine gesteigerte Wahrnehmung, die das Alltägliche transzendiert. Dazu genügt die Entdeckung eines „Zweigs vor dem Himmel“. Dann wird die funktionale Betrachtungsweise aufgehoben, der Schauende gerät außerhalb der Zeit.

**Peter Handke**
Die Verlassenheit

Ruckhaft stand ich auf
(mit dem heißen Gesicht eines Wahnsinnigen)
Der Boden des Raums spiegelte
und die Dinge lagen zur Hand
wie ausgerissene Pflastersteine
In die wegstiebende Katze schlug mein Messer ein
Es gab bis über die Höhe der Augen
keine Außenwelt mehr

(In: Peter Handke, Leben ohne Poesie. Hrsg. v. Ulla Berkewicz. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007.)

*Das „hoffnungsbestimmte poetische Denken, das die Welt neu anfangen lässt", hat Peter Handke (geb. 1942) dereinst in seiner Büchnerpreis-Rede als Antriebsmoment seines Schreibens bestimmt. Die poetischen Augenblicke, die der passionierte Erzähler Handke eher selten in Gedichte verwandelt, können allerdings jähen Wechseln unterliegen - Zustände von Zuversicht und plötzlicher Verzweiflung, von beseligtem Glücksgefühl und ernüchternder Realität lösen sich in unberechenbarer Folge ab. Ein poetischer Augenblick kann auch ein Zustand der Panik sein, wie hier in einem Text aus dem 1977 publizierten Band „Das Ende des Flanierens".*

Das Weltgefühl von Handkes Ich ist instabil, immer wieder kann die im Schreiben gewonnene Ordnung zu bedrohlichen Einzelheiten auseinanderbrechen. Dann stiften die vorgefundenen Dinge keinen geheimnisvollen Sinn (wie etwa in der Erzählung „Die Stunde der wahren Empfindung" von 1975), sondern fügen sich zu Zeichen des Unglücks. In solchen Momenten widerfährt dem Ich ein elementarer Weltverlust.

**Peter Handke**
Niemand da

Sprich mit den Gegenständen der Langsamkeit
Sprich mit dem Licht der Gegenstände der Langsamkeit
Sprich mit den Gegenständen im Licht der Langsamkeit

(Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Im Werk des 1942 in Kärnten geborenen Peter Handke nimmt die Lyrik eine vergleichsweise geringe Rolle ein. Obwohl Handke über die vergangenen Jahrzehnte mehrere Bücher mit Gedichten veröffentlicht hat, waren es die Romane und Theaterstücke, in denen er die Wahrnehmung von Sprache und Welt ins Zentrum rückt, die seinen Ruhm begründet haben. Dass er daneben kurze notathafte Gedichte schrieb und Formversuche betrieb, zeigte der 2007 erschienene Band* **„***Leben ohne Poesie***“***.*

Der Text erinnert an Zen-Übungen zur Schulung der Aufmerksamkeit der Zen-Schüler. Als wäre mit der Aufforderung zu sprechen schon der Imperativ gegeben zu verstehen, führt diese eine Zeile, die unendlich oft variiert werden kann, ins Offene, Meditative. Was wir lesen sind lediglich drei Ausformungen eines ursprünglichen Satzes, den wir nicht kennen. Eines Koan, also einer Sentenz über eine exemplarische Handlung, die der Zen-Meister seinen Schülern vermittelt.

**Peter Härtling**

Gedicht mit Mond

Du legst die Hände um den Mond,
damit ich ihn nicht seh.

Wer, frag ich, wer hat wen geschont
und wer tat wann wem weh?

Der Zweifel reißt die Türe auf.
Wer, fragst du, wer wird gehn?

Da weiß ich nun die Antwort drauf:
Ich hab den Mond gesehn.

*Die romantische Poesie hat den Mond seit je als verlässlichsten Himmelskörper gefeiert: als auratische Erscheinung, begütigendes Gestirn und trostbereiten Hausgenossen. Auch für den Erzähler und Dichter Peter Härtling (geb. 1933) ist der Mond ein sehr vertrauter Partner, der entscheidende Zeichen zu setzen weiß. So entsteht ein liedhaftes, regelmäßig gereimtes Gedicht über das Ende einer Liebe.*

Wie aber das lunatische Zeichen zu deuten ist, das hier vom lyrischen Subjekt empfangen worden ist, lässt sich schwer sagen. Da ist zunächst die Umarmung des Mondes durch ein Du, das gegenüber dem lyrischen Subjekt des Gedichts offenbar auf Distanz gegangen ist. Eine Trennung steht bevor oder ist schon vollzogen; nun bilanziert man die Verletzungen, die nach dem Ende des Einverständnisses zurückgeblieben sind. Selbst die zarte Gegenwart des Mondes verheißt hier keine Utopien mehr.

**Peter Härtling**

Ich werfe deinen Schatten

Ich werfe
deinen Schatten.
Mehr habe ich nicht
von dir.
Du gehst mir voraus.
Du gehst mir nach.
Du bist kühler
als ich.
Wenn ich auf dich
falle,
verlierst du
mich.

(Peter Härtling, Gedichte 1953-1987. Luchterhand Verlag, Frankfurt am Main 1989.)

*Peter Härtling, 1933 in Hermannsdorf bei Chemnitz geboren, gelangte nach einer dramatischen Flucht am Ende des Zweiten Weltkriegs nach Südwestdeutschland und lebt seit vielen Jahren in Nürtingen. Literarisch ist er vor allem durch seine autobiografischen und seine Künstler-Romane bekannt geworden. Doch angefangen hat Härtling als Autor von Gedichten, in denen sich die Kenntnis der lyrischen Tradition mit dem kalkulierten Einsatz verschiedener Sprechweisen mischt.*

In Härtlings Gedicht scheinen für Licht und Schatten andere physikalische Gesetze zu gelten. In Form einer mystischen Verinnerlichung entsteht vordergründig ein Liebesgedicht, das den Schatten zur Identifikationsfläche zweier Personen stilisiert. Diese Schattenfläche ist zugleich die Grenzscheide von einer Person zur anderen, doch ebenso lässt sich im Schatten die Stelle verorten, an der ein Übergang möglich ist von einer Welt zur anderen.

**Peter Härtling**

Sätze vor dem Gedicht

Ich rufe die Wörter
zusammen,
sie haben
kein Fell, kein Gefieder,
sie haben, wenn
sie sich im Rudel drängen
und auf mich warten,
nur eine dünne Haut,
die reißt und sie
bloßstellt,
sobald ich ungeduldig werde
und sie nicht streichle
mit meiner Stimme.

(Peter Härtling, Gedichte 1954-1989. Luchterhand Literaturverlag, München 1989.

*In einer der vielen, aus dem Rückblick oft deutlich zeitgebundenen Debatten über die Möglichkeiten des Schreibens wandte sich der 1933 geborene Peter Härtling kritisch gegen seinen apokalyptisch gestimmten Kollegen Wolfgang Hildesheimer, den er 1984 fragte: „Können Wörter nicht wärmen und Sätze nicht Welt entwerfen?“ Härtling gehört zu den vielseitigsten Autoren seiner Generation. Sein umfangreiches Werk umfasst Romane, Erzählungen, Dramen, Kinderbücher, Essays und Gedichte. Die Auseinandersetzung mit dem Vorgang des Schreibens findet sich bei Härtling nicht nur in seinen Poetik-Vorlesungen.*

„Sätze vor dem Gedicht“: In einem einzigen lang hingestreckten Satz beschreibt das lyrische Ich, was dem Schreiben vorausgeht. Die Wörter werden in den Stand von Lebewesen erhoben. Sie sind nicht aggressiv, sie reißen nicht, sondern sie sind schreckhafte, sensible, leicht verletzbare Existenzen, die man geduldig und behutsam anlocken muss. Ein sanftmütiges Gedicht, in dem das Ich wie ein freundlicher Hirte auftaucht.

**Peter Härtling**

Vielleicht ein Narr wie ich

vielleicht ein narr wie ich
narren sind immer gleich
und wunderlich
und immer reich

warst es auch du
ein flugzeug macht mich ganz verrückt
doch du hältst deinen speer gezückt
und stößt hart zu

ich möchte dich bruder nennen
feierlich und sehr zart
doch du wirst meine stimmung nicht kennen
du fühlst dich sicher genarrt

(In: Mein Gedicht ist mein Messer. Hrsg. v. Hans Bender. List Verlag, München 1961.)

*In seinen frühesten literarischen Anfängen hatte der Dichter und Erzähler Peter Härtling (geb. 1933) den Don Quijote des Miguel de Cervantes, bekannt als „Ritter von der traurigen Gestalt", als große Identifikationsfigur entdeckt. Der 18-jährige Härtling hatte das Gymnasium vorzeitig verlassen und sah sich einer unsicheren Zukunft gegenüber: „Quichotte, ein Narr wie sein aus der Bahn geworfener Bewunderer." Hier reiht sich nun das lyrische Ich ein in die imaginäre Zunft der Narren.*

In seiner Sehnsucht nach Bruderschaft übersieht das Ich, dass die Narren von unberechenbar verschiedenem Charakter sind und dazu neigen, sich ständig unter dem Druck einer neuen Situation zu verwandeln und neu zu erfinden. Aber das Ich des 1951 entstandenen Textes ahnt, dass seine Sympathiebezeugung nicht unbedingt auf Gegenliebe stößt. Mit diesem ersten ernsthaften Gedicht betrat Härtling die Bühne der Literatur. Einige Jahre nach diesem Text entstand ein ganzer Zyklus mit ketzerischen und närrischen „Kaspar"-Gestalten.

**Peter Horst Neumann**

Ein Leser

Gefangen, verloren, geborgen
im Walfischbauch.

Das simulierte Gespräch,
das Gespräch mit dir selbst:
jede Antwort in Fragegestalt.

Am vierten Tag ausgespien,
am fünften schon wieder bereit,
dich gefangen zu geben

im Buch, lieber Jonas, im Buch.

(Auf der Wasserscheide. Gedichte. Rimbaud Verlag, Aachen 2003.)

*Wir müssen von unseren Verblendungen offenbar gewaltsam entfernt werden, um zur Besinnung zu kommen. Einst wollte der biblische Prophet Jona der ihm gestellten Aufgabe der Verkündung der Heilsbotschaft entfliehen. Seine Flucht vor seinem Auftraggeber endete damit, dass er von einem großen Fisch verschluckt und erst nach drei Tagen und drei Nächten ausgespuckt wurde. Die einsame Zeit im Bauch des Walfischs, in deren Verlauf er sich an die alten Gebete aus der Kindheit erinnerte, veränderte das Leben Jonas.*

Die Gedichte des Lyrikers und Literaturwissenschaftlers Peter Horst Neumann (geb. 1936) durchforschen die Sedimente von Philosophie und Theologie nach dem Kern der elementaren Daseinsfragen. Das Selbstgespräch des lyrischen Subjekts „im Walfischbauch“ erscheint als philosophische Meditation, die, wie jeder gute Diskurs, statt endgültiger Antworten, immer neue „Fragegestalten“ aufwirft. Der Monolog im „Walfischbauch“ erweist sich nach einer kleinen Vokal-Eliminierung als intensivste Selbsterhellung - im Akt der Lektüre. In einer Neufassung trägt das 2002 erstmals publizierte Gedicht den Titel „Im Walfischbauch“.

**Peter Huchel**

Ich sah des Krieges Ruhm

Ich sah des Krieges Ruhm.
Als wärs des Todes Säbelkorb,
durchklirrt von Schnee, am Straßenrand
lag eines Pferds Gerippe.
Nur eine Krähe scharrte dort im Schnee nach Aas,
wo Wind die Knochen nagte, Rost das Eisen fraß.

nach 1939

aus: Peter Huchel: Gesammelte Werke, Band 1: Die Gedichte, hrsg. v. Axel Vieregg, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1984

*Die Literaturgeschichte porträtiert den Dichter Peter Huchel (1903–1981) gerne als wortkargen Einsiedler aus der Mark Brandenburg, der sich in seinen Gedichten und seiner Zeitschrift* Sinn und Form *allen Imperativen des SED-Staates verweigerte. Bis zu Hitlers Machtergreifung tummelte sich Huchel in der literarischen Bohème Berlins und bewohnte mit seinen Kollegen Ernst Bloch und Eberhard Meckel eine Künstlerkolonie. In seiner Phase des öffentlichen Verstummens nach 1933 entstand das finstere Gedicht über die Schrecken des Krieges.*

Hier ist der Motivbestand von Huchels Dichtung exemplarisch entwickelt: Es geht um eine Poetik des Verhängnisses, die in die beschworenen Realien oder Naturerscheinungen stets die Zeichen des Unheimlichen oder des Todes einschreibt. Der Dichter hält Zwiesprache mit dem Schweigen oder entwirft Bilder vom Verlust der Hoffnung.

**Peter Huchel**

Thrakien

Eine Flamme züngelt
Hier nachts am Boden,
Es wirbelt weißes Laub.
Und mittags zerschellt
Die Sichel des Lichts.
Das Rascheln des Sandes
Zerklüftet das Herz.

Hebe den Stein nicht auf,
Den Speicher der Stille.
Unter ihm
Verschläft der Tausendfüßler
Die Zeit.

Über den Pass,
Gekerbt von Pferdehufen,
Weht eine Mähne aus Schnee.
Mit rauchlosen Schatten
Vieler Feuer
Füllt sich am Abend die Schlucht.

Ein Messer
Häutet den Nebel,
Den Widder der Berge.
Jenseits des Flusses
Leben die Toten.
Das Wort
Ist die Fähre.

**Peter Huchel**

Traum im Tellereisen

Gefangen bist du, Traum.
Dein Knöchel brennt,
Zerschlagen im Tellereisen.

Wind blättert
Ein Stück Rinde auf.
Eröffnet ist
Das Testament gestürzter Tannen,
Geschrieben
In regengrauer Geduld
Unauslöschlich
Ihr letztes Vermächtnis -
Das Schweigen.

Der Hagel meißelt
Die Grabschrift auf die schwarze Glätte
Der Wasserlache.

(Peter Huchel. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989.)

*Sein Name stand für die Verteidigung der Poesie gegen alle doktrinären Zumutungen im DDR-Sozialismus: Peter Huchel (1903-1981), der Dichter, der die Landschaften Brandenburgs in naturmystische Orte verwandelte, leitete 14 Jahre lang die weltoffene Zeitschrift „Sinn und Form“, bevor man ihn 1962 zur Demission zwang und ihn seither in seinem Haus in Wilhelmshorst bei Potsdam bespitzelte.*
*Von diesem erzwungenen inneren Exil und von den Versehrungen des Dichters sprechen die Gedichte dieser Jahre, in denen Natur zum politischen Zeichen geworden ist.*

Es ist das Bild eines tödlichen Schweigens, das hier in eine Naturchiffre übersetzt wird. Das „Testament“ der gefällten Tannen korrespondiert mit der „Grabschrift“ der „Wasserlache“. Die im „Tellereisen“ des Jägers gefangene Kreatur ist dabei die Poesie selbst, die von einer autoritären Macht zerquetscht wird. In Huchels Spätwerk finden wir viele solcher Zeichen der Gewalt, die seine poeto-religiösen Visionen in den naturmagischen Gedichten der 1930er- und 1940er-Jahre ablösen.

**Peter Huchel**

Unter der blanken Hacke des Monds

Unter der blanken Hacke des Monds
werde ich sterben,
ohne das Alphabet der Blitze
gelernt zu haben.

Im Wasserzeichen der Nacht
die Kindheit der Mythen,
nicht zu entziffern.

Unwissend
stürz ich hinab,
zu den Knochen der Füchse geworfen.

1971/72

Aus‘ Peter Huchel: Gedichte, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1989

*„Ihre Gedichte sind mir ein Heiligtum geworden“, schrieb im Dezember 1955 ein junger DDR-Schriftsteller an den Lyriker Peter Huchel (1903–1981) – und sprach damit für viele Autoren seiner Generation. Huchel, der Dichter der Naturmagie, wurde berühmt durch seine politische und ästhetische Unbotmäßigkeit als Redakteur der Literaturzeitschrift* Sinn und Form. *Nach seiner erzwungenen Demission bei* Sinn und Form *im Sommer 1962 lebte er in seiner kleinen Villa in Wilhelmshorst bei Potsdam acht Jahre lang im inneren Exil.*

In den nach 1960 entstandenen Gedichten Huchels finden wir eine Poetik des Verhängnisses, die in die beschworenen Landschaften Zeichen des Unheimlichen einschreibt. Der 1971 aus der DDR Exilierte hält Zwiesprache mit dem Schweigen und entwirft kryptische Diagnosen des Scheiterns. In dem um 1971/72 entstandenen Gedicht „Unter der blanken Hacke des Monds“ ist aus dem Lieblingsbild der Romantik, dem Mond, ein gewalttätiges Zeichen geworden. Der Urtext der Natur ist für das Ich nicht mehr zu entziffern. Was bleibt, ist Todesgewissheit.

**Peter Huchel**
Wintersee

Ihr Fische, wo seid ihr
mit schimmernden Flossen?
Wer hat den Nebel,
das Eis beschossen?

Ein Regen aus Pfeilen,
ins Eis gesplittert,
so steht das Schilf
und klirrt und zittert.

**Peter Maiwald**

Bettellied

Haste ne Mark?
Ich hab nichts zu fressen.
Ach Gott, ach Gott,
ach Gott, ach Gott
hat mich vergessen.
Haste ne Mark?
Ich hab nichts zu trinken.
Ach Gott, ach Gott,
ach Gott, ach Gott
ließ mich versinken.
Haste ne Mark?
Ich hab nichts zu wohnen.
Ach Gott, ach Gott,
ach Gott, ach Gott
tat’s mir nicht lohnen.
Haste ne Mark?
Ich hab nichts zum Lieben.
Ach Gott, ach Gott,
ach Gott, ach Gott
ist mir geblieben.

(Balladen von Samstag auf Sonntag. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1984; )

*Hier geht es um die schmerzhafte Urszene eines beschädigten Lebens. Der Bettler am Straßenrand, der in seiner nihilistischen Verzweiflung die Passanten um ein Geldstück angeht, ist ein zentraler Topos der politisch engagierten Literatur. Solche sozialkritischen Motive hat Peter Maiwald (1946-2008) in den Mittelpunkt seiner „Balladen von Samstag auf Sonntag“ (1984) gestellt. Sein Rückgriff auf traditionelle Reimformen und auf alltägliche Redensarten ist an der artifiziellen Einfachheit Bertolt Brechts orientiert.*

„Sieben Hungerarten“, hat Maiwald einmal geschrieben, vermöge das Lebensmittel Poesie zu befriedigen: „Es sind dies die Altgier, die Neugier, die Wortlust, der Trauerdurst, der Lachreiz, der Menschenkitzel und der Appetit auf Schönheit.“ Sein „Bettellied“ kann eine ungewöhnliche Pointe aufbieten: Hinter all der agnostischen Verzweiflung schimmert doch noch ein Erlösungsbedürfnis - kein Wort fällt häufiger als das sechzehnmal beschworene „Gott“.

**Peter Maiwald**

Das Etschelbetschel

Seht: Da kommt das Etschelbetschel
zieht mir frech ein freches Fletschel

streckt mir seine Zunge raus
nennt mich blödes, altes Haus

tippt den Finger an die Stirn
nennt mich: Peter Ohnehirn

spuckt vor mir die Spucke aus
sagt, dass es sich vor mir graus

höhnt mich laut mit: hö hö hö
Übelpeter, Schwachkopf, nö

stampft den Boden mit dem Fuß
zeigt den Finger mir zum Gruß ...

Seht: Da kommt das Etschelbetschel
will doch nur, dass ich es hätschel.

(Die Mammutmaus sieht wie ein Mammut aus. Gedichte für Kinder. Carl Hanser Verlag. München 2006)

*Das „Etschelbetschel“, das der Dichter Peter Maiwald (geb. 1946) in seinem Kindergedicht erfunden hat, ist ein sehr boshaftes, zänkisches und spottlustiges Wesen. Seine Existenz verdankt es nur der lautmalerischen Eigenwilligkeit seines Namens. Dem „Etschelbetschel“ bleibt - zwecks gelingender Reimbildung - als bevorzugte Tathandlung nur das „Fletschel“, mit dem es seinen Autor und seine Leser auf vergnügliche Weise erschrecken kann. Schon das „hätschel“ ist im Sinne der Reimlogik eine phonetische Abweichung.*

Nachdem er sich in seinen frühen Gedichten und Theaterstücken als williger Vollstrecker einer parteikommunistischen Rationalität exponiert hatte, wandte sich Maiwald seit etwa 1980 der virtuosen Neubelebung traditioneller Gedichtformen zu. In Liebes-Balladen, Sonetten und Moritaten zeigte sich Maiwald als versierter Form-Künstler. Nebenher entwickelt er auch eine Leidenschaft für das spielerische Laut- und Sprachspiel des Kinderreims.

**Peter Maiwald**

Der Überlebende

Suche für’s erste ein Grab
(damit ich was Sicheres hab).

Pflanze danach einen Baum
(zum Zäune und Galgen baun).

Baue zum dritten ein Haus
(und sperr alle Hauslosen aus).

Zeuge zum vierten ein Kind
(damit wir nicht wehrlos sind).

Schreibe zum letzten ein Buch
(das Leben ist schwer genug).

(Peter Maiwald, Balladen von Samstag auf Sonntag. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1984.)

*Peter Maiwald (1946 - 2008) war Mitglied der DKP, aus der er als einer der undogmatischen Linken 1984 ausgeschlossen wurde. Der volksliedhafte Tonfall seiner Lyrik ist an Heine und Brecht geschult; die schwungvollen, oft frechen Lehr- oder Liebesgedichte kommen in traditionellen Reimen daher. Maiwald machte keinen Kult aus dem Dichten, sondern bezeichnete es als Handwerk.*

Maiwalds Anspruch, eingefahrene Denk- und Sprachgewohnheiten zu entlarven, zeigt sich auch im Gedicht „Der Überlebende“. Die sprichwörtlich gewordenen guten Ratschläge, was man im Leben tun solle, werden aufgegriffen und antithetisch verdreht - das scheinbar Positive dient nur der Ausübung von Gewalt in vielerlei Form. Das lyrische Ich, das sich in der zweiten Zeile in einer Klammer verkrümelt, hält allenfalls noch ein Grab für sicher, und selbst das Dichten wird im letzten Vers sarkastisch behandelt. Die Sentenz vom schweren Leben sagt gewissermaßen achselzuckend: Warum nicht auch mal schreiben.

**Peter Maiwald**
Merkzettel

Die schönen Frauen
die ich nicht beschlief.

Das Vaterland
das ich nicht rief

Die Traumgedichte
die ich mir nicht schrieb.

Sankt Brandans Insel
die mir übrigblieb.

Die Druckerei
die mich nicht druckt.

Der feige Tag
da ich nicht aufgemuckt.

Das schöne Leben
das ich nicht geführt.

Das ganze Elend
das mich nicht gerührt.

(Springinsfeld. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1992)

*Auf dem „Merkzettel“ des politisch ambitionierten Dichters Peter Maiwald (geb. 1946) scheint nur eine Inventar-Liste des universellen Scheiterns zu stehen. In lakonischen Zweizeilern resümiert das lyrische Subjekt sein Leben, das, wie die Negationen besagen, aus noch nicht erfüllten Träumen und Wünschen besteht. Es gibt offenbar kein „schönes Leben“ in der Gesellschaft, in der sich dieses Ich situiert hat.*

Nur ein Ort ist für das Ich begehbar: „Sankt Brandans Insel“, jene legendäre Zwischenstation seefahrender Mönche des Mittelalters, die sich auf ihrer unendlichen Fahrt nach dem „Land der Heiligen“ im Kreis bewegen. Aber der Titel des Gedichts deutet an, dass diese Fahrt zum Verheißenen Land noch nicht zu Ende ist: Ein „Merkzettel“ hat ja die Funktion, Stichworte für noch nicht ausstehende Projekte und noch nicht realisierte Handlungen festzuhalten. Daher ist auch eine Zukunft möglich, in der sich die Utopien des Ich verwirklichen lassen.

**Peter Maiwald**

Mitteleuropa, verbessert

Abschied von Sonnenstaaten
wo keine Sonne schien.
Es stehn Mercedessterne
über der Stadt Berlin.

Goodbye den Fledermäusen
und ihrem Zukunftslot.
Es weint in den Gehäusen
Melancholie sich tot.

Adieu Historienengel
blutiger Flügelschlag.
Europa im Gedrängel
macht Nacht zum Tag.

Willkommen Abendländler
solang die Wimper hält.
Vorm Haus die toten Pendler
der ewig letzten Welt.

(Springinsfeld. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1992; © Peter Maiwald)

*Vom Agitprop-Autor zum versierten Formkünstler und Bänkelsänger: Im Fall des 1946 geborenen Dichters Peter Maiwald vollzog sich diese politische und literarische Metamorphose ziemlich schroff. Der Aktivist der DKP, der nach der Gründung der Zeitschrift „Düsseldorfer Debatte“ 1984 bei der Partei in Ungnade fiel, wandelte sich zum Virtuosen der eingängigen Volksliedstrophe, der Liebes-Ballade und der politischen Moritat. „Maiwalds Schlichtheit“, so lobte ihn Karl Krolow (1915-1998), „hat es in sich.“*

In einer forciert politischen Umdeutung eines Romantitels von Oswald Wiener („Die Verbesserung von Mitteleuropa“) skizziert Maiwald in grimmigen Versen das neue Berlin nach der Wende von 1989/90. Der Mercedes-Stern über dem Westberliner Europa-Center war einst protziges Symbol des Wirtschaftswunders. Im Zeitalter des Turbokapitalismus („Europa im Gedrängel“) haben sich die Insignien des Reichtums vermehrt - mit ihnen aber die Opfer von Armut Verelendung.

**Peter Maiwald**

Schneewittchen

hinter den sieben Bergen
betrügt mich
mit sieben Zwergen
die dumme Liese
braucht sieben Berge
braucht sieben Zwerge
Ich war ihr Riese.

1987

aus: Peter Maiwald: *Guter Dinge.* Deutsche Verlags-Anstalt. München 1987

*Im berühmten Märchen der Gebrüder Grimm ist die hübsche Tochter der Königin ohne Makel: „so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, und so schwarzhaarig wie Ebenholz“. Peter Maiwald, 1946 in Grötzingen/Kreis Esslingen geboren, hat der alten Geschichte um Schönheit und Eifersucht, Lust und Mordlust neuen Schwung verliehen.*

In seiner kunstvollen Einfachheit orientiert Maiwald sich an seinem Vorbild Bertolt Brecht. Der Dichter entnimmt der Schneewittchen-Geschichte die zentralen Elemente, würfelt sie heftig-satirisch durcheinander und komprimiert sie schließlich in einem turbulenten Siebenzeiler, der mit der magischen Zahl Sieben im Märchen korrespondiert. Das bei den Gebrüdern Grimm so wunderschön-unschuldige Schneewittchen erscheint hier als tumbe Nymphomanin mit beträchtlichem erotischen Appetit. Auch das lyrische Ich macht als „Riese“ eine eher klägliche Figur. Maiwalds heiteres Poem ist in den achtziger Jahren entstanden.

**Peter Maiwald**

Volkslied

Ein Volk von Deserteuren
dazu will ich gehören.

Ein Land voll Kraut und Rüben
darin will ich dich lieben.

Ein Haus mit offnen Türen
dazu will ich uns führen.

Ein Tisch gedeckt mit Sachen
daran wollen wir lachen.

Ein Bett liebend zu sterben
das wollen wir vererben.

*Im Jahr 1984 vollzieht sich die erstaunliche Metamorphose des parteikommunistischen Theaterautors und Agitprop-Texters Peter Maiwald (1946-2008) zum versierten Formkünstler und Virtuosen einer derb-vitalistischen Liebespoesie. In seinem Band „Balladen von Samstag auf Sonntag“ (1984), der sein größter Erfolg wurde, brillierte Maiwald mit volkstümlichen Liebes-Balladen, Sonetten und politischen Moritaten, die ihn als gelehrigen Schüler Heinrich Heines und Brechts auswiesen.*

Dieses „Volkslied“ predigt die Abweichung vom staatlichen und bürgerlichen Ordnungsdenken. Das Ich sucht die Gemeinschaft der „Deserteure“, der Hedonisten und lebenszugewandten Genießer. Es ist eine offene, unreglementierte Gesellschaft, die sich hier zusammenfinden soll in einer selbstverständlichen Zugewandtheit. Vielleicht blitzt hier auch noch der alte Glanz der frühsozialistischen Utopie auf.

**Peter Maiwald**

Was ein Kind braucht

Wenn ein Kind geboren ist,
braucht es eine Wohnung,
Kleider, eine Spielzeugkist,
Bonbons als Belohnung,
Murmeln und ein eigenes Bett,
einen Kindergarten,
Bücher und ein Schaukelbrett,
Tiere aller Arten,
Wälder, Wiesen, eine Stadt,
Sommer, Regen, Winter,
Flieger, Schiffe und ein Rad,
viele andre Kinder,
einen Mann, der Arbeit hat,
eine kluge Mutter,
Länder, wo es Frieden hat
und auch Brot und Butter.
Wenn ein Kind nichts davon hat
kann's nicht menschlich werden.
Dass ein Kind das alles hat,
sind wir auf der Erden.

**Peter Rosei**

Eine Welt sagt

EINE WELT SAGT: Da! und
eine andre: da! - Jetzt
- nichts mehr, nein, nur
köstlich Schweigen hör ich.

(In: Jahrbuch der Lyrik 2002. Hg. v. C. Buchwald u. A. Endler. C.H. Beck Verlag, München 2001; © Peter Rosei)

*Ein blitzartiger Moment des Erkennens genügt, um ein Leben aus der Balance zu bringen. Soeben, in der routinierten Alltagspraxis, war noch ganz unbezweifelbar eine fest umrissene Lebenswelt da, die uns in ihren vertrauten Strukturen Sicherheit bot. Aber dann taucht eine rivalisierende Welt auf - und schon wissen wir nicht mehr, wessen Präsenz mehr Evidenzen aufbietet. Der österreichische Erzähler und Dichter Peter Rosei (geb. 1946) hat diesen Augenblick der Erschütterung aufgezeichnet.*

Es kann passieren, dass aus diesem Widerstreit der rivalisierenden Welten kein Ausweg gefunden werden kann. Roseis Miniatur registriert den Zusammenstoß der konkurrierenden Systeme - ohne dass eine Weltdeutung triumphiert. Stattdessen profitiert sein Ich vom Ende des Kampfes um Deutungsmacht. Erlösung stiftet das „köstlich Schweigen“.

**Peter Rühmkorf**
Chanson

Wenn, aber dann,
in allem was ich tu,
ich etwas liebe,
halt ich darauf zu.

Eh wir in Bern-
stein oder Kalkstein eingeschlossen sind,
käm ich schon gern,
solang der Saft noch rinnt -

Ich bin auf Tour,
die Zeit wird merklich knapp,
Ich seil mich nur
nach oben eben ab.

I am your knight,
d. h. schon kurz vor auf den Knien.
Den Zahn der Zeit,
den werden wir ihr ziehn.

Kommt nur drauf an,
woran man wirklich glaubt:
Das Ding an sich?
Das Leben überhaupt?

Und dieses wird,
soweit die Dinge stehn,
ein bisschen anders aus
als in der Glotze sehn.

(Wenn - aber dann. Vorletzte Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1999).

*Der 1929 geborene „Elbromantiker“ Peter Rühmkorf hat sich bereits in seinen frühesten lyrischen Versuchen als leichtfüßiger Reimvirtuose und Meister des parodistischen Gegengesangs exponiert. In seinem lyrischen Spätwerk hat er die Arbeit am „halb-heroischen, halb nonchalanten Unerheblichkeitston“ weiter verfeinert. Aus einer tragikomischen Melange von Fatalismus und desperater Heiterkeit gewinnt Rühmkorf auch in seinen „Vorletzten Gedichten“ von 1999 schöne Chansons.*

Für die letzte Lebensperiode, die von Vergänglichkeits-Ahnungen verdunkelt wird, hat Rühmkorf hier sein eigenes poetisches Levitations-Programm erfunden. Die Zeit ist zur knappen Ressource geworden. Aber der Dichter setzt u. a. auf erotische Selbstheilungskräfte. Um dann in den beiden Schlussstrophen in mildem Sarkasmus alle klischeehaft-naiven Antworten auf die Frage nach den letzten Dingen abzuwehren.

**Peter Rühmkorf**

Drei Variationen über das Zeitgedicht

Das Zeitgedicht, das Zeitgedicht,
ist schon ein Tutmirleidgedicht,
mit Kunst geschliffen und gefeilt,
entgeht ihm, wie die Zeit enteilt,
ojeh!

Das Zeitgedicht, das Zeitgedicht,
so schnell wie Zeitung kann es nicht,
weil wo es sich mit Sinn verfasst,
ist prompt der Drucktermin verpasst,
oweh!

Das Zeitgedicht, das Zeitgedicht,
hat nur ein kurzes Lebenslicht,
und wenn es auch die Wahrheit spricht,
man dankt’s ihm nicht!
Olé !

(Paradiesvogelschiss. Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 2008)

*In den Sechzigerjahren hatte Peter Rühmkorf (1929-2008) für einen „modernen nachbrechtischen Typus des Aufklärungsgedichts“ plädiert. Schroffe Kritik übte er damals schon an kurzschlüssig-aktualitätsversessenen Gedichten, in denen die Sprache zum „didaktischen Demonstrationsmedium“ schrumpfe. Der späte Rühmkorf, inspiriert durch die Volksliedstrophen Heinrich Heines und das lockere Parlando des „Stabreimmediziners“ Gottfried Benn, setzte seine ironischen Abgesänge auf die Erkenntnisanstrengungen des „Zeitgedichts“ fort.*

Auch auf die Gefahr hin, „noch ein paar weitere Zentimeter unter Niveau (zu) gehen“, hatte sich Rühmkorf in seinem letzten Band „Paradiesvogelschiss“ (2008) eine Poetik der absoluten Simplizität verordnet. Diese Verheißung lyrischer Schlichtheit gehörte indes zu den Finten eines Autors, der in seine wie beiläufig gesprochenen Lässigkeiten stets dialektische Volten und unbotmäßige politische Pointen einzuschmuggeln vermochte. Über die geringe Haltbarkeit politisch motivierter Dichtung machte er sich jedoch keine Illusionen.

**Peter Rühmkorf**

Einfach werden - radikal

Einfach werden - radikal
Kompliziert, das war einmal.
Weil, ... Subtilität
kaum ein Leser noch versteht.

2005/2006

(Paradiesvogelschiss. Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 2008)

*In seinem letzten Gedichtband „Paradiesvogelschiss“ (2008) hat der wohl größte ironische Reimkünstler des späten 20. Jahrhunderts, hatte also Peter Rühmkorf (1929-2008) einige hundert „Einfallsquanten“ und „Lyriden“ verarbeitet. Dabei handelt es sich nicht um eine Kollektion genial geschliffener Fragmente, sondern eher um die Spruchsammlung eines von der Vergänglichkeit durchdrungenen Dichters, der nicht mehr alles auf die Goldwaage legen möchte. Auch auf die Gefahr hin, „noch ein paar weitere Zentimeter unter Niveau (zu) gehen“, verordnete sich Rühmkorf hier eine Poetik der absoluten Simplizität.*

Diese Verheißung lyrischer Schlichtheit gehört indes zu den Finten und Täuschungsmanövern eines Autors, der in seine Volksliedstrophen stets dialektische Volten und auch unbotmäßige politische Pointen einzuschmuggeln vermochte. Gegen Ende seines Lebens erteilt sich der Dichter die Lizenz, den Triumph der Kunst über zunehmend widrige Lebensumstände in kalauernder Heiterkeit zu zelebrieren.

**Peter Rühmkorf**

Fast pastörlich

Blicke, fast wie auf dem Strich,
flitzende Magnetchen,
alte Männer merken sich
junge Mädchen
Jahr um Jahr ein Stück verstärkt,
leider bleiben selber unbemerkt.

Neigen Häupter, ziehen Hüte,
sehen mit verschärften Nerven
ungeheure Diven sich
in der Eile ihrer Blüte
Tagedieben in die Arme werfen -
Leider, diese Welt spricht nicht für dich.

Und dann wieder diese Abendstunden,
unausweichlich, unaufhörlich,
wo du wie gepierced,
eisern vors Kanonenrohr gebunden
virtuellen Blüten in die Kelche stierst …
Und erschauerst ehrlich fast pastörlich

(Wenn - aber dann. Vorletzte Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1999)

*Die Leiden eines alternden Voyeurs, der sich von den Reizen junger Mädchen in Bann ziehen lässt - dieses „Lolita“-Motiv hat den 1929 geborenen Dichter und „Elbromantiker“ Peter Rühmkorf schon früh beschäftigt. Das verbotene Begehren quält schon den Tagebuchschreiber Rühmkorf in „Tabu II“, der 1971/72 den Attraktionskräften einer Schülerin viele verschlungene Seiten widmet.*

Der Dichter als alter Mann demonstriert hier, in dieser um 1955/96 entstandenen poetischen Selbstentblößung, in erster Linie sein Formbewusstsein. Als womanizer ist der Voyeur, der hier „fast wie auf dem Strich“ seine Blicke auf „ungeheure Diven“ wirft, nur noch ein Auslaufmodell. Rühmkorf porträtiert sich selbst als eher lächerlichen Erotiker, der denn auch grandios scheitert. Der sinnlichkeitshungrige Dichter vermag zwar immer noch seine Reimkunst zu zelebrieren - als Don Juan hat er ausgedient.

**Peter Rühmkorf**

Geplatzter Fototermin

Ich sprach zum pars pro toto:
Du kommst schön scharf im Foto.

Total, darauf das Pars,
du sprichst mir aus dem Ars.

Der ist dir nämlich mitten
aus dem Gesicht geschnitten.

Die Nasenwurzelfalte,
genau wie ich mich spalte.

Das Kinn mit inbegriffen,
nur beides zu verkniffen.

Und was an mir erfreulich ist,
ist, was an dir abscheulich ist.

Glückauf, vielleicht beim nächsten Mal.
Du bist mir nämlich arschegal.

*(wenn - aber dann. Rowohlt Verlag, Reinbek 1999)*

*In seinen „Vorletzten Gedichten“, die er 1999 nicht ohne Koketterie ankündigte, hat sich bei dem ewigen Hamburger „Linksausleger, „Elbromantiker“ und aufklärerisch gestimmten Dauer-Gaukler Peter Rühmkorf die riskante Lust an der kunstvollen Banalisierung von Volksliedstrophe, Knittelvers und Kalauer bedenklich verschärft. „Wünsch mir im Himmel einen Platz / (auch wenn die Balken brächen) / bei Bellman, Benn und Ringelnatz“: An der Legitimität dieser himmlischen Sitzordnung besteht angesichts der ironischen Raffinesse des Autors Rühmkorf kein Zweifel.*

Der 1929 geborene Rühmkorf möchte eben in diesen Gedichten „irgendwie auf die alten Tage / nochmal etwas machen / was nicht sofort auf Anhieb gefallt“. In seiner artistischen Leichtigkeit gefällt es dem Autor, sich recht bedenkenlos in Anzüglichkeiten und Vulgaritäten zu wälzen.

**Peter Rühmkorf**
Ich hatte dich

Ich hatte dich
vor aller Welt erwählt.
Ich hatte mich
um zwei-drei Jahr verzählt.
Sowohl bei dir,
als auch was mich betraf,
dann drohte mir
der Sittenparagraf.

(Peter Rühmkorf, Paradiesvogelschiss. Rowohlt Verlag, Reinbek 2008.)

*In seinem Alterswerk erteilte sich Peter Rühmkorf (1929-2008) die Lizenz, angesichts seiner krankheitsbedingt widrigen Lebensumstände alle strengen Kunstansprüche zu dämpfen und sich lieber auf Kalauer als auf verbissene Pathetik zu verlassen. Der Dichter als alter Knacker, der kokett seine Rest-Vitalität vorführt - diesen selbstironischen Gestus hat er bis zuletzt durchgehalten. Bereits in den „Vorletzten Gedichten“ von 1999 hatte er sich als Voyeur ironisiert, der begehrliche Blick auf allzu junge Mädchen wirft.*

In den „Einfallsquanten“, „Lyriden“ und kleinen Kalauern seines letzten Bandes „Paradiesvogelschiss“ (2008) präsentiert sich Rühmkorfs Alter Ego noch einmal als unbefugter Kavalier, der gegen den „Sittenparagraf“ verstößt. Wer ältere Essays oder Tagebücher des Autors studiert, wird auch dort die Selbststilisierung zum Erotomanen finden, der in imaginativer Erhitzung von einschlägigen Verlockungen schwärmt.

**Peter Rühmkorf**

Mit unsern geretteten Hälsen

Mit unsern geretteten Hälsen,
Immer noch nicht gelyncht,
Ziehn wir von Babel nach Belsen
Krank und karbolgetüncht.

Fraßen des Daseins Schlempe,
Zelebrierten in gleitender Zeit
Unter des Hutes Krempe
Das Hirn, seine Heiligkeit.

Tätowiert mit des Lebens Lauge.
Doch von erstaunlichem Bestand
Das Weiße in unserm Auge,
Das Warme in unserer Hand.

Wir haben gelärmt und gelitten.
Wir schrieben Pamphlete mit Tau und mit Teer -
Worte schöpfen, Worte verschütten,
In ewiger Wiederkehr.

(Heiße Lyrik. Zusammen mit Werner Riegel. Limes Verlag, Wiesbaden 1956; © Randomhouse)

*Die renitente Artistik des großen Dichters Peter Rühmkorf (1929-2008) suchte immer „die Verbindung von Schönheit und Schock“ im Gedicht. Dies gelang vor allem in den hart gefügten Versen von Rühmkorfs Debütband „Irdisches Vergnügen in g“ von 1959, in dem ein zutiefst desillusioniertes Bewusstsein die „Conditio humana“ kommentiert. In einem Gedicht spricht ein zynisch gewordener Überlebender, der mit scharfem Witz die Rituale des Geistes kommentiert.*

Der aggressive Zynismus der ersten Strophe, der für die Nachgeborenen noch einmal den Gang ins Konzentrationslager imaginiert, geht über in weichere Töne und in die Beschwörung von Gottfried Benn-Motiven: das „Zelebrieren“ des „Hirns“; die Evokation der „ewigen Wiederkehr“. Mit Benn (1886-1956) setzt Rühmkorf hier auf das „Gegenglück“ (Benn) des Geistes - und die Unerbittlichkeit der ersten Strophe wird vom „Worte schöpfen“ der letzten Strophe doch etwas gemildert.

**Peter Rühmkorf**
So müde, matt, kapude

So müde, matt, kapude,
dem Abtritt nicht mehr fern –
Da steht der Abendjude
mit seinem goldnen Stern

Von seinem Schächerorden
fällt ihm ein Licht voraus:
Auf Erden nichts geworden,
im Himmel nicht zuhaus.

Uns Um-und-Umgescheuchten
scheint das vertrauter Schein –
Im Dunkel ist gut leuchten,
am Morgen – was wird sein?

Da ziehen die Sprücheklopfer
zu Felde wie gewohnt,
da sagen die Täter, die Opfer
hätten sich doch gelohnt.

Kommt, lasst uns an den Särgen
die Wahrheit messen bis sie passt –
Was du hierzuland zu verbergen
ist was du zum Rausschreien hast.

1986

aus: Peter Rühmkorf: Einmalig wie wir alle, Rowohlt Verlag, Reinbek 1989

*In einem 1986 geführten Briefwechsel mit dem Kritiker Marcel Reich-Ranicki bekam der Dichter Peter Rühmkorf allerlei freundliche Worte über sein Gedicht „So müde, matt, kapude“ zu hören, das kurz davor entstanden war: Das Gedicht sei charmant, gleichwohl nicht ganz verständlich und nicht ganz überzeugend, konstatierte der Kritiker im Blick auf Rühmkorfs Version der unheilvollen Geschichte vom Ewigen Juden.*

Die süße Melodie der Volksliedstrophe und die melancholische Leier des Bänkelsängers deuten auf historische Schrecknisse: Das Bild vorn ruhelos wandernden „Abendjuden“, dem der „goldene Stern“ anhaftet, verweist auf den „gelben Stern“, das tödliche Symbol für antisemitische Ausgrenzung. In den letzten beiden Strophen liefert Rühmkorf, Jahrgang 1929, eine explizite politische Ausdeutung der Szene. Der epochale *Shoah*-Film von Claude Lanzmann, so Rühmkorf in seiner Antwort an Reich-Ranicki, hat den Anstoß für dieses Gedicht geliefert.

**Peter Waterhouse**
Fahrräder

Fahrräder
gelehnt an den Bahnhof -
so, ohne Explosion, beginnt die Welt

(Peter Waterhouse, Prosperos Land. JungundJung Verlag, Salzburg 2001)

*Eine „befreiende Undramatik“ sei diesem Dichter eigen, sagte die Poetin Ilma Rakusa in ihrer Laudatio auf den Erich-Fried-Preisträger des Jahres 2007, „keine choreografierten Höhepunkte, keine Aggressivität, ja nicht einmal Hierarchien.“ So unaufgeregt, so welt- und daseinsverliebt wie in den Gedichten von Peter Waterhouse ist Dichtung selten. 1956 in Berlin als Sohn eines britischen Offiziers und einer österreichischen Mutter geboren, wurde Waterhouse, der heute in Wien liebt, das Glück zuteil, zweisprachig aufzuwachsen.*

Die erwähnte Undramatik taugt als Schlüsselwort auch für den Dreizeiler, der so scheinbar harmlos daherkommt. Dabei spricht das Gedicht von nichts weniger als dem Weltbeginn. Nicht mit einem Urknall, sondern mit der Selbstverständlichkeit einiger an eine Bahnhofswand gelehnter Fahrräder sollen wir uns den Anfang von allem vorstellen. Das könnte auch heißen, dass es keinen Anfang gibt, alles schon immer da war, wie die Fahrräder vor dem Bahnhofsgebäude.

**Peter Weiss**

Telegramm an die Zeitung Granma, La Habana, nach der Nachricht von Che Guevaras Tod am 10. 10. 1967

Er starb als er mehr denn je gebraucht wurde
War er krank
War er niedergeschlagen
Opferte er sich
Wenn er krank war
Warum halfen wir ihm nicht
Er glich einem vom Kreuz gelösten Christus
Ich hasse den Heroismus des Leidens
Ich hasse den Mystizismus der Auferstehung
Wir haben ihn allein gelassen
Er hätte unserer Hilfe bedurft
Die Erde die er mit seinem Blut tränkte
Gehört ihm nicht
Nur die Erde auf der du lebst
Gehört dir
Jetzt machen wir einen Märtyrer aus ihm
Um unser Gewissen zu beruhigen
Oder irre ich mich
War er stark aktiv voller Zuversicht
War er der einzige der Mut hatte
Lehrte er uns mit seinem Tod
Unsere Feigheit
Lerne
Lerne
Lerne
Der Kampf geht weiter

**Philip von Zesen**

Sich selbst besiegen

Sich selbselbsten überwinden ist der allerschwerste Krieg;
Sich selbselbsten überwinden ist der allerschönste Sieg.

*Man darf das Epigramm als ein Gedicht auffassen, das in knapper Form einen Sinnspruch, eine Moral zusammenfasst und je nach Temperament des Autors als sarkastische Volte oder belehrende Geste auftritt. In diesem Fall stammt das Epigramm von dem Barockdichter Friedrich von Logau, der von 1605 bis 1655 lebte, in einer Epoche also, die den größten Teil seines erwachsenen Lebens durch den 30-jährigen Krieg geprägt haben dürfte.*

Seltsam privat mutet dieser Zweizeiler an, berücksichtigt man die Zeitumstände. Doch zieht man das Aufkommen einer neostoizistischen Lebensphilosophie im ausgehenden 15. Jahrhundert hinzu, erscheint diese Privatheit in einem anderen Licht: Mit Geist und Denkvermögen soll der Mensch zur Weisheit als höchstem Gut und Inbegriff des glücklichen Lebens gelangen. Als Wegweiser zur Selbstvervollkommnung dient dabei die eigene Vernunft.

**Rafael Alberti**

Aufforderung

Debajo del chopo, amante,
debajo, del chopo, no.

Al pie del álamo, si,
del álamo blanco y verde.

Hoja blanca tú,
hoja verde yo.

Aufforderung

Im Erlenschatten, Liebste,
Im Erlenschatten, nicht.

Unter der Pappel, ja
dem Weiß und Grün der Pappel.

Weißes Blatt du,
grünes Blatt ich.

(In: Zu Lande zu Wasser. Gedichte. Spanisch u. deutsch. Aus d. Spanischen v. Erwin Walter Palm. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1960)

*Rafael Alberti (1902-1999) war der populärste Repräsentant jener legendären „Generation 1927“, mit der die spanische Lyrik im 20. Jahrhundert wieder Weltgeltung erlangte. Gemeinsam mit Federico Garcia Lorca (1898-1936) brachte er volkstümliche Inhalte und eingängige Formen mit den experimentellen Schreibweisen der Moderne in Einklang. In seinem Gedichtband „Über die Engel“ (1929) vollzieht er den Übergang in eine surrealistische Bildersprache. Nach 1930 begann der Aktivist der spanischen Kommunisten auch politisch engagierte Lyrik zu schreiben. Der politisch-operative Gestus hat aber die sinnlich-surrealistische Metaphorik nie ganz verdrängt.*

In Albertis 1925 geschriebenem „Tagebuch einer Reise mit der Geliebten“ findet sich ein zartes Liebesgedicht, das ganz von der Mobilisierung von Farben und Naturbildern lebt. Zwei Liebende haben ein ideales Refugium gefunden. Liebe und Natur scheinen untrennbar verbunden: Die Pappel mit ihrem „Weiß“ und „Grün“ symbolisiert die naturwüchsige Zusammengehörigkeit der Liebenden.

**Rahel Varnhagen**

Spanisch

Wollte klüger sein, als Träume;
Ach wie dumm war Rahlchen da.
Nur die Träume waren klug!
Außen ist man nur verwirret,
Innen ist man klar und deutlich,
O wie hatten Träume Recht!
Könnten wir nur recht erwachen,
Uns besinnen, Trug verscheuchen;
Zu dem wahren Traum hinab!
Alle Geister sind nur Träume,
Träume Eines Geistes nur.
Uns zurück in diesen finden,
Ist Erwachen nur zu nennen;
Oder auch: der schönste Traum.

*Der legendäre literarische Salon der Rahel Varnhagen (1771-1833), geborene Levin, der Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns aus Berlin, war an der Schwelle zum 19. Jahrhundert die lebendigste „Republik des freien Geistes" in Deutschland. Varnhagen exponierte sich dort nicht nur als Stichwortgeberin für liberale Politik, die Emanzipation der Frau und romantische Freiheitsideen, sondern versuchte sich selbst als Dichterin. Ihre lyrischen Arbeiten und vor allem ihre zehntausend Briefe sind bis heute nur in wenigen Auszügen veröffentlicht.*

Das lyrische Bekenntnis zum Traum ist ein zentrales romantisches Motiv. Rahel Varnhagens Gedicht erhebt hier die nächtlichen Phantasmagorien über alle analytische Vernunft. Von den „Hymnen an die Nacht" ihres Zeitgenossen Friedrich von Hardenberg alias Novalis (1772-1801) hat sie das Vertrauen in die Offenbarungen der nächtlichen Fantasien geerbt.

**Rainer Brambach**

Leben

Ich schreibe keine Geschäftsbriefe,
ich beharre nicht auf dem Termin
und bitte nicht um Aufschub.
Ich schreibe Gedichte.

Ich schreibe Gedichte auf den Rummelplätzen,
in Museen, Kasernen und Zoologischen Gärten.
Ich schreibe überall,
wo Menschen und Tiere sich ähnlich werden.

Viele Gedichte habe ich den Bäumen gewidmet.
Sie wuchsen darob in den Himmel.
Soll einer kommen und sagen,
diese Bäume seien nicht in den Himmel gewachsen.

Dem Tod keine Zeile bisher.
Ich wiege achtzig Kilo, und das Leben ist mächtig.
Zu einer anderen Zeit wird er kommen und fragen,
wie es sei mit uns beiden.

*Für seinen Status als Dichter benötigte der Schweizer Rainer Brambach (1917-1983) keine pathetischen Selbststilisierungen. Lieber porträtierte er sich als Erdarbeiter und Gärtner mit einer sinnlichen Nähe zur Tier- und Pflanzenwelt. Eine Ausnahme bildet sein fast übermütiges Bekenntnis zum öffentlichen Gedicht, das sich mitten auf den Rummelplätzen positionieren soll. Diesen Text rückte Brambach demonstrativ an den Anfang seines Bandes „Wirf eine Münze auf“ (1977), seiner lyrischen Bestandsaufnahme aus zwanzig Jahren.*

Trotzig beharrt Brambach nicht nur auf einer Nähe der Poesie zum Alltag, sondern auch auf der Seelenverwandtschaft aller Kreaturen - und auf der einzigartigen Fähigkeit der Dichtung, utopische Energien zu entbinden. Poesie verfügt eben über das Vermögen, Bäume „in den Himmel wachsen“ zu lassen. Für den Augenblick des Schreibens wird der Tod auf Abstand gehalten - zugleich wird seine unleugbare Präsenz anerkannt.

**Rainer Brambach**

Niemand wird kommen

Niemand kam über das Feld.
Nur Regengewölk, Wind.
Niemand wird kommen, der sagt:

Lehmgestalt, steig aus dem Graben,
ich habe deine Gedanken gehört.
Gehe! Die schöne Welt erwartet dich.

Niemand ruft: He, noch nicht unterwegs?
Dein Freibrief ist gültig,
leicht lesbar die Schrift der Redlichkeit.

Ich sah als Kind auf dem Jahrmarkt
den Tanzbären sich drehen,
hielt mich später am Tage versteckt,
kenne einige Gefängnisse inwendig
und auswendig die Sprache der Henker.

Niemand. Regengewölk, Wind.

(Rainer Brambach, Gesammelte Gedichte. Mit einem Nachwort von Hans Bender. Diogenes Verlag, Zürich, 2003.)

*Als junger Schauspielschüler hatte der Dichter Rainer Brambach (1917-1983) bereits die unliebsame Bekanntschaft mit den Grenzbehörden und patriotischen Institutionen seiner Heimatländer gemacht. In der Schweiz wies man ihn wegen „Arbeitscheu und Herumtreiberei“ außer Landes, in Frühjahr 1939 verfolgte ihn die Wehrmacht mit einem Gestellungsbefehl - der als Deserteur deklarierte Brambach floh nach Frankreich und wieder zurück in die Schweiz, wo man ihn einige Monate internierte. Von diesem Lebensabschnitt erzählt auch das Gedicht, das 1983, im letzten Gedichtband Brambachs, erstmals publiziert wurde.*

Ein nomadisierender Einzelgänger, der ganz auf sich allein gestellt ist und auf göttlichen Beistand (der die „Lehmgestalt“ wiederbelebt) nicht mehr hoffen will, stellt sich hier einen „Freibrief“ aus. Verbündete dieses Freundes der Jahrmärkte sind nur die launischen Wetterphänomene. Einzig die Suchbewegung vermag dieses einzelgängerische Ich am Leben zu halten.

**Rainer Brambach**
Paul

Neunzehnhundertsiebzehn
an einem Tag unter Null geboren,

rannte er wild über den Kinderspielplatz,
fiel, und rannte weiter

den Ball werfend über den Schulhof,
fiel, und rannte weiter

das Gewehr im Arm über das Übungsgelände,
fiel, und rannte weiter

an einem Tag unter Null
in ein russisches Sperrfeuer

und fiel.

(Gesammelte Gedichte. Diogenes Verlag, Zürich 2003)

*Dieses fast tonlose, lapidare Requiem auf ein gewaltsam zerstörtes Menschenleben benötigt keine affektiven Gesten oder emotionalen Dramatisierungen, um die Ausweglosigkeit des Krieges zu demonstrieren. Rainer Brambach (1917-1983), der als Schweizer Staatsbürger 1939 zwangsweise zur Wehrmacht eingezogen wurde und später desertierte, ist ein Angehöriger der „Generation 1917", deren Angehörige zu Hunderttausenden auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs starben.*

Das Brambachs Schriftstellerkollegen Jürg Federspiel gewidmete Gedicht resümiert in extremer Knappheit einzelne Lebensabschnitte des imaginierten jungen Soldaten „Paul". Der Text gewinnt seine verstörende Intensität aus Wiederholungsfiguren und der Zweideutigkeit des Verbs „fallen". Die Dynamik des Jugendlichen, der über den Schulhof und später über das militärische Übungsgelände stürmt, wird von der tödlichen Realität des Krieges jäh beendet. Geboren „an einem Tag unter Null" 1917 ist die Lebensgeschichte des jungen Soldaten „an einem Tag unter Null" an der Ostfront zu Ende.

**Rainer Brambach**

Salz

Wir brauchen einander. Wir sind
das Salz der Erde,
Salz, kostbarer als Gold, notwendiger,
einsilbig, weiß im Streufaß gefasst,
verloren im Atlantik,
im Brot, in der Träne, im Schweiß
vor der Geburt oder sonstwie, sonstwo
brauchen wir uns, Salz der Erde, Salz.

(Gesammelte Gedichte. Diogenes Verlag, Zürich 2003.)

*Der ungelernte Landarbeiter, Torfstecher, Steinmetz und langjährige Gärtner Rainer Brambach (1917-1983) hatte sich 1939 den deutschen Wehrmachts-Behörden durch Flucht in die Schweiz entzogen. Nach 1945 fand er als lyrischer Autodidakt in Basel sehr zielsicher seinen Weg in die Welt der Literatur. Bereits in seinen frühesten Gedichten, die 1954 in den „Akzenten" erschienen, stellt sich Brambach als schwer schuftender „Erdarbeiter" vor, bewaffnet mit „grobem Hemd", „Manchesterhose" und „Garibaldihut".*

Brambachs Verbundenheit mit den Naturstoffen erhellt aus einem Elementargedicht wie „Salz", das auf knappstem Raum eine kleine Naturgeschichte des Minerals erzählt, das den Wasserhaushalt im menschlichen Körper regelt. Dem Salz als einem Grundstoff des menschlichen Lebens widmet Brambach, der erdverbundene Dichter, einen kleinen emphatischen Hymnus. Die poetische Verneigung vor dem Salz ist vermutlich in den 1950er Jahren geschrieben worden.

**Rainer Kirsch**
2005

Habt ihr damals gut genug gehasst?
Habt ihr eure Schlachten selbst geschlagen
Oder euch den Zeiten angepasst?

Mit den Versen, die wir heute schrieben
Werden wir dann kahl vor ihnen stehn:
Hatten wir den Mut, genau zu lieben
Und den Spiegeln ins Gesicht zu sehn?

Und sie werden jede Zeile lesen
Ob in vielen Worten eines ist
Das noch gilt, und das sich nicht vergisst.

Und sie werden sich die Zeile zeigen
Freundlich sagen: >Es ist so gewesen.<
Oder sanft und unnachsichtig schweigen.

(Rainer Kirsch, Ausflug machen. Hinstorff Verlag, Rostock 1980.)

*Der 1934 in Döbeln geborene Rainer Kirsch wird mit Karl Mickel, Volker Braun und seiner Ex-Frau Sarah Kirsch der Sächsischen Dichterschule der DDR zugerechnet. Diese Dichter hatten sich in den 1960er Jahren am Johannes-R.-Becher-Institut in Leipzig um die Figur Georg Maurers geschart und versucht in Gedichten deutlich eine Haltung zum gesellschaftlichen Leben im Staat zu entwickeln. Nicht selten gerieten die Protagonisten dabei in Widerspruch zur offiziellen Linie und wurden mit Publikationsverbot belegt.*
*Unsre Enkel werden uns dann fragen:*

Deutlich schwingt in diesem 1980 im Band „Ausflug machen“ erschienenen Sonett Bert Brechts „An die Nachgeborenen“ mit. Konnte Brecht aber noch dichten „Wirklich, ich lebe in finsteren Zeiten“ und damit als Individuum deutlich Position beziehen, muss Kirschs Gedichtsubjekt seine Aussagen über die Zeit spekulativ und verschlüsselt in die Köpfe einer späteren Generation verlegen, letztlich in ein anderes Jahrhundert.

**Rainer Kirsch**
Homo habilis novus

Das Herz in Sicherheit, wo? in den Hosen.
Der Kopf für alle Fälle unterm Arm.
Das Hirn auf Grundeis, doch die Nase warm
Von Wechselwinden aus dem Grenzenlosen
Der höhernstocks getätigten Verdauung;
Und statt der Welt zur Hand die Weltanschauung.

*„Ich huste, wenn ich huste, meistens jambisch“, schreibt Rainer Kirsch (geb. 1934) in einem seiner Petrarca-Sonette - und diese ironische Demonstration von Formbewusstsein ist charakteristisch für diesen traditionsverliebten Autor.*
*Sein Handwerk hat er in der „sächsischen Dichterschule“ sein Handwerk gelernt. Dem skeptischen Marxisten gönnte die DDR keine Karriere; wegen einer angeblich „spätbürgerlich-revisionistischen“ Komödie wurde er 1973 aus der SED ausgeschlossen. Kein Wunder, dass Kirsch den Typus eines „neuen Menschen“, wie ihn der real existierende Sozialismus versprochen hatte, nirgendwo entdecken konnte. Nur eine Abart des „neuen Menschen“, den „homo habilis novus“.*

Eine evolutionsgeschichtlich ausgestorbene Spezies der Gattung Mensch ist hier noch einmal zurückgekehrt - der geschickte („habilis“), allen denkbaren Situationen angepasste Taktiker. Dem hier das Herz in die Hose gerutscht und das Hirn „auf Grundeis“ gegangen ist, erweist sich als klassischer Opportunist. Denn er hat je nach Bedarf die passende „Weltanschauung“ parat.

**Rainer Malkowski**

Die Frage

Alles Chemie.

Das Wachstum der Zellen,
ihr genaues, befristetes Leben:
alles Chemie.

Die Erfindung der Götter,
das Hohelied, das Radioteleskop:
alles Chemie

Die Standhaftigkeit
des politisch Gefangenen,
das Glück und der Tastsinn,
freiwillige Armut,
die Rede des Chemikers
bei der Nobelpreisverleihung:
nichts als Chemie.

Nichts als Chemie
das kostbarste Erbgut:
die Frage

(Die Herkunft der Uhr. Carl Hanser Verlag, München 2004; © Suhrkamp Verlag)

*Nach einer steilen Karriere in der Werbebranche entschloss sich Rainer Malkowski (1939-2003) eines Tages, das Geschäft mit der funktionalen Instrumentalisierung der Sprache zu beenden und sich nur noch der Poesie zu widmen: Fortan war er „stolz darauf .... das Nutzlose zu tun und etwas herzustellen, das keinen gesellschaftlich verfügten Zwecken dient". Seit seinem Debüt mit dem Band „Was für ein Morgen" (1975) folgte er konsequent seinem lyrischen Programm: „Wahrnehmung als Ereignis".*

Der Hybris der Naturwissenschaften setzt Malkowski in seinem 1997 erstmals gedruckten Gedicht die Skepsis entgegen. Lakonisch zählt der Text zunächst einige Bereiche auf, in denen menschliche Existenz angeblich genetisch oder chemisch prädeterminiert ist. Handlungsfreiheit ist in einer Welt, in der es nur unentrinnbare Kausalketten gibt, nicht vorgesehen. Doch Malkowski verweist auf „das kostbarste Erbgut" - die Fähigkeit, Fragen zu stellen und das vermeintlich Unverrückbare in Zweifel zu ziehen.

**Rainer Malkowski**

Im Paradies

Im Paradies
kann man sich eine Fahrkarte kaufen.
Auf den blinkenden Fluss sehen zur Rechten,
aussteigen an einem unbekannten Ort
und durch eine Kastanienallee gehen.

Im Paradies
trägt man ein Buch in der Tasche
und liest darin
in einem Straßencafé.

Im Paradies
ist es kalt oder warm.
Es gibt Hunger und Durst,
und die Haut nimmt Notiz
von einer anderen Haut.

Augen treffen Augen,
das Ohr hört den Atem,
die Hand knipst das Licht aus.

Es ist dunkel im Paradies,
oder es ist hell -
wenn das Licht wiederkommt
durch ein Fenster.

(Die Herkunft der Uhr. Hrsg v. Albert von Schirnding. Hanser Verlag, München 2004)

*Nach dem Ende des Wettstreits der Systeme in Ost und West, scheint schließlich nur mehr der Kapitalismus sein Heilsversprechen offen zu halten. Dies ist das einzig denkbare Paradies, das der Dichter Rainer Malkowski (1939-2003) in seinem Gedicht besingt. Die beste aller Welten beschreibt er jedoch denkbar sarkastisch, zeigt die Welt inzwischen doch ein weitaus trostloseres Gesicht.*

Nimmt man Malkowskis Gedicht, so bleibt alles beim Alten. Aber wie unterscheidet sich die Empirie des Alltags vom jenseitigen „Paradies“? Der Fahrkartenschalter, die Kastanienallee, das Straßencafé und die eigene Wohnung sind vertraute Territorien. Das Paradies kapitalistischer Ausprägung mag sich durchgesetzt haben, doch womit löst sich sein Heilsversprechen ein? Es ist dunkel oder, wenn die Sonne aufgeht, hell.

**Rainer Malkowski**

Schöne seltene Weide

Manchmal, nach einem Herbststurm,
wenn die Luft still und gefegt ist,
gehe ich im Garten umher und zähle
die abgeschlagenen Äste.
Nur die Weide zeigt keine Veränderung.
Ich bewundere sie lange:
nicht immer sieht es so schön aus,
wenn die Biegsamkeit überlebt.

(Was für ein Morgen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1975)

*„Unsere Lieblingsgedichte“, so hat der Wahrnehmungs-Poet Rainer Malkowski (1935-2003) einmal notiert, „sind wahrscheinlich jene, bei denen wir am deutlichsten fühlen, dass sie uns sehend machen“. Malkowski war wie einer seiner lyrischen Helden „ein leiser Erzieher“. Es genügte der so beiläufige wie präzise Blick auf die Dinge der Natur und des Alltags - und gleich begann ein Gegenstand oder ein Naturstoff in neuer Sichtbarkeit aufzuleuchten. Wie die Weide in einem Herbstgedicht seines Debütbands „Was für ein Morgen“ (1975):*

Die kleine Beobachtung „nach einem Herbststurm“ weitet sich aus zu einer parabelhaften Lektion. Denn das Ich begnügt sich nicht mit dem Protokollieren seiner Beobachtung. Es schließt sich in den Schluss-Versen eine Reflexion an, die über die staunende Bewunderung eines standhaften Baumes hinausgeht. Die „Biegsamkeit“ erscheint dem Ich nicht prinzipiell als positive Qualität. Die Naturbeobachtung öffnet sich hin zur philosophischen Reflexion.

**Rainer Maria Rilke**
Abschied

Wie hab ich das gefühlt was Abschied heißt.
Wie weiß ichs noch: ein dunkles unverwundnes
grausames Etwas, das ein Schönverbundnes
noch einmal zeigt und hinhält und zerreißt.

Wie war ich ohne Wehr, dem zuzuschauen,
das, da es mich, mich rufend, gehen ließ,
zurückblieb, so als wärens alle Frauen
und dennoch klein und weiß und nichts als dies:

Ein Winken, schon nicht mehr auf mich bezogen,
ein leise Weiterwinkendes - , schon kaum
erklärbar mehr: vielleicht ein Pflaumenbaum,
von dem ein Kuckuck hastig abgeflogen.

*Sigmund Freud hat einmal behauptet, dass die deutsch-russische Schriftstellerin und Psychoanalytikerin Lou Andreas-Salomé (1861-1937) dem „im Leben ziemlich hilflosen Dichter Rainer Maria Rilke zugleich Muse und sorgsame Mutter gewesen“ sei. Sicher ist, dass Lou für den jungen Rilke (1875-1926) rund drei Jahre lang eine „mütterliche Geliebte“ war, bis sie im Sommer 1900 den Beschluss fasste, sich von dem labilen Dichter zu trennen. Eine zentrale Abschiedsszene dieser unglücklichen Liebe hat das 1906 entstandene Gedicht festgehalten.*

Der berührende Text konzentriert sich auf den herzzerreißenden Augenblick des Abschieds. Rilke benennt die Wehrlosigkeit und die Ohnmacht des Zurückgebliebenen, der als kaum mehr handlungsfähige Gestalt zerfällt, wenn der Abschied vollzogen wird. Das lyrische Ich empfindet sich als beliebiges Objekt, dem die Grußgebärde des Winkens gar nicht mehr gilt.
Nach dem Verschwinden der geliebten Frau bleibt nur noch der Schmerz zurück.

**Rainer Maria Rilke**
Advent

Es treibt der Wind im Winterwalde
die Flockenherde wie ein Hirt,
und manche Tanne ahnt, wie balde
sie fromm und lichterheilig wird;
und lauscht hinaus. Den weißen Wegen
streckt sie die Zweige hin - bereit,
und wehrt dem Wind und wächst entgegen
der einen Nacht der Herrlichkeit.

*Das Titelgedicht von Rainer Maria Rilkes (1875-1926) frühem Gedichtband „Advent“ gehört nach wie vor zu den berühmtesten Weihnachtsgedichten in deutscher Sprache. Es verdankt seine fortdauernde Popularität sicherlich der Frömmigkeit, mit der hier die Verheißung der christlichen Weihnachtsbotschaft lyrisch in Szene gesetzt wird.*

Der jambische Versfluss mit den Kreuzreimen und die suggestive Personifikation der Naturerscheinungen sorgen dafür, dass hier die Sehnsucht nach einer weißen Weihnacht ungebrochen bewahrt wird. Nicht nur die in einen Weihnachtsbaum umfunktionierte „Tanne“, sondern auch der Leser wird vor so viel Feierlichkeit „fromm und lichterheilig“. Natur und Subjekt sind vereint in einer Naherwartung: Hingebungsvoller und verzauberungswilliger ist in der deutschen Lyrik kaum je über „die eine Nacht der Herrlichkeit“ gedichtet worden wie in diesem 1986/97 entstandenen Gedicht. Erst nach Rilkes „Advent“ beginnen die Ernüchterungserfahrungen der lyrischen Moderne.

**Rainer Maria Rilke**
Auferstehung

Der Graf vernimmt die Töne,
er sieht einen lichten Riss;
er weckt seine dreizehn Söhne
im Erb-Begräbnis.

Er grüßt seine beiden Frauen
ehrerbietig von weit -;
und alle, voll Vertrauen,
stehn auf zur Ewigkeit

und warten nur noch auf Erich
und Ulriken Dorotheen,
die, sieben- und dreizehnjährig,
(sechzehnhundertzehn)
verstorben sind im Flandern,
um heute vor den andern
unbeirrt herzugehn.

*Die enorme Wandlungsfähigkeit des Dichters Rainer Maria Rilke (1875-1926) zeigt sich in jenen Gedichten, in denen er die feierlichen Töne, die für seine Dichtung so charakteristisch scheinen, konterkariert durch eine eigentümliche Verbindung aus Pathos und Komik. Als er im Sommer 1906 die „Auferstehung“, ein zentrales Element der christlichen Glaubenslehre, ins Bild setzt, verwandelt er das theologisch schwere Thema in einen Slapstick.*

Offenbar hat es ein göttliches Signal zur „Auferstehung“ gegeben, denn die verstorbenen Söhne und Töchter eines Grafen treten in geordneten Reihen an, um rechtzeitig in die „Ewigkeit“ zu gelangen. Der „Jüngste Tag“ hat jeden apokalyptischen Schrecken verloren; die Szene erinnert eher an ein Familientreffen. Rilke fügt eine zeithistorische Markierung an, um dieser komischen Szene ein historisches Kolorit zu geben. 1610 starb der beliebte französische König Heinrich IV, der das Blutvergießen der Religionskriege eine Weile beenden konnte. Zwei Familienangehörige sind dem Weiterschwelen der Kämpfe in Flandern zum Opfer gefallen. Aber nun winkt ja der ewige Frieden!

**Rainer Maria Rilke**

Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

**Rainer Maria Rilke**

Das Karussell
Jardin du Luxembourg

Mit einem Dach und seinem Schatten dreht
sich eine kleine Weile der Bestand
von bunten Pferden, alle aus dem Land,
das lange zögert, eh es untergeht.
Zwar manche sind an Wagen angespannt,
doch alle haben Mut in ihren Mienen;
ein böser roter Löwe geht mit ihnen
und dann und wann ein weißer Elefant.

Sogar ein Hirsch ist da, ganz wie im Wald,
nur dass er einen Sattel trägt und drüber
ein kleines blaues Mädchen aufgeschnallt.

Und auf dem Löwen reitet weiß ein Junge
und hält sich mit der kleinen heißen Hand,
dieweil der Löwe Zähne zeigt und Zunge.

Und dann und wann ein weißer Elefant.

Und auf den Pferden kommen sie vorüber,
auch Mädchen, helle, diesem Pferdesprunge
fast schon entwachsen; mitten in dem Schwunge
schauen sie auf, irgendwohin, herüber -

Und dann und wann ein weißer Elefant.

Und das geht hin und eilt sich, dass es endet,
und kreist und dreht sich nur und hat kein Ziel.
Ein Rot, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,
ein kleines kaum begonnenes Profil -.
Und manchesmal ein Lächeln, hergewendet,
ein seliges, das blendet und verschwendet
an dieses atemlose blinde Spiel ...

**Rainer Maria Rilke**

Der König von Münster

Der König war geschoren;
nun ging ihm die Krone zu weit
und bog ein wenig die Ohren,
in die von Zeit zu Zeit

gehässiges Gelärme
aus Hungermäulern fand.
Er saß, von wegen der Wärme,
auf seiner rechten Hand,

mürrisch und schwergesäßig.
Er fühlte sich nicht mehr echt:
der Herr in ihm war mäßig,
und der Beischlaf war schlecht.

1908

*Dieses für Rilke (1875–1926) so gar nicht charakteristische Gedicht entstand im Frühsommer 1908 in Paris, als der Dichter mit seinen Meisterwerken „Archaïscher Torso Apollos“ und „Der Panther“ beschäftigt war. Durch den Bildhauer Auguste Rodin, bei dem er als Privatsekretär arbeitete, hatte sich Rilke zur Poetik der sogenannten „Ding-Gedichte“ anregen lassen. Sein „König von Münster“ wendet allen Überlegungen zur Artistik des „Kunst-Dings“ den Rücken zu und entwirft eine komische Szene.*

Die Erhabenheit der Majestät schlägt hier um in Lächerlichkeit: Der König erscheint als „schwergesäßiges“ Wesen, den auch noch das Signum seiner herausragenden Position, die Krone über die Ohren rutscht. Selten hat Rilke so komisch geschrieben, und selten hat er sich von der Eigendynamik des Reims und der Volksliedstrophe zu so vergnüglichen Werken anfeuern lassen. Im Band *Neue Gedichte. Anderer Teil* von 1908 wird das Gedicht umrahmt von Texten, die von ähnlich schwarzem Humor und Sarkasmus beseelt sind: von der „Legende von den drei Lebendigen und den drei Toten“ und vom „Totentanz“.

**Rainer Maria Rilke**
Der Panther

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf -. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille -
und hört im Herzen auf zu sein.

*Kurz nachdem der Bildhauer Auguste Rodin in Paris den jungen Dichter Rainer Maria Rilke (1875-1927) kennengelernt hatte, gab er ihm den Rat, durch Besuche im Zoo erst einmal das genaue Sehen zu lernen. In den folgenden Jahren verbrachte Rilke viele Stunden im Jardin de Plantes. Im Herbst 1902 entstand sein berühmtestes Tiergedicht, das von einem Raubtier handelt, das in einem Käfig gefangen gehalten wird.*

In zahllosen Interpretationen hat man den Panther als Sinnbild aller gefangenen Kreatur gedeutet. Das genaue Sehen des Dichters liegt hier in dem Versuch, ein Objekt, in diesem Fall den Panther, durch genaue Beobachtung in seinem innersten Wesen zu erfassen und dieses Geschöpf aus sich heraus, ohne Dazwischentreten einer ordnenden Ich-Instanz, darzustellen. Die Einfühlung des Dichters in das Tier geht so weit, dass sich eine Perspektivenverschiebung vollzieht: So scheinen die Käfigstäbe „vorüberzugehen“, während doch in Wirklichkeit die Augen an den Stäben vorübergleiten - und sich im Haltlosen verlieren.

**Rainer Maria Rilke**

Der Tod der Geliebten

Er wusste nur vom Tod, was alle wissen:
dass er uns nimmt und in das Stumme stößt.
Als aber sie, nicht von ihm fortgerissen,
nein, leis aus seinen Augen ausgelöst,

hinüberglitt zu unbekannten Schatten,
und als er fühlte, dass sie drüben nun
wie einen Mond ihr Mädchenlächeln hatten
und ihre Weise wohl zu tun:

da wurden ihm die Toten so bekannt,
als wäre er durch sie mit einem jeden
ganz nah verwandt; er ließ die andern reden

und glaubte nicht und nannte jenes Land
das gut gelegene, das immersüße –
Und tastete es ab für ihre Füße.

1907

*In seinem im Spätsommer 1907 entstandenen Sonett hat Rainer Maria Rilke (1875-1926) den antiken Mythos von Orpheus und Eurydike neu erzählt. Schon einmal, 1904, hatte Rilke in einem Langgedicht diesen tragischen Liebesverlust in suggestiven Bildern aufgerufen. Dabei interessierte er sich weit mehr für die Kräfte, die Eurydike vom Leben wegzogen, als für jene, die sie wieder dorthin zurückbringen könnten. Und auch das Sonett hat etwas Todessüchtiges. Es verleiht der Unterwelt paradiesische Züge, nimmt ihr jeden Schrecken.*

Die Vermutung, dass dieses Sonett - trotz fehlender topografischer Details und sprechender Namen - auf den Orpheus-Mythos referiert, wird durch den vierten Vers der ersten Strophe gestärkt, in dem es heißt, dass sich die Geliebte »leis aus seinen Augen auslöst«. Es war ja der Blick des mythischen Sängers, das verbotene Sich Umwenden nach Eurydike, das deren Gang in das Totenreich besiegelte.

**Rainer Maria Rilke**

Die Braut

Ruf mich, Geliebter, ruf mich laut!
Lass deine Braut nicht so lange am Fenster stehn.
In den alten Platanenalleen
wacht der Abend nicht mehr:
sie sind leer.

Und kommst du mich nicht in das nächtliche Haus
mit deiner Stimme verschließen,
so muss ich mich aus meinen Händen hinaus
in die Gärten des Dunkelblaus
ergießen ...

**Rainer Maria Rilke**

Die Liebende

Ja ich sehne mich nach dir. Ich gleite
mich verlierend selbst mir aus der Hand,
ohne Hoffnung, dass ich das bestreite,
was zu mir kommt wie aus deiner Seite
ernst und unbeirrt und unverwandt.

... jene Zeiten: O wie war ich Eines,
nichts was rief und nichts was mich verriet;
meine Stille war wie eines Steines,
über den der Bach sein Murmeln zieht.

Aber jetzt in diesen Frühlingswochen
hat mich etwas langsam abgebrochen
von dem unbewussten dunkeln Jahr.
Etwas hat mein armes warmes Leben
irgendeinem in die Hand gegeben,
der nicht weiß was ich noch gestern war.

**Rainer Maria Rilke**

*Aus:*

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge

Du, der ich's nicht sage, dass ich bei Nacht
weinend liege,
deren Wesen mich müde macht
wie eine Wiege.
Du, die mir nicht sagt, wenn sie wacht
meinetwillen:
wie, wenn wir diese Pracht
ohne zu stillen
in uns ertrügen?

Sieh dir die Liebenden an,
wenn erst das Bekennen begann,
wie bald sie lügen.

Du machst mich allein. Dich einzig kann ich vertauschen.
Eine Weile bist du's, dann wieder ist es das Rauschen,
oder es ist ein Duft ohne Rest.
Ach, in den Armen hab ich sie alle verloren,
du nur, du wirst immer wieder geboren:
weil ich niemals dich anhielt, halt ich dich fest.

**Rainer Maria Rilke**

Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

*Wer das berühmte „Herbst"-Gedicht Rainer Maria Rilkes (1875-1926) in den Dienst der christlichen Glaubenslehre nehmen will, sitzt einer oberflächlichen Lektüre auf. Gewiss taucht am Ende der 1902 entstandenen poetischen Lektion vom „Fallen" und Untergehen eine beruhigende Gestalt auf, ein namenloser „Einer", der den Höllensturz „unendlich sanft" aufzufangen vermag. Aber ist das wirklich eine beruhigende transzendentale Instanz?*

Das „Fallen", so suggeriert das Gedicht, ist das absolute Daseinsprinzip der Natur und des Menschengeschlechts. Die Schwerkraft ist eine unheimliche, alle Schöpfung ins Negative reißende Macht. Mit „verneinender Gebärde" fällt die Erde ins schwarze Nichts. So tendiert drei Strophen lang alles zum Sturz ins Bodenlose. Und der „Eine" ist nicht unbedingt ein rettender Erlöser, sondern verwandelt nur das allgemeine Fallen in einen „sanften" Vorgang. Bereits ein paar Jahre vor Entstehung dieses Gedichts hatte Rilke in den „Elf Visionen" (1896-98) von „Christus" alle herkömmlichen Formen von Frömmigkeit und Religion in Frage gestellt.

**Rainer Maria Rilke**
Herbsttag

HERR: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren lass die Winde los.

Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

1902

*Seine Ehe mit der Bildhauerin Clara Westhoff ist gerade aufgelöst, als Rainer Maria Rilke (1875-1926) im Jahr 1902 nach Paris geht, um dort an einer Monografie über den Bildhauer Auguste Rodin zu arbeiten. Am 21. September 1902 schreibt er in Paris sein Jahrhundertgedicht „Herbsttag“, in dem jahreszeitliche Motive, eine emphatische Schöpfungs-Lehre und ein poetischer Existenzialismus zusammenfließen.*

Die lyrische Rede ist an Gott adressiert: an jenen „Herrn“, von dem sich der Atheist Rilke bis dato ferngehalten hatte. Die Erwartung des anbrechenden Herbstes verbindet sich mit dem Willen des einsamen lyrischen Subjekts zur schöpferischen Produktivität. Wenige Tage vor Niederschrift des Gedichts hatte sich Rilke die Lebensregel Rodins zu eigen gemacht: „Il faut travailler rien que travailler. Et il faut avoir patience.“ („Man muss arbeiten nichts als arbeiten. Und man muss Geduld haben.“) Es gibt hier die Hoffnung, die Zeiten der Resignation zu überwinden - auch wenn das „Haus“ noch nicht gebaut ist.

**Rainer Maria Rilke**

Ich fürchte mich so vor des Menschen Wort

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
Sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.

1898

*Was moderne Literaturtheoretiker „die Knechtschaft der Zeichen" nennen, hat der Dichter Rainer Maria Rilke (1875–1926) schon früh als unauflösbaren Sprachzweifel erfahren. Sein früher Gedichtband* Mir zur Feier *(1899) markiert den Wandel vom lyrischen Enthusiasmus zur Sprachskepsis. Programmatisch führt dies ein Gedicht vor, das Rilke als 22jähriger Student in Berlin-Wilmersdorf schrieb.*

Hier artikuliert sich nicht nur die Furcht vor dem begrifflichen Festzurren der Wörter, ihrer Instrumentalisierung in starren Definitionen, es geht auch um die Erkenntnisarroganz der Wissenschaft, die für alle Probleme eine Erklärung parat hält. Rilkes Gedicht beklagt die verbale Entzauberung der Welt und predigt dagegen eine ans Mystische grenzende Ding-Frömmigkeit. „Die Dinge singen": Der Glaube an die Musik der Dinge wird zum zentralen Motiv seiner späteren Dichtungen.

**Rainer Maria Rilke**
Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.

1899

*Im Frühling 1899 reist Rainer Maria Rilke (1875-1926) gemeinsam mit dem deutsch-russischen Ehepaar Salome zum ersten Mal nach Russland. Der Dichter zeigt sich enthusiasmiert von der Ursprünglichkeit und tiefen Religiosität des Landes, das er als Gemeinschaft der Brüderlichkeit und des Glaubens verklärt.*

In seinem »Stundenbuch«, das unter dem Eindruck seiner zwei Russland-Reisen geschrieben ist und einen ersten Höhepunkt seines Frühwerkes darstellt, manifestiert sich eine mystische Gottesbeziehung, die auf kirchliche Bindung völlig verzichten kann. Im September 1899 ist dieses wohl berühmteste Gedicht des »Stundenbuchs« entstanden. Es steht dort im Ersten Teil, dem »Buch vom mönchischen Leben«. Spirituelle Erwartung, Ahnung von Vergänglichkeit und unmittelbare Beschwörung einer mystischen Gotteserfahrung liegen dicht beieinander. In späteren Gedichten rückt Rilke immer mehr von dieser Gottesgewissheit ab.

**Rainer Maria Rilke**
Ich liebe dich, du sanftestes Gesetz

Ich liebe dich, du sanftestes Gesetz,
an dem wir reiften, da wir mit ihm rangen;
du großes Heimweh, das wir nicht bezwangen,
du Wald, aus dem wir nie hinausgegangen,
du Lied, das wir mit jedem Schweigen sangen,
du dunkles Netz,
darin sich flüchtend die Gefühle fangen.

Du hast dich so unendlich groß begonnen
an jenem Tage, da du uns begannst, -
und wir sind so gereift in deinen Sonnen,
so breit geworden und so tief gepflanzt,
dass du in Menschen, Engeln und Madonnen
dich ruhend jetzt vollenden kannst.

Lass deine Hand am Hang der Himmel ruhn
und dulde stumm, was wir dir dunkel tun.

*Das große Rätsel dieses Gedichts ist sein Adressat, das nicht näher bestimmte „Du“. Wem gilt die Liebeserklärung in Rainer Maria Rilkes (1875-1927) „Stundenbuch“ (1905)? Ist es eine göttliche Instanz oder ist es die Sprache und ihr Verzauberungspotenzial? Rilke selbst, der das Gedicht am 26.9.1899 niederschrieb, hat im „Stundenbuch“ folgendes dazu vermerkt: „An einem Tage, da des Regens kein Ende war, Pilze mit seltsam großen Köpfen im Walde um alle Stämme standen und kaum soviel Licht war über der Welt um Glanz auf den nassen Blättern des blutroten, welken Weines zu sehen.“*

Im „Buch vom mönchischen Leben“, dem ersten Teil des „Stundenbuchs“, richtet sich das lyrische Subjekt sehr häufig an ein „Du“, das in verschiedensten Kontexten mit dem Namen Gottes bezeichnet wird. Es gibt tatsächlich viele gute Gründe dafür, dieses „Du“ als einen Schöpfergott zu identifizieren. Anhänger der strukturalistischen Literaturbetrachtung erkennen dagegen im „Du“ eine sprachliche Macht, die mit dem „formalen Potenzial des Signifikanten“ (Paul de Man) in Verbindung zu bringen sei.

**Rainer Maria Rilke**

Liebes-Lied

Wie soll ich meine Seele halten, dass
sie nicht an deine rührt? Wie soll ich sie
hinheben über dich zu andern Dingen?
Ach gerne möcht ich sie bei irgendwas
Verlorenem im Dunkel unterbringen
an einer fremden stillen Stelle, die
nicht weiterschwingt, wenn deine Tiefen schwingen.
Doch alles, was uns anrührt, dich und mich,
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.
Auf welches Instrument sind wir gespannt?
Und welcher Spieler hat uns in der Hand?
O süßes Lied.

*Mitte März 1907 weilt Rainer Maria Rilke (1875-1926) auf Capri und entwirft Verse von einem schönen und doch bedrohlichen Gleichklang zweier durch Liebe verbundener Seelen. So auch in diesem berühmten „Liebes-Lied“, das in den „Neuen Gedichten“ von 1907 zu finden ist. Aber was ist das für ein Verhältnis zwischen dem Ich und der Geliebten? In der Intimität des Liebesgeständnisses, im Bekenntnis zur absoluten Vertrautheit von Ich und Du schwingt noch etwas anderes mit: Ein Unbehagen an dieser Nähe. Denn das Ich träumt davon, die Seele „hinzuheben“ zu „anderen Dingen“.*

Die Sehnsucht des Ich nach „irgendwas Verlorenem im Dunkel“ ist fast schon ein Dementi jener Absolutheit der Liebe, der sich die beiden Seelen verbunden fühlen. Rilke-Exegeten haben dieses Gedicht daher im Hinblick auf sein späteres Geständnis aus dem Jahr 1921 gelesen: Denn seine Lebensklage galt da der „Angst vor dem Geliebtwerden“.

**Rainer Maria Rilke**
Nur wer die Leier schon hob

NUR wer die Leier schon hob
auch unter Schatten,
darf das unendliche Lob
ahnend erstatten.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Mag auch die Spiegelung im Teich
oft uns verschwimmen:
Wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild.

*Hier sind wir in der Unterwelt angelangt und werden Zeuge eines Vorgangs, der im antiken Orpheus-Mythos festgehalten ist. Der hier symbolschwer „die Leier hebt", ist der unwiderstehliche Sänger Orpheus, der auch bei den „Schatten" des Totenreichs seine Wirkungsmacht erprobt. Die Lyra des Dichters vermag bei Rainer Maria Rilke (1875-1926) sowohl die Lebenden als auch die Toten zu berühren - die dichterische Arbeit des Rühmens, das „unendliche Lob" entfaltet sich in einem „Doppelbereich".*

Wie eine strenge Forderung an den Dichter liest sich die letzte Zeile des ersten Terzetts: „Wisse das Bild." Es gibt jemanden, der hinter den Täuschungen der „Spiegelung" die Klarheit eines Bildes herzustellen vermag. Dieses IX. Sonett des berühmten Zyklus „Sonette an Orpheus" ist vom 2. bis zum 5. Februar 1922 auf Schloss Muzot im Schweizer Wallis entstanden, wo Rilke seine letzten Lebensjahre verbrachte.

**Rainer Maria Rilke**

Römische Fontaine (Villa Borghese)

Zwei Becken, eins das andre übersteigend
aus einem alten runden Marmorrand,
und aus dem oberen Wasser leis sich neigend
zum Wasser, welches unten wartend stand,

dem leise redenden entgegenschweigend
und heimlich, gleichsam in der hohlen Hand,
ihm Himmel hinter Grün und Dunkel zeigend
wie einen unbekannten Gegenstand;

sich selber ruhig in der schönen Schale
verbreitend ohne Heimweh, Kreis aus Kreis,
nur manchmal träumerisch und tropfenweis

sich niederlassend an den Moosbehängen
zum letzten Spiegel, der sein Becken leis
von unten lächeln macht mit Übergängen.

**Rainer Maria Rilke**
SIE WAR:

SIE WAR:

Ein unerwünschtes Kind, verstoßen
auch aus der Mutter Nachtgebet
und ewig fern von jenem Großen,
das gebend durch die Zeiten geht.

Sie wünschte wenig - und nur selten
kam wie ein Weinen über sie
nach einem Land mit Purpurzelten,
nach einer fremden Melodie,

nach weißen Wegen, die nicht stauben -
dann bog sie Rosen sich ins Haar,
und konnte doch nie Liebe glauben,
auch wenn es tief im Frühling war.

*In Rainer Maria Rilkes (1875-1926) Frühwerk „Advent“ (1898) findet sich das anrührende Porträt einer Frau, die das Leben nur als einen einzigen großen Liebesentzug erfahren hat. Für das „unerwünschte“, selbst von der eigenen Mutter verstoßene Kind bleibt nur das Akzeptieren des eigenen Unglücks, der Rückzug in die Wunschlosigkeit. Dann sind nur noch die Träume da, die ein Refugium in Aussicht stellen - irgendwo in einem fernen Land mit „Purpurzelten“. Die Liebe erscheint indes für die anonyme Unglückliche unerreichbar.*

Im Frühjahr 1897 hatte Rilke die deutsch-russische Schriftstellerin und Psychoanalytikerin Lou Andreas-Salomé (1861-1937) kennengelernt, die er zuvor schon mit einer Flut anonymer Briefe und pathetischen Gedichten bestürmt hatte. Seine Liebeswerbung wurde erhört, ohne dass Andreas-Salomé, die zuvor schon die Muse des Philosophen Friedrich Nietzsche (1844-1900) gewesen war, je die Kontrolle über die Situation verloren hätte. In dieser Zeit der großen Leidenschaft ist Rilkes Frauenporträt entstanden - fast liest es sich wie ein psychoanalytisches Dokument.

**Rainer Maria Rilke**
Stiller Freund der vielen Fernen

Stiller Freund der vielen Fernen, fühle,
wie dein Atem noch den Raum vermehrt.
Im Gebälk der finstern Glockenstühle
lass dich läuten. Das, was an dir zehrt,

wird ein Starkes über dieser Nahrung.
Geh in der Verwandlung aus und ein.
Was ist deine leidende Erfahrung?
Ist dir Trinken bitter, werde Wein.

Sei in dieser Nacht aus Übermaß
Zauberkraft am Kreuzweg deiner Sinne,
ihrer seltsamen Begegnung Sinn.

Und wenn dich das Irdische vergaß,
zu der stillen Erde sag: Ich rinne.
Zu dem raschen Wasser sprich: Ich bin.

*Rainer Maria Rilkes meisterliche „Sonette an Orpheus“, 1922 in Mozot beendet, hat das Publikum gespalten. So ärgerte Brecht über Rilkes „schwules Verhältnis“ zu Gott, Benn wiederum geißelte die Mischung „aus Schmutz und Lyrischer Größe“.*
*Und in ihren Memoiren wusste Claire Goll über das Selbstbild des ehemaligen Liebhabers folgendes zu erzählen: „Rilke war der Fall eines Mannes, der sich in seinen Versen ständig selber imponiert.“*

„Nur wer die Leier schon hob/ auch unter Schatten,/ darf das unendliche Lob/ ahnend erstatten“, so erhebt ein selbstbewusstes Seher-Ich seine Stimme in einem anderen der Sonette an Orpheus. Die Mythe ist die Folie, auf der Rilke zu einer modernen Form des Gedichts gelangt, das sich selbst mit zum Thema macht. Anfang und Ziel dieser Dichtung ist es, zu einem Weltverständnis zu gelangen, dessen Zentrum das Subjekt ist oder die Sprache, die durch es spricht.

**Rainer Maria Rilke**

Vorfrühling

Härte schwand. Auf einmal legt sich Schonung
an der Wiesen aufgedecktes Grau.
Kleine Wasser ändern die Betonung.
Zärtlichkeiten, ungenau,

greifen nach der Erde aus dem Raum.
Wege gehen weit ins Land und zeigens.
Unvermutet siehst du seines Steigens
Ausdruck in dem leeren Baum.

*Auf einem Ausflug ins Wallis, die Rhone aufwärts bis nach Sierre, entdeckte Rainer Maria Rilke (1875-1926) im Juli 1921 einen alten Wohnturm aus dem 13. Jahrhundert, der in seinen letzten Lebensjahren zu seinem Refugium wurde: Château de Muzot. Dort entstanden einige rhythmisch vollkommene Gedichte, weiche Melodien, die vom Herannahen eines neuen Lebensgefühls künden. Alle „Härte“ schwindet in dem im Februar 1924 entstandenen Gedicht angesichts des erwachenden Frühlings zugunsten einer zarten Durchlässigkeit:*

*Mit den Metamorphosen der Natur korrespondieren die Veränderungen im poetischen Verfahren: In der Verschränkung von Natur- und Vers-Reflexion deuten sich Nuancen („kleine Wasser“) an, die ihre „Betonung ändern“. Die Erfahrung einer sich öffnenden, weitenden Frühlingslandschaft manifestiert sich in den „Zärtlichkeiten“ des Versbaus.*

**Rainer Maria Rilke**
Wandelt sich rasch auch die Welt

Wandelt sich rasch auch die Welt
wie Wolkengestalten,
alles Vollendete fällt
heim zum Uralten.

Über dem Wandel und Gang,
weiter und freier,
währt noch dein Vor-Gesang,
Gott mit der Leier.

Nicht sind die Leiden erkannt,
nicht ist die Liebe gelernt,
und was im Tod uns entfernt,

ist nicht entschleiert.
Einzig das Lied überm Land
heiligt und feiert.

*Das Kunstschöne triumphiert immer über das Vergängliche. Mögen alle weltlichen Anstrengungen sich verflüchtigen wie „Wolkengestalten“, unerschütterbar und wirkmächtig bleibt „das Lied“ des „Gottes mit der Leier“. Diese Verherrlichung des Dichtertums, inkarniert in der Figur des mythischen Dichterkönigs Orpheus, hat Rainer Maria Rilke (1875-1926) ins XIX. Sonett seiner „Sonette an Orpheus“ eingeschrieben.*
*Kunstschöne triumphiert immer über das Vergängliche. Mögen alle weltlichen Anstrengungen sich verflüchtigen wie „Wolkengestalten“, unerschütterbar und wirkmächtig bleibt „das Lied“ des „Gottes mit der Leier“. Diese Verherrlichung des Dichtertums, inkarniert in der Figur des mythischen Dichterkönigs Orpheus, hat Rainer Maria Rilke (1875-1926) ins XIX. Sonett seiner „Sonette an Orpheus“ eingeschrieben.*

Aber im ersten Terzett, das fast ausschließlich aus Negationen besteht, geraten die fließende Rede und die Rühmung ins Stocken. War das Gedicht mit seiner Betonung der hellen A-Vokale soeben noch auf vorbehaltlose Bejahung des Poetischen gestimmt, stauen sich plötzlich ernüchternde Befunde. Die Conditio Humana, so konstatiert das lyrische Wir, bleibt auf das Leiden fixiert, die Liebe scheint unerreichbar. Da helfen dann auch die Schlusszeilen kaum weiter, die sich auf die lyrische Feier des Daseins verpflichten.

**Ralf Rothmann**
Nach dem Gelage

Wo sind wieder meine Socken.
Und wer ist diese Frau.
Poeten mit Pappnasen saßen beim Bier,
alle wie Tinte, blass und blau.

Wer legt sich schlafen in welchem Verlag?
Quasselte Bücher und hat nichts gesagt?
Sprache, die aus dem Zapfhahn schäumt.
Der rote Faden war nur geträumt.

Wer wäscht mir die Hände nach so einer Nacht,
ich muss noch Socken signieren. Wer verlegt
meine Leber, ihr schmerzhaftes Grau.
Und wer ist diese schöne Frau.

(Gebet in Ruinen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002)

*Wo auch immer mehr als drei Personen im Namen der Poesie versammelt sind, so spottete einst Hans Magnus Enzensberger (Jg. 1929), kommt es zu einem seltsamen Schwanken zwischen Größenwahn und Verkanntsein, Entrücktheit und Geltungsdrang. Oder es kommt zum großen alkoholischen Exzess beim Festgelage. Das lyrische Ich des 1955 geborenen Schriftstellers Ralf Rothmann bilanziert mit leicht humoristischer Schlagseite die Ereignisse nach einer solchen launigen Poeten-Ausschweifung.*

Solche lässig hingeworfenen Genreszenen aus dem Dichterleben sind nicht typisch für die Lyrik Rothmanns. Als Poet erprobt er die unterschiedlichsten Formen und Sprechhaltungen; er liebt das Paradoxon, das die traditionelle Sprachgeste durch eine Tatsache negiert oder durch eine gegenteilige Behauptung durchstreicht. Wie der Titel seines 2002 publizierten Bands „Gebet in Ruinen“ andeutet, gibt es auch eine religiöse Prägung des Autors. Gegen alle Ironisierungen und sarkastischen Brechungen behauptet sich in seinen Gedichten eine große Sehnsucht nach Transzendenz.

**Ralf Rothmann**

Reklamation 2000

Das Misstrauen bleibt: Gegen Vegetarier
in Lederjacken, gegen Goethe und ähnliche
Turngeräte. Und besonders gegen die Post.
Alle dort scheinen krank zu sein. Briefmarken-
entzündung. - Schick mir den Januar nach,
der Frühling war längst da. Und ein
an die Menschheit adressiertes Jahrhundert
kam bei den Hyänen an.

(Gebet in Ruinen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. 2000)

*Von diesem zunächst eher lässigen Misstrauensvotum gegen kanonische Idole, gegen bestimmte Lebenshaltungen und gegen eine ungeliebte Institution des Alltags sollte man sich nicht täuschen lassen. Die lakonische Flapsigkeit der Rede scheint zunächst nur die bekannten Ressentiments zu bedienen. Der moderne, konstitutionell unzufriedene Mensch hat ständig irgendeine „Reklamation" vorzubringen - gleichzeitig beharrt er auf der sofortigen Verfügbarkeit von allem. Doch dann weitet sich in dem um die Jahrtausendwende entstandenen Gedicht des Erzählers und Lyrikers Ralf Rothmann (geb. 1955) der Blick ins Metaphysische.*

Die letzten drei Verse ziehen eine bittere Bilanz - die Bestände der Spezies Mensch sind bei den Aasfressern gelandet. Dieser metaphysische Schmerz kommt aus einer religiösen Disposition des Autors. „Inbrünstig katholisch" sei er aufgewachsen, hat Rothmann in einem Interview bekannt. Diese katholische Prägung teilt sich seinen Gedichten mit - als Sehnsucht nach einer Transzendenz, die sich gegen alle sarkastischen Ironisierungen behauptet.

**Ralf Rothmann**

Rundbrief

Meine Liebe, dies war erst die Jugend,
Frühjahr tiefer Bitternis.
Herr Minister für Arbeit, Soziales und Sonne,
mir haben die Götter das Feuer gestohlen,
während Kosten mit mir spielten und
Blumen mich bissen, Rosen, abendrot.
Nun wächst Unkraut im Bett.
Es lachen die atombetriebenen Hühner,
und wenn ich mich umbringe,
wird es wegen einer Lappalie sein.
Verehrte Akademie für Dichtung und Maschinenbau,
das Leben ist schon so lange zu kurz.
Meine Tage sind vergangen wie Rauch,
die Hoffnung wurde zu Wasser.
Ich möchte Mitglied werden.

(Gebet in Ruinen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000)

*Ein berühmtes geistliches Lied, der Psalm 102, formuliert das „Gebet eines Elenden", der die ganze Bitterkeit seines Daseins beklagt. In seinem „Heulen und Seufzen" spricht er auch von der Vergänglichkeit des Lebens: „Denn meine Tage sind vergangen wie ein Rauch". Diese religiöse Unterströmung seines Gedichts hat der Erzähler und Dichter Ralf Rothmann (geb. 1953) hinter lapidaren und schnoddrigen Mitteilungen verborgen. Alte mythische Motive treffen hier auf den lächerlich erscheinenden Erfahrungshorizont unserer Gegenwart.*

Das wuchtige Pathos antiker Erzählungen kollidiert mit den Alltagsproblemen einer zwischen Atom-Angst, „Kosten"-Kalkulationen und Vereinsmeierei schwankenden Gesellschaft. Am Ende steht die ebenso moderne wie jämmerliche Bekundung eines Bedürfnisses nach Gemeinschaftlichkeit - die „Mitgliedschaft", wo auch immer, ist das Daseinsprinzip. Aber die Sehnsucht nach Transzendenz lässt sich auch von modernen Ernüchterungserfahrungen nicht stillstellen - davon handeln Ralf Rothmanns Gedichte.

**Ralf Rothmann**

Tod des Vaters

Abgebrannt trug ich seine Schuhe, den schwarzen Anzug.
Entfernte Verwandte verwechselten unsere Namen.
Gleich, dachte ich dem Bergmann nach, als sein Sarg
in der Erde verschwand, jetzt bist du unter Tage.
Nach dem Begräbnis schlief ich in seinem Bett und träumte,
dass meine Freundin endlich schwanger sei.
Ich wollte nichts mitnehmen, kein Hemd, kein Foto.
Doch Tage später fuhr ich zurück und holte mir sein
Rasierzeug. Seit er tot ist, wächst mein Bart stärker.

(Gebet in Ruinen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000)

*Jede neue Generation steigt über die Gräber der toten Väter hinweg - und bewahrt ihr Erbe oder verwirft es. Mit einer Mischung aus Empathie und Distanz nähert sich das lyrische Subjekt des Erzählers und Lyrikers Ralf Rothmann (geb. 1953) dem toten Vater. Schon das reportierende Parlando des Gedichts baut eine gewisse Distanz auf. Das Ich bemächtigt sich der Alltagsrequisiten des Toten und gedenkt seiner Arbeit als Bergmann unter Tage. Der Abschied vom Vater markiert zugleich einen trotzigen Aufbruch ins neue Leben.*

Die partielle Identifikation des Ich mit dem Vater - durch das Anlegen seiner Kleidung - wird konterkariert durch die demonstrative Geste, keine Erinnerungsstücke an den Toten ins neue Leben mitzunehmen. Aber dann wird doch ein Zeichen der Verbundenheit gesetzt. Im Bett des toten Vaters taucht die Fantasie über ein mögliches neues Leben auf, das Traumbild über die ersehnte (?) Schwangerschaft der Lebensgefährtin. Das ist auch ein Beitrag zum alten dichterischen Topos des „Stirb und Werde". Aber auch hier kommt keine Emphase auf. Dem Nachgeborenen hilft nur das Pathos der Sachlichkeit.

**Ralf Thenior**
Alfons aus der Wundertütenfabrik

Ja, sagt Alfons,
ich bin in der Wundertütenfabrik,
ich pack die Wunder in die Tüten,
wir arbeiten mit Musik,
chinesische Gongs,
sagt Alfons,
Flöten, Gebrüll
und lauter so Sachen,
das is vielleicht ein Job, Du,
ich muss die Indianerhauben klarmachen,
und mein Nachbar macht die Tüten zu.

(In: Traurige Hurras. Gedichte und Kurzprosa. Bertelsmann, München 1977)

*Ralf Theniors frühe Miniaturen, zusammengestellt in dem Band „Traurige Hurras“ (1977) machen alltägliche Widersprüche im Detail sichtbar, in Nahaufnahme, ohne wohlfeile Lösungen anzubieten. Mit ein paar Zeilen wird eine Szene skizziert, eine Gestalt in ihren individuellen und sozialen Gesten vorgestellt. Für Figurenporträts und Dinggedichte dieser präzisen Art existieren Vorbilder in der amerikanischen Pop-Lyrik, etwa bei Frank O’Hara.*

Thenior (geb. 1945) stilisiert die kleinen Leute in den großen Städten bis in den Sprachrhythmus hinein: Marianne, die bei der Post Pakete verlädt und ständig „Ich denk mein Schwein pfeift“ sagt, Joe mit seinem „Tatter“ und seinem „Mundgeruch“, dem jeder ausweicht, oder eben Alfons, der in der Fabrik die schäbigen „Wunder“ in Tüten packt, auch er ein kindhafter Charakter. Thenior nimmt sie alle ernst, er macht sich über keinen lustig. Es sind schöne, manchmal auch bittere Momentaufnahmen von Menschen mit sonderbaren Eigenschaften.

**Ralf Thenior**

Einfache Dinge

Jeden Tag geschehen einfache Dinge
um mich herum; geflüstertes Türkisch
im Hausflur, vorbeischwankende Schirme,
ein Knopf wird angenäht,
ein Essen schmeckt, Gedichte,
langsam werde ich fetter.

Preis für den Anblick der einfachen Dinge
ist eine große Mühe oder ein Schnaps
oder eine Tablette oder ein Joint.
Und dann sitzen wir da und
sehen die einfachen Dinge.

Warum versucht die Hauswartsfrau,
ihren Machtbereich auszudehnen?
Warum spreche ich so oft defensiv,
um die anderen nicht heranzulasssen?

(1976/77)

*»Das Gedicht«, hat der 1945 geborene Ralf Thenior einmal notiert, »ist ein transitorischer Moment, ein winziger Augenblick festgehaltenen Lebens - wir spüren, dass wir noch da sind.« Sein schönes Debütbuch »Traurige Hurras« (1977), in dem Thenior viele solcher punktuellen Alltagsund Selbsterkundungen festgehalten hat, ist eins der inspiriertesten Dokumente aus der Zeit der »Neuen Subjektivität«.*

Die Beschwörung der alltäglichen Lebenswelt, vorgetragen in einem Ton kolloquialer Lässigkeit und Direktheit, wurde nach der Niederlage der 68er Generation zum poetologischen Grundsatzprogramm der neuen Lyrik. Einige Autoren träumten davon, die Revolte der außerparlamentarischen Opposition mit ihren Gedichten ästhetisch fortzusetzen. Andere, wie Ralf Thenior, konzentrierten sich auf »die einfachen Dinge« in ihrem privaten Mikrokosmos: auf Beobachtungen vom Dasein als permanentem Krisenzustand.

**Ralf Thenior**

Es geht weiter

er sagt was sie tut so als
hörte sie zu und erwidert nein
nein so ist es nicht aber das
sage ich doch gerade sagt er dass
du das nicht so sehen kannst du
musst immerhin bedenken sie ist
schon woanders ohne Zweifel mein
Lieber aber das eine er lässt es
vorbeigehn sammelt sich für den
nächsten Ausfall und sie setzt
nach das kannst du mir glauben
und fängt noch mal von vorne an
er greift sich ans Haupt das gibt
es doch nicht wenn er nix mehr
hören will dann läuft da nix mehr
und sie drauf doch doch es geht
weiter sie reden ja noch

(In: Der neue Conrady. das große deutsche Gedichtbuch. Hrsg. v. Karl-Otto Conrady. Artemis & Winkler, Düsseldorf/Zürich 2000; 

*Ein Kapitel in Ralf Theniors (Jg. 1945) erstem Gedichtband „Traurige Hurras“ (1977) trug den programmatischen Titel „Spreche“. Damit demonstrierte der Autor sein Interesse an den mündlichen Redefloskeln in seiner Lebenswelt, am Protokollieren der rudimentären Kommunikationsbruchstücke, mit denen wir uns im Alltag verständigen. Dass ein Großteil dieser Alltagsdiskurse auch aus Dementis, beschwörenden Redegesten oder Abwehr des Gesprächspartners bestehen kann, führt dieses Gedicht aus den 1980er Jahren vor.*

Es ist der Irrwitz des endlosen, sich einer wirklichen Verständigung entziehenden Diskutierens, den Thenior hier ins Gedicht übersetzt. Hier ist kein lyrisches Ich mehr da, das das Rede-Gewirr in eine sinnvolle Ordnung überführen könnte. Thenior bleibt hier ein neutraler Beobachter der Redegesten - als ob die Umgangssprache und der Slang selbst das handelnde Subjekt wären.

**Raoul Schrott**

(nach) Samuel Ha-Nagid Ibn Nagrila

Mein leben würd ich geben für das reh
das nachts von harfe und flöte erwachte
in meiner hand den becher sah und sagte:
trink mir das blut der trauben von den lippen!

Und wie mit goldner tinte auf das gewand
der nacht geschrieben war der mond ein C

(In: Raoul Schrott, Die Erfindung der Poesie. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1997.)

*Raoul Schrott (geb. 1964) ist ein Dichter, Reisender und Universalgelehrter, der sich in seinen frühen Jahren intensiv mit dem Dadaismus beschäftigte und zuletzt durch seine Neuübersetzung von Homers „Ilias" einiges Aufsehen erregte. Seine von ihm in dem Buch „Homers Heimat" aufgestellte These, der griechische Dichter müsse im assyrischen Kulturraum gelebt haben, wurde in der Fachwelt zwiespältig bis spöttisch aufgenommen. Schrott hat es immer in die Ferne gezogen, etwa auf die Insel Tristan da Cunha, wo auch die Handlung eines seiner Romane spielt.*

Das in seiner Bildkraft so schlichte wie betörende Gedicht, das den Namen des sephardischen Juden Samuel ibn Naghrela im Titel trägt, der im 11. Jahrhundert als Diplomat in die Dienste des Emirs Habbus von Granada trat, kommt mit nur sechs Zeilen aus. Versteht man das geheimnisvolle Reh und das Gewand als eine Person, nämlich die Geliebte des Dichters, der sein Leben für sie geben würde, findet man rasch Zugang zu diesem kleinen Meisterwerk, schillernd von Pathos und stiller Magie.

**Raoul Schrott**

Szenen der Jagd V

happy hour • der himmel aus curaçao zweifinger
hoch limettensaft dazu die amaretto-kirsche der sonne

der barkeeper gottes schüttelt nicht aber er rührt:
natürlich • doch dafür dekoriert er den abend mit strand

schirmen aus papier: na was hältst du davon auf
einmal mit mir gelandet zu sein an der theke der see?

(Weißbuch. Carl Hanser Verlag, München 2004.)

*Der österreichische Universalpoet Raoul Schrott (Jg. 1964) leistet sich manche Kühnheit bei der Wiederbelebung der alten Suggestions-Techniken der Dichtkunst. Hatte er in seinem Gedichtband „Tropen“ (1999) die alte Kategorie des „Erhabenen“ eingekreist, so konzentriert er sich in den Reisebildern und Liebes-Poemen des Bandes „Weißbuch“ (2004) auf „das Heilige“. Das Heilige ist bei Schrott nahe dem Eros angesiedelt. In seinem Zyklus „Szenen der Jagd“ werden vor allem erotische Motive ausgemalt.*

„Literatur“, hat Schrott eine seiner Figuren sagen lassen, „liegt für mich im Versuch, für archetypische Situationen und Emotionen die eine passende und allumfassende Formulierung zu finden.“ Auch in diesem Ausschnitt aus den „Szenen der Jagd“ will der Autor in einer Folge origineller Bildfindungen und der gewagten Metapher vom „barkeeper gottes“ gleichzeitig das Archetypische der Liebe wie die konkreten Phänomene selbst aufleuchten lassen.

**Raphael Urweider**

26. April

die bäume alle plötzlich aufgebrochen
ich kann sie nach farben unterscheiden
bevor sie alle grün sind aufgebrochen
als wie verwundet als wären blüten
wirklich blut der bäume ich würde
gerne seele sagen seelen der bäume
hätte ich je gelernt was seele heißt ja
hätten bäume seelen hießen sie blüten

(In: Jahrbuch der Lyrik 2009. Hrsg. v. C. Buchwald u. U. Wolf. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009)

*Der Spieltrieb des 1974 in Bern geborenen Dichters Raphael Urweider ist stark entwickelt, verglichen mit den Poesien seiner Altersgenossen. Das reine Spiel der Worte, die musikalisch phrasiert in einem Raster aufeinander treffen, entfaltet sich in Urweiders kürzeren Gedichten besonders schön, in Miniaturen, die die Welt auf wenige Bausteine reduzieren und wie in einer Schneekugel durcheinanderwirbeln:*

Wie in einem Puzzle trennen sich die Komponenten dieses Gedichts und wachsen neu zusammen, werden zusammengefügt. Die klangliche Nähe von Blüten und Blut führt zu einer Meditation über Leib und Seele der Bäume. Wenn Bäume Seelen hätten, ja, hießen sie Blüten. Mit dem Schluss endet das Gedicht nicht, in der Form des Ritornells startet es aufs Neue. So entsteht eine Schleife, mit der das Puzzle stets aufgebrochen und neu zusammengesetzt wird, bis zu jenem Punkt, an dem ein Stück nicht passt und die Denkbewegung des Satzsubjekts abbrechen muss: Haben Bäume denn Seelen?

**Raphael Urweider**

braune staubkäfer

braune staubkäfer überall braune
staubkäfer auch in unserem lac de cygne

und ohne flügel und in jedem
armaturenbrett jedes traums und

zu jeder tageszeit braune staubkäfer
auch dienstags auch in den arabian nights

fluguntauglich unklassiert und braun
zwischen den gebrauchsanweisungen im

traum an arabischen dienstagen an beiden
ufern im windschatten ungeflügelt

im staub braune staubkäfer überall
in jeder hydraulik im traum

1999/2000
aus: Raphael Urweider: *Lichter in Menlo Park*, DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2000

*Der 1974 geborene Schweizer Lyriker Raphael Urweider ist ein Autor, für den der einst von Günter Grass abschätzig eingeführte Begriff „Labordichter“ keine rufschädigende Nebenbedeutung mehr hat. Denn Urweider interessiert sich nicht so sehr für Seelenzustände des lyrischen Subjekts, sondern für Erkenntnisformen: Der Ausleuchtung von Gefühlslagen zieht er die kühle Inspektion unserer technischen und wissenschaftlichen Welt vor.*

Natur und Mythos, Traum und Technik treffen in diesem Gedicht aufeinander. Am Ende bleibt nur noch ein starker sinnlicher Eindruck von einem rätselhaften Tier zurück, ein bloßer visueller Reiz, der sich als Konstante im Gedicht behauptet. Alles steht hier im Zeichen des „braunen staubkäfers“ dem alle natürlichen Käfer-Eigenschaften fehlen. Denn dieser imaginierte Käfer ist fluguntauglich und flügellos; aber er zieht alle Wahrnehmungen auf sich, „zu jeder tageszeit“, auch „im traum“.

**Raphael Urweider**
die vier hauptwinde

die vier hauptwinde sind
der nordwind der südwind
der ostwind der westwind

seit heute morgen hat der wind
sich mehrmals geändert der
regen hat den staub gelöscht

es war ungeheuer staubig
das barometer ist gefallen
das barometer ist gestiegen

die sonne wirft ihre strahlen
senkrecht herunter man muss
bei diesem wetter nicht ausgehen

(In: Wohin geht das Gedicht. Hrsg. v. Roman Bucheli. Wallstein Verlag, Göttingen 2006)

*Die ersten lyrischen Welterkundungen des jungen Berner Lyrikers Raphael Urweider (geb. 1974) zeichneten sich durch unterkühlten Witz und eine ironisch nuancierte naturwissenschaftliche Intelligenz aus. Statt für romantisierende Gefühlsaufladung interessierte sich Urweider mehr für die Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Wahrnehmung und für physikalische Faktizitäten: für Windgeschwindigkeiten, Wolkenbildung, Teilchenbeschleunigung, Zustände des Wassers, Veränderungen des Lichts.*

Eins der frühesten Urweider-Gedichte, das noch nicht in einen Gedichtband des Autors aufgenommen wurde, scheint nur von Himmelsrichtungen und meteorologischen Gegebenheiten zu sprechen. In der scheinbar schlichten Aufzählung von Windbewegungen bleibt die Existenz des Menschen eine Randerscheinung. Er ist in seiner Endlichkeit und Hilflosigkeit eine Fußnote der Schöpfung. Was wirklich bleibt, sind die unerschöpflichen Elementarkräfte: Wind, Sonne, Licht, Regen und Staub.

**Raphael Urweider**

ob quinta oder quarta

ob quinta ob quarta ich
kann mich nicht entscheiden
am montag kommt quinta
am dienstag dann quarta
am mittwoch jedoch zerbrech
ich mir den kopf und später
in der woche zögere ich
ich mag quinta quarta mag ich
erst recht und freitage mit
quinta sind lehrreich und gut
ein samstag mit quarta
wie urlaub von mir doch
sonntags am telefon
mit quinta und quarta
fällt keine entscheidung

2008

(Alle deine Namen. Gedichte von der Liebe und der Liederlichkeit. Dumont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2008)

*Sie kommen sehr sorglos, übermütig und demonstrativ ironisch daher - die „Gedichte über die Liebe und die Lasterhaftigkeit“ des Berner Lyrikers Raphael Urweider (geb. 1974), die uns ganz beiläufig ein „Alphabet der Liebe“ bescheren. Der Dichter begibt sich auf die Spuren eines Don Juan, der einst eine Liste mit über 1000 Geliebten anfertigen ließ. Die richtige Geliebte zu finden, überlässt er den Launen des Alphabets. Etwa dem seltenen Buchstaben „Q“.*

Seinen Liebes-“Reigen“ hat Urweider sprach-systematisch von A bis Z durchbuchstabiert, ausgehend von 26 literaturhistorisch traditionsschweren Namen imaginärer oder realer Angebeteter. Der Dichter erweist sich dabei als ein sehr versierter Sprachspieler, der seine Liebesgeschichten aus der subtilen Komposition mit Mehrdeutigkeiten und Gleichklängen gewinnt. „Das Gegenteil der Eleganz ist das Offensichtliche“, sagt Urweider - selbst seine einfach daherkommenden Liebesgedichte haben das Offensichtliche eindrucksvoll torpediert.

**Regina Ullmann**

Erwachen

Ich lag in dir noch unverzweigt,
du tiefer Felsen einer Nacht;
so kalt wie Stein und trostesarm.

Da fühlt ich plötzlich, wie der Tag
sich an dem Sein im Licht verfing
und liebewarm und flammenhaft
sich an die kleinsten Dinge hing.

Da war ich wach.
Doch war mir noch ein Silberklang,
der sich an einem Zimbal schlug,
erhörbar,
und meines Engels Morgengang.

nach 1910

aus: Erzählungen, Prosastücke, Gedichte. Bd. l, Kösel-Verlag, München 1978

*»Ihre Seele ist wie ein Blindgeborener, den ein Seher erzogen hat.« So urteilte Rainer Maria Rilke über die Dichterin Regina Ullmann (1884-1961), auf deren irritierende Kunst er 1908 aufmerksam geworden war. Zu diesem Zeitpunkt stand Ullmann schon unter der bedrängenden Obhut ihrer Mutter, die ihre Tochter 54 Jahre lang fürsorglich belagerte. Der Psychoanalytiker Otto Groß, von dem sie eine Tochter hatte, legte der stark depressiven Dichterin »die Vorzüge des Freitods« nahe. Schließlich zog sich Ullmann in ein katholisches Hospiz in St. Gallen zurück.*

Der neoromantische Zauber von Ullmanns Gedichten verdankt vieles dem Einfluss Rilkes. In ihrer lyrischen Evokation von Nacht und Tag und dem Vorgang des Erwachens werden in dem nach 1910 entstandenen Gedicht sofort Transzendenz-Erfahrungen aufgerufen. Das Ich registriert den Übergang in eine himmlische Sphäre: Davon kündet nicht nur die Gegenwart eines »Engels«, sondern die magische Musik eines uralten Instruments.

**Regina Ullmann**
Schönheit

Du bist vollkommen, doch dir fehlt das eine,
dass du schon alles hast, was dir gebricht!
Nicht wie die Kinder, die zum Feste eilen
und im Dahingehn schon den Schmuck verteilen,
den wir für sie gehegt im Sonnenlicht;
du bist wie Steine ohne eignes Licht! -

(Regina Ullmann, Erzählungen, Prosastücke, Gedichte. Kösel Verlag, München 1978.)

*„Mir war so schwer", grübelt in einer Erzählung das Alter Ego der Schweizer Schriftstellerin Regina Ullmann (1884-1961), „als trüg ich Lasten, unbekannte, aus aller Welt." Seelische Lasten trug auch die Autorin zeitlebens mit sich herum.*
*In ihrer Kindheit in St. Gallen, die geprägt war vom Ehrgeiz ihrer überaus dominanten Mutter, litt sie unter starken Sprachhemmungen. Auf einem Bauernhof in der Steiermark, in der Auseinandersetzung mit den Lebensritualen einer bäuerlich-archaischen Welt, fand sie zur Literatur. Rainer Maria Rilke (1875-1926) wurde zu ihrem Förderer.*

Der Preisgesang auf die Schönheit, den der Titel von Ullmanns Gedicht erwarten lässt, erweist sich als paradoxer Befund. Denn die Schönheit, die hier dem Du attestiert wird, ist trotz aller Vollkommenheit defizitär. Es fehlt dieser Schönheit eine eigene Leuchtkraft; ihre Vollkommenheit ist ohne jede Aura.

**Regina Ullmann**
Und stirbt sie auch

Und stirbt sie auch,
so trifft dich kein Verschulden.
Sie hat sich ihren Tod
selbst wie ein Hemd gewoben
und hat sich eng und hart hineingeschoben,
die Formeln murmelnd,
die diesen grauen Sinn
nach innen wachsen machen
und sie ganz umschließen.
Dass nicht ein Baum
und nicht ein Vogelsang

und alle Süße, die in reifen Früchten
geborgen ist,
sie jemals mehr durchbricht.
Sie stirbt so wie ein Stein
in sandiger Ebene.
Es wird ihn keiner finden,
dies Sein zerteilt sich wieder
in das Land.
Und nur Jahrtausende noch,
die verwandeln
im Kreisen ihrer Erde,
sagen riesig: lieben.

(Erzählungen, Prosastücke, Gedichte. Erster Band. Kösel Verlag, München 1978.)

*Regina Ullmann (1884-1961), die Tochter eines jüdischen Stickerei-Kaufmanns und einer überaus dominanten Mutter aus Sankt Gallen, litt in ihrer Kindheit unter starken Sprachhemmungen. Die ehrgeizige Mutter, die der Tochter kaum Autonomie zugestand, hatte ihr dennoch früh eine dichterische Laufbahn zugedacht. Zu Ullmanns treuestem Förderer wurde bald Rainer Maria Rilke (1875-1926) - ohne indes verhindern zu können, dass die schwermütige Dichterin von einer Krise in die nächste stürzte.*

Der Tod ist in den Gedichten und Erzählungen Regina Ullmanns ein ständiger Begleiter des Ich. Die lyrische Heldin des vorliegenden Gedichts hat sich derart in eine Todessehnsucht eingewoben, dass es kein Außerhalb mehr gibt und nur noch die Selbstauflösung und die Rückverwandlung in Erde und Staub denkbar sind. Am Ende überrascht das Gedicht dann doch mit dem Bekenntnis zu einer Leidenschaft der Hoffnung: zum „lieben“.

**Reiner Kunze**

2000 nach Christus

So viele stimmen, so viele anwälte,
und jeder im besitz
des ganzen himmels

Und die mitverschworenen des selbstmordattentäters,
der sich an der bombe kreuzigte,
kamen am abend ins dorf -
die mutter saß im haus
mit leeren armen -
und feierten
das beileidsfreudenfest

(ein tag auf dieser erde. Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*In nur zehn Gedichtzeilen wird hier die Tragödie des religiösen Fundamentalismus zum fatalistischen Denkbild konzentriert. Ausgerechnet das „Heilige Land", in dem einst der religiöse Abweichler Jesus von Nazareth einen Tod als Märtyrer starb, wird von neuen „Märtyrern" zum Schlachtfeld verwandelt. Der Selbstmordattentäter behauptet nicht nur einen Alleinvertretungsanspruch auf Wahrheit, sondern auch das selbstverständliche Recht auf einen Platz im Himmel.*

Der 1933 geborene Reiner Kunze protokolliert in dieser sarkastischen Miniatur, die Mitte der 1990er Jahre entstand, das Verhängnis einer religiösen Ideologie, die eine prinzipielle Tötungsbereitschaft gegenüber den „Ungläubigen" einschließt. So geraten die Hinterbliebenen eines Selbstmordattentäters in die paradoxe Lage, den Tod ihres Angehörigen nicht zu betrauern, sondern als heldenhaften Märtyrertod zu bejubeln. Daraus entsteht etwas zutiefst Widersprüchliches: das „beileidsfreudenfest".

**Reiner Kunze**

die mauer (zum 3. oktober 1990)

Als wir sie schleiften, ahnten wir nicht,
wie hoch sie ist
in uns

Wir hatten uns gewöhnt
an ihren horizont

Und an die windstille

In ihrem schatten warfen
alle keinen schatten

Nun stehen wir entblößt
jeder entschuldigung

1990

aus: Reiner Kunze: *ein tag auf dieser erde*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1993

*Mit seiner stillen, lakonischen Poesie des Einspruchs gegen die herrschenden Sprachregelungen hatte der 1933 in Oelsnitz/Erzgebirge geborene Dichter Reiner Kunze in der DDR schon früh Anstoß erregt. Seine Gedichtbände, die mit subtilen Titeln wie* zimmerlautstärke *(1972) auf die Unfreiheit des Sprechens und die autoritär gelenkte Gesellschaft in der DDR verwiesen, konnten nur im Westen erscheinen. Kunze orientiert sich an der meditativen Poesie des tschechischen Dichters Jan Skácel, einer „Poesie mit großen Kinderaugen", die „nahe zu den Dingen" und „fern den Begriffen" steht.*

Den Schikanen im Osten folgten nach Kunzes Ausreise in die Bundesrepublik im April 1977 die politischen Erregungen um den angeblichen „Reaktionär", da der Autor empfindlich blieb gegenüber linken Illusionen. Sein 1990 entstandenes Gedicht über den Mauerfall, über die Fortdauer der Trennlinien zwischen Ost und West und das Weiterleben politischer Bewusstseinsspaltungen zeugt von großer Bitterkeit.

**Reiner Kunze**

nachtmahl auf dem acker

Wenn großvater am abend
das kräutichtfeuer schürte,
machte er die sterne,
die später über unseren köpfen standen

Wir erkannten sie wieder

Und der mond war ein armer bruder,
der zur sonne betteln ging
(manchmal bekam er etwas,
manchmal nicht)

Ich wusste noch nicht, dass der mond
das vorweggenommene antlitz ist
der erde

Ich war noch nicht Adam
und großvater ähnelte gott

Damals, als ich noch vom himmel aß

(ein tag auf dieser erde. S. Fischer Verlag, Frankfurt am. Main 1998)

*Diese poetische Reise in die Kindheit führt in einen Kosmos aus Märchen, Mystik und traumwandlerischer Weltaneignung. Ein die Wörter akribisch prüfender Dichter wie der 1933 in Oelsnitz/Erzgebirge geborene Reiner Kunze sucht nach einem lyrischen Sprechen von leiser Intensität, das ihm in diesem Kindheitsbild aus den 1990er Jahren auf berückende Weise gelungen ist.*

Alles steht in diesem Gedicht unter dem Eindruck eines Staunens: Die Begegnung mit dem Großvater, der Blick in den Nachthimmel, das Dechiffrieren der Himmelszeichen. Kunze bewahrt in diesem Gedicht den kindliche Perspektive auf das Wunder der Schöpfung (Sonne - Mond - Sterne). Es ist ein zutiefst religiöser Blick auf den Anfang allen Daseins, der auch deshalb bewegt, weil Kunze hier auf Ausdeutungen oder Kommentierungen jeglicher Art verzichtet.

**Reinhold Schneider**

Allein den Betern kann es noch gelingen,
Das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten
Und diese Welt den richtenden Gewalten
Durch ein geheiligt Leben abzuringen.

Denn Täter werden nie den Himmel zwingen:
Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,
Was sie erneuern, über Nacht veralten,
Und was sie stiften, Not und Unheil bringen.

Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt,
Und Menschenhochmut auf dem Markte feiert,
Indes im Dom die Beter sich verhüllen,

Bis Gott aus unsern Opfern Segen wirkt
Und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert,
Die trocknen Brunnen sich mit Leben füllen.

1936

aus: Gesammelte Werke Bd.5. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1981

*Der christliche Tragiker Reinhold Schneider (1903-1958) wurde im literarischen Nachkriegsdeutschland zunächst als Vertreter eines religiösen Humanismus hofiert, um dann im Gefolge der Studentenrevolte von 1967/68 als »verstaubt« und »reaktionär« ad acta gelegt zu werden. Die Schwermut, in die er in den 1920er Jahren nach dem Selbstmord seines Vaters gestürzt war, erhob Schneider in seinem literarischen Werk zum Daseinsgesetz jeder geschichtlichen Existenz.*

Bereits 1936, lange vor den furchtbaren Vernichtungskriegen Nazi-Deutschlands, entstand Schneiders berühmtes Sonett über die Selbstbehauptung der »Beter«, einer jener Texte, mit denen der Autor in den Kriegsjahren »literarischen Sanitätsdienst« leisten wollte. Seine Sonette hat Schneider einmal mit der Grabstätte der spanischen Könige verglichen und von ihrer symmetrischen Architektonik gesprochen. Tatsächlich haben all diese Sonette etwas schwerfällig Rhetorisches, einen auf Verkündung und Predigt gestimmten Ton.

**Renate Rasp**
Bildnis

Ich rasiere
mir den Kopf.
Ohne Zähne
sehe ich dich
aus zwei dicken
Warzen an.
Mein Mund
wenn ich lache!
Ich bin fleckig.
Ich antworte
mit Gestank.
Meine Fingerspitzen
sind scharf und
ich säge Holz
mit den Händen.
Ich fühle mich
kalt an. Wenn
ich aufstehe
bleibt auf
dem Stuhl eine
Haut zurück.
Ich fresse
meinen eigenen Dreck.
Ich bin Dreck
in einem Haufen
schmutziger Wäsche.
Sage bloß
dass du mich nicht liebst, jetzt!

(Junges Deutschland. Gedichte. Carl Hanser Verlag; München 1978)

*Drastik und Aggressivität sind die zwei bevorzugten Schockstrategien der 1935 geborenen Dichterin Renate Rasp, um literarisch in die Offensive zu gehen und poetische Intensität zu erzeugen. Bekannt wurde die Autorin 1968 durch einen kleinen Literaturskandal: Eine Lesung auf der Frankfurter Buchmesse absolvierte sie mit entblößten Brüsten. In diesem bösen Anti-Liebesgedicht tritt das lyrische Ich in einem masochistischen Akt der Selbstverletzung und Selbsterniedrigung seinem hass-geliebten „Du“ gegenüber.*

Alle romantischen Emotionen werden durch die brutale Demonstration körperlicher Hässlichkeit vernichtet. Die Ingredienzien der Liebe - absolute Hingabe, wechselseitige Anerkennung, Schönheit und Ausschließlichkeit der affektiven Verbindung - werden in Rasps Gedicht mit kaltem Hohn bedacht. In den 1970er Jahren, der literarischen Dekade der „Neuen Subjektivität“, markierte Renate Rasps Poesie einen Extremfall der Subjektivitäts-Verneinung.

**Renate Rasp**

Genie

Das haben die Amerikaner
gut gemacht
mit ihrem Präsidenten, damals –
bäng!
Und weg.
Und dann der Bruder,
Martin Luther King
bäng bäng!
So sind die Amis,
kümmern sich
'nen Dreck darum,
dass man sowas nicht macht,
doch wie es war –
perfekt!
Der Schütze Oswald,
wird man sich erinnern,
wurde umgebracht,
von einem Ruby,
der dann bald danach
am Krebs gestorben ist –
bäng bäng!
Wer sich das ausgedacht hat!

1977

aus: Lyrik-Katalog Bundesrepublik. Hrsg. v. Jan Hans, Uwe Herms u. Ralf Thenior. Wilhelm Goldmann Verlag, München 1978

*In keinem Gedichtband lässt sich das verstörende Poem der Dichterin Renate Rasp (geb. 1935) heute mehr nachlesen, das die Autorin im Sommer 1977 auf dem folgenreichen Hamburger Lyrik-Festival vortrug. Einzig der »Lyrik-Katalog Bundesrepublik« hat 1978 diese Momentaufnahme einer prekären Amerika-Begeisterung festgehalten. Das hat sicherlich mit der fragwürdigen politischen Moral des Textes zu tun, der in fast kindlicher Begeisterung nicht nur die Attentate auf amerikanische Präsidenten zu begrüßen scheint, sondern überhaupt den Schusswaffengebrauch verherrlicht.*

Diesem Rollengedicht kann man dennoch kaum eine ästhetische Affirmation der Gewalt anlasten. Denn Renate Rasp hat sehr deutlich die Naivität des sprechenden Ich markiert, das hier einige Traumata der amerikanischen Geschichte aufruft. Deutlich aber ist eine Strategie der Drastik, mit der hier die überfallartige Attacke auf alle Wertsysteme einer politischen Korrektheit inszeniert wird. Vom ästhetischen Extremismus ihrer Gedichte und Romane irritiert, wandten sich die Matadore des Literaturbetriebs seit Ende der 1970er Jahre von Renate Rasp ab.

**Renato P. Arlati**
Schatten

So lange liegt der Schatten
zwischen zwei Gesichtern,
die sich sehen,
bis das eine aufstrahlt
und sagt: leuchte du.

(Gekommen bin ich aus dem Dunkel)

(An E. Alle Gedichte. Urs Engeler Editor, Basel 2005)

*Der als Sohn italienischer Eltern in Zürich geborene Schweizer Autor Renato Pasquale Arlati (1936-2005) hatte als Grafiker und Fachlehrer für Zeichnen gearbeitet, bevor er sich aufs Schreiben verlegte. Bereits in seinen ersten Erzählungen, erschienen 1977, hatte man einen Nachfahren Becketts und Kafkas erkennen wollen. Die tiefe Beunruhigung von Arlatis Helden, die bei ihrem Versuch der Selbstvergewisserung immer wieder scheitern, überträgt sich auf den Leser. Das Fantasmatische der eigenen Erscheinung, das Flüchtige und Ungreifbare der Ich-Identität treibt diese Gestalten immer tiefer ins Unglück.*

Ein Zentralmotiv Arlatis war seit je die irritierte Selbst-Wahrnehmung. Da ist der blinde Spiegel, der kein Ebenbild des Schauenden zurückwirft, nur die Frage nach der Wirklichkeit des Ich. Oder der Nachthimmel, an dem keine Sterne zu finden sind, sondern nur „die Gestalt / die das Ungeheure ist“. Das schattenhafte Ich, eine „unerlöste Erscheinung“, kommt dabei stets „aus dem Dunkel“. Aber es gibt Momente, da wird der dunkle Abgrund blitzartig aufgehellt. Wie in diesem Gedicht aus den 1980er Jahren.

**Ricarda Huch**
Bestimmung

Was ist in deiner Seele,
Was ist in meiner Brust,
Dass ich mich dir befehle,
Dass du mich lieben musst?
Vom Haus, wo ich gewohnt
Und zart behütet bin,
Ziehst du mich, wie der Mond,
Nachtwandelnd zu dir hin.

(nach 1907)

(Gesammelte Werke. Band 5: Gedichte u. a. . Kiepenheuer & Witsch/Bertelsmann, Berlin und Gütersloh 1986)

*Die Erfahrung tragischen Scheiterns in der Liebe hat die neuromantische Dichterin und Historikerin Ricarda Huch (1864-1948) gleich zweimal durchleben müssen. 1887 verließ sie ihr großbürgerliches Elternhaus in Braunschweig, weil die leidenschaftliche Hinwendung zu ihrem Vetter Richard, dem Mann ihrer Schwester, ein unhintergehbares Tabu war.*
*Auch der 1898 unternommene Versuch einer Ehe mit einem italienischen Zahnarzt verlief unglücklich. Als sie nach dem Tod ihres ersten Mannes 1907 die Liaison mit ihrem Vetter wieder anfachte, stieß sie auch hier rasch an Grenzen.*

Eine erfüllte Liebe war bei Ricarda Huch nur im Gedicht möglich. Die gegenseitige Anziehungskraft der Liebenden zieht in diesem nach 1907 entstandenen Gedicht alles in seinen Bann. Der zweite Teil des Textes scheint die Bewegung ihres Lebens abzubilden: Das Ich verlässt sein Elternhaus und gerät in die unwiderstehliche Sogkraft der Gefühle. Liebe erscheint als Naturmacht, die keine Vernunft kontrollieren kann.

**Ricarda Huch**

Du kamst zu mir, mein Abgott, meine Schlange

Du kamst zu mir, mein Abgott, meine Schlange,
In dunkler Nacht, die um dich her erglühte.
Ich diente dir mit Liebesüberschwange
Und trank das Feuer, das dein Atem sprühte.
Du flohst, ich suchte lang in Finsternissen.
Da kannten mich die Götter und Dämonen
An jenem Glanze, den ich dir entrissen,
Und führten mich ins Licht, mit dir zu thronen.

(Gesammelte Werke. Band 5: Gedichte u.a. Kiepenheuer & Witsch/Bertelsmann, Berlin und Gütersloh 1986)

*Eine unglückliche Liebe steht als motivische Signatur über dem lyrischen Werk von Ricarda Huch (1864-1947), der Historikerin und Dichterin, die ihre wissenschaftliche und ihre literarische Arbeit zu einer fruchtbaren Koexistenz geführt hat. Mit 16 Jahren verliebte sich Ricarda in ihren Cousin Richard Huch, aber er war unglücklicherweise nicht nur ihr Cousin, sondern der Mann ihrer Schwester Lilly: „Ich stand in Flammen". Über viele Jahre hinweg blieb diese fatale Konstellation bestehen - eine Antriebskraft auch für pathetische Liebesgedichte.*

Erst zwanzig Jahre nach der verbotenen Leidenschaft konnte Huch den Mann ihres Lebens heiraten. Drei Jahre später, 1910, war die Passion zerbrochen. Aus diesen Jahren stammt das Gedicht, das mit sehr pathetischen Beschwörungen operiert. Die erste Zeile der Oktave enthält auch eine schroffe Ambivalenz. Der Geliebte ist „Abgott" und „Schlange" zugleich - der leidenschaftlich Angebetete ist zugleich eine Ausgeburt der Infamie.

**Ricarda Huch**

Mich band die Liebe an den Pfahl der Pein

Mich band die Liebe an den Pfahl der Pein,
Durchbohrend mit dem Schwerte, das nicht tötet,
Mein Eingeweide, bis der scharfe Stein,
Auf dem ich kniee, sich mit Blute rötet.
Doch neig ich dankend mich den Schmerzenslosen;
Denn über mir seh ich wie eine Sonne
Die Marterkrone dunkelroter Rosen:
Mein Blut in Blüte, die mich krönt zur Wonne.

(Gesammelte Werke. Band 5: Gedichte u. a. Kiepenheuer & Witsch/Bertelsmann, Berlin und Gütersloh 1986)

*Die Liebesgedichte der Dichterin und Historikerin Ricarda Huch (1864-1947) haben viel mit ihrer biografischen Verstrickung in eine unglückliche Liebe zu tun. Als junges Mädchen hatte sie sich in ihren erheblich älteren Cousin verliebt, der zu dieser Zeit mit ihrer älteren Schwester verheiratet war. Um den Knoten dieser Liebes-Falle zu lösen, band sich Ricarda Huch an einen italienischen Zahnarzt. Als sie nach der Scheidung von ihm endlich den von ihr begehrten Cousin heiraten konnte - auch dessen Ehe war zerbrochen -, wähnte sie sich am Ziel ihrer Träume. Diese Illusion war nur von kurzer Dauer.*

Das um die Jahrtausendwende entstandene Gedicht überhöht den Liebesschmerz des lyrischen Subjekts in ein Martyrium. Das Ich definiert die Liebe als ein Szenario der Folter, die Leib und Seele der Betroffenen grausamer Peinigung aussetzen. Es ist fast schon ein fast masochistischer Narzissmus, der hier artikuliert wird. Der Schmerz der Liebenden wird in einen Zusammenhang gerückt mit der Dornenkrone des sterbenden Christus.

**Ricarda Huch**

Wo hast du all die Schönheit hergenommen

Wo hast du all die Schönheit hergenommen,
Du Liebesangesicht, du Wohlgestalt!
Um dich ist alle Welt zu kurz gekommen.
Weil du die Jugend hast, wird alles alt,
Weil du das Leben hast, muss alles sterben,
Weil du die Kraft hast, ist die Welt kein Hort,
Weil du vollkommen bist, ist sie ein Scherben,
Weil du der Himmel bist, gibt’s keinen dort!

1907

*Dass ein Liebesgedicht im Tonfall einer Anklage vorgetragen wird, ist sehr ungewöhnlich für dieses Genre. Das Entzücken über die „Schönheit“ und „Wohlgestalt“ des Geliebten will sich hier nicht recht einstellen, denn das „Liebesangesicht“ verurteilt die Mitwelt zu furchtbaren Opfern. Das 1907 erstmals veröffentlichte Gedicht der neo-romantischen Erzählerin und Literaturhistorikerin Ricarda Huch (1864–1947) bedenkt die Folgelasten der Leidenschaft für den „vollkommenen“ Einen.*

1907 noch unter dem Titel *Neue Gedichte* veröffentlicht, gab Ricarda Huch der Neuauflage des Bandes 1913 den Titel *Liebesgedichte*. Je näher man das Gedicht anschaut, desto unsicherer wird, ob die Gestalt des „vollkommenen“ Geliebten irdischer Natur ist oder ob wir es nicht eher mit einer göttlichen Instanz zu tun haben. Zu bedenken ist aber auch der autobiografische Hintergrund: Zum Zeitpunkt der Niederschrift des Gedichts war Ricarda Huchs erste Ehe gerade zerbrochen, und die Dichterin stürzte sich in die unheilvolle Verbindung mit dem früheren Ehemann ihrer älteren Schwester.

**Richard Dehmel**

Die stille Stadt

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht;
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund;
Und durch den Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang,
Aus Kindermund.

*In der Berliner Bohème galt er an der Schwelle zum 20. Jahrhundert als Aktivist des wilden Trinklieds: Richard Dehmel (1863-1920), der sich zunächst von den Programmen des Naturalismus inspirieren ließ, wurde in einem zeitgenössischen „Steckbrief" als „ein Spiritus" charakterisiert, „an dem sich alle die Jünglinge und Jungfrauen Deutschlands bis zum Lallen betrunken haben". Sein früher Gedichtband „Aber die Liebe" (1896) zeigt aber einen Dehmel, der weder durch naturalistischen Detaileifer noch durch vitalistische Trinkfreudigkeit auffällt, sondern eher durch impressionistische Stimmungskunst.*

Dehmels „stille Stadt" - ein Gedicht aus dem Band „Aber die Liebe" - scheint im undurchdringlichen Dämmer zu liegen, der Nebel verschluckt alle Lebensregungen. Aber die dritte Strophe präsentiert ein kleines Wahrnehmungswunder. Wo nur erstarrtes Leben zu schlummern schien, strahlt plötzlich ein „Lichtlein" und tönt ein Sphärengesang aus „Kindermund" herüber. Solche religiös gestimmten Offenbarungssensationen wurden später von namhaften Komponisten vertont, u. a. von Kurt Weill und Alma Mahler-Werfel.

**Richard Dehmel**

Frecher Bengel

Ich bin ein kleiner Junge,
ich bin ein großer Lump.
Ich habe eine Zunge
und keinen Strumpf.

Ihr braucht mir keinen schenken,
dann reiß ich mir kein Loch.
Ihr könnt euch ruhig denken:
Jottedoch!

Ich denk von euch dasselbe.
Ich kuck euch durch den Lack.
Ich spuck euch aufs Gewölbe.
Pack!

*Die literarische Karriere des Lyrikers Richard Dehmel (1863-1920) begann mit einem Skandal: Seine ersten Gedichtbände beschäftigten wegen angeblicher „Verletzung der religiösen und sittlichen Gefühle" die Gerichte. Lange vor den Expressionisten propagierte Dehmel den „neuen Menschen", der libertäre Ideale verwirklichen will und von erotischer Unbedingtheit träumt. Der „freche Bengel" aus seiner ersten Sammlung „Erlösungen"(1891) huldigt einem antibürgerlichen Lebensprogramm:*

Als Vorbilder adoptierte Dehmel die „vogelfreien Dichter" und Bohème-Idole Paul Verlaine und François Villon, deren Exzentrik ihm imponierte. Der Eigensinn des literarischen Provokateurs verflüchtigte sich rasch, als der Erste Weltkrieg unter Europas Intellektuellen die politische Vernunft aushebelte. Als Kriegsfreiwilliger der „Generation Verdun" wandelte sich Dehmel zu einem Propagandisten deutscher Selbstherrlichkeit und eines imperialistischen Nationalismus.

**Richard Leising**

Abendlied

Was geht da vor mir hin
Gen Abend lang und länger
Es ist mein schwarzer Sinn
Der wache Doppelgänger
Der geht da vor mir her
So leicht als ich bin schwer
Mein böser Bruder Sänger
Noch stummer als ich bin.

(Gebrochen deutsch. Langewiesche-Brandt & Co. KG, Ebenhausen 1990.)

*In den vierzig Jahren seiner literarischen Arbeit hat der 1934 in Chemnitz geborene und 1997 in Berlin gestorbene Richard Leising nicht mehr als achtzig Gedichte geschrieben und nur zwei schmale Gedichtbände publiziert. Er gehörte zu den verborgensten Dichtern in der DDR, der sich als „Diogenes im zerfallenen Gehäuse“ (Sarah Kirsch) ins Schweigen zurückzog, als er sah, dass es für ein authentisches Sprechen im SED-Staat keinen Ort mehr gab.*

Erst nach der Wende wurde Leising als Lyriker öffentlich sichtbar: In dem 1990 erschienenen Band „Gebrochen deutsch“, der Gedichte aus zwanzig Jahren enthält, präsentiert sich ein formal ungeheuer vielseitiger Dichter. Das Gedicht über den Schatten des Ich, den Doppelgänger des eigenen fatalistischen Bewusstseins, stützt sich auf eine modernisierte Heinesche Volksliedstrophe. Der Sänger und sein Doppelgänger: Für beide erlaubt die heillose Situation nur das Verstummen.

**Richard Leising**

Esse

Kletter ich den heißen Schornstein hoch
Stieg um Stiege eisern an den Ziegeln
Klimm ich auf zum Tode mich zu werfen
In Fabrikhof runter und zerstieben
Krieg zu tun hier oben mit der Angst ich
Ruf um Hilfe wimmernd mit Sirenen
Kommt die Feuerwehr auf schräger Leiter
Steig ich rückwärts wieder ab ins Leben.

(Richard Leising, Gebrochen deutsch. Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 1990.)

*Die Bekanntheit bei einem größeren Lesepublikum ist dem als Arbeiterkind im sächsischen Chemnitz aufgewachsenen Richard Leising (1934-1997) verwehrt geblieben. Seine Dichterkollegin Inge Müller hat ihn einmal vortrefflich porträtiert: „Du kannst dich selber nicht tragen / Du hast alles satt / Trägst dein Kindergesicht wie ein König / Der alle Reiche verloren hat...“ Leising musste viele Schicksalsschläge ertragen. Als seine Frau Melitta starb, verfiel er immer mehr dem Alkohol. Sein Werk ist schmal, gerade fünfzig Gedichte umfasst es, in zwei Bänden erschienen.*

Dieses Gedicht kann man insofern als autobiografisch ansehen, als das Ich hier in seiner latenten Gefährdung gezeigt wird. Jemand klettert einen „heißen Schornstein hoch“ und kriegt es in der Höhe schließlich mit der Angst zu tun - so sehr, dass er um Hilfe ruft. Was ist ein Selbstmord anderes als ein Hilferuf? Der Rufende will nichts als „zurück ins Leben“ steigen. Leising schreibt hier diese dramatische Seelenbewegung nach, indem er sie von Innen nach Außen verlegt.

**Richard Leising**
Homo sapiens

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein
Er will auch sein Rettich und Eisbein.

Unsertäglichbrot genügt ihm nich
Er will auch einen Brotaufstrich.

Von der Wiege bis zum Sarg
Einmal in der Woche Quark.

Mein Herr, wie wünschen Sie Ihr Ei?
Mein Herr, ich will zwei.

Der Mensch braucht seine Freunde schier
Da schuf der Mensch Bier.

Käse muss auch sein
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Er braucht fürs Leben ein Ideal
Etwa drei- bis viermal.

Zu einem richtigen Arbeiterstaat
Gehört ein richtiger Kartoffelsalat.

Vom niedrigen Materialismus weg!
Man würzt seinen Senf mit Speck.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein
Aber es muss da sein.

*Die zwei Veränderungen, die der sächsische Lyriker Richard Leising (1934-1997) im Verlauf eines Vierteljahrhunderts an diesem Gedicht vorgenommen hat, spiegeln auf hintersinnige Weise die Verfallsgeschichte des real existierenden Sozialismus in der DDR. Mit der leichten Abwandlung des letzten Verses demonstrierte Leising auch den grassierenden Utopieverlust der DDR-Dichter. In der Urfassung des Gedichts, das in den 1960er Jahren entstand, lauteten die letzten beiden Zeilen: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein/ Also führt er den Kommunismus ein.“*

Als 1975 das lyrische Debüt Leisings in der DDR erschien („Poesiealbum 97“), verwies er in seinem programmatischen „Homo sapiens“-Gedicht auf die noch unerfüllten Heilsversprechen des Sozialismus und dichtete: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein/ Es müsste ganz schnell Kommunismus sein.“ Die politische Desillusionierung trieb den Dichter immer mehr in die Einsamkeit. Als dann schließlich 1990 die karge Bilanz von Leisings Dichterleben erschien, ein Band mit gerade mal 35 Gedichten („Gebrochen deutsch“), war der Kommunismus als poetische Schlusspointe verschwunden.

**Richard Leising**
Küste

Wind und Himmel, ja, Weite, aber
Das Wasser hält keine Spuren

Ich werde zurückgehen ins Land

Meine Kraft reicht nicht zum Verzichten
Aus, nur zu Versuchen noch; und das Land
Antwortet vielleicht, wie die See
Dem Himmel auch?

Es ist nicht so, dass ich schweige
Ich kann nur nicht sprechen

Geh zurück ins Land

Die nicht versunkenen Städte, die auftauchenden
Die Weite: jetzt des Weges, das Feuer
Die Schlacke, und die Flüsse.

(In: Richard Leising, Gebrochen deutsch. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 1990.)

*In der „Sächsischen Dichterschule“ hat man dem Poeten Richard Leising (1934-1997) große Verehrung entgegengebracht - trotz des Zuspruchs prominenter Kollegen blieb er aber zeitlebens in Ost und West ein Unbekannter, veröffentlichte in vierzig Jahren gerade mal zwei schmale Gedichtbände.*
*Schließlich zog er sich als „Diogenes im zerfallenen Gehäuse“ ins Schweigen zurück, als er erkannte, dass es für ein authentisches Sprechen im SED-Staat keinen Ort mehr gab.*

Leisings „Grundtrauer“ wird in diesem Gedicht manifest, das nur von Landschaften, der Küste, der See und den Flüssen zu sprechen scheint, aber in Wahrheit eine Standortbestimmung des fast verstummten Dichters enthält. Da ihm die „Weite“ vorenthalten wird, zieht sich das Ich ins Land zurück, um sich dort in „Versuchen“ auszuprobieren. Im Zentrum des Gedichts steht die verstörende Erfahrung des Dichters, in eine existenzielle Stummheit *geraten zu sein.*

**Richard Leising**

Vom schnellen Mann

Karl Kahn weg.
Geschwinder Mann und
Sonstwo. Er ist
Nirgends, also kann
Kahn nicht gegangen sein, aber
Er ist doch weg
Gegangen, denn seht
Ihr unter euch noch K. Kahn?
Nein, nicht hier, ja
Die schnellen Männer. Wohin
Kann ein Karl K. schon
Hin gehen? der kann
Nur fort gehen euch, ruft
Nicht. Er ist euch
Hin.

*In dreißig Jahren literarischer Produktion hat der Dichter Richard Leising (1934-1997), ein Arbeitersohn aus Chemnitz, kaum mehr als vierzig Gedichte geschrieben. An verschiedenen Orten in der DDR hatte er sich in Theaterarbeit versucht und lange an seiner Hoffnung auf die Weiterentwicklung des Sozialismus festgehalten. Aber sein Land interessierte sich nicht für seine Ideen, so blieb er enttäuscht zurück mit einem „Herzen voll / Fröhlicher Kälte". Erst nach dem Ende der DDR konnte er 1990 einen ersten eigenständigen Gedichtband veröffentlichen.*

Bereits das erste Gedicht in „Gebrochen deutsch" (1990) handelt vom unwiderruflichen Verschwinden eines „schnellen Mannes". Leising, der im Land geblieben, aber dort vollkommen isoliert war, spricht aus der Perspektive eines anonymen „Wir" über einen Weggegangenen. Die lakonisch verschränkten Verse enden mit einer desillusionierenden Pointe: Denn wieder hat sich ein Mensch aus dem Kollektiv verabschiedet und sich fürs Fortgehen entschieden, er ist „hin" für jede Art von Utopie.

**Richard Pietraß**

Antwerper Sonntag

Die Autos standen wie Blei.
Die Füße lernten zu gehen.
Die Augen lernten zu sehen.
Die Ohren drehten bei.

Die Füße waren wie Blei.
Die Augen lernten zu gehen.
Die Ohren lernten verstehen.
Die Autos hatten frei.

Die Lider hingen wie Blei.
Die Ohren lernten zu sehen.
Die Füße bekamen Zehen.
Die Daumen drehten bei.

Die Ohren verloren ihr Blei.
Die Füße gingen auf Zehen.
Den Augen kam Hören und Sehen.
Die Schiffe drehten bei.

(Freigang. Faber & Faber, Leipzig 2006)

*Ein „Freigänger", sofern man den Begriff im juristischen Sinne versteht, kann seine Freiheit nur befristet genießen und weiß um seine Gefangenschaft, die nur vorübergehend aufhebbar ist. Der „Freigänger" des sächsischen Dichters Richard Pietraß (geb. 1946) ist ein Mann der ironischen Ambivalenzen. Vorbehaltloser Jubel angesichts der Schönheiten der Welt ist ihm ebenso wenig möglich wie prinzipieller Skeptizismus. So doppelbödig wie die Titel seiner Gedichtbände ist auch sein Spiel mit der Tradition. Virtuos wie kaum ein anderer Autor inszeniert Pietraß mit seinem humorbereiten „Schalkschädel" eine sehr frisch wirkende Reim-Artistik.*

Der „Antwerper Sonntag", in den das lyrische Subjekt des Gedichts hier hineingerät, ist zunächst gleichbedeutend mit der Erfahrung eines absoluten Stillstands. In der Form eines sehr freien Rondos zeigt Pietraß die Auswege, die aus der Ödnis einer überfüllten Autobahn und einer universellen Erschöpfung möglich sind. Nach dem Stillstands-Befund der ersten Gedichtzeile werden Möglichkeiten dynamischer Selbstbefreiung durchgespielt.

**Richard Pietraß**

Horoskop

Der erste Euro Kartoffelsuppe.
Der erste Bruch ein Dattelzahn.
Fängt mein Steiftier einen Schnupfen
Hebt das Jahr mit Pfeifen an.

(Richard Pietraß, Freigang. Verlag Faber & Faber, Leipzig 2006.)

*Wer die Zukunft prognostizieren will, verlässt sich in der Regel auf rituelle Lektüren: auf das Lesen aus der Hand, im Kaffeesatz oder in den Konstellationen der Sterne. Dass ein Horoskop oder ein Jahresausblick keine bitterernste Angelegenheit sein muss, zeigt die heitere Miniatur des literarischen „Schalkschädels“ Richard Pietraß (geb. 1946).*
*Als „Laus im Staatspelz“ und „Artist auf freier Wanderschaft“ hatte Pietraß in der DDR mitunter das Misstrauen der zuständigen Literaturpolitiker erregt. In seiner Dichtkunst folgt er oft seiner Passion für schelmische Gesten.*

Der Eintritt ins neue Jahr - vielleicht ist es das Jahr 2002, als der Euro zum allgemeinen Zahlungsmittel wird („Der erste Euro Kartoffelsuppe“) - wird hier von wenig aussagekräftigen Prognosen begleitet. Pietraß inszeniert ein heiteres Sprachspiel, das weniger an semantischer Plausibilität als an reimgestützter Vergnüglichkeit interessiert ist.

**Richard Pietraß**

Mein Engel

Mein Engel ist elend.
Und ich steh in Schuld.

Seine Flügel sind lahm.
Ich hab dran gerissen.

Seine Stirn ist kraus.
Ich hab sie gefurcht.

Sein Herz war ein Quell.
Ich hab ihn getrübt.

Nun schleppt er sich
Nach Engelland.

Nun schirmt ihn
Meine schwache Hand.

(Die Gewichte. Hundert Gedichte. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 2001)

*Der 1946 geborene Richard Pietraß, einer der kenntnisreichsten und zugleich am meisten unterschätzten Dichter aus der Ex-DDR, hat sich schon früh der „kommunistischen Erziehung“ verweigert. Stattdessen übte er sich in der Kunst des listenreichen Umgangs mit der Zensur, um sich als schalkhafte „Laus im Staatspelz“ treu bleiben zu können. So entstanden spielerische, schelmisch-subtile „Gegengesänge“, „um das große Schlaraffenland von morgen zu bereichern“.*

Dass Pietraß in seiner Dichtung nicht immer als humorbereiter „Schalkschädel“ agiert, zeigt der ergreifende Zyklus „Letzte Gestalt“, den der Dichter 1994 seiner verstorbenen Ehefrau Erika gewidmet hat. Es sind erschütternde Gedichte über das allmähliche Erlöschen eines geliebten Menschen, eins der großen Dokumente moderner Liebesdichtung. Das tieftraurige Engel-Gedicht radikalisiert die Trauer um den Verlust des sehr irdischen „Engels“ zur verzweifelten Selbstanklage.

**Richard Pietraß**

Suppenruf

Heute gibt es Ampfersuppe, Ampfersuppe.
Während eines Froschkonzerts zupfte
ich ihn von der Wiese. Rudere zurück
aus deinem Luftgrab, Vater, rudere zurück.

Löse deine Kampferbinden von geborstner
Schläfe, Mutter. Ampfer stampfte
ich vorm Gewitter. Saure Suppe gibt es heut.
Ruf dein träges Blut, ruf es zurück.

Hört auf zu sterben, heute gibt es Ampfersuppe.
Kartoffeln und Eier brachte ich vom Markt.
Haltet ein! Reinigt Teller und Löffel. Seht
Die Suppe dampfen, liebe Brüder, süße Schwester.

(Freigang. Faber & Faber, Leipzig 2006)

*Da tönt uns zunächst wie in alten Märchen oder heiteren Geschichten ein beschwingter „Suppenruf" entgegen, der die Familie am Tisch versammeln soll. Wie ein sächsischer Schamane sendet das lyrische Ich des Dichters Richard Pietraß (geb. 1946) seinen anrührenden Lockruf von der „Ampfersuppe" aus - um zu heilen, was nicht mehr zu heilen ist. Denn die Familie, die hier fast litaneiartig zu Tisch gerufen wird, existiert nicht mehr: Vater und Mutter sind tot, und auch die „lieben Brüder" und die „süße Schwester" scheinen nicht wirklich anwesend zu sein.*

Die Heiterkeit des stets humorbereiten „Schalkschädels" Richard Pietraß, der sein Formbewusstsein und seine Reim-Artistik stets überzeugend zu demonstrieren weiß, verbindet sich hier mit elegischer Wehmut. Das Familienglück, das einst durch rituelles Beisammensein gestiftet werden konnte, ist unwiederbringlich dahin. So bleibt nur die emphatische Aufhebung des Todes im Gedicht: „Hört auf zu sterben, heute gibt es Ampfersuppe."

**Richard und Paula Dehmel**

Die Schaukel

Auf meiner Schaukel in die Höh,
was kann es Schöneres geben!
So hoch, so weit! Die ganze Chaussee
und alle Häuser schweben.

Weit über die Gärten hoch, juchhee,
ich lasse mich fliegen, fliegen;
und alles sieht man, Wald und See,
ganz anders stehn und liegen.

Hoch in die Höh! Wo ist mein Zeh?
Im Himmel! ich glaube, ich falle!
Das tut so tief, so süß dann weh,
und die Bäume verbeugen sich alle.

Und immer wieder in die Höh,
und der Himmel kommt immer näher;
und immer süßer tut es weh -
der Himmel wird immer höher.

*Für die Monogamie war der vitalistische Dichter und Lebenskünstler Richard Dehmel (1862-1918) nicht zu gewinnen; durchaus aber für eine poetische Kollaboration mit seiner langjährigen Ehefrau Paula Dehmel (geborene Oppenheimer, 1862-1916). Seine Ehe mit Paula Dehmel versuchte er immer wieder mit Zusatz-Frauen aufzufrischen (u. a. mit der von seinem Widerpart Stefan George inbrünstig verehrten Ida Coblentz), was seine Frau nach 1900 mit der Scheidung beantwortete. Trotz aller erotischen Platzkämpfe haben Richard und Paula Dehmel gemeinsam Kindergedichte geschrieben- wobei bei den meisten Texten Paula Dehmel die Federführung hatte.*

1900 und 1903 veröffentlichen die Dehmels zwei Bände mit Kindergedichten: „Fitzebutze“ und „Rumpumpel“. Vor allem Paula versteht es dabei, Töne anzuschlagen, die - wie es ihr Bewunderer Erich Mühsam (1878-1934) sagt - , „in der Seele der kleinen Kinder wiederklingen“. Da die kindliche Schaukel-Bewegung über die engen Begrenzungen des Daseins hinweg tragen kann - das wird in diesem Gedicht eindrucksvoll festgehalten.

**Richard Wagner**
Curriculum

Nicht erschlagen, fertiggemacht.
Belogen, bis ich selber log.
Nicht nackt, nur mir selber entzogen.
Nicht mit Steinen beworfen, nicht mit Worten.
Bloß mit Schweigen traktiert.
Nicht verhungert, aber der Kopf eine Höhle.
Davongekommen, überlebt, das auch, ja.

(Schwarze Kreide. Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1991. )

*Der Autor, der hier in lyrischer Verknappung ein „Curriculum“ erstellt, hatte zum Zeitpunkt der Niederschrift des Gedichts (1986/87) eine lange Geschichte der Repression hinter sich. 1952 in Perjamosch im deutschsprachigen Banat in Rumänien geboren, exponierte sich Richard Wagner früh als Aktivist der „Aktionsgruppe Banat“, die gegen die kulturpolitische Despotie des Ceausescu-Regimes zu Felde zog. Das kommunistische Regime antwortete mit Schikanen, Publikationsverboten und Morddrohungen.*

Der kleine Lehrplan in eigener Sache, den der Dichter hier vorlegt, beschreibt in fast tonloser Lakonie die Folgen des staatlichen Drucks auf poetische Dissidenten. Die Lügen der herrschenden Sprachregelungen infizieren auch den verfolgten Dichter. Sein Versuch poetischen Widerstands trifft auf ein feindseliges Schweigen. 1987 verließ Richard Wagner seine Banater Heimat und ließ sich in Berlin nieder.

**Richard Wagner**

Erinnerung an ein Hotel in Krefeld

Der Blick der Dame am Empfang.
Der Vertreter, der den Knopf
im Aufzug drückt und sagt:
Derlei Kleinigkeiten machen wir umsonst.
Das Zimmermädchen.
Die schwarzen Strümpfe des Zimmermädchens.
Das Lächeln des Zimmermädchens.
Der Tee der Fernsehbilder.
Wie beim Frühstück ein Mann
die Orange auspresst.

(Schwarze Kreide. Gedichte. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1991. © Richard Wagner)

*Ein kleiner, unspektakulärer Lebensaugenblick, herausgeschnitten aus dem lärmenden Getriebe des Alltags. Nichts scheint den routinierten Ablauf der fast mechanisch vollzogenen Handlungsabläufe zu stören. Jemand absolviert den Check-In ins Hotel, registriert flüchtig weitere Hotelbesucher und das übliche Personal. Doch jenseits der automatisch vollzogenen „Kleinigkeiten" blitzt etwas auf - eine erotische Verlockung, das Lächeln des Zimmermädchens. Kaum ist der Sehnsuchtsmoment fixiert, ist er auch schon wieder vorbei.*

Der 1952 im rumänischen Banat geborene Richard Wagner hat ein Faible für solche lakonisch protokollierten Lebensaugenblicke, die ihre Evidenz in sich tragen und keiner poetisch-symbolischen Überhöhung bedürfen. Die karge Inventarisierung der Lebenswelt charakterisiert die Dichtung Wagners, der als Aktivist der „Aktionsgruppe Banat" (von 1972-75) die Kulturpolitiker im eisernen Kommunismus Nikolae Ceausescus provozierte. Das Gedicht entstand 1988/89, kurz nach seiner Übersiedlung nach Berlin.

**Rio Reiser**

Zauberland *(1990)*
*T/M: Misha Schöneberg & Rio Reiser*

Die Wolken zieh’n von West nach Ost.
Ich lieg im Bett und denk an dich
und wie es früher war.

*Refrain:*
Zauberland ist abgebrannt und brennt noch irgendwo.
Zauberland ist abgebrannt und brennt noch lichterloh.

Der Himmel glüht wie heißes Eisen,
ein kleiner Vogel singt ganz leise
unser Lied - sieh da.

*Refrain...*

Das Traumtier geht auf weite Reise
und grauer Regen löscht die Feuer.
Ach küss mich noch ein Mal.

*Refrain ...*

**Robert Gernhardt**

Alle oder nichts

Der da! Wie ist er so allein!
Da kommen sieben Frauen rein
ihn herzlich zu begrüßen.
Zwei reiben ihm die Wangen warm,
zwei lagern sich in seinen Arm
und zwei zu seinen Füßen.
Die siebte aber! Ach! Sie schweigt!
Nicht ab-, doch auch nicht zugeneigt
nippt sie zerstreut vom Wein:
Der Da! Wie fühlt er sich allein!

1987

aus: Robert Gernhardt: Körper in Cafés, Gesammelte Gedichte, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1987

*Das alte französische Märchen vom Ritter Blaubart, der einen erklecklichen Harem mit sieben Frauen vorweisen kann, die er aber auf die eine oder andere Weise ums Leben bringt, wird in diesem Gedicht des Meister-Humoristen Robert Gernhardt (1937–2006) variiert. Der Gernhardtsche Blaubart, um den sich sieben Frauen scharen, wird urplötzlich von Melancholie befallen – und wird komplett handlungsunfähig*

Die Damen, die ihm servil zu Füßen liegen, scheinen diesen einsamen Frauenhelden nicht sonderlich zu faszinieren. Nur die eine Frau, die Indifferenz vorschützt und ihre Gefühle verbirgt, hat seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Aber das Rätsel dieser echten oder gespielten Gleichgültigkeit vermag dieser Blaubart-Nachfahre nicht zu lösen. Das Gedicht ist erstmals 1987, in dem Band *Körper in Cafés* erschienen.

**Robert Gernhardt**

Alles über den Künstler

Der Künstler geht auf dünnem Eis.
Erschafft er Kunst? Baut er nur Scheiß?

Der Künstler läuft auf dunkler Bahn.
Trägt sie zu Ruhm? Führt sie zum Wahn?

Der Künstler fällt in freiem Fall.
Als Stein ins Nichts? Als Stern ins All?



*Ein Selbstbildnis des Dichters als höchst verunsichertes Subjekt: Soviel barocke Abgründigkeit hätte man bei Robert Gernhardt (1937-2006), dem Großmeister der Humoreske und der Komik, nicht erwartet. Die Tonlagen und Motive, die Gernhardt hier zusammen- und gegeneinander-stellt, markieren die zwei gegensätzlichen Pole des dichterischen Sprechens: Die große Frage nach der Erhabenheit der Kunst wird mit sehr prosaischen, schnoddrig vorgetragenen Einsichten konfrontiert.*

Der Lebensweg des Künstlers verläuft hier von Strophe zu Strophe auf einer immer steileren Bahn des Unglücks. Zuletzt ist es nur noch ein Fall ins Bodenlose. Und auch wenn die Aussichten auf einen guten Ausgang des Dichterlebens in Frageform gefasst und nicht rundweg verneint werden, so ist hier doch eine klare Tendenz zur Verfinsterung des literarischen Selbstverständnisses erkennbar. Eine Erfahrung, die im literarischen Barock „Vanitas“ hieß: die Begegnung mit der Nichtigkeit des eigenen Daseins.

**Robert Gernhardt**

Der Forscher und die Schlange

Der Schlangenforscher liebt die langen,
bisher noch unerforschten Schlangen.
Den Schlangen kommen dahingegen
die dicken Forscher sehr gelegen.

**Robert Gernhardt**

Die Lust kommt

Als dann die Lust kam, war ich nicht bereit.
Sie kam zu früh, zu spät, kam einfach nicht gelegen.
Ich hatte grad zu tun, deswegen
war ich, als da die Lust kam, nicht bereit.

Die Lust kam unerwartet. Ich war nicht bereit.
Sie kam so krass, so unbedingt, so eilig.
Ich war ihr nicht, nicht meine Ruhe, heilig.
Da kam die Lust, und ich war nicht bereit.

Die Lust war da, doch ich war nicht bereit.
Sie stand im Raum. Ich ließ sie darin stehen.
Sie seufzte auf und wandte sich zum Gehen.
Noch als sie wegging, tat es mir kaum leid.
Erst als sie wegblieb, blieb mir für sie Zeit.

1987

aus: Gesammelte Gedichte 1954-2006, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008

*»Mein Körper hält sich nicht an mich,/Er tut, was ich nicht darf.« Mit solchen Befunden machte Robert Gernhardt (1937-2006), einer der großen komischen Dichter der Gegenwart, auf die hartnäckige Diskrepanz zwischen den Wünschen des Bewusstseins und den Eigenwilligkeiten des Körpers aufmerksam. Auf fast schon tragische Weise versagt das Bewusstsein dem Körper seinen Dienst in dem 1987 erstmals gedruckten Gedicht über die Nicht-Realisierbarkeit der Lust.*

In drei Strophen, die in subtiler Wiederholung und Variation die Disharmonie zwischen der Lustempfindung und dem Eigensinn des Willens durchspielen, hat Gernhardt ein kleines Meisterwerk der Komik geschaffen. Das kleine Poem über die Lust und die Unpässlichkeit ist auch eine kleine Reflexion über verpasste Lebenschancen. Die schöne paradoxe Wendung am Ende benennt das Dilemma eines Einsamen.

**Robert Gernhardt**

Die Nachbarin

Die Nachbarin, die hüstelnd die Treppe fegt.
„So anstrengend heute.
Weiß auch nicht,
was ich habe.“
Krebs hat sie, die Nachbarin.
In einem Jahr wird sie tot sein.

Eine Erinnerung, die nicht vergehen will:
„So anstrengend heute.
Weiß auch nicht,
was ich habe.“
Krebs hatte sie, die Nachbarin.
Seit fünfzehn Jahren ist sie tot.

1996
aus: Robert Gernhardt: Lichte Gedichte, Haffmans Verlag, Zürich 1997

*„Kunst das meint vor allen Dingen / anderen Menschen Freude bringen / … Kunst ist heiter und sonst gar nichts weiter.“ Mit dieser Maxime des Dichters und Zeichners Robert Gernhardt (1937–2006) kann man den kurzen lyrischen Bericht über „die Nachbarin“ kaum in Verbindung bringen. Aber der virtuose Humorist Gernhardt hatte immer schon ein Faible für die schwarzen Seiten der menschlichen Existenz.*

1996, nach einem überstandenen Herzinfarkt und nachfolgender Bypass-Operation, verfasste Gernhardt einen Zyklus von 100 Gedichten mit dem Titel „Herz in Not“, in dessen Umfeld auch das Gedicht über die Nachbarin entstand. Seine von schwarzhumorigem Ingrimm getragenen Auseinandersetzungen mit dem Tod setzte er 2004 fort mit einem Zyklus über den neuen Feind, der seinen Körper befallen hatte: den Krebs. Auch bei so ernsten Themen hat sich Gernhardt nie von der Komik abgewandt.

**Robert Gernhardt**

Er und Ich

Ich habe stets von ihm gewusst,
nun hockt er schwer auf meiner Brust.
Er ist der Strick. Ich bin das Kalb.
Ich bin sein Traum. Er ist mein Alp.

*Bei einem Großmeister der Komik und des schwarzen Humors wie Robert Gernhardt (1937-2006) ist man überrascht, wenn man auf dunkle Evokationen einer Seelenfinsternis stößt. In seinen letzten zehn Lebensjahren hat Gernhardt jedoch eine ganze Reihe von Gedichten geschrieben, in denen das Ich in seinen eigenen Abgrund blickt. Etwa in der 1997 erstmals veröffentlichten Miniatur über die beständige Heimsuchung des Ich durch einen bedrohlichen „Er“.*

Es ist eine sehr mächtige Instanz, die da von dem Ich Besitz ergreift und seine Bewegungsfreiheit lähmt. Eine negative Erwartung erfüllt sich in furchtbarer Weise: Denn das Ich ist zum Gefangenen seines eigenen Albtraums geworden, es wird vorgeführt wie ein Kalb am Strick. Der Protagonist des Gedichts ist der furchteinflößende Anonymus, das Ich ist an die zweite Stelle gerückt und zum lateinischen „sub-iectum“, also zum „Unterworfenen“ geworden.

**Robert Gernhardt**

Erdgebet

Himmel, großer Deckel du,
deck mich kleine Erde zu.
Hab ich Unrecht heut getan,
zeige mich bei Gott nicht an.
Lässt du mich nur selig ruhn,
will ichs morgen wieder tun.
Amen

(In: Im Glück und anderswo. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2002)

*Auf die Frage, wie ein gutes Gedicht beschaffen sein sollte, antwortete Robert Gernhardt (1937-2006) selbstbewusst: „Gut gefühlt / Gut gefügt / Gut gedacht / Gut gemacht.“ Das trifft auch auf die meisten seiner oft kurzen, elegant gereimten und witzigen Texte zu. Der Lyriker, Karikaturist, Satiriker und Zeichner war ein virtuoser Formkünstler, der alle Techniken beherrschte und fremde Formen (Goethes, Heines, Brechts) imitierte.*

Sein Werk hat sich von den Nonsens-Versen und humoristischen Scherzen der Anfangszeit emanzipiert. Durch die Fähigkeit, Gefühle wie Trauer und Angst mit Selbstironie zu verbinden, erwarb sich Gernhardt Respekt. Das vorgestellte Gedicht stammt aus dem Band „Im Glück und anderswo“ (2002) und ist dort unter die ernsten Texte eingereiht - eine Variation auf das Wiegenlied „Müde bin ich, geh zur Ruh“, ein Kindergebet mit dem entwaffnenden Eingeständnis eines sich „kleine Erde“ Nennenden, das „Unrecht“ immer wieder zu tun.

**Robert Gernhardt**

Fahrt ins Dunkel

Wie ungeheuer grün das Grün
Wie furchtbar grau das Grau
Wie dunkel rings die Dunkelheit
Wie blau das späte Blau

So schwarz der schwarze Horizont
So licht das letzte Licht
So, endlich, geht’s dem Ende zu
So, nichtig, hoffst du: nicht.

(Robert Gernhardt, Im Glück und anderswo. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2002.)

*Viele Sätze und Verse Robert Gernhardts (1937 - 2006) sind zu buchstäblich geflügelten Worten geworden, was Anlass zur Hoffnung gibt; denn sein Lachen ist kein Stammtischlachen, es hat die Helligkeit, Leichtigkeit und Mehrdeutigkeit aus der Tradition von Heine und Tucholsky. Auch Gernhardts Arbeit widerspricht dem Klischee von der Schwermut der deutschsprachigen Literatur.*

Die „Fahrt ins Dunkel“ entstand, als Gernhardt schon von Krankheiten gezeichnet war, und selbst wenn der Autor gern über jegliche Sorte Dunkelmänner spöttelte, zeigt sein Gedicht, dass er vom Dunklen wusste. In einfacher Sprache und einfachem Metrum werden schlichteste Gegensätze beschworen. Die Aussagen vermeiden schweres Pathos, sie sind wortkarg und doch klar: Die Farben der Welt lösen Staunen aus, aber auch Schrecken. Denn grau und schwarz gehören dazu. Vielleicht sind die je ersten Worte der beiden Strophen der leise Pulsschlag des Gedichts: „Wie“-„So“, wieso, warum müssen wir sterben?

**Robert Gernhardt**

Gut und lieb

Kommt, das gute Brot des Nordens
wolln wir stückchenweise braten
in dem guten Öl des Südens,
wie es schon die Väter taten.
Von dem guten Wein des Westens
trinken wir, dieweil wir essen,
um die liebe Not des Ostens
schlückchenweise zu vergessen.

ca. 1995/96

aus: Robert Gernhardt: Lichte Gedichte, Haffmans Verlag, Zürich 1997

*„Alle Gedichte sind komisch“, betonte Robert Gernhardt (1937–2006), „wenn auch manchmal in kaum mehr nachweisbarer Verdünnung bzw. Vergeistigung.“ In seinen Gedichten präsentiert sich Gernhardt denn auch als ein begnadeter Humorist, der den inoffiziellen Titel des gesellschaftsfähigsten deutschen „Leistungskomikers“ und „Lachstandortverbesserers“ für sich beanspruchen kann.*

In seinem Band *Lichte Gedichte* (1997) hat Gernhardt ein schönes Gedicht über unsere kulturellen Stereotypien im Blick auf die Himmelsrichtungen publiziert, das zugleich als eine lockere Soziologie der europäischen Lebensformen gelesen werden kann. Während auf alle Regionen bestimmte ökonomische Stärken und kulinarische Genüsse projiziert werden, wird der Osten nur in seiner „lieben Not“ wahrgenommen. Diese Not verlangt nach alkoholischer Linderung.

**Robert Gernhardt**

Guter Rat

O Mensch, halt ein vorm Krankenhaus.
Gehn dem einmal die Kranken aus,
dann greift man auch auf dich zurück,
und du verbleibst dort Stück für Stück.
Das präludiert mit etwas Darm,
dann schneidet man sich langsam warm
an Leber, Venen und Arterien –
so’n Krankenhaus kennt keine Ferien.
Greift nach den Alten, nach den Jungen,
nach deren Mägen, deren Lungen,
nach deren Lymphen, deren Zellen,
nach offnen wie versteckten Stellen,
nach Herz und Brust, nach Hirn und Hoden,
und bringt dich das nicht unter’n Boden,
dann doch auf Null. Was folgt daraus?
Mensch, halt dich fern vom Krankenhaus!

*Aus: Gesammelte Gedichte 1954–2006, S. 879*

**Robert Gernhardt**

Hiob im Diakonissenkrankenhaus

Ihr habt mir tags von Gott erzählt,
nachts hat mich euer Gott gequält.

Ihr habt laut eures Gotts gedacht,
mich hat er stumm zur Sau gemacht.

Ihr habt gesagt, dass Gott mich braucht -
braucht Gott wen, den er nächtens schlaucht?

Ihr habt erklärt, dass Gott mich liebt -
liebt Gott den, dem er Saures gibt?

1996/97

(In: Lichte Gedichte. Haffmanns Verlag, Zürich 1997.)

*Mit Robert Gernhardt verbindet man im Allgemeinen eher lustige oder ironische Texte. Doch der 2006 an den Folgen einer Darmkrebserkrankung verstorbene Autor hatte auch eine leisere Seite.*
*Die unsäglichen Leiden des Hiob, der laut der biblischen Erzählung trotz seiner Frömmigkeit in ein tiefes Unglück gestürzt wird und allen seinen Besitz und seine zehn Kinder verliert, überträgt der eher als poetischer Humorist bekannte Robert Gernhardt (1937-2006) auf die Leiden eines schwerkranken Patienten. Das lyrische Ergebnis ist ein Stück bitteren Agnostizismus. Das lyrische Ich zeigt seine Unversöhnlichkeit gegenüber dem Verursacher der Schmerzen - dem Schöpfer selbst.*

Hiobs Anklage mündet in der biblischen Vorlage in eine Erneuerung seines Glaubens, wobei ihm sein Gott seine Verluste gleich zweifach ersetzt. Gernhardts Hiob bleibt dagegen gefangen in seinem Schmerz und entsprechend schroff fällt die Absage an jenen Gott aus, der seine Geschöpfe mit der permanenten Zufügung von Leid quält. Gernhardts Gedicht entstand 1996/97 nach einer Herzoperation des Autors.

**Robert Gernhardt**

My Generation

Wir werden nicht schöner.
Wir werden nur böser.
Spielen nicht mehr Erobrer.
Hoffen nicht mehr auf Jünger.

Wir werden zwar klüger,
doch wir werden nicht weiser.
Werden älter und lauter
und uns fortwährend fremder.

Wir mögen vergessen,
doch niemals vergeben.
Uns eint eins: Ein Sterben.
Das ist unverzeihlich.



*„Kunst ist heiter und sonst gar nichts weiter“: An diese ästhetische Devise hat sich Robert Gernhardt (1937-2006), der Meister des Reimfreude und des pointensicheren Kalauers, in seinem letzten Lebensjahrzehnt nicht mehr gehalten. Seit dem Band „Lichte Gedichte“ von 1997 entwickelte er immer stärker eine komisch-melancholische Anthropologie zu den letzten Dingen, also zu den Elementarthemen Vergänglichkeit, Krankheit und Tod. Das Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit wird in Verse gefasst, die gleichermaßen das Pathos wie die kalauernde Heiterkeit auf Distanz halten.*

Gegen das Stereotyp von der universellen „Altersweisheit“ setzt Gernhardt die lakonischen Befunde von den Verlusten und Plagen des Alterns. Die Zunahme an Klugheit korrespondiert mit einem enormen Wachstum an Boshaftigkeit und Krakeelerei. Die Zukunftsgewissheit der „My Generation“-Rhetorik, mit der einst Pop-Gruppen wie „The Who“ die Welt zu erobern gedachten, ist hier zurückgenommen auf die einzig verbleibende Wahrheit: die Unvermeidlichkeit des Sterbens.

**Robert Gernhardt**
Nachdem er durch Metzingen gegangen war

Dich will ich loben: Hässliches,
du hast so was Verlässliches.

Das Schöne schwindet, scheidet flieht –
fast tut es weh, wenn man es sieht.

Wer Schönes anschaut, spürt die Zeit,
und Zeit meint stets: Bald ist’s soweit.

Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer.
Das Hässliche erfreut durch Dauer.

1984

aus: Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2005

*Der Oberbürgermeister der schwäbischen Kleinstadt Metzingen soll heftig protestiert haben, als ihn im Januar 1985 die Kunde vom Gedicht des Meister-Humoristen Robert Gernhardt (1937-2006) erreichte. Tatsächlich hat der Dichter der Hauptstadt der Schnäppchenjäger, in dem sich ein Textil-Outlet ans nächste reiht, keine Huldigung dargebracht, sondern einen zweifelhaften Hymnus auf die Verlässlichkeit des Hässlichen.*

Im Konkurrenzverhältnis zwischen der Hässlichkeit und der Schönheit hält hier die sonst so verachtete Hässlichkeit alle ästhetischen Trümpfe in der Hand. Dauer, Konstanz und Haltbarkeit des Hässlichen siegen über das vergängliche Schöne. In einer Anmerkung zu dem an Heinrich Heine (1797-1856) geschulten Gedicht teilt Gernhardt mit, dass ihm nach einer Lesereise durch schwäbische Volkshochschulen klar wurde, dass er so viel »Kitsch, Konsumschrecken und Zerstörung nicht hinnehmen darf«.

**Robert Gernhardt**

OTTOS MOPS OND SO FORT
Ein Beitrag zum integrativen Deutschunterricht

Annas Gans

annas gans aast
anna: ab gans ab
annas gans rast ab
anna: aha
anna sagt: ach
anna sagt: angst
anna klagt
anna: gans gans
anna mahnt
annas gans scharrt
anna: ran gans ran
annas gans naht
annas gans kackt
anna: hahaha

Gudruns Luchs

gudruns luchs knurrt
gudrun: kusch luchs kusch
gudruns luchs kuscht
gudrun: gut luchs gut
gudrun sucht: huhu luchs
gudrun ruft: kumm luchs kumm
gudrun flucht: luchs futsch
gudrun schluchzt: luchs putt
gudruns luchs schnurrt
gudrun juchzt: luchs pur
gudruns luchs pupt
gudrun ulkt: luchs purpur
gudruns luchs murrt: unfug gudrun
gudrun: schluchzschluchzschluchz

Gittis Hirsch

gittis hirsch hinkt
hirsch: hilf gitti hilf
gitti nimmt zimt
gitti nimmt zwirn
gitti nimmt hirn
gitti nimmt milz
gitti nimmt gin
gitti mischt
gitti winkt

gitti: trink hirsch trink
gittis hirsch nippt
gittis hirsch trinkt
gittis hirsch quillt
gittis hirsch sifft
gittis hirsch stinkt
gittis hirsch rinnt
gittis hirsch pisst
hirsch: gift gitti gift
gittis hirsch stirbt
gitti: igittigitt

**Robert Gernhardt**

Philosophie-Geschichte

Die Innen- und die Außenwelt,
die warn mal eine Einheit.
Das sah ein Philosoph, der drang
erregt auf Klar- und Reinheit.

Die Innenwelt,
dadurch erschreckt,
versteckte sich in dem Subjekt.

Als dies die Außenwelt entdeckte,
verkroch sie sich in dem Objekte.

Der Philosoph sah dies erfreut:
indem er diesen Zwiespalt schuf,
erwarb er sich für alle Zeit
den Daseinszweck und den Beruf.

(Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2005.)

*Zu den elementaren Denkfiguren der Philosophie gehört die Auseinandersetzung mit der sogenannten Subjekt-Objekt-Spaltung im Bewusstsein. Was bei Plato mit der Entdeckung des „Innen-“ und „Außenraumes“ beginnt und mit Hegels Erkundungen des Verhältnisses von Subjekt und Objekt vorangetrieben wird, beschäftigt das philosophische Denken bis heute. Robert Gernhardt (1937-2006), der Meister der Humoreske, macht daraus einen kleinen Denk-Slapstick:*

Bei Gernhardt machen sich die philosophischen Kategorien selbständig und ordnen sich freiwillig jenen Orten zu, an denen sie das philosophische Systemdenken lokalisiert wissen will. Das 1981 erstmals in dem Band „Wörtersee“ veröffentlichte Gedicht schließt mit einer ironischen Rechtfertigung philosophischen Denkens. Denn erst mit der willkürlichen Trennung des ursprünglich Ungeschiedenen hat die Philosophie ihre Legitimation gefunden.

**Robert Gernhardt**

Plädoyer

Dass er die Kindlein zu sich rief,
dass er auf Wassers Wellen lief,
dass er den Teufel von sich stieß,
dass er die Sünder zu sich ließ,
dass er den Weg zum Heil beschrieb,
dass er als Heiland menschlich blieb -
ich heiße Hase, wenn das nicht
doch sehr für den Herrn Jesus spricht.

(Gesammelte Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2005; (c) Thomas Schlück)

*Als pathetischen Theologen kann man sich den Meister des komischen Gedichts Robert Gernhardt (1937-2006) kaum vorstellen. So hat auch ein lyrischer Gottesbeweis aus seiner Hand seine humoristischen Untiefen. Die Ereignisse, die im Neuen Testament geschildert sind, werden hier zunächst in fast liturgischer Gebetsform aufgerufen - dann aber ändert sich die Diktion und der Ton kippt um in eine naive Lustigkeit.*

Gernhardt benutzt und parodiert in seinen Gedichten auf unterschiedlichste Weise Gattungen religiöser Literatur: den Psalm, das Gebet, den Choral oder die Litanei. Und er adaptiert viele Stoffe aus der Bibel, seien es der Schöpfungsbericht oder die Briefe des Paulus (vgl. Lyrikkalender, 19.12.2007). Freilich werden kirchentreue Ehrfurcht und eine weltabgewandte Frömmigkeit prinzipiell durch Ironie ausgehebelt.

**Robert Gernhardt**

Wer bin ich

Ich weiß nicht, wie ich wirklich heiß',
ich kenn' nur meinen Namen.
Und diesen trug bereits ein Greis,
einer meiner Ahnen.
Ein Mann, der Abel hieß, nein Kain,
nein Noah, nein Hans - Peter,
nein Leberecht, nein Franz, nein Hein,
nein Werner, doch da steht er
ja zufällig am Wegesrand -
Tag, Ahn, wie schön, dass ich dich fand!
Wie heißt du denn, mein Guter?
„Klaus - Duter".
Ach ja? Dann heiß ich auch so.

*(Gesammelte Gedichte, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2005)*

*„Die alte Frage: 'Wer bin ich?' / hebt wieder mal ihr Haupt", hatte Robert Gernhardt (1937-2006), der Meister der Humoreske, in einem seiner Gedichte aus dem Band „Wörtersee"(1981) angekündigt. Als diese „alte Frage" dann im gleichen Buch tatsächlich virulent wird, zeigt es sich, dass Gernhardt sie nicht in der Manier eines pathetischen Existenzialisten beantwortet, sondern sich gleich der Fraktion der „Spaßmacher" zuschlägt:*

Das Gedicht zeigt einen Moment der „Selbstvergessenheit", der nicht aus philosophischer Perspektive diskutiert wird, sondern ausschließlich aus Slapsticks besteht. Die Frage nach dem tiefsten Grund des Subjekts bedarf offenbar nicht ernsthafter Momente der Ich-Reflexion. Es genügt ein lustiges Spiel mit Namens-Kalauern. Und ein entgleisender Reim markiert schließlich den Höhepunkt dieser komischen Ich-Erkundung.

**Robert Gernhardt, F.W. Bernstein, F.K. Waechter**

*Ein Zwischenfall*

Mangolds peinlichstes Erlebnis
war ein großes Staatsbegräbnis.
Ein Professor war gestorben,
der Verdienste sich erworben.
Nach der ersten Leichenrede
trat ein Trauergast, dem jede
Würde abging, dreist nach vorn,
schneuzte sich und roch nach Korn -
sagt: »Moment mal«, kriegt den Schluckauf -
und begann dann: »Welcher Zulauf!
So viel Leben bei ‘ner Leiche -
es ist, wenn ichs mal vergleiche,
wie die Raben bei dem Aas -
nichts für ungut - war nur Spaß!«
Darauf holt’ er aus der Tasche
eine flache Weinbrandflasche
öffnet sie, sagt laut »Hau-ruck«
und nimmt einen tiefen Schluck.
Fährt dann in der Rede fort:
»Leichenbrüder, auf ein Wort!
Diesen Schluck dem werten Toten,
dem Freund Hein den Suff verboten.
Prost! und nehmt es mir nicht übel,
wenn ich gleich noch einen kübel.
Sterben ist schon eine Straf!
Dass es grade diesen traf,
ist für alle hier ein Glück.
Schaun wir deshalb nicht zurück!
Prost! ’s ist schön, dass wir noch leben,
darauf lasst uns einen heben!
Seht, da drin liegt kalt und starr;
was einmal Professor war.
Ich bin nur ein schlichter Mann,
aber sehr viel besser dran.
Und doch, wenn ich’s überlege ...«
Hier wurd’ die Versammlung rege,
und zwei Männer holten stumm
den Störenfried vom Podium.
Und noch an den Ausgangsstufen
hat der Kerl zurückgerufen:
»Braucht die Witwe einen Trost -
soll sie zu mir kommen. Prost!«
Es erhob sich ein Tumult,
daran war der Redner schuld.
Vergiftet war die Atmosphäre.
Wer weiß, was noch geschehen wäre,
wenn nicht gleich ein Streichquartett
die Beisetzung gerettet hätt’.

**Robert Schindel**

Anderwärts und unterwegs

Anderwärts und unterwegs
Daheim ein heimliches Zuhaus
Ich nehm es hin aber ich legs
Zum Trocknen auf die Böschung raus

Die mit Gebüsch und Disteln abgesaftet
In jenen alten Schatten grundelt
Ich selbst dem Anderwärts verhaftet
Hör Pfiffe und ein Schäfer hundelt

Was ist denn los mir geht es gut
Auch wenn in Bosnien am Kochen
Die Suppe aus Geknoch und Blut

Die ganzen Toten haben nicht so gut gerochen
Die Nacht und Jahr in meinen Schlaf gekrochen
Tagsüber geh ich lächelnd unter meiner Hut

(Immernie. Gedichte vom Moos der Neunzigerhöhlen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000)

*Ein Bedürfnis nach Idylle stößt hier mit den harten Faktizitäten der Zeitgeschichte zusammen: Das Ich, das sich bei aller Unstetigkeit des Nomadisierens und der Praxis des „Anderwärts“-Seins durchaus nach einem „Zuhaus“ sehnt, wird mit den kriegerischen Schrecken der Gegenwart konfrontiert. Im kunstreichen Reflektieren dieser unaufhebbaren Ambivalenzen ist hier dem zum störrischen Wort-Eigensinn tendierenden Lyriker Robert Schindel (geb. 1944) ein spannungsreiches Sonett gelungen.*

Die Ich-Figuren des österreichischen Juden Schindel sind Unbehauste, die immer in der Diaspora leben, in einem Zuhausesein ohne Territorium, einem Österreich ohne Land. Von Zerrissenheit und dem Nicht-zur-Ruhe-Kommen spricht ja schon das Oxymoron im Titel des Gedichtbuchs „Immernie“. Die „Pfiffe“ zerstören hier die Schäfer-Szene, das Wohlbehagen wird ausgehebelt durch die tägliche Begegnung mit dem Mörderischen, der „Suppe aus Geknoch und Blut“.

**Robert Schindel**
Sehnliedchen

Nie gesehne blonde Frau
Im Speisewagen, im Speisewagen
Ich mache inneren Kotau
Im Speisewagen, im Speisewagen

Setz mich schließlich in mich rein
In mein Behagen, in mein Behagen
Zieh die blonde Frau hinein
In mein Behagen, in mein Behagen

Bleibt sie bisschen in mir drin
Eine Kusskajüte, eine Kusskajüte
Und ich träume vor mich hin
Von der Kusskajüte, von der Kusskajüte

Klingt durch dieses Kusskajüt
Wunderbar
Die Sinnesuite
Wunderbar

(Wundwurzel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2005)

*Die verqueren Reime und originellen Bildfindungen des 1944 geborenen Dichters Robert Schindel sind inspiriert von den plebejischen und exzentrisch-jiddischen Traditionen der kosmopolitischen Metropole Wien. Den Tod seines Vaters im KZ Dachau und seine jüdische Herkunftsgeschichte hat Schindel in seiner geschichtsversessenen wie sinnlichen Poesie immer wieder vergegenwärtigt. Daneben drängt es ihn in seiner Liebesdichtung zu quergängerischen Metaphern und eigensinnigen Neologismen.*

In seinen zahlreichen „Sehnliedchen“, wie in diesem nach 2000 entstandenen Gesang auf eine „nie gesehene blonde Frau“, findet Schindel zu einer eigentümlichen Melange aus Humor, Melancholie und Liebesemphase. Der Dichter erscheint als Troubadour, dem schon der Traum einer erotischen Eroberung inneres „Behagen“ verschafft. In anderen Gedichten schaut sich der Dichter der Liebe als trauriger Harlekin bei seinem Scheitern zu. Hier aber konzediert er sich den Selbstgenuss in der „Kusskajüte“.

**Robert Schindel**

Vor und fort

Ein Lied aus alten Zeiten
Zertrümmert mir den Mund
Denn die engen Weitesweiten
Fiedeln so moribund

Zwar gehen die schönsten Weisen
Schmuckvoll durch Haut und Ohr
Doch in den Retourgeleisen
Aasen sie fort und vor.

So weiß ich was es bedeutet
Der Vergangenheitsakkord
Skelette weil abgehäutet
Marschieren vor und fort

Das Lied aus uralten Zeiten
Hat Zukunft aus gutem Grund
Es häutet die künftigen Weiten
Zertrümmert den Gegenwartsmund

(Robert Schindel, Wundwurzel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2005.)

*Die lyrische Symbiose aus den suggestiven Liedern Heinrich Heines und dem politischen Fatalismus moderner Dichtkunst - wir finden sie in den Gedichten des österreichischen Autors Robert Schindel (geb. 1944).*
*Als Sohn von Kommunisten jüdischer Herkunft in Oberösterreich geboren, kam Schindel im Alter von vier Monaten nach Wien, wo man ihn als „Waise von asozialen Eltern“ in einem Heim der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ versteckte. Seine formal so versöhnlichen Gedichte thematisieren in bitterem Sarkasmus diese politischen Traumata.*

Bei der Entstehung des Gedichts stand sicherlich Heinrich Heines Lied von der Loreley Pate. Das „Lied aus uralten Zeiten“ vergegenwärtigt aber keine märchenhaften Ereignisse mehr, sondern die Brutalität des Völkermords an den europäischen Juden. Aus der „gewaltigen Melodei“ des Loreley-Liedes ist hier der finstere „Vergangenheitsakkord“ vom massenhaften Töten geworden.

**Robert Walser**
Schnee

Es schneit, es schneit, bedeckt die Erde
mit weißer Beschwerde, so weit, so weit.

Es taumelt so weh hinunter vom Himmel
das Flockengewimmel, der Schnee, der Schnee.

Das gibt dir, ach, eine Ruh', eine Weite,
die weißverschneite Welt macht mich schwach.

So dass erst klein, dann groß mein Sehnen
sich drängt zu Tränen in mich hinein.

(Das Gesamtwerk. Bd. VII: Gedichte und Dramolette, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., 1984)

*Für den Beobachter dieser Winterszene gibt es nur einen Sehnsuchtsort: Es ist die vollkommen eingeschneite Welt, die unendliche Weite und Weiße der schneebedeckten Erde. Das Schneetreiben, das zunächst als „weiße Beschwerde" daherkommt, öffnet die Sinne des Ich, weitet die Seele. Im Werk des Schweizer „Prosastückli"-Meisters Robert Walser (1878-1956) scheint der Schnee ein Synonym zu sein für Existenz.*

Von Beginn stellt Walser drei Motive ins Zentrum seines Schreibens: das Gehen - die ständige Aufbruchsbewegung war das Lebensprinzip des Nichtsesshaften - , das Schreiben und den Schnee. Das beginnt mit den frühen Versen aus dem Band „Gedichte" (1909) und setzt sich fort bis in seine dritte lyrische Periode, Mitte der 1920er Jahre in Bern, die erst mit Walsers Verbringung in die Heil- und Pflegeanstalt Herisau im Juni 1933 endete. Das Gedicht „Schnee" erschien erstmals im Juni 1900 in der Münchner Zeitschrift „Die Insel". Der Dichter selbst starb im Dezember 1956 bei einem Spaziergang im Schnee.

**Robert Walser**

Trug

Nun wieder müde Hände,
nun wieder müde Beine,
ein Dunkel ohne Ende,
ich lache, dass die Wände
sich drehen, doch dies eine
ist Lüge, denn ich weine.

1898

aus: Robert Walser: *Das Gesamtwerk Bd.VII*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1984

*Der Schweizer Schriftsteller Robert Walser (1878–1956) war ein Meister der kleinen Form und des „Prosatücklis“, bis ihn nach 1933 die Schreibhemmung überwältigte und er den Rückzug ins Schweigen antrat. „Ich fühle, wie wenig mich das angeht, was man Welt nennt“ lässt er bereits 1907 seinen Romanhelden „Jakob von Gunten“ sagen. 1898 hatte er als Lyriker debütiert, mit einer Handvoll Gedichte, die verstreut in Zeitungen und Zeitschriften gedruckt wurden.*

Das ist die karge Lebensbilanz eines Heillosen, wie er als Gestalt in den Prosatexten und Gedichten Walsers immer wieder auftaucht. Aus dem universellen „Dunkel“ und „Trug“ ist kein Entkommen möglich. Selbst das Lachen, mit dem das Ich gegen die Absurdität des Daseins antritt, erweist sich als Selbsttäuschung. Solche Gedichte lassen das totale Verstummen Walsers unausweichlich erscheinen. 22 Jahre lebte er in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, wo er 1956 starb.

**Robert Walser**
Wie immer

Die Lampe ist noch da,
der Tisch ist auch noch da,
und ich bin noch im Zimmer,
und meine Sehnsucht, ah,
seufzt noch wie immer.

Feigheit, bist du noch da?
und Lüge, auch du?
ich hör’ ein dunkles Ja:
das Unglück ist noch da,
und ich bin noch im Zimmer
wie immer.

(In: Die Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2003)

*Dem Schweizer Dichter Robert Walser (1878-1956) fiel es schwerer als anderen, sich in der Welt der Literatur zu behaupten. Bald nach seinem 50. Geburtstag zog er sich in die Heilanstalt Waldau zurück, um keine Ansprüche mehr erfüllen zu müssen. Erst Jahre nach seinem Tod wurde er berühmt durch seine Kurzprosa und frühe Romane wie „Geschwister Tanner“ (1906) und „Der Gehülfe“ (1907). Als Lyriker, in Eichendorffs und Wilhelm Müllers Fußstapfen, ist er noch zu entdecken.*

Dieses Gedicht wurde zuerst im Mai 1908 im Sonntagsblatt der Berner Tageszeitung „Der Bund“ unter dem Titel „Kein Ausweg“ veröffentlicht. Das Ich dieser innigen und schlicht gereimten Verse ist ein Vereinsamter, der mit sich selbst und der Natur spricht „wie immer“, ein sehnender Vagabund, der Armut und „Unglück“ auch sucht, ja genießt. Wie aus Walsers Prosastücken ist auch aus den frühen Gedichten ein Kinderweinen herauszuhören.

**Robert Walser**

Will eine feine Frau man sein

Will eine feine Frau man sein,
so darf man nicht ermatten,
Mitleid zu haben mit dem Gatten,
man muss ihn schätzen, einerlei,
ob Sonnenschein sein Wesen sei, ob Schatten.

Will man ein artig Männlein sein,
so muss man seine Gattin loben,
und sei sie noch so sehr verschroben.
Gleichviel, ob Mann, ob Frau man heißt,
wer, was ihm nahsteht, runterreißt,
dem fehlt’s im Oberstübchen oben.

(Der Schnee fällt nicht hinauf. Dreiunddreißig Gedichte. Hrsg. v. Urs Allemann. Insel Verlag, Frankfurt am Main 2009.)

*Das lyrische Spätwerk des Schriftstellers Robert Walser (1878-1956), der mit seinen Romanen und „Prosastückli“ als bedeutendster Schweizer Autor der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten kann, hat seine Exegeten und Bewunderer sehr verwirrt. Vielerorts wollten die Leser der späten Walser-Gedichte nur literarische Naivität und Unbeholfenheit am Werk sehen. Als „in sich ruh’nde Laus“ hat Walser jedoch die lyrischen Konventionen subtil ausgehebelt und sich gerne diverser Rollen und Maskeraden bedient.*

Das nach 1925 entstandene Gedicht spricht aus der Perspektive eines betulichen Eheratgebers, der orientierungshungrigen Eheleuten sehr zweifelhafte Verhaltenstipps liefert. Das Lob um jeden Preis, das man dem Ehepartner zu spenden hat, soll sich mit einem Bravheits-Ethos und einer Empfindung verbinden, die sich tödlich auf jede vitale Liebesbeziehung auswirken dürfte: „Mitleid“. Die Überbetonung einer Ehemoral, die jede Abweichung vom Lob des Ehegatten als Verrücktheit brandmarkt, kann man aber auch als ironisches Maskenspiel des Autors lesen.

**Rolf Bossert**

Das Ungetier

Vor langen Jahren lebte mal
Ein seltsam Ungetier;
Es lebte frei, nach seiner Wahl,
Mal dorten und mal hier.

Die Ungetiere waren froh,
Sie freuten sich drauflos;
Sie warn mal so, dann wieder so,
Mal klein, mal riesengroß.

Sie hatten uns nichts angetan,
Drum sterben sie heut aus.
Das letzte hält ein weiser Mann
Versteckt in seinem Haus.

1982

aus: Rolf Bossert: Ich steh auf den Treppen des Winds, Schöffling & Co., Frankfurt a.M.
006

*Rolf Bossert (1952–1986), der Dichter aus der rumänischen Kleinstadt Busteni im Karpatengebirge, war die herausragende Gestalt der so genannten* Aktionsgruppe Banat, *einer sehr eigensinnigen rumäniendeutschen Dichtergruppe im despotischen Sozialismus des Conducators Nicolae Ceausescu. Von den kulturpolitischen Instanzen Ceausescus zunächst gefördert, tat sich in Bosserts Werk bald schmerzhaft jener Riss zwischen Staatsästhetik und poetischem Autonomieverlangen auf, der nicht mehr zu kitten war.*

In seinen ersten Texten hatte Bossert viel mit traditionellen Liedformen und Kinderreimen experimentiert; nach seinem Ausreiseantrag 1984 trieb er den poetischen Fatalismus und den scharfen Widerspruch gegen staatliche Repression immer weiter voran. Selbst in seinem 1982 entstandenen Kindergedicht „Das Ungetier“ schwingen politische Anspielungen mit: Es geht um den schwindenden Spielraum für gesellschaftliche Außenseiter und um die erbarmungslose Jagd, die gegen sie angezettelt wird.

**Rolf Bossert**

Fragen eines lesenden Maulwurfs

Wo ist die Weisheit mit dem Silbenbart?
Wo sind die Köpfe, wo Vernunft sich paart
Mit Unverstand, mit toter Ironie?
Wo ist die krause, liebe, grüne Industrie?

Wo ist der rote Bart der Anarchie?
Wo sind die Kinder die nicht wissen wie
Das Hirn ins Herz springt oder umgekehrt?
Dem Maulwurf ist ein Suff acht Zeilen wert.

(Rolf Bossert: Ich steh auf den Treppen des Winds. Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Gerhardt Csejka. Scöffling & Co, Frankfurt am Main 2006.)

*Wie sein Vorbild Bertolt Brecht (1898-1956) hatte sich der rumäniendeutsche Dichter Rolf Bossert (1952-1986) lange die Zuversicht bewahrt, durch literarischen Widerstand ein repressives politisches System in seinen Fundamenten erschüttern zu können. Brecht selber hatte diesen Optimismus in seinem im dänischen Exil entstandenen Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“ aus dem Jahr 1935 demonstriert. Von der kommunistischen Despotie des rumänischen Diktators Nikolae Ceausescu absolut zermürbt, ist bei Bossert diese Zuversicht zerbrochen. Seine im Januar 1985 entstandene Brecht-Kontrafaktur ist geprägt von bösem Sarkasmus.*

Hier ist es kein auf gesellschaftliche Veränderung hoffender Arbeiter mehr, der „Fragen“ stellt, sondern ein naturgemäß blinder „Maulwurf“. Dieser unterzieht die gesellschaftlichen Verhältnisse einer anarchischen „Lektüre“. Auf „Weisheit“ und „Vernunft“ lässt sich keine Hoffnung mehr gründen, sie sind nur noch als Groteske präsent. Worauf sich der desillusionierte Dichter noch verlassen kann, ist sein anarchisches Temperament - auf jenen „roten Bart der Anarchie“, den der Dichter Rolf Bossert auch im wirklichen Leben trug.

**Rolf Bossert**

Gartenlokal

Wir sitzen in Städten im Osten.
Man macht Poesie.
Und während die Schreibfedern rosten
Erklärt sich der Krug zum Genie.

Ich liebe die Herbstzeitlose,
Das tut ihr so gut.
Ich trag den April in der Hose,
Den September unter dem Hut.

Mein Auge kullert im Winde.
Die Wimper fällt um.
Ich rede für Taube und Blinde
So um die Dinge herum.

(Rolf Bossert, Ich steh auf den Treppen des Winds. Gesammelte Gedichte. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2006.)

*Der 1952 im Banat/Rumänien geborene und 1986 durch Freitod gestorbene Rolf Bossert gehört zur deutschen Minderheit in Rumänien, die viele große deutschsprachige Dichter hervorgebracht hat, wie den Sprachakrobaten Oskar Pastior oder die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller. Als Mitglied der „Aktionsgruppe Banat“ geriet Bossert zunehmend in Konflikt mit dem rumänischen Regime, da seine Gedichte nicht davor zurückscheuten, der Ceausescu-Diktatur die Stirn zu bieten.*

In drei kurzen liedhaften Strophen spricht der Dichter über sein näheres, dichtendes Umfeld und kleidet über das Selbstporträt einen Kommentar zur Situation ein. „Man macht Poesie“, diese Aussage lässt sich zweifach deuten: Einmal schreiben die Dichter am Rande der Gesellschaft und bilden einen eigenen Kreis, doch „gemachte Poesie“ mag ebenso auf eine offizielle Linie hinweisen, hinter der sich die Propaganda des Regimes verbirgt. So gesehen darf dieses Gedicht ganz im Sinne Schillers als sentimentalische Dichtung verstanden werden.

**Rolf Bossert**
Heimweg

Der Mond das kalte Bügeleisen
verlässt den Himmel um halb sieben.
Die Arabesken sind geblieben
da unterm Haar. Schon will ich reisen.
Doch steht die Stadt auf meinen Sohlen,
nichts ist verkehrt, ich atme Glas.
Ein Apfel aus Beton im Gras.
Der Teufel will die Zunge holen.

Im Stellungskrieg verschanzt die Augen:
Sie sind ein scheues, teures Wild.
Ich tret hinaus aus meinem Bild,
lass mich vom Fluss hinuntersaugen.

(Ich steh auf den Treppen des Winds. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2006)

*Dieses Gedicht des rumäniendeutschen Dichters Rolf Bossert (1952-1986) entstand im Juni 1983, zwei Jahre nach dem Schockerlebnis, das diesem Autor die letzten Illusionen über den Charakter des autoritären rumänischen Sozialismus unter Nikolae Ceausescu geraubt hatte. Beim Verlassen eines Lokals war Bossert im Frühjahr 1981 von Mitarbeitern des rumänischen Geheimdienstes krankenhausreif geschlagen worden. Seither dominierte in seiner Dichtung eine Motivik der Kälte und der Gewalt.*

Es liegt eine Atmosphäre der Bedrohung über diesem Großstadtgedicht. Der Mond hat die romantische Aura verloren, die Natur ist feindselig, die darin agierenden Menschen wähnen sich im „Stellungskrieg“. In dieser universellen Erstarrung gibt es keinerlei Bewegungsfreiheit mehr, ehedem verheißungsvolle Naturzeichen („ein Apfel“) sind nur noch leblose Objekte.

**Rolf Dieter Brinkmann**

Einen jener klassischen

schwarzen Tangos in Köln, Ende des
Monats August, da der Sommer schon

ganz verstaubt ist, kurz nach Laden
Schluss aus der offenen Tür einer

dunklen Wirtschaft, die einem
Griechen gehört, hören, ist beinahe

ein Wunder: für einen Moment eine
Überraschung, für einen Moment

Aufatmen, für einen Moment
eine Pause in dieser Straße,

die niemand liebt und atemlos
macht, beim Hindurchgehen. Ich

schrieb das schnell auf bevor
der Moment in der verfluchten

dunstigen Abgestorbenheit Kölns
wieder erlosch.

nach 1970

aus: Rolf Dieter Brinkmann: Westwärts 1 & 2, Rowohlt Verlag, Reinbek 1975

*Die Punktualität eines Wahrnehmungsmoments zu fixieren und eine „nur in einem Augenblick sich zeigende Empfindlichkeit konkret als ‚snapshot' festzuhalten": Das war von Beginn an die Arbeitsmaxime des rebellischen Kölner Dichters Rolf Dieter Brinkmann (1940–1975), der einer in Begrifflichkeiten erstarrten Literatur den Weg zu einer neuen Poetik der „Oberfläche" weisen wollte.*

Sein berühmtes Augenblicks-Gedicht „Einen jener klassischen" gehört zu einer Gruppe von Gedichten, die zwischen 1970 und 1974 entstanden sind. Emphatisch wird diese kleine Wahrnehmungs-Sensation des Ich als „Wunder" und „Überraschung" gefeiert. Der heraufgerufene Rhythmus des „schwarzen Tangos" wird in seiner Sprunghaftigkeit durch den die Verszeilen schroff überspringenden Satz nachgebildet, ein Satz, der – durch Einschübe und lakonische Notierung von Ort und Zeit unterbrochen – immer wieder neu anhebt und schließlich auf das Erlöschen des Offenbarungs-Moments hinstrebt.

**Rolf Dieter Brinkmann**
Gedicht

Zerstörte Landschaft mit
Konservendosen, die Hauseingänge
leer, was ist darin? Hier kam ich

mit dem Zug nachmittags an,
zwei Töpfe an der Reisetasche
festgebunden. Jetzt bin ich aus

den Träumen raus, die über eine
Kreuzung wehn. Und Staub,
zerstückelte Pavane, aus totem

Neon, Zeitungen und Schienen
dieser Tag, was krieg ich jetzt,
einen Tag älter, tiefer und tot?

Wer hat gesagt, dass sowas Leben
ist? Ich gehe in ein
anderes Blau.

nach 1970

(Westwärts 1 & 2. Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek 1975. © Maleen Brinkmann)

*In den phänomenalen Gedichten seines Bandes „Westwärts 1 & 2“ (1975) hat der Dichter Rolf Dieter Brinkmann (1940-1975), der wilde Solitär unter den Lyrikern der „Neuen Subjektivität“, den „Verrottungszusammenhang“ der westlichen Zivilisation sichtbar gemacht. Überall registriert er in seinen „Collagen des alltäglichen langsamen Irrsinns“ die Verödung der Städte, Landschaften und Menschen.*

Mitten durch den „Gespensteralltag“ und die „zerstörte Landschaft“ bewegt sich hier ein zielloser Reisender, der den Ort seiner Ankunft nur als Zwischenstation begreift auf der langen Suche nach dem eigenen Ich. Zwischen den leblos wirkenden Stadtkulissen, zwischen Staub, „totem Neon“ und „zerstückelten Pavanen“ (Pavane ist eigentlich ein Schreittanz) gibt es offenbar noch Reste von Utopie. Denn am Ende des nach 1970 entstandenen Gedichts verkündet das Ich stolz den Aufbruch in eine Verheißung - ins Blau, zur Farbe der Sehnsucht und zum „Südwort schlechthin“ (Gottfried Benn).

**Rolf Dieter Brinkmann**
Schnee

Schnee: wer
dieses Wort zu Ende
denken könnte
bis dahin
wo es sich auflöst
und wieder zu Wasser wird

das die Wege aufweicht
und den Himmel in
einer schwarzen

blanken Pfütze
spiegelt, als wär er
aus nichtrostendem Stahl

und bliebe
unverändert blau.

nach 1970
aus: Rolf Dieter Brinkmann: Westwärts 1 & 2, Rowohlt Verlag, Reinbek 1975

*Nach seinem jähen Unfalltod im Alter von 35 Jahren stilisierte man den Dichter Rolf Dieter Brinkmann (1940–1975) zum letzten Desperado und poète maudit der deutschen Literatur. Sein letzter* Gedichtband Westwärts 1 & 2*, der wenige Tage nach seinem Londoner Unfalltod erschien, wurde zur Bibel einer antibürgerlichen Literatur-Community.*

Momentaufnahmen aus Städten und Landschaften, Reflexionen über das Schreiben, alogisch-assoziative Fügungen und literarische Zitate werden in den Gedichten zu einer neuen offenen Form verknüpft. Keineswegs handelt es sich bei den *Westwärts*-Gedichten durchweg um „Collagen des alltäglichen langsamen Irrsinns“, wie Brinkmann selbst sie charakterisierte, sondern auch um zarte, kristalline Augenblicke einer Natur-Offenbarung oder einer sprachlichen Erleuchtung. Das Gedicht „Schnee“ spricht von der Verflüssigung und Verwandlung eines Worts und seiner Ankunft einem anderen Bereich der Sehnsucht: im „Blau“ des Himmels.

**Rolf Dieter Brinkmann**

Trauer auf dem Wäschedraht im Januar

Ein Stück Draht, krumm
ausgespannt, zwischen zwei
kahlen Bäumen, die

bald wieder Blätter
treiben, früh am Morgen
hängt daran eine

frisch gewaschene
schwarze Strumpfhose
aus den verwickelten

langen Beinen tropft
das Wasser in dem hellen,
frühen Licht auf die Steine.

(In: Westwärts 1 & 2. Rowohlt Verlag, Reinbek 1975.)

*Dieses Gedicht des lyrischen Anti-Traditionalisten und Provokateurs Rolf Dieter Brinkmann (1940-1975) eignet sich hervorragend zur Illustrierung seiner fotografischen Poetik des „snap-shots“. Der Reiz dieser Alltagsszene entsteht zunächst aus den kontrastiven Lichtverhältnissen, Linienführungen und Zeit-Bildern. Das helle Frühlicht trifft auf die „schwarze Strumpfhose“, die horizontale Linie des Wäschedrahts auf die Vertikalität der „kahlen Bäume“, die erstarrte Winterszene auf die Verheißung der alsbald „treibenden Blätter“.*

Geht es in diesem schönen „snap-shot“ aus dem Jahr 1975 nur um die Fixierung von Augenblickswahrnehmungen und um einen objektivierenden Beschreibungsrealismus? Wie wäre dann aber die „Trauer“ zu bestimmen, die über dieser Januar-Szene liegt? Brinkmann-Exegeten bedienen sich gern einer symbolischen Deutung der „schwarzen Strumpfhose“: In einer besonders kühnen Interpretation wird das Bild der tropfenden Strumpfhose zur Allegorie auf die „Unmöglichkeit der Liebe“ überhöht.

**Rolf Dieter Brinkmann**

Über das einzelne Weggehen

Als sie weinte, ging ich
weg, den schmalen Lehmweg
hinunter in den Ort. Eine

Wut, die still ist, trocknet
aus. Jedes Haus war aus
getrocknet, und darüber die

Milchstrasse, die ausgetrocknet
war, für mich viel zu weit
weg, um dorthin zu gehen, bis

sie ging, den einen Schuh
lose am Fuß schlenkernd, weil
der Lederriemen gerissen

war, den Berg hinunter, in
das Zimmer, wo sie stand
und wir uns anschauten.

(Westwärts 1 & 2. Rowohlt Verlag, Reinbek 1975. © Maleen Brinkmann)

*Unter den weit verzweigten „Collagen des alltäglichen langsamen Irrsinns“, die der wilde Poet Rolf Dieter Brinkmann (1940-1975) in seinem letzten Gedichtband „Westwärts 1 & 2“ (1975) zusammenstellte, bildet das auf eine scharf umrissene Abschiedsszene konzentrierte Gedicht vom „Weggehen“ eine Ausnahme. Hier dominiert nicht die offen-assoziative, in wuchernde Langzeilen aufgefächerte Versbewegung, sondern - wie in den frühen Gedichten des Autors - ein hyperrealistischer, die Details gleichsam filmender Blick auf die Trennung zweier Liebender.*

Das Gedicht mit seiner eigentümlich gleitenden Bewegung spielt mit eigenwilligen Variationen des Verbs „austrocknen“, das die realistische Gebärde des Gedichts reizvoll konterkariert. Für sein lyrisches Verfahren hat Brinkmann in einer Notiz zum Gedichtband „Die Piloten“ (1968) eine prägnante Formel gefunden: „Ich denke, dass das Gedicht die geeignetste Form ist, spontan erfasste Vorgänge und Bewegungen, eine nur in einem Augenblick sich zeigende Empfindlichkeit konkret als ›snap-shot‹ festzuhalten.“

**Rolf Dieter Brinkmann**

Wie ein Pilot. Populäres Gedicht Nr. 13

Durch eine völlig
glatte Fläche
ganz aus mono-
chromem Blau segelt

da oben der Pilot.
Man sieht und denkt
das gleichzeitig in
einem Bild zusammen

das mit einem Ruck
verschwindet. Später
sagt man sich, dass
man es selbst gewesen

ist, der dort als
winzig kleiner Punkt
verschwunden ist
wie ein Pilot.

(Standphotos. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1980)

*In Anlehnung an die amerikanische Pop-Literatur propagierte der rebellische Poet Rolf Dieter Brinkmann (1940-1975) eine an alltäglichen Erfahrungen und „Empfindlichkeiten“ orientierte Dichtung des „snap-shots“. Aus der Montage von Filmbildern, Reklamebildern, zufällig aufgeschnappten Gesprächsfetzen oder Schlagermelodien sollte ein „Film in Worten“ entstehen. Viele von Brinkmanns Gedichten aus den Jahren 1966-68 lesen sich wie Wahrnehmungsübungen, die das Erscheinen und Verschwinden eines Bildes durchspielen.*

Während Brinkmann in seinen poetologischen Bekenntnissen stets den Primat der sinnlichen Wahrnehmung dekretiert hat, scheinen die Gedichte selbst die Täuschungsanfälligkeit der sinnlichen Unmittelbarkeit zu zeigen. Im Pilot-Gedicht aus dem Jahr 1968 tauschen das Subjekt und das Objekt der Anschauung die Plätze. Wie verlässlich ist ein Bild, das unwiderlegbar evident schien wie der am blauen Himmel dahinsegelnde Pilot? Das Bild verschwindet jäh - und erweist sich als Spiegelung des Ich.

**Rolf Haufs**

Auf einem Bein

Nichts mehr los auf dem Hochstand
Was gäben wir für eine Wiederauferstehung
Pfiffe bieten wir an durch Zahnlücken
Der Dentist wundert sich über soviel Luft
Die jungen Apothekerinnen bieten Saft und Kapseln
Son Tinnef. Jetzt eine Ehrenrunde um den
Heißen Brei. Wir können nicht immer
An alles denken. Bleibt noch ein bisschen Wetter
Ein Lungenzug. Hüpfen Sie mal, sagt der Neurologe
Etwas elastischer! Etwas mehr geradeaus!

(Ebene der Fluss. ZuKlampen Verlag; Springe 2002)

*Der sarkastische Melancholiker Rolf Haufs (geb. 1935) hat sich hier einige grimmige Verse über die Misslichkeiten des Alterns einfallen lassen. Das Ich erscheint in diesem um 2000 entstandenen Gedicht als ziemlich wackliges Subjekt, das die Einflüsterungen der Jugendkult-Propagandisten im Praxistest zurückweist. All die Verheißungen der Jungbrunnen-Elastizität brechen buchstäblich in sich zusammen.*

Rolf Haufs hat in seinen Versen so einige Exerzitien der Desillusionierung eingeschmuggelt. Ein Grundmotiv seiner Dichtung ist die unaufhaltsam verrinnende Lebens-Zeit, deren bedrückende Macht nur im Augenblick des Schreibens einen Moment lang außer Kraft gesetzt werden kann. Penibel vermisst der lyrische Melancholiker „die Geschwindigkeit eines einzigen Tages“, um am Ende mit dem immergleichen Vanitas-Gefühl und dem Schrecken vor der Leere dazustehen. So findet der Autor hier ein gewisses Vergnügen daran, die Unaufhaltsamkeit des körperlichen Verfalls zu glossieren.

**Rolf Haufs**

Drei Strophen

Mein Leben ist in Stücke ich will
auch keine Ruh
ihr könnt zu Ende stechen
ich werde mich nicht rächen
was immer ich jetzt tu

Die Taten sind begangen ich will
auch keinen Trost
schreibt sie an alle Wände
und richtet eure Hände
auf mich den traf das Los

Die Fäden sind gerissen ich will
dass immerhin
noch einmal jemand käme
und mich verändert nähme
dass du es wärst gäb Sinn

1984

aus: Rolf Haufs: *Juniabschied*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1984

*Hier ist etwas zu Bruch gegangen, in Scherben zersplittert: nicht nur das Leben des Ich, das Abschied nimmt und sich auf das Ende vorbereitet, sondern auch die Existenz der Gattung, der hier der Garaus gemacht wird. Keiner spielt das „heilige Spiel Melancholie" in der deutschsprachigen Gegenwartslyrik so ausdauernd und so virtuos wie der 1935 geborene Rolf Haufs. In den Gedichten dieses schwarzen Idyllikers riecht die Welt nach Sterben, die Erde ist „ausgehoben für größere Untergänge".*

In Haufs' phänomenalem Gedichtband *Juniabschied* von 1984 wirft ein einsames Ich letzte Blicke auf das Dasein. Am Ende des Trostlosigkeits-Befundes in den „Drei Strophen" haben kundige Leser den Hinweis auf ein Hoffnungszeichen entdeckt: Denn die Ankunft eines „Du" wird ja erwartet – und dieses „Du" erinnert an Zeilen des alten Kirchenliedes „O Haupt voll Blut und Wunden": „Da will ich glaubensvoll / Dich fest an mein Herz drücken. / Wer so stirbt, der stirbt wohl."

**Rolf Haufs**

Ein für allemal

Schlag dir die Liebe aus dem Kopf
Das wird nichts mehr
Die kranke Fantasie
Das Omega

Da liegt noch ein ungeöffneter Brief
Die künstlichen Blumen lassen
Die Köpfe hängen. In der Schublade
Ein Bär, der dir abends die Schuhe auszieht

Mach weiter so
Die Lebenden flüstern dich in die Erde

(In: Jahrbuch der Lyrik 2005; Hrsg. von Christoph Buchwald u. Michael Lentz; C. H. Beck Verlag 2004; © Rolf Haufs)

*Der 1935 geborene Rolf Haufs ist der große Melancholiker in der deutschen Gegenwartslyrik. In den Gedichten dieses schwarzen Idyllikers riecht die Welt nach Sterben, die Erde ist „ausgehoben für größere Untergänge“. Auch die Liebe hat da wenige Chancen auf Erfüllung:*

Die Absage an eine Utopie des Glücks scheint endgültig. Das lyrische Ich hat sich in Negationen und in stoischem Gleichmut eingerichtet, wartet nur noch auf das Verstreichen des Rest-Lebens. Der Hinweis auf „das Omega“ zielt auf einen Endpunkt: Es wird eine Bibelstelle aus der Offenbarung des Johannes aufgerufen, die von Anfang und Ende des Daseins spricht: „Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende.“ Bei Rolf Haufs ist „das Alpha“ längst verschwunden, nur noch das Signal des Endes wird kenntlich. Und auch die das Ich umgebenden „Lebenden“ können da nicht mehr rettend eingreifen.

**Rolf Haufs**

Ein Jahr fast um

Du fragst was ist ich sage nichts
Was soll denn sein. So auf dem Stuhl
Mit Pfeifenrauch zu sitzen einem
Aspirin

Was wird denn sein. Wie du mir
Wie ich dir. Ich zähl die Stunden
Ein Jahr fast um

Das Zimmer kühlt schnell aus. Du hast
Vom Wald erzählt, der früh sich färbt
Ich schreib noch einen Brief.

(Aufgehobene Briefe. Carl Hanser Verlag, München 2001)

*Man sieht den Dichter zunächst nur in quietistischer Ruhelage, wie er sich seelenruhig sein Pfeifchen und die Muse der Kontemplation gönnt. Nirgendwo lauert Gefahr, nur die Wiederkehr des Immergleichen und das langsame Auskühlen seines Refugiums scheinen das lyrische Ich zu irritieren. Aber die Idylle trügt. Der hier in der leeren Alltagszeit „die Stunden zählt", ist ein Melancholiker, gefesselt an eine Seelenlähmung, die ihn zur Handlungshemmung verurteilt.*

Eine so wortkarge Daseins-Inventur kann nur von Rolf Haufs (geb. 1935) stammen, der „das heilige Spiel Melancholie" seit seinem poetischen Debüt „Straße nach Kohlhasenbrück" (1962) immer weiter verfeinert hat. In diesem 1994 erstmals veröffentlichten Gedicht wirft ein schwermütiger Hieronymus im Gehäus in seiner Einsiedelei letzte Blicke auf das Dasein. Das Ich verzeichnet „Ein Jahr fast um" - als sei der Geburtstag des Autors am letzten Tag des Jahres ein Anlass gewesen, um das vertraute Vanitas-Gefühl und den Schrecken vor der Leere zu mobilisieren.

**Rolf Haufs**
Tag im März

Gefiltert dann geblendet dann
Den Atem angehalten Soll da
Noch Schatten sein Huscht über
Rote Dächer Rauch noch immer Rauch
Märzrauch braunes Feld
Weit vor der Stadt Vielleicht schon grün

Unter unsern Kleidern frieren
Wir schon lange Auf einmal
Wolke Leichter Schneefall
Einen Menschen kennst du schon
Ein andrer rennt dir
Vor die Füße Tritt
Lernst nur schwer

(Felderland. München, Carl Hanser Verlag 1986)

*Die poetische Erinnerungsarbeit konzentriert sich in den Gedichten des passionierten Melancholikers Rolf Haufs (geb. 1935) sehr oft auf die „wohlvertraute Ebene“, in der „das Schmerzenskind“ aufgewachsen ist: auf die niederrheinischen Landschaften der Kindheit. Fluss und Ebene, Dämme und Deiche markieren die Grenzen dieses „Felderlands“. Wer es wie hier das lyrische Ich im Gehen zu erobern versucht, gerät außer Tritt und verliert die Orientierung.*

Der Spaziergänger, der hier die städtische Lebenswelt hinter sich gelassen und sich in eine farblich diffuse Peripherie vorgearbeitet hat, wähnt sich in einer Landschaft der Kälte und der Menschenleere. Es scheint, als bewege sich ein ganz aus der Welt herausgefallener Fremdling durch eine erstarrte Natur. Es gibt keine verlässlichen Daseins-Koordinaten, an denen sich der lyrische Protagonist orientieren könnte. Sein Leben ist ein beständiges Frieren, die Menschenwelt um ihn herum erfährt er als feindselig.

**Rolf Lappert**

Einfache Frage

Wohin leben Sie, was lässt Sie gehn?
Treibt es Sie in Ozeane, wo die Horizonte kippen,
und Fische ziehen ohne einen Funken Licht im Leib?
Dann ab dafür, die Lungen voller Blei,
ertrinken ist ein Segen, Glück,
denn der Rest der Menschheit rudert, irr
auf Ästen, eine Säge in der Hand.

Wohin leben Sie, was hält Sie hier und dort,
was lässt Sie bleiben, wo Sie sind?

(In: Jahrbuch der Lyrik 9. Hrsg. v. Christoph Buchwald u. Robert Gernhardt. Luchterhand Literaturverlag, Hamburg/Zürich 1993.)

*Es ist mitnichten eine „einfache Frage“, die der als Romanautor bekannt gewordene Schweizer Rolf Lappert (geb. 1958) seinem lyrischen Protagonisten und auch dem Leser stellt. Diese Frage zielt auf die Lebensgrundlagen der menschlichen Spezies und auf die Bereitschaft des Subjekts, sein Dasein zu ändern und den drohenden planetarischen Untergang abzuwenden.*

Wir haben es mit der radikalen Selbstbefragung eines Zeitgenossen zu tun, die von einer apokalyptischen Fantasie ausgeht und die Möglichkeit erkundet, der Existenz eine neue Richtung zu geben. In diese Situation der Entscheidung drängt sich in einem Vers auch eine geheime Sehnsucht nach dem Untergang, wenn das „Ertrinken“ als „Segen“ qualifiziert wird. Die Irritation, die von diesem um 1990 entstandenen Gedicht ausgeht, rührt von der Dringlichkeit der fundamentalen Fragen her - die auf jedes belehrende Pathos ver*zichten*.

**Roman Ritter**

Der Vogel

Um diesen dunklen Vogel zu sehen
vor den schnell fliegenden Wolken
muss ich den Blick heben
über die Sonderangebote
über den Supermarkt
über die Fensterreihen
über den Betonrand
über die Antenne
um nichts
als diesen dunklen Vogel zu sehen
der nichts
als fliegt.

1977

aus: Roman Ritter: *Einen Fremden im Postamt umarmen*, Raith Verlag, München 1975

*Der 1943 in Stuttgart geborene Roman Ritter exponierte sich mit seinem Debütband* Einen Fremden im Postamt umarmen *(1975) als Anhänger einer subjektiv geprägten Alltagslyrik, die ein einfaches Sprechen nah am Duktus der Umgangssprache zu ihrem Programm erhob. Politisch einst eher im Umfeld der Zeitschrift* kürbiskern *und ihrer Affinität zur Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) situiert, entwirft Ritter in seinen Gedichten zarte Genreszenen.*

Um einen Vogelflug zu beobachten, muss sich der Beobachter zunächst aus der Fixierung auf die funktionalistischen Elemente der Konsumgesellschaft lösen. Ritters kleines Vogel-Poem, das wegen der völligen Abwesenheit direkter politischer Reflexion Ende der 1970er Jahre einem linken Autor fast schon als Wagnis erscheinen musste, war ein Beitrag für ein großes Hamburger Lyrik-Festival im Juni 1977, bei dem die Dichtung der „Neuen Subjektivität“ als neuer „Trend“ sichtbar wurde.

**Ron Winkler**

Anschauung to go

Wald ist eine schöne Form von Agglutinierung.
die Bäume zum Beispiel verästeln sich in der Regel
perfekt und wirken trotzdem natürlich.
manchmal bewegt sich etwas zwischen den Zweigen.
meist ist es ein Ding oder eine Art
idyllische Information, ein geflügelter Raum
mit dem Potenzial, weitgehend richtig zu sein.
ich kann dir das gern mal brennen.

(Fragmentierte Gewässer. Berlin Verlag, Berlin 2007.)

*Wer den aufreizend ironischen Gedichten von Ron Winkler (geb. 1973) begegnet, mag den Eindruck gewinnen, der Autor habe die Naturdichtung und den Modus poetischer Wahrnehmung neu erfunden. Denn eine Natur als unversehrte Landschaft, in die sich ein lyrisches Subjekt emphatisch einfühlen könnte, gibt es hier nicht mehr. Natur ist nur noch über mediale Apparaturen oder in technischen Kontexten zu haben.*

Winkler gibt sich als kühler Beobachter, als fast neutrales Aufzeichnungsmedium, das sich für die „Anschauung" von Gegenständen oder Naturdingen nur unter technischen Aspekten interessiert. Auch bei seiner Thematisierung der romantischen Materie „Wald" setzt er ganz auf seine Fachsprachen-Virtuosität bei der Einkreisung traditionsschwerer poetischer Stoffe. Winkler macht das zweifellos sehr elegant, mit idiomatischem Esprit und einer berückenden Fähigkeit zu kühnen Bildfindungen.

**Ron Winkler**

Der Sachverhalt Regen

wir betrachteten das fragmentierte Gewässer als Erscheinung
zwischen den Adjektiven leicht und stürmisch.

es regnete nie nur einmal pro Regen.

manchmal empfanden wir, Hormone steuerten auf uns zu.

manchmal: handfeste Antonyme von Wüste.

wir empfanden den Regen als das trinkbarste Wetter.

als Hydrogenität.

es regnete meistens vom Universum weg.

und auf das Universum zu.

Ozeane zogen über unsere Köpfe hinweg. Kapseln,
mit sich selbst gefüllt.

und den Daten der ersten Stunde.

(Fragmentierte Gewässer. Berlin Verlag, Berlin 2007.)

*Der 1973 geborene Berliner Bewusstseinspoet Ron Winkler ist ein gewiefter „Terminologien-Mischer“ (F.J. Czernin). In seinen Gedichten zelebriert er genüsslich die ironische Entzauberung romantischer Naturpoesie, indem er den alten Naturstoff mit Fachsprachen vor allem aus der digitalen Welt konfrontiert. Die lyrische Aura von altehrwürdigen Wörtern wie „Regen“, „Vogel“ oder „Schnee“ zitiert er in fast jedem seiner Gedichte - aber nur, um sie dann mit wissenschaftlichen Vokabel-Registern zu konterkarieren.*

„Fragmentiert“ werden in der Regel nur Computer-Festplatten, keine geheimnisvollen „Gewässer“. „Der Regen“ wiederum, der in der Geschichte der Lyrik traditionell zu den Ingredienzien der Melancholie gehört, schrumpft bei Winkler zum positivistisch registrierten „Sachverhalt Regen“, dem in hübscher Tautologie auch noch „Hydrogenität“ attestiert wird. Naturdichtung wird hier also zur tendenziell heiteren Sprachreflexion.

**Ror Wolf**

Der Gung

Ein Mann kam wetterschwer daher,
vom Meer, vom Meer.
Er stieg so nebeldick hervor,
vom Moor, vom Moor.
Er lief, der Boden war sehr kalt,
im Wald, im Wald.
Das war ihm ungeheuer gleich,
am Teich, am Teich.
Er ging, er duckte sich, er kroch
durchs Loch, durchs Loch.
Dort ging er stiefelspitz entlang,
im Gang, im Gang.
Dann war das ganze Gehen aus,
im Haus, im Haus.
Er floss so wolkenweich dahin,
im Gin, im Gin.
Hart schlief und kellertief er ein,
wie Stein, wie Stein.
So endet in der Dämmerung,
der Gung, der Gung.

(Aussichten auf neue Erlebnisse. Moritaten, Balladen & andere Gedichte. Schöffling & Co, Frankfurt a. M. 1996)

*Die literarischen Helden des 1932 geborenen Schriftstellers Ror Wolf verstricken sich stets in absurde Tragikomödien: Den Zwangsverhältnissen der zweckrationalen Vernunft sind sie zwar entkommen, aber jeder Schritt kann sie ins Bodenlose führen. Auch in den Gedichten, Meisterwerken der Komik, durchquert man ein Feld der Überraschungen - selbst dann, wenn sich die Verse rein äußerlich an die Gesetze einer Ballade halten.*

Alle nur denkbaren Ingredienzien einer grausigen Ballade sind in dieser 1993 erstmals veröffentlichten Geschichte vom ominösen „Gung“ versammelt - das Meer, das Moor, der Wald, der Teich. Das Gedicht mit seiner rhythmischen Verzögerungstechnik schreitet indes in schöner Langsamkeit dahin, immer knapp an der Grenze zu Banalität und Kalauer. Die poetische Logik gehorcht aber nicht einer psychologischen Wahrscheinlichkeit, sondern der Eigendynamik des Reims. Einem ziemlich absurden Reim auf „Dämmerung“ verdanken wir so die Erschaffung eines rätselhaften maskulinen Wesens: der „Gung“ ist geboren.

**Ror Wolf**

Fußball-Sonett Nr. 4

Das ist doch nein die schlafen doch im Stehen.
Das ist doch ist das denn die Möglichkeit.
Das sind doch Krücken. Ach du liebe Zeit.
Das gibt's doch nicht. Das kann doch gar nicht gehen.

Die treten sich doch selber auf die Zehen.
Die spielen viel zu eng und viel zu breit.
Das sind doch nein das tut mir wirklich leid.
Das sind doch Krüppel. Habt ihr das gesehen?

Na los geh hin! Das hat doch keinen Zweck.
Seht euch das an, der kippt gleich aus den Schuhn.
Ach leck mich fett mit deinem Winterspeck.

Jetzt knickt der auch noch um, na und was nun?
Was soll denn das oh Mann ach geh doch weg.
Das hat mit Fußball wirklich nichts zu tun.

1982

aus: Ror Wolf: *Das nächste Spiel ist immer das schwerste*, Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1994

*Für das mythische Herzstück der Populärkultur, den Fußball, hat der 1932 geborene Schriftsteller Ror Wolf das ästhetische Evangelium geschrieben. Seit den 1960er Jahren hat der Autor dem an Heldenlegenden und Erweckungserlebnissen reichen Stoff Sonette, Stanzen, Balladen, Prosatexte, Zitatmontagen, Radio-Collagen und einen Film gewidmet. Als „Mutter aller Fußball-Bücher“ gilt dabei die 1982 erschienene Sammlung* Das nächste Spiel ist immer das schwerste.

Aus den Kommentaren, Flüchen und Schimpfkanonaden erregungsbereiter Fußball-Zuschauer hat Ror Wolf kunstvoll sein Sonett montiert, das Bestandteil eines zwölfteiligen Zyklus mit „Rammer- & Brecher-Sonetten“ ist. Aus diesem schönen Gedicht, in dem ein kollektives Ich spricht, erhellt auch die omnipräsente Anmaßung, dass jeder Konsument dieses Sports für sich selbst auch die höchste Kompetenz als (Bundes)trainer beansprucht.

**Ror Wolf**

hans waldmanns erste worte

eines tages gab es einen frost.
und hans waldmann sagte: ab die post.

und man sah ihn eine zeit nicht mehr.
doch man sah ihn wieder hinterher.

er war fort und lange zeit verstrich,
bis er wiederkam gelegentlich.

vor dem fenster sah man schon die nacht,
als hans waldmann kam kurz nach halb acht.

waldmann sagt: das ist mein erstes wort.
er stand auf darauf und er ging fort.

in der bayrischen provinzstadt W
fiel an diesem abend sehr viel schnee.

(Aussichten auf neue Erlebnisse. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1996; © Schöffling Verlag, Frankfurt am Main)

*Hans Waldmann ist der komische Held in den Gedichten des 1932 geborenen Schriftstellers und Collagisten Ror Wolf. In zweizeiligen Strophen, lässig gehandhabtem Versmaß und prekärem Reim porträtiert Wolf seinen Helden als Virtuosen des Ungeschicks, als unsterblichen Meister in der Kunst des Scheiterns, der Malaisen, der Makel und Malheure. Seit 1965 geistert Hans Waldmann in bislang vier großen Zyklen durch Wolfs Werk, und ein Ende ist entgegen der Prophezeiungen des Autors noch nicht abzusehen.*

Die „Abenteuer des Hans Waldmann" sind auch als absurde Balladen zu lesen, wobei der von Krisen geschüttelte Held immer wieder sich wundersam zu regenerieren vermag, selbst wenn ihm die Launen des Schicksals übel zugesetzt haben. In einer dieser um 1970 entstandenen Balladen schlendert Waldmann hart am Rand der heiteren Banalität entlang - für Vergnüglichkeit ist bei Wolf aber immer gesorgt, wie auch für den „Charme des Unerwarteten" (Kai Jürgens).

**Ror Wolf**

Klöße und Gesang

Das war ein Tag von ziemlich vielen Tagen,
er war nicht schlecht, jawohl, das kann man sagen.
Wir überschlagen jetzt die nächsten Jahre,
es wächst das Gras, es wachsen uns die Haare.
Wir stehen auf, wir steigen in die Kleider.
Auf Wiedersehn - und morgen sehn wir weiter.

*Als scharfsinniger Wort-Artist und schwarzhumoriger Klischee-Saboteur hat Ror Wolf (geb. 1932) immer darauf geachtet, alle Erwartungen an Sinn, Handlungslogik oder Realismus in seinen Texten kunstvoll zu enttäuschen. Von der zweckrationalen Instrumentalisierung der Wörter hat er sich systematisch entfernt, um seine scheiternden Helden in immer neue und meist äußerst komische Abenteuer schicken zu können.*

Die lyrischen Helden seiner „Hans Waldmann“-Gedichte, die im Spätwerk mit „Pfeifer“ einen neuen Protagonisten bekommen, verstricken sich in unzählige komische Malaisen und Unglücksfälle, die mal mit bösem Sarkasmus, mal mit bezwingender Heiterkeit kommentiert werden. In vielen Gedichten kokettiert Wolf auch mit einer Logik des Bodenlosen oder halt-los-absurden Pointen. In liedhaften Reimformen verknüpft er Trivialitäten, die dann jede Ernsthaftigkeit mit federleichter Lapidarität aushebeln.

**Ror Wolf**
vier herren

vier herren stehen im kreise herum
der erste ist groß der zweite ist krumm
der dritte ist dick der vierte ist klein
vier herren stehen im lampenschein

der erste ist stumm der zweite ist still
der dritte sagt nichts der vierte nicht viel
sie stehen im kreise und haben sich jetzt
die hüte auf ihren kopf gesetzt

nach 1960

aus: Ror Wolf: *hans waldmanns abenteuer*, Haffmanns Verlag, Zürich 1985

*Das Tragikomische und Grotesk-Bizarre gehört zu den literarischen Grundfiguren des 1932 geborenen Erzählers, Collagisten und Dichters Ror Wolf. In seinen extrem ereignisreichen Kurzgeschichten ist das Chaos meist kaum zu bändigen. In seinen Gedichten und Moritaten präsentiert sich Wolf als ein Meister des bodenlosen Sprachspiels und des höheren Blödsinns. Seine namenlosen Helden machen buchstäblich eine komische Figur.*

Das gemeinsame Charakteristikum der vier namenlosen Herren ist ihre vollkommene Austauschbarkeit. Stumm treffen sie im Gedicht aufeinander und betrachten sich in ihrer Eigenschaftslosigkeit, an der auch das Aufsetzen der Hüte nichts ändert. Im Umfeld seines rasanten Moritaten-Zyklus „hans waldmanns abenteuer“, an dem der Autor ein Vierteljahrhundert gearbeitet hat, sind auch die Zeilen über die „vier herren“ entstanden. Geschrieben wurde dieses hochkomische Gruppenbild vier seltsamer Hutträger zwischen 1960 und 1962.

**Ror Wolf**

vorstellung der beteiligten

waldmann tritt heraus aus dem kontor
und er stellt uns die personen vor.

rechts, am rande, sehen wir den scheich.
seine hand ist weich, der scheich ist reich.

neben ihm, die hand am telefon,
nummer zwei: wir sehen den baron.

nummer drei, der graf, bei dem man sieht,
dass er schläft, der graf, er rührt kein glied.

neben ihm, direkt an dem klavier,
der direktor, spielend, nummer vier.

links die gräfin, fünftens, lang und schlank,
sechstens die baronin, und im schrank

steht der fremde, siebtens, schwarz maskiert.
waldmann hat das alles arrangiert.

waldmann stellt sich nun noch in die mitte.
das sind die personen, sagt er: bitte.

nach 1970

aus: Ror Wolf: *Aussichten auf neue Erlebnisse.* Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1996

*Das erste Buch, das den fintenreichen Geschichtenerzähler, Collagisten und Dichter Ror Wolf (geb. 1932) fasziniert und geprägt hat, waren die boshaften Bildergeschichten von Wilhelm Busch (1832–1908). Wie Busch selbst mutet auch Wolf seinen Figuren allerlei kuriose Heimsuchungen, tragikomische Niederlagen und unerwartete Schicksalswendungen zu. Einer der standhaftesten Anti-Helden Wolfs ist „Hans Waldmann“, dem der Autor über dreißig Jahre lang in insgesamt vier großen lyrischen Zyklen gefolgt ist.*

Die fantastischen Abenteuer, die Hans Waldmann zu bestehen hat, haben eine komische und eine makaber-grauenvolle Seite. In den lyrischen Waldmann-Anekdoten, die in den 1970er Jahren entstanden und in klassische Reime eingebunden sind, überwiegen wie im vorliegenden Gedicht die Nonsens-Anteile. In *Pfeifers Reisen* (2007), dem jüngsten Gedichtband Ror Wolfs, dominiert dagegen die Schwermut.

**Rose Ausländer**

Damit kein Licht uns liebe

Sie kamen
mit scharfen Fahnen und Pistolen
schossen alle Sterne und den Mond ab
damit kein Licht uns bliebe
damit kein Licht uns liebe

Da begruben wir die Sonne
Es war eine unendliche Sonnenfinsternis

nach 1957

aus: Rose Ausländer: *Die Sichel mäht die Zeit zu Heu. Gedichte 1957–1965*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1985

*Die Poesie der als Rosalie Scherzer geborenen Dichterin Rose Ausländer (1901–1988) zehrt vom barocken Sprachmilieu ihrer Geburtsstadt, der Vielvölkerstadt Czernowitz am östlichen Rand der Habsburgermonarchie, in der sich Mythen und Märchen aus unterschiedlichsten Traditionen und Kulturen kreuzten und überlagerten. Nach dem frühen Tod ihres Vaters wanderte die Dichterin gemeinsam mit ihrem Studienfreund Ignaz Ausländer in die USA aus, wo sie ihre ersten Gedichte publizierte. 1931 kehrte sie zu ihrer kranken Mutter nach Czernowitz zurück und erlebte dort den Einbruch des Schreckens in Gestalt der einmarschierenden SS-Truppen.*

Zusammen mit ihrer Mutter wurde Rose Ausländer damals ins eilig errichtete Ghetto von Czernowitz eingeliefert, und lebte seit 1943 in Kellerverstecken, um der Deportation in die Vernichtungslager zu entkommen. Von dieser Zeit der Deportation und Ermordung von 60.000 Czernowitzer Juden handelt auch ihr Gedicht. Nach erneuter Auswanderung in die USA und langen Jahren des Verstummens fand Rose Ausländer erst 1956 ins poetische „Atemwort“ zurück.

**Róža Domašcyna**

Als ich klein war

waren die schlüssellöcher groß
sang ich arien aus dem effeff
baute dämme und eine ganze stadt
fuhr mit dem zug auf dem äquator
überquerte mit dem papierschiff den Nil
und rollte die sonne auf der hohlen hand

(zwischen gangbein und springbein. Janus-press, Berlin 1995)

*Als Angehörige des kleinen westslawischen Volks der Sorben (= Wenden) ist die Dichterin Róža Domašcyna (geb. 1951) in einem multilingualen Territorium aufgewachsen. Diesen poetischen „Gedächtnisraum" ihrer sorbischen Heimat, in dem sich zahlreiche „Muttersprachen" und Dialekte begegnen, hat die Autorin als „Landstreicherin über Traditions- und Sprechgrenzen hinweg" (so ihr Verleger Gerhard Wolf) lyrisch erkundet.*

Die schöne lyrische Kindheits-Miniatur aus den 1990er Jahren hält den Augenblick fest, da die Welt noch offen steht und in Träumen erobert werden kann. Dem Kind verschieben sich die Dimensionen der Dinge ins Riesenhafte und den Möglichkeiten der Weltaneignung sind keine Grenzen gesetzt. Es ist dieser euphorische Aktivismus der Wunschfantasie, der dem erwachsenen Menschen meist verlorengeht. Die Poesie indes beharrt auf diesem Vorrecht zu träumen - das Domestizieren der Wünsche übernehmen dann die Agenten der instrumentellen Vernunft.

**Róža Domašcyna**

Vokalintermezzo

die wolke vögel flirrt und klirrt
ein schwarm alarm vibriert meine kehle spitzt
den schnabel laute schweben zwischen deine
lippenöffnung entlässt töne heißen stimme
im mundkanal der einzige unterschied die schlünder
der vögel sind enger ihre schreie spitzer
wenn die sprachen sich angleichen meine
in der deinen ein und aufgeht ah! wie
sich da umlaut und vorsilbe mischen keine
einsilbigkeit aufkommt wie das wabbelt
und brabbelt katscht und quatscht
schmatzt und schwatzt tuschelt zischelt
und schwadroniert

(selbstredend selbzweit selbdritt. Gedichte, Texte. Janus press, Berlin 1999; © Róža Domašcyna)

*Das Nomadisieren in einem sprachlichen Zwischenraum, „im zwieland mit doppelzüngiger duellität“, ist zur poetischen Passion der 1951 geborenen Dichterin Róža Domašcyna (urspr.: Rosa Domaschke) geworden. Als Angehörige des kleinen westslawischen Volks der Sorben wuchs sie in der Oberlausitz in einem multilingualen Territorium auf. Den poetischen „Gedächtnisraum“ ihrer sorbischen Heimat, in dem sich zahlreiche „Muttersprachen“ und Dialekte begegnen, hat die Autorin als „Landstreicherin über Traditions- und Sprechgrenzen hinweg“ (so ihr Verleger Gerhard Wolf) lyrisch erkundet.*

Die poetische Suchbewegung der Gedichte entzündet sich vorwiegend an vokabulären Reizen und bizarren Wörter-Funden, die das Nomadisieren zwischen den Sprachwelten befeuern. Poesie wird zur lyrischen Schöpfungsgeschichte: Etymologisch verwandte Wörter aus dem Deutschen und dem Sorbischen werden in spielerischer Manier durchbuchstabiert. So erprobt auch das in den 1990er Jahren entstandene „Vokalintermezzo“ das leichtfüßige onomato-poetische Spiel mit Klängen und lautmalenden Verben.

**Rudolf Alexander Schröder**

Lebenslauf

Alter, wenn sich’s sagen lässt,
Sag, wie war dein Lebenslauf?
- Der mich freigab, hielt mich fest,
Der mich drückte, half mir auf,

Machte mich durchs Altern neu,
Machte mich durch Wachstum klein,
Stieß mich aus und blieb mir treu,
Gab die Welt: und nichts ward mein;

Hielt Gericht und sprach mich quitt,
Eh mein Frevel noch begann.
Was ich ward, und was ich litt,
Rätsel: deute sich’s, wer kann.

(Gesammelte Werke. Band 1. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1952 ff.)

*Mit der Politisierung der Literatur nach 1968 fiel der konservative Ästhet und antikisierende Dichter Rudolf Alexander Schröder (1878-1962) in Ungnade. Den literarischen Aufklärern galt er als „fatal chauvinistischer Jugendverführer“ (so Peter Rühmkorf), weil er im patriotischen Überschwang zu Beginn des Ersten Weltkriegs die Hymne „Heilig Vaterland in Gefahren“ verfasst hatte, einen unrühmlichen Text, den die Nationalsozialisten später politisch instrumentalisierten. Aber in Schröders poetischem Universum spielen Heldenlieder eine marginale Rolle; weitaus interessanter sind seine geistlichen Lieder und seine formal vorbildlichen Existenz-Gedichte.*

In spielerischer Weise, in kleinen blitzenden Paradoxien, umkreist das vermutlich zwischen 1910 und 1920 entstandene Gedicht den menschlichen Lebenskreis. Und es zeigt sich, dass die Biografie eines Menschen meist nicht linear verläuft, einem überschaubaren Muster folgend, sondern in überraschenden Schwankungen und Widersprüchen. Ein „Lebenslauf“ umfasst meist keinen Königsweg, sondern eine hindernisreiche Strecke, Erfahrungen zwischen Euphorie und Niedergedrücktheit („nichts ward mein“).

**Rudolf Alexander Schröder**

Schatten

Baum, Wolke, Wasser und Schatten
  Im Wind, der sie floh und fing,
Reden vom Glück, das wir hatten,
  Raunen vom Leid, das verging.

Leid, Wind und Wasser; und ging es?
  Und kam es? Und wann? Und wie?
Und wär's auch nur um Geringes:
 Die Rechnung rundet sich nie.

*Da ist zunächst eine verführerische Melodie von den Elementen des Lebens, in eine schöne Schwebe gebracht. Es gibt Beständigkeiten („Baum") und die Flüchtigkeiten der Wolkenbildung, die Schatten von verlorenen Gestalten. Kaum aufgerufen, münden diese schwebenden Elemente in einen melancholischen Blick auf das Verlorene: Nicht nur das Glück, auch das Leid ist vergangen. Im zweiten Teil hat sich das Leid unter die Elemente gemischt.*

Rudolf Alexander Schröder (1878-1962), der Mitbegründer des Insel Verlags, Architekt, Innendekorateur und spätere Prediger der Bekenntnis-Kirche, liebte die elegischen und weihevollen Töne, das Kultivieren einer romantisierenden Wehmuts-Geste. In diesem frühen Gedicht besingt er das stoische Hinnehmen der Erfahrung von Leid. Die im Text selbst aufgeworfenen Fragen nach den metaphysischen Ursachen und Gründen für die unvorhersehbar verlaufenden Lebenslinien bleiben unbeantwortet. Am Ende steht ein orakelnder Spruch, der ein befriedigendes Daseinsgesetz ausschließt.

**Rudolf Hagelstange**

Denn Furcht beherrscht seit langem Eure Tage

Denn Furcht beherrscht seit langem Eure Tage,
Furcht vor der Wahrheit. Eure Züge
sind fahl von Heuchelei und Lüge.
So wie das Zünglein an der Waage

den Gleichstand liebt, so sucht Ihr zu verbergen,
was Euch bewegt. Ihr braucht die Nächte,
um wieder Ihr zu sein: Verächter, Knechte,
Liebhaber, Günstlinge, Verschwörer, Schergen.

Ihr habt die Scham verraten, um in ihrem Kleide
das Licht zu täuschen, das die Wahrheit liebt,
auf dass es gleichfalls Eure Wege meide.

Ihr habt verwirkt, einander Recht zu sprechen.
Ihr ludet schreckliches Verbrechen
auf Euch. Ihr habt den Quell getrübt.

*Der kurze Nachkriegsruhm des Schriftstellers Rudolf Hagelstange (1912-1984) ist eng verbunden mit seinem poetischen Debüt, dem Sonettzyklus „Venezianisches Credo“. Im Sommer und Herbst des Jahres 1944 entstanden, beschreiben Hagelstanges Sonette die geistige Situation der Deutschen am Ende der nationalsozialistischen Gewaltpolitik. Die Fragen nach Schuld und Verantwortung, nach Wahrheit und Lüge, nach Verbrechen und Mitwisserschaft prägen diese Sonette.*

Im Mittelpunkt des siebten von insgesamt 35 Sonetten steht die Anklage der Täter und willigen Vollstrecker der faschistischen Verbrechen, die mit List und Lüge die Wahrheit zu verbergen suchen. Hagelstange spricht von Verrat und Schamlosigkeit und verzichtet schließlich im letzten Terzett auf metaphorische Verschlüsselung. Die direkte Anklage richtet sich aber an ein Kollektiv, das namenlos bleibt.

**Rudolf Otto Wiemer**

empfindungswörter

aha die deutschen
ei die deutschen
hurra die deutschen
pfui die deutschen
ach die deutschen
nanu die deutschen
oho die deutschen
hm die deutschen
nein die deutschen
ja ja die deutschen

**Rudolf Otto Wiemer**
hilfsverben

ich würde sagen wir sollten
ich sollte meinen wir hätten
ich hätte gedacht wir könnten

ich könnte schwören wir möchten
ich möchte annehmen wir müssten
ich müsse glauben wir würden

ich würde sagen wir müssten
ich müsste meinen wir möchten
ich möchte glauben wir könnten
ich könnte schwören wir hätten
ich hätte gedacht wir sollten
ich sollte glauben wir würden

ich würde sagen wir dächten
ich dächte das wär's
würde ich sagen

(In: Chance der Bärenraupe. Ausgewählte Gedichte. Kerle Verlag, Freiburg 1990.)

*In die Ehrengalerie der „experimentellen Literatur" hat man den leidenschaftlichen Pädagogen, Kinderbuchautor und Romancier Rudolf Otto Wiemer (1903-1998) nie aufnehmen wollen. Zu gering schien sein poetologischer Ehrgeiz, zu gefällig und trostbereit seine Gedichte. Dabei sind ihm zahlreiche vergnügliche und lebensweise Zeilen gelungen, die es mit den poetischen „Konstellationen" bedeutender Autoren der Konkreten Poesie aufnehmen können.*

Bis tief in die 1980er Jahre hinein hat der falsche Konditionalis der Wendung „Ich würde sagen" die öffentliche Rede beeinflusst. Der Modus des Konjunktivs sollte den Redner entlasten, ihn von der schnörkellosen Direktheit seiner Aussage entbinden. Rudolf Otto Wiemer zelebriert in seinem Gedicht ein ironisches Vexierspiel mit den Vorbehaltsbeschwörungen der Konjunktive. Die Aufgaben der „Hilfsverben" werden in ihr absurdes Gegenteil verkehrt - ihre Verschleierungsfunktion wird kenntlich gemacht.

**Rudolf Otto Wiemer**

partizip perfekt

gezeugt geboren gewimmert
getrunken gelallt gespielt
gelernt gekuscht geschlagen
geliebt geheiratet gemustert
marschiert marschiert marschiert
geschossen gezittert geschnappt
gehumpelt geklaut gehungert
gesessen gehurt geschieden
geschuftet geflucht gefeiert
gekotzt geröntgt geschissen
gewimmert gestorben gelebt

**Rudolf Otto Wiemer**

starke und schwache verben

ich trete
ich trat
ich habe getreten

ich schäme mich
ich schämte mich
ich habe mich geschämt

ich weiß gründe
ich wusste gründe
ich habe gründe gewusst

ich bereue
ich bereute
ich habe bereut

ich falle auf die füße
ich fiel auf die füße
ich bin auf die füße gefallen

ich lerne dazu
ich lernte dazu
ich habe dazugelernt

ich komme hoch
ich kam hoch
ich bin hochgekommen

ich ändere mich
ich änderte mich
ich habe mich geändert

ich pfeif drauf
ich pfiff drauf
ich habe drauf gepfiffen

ich sage jawoll
ich sagte jawoll
ich habe jawoll gesagt

ich trete
ich trat
ich werde treten

*Grammatische hinweise: Text zur verbflexion, speziell zum tempusgebrauch.*
*Didaktische hinweise: An diesem text lassen sich die flexivischen besonderheiten der beiden subklassen der wortklasse verb aufzeigen: Die starken verben bilden ihre präteritalformen durch ablaut des stammorphems und ihr partizip II mit dem gebundenen grammatischen morphem „-en“, die schwachen bilden beides mit hilfe des präteritalmorphems „-te“ bzw. „-t“.*

**Rudolf Otto Wiemer**

Zeitsätze

Als wir sechs waren, hatten wir
Masern.
Als wir vierzehn waren, hatten wir
Krieg.
Als wir zwanzig waren, hatten wir
Liebeskummer.
Als wir dreißig waren, hatten wir
Kinder.
Als wir dreiunddreißig waren, hatten wir
Adolf.
Als wir vierzig waren, hatten wir
Feindeinflüge.
Als wir fünfundvierzig waren, hatten wir
Schutt.
Als wir achtundvierzig waren, hatten wir
Kopfgeld.
Als wir fünfzig waren, hatten wir
Oberwasser.
Als wir neunundfünfzig waren, hatten wir
Wohlstand.
Als wir sechzig waren, hatten wir
Gallensteine.
Als wir siebzig waren, hatten wir
gelebt.

**Sabine Küchler**
Seetiere

Die Maskeraden zuerst dann die Hotels
unsere Lügenpaläste für eine Nacht
nahm unser Unglück sich plötzlich ganz heiter aus
hinter jeder Tapete
kauerte ein schlimmerer Fall murmelte
sich an den Anfang seiner Geschichte zurück:
wieviele Sorten Kummer
hatten einmal zur Auswahl gestanden Seetiere
aus Korallengehölzen trieben draußen vorbei
mit triefenden Leibern es regnete immer
wenn wir dort lagen in einer Kammer
am Grunde des Meeres am Morgen ein Paar
das sein Publikum spaltet
in Komplizen und Zweifler.

(Unter Wolken. Wunderhorn Verlag. Heidelberg 2005)

*Wir lesen die Bilanz einer Lebensniederlage. Ein Liebesverhältnis ist zerbrochen und das lyrische Ich schickt sich an, die Formen der Trauer und diverse „Sorten Kummer" durchzubuchstabieren. Aber die Empfindung des Unglücks verändert sich, die poetische Fantasie findet ihre Bündnispartner in den Tiefen des Meeres. Die „Seetiere" der Lyrikerin Sabine Küchler (geb. 1965) sind verlässliche imaginäre Begleiter des Ich bei seinen Fluchtfantasien.*

Sabine Küchlers Gedichte arbeiten häufig mit solchen nautischen Fantasien. So kommt es zu einer magischen Art des Denkens, die aus Kinderperspektiven und märchenhaften Begebenheiten die Welt erkundet. „Das melancholische Schweben von Küchlers Sprache scheint aus dem Verlust eines anderen Ich herzurühren, aus dem Verlust dieses Kinder-Ichs, das über die Erinnerung nicht mehr hergestellt werden kann." (A. R. Strubel)

**Sabine Naef**

du verlierst dich an jeder straßenecke

du verlierst dich an jeder Straßenecke
an den Wind, an eine Wolke, ans Leben
Achtung: frisch gestrichen
dein Herz steht sperrangelweit offen
keine Zeit, deine Knochen zu zählen

(In: leichter Schwindel. Edition Korrespondenzen, Wien 2005)

*Die 1974 in Luzern geborene Sabina Naef studierte in Lausanne und Zürich Germanistik und Romanistik. 1998 erschien ihr erster Gedichtband „Zeitklippe", der zweite trägt den etwas gefälligen Titel „tagelang möchte ich um diese Ecke biegen" (2001). Naef bevorzugt das kurze Gedicht, die lyrische Miniatur. Ihr Markenzeichen ist ein sanfter Surrealismus, der den Gegenständen ihre poetische Aura zurückgibt. Der unscheinbarste Anlass genügt, um den Alltag in Schwingung zu versetzten.*

Sabina Naefs wie getuschte Gedichte bewegen sich zwischen Realität und Fantasie, wodurch ein „leichter Schwindel" (so die Titel ihres 2005 erschienen dritten Bandes) eintreten kann. So auch in diesem lakonischen Gedicht, einer Straßenszene, die sich gedankenverlorenem Beobachten verdankt. Nichts ist eindeutig. Irritierend die Schlussverse, die einen plötzlichen Liebesmoment festhalten, der dem Ich keine Zeit mehr lässt, sich seiner selbst zu vergewissern.

**Sabine Schiffner**
Das Familienwunder

die vertraute stadt ist staubig
ganz anders so und fast
bleiben mir die kuchen im halse stecken
bin ich alleine im heim
flüstern und seufzen türen
spuren legt der wind aschespuren
hier auf die schwelle
und meine angst ragt hinaus
wenn der letzte schluck
getrunken ist bleibt
in den tassen ein
geflecht von dornen
anstandsblättern
kleine alte haufen staub legen sich
auf meine lider und
eine stimme überschreit
noch meinen schlaf
ich springe auf und nieder
der duft der großmutter ist tausend jahr
ketten legt sie auf mein haar

(um 2000)

(Lyrik von Jetzt. Hrsg. von Björn Kuhligk und Jan Wagner. DuMont, Köln 2003; © Sabine Schiffner)

*Familiengeschichten, die über Generationen hinweg Lebensläufe prägen, haben die 1965 in Bremen geborene Sabine Schiffner seit Beginn ihres Schreibens beschäftigt. Um innerfamiliäre Traum- und Wunsch-Bilder kreist auch das Mitte der 1990er Jahre entstandene Gedicht mit dem programmatischen Titel „Das Familienwunder“. Seltsam traumverlorene Blicke locken den Leser in diesem Gedicht in eine scheinbar unversehrte Kindheits-Welt zwischen Kaninchengärten, Pflaumenbäumen und großbürgerlichen Wohnzimmern.*

Sabine Schiffner rekonstruiert Urszenen einer Kindheit, in denen noch das Staunen möglich war vor dem Zauber der Naturdinge. Die magische Aufladung von Naturdingen wird dabei stets gebrochen durch Erinnerungen an kriegerische Schrecken, die diese Kindheitslandschaften verwüstet haben.

**Sabine Schiffner**
ein hochzeitsgedicht

die sonne kam auf und
die braut war blond und
sie strahlte die sonne
strahlte und die braut
war schwarz die braut
war schwarz und die
sonne fehlte die sonne
fehlte und die braut war
rot die sonne knallte
rot war die braut und
sie sang ein lied während
die sonne fiel die sonne fiel
und die braune braut sank
im wald am rhein
zu boden die braune braut
sank zu boden während
die sonne verschwand

(dschinn. Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2007)

*Nur wenige Lyriker der Gegenwart riskieren so vorbehaltlos ein romantisches Setting wie die Dichterin Sabine Schiffner (geb. 1966). Alte Bekannte aus den Grimmschen Märchen geistern in ihren Texten herum und die idyllische Ordnung der Naturzeichen scheint ungefährdet. Da entstehen traumverlorene Blicke in einen scheinbar unversehrten Kindheitskosmos und in eine rheinländische Lebenswelt. In einem dieser poetischen Traumbilder, die um das Märchen-Motiv der Hochzeit kreisen, vollziehen sich wundersame Metamorphosen.*

Wie in einem Kaleidoskop wandelt sich die Szene, die aus drei fixen Elementen (Sonne, Braut und ein Farbwert) besteht, entweder zu einem Bild des Glücks oder des Verhängnisses. Zu Beginn dominiert das traditionalistische Bild der Sonne, das mit der blonden glücklichen Braut korrespondiert. Mit dem Farbwechsel rücken Zeichen des Unheils ins Bild, ein Verhängnis zeichnet sich ab: das „Fehlen“ oder „Verschwinden“ der Sonne wird angezeigt - und auch die Braut verdunkelt sich.

**Sabine Techel**
Kriegslied

Das ist der Krieg
mit Hand und Fuß mit
Kopf und Bauch und ganz
er selbst tritt ein

und zählen vorher und nachher wird
müßig gewesen sein ein
Krieg mit Herz und Hand geführt
durchs ganze Land

Das wird ein Krieg
du Liebchen mein die
Trommel schlag
in Plastik ein (für hinterher)

wenn gar nichts mehr
sich muckst und rührt

(Es kündigt sich an. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1986; © Sabine Techel)

*In ihrem ersten Gedichtband „Es kündigt sich an“ hatte Sabine Techel (geboren 1953) sehr unterschiedliche Sprechweisen und Schreibverfahren durchprobiert. Meist bevorzugte sie assoziativ Formen und löste die klassischen Muster auf. Das „Kriegslied“ bildete die spannungsreiche Ausnahme. Die weiche Melodie eines Kinderlieds und der lakonische Gestus einer Kriegs-Chronik werden ineinander geflochten.*

In Tonfall und Bildlichkeit ist das ein raffiniertes Gedicht der Gegensätze. Zwar wird die alte Volksliedstrophe mit dem vertrauten Kreuzreim aufgelöst und ersetzt durch versteckte Binnenreime. Aber die klanglichen Suggestionen der traditionellen Liedform bleiben erhalten - und die scheinbar beschwichtigende Anrufung des „Liebchens“, das die Trommel schlagen soll, erweist sich dann doch als bittere Desillusionierung. Die beiden Schlusszeilen ziehen dann lakonisch die Bilanz der kriegerischen Verheerungen.

**Said**
Psalm

herr
du bist kein haus
vor dem der tod lungert
kein fenster
durch das ich die welt betrachte
keine tür
durch die ich eintrete
du bist vielleicht ein kiesel
den ich stets in der tasche trage
siehe oh herr
ich bin dir nah

(Psalmen. C.H. Beck Verlag, München 2007)

*Die biblischen Psalmen gelten als eine der ältesten Textsammlungen mit Liedern und Gebeten, in denen ein religiös gestimmtes Ich seinem „Herrn“ gegenüber tritt. Der 1947 in Teheran geborene und seit 1965 in München lebende Dichter Said hat die Psalmen als lyrische Form einer skeptischen Theologie und des metaphysischen Zweifels wieder belebt. In Saids Psalmen durchmischen sich poetische wie auch meditative und metaphysische Impulse: Sie sind lyrische wie auch existenzialistische Konfession. In Ihnen spiegelt sich ein spiritueller Synkretismus, der christliche, jüdische oder islamische Denkfiguren kombiniert.*

Die demütige, verzweifelte oder auch aufmüpfige Anrufung des „Herrn“ hat Said als Geste beibehalten. Aber die Annäherung an eine göttliche Instanz erweist sich hier zugleich als größtmögliche Entfernung. Denn das Ich gelangt zunächst nur zu negativen Bestimmungen des „Herrn“. Alles religiös Konventionelle wird ebenso verworfen wie auch die politische Anklage. Und dennoch bekennt sich das Ich zu einer Nähe, die in einem symbolischen Objekt - einem Stein - Ausdruck findet.

**Said**

Psalm

herr
rühme mich
denn ich habe viel ausgehalten
ohne ein zeichen von dir
vielleicht bist du nur das echo von meinem schrei
doch dann hilf mir
aus meiner klage ein lied zu machen
an dem sich kommende fremde erwärmen können

(Psalmen. C.H. Beck Verlag, München 2007)

*Es klingt wie das Gebet eines hochmütigen Ungläubigen, der an einen fragwürdigen „Herrn“, dessen Legitimität doch längst zur Disposition steht, seine Appelle und Wünsche richtet. In einem seiner insgesamt 99 Psalmen verlangt Said, der Münchner Dichter persischer Herkunft, sogar die Umkehrung der tradierten Rollen. Nicht die göttliche Instanz ist zu rühmen, sondern es ist der Mensch, der die Rühmung seiner selbst durch Gott verlangt.*

So entsteht ein sehr paradoxer Psalm: Denn „der Herr“ wird nach guter materialistischer Tradition als Projektion der menschlichen Transzendenzsehnsucht gedeutet. Und dennoch wird der bezweifelte Gott um Beistand gebeten - wie eine Muse, die einen Poeten zu Höchstleistungen verhelfen kann. Obwohl er in seinen Psalmen immer wieder eine atheistische Skepsis an den Tag legt, kommt Said nicht los von der Idee einer göttlichen Instanz.

**Sandra Trojan**
Hausszene

Sie lehnen ins Dunkel, berühren einander
wie Frischverliebte, lauschen Motorenlärm
der Hauptstraße. Noch immer diese Hitze.
Ihr Make-up schmilzt, die Gläser schwitzen
den letzten Schluck. Dein Gesicht schmeckt
nach Wachs. Sie geht, zum Waschen,
kommt wieder, in der Nachbarschaft
wirft einer den Mäher an. Seine dicke Lippe
zieht die Kontur ihres Kiefers nach. So spät noch
im Garten, da sieht man doch gar nicht, da
hackt man sich noch die Zehen ab.

(Jahrbuch der Lyrik 2007. Hrsg. von Christoph Buchwald und Silke Scheuermann. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006. © Sandra Trojan)

*Ist das mehr als eine leichthändig notierte Genreszene eines unspektakulären Großstadt-Spätnachmittags? Die 1980 geborene Sandra Trojan, Studentin am Leipziger Literaturinstitut, scheint in ihrem Gedicht ganz beiläufig die Bewegungen, Geräusche und Geschehnisse in einem sehr gefährdeten Großstadtidyll zu protokollieren. Über allem liegt eine Atmosphäre der Gleichgültigkeit und Fremdheit. Und es mehren sich die Momente der Beunruhigung.*

Nur einmal wechselt das 2005/2006 entstandene Gedicht von der neutralen Außenperspektive in die Form der intimen Anrede an ein Du. Aber eine Verbundenheit zwischen den Figuren stellt sich nirgendwo ein, die Fremdheit will nicht weichen. Je genauer man die Szene anschaut, desto deutlicher werden die Zeichen einer unterschwelligen Aggressivität. Besonders der Schlussvers markiert eine Situation der latenten Gewalt.

**Sandra Trojan**
Wenn ich in Bienen spreche

meine ich Unschärfe, Murmeln
Nektar am Mund. Und wenn ich in
Birnen spreche, in Äpfeln, in Zellen
in Kisten, von Zungen zerfressen
in Zungen, in Menschen, meine ich
Menschen: Schwärme gestempelt
innen & außen, ein Bienentanz
und damit meine ich: Bienentanz.

nach 2005

aus: Um uns arm zu machen. Poetenladen, Leipzig 2009

*In seltsamer Obsession tanzt die zeitgenössische Dichtung derzeit den Bienentanz. Die Flugbewegungen der Biene und die biologischen Eigenarten und symbolischen Attraktionskräfte der Wespe bestimmen vielerorts die Ikonografie und das Motiv-Arsenal der Gegenwartslyrik. Ausgehend von den Bienen-Träumen der amerikanischen Dichterin Emily Dickinson, die ihre Dichtkunst in völliger Abgeschiedenheit in einem Provinznest in Massachusetts verfasste, entwickelt auch Sandra Trojan (geb. 1980) eine hypnotische Bildsprache.*

In einem fast surrealen und zugleich vollkommen der Phänomenalität der Dinge zugewandten Text beschwört Sandra Trojan das sinnliche Sprechen der Poesie. Es ist eine sinnliche Rede, die wie selbstverständlich »Unscharfen« und Mehrdeutigkeiten mit einschließt. »Wenn ich in Bienen spreche« - das meint ein »polylinguales« Sprechen in vielen Zungen, ein poetisches Sprechen, das stets dem Bild verpflichtet bleibt und sich nicht an den besserwisserischen Begriff verrät.

**Sarah Kirsch**
Allerleirauh

Aber am schönsten: mit dir
Oder ohne dich
Über die Boulevards laufen nichts im Gepäck
Als Rosinenbrot, Wein und Tabak
Die Leute der Länder festhalten
Im Auge und später
Sprechen davon, den Himmel beschreiben den Schnee
Du kommst mit dem Westwind und ich
Aus dem Norden, wir tragen
Das alles zusammen, die winzigen Pferde
Die senkrechten Palmen, die Sterne, Kaffeemaschinen
Nachmittags halb nach vier, wenn die Glocke
Im Käfig schaukelt und schreit



*Ursprünglich kreist das Grimm'sche Märchen von „Allerleirauh", der Königstochter, um ein skandalöses Inzestbegehren. Als Nachfolgerin für seine verstorbene Ehefrau hat der König seine eigene Tochter erwählt, die ebenso schön ist wie die verstorbene Gattin. Die Tochter entzieht sich dieser Zumutung durch Flucht und Maskierung, bis sie durch einen benachbarten König endlich zu einer legitimen und glücklichen Liebe findet.*

1988 hatte Sarah Kirsch, die einzigartige Vertreterin poetischer Naturmagie, der Chronik ihres Lebens den Titel „Allerlei-Rauh" gegeben. Aber bereits 1979 vollzieht sie im Gedichtband „Drachensteigen" eine lyrische Identifikation mit der listigen Königstochter des Märchens. Das Gedicht bekennt sich zum anarchischen Eigensinn der Liebe und zum Abenteuer des nomadisierenden Unterwegsseins. Aus der Zerstreuung finden die Liebenden vielleicht wieder zusammen. Aber um den Preis einer partiellen Gefangenschaft, wie sie in den rätselhaften Schlussverse angedeutet wird: „...wenn die Glocke / Im Käfig schaukelt und schreit."

**Sarah Kirsch**
Das schöne Tal

Die Landschaft ist groß und voller Bewegung. Über den Bergen
Wird Licht ausgegossen, schwarze Wolken
Verzehrn es und Blitze
Bespringen sich kalt kracht der Donner.

Das ist die Sintflut. Alles in einer Glocke.
Wir fließen nass im Auto zu Tal. Die Tiere die Kröten Salamander Gecco
Flattern ins Handschuhfach. Er legt mir
Die Hand auf den Schoß.

(In: Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005.)

*Zarte Liebesgesten und Naturgewalten - bei Sarah Kirsch prallen Welten aufeinander, während sich andere vereinen.*
*Es gehört zu den Finessen erotischer Dichtkunst, dass sie markante Naturzeichen in direkte metaphorische Verbindung bringt mit den intimen Suchbewegungen der Liebenden. Bei Sarah Kirsch (geb. 1935), der von Naturphänomenen stark affizierten Dichterin, überschwemmen sintflutartige Regenfälle die Landschaft - sie bilden hier die Kulisse für zarte Liebesgesten.*

„Voller Bewegung" sind hier nicht nur die Gewitterzonen, sondern auch die Gefühlslandschaften der Liebenden. Die Welt ist fluid geworden - und mit ihr das in ein Auto eingeschlossene Liebespaar. Das Animalische kommt in Form von Symboltieren zu den beiden Liebenden. Das schamlose und zugleich diskrete Gedicht ist in den späten 1970er Jahren entstanden - als Sarah Kirsch den Entschluss gefasst hatte, die DDR zu verlassen und auf dem Land in Schleswig-Holstein ein neues Refugium zu finden.

**Sarah Kirsch**
Die Luft riecht schon nach Schnee

Die Luft riecht schon nach Schnee, mein Geliebter
Trägt langes Haar, ach der Winter, der Winter der uns
Eng zusammenwirft steht vor der Tür, kommt
Mit dem Windhundgespann. Eisblumen
Streut er ans Fenster, die Kohlen glühen im Herd, und
Du Schönster Schneeweißer legst mir deinen Kopf in den Schoß
Ich sage das ist
Der Schlitten der nicht mehr hält, Schnee fällt uns
Mitten ins Herz, er glüht
Auf den Aschekübeln im Hof Darling flüstert die Amsel

1967

aus: Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt München 2005

*In diesem Gedicht verschränken sich widerstreitende Affekte: Hitze und Kälte, das Glühen der Liebesleidenschaft und ihre Vereisung im Schnee.*
*In den geschmeidig fließenden Versen der Sarah Kirsch, die 1935 als Tochter eines Uhrenbauers in einem Dorf im Südharz geboren wurde, fallen die Ankunft des Winters, die Erwartung eines Abschieds und die Liebe als heiße Passion zusammen.*

Das Ich bettet den Kopf des »schönsten Schneeweißen« in den Schoß - und doch gibt es keinen Aufschub, denn der »Schlitten« mit dem »Windhundgespann« steht unmittelbar vor der Abfahrt. Das geflüsterte »Darling« ist nur eine Formel des Abschieds. »Die Luft riecht schon nach Schnee«, 1967 im Band »Rückenwind« erstmals veröffentlicht, ist eins der schönsten Liebesgedichte Sarah Kirschs. Völlig zu Recht erhob Marcel Reich-Ranicki die Dichterin 1980 als »der Droste jüngere Schwester« in den literarischen Adelsstand.

**Sarah Kirsch**
Fahrt I

Die Erde in unserer Gegend ist übel dran
Der Winter wie Krieg ging seine Fetzen
Verdrecktes Verbandzeug zerfallen, da sehn
Narben und Schorf hervor, die Erde
In unserer Gegend ist grindig

Filziges bleiches Gras Schamhaar
Reckt sich über die größten Löcher, die Erde
Ist tonig sanft blutig stöhnt unterm trocknen Himmel

Die durchsichtigen Bäume sind so leicht zu verletzen
Dass sie ganz still stehn Modelle aus Glas

Nur Schwertlilien im Bahnwärtergarten
Schlagen sich unbeirrt aus der Erde
Die Blattspitzen zerreißen dabei
Die ersten haben es am schwersten

(Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, München 2005, Randomhouse)

*Mit ihrem genauen Blick auf Phänomene der Natur hat die studierte Biologin und Dichterin Sarah Kirsch (geb. 1935) schon sehr früh den Protest der DDR-Literaturpolitik provoziert. Bereits ihr Debütband „Landaufenthalt“ (1967) wurde „eine Spur von unfruchtbarem Trotz“ unterstellt. Bei der „Fahrt“ des lyrischen Subjekts durch eine industriell bearbeitete Landschaft wird kein glücklich entwickelter Sozialismus sichtbar, sondern nur ein Panorama der Zerstörung.*

Die Ordnung der Natur ist hier schwer beschädigt, und Schuld daran trägt nicht allein der Einbruch des Winters. Zwar werden keine Ursachen für den „üblen“ Zustand der „Gegend“ benannt, aber allein den Befund eines Zerfallsprozesses kann man als Anklage deuten. Nur an einem einsamen Ort - dem Bahnwörterhaus - kann sich organisches Wachstum noch ungestört entfalten. Mit ihrem störrischen Natur-Enthusiasmus geriet Sarah Kirsch immer häufiger in Konflikt mit den Literaturpolitikern. Im August 1977 verließ sie die DDR, 1983 ließ sie sich in einem kleinen Dorf in Schleswig-Holstein nieder.

**Sarah Kirsch**
Im Sommer

Dünnbesiedelt das Land.
Trotz riesigen Feldern und Maschinen
liegen die Dörfer schläfrig
In Buchsbaumgärten; die Katzen
Trifft selten ein Steinwurf.

Im August fallen Sterne.
Im September bläst man die Jagd an.
Noch fliegt die Graugans, spaziert der Storch
Durch unvergiftete Wiesen. Ach, die Wolken
Wie Berge fliegen sie über die Wälder.

Wenn man hier keine Zeitung hält
Ist die Welt in Ordnung.
In Pflaumenmuskesseln
Spiegelt sich schön das eigne Gesicht und
Feuerrot leuchten die Felder.

1977

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte*. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005

*Die Natur als unversehrtes Refugium steht hier unter Vorbehalt: Es ist das einschränkende Adverb „Noch“, das die Vorläufigkeit und reale Gefährdung der „unvergifteten“ Welt andeutet. In ihrem Gedicht aus dem Band* Rückenwind *von 1977 verweist die 1935 in Halle/DDR geborene Sarah Kirsch gleich in der ersten Strophe auf die industrielle Organisation der Landschaft – auf die großen landwirtschaftlichen Kollektive und „riesigen Felder und Maschinen“ ihrer ersten Heimat DDR.*

Trotz aller ökologischer Warnzeichen gibt es hier noch das Magische der Natur: die fallenden Sterne, den Flug der Graugänse und der riesenhaft wirkenden Wolken, die leuchtenden Felder. Zwischen die Erfahrung des Naturzaubers fügt die Dichterin indes einen lapidaren Befund, der anzeigt, dass etwas aus dem Lot geraten ist: „Wenn man hier keine Zeitung hält / Ist die Welt in Ordnung.“ Sehr bald nach dieser lyrischen Diagnose der realen Unordnung der politischen und landschaftlichen Verhältnisse verließ Sarah Kirsch die DDR und ließ sich in Schleswig-Holstein nieder.

**Sarah Kirsch**

Keltisch

Ich sehe eine Erde die mir
Gar nicht gefällt Sommer
Vogellos Kühe
Milchlos Männer
Mutlos werde mich
Lieber! empfehlen

1992

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte*. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005

*Wenn keltische Götter aus der Eisenzeit mit dem hochzivilisierten Planeten des 20. Jahrhunderts in Berührung kommen, kann es zu großen Enttäuschungen kommen. Das lyrische Ich jedenfalls, das im Gedicht von Sarah Kirsch unter der Sigle „keltisch“ auftritt, gelangt zu einem höchst ernüchternden Befund, der die sofortige Abreise vom Planeten Erde nahe legt.*

Die poetische Miniatur der 1935 in Halle/DDR geborenen Sarah Kirsch, die zuerst in ihrem Band *Erlkönigs Tochter* (1992) veröffentlicht wurde, scheint eine simple Botschaft aus dem Geiste des ökologischen Pessimismus zu verkünden: Die Erde ist unbewohnbar, anzuraten wäre der sofortige Abgang. Auch den Vertretern des männlichen Geschlechts werden miserable Zensuren ausgestellt. Aber der poetische Wahrspruch erweist sich als vertrackter als auf den ersten Blick vermutet: Denn innerhalb der Spezies der „mutlosen Männer“ scheint es doch ein Exemplar („Lieber!“) zu geben, das die Ausnahme von der Hoffnungslosigkeits-Regel darstellt.

**Sarah Kirsch**
Neue Landkarten

Neue Landkarten am
Himmel und auf den
Körpern der Kühe die
Andere Welt seit ich deine
Gefangene bin.

2001

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005

*Die „andere Welt“, die in modernen Gedichten entworfen wird, ist oft ein utopischer Ort jenseits der Alltagserfahrung. In einem kleinen Gedicht über den „verkommenen Staat ihrer Heimat“, also die DDR, hat die 1935 geborene Sarah Kirsch diese „andere Welt“ 1992 als heftig umkämpftes politisches Terrain ausgemalt. Die „andere Welt“ kann aber auch im Kontext eines Liebesgedichts auftauchen, wie ein Gedicht Sarah Kirschs aus dem Band* Schwanenliebe *(2001) zeigt.*

Hier ist offenbar von einer ländlichen Gegend die Rede, vermutlich von jenem nördlichen Sehnsuchtsland zwischen Eider und Nordsee, das Sarah Kirsch, die wohl sinnenhafteste deutsche Naturdichterin, seit 1983 besiedelt. Hier ist der Himmel weit und offen und von den Verbindungen der Gestirne lassen sich Landkarten erstellen. Am Kreuzungspunkt des ebenso zarten wie rätselvollen Gedichts erscheint die „Andere Welt“ – und es bleibt offen, welchen Charakter die Gefangenschaft des Ich hat: Beruht sie auf einer lustvollen Liebes-Passion oder auf unglücklicher Verfallenheit?

**Sarah Kirsch**
Nördlicher Juni

Die Nächte haben ihre
Eigenschaften verloren:
Weiße Stufen die
Horizonte mit
Rostroten Tüchern.

Wer hier hinaufspringt
Kann glücklich werden.
Dreimal rufe ich dich aber
Du bist nicht
Auf Erden.

2001

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005

*In den nördlichen Regionen Europas werden die „weißen Nächte" in den Tagen der Sonnenwende zum Zentralmotiv vieler Mythologien. Als mystische Offenbarung erscheint der „nördliche Juni" auch in der poetischen Naturmagie der 1935 geborenen Dichterin Sarah Kirsch.*

In den poetischen Miniaturen des 2001 publizierten Bandes *Schwanenliebe* findet sich diese lyrische Fantasie vom Aufstieg in höhere, himmlische Sphären. Die Phantasmagorie des Ich verwandelt die Juni-Nacht zur unendlichen Treppe mit „weißen Stufen" vor „rostrotem" Hintergrund. Aber die Fantasie springt weiter ins Transzendente: Der sehnsüchtige Ruf des Ich gilt einem abwesenden Du – ist diese namenlos bleibende Gestalt eine irdische oder eine überirdische Erscheinung? Die Autorin spielt jedenfalls mit biblischer Motivik und dem Tonfall des Gebets („Du bist nicht / Auf Erden").

**Sarah Kirsch**
Rückenwind

Wie er mich jagt, sein Schrei
Mich vorwärts trägt fünfundzwanzig
Windsbräute in der Sekunde
Den ganzen Tag, am Abend, und in die Nacht.
Ich komme zur Welt ich singe vor ihm
Jubel und Lachen: die Finger
Des himmlischen Kinds auf meiner Schulter.
Und hör ich die Stimme des Einen
Von großer Schönheit
Dreht sich der Gegenwind, ich fliege
Und immer zu ihm
Klopfendesherz wie das Haus schwankt

(Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, München 2005;  )

*Der Wind ist in diesem Gedicht der einzige verlässliche Verbündete des lyrischen Subjekts, das hier zwischen zwei Welten hin- und herzufliegen scheint. Als 1976 ihr Gedichtband „Rückenwind“ erschien, war die Naturdichterin und Biologin Sarah Kirsch schon auf dem Sprung, die DDR zu verlassen. In der für sie eigentümlichen Verbindung von märchenhaften, naturmagischen und erotischen Impulsen vergegenwärtigt sie hier die große lyrische Passion für „den Einen“, vermutlich den Geliebten.*

Es ist eine Liebende, die von den „Windsbräuten“ auf den großen Flug in eine andere Welt „gejagt“ wird. Das Gedicht ist eine poetische Resonanz auf das Grimmsche Märchen von „Hänsel und Gretel“. Denn der Wind, „das himmlische Kind“, treibt hier wie dort die Reise des Ich an. Der Lebenspartner Sarah Kirschs war zur Zeit der Niederschrift des Gedichts der Dichter Christoph Meckel, der in Westberlin lebte. Kurz nach Erscheinen des Gedichtbands und der Unterzeichnung einer Protestresolution gegen die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann verließ Sarah Kirsch die DDR.

**Sarah Kirsch**
Schneelied

Um den Berg um den Berg
Fliegen sieben Raben
Das werden meine Brüder sein
Die sich verwandelt haben

Sie waren so aufs Essen versessen
Sie haben ihre Schwester vergessen
Sie flogen weg die Goldkuh schlachten
Ach wie sie lachten

Eh sie zur Sonne gekommen sind
Waren sie blind

Mein Haus ich blas die Lichter aus
Bevor ich schlafen geh
Kann ich die schwarzen Federn sehn
Im weißen gefrorenen Schnee

(Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt/Randomhouse, München 2005)

*Im Märchen der Gebrüder Grimm von den „sieben Raben“ werden sieben hilfsbereite Knaben durch eine Art Strafaktion ihres Vaters in kohlschwarze Vögel verwandelt. Die sieben Jungen erscheinen hier als unschuldige Opfer einer Verwünschung, glaubt ihr Vater doch, sie hätten das Taufwasser für ihr todgeweihtes Schwesterlein veruntreut. Die 1935 geborene Natur- und Landschaftsdichterin Sarah Kirsch erzählt nun in volksliedhaftem Ton diese Geschichte völlig neu:*

In dem 1967 erstmals publizierten Gedicht werden die Schuldverhältnisse neu definiert: Die Raben sind hier bösartige, geldgierige Wesen, deren Ende von der zurückgelassenen Schwester beinahe mit Genugtuung registriert wird. Der Flug zur Sonne, bei den Grimms die Domäne der Schwester, wird den Raben zum Verhängnis. Am Ende erleiden sie das Schicksal des mythischen Ikarus, der der Sonne zu nahe kam und mit geschmolzenen Flügeln zur Erde stürzte.

**Sarah Kirsch**
Schwarze Bohnen

Nachmittags nehme ich ein Buch in die Hand
Nachmittags lege ich ein Buch aus der Hand
Nachmittags fällt mir ein es gibt Krieg
Nachmittags vergesse ich jedweden Krieg
Nachmittags mahle ich Kaffee
Nachmittags setze ich den zermahlenen Kaffee
Rückwärts zusammen schöne
Schwarze Bohnen
Nachmittags ziehe ich mich aus mich an
Erst schminke dann wasche ich mich
Singe bin stumm

(Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, München 2005; © Randomhouse)

*Diese lapidare lyrische Chronik eines tristen Nachmittags ließ 1968 die Literaturpolitiker der DDR Alarm schlagen. Die eher unspektakuläre Litanei der Dichterin Sarah Kirsch (geb. 1935) wurde als Ausdruck einer „spätbürgerlichen Position der Aussichtslosigkeit" interpretiert. Der hier fast indifferent vorgetragene Befund, dass „es Krieg gibt", widersprach allen Vorstellungen eines auf Engagement abonnierten sozialistischen Realismus - und so setzten die Literaturfunktionäre alles daran, die 1968 im Aufbau Verlag erschienene Anthologie „Saison für Lyrik", in der das Kirsch-Gedicht erschienen war, zu makulieren.*

Das lyrische Ich grenzt sich hier demonstrativ ab von allen Arten eines „eingreifenden" oder „operativen" Schreibens. Die Lektüre eines Buches wird fast ebenso passiv und distanziert vollzogen wie die Reaktion auf einen Krieg. Diese Art von Alltags-Inventur war für die Gralshüter der DDR-Literatur unerträglich. Sarah Kirsch konnte erst Jahre später das Gedicht in ihrem epochalen Band „Zaubersprüche" (1973) wiederveröffentlichen.

**Sarah Kirsch**
Wintergarten I

Ich liege unter dem Eis ausgestreckt
In einer Haut durchsichtigen Lichts.
Die Fische stoßen das Eis an, die Sonne
Stehet darüber, ich fühle
Zaunkönigs spitze Gesänge. Länger
Herrscht schwarze polternde windige Nacht.
Dröhnen und Brechen von Eis. Schwer
Lastet das Meer auf mir und dem Land.

(Sämtliche Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, München 2005. © Random House)

*Der „Wintergarten“ der Dichterin Sarah Kirsch hat nichts gemein mit jenem lichtdurchfluteten Glasanbau, der als idyllisches Refugium in Wohnhäuser integriert wird. Das lyrische Ich sieht sich hier einer unheimlichen Gefangenschaft ausgesetzt - in der „polternden windigen Nacht“ scheint es für längere Zeit noch eingeschlossen zu sein unter dem Eis. Und dennoch sind die Sonne und der sich im Gesang des Zaunkönigs ankündigende Frühling für das Ich zu erahnen.*

Die Lage der eingeschlossenen Wasserfrau ist längst nicht so verzweifelt wie im berühmten „Winternacht“-Gedicht Gottfried Kellers (vgl. Lyrik-Kalender, 24.1.2006), in dem die Nixe für immer in die schwarze Wassertiefe verbannt ist. Denn die 1935 geborene Dichterin hat trotz der Bilder nächtlicher Erstarrung und Bedrückung auch Zeichen der Hoffnung gesetzt. Der Weg ins Offene, zur Begegnung mit dem Vogelgesang ist in diesem nach 1990 entstandenen Gedicht noch erreichbar.

**Selma Meerbaum-Eisinger**
Sonett

Schau, dort kommen Melodien
durch den Tag gezogen.
Wie den lang gespannten Bogen
höre ich ihr Tönen ziehn.

Warum geben sie sich hin
alle, die da stehn?
Könnten sie nicht einzig blühn
nur für die, die sehn?

Und so sprechen sie mich an,
mich, die sie nicht tragen kann,
denn ich bin so müd.

Und so steh' und klinge ich
voll von Sehnsucht, die verblich
und die weinend schied.

(Ich bin in Sehnsucht eingehüllt. Hoffmann & Campe, Hamburg 2005)

*Selma Meerbaum-Eisinger (1924-1942), die Tochter eines jüdischen Ladenbesitzers aus Czernowitz, kam wie der ungleich berühmtere Paul Celan (1920-1970) aus dem Vielvölkerland Bukowina, einer „Gegend, wo Menschen und Bücher lebten" (Celan). Der Einmarsch der deutschen Truppen nach Czernowitz im Juli 1941 bedeutete das Todesurteil für diese Koexistenz der Völker und für die Familie Meerbaum. Selma wurde mit ihrer Familie in ein Arbeitslager verschleppt und starb dort im Dezember 1942. Auf abenteuerliche Weise wurde ihr Nachlas gerettet - ein Album mit 57 Gedichten.*

Die leis-melodischen Gedichte der 17jährigen Dichterin zeugen von einer erstaunlichen Formsicherheit. Hilde Domin (1907-2006) verglich die Begabung der Selma Meerbaum mit dem genialischen jungen Hugo von Hofmannsthal. Die 57 Gedichte der so früh Verstorbenen gehörten in den Kanon der deutschen Poesie, nicht der spezifisch jüdischen: „Es ist eine Lyrik, die man weinend vor Aufregung liest: so rein, so schön, so hell und so bedroht."

**Sibylla Schwarz**

Mein Alles ist dahin

Mein Alles ist dahin / mein Trost in Lust und Leiden /
mein ander Ich ist fort / mein Leben / meine Zier /
mein liebstes auff der Welt ist wegk / ist schon vohn hier.
(die Lieb' ist bitter zwahr / viel bittrer ist das Scheiden)

Ich kan nicht vohn dir seyn / ich kan dich gantz nicht
meiden
O liebste Dorile! Ich bin nicht mehr bey mir /
Ich bin nicht der ich bin / nuhn ich nicht bin bey dir.
Ihr Stunden lauft doch fort / wolt ihr mich auch noch neiden?

Ey Phoebus halte doch die schnelle Hengste nicht!
fort / fort / ihr Tage fort / komb bald du Monden Licht!
Ein Tag ist mir ein Jahr / in dem ich nicht kan sehen

mein ander Sonnenlicht! fort / fort / du faule Zeit /
spann doch die Segel auff / und bring mein Lieb noch heut /
und wan sie hier dan ist / so magstu langsam gehen.

*Das Beispiel einer frühreif-genialischen Dichterin liefert das Werk der aus Greifswald stammenden Barockdichterin Sibylla Schwarz (1621-1638): Sie war gerade mal siebzehn Jahre alt, als sie an Ruhr erkrankte und am Hochzeitstag ihrer Schwester elend starb. Die Königsdisziplinen der Gattung Lyrik - das Sonett und die Ode - beherrschte schon die junge Bürgermeisterstochter virtuos. Die Themen, die sie wählte, sind zeitlos: Liebe, Liebesleid, Trennung und Sehnsucht.*

Das Werk der Dichterin hat ihr Lehrer Samuel Gerlach (1609-1683) in Danzig unter dem Titel „Deutsche Poëtische Gedichte“ in zwei Teilen posthum veröffentlicht. Das Sonett vergegenwärtigt die ewig-schmerzvolle Geschichte von Liebe und Liebesverlust. Der Geliebte, der als das andere Ich aufgerufen wird, ist unwiderruflich verloren. Alles steht fortan unter dem Zeichen des Liebesschmerzes, selbst die Kategorie der Zeit verliert ihre Geltung. Die Allmacht der Liebe erhält hier wie in motivverwandten Gedichten einen römischen Götternamen: Phöbus (=Apollon).

**Sigmund von Birken**

Das Hertz ist weit ...
kalte Herzensschrift.

Das Hertz ist weit von dem/ was eine Feder schreibt.
Wir dichten im Gedicht/ daß man die Zeit vertreibt.
In uns flamt keine Brunst/ ob schon die Blätter brennen
von liebender Begier. Es ist ein blosses nennen.

*Es ist eine eminent moderne Erfahrung, die hier Sigmund von Birken (1626-1681), einer der produktivsten Dichter des Barock, in einem Vierzeiler komprimiert hat: die Differenz zwischen dem unmittelbar sinnlichen Begehren eines Liebenden und der schriftlichen Aufzeichnung, die diesem Begehren gewidmet wird. Obwohl doch gerade das Liebesgedicht die Distanz zwischen einem schreibenden Ich und dem geliebten Du aufheben will, bleibt die textuelle Verwandlung einer Liebespassion bloßes Bezeichnen,*

Hier wird schon als literarisches Gesetz formuliert, was später die Dichter der Moderne immer wieder thematisieren: Die Unmittelbarkeit des Gefühls ist durch die Schrift nicht umsetzbar, dem Liebesfeuer der lyrischen Blätter entspricht kein Text-Begehren, sondern nur ein sprachlicher Akt: das „blosse Nennen“.

**Silja Walter**
Im Regen

Der Tag ist blass vom Regen.
Man geht und kommt nicht weit.
Ich trage deinetwegen
Viel Traurigkeit.

Ich gehe mit hängenden Händen
Den Rändern nach zum See.
Dort unten muss alles enden,
Leid und Allee.

Wie reiten tief die Vögel!
Sie lassen vom Winde sich drehn.
Der Regen zerschlägt die Segel,
Mich lässt er stehn.

(Gesammelte Gedichte. Arche Verlag, Zürich 1972. 

*Durch das poetische Werk der 1919 geborenen Benediktinernonne und Dichterin Silja Walter verläuft eine markante theologische Grenzlinie. Ihr nach dem Eintritt ins Kloster Fahr entstandenes Werk dient ganz der Verkündung ihrer christlichen Überzeugungen und ruht in klösterlicher Spiritualität. Aber die zwischen 1940 und 1948 geschriebenen Gedichte zeigen eine andere Seite der Autorin - die Suchbewegung eines Ichs, das zerrissen scheint von vielen Traurigkeiten.*

Mithilfe der Volksliedstrophe Heinrich Heines intoniert die Dichterin das Sehnsuchtslied eines von Seelenleid zermürbten Ichs. Dieses Ich ist in eine Art Lähmung verfallen, kaum vermag es sich in der vom Regen eingetrübten Landschaft fortzubewegen. Was hier als melancholische Disposition sichtbar wird, hat Silja Walter nach eigenem Verständnis in ihrer späteren Lyrik überwunden - durch den Glauben gelangte sie zu einer neuen Festigkeit.

**Silke Scheuermann**

Die Alpen werden geschlossen

Es schneit Jahre lang Jahrzehnte lang
Ich senke meine Kopf tief unter
den Spiegel des Mittelmeers
während die Bäume rutschend
den Breitengrad wechseln

Der Wind der sich in einen
vollkommenen Zirkel verirrt hat
flüstert dass er gerne hilft
aber nicht glaubt es würde besser

Die Alpen werden geschlossen

Wir kehren als letzte
sehr zögernd nach Hause
zurück

(Jahrbuch der Lyrik 2003; Hrsg. v. Christoph Buchwald u. Lutz Seiler. C.H. Beck Verlag, München 2002)

*Als im Jahr 2001 das lyrische Debüt der 1973 geborenen Lyrikerin Silke Scheuermann erschien, raunte man im Literaturbetrieb umgehend von einem neuen „Fräuleinwunder“ der Liebesdichtung. Aber beim „hingehauchten“ Märchentonfall, der ihr mancherorts unterstellt wurde, hat sich diese Autorin nie bedient. Die traumnahen Surrealismen und überraschenden Bildfindungen ihrer Gedichte sprechen mitunter von Bedrohungen, vor denen keine Rettung möglich scheint.*

Etwas ist hier aus der Balance geraten: die Wetterverhältnisse, die Natur, der ganze Kosmos. Nichts ist mehr an seinem angestammten Platz und eine Besserung der Lage ist nicht in Sicht. Wenn selbst - wie hier in einem grotesken Bild suggeriert - das europäische Gebirge schlechthin „geschlossen“ wird, dann muss sich auch das lyrische Subjekt, das hier ein lyrisches „Wir“ ist, auf gewaltige Umwälzungen einstellen.

**Silke Scheuermann**

Die Existenz benachbarter Welten

Lange vor unserem Streit
Regnete es anderswo Feuer und Asche

und du hättest mehr als eine Sonne haben können
Eiskörper schlugen auf setzten Ozeane aus

Wasser frei Alles testete die relative Stärke
der Schwerkraft Ja es war kälter als hier

in dem Kuppelbau Center for Earth and Space wo ich
dir zuhör obwohl dieser Ort unmöglich für ein

Geständnis ist All die Antworten
Kaum noch Fragen Hängt wirklich alles

vom Zufall ab? Und willst du sagen wo
du ihr begegnet bist? Vielleicht wie's weitergeht?

(Silke Scheuermann, Über Nacht wird es Winter. Schöffling & Co. Frankfurt am Main 2007)

*In den Gedichten der 1973 in Karlsruhe geborenen Dichterin Silke Scheuermann wird zwischen rationalem Weltbezug und mythischer Welterklärung frei gesprungen. So tummeln sich Gestalten aus Folklore und Sagen in Welten die an den Naturwissenschaften wie an den obskuren Künsten teilhaben und sich zugleich zu einer Kosmologie ergänzen, die an Farbenfreudigkeit kaum zu überbieten sein dürfte.*

Eine Beziehungskiste als mythischer Abriss der Weltzeitalter? Das Gedicht-Subjekt verhandelt auf der Folie wechselnder, kurz angespielter Erklärungsmodelle für Welt eine Liebesgeschichte. So setzt die Tirade einer betrogenen Person mit einer Schöpfungsgeschichte aus Feuer und Asche ein, in der mythische und wissenschaftliche Vorstellungen bildlich zusammenfallen. Der große Knall zu Beginn wirft sein Echo bis in die private Geschichte zweier in einer Biosphäre lebender Personen. Wie es weitergeht, diese Frage beantwortet vielleicht die Chaostheorie.

**Silke Scheuermann**

Nicht im Zoo

Wann war das als der Leopard in mein Leben
trat Oder anders gefragt wann sah ich ihn
erstmals da stehen
sich strecken und zack
dem Löwen zuwinken
der nicht weit entfernt an die Siedlung der
Hochhäuser
lehnt Das Gesicht in der Sonne und wissend
wie schnell er war wie vollkommen
neu Herr dieser Landschaft

Kommt mir wie gestern vor als ich zu zählen
begann
Zack
zack

zack

(In: Das Gedicht. Heft 14. Hrsg. von Anton G. Leitner, Weßling bei München 2006. )

*Dem Löwengebrüll der Jungmänner, die sich in Vorstadtsiedlungen mit kraftmeierischen Posen in Szene setzen und dort ihre Unwiderstehlichkeit zur Geltung bringen wollen, hat die 1973 geborene Dichterin Silke Scheuermann eine heitere lyrische Reminiszenz gewidmet. Hier zeigt sich die Dichterin, die man als eine zarte Wiedergängerin der großen Ingeborg Bachmann beschrieben hat, einmal von einer anderen, einer komischen Seite.*

Wenn der Leopard und der Löwe hier nach Art einer Tierparabel als Konkurrenten auftreten, dann geht es auch um erotische Rivalität: Denn beide buhlen offenbar um die Gunst einer Schönen, die hier als lyrisches Subjekt auftritt. Die Zeit der Pubertät war die Zeit der schnellen Blicke und schlichten Mythologien, in der man den Problemen der Lebenswelt mit einfachen Lösungen beikommen wollte: „Zack zack“

**Silke Scheuermann**

Polonaise mit Traumliebhabern

Was geschieht wenn ich einschlafe
und jemand mich wie Jezebel nur so
zum Test treulos und blind in den Winter schickt?
Wenn es so kalt wird, dass ich brenne
und strample und unter meinen
Füßen Asphalt flüssig wird?

Wirst du kommen und mich wieder herein
tragen in dieses Zimmer in dem ich dich liebe
und in das ich gehöre Immer nicht nur wenn
ich daliege und darauf warte aufzuwachen
deine Hand zu erkennen Teil der
Schattenpraxis und so schön wie Teufelsadern?

(Über Nacht ist es Winter. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2007.)

*Seit Silke Scheuermann (geb. 1973) mit ihrem Debütbuch „Der Tag an dem die Möwen zweistimmig sangen“ (2001) die Bühne der Literatur betreten hat, zirkuliert die Legende, die Autorin sei eine zarte Wiedergängerin der großen Ingeborg Bachmann (1926-1973. Solche Vergleiche haben mehr mit dem Bedürfnis nach neuen Ikonografien des anmutig Weiblichen als mit der Lektüre der Gedichte selbst zu tun. Im Fall Silke Scheuermann gibt es aber einige Gedichte, die sich im intertextuellen Spiel auf die Poesie der Bachmann beziehen.*

Das schöne Liebesgedicht aus dem Band „Über Nacht ist es Winter“ (2007) referiert auf die fluiden Übergangszonen zwischen Wachen und Schlafen, in denen die Wünsche sich selbständig machen. Man hört hier die Anklänge an Bachmanns Gedicht „Mein Vogel“ („Was auch geschieht: die verheerte Welt / sinkt in die Dämmrung zurück“), aber auch an Hölderlins „Hälfte des Lebens“. Silke Scheuermann bevorzugt eine poetische Liebes-Fantastik, oft angelehnt an Märchenmotive. Ihre modernen Mischwesen sitzen als vermeintliche Werwölfe im Park, Wasserfrauen verlassen das Meer, um sich Stöckelschuhe zu kaufen.

**Silke Scheuermann**

Requiem für einen gerade erst eroberten Planeten mit intensiver Strahlung

Aber was kommt wenn wir uns alle Geschichten erzählt
haben zehntausend heiße Geschichten

das Lexikon unserer Luftschlösser durchbuchstabiert
ist und wir unseren Stern durchgesessen haben wie das Sofa

auf dem wir uns sehr genau kennenlernten
wenn wir dann stumm am Fenster sitzen und rauchen

Nächte von fast vollkommener Stille
in denen nur deine letzten Sätze nachhallen

Sie sprachen davon dass wir
beide eigentlich Himmelskörper sind

die eine so große Anziehungskraft haben
dass sie nicht einmal ihr eigenes Licht fortlassen

also nicht leuchten sondern schwarz sind
an ihrer Zunge verbrannte Erzähler

(Der Tag an dem die Möwen zweistimmig sangen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001)

*Der literarische Erfolgsweg der Dichterin Silke Scheuermann (Jg. 1973) begann 2001 mit der zaghaften Frage nach der „Weltalltauglichkeit“ ihrer lyrischen Helden. Diese Frage war im Gedicht mit dem barocken Titel „Weltraumspaziergang an der goldenen Nabelschnur von Hieronymus Bosch“ versteckt. Es waren solche fantastischen, ins Kosmologische weisenden Gedichttitel, mit der sich die junge Dichterin sofort die Aufmerksamkeit des Publikums eroberte.*

Die Akteure dieses Liebesgedichts figurieren als „Himmelskörper“, die indes ihre Lichtenergien nicht austauschen, sondern im eigenen Kraftfeld verschließen. Das planetarische Szenario dient hier also als absolute Metapher für die gegenseitige Anziehungskraft und gleichzeitige autistische Verschlossenheit eines letztlich scheiternden Liebespaars. Die disparate Bildlichkeit des Gedichts verbindet unterschiedliche Figurationen des Abschieds: Das Ende der Verständigung, den Illusionismus der Liebes-Utopie („das Lexikon unserer Luftschlösser“) und den Rückzug auf sich selbst.

**Simon Dach**

Perstet amicitiae semper venerabile faedus!
*(Bestehen soll der Freundschaft immer ehrenwerter Bund)*

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als dass er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wann er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein;
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rat,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein duppelt Lachen
Was Freunden wird erzählt;
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muss sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich gibt;
Mit diesen Bunds-Gesellen
Verlach ich Pein und Not,
Geh auf dem Grund der Hellen
Und breche durch den Tod.

Ich hab, ich habe Herzen
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wissentlich berührt;
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

**Simone Borowiak**

Bleib sauber!

Vor dem Schlafen
nach dem Essen
Zähneputzen nicht vergessen!

Vor dem Keilen
nach dem Prügeln
unbedingt die Hose bügeln.

Vor dem Morden
nach dem Sengen
Sakko an die Frischluft hängen.

Nach dem Weltkrieg sollst Du ruhn
oder tausend Schritte tun.

(Ein Zug durch die Gemeinde. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1994)

*„Komische Gedichte“, so behauptete einst die ehrwürdige „Neue Zürcher Zeitung“, seien wohl „so wenig eine weibliche Domäne wie die Arbeit auf einer Ölbohrinsel“. Die 1964 geborene Simone Borowiak, sechs Jahre lang Redakteurin der Satire-Zeitschrift „Titanic“, bewies das Gegenteil und erwarb sich den guten Ruf, eine der witzigsten Frauen der Republik zu sein. In ihren Gedichten transformierte sie Kalender- und Werbesprüche in Texte von schwärzestem Humor.*

Nach einer geschlechtsangleichenden Operation verwandelte sich „Deutschlands einzige noch lebende Satirikerin“ (Eichborn Verlag) in den Satiriker Simon Borowiak, der gleich mal ein Sachbuch über Alkoholismus vorlegte, dessen qualvollen Symptomatiken er noch als Simone durchlebt hatte. Das sarkastische Gedicht von der Sekundärtugend des „Sauberbleibens“ ist nach 1990 entstanden.

**Simone Borowiak**
Ein Spirituosenleben

Frau Magenbitter haut's vom Stuhl,
Herr Doornkaat liegt daneben.
Eifrig bemüht sich Pommery,
versucht sie aufzuheben.

Dem jungen Korn ist nichts mehr klar.
Frau Gin sieht eine Maus.
Herr Pils beugt sich zu weit nach vorn
und fällt zur Flasche raus.

Alles verdunstet, schwappt und ölt,
entkorkt sich auf den Tischen.
Auch Fräulein Selters geht es schlecht:
Sie muss hier morgen wischen.

(Die komischen Deutschen. Hrsg. von Steffen Jacobs. Zweitauendeins Verlag, Frankfurt am Main, 2004.)

*„Heute blau, morgen blau und übermorgen wieder": Mit dieser durchaus bekenntnishaften Sentenz eröffnet der 1964 geborene Simon Borowiak, der vor dem Wechsel der sexuellen Identität als Simone Borowiak einigen Ruhm als „Titanic"-Kolumnistin und Satirikerin erworben hatte, ein 2006 veröffentlichtes Sachbuch über den Alkoholismus.*

Als eine Art komische Vorschau auf diese Expedition in die Hölle von Rausch, Kontrollverlust Entgiftung und Entzug lässt sich das Gedicht über das „Spirituosenleben" lesen, in dem Borowiak hochprozentige Getränke als Subjekte zum Gruppenbild versammelt:
Die Heiterkeit, mit der hier ein Trinkgelage besungen wird, ist doppelbödig. Denn den Teilnehmern der alkoholischen Runde, die mit den von ihnen konsumierten Spirituosenmarken identisch geworden sind, wird langfristig die Fröhlichkeit abhanden kommen. Das „Spirituosenleben", das in dem 1993 erstmals publizierten Gedicht humoristisch aufgerufen wird, mündet in jenes Elend, das ausführlich in Borowiaks Studie „Alk" analysiert wird.

**Sophie Mereau**

Die Nachtigall

Kalt ist der Morgen und trüb', es tönt durch die bebenden Zweige
nur der Nachtigall Lied mild in dem brausenden Sturm;
wunderbar lauschet der Hain: so tönt durch die Stürme des Lebens
nur der Liebe Accent, alles verklärend, hindurch.

*Sechs Jahre seines Lebens war Clemens Brentano (1778-1842) seiner obsessiven Liebe zur „vortreflichen Dichterin Professor Mereau" verfallen, die er im Herbst 1798 im Kreise der Jenaer Romantiker kennen gelernt hatte. Die Angebetete selbst war damals noch unglücklich verstrickt in die „unvermeidliche Ehestands-Kälte" mit einem Jura-Professor und versuchte, sich von ihrem Unglück durch allerlei Affären zu heilen. Im Gegensatz zu Brentano hatte Sophie Mereau (1770-1806) schon als Dichterin reüssiert - wurde aber durch die besitzergreifende Liebe Brentanos zunehmend vom Schreiben abgehalten.*

Im freien Alexandriner dieses Vierzeilers stellt Mereau die Stimme der Poesie, die hier symbolisch im „Lied der Nachtigall" aufgerufen wird, den wechselhaften „Stürmen des Lebens" antithetisch gegenüber. „Der Liebe Accent" erscheint als klangliche Energie, als ein „alles verklärendes" Tönen, das über alle Schicksalsschläge hinweg trägt. Die romantische Emanzipationsidee der Dichterin scheiterte an Brentanos Vereinnahmungswillen: Nach der Geburt ihres vierten Kindes starb Mereau im Kindbett.

**Stefan Döring**

von der hand in den hund

die hilde kam nicht.
sie warteten auf den hai.
die zeit als der hohn blühte.
einige hausten ohne hass.
andere tauchten im meer unter.
ihr hut nützte nichts.
auch zu ihnen kam der häher.
die übrigen hielten ihren hund.

(In: Punktzeit. Hrsg. v. M. Braun u. H. Thill. Heidelberg, Verlag Das Wunderhorn 1987)

*Was war das doch für eine Euphorie, als im westdeutschen Literaturbetrieb Anfang der 1980er-Jahre die sprachexperimentellen Aktivitäten der sogenannten „Prenzlauer Berg-Connection“ (Adolf Endler) registriert wurden! Die literarischen Desperados um Bert Papenfuß (-Gorek) (geboren 1956) und Stefan Döring (geboren 1954) galten als Repräsentanten eines wilden poetischen Anarchismus. Erheblich getrübt wurde das Bild von den literarischen Opponenten wider die DDR-Grammatik der Macht, als 1991 ruchbar wurde, dass mit Sascha Anderson (geboren 1951) der Drahtzieher vieler subliterarischer Aktivitäten ein Stasi-Agent war.*

Stefan Döring inszeniert ein heiteres semantisches Vexierspiel um den Konsonanten „H“, der hier als Anfangsbuchstabe diverser Substantive figuriert, die ursprünglich mit anderen Anfangsbuchstaben versehen waren und auch eine andere Bedeutung hatten. Durch die Eigendynamik des Sprachspiels entsteht nun eine bizarre lyrische Erzählung von bezwingender Komik.

**Stefan George**
Fenster wo ich einst mit dir

Fenster wo ich einst mit dir
Abends in die landschaft sah
Sind nun hell mit fremdem licht.

Pfad noch läuft vom tor wo du
Standest ohne umzuschaun
Dann ins tal hinunterbogst.

Bei der kehr warf nochmals auf
Mond dein bleiches angesicht..
Doch es war zu spät zum ruf.

Dunkel - schweigen - starre luft
Sinkt wie damals um das haus.
Alle freude nahmst du mit.

*Der „Meister" Stefan George (1868-1933) war der selbst ernannte Hohepriester des sogenannten George-Kreises, der sich eine konservative Erneuerung des Abendlandes auf die Fahne geschrieben hatte. Die Crux nicht weniger George-Gedichte liegt in der vermeintlichen Kodifizierung für die Gemeinschaft des Kreises, die nahelegt ein George-Gedicht als Subtext einer Gedankenwelt zu lesen, die allein den Eingeweihten zugänglich ist.*

Dieses Gedicht aus dem „Siebenten Ring" (1907) darf als sanfte Klage über den Verlust eines geliebten Menschen rezipiert werden. Die Abwesenheit des Geliebten taucht die Welt in ein anderes Licht. Dabei symbolisiert das Fenster den Übergang zwischen dem verlassenen Ich und dem Außen, das als Projektionsfläche für den im Gedicht allgegenwärtigen Gestus des Erinnerns dient. Das Gedicht lässt sich indes auch als liturgische Inszenierung des „Maximin-Mythos" lesen, der auf Georges Begegnung mit dem dreizehnjährigen Maximilian Kronberger zurückgeht.

**Stefan George**
Geführt vom sang

Geführt vom sang der leis sich schlang
Dir ward er leicht der ufergang.
Ich sah der höhen dichten rauch
Verjährtes laub und distelstrauch.

Dein auge schweift schon träumerisch
Auf eine erde gabenfrisch
Denn dein gedanke flattert fort
Voraus zu einem sichern hort.

Ich frage noch: wer kommt wenn sanft
Die gelbe primel nickt am ranft
Und sich das wasser grün umschilft
Der mir den mai beginnen hilft?

*Das absolute Gedicht Stefan Georges (1868-1933), das die Kunst von allen instrumentellen Zwecken befreit und sie allein den inneren Gesetzen der Poesie unterwirft - es vermag dort zu überzeugen, wo die Sprache allein der Evokation sinnlicher Präsenz dient. Das gelingt in einigen schlichten „Liedern“ aus dem Band „Das Jahr der Seele“ (1897). Dort vollzieht sich jenes Zu-Sich-Selbst-Kommen der Sprache, das der George-Fan T. W. Adorno in einem seiner schönsten Aufsätze analysiert hat: Das Subjekt, so Adorno, „mu sich gleichsam zum Gefäß machen für die Idee einer reinen Sprache.“*

Das lyrische Ich wird hier geführt vom autonom gewordenen Gesang - und es ist eine den Geist und die Sinne befreiende Wirkung, die der Gehende in der Landschaft erfährt. Subjekt und Natur scheinen im träumerischen Einklang zu verschmelzen. Die letzte Strophe weckt zudem die Erwartung auf die Ankunft eines höheren Wesens (der Geliebten? Eines Gottes?), das Hilfe verspricht.

**Stefan George**
Ich bin der Eine und bin Beide

Ich bin der Eine und bin Beide
Ich bin der zeuger bin der schooss
Ich bin der degen und die scheide
Ich bin das opfer bin der stoss
Ich bin die sicht und bin der seher
Ich bin der bogen bin der bolz
Ich bin der altar und der fleher
Ich bin das feuer und das holz
Ich bin der reiche und bin der bare
Ich bin das zeichen bin der sinn
Ich bin der schatten bin der wahre
Ich bin ein end und ein beginn.

*Stefan Georges Gedichtband „Der Stern des Bundes“(1914) gilt in der lyrischen Moderne als Gipfelpunkt poetischer Formstrenge: Er umfasst hundert einstrophige Gedichte mit einer Länge von sieben bis vierzehn Versen, jedes zehnte Gedicht ist gereimt - insgesamt enthält das Buch genau tausend Verse. Kritiker wie der jüdische Philosoph Martin Buber monierten die gesuchte Rätselhaftigkeit dieser Gedichte, „als ob ein geheimer Orden seine Regel, die in dunklen und bedeutenden Worten gehalten ist, drucken und verkaufen ließe ...“*

Die Überhöhung eines allmächtigen Subjekts, wie sie in diesem Gedicht aus dem „Ersten Buch“ des Gedichtbands zelebriert wird, hat auch sexuelle Konnotationen. Das Schöpfer-Ich vervielfältigt nicht nur seine Identität in ein multiples Ich, sondern definiert sich neu im Geschlechterverhältnis - durch die gleichzeitige Selbstzuordnung zur männlichen und weiblichen Position („Ich bin der zeuger bin der schooss“). George-Exegeten sehen den ganzen Band als Fortschreibung des homoerotischen Kults um den mit 16 Jahren verstorbenen Jungen Max Kronberger, den George zum Gott „Maximin“ erhoben hatte.

**Stefan George**
Ihr tratet zu dem herde

Ihr tratet zu dem herde
Wo alle glut verstarb
Licht war nur an der erde
Vom monde leichenfarb.

Ihr tauchtet in die aschen
Die bleichen finger ein
Mit suchen tasten haschen -
Wird es noch einmal schein!

Seht was mit trostgebärde
Der mond euch rät:
Tretet weg vom herde
Es ist worden spät.

*Dieses Gedicht aus Stefan Georges (1868-1933) Meisterwerk „Das Jahr der Seele“ (1897) hat zahlreiche Deutungen provoziert. Angesprochen wird hier ein nicht näher bestimmtes Kollektiv bzw. eine Gruppe, die sich offenbar um einen Kultort versammelt. Das erloschene Feuer im „Herd“, um den sich die Gruppe schart, soll durch diverse Prozeduren noch einmal angefacht werden.*

Der Versuch einer Revitalisierung der „Glut“ scheitert. Als „Trostgebärde“ bleibt nur der Hinweis auf das zyklische Geschehen in der Naturgeschichte - in diesem Fall auf die Erscheinung des Mondes. Der George-Exeget Bernhard Böschenstein hat daraus eine Absage an den „ästhetischen Fundamentalismus“ des George-Kreises selbst abgeleitet. Sicher ist, dass ein anonym bleibender Sprecher der Gruppe rät, vom „Herd“ abzulassen. Das lässt sich aber auch als eine feierliche Parallelisierung der Dichtkunst mit dem entziffern: Die einzig mögliche Dichtung soll kalt und klar sein wie der Mond - und frei von falscher Emotionalität.

**Stefan George**

IHR wisst nicht wer ich bin

IHR wisst nicht wer ich bin.. nur dies vernehmt:
Noch nicht begann ich wort und tat der erde
Was mich zum menschen macht.. nun naht das jahr
In dem ich meine neue form bestimme.
Ich wandle mich doch wahre gleiches wesen
Ich werde nie wie ihr: schon fiel die wahl.
So bringt die frommen zweige und die kränze
von veilchenfarbenen von todesblumen
Und tragt die reine flamme vor: lebt wohl!
Schon ist der schritt getan auf andre bahn
Schon ward ich was ich will. Euch bleibt beim scheiden
Die gabe die nur gibt wer ist wie ich:
Mein anhauch der euch mut und kraft belebe
Mein kuss der tief in eure seelen brenne.

*Das formal strengste Gedichtbuch Stefan Georges (1868-1933), der „Stern des Bundes“ (1914) wird durch neun „Eingangs“-Gedichte eröffnet, in denen sich der Dichter in heroischer Stilgebärde an die Leser (und zugleich an seine Jünger) wendet. Das Ich stilisiert sich zum Unberührbaren und zum einsamen Propheten, der sich selbst Gesetz ist und die Wende zu einer neuen Daseins-Bahn verkündet.*

Im priesterlich hohen Ton stellt sich „der Meister“ seinen Jüngern und zugleich einem imaginären Auditorium vor und grenzt sich zugleich ab von irdischen Begehrlichkeiten. Das Propheten-Ich träumt vom Anbruch der neuen Zeit, nachdem es sich selbst eine „neue Form“ gegeben hat. Auch wer diesen Gestus der Selbsterhöhung aus guten Gründen mit Skepsis betrachtet, sollte sich nicht irreführen lassen von der poetischen Inszenierung Georges. Wo der Dichter die Prophetie und das Sehertum am markantesten intoniert, spielt er immer zugleich ein Maskenspiel, webt er sich ein in ein Netz von Zitaten und Referenzen.

**Stefan George**
Im windes-weben

Im windes-weben
War meine frage
Nur träumerei.
Nur lächeln war
Was du gegeben.
Aus nasser nacht
Ein glanz entfacht -
Nun drängt der mai
Nun muss ich gar
Um dein aug und haar
Alle tage
In sehnen leben

*Die vier Schluss-Zeilen dieses Gedichts rechnete der Philosoph Theodor Adorno „zu dem Unwiderstehlichsten ..., was jemals der deutschen Lyrik beschieden war“. In der rhythmischen Struktur und der Sprachmelodie scheint dieser Text von Stefan George (1868-1933) aus dem Zyklus „Der Siebente Ring“ (1907) den Tönen und Topoi der Romantik zu folgen, auch ein Echo des Minnesangs weht herüber. Aber es gibt keine Erlebnisinnigkeit zwischen Ich, Du und Natur, sondern eine markante Distanz:*

Das lyrische Subjekt vergegenwärtigt eine versunkene Seelenlage: Was das Ich und das Du jemals verbunden hat, ist vorbei, es bleibt die trauernde Erinnerung an ein distanziertes „Lächeln“. Die Sehnsucht des Ich bleibt unerfüllt. Die weiche Sprachmelodie und der hohe Ton des Textes ließen Adorno spekulieren, hier habe sich George an der Rettung der „Idee einer reinen Sprache“ versucht.

**Stefan George**
komm in den totgesagten park

Komm in den totgesagten park und schau:
Der schimmer ferner lächelnder gestade •
Der reinen wolken unverhofftes blau
Erhellt die weiher und die bunten pfade.

Dort nimm das tiefe gelb • das weiche grau
Von birken und von buchs • der wind ist lau •
Die späten rosen welkten noch nicht ganz •
Erlese küsse sie und flicht den kranz •

Vergiss auch diese letzten astern nicht •
Den purpur um die ranken wilder reben
Und auch was übrig blieb von grünem leben
Verwinde leicht im herbstlichen gesicht.

*Der ästhetische Fundamentalismus des Dichters Stefan George (1868-1933), sein Hang zu strenger Schönheit und symmetrischer (Kunst)Ordnung vermag auch die Lyriker der Gegenwart noch zu faszinieren. Der aus Rheinhessen stammende Sohn eines Weingutbesitzers hatte sein Leben vollständig der Dichtung und ihrer polyglotten Übersetzung geweiht. Um sich scharte er einen Kreis von auserlesenen Jüngern, die in ihm den „unfehlbaren" Meister verehrten.*

Georges bevorzugter poetischer Bezirk ist der Park, die gebändigte und exakt komponierte Natur als Ideallandschaft. Sein berühmtestes Gedicht, das den Band „Das Jahr der Seele" (1907) einleitet, beschwört ein künstliches Paradies. In der domestizierten Natur des Parks werden die natürlichen Elemente einem klassischen Schönheitsplan unterworfen. Die Zeichen stehen hier auf Vergänglichkeit, die Natur blüht in den Farben des Abschieds.

**Stefan George**

Langsame stunden überm fluss

Langsame stunden überm fluss ·
Die welle zischt wie im verdruss
Da von dem feuchten wind gefrischt
Ein schein bald blendet bald verwischt.

Wir standen hand in hand am strand
Da sah sie ähren in dem sand ·
Sie trat hinzu und brach davon
Und fand auf diesen tag den ton:

Beginnend klang er hell und leicht
Wie von dem ziel das wir erreicht ·
Dann ward er dumpfer als sie sang
Vom fernen glück - wie bang! wie lang!

*Es ist ein Fest der Sinneswahrnehmungen, das hier der Kunst-Absolutist Stefan George (1868-1933) in einem Gedicht aus dem Band „Das Jahr der Seele“ (1897) arrangiert hat. Eine Begegnung am Fluss zwischen einem Ich und einem Du wird zum Offenbarungserlebnis von Vergänglichkeit und Glücksferne; Schauplatz ist eine ins Zaubrische erhobene Natur. So erhaben die Erfahrung des Leuchtens und Tönens der Naturphänomene auch inszeniert ist: am Ende steht die Gewissheit eines Verlusts.*

Selbst in der Verschränkung von Sinnes- und Form-Erlebnis ist noch ein „gewalttätiger Wille“ spürbar, beklagte der Philosoph Theodor Adorno angesichts solch musikalischer Versgebilde. Die preziös-strenge Form gibt dem Gedicht Georges noch dort etwas Gewolltes, wo er die Sprache in ein gelöstes, suggestives Tönen entbinden will. Das gilt auch für diesen Text aus dem Zyklus „Traurige Tänze“, der wie alle übrigen 31 Gedichte aus diesem Kapitel von „Das Jahr der Seele“ dreistrophig ist.

**Stefan George**

Nicht ist weise bis zur lezten frist

Nicht ist weise bis zur lezten frist
Zu geniessen wo vergängnis ist.
Vögel flogen südwärts an die see ·
Blumen welkend warten auf den schnee.

Wie dein finger scheu die müden flicht!
Andre blumen schenkt dies jahr uns nicht ·
Keine bitte riefe sie herbei ·
Andre bringt vielleicht uns einst ein mai.

Löse meinen arm und bleibe stark ·
Lass mit mir vorm scheidestrahl den park
Eh vom berg der nebel drüber fleucht ·
Schwinden wir eh winter uns verscheucht!

*In der Öffentlichkeit zeigte er sich selten. Was von ihm gedruckt werden durfte - in den üblichen Publikationsformen so gut wie nichts, denn die kamen ihm zu profan vor - bestimmte er allein. Stefan George (1868-1933), der Dichter, war auch ein Medienprofi. „die schönheit fordert wie alle großen begriffe ihre opfer“, so steht es, in strikter Kleinschreibung, in seiner Prosa. In seinem Verlangen nach strenger Schönheit war George ein Radikaler. Der Kreis von Jüngern, den er um sich scharte, war elementarer Bestandteil seines Programms.*

Dieses Gedicht aus dem Band „Das Jahr der Seele“ (1897) ist ein Text aus dem Frühwerk, der zunächst Vergänglichkeit evoziert. Die Rede ist von einem Jahr der müde geflochtenen, welkenden Blumen. Gegen die Mattigkeit der ersten beiden Strophen wird die Anrufung „Löse meinen arm und bleibe stark“ und das Verlassen des Parks gesetzt, ehe dieser vom Nebel eingehüllt wird. Es geht um den richtigen Moment. Denn nicht der pure Genuss ist Georges Maß, sondern die absolute Schönheit.

**Stefan George**

Sieh mein kind, ich gehe

Sieh mein kind ich gehe.
Denn du darfst nicht kennen
Nicht einmal durch nennen
Menschen müh und wehe.

Mir ist um dich bange.
Sieh mein kind ich gehe
Dass auf deiner wange
Nicht der duft verwehe.

Würde dich belehren•
Müsste dich versehren
Und das macht mir wehe.
Sieh mein kind ich gehe.

*In dem Aufzeichnungsband „Tage und Taten“ (1903) hat Stefan George (1868-1933) einmal seine Poetik bündig resümiert: „Das wesen der dichtung wie des traumes: dass Ich und Du. Hier und Dort, Einst und Jetzt nebeneinander bestehen und eines und dasselbe werden.“ Es geht ihm um die Aufhebung der Distanzen zwischen Subjekt und Objekt, die Verschmelzung der Zeiten und Räume, das Ineinanderfallen von Gegenwart und Vergangenheit. Das absolute Gedicht, das die Kunst von allen äußeren Zwecken befreit und sie allein seinen eigenen inneren Gesetzen unterwirft - es vermag dort zu überzeugen, wo sich auch die Sprache von allen äußeren Zwecken löst und allein der Evokation sinnlicher Präsenz dient.*

Das faszinierend Schwerelose dieser Zeilen aus dem schmalen Zyklus „Sänge eines fahrenden Spielmanns“ (in den „Hirten- und Preisgedichten“ von 1895) hat George später nur noch selten erreicht. Das Gedicht mit seiner einfachen liedhaften Form ist wohl zu der Zeit entstanden, als George von seiner Muse Ida Coblentz abgewiesen wurde. Das einer kindhaften Frau gewidmete Lied handelt von den großen Themen, die in Georges Lyrik immer wiederkehren: Abschied, Trennung, Einsamkeit.

**Stefan George**

vogelschau

Weiße schwalben sah ich fliegen •
Schwalben schnee- und silberweiß •
Sah sie sich im winde wiegen •
In dem winde hell und heiß.

Bunte häher sah ich hüpfen •
Papagei und kolibri
Durch die wunder-bäume schlüpfen
In dem wald der Tusferi.

Große raben sah ich flattern •
Dohlen schwarz und dunkelgrau
Nah am grunde über nattern
Im verzauberten gehau.

Schwalben seh ich wieder fliegen •
Schnee- und silberweiße schar •
Wie sie sich im winde wiegen
In dem winde kalt und klar!

1892

*Sein Ideal einer „Kunst um der Kunst willen“ fand der junge Stefan George (1868-1933) in Paris, bei den Symbolisten um Stéphane Mallarmé. Dort entstand 1892 auch der meisterhafte „Algabal“- Zyklus, der in einem weiß eingeschlagenen Heft in einer Auflage von nur 100 Exemplaren erschien. Algabal ist bei George die narzisstische Gestalt eines kaiserlichen Priesters, zugleich ein heroischer Schöpfer, der sich künstliche Paradiese erschafft.*

Im Schlussgedicht des „Algabal“-Zyklus, der „Vogelschau“, werden in den vier Strophen die verschiedenen Lebensphasen der Algabal-Gestalt poetisch rekonstruiert. So widmet sich die zweite Strophe dem ästhetischen Selbstgenuss des jungen Algabal, während der dritte Abschnitt das positive Bild der bunten Vögel dementiert durch das beklemmende Motiv der schwarzen Raben und Dohlen. Erst die Schlussstrophe kehrt zum Ausgangspunkt, zum Bild der Reinheit mit den weißen Schwalben zurück. Aber jetzt ist das Bild in eine kalte Kunstwelt transformiert.

**Stefan George**

Wenn ich heut nicht deinen leib berühre

Wenn ich heut nicht deinen leib berühre
Wird der faden meiner seele reissen
Wie zu sehr gespannte sehne.
Liebe zeichen seien trauerflöre
Mir der leidet seit ich dir gehöre.
Richte ob mir solche qual gebühre
Kühlung sprenge mir dem fieberheissen
Der ich wankend draussen lehne.

*Vom französischen Symbolismus Stéphane Mallarmés und Charles Baudelaires herkommend, führte der Dichter Stefan George (1868-1933) einer* **„***reinen Kunst***"** *das Heft. Als Marketing-Talent in eigener Sache, propagierte er seine Kunstideologie in Gedichten und ließ sie in den* **„***Blättern zur Kunst***"** *verkünden. Später wandte George sich zunehmend vom l'art pour l'art seiner Vorläufer ab zugunsten einer konservativen Erneuerung und gründete mit Anhängern den legendenumwobenen* **„***Georgekreis***"***.*

Das liedhafte Gedicht des sonst so herrscherlichen Dichters, der sich von seinen Bewunderern **„**Meister**"** nennen ließ, wirkt überraschend sanftmütig und verträumt. Zwar lässt sich in diesem Gedicht die Wehmut eines in den innersten Kreis gelassenen Jüngers herauslesen, der völlig benommen von der erlebten apotheotischen Erscheinung, nach draußen wankend sich erhofft, wieder eingelassen zu werden. Diese Lesart verdeckt jedoch den zarten Lyrismus dieser trochäischen Zeilen, die auch als Klage eines verzweifelten Liebhabers dechiffriert werden können.

**Stefan George**
Wir schreiten auf und ab

Wir schreiten auf und ab im reichen flitter
Des buchenganges beinah bis zum tore
Und sehen außen in dem feld vom gitter
Den mandelbaum zum zweitenmal im flore.

Wir suchen nach den schattenfreien bänken
dort wo uns niemals fremde stimmen scheuchten
In träumen unsre arme sich verschränken
Wir laben uns am langen milden leuchten

Wir fühlen dankbar wie zu leisem brausen
Von wipfeln strahlenspuren auf uns tropfen
Und blicken nur und horchen wenn in pausen
Die reifen früchte an den boden klopfen.

1898

*Das höchste Gesetz des Lebens ist hier die gravitätische Bewegung. Keine wilde Natur, keine unkontrollierten Regungen, keine „fremden Stimmen" dürfen die symmetrische Ordnung des Dichters Stefan George (1868–1933) stören.*

Die Natur, die das lyrische „Wir" durchschreitet, ist im erhabenen Raum des Parks domestiziert. In dieser Landschaft gibt es nur noch Artefakte – das Tor, das Gitter, die „schattenfreien bänke", der „buchengang". Selbst das „leise brausen" des Windes wird in das künstliche Paradies eingefügt. Man hat dieses Gedicht aus dem Band *Das Jahr der Seele* (1898) als einen Akt der Selbstglorifizierung und Einsamkeits-Verherrlichung gelesen. Denn die rätselvolle Beziehung der Dichter verwandelte das „Wir", das einst der fernen Geliebten gewidmet war, in ein abstraktes „Wir", eingepflanzt in einen statischen Raum des Schönen.

**Steffen Jacobs**
Alp

Wir sind der Welt
aufs Dach gestiegen. Die
Aussicht war nicht schlecht.

Wir sind nicht lange
dort geblieben. Der
Schwindel war zu echt.

Es fehlte wohl am
langen Atem. Es fehlte
wohl an dem und dem.

Wir sind der Sonne
nah geraten. Jetzt
stocken wir im Le-, im Lehm.

(Der Alltag des Abenteurers. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1992. © Steffen Jacobs)

*Die kühne Annäherung an die Sonne wurde schon für mythischen Flüchtling Ikarus zum Verhängnis. Die von seinem Vater Dädalus konstruierten Flügel aus Wachs schmolzen - und Ikarus stürzte ab und mit ihm der Traum vom Fliegen. Die Aufbruchsbewegung in Richtung Sonne erproben auch die lyrischen Helden des 1968 geborenen Dichters Steffen Jacobs. Der meist auf humoristische und sarkastische Pointen abonnierte Jacobs setzt in seinem 1992 erstmals veröffentlichten Liebespoem einen melancholischen Akzent.*

Die euphorische Aufstieg eines lyrischen „Wir“ wird in dem Gedicht rasch gebremst. Statt großer Gemeinsamkeiten entdeckt man vor allem Unzulänglichkeiten und Verluste. Das lakonische Resümee mündet in eine Bilanz des Scheiterns, die bei aller Negativität durch eine heitere Schlusszeile austariert wird - mithilfe der vokalischen Verschleifung von „Leben“ zu „Lehm“.

**Steffen Jacobs**

Jardin Nouveau

Kein Elefant im Karussell,
kein Knabe träumt sich hoch und schnell.

Dort, wo sich, heißt es, Wesen drehten,
kreisen jetzt Mobilraketen.

Drehen durch und rasseln Ketten,
drohen, schießen, schließen Wetten:

Lauter laute kleine Landser.
Und dann und wann ein weißer Panzer.

(Der Alltag des Abenteurers. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1996)

*In Rainer Maria Rilkes (1875-1926) berühmtem Gedicht „Das Karussell“ (aus den „Neuen Gedichten“ von 1907) befindet sich die mythische Tier-Welt des Karussells mitsamt den darauf fahrenden Kindern in einer glücklich-beschwingten Drehbewegung. Das „atemlose blinde Spiel“ dieser Kreisbewegung ist an jedem seiner Punkte im harmonischen Einklang mit sich selbst. In einer sarkastischen Kontraktur auf Rilkes Gedicht hält der Dichter Steffen Jacobs (geb. 1968) die Veränderungen im Jardin du Luxembourg in Paris fest.*

Die kunterbunte Märchen- und Tier-Welt des alten Karussells hat ihre Unschuld verloren. Es hat eine Militarisierung des Spiele-Paradieses stattgefunden, eine Omnipräsenz der Spielzeug-Tötungsmaschinen. Den denkbar schärfsten Gegensatz zum Bild des „kleinen weißen Elefanten“, der bei Rilke eine zentrale Stellung einnimmt, markieren die beiden letzten Verse des Gedichts - mit grimmigem Witz wird das Ergebnis der neuen militaristischen Sozialisation markiert.

**Steffen Jacobs**

Star Wars oder
*Der amouröse Cineast spricht (I)*

Meryl Streep?
Nicht mein Typ.

Vivien Leigh?
Mocht' ich nie.

Bridget Fonda?
So là- là.

Die Monroe?
Just so-so.

Maria Schell?
Weiter, schnell.

Simone Signoret?
Nee, nee, nee.

(Angebot freundlicher Übernahme. Zweitausendeins Verlag, Frankfurt a. M. 2003; © Steffen Jacobs)

*Der Verdichtungsgrad humoristischer Pointen in den Gedichten von Steffen Jacobs (Jg. 1968) ist enorm hoch. Wie kaum ein Lyriker der jüngeren Generation beherrscht Jacobs die Kunst der Heiterkeit und des frivolen Witzes. Zu seinen leichthändigsten Gedichten zählt sicherlich die kleine Typologie von Schauspielerinnen, die nach erotischen Reizwerten taxiert werden:*

Das „Angebot freundlicher Übernahme“ wird zumindest im Fall der weiblichen Weltstars ausgeschlagen. Keine erotische Imago ist so verlockend, dass das lyrische Subjekt seine Wunschfantasie daran heften könnte. Der „amouröse Cineast“ geht also leer aus. Der um das Jahr 2000 entstandene Text ist geradezu ein Musterbeispiel für ein gelungenes erotisches Gedicht. Denn nur wenn der Autor die Fertigkeit besitzt, ironisch den Ast abzusägen, auf dem er als erotischer Dichter sitzt, entsteht die in diesem Genre notwendige Komik.

**Steffen Jacobs**
Werbung

Na gut, meine Lust
ist nicht die deine.

Geschenkt, deine Freundschaft
ist nicht die meine.

Nur unsere Zweifel, die
teilen wir ganz und gar.

Ich sag doch: Wir sind
Das perfekte Paar.

(Steffen Jacobs, Die Liebe im September. Wallstein Verlag, Göttingen 2010.)

*Unter den Lyrikern der jüngeren Generation kann man den versierten Reimkünstler, Ironiker und Polemiker Steffen Jacobs (geboren 1968) als überzeugten Traditionalisten charakterisieren. Vom lyrischen Fragmentarismus seiner Dichterkollegen hält er nichts, das mangelnde Formbewusstsein seiner Zeitgenossen beantwortet er mit der Aktualisierung der klassischen Muster. In seinem aktuellen Band „Die Liebe im September“ (2010) demonstriert Jacobs an seinem bevorzugten Genre, dem Liebesgedicht, dass die Töne und Rhythmen eines Heinrich Heine nichts von ihrer Frische verloren haben.*

Erkennbar leichthändig, in acht Zeilen mit lockerem Schweifreim, hat Jacobs die dem Scheitern benachbarte Tragikomik vieler moderner Liebesversuche zusammengefasst. Das „perfekte Paar“ unserer Gegenwart zeichnet sich hier aus durch seine asymmetrischen Lebenskonzepte und durch die Inkompatibilität der Emotionen und Wünsche. Gemeinsamkeit erzielt man nur im Zweifel an der Haltbarkeit der eigenen Liebe.

**Steffen Popp**

Fenster zur Weltnacht

Eine Straßenbahn schläft vor dem Haus - gelb
mit gefaltetem Bügel, im Standlicht eingerollt

im Bug des Triebwagens träumen zwei Schaffner
kopflos, unter den Schilden ihrer Pappmützen

einer bewegt sich
steigt aus, ein schwacher Glutpunkt, und atmet
Rauch, mit dem Rücken zum Führerhaus

lange schaut er
herauf, durch die orange Beleuchtung -

blind
wie Homer, in schwarzen Schuhen
mit Stahlkappen
unter dem Giebel des Uranus.

(Wie Alpen. Kookbooks Verlag, Berlin 2004)

*Der 1978 geborene Steffen Popp ist der bunteste Vogel im Gehege der jungen Lyriker-Generation. Popp liebt den Zusammenprall der metaphorischen und tonalen Gegensätze, er bevorzugt die surrealistische Überraschung, die unvorgesehene Wendung. Zwischen steilem Manierismus, traditionalistischem Prunkzitat und banaler Alltagsnotiz schwankend, bahnt er sich seinen Weg durch die Ambivalenzen der Gegenwart - und verblüfft dabei immer wieder mit kühnen poetischen Bildfindungen.*

Hier öffnet einer das „Fenster zur Weltnacht“ - und alltägliche Augenblicke beginnen zu leuchten, selbst in einer nächtlich ruhenden Straßenbahn. Die Straßenbahn als Ausgangspunkt für visionäre Blicke, die bis zum Dichter-Vater Homer und zum fernen Planeten Uranus reichen - dieser kosmische Übermut ist typisch für Popp. Dieser Dichter treibt die bildalchemistischen Operationen immer weiter - um die alten schweren Dichterzeichen ebenso zu retten wie die modernen Ernüchterungsmelodien.

**Stephan Turowski**

Im neuen Stil

Ich schreibe jetzt im neuen Stil,
kein Wort mehr von dir.
Ich schreibe vom Wetter,
es donnert und blitzt,
beim Nachbarn hat's eingeschlagen,
die Tochter läuft brennend durchs Haus.
Ab morgen soll es regnen,
die ganze nächste Woche,
ich werde mir einen Schirm kaufen,
sobald es aufgehört hat.

(In: Lyrik von Jetzt 2. Hrsg. von Björn Kuhligk und Jan Wagner. Berlin Verlag, Berlin 2008.)

*Stephan Turowski, Jahrgang 1972, veröffentliche 2006 seinen ersten Lyrikband „Und jetzt bist du nackt". Daneben schreibt er Theaterstücke und ist Sprecher und Texter der Musik-Poesie-Band „Kopfab". In der Anthologie „Lyrik von Jetzt 2" (2008) entwickelt er die größte Bereitschaft zu einem lapidaren und sarkastischen Stil.*

Das Gedicht zeigt ein lyrisches Ich, dem die Liebe abhanden kam, und dieses persönliche Desaster spiegelt sich in den äußeren Verhältnissen. Das Ich will zwar nur noch so Harmloses wie das Wetter darstellen, aber selbst das gerät zum Unwetter. Ein unseliger Liebhaber, der seiner Verflossenen schreibt, dass er nicht mehr von ihr schreibt - über diese leise Ironie könnte man lachen. Aber das unerwartet auftauchende, schockierende Bild der brennenden Nachbarstochter setzt sich wie ein Widerhaken in einem fest, gerade weil das Ich so ungerührt bleibt, weil es in der eigenen Absurdität gefangen ist. Ein Schirmkauf, wenn er unnötig geworden ist? Turowski entwirft häufig realistische Szenerien, die ins Schräge, Irreale gleiten.

**Stephan Turowski**
Natur

Ich dachte, Natur, da will ich hin,
an den Wurzeln reißen, Blut spucken,
den Sternen winken, bis der Arzt kommt.

Ich kam in den Wald, zog das Fell drüber,
kletterte in den Bäumen, von den Spechten gegrüßt,
von den Eichhörnchen gefürchtet, griff zur Liane,

die nur ein Ast war, ich dachte, Natur,
wie komme ich da wieder heraus.

2005/2006

aus: Und jetzt bist du nackt, edition AZUR im Glaux Verlag, Jena 2006

*Gegenüber der Natur mobilisieren junge deutsche Lyriker meist eine skeptische oder ironische Reserve. Gleichwohl geben sie immer wieder dem Reiz nach, die Natur als klassisch-romantischen Topos der deutschen Dichtung aufzurufen - mit schönen Kunststücken der ironischen Distanzierung.*

Der Lyriker und Musikkritiker Stephan Turowski (geb. 1972) führt vor, wie man sich dieser Natur nähern kann - indem man sich ihr entzieht. Mit jeder metaphorischen Bewegung entfernt sich der Text von der Natur als einem Objekt ästhetischer Identifikation. Hier wird eben nicht das Bild von Natur als einsamem Refugium bedient, sondern als einem Ort der Slapsticks und komischen Effekte. Aus dem Zusammenprall von Naturmotivik, Redewendungen, TV-Zitaten und komischen Effekten entsteht hier eine heitere Absurdität. Zur Natur »will man hin« - sofern sie sich in ironische Konstruktionen integrieren lässt.

**Sybil Volks**
Serpentinen-Terzinen

Wir sind die kurvenreichen, weichen Weiber,
und deshalb geht es bei uns immer rund
ums Lieben, Laben, Loben unsrer Leiber.

Zwölf Lippen haben wir, nicht nur im Mund,
zwei Busen, macht vier Brüste, Backen acht.
Die Symmetrie steigt uns zu Kopfe und

aus Haaren regnen Nadeln in die Nacht.
Wenn wir so rundungsreich beinander liegen,
nehmen wir scharfe Kurven nicht zu sacht.

Kann sich die eine um die andre biegen,
was soll uns da der Ruf nach scharfen Kanten
und Ecken. Aus den Kurven woll'n wir fliegen!

*Die Faszination für die Gebräuche und Moden des Orients speiste von Anfang an nicht nur das wissenschaftliche Interesse der Europäer. Seit die Länder des Orients mit vergleichsweise geringer Gefahr bereist werden konnten, wurde die Region zu einer Projektionsfläche vor allem auch erotischer Männerfantasien, die sich mit Hilfe der in die Ferne rückenden Exotik unverblümt ausmalen ließen. Ein Objekt dieser Orientalik ist die Serpentinen-Tänzerin, deren Gestalt in der bildnerischen Kunst um 1900, aber auch in den Varietés der Zeit zum festen Repertoire gehört.*

Gleich zwei Männerdomänen gehen die Terzinen von Sybil Volks (geb. 1965) an. Die Objekte erotischer Begierde kommen hier zu Wort und erweisen sich dabei als gänzlich vom Mann unabhängig. Die Projektionsfläche wird sich ihrer selbst gewissermaßen bewusst und wendet ironischerweise die Klischees eines triebgesteuerten Blicks um: Indem die Tänzerinnen von sich sprechen, schließen sie die anderen von der Teilnahme an ihren Reizen aus. O wird die hohe Form der Terzine als männliche Intelligenzgeste entlarvt und durch die Figurenrede der Tänzerinnen hintertrieben.

**Theo Weinobst**
Lebenslauf

Anfang
Baby
Creme
Daumen
Erfahrung
Fortschritt
Grundschule
Hauptschule
Irrwege
Jugendsünden
Küsse
Liebe
Mann und Frau
Neureich
Ordnung
Posten
Qualität
Ratlosigkeit
Sommerhaus
Traumreise
Untergang
Veralten
Warten
X
Y
Zentralfriedhof

**Theodor Däubler**

Dämmerung

Am Himmel steht der erste Stern,
Die Wesen wähnen Gott den Herrn,
Und Boote laufen sprachlos aus,
Ein Licht erscheint bei mir zu Haus.

Die Wogen steigen weiß empor,
Es kommt mir alles heilig vor.
Was zieht in mich bedeutsam ein?
Du sollst nicht immer traurig sein.

1915

*„Ich habe eine Anschauung des Daseins gelehrt, die endlich wieder nach allen Vernichtungspredigten hinaufführt." So charakterisierte der visionäre Expressionist Theodor Däubler (1876–1934) sein monumentales mythisches Weltgedicht* Nordlicht *(1910ff.), eine Generalmobilmachung romantischer Motive in 30.000 Versen, mit denen der Autor seine Zeitgenossen überforderte. Eins der bekannteren Gedichte Däublers, das er im Band* Der sternhelle Tag *(1915, erweitert 1919) gefunden hatte, vertonte Theodor W. Adorno 1923 zu einem Chor-Stück.*

Die Motive des Sterns und des beseligenden Lichts, die Däubler sein Leben lang begleiten, dominieren in diesem frommen Poem. „Die Erde sehnt sich, wieder ein leuchtender Stern zu werden", hatte Däubler in seiner „Selbstdeutung" geschrieben. Sein Traum von der schöpferischen Verwandlung der Welt in den „heiligen" Zustand illuminiert auch die „Dämmerung". Aber lässt sich Traurigsein per Willensakt austreiben?

**Theodor Däubler**

Diadem

Die Bogenlampen krönen Sonnenuntergänge,
Ihr lila Scheinen wird den Abend überleben.
Sie geistern schwebend über lärmendem Gedränge.
Es muss verglaste Früchte andrer Welten geben!

Beschwichtigt nicht ihr Lichtgeträufel das Getöse?
Ich kann das Wesen dieser Lampen schwer vernehmen.
Die Sterne scheinen klug, der Mond wird gerne böse.
Warum erblasst du unter Sternendiademen?

**Theodor Däubler**

Einsam

Ich rufe! Echolos sind alle meine Stimmen.
Das ist ein alter, lauteleerer Wald.
Ich atme ja, doch gar nichts regt sich oder hallt.
Ich lebe, denn ich kann noch lauschen und ergrimmen.

Ist das kein Wald? Ist das ein Traumerglimmen?
Ist das der Herbst, der schweigsam weiter wallt?
Das war ein Wald! Ein Wald voll alter Urgewalt.
Dann kam ein Brand, den sah ich immer näher klimmen,

Erinnern kann ich mich, erinnern, bloß erinnern.
Mein Wald war tot. Ich lispelte zu fremden Linden,
Und eine Quelle sprudelte in meinem Innern.

Nun starr ich in den Traum, das starre Waldgespenst.
Mein Schweigen, ach, ist aber gar nicht unbegrenzt.
Ich kann in keinem Wald das Echo-Schweigen finden.

**Theodor Däubler**

Flügellahmer Versuch

Es schweift der Mond durch ausgestorbne Gassen,
Es fällt sein Schein bestimmt durch bleiche Scheiben.
Ich möchte nicht in dieser Gasse bleiben,
Ich leid es nicht, dass Häuser stumm erblassen.

Doch was bewegt sich steil auf den Terrassen?
Ich wähne dort das eigenste Betreiben,
Als wollten Kreise leiblich sich beschreiben,
Ich ahne Laute, ohne sie zu fassen.

Es mag sich wohl ein weißer Vogel zeigen,
Fast wie ein Drache trachten aufzusteigen,
Dabei sich aber langsam niederneigen.

Wie scheint mir dieses Mondtier blind und eigen,
Es klopft an Scheiben, unterbricht das Schweigen
Und liegt dann tot in Hainen unter Feigen.

**Theodor Däubler**

Oft

Warum erscheint mir immer wieder
Ein Abendtal, sein Bach und Tannen?
Es blickt ein Stern verständlich nieder
Und sagt mir: wandle still von dannen.

Dann zieh ich fort von guten Leuten.
Was konnte mich nur so verbittern?
Die Glocken fangen an zu läuten,
Und der Stern beginnt zu zittern.

*In der Lyrikgeschichte des 20. Jahrhunderts tritt uns der in Triest aufgewachsene Dichter Theodor Däubler (1876-1934) als ein kosmologisch inspirierter Visionär entgegen, der sein Sehertum in einem „Weltmythos" verankern will. Seine „Privatkosmogonie" verlangte nach einem „Heldengedicht", das er in den 30.000 Versen seines pathetisch aufgeladenen Versepos „Nordlicht" (1910) verwirklicht sah. Die Träume vom „sternenüberblühten Weltenbaum" manifestierten sich jedoch auch in kleinteiligeren Gedichten.*

Von Beginn an, in seinen ab 1900 entstandenen Oden und Gesängen, suchte Däubler „den sternhellen Weg", deklarierte die Sonne zum Lebensquell und identifizierte das (Sonnen)Licht mit dem Geist. Das vor 1910 entstandene Gedicht „Oft" spricht von der Macht eines Gestirns, das den Lebensweg des lyrischen Ich in eine unvorhersehbare Richtung lenkt. Auch hier wird jene kosmische Botschaft weitergereicht, die Däublers Werk grundiert: „die Erde wird wieder leuchtend werden, aber die Völker sind verantwortlich, dass dieser Stern, der ein dunkler ist, einst der allerhellste sei."

**Theodor Däubler**

Was?

Ist es wirklich wahr,
Ruft in jeder Stimme,
Wenn sie noch so leise klingt,
Ursprungslos und wunderbar
Gott in seinem Grimme:
Wenn dir DAS zu Herzen dringt,
Menschenkind, so glimme!

Was, oh was? ich horche ja!
Horche manchem Leben,
Bin dem Winde immer nah,
Winde mich zum Nichts zurück,
Selbst mich zu erheben:
Trachte, als von Gott ein Stück,
Frei vor Gott zu beben!

Stürme umarmen mich,
Halsen uns alle und rufen:
«Als mir noch niemand glich.
Blieb ich so still in dir;
Als wir uns schufen,
Wurden wir Wind und Tier
Und mussten verstufen.»

Böen ereignet euch!
Höhen vernehmt eure Höhe!
Dann heul ich euch nach. Ich der Geist.
Dann zerr ich an jedem Gesträuch
Und wehe: wehe, wenn ich entflöhe!
Dann würdet ihr, die ihr vereist,
Nicht wissen, dass ihr zerreißt.

Menschen, so fasset euch:
Lauscht in die stürmenden Stimmen:
Helft mir, begreift einen Schrei!
Die Seelen durchfegt ein Gekeuch!
Ihr löscht nicht das Gottesergrimmen:
Ach, würde ein einziger frei,
So müssten wir klimmen, erglimmen!

Der Wirrwarr verwirbelt nicht mehr.
Wir waren vielleicht nie beisammen.
Wie schwer wird der Geist jedem Meer,
Und dem Geiste die Schöpfung wie leer!
Wir müssen uns fliehend verdammen:
Jungfräulich doch immer entstammen:
Zusammen geht alles ursprünglich einher.

**Theodor Fontane**

Archibald Douglas

»Ich hab’ es getragen sieben Jahr,
und ich kann es nicht tragen mehr,
wo immer die Welt am schönsten war,
da war sie öd’ und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
in dieser Knechtsgestalt,
er kann meine Bitte versagen nicht,
ich bin ja worden alt,

Und trüg’ er noch den alten Groll,
frisch wie am ersten Tag,
so komme, was da kommen soll,
und komme, was da mag.«

Graf Douglas sprichts. Am Weg ein Stein
lud ihn zu harter Ruh’,
er sah in Wald und Feld hinein,
die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,
darüber ein Pilgerkleid, -
da horch, vom Waldrand scholl es her
wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
herjagte Meut’ und Mann,
und ehe der Graf sich aufgericht’t,
waren Ross und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Ross,
Graf Douglas grüßte tief,
dem König das Blut in die Wangen schoss,
der Douglas aber rief:

»König Jakob, schaue mich gnädig an
und höre mich in Geduld,
was meine Brüder dir angetan,
es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
der trotzig dich bekriegt,
denk lieber an deine Kinderzeit,
wo ich dich auf den Knieen gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling-Schloss,
wo ich Spielzeug dir geschnitzt,
dich gehoben auf deines Vaters Ross
und Pfeile die zugespitzt.

Denk lieber zurück an Linlithgow,
an den See und den Vogelherd,
wo ich dich fischen und jagen froh
und schwimmen und springen gelehrt.

O denk an alles, was einsten war,
und sänftige deinen Sinn,
ich hab' es gebüßet sieben Jahr,
dass ich ein Douglas bin.«

»Ich seh' dich nicht, Graf Archibald,
ich hör' deine Stimme nicht,
mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
ich lausch' ihm immer noch,
dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch.

Ich seh' dich nicht, ich höre dich nicht,
das ist alles, was ich kann,
ein Douglas vor meinem Angesicht
wär' ein verlorener Mann.«

König Jakob gab seinem Ross den Sporn,
bergan ging jetzt sein Ritt,
Graf Douglas fasste den Zügel vorn
und hielt mit dem König Schritt.

Der Weg war steil, und die Sonne stach,
und sein Panzerhemd war schwer;
doch ob er schier zusammenbrach,
er lief doch nebenher.

»König Jakob, ich war dein Seneschall,
ich will es nicht fürder sein,
ich will nur warten dein Ross im Stall
und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
und es tränken mit eigner Hand,
nur lass mich atmen wieder aufs neu

die Luft im Vaterland.

Und willst du nicht, so hab’ einen Mut,
und ich will es danken dir,
und zieh dein Schwert und triff mich gut
und lass mich sterben hier.«

König Jakob sprang herab vom Pferd,
hell leuchtete sein Gesicht,
aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
aber fallen ließ er es nicht.

»Nimm’s hin, nimm’s hin und trag es neu,
und bewache mir meine Ruh’,
der ist in tiefster Seele treu,
der die Heimat liebt wie du.

Zu Ross, wir reiten nach Linlithgow,
und du reitest an meiner Seit’,
da wollen wir fischen und jagen froh
als wie in alter Zeit.«

**Theodor Fontane**

Ausgang

Immer enger, leise, leise
ziehen sich die Lebenskreise,
Schwindet hin, was prahlt und prunkt,
Schwindet Hoffen, Hassen, Lieben,
Und ist nichts in Sicht geblieben
Als der letzte dunkle Punkt.

1888

*„Ich habe mit dem Tod geredet“, heißt es einmal im Roman* Die unsichtbare Loge *des eigensinnigen Gegen-Klassikers Jean Paul, „und er hat mir versichert, es gebe weiter nichts als ihn.“ Von dieser Allgegenwart und Omnipräsenz des Todes und vom Dahinschwinden aller Lebensenergien handeln auch die sechs anrührenden Verse, die der große Romancier Theodor Fontane (1819–1898) nach einigen fundamentalen Erschütterungen seines Lebens geschrieben hat.*

Im Frühjahr 1888, einige Monate nach dem Tod seines Sohnes, schrieb Fontane diese Verse, die den Blick von dem „letzten dunklen Punkt des Lebens“ nicht mehr abwenden können. Ihr Ton ist verhalten, die fast geometrische Bildlichkeit („Kreise“, „Punkt“) ist streng auf das Faktum des Todes konzentriert. Der seltsame Titel des Gedichts scheint den Skandal des Todes fast neutralisieren zu wollen. Das Wort „Ausgang“ dämpft mit seiner nüchternen Lapidarität die melancholische Schwere der Rede von den letzten Dingen.

**Theodor Fontane**

Barbara Allen

Es war im Herbst, im bunten Herbst,
Wenn die rotgelben Blätter fallen,
Da wurde John Graham vor Liebe krank,
Vor Liebe zu Barbara Allen.

Seine Läufer liefen hinab in die Stadt
Und suchten, bis sie gefunden:
»Ach, unser Herr ist krank nach dir,
Komm, Lady, und mach’ ihn gesunden.«

Die Lady schritt zum Schloss hinan,
Schritt über die marmornen Stufen,
Sie trat ans Bett, sie sah ihn an:
»John Graham, du ließest mich rufen.«

»Ich ließ dich rufen, ich bin im Herbst,
Und die rotgelben Blätter fallen -
Hast du kein letztes Wort für mich?
Ich sterbe, Barbara Allen.«

»John Graham, ich hab’ ein letztes Wort,
Du warst mein all und eines;
Du teiltest Pfänder und Bänder aus,
Mir aber gönntest du keines.

John Graham, und ob du mich lieben magst,
Ich weiß, ich hatte dich lieber,
Ich sah nach dir, du lachtest mich an
Und gingest lachend vorüber.

Wir haben gewechselt, ich und du,
Die Sprossen der Liebesleiter,
Du bist nun unten, du hast es gewollt,
Ich aber bin oben und heiter.«

Sie ging zurück. Eine Meil’ oder zwei,
Da hörte sie Glocken schallen;
Sie sprach: »Die Glocken klingen für ihn,
Für ihn und für - Barbara Allen.

Liebe Mutter, mach ein Bett für mich,
Unter Weiden und Eschen geborgen;
John Graham ist heute gestorben um mich,
Und ich sterbe um ihn morgen.«

**Theodor Fontane**

Die Brück’ am Tay

(28. Dezember 1879)

When shall we three meet again?
*Macbeth*

«Wann treffen wir drei wieder zusamm?»
«Um die siebente Stund’, am Brückendamm.»
«Am Mittelpfeiler.»
«Ich lösche die Flamm.»
«Ich mit.»
«Ich komme vom Norden her.»
«Und ich vom Süden.»
«Und ich vom Meer.»

«Hei, das gibt einen Ringelreihn,
Und die Brücke muss in den Grund hinein.»

«Und der Zug, der in die Brücke tritt
Um die siebente Stund’?»
«Ei, der muss mit.»
«Muss mit.»
«Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand!»

*

Auf der Norderseite, das Brückenhaus –
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknersleut’ ohne Rast und Ruh
Und in Bangen sehen nach Süden zu,
Sehen und warten, ob nicht ein Licht
Übers Wasser hin «Ich komme» spricht,
«Ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
Ich, der Edinburger Zug.»

Und der Brückner jetzt: «Ich seh’ einen Schein
Am anderen Ufer. Das muss er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
Unser Johnie kommt und will seinen Baum,
Und was noch am Baume von Lichtern ist,
Zünd alles an wie zum Heiligen Christ,
Der will heuer zweimal mit uns sein –
Und in elf Minuten ist er herein.»

Und es war der Zug. Am Süderturm
Keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm,
Und Johnie spricht: «Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
Die bleiben Sieger in solchem Kampf.

Und wie's auch rast und ringt und rennt,
Wir kriegen es unter, das Element.

Und unser Stolz ist unsre Brück';
Ich lache, denk' ich an früher zurück,
An all den Jammer und all die Not
Mit dem elend alten Schifferboot;
Wie manche liebe Christfestnacht
Hab' ich im Fährhaus zugebracht
Und sah unsrer Fenster lichten Schein
Und zählte und konnte nicht drüben sein.»

Auf der Norderseite, das Brückenhaus –
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
Und in Bangen sehen nach Süden zu;
Denn wütender wurde der Winde Spiel,
Und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel',
Erglüht es in niederschießender Pracht
Überm Wasser unten … Und wieder ist Nacht.

*

«Wann treffen wir drei wieder zusamm?»
      «Um Mitternacht, am Bergeskamm.»
            «Auf dem hohen Moor, am Erlenstamm.»

«Ich komme.»
      «Ich mit.»
            «Ich nenn' euch die Zahl.»
«Und ich die Namen.»
      «Und ich die Qual.»
«Hei!
      Wie Splitter brach das Gebälk entzwei.»
            «Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand.»

**Theodor Fontane**

Die Frage bleibt

Halte dich still, halte dich stumm,
Nur nicht forschen, warum, warum?

Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.

Wie's dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.

1889

*»Ein Apotheker, der anstatt von seiner Apotheke von der Dichtkunst leben will, ist so ziemlich das Tollste, was es gibt«: Entgegen dieser eindringlichen Warnung hat der konservative Epiker und Dichter Theodor Fontane (1818-1898) auf die literarische »Tollheit« eine verblüffende späte Karriere gegründet. Den Apothekerberuf gab er auf und lebte seit 1849 als freier Schriftsteller, ohne zunächst mit seinen publizistischen Gelegenheitsgedichten und wenig gedruckten Gedichten seine Familie ernähren zu können.*

Nach dem grandiosen Erfolg seiner späten Romane verfasste Fontane auch eine Reihe epigrammatischer Gedichte und Spruchweisheiten, in die sich die Erfahrung der letzten Dinge eingeschrieben hat: Vergänglichkeit, Krankheit, Tod. Sein 1889 entstandenes Gedicht handelt von der Unlösbarkeit der metaphysischen Existenz-Fragen. Auf das Rätsel des menschlichen Lebens und Sterbens empfiehlt es eine zurückhaltende Antwort: Gelassenheit und Verzicht auf selbstquälerische Grübelei.

**Theodor Fontane**

Ein neues Buch, ein neues Jahr

Ein neues Buch, ein neues Jahr
Was werden die Tage bringen?!
Wird's werden, wie es immer war,
Halb scheitern, halb gelingen?

Ich möchte leben, bis all dies Glühn
Rücklässt einen leuchtenden Funken.
Und nicht vergeht, wie die Flamm' im Kamin,
Die eben zu Asche gesunken.

*Der kurz vor Silvester des Jahres 1819 geborene Theodor Fontane (er starb 1891) verweigert in seinem Altersgedicht, das sich als Ausblick auf das neue Jahr präsentiert, den notorisch blinden Optimismus, der sich in so viele Silvester-Texte einschleicht. Die von Fontane aufgeworfene Frage nach der Zukunft wird zunächst mit gemischten Gefühlen beantwortet.*

Der Apothekerssohn Fontane, der sich lange als Publizist über Wasser gehalten hatte, entschied sich erst im Alter von siebzig Jahren endgültig für die Existenz als freier Schriftsteller. Erst ab 1877 entsteht dann (mindestens) jedes Jahr „ein neues Buch". In der zweiten Strophe entwirft das lyrische Ich Fontanes jene Vision des Gelingens, die ihm durch die Erfahrung des partiellen Scheiterns bislang verwehrt blieb. Ein wenig an der literarischen Unsterblichkeit partizipieren, ein Werk als „leuchtenden Funken" zurücklassen - dieser Traum Fontanes ist in Erfüllung gegangen.

**Theodor Fontane**
Es kribbelt und wibbelt weiter

Die Flut steigt bis an den Arrarat
Und es hilft keine Rettungsleiter,
Da bringt die Taube Zweig und Blatt –
Und es kribbelt und und wibbelt weiter.

Es sicheln und mähen von Ost nach West
Die apokalyptischen Reiter,
Aber ob Hunger, ob Krieg, ob Pest,
Es kribbelt und wibbelt weiter.

Ein Gott wird gekreuzigt auf Golgatha,
Es brennen Millionen Scheiter,
Märtyrer hier und Hexen da,
Doch es kribbelt und wibbelt weiter.

So banne dein Ich in dich zurück
Und ergib dich und sei heiter;
Was liegt an dir und deinem Glück?
Es kribbelt und wibbelt weiter.

1888/89

*Theodor Fontane (1817-1898) hat 1888/1889 ein ungewöhnliches Endzeit-Gedicht mit heiter-komischen Untertönen geschrieben. Die Figuren und Schauplätze dieser apokalyptischen Fantasie sind aus biblischen Erzählungen bekannt: Der erloschene Vulkan im Hochland von Armenien, auf dem die Arche Noahs landete und die mythischen apokalyptischen Reiter aus der Offenbarung des Johannes. Gegen die Endzeit-Ängste empfiehlt das lyrische Ich die »gelassene Heiterkeit« des römischen Stoikers Seneca.*

Die literaturwissenschaftliche Forschung hat darauf hingewiesen, dass Fontanes eigenartiger Refrain »Es kribbelt und wibbelt weiter« auf Fügungen aus der romantischen Liedersammlung »Des Knaben Wunderhorn« (»Der Prinzenraub«) zurückgeht. Ein Volkslied des 18. Jahrhunderts lieferte die motivische Verknüpfung zur Arche Noah: »Auk die Arche Noah soll/Sick hier präsentiere;/ Kribbli, wibbli, alles voll/Von vierfüßke Thiere ...«

**Theodor Fontane**

Gorm Grymme

König Gorm herrscht über Dänemark,
Er herrscht die dreißig Jahr,
Sein Sinn ist fest, seine Hand ist stark,
Weiß worden ist nur sein Haar,
Weiß worden sind nur seine buschigen Brau’n,
Die machten manchen stumm;
In Grimme liebt er drein zu schaun –
Gorm Grymme heißt er drum.

Und die Jarls kamen zum Feste des Jul,
Gorm Grymme sitzt im Saal,
Und neben ihm sitzt, auf beinernem Stuhl,
Thyra Danebod, sein Gemahl;
Sie reichen einander still die Hand
Und blicken sich an zugleich,
Ein Lächeln in beider Auge stand –
Gorm Grymme, was macht dich so weich?

Den Saal hinunter, in offner Hall’,
Da fliegt es wie Locken im Wind,
Jung-Harald spielt mit dem Federball,
Jung-Harald, ihr einziges Kind,
Sein Wuchs ist schlank, blond ist sein Haar,
Blau-golden ist sein Kleid,
Jung-Harald ist heut fünfzehn Jahr,
Und sie lieben ihn allbeid’.

Sie lieben ihn beid’; eine Ahnung bang
Kommt über die Königin,
Gorm Grymme aber, den Saal entlang
Auf Jung-Harald deutet er hin,
Und er hebt sich zum Sprechen – sein Mantel rot
Gleitet nieder auf den Grund:
»Wer je mir spräche ›er ist tot‹,
Der müsste sterben zur Stund.«

Und Monde gehn. Es schmolz der Schnee,
Der Sommer kam zu Gast,
Dreihundert Schiffe fahren in See,
Jung-Harald steht am Mast,
Er steht am Mast, er singt ein Lied,
Bis sich’s im Winde brach,
Das letzte Segel, es schwand, es schied –
Gorm Grymme schaut ihm nach.

Und wieder Monde. Grau-Herbstestag
Liegt über Sund und Meer,
Drei Schiffe mit mattem Ruderschlag
Rudern heimwärts drüber her;
Schwarz hängen die Wimpel; auf Brömsebro-Moor
Jung-Harald liegt im Blut –
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?
Keiner hat den Mut.

Thyra Danebod schreitet hinab an den Sund,
Sie hatte die Segel gesehn;
Sie spricht: »Und bangt sich euer Mund,
Ich meld' ihm, was geschehn.«
Ab legt sie ihr rotes Korallengeschmeid
Und die Gemme von Opal,
Sie kleidet sich in ein schwarzes Kleid
Und tritt in Hall' und Saal.

In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand
Goldteppiche ziehen sich hin,
Schwarze Teppiche nun mit eigener Hand
Hängt drüber die Königin,
Und sie zündet zwölf Kerzen, ihr flackernd Licht,
Es gab einen trüben Schein,
Und sie legt ein Gewebe, schwarz und dicht,
Auf den Stuhl von Elfenbein.

Ein tritt Gorm Grymme. Es zittert sein Gang,
Er schreitet wie im Traum,
Er starrt die schwarze Hall' entlang,
Die Lichter, er sieht sie kaum,
Er spricht: »Es weht wie Schwüle hier,
Ich will an Meer und Strand,
Reich meinen rot-goldenen Mantel mir
Und reiche mir deine Hand.«

Sie gab ihm um einen Mantel dicht,
Der war nicht golden, nicht rot,
Gorm Grymme sprach: »Was niemand spricht,
Ich sprech' es: Er ist tot.«
Er setzte sich nieder, wo er stand,
Ein Windstoß fuhr durchs Haus,
Die Königin hielt des Königs Hand,
Die Lichter loschen aus.

**Theodor Fontane**

Großes Kind

Ich bin, trotz manchem Unterfangen,
Ein großes Kind durchs Leben gegangen.

Ich las das Tollste, die Hauptgeschicht',
Immer nur im Polizeibericht.

Und dieses Tollste – von ihm zu lesen,
Ist eigentlich auch schon zuviel gewesen.

ca.1897/98

*Lange bevor er an die Abfassung seiner großen Romane ging, hat Theodor Fontane (1819–1898) Gedichte geschrieben, die meist im Plauderton daherkommen, in paarweise gereimten Knittelversen, scheinbar kunstlos und doch pointiert. Fontane debütierte als Lyriker 1840 im* Berliner Figaro *und publizierte in den folgenden Jahren in rascher Folge unzählige weitere Gedichte und Balladen, die oft zu konkreten Anlässen geschrieben wurden.*

Zu seinen „Liedern und Sprüchen", die 1898 in dem umfangreichen Sammelband *Gedichte* veröffentlicht wurden, zählt auch der ironische Merkvers über den biederen Lebenslauf eines Naiven, der, unbehelligt durch die Turbulenzen seiner Gegenwart, immer nur aus der Zeitung die „Hauptgeschicht'" seines Daseins erfährt. Wo sich ein ambitionierter Lebensplan regt, etwa im Hinweis auf „manches Unterfangen", wird er in seiner Bodenlosigkeit kenntlich gemacht.

**Theodor Fontane**

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: »Junge, wiste 'ne Beer?«
Und kam ein Mädel, so rief er: »Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn.«

So ging es viel Jahre, bis lobesam
Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende. 's war Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit;
Da sagte von Ribbeck: »Ich scheide nun ab.
Legt mir eine Birne mit ins Grab.«
Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
Trugen von Ribbeck sie hinaus,
Alle Bauern und Büdner mit Feiergesicht
Sangen »Jesus meine Zuversicht«,
Und die Kinder klagten, das Herze schwer:
»He is dod nu. Wer giwt uns nu 'ne Beer?«

So klagten die Kinder. Das war nicht recht -
Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht;
Der neue freilich, der knausert und spart,
Hält Park und Birnbaum strenge verwahrt.
Aber der alte, vorahnend schon
Und voll Misstraun gegen den eigenen Sohn,
Der wusste genau, was damals er tat,
Als um eine Birn' ins Grab er bat,
Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus
Ein Birnbaumsprössling sprosst heraus.

Und die Jahre gingen wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbsteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,
So flüstert's im Baume: »Wiste 'ne Beer?«
Und kommt ein Mädel, so flüstert's: »Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick gew' di 'ne Birn.«

So spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

**Theodor Fontane**

John Maynard

John Maynard!
„Wer ist John Maynard?“
„John Maynard war unser Steuermann,
Aus hielt er, bis er das Ufer gewann,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron,
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard.“

Die „Schwalbe“ fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug wie Flocken von Schnee,
Von Detroit fliegt sie nach Buffalo -
Die Herzen aber sind frei und froh,
Und die Passagiere mit Kindern und Fraun
Im Dämmerlicht schon das Ufer schaun,
Und plaudernd an John Maynard heran
Tritt alles: „Wie weit noch, Steuermann?“
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund:
„Noch dreißig Minuten . . . Halbe Stund.“

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei -
Da klingts aus dem Schiffsraum her wie Schrei,
„Feuer“ war es, was da klang,
Ein Qualm aus Kajüt und Luke drang,
Ein Qualm, dann Flammen lichterloh,
Und noch zwanzig Minuten bis Buffalo.

Und die Passagiere, buntgemengt,
Am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt,
Am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
Am Steuer aber lagert sichs dicht,
Und ein Jammern wird laut: „Wo sind wir? Wo?“
Und noch fünfzehn Minuten bis Buffalo.

Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht,
Der Kapitän nach dem Steuer späht,
Er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
Aber durchs Sprachrohr fragt er an:
„Noch da, John Maynard?“ „Ja, Herr. Ich bin.“
„Auf den Strand. In die Brandung.“ „Ich halte drauf hin.“
Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus. Hallo!“
Und noch zehn Minuten bis Buffalo. - - -

„Noch da, John Maynard?“ Und Antwort schallts
Mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr, ich halts.
Und in die Brandung, was Klippe, was Stein,
Jagt er die „Schwalbe“ mitten hinein,
Soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.
Rettung: der Strand von Buffalo.

Das Schiff geborsten. Das Feuer verschwelt.
Gerettet alle. Nur *einer* fehlt!

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwelln
Himmelan aus Kirchen und Kapelln,
Ein Klingen und Läuten, sonst schweigt die Stadt,
Ein Dienst nur, den sie heute hat:
Zehntausend folgen oder mehr
Und kein Aug im Zuge, das tränenleer.

Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
Mit Blumen schließen sie das Grab,
Und mit goldner Schrift in den Marmorstein
Schreibt die Stadt ihren Dankspruch ein:

*Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand*
*Hielt er das Steuer fest in der Hand,*
*Er hat uns gerettet, er trägt die Kron,*
*Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.*
*John Maynard.*

**Theodor Fontane**
Mein Leben

Mein Leben, ein Leben ist es kaum,
Ich gehe dahin, als wie im Traum.

Wie Schatten huschen die Menschen hin.
Ein Schatten dazwischen ich selber bin.

Und im Herzen tiefste Müdigkeit -
Alles sagt mir: Es ist Zeit.

*Im Jahr 1892 durchlebt der große Epiker und Dichter Theodor Fontane (1819-1898) eine lebensbedrohliche gesundheitliche Krise. Nach seinen kräftezehrenden und wenig ertragreichen Versuchen, sich als Publizist, Zulieferer einer ministeriellen Presseabteilung und als Theaterkritiker zu etablieren, scheint er mit seiner literarischen Kraft am Ende zu sein. Erst mit Beginn der autobiografischen Aufzeichnungen „Meine Kinderjahre" gewinnt er eine Stabilität zurück - und es gelingt ihm der Durchbruch zu seinem Erfolgsroman „Effi Briest" (1895). Zuvor hatte der 73jährige sein Leben schon abgehakt.*

Das 1892 entstandene Gedicht liest sich wie eine Bestandsaufnahme aus dem Schattenreich: Das Ich hat schon die Zone der Lebenden verlassen und scheint in das Kraftfeld des Todes hinüberzugleiten. Das einzige Lebenszeichen, das noch möglich ist, ist das Konstatieren einer tiefen Daseinsmüdigkeit. Als einzige Akteurin auf der Bühne des Lebens agiert die Vergänglichkeit.

**Theodor Fontane**

Publikum

Das Publikum ist eine einfache Frau,
Bourgeoishaft, eitel und wichtig,
Und folgt man, wenn sie spricht, genau,
So spricht sie nicht mal richtig.

Eine einfache Frau, doch rosig und frisch,
Und ihre Juwelen blitzen,
Und sie lacht und führt einen guten Tisch,
Und es möchte sie jeder besitzen.

1889

*Das kleine Lehrgedicht über das Publikum als ungreifbares weibliches Wesen ist viel vertrackter, als es die erste Lektüre vermuten lässt. Denn Theodor Fontane (1819-1898) hat sein imaginäres weibliches Wesen mit extrem widersprüchlichen Attributen ausgestattet: einerseits soll es sich um eine »einfache Frau« handeln, die andererseits aber »bourgeoishaft« agiert und zudem Juwelen besitzt.*

Die angeblich »einfache Frau« wird als Ausbund der Eitelkeit denunziert; zugleich ist sie so begehrenswert, dass jeder, der mit ihr Umgang pflegt, sie besitzen möchte. Offenbar handelt es sich beim Publikum trotz seiner problematischen Eigenschaften um eine allerhöchste Instanz, der sich alle unterwerfen müssen. Das darf man auch als visionäre Vorausdeutung auf das Zeitalter des Quoten-Fetischismus deuten. Das Gedicht erschien erstmals 1889 in den »Balladen, Liedern, Sprüchen« Fontanes.

**Theodor Fontane**

Würd’ es mir fehlen, würd’ ich’s vermissen?

Heute früh, nach gut durchschlafener Nacht,
Bin ich wieder aufgewacht.
Ich setzte mich an den Frühstückstisch,
Der Kaffee war warm, die Semmel war frisch,
Ich habe die Morgenzeitung gelesen
(Es sind wieder Avancements gewesen).
Ich trat ans Fenster, ich sah hinunter,
Es trabte wieder, es klingelte munter,
Eine Schürze (beim Schlächter) hing über dem Stuhle,
Kleine Mädchen gingen nach der Schule -
Alles war freundlich, alles war nett,
Aber wenn ich weiter geschlafen hätt’
Und tät’ von alledem nichts wissen,
Würd’ es mir fehlen, würd’ ich’s vermissen?

*Der Leser dieses scheinbar so gut gelaunten Gelegenheitsgedichts von Theodor Fontane (1818-1898) wird von einem Behaglichkeits-Versprechen angelockt. Das 1888 entstandene Alltagspoem erzählt zunächst nur von den Wonnen der Gewöhnlichkeit: von einem guten Schlaf, einem von Hektik unbelasteten Frühstück, der täglichen Morgenlektüre. Aber das kleine Loblied auf das „freundliche“ Leben ist dann doch vergiftet durch skeptische Fragen:*

In der Mitte des balladesk daherkommenden Gedichts taucht ein beunruhigendes Detail auf, das zur Friedlichkeit der Szenerie nicht recht passen will. Eine (blutige?) Metzgerschürze hängt über einem Stuhl. Die volkskundliche Erkenntnis, dass es zu den Routinen des Berliner Metzgerhandwerks gehörte, am Schlachttag eine weiße Schürze hinauszuhängen, kann die Idylle nicht mehr retten. Die beiden Schlussverse signalisieren schließlich die Nichtigkeit der Alltagsroutinen. Die „Freundlichkeit“ des geordneten Daseins ist für das lyrische Subjekt kein Refugium mehr.

**Theodor Kramer**

Abendmahl

Der Abend tost ums kahle Haus.
Der Lehrling fegt die Fleischbank aus
und schwabt und schrubbt den Hackstock rein
von Talg und Blut und Splitterbein.

Er hört im Nachbarhaus den Bäck,
vom Haken stiert ihn an der Speck,
ihm starrt vor Blut sein Schürzentuch,
ihn schmerzt der süße Fleischgeruch.

Im Vorgewölb hält ein der Wisch;
sie rücken an den Eichentisch,
der alte Fleischer, steif und stumm,
die zwei Gesellen, rot und krumm.

Man ruft nach ihm. Die Magd trägt auf;
die Grammeln stehen fett zu Hauf.
Ein Schweiß geht aus vom Fleischerhund.
Der Lehrling lauscht. Ihn würgt's im Schlund.

Er hört der Fliegen schwarzen Schwall,
er hört das Muhn der Kuh im Stall.
Die Fliesen glitschen fett und kalt,
die Hand im Sack zur Faust sich ballt.

Der Altgesell plumpt krumm herein
und schaut ihn zitternd stehn im Schein
und grölt ihn an und zerrt ihn vor
und haut die Hand ihm breit ums Ohr.

Dem Buben wird's wie Rosmarin;
er blinzt nur nach dem Hackstock hin
– zum Messer drin, geschliffen frisch –
und lächelt dunkel sich zu Tisch.

**Theodor Kramer**

Abschied von einem ausreisenden Freund

Meinem Freund, der seinen Pass schon hatte,
gab ich gestern das Geleit zur Bahn;
unsre Hände waren wie aus Watte,
als wir tief uns in die Augen sahn.
Dreimal winkte er mir aus dem Wagen
und ich winkte stumm ihm wie erschlagen:
denn ich selber war noch immer hier.

Aus der Halle fuhr mit ein paar Pfiffen
schon der Zug mit ihm, er reiste aus;
doch ich hatte es noch nicht begriffen,
ging vom Bahnsteig wie betäubt nach Haus.
So als säß er, wo er oft gesessen,
war mir, und mir mundete kein Essen:
denn ich selber war noch immer hier.

Hinter den vertrauten Fensterläden
immer noch vermeinte ich den Mann,
und ich rief ihn, um mit ihm zu reden,
heute zur gewohnten Stunde an.
Aus der Muschel kam ein kleines Knacken,
und ein Schauer lief mir durch den Nacken:
denn ich selber war noch immer hier.

**Theodor Kramer**

An einem schönen Herbsttag möcht ich sterben …

An einem schönen Herbsttag möcht ich sterben,
der schon ein wenig rau und frostig ist,
vor unserm alten Haus daheim im herben
Geruch von Unkraut und von Rankenmist.

Den Hauch der schwarzen Schalen möcht ich schlürfen,
die von den Nüssen fallen, und den Pflug
die morschen Stoppeln stürzen sehen dürfen
ins fette Erdreich bis zum letzten Bug.

Dann könnt ich leichter glauben, dass das gleiche
Gesetz, nach dem der Fechsung morscher Rest
den Boden wieder düngt, auch mir das Gleiche
gewährt und mich nicht ganz vergehen lässt.

**Theodor Kramer**

Andre, die das Land so sehr nicht liebten

Andre, die das Land so sehr nicht liebten
War'n von Anfang an gewillt zu geh'n
Ihnen – manche sind schon fort – ist besser
Ich doch müsste mit dem eig'nen Messer
Meine Wurzeln aus der Erde dreh'n!

Keine Nacht hab' ich seither geschlafen
Und es ist mir mehr als weh zumut –
Viele Wochen sind seither verstrichen
Alle Kraft ist längst aus mir gewichen
Und ich fühl', dass ich daran verblut'!

Und doch müsst ich mich von hinnen heben –
Sei's auch nur zu bleiben, was ich war
Nimmer kann ich, wo ich bin, gedeihen
Draußen braucht ich wahrlich nicht zu schreien
Denn mein leises Wort war immer wahr!

Seiner wär ich wie in alten Tagen
Sicher; schluchzend wider mich gewandt
Hätt' ich Tag und Nacht mich nur zu heißen –
Mich samt meinen Wurzeln auszureißen
Und zu setzen in ein andres Land!

Andre, die das Land so sehr nicht liebten
War'n von Anfang an gewillt zu geh'n
Ihnen – manche sind schon fort – ist besser
Ich doch müsste mit dem eig'nen Messer
Meine Wurzeln aus der Erde dreh'n!

**Theodor Kramer**

Auf Stör

Aus den Städten folge ich den Gleisen
durch das Hügelland, bis meilenweit
die Gehöfte lagern, durch die Schneisen
und die Meiler, wo der Habicht schreit.
Und man dingt auf manchem Hof den Gänger;
denn im Ödland ward noch nicht gemäht.
Aber meines Bleibens ist nicht länger
als des Halms, der auf den Leiten steht.

Wann die Hügelbauern Latschen roden,
ist für einen an der Axt noch Raum
und das Kummet fällt zertrennt zu Boden;
mit der Ahle näh ich Korb und Zaum.
Alle Göpel gehn im Lande strenger,
und ich schneid den Schaft und schrein die Nut.
Aber meines Bleibens ist nicht länger
als des Korns, das in den Ähren ruht.

Winter ist schon vor den Wald gegangen
und die Quetschen pressen Öl aus Raps.
Häuslich warte ich die Kupferschlangen,
brenne Tag und Nacht Wacholderschnaps.
Und Gesind und Bauer hocken enger,
preisen mein Geschick beim Probeglas.
Aber meines Bleibens ist nicht länger
als der Wurzel in dem Flammenfraß.

**Theodor Kramer**

Begräbnis der Alten

Von der Kirche zwischen Klee und Hecken
zieht der Zug gemessen aus dem Flecken
auf den Friedhof; das Geläut ist klein
und der Grabgesang fällt ungleich ein.

Wenige folgen, die zu trauern haben,
doch der Zug ist lang; mehr wird begraben
als die alte Häuslerfrau, die karg
liegt im ärmlich aufgebahrten Sarg.

Zittrig halten all die alten Leute,
die mit jeder Leiche gehn, auch heute
in der Hand das eingefasste Buch,
schleppen sich im schwarzen Fransentuch.

Ihre Finger achten nicht der Nesseln,
die sie streifen; aus dem Silberkessel
steigt der Weihrauch, von den Kerzen tropft
zäh das Wachs und ihre Schläfe klopft.

Ihre Ohren hören nicht die Bienen
im Hollunder; einer unter ihnen
ist vielleicht der nächste, den es trifft,
sei’s im Schlummer, sei’s auf grüner Trifft.

Alle werfen eine Schaufel Erde,
dass der Toten leicht die Ruhe werde,
und sie weinen still und bitterlich,
beten eins für sie und eins für sich.

**Theodor Kramer**

Bericht vom Zimmerhändler Elias Spatz

I

Nach Haus vom Handel kommt Elias Spatz:
der Seife Duft tut seinen Augen weh.
Sie hat in den Kartons im Schrank nicht Platz
und steht gestapelt bis aufs Kanapee.

Elias räumt sie krank vom Waschtisch fort;
das Wasser schwemmt den Schweiß ihm aus der Haut.
Es schwankt und kollert rings von Tisch und Bord,
indes Elias sich die Achseln kraut.

II

Elias Spatz hat guten Schab gemacht;
er bringt sich heut auch eine Schickse mit.
Elias führt und gibt im Finstern acht,
dass nicht die Schickse in die Schachteln tritt.

Elias lacht und zwickt sie ins Gesicht
und will im Finstern schon ins Bett mit ihr.
Sie aber hält beim Schuhknopf ein und spricht:
„Elias Spatz, was stinkt denn so bei dir?“

III

Den Krämern liefert noch Elias Spatz;
doch nur um Ware kommt er noch nach Haus.
Elias macht zur Nacht der Seife Platz;
er wäscht sich nicht und zieht sich nicht mehr aus.

Elias hockt bis vier Uhr früh im Schank
und spült die Gurgel aus mit Scharl und Korn,
und schluchzt, es sei im Park auf einer Bank
vor Tag sein Freund Elias Spatz erfrorn.

**Theodor Kramer**

Das Bett

Am End aller Stunden voll sinnloser Müh,
zu Mittag, zu Abend, bei Nacht, in der Früh
erwartet das Bett mich gewaltig zu Haus
und füllt von der Wand her den Wohnschacht halb aus.

Mich dämpft nicht im Schlaf nur sein Strohsack, ein Rost;
mich birgt seine Tuchent bei Nässe und Frost.
Oft wank ich vor Hunger die Pfosten heran
und füll mir den Magen mit Wasser noch an.

Ich komm von der Straße wie nicht auf der Welt;
dumpf sind mir die einzigen Schrägen gestellt.
Du Bettstatt, an die ich verloren mich lehn:
lang haben wir beide kein Weib mehr gesehn!

Bedeck mich, begrab mich! Dein schweißigster Flaum,
er geh nicht verloren! Bei dir ist noch Traum.
Zu dir sink ich nieder und irren Gesichts
erwarte ich zuckend die Orgel des Nichts.

**Theodor Kramer**

Das Kartenspiel

32 Karten reich ich dir,
zugeschnitten aus Belegpapier;
im Abort, davor der Wärter hinkt,
hat meinen Daumen sie mit Kot gezinkt.

Misch die Blätter, dass die Zeit vergeht!
Kühler Glanz in unsre Zelle weht
aus der Dame mit dem Doppelschopf,
aus dem König mit dem Sellerkopf.

Teil', sag Blatt an und vergiss den Ort!
Fremd gefächert stehen hier wie dort
Schell und Eichel, Grün und Herz in Hass;
alle sticht von alters her Rot-As.

**Theodor Kramer**

Der Bäckerbub

Wachen muss ich jede zweite Nacht
vor dem Ofen und das Brot wird gar.
Langsam kühlt die graue Stube aus,
doch der Meister schickt mich früh vom Haus,
dass ich ganz allein den Karren fahr.

Aufgegangen glüht mein Angesicht
und wie Hefe liegt es mir im Mund.
Alle Tore stehn noch semmelklein,
schneidet schmal der Zuggurt schulterein;
und ich zieh und mach den Bäckerhund.

Gerne möcht ich mir was Gutes tun.
Doch mein Tag für Tag verdroschner Kopf
kann nicht träumen, wie man Zwetschgen brockt;
und es lächelt wer aus mir verstockt,
kennt man durch die Fenster mich am Schopf.

Aus den Gurten tret ich in das Tor
aus und pisse hin vor mich;
und der Kaktus, der vorm Fenster steht,
und der Wind, der meinen Ham verweht,
kommen leicht noch mehr zu Wort denn ich.

Einmal nur möcht ich ein Flöckchen sein,
das von Lippe herb zu Lippe fliegt.
Morgen segelt eines aus, Ihr Leut,
weil der kleine Bäckerbub schon heut
nacht im Ziegelteich begraben liegt.

**Theodor Kramer**

Der Besuch

Wenn mein zweiter Sohn im März aus Wien kommt,
hol ich ihn vom Markt wie jedes Jahr;
eine Zeitung wird ihm aus dem Rock stehn,
schweigsam wird die Fahrt er auf dem Bock stehn
und die Saat im Land zum Weinen klar.

Um den Küchentisch beim seltnen Braten
werden sitzen Weib und Ältersohn;
viere werden aus der Schüssel langen,
nur mein Aug wird manchmal Fliegen fangen,
um zu blinzeln nach dem blassem Sohn.

Nach dem Mahl wird er mir Knaster kramen;
aus der Küche (allzubraun und leis)
werden schreiten wir zu zweit zum Koben,
wortreich wird er Sau und Saatstand loben
und sein Mund wird stehn wie ein Geleis.

In der Stube dann wird er erzählen
(und verrinnen wird der Tag wie Wind)
von der Bahn, vom Streik und vom Gehalte,
und aufs Messer hörn, mit dem die Alte
draußen Rauchfleisch teilt fürs Enkelkind,

bis ich einen vollen Krug vom Besten
bringen werde, der das Hirn ertaubt;
und wir werden aus den Schnäbeln trinken,
wortlos noch einander niedertrinken,
da schon eingespannt der Schimmel schnaubt.

**Theodor Kramer**

Der Bettgeher

Ich komm erst spät zur Tür herein,
dass ich nur keinen seh –
die Kammer dunstet dicht und fett,
man schnarcht, es sinnloser stöhnt im Kinderbett –
und find mein Kanapee.

Du rauer Rock, ihr nassen Schuh:
das ist kein Bett der Ruh.
Man lagert wie im Gassenlicht;
es ist bloß, dass im Wind hier nicht
man hegt und friert dazu.

An Wäsche riech ich vielerlei;
ich höre jeden Laut –
und hör, wie sich vom Manne lau,
vom schnarchenden weghebt die Frau
und sich die Achseln kraut.

Ich wollt, ich wollt, ich wär nicht hier;
mich bohrt’s in ihrem Hauch.
Ich möcht die drei da nimmer sehn
und doch um ihre Betten stehn
bei Nacht: ein Dornenstrauch.

**Theodor Kramer**

Der Dornenwald

Es zieht ein Dornenwald sich eben
vor Olyka zerklüftet hin;
noch rosten Saum an Saum die Gräben,
die sich beschossen über ihn.
Wie die Granaten hoch sie streckten,
stehn noch die Wurzelstrünke da;
grün ranken sich die Brombeerhecken
im Dornenwald vor Olyka.

Die Äste stehn zu Lehm gebacken;
die Ruten treiben frisch und kraus;
sie kommen aus dem Dorf und hacken
die Knochen samt den Knöpfen aus.
Die Kinder sammeln sie in Säcken,
des Messings Glanz geht ihnen nah;
grün ranken sich die Brombeerhecken
im Dornenwald vor Olyka.

Im Sand verbiegen sich die Spaten,
noch gehn die blinden Zünder los;
wir träumen, Kamerad, und waten
bis zu den Knöcheln tief in Moos.
Der Rasen nicht, die Lüfte decken
für uns mit Taubheit, was geschah;
grün ranken sich die Brombeerhecken
im Dornenwald vor Olyka.

**Theodor Kramer**

Der Halter

Jedes Jahr – es war kaum sieben Tage
weiß im Stall das Zicklein eingestellt –
kam der Halter auf den Hof. voll Klage
schon im Tor vom Kettenhund verbellt.

Dunkel scholl uns seines Steckens Zwange
und sein Brustlatz brannte hart und blau.
Quer vom Brustlatz hing die Hirschhomklinge
und das daumendicke Halftertau.

Keuchend warfen war uns ihm entgegen;
ab vom Wamse prallte klein die Hand,
und mit Grölen, ohne sich zu regen,
wand er uns den Zaunpfahl aus der Hand.

Wund uns beißend, flohn wir in die Weiden
und wir mussten, tiefgezerrt das Haar,
doch das Unerbittliche erleiden.
das im Hof geschah – wie jedes Jahr.

**Theodor Kramer**

Der Heimgekehrte

Ich kam, ein Gefangener, spät erst nach Haus,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.
Mir füllten mit Brausen die Ohren noch aus
drei dröhnende Jahr nach dem Krieg.
Ich kam durch die Küche und klopfte nicht an:
da schliefen mein Weib und ein anderer Mann,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.

Ich kam zu den Eltern; die fand ich wie je,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.
Ich werkte im Hause und fischte im See,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.
Doch sprach ich: sie konnten mich nimmer verstehn.
Und keiner. Sie taten, als wär nichts geschehn,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.

Ich schnürte mein Bündel und schritt in die Stadt,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg:
Ihr Leute, ich bring Euch – der fremde Soldat –
drei dröhnende Jahr nach dem Krieg.
Drei Jahr in Sibiriens Schächten und Schnee,
der Wälder für alle, der Roten Armee,
drei dröhnende Jahr nach dem Krieg.

Ich schritt und ich rief und sie nahmen mich fest,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.
Und wiederum sitz ich verlaust im Arrest,
drei Jahr nach dem dröhnenden Krieg.
Und schießt Ihr mich nieder und scharrt Ihr mich ein:
Ihr könnt sie nicht drosseln, Ihr dämmt sie nicht ein,
die dröhnenden Jahr nach dem Krieg.

**Theodor Kramer**

Der Ofen von Lublin

Es steht ein Ofen, ein seltsamer Schacht,
ins Sandfeld gebaut, bei Lublin;
es führten die Züge bei Tag und bei Nacht
das Röstgut in Viehwagen hin.
Es wurden viel Menschen aus jeglichem Land
vergast und auch noch lebendig verbrannt
im feurigen Schacht von Lublin.

Die flattern ließen drei Jahre am Mast
ihr Hakenkreuz über Lublin,
sie trieb beim Verscharren nicht ängstliche Hast,
hier galt es noch Nutzen zu ziehn.
Es wurde die Asche der Knochen sortiert,
in jutene Säcke gefüllt und plombiert
als Dünger geführt aus Dublin.

Nun flattert der fünffach gezackte Stern
im Sommerwind über Lublin.
Der Schacht ist erkaltet; doch nahe und fern
legt Schwalch auf die Länder sich hin,
und fortfrisst, solang nicht vom Henkerbeil fällt
des letzten Schinderknechts Haupt, an der Welt
die feurige Schmach von Lublin.

**Theodor Kramer**

Der reiche Sommer

Sie lagen zu zweit über Mittag im Sand
vor der staubigen Jutefabrik;
lose saß um die Hüften ihr Leinengewand
und die Sonne beschien ihr Genick.
Längst schon hatte der Staub, der aus Faser und Sack
stieg, die Lungen zur Gänze durchsetzt;
und sie fühlten sich oft schon vom süßen Geschmack
ihres eigenen Blutes benetzt.

Und sie tunkten ihr Brot in den Milchtopf, den Stich
in der Lunge verhielten sie gern;
denn sie wussten: sie hatten den Sommer vor sich
und der rasselnde Herbst war noch fern.
Rein und blau war die Zeit und die Luft roch nach Seim,
nicht allein ihre Haut schien geschält;
sie erzählten sich Dinge von einst, von daheim,
die sie bisher noch keinem erzählt.

Und es dünkte zu Mittag ihr eigenes Wort
Tag für Tag sie erstaunlich und weich;
noch war keine der roten Begonien verdorrt,
und bemalt war das Leben und reich.
Reich war alles: der Sand und das Gras und das Wehn
und die strahlende Glut im Genick;
und sie hörten verschattet die Spindeln sich drehn
in der staubigen Jutefabrik.

**Theodor Kramer**

Der Schusterkneip

Mit vierzehn Jahren bin ich schon
beim Schuster in der Lehr.
Ich trag die Schuh treppauf, treppab,
ich rühr den grauen Schusterpapp
und kratz den Sohlenschmer.

Mich dünkt mein Bubenleben wie
ein Leisten anzuschaun.
Und jeden Tag, der bunt ersteht,
den soll ich, ob’s auch Zipfel weht,
nur auf den Leisten haun.

Oft bleib ich auf dem Schemel knien
und tunk das Klötzel ein.
Da zieht der Papp sich glasig aus,
die Löcher werden groß und kraus,
im Dämmern nick ich ein.

Und dunkel hält die Faust den Kneip;
der Arm ruht vor der Brust.
Mir träumt, es weichen Tür und Wand,
ich schreit, Ihr Leut, durch Stadt und Land,
den Kneip quer vor der Brust.

**Theodor Kramer**

Der Taglöhner

Die Roggenernte ist weit,
die Rübenernte ist aus.
Nun hab ich ein wenig Zeit
für meinen Acker hinter dem Haus.

Erfroren sind die Kartoffeln
und sind fürs Vieh noch grad recht.
Ich schneide die dürre Besenheide
und binde mit Draht ihr Geflecht.

Schon kommen die Winde von Norden;
im Land alle Scheunen stehn klar
und nichts ist mir anders worden
in diesem gewaltigen Jahr.

Ich will noch nicht nieder; sonst quält mich ein Traum,
der nämliche leicht wie heut nacht.
Viel Leute sind über die Stoppeln gerannt
und die Stadeln im Land haben alle gebrannt,
hat gebrannt jeder Baum,
jedes Dach. Nur der Raum
um mein’ Tür war ein Kreis und blieb weiß.

Ins Wirtshaus will ich, ins braune, gehn
und tun einen tüchtigen Schluck,
einen tüchtigen Schluck für mein blödes Gemüt
und beten, dass Gott mit Versoffnen behüt
für Herbstes und Winters Geduck.

**Theodor Kramer**

Der Wagner

Auch ich hab ein Häusel, und rings tschilpen Spatzen.
Und penzt schon der Bauer, so ruf ich dich Knecht
vom Acker, den Kot von den Rädern zu kratzen,
die stehn vor der Werkstatt zerbrochen und schlecht.

Noch blau von den Gleisen, erglänzen die Reifen;
die Sprosse im Schragen macht Tränen vor Mist.
Das Birkenholz ließ ich schon quellen und steifen
und glute den Stab, der die Dauben ausfrisst.

Und schaust du die Räder, die rollen und reisen,
die Deichseln: sag, kommt es dir nie auch, Gesell,
zu schreiten fürbass mit dem glutigen Eisen,
der Erde zu sengen ihr scheckiges Fell?!

Doch nachts, Knecht, wenn jegliches Haus eine Wabe,
und Mondlicht im Garten die Augen mir beizt,
dann steh ich, unsichtbarem Rad eine Nabe,
die selig vor Ruhe die Speichen ihm spreizt.

**Theodor Kramer**

Der Weinhändler

Er schirrte allherbstlich daheim sein Gespann,
versah sich mit Brot und geräucherter Kost
und lenkte es wachsam das Lössland hinan;
von der Kelter weg kaufte er Maische und Most.
Und blieb ihm kein Eimer im Keller mehr frei,
dann ließ er den Kremser im Einkehrhof stehn
und pflegte der Stunden noch zwei oder drei
zu Fuß durch das brüchige Weinland zu gehn.

Einst zog er, die Hände verklebt noch von Saft,
die staubige Landstraße quer durch den Wein;
das Rebmesser knarrte und knurrte im Schaft,
er hörte die Stare im Rankenlaub schrein.
Da zuckte es bang durch sein altes Gesicht,
die Reben, die je hier ihm liefen ins Fass,
noch einmal zu messen … Der Tag war noch licht,
das Lössgebirg blau und die Mondsichel blass.

Vergessen war Wagen und Keller und Heim;
quer zog er durchs Weinland und immer vorbei
an Ziehbrunnen, Dörfern und herbstlichem Seim,
und krallte die Krempe des Strohhuts entzwei.
Die Hauer am Weg riefen abends ihm zu
und reichten ihm Nüsse; die nahm er noch mit
(denn weit war der Weg) und in mondener Ruh
hört als Letztes er stampfen den eigenen Schritt.

**Theodor Kramer**

Der Zehnte

Ich wuchs vor dem Lärm der Geleise heran,
von Kohle gebeizt und von Rauch.
Ich wälzte die Ballen zum Lastzug heran
im Schweiße wie andere auch.
Wir waren zwei Kerle, mein Packer und ich.
Ein Weib spielte auch noch hier mit.
Ein Topp und ein Würfeln. Das fiel gegen mich.
Und sie: nun, sie ging eben mit.
Mann bleibt Mann.

Dem Kriege, der ausbrauch, dem war ich grad recht,
so recht wie ein anderer auch.
Vor Kowno war uns das Essen zu schlecht,
uns knurrte vor Hunger der Bauch.
Konserven – Latrinen, das Brot wie ein Stein.
Wir gingen dem Oberst vor's Haus
und warfen den Herren die Fensterchen ein:
– ob jener, ob der, was macht's aus.
Mann bleibt Mann.

Man stellte uns Trupp vors Maschinengewehr.
Der Oberst, er hob schon die Hand.
Und wer da beim Zählen der Zehnte grad wär,
der sollte heraus, an die Wand.
Und ich sah ihn die Front, die stumme, abgehn,
diesen Finger – o glühender Stich –,
und an mir schon vorbei, zu dem Nächsten schon gehn.
Und der Zehnte, der Zehnte war – ich.
Mann bleibt Mann.

Und ich schrie: Kameraden, der Zehnte bin ich,
ging an mir auch der Finger vorbei.
Und der Zehnte bist du und bist du so wie ich,
sind wir alle ein einziger Schrei.
Mit der Faust, mit dem Fuß an den Hals, an den Rumpf!
Die Kolben, wie schlugen sie schwer
wie hüben so drüben, die Sonne barst dumpf,
schrill schrie das Maschinengewehr:
Mann bleibt Mann.

ln den Grund, in das Gras, in das Feld, in die Furch!
Und keiner, ja keiner entkam.
Und wir schlugen uns meuternd die Herbstwälder durch,
bis der Russe gefangen uns nahm.
Im Lager, in Hütten, in Schächten, im Schnee.
Dann hob sich rings Freiheit zu mir.
Ich Zehnter, ich schreit in der Roten Armee,
verloren das Wort als Panier:
Mann bleibt Mann.

**Theodor Kramer**

Der Zimmermaler

Ich malte viele Zimmer aus. –
Geknickt den Meterstecken,
schreit vorgebückt ich außer Haus
wie unter Zimmerdecken.

Der Raum harrt kahl; ein blasser Olm,
schnapp ich die Stickluft droben.
Mein Absatz rückt den Leiterholm,
grundiert der Arm nach oben.

In unzersetzten Wirbeln schwimmt
der Farbenstaub im Kübel;
mich brennt im Glühweinrausch der Zimt,
und unter ihm ist Übel.

Man such sich selbst ein Muster aus
von meinen zehn Schablonen;
ich malte viele Zimmer aus –
in keinem möcht ich wohnen.

**Theodor Kramer**

Die alten Geliebten

Die alten Geliebten, mit denen ich lag,
gestorben, verschollen, vergessen vor Tag,
sie sind nun auf einmal mir nahe bei Nacht,
als hätt ich mit ihnen nicht Schluss längst gemacht.

Die erste war schüchtern und kindlich und mild,
die zweite war stolz und war schön wie ein Bild;
ich konnte sie beide nicht richtig verstehn,
drum lassen so oft sie bei Nacht sich nun sehn.

Die dritte war Freundin für Weinland und Flur,
die vierte gab Lust mir wie nie eine Hur;
sie gingen von mir, als sich wandte mein Glück,
drum kommen im Elend zu mir sie zurück.

Ich sag, was ich alles zu sagen vergaß,
ich rieche das Sofa und rieche das Gras;
ich liege mit ihnen, wie niemals ich lag;
bald wird es stets Nacht sein und niemals mehr Tag.

**Theodor Kramer**

Die Gaunerzinke

Die stillste Straße komm ich her,
im Schluchtenfluss der Otter schreit.
Mein Schnappsack ist dem Bund zu leer,
Gehöfte stehen Meilen weit.
Im Kotter saß ich gestern noch
und tret ins Tor im Abendrot
und weiß im Janker Loch um Loch
und bitte nur ganz still um Brot.

Und dem, der hart mich weist ins Land,
dem mal ich an die Wand ein Haus –
und vor das Haus steil eine Hand;
die Hand wächst übers Haus hinaus.
Hier, seht, hier bat – und bat nur stumm
– nach mir, Ihr Brüder, – eine Hand.
Und einer geht ums Haus herum
und einer setzt’s einst nachts in Brand.

**Theodor Kramer**

Die letzte Straße

Letzte Straße, die führt aus der Mitte der Stadt,
eine Straße wie andre mit Gehsteig und Gleisen;
unter Drahtgeschwirr, Staubwind und Spatzengeschrei
an Gesimsen und Schildern und Schenken vorbei,
von Akazien begleitet und Masten aus Eisen.

Schnurgerad an Kasernen und Hallen vorbei,
bis die Saumsteine schwinden und Wachhunde bellen;
bis der Häuserblock, der vor dem Blachfeld sich duckt,
den Gefährten beisteuert Kondukt um Kondukt,
die mit schwarzem Gepräng die Geleise verstellen.

Letztes Wegstück, belagert von Steinmetzerein
und verengt von behauenen Sockeln und Steinen;
bis die Kreuze erstehen und anlangt der Flor
vor den schimmernden Schollen, die hinter dem Tor
die den Fahrdamm Geführten seit Jahren vereinen.

**Theodor Kramer**

Die Rente

John Holmes und Will, sein scheuer Sohn,
die lebten still zu zweit;
die Rente hielt die Post für John
per ultimo bereit.
Am Morgen einst in Frieden
war John im Bett verschieden;
und Will stand vor der Zeit.

„John Holmes, mein Vater, leb mir noch;
sonst bleibt die Rente aus!“
Und Will ließ John im Totenloch
und schleppte Eis ins Haus.
Kühl schlug der Perpendikel,
kaum sah aus klarem Wickel
Johns Kinn vereist heraus.

Und Will trug Speise heim für zwei:
– sein Vater läge krank –
Ei, Tee und Ingwerbäckerei,
und speiste im Gestank.
Der Postbot kam; Will flennte
und unterschrieb die Rente:
sein Vater läge krank.

John Holmes und Will, sein scheuer Sohn,
die hausten still zu zweit,
im Winkel Will, im Wickel John,
an ein Quartal zu zweit.
Frost knarrten die Kredenzen,
Will goss ins Eis Essenzen,
und brannte nicht ein Scheit.

„John Holmes, mein Vater, leb mir doch;
schick keine Würmer her!
Du starbst von selbst ins Totenloch;
du weißt es bloß nicht mehr.
Ich hab dir nichts verleidet,
dir niemals nichts geneidet,
was so erklecklich wär.“

Es hielt es Will, das scheue Kind,
bis ultimo nicht aus.
John Holmes erfüllte Stuhl und Spind
und kroch durchs ganze Haus ...
Am Strick hing Will erkaltet;
die Rente, schön gefaltet,
sah ihm beim Rock heraus.

**Theodor Kramer**

Die schwarze Kondukteurin I+II

Die schwarze Kondukteurin auf dem Bus
reicht mir den Fahrschein so als wär’s ein Kuss;
ihr steht die Uniform, sie ist nicht prüd,
sie ist fürs Bett gemacht: ich bin zu müd.

Ob auch von mir noch jede Freundin ging,
ich wüsst noch gut zu scherzen mit dem Ding
und wüsst das Spiel zu spielen, bis sie glüht,
doch dauert’s mir zu lang: ich bin zu müd.

Es schmeichelt mir, doch lieber kehr ich ein
und süffle in der Schenke meinen Wein
und seh, wie Stern bei Stern am Himmel sprüht
und Licht bei Licht im Tal: ich bin zu müd.

Dem stillen Fahrgast früh im Autobus
reich ich den Fahrschein so wie einen Kuss.
Er schaut zurück, doch spricht er nie mich an;
ich mag ihn gern, er ist ein feiner Mann.

Er meint vielleicht, er ist für mich zu alt,
mich aber lassen viele Jüngre kalt.
‘s ist niemand da, mit dem ich reden kann;
ich mag ihn gern, er ist ein feiner Mann.

Vielleicht verdrängt er mich aus seinem Sinn,
weil ich nur eine Kondukteurin bin.
Er sollt mich sehn, hab ich mein Wollkleid an;
ich mag ihn gern, er ist ein feiner Mann.

**Theodor Kramer**

Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan

Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan.
Ich darf schon lang in keiner Zeitung schreiben,
die Mutter darf noch in der Wohnung bleiben.
Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan.

Der Greisler schneidet mir den Schinken an
und dankt mir, wenn ich ihn bezahle, kindlich;
wovon ich leben werd, ist unerfindlich.
Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan.

Ich fahr wie früher mit der Straßenbahn
und gehe unbehelligt durch die Gassen;
ich weiß bloß nicht, ob sie mich gehen lassen.
Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan.

Es öffnet sich mir in kein Land die Bahn,
ich kann mich nicht von selbst von hinnen heben:
ich habe einfach keinen Raum zum Leben.
Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan.

(Gesammelte Gedichte in 3 Bänden. Zsolnay Verlag, Wien 1997 ff.)

*Theodor Kramer (1897-1958), der Sohn eines jüdischen Dorfarztes aus Niederösterreich, ist der große plebejische Realist in der deutschsprachigen Dichtung des 20. Jahrhunderts - nur hat die Literaturgeschichte davon kaum Notiz genommen. Der größte Teil seiner sinnlichen und drastischen Lieder auf das Milieu der Proletarier, Vaganten und sozialen Außenseiter wurde erst nach seinem Tod publiziert. Sein erschütternder Zyklus „Wien 1938“ ist ein eindringliches Zeugnis jenes Zustands der Rechtlosigkeit, in den der bekennende linke Sozialdemokrat nach dem „Anschluss“ Österreichs geraten war.*

Das lyrische Ich verzeichnet in sarkastischer Nüchternheit die soziale Stigmatisierung, die dem exponierten Nazi-Gegner in seiner österreichischen Heimat widerfuhr. Nach einem missglückten Selbstmordversuch im August 1938 gelang es Kramer unter erheblichen Schwierigkeiten doch noch, nach England auszureisen. Während seines englischen Exils, das bis 1957 fortdauerte, geriet das Werk des Dichters in Vergessenheit.

**Theodor Kramer**

Die zwei Gehetzten

Mein Bruder Aron Lumpenspitz,
was hast du dich erhängt
und mich allein gelassen
in Stuben und auf Gassen,
wo nachts das Grauen hängt?!

Ich schloss dich ein in meine Angst,
dich fremden Handelsmann:
dir fielen in den Laden
viel Briefe, schwarz, gleich Schwaden;
man rief dich drohend an.

Ich war mit dir wie niemals noch
mit einem Menschensohn,
sah dich von fern verwittern
und kannte schon dein Zittern
am schwarzen Telefon.

Signal blieb aus, Geschäft blieb zu,
du gingst auch nicht mehr aus;
da musst vor Angst ich lallen,
mit Bast verschnürte Ballen
trug dir die Post ins Haus.

In Sägemehl, wie Obst verpackt:
was kann das, Aron, sein?
Am Freitag waren’s Spatzen,
am Samstag tote Katzen
und faules Gänseklein.

Ich las im Leibblatt Sonntag früh,
– mir schien’s ein schlechter Witz –,
dass gestern sich erhängte
der also sehr bedrängte
Herr Aron Lumpenspitz.

Mein Bruder Aron Lumpenspitz,
du hast es nun vorbei.
Mich aber lässt das Grausen
nicht schmauchen und nicht jausen;
mich sucht die Polizei.

Du warst mit mir, ich war mit dir;
was hast du dich erhängt
und mich allein gelassen
in allerhand Gelassen,
wo nachts das Grauen hängt?!

**Theodor Kramer**

Donauschiffer

Dunkel schlägt die Strömung an den Schlepper
und ich halte auf dem Kessel Wacht.
Überm Ufer gehn die Lichter schlafen,
rauer Nebel füllt den Winterhafen,
dass der Frost mir in den Fäusten kracht.

In die Tiefe steig ich heut noch schlafen;
meine Kammer liegt dem Kiele zu.
Heiße Asche regnet’s auf die Planken
und das Wasser sickert durch die Planken,
Kapitän, in meine kurze Ruh.

Donauabwärts fuhr ich hundert Fahrten,
donauaufwärts lud ich Weizen aus.
Doch ich kenne von den vielen Städten
nur die Silos, nur die Brückenketten,
zwei drei Schänken – und das Hurenhaus.

Hab wohl dort die Kränke abbekommen ...
Meine Knochen laugt es langsam aus.
Doch der Kapitän, dem ich es klage,
lacht und gibt mich auch nicht vierzehn Tage
ab auf Urlaub an das Krankenhaus.
Ziehst du, Schlepper, sacht durch die Dobrudscha,
zieh erst nachts vorbei am kleinen Haus!
Hohler sausen dann die Uferweiden
und es schaut wohl zwischen Mais und Weiden
diesmal niemand auf den Strom hinaus.

**Theodor Kramer**

Durch den Nebel

Nächtlich schwimmt der Nebel wie besoffen;
irgendwo hat noch ein Wirtshaus offen.
Schließ noch nicht, die Nacht hat was an sich;
durch den Nebel komm ich: wart auf mich.

Aus dem Dunst streckt schwarz ein Baum den Rüssel;
irgendwo schwingt noch ein Mensch den Schlüssel.
Wend die Moschusschritte nicht vom Strich;
durch den Nebel komm ich: wart auf mich.

Irgendwo geht hier die Stadt zu Ende;
der Kanal scholkt schaumig an die Lände.
Birg nicht hinter Zaun und Schuppen dich;
durch den Nebel komm ich: wart auf mich.

**Theodor Kramer**

Durchs Dunkel draußen fährt im Sturm der März

Durchs Dunkel draußen fährt im Sturm der März,
er fährt talein, talaus und hügelwärts:
was nicht gesund, der rechten Kräfte bar,
kann nicht bestehn vor ihm im neuen Jahr.

Durchs Dunkel draußen fährt im Sturm der März;
es stampft, ob ich auch lieg im Bett, mein Herz,
in meinen Backen prickelt dumpf das Blut …
Oh, sag mir nicht, ich sei zu nichts mehr gut!

Bin siecher als der Halm auf fahler Flur,
geringer als die ärmste Kreatur;
doch was ich setz in Worten, Strich für Strich,
ist mehr als ich … Das setz ich *gegen* dich!

‘s ist ungeordnet und noch nicht zu End
braucht *meine* Sicht dies Jahr noch, *meine* Händ …
Die Backen prickeln dumpf, es stampft das Herz;
durchs Dunkel draußen fährt im Sturm der März.

**Theodor Kramer**

Ein Weihnachten

Es winkte mir kein Baum mit Christbaumkerzen;
sechs Wochen erst war ich aus der Armee
entlassen, dichter lag in meinem Herzen
als ringsum in der großen Stadt der Schnee.
Die harschen Steige lagen schon verlassen,
die Buckel knarrten, und es war noch hell;
ich irrte ziellos durch die kleinen Gassen
und unversehens stand ich vorm Bordell.

Ich öffnete die wohlbekannte Türe –
und wandte mich zutiefst beschämt zum Gehn;
mir war, als würden mir die Silberschnüre,
die goldnen Sterne in die Augen sehn.
Der Tisch war für die Gäste schon gerichtet;
den Braten trug das dralle Ding vom Land
herein, sie sah mich, und ich stand vernichtet.
Dann nahm sie still mich freundlich bei der Hand.

Und vor den Leuten, die beladen kamen,
gab sie mich leicht als einen Vetter aus;
ich sang die alten Lieder, heilgen Namen,
und teilte froh mit jung und alt den Schmaus.
Und als ich ging mit ihren letzten Gästen,
rief auf der Stiege mich ihr Blick zurück;
und zwischen Christbaumschmuck und Kerzenresten
genoss gerührt ich unverdientes Glück.

**Theodor Kramer**

Es ist noch nichts braun außer Stoppeln und Krume …

Es ist noch nichts braun außer Stoppeln und Krume,
doch einzeln und kurz stehn die Gräser am Rain;
die Wicke wird stachlig und bitter die Blume,
weither aus dem Ackerland leuchtet ein Stein.

Nun herrschen die Stauden von Spargel und Weichsel
mit giftigem Grün, knarrt das Rebhuhn im Busch;
aufschimmert am Hang der Beschlag einer Deichsel,
erschallt hinter Salbei und Nusslaub der Drusch.

Gehölze bewegen im Winde die Äste,
der Bussard umkreist sie in lautlosem Glanz;
und sichtbar erstehen am Rande die Äste
gleich Draht in des Laubwerks noch einfachem Kranz.

**Theodor Kramer**

Es ist schön

Es ist schön, wenn du spät im verfinsterten Raum
ins geglättete Bett zu mir kriechst
und mich anrührst mit deinem kaum sichtbaren Flaum
und nach Seife und Pfefferminz riechst.
Deine Haut ist noch kühl, deine Hände sind schwer;
und dein Mund gibt sich zögernd und tut
bei allem, als ob es das erste mal wär,
und das, liebe Liebste ist gut.

Es ist schön, wenn die Brust sich dir hebt und sich senkt
und mich leise dein Atem weht an
und dein Leib sich mir nähert und freundlich sich schenkt,
weil er einfach nicht anders mehr kann.
Die Nacht ist noch lang und um uns alles still,
in den Ohren rauscht leise das Blut;
und was du willst, will ich, und du tust, was ich will,
und das, liebe Liebste, ist gut.

Es ist schön, wenn im Fenstergeviert sich der Schein
des Tages erhebt und mich weckt,
und die Hand lässt die Rundung der Schultern nicht sein,
bis der Druck meiner Finger dich schreckt.
Süß und weh zugleich ist, was ich tu oder lass,
wenn dein Arm mich umfängt, uns zumut,
und ich küss vom Gesicht dir das salzige Nass,
und das, liebe Liebste ist gut.

**Theodor Kramer**

Feierabend

Die Garben sind gebunden
und Stroh zum Strick gewunden,
das Vorhaus blank und rein.
Im Hof verhallt ein Hämmern,
ein Alter hängt im Dämmern
die Fliegenfenster ein.

Der Schmirgel stockt im Pfeifen
und blank im Trog die Seifen,
auf Borden trocknet Kram.
Die Magd, die nimmer scheuert
und oft ihr Lied beteuert,
schöpft ab den weißen Rahm.

Die Nacht tritt ans Geländer,
der grüne Kerzenständer
rückt leuchtend auf den Tisch.
Zu Fleisch und süßen Fladen
sind alle gern geladen
und bitterem Gemisch.

**Theodor Kramer**

Für die, die ohne Stimme sind …

Schön sind Blatt und Beer
und zu sagen wär
von der Kindheit viel und viel vom Wind;
doch ich bin nicht hier,
und was spricht aus mir,
steht für die, die ohne Stimme sind.

Für des Lehrlings Schopf,
für den Wasserkopf,
für die Mütze in des Krüppels Hand,
für den Ausschlag rau,
für die Rumpelfrau
mit dem Beingeschwür im Gehverband.

Ohne Unterlass
spricht es, viel schwingt Hass
mit, ich bin nicht bös und bin nicht gut;
wenn ich einsam steh,
wenn ich schlafen geh,
dünkt es mich, ich hab den Mund voll Blut.

Wehrt mir, Leute, nicht
der ich so im Licht
niedrig steh und sing: es währt nicht lang;
eine  kurze Zeit
hört ihr großes Leid
und vielleicht ein wenig auch Gesang.

**Theodor Kramer**

Gemeindekind

Ich kenne keinen Vaterhof,
ich steh auf keinem Grund.
Meine Mutter hat mich ausgeschütt'
im Strauch wie einen Hund.

Meine Mutter ist ledig verdorben,
das Dorf gab mir Lumpen und Brot
und gab mich auch her
in die Dachdeckerlehr;
ich schwing wie ein bleiernes Lot

und mus doch hinauf auf das Dach, auf den First
mit Kübeln und Ziegeln und Stroh.
Muss reichen den Stein,
und die Tritte sind klein,
und die Wipfel der Gärten stehn loh.

Der Meister nimmt mir Mörtel ab;
ich aber höre hell
das Dreschen der Flegel,
das Kollern der Kegel
im Wirtshaus, und Hundegebell.

In eines der steinigen Häuser,
in die ich von droben da seh,
nur möcht ich hinunter
und dreschen dort munter
und laden Kartoffeln und Klee –
und still im Nusslaub, wenn der Abend kommt,
die ausgedrehten Beine tief verstecken
und Pfeifen schneiden hell und Peitschenstecken
für nichts und nichts …

**Theodor Kramer**
Genesen – verhaftet

Spät im November - die Straße lag kahl -
wankte genesen ich aus dem Spital.
Hatte nicht Mantel und hatte nicht Schuh,
hatte nur Hunger und Kälte dazu.

Ging ich zum Passamt: Ihr Leute, ein Wort.
Waren die hundert Beamten schon fort.
Sprach ich slowakisch von Haus mich zu Haus:
jagte man mich in das Dunkel hinaus.

Hielt ich mich müd an die gute Latern.
Blinkte schon frostig der Wachmann von fern.
Einem, der kam, schlug ich ein sein Gesicht.
Geht nun, ihr Herren, mit mir ins Gericht.

(Orgel aus Staub. Hrsg. von Erwin Chvojka. Europa Verlag, Wien-Zürich 1991)

*Der staatenlose Vagabund, der unter Hunger und Kälte leidet und von den Sachwaltern der Macht davongejagt wird: So hat sich Theodor Kramer (1898-1958), der unbehauste Dichter aus der österreichischen Provinz, in einem seiner späten Gedichte selbst porträtiert. Nach seinem erfolgreichen Debütband „Die Gaunerzinke“ (1929) hatte der Sohn eines jüdischen Landarztes und bekennende Sozialdemokrat eine Existenz als freier Schriftsteller begonnen; 1933 geriet der plebejische Volksdichter, von den Nazis als „Hofpoet der Demokratie“ verspottet, sofort auf die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“.*

Das Ausgesetztsein des Staatenlosen, der schließlich zu einem Akt der Notwehr greift, ist ein sinnfälliges Bild für Kramers Schicksal: Nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahre 1938 erteilte man Kramer Berufsverbot. Der Verlust der Wohnung und eine zunehmende Aussichtslosigkeit führten im August 1938 zu einem psychischen Zusammenbruch. Im Juli 1939 gelang Kramer dank einer Intervention Thomas Manns die Ausreise nach Großbritannien; die späte Rückkehr nach Wien im Herbst 1957 überlebte er nur kurz.

**Theodor Kramer**

Haue, Grabscheit, Krampen

Im Abend werden Hof und Haustor grau,
das letzte Licht entweicht aus dem Verhau.
Im dunklen Schein, voll Erde, Stein und Sand,
stehn Haue, Grabscheit, Krampen an der Wand.

Die schräge Haue war nur hinterm Haus
und grub am Acker die Kartoffeln aus.
Sie führte hastig-kurz des Häuslers Frau,
die schlaffen Säcke wuchsen prall und grau.

Das lange Grabscheit sah die Straße schlecht
und schrägte den verwachsnen Graben recht.
Bedächtig stach’s der Straßenräumer ein
und legte seine Kraft gekrümmt hinein.

Im Steinbruch schlug der schwere Krampen auf,
ein Keil dem Spalt; der Schotter brach zu Hauf.
Die Sonne wallte über seiner Fron,
ihn schwang hoch auf des Häuslers hagrer Sohn.

Drei kehrten heim, voll Erde, Stein und Sand,
und lehnten stumm ihr Werkzeug an die Wand.
Im Hause ruhen Vater, Sohn und Frau
und Haue, Grabscheit, Krampen im Verhau.

**Theodor Kramer**

Herr Polier!

Ich lungre vor dem Neubau, Herr Polier;
die Kelle bellt aus meinem Schurz zu dir.
Ein Salzfass unterdarbt mein Schlüsselbein;
stell im Akkord mich in die Rotte ein!

Doch Muße braucht der Mörtel, Herr Polier,
schwirrt auch gedehnt dein Losruf über mir.
Nicht außer Gleichmaß zieht der Flaschenzug
und Seil wie Kloben fördern Last genug.

Den Doppelhaken prob ich, Herr Polier;
die Bretter schwanken lose unter mir.
Gelassen streut – spult sich wandab das Lot –
mein Messer Schnittlauch auf das Maikäsbrot.

Die Simse trocknen langsam, Herr Polier;
der Bauherr stapft heran durchs Kalkrevier.
Mit jeder Regung deines raschen Munds
stehst du, ein Pegel, zwischen ihm und uns.

Bald ist der Bau geleistet, Herr Polier;
die Kelle bellt aus meinem Schurz nach dir.
Das Laufbrett knarrt, nach Reibsand schmeckt die Luft –
und trunken schlüpf ich aus der Leinenkluft.
Komm an!

**Theodor Kramer**

Im Burgenland

Die dunklen Tümpel sind gefroren
und Sensen mähen fahles Rohr.
Der Schnee hat seinen Glanz verloren,
ein Kormoran bricht schwarz hervor.

Die Schlitten warten, ihre Kufen
dem Dorf gleich Schnäbeln zugekehrt.
Der Abend steigt herauf in Stufen,
das Schweigen hat sich grau vermehrt.

Süß schmeckt da Schnaps zu dürren Pflaumen;
die Zügel frieren in die Hand
und nur die nussgeschwärzten Daumen
stehn ab und deuten wach ins Land.

**Theodor Kramer**

Im Lössland

Unterm Laub wohnt der Stamm, unterm Roggen der Grund,
unterm Rasen Gestein und Gewalt;
jedes Jahr, wann im Herbstwind die Stauden sich drehn
und die Kleestoppeln schwarz auf den Lössleiten stehn,
wird urplötzlich das Land wieder alt.

Jedes Bachbett wird steil, jeder Hohlweg wird tief
(und sie hatten sich grün schon verflacht);
aus der Baumgruppe hebt sich der urbare Kern
und die Felsblöcke darben, als wärn sie von fern
in die Ebne gerutscht über Nacht.

Mit den Kämmen aus Mergel und Löss reißt der Pflug
die versteinerten Spitzschnecken frei;
durch die Ranken stößt schwärzlich der Fichtenholzpfahl,
steigt der Weinberg in streifigen Stufen zu Tal –
und die Luft teilt ein schartiger Schrei.

**Theodor Kramer**

In schwerer Stunde gehn

Will ein Mensch von dir in schwerer Stunde gehn,
halt ihn nicht zurück, und schweigsam lass geschehn,
was zuinnerst schon vor langer Zeit geschah;
dein vergangnes Leben kommt dir rauschend nah.

E i n e   Spanne aber lässt sich nicht verstehn;
allem, was zu zweit erlebt ward und gesehn,
wohnt ein Schweigen inne, das um Stimme wirbt,
das den Glanz der Dinge annagt und verdirbt.

Über die gesteckten Maße hat sie Macht,
dass die Zeit du strichest gern in wacher Nacht;
doch die Pulse klopfen rascher, und dir graut,
wann sich früh dein Leben loser überschaut.

**Theodor Kramer**

## Komm und rück zu mir, Marie

Komm und rück zu mir, Marie,
lass uns liegen Knie an Knie,
lass uns kurz vereinigt sein;
sinnen kann man nur allein.

Was es gibt an Lust, Marie,
lass verkosten uns wie nie;
küssen kann man nur zu zwein,
schnarchen kann man nur allein.

Nichts mehr ändert uns, Marie.
Jedes ist, wie es gedieh,
sterben kann man auch zu zwein,
tot sein kann man nur allein.

**Theodor Kramer**

Korn im Marchfeld

Wann die dornigen Scheuchen gepflanzt sind im Korn
und gehäufelt der Steckrüben fleischige Streifen,
ziehn sich Harke und Karren zurück aus dem Grund
und es bleiben die Halme und Ähren im Rund
überlassen sich selbst, mit der Sonne zu reifen.
Nun erst sieht man, wie fern sind die Dörfer, wie klein,
und wie weit die geschäftigen Arme sonst reichen;
über Grenzstein und Rain schließt sich wallend das Korn
und es zittern die Disteln am Weg, die verworrn
sich verhärten und bitter im Staubwind erbleichen.

Unterm glasigen Himmel verholzt erst der Halm,
eh den milchigen Saft er entzieht Frucht und Grannen;
mehr als fausthoch verbrennen die Brocken zu Sand
und es sind nur die Weiden im Silberstromland,
die die schwindelnde Aussicht der Ebene bannen.

Kein Geräusch ist zu hörn als das Rauschen des Korns
und dazwischen das schrille Gezirp einer Grille;
aber abends wird weithin die Ebene laut
und es stellen die Dörfer, unsichtbar umblaut,
sich mit Schärfe und Wetzsteinschall ein in der Stille.

**Theodor Kramer**

Lass still bei dir mich liegen

Lass still bei dir mich liegen;
es trägt mich weit zurück,
am Bord mit seinen Fliegen
vorbei und noch ein Stück.
Das ist ein schweres Segeln
durch nichts als leeren Schein;
starr unter meinen Nägeln zieht
sich das Leben ein.

Rühr nicht an meine Haare,
mich krümmt’s, doch bleib mir nah;
das ist nun viele Jahre,
dein Mund war noch nicht da: und
doch war schon das eine
gewaltig und in Fluss,
mit dem ich mich vereinen
und mich versöhnen muss.

Es hätte auch ins Leben
sonst keinen Weg für mich
mehr wohl zurückgegeben;
vielleicht kann ich für dich
einst sein, was mir verholfen
zur Rückkehr hat: die Ruh.
Und aus den schwarzen Golfen
blinkst auch ein wenig du.

**Theodor Kramer**

Letzte Wanderschaft

Ich schreite so schon einen Sommer lang;
die Brotsackschnalle scheuert meinen Rumpf.
Das Korn fiel gelb und gut im Tal, den Hang
besetzte Heu und Klee in grünem Stumpf.

Gelobt die Welt! Ihr kommt’s auf mich nicht an.
Nicht schmerzt die Farne mein zerschundner Schuh;
gelassen dröhnt der beerenlose Tann
und frostig schon legt sich der Tag zur Ruh.

Noch führt vor Kraut und Obst mich mein Geschick;
in taube Dörfer kehr ich selten ein
und mitleidlos kreuzt Knecht und Kind mein Blick
mit gleichem Glanz wie Strauch, Gestirn und Stein.

**Theodor Kramer**

Lied am Bahndamm

Süß das schwarze Gleis entlang
duftet die Kamille;
Mückenschwall und Vogelsang
sind verstummt, die Grille
regt allein sich schrill im Sand,
und uns beide, Hand in Hand,
überkommt die Stille.

Rote Tropfen streut der Mohn
über Hand und Stätte,
auf dem Stockgleis der Waggon
ist heut unser Bette,
wo man uns zwei schlafen lässt,
und schon hält dein Haar mich fest,
als ob's Finger hätte.

In der Tür das Blau wird satt,
Sterne schaukeln trunken;
wenn auf Spelt und Schaufelblatt
sprühen jähe Funken,
und ein Zug vorüberfährt,
bleib ich ganz dir zugekehrt,
ganz in dich versunken.

**Theodor Kramer**

Lob der Verzweiflung

Verzweiflung, Freund des Armen,
du letzter Rest vom Rest,
du hast mit ihm Erbarmen,
wenn alles ihn verlässt;
du lässt sein bisschen Leben
im Schein des frühen Lichts
sich krümmen und erbeben
und führst ihn dann ins Nichts.

Du hast gar viele Namen,
bist unter allen groß,
heißt Würfel, Messer, Samen,
heißt Branntwein, Strick und Schoß,
du bist im Klirrn der Scherben,
im Zucken des Gesichts,
du fährst ins träge Sterben,
und wirbelst es ins Nichts.

Du warst mir oft Gefährtin
in meiner Einsamkeit;
für mich wär jeder Wert hin,
wär ich von dir befreit;
gib Kraft mir, dass ich lebe,
und führ mich durch das Nichts,
auf dass ich mich erhebe
am Tage des Gerichts.

**Theodor Kramer**

März

Schon hat das Märzlicht wie Tabak
Die Düngerfladen aufgehellt.
Ernst misst mit Schurz und Samensack
der Bauer das geeggte Feld.

Die Knechte worfeln hintenaus
in allen Scheunen dumpfes Korn.
Der Schneck kriecht übers Brunnenhaus,
ein Weißling hängt im frühen Dorn.

Zart birgt den Bach entlang der Bast
die jungen Schellen blau und braun,
und eine Magd zwickt Ast um Ast
vom Baum und steckt den Bohnenzaun.

**Theodor Kramer**

Mostnacht in Eisenstadt

Vom Herbstwind bin ich aufgewacht,
durchs Fenster schwebt ein Maulbeerblatt;
mit seinem Ruch erfüllt die Nacht
der schwere Most von Eisenstadt.
Die Rieden liegen tot, vom Tag
ist kaum zu sehn ein fahler Saum;
wo magst du sein, mit der ich lag
vor einem Jahr in diesem Raum.
Wo liegst du jetzt um diese Stund,
vor herbem Schimmel halt und heiß,
wer küsst jetzt deinen breiten Mund
und wohnt in deinem scharfen Schweiß?
Wie sah die Nacht doch damals aus
noch immer so und anders nie;
schwarz drüben glomm das kleine Haus
wie heut und bebten mir die Knie‘.
Die Magd schob einen Krug mit Most
mir gestern abends noch herein;
mit dem komm ich zur Walnusskost
aus bis zum ersten Morgenschein.

**Theodor Kramer**

Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe …

Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe
und fürs Bittre bin ich da;
schlag, ihr Leute, nicht die Harfe,
spiel die Ziehharmonika.

Leer, verfilzt ist meine Tasche
und durchlöchert ist mein Hut;
dass ich leb, das Herz aus Asche,
macht: aus Branntwein ist mein Blut.

Ließ das Salz der Tränen Spuren,
wären meine Gucker blind;
meine Liebsten sind die Huren,
mir Gesellen Staub und Wind.

Das Falsett, das möcht umarmen,
doch das Ganze trägt der Bass;
hab Erbarmen, brauch Erbarmen,
doch zuinnerst haust der Hass.

Weiß zu viel und möcht doch träumen
wie der Echs im Sonnenschein;
leeres Brausen in den Bäumen,
braus für mich, nick träg ich ein!

Darf nicht ruhn, muss Straßen weiter;
denn bald bin ich nicht mehr da,
und es spielt die Stadt kein Zweiter
so die Ziehharmonika.

**Theodor Kramer**

Pfingsten für zwei alte Leute

Setz auf die Bank vorm Haus dich, Alte, nieder!
Für heute Abend ist genug geschafft!
Am Rand der Vorortstraße blüht der Flieder
und die Kastanien stehn in vollem Saft.
Die Motorräder, die aus frischen Fernen
der Stadt zu brausen, tragen schon Laternen.

Es ist ein Abend, wie ich viele Jahre
schon ihn nicht sah, an dem man alles schmeckt:
den Staub der Stadt, den Ruch der Schlingkrauthaare,
den grünen Rasen, der den Hang bedeckt,
den Wurzelgrund der wilden Efeureben,
die noch den Paaren an den Tschernken* kleben.

Wie ist es, sag doch Alte, zu begreifen,
dass wir wie nun schon wohnen manches Jahr
und nie mehr sonntags durch die Wälder streifen
und dennoch leben, ohne Wind im Haar?
Wir stehen auf und schrubben uns und essen –
und alles andre haben wir vergessen.

Gewaltig, Alte, glaub mir, ist das Leben
in allem, wenn wir es nur richtig tun,
wenn wir dabei sind, wie wir uns erheben,
und ganz dabei, wenn wir ein wenig ruhn.
Ist lahm das Kreuz auch, eine Hand beschädigt,
es ist der Mensch damit noch nicht erledigt.

Kalt zieht sich’‘s in die Füße aus den Fliesen,
die Maiennächte sind noch reichlich frisch;
wir werden gehen und das Fenster schließen
und schmal bestellt ist morgen unser Tisch,
und viel wird’‘s sein, wenn für uns alte Leute
zuweilen noch ein Abend kommt wie heute.

** Bergschuh*

**Theodor Kramer**

Requiem für einen Faschisten

Du warst in allem einer ihrer Besten,
erschrocken fühl ich heut mich dir verwandt;
du schwelgtest gerne bei den gleichen Festen
und zogst wie ich oft wochenlang durchs Land.
Es füllte dich wie mich der gleiche Ekel
vor dem Geklügel ohne innern Drang,
vor jedem Wortgekletzel und Gehäkel;
nichts galt dir als der schöne Überschwang.

So zog es dich zu ihnen, die marschierten;
wer weiß da, wann du auf dem Marsch ins Nichts
gewahr der Zeichen wurdest, die sie zierten?
Du liegst gefällt am Tage des Gerichts.
Ich hätte dich mit eigner Hand erschlagen;
doch unser keiner hatte die Geduld,
in deiner Sprache dir den Weg zu sagen:
dein Tod ist unsre, ist auch meine Schuld.

Ich setz für dich zu Abend diese Zeilen,
da schrill die Grille ihre Beine reibt,
wie du es liebtest, und der Seim im geilen
Faulbaum im Kreis die schwarzen Käfer treibt.
Dass wir des Tods und Ursprungs nicht vergessen,
wann jeder Brot hat und zum Brot auch Wein,
vom Überschwang zu singen wie besessen,
soll um dich, Bruder, meine Klage sein.

**Theodor Kramer**

Selbstporträt 1946

Buschig ist mein Haar, ist strähnig,
schon von Grau durchsetzt ein wenig,
schmerzhaft mein Gedärm verwachsen
und mein Herz macht mir schon Faxen.

Alles Laue, Halbe hass ich,
was an Geld kommt ein, verprass ich;
was ich weiß – nicht viel – das weiß ich,
auf die Neunmalweisen scheiß ich.

Einstand stets ich für die Armen,
oft mit mir kommt mir Erbarmen;
nötig hätt ich oft ein Fuder –
alle sind wir arme Luder.

Blau schon schwillt mir das Geäder,
unbeirrt führ ich die Feder;
schön ist's, Tag für Tag zu schreiben:
dies und das davon wird bleiben.

**Theodor Kramer**

Steinbrecher

Wir kauen wilde Birnen
und bohren Lunten vor,
den Sprengschuss in den Stirnen,
den Sperberschrei im Ohr.
Im Steinbruch flitzt die Otter;
es füllen rings im Land
die Karrenwege Schotter,
die Straßen Ufersand.

Nach Föhren schmeckt die Schwade,
die unsrem Schorn entqualmt,
wird Ockerfels samt Rade
vom Schlägelwerk zermalmt.
Wir sind ins Grün gekommen,
das Grün kommt viel zu uns,
glänzt brombeerblau umglommen
Gestämm des Buchengrunds.

Fast überlang weilt Helle
um das Geviert am Hang;
die finstre Steinkapelle
ragt ohne Glockenklang.
Zu Abend ruhn die Eisen,
das Sprengloch schläft im Stein,
und Lichtersterne kreisen
im blanken Apfelwein.

Da bei Wacholdersausen
ums Haus der Mond versteint,
ruhn wir in Abendpausen
mit Hang und Wald vereint,
als würden wir uns dehnen,
wann sich ein Holzring stuft,
und wären’s nicht, aus denen
der schwarze Aufbruch ruft.

**Theodor Kramer**

Stundenlied

Um acht Uhr liegt der Markt voll Spelt,
der Tag wie Soda blau verfällt;
von Rossmist trunken schwimmt der Spatz,
der erste Strolch nimmt rittlings Platz
im Ausschank.

Um zehn das Tschoch die Geigen wetzt,
der Branntwein zart die Gurgel ätzt;
der Auftrieb stelzt im Puderwind,
wer kauft, kauft schlecht: die Huren sind
noch teuer.

Die Mitternacht viel Licht verspeist,
des Schnupfers Nase fremd vereist;
das Messer wohnt bereit zum Stich,
der Mensch bekommt sehr leicht mit sich
Erbarmen.

Um zwei Uhr früh weht’s bitterlich,
der Wachmann weist die Hur vom Strich.
Wohl jedem, den beglückt sein Klamsch!
Wer kauft, kauft gut: ’s ist großer Ramsch
in Lenden.

Um vier Uhr wird der Rinnstein fahl,
der Schränker steigt aus dem Kanal;
das Brot wird gar, die Milch gerinnt,
des Säufers Harn zaunabwärts rinnt:
o Klage.

**Theodor Kramer**

Traubenjahr

Die Rebe grünt, der Obsthang schwimmt in Blüten,
der Löss hält dunkel und das Tal liegt klar;
vom Dorf bestellt, den jungen Wein zu hüten,
halt ich in Busch und Schlucht mein Traubenjahr.
Den Maienfrost erwart ich nachts beim Feuer
und seinen Einbruch kündet dumpf mein Horn;
der Winzer bietet ihm das Weinbergfeuer
und nährt es rot mit Span und dürrem Dom.

Die Rebe reift, die Vogelscheuchen schwanken,
die Hüterbäume wehn im Wipfellicht;
die Furchen bergen mich in Kürbisranken,
der Löss benagt mein trocknes Angesicht.
Im Steinbruch find ich Rauchfleisch, Brot und Sahne,
denn niemand weiß, in welchem Busch ich bin:
ich klirre traumhaft mit der Partisane
und reibe mit dem Knie mein raues Kinn.

Die Traube wiegt, ich ramm den Gabelstecken
und geb der übervollen Ranke Halt;
im Schatten reiz ich faul die Weinbergschnecken,
indes im Talgrund schon die Mahd erschallt.
Das steife Nusslaub seh ich dunkel flammen,
die Vogelkirschen wässern mir den Mund;
die wilden Birnen ziehen ihn zusammen
und mit den Wachteln schwirrt mein Ruf im Rund.

Die Traube glänzt, das Grummet ist geschnitten,
genäschig wippt von Pflock zu Pflock der Star;
der Winzer kommt mit Korb und Pfriem geschritten
und löst bergan mich aus dem Traubenjahr.
Noch hör ich Lesesang wie Gang der Kelter
und bin vom Duft der Maische süß gestreift;
und weiß es doch ergeben, dass nun älter
mein Burschenblut heran zum Strohwein reift.

**Theodor Kramer**

Trinklied vorm Abgang

Schon wird uns oft ums Herz zu eng,
es lässt uns niemals ruhn;
wir konnten manchmal im Gedräng
nicht ganz das Rechte tun.
Lasst in der Runde gehn den Wein,
horcht, wie die Zeit verrinnt;
die Menschen werden kleiner sein,
wenn wir gegangen sind.

Uns wäre eingereiht, behaust
und vorbetreut nicht wohl;
wir konnten noch in unsrer Faust
vereinen Pol und Pol.
Lasst in der Runde gehn den Wein,
horcht, wie die Zeit verrinnt;
die Menschen werden schwächer sein,
wenn wir gegangen sind.

Ob altes Maß, ob neues Maß,
wir müssen bald vergehn;
was schadet’s, bleibt nur dies und das
von uns als Zeichen stehn.
Lasst in der Runde gehn den Wein,
horcht, wie die Zeit verrinnt;
die Menschen werden freier sein,
wenn wir gegangen sind.

**Theodor Kramer**

Vagabund

I

Zerschunden kam ich von den Steinbruchklippen
– die Eichenhügel brausen braun im Wind –
und feuchte gierig die verstaubten Lippen
mit Trauben, die im Frost verrunzelt sind.

Die Ochsenwagen wanken voll beladen,
mich brennen hart die Vagabundenschuh.
Durchs Taschenfutter greif ich noch zwei Fladen
und singe mir ein altes Lied dazu.

II

Ich haste durch der Freistadt alte Gassen,
durch Herbstgebräuntes an den Binsen-See.
Die Sonne will die kalte Flut verlassen,
violen blüht und ockertief ihr Weh.

Schon schaukeln angepflockt die breiten Kähne;
ich und der See, wir sind zu zweit allein.
Sein brauner Nebel feuchtet mir die Strähne
und nistet sich in meinen Ohren ein.

III

Die Nacht umwächst die schlanken Kirchturmspitzen;
nun fällt das Städtchen an die Welt zurück.
Ich hebe mich aus meinem langen Sitzen
und schreit, erfüllt von namenlosem Glück,

mit harten Schritten wieder vor die Steine,
als wär ich selbst der Erde Weit und Breit,
und wünsche nur, ich wär durchflammt vom Weine
im Kern, dem kleinen, der Besonnenheit.

IV

Geerntet ist das Obst. Nur um Tomaten
schleich ich noch hungernachts den Zaun entlang.
Verloren schau ich ein Kartoffel-Braten
Und bebe doch verhalten vor Gesang.

Gewaltig wohnt der Bauer in der Stube
– und über Brot und Wein reicht seine Hand.
Mit Rebenschlingen deck ich mir die Grube
und friere fremd in seinem Ackerland.

V

Wie viel es, Bauer, sind, die mich vertreiben;
an dir allein versteh ich Hass und Ruh.
Ich lieg, der Erbfeind, hier vor deinen Scheiben,
und liebe doch das Land so tief wie du.

Wir sind ein alt Geschlecht, verbellt von Hunden,
verlogen, diebisch, zuchtlos, hungertoll.
Und stammt doch manches Lied von Vagabunden,
der Gnade hell und dunkler Erden voll.

VI
Vielleicht muss einer düngen, pflügen, graben
und ein Erhalter und Bewahrer sein,
ein andrer aber nichts als Beine haben,
die rastlos fallen in ein Schreiten ein.

Ich geh. Die Eschen zittern kalt im Winde.
Vielleicht kommt heute schon mich Schwäche an.
Kann sein, dass ich um Suppe Besen binde,
solange, bis ich wieder weiter kann.

**Theodor Kramer**

Verbannt aus Österreich

Es blassen schon im Wasserglas
nach einem Tag die Nelken
das Laub des Baums, der aus dem Gras
getan ist, muss verwelken.
Schon dreimal fiel und schmolz der Schnee;
wie lang noch, dass ich nicht vergeh,
verbannt aus Österreich?

Der Goldlack, wird ihm Salz gestreut
ins Glas, hält sich noch gelber;
aus bittren Tränen mir erneut
das Lebens Saft sich selber.
Entwurzelt, schwind ich nicht so leicht;
um meine Schläfen, sing ich, streicht
ein Hauch von Österreich.

Mein Herz, ich werf dich – du gehst still –
gach ins Getös der Zeiten;
rasch, wann ich nicht verbluten will,
muss ich dich nun erstreiten.
Doch fass und setz ich dich ins Loch,
bevor mein Blut gerann,
wer noch kennt mich in Österreich?

*(1943)*

**Theodor Kramer**

Vom Himmel von London

Vom Blau, das nicht lange die Farbe behält,
ein Stück, das vor Abend wie Soda zerfällt
und sein tintiges Nass sucht in Strichen verpisst,
bis die Dächer zu brausen beginnen: das ist
der niedrige Himmel von London.

Wo patzig die Büsche im Rasenrund stehn
Und schläfrig die Schwaden des Nebels sich drehn,
wo immer vorbei der Autobus zwängt
seinen Weg, in die winkligen Gassen hängt
der niedrige Himmel von London.

Wenn die gleitende Treppe zu Tage mich trägt,
Wenn das Hasten nach Arbeit die Straßen abschrägt,
wenn der Boss mich mit leerem Versprechen entlässt,
feucht fast streift mich, verdurstet, verrußt und durchnässt,
der niedrige Himmel von London.

Wie wäre der Tag, wenn im wildfremden Land
hell strahlte die Sonne und gleißte das Band
des Stromes, erst einsam und trostlos für mich;
bepiss' mich, was täte ich denn ohne dich,
du niedriger Himmel von London.

**Theodor Kramer**

Vom Jung-Sein-Wollen

Nur wenigen ist’s vergönnt auf dieser Erden,
in Ehren und mit Weisheit alt zu werden;
oft fügt sich’s, wird das erste Haar ihm weiß,
dass einer jung sein will um jeden Preis.

Kein Seidenhemd ist ihm für sich zu teuer,
den jungen Mädchen ist er nicht geheuer;
und er erhitzt sich, wird nicht gleich ihm heiß,
weil gern er jung sein will um jeden Preis.

Der Welt wird solche Schwäche recht gefährlich,
bleibt einer nicht in seinem Schaffen ehrlich,
macht mit wie wild, was grad des Tags Geheiß,
nur, weil er jung sein will um jeden Preis.

**Theodor Kramer**

Von den ersten Fahrrädern im Marchfeld

Dazumal, vor guten vierzig Jahren,
als wir noch zwei braune Burschen waren,
sind im Marchfeld, weit und wegverkommen,
grad die ersten Räder aufgekommen.

Und die Flecken, die in jenen Tagen
voneinander noch entfernter lagen,
haben sich nun in den ein, zwei blassen
Abendstunden leicht erreichen lassen.

Und es hat bis an die Grenze droben
bald ein großes Fahren angehoben
zu den Ziegelhöfen in den Senken,
zu den aufgespürten Bretterschenken.

Und wir haben seltsam unterm Gleiten
es empfunden, unsre Heimlichkeiten
nun auf viele Dörfer zu verteilen,
fern und nah, und nirgends zu verweilen.

**Theodor Kramer**

Von den ersten Tagen in London

In London treib ich mich seit ein paar Tagen
herum, die Koffer stehn noch eingestellt;
wohin ich komm, hör ich die gleichen Fragen,
wie es mir Neuling hierzuland gefällt.
So groß die Stadt auch ist, sie dünkt mich ländlich
mit ihren Gassen, ganz von Grün verschönt;
im Hydepark liegt das Volk wie selbstverständlich:
ich aber bin daran noch nicht gewöhnt.
Mit Auskunft dient mir, wen ich frage, willig,
doch lässt er mich beileibe nicht heran;
es tut ihm leid, er hält es nicht für billig,
dass ich im eignen Land nicht schreiben kann.
Dass man zuweilen meinesgleichen endlich
die Straßen waschen lässt und ihn verhöhnt,
erscheint den Leuten vollends unverständlich:
ich aber bin daran schon längst gewöhnt.
Der Fisch ist billig, doch das Wohnen teuer,
die Butter salzig und das Wasser schal;
sind die Entfernungen auch ungeheuer,
nicht sitzen bleiben kann ich nach dem Mahl.
Dass man nicht immer lächelt, wenn man endlich
beherbergt wird, und aus dem Schlaf noch stöhnt,
dünkt hierzuland die Leute unverständlich:
ich aber bin noch nicht an sie gewöhnt.

**Theodor Kramer**

Von der Schande

Ein Kuttelfleck – ich brauche keinen Braten –
wenn du mir’‘s  zahlst, will ich dir was verraten;
es ist der Mensch so schlecht nicht beieinand,
was er am meisten fürchtet, ist die Schand.

Er schlägt sich mit der Zelle Finsternissen,
ihn schreckt es mehr, dass drum die Nachbarn wissen;
die Jungfrau, der’‘s den Bauch verdächtig spannt,
was sie am meisten fürchtet, ist die Schand.

Es weiß der Bursch den Tripper zu ertragen,
doch’‘s ist ihm bang, was sie zuhause sagen;
ich stink nach Schnaps, verdreckt ist mein Gewand,
wohl mir, ich fürcht mich nicht mehr vor der Schand.

**Theodor Kramer**

Wann immer ein Mann trifft auf einen …

Wann immer ein Mann trifft auf einen,
der im Winkel sitzt, stumm und allein,
so schuldet, so sollte ich meinen,
er ihm ein Glas Bier oder Wein.

Bis die Augen nicht unstet mehr wandern
und sich aufhellt das bittre Gesicht;
dies schuldet ein Mann einem andern,
aber zuhören muss er ihm nicht.

**Theodor Kramer**

Was hast du, Liebster, heute Nacht …

Was hast du, Liebster, heute Nacht,
in einer Nacht aus mir gemacht!
Dass ich, dir fern, dich süß begehr,
ist nun mein Stolz und meine Ehr.

Es ist nach dir wie nie mir bang,
der Tag ist grell und sinnlos lang;
die Nacht, so dünkt es meinen Mund,
ist länger kaum als eine Stund.

Ich möcht nur, dass ich dir gefall
in allem, immer, überall;
gern säng ich, ob’‘s auch nicht gefällt,
es ins Gesicht der ganzen Welt.

**Theodor Kramer**

Weinlese

Kommt, geschnitten ist der Wein,
und es schäumt die Kelter;
lasst uns heute lustig sein,
morgen sind wir älter.
In der Kapsel surrt der Mohn,
aus den Malvenbroten
rinnt's; beim kleinsten Hauch und Ton
klaffen leer die Schoten.
Spielt die Ziehharmonika
drum und singt nur lauter;
heute sind wir alle da,
waren nie vertrauter.
Schön am Saum der Herbststrauch steht,
Reif deckt früh den Anger;
die heut in die Stauden geht,
ist im Frühjahr schwanger.

**Theodor Kramer**

Wenn du schon schläfst

Oft kann ich, wenn du lange
schon schlummerst, noch nicht ruhn;
ich möchte gern und lange
das gleiche wieder tun.
Ich möchte tief mich beugen
zu dir und meine Hand
versenken in die Beugen,
die sie an dir erst fand.

Kühl kommt es durch die Rille,
die unsre Betten trennt;
dein Atem, der die Stille
im Zimmer fast verbrennt,
geht ruhig hoch und nieder,
indes im schwachen Licht
ich mir aus Mund und Lidern
nachforme dein Gesicht.

Gern möcht ich einmal liegen
wie du vor mir, ganz still,
so, dass ich mich nicht biegen
und nichts mehr sagen will,
mich auf die Seite wenden
und nichts als ruhen sacht
mit ausgeschöpften Händen
die ganze lange Nacht.

**Theodor Kramer**

Wenn ein Pfründner einmal Wein will

Wenn ein Pfründner einmal Wein will,
sucht er im Gemeindehaus
eine Harke, eine Schlinge,
und dazu noch eine Schwinge,
geht er auf den Anger aus.

Wo die Erde fett und frisch ist,
gräbt er schwarz dem Maulwurf nach.
Raben krächzen in den Kolken,
leise ziehen weiße Wolken
und die Gräser gilben brach.

Alle Gänge hebt der Pfründner
gründlich aus, die Zunge dick,
fasst die samtnen bei den Fellen,
schlägt die traurigen Gesellen
mit dem Schaft in das Genick.

Mittags misst der Armenvater
ihm den Trunk zu trübem Rausch.
Faulig schmeckt der Wein, die Krallen
rosenroter Zehenballen
wachsen zart in seinen Rausch.

**Theodor Kramer**

Wer läutet draußen an der Tür?

Wer läutet draußen an der Tür,
kaum dass es sich erhellt?
Ich geh schon, Schatz. Der Bub hat nur
die Semmeln hingestellt.

Wer läutet draußen an der Tür?
Bleib nur; ich geh, mein Kind.
Es war ein Mann, der fragte an
beim Nachbar, wer wir sind.

Wer läutet draußen an der Tür?
Lass ruhig die Wanne voll.
Die Post war da; der Brief ist nicht
dabei, der kommen soll.

Wer läutet draußen an der Tür?
Leg du die Betten aus.
Der Hausbesorger war's, wir solln
am Ersten aus dem Haus.

Wer läutet draußen an der Tür?
Die Fuchsien blühn so nah.
Pack, Liebste, mir mein Waschzeug ein
und wein nicht: sie sind da.

1938

aus: Gesammelte Gedichte in 3 Bänden. Hrsg. v. Erwin Chvojka. Bd. 1. Paul Zsolnay Verlag, Wien 1997 und 2005

*Es ist die traumatische Erfahrung für alle Opponenten und Dissidenten einer totalitären Macht. Jederzeit können die Schergen der Despotie in die private Lebenswelt des einzelnen einbrechen und ihre Akte der Willkür vollstrecken. Diesen Augenblick der Angst vor Verhaftung oder Verschleppung, der die sich kumulierende Bedrohung abbildet, hat der große österreichische Realist und plebejische Lyriker Theodor Kramer (1897-1958) hier festgehalten. Das Gedicht entstand im Juni 1938, als der linke Sozialdemokrat Kramer nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich existenziell bedroht war.*

Die volksliedhafte, formal konventionelle Dichtung Kramers hat die Literaturgeschichte oft sehr despektierlich behandelt. Dabei hat Kramer in der Tradition der Chansonniers und Bänkelsänger die bewährten Muster des Redens und Reimens souverän durchgespielt. Sein politisches Erweckungserlebnis im Jahr 1929, das ihn zum Realismus der Neuen Sachlichkeit führte, beschrieb der Dichter so: »Ich hoffe sehr, dass ich unter anderem ein Asphaltdichter bin, ein Kohlenrutschendichter, ein Stundenhoteldichter, ein Fress-und Saufdichter.«

**Theodor Kramer**

Wien, Fronleichnam 1939

Wenige waren es, die Stellung nahmen
unterm Himmel, um zur Stadt zu gehn;
als sie singend ihres Weges kamen,
blieben viele auf den Steigen stehn.

Schütter quoll der Weihrauch und die Reiser
längs der Straße standen schier erlaubt;
klagend sang der kleine Chor sich heiser
und das Volk entblößte still das Haupt.

Manche kannten nur vom Hörensagen
noch den Umgang; doch dem baren Haar
tat es wohl, dass selbst in diesen Tagen
irgendetwas manchen heilig war.

Und indessen sie dem Zug nachstarrten,
salzigen Auges, Mannsvolk, Weib und Kind,
schwenkten aus den Fenstern die Standarten
alle das verbogne Kreuz im Wind.

**Theodor Kramer**

Winterhafen

Moses Vogelhut, den semmelblassen,
des Hausierens in den Häfen matt,
führte einst sein Rundgang aus den Gassen
bis zum Winterhafen vor die Stadt.
Mit der Flut im Schein der Uferlampe
zog ein angepflockter Kahn am Seil;
Schiffer hockten auf der kalten Rampe,
Vogelhut bot Kram und Messer feil.
   Moses Vogelhut,
   tu vom Haupt den Hut,
   spät am Strand zu schlendern tut nicht gut!
   Denn der Stromwind beizt Gesicht und Lunge
   und die Faust ist rascher als die Zunge,
   Moses Vogelhut, du alter Jud!

Moses Vogelhut, vorm Bauch den Kasten,
pflegte oft nun vor die Stadt zu gehn
und dem Löschen der verstauten Lasten
und dem Gang der Krane zuzusehn.
Auf die Schlepper trug er weite Hosen,
seine Börse dröhnte schlecht verwahrt;
auf der Rampe luden ihn Matrosen
ein zum Grog und zausten ihm den Bart.
   Moses Vogelhut,
   wisch den Priem vom Hut,
   spät am Strand zu tänzeln tut ja gut!
   Denn der Stromwind beizt Gesicht und Lunge
   und die Faust ist rascher als die Zunge,
   Moses Vogelhut, du alter Jud!

Moses Vogelhut schritt durch die Kühle
mancher Nacht, allein mit Tau und Strand
bis das Schaufelrad der Ufermühle
morgens stockend ihn beim Kaftan fand.
Dünner Regen sprühte in den Rahen,
ausgeblutet lag er und verstummt;
die ihn nachts noch bei den Speichern sahen,
sagten aus, er hätte dort gesummt:
   Moses Vogelhut,
   halt vom Haupt den Hut,
   spät am Strand zu schlendern tut dir gut!
   Denn der Stromwind beizt Gesicht und Lunge
   und die Faust ist rascher als die Zunge,
   Moses Vogelhut, du alter Jud!

**Theodor Kramer**

Zur halben Nacht

Was bin ich plötzlich aufgewacht.
Die Luft ist schal und dick;
unsichtbar sitzt zur halben Nacht
ein Druck mir im Genick.
Ist niemand da, der trinken will
mit mir vorm Nahn des Lichts?
Ich trommle laut, ich trommle still
den schwarzen Marsch ins Nichts.

Der Mond steht kalt am Himmel, wie
gefallen aus der Zeit;
die Sträucher seufzen hohl wie nie
vor lauter Einsamkeit.
Ist niemand da, der schlafen will
mit mir vorm Nahn des Lichts?
Ich trommle laut, ich trommle still
den schwarzen Marsch ins Nichts.

Erschöpft hat sich, was du verlangst
von mir, o Welt; ich härm
im Schlaf mich sehr und ich hab Angst
und mach, allein, mir Lärm.
Ist niemand da, der mithörn will
die Stimme des Gerichts?
ich trommle laut, ich trommle still
den schwarzen Marsch ins Nichts.

**Theodor Storm**

Abends

Warum duften die Levkojen
so viel schöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen
so viel röter bei der Nacht?
Warum ist in meinem Herzen
so die Sehnsucht auferwacht
Diese brennend roten Lippen
dir zu küssen bei der Nacht

*Es ist die Liebe als Passion, die Heftigkeit des Verlangens, die hier in natursymbolischer Überhöhung von Blumen-Duft und Farben-Brennen besungen wird. Vier leidenschaftlich herausgeschleuderte Fragen ins Dunkel. Für den Dichter Theodor Storm (1817-1898) hatten solche Momente einer aufglühenden Leidenschaft Seltenheitswert. Denn von Beginn an war sein Leben überschattet von unglücklichen Liebesversuchen. Bereits 1837 hatte er sich eine extrem kurzlebige Ver- und Entlobung mit der 17jährigen Emma von Kühl Fohr geleistet - es war der Anfang einer Gefühlsgeschichte des Scheiterns.*

Als Storm 1846 seine Cousine Constanze Esmarch heiratete, schien sich sein Schicksal positiv zu wenden. In diese Zeit fällt auch die Entstehung seines Liebesgedichts. Doch schon kurz nach der Heirat zerstörte die Begegnung mit einer neunzehnjährigen Senatorentochter das Eheglück. Zwanzig Jahre lang probierte es Storm mit einer Strategie der Entsagung, bis er nach dem Tod seiner Frau doch noch die geliebte Dorothea Jensen heiratete - von seinem Grundgefühl der Verzweiflung hat ihn das nicht erlöst.

**Theodor Storm**

Abseits

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut -
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Seif Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
- Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

**Theodor Storm**

Auf Erden stehet nichts

Auf Erden stehet nichts, es muss vorüberfliegen.
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen.
Dann wird das weggefegt, und weiter kehrt der Besen.

*Ans Ende seiner 1884 veröffentlichten Novelle „Zur Chronik von Grieshuus" hat Theodor Storm (1817-1889) einen fatalistischen Vierzeiler gesetzt. Die Novelle selbst handelt vom Schicksal einer auf Schloss Grieshuus in Holstein angesiedelten Familie, die sich im 17. Jahrhundert in einen tödlichen Bruderkampf verstrickt. Im Streit um das väterliche Erbe und um die Liebe zweier Frauen erschlägt Hinrich seinen adligen Bruder Detlev. Dieser Mord verfolgt die Familie über Jahrzehnte, bis am Ende der Enkel des Mörders im Krieg stirbt und das Adelsgeschlecht damit untergeht.*

Storms Lebensweg stand im Zeichen der unerfüllten Liebe zur Senatorentochter Dorothea Jensen, die er erst 1866, nach zwanzig Jahren Entsagung und einer eher unglücklichen Ehe mit seiner Cousine, heiraten konnte. Storms Vierzeiler lässt keinen Zweifel am brutalen Faktum der Vergänglichkeit und des Todes, der alle Spuren des irdischen Daseins löscht.

**Theodor Storm**
Die Stadt

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlass;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

1852

*Mit seinem wohl berühmtesten Gedicht hat der Dichter und Novellist Theodor Storm (1817–1888) dem Nordseestädtchen Husum ein literarisches Denkmal gesetzt. Solche vorbehaltlosen lyrischen Liebeserklärungen, in denen nur das Adverb „eintönig" die harmonische Atmosphäre stört, hat sich Storm nur selten gestattet. Meist zeigt sich sein lyrisches Ich bedrückt von der Erkenntnis, dass der Mensch „für sich lebt, in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raum".*

Als Storm 1852 diese Verse schrieb, wurde sein nordfriesischer Patriotismus gerade auf eine harte Probe gestellt: Aus politischen Gründen war er aus dem Juristendienst in Husum entlassen und des Landes verwiesen worden. Wie sein Freund, der Historiker Theodor Mommsen, hatte er sich am Unabhängigkeitskampf seiner schleswig-holsteinischen Heimat gegenüber Dänemark beteiligt.

**Theodor Storm**

Ein grünes Blatt

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf dass es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

1850

*Den Titel „Ein grünes Blatt“ hat Theodor Storm (1817–1888) in unterschiedlichsten Kontexten verwendet. Einmal hat er damit eine arg patriotische, 1854 erstmal veröffentlichte Novelle überschrieben, in der die Wald-Szenerie nur als Kulisse für den Rechtfertigungs-Monolog eines Soldaten dient, der Abschied nimmt von seiner „Waldkönigin“, um wieder in den Krieg zu ziehen. Aber auch für zwei Gedichte hat er diesen Titel gewählt.*

In den beiden Gedichten steht das „grüne Blatt“ im Zeichen des Abschieds, erinnert es an ein Naturgeschehen, das vergangen ist. Auch im hier dokumentierten Gedicht aus dem Jahr 1850 wird das Naturphänomen zum Erinnerungsträger. Denn die sommerlichen Tage, die das Ich heraufbeschwört, sind versunken. Aber die Empfindung des Ich, die sich an die Landschaft und an die Vogel-Laute heftet, ist geblieben – als Eingedenken an einen glücklicheren Zustand.

**Theodor Storm**

Geflüster der Nacht

Es ist ein Flüstern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will sich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Da emsig drängt sich anzusagen?

(1872)

*An chronischer Schlaflosigkeit leiden viele große Dichter. Heimgesucht von „Nachtgespenstern" (Eduard Mörike), wird die Insomnia zum Ausgangspunkt quälender lyrischer Phantasmagorien. „Ich möchte schlafen; aber du musst tanzen" - heißt es etwa in Theodor Storms (1817-1888) berühmtem „Hyazinthen"-Gedicht von 1851. Ein weiteres großes Schlaflosigkeits-Gedicht des Spätromantikers aus Husum handelt von dem nächtlichen Geflüster widerstreitender Stimmen, deren Botschaften schwer zu dechiffrieren sind:*

Das fortdauernde Flüstern versetzt den nächtlichen Grübler in einen Zustand der Unruhe, da die Stimmen im eigenen Kopf nicht zu enträtseln sind: Sind es begütigende Liebesworte, die da heranwehen - oder vielmehr Vorausdeutungen auf eine düstere Zukunft? Was Theodor Storm da 1872 in zwei schlicht gereimte Strophen gefasst hat, ist der Urzustand des ganz nach innen gewandten Zweiflers, der den eigenen Verunsicherungen nachhorcht - und unerlöst bleibt.

**Theodor Storm**

Herbst

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Dass man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg‘ ein ferner Frühlingstag.

**Theodor Storm**

Hyazinthen (1850)

Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du musst tanzen.

Es hört nicht auf, es rast ohn Unterlass;
Die Kerzen brennen und die Geigen schreien,
Es teilen und es schließen sich die Reihen,
Und alle glühen; aber du bist blass.

Und du musst tanzen; fremde Arme schmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!
Ich seh dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Gestalt.--

Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht
Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du musst tanzen.

**Theodor Storm** *(1817-1888)*

Knecht Ruprecht

Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muss euch sagen, es weihnachtet sehr!

Allüberall auf den Tannenspitzen
sah ich goldene Lichtlein sitzen;

Und droben aus dem Himmelstor
sah mit großen Augen das Christkind hervor;

Und wie ich so strolcht' durch den finstern Tann,
da rief's mich mit heller Stimme an:

„Knecht Ruprecht", rief es, „alter Gesell,
hebe die Beine und spute dich schnell!

Die Kerzen fangen zu brennen an,
das Himmelstor ist aufgetan,

Alt' und Junge sollen nun
von der Jagd des Lebens einmal ruhn;

Und morgen flieg ich hinab zur Erden,
denn es soll wieder Weihnachten werden!"

Ich sprach: „O lieber Herre Christ,
meine Reise fast zu Ende ist;

Ich soll nur noch in diese Stadt,
wo's eitel gute Kinder hat."

- „Hast denn das Säcklein auch bei dir?"
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier:

Denn Äpfel, Nuss und Mandelkern
essen fromme Kinder gern."

- „Hast denn die Rute auch bei dir?"
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier;

Doch für die Kinder nur, die schlechten,
die trifft sie auf den Teil, den rechten."

Christkindlein sprach: "So ist es recht;
So geh mit Gott, mein treuer Knecht!"

Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muss euch sagen, es weihnachtet sehr!

Nun sprecht, wie ich's hier innen find!
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?

**Theodor Storm**
Lied des Harfenmädchens

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muss Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

*Theodor Storm -1817 geboren in Husum und 1888 in Hanerau-Hademarschen gestorben - wird vielen wohl nur durch seine Novelle »Der Schimmelreiter« ein Begriff sein. Tatsächlich begründete die Prosa seinen Ruf doch auch als Lyriker besitzt Storm keine geringe Bedeutung für die Literatur des bürgerlichen Realismus. Der Lyriker, so notierte Storm einmal, müsse sein Empfinden in eine Erfahrung verwandeln, die es mit dem Gedicht in jedem seiner Teile zu vermitteln gelte.*

Ein einfaches, volkstümlich klingendes Lied, vermutlich von einer Straßensängerin gesungen, wie sie zu Storms Zeiten noch häufig über die Lande zogen. Bei aller Romantik, die hier in der zarten liedhaften Strophe gegeben wird, verbirgt sich in den Versen ein verführerisches Angebot. Aus bürgerlichen Anstellungen entlassen und ohne Stand, geschah es selten, dass diese Straßensängerinnen sich der Prostitution hingeben mussten. Der Gesang diente demnach nicht direkt dem Gelderwerb, sondern der Werbung für das eigene Fleisch.

**Theodor Storm**
Märznacht

Am Fenster lehn ich, müd, verwacht.
Da ruft es weithin durch die Nacht. –

Hoch oben hinter Wolkenflug
Hinschwimmt ein Wandervögelzug.

Sie fahren dahin mit hellem Schrei
Hoch unter den Sternen in Lüften frei.

Sie sehn von fern den Frühling blühn,
Wild rauschen sie über die Lande hin.

O, Herz, was ist’s denn, das dich hält?
Flieg mit hoch über der schönen Welt!

Dem wilden Schwarm gesell dich zu;
Vielleicht siehst auch den Frühling du!

Dann gib noch einmal aus Herzensdrang
Einen Laut, ein Lied, wie es einstens klang!

1885

*Das einsame Ich wartet schlaflos am Fenster auf ein Zeichen der Außenwelt – fast eine Urszene des romantischen Dichters. Der norddeutsche Patriot Theodor Storm (1817–1888) hat die romantische Empfindungsfähigkeit, die er bei seinem großen Vorbild Joseph von Eichendorff vorfand, für sein eigenes poetisches Verhältnis zu den Naturerscheinungen fruchtbar gemacht.*

Den Flug der Wandervögel, die mit „hellem Schrei“ dahinziehen, erlebt das Ich des Gedichts als eine Verheißung: Er steht für den Aufbruch ins Unbekannte, für die Reise zu den fernen Glücksversprechen der Vergangenheit. Lange Jahre wurde durch Storms Konzentration auf die Gattung der Novelle – er schrieb insgesamt 88 – seine „Lyrik völlig verschluckt“. Das Gedicht „Märznacht“, das in den meisten Sammlungen unter dem Titel „Am Fenster lehn ich“ geführt wird, stammt aus dem Spätwerk: Es findet sich in der *Nachlese* von 1885.

**Theodor Storm**
Meeresstrand

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmrung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen -
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

*In der romantischen Dichtung gibt es noch ein dialogisches Verhältnis zwischen der Natur und dem lyrischen Ich; die Landschaft wird zum Zeichen und Resonanzraum für die Empfindungen des lyrischen Subjekts. Bei Theodor Storm (1817-1888), dem großen norddeutschen Landschaftsdichter, ist die kosmische Ordnung zerbrochen; der Mensch hat sich abgesondert von der Natur. Er hat nichts mehr mit den Naturerscheinungen zu tun und wird teilnahmslos seiner Einsamkeit und Vergänglichkeit überlassen. So beispielhaft in dem 1854 entstandenen Gedicht „Meeresstrand“.*

*Der Schauplatz des Gedichts ist von Bedeutungen entleert, die Naturkreisläufe - Dämmerung, Vogelflug, Nebel und Stimmen über der Tiefe - sind von eigentümlicher Fremdheit. Es bleibt auch unklar, woher die Stimmen „über der Tiefe“ rühren: Sind es Tote, Geister, umherirrende Seelen? Wenn sie denn noch eine Botschaft an die Lebenden überbringen, dann ist sie nicht mehr zu entziffern.*

**Theodor Storm**
Trost

So komme, was da kommen mag!
Solang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

*Lebenszugewandtheit und Zukunftsoptimismus fielen dem nordfriesischen Patrioten, Juristen und Dichter Theodor Storm (1817-1888) schwer. Das Scheitern seiner ersten Liebe wurde zum Quellgrund einer fatalistischen Liebesdichtung, der oft ein Pathos der Verlassenheit beigemischt ist. Storm spricht meist aus der Perspektive einer tragischen Liebesmüdigkeit, die stets das Ende des Glücks vor Augen hat. In der poetischen Miniatur „Trost", 1885 im Sammelband „Gedichte" publiziert, scheint sich jedoch das Ich gegen alle melancholischen Anfechtungen zu wappnen.*

Nichts scheint in diesem Gedicht der innigen Verbundenheit des Ich mit dem Du etwas anhaben zu können. In der Tagwelt ist die Liebe ungefährdet, sie genießt an allen Orten der Welt ein Heimatrecht. Aber Storms „Trost"-Spruch hat seine Tücken. Denn die Schlusszeile ruft das wieder herauf, was ausdrücklich verbannt werden sollte: In der Negation wird die düstere Schattenwelt unfreiwillig heraufbeschworen.

**Theodor Storm**
Und war es auch ein großer Schmerz

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du tät'st es noch einmal, mein Herz.

*„Die Hälfte meiner Poesie gehört ihr", bilanzierte der Spätromantiker Theodor Storm (1817-1888) im Jahr 1866 die Liebe seines Lebens, die unerfüllte Leidenschaft zur Senatorentochter Dorothea Jensen. Auch seine lyrische Miniatur aus dem Jahr 1851 scheint eine spruchhafte Reflexion auf die Tragik dieser Liebesgeschichte zu sein: Schon kurz nach seiner Eheschließung mit seiner Cousine Constanze Esmarch im Jahr 1846 hatte sich Storm in Dorothea Jensen verliebt und eine erotische Liaison mit ihr begonnen; die spätere Heirat mit ihr 1866 brachte ihm kein Glück mehr.*

Das lyrische Ich formuliert ein Bekenntnis zur Poesie des Herzens und zur Emotion als innerster Antriebskraft des Handelns. Diese romantische Konfession richtet sich gegen alle Vorschriften der Moral und der Religion und gegen alle Erfahrungen des Schmerzes. Damit wird auch die untrennbare Einheit von gefühlsgesteuerten Entscheidungen und der Erfahrung von Leid behauptet, der unauflösbare Zusammenhang von Liebe und Schmerz.

**Theodor Storm**

Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre ferne Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muss ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl‘s, ein Wunder ist geschehn.

**Thomas Bernhard**

Der Bucklige mit dem Wassereimer

Der Bucklige mit dem Wassereimer,
die mit den Zöpfen, ganz wild,
die Nonnenschwänze weiß, die Vögel
schwarz auf dem grünen Bild,

der mit dem Zeigefinger auf seine
blutige Stirne zeigt,
der mit dem gelben Strick hoch
auf den Kirschbaum steigt,

(In: Thomas Bernhard, Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Volker Bohn. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991.)

*Menschen „in faulen Fetzen“, Kranke und Schreckgestalten bevölkern Thomas Bernhards (1931-1989) Gedichtband „Irren und Sträflinge“ (1962), gattungsmäßig ein Werk des Übergangs, das lyrische Fragmente mit Prosapartien mischt.*
*Hier nutzt der „Übertreibungskünstler“ Bernhard die Gelegenheit, seine finstere Menschenkunde mit einer Psychopathologie der Wahnsinnigen und blutig Gescheiterten zu bebildern.*

Das bereits 1949 entstandene Gedicht imaginiert hier in seinem ersten Teil alptraumartige Bilder von Besessenen oder körperlich deformierten Gestalten und setzt zugleich bedrohliche Todeszeichen. Die körperliche Versehrung des Buckligen korrespondiert in der zweiten Strophe mit den Bildern der Gewalt. Da ist ein Verwundeter mit „blutiger Stirn“ und schon in den nächsten Zeilen wird die Szene eines Suizids beschworen. Das Grauen des Daseins - Thomas Bernhard hat es in seinen frühen Gedichten mit verstörenden Bildern illustriert.

**Thomas Bernhard**

In einen Teppich aus Wasser

In einen Teppich aus Wasser
sticke ich meine Tage,
meine Götter und meine Krankheiten.

In einen Teppich aus Grün
sticke ich meine roten Leiden,
meine blauen Morgen,
meine gelben Dörfer und Honigbrote.

In einen Teppich aus Erde
sticke ich meine Vergängnis.
Ich sticke meine Nacht hinein
und meinen Hunger,
meine Trauer
und das Kriegsschiff meiner Verzweiflungen,
das hinübergleitet in tausend Gewässer,
in die Gewässer der Unruhe,
in die Gewässer der Unsterblichkeit.

(Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991)

*Die ersten zehn Jahre seines literarischen Lebens schrieb der Verzweiflungs- und „Übertreibungskünstler“ Thomas Bernhard (1934-1989) vorwiegend Gedichte, die in kühnen, grellen Bildern seine Grundthemen intonierten: die Finsternis, das Elend und das Leiden der eigenen Existenz. Das Leben als eine Krankheit zum Tode wird in dem litaneiartigen und später auch von der Vokalistin Monika Trotz (geb. 1965) vertonten Gedicht aus dem Band „Auf der Erde und in der Hölle“ (1957) beschworen.*

In Wiederholungen, Variationen und surrealistischen Farb-Valeurs umkreist das Ich Bernhards das Heillose des Daseins. In seiner Motivik der Lebens-Textur bzw. des Teppich-Gewebes gelingen ihm Bilder des existentiellen Ausgesetztseins - ausgenommen vielleicht die überdeterminierte Metapher vom „Kriegsschiff meiner Verzweiflungen“. „Jeder neue Satz von ihm“, so der kundige Bernard-Exeget Peter Hamm, „hat die Macht, einen buchstäblich umzuwerfen, so elementar und stets neu tritt er vor einen hin ...“

**Thomas Bernhard**

Mein Gebet..

Mein Gebet hört Gott auch
am Morgen im Kornfeld
wo der Wind
die Kinder des Mittags sammelt
und die Entschlafenen
von ihren Gehirnen ausruhen
an der Mauer.
Gott hört mich
in der Finsternis des Regens
und auf den Wegen
bittrer Gräser und blanker Steine
über den Totenschädeln der Nacht
die in meinen Träumen zerschellen
aus Furcht.
Gott hört mich
in jedem Winkel der Welt.

(in: Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1996)

*Das finstere Gebet eines von seinen Nachtgesichten und Zweifeln zerquälten Dichters gibt wenig Anlass zur frommen Bejahung des Daseins. Der Gott, den der frühe Thomas Bernhard (1931-1989) hier aufruft, ist eine omnipräsente, aber keineswegs begütigende Macht: er bevorzugt die Nachbarschaft der Toten. Das lyrische Ich selbst findet im Gebet keinen Weg heraus aus den Finsternissen, sondern gerät immer tiefer in sie hinein.*

Seine frühe lyrischen Versuche, de wie das „Gebet“ erstmals im Band „In hora mortis“ (1958) erschienen, und seine Auseinandersetzung mit der Haltbarkeit des Gottesbegriffs hat Bernhard später als „Schmarrn“ bezeichnet: „Nach drei Gedichtbüchern hab’ ich gedacht: Was hat das für einen Sinn?...Das wird ja eher immer blöder.“ Man sollte jedoch den Selbsteinschätzungen großer Autoren misstrauen. Die Wahrheit ihrer Texte ist größer als die ihrer oft nur irreführenden Bekenntnisse.

**Thomas Bernhard**
Wo bist du Herr

Wo bist du Herr und wo
mein Glück?
Mein Trost ist hin
und meiner Augen Zahl
mein Gott
der Morgen kam und ging
in Mühsal
wo ist was ich nicht mehr bin
und wo der Schlaf
und süßer Duft der Glieder
Honig
Laub
und Wind
vom Ölberg
Herr
mein Gott
der mir den Mond beschreibt
um Mitternacht.

(Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Volker Bohn. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1991)

*Die Gedichte des jungen Thomas Bernhard (1931-1989) sind flehentliche Gebete an einen Gott, der keine Erlösung mehr verheißt, sondern nur noch als Todesbote in Erscheinung tritt. In seiner Jugend hatte Bernhard die Omnipräsenz des Todes am eigenen Leib erfahren - sowohl der von ihm innig geliebte Großvater als auch seine Mutter starben früh, er selbst erkrankte 1949 lebensgefährlich an einer Lungentuberkulose. Sein zweiter Lyrikband „In hora mortis“ (1958) spricht in jedem seiner Teile von der Qual und der Todes-Verfallenheit der menschlichen Existenz.*

In barocker Manier wird die Leidenszeit und Mühsal des Daseins aufgerufen - im Unterschied aber zu den religiösen Gewissheiten der Barockdichtung verweigert Bernhard jede Sinngebung des Sinnlosen. Das lyrische Ich sieht sich konfrontiert mit dem Trostlosen - eine „Auslöschungs“-Erfahrung, die dann auch in den fatalistischen Prosabüchern Bernhards wiederkehrte.

**Thomas Böhme**

Das Konfetti der Kirschbäume

DAS KONFETTI DER KIRSCHBÄUME bringt eine
gewisse Heiterkeit in die Gärten. Auch ohne
Pappnase gibt man sich gut gelaunt,
wenn es klingelt. Es ist immer der Falsche.
Jetzt stört es einen schon weniger,
dass die Flaschen statt mit Wein
nur mit Zweigen gefüllt sind. Was tut man
nicht alles, um den Frühling für einen Moment
zu verlängern. Frische Farbe durchwabert
das Haus, und die Kameras, die den Eingang
belauern, ducken sich wie kleine Vögel
in den bestürzenden Flieder.

(Nachklang des Feuers. Galrev Verlag, Berlin 2005.)

*„Somnambules Schreiben, Automatismus sollte man nicht verachten. Man kann viel von den Surrealisten lernen.“ Das ist eines von vielen poetologischen Glaubensbekenntnissen des traditionsbesessenen Leipziger Lyrikers und Erzählers Thomas Böhme (geb. 1955), der seine Gedichte in einem weiten Feld intertextueller Bezüge ansiedelt. Von den amerikanischen Beat-Autoren hat Böhme ebenso gelernt wie vom strengen Klassizismus Stefan Georges. Sein nach 2000 entstandenes Frühlingsgedicht orientiert sich eher an einem bildstarken Sensualismus, der mit spielerischer Leichtigkeit Naturszenen mit ironischen Kommentaren verbindet.*

Hier hat der Autor seinem lyrischen Subjekt eine lebenshungrige Heiterkeit verordnet, die mit den Aufbruchszeichen des Frühlings korrespondieren soll. Weil aber die Natur nicht den gewünschten Enthusiasmus liefert, wird mit Stimuli aller Art nachgeholfen. So verwandelt sich die idyllische Kirschbaum-Szene denn auch bald in eine künstlich generierte Landschaft, in der sich auch die technischen Medien ins harmonische Bild zu fügen haben.

**Thomas Böhme**

Ein Lumpensammler

EIN LUMPENSAMMLER steigt in seinen Wagen
und fährt dem Ziel entgegen
das die Karte weist.
Die Welt um ihn ist sehr verschwiegen
wofür sie ja nichts kann, doch Zweifel bleiben
ob sie ihn nicht zum Narren hält.
Ein Esel, der am Wegrand steht
nickt mit dem Kopf, er weiß es längst:
die Narretei ist Teil der Welt.
Einst zogen Kinder mit Lampions ins nahe Wäldchen
und kehrten heim mit glasig wirrem Blick.
Der Unhold der sie schreckte war längst übern Berg.
So trieb man eine Sau durchs Dorf die niemand kannte.
Die Lumpen waren blutig als man sie verbrannte.

(In: Poet No. 5, Poetenladen Verlag, Leipzig 2008.)

*„Bei mir ist das Gedicht immer auch ein Körper, ein menschlicher Leib ...“ Thomas Böhme, der 1955 in Leipzig geboren wurde, arbeitet als Lyriker, Essayist, Herausgeber und Fotograf. Viele seiner Gedichte sind nicht ganz in der Gegenwart verankert; sie erinnern teilweise atmosphärisch an die Zeit des Fin de Siècle.*

„Ein Lumpensammler“ - auch die Figur dieses Gedichts ist der Vergangenheit entlehnt. Der Lumpensammler war seinen Zeitgenossen verdächtig, und die „Welt“, die oft nicht sehr weit über ein bloßes Dorf hinausreichte, grenzte sich misstrauisch von jedem Außenseiter ab. Ein Kinderschänder hat Schrecken verbreitet, jetzt wird ein Sündenbock gefunden und vermutlich gelyncht. In einer distanzierten und doch klingenden, souveränen Sprache entsteht eine Art von moderner Moritat. Sie spricht von einer verschwiegenen und düster leuchtenden Welt, in der nur ein Esel, der gemeinhin für Sturheit und Dummheit steht, von der „Narretei“ weiß.

**Thomas Brasch**
Der schöne 27. September

Ich habe keine Zeitung gelesen.
Ich habe keiner Frau nachgesehn.
Ich habe den Briefkasten nicht geöffnet.
Ich habe keinem einen Guten Tag gewünscht.
Ich habe nicht in den Spiegel gesehn.
Ich habe mit keinem über alte Zeiten gesprochen und
mit keinem über neue Zeiten.
Ich habe nicht über mich nachgedacht.
Ich habe keine Zeile geschrieben.
Ich habe keinen Stein ins Rollen gebracht.

nach 1974

aus: Der schöne 27. September. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1980

*Auf dem Höhepunkt ihres literarischen Ruhms in der DDR veröffentlichte die Schriftstellerin Christa Wolf 1974 eine umfangreiche Tagebuchnotiz, »Dienstag, der 27. September», in der sie detailliert Auskunft gab über den Arbeitsalltag einer sozial engagierten Autorin im SED-Staat. Die lakonische Liste mit Negationen, die daraufhin Thomas Brasch (1945-2001) vorlegte, der die »sozialistische Tragödie der Dummheit<< unverschlüsselt benannte, lässt sich als poetische Gegenschrift zum mustergültigen Pflichterfüllungs-Programm Wolfs lesen.*

Das Ich beschränkt sich auf kühle Unterlassungserklärungen: Das Subjekt gönnt sich weder private Vergnügungen noch nimmt es am gesellschaftlichen Leben in irgendeiner Form teil. Hier wird gleichsam die Verweigerung jedweden Aktivismus inszeniert. Aber nicht nur das politische Engagement wird in Frage gestellt, auch die kontemplative Introspektion des Ich ist erstmal außer Kraft gesetzt. Schon der Ansatz zu Sinngebung oder Identitätssuche wird torpediert.

**Thomas Brasch**

Lied von Pest und Wissenschaft

O, das ist das Ende jeder Medizin
von Florenz bis in das ferne Wien,
lehrt der Herr, der uns auf Erden schuf:
Arztsein das ist kein Beruf.

Was ich auch verschreibe, hilft es nicht.
Kaltes Fleisch und Wein: Linsengericht.
Ach, was nutzt dem Arzt sein hoher Schwur,
wenn der Herrgott sagt: Ich bleibe stur.

Denn er zeigt uns ja mit dieser Pest,
dass er uns die Erde überlässt.
Seht doch, wie er uns noch einmal winkt
Und das Mensch krepiert und stinkt.

*(Wer durch mein Leben will, muss durch mein Zimmer. Gedichte aus dem Nachlass. Suhrkamp Verlag, 2002)*

*Der Dichter Thomas Brasch war in den achtziger Jahren der Star der dissidenten Boheme aus der DDR, ein Nachkömmling jüdischer deutscher Kommunisten, dessen sozialistische Utopie mit der Realität des SED-Staats schmerzhaft kollidiert war. Nach der Wende war es still geworden um den Dichter, der 1976 die DDR verlassen hatte. In Braschs späten Gedichten, die erst posthum veröffentlicht wurden, besingt ein desillusioniertes Ich den Rest seiner künstlerischen Existenz.*

Das Resultat von Braschs poetischen Selbsterkundungen, so unfertig sie in einzelnen Fällen wirken mögen, sind bewegende, tief anrührende Gedichte eines Mannes, dem die Welt zerbrochen war. In seinem „Lied von Pest und Wissenschaft“, einem Rollen-Gedicht, spricht ein angesichts der Pest-Epidemie in Mitteleuropa ratloses Ich von der Vergeblichkeit ärztlichen Handelns. Die Bilanz ist trostlos: Gott hat die Welt sich selbst überlassen, der Mensch ist konfrontiert mit der Erbärmlichkeit des eigenen Untergangs.

**Thomas Brasch**

Lied

Wolken gestern und Regen
Jetzt ist keiner mehr hier
Ich bin nicht dagegen
Singe und trinke mein Bier

Tränen heute und Lieder
Bäume verdunkeln den Mond
Ich komme immer wieder
Dorthin wo keiner mehr wohnt

Blätter morgen und Winde
Bist du immer noch hier
Ich besinge die Rinde
Der Bäume und warte bei dir

*Den Dichter Thomas Brasch (1945-2001) hat man einst als „Ulysses aus Charlottenburg" gefeiert. Nach seinem Erfolgsbuch „Der schöne 27. September" (1980) sprachen seine Gedichte nur noch von den Suchbewegungen eines Einsamen, der gebannt scheint in ein ewig währendes Unglück. Zu zentralen Vorbildfiguren seines Schreibens erhob Brasch zwei Meister der populären Formen: Zum einen den jungen Brecht, den wilden Vaganten und Liebes-Berserker. Zum andern Heinrich Heine, dessen Volksliedstrophen und politische Balladen der poetische Nachgeborene konsequent ins Düstere wendet.*

Der Protagonist dieser Gedichte ist meist ein Verlassener, der allein mit seinen Liedern in einer existenziellen Dunkelheit sein Beharrungsvermögen demonstriert. Als Gegenüber des lyrischen Subjekts ist zunächst nur die Natur da, mit der ein direkter Austausch gesucht wird („Ich besinge die Rinde / der Bäume"). Aber dann taucht - wie in Heines „Buch der Lieder" - noch ein „Du" auf, auf das sich die Erwartungen des Ich richten. Dem einsamen Ich bleibt die Positionierung in einer Wartezeit, von der ungewiss ist, ob sie zu je zu Ende geht.

**Thomas Brasch**

Schlaflied für K.

Nacht oder Tag oder jetzt
Will ich bei dir liegen
Vom schlimmsten Frieden gehetzt
Zwischen zwei Kriegen

Ich oder wir oder du
Denken ohne Gedanken
Schließ deine Augen zu
Siehst du die Städte schwanken

In den Traum oder Tod oder Schlaf
Komm in den Steingarten
wo ich dich nie traf
will ich jetzt auf dich warten

nach 1970

aus: Thomas Brasch: Der schöne 27. September, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1980

*Wenn die Grenzen zwischen hell und dunkel verschwimmen, ereignen sich in den Gedichten des Berliner Dichters Thomas Brasch (1945–2001) die Augenblicke der wahren Empfindung. Über die Welt fällt dann die Dämmerung einer Endzeit, in der alles verhangen scheint von der Erwartung der nahen Katastrophe.*

In Braschs Gedichten werden die fluktuierenden Sphären von Nacht, Schlaf und Traum zur letzten Heimstätte eines weltverlorenen Ichs, das nie mehr die helleren Bezirke des Erwachens erreicht. Der Schlaf und die Träume gebären dann die Phantasmagorien vom Untergang. So wird das Ich seines fatalistischen „Schlaflieds“, das in den 1970er Jahren entstand, von der Ahnung eines offenbar unmittelbar bevorstehenden Krieges heimgesucht. Die Beziehung zwischen dem Ich und dem Du scheint keine Hoffnung zu bergen, selbst der „Steingarten“ ist kein meditativer, sondern bedrohlicher Ort.

**Thomas Brasch**
Was ich habe, will ich nicht verlieren

Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber
wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber
die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber
die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber
wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber
wo ich sterbe, da will ich nicht hin:
Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.

1977

aus: Kargo. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1977

*Die ihm zugedachte Bilderbuchkarriere in der DDR hatte der Dichter und »Individualanarchist« Thomas Brasch (1945-2001) durch ästhetischen und politischen Eigensinn frühzeitig zerstört. 1968 wurde der Sohn eines hohen SED-Funktionärs wegen »staatsfeindlicher Hetze« zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Er hatte Flugblätter gegen den Einmarsch des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei in Umlauf gebracht.*

1977 verließ Brasch die DDR, in der für seinen Lebenshunger und seine Poetik kein Platz mehr war. In seinem Gedicht aus dem Zyklus »Der Papiertiger«, 1977 erstmals im Band »Kargo« veröffentlicht, gerät das Ich in jene unaufhebbaren Paradoxien, die Braschs todesverfallene Figuren zu zermürben scheinen. Jeder Vorsatz, jeder Entschluss des Ich, jeder Vers wird durch ein »aber« dementiert; in keinem gesellschaftlichen Zustand ist ein Bleiben möglich. Nur in der Utopie wäre ein Verharren auf Dauer möglich; dort, wo noch niemand *war*.

**Thomas Brasch**
Wer durch mein Leben will

WER DURCH MEIN LEBEN WILL, MUSS DURCH MEIN ZIMMER
willst du verhaftet sein: jetzt oder immer

Wer in mein Leben will, geht in mein Zimmer
wer mit mir leben will
muss in mein Zimmer
könnt ich woanders hin
leben für immer,

würde ich nie wo anders sein,
lebt ich in jeder Kammer.

(Thomas Brasch, Wer durch mein Leben will, muss durch mein Zimmer. Gedichte aus dem Nachlass. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2003.)

*Im Nachlass des einst als „Ulysses aus Charlottenburg“ bejubelten Dichters Thomas Brasch (1945-2001), den schwere Melancholie und ein exzessives Leben in einen frühen Tod trieben, fand man tief bewegende Gedichte eines Mannes, dem schon bald nach Beginn seiner literarischen Karriere die Welt zerbrach und der früh vom Vorgefühl des eigenen Untergangs zu sprechen begann.*
*Ab Mitte der 1980er-Jahre empfand sich Brasch als ein Verlassener, der in heilloser Traurigkeit sein Eremitendasein besingt.*

Es gibt einige Gedichte im literarischen Nachlass Braschs, die diese Situation des Rückzugs beschreiben: In seinem Zimmer wandert das Ich der Gedichte hin und her und buchstabiert das Alphabet seines Verstummens. Es ist eine Zimmer- und Kammer-Existenz, die das Subjekt dieser Gedichte führt, fast eine Art Gefangenschaft, an der auch die Zugewandtheit anderer Menschen nichts ändern kann.

**Thomas Bütow**

Der Markt hat angefangen
*Nach Matthias Claudius*

Der Markt hat angefangen.
Die deutschen Waren prangen
von Bitterfeld bis Bonn.
Bunt schwillt die Mark und schweiget,
und auf dem Bildschirm steiget
die Wachstumskurve himmelan.

Wie ist mein Land so stille
und in Europas Hülle
so friedlich und so hold.
Als eine stille Kammer,
wo ihr den Katzenjammer
verschlafen und vergessen sollt

Seht ihr Germania stehen?
Sie war nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
die sie getrost belachen,
bevor wir demonstrieren gehn.

Markt, lass dein Heil uns schauen,
nicht auf Planwirtschaft bauen,
nicht Anspruchsdenken freun.
Lass uns selbständig werden
und in dir hier auf Erden
wie Kinder Konsumenten sein.

Wollst endlich ohne Grämen
die Depression uns nehmen,
den Sozialistenschrott.
Und wenn du ihn genommen,
lass uns zu Wohlstand kommen,
du unser Markt und unser Gott.

So legt euch denn, ihr Brüder,
endlich gesamtdeutsch nieder.
Kalt ist der Abendhauch.
Erspar uns, Markt, die Strafen,
und lass uns ruhig schlafen.
Und unsern kranken Ossi auch.

**Thomas Gsella**

Der Deutsche

Den Deutschen eint von Nord bis Süd
die Vielzahl der Talente:
der Lagerbau, der Genozid,
das Bier, die Riester-Rente.

Die Toten trägt er mit Grandesse,
die Mütze mit ‘nem Bommel.
Die Tochter weint um Rudolf Heß,
der Sohn um Erwin Rommel.

Der Vater will als Arier
seit je die Welt erretten.
Heut heißt er Vegetarier
und schmiedet Lichterketten.

2008

(Nennt mich Gott. Gedichte aus fünfzig Jahren. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Wer die Völkerpsychologie zitiert und scheinbar letztgültige Weisheiten über einzelne Nationen verbreitet, der erntet immer den Beifall von der falschen Seite. Sicher ist, dass der Humorist und Satiriker Thomas Gsella (geb. 1958), der hauptberuflich lange als Chefredakteur der Satire-Zeitschrift „Titanic“ tätig war, in seinen boshaften Gedichten zu Eigenheiten der europäischen Nationen niemanden schont. Die nationalpsychologischen Stereotypen sind in so schmerzhafter Weise verdichtet und ins Absurde getrieben, dass Beleidigungsklagen geradezu unvermeidlich sind.*

Vom „Genozid“ zur „Riester-Rente“ eine Verbindungslinie zu ziehen und „den Deutschen“ generell eine nostalgische Beziehung zur Nazi-Vergangenheit zu unterstellen - das kann nur einem misanthropischen Geist, einem begnadeten Ketzer oder der englischen Boulevard-Presse einfallen. Thomas Gsellas konsequente Vorurteilskritik versetzt jedenfalls die Freunde der politischen Korrektheit in große Unruhe.

**Thomas Gsella**

Papa-a? Ja, mein Kind?

Papa-a?
Ja, mein Kind?

Wenn wir einst, um nicht zu rosten,
rübermachten aus dem Osten,
um die Welt in Bunt zu sehn;

wenn wir nun vor todesblassen
Arbeitsämtern, Aldi-Kassen
wie im Osten Schlange stehn:

Ging der Schuss (ich frag ja bloß)
nicht dezent nach hinten los?

Dann geh halt rüber!

*In seiner 2008 erschienenen Sammlung von Gedichten hat der 1958 in Essen geborene Thomas Gsella die vermeintlich letzten Fragen der Menschheit auf ironische Weise ins öffentliche Bewusstsein der Republik gezerrt. Ein politisch inkorrekter Sarkasmus und lustvolle Boshaftigkeit gehören dabei zu den Primärmerkmalen von Gsellas Versen. In einem Papa-Sohn-Zyklus handelt er die gesammelten Irrtümer und Vorurteile zum deutsch-deutschen Verhältnis ab.*

Auf die kindlich-naive Frage, was sich mit der deutsch-deutschen Wende geändert habe, antwortet der Vater in der Art einer autoritären Stammtischfigur nach bekanntem schwarz-weißmalerischen Muster. Der rüpelhafte Schluss wird formal durch die Unterbrechung der Terzinenform erreicht, mit der das Reimschema zerstört wird.

**Thomas Gsella**

Papa-a? Ja mein Kind?

Papa-a?
Ja mein Kind?

Wenn wir Ulm vor Jahrn verließen,
um in Hagen, später Gießen,
Plön und Meppen aufzublühn;

wenn wir dann aus Hohenlohen
im April nach Bochum flohen,
um von dort hierher zu ziehn -

ach, verstrahlt's nicht Ulmer Grausen,
dies ... wo sind wir?

Oberhausen.

(Papa-a? Ja, mein Kind? Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Als „Rüpelreimer" (Frankfurter Allgemeine Zeitung) und „Titanic-Titan" hat der boshafte Humorist Thomas Gsella (geb. 1958) schon manches politisch korrektes Bewusstsein in helle Aufregung versetzt. In einem Zyklus mit über hundert querulatorischen Gedichten entwickelt er Dialoge zwischen Vater und Kind, bei denen es auf naseweise, vorlaute oder überkluge Fragen sarkastische Antworten gibt. Eins dieser heiteren Frage-Antwort-Spiele entwickelt sich zu einer wunderbar absurden Eloge auf Ortsnamen.*

Einen kleinen Lebenslauf in Ortsnamen zu schreiben, verlangt hier weit weniger Aufwand als das virtuoseste Ortsnamen-Gedicht der deutschen Lyrik-Geschichte, Peter Rühmkorfs (1929-2008) Langpoem „Mit den Jahren ... .Selbst III". Wo Rühmkorf nach einer aufwendigen Recherche versucht, „der Welt auf Teilstrecken nahezukommen" und sich dann in die entlegensten Provinzen zwischen „Oberbusenbach" und „Muschenheim" verirrt, da zieht Gsella nur ein paar Striche - und findet dazu passende Reime.

**Thomas Gsella**

Papa-a? Ja, mein Kind?

Wenn wir im August in Mali,
im September dann auf Bali
und im Tschad Siesta machten,

im Oktober Prag besuchten,
Sydney und Manhattan buchten,
im November Rom bedachten,

um in einer zweiten Runde …-
fröhlich geht die Welt zugrunde?

Dito.

(Thomas Gsella, Papa-a? Ja, mein Kind? Die letzten Fragen der Menschheit. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Die Globalisierung hat einen besonderen Typus des permanenten Reisenden hervorgebracht, der die Welt nur noch als planetarische Wellness-Zone zu begreifen vermag. Zu den Lieblingsbeschäftigungen dieses universalisierten Touristen gehört die Touristen-Verachtung, obwohl sein eigenes Länder-Hopping einem zutiefst konsumistischen Bewusstsein entspringt. Der Satiriker und Dichter Thomas Gsella (geb. 1958) hat sich in die Innenperspektive dieser Experten des Wohlbehagens versetzt und ihnen eine humoristische Petitesse gewidmet.*

Als überzeugter Protagonist der „Generation Reim“ vermag Gsella seine Boshaftigkeiten in treffsicheren Pointen zu platzieren - und gleichsam en passant den Biedersinn oder, wie im Fall seines Touristen-Porträts, die Gedankenlosigkeit seiner lyrischen Helden freizulegen. Dass er am Ende noch ein gesellschaftskritische Stichwort einschmuggelt - das ist eher untypisch für einen Autor, der es vorzieht, dass sich seine Figuren selbst um Kopf und Kragen reden.

**Thomas Kling**

Hombroich Elegie (10)

dann starb die kröte; war
die kröte hin. zu feucht das
wetter und gleich beim salbei:
und ließ sich so nicht trocknen;
riss ab, riss durch als sie vom
einen ort - ein vogelschnabel war
das wohl - zum andern hin.

vom spatenblatt riss kröte ab! es
starb die kröte leider mir, die
vor der türe hat gesessen; und
kerfe mit der schnellen zunge
hat gegessen. so schwarzer
teerhafter glibber; das weiße
bein stand raus. auch diese

kröte lässt sich nicht vergessen.

(Sondagen. DuMont Kunst und Literaturverlag, Köln 2002)

*Der radikalste Dichter der jüngeren Gegenwartspoesie war der lyrische Sprachekstatiker Thomas Kling (1957-2005). Spracharchäologische Detailarbeit und eine furiose „Etymologiebegeisterung“ waren für diesen Dichter Voraussetzungen der Dichtkunst. Mit der genau kalkulierten Vermischung alter und neuer Bildsphären, der gezielten Konfrontation von frühgeschichtlichem und modernem, medientechnologischem Material betrieb er eine intensive „Sprachkörperbetrachtung“. Da hatte ein Wörter-Alchemist die Büchse der Pandora geöffnet und ließ daraus alle Wirkungsmöglichkeiten der Sprache auffliegen.*

In seinem naturpoetischen Zyklus „Hombroich-Elegie“ fällt aller geschichtliche Deutungszwang vom Dichter ab und er vergegenwärtigt in schönen dichten Bildsequenzen seine heimatliche Landschaft und seine poetischen Wappentiere. In der wild wuchernden Flora des „Denkgeländes“ seiner letzten Jahre, einer ehemaligen Raketenstation nahe der Museumsinsel Hombroich, entdeckt er auch die sterbende Kröte.

**Thomas Kling**
Hombroich-Elegie (14)

aber sie zirpen ja!
kurven und luftzug.

sprache der falken: sie zirpen
mitunter sich zu. zarte äugende sprache,

die hörbare zunge im anflug.
insgeheim beute, zirpen ja: beute,

charakter, vertrauen. sie zirpen
ja – damit ist vieles gesagt.

2001/02

aus: Thomas Kling: *Sondagen*, DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2002

*In seinen letzten Lebensjahrzehnt lebte der Dichter und Spracharchäologe Thomas Kling (1957–2005) auf einer ehemaligen Raketenstation nahe der Museumsinsel Hombroich, einer klimatischen Schnittstelle am Nordrand der Kölner Bucht. Als „ekstatischer Sprachreisender" betrieb er dort seine silben- und bild-zersprengende Dichtung bis zum Exzess. Hinzu kam auf der wild wuchernden Flora der Raketenstation die Sehnsucht, sich zarter Naturphänomene und kreatürlicher Wunder zu vergewissern – und auch die Möglichkeit, in ruhigen Bildern seine Wappentiere zu besingen, die Wespe und den Falken.*

Den Geräuschen all seiner geliebten Flugtiere folgen die Bewegungen von Klings anmutiger „Hombroicher Elegie". „Vertrauen", das hier dem Falken zugeschrieben wird, ist ein seltenes Wort bei diesem Dichter. Zu viele Katastrophen sind den Landschaften, die er poetisch durchquert hat, widerfahren.

**Thomas Kling**
Steinobst, Mirabelle

so dicht an dicht, so zäh so weiß
besetzt: gespickt von süzzer blüthe!

so eng an eng, so reich: so sprachreich
der geruch

und selbst der hagel, projektil vom bodn
federnd, hat ihr nichts angetan.

so schäumt die weiße sanft, an wilden
zweigen, während, april, der

steinobstmond - nervös, schwarzweiß,
textile nacht - in etwa überdauern kann.

(für Anja Utler)

(Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Marcel Beyer u. Christian Döring. Dumont Buchverlag, Köln 2006.)

*Ein Blick auf das Anmutige, auf das Blütenmeer eines Mirabellenbaums: Er könnte, folgt man der altertümlichen Rechtschreibung, von einem späten Barockdichter wie Barthold Hinrich Brockes (1680-1747) stammen, der „die Kirschblüte bey der Nacht“ mit „betrachtendem Gemüte“ lyrisch verewigt hatte. Aber das Gedicht hat Thomas Kling (1957-2005) geschrieben, der radikalste Dichter und Sprachekstatiker der Gegenwart.*

In der wild wuchernden Flora seines „Denkgeländes“, einer ehemaligen Raketenstation nahe der Museumsinsel Hombroich, ließ Kling in seinen letzten Jahren immer häufiger seiner Sehnsucht Raum, sich zarter Naturphänomene zu vergewissern. Versteckt hinter einer Reihe erschütternder lyrischer Anatomien seines moribunden Körpers, platzierte Kling in seinem letzten Gedichtband „Auswertung der Flugdaten“(2005) zwei, drei betörend schöne Blumengedichte - die auch als Liebeserklärungen gelesen werden können.

**Thomas Kling**
wespen

mit der zeitung / der illustrierten;
mit dem kehrblech; mit dem hand-
tuch (für oben / unten, fürs geschirr);
mit dem hausschuh, besonders in der
nähe von lichtquellen. indem wir be-
enden wie die fluggeometrie. -feld:
tapeten, fensterscheiben; schwarz
gelb. hingeknirscht (kurze knirschung).
schwarz gelb. panzerung (gesprengt)
schwarz gelbe. krümmung (mit fühlern).

(In: Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Marcel Beyer und Christian Döring. DuMont Verlag, Köln 2005)

*Im Bildprogramm des Dichters Thomas Kling (1957-2005) steht ein Insekt im Zentrum, das Aggressivität und Schnelligkeit vereint: die Wespe. Die Identifikation des Dichters mit seinem Lieblingstier ging so weit, dass er gerne einen schwarz-gelben Streifenpullover trug.*
*Es hat auch seine ästhetische Konsequenz, dass für die Ausgabe der „Gesammelten Gedichte“ Klings ein Umschlag in schwarz-gelber Musterung gewählt wurde. Das erste „wespen“-Gedicht findet sich in Klings Debütband „erprobung herzstärkender mittel“ (1986).*

Das stachelbewehrte Insekt wird zunächst aus der Perspektive seiner Gegner betrachtet, die es mit diversen Haushaltsgegenständen zur Strecke bringen wollen. Diesem Alltagsbild der Jagd auf ein bedrohliches Insekt setzt der Dichter in schroffer Fügung seine faszinierte Nahsicht auf die sinnliche Präsenz des Tiers entgegen, auf seine „Fluggeometrie“ und seine „schwarz gelbe“ Erscheinung.

**Thomas Mann**
Ich bin ein rechtes Rabenaas

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Rost den Zwippel
Ach Herr, so nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel!

1901

(Buddenbrooks. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978 ff.)

*In Thomas Manns epochalem Erstling „Buddenbrooks“ (1901) gibt es eine Stelle, da die frommen Freunde des Hauses Buddenbrook zum Aufsagen von religiösen Texten aufgefordert werden. Hier singt die Hausgemeinde zu einer „feierlichen, glaubensfesten und innigen Melodie“ einen sehr herben Selbstbezichtigungs-Text, in dem ein Sünder seinen Gott um Gnade bittet:*

Die Thomas Mann-Forschung hat lange darüber gerätselt, ob es sich hier um ein reales Kirchenlied handelt oder um eine Überschreibung eines alten Denkspruchs. Vermutlich stammt der wuchtige Text von einem antiklerikalen Satiriker namens Wilhelm Wolff, wobei sich jedoch eine unerklärliche Abweichung in Manns Version eingeschlichen hat. Denn ursprünglich lautet die vierte Zeile: „Als wie der Russ’ die Zwippel“. Dies meint also eine angebliche Vorliebe der Russen für Zwiebeln - während die entsprechende Zeile bei Thomas Mann keinen Sinn ergibt.

**Thomas Rosenlöcher**

Am frühen Morgen

Am frühen Morgen war ich aufgewacht,
als ich durchs Fenster unter mir im Garten
den Apfelbaum sah. Der war auferstanden
in dieser Nacht aus dieser dunklen Nacht
und schwerelos vor lauter Blütenschnee.
Mir schwindelte. Dies war der erste Tag,
der je begann. Vordem war Nacht, nur Nacht,
so sehr umschlossen hielt das hohe Blühen
des Universums Kraft. Die Engel sangen.
Und eingegangen war ich längst ins Weiß,
als sie schon draußen an der Tür anklopften.
Nicht ich, ein andrer kochte grad Kaffee,
packte sein Zeug, sah noch einmal den Baum,
der noch da stand, als wäre immer Frieden.

(Thomas Rosenlöcher, Ich sitze in Sachsen und schau in den Schnee. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*Nur auf den ersten Blick erzählt dieses Gedicht von der Apfelbaumblüte, auf den zweiten ist es die kunstvoll gewebte Epiphanie eines Augenblicks, ein nicht untypisches Motiv des an Mörike geschulten sächsischen Romantikers Thomas Rosenlöcher (geb. 1947). Der Apfelbaum blüht nicht einfach, sondern ist „auferstanden“ aus einer dunklen Nacht und wieder zu seiner (alten?) Kraft gelangt. Engel sekundieren ihm und singen ihm zu Ehren.*

Das Ich in diesem Gedicht ist von einem Schwindel ergriffen vor lauter Staunen und wird erst wieder in den Alltag zurückgeholt, als es plötzlich an der Tür klopft. Nun rüstet der Held - verwandelt - zu einer Reise oder auch nur zu einem Spaziergang. Das Ereignis der Baumblüte hat etwas in ihm ausgelöst. Unmöglich, jetzt zu verharren, zu bleiben. Einzig der Baum, auf den ein letzter Blick geworfen wird, bleibt wo er war, „als wäre immer Frieden“.

**Thomas Rosenlöcher**

An die Klopapierrolle

Da dir Gesang nicht gegeben und deine bedeutende Rolle
häufig verschwiegen wird, sing ich, Bescheidne, dich nun.
Täglich wird an dir gerissen, stückweise spült dich, und
    rauschend,
zu den Schatten hinab Acheron unter die Stadt.
Aber die Stunden des Menschen, der dich erdacht hat,
    Hygienische,
rollen wie du dich, sich ab; siehe, er krallt seine Hand
dir ins Papier, als gälte es, eine Schlacht zu gewinnen
in dieser Stellung! Und blickt finsteren Auges dich an,
hat auf den Lippen kein Liedlein, ist mit Elise zerstritten -
Trost wird ihm niemals, doch du reinigst, ich singe dich, ihn.

(Am Wegrand steht Apollo. Insel Verlag, Frankfurt a. M. 2001.)

*Dass einem so peinlich beschwiegenen Alltagsgegenstand wie der Klopapierrolle kein Platz in der modernen Dichtung zugestanden wird, wollte der sächsische Spätromantiker Thomas Rosenlöcher (Jg. 1947) nicht einsehen. Und so widmete er gleich sein allererstes Gedicht, das lange vor Erscheinen seines ersten Gedichtbands „Ich lag im Garten bei Kleinzschachwitz“ (1983) geschrieben wurde, diesem Hygiene-Utensil.*

Der profane Gebrauchsgegenstand wird durch die Verwendung der antiken Strophenform der Ode in fast paradox anmutender Weise poetisch aufgeladen. Im hohen Ton Hölderlins, der einst die deutsche Dichtung mit der alkäischen und asklepiadeischen Ode so unnachahmlich bereichert hat, singt der sächsische Schelm einen Hymnus auf das Gewöhnliche. Die Toilette als Portal zum mythischen Hades - auf diese eher frevelhafte Weise leistete der junge DDR-Lyriker seinen Beitrag zur Aktualisierung der Antike.

**Thomas Rosenlöcher**

Auf einen Lastkraftwagen

Wie eine Hundeschnauze, flach in das Kraut gelegt,
schmult mich von unten her, hier, am verlassnen Ort,
wo Aufschwung noch nicht hinkam, ein fremdes Wesen an
mit halb zerbrochnen Lichtern; eingesunken das Rad,
das Trittbrett durchgerostet. - Entgegen starre ich.
Die Knie leicht angewinkelt, den Oberkörper weit
nach vorn gebeugt, die Brille mit Leukoplast geklebt,
dachhaft das Haar gebrettert, die Bartverwilderung
abwärts gesträubt in Starrens Richtung. Wen kümmert das?
Was aber untergeht, scheint zukunftszugewandt.

*In subtiler Fortsetzung der Idyllentradition hat der 1947 in Dresden geborene Thomas Rosenlöcher mit seinen Gedichten immer aufs Neue die entlegenen Winkel und die Randzonen des Alltags ins Licht gerückt. Die Idylle, so Rosenlöcher in seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des Hölty-Preises, sei nicht idyllisch, sondern Ausdruck einer Mangelerfahrung.*

Ein verrostender Laster, eine notdürftig geflickte Brille in einem verwilderten Gesicht - Landschaft und Wanderer werden gleichermaßen durch Zeichen des Mangels beschrieben. So gesehen sind sie alle Opfer eines von der Politik als Aufschwung Ost gepriesenen Wandels, der nicht bis in den verlassenen Ort des Idylls reicht. Mit dem Schlussvers holt das Gedicht noch einmal aus über sein Echo auf Hölderlins „Was bleibet aber, stiften die Dichter“. Indem das Gedicht das Hölderlin-Zitat überschreibt, reagiert es auf die mitschwingende Frage „Wozu Dichter?“ und fragt frech zurück: „Wen kümmerts?“ Der Mangel sitzt also tiefer, er ist auch ein Mangel an Poesie.

**Thomas Rosenlöcher**

Das Echo

Im Grün des Waldes saß ich nieder,
in lichtdurchwirkter Stille, lauschend,
und Mückenstäubchen fuhren auf und nieder,
da ihren Bogen die Betonbahn rauschend

ums grüne Zelt schlug. Wie sie wieder lügen.
Was auseinanderfährt, zusammenbiegen.
In Volkes Namen mit den Brillen rucken.
Und Wort für Wort das Wort zu Tode drucken.

Dass Baun Zerstörn heißt und Verfall der Rest.
Gut gehen, dass es jeder gehen lässt.
Umsicht, dass wer wie was wanns wo gibt weiß
Und um den eigenen Scheiß sich kümmern, Fleiß.

Sprach ich und lauschte. Echo? Haarausfall.
Durch schüttres Astwerk lugte schon das All.

(Die Dresdner Kunstausübung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1996.)

*Die Sehnsucht nach einer unversehrten, erhabenen Natur wird in den Elegien und Idyllen des sächsischen Dichters Thomas Rosenlöcher (geb. 1947) emphatisch aufgerufen wie auch ironisch konterkariert. Die alten Versmaße, die Distichen, Alexandriner oder Blankverse beherrscht Rosenlöcher virtuos; er überführt sie in eine lyrische Kunst lässiger Unvollkommenheit. In burlesker Manier, in schelmischen, gelegentlich auch kalauernden Tonarten besingt er augenzwinkernd kleine und kleinste Dinge. Aber auch das Pathos verschmäht er nicht.*

Sein 1988 noch zu Lebzeiten der DDR entstandenes Sonett „Das Echo“ verbindet zwei unterschiedliche Tonlagen: Die romantische Natur-Emphase wird gebrochen durch zornige Sentenzen gegen das Aufbau-Pathos und gegen die Manipulation der Öffentlichkeit. Am Ende des Gedichts blitzt dann wieder das Schalkhafte des Ironikers auf. Das Eichendorffsche „Lauschen“ wird profaniert durch das Benennen des peinlichen „Haarausfalls“.

**Thomas Rosenlöcher**

Der Garten

Im Garten sitze ich, am runden Tisch,
und hab den Ellenbogen aufgestützt,
dass er, wie eines Zirkels Spitze,
den Mittelpunkt der Welt markiert.
Ein Baum umgibt mich mit vielfachem Grün,
und langsam steigt das blütenreiche Meer
des frühen Jahrs. Die Vögel brülln wie irr.
Über mich hin spazieren schöne Schatten,
und Blütenblätter fallen auf den Tisch
und schmelzen, Schnee! Die Äste triefen schwarz,
und von der Straße her kommt ein Geräusch,
das war mein Leben. Plötzlich bin ich Luft
und sitz noch hier und rede zu dem Baum,
ob er nicht doch die Länder wechseln könne,
sein unerhörtes Blühen aufzuführen,
wo einer noch mit seinem Ellenbogen
den Mittelpunkt der Welt markiert.

(In: Ich sitze in Sachsen und schau in den Schnee. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998.)

*In diesem Frühlingsbild wird eine Urszene deutscher Dichtung aufgerufen, das Selbstporträt des Minnesängers Walther von der Vogelweide (ca. 1170-1230). Thomas Rosenlöchers Dichter-Ich nimmt fast exakt jene Position aus Walthers bekannter Spruchstrophe ein, wonach der Dichter, auf einem Stein sitzend, mit aufgestütztem Ellenbogen darüber nachsinnt, wie man in einer Welt voller Gewalt, in der „Friede und recht todwund" sind, nach ritterlichen Idealen leben soll.*

Der Garten ist für den modernen Romantiker Rosenlöcher (geb. 1947) der von Vergänglichkeit bedrohte „locus amoenus", der wiederkehrende Topos für den harmonischen Einklang von Mensch und Natur. Doch die idyllische Erfahrung einer unversehrten Schönheit wird in dem 1982 erstmals veröffentlichten Gedicht gestört. Das plötzliche Innewerden der eigenen Vergänglichkeit lenkt das Dichter-Ich auf die Unruhe des Exils, in dem einer „öfter die Länder als die Schuhe wechselt" (Brecht). Das lyrische Sprechen, eingebettet in eine erhabene Natur, erscheint in diesem Lichte nur als Zitat.

**Thomas Rosenlöcher**

Der Klappstuhl

Im Schuppen ein Klappstuhl, letztes System.
Aufklappen klappt. Abklappen glückt.
Nur dass er, ehedem bequem,
jetzt Riefen in den Hintern drückt.

Komfort, Tortur! Die Wirkungsmacht
der Gegenwart? Galt, gilt nichts mehr.
Und wer was gilt, heißt easy chair.
Hat ihn das derart hart gemacht?

Der Klappstuhl diskutiert die Frage:
so er - ich hart? Dein Weichgesäß
entwickelte sich zeitgemäß -

als knarrende Personenwaage
sacht unter mir zusammenkracht.
Im Gras noch lange nachgedacht.

1998

(Am Wegrand steht Apollo. Gedichte. Insel Verlag, Frankfurt am Main/Leipzig 2001.)

*Das romantische Erbe Joseph von Eichendorffs ist bei dem 1947 geborenen Dresdner Dichter Thomas Rosenlöcher in besten Händen. Die Sehnsucht nach einer unversehrten, erhabenen Natur wird in seinen Elegien und Idyllen ebenso aufgerufen wie auch ironisch konterkariert. Die alten Versmaße, all die Distichen, Alexandriner oder Blankverse beherrscht Rosenlöcher virtuos; er überführt sie in eine lyrische Kunst lässiger Unvollkommenheit. So auch in einem um 1998/99 entstandenen Porträt des Dichters als notorisch ungeschickter Mann.*

In burlesker Manier, in schelmischen, gelegentlich auch kalauernden, aber immer ironischen Tonarten besingt Rosenlöcher augenzwinkernd kleine und kleinste Dinge. So kann auch ein Klappstuhl Platz haben in einem Gedicht - sogar in einem Sonett, in dem der Dichter mit den Tücken eines Alltagsobjekts zu kämpfen hat. Das Klappstuhl-Sonett steht im Kontext des „Wiependorfer Tagebuchs“, das der Dichter anlässlich seines Aufenthalts in Schloss Wiepersdorf 1998 anfertigte.

**Thomas Rosenlöcher**

Die Neonikone

Als ich nach Amsterdam kam
und um die Ecke bog,
stand ich vor dem Fenster der Hure.
Sie aber saß in rötlichem Licht
auf einem Hocker und schaute mich an
und lupfte ihre lange
lebendige Zunge nach mir.
Da war ich vom Donner gerührt,
weil alle Schönheit in einer
einzigen Hure wohnte,
und neben mir im Dunklen stand
ein augenrollender Kreole
und ein lächelnder Blitzlichtjapaner,
so dass wir gemeinsam die Menschheit darstellten
vor der Ikone aus Neon,
die ihre Schenkel auftat und schloss,
noch als ich nach Sachsen zurücklief und meinen
armen, armerudernden Schatten
schräg an die Wand warf im Lauf.

1988

*(Ich sitze in Sachsen und schau in den Schnee. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1998)*

*Im Jahr 1988, der Selbstauflösungsprozess des SED-Staats war schon im Gang, hielt sich der 1947 geborene Thomas Rosenlöcher, ein der Dresdner Schule entlaufener Spätromantiker, auf seiner ersten West-Reise in Amsterdam auf. Ein dort alltägliches erotisches Lock-Angebot erlebt sein lyrisches Ich als nahezu mystische Offenbarung:*

Entgegen manch betulicher Interpretation firmiert „die Hure“ hier nicht als Bild für den verderbten Kapitalismus, der Frauen zu sexuellen Beute-Objekten macht, sondern als ungeheures Glücksversprechen. Die Hure erscheint als Heilige, von einer suggestiven Aura (dem „rötlichen Licht“) umgeben. Vor diesem Wunder versammeln sich die Repräsentanten der „Menschheit“: drei Voyeure, die diese Epiphanie mit großer Faszination bestaunen. Das Offenbarungserlebnis verfolgt auch noch den Heimkehrer, der seinen Schatten allerdings nicht (wie Adalbert von Chamissos Held Peter Schlemihl) an den Teufel verkauft hat.

**Thomas Rosenlöcher**

Rettender Engel

Er ist der kleinste unter allen Engeln
und selbst sein Singen ist nur wie ein Strich.

Doch im Fach Demut hat er eine Fünf.

Fliegt mit den Bienen auf und nieder,
wenn Glockenläuten durch die Äste schneit.

Und davon wird sein Kleid kirschblütenweiß.

Und leuchtet vor auf seinem langen Weg
durchs Labyrinth der finsteren Systeme,

die sich, von soviel Anmut rettungslos
verwirrt, entwirrn, und Friede, Friede flüstern.

(Ich sitze in Sachsen und schau in den Schnee. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*Der sächsische Elbtalromantiker Thomas Rosenlöcher, Jahrgang 1947, sucht in seinen Gedichten sehr oft den Schutzbereich der Engel. Seine Engel sind durchweg liebenswürdige, weil sehr fehlerbehaftete, imperfekte Wesen, mit einer Tendenz zur schlitzohrigen Subversion der alten Welt- und Himmels-Ordnungen.*

Es ist kein Zufall, dass sich der kleine Rettungs-Engel mit „kirschblütenweißem“ Gewand durchs irdische Territorium bewegt. Denn ein solches Weiß gehört zum Repertoire des romantischen Dichters, der von der traumhaft-luziden Illumination der Welt träumt. Die labyrinthisch gewordene Welt mit ihren „finsteren Systemen“ im Bereich des Politischen bedarf durchaus der Hilfestellung durch die Engel, die in Rosenlöchers Band „Schneebier“ (1988) in stattlicher Zahl auftreten. Der Dichter leistet sich hier mit einem gewissen Augenzwinkern die schöne Naivität, die „Anmut“ des „kirschblütenweißen“ Engels zur großen Transformationskraft bei der Sicherung des Weltfriedens zu stilisieren.

**Ulf Miehe**

Eine Sorte von Vätern

Gesichter:
Verschwommen, blass;
gutsitzende Brille.

Eigenschaften:
Harmlos. Ihre Arglosigkeit
übertrifft die
gutmütiger Haustiere.

Ansonsten:
Gründlich.
Im Listenanfertigen
für Sonnabendeinkäufe,
Steuererklärungen
und Menschentransporte.

Erinnerungsvermögen:
Schwach.
Bauchschuss, Bluterbrechen
total vergessen nach zwanzig Jahren -
nur für den Stammtisch
Panzerabschüsse parat.

Die Regierung,
von ihnen gewählt,
ist ihnen ähnlich.

(In: Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums. Hrsg. v. Peter Hamm. Biederstein Verlag. München 1966.

*Bevor er überaus erfolgreich als Krimiautor von sich reden machte („Ich hab noch einen Toten in Berlin“, 1972) debütierte der Schriftsteller und Drehbuchautor Ulf Miehe (1940-1989) mit dem Gedichtband „In diesem lauten Lande“ (1966), der entscheidend zur politischen und ästhetischen Selbstverständigung der „68er Generation“ beitrug. Sein erstmals 1966 gedrucktes Gedicht über die politisch verstrickte Vätergeneration steht als exemplarischer Text am Beginn der literarischen Politisierung.*

Miehe beschränkt sich hier auf die lakonische Skizzierung eines Vater-Typus, der die Generation der Kriegsteilnehmer repräsentiert. Das Gedicht setzt auf schroffe Kontraste: Die charakterliche „Harmlosigkeit“ der Väter steht einer kollektiven Bereitschaft zur „gründlichen“ Vollstreckung unmenschlicher Taten des Nazi-Regimes gegenüber („Menschentransporte“). Das Gedicht verweist nicht auf eine kollektive Schuld dieser „Sorte von Vätern“, sondern suggeriert auch noch das Fortdauern der nationalsozialistischen Mentalitäten in den Regierungen der Bundesrepublik.

**Uljana Wolf**
kinderlied

mein vater
der kleine trompeter
gab sein blut
für unsre kehlen

singend führn wir
ihn im schilde
spielend schaufeln
wir sein grab

mein wächter
der kleine trompeter
mit dem blech
an seinen lippen

bläst uns
wenn die herzen
aus der deckung treten
seinen marsch

(2004/05)

(kochanie ich habe brot gekauft. Gedichte. Kookbooks, Berlin 2005.)

*Dieses verstörende „kinderlied“ führt zurück zu den Urszenen deutscher Geschichte. Im März 1925 wurde bei einer Wahlveranstaltung der Kommunistischen Partei Deutschlands ein Hornist des Roten Frontkämpferbundes von der Polizei erschossen. Dieses Ereignis bildete das mythische Ingrediens der antifaschistischen Heldenlegende vom „kleinen Trompeter“.*
*Es entstanden Lieder und Filme vom „kleinen Trompeter“; nach Gründung der DDR gehörten „die kleinen Trompeterbücher“ zum Standardinventar des sozialistischen Kinderzimmers. In ihren lyrischen Suchbewegungen nach den Brennpunkten deutscher und polnischer Geschichte greift die 1979 geborene Uljana Wolf dieses Motiv wieder auf:*

In Uljana Wolfs preisgekröntem Gedichtbuch „kochanie ich habe brot gekauft“ steht das „kinderlied“ in einem weit gespannten Motivkreis von Vater-Tochter-Geschichten. Zunächst fragt das Ich der Gedichte nach den lebensgeschichtlichen Prägungen durch „die Väter“, und anschließend nach den Fähigkeiten der Töchter, sich gegen das allgewaltige Wort der Väter zu behaupten.

**Ulla Hahn**

Allein

Ich hab die Schnauze voll ich
bin auch müde und fürcht mich
jetzt schon vor dem ersten warmen Tag
den kleinen Kindern und den
schwangern Frauen und was das
Frühjahr noch erzeugen mag.

Ich bin allein ich hab nichts
zu verlieren als ein paar
Tage vom vergangnen Jahr
und Angst mit mir was Neues
zu probieren nicht zu krepiern
an dem was niemals war.

(Herz über Kopf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1981; (c) Random House)

*Für ihren ersten Gedichtband „Herz über Kopf“ (1981) wurde die Dichterin Ulla Hahn (geb. 1945) von älteren Herren enthusiastisch gelobt, von jüngeren Kritikern dagegen herbe attackiert. Dass hier ein weibliches Ich mit Schnoddrigkeit und Sentiment ihr Liebesleid artikulierte, wurde als kalkulierte poetische Dissonanz bewundert - oder aber als poetische Biederkeit geschmäht. Das sprachliche Aufbegehren dieser Gedichte hält sich in Grenzen. In den lapidaren Befunden des zwischen Einsamkeit und Trotz schwankenden Ich glaubten sich jedoch viele Leserinnen wiederzuerkennen.*

Es geht hier nicht um ein wildes Aufbegehren gegen poetische Konventionen, auch wenn die Protest-Formel „Ich hab die Schnauze voll“ eine Regelverletzung anzukündigen scheint. Mit subtil gefügten Trochäen, die den scheinbar mündlichen Redegestus formal objektivieren, kündigt die zweite Strophe das Ausbrechen aus der lähmenden Depression an. Es ist der Lebensplan eines weiblichen Ich, das endlich die Liebesenttäuschung *zu überwinden gedenkt.*

*(Ist das weibliche Ich, das hier spricht, eine unberechenbare Rebellin oder doch eher eine Musterschülerin des poetischen Kanons? Mit ihrem Debütbuch „Herz über Kopf“ (1981) polarisierte Ulla Hahn (geb. 1946) die literarische Welt, die sich erbittert über die Originalität und Legitimität dieses zwischen Schnoddrigkeit und Sentimentalität changierenden Tons stritt. Was hier mit einer Geste trotzigen Aufbegehrens beginnt, steuert im Verlauf des Textes immer mehr auf emotionale Ambivalenzen zu, in die das einsame Ich bis hin zur Handlungshemmung verstrickt scheint.*

Es ist dieser Gefühlszustand der verlassenen Geliebten, in den sich viele Leserinnen einfühlen konnten. Der Text selbst übersetzt mündliche Rede in ein kunstvoll mit unregelmäßigen Reimen organisiertes Gedicht. Ob es Wege gibt, die das Ich aus der lähmenden Depression herausführen können, bleibt offen. Auf die entschlossene Willensbekundung des Ich in den ersten beiden Zeilen jeder Strophe folgt der Hinweis auf die inneren und äußeren Widerstände, die das neu gewonnene Selbstbewusstsein des Ich gefährden könnten.)

**Ulla Hahn**

Genug

Liebt ich ihn noch ich sähe
nicht wie sich das Licht
in den Seen bricht
Säh nicht den Morgen
im Mittag vergehn
Morgen aus Nachtarmen
auferstehn
Säh nicht die Blumen
sprießen und grün
in den Wiesen das Gras
aufblühn verglühn
Säh nicht die Schwalben
im hohen Flug hätte noch
immer von ihm genug.

(Ulla Hahn, Liebesgedichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1993)

*Als artistische Reaktion auf die „Neue Subjektivität“, die dominante Literaturströmung der 1970er Jahre, pries der Kritiker Marcel Reich-Ranicki dereinst die Dichtung Ulla Hahns (geb. 1946). Mit den meist autobiografisch motivierten Texten der „Neuen Subjektivität“ verband Ulla Hans Gedichte das Interesse an der jüngeren Vergangenheit des Nationalsozialismus und an gesellschaftspolitischen Themen der Zeit.*

Das Gedicht beschreibt eine Entliebung, die mit der Schlusspointe doppelzüngig endet. Ein Grundmuster für „Genug“ ist dabei die Antiphrase: Es scheint zunächst, als hätte das Subjekt allein Augen für die geliebte Person. Mit dem Schluss wird aber klar, dass hier eine Liebe verabschiedet wird, die auf selbstverständlicher Dominanz auf der einen und bedingungsloser Unterwürfigkeit auf der anderen basiert. Von „ihm genug haben“ meint nicht nur das abschließende Urteil nach der Entliebung, es beschreibt den unerträglichen Zustand schon während der verabschiedeten Beziehung.

**Ulla Hahn**

Ich bin die Frau

Ich bin die Frau
die man wieder mal anrufen könnte
wenn das Fernsehen langweilt

Ich bin die Frau
die man wieder mal einladen könnte
wenn jemand abgesagt hat

Ich bin die Frau
die man lieber nicht einlädt
zur Hochzeit

Ich bin die Frau
die man lieber nicht fragt
nach einem Foto vom Kind

Ich bin die Frau
die keine Frau ist
fürs Leben.

(Spielende. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1983. 

*Für ihre kunstvolle Restaurierung eines konservativen Lyrik-Begriffs ist die 1945 geborene Dichterin Ulla Hahn in den 1980er Jahren viel gescholten worden. Eine starke literaturkritische Fraktion attackierte sie als „Musterschülerin des poetischen Kanons“ - als sei bereits die virtuose Aneignung klassischer Formen schon ein Sakrileg. Dass Ulla Hahn auch prägnante freirhythmische Verse mit leichter Hand schreiben kann, demonstrierte sie in ihrem Gedichtband „Spielende“ (1983):*

In einem lakonischen Selbstporträt diagnostiziert hier ein weibliches Ich das Faktum der eigenen Unerwünschtheit. Die hier beschriebene „Frau“ kann immer nur als Lückenbüßerin tätig werden, abgedrängt in eine Ersatzfunktion. Dieses weibliche Ich repräsentiert gewissermaßen alle Frauen, die nicht im Zentrum familiärer oder intimer Beziehungen stehen, sondern im Verborgenen bleiben müssen - die klassische Außenseiterin.

**Ulla Hahn**

Im Märzen

Im Märzen da reiß ich
den Samt vom Himmel der Sonne
mach ich die Laden dicht ich
hack der Krähe ein Auge

aus Amsel Drossel Fink und Star
dreh ich den Hals um dem Krokus
köpf ich die Knospen ich schmeiß
dir mit Veilchen die Fenster

ein jeder sehe wie
ich's treibe wenn
du nicht sofort
die Rösslein einspannst.

1981

aus: Ulla Hahn: *Herz über Kopf*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 1981

*Seit die Dichterin Ulla Hahn mit ihrem lyrischen Debüt* Herz über Kopf *1981 für Aufregung im Literaturbetrieb sorgte, streitet die Literaturkritik darum, ob es sich bei der 1946 geborenen Autorin um eine graziöse Formkünstlerin oder nur um eine biedere Musterschülerin des poetischen Kanons handelt. Ihre Lobredner bewundern ihren stilsicheren Umgang mit der lyrischen Tradition, ihre Kritiker halten das kokette Spiel mit eingängigen Formen und Motiven für reaktionär.*

Ihrem März-Gedicht hat die Autorin sehr viel aufgebürdet: Die Zeichen des erwachenden Frühlings, der Auftritt der Vögel und die Entfesselung des Begehrens werden verbunden mit eigenwillig uminterpretierten Bauern- und Kinderliedern. Dass hier das aggressive Aufbegehren einer Liebenden poetisch nicht allzu aufrührerisch wirkt, liegt an der Koketterie, mit der Ulla Hahn die lieblich-idyllischen Töne vom „Bauern im Märzen“ und seinem „Rösslein“ reaktiviert.

**Ulrich Koch**
Ablied für S.

Ich ging zu Tisch und saß
mit Messer und mit Gabel
Der Vogel den ich aß
öffnete den Schnabel

Das Messer schnitt und wurde rot
Die Gabel brach die Brust entzwei
Ich lebte noch er war schon tot
Und ich aß und sang dabei

Ich kaute hungrig und sehr lang
bis ich den Geschmack verlor
Da kam der Gesang
aus meinem Ohr

(In: Der Tag verging wie eine Nacht ohne Schlaf. Lyrikedition 2000, München 2008)

*Schon immer boten sich dem Dichter Vögel als Identifikationsfiguren an. Als natürliche Sänger spielten sie für diejenigen, aus denen die Sprache singt, eine besonders symbolträchtige Rolle. Auch im folgenden Gedicht von Ulrich Koch, der 1966 in Winsen an der Luhe geboren wurde und heute in der Nähe von Lüneburg lebt. Hier lässt Koch das Totemtier auftreten, es wird aber wenig glimpflich mit dem tierischen Ahnen umgesprungen.*

Die in ein Lied gekleidete Verschlingung des Sinnbilds vom Dichter durch den Dichter ist nichts weniger als brutal. Es findet eine geradezu kannibalische Einverleibung des Totemtieres statt, konterkariert durch einfache Reime und den beschwingten jambischen Rhythmus. Ist der Vogel erst ganz verschlungen, wobei der Esser beim Essen singt, wird der Kopf buchstäblich zum Tonträger, kommt der Gesang aus den Ohren heraus.

**Ulrike Almut Sandig**

im märzwald

im märzwald
stehen wir. du und ich. bis hierhin
sind wir gekommen, die anderen
sind uns voraus. unter den kronen
dieser bäume sind sommer und winter
zugleich. im gewicht der eigenen leiber
ähneln wir uns. du und ich. um diesen baum,
dessen namen keiner mehr weiß, dreht sich die erde

und du gibst mir dein wort: dazubleiben, wenn ich geh.

an diesem ort drückt nichts uns zu boden,
ins horizontale, zu schnee.

(Streumen, Connewitzer Verlagsbuchhandlung, Leipzig 2008)

*Es ist eine Atempause, ein Augenblick des Verweilens und zugleich ein Moment der Entscheidung. Zwei Menschen, zwei Liebende vielleicht, tasten sich vor ins Ungewisse, prüfend noch und unsicher, wohin der Weg sie führen wird. An einem Ort, an dem die deutsche Romantik ihre Topoi des glückhaften Einklangs zwischen Mensch und Natur situiert hat: im „Märzwald“. Das Auseinandergehen von „Ich“ und „Du“ scheint schon beschlossene Sache zu sein. Aber das Gedicht Ulrike Almut Sandigs (geb. 1979) suggeriert auch Leichtigkeit: „an diesem ort drückt uns nichts zu boden“.*

Die vagabundierende Bewegung ihrer Poesie bezeichnet die in Leipzig lebende Autorin mit dem Kunstwort „streumen“, das zum einen eine Ortsbezeichnung ist, zum andern aber den Aufbruch ins Ungewisse meint. „Streumen“ ist ein Dorf im ostelbischen Sachsen ist, zum andern aber die nicht zielgerichtete Aufbruchsbewegung des lyrischen Subjekts. Ein Ich beginnt zu „streumen“ - und - im günstigsten Fall - lösen sich alle festen Bedeutungen aus ihren Verankerungen.

**Ulrike Almut Sandig**
kann sein, dass wir bleiben....

kann sein, dass wir bleiben, wo wir sind. gegenüber
am tisch, in den händen die rinde vom brot eines vortags,
wir können nichts für uns behalten: die krumen treten sich fest
auf den fliesen, diese sage geht ihren eigenen pfad, es fehlt uns
an stoffen, keine frage, von unten her kühlt etwas aus und es gibt
keinen rückweg zu legen, wir kommen von nirgendwo her,
wir sind nie woanders gewesen. kann sein, dass wir hier
nicht mehr weggehen werden, die augen im lauf
aufeinander gerichtet, dass keiner als erster
den satz tut zum fenster, zur zugluft,
zum südlichen wald.

(Streumen. Gedichte. Connewitzer Verlagbuchhandlung Peter Hinke. Leipzig 2008)

*Hier ist jemand unterwegs ins Ungewisse. Das lyrische Ich der Dichterin Ulrike Almut Sandig (Jg. 1979) schwankt zwischen provisorischem Verweilen und nervösem Aufbruch - ein Ziel ist vorerst nicht in Sicht. Sandigs Gedichte formulieren eine tastende Suche: das sanft fluktuierende Gedanken-Protokoll einer Selbstvergewisserung. Der Titel des Gedichtbands setzt zunächst eine geografische Markierung: „Streumen" ist ein Dorf im ostelbischen Sachsen - zugleich tönt in diesem Wort noch das klangähnliche „streunen" mit, das auf die vagabundierende Tätigkeit des lyrischen Subjekts verweist.*

Die Suchbewegung dieses Gedichts ist nie abgeschlossen - denn das Ich kann auf keinem festen Standort beharren, sondern stellt das einmal Erreichte sofort in Frage, um gleich einen neuen Ort, ein neues Ziel ins Auge zu fassen. Auch die Sprache selbst horcht in sich hinein, um die Verlässlichkeit der gefundenen Wörter zu prüfen. Diese skeptische Verhaltenheit des Sprechens, das sich ständig selbst in Frage stellende lyrische Erzählen macht den großen Reiz von Sandigs Poesie aus.

**Ulrike Almut Sandig**

Übung fürs Wegsein

Immer viel zu spät aufstehn und immer ist
mir zu kalt. Immer denk ich ans Heimgehn
und heimlich im eigenen Zimmer: an mich
und niemanden sonst. Immer verrenk ich
beim Strecken der eigenen Knochen: dich.
Weiter nichts machen. Wochenlang schlafen
zur Übung fürs Wegsein in Abwesenheit
des selbst heimgebrachten Schneeballs
aus LICHT, der durch den Abfluss
(War ich wieder zu spät?) ins nicht,
nie mehr Sichtbare fiel.

(Streumen, Connewitzer Verlagsbuchhandlung, Leipzig 2007)

*Ulrike Almut Sandig (geb. 1979) inszeniert das schwebende Widerspiel der gegensätzlichen Wünsche: Ein Ich träumt vom Weggehen und zugleich vom Heimkehren, von einem transitorischen Zustand, einer Suchbewegung, die auf kein festes Ziel gerichtet ist. Imaginiert wird das Wechselspiel zwischen Verankert-Sein und Unverankert-Sein, von Einkehr und Deterritorialisierung. Das Ich kann auf keinem festen Standort beharren, sondern bleibt im Provisorium - das Gedicht als eine „Übung fürs Wegsein“.*

Die Gedichte der Leipziger Poetin und Zeitschriftenherausgeberin („EDIT“) gehören mit zu den hoffnungsvollsten Sprachereignissen der jungen deutschen Lyrik: Hier verbinden sich lyrische Impulse zu einer diskreten Form, zu Texten, die sich nicht um eine feste Bedeutung gruppieren oder gar eine geschlossene metaphorische Welt aufbauen wollen, sondern eher dem Vagabundieren gleichen -- Sprachbewegungen also, die sich erst in das Reich der Zeichen hineintasten, bevor sie ihre Richtung finden.

**Ulrike Almut Sandig**
war einmal

ein Zimmer, drin hast du geschlafen, warn einmal
drei andre, drin summten Geräte, war einmal ein
Körper, sah ganz aus wie deiner. war nur etwas
kleiner und trug deinen Namen. war nicht mit dir
verwandt, war dir kein Freund und kannte dich nie.

(In: Sprache im technischen Zeitalter, H. 189 /2009, Berlin/Köln 2009.)

*Hier wird zunächst ein Märchen-Ton angeschlagen, die verheißungsvolle Erzählgeste des „Es war einmal“, freilich unter systematischer Aussparung der beruhigenden Subjektposition des „Es“. So bekommt das erzählende Rekapitulieren etwas Atemloses, Gehetztes. Im Gedicht der jungen Leipziger Dichterin Ulrike Almut Sandig (geb. 1979) entfaltet sich eine Suchbewegung, eine tastende Selbstvergewisserung und zugleich die Erinnerung an ein verstörendes Erlebnis aus der Vergangenheit.*

Ist es eine Selbstbegegnung, eine Traumszene, der Schock des Gewahrwerdens der eigenen Person als Fremdling? Oder geht es doch um eine verstörende Begegnung mit dem Unbekannten? Die Wahrnehmung des lyrischen Protagonisten registriert nur ein Summen und verwirrende Ähnlichkeiten zwischen Körpern Es sind jedenfalls unbefestigte Grenzen zwischen einem Ich (das sich in der zweiten Person anredet) und dem oder den Anderen. Die Erinnerung bleibt verwischt - die Erfahrung der Fremdheit ist bedrängende Realität.

**Ulrike Draesner**

hyazinthenkolik

du schliefst noch ich saß
dein atem ging der tag
schob wald ans feld
die wiese fing zu blitzen
an in schatten fraß ein
taubenpaar heiß die krallen
ihr ihm ein kleiner fleck am
hals. weich noch ihre rufe
wie kindheitsmorgen schön
(wenn alles schlief nur sonne
nicht und taube und das leise
dach) du gingst die brust geölt
gingst nackt die scheibe traf
ihn an der stirn gekühlt gewärmt
erstarrt. versuchen ist ein
spielen schuld und jedes bett
am boden hart im topf
die hyazinthe probt
ob ihren duft ganz
ohne dich ich trag

(Kugelblitz. Luchterhand Literaturverlag, München 2005; (c) Random House)

*Die Bewegungsform ihrer Gedichte hat Ulrike Draesner (geb. 1962) mit physikalischen Kategorien beschrieben: Sie bevorzugt die schnelle Drehung, den „spin“. Der Einsicht folgend, dass sich die Grundelemente des Organischen in unaufhörlicher Drehung befinden (Planeten, Sterne, Atome, Moleküle und Kristalle), propagiert sie den „Spin der Wahrnehmung, der sich in Sprache übersetzt“.*

Ein Liebespaar nach überstandener Nacht, nun wird das Erlebte bilanziert. Und siehe da - es gibt keine Gewissheiten, nur potenzielle Symboliken, in denen sich das Ich spiegeln kann, wie in dem Taubenpaar auf der Wiese. In kaleidoskopisch ineinander verschränkten Versen prüft Draesners Ich die Versuchsanordnung der Liebe. Und es wird deutlich, dass die Ich-Du-Konstellation ambivalent bleibt. Wie auch die Hyazinthe eine intensiv duftende Frühlingsblume ist, aber auch toxische Wirkungen hervorrufen kann.

**Ulrike Draesner**
musenpressen

reanimationsversuch am offenen
mund künstlicher brustdruck die
redekunst (beatmungsvorgang)
wiederbeleben, flüstere ich, ein
mehr einzelnes, mehr speichelndes
verhalten gegen die mundverzellungen
schlage ich vor, am offenen brustkorb,
sagt er, braucht es innenzug durch
kompression und drückt mir wieder
die rippen zusammen, in anderen künsten
tauche schließlich seit jahren hervorragende
erpresskunst auf, sagt er, begehrte
kriegsbeute, als er sich heftig
und beugt, über mich.

*In einem Essay hat Ulrike Draesner (geb. 1962) das Gedicht als „Extrakt eines körperlichen Zustandes" beschrieben, der nicht durch „simple Story-Wirklichkeit" sichtbar gemacht werden könne, sondern nur durch „Störungen" der semantischen Ordnung, durch „den krakeelenden oder tanzenden oder hüpfenden Schritt" der Verszeile. Besonders die frühen Gedichte der Autorin dekonstruieren dabei die romantische Utopie der Liebe und protokollieren stattdessen den Zusammenhang von Eros und Gewalt.*

Die körperliche Zuwendung, die hier einer Geliebten oder einer Muse gewidmet wird, gleicht einem klinischen Eingriff. Die Dichterin artikuliert sich als lyrische Kartographin des Körpers, die mit kaltem anatomischem Blick das Theater der Intimität beobachtet. Aus der Perspektive des 1994/95 entstandenen Gedichts schrumpft der Liebesversuch - der als Eroberung einer „Muse" angelegt ist - zum erotisch überdeterminierten Kraftsport.

**Unica Zürn**

Aus dem Leben eines Taugenichts

Es liegt Schnee. Bei Tau und Samen
leuchtet es im Sand. Sieben Augen
saugen Seide, Nebel, Tinte, Schaum.
Es entlaubt sich eine muede Gans.

*Wer Anagramme produziert, also aus einem vorgegebenen Bestand von Vokabeln durch Buchstaben- oder Satz-Inversion neue Wörter oder Wort-Kombinationen bildet, für den gewinnt die Sprache eine rätselhafte Macht. So sehr es die Berliner Dichterin und Zeichnerin Unica Zürn (1916-1970) faszinierte, den verborgenen und noch nicht entbundenen Bedeutungen in den Wörtern zu folgen, so sehr fühlte sie sich mitunter heimgesucht und gequält von einfachen Zeitungsschlagzeilen. Denn lauerten darin nicht verschlüsselte Drohungen?*

Joseph von Eichendorffs (1788-1857) Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" schwärmte noch vom euphorischen Aufbruch der kreativen Wanderburschen, die in unendlicher Fahrt ihr poetisches Ideal einkreisen. Die Leser der „Taugenichts"-Novelle haben sich vom ziehenden Posthornklang und von den Fernweh- und Heimweh-Trancen des Helden verzaubern lassen. In Unica Zürns 1958 entstandenem Anagramm mutiert das Taugenichts-Dasein zu einer eigentümlich mystischen Wahrnehmungssensation. Die „sieben Augen" saugen alle Lebenselemente an.

**Unica Zürn**

Das Leben, ein schlechter Traum

Der Mensch ist Rauch. Alle beten,
sterbend um Rache. Alle! Nichts
als Nacht. Ich Elender sterbe um
all' diese Scherben. Nacht! Mut! Er,
der Nebel lacht mich aus. Sterne,
ernste Sterne, bald lache ich um
den Irrtum, lache! Lache bestens!
Breche alles mittendurch: Nase,
Bauch, rechten Arm. Elende List
des Liebens! Marter! Ach, Leuchten
des bleichen Traums – er lachte
mich an, der Lebenstaeuscher
und brachte nichts. Arme Seele.

1954

aus: Unica Zürn: Gesamtausgabe Bd. I Anagramme, Brinkmann & Bose, Berlin 1988

*„Nach dreiundvierzig Lebensjahren ist dieses Leben nicht MEIN Leben geworden. Es könnte ebenso gut das Leben eines anderen sein. Erst dann, wenn es keine Wiederholung der Ereignisse gibt, wird es mein Leben sein… Und das wird nie eintreten, bis zum Tod." Das Leben blieb für die aus Berlin stammende und lange in Paris ansässige Schriftstellerin und Malerin Unica Zürn (1916–1970) unerreichbar, „ein schlechter Traum". Denn die „Wiederholung bestimmter Ereignisse", das bedeutete die Wiederkehr furchtbarer Traumata: den Ekel vor der aggressiven Mutter und den Hass auf den Bruder, der seine Schwester vergewaltigt hatte.*

Einen Ausweg aus den tragischen Verdunkelungen ihres Daseins bot die Kunst, vor allem das „semiotische Würfelspiel" (Julia Kristeva) der „Anagramme". Diese Stellung von Buchstaben eines vorgegebenen Satzes poetische Funken zu schlagen, entwickelte Unica Zürn zuerst 1954, als sie ihre „Hexentexte" veröffentlichte. Die „Marter" des Lebens beendete Unica Zürn 1970 mit einem Sprung aus ihrer Pariser Wohnung.

**Unica Zürn**

Ich weiss nicht, wie man die Liebe macht

Wie ich weiss, ‚macht' man die Liebe nicht.
Sie weint bei einem Wachslicht im Dach.
Ach, sie waechst im Lichten, im Winde bei
Nacht. Sie wacht im weichen Bilde, im Eis
des Niemals, im Bitten: wache, wie ich. Ich
weiss, wie ich macht man die Liebe nicht

1959
aus: Unica Zürn: Gesamtausgabe Bd. 1 – Anagramme, Brinkmann & Bose, Berlin 1988

*Mit den polaren Kategorien Genie und Wahnsinn, Poesie und Schizophrenie hat man das Werk der Dichterin und Zeichnerin Unica Zürn (1916–1970) zu charakterisieren versucht. Die Beziehung der Dichterin zum Künstler Hans Bellmer, den sie 1953 in Paris kennenlernte, markiert dabei eine biografische und ästhetische Zäsur, begann die Künstlerin doch seither mit der Arbeit an ihren Anagrammen.*

Aus ihren Tagebucheintragungen geht hervor, dass Zürn ein Zitat, einen Kinderreim oder eine Redewendung aufgriff und dann zu anagrammatischen Gedichten verwandelte. 1959 entstand in Ermenonville das erschütternde Gedicht über die Unfähigkeit zu lieben. Den Rahmen der Buchstaben- und Wort-Umstellungen bildet hier die anrührende Zeile: „Ich weiss nicht, wie man die Liebe macht." Nach mehrfachen schmerzhaften Trennungen von ihrem Gefährten und längeren Aufenthalten in psychiatrischen Kliniken nahm sich Unica Zürn im Oktober 1970 durch einen Sprung aus dem Fenster der Wohnung Hans Bellmers das Leben.

**Urs Widmer**

Gebet

O Kahn geh nicht unter!
O Ballack bleib rund!
Kuranyi! Sei munter!
Oh Klose bleib gsund!

O Becken werd Bauer!
O Klins sei ein Mann!
Seid lustig nicht sauer
Und tut was ihr kann!

2005

aus: *Plakataktion* (2005) zur Fußball-WM 2006

*Es kommt selten vor, dass ein Schweizer Dichter humoristisch gefärbte Leidenschaft für die Spieler der deutschen Fußballnationalmannschaft aufbringt. „Weltmeister ist, gottlob, Argentinien“, überschrieb noch 1986 die seriöse* Zürcher Weltwoche *ihren Aufmacher, als die Deutschen in Mexiko das Endspiel gegen Maradonas Team verloren. Das lyrische Stoßgebet des 1938 in Basel geborenen Urs Widmer scheint jedoch das deutsche Team des Jahres 2006 zu rühmen.*

Im Rahmen einer Plakataktion der deutschen Literaturhäuser im Sommer 2005 wurden Urs Widmers amüsante Zeilen in Umlauf gebracht. Doch scheint das Lob ein wenig vergiftet: Denn ein „runder Ballack“ ist nur als Reim erträglich. Und die grammatisch wunderbar verhunzte letzte Zeile scheint die Schwierigkeiten einiger fußballerischer Recken im Umgang mit der deutschen Sprache nachbilden zu wollen.

**Ursula Krechel**
Als dann

mein Vater in einem Traum
neben einem schwarzen warmen Ofen
einem Ofen mit vielen Schubladen
für Asche, für Gebeine, für was
und ich fragte: Vater, warum
Wärme, dieser Ofen im Mai
so viele Schubladenverstecke
in düstren Zimmern und ich sah
leuchten eine halbe Erdbeere
an die Ofenwand geklebt
warum hast du den schwarzen Ofen
die Erdbeere, warum mich
warum sprichst du nicht, Vater

(Mittelwärts. ZuKlampen Verlag, Springe 2006.)

*Den erzählenden Gestus ihrer frühen Gedichte hat die 1947 geborene Dichterin Ursula Krechel in ihren späteren Werken immer häufiger aufgegeben und durch eine komplexere Bildlichkeit ersetzt. Wurden die Wörter in ihrer Phase der „Neuen Subjektivität" zunächst ohne große Sprachskrupel in Dienst genommen, da werden ihnen in den Gedichten der 1980er Jahre als „semantisch ungebundenen Gesellen" immer mehr etymologische Recherchen abverlangt. In dem Langgedicht „Mittelwärts" - erschienen 2006 - ändert sich das Bild erneut.*

1991 war Krechel für einige Wochen Gastdozentin an der Washington University von St. Louis. Aus den sprachlichen Funden, Verbalträumen und Wahrnehmungsnotizen dieser Zeit hat sie ein fast fünfzigseitiges Langgedicht entworfen, in dem die „Kinderneugier" dominiert und die autobiografische Perspektive ihrer frühen Gedichte wieder Geltung erlangt. So auch in diesem mit sinnlichen Erinnerungsbildern aufgeladenen Vater-Gedicht.

**Ursula Krechel**

Aufs Eis

Ich ging aufs Eis mit bloßen blauen Zehen
wollt eine Lanze brechen
für dich traurigen Ritter
im kalten Hauch. Doch unversehens
ist der Stab über dir gebrochen bin ich
eingesunken nicht ertrunken
der halbe Leib erfror.
Ein Eichelhäher pfiff.

(Ungezürnt. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997)

*Der Minnesang des hohen Mittelalters verstand sich als ritualisierte Form der Liebeswerbung qua Dichtung - und zugleich als Konkurrenzkampf adliger Ritter um die Gunst der von ihnen begehrten Frauen. Die Dichterin Ursula Krechel (geb. 1947) dreht hier den Vorgang der Liebeswerbung und die Rolle des Minnesängers einfach um. Aktiv ist bei ihr ein weibliches Subjekt. Dieses Ich engagiert sich („bricht eine Lanze“) für die etwas hilflos gewordene Gestalt des „traurigen Ritters“.*

Doch dieser Versuch der Verteidigung und Anlockung des „traurigen Ritters“ misslingt. Das Ich fasst diese Geschichte des Scheiterns in Redewendungen, deren Bedeutung wortgeschichtlich aus der mittelalterlichen Alltagskultur abzuleiten ist. Wenn über jemanden „der Stab gebrochen ist“, dann ist sein Ruf ruiniert. Und so kommt es nicht zur Annäherung des Ich an den begehrten „traurigen Ritter“. Das Gedicht endet mit dem lapidaren Hinweis auf den Lockruf des Eichelhähers, ein ironischer Kommentar zur gescheiterten Liebesszene.

**Ursula Krechel**

Falb

Es ist ein harter Schnee gefallen
über Mützen und Kopfschmerz in der Nacht.
Es ist eine Stille auf den Boden gefallen
Stein beißt den Schnee, Salz taut den Weg
Blaumänner kauen auf Stullen, schaufeln
Schwarzarbeit. Du bückst dich, bückst dich
was taut, wird grau, der Schnee wird lau
Schneeschaufeln schaben dir den Rücken.
Ein dickes dummes Kind rutscht aus.

(Ursula Krechel, Ungezürnt. Gedichte, Bilder, Lesezeichen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997.)

*Ist es das Tableau eines expressionistischen Wintergedichts, das die dargestellten Motive ironisch miteinander verknüpft? Oder haben wir es aber mit einem experimentell ambitionierten Poem zu tun, das vor allem die virtuose Einbettung des Zischlauts „sch“ in verschiedene Satztypen zelebriert? Die Schlusszeile jedenfalls - „Ein dickes dummes Kind rutscht aus“ - könnte auch aus einem Gedicht des Frühexpressionisten Alfred Lichtenstein (1887-1914) stammen, zu dessen Werk die Schriftstellerin Ursula Krechel (geb. 1947) einige Interpretationen vorgelegt hat.*

In ihrem nach 1980 entstandenen Gedicht vollzieht Ursula Krechel einen Bruch mit den rhythmischen und metaphorischen Standards eines klassisch-romantischen Wintergedichts. Die Melodie eines Volkslieds („Es ist ein Schnee gefallen“) wird zwar aufgerufen, aber zugleich durch Paradoxien („Es ist eine Stille auf den Boden gefallen“) konterkariert. Das Weiche, Begütigende der klassischen Töne wird ironisch-spielerisch demontiert.

**Ursula Krechel**

Kalten Blutes

Jede Nacht, in der meine Liebe schläft
still die angekrauchten Knie wie ein Kind
geballte Fäuste unter dem Kissen
jede Nacht stehe ich auf
schleiche durch die Flure
auf Sammetpfoten schreib ich
kalten Blutes die Wärme herbei
jede Nacht, in der meine Liebe schläft
still die angekrauchten Knie wie ein Kind
geballte Fäuste unter dem Kissen
jede Nacht stehe ich auf.

1980er Jahre

aus: Ursula Krechel: *Ungezürnt. Gedichte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997

*„Alles sollte hell und licht und durchsichtig sein bis in die Träume", hat die 1947 geborene Ursula Krechel einmal über die Bauform ihrer frühen Gedichte geschrieben. Selten wagt ein poetischer Text der Autorin aber so viel erzählerische Direktheit wie diese in den 1980er Jahren entstandene Miniatur über die fluktuierenden Grenzen zwischen Liebes-Traum und realer Liebes-Erfahrung.*

Wer schläft hier den Schlaf der Liebe? Ein Geliebter, über dessen Anwesenheit sich das schlaflose Ich bei seinen unruhigen Flur-Gängen Gewissheit verschaffen muss? Oder die Liebes-Phantasie selbst, die hier allegorisiert wird als schlafendes Kind, das mit „angekrauchten Knien" daliegt? Die seltene Vokabel „angekraucht", semantisch wohl anzusiedeln zwischen „angegratzt" und „krauchen/kriechen", signalisiert eine Verletzbarkeit. Die ersehnte emotionale Wärme wird von dem Ich jedenfalls vermisst. Denn es bedarf „kalten Blutes", um sie „herbei zu schreiben".

**Ursula Krechel**
Nachtrag

In den alten Büchern
sind die Liebenden vor Liebe
oft wahnsinnig geworden.
Ihr Haar wurde grau
ihr Kopf leer
ihre Haut fahl
vor Liebe, lese ich.

Aber nie ist jemand
wahnsinnig geworden
aus Mangel an Liebe
die er nicht empfand.
Auch das steht
in den alten Büchern.

So hätte denn der Mangel
einmal sein Gutes.

(Ungezürnt. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997; © Ursula Krechel)

*Was die Liebe als Passion anrichten kann, wird hier mit kühler Ironie resümiert. Ursula Krechel (geb.1947) spricht hier nach Art eines nüchternen Historiografen von den Folgen überbordender Affekte - und auch von dem Mangel an denselben. Und nur in diesem Fall einer emotionellen Überhitzung von Liebesgefühlen kann ein Mangel hilfreich sein.*

In den 1970er Jahren, in denen dieser Text entstanden ist, hat Ursula Krechel die Mitteilungsfunktion der Sprache des Gedichts noch nicht so systematisch problematisiert wie in späteren Büchern, in denen den Wörtern als „semantisch ungebundenen Gesellen“ und „lexikalischen Streunern“ immer mehr etymologische Recherchen abverlangt werden. Und dennoch markiert dieses Gedicht einen schroffen Gegensatz zum Gros der Liebespoeme aus dieser Zeit. Hier werden die Liebe und ihre Leidenschafts-Reservate nicht per se glorifiziert. Primär ist dagegen die ironische Distanz gegenüber dem Toben der Affekte.

**Ursula Krechel**

Rede, Herz

So kalt war das Herz, dass es
fürchtete um sich selbst
absoff die Rede, wollte schon
kaltschnäuzig genannt werden
schmiegte sich wohlig an Fliesen
hauste wie glückliche Maden
unter Körben mit Sauerkirschen.
Selbstlos in Fremdes gebohrt
kopfüber satt, so pochte das Herz
sprachlos, was auch geschah
sehr leise ging das Gesicht entzwei
die Rede fraß sich fest
schabte den Grund, grundlos.

um 1980

aus: Ursula Krechel: Vom Feuer lernen, Luchterhand Literaturverlag, Darmstadt 1935

*Bei ihrer Suche nach poetischer Selbstvergewisserung ging es der 1947 in Trier geborenen Ursula Krechel zunächst um den Entwurf einer weiblichen Genealogie, illustriert mit einem feministischen Befreiungstraum. Der einfache erzählende Gestus und die autobiographische Verheißung ihrer frühen Gedichte weichen in späteren Werken einer sprachreflektierenden Poetik.*

Der Titel des Gedichts „Rede, Herz“, das Anfang der 1980er Jahre entstanden ist, lässt sentimentalische Bekenntnisse erwarten. Aber „Herz“ wie „Rede“ sind hier in Kälte und Furcht gefangen, bleiben „sprachlos“. Es kommt nicht zur Entäußerung, sondern zur Erstarrung, schließlich zum Akt der Destruktion. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“, soll Jesus Christus dereinst die Pharisäer belehrt haben. In Ursula Krechels Gedicht geht die Rede die umgekehrte Richtung, in ein feindseliges Verstummen – gezwungen durch das „kalte Herz“ und die „grundlos“ sich vorwärts fressende „Rede“.

**Ursula Krechel**

Wie ihm der Schnabel gewachsen ist

so sperrt er ihn auf
was alles herausquillt
Phrasen vom jüngsten Tag
und vorgestriger Plunder
Plaudertaschen trägt er herum
wie liebevoll gehegte Fetische

so sperrt er ihn auf
ob dann gebratene Tauben hineinfliegen
ob Körner, gequollen, geschrotet
vollmundig hineingemampft
so schiefmäulig spricht er
Grünschnabel, der.

(In: Landläufiges Wunder. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995.)

*Unser Sprechen, vor allem die öffentliche Rede, ist für Stereotypen anfällig - weil sich die Redner gerne des rhetorischen Plunders bedienen, der gefälligen Phrasen, die unkontrolliert eingesetzt werden. Die Dichterin Ursula Krechel (geb. 1947), die sich nach ihren Anfängen als Protagonistin der „Neuen Subjektivität“ immer mehr einer sprachkritischen Poetik zuwandte, verweist in diesem Gedicht auf die Folgen einer entfesselten, unreflektierten Rhetorik. Dabei zitiert sie die metaphorischen Bezeichnungen für uferloses Sprechen - die „Plaudertasche“, den „Grünschnabel“ und den Phrasendrescher, der redet „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“.*

Im Gedichtband „Landläufiges Wunder“ (1995) eröffnet das Gedicht ein Kapitel mit reich facettierten Porträts, wobei der „schiefmäulige“ Redner in dieser Porträt- Reihe al fast lächerliches Opfer seiner eigenen Sprech-Wut charakterisiert wird. Ursula Krechel folgt den Wörtern, den „semantisch ungebundenen Gesellen“, bis in ihre Verzweigungen und spielt mit Assonanzen und Alliterationen, die zu immer neuen Wort-Abenteuern einladen.

**Uwe Kolbe**
Halle-Lureley 2

Ich weiß nicht, was soll aus mir werden,
wenn wir nicht beisammen sind.
Ich geh meine Weile auf Erden
tagtäglich allein und wie blind.

So sagt es die Muse, die gute,
im trostvoll leichten Jargon.
Doch ist es mir heute zumute,
als mischte sich Blut in den Ton.

um 2005

aus: Heimliche Feste. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008

*Wenn die jungen Wilden der Poesie ein gesetzteres Alter erreichen, wechseln oft ihre poetischen Paradigmen. Aus Uwe Kolbe (geb. 1957), dem rebellischen Kopf einer expressionistisch erhitzten Dichter-Generation in der DDR, ist im 21. Jahrhundert ein feinfühliger Adept der romantischen Volksliedstrophe geworden. In den intensivsten Gedichten seines Bandes »Heimliche Feste« (2008) bricht Kolbe die Volksliedtöne Heinrich Heines (1797-1856) mit seinem ureigenen »trostvoll leichten Jargon«.*

Aus dem berühmten »Loreley«-Lied Heinrich Heines komponiert Kolbe hier eine eigene Sehnsuchtsmelodie, in der die ästhetischen Ambivalenzen zwischen Liebes-leid, »trostvoller« Leichtigkeit und finsterer Bedrohung des schöpferischen Subjekts integriert sind. Dies ist die Stärke dieser Gedichte: Ihr romantischer Grundton trifft auf ernüchternde Gegengesänge und hart desillusionierende Fügungen.

**Uwe Kolbe**

Hineingeboren

Hohes weites grünes Land,
zaundurchsetzte Ebene.
Roter
Sonnenbaum am Horizont.
Der Wind ist mein
und mein die Vögel.

Kleines grünes Land enges,
Stacheldrahtlandschaft.
Schwarzer
Baum neben mir.
Harter Wind.
Fremde Vögel.

(Hineingeboren. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1980.)

*„So erschreckend viele junge Leute träumen auf epigonale Weise von einem Schreiben des Neuen und Ihren; der da schreibt's." Mit großem Enthusiasmus begrüßte der DDR-Schriftsteller Franz Fühmann (1922-1984) die Gedichte eines jungen Mannes aus Ost-Berlin, der den Schwung der expressionistischen Generation in seine Gedichte aufnahm und in das Existenzgefühl eines DDR-Bürgers Ende der 1970er Jahre übersetzte: Der 1957 geborene Uwe Kolbe erschien Fühmann als ein „Hans im Glück, der da den Goldklumpen schleppt".*

Es fiel den SED-Kulturpolitikern 1980 sehr schwer, die Gedichte des „jungen Wilden" Uwe Kolbe zu akzeptieren, der vom Hineingeboren-Sein in eine Welt sprach, die durch ihre Enge und ihre „Stacheldrahtlandschaft" geprägt war. Bald nach Erscheinen von „Hineingeboren" verhängten sie über Kolbe ein nicht-offizielles Publikationsverbot. Der Dichter antwortete mit der Gründung der Underground-Literaturzeitschrift „Mikado". 1987 nutzte er ein Dauervisum zur Übersiedlung in die Bundesrepublik.

**Uwe Kolbe**
Nacht

Schon wieder geht das Alleinsein durch.
Schon wieder die stillen Pferde.
Schon wieder weiß ich, wie ich leben will
und dass ich nicht lebe so.
Schon wieder Nacht und Stille,
das Angebot, und der Fernseher sagt,
was Himmel war, hat sich bezogen
vor meinen verschlossenen Fenstern.
Schon wieder die stillen Pferde.

(Heimliche Feste. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Hier gehen mit niemandem mehr die Pferde durch, im von Uwe Kolbe (Jahrgang 1957) geschriebenen Gedicht. Vielmehr scheint jedes Potenzial für Veränderung erstickt vom Aufgebot einer medialen und durchkommerzialisierten Realität. Diesen Schluss bietet das Gedicht bereits mit der im ersten Vers einsetzenden Litanei-Form an:*

Nach seinem litaneihaften Start bewegt sich **„**Nacht**“** auf den resignativen Stillstand zu, der im letzten Vers pointiert wird. Das Ende von Mobilität und die Abwendung von der Welt werden hier komplett: der Fernseher ist das einzige Fenster nach draußen, die eigentliche Sicht ist verschlossen. Verfügt das sprechende Subjekt auch über ein Bewusstsein seiner Situation, denkbare Aufbrüche und Neuanfänge führen es wieder an den Anfang zurück. Die mit einem Neuanfang verbundene Geste, die etwa einen politischen Wandel anzeigen könnte, wird im Gedicht völlig skeptisch gesehen. Das Einzige, das **„**durchgeht**“**, ist das Alleinsein.

**Uwe Kolbe**
Sternsucher

Der, hör ich, nachts aus dem Haus geht
und, seh ich, hoch in den Himmel schaut,
den, weiß ich, eine sehr gerne mal träfe,
doch, sagt sie, so wie es aussieht,
der, klagt sie, schaut doch immer nur hoch
und, denkt sie, niemals in mein Gesicht.
So, mein Freund, findest du nie deinen Stern.

(Vineta. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998)

*Ein Mann, der nachts aus dem Haus tritt und den Himmel nach einem verschwundenen Stern absucht: Ist das ein Aktivist der romantischen Utopie, der sich durch die Zumutungen der Alltagsempirie nicht von seinen Wünschen abbringen lässt? Oder ist es ein Trauernder wie in Matthias Claudius' wahlverwandtem Gedicht „Christiane" (vgl. Lyrikkalender v. 28.04.07), in dem der verschwundene Stern nur ein symbolischer Platzhalter ist für den Tod eines geliebten Menschen? Nein, der weltabgewandte „Sternsucher" wird vom Begehren einer hoffnungslos Liebenden nicht erreicht - das Glück wird der Träumer so nicht finden.*

Das sagenhafte „Vineta" war im gleichnamigen Band von 1998 eine Chiffre für Hoffnung und Verbrechen, ein poetischer Topos für die untergegangene DDR, in der zuletzt nur noch „das Schweigen der Macht" hauste. Kolbes zarte Liebesgedichte, die wie hier mit subtilen Einschüben und rhythmisch retardierenden Momenten arbeiten, erhellt ein irisierendes Licht, das „aus den Träumen in den Tag herüberscheint". Es ist ein unverhohlen romantisches Glücksversprechen, das in diesen Gedichten aufblitzt.

**Uwe Kolbe**

Vater und Sohn

Ein einziges Abstandhalten
und Beieinanderstehn
mit schlenkernden Armen.
Der Vater die Uniform,
der Sohn mit den Rastazöpfen.
Der Vater im Rucksack Preußen,
der Sohn auf dem Surfbrett
zur Mündung der Flüsse hinaus.
Der Vater auf Reisen,
der Sohn die innere Emigration.
Der Vater die Briefe,
der Sohn schweigt.
Vater, ders locker nimmt,
Sohn zu dem Herzen.
Einander Kampf ohne Regel,
ernster als auf dem Spielplatz je,
länger als lebenslang.
Nie sterben die Väter,
hört man, seit Ohren sind,
und selten leben die Söhne.

*(Vineta. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1998)*

*Als enthusiastischer, utopie-begeisterter Dichter, für den zehn Jahre lang der Ostberliner Prenzlauer Berg das Zentrum seines Lebens und seiner Poesie bildete, schien der 1957 geborene Uwe Kolbe in der DDR trotz aller Aufsässigkeit zunächst auf einem Königsweg zu wandeln. Es genügte aber eine kurze S-Bahnfahrt im April 1982 nach Westberlin, um sein Weltbild auf den Kopf zu stellen. Er gründete eine unabhängige Literaturzeitschrift, ließ sich aus seinem Gedichtband „Bornholm II“ ein Dutzend Gedichte hinauszensieren, brach dann aber 1986 mit einem Dauervisum in die neue Welt auf.*

Das Aufgeregte, expressiv Stürmische und Staccato-Hafte in Kolbes früher Poesie ist in den Gedichten nach 1990 einer lyrischen Gelassenheit gewichen, die nach weicheren Melodien, ruhigeren Rhythmen sucht. Das wunderbare „Vater und Sohn“ - Porträt, das um 1995/96 entstanden ist, stellt habituelle Grundhaltungen der Generationen einander gegenüber, die einander im ewigen Vater-Sohn-Konflikt bekämpfen. An der Beharrlichkeit der Väter, so scheint es hier, zerbrechen die Söhne.

**Uwe Timm**

Erziehung

lass das
komm sofort her
bring das hin
kannst du nicht hören
hol das sofort her
kannst du nicht verstehen
sei ruhig
fass das nicht an
sitz ruhig
nimm das nicht in den Mund
schrei nicht
stell das sofort wieder weg
pass auf
nimm die Finger weg
sitz ruhig
mach dich nicht schmutzig
bring das sofort wieder zurück
schmier dich nicht voll
sei ruhig
lass das

wer nicht hören will
muss fühlen

**Victor Blüthgen**

Seifenblasen

Schaum von der Seife,
Von Ton eine Pfeife -
Hebt alle die Nasen,
Ich will euch was blasen!

Lauter kleine Luftballons,
Einen nach dem andern
Schüttl’ ich von der Pfeife ab,
Dass sie wandern, wandern.

Durch die schöne Sommerluft
Kommen sie geflogen,
Rot und grün, gelb und blau
Wie der Regenbogen. -

Leichter als die Sommerluft,
Dünner als von Glase.
Immer größer wird der Ball,
Wenn ich blase, blase.

Jeder wie ein Luftballon,
Unten dran ein Knöpfchen.
Blitz, auf einmal platzen sie
Und dann fällt ein Tröpfchen -

Seifenblasen, Seifenblasen!
Dürft euch solche haschen.
Wenn ihr sie gefangen habt,
Steckt sie in die Taschen -

Tragt sie lieber auf der Hand,
Kriegen sie keine Falten.
Wer sie bis nach Hause bringt,
Darf sie sich behalten.

**Viktor Augustin**

Oben ist das Leben bunt,
unten wohnt ein armer Hund.
Links wohnt Müller, rechts wohnt Meier.
In der Mitte wohnt ein Bayer.
Vorne ist ein kleiner Zoo,
hinten ist ein deutsches Klo.

**Volker Braun**

Aus dem dogmatischen Schlummer geweckt

Hast du die Nacht genutzt? - Ich übte mich
In der Erwartung. - Wessen? - Kennst du auch
Den süßen Schmerz: die Unbekannte lieben? -
Die unbekannte Tat? - Wie? - Wovon sprichst du? -
Die Adern sprangen fast in meinem Fleisch.
Wie bin ichs müd, den Markusplatz zu queren. -
Du träumst, nicht wahr, du träumst mit Konsequenz. -
Und auf den Straßen weht die Transparenz.

(Der Stoff zum Leben 1-3. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990.)

*Es gibt eine berühmte Szene der Geistesgeschichte, in der buchstäblich die Metaphysik durch den Empirismus ernüchtert wird. In seiner Schrift „Träume eines Geistersehers" (1766) hat Immanuel Kant (1724-1804) angemerkt, was ihn zur Ablehnung der traditionellen Metaphysik geführt habe. Kein Geringerer als der Empiriker David Hume (1711-1776) habe ihn, so Kant in einem Brief, „aus dem dogmatischen Schlummer geweckt". Auch der Dichter und skeptische Marxist Volker Braun (geb. 1939) hat eine solche Erweckung bedichtet.*

In dem 1987 entstandenen Gedicht wird der imaginierte Dialog zwischen einem Ich, das an der „Erwartung" einer besseren Welt festhält, und einem skeptischen Fragesteller protokolliert. Es liest sich wie das Selbstgespräch des utopischen Sozialisten Volker Braun, der sich trotz der Verfehlungen der DDR mit den Impulsen des frühen Sozialismus identifiziert hat. Sein lyrisches Alter Ego fungiert hier als der Träumer mit „Konsequenz", der zur Verwirklichung der alten Utopie drängt. Zugleich aber ironisch eine fehlende Voraussetzung der sozialistischen Gesellschaft reklamiert: „Transparenz".

**Volker Braun**

Das Eigentum

Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
Und ich kann *bleiben wo der Pfeffer wächst.*
Und unverständlich wird mein ganzer Text
Was ich niemals besaß wird mir entrissen.
Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.
Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.
Wann sag ich wieder *mein* und meine alle.

1990

aus: Volker Braun: *Lustgarten. Preußen*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1996

*Das berühmteste Gedicht über die deutsche Wiedervereinigung ist die zornige Klage eines verschmähten Liebhabers. Es erschien erstmals im August 1990 unter dem Titel „Nachruf“ in der Tageszeitung* Neues Deutschland *und war Teil einer erhitzten Kontroverse zur Legitimität einer wiedervereinigten Nation. Der 1939 in Dresden geborene Volker Braun demonstriert darin einen gewissen Bekenner-Trotz und die fortdauernde Loyalität zu dem Land, das „in den Westen“ gegangen ist:*

Seiner Utopie vom demokratischen Sozialismus beraubt, formuliert das Ich des Dichters grimmigen Spott über die gewaltsame Aneignung der DDR durch den Westen. Der für die Buchfassung gefundene Gedicht-Titel „Das Eigentum“ spielt auf Friedrich Hölderlins Poem „Mein Eigentum“ von 1799 an, in dem sich Hölderlin auf die Dichtung als das letzte Refugium bezieht. Brauns Gedicht ist bis heute das ästhetisch gelungenste Exempel für das melancholische Bewusstsein der DDR-Schriftsteller nach der Wende von 1989.

**Volker Braun**

Das Lehen

Ich bleib im Lande und nähre mich im Osten.
Mit meinen Sprüchen, die mich den Kragen kosten
In anderer Zeit: noch bin ich auf dem Posten.
In Wohnungen, geliehn vom Magistrat
Und ess mich satt, wie ihr, an der Silage.
Und werde nicht froh in meiner Chefetage.
Die Bleibe, die ich suche, ist kein Staat.
Mit zehn Geboten und mit Eisendraht:
Sähe ich Brüder und keine Lemuren.
Wie komm ich durch den Winter der Strukturen.
Partei mein Fürst: sie hat uns alles gegeben
Und alles ist noch nicht das Leben.
Das Lehen, das ich brauch, wird nicht vergeben.

1987

*(Langsamer knirschender Morgen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., 1987)*

*Es ist ein zorniges, ja unwilliges Treuebekenntnis zu seinem Staat, das der 1939 in Dresden geborene Volker Braun in seinem Gedicht aus dem Jahr 1987 hier abliefert: Das Verharren in einem Land „mit zehn Geboten und mit Eisendraht“ hat seinen Preis - der Verlust der sozialistischen Utopie. Volker Braun war ein Sozialist - aber ein treuer Vasall des SED-Staats, wie manche seiner Kritiker unterstellen war er nicht. Statt dessen deponierte er in zahlreichen Stücken und Gedichten jene „Sprüche“, die ihm fast „den Kragen kosteten“:*

Das Gedicht verweist nicht nur auf die biblischen Psalmen („Bleibe im Lande und nähre dich redlich“; Psalmen 37,7), sondern auch auf ein bekanntes Gedicht des mittelalterlichen Dichters Walther von der Vogelweide („Ich han mîn lehen“), in dem dieser das ambivalente Treueverhältnis zu seinem Lehnsherrn reflektiert. Der SED-Staat hat dieses wechselseitige Loyalitätsverhältnis seinen Dichtern nie bieten können - man setzte auf Repression.

**Volker Braun**

[DIE UTOPIE]

Sie hat nichts Besseres zu tun als nichts
Beschäftigt mit Überleben, von der Hand in den Mund
Ein Gespenst aus der Zukunft arbeitslos
Singend in Soho! Gebettet auf Rosen! Ein Tagtraum
Vom aufrechten Gang an der Nabelschnur
Des Büchsenbiers. DER FORTSCHRITT WOHNT
IN DER KATASTROPHE. So ist doch Hoffnung
Für den Aussatz. Ein Tanz am Vormittag
Mit der Volksseele, die Kaufhallen angesteckt
Die Verworfene, nichts hat sie zu tun als Besseres.

(Volker Braun, Auf die schönen Possen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2005)

*Die Hoffnung stirbt zuletzt - so auch bei dem 1939 in Dresden geborenen Volker Braun, dessen Protagonisten vielfach „mit Überleben, von der Hand in den Mund" beschäftigt sind. Ihn interessieren nicht die Privilegierten, sondern die Zu-Kurz-Gekommenen, die aus Enttäuschung über die gesellschaftlichen Zustände „an der Nabelschnur / des Büchsenbiers" hängen. Sollte die Hoffnung für sie nur noch darin bestehen, auf die Katastrophe zu warten? Für den Autor dieser Zeilen wäre das ein Tanz auf dem brodelnden Vulkan der Volksseele, die unberechenbar bleibt, braune Irrwege inbegriffen.*

Volker Brauns Utopie besteht in der Hoffnung, die Verworfenen möchten doch Besseres zu tun haben, als das von ihm in dem Gedicht Beschriebene. Doch bleibt der Autor, der einmal von einem demokratischen Sozialismus träumte und nach der Wende die „Kolonisation der DDR durch den Westen" betrauerte, ein Dialektiker durch und durch. Denn Utopie kann immer beides sein: ideologisches Zerrbild und Lichtstreif am Horizont.

**Volker Sielaff**
Diesen Winter

als du kamst,
und ich Mandarinenschalen verbrannte
und dich fragte Wo bist du gewesen?
als ich ein Badetuch um deine Schultern legte
und sagte Ich will es nicht wissen
als ich lächelte
und die schwarze Schleife in deinem Haar löste
als du sagtest Ich auch

(Postkarte für Nofretete. Zu Klampen Verlag, Springe 2003)

*Das beiläufige Sprechen in den Gedichten des 1966 in der Lausitz geborenen Volker Sielaff zielt auf eine diskrete metaphysische Existenz-Erkundung. In skeptischer Selbstvergewisserung fragt der Autor unentwegt nach der Verlässlichkeit der eigenen Wahrnehmung und nach dem Standort, von dem aus die Welt in den Blick genommen werden kann.*

Es ist ein Augenblick der Eifersucht, eines Zwiespalts, der sich hier zwischen Begehren und Misstrauen auftut. Das lyrische Ich wischt bei der Begrüßung des Du alle Fragen beiseite - eine neue Zuwendung ist da, aber die ungelösten Dinge wirken fort. Vielleicht sind auch mehrere Erfahrungsmomente in „diesem Winter“ übereinander geschichtet - das Ich kann jedenfalls den Ambivalenzen nicht entkommen. Sielaffs Miniatur Anfang der 1990er Jahre entstanden.

**Volker von Törne**
Amtliche Mitteilung

Die Suppe ist eingebrockt:
wir werden nicht hungern.

Wasser steht uns am Hals:
wir werden nicht dürsten.

Sie spielen mit dem Feuer:
wir werden nicht frieren.

Für uns ist gesorgt.

1961

aus: Im Lande Vogelfrei. Gesammelte Gedichte. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1981

*Die Ballade, das Lied, der gewitzte Reim, der empörte Appell - das waren die Formen, die der politische Dichter Volker von Törne (1934-1980) bevorzugte. Das schmerzhafte biografische Faktum, dass er der Sohn eines strammen SS-Mannes war, hat sein linkes Weltbild und Lebensgefühl bestimmt. »Er träumte davon, den großen Gesang zu schreiben - und richtete sich in begrenzten Tonarten ein«, so schrieb sein Freund Christoph Meckel über ihn.*

Die »Amtliche Mitteilung«, diese lakonische Reflexion zum Stand der politischen Dinge, entstand im August 1961, als sich durch den Bau der Berliner Mauer der Kalte Krieg verschärft hatte. Der Reiz des Gedichts besteht darin, dass in einer Strophe jeweils die gängigen Redensarten für eine extreme Krisenlage mit litaneihaften Bekundungen der Zufriedenheit konfrontiert werden. Der Schlussvers bilanziert in bitterer Ironie die Situation, indem er die in den Strophen zuvor aufgerufene Gefahr einfach ignoriert. Politische Poesie wird zur schönen Paradoxie.

**W. G. Sebald**

Merkzettel

Feuer legen und Rauch
für die Zukunft deuten

Asche hinaustragen dann
über den Kopf werfen

Ja nicht dabei
sich umschaun

Kunst der Verwandlung
probieren

Gesicht mit
Zinnober bemalen

Zum Zeichen
der Trauer

(In: Über das Land und das Wasser. Gedichte 1964-2001. Hrsg. v. Sven Meyer. Carl Hanser Verlag, München 2008)

*W. .G. Sebald, 1944 im Allgäu geborener Germanist, ist 1966 nach England ausgewandert. Neben seiner Universitätslaufbahn, die mit bedeutenden literaturwissenschaftlichen Arbeiten einherging, entstand seit Ende der 1980er-Jahre ein literarisches Werk, das weltweite Anerkennung fand, Prosatexte wie „Die Ausgewanderten" (1992) oder „Die Ringe des Saturn" (1995). Als Sebald 2001 bei einem Autounfall starb, galt er als einer der wichtigsten Erzähler deutscher Sprache, doch kaum jemand wusste, dass er auch Gedichte schrieb.*

*Seine Gedichte sind durchweg reimlos, in freien Rhythmen, knapp und lakonisch gehalten. Wie alle seine Werke sind sie von Melancholie durchdrungen. Das vorgestellte Gedicht ist Teil eines als Typoskript hinterlassenen Konvoluts „Über das Land und das Wasser" und auf die Zeit zwischen 1981 und 1984 datierbar. Auf dem „Merkzettel" sind in lapidarer Strenge magische Handlungen, ja ein archaisches Totenritual verzeichnet.*

**Walt Whitman**

O Captain! My Captain!

Captain! my Captain! our fearful trip is done,
The ship has weather’d every rack, the prize we sought is won,
The port is near, the bells I hear, the people all exulting,
While follow eyes the steady keel, the vessel grim and daring;
          But O heart! heart! heart!
             the bleeding drops of red,
                Where on the deck my Captain lies,
                   Fallen cold and dead!

O Captain! my Captain! rise up and hear the bells;
Rise up - for you the flag is flung - for you the bugle trills,
For you bouquets and ribbon’d wreaths - for you the shores a-crowding,
For you they call, the swaying mass, their eager faces turning;
          Here Captain! dear father!
             The arm beneath your head!
                It is some dream that on the deck
                   You’ve fallen cold and dead!

My Captain does not answer, his lips are pale and still,
My father does not feel my arm, he has no pulse nor will,
The ship is anchor’d safe and sound, its voyage closed and done,
From fearful trip the victor ship comes in with object won;
          Exult, O shores, and ring, O bells!
             But I with mournful tread
                Walk the deck my Captain lies,
                   Fallen cold and dead.

**Walter Helmut Fritz**

Die Zuverlässigkeit der Unruhe

Nicht einwilligen.
Damit uns eine Hoffnung bleibt.

Mit den Dämonen
rechnen.

Die Ausdauer bitten,
sie möge mit uns leben.

Die Zuverlässigkeit der Unruhe
nicht vergessen.

*(Die Zuverlässigkeit der Unruhe. Hoffmann & Campe, Hamburg 1966)*

*Bereits vor einem halben Jahrhundert hat der 1929 geborene Lyriker Walter Helmut Fritz das Programm seiner „Poesie ohne Aufwand“ markiert: „Achtsam sein“, der Titel seines ersten Gedichtbandes (von 1956), verweist auf das Bedürfnis nach genauer, unaufdringlicher Weltwahrnehmung. Die Beobachtung des alltäglichen Augenblicks zog Fritz immer der gedankenlyrischen Reflexion vor. Einzig in seinem Band „Die Zuverlässigkeit der Unruhe“ gestattet er sich im Titelgedicht eine eindringliche Selbstermahnung:*

Anders als seine lyrischen Zeitgenossen, die im Zuge der Politisierung der Lyrik nach 1966 auf ideologiekritische Direktheit und einen aufklärerischen Gestus setzten, plädierte Fritz damals für eine diskrete Form der Dissidenz. Sein Bekenntnis zum Nicht-Einverstandensein, zur Tugend der Geduld und der ausdauernden Abwehr der Dämonen kommt ganz ohne appellative Aufregung aus. Der Dichter führt nur sein unspektakuläres Selbstgespräch fort - so wie er es in seinen taktvollen Gedichten bis heute getan hat.

**Walter Helmut Fritz**

Geblieben war ein Fenster

Als wir gestern zurückkamen, war unser Haus nicht mehr da.
Nicht mehr da?
Nicht mehr da. Später entdeckten wir es als Wolke,
die davontrieb. Geblieben war ein Fenster.

nach 1980

aus: Walter Helmut Fritz: *Gesammelte Gedichte 1979–1994*, Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 1994

Achtsam sein*: Den Titel seines ersten, 1956 veröffentlichten Gedichtbands hat der 1929 in Karlsruhe geborene Lyriker Walter Helmut Fritz zum Produktionsgesetz seiner literarischen Arbeit gemacht. Schon immer hat dieser Dichter die kurze lyrische Form bevorzugt, die „Poesie ohne Aufwand“, die durch konzentrierte Betrachtung ein Maximum an Erfahrung erzielt.*

Wer wie dieser Dichter in „der Schrift aller Erscheinungen“ zu lesen versteht, der registriert auch jene Augenblicke des existenziellen Schocks, die unser gewohntes Leben aus den Angeln heben. Das Fundament des Lebens, das eigene Haus, ist dem lyrischen „Wir“ abhanden gekommen, hat sich ins materielle verflüchtigt. Walter Helmut Fritz’ Gedicht, das in den 1980er Jahren entstanden ist, lässt in diesem Verschwinden nur eine Hoffnung: das Fenster ist noch da, der traditionelle Ort für den empfindsamen Beobachter, der das Treiben der äußeren Welt und das Rätsel des Daseins begreifen will.

**Walter Höllerer**

Der lag besonders mühelos am Rand

Der lag besonders mühelos am Rand
Des Weges. Seine Wimpern hingen
Schwer und zufrieden in die Augenschatten.
Man hätte meinen können, dass er schliefe.

Aber sein Rücken war (wir trugen ihn,
Den Schweren, etwas abseits, denn er störte sehr
Kolonnen, die sich drängten) dieser Rücken
War nur ein roter Lappen, weiter nichts.

Und seine Hand (wir konnten dann den Witz
Nicht oft erzählen, beide haben wir
Ihn schnell vergessen) hatte, wie ein Schwert,
Den hartgefrorenen Pferdemist gefasst,

Den Apfel, gelb und starr,
Als wär es Erde oder auch ein Arm
Oder ein Kreuz, ein Gott: ich weiß nicht was.
Wir trugen ihn da weg und in den Schnee.

(Gedichte 1942-1982. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1982)

*Das berühmteste Gedicht des Dichters, Zeitschriftenherausgebers und Literaturvermittlers Walter Höllerer (1922-2003) handelt von der Begegnung mit dem Tod. Es steht in seinem lyrischen Debütband „Der andere Gast“ (1952) und wurde in die prägenden Anthologien der fünfziger und sechziger Jahre aufgenommen. Auf einem nicht näher bestimmten Kriegsschauplatz treffen in Kolonnen marschierende Soldaten auf ein „störendes“ Objekt. Es ist ein toter Soldat, der, in seinem Blute liegend, von seinen Kameraden oder - das bleibt offen - von gegnerischen Streitkräften beiseite getragen wird.*

Es ist die fast emotionslose Nüchternheit dieses Gedichts, der kalte, fast anatomische Blick auf den Körper des toten Soldaten, die auch heute noch verstören. Die Erschütterung des Beobachters vor dem Schrecken wird kunstvoll verborgen. Es regiert der sezierende Blick. Es wird auch die häufig strapazierte Lebenslüge vom friedfertig schlafenden Toten abgewehrt. Denn die Gewaltsamkeit dieses Sterbens ist von furchtbarer Evidenz.

**Walter Mehring**

An den Kanälen

Schnurgrade zwischen Mietskasernen
Ziehen die schwarzen Gitterpfähle
Und die Laternen
Der Kanäle!

Es zieht ein Brisenhauch vom Meer
Und Möwen, deren Silberkehlen
Umhalst ein dunkler Ring von Teer,
*Längs den Kanälen!*

Es ziehn mit ihrem Haus aus Birke
Flissaken*, die mit mächt'gen Stößen
Die Waldbezirke
Abwärts flößen!
Und Dampfer, die sich festgerannt,
Im Winter, wenn die Nebel schwelen,
Bugsiern vom Krähenvolk bemannt
*Auf den Kanälen!*

Es ziehen Wagen, Omnibusse
Spiegeln sich taumelnd von den Brücken
Im schwarzen Flusse
Ihre Rücken.
Dampfkräne, die sich Holz und Kohl'n
Mit Elefantenrüsseln wählen,
Verbeugen sich beim Nahrunghol'n
*Längs den Kanälen!*

Nachts lauert im Versteck von Fässern
Gesindel längs der Uferkanten
Mit blanken Messern
Auf Passanten! –
Ein Fischer, der stromabwärts stakt,
Zieht in der Früh' mit blut'gen Krälen!
Ein Menschenbündel festgehakt
*Aus den Kanälen!*

Es zieht den Abschaum aller Städte,
Es zieht die lebensmüden Seelen
Zum ew'gen Bett in
Den Kanälen!
Es treibt ein Brisenhauch vom Meer
Die Möven mit zerbissnen Kehlen —
Und hungernd zieht das Rattenheer
*Längs den Kanälen!*

** umgangssprachl. für Flößer*
*** Haken*

**Walter Mehring**

Aufmarsch der Großstadt

Herrn der Städte und Fabriken
Marschiert!
Aus Kasernen und Budiken
Marschiert!
Endlos geht die Großstadtrunde,
Ob man tanzt, marschiert, kutschiert,
Wer uns auch regiert,
Unser ist die Stunde!
Marschiert!

Herrn der Börsen und Katheder
Marschiert!
Schiebt man Bildung oder Leder,
Marschiert!
Wer's geschafft hat, macht die Runde,
Bis er sitzt — und präsidiert!
Und das Geld regiert.
Unser ist die Stunde!
Marschiert!

Zeitungsherren! Die Presse kabelt!
Marschiert!
Das Gerücht, das Umsturz fabelt,
Marschiert! i
Sensation macht ihre Runde,
Bis die Bombe explodiert.
Thron und Volk regiert.
Unser ist die Stunde!
Marschiert!

Herrn des Drahtseils und der Bühne
Marschiert!
Zirkusclown und Boxmaschine
Marschiert!
Radler der Sechs-Tage-Runde,
Wer beim Endspurt triumphiert,
Erster Preis regiert.
Unser ist die Stunde!
Marschiert!

Herrn der Straßen, Promenaden
Marschiert!
Seidenrock und schöne Waden
Marschiert!
Um die Häuser geht die Runde,
Bis die Sitte* spioniert
Und das Herz regiert.
Unser ist die Stunde!
Marschiert!

Herrn vom Browning und vom Messer
    Marschiert!
Massakriert die reichen Fresser,
    Marschiert!
Nachts am Start der letzten Runde,
Bis man am Schafott krepiert.
Und der Mord regiert.
Unser ist die Stunde!
    Marschiert!

** umgangssprachl. für Sittenpolizei*

**Walter Mehring**
Denn: Aller Anfang ist schwer

Und als er an der Reling stand,
Winkt sie, die Fackel in der Hand.
    Da küsste er dem Riesenweib
    Von fern den nebelweichen Leib
Und schaut sie an.
        Doch sie verschwand
In einer Wolkenkratzer-Wand…

Und als er die „First Papers“ nahm,
Sich brüstet als ihr Bräutigam,
    Sich hart durch’s neue Leben schlug,
    Ihr jeden Cent nach Hause trug –
Sie schaut nicht hin, wie er sich plagt,
Und hat sich steinern ihm versagt…

Fünf Jahre dient er um sie ab,
Schaut keine an, und lebte knapp.
    Doch als man in den Sarg ihn tat,
    Geschminkt, in seinem Hochzeitsstaat,
Da haucht sie:
        Wandre in mich ein!
Ich bin, die Freiheit, Ewig Dein …

**Walter Mehring**

Die Kartenhexe

Sie sagte wahr aus Kaffeesatz
Und nannt den Mädchen ihren Schatz
Sie wohnte Mulackstraße* sechse
Die Kartenhexe!

Sie half manch unerfahrnem Ding
Wenn's einer mal daneben ging —
Das Geld steckt sie in die Kassette
In ihrem Bette!

Sie hielt 'nen Goldfisch sich — aus Blech
Und einen Kater, der sich frech
Ergötzt an dem Salatgewächse
Der Kartenhexe!

Einst kam die Elli, welche schielt,
Die's mit dem blut'gen Tommy hielt
Und fleht sie an, dass sie sie rette
Vorm Wochenbette!

Die Alte lüstern nach dem Geld
Hat sie sich abends hinbestellt
Zum Hause Mulackstraße sechse,
Der Kartenhexe!

Nachts klang ein Fall, dann war es stumm
Der Kater stieg im Zimmer um
Und macht die leere Geldkassette
Zu seinem Bette!

Als sich drei Tage niemand rührt
Fand man wie ein Paket verschnürt
Auf ihrer Stirn zwei blut'ge Kleckse
Die Kartenhexe!

Das Paar blieb kalt auch vor Gericht
Und blieb es, - wenn die Wunde nicht
Von neuem noch geblutet hätte
Im Totenbette!

Das Recht nahm den gewohnten Lauf
Die Hölle nahm sie alle auf
Das Paar in würdigem Konnexe
Mit ihrer Hexe!

** eine stadtbekannte kleine Slumstraße im Bezirk Mitte]*

**Walter Mehring**

Die Reklame bemächtigt sich des Lebens …

Am Ausgang abends vor den anatomischen Kabinetts
Die Straßen segeln mit Riesengasometer
The flying brothers
5% Stromersparnis
Sous les ponts de Paris
Und Fischerin du kleine
Plakate bunter Wimpeln
Piekass beim Zauberkönig
Der Mann ohne Nasenknorpel
Schielt nach der Dame ohne Unterleib
Und das Fräulein lächelt
In „Steiners Paradiesbett“
Haushoch
Hanewaker
Im Jägerhut mit Gemsbart
Holdrioh, auf da Alm gibt’s ka Sünd
Nur kondensierte Alpenmilch
Das Geheimnis des üppigen Busens
Orient blutrot elektrisches Licht
Verboten gewesen
Babel-Berlin
Die Hölle heizt mit Kaiserbriketts
Gummiartikel! Apotheke zum goldenen Schwan
Leda vom Wannseelido!
Geprüfte Masseuse
Bei Rückenmarksdarre feudal mit sieben Zacken
Das Grafenliebchen! Vergissmeinnichtbibliothek
Band 25, die Sprache der Blumen
Im Strafgesetzbuch Verführung Minderjähriger
Stolz zieht das Schiff
Hamburg-Amerika-Linie
Der alte Trapper blickt hoch
Sternenhimmel im Wintergarten
Auf dem Drahtseil über die Brüstung des Backbords
Schon ist Nic Carter auf der Spur
Dieser Mann kennt ihr Schicksal
Die Kunst zu fesseln
Der gelbe Tod
Und die Schuld der Juden am Weltkrieg!
Darum werbt für die Freikorps!
Der Trompeter von Säckingen bläst Alarm!
Aus Butzenscheiben zur Silberhochzeit
Sein blondes Lieb im Arm
Von Belgiens öffentlichen Häusern
Ergreifendes Schicksal
Nachts tausendfach
Im Siriusglanz Manoli linksrum
Die Porzellanfuhre

Schwarzverhangen
Mit Dralles Birkenwasser
Den Töchtern des Erfinders
Jack the Ripper kutschiert
Nur echt mit dem Totenkopf
Durch die Tiefen der Weltstadt!

**Walter Mehring**

Oratorium von Krieg, Frieden und Inflation

*Rezitativ:*
So begann es: Im Jahre des Herrn 1914 schien des Wohlstands kein Ende - und Mehrwert lohnte die Herren in solchem Überfluss, dass sie sprachen:
Unsere Kräfte erlahmen, und es sprach das Militär:
Man achtet unsrer nicht mehr -
Und es sprach die Geistlichkeit:
AMEN!

*Chor:*
So zogen wir mit der eisernen Ration,
Um im Stahlbad vom Wohlstand zu gesunden -
So zogen wir, von der Mordkommission
Zum Erschießen tauglich befunden -
So zogen wir durch das Brandenburger Tor
Mit Haubitzen, mit Tanks und Granaten -
So zogen aus allen Winkeln von Europa hervor
Soldaten - Soldaten - Soldaten.
So stampfte ein Erdteil in gleichem Schritt und Tritt,
Und es zogen Seuchen, Mord und Hunger mit uns mit -
In der schönen, in der neuen, in der schönen, in der neuen
In der schönen, neuen, grauen Felduniform.

*Rezitativ:*
Da jammerten die Bürger, wir gaben Gold für Eisen, aber die Herren antworteten: Gott wird es euch tausendfach vergelten und den Feinden es heimzahlen milliardenfach. Da weinten alle Weiber: Unsere Männer sind erschossen, unsere Kinder sterben unterernährt! Aber die Herren antworteten: Wir liefern! Da begehrte das Volk auf: Wie lange noch? Aber der Kaiser antwortete:
Bis Gott MIR den Endsieg beschert.

*Chor:*
So zogen wir Helden, auch das Frontschwein genannt,
In die Siegfriedstellung ein.
Des Kaisers Rock verwanzt und die Lungen gasverbrannt,
Und die Krüppel gruben ihre Kameraden ein.
So zogen wir herrlichen Zeiten entgegen,
Um drei Millionen Tote in das Massengrab zu legen,
In der schönen, in der neuen, in der schönen, in der neuen,
In der schönen, neuen, grauen Felduniform.

*Rezitativ:*
Aber im Jahre des Heils 1918 geschah es, dass die Generale sprachen: Die Partie ist verloren! Da liefen die Bürger zum Feinde und bettelten: Frieden! Da revoltierte das Volk und die Matrosen und das ganze Heer: Her mit den Schuldigen! Aber die Herren sprachen und antworteten nicht mehr.

*Chor:*
Die roten Fahnen in Prothesen,
So zogen wir zum Schlosse ein.
Die Lungen, kaum von Gas genesen
Die konnten nicht mehr Freiheit schrein -
So kamen sie, den Weg zu sperren,
So hat die Heimat uns bekriegt,
Der Krieg besiegte unsere Herren.
Das Vaterland hat uns besiegt!

*Rezitativ:*
Da erschien der Feind und sprach! Ihr müsst zahlen! Aber da war alles Gold gewandelt zu Papier. Da besetzte der Feind das Land und sprach zum zweiten Male: Ihr müsst zahlen! Und da waren alle Nahrung, alle Kleidung gewandelt zu Papier. Und alles Volk litt Hungerqualen. Da erschienen die Herren der Feinde und die Herren der Heimat Hand in Hand und sprachen zum Volke: Ihr müsst zahlen. Zahlen müsst Ihr!

*Chor:*
Da fuhren die fremden Valuten,
Die toten Stationen durchbrausend,
Von Schiebern geschoben, geplündert,
Und wuchsen papieren die Fluten,
Und der Dollar sprang hundert und tausend
Millionen, Milliarden,
Sprang zur Billion.

*Rezitativ:*
Und soweit der Hunger reichte und so hoch der Dollar stand
Bedeckte Öde und Inflation das Land.

*Chor:*
Da fuhren mit Notenmaschinen
Die Völker der Erde auf Reisen,
Da fuhren auf toten Geleisen
Waggons voll verschobener Schienen.

*Rezitativ:*
Da hielt der Zug, wo hoch der Dollar schien,
Da stieg der Mensch aus, denn da lag Berlin.

Nun, da ihr wisst, wie alles enden kann,
Vergesst, vergesst es nie, wie es begann.

**Walter Mehring**

ACHTUNG GLEISDREIECK!

Untergrund
Kunterbunt
Kurve! und
Gleis - drei - eck!
Alles flucht
Alles, sucht
Drunter und
drü - ber - weg
Jedermann
Lebemann,
Biedermann:
Schieber
Allesamt
Gleichverschlampt
Gleiches Ka-
liber!

Kinoschund,
Bühnenbund
Grünen im
Nepp - be - werb!
Rummelplatz!
Bummel Schatz!
Schummel und
Lach - und - erb'!
Cabaret
Separé
Oder The-
ater
Impression
Expression
Alles ein
Kater!

Jeder in
Anderer
Richtung und
Achtung! Das
Gleis - drei - eck!

Kutsche und
Droschke und
Mund an Mund
los - töff - töff!
Pierrot
Pierrett'
Numero
soixant' - neuf
Seidne, be-
scheidene,
Alles im
Kater
Lebemann
Ehemann
Achherrjeh!
Vater!

Untergrund
Kunterbunt
Kurve! und
Re - pu - blik!
General
Und sozial
Allemal
mit Mu - sik
Rasen und
Phrasen und
Faseln im
Fie - ber.
Rassen und
Klassen das
Gleiche Ka-
liber!

Jeder in
Anderer
Richtung und
Achtung! Das
Gleis - drei - eck!

**Walter Serner**

Manschette 7

Es ist nicht schwierig blond zu sein

Seit es in manchen Nächten
rote Ringe sprengt einher
ist jede Hoffnung auf den Sinn der Stunde
faul

Schau mir ins Auge
Krachmandel auf Halbmast
Cointreau triple sec mit Doppeltaxe
Jede Halswolke ein Fehlgriff
Jede Bauchfalte ein Vollbad
Jedes Hauptwort ein Rundreisebillet
Je te chrache sur la tête
Schau mir ins Auge
A

Ist es so schwierig blond zu sein

(In: 113 DaDa-Gedichte. Hrsg. v. Karl Riha. Klaus Wagenbach Verlag 1987; )

*Bewundert als „Bruder der Sphinx“ und als „Nihilist der Menschenliebe“, hat Walter Serner (1889-1942), der mit bürgerlichem Namen Walter Eduard Seligmann hieß, der DADA-Bewegung eine ungeheure Dynamik beschert. 1919 verfasste er das wichtigste „manifest dada“, das anarchistische Glaubenbekenntnis „Letzte Lockerung“, und inszenierte „die letzte und größte aller Dada-Shows“ in Zürich, wo man ihn im April 1919 von der Bühne jagte. Im Herbst 1919 gründete er die Zeitschrift „Der Zeltweg“ und publizierte darin eine Reihe von „Manschetten“.*

In seinen aktivistischen Jahren hatte Serner gemeinsam mit seinen Weggefährten Hans Arp und Tristan Tzara sogenannte „Simultangedichte“ verfasst, die sich am „automatischen Schreiben“ der Surrealisten orientierten. In seiner „Manschette 7“, die er im Untertitel als „Romance“ kennzeichnet, entwirft Serner ein sehr modern-urbanes Liebesgedicht, das in bizarren Bildern und französischen Sprachpartikeln von durchwachten Nächten und den Imponderabilien der Leidenschaft handelt.

**Walther von der Vogelweide**
Ich hab mein Lehen

Ich hab mein Lehen, alle Welt, ich hab mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht mehr den Februar an den Zehen
und werde alle schlechten Herren um nichts mehr bitten.
Der edle König, der mildtätige König hat für mich gesorgt,
ich im Sommer kühle Luft und im Winter Wärme habe.
Bei meinen Nachbarn bin ich viel geschätzter:
Sie sehn mich nicht mehr als Schreckgespenst, wie sie es einst taten.
Ich bin zu lange arm gewesen ohne meine Schuld:
ich war so voller Schelte, dass mein Atem stank.
Das hat der König rein gemacht und mein Singen dazu.

(Übersetzung: Margherita Kuhn)

*Dieser berühmte Jubelruf des mittelalterlichen Dichters und Minnesängers Walther von der Vogelweide (ca. 1170-1230) ist die Reaktion auf die Befreiung aus einer Notlage. Denn die Lage des freien, autonomen Künstlers, der keinem Fürstenhof, keiner Partei und keinem Staat dient, ist seit je prekär. Nach vielen Jahren des poetischen Vagabundierens hatte Walther einen Gönner gefunden, der durch die Gewährung eines „Lehens“ - meistens ein Grundstück, Landgut oder ein Adelsbrief - sein materielles Elend beendete.*

Bis zu dem Zeitpunkt der Gewährung des Lehens durch den Stauferkönig Friedrich II. - vermutlich um das Jahr 1220 - hatte Walther bereits eine unrühmliche Geschichte von Zerwürfnissen mit Fürsten hinter sich gebracht. Kein Wunder, dass sein „Atem“ voller Scheltworte war: Denn verhöhnt hatte er zuvor die Herrscher, wie zum Beispiel den Kaiser Otto IV., die ihm das ersehnte Lehen verweigert hatten.

**Walther von der Vogelweide**
Wacht auf!

Wacht auf! Es naht uns der Tag,
den mit Grund in Ängsten erwartet
ein jeder, ob Christ, Jude oder Heide.
Wir haben viel der Zeichen gesehen
an denen wir sein Kommen deutlich erkennen,
wie uns die Schrift in ihrem Wahrheitsgehalt belehrt hat:
Die Sonne hat sich verfinstert,
Treulosigkeit ihren Samen ausgestreut
überall an den Wegen:
der Vater findet Treulosigkeit bei dem Sohn,
der Bruder belügt den Bruder,
und Betrug treibt der geistliche Stand,
der uns doch Weg und Steg zum Himmel sein sollte:
Gewalttätigkeit schießt auf – Recht vor Gericht welkt dahin.
Auf denn! Wir haben schon zu lang gesäumt!

nach 1198

*Walther von der Vogelweide (ca. 1170–1230), der bekannteste deutschsprachige Dichter des Mittelalters, war ein Berufssänger ohne festen Wohnsitz, der von Fürstenhof zu Fürstenhof zog und auf die Gunst der Mächtigen angewiesen blieb. Dem „Minnesang“, Liebespoemen auf die jeweils unerreichbare „frouwe“, hat er zu neuer Bedeutung verholfen. Auch mit seinen politischen „Sprüchen“ gegen Kaiser und Papst hat er Literaturgeschichte geschrieben.*

Die lyrische Endzeitvision Walthers ist vermutlich nach 1198 entstanden, nachdem Walther am Stauferhof König Philipps von Schwaben Aufnahme gefunden hatte, dessen Krönung und Legitimität er im staufisch-welfischen Thronstreit in mehreren sich motivisch an den eschatologischen Prophezeiungen des Markus-Evangeliums. Ein unmittelbarer Anlass war vielleicht auch die Sonnenfinsternis vom 27. November 1201 und die mit ihr verbundenen Massen-Ängste.

**Walther von der Vogelweide**

Wer gab dir liebe, die gewalt

Wer gab dir, liebe, die gewalt,
wie kannst du so urgewaltig sein?
machst untertänig jung und alt;
keinem mensch fällt dazu hilfe ein.
jetzt lob ich gott, da ich erkannt eh,
daß ich gezwungen in deine bande,
wo herrlicher dienst geboten ist.
da geh ich niemals wieder - bitte, königin,
nimm an du meine lebensfrist.

(Übersetzung: Thomas Kling)

*Was ist das für eine affektive Urgewalt, die alles mit sich fortreißt und alle Lebensregeln des Menschen außer Kraft zu setzen droht? Es ist die „Minne“, die am ausdauerndsten besungen worden ist von einem der ersten Berufsdichter des Mittelalters, von Walther von der Vogelweide (ca.1170-1230), einem Mann ohne festen Wohnsitz, der wie alle Künstler dieser Zeit auf die Gönnerschaft eines herrschaftlichen Publikums angewiesen war.*

Die „Minne“ umfasst freilich mehr als nur den Begriff der „Liebe“, wie er in der Übersetzung Thomas Klings auftaucht. Die „Minne“ bzw. der „Minnedienst“ ist im Verständnis Walthers eine frühe kulturelle Form der Triebregulierung. Denn die „Minne“ bändigt und absorbiert nicht nur die erotischen Affekte, ihre sublimierende Wirkung verwandelt das Begehren in eine innerseelische Läuterung. Der Minnedienst des Sängers meint die Unterwerfung unter die „frouwe“, ein poetisches Dasein des Sehnens und Hoffens, dem die Erfüllung versagt bleibt - denn die Erfüllung wäre das Ende der Sehnsucht.

**Werner Finck**

Meines Lebens A und Z

Meines Lebens A und Z
sind der Divan und das Bett.
Freundschaft, Liebe und Verkehr,
sekundär! Sekundär!
Hier entstand der Wunsch nach mir.
Zeugung, Ankunft, alles hier,
und mein Sterben wird allein
weicher durch die Kissen sein.
Ach, und nehmt mir mein Skelett
ganz zuletzt aus dem Bett.

(Finckenschläge. Ausgabe letzter Hand. Herbig Verlag, Berlin 1965)

*Den „vagabundierenden Märchenerzähler“ und Kabarettisten Werner Finck (1902-1978) zog es 1928 nach Berlin, wo er zum Theaterdirektor des Kabaretts „Katakombe“ aufstieg. Mit seinen subtilen regimekritischen Lästereien war 1935 Schluss; die „Katakombe“ wurde geschlossen, Werner Finck und weitere Akteure verhaftet. Nach kurzer Haft in einem Konzentrationslager wurde Finck wegen „Verstoßes gegen das Heimtückegesetz“ angeklagt.*

Fincks 1938 publiziertes „Kautschbrevier“ (dabei wird absichtlich das Wort „Couch“ in ironischer Übererfüllung von Joseph Goebbels’ Doktrin verdeutscht), in dem das heitere Bekenntnis zur existenziellen Liegestatt erstmals erschien, musste auf Anordnung des Propagandaministers Dr. Joseph Goebbels eingestampft werden. Finck erhielt abermals Berufsverbot. 1945 gründete er zum kabarettistischen Neubeginn das „Schmunzelkolleg“ - aber der zu dekuvrierende Gegner, die Diktatur, war ihm abhanden gekommen.

**Werner Finck**

Neulich trat ein Fräulein an mein Bette,
und behauptete, die Märchenfee zu sein.
Sie fragte mich, ob ich drei Wünsche hätte,
und ich sagte, um sie reinzulegen, nein.

**Werner Finck**

Surrealistischer Vierzeiler

Gestern trat ein Fräulein an mein Bette
Und behauptete, die Märchenfee zu sein,
Und sie fragte mich, ob ich drei Wünsche hätte,
Und ich sagte, um sie reinzulegen: nein!

(Finckenschläge. Ausgabe letzter Hand. Herbig Verlag, Berlin 1965.)

*Der Kabarettist, Schauspieler und Satiriker Werner Finck (1902-1978) bewies, als zeitkritischer Humor lebensgefährlich sein konnte, den Mut zum renitenten Witz. Mit seinem 1929 gegründeten literarisch-politischen Kabarett „Die Katakombe“ geriet er nach der Machtergreifung der Nazis in große Schwierigkeiten. Wegen „provozierender Äußerungen“ wurde er 1935 verhaftet und in das Konzentrationslager Esterwegen verbracht. Nach der Intervention einer einflussreichen Gönnerin bei Hermann Göring wurde Finck zwar wieder freigelassen, aber mit Berufsverbot belegt.*

Trotz der politischen Bedrohung setzte Finck seine systemkritischen Satiren fort, bevor er sich 1939 freiwillig zur Wehrmacht meldete, um der neuerlichen Verhaftung durch die Gestapo zu entgehen. In kleinen Gedichten zündete er auch nach 1945 reizvolle Kalauer, die von paradoxalen Pointen und der Verweigerung gängiger Resümees leben.

**Werner Lutz**
Einer lacht gegen die Dunkelheit an

Einer lacht gegen die Dunkelheit an
einer kaut Knoblauch um ewig zu leben
einer bittet den Tod zu sich
unter den Regenschirm

2003

(Schattenhangschreiten. Verlag Im Waldgut, Frauenfeld/Schweiz 2003.)

*Als der junge Basler Dichtermaler Werner Lutz (geb. 1930) Mitte der 1950er Jahre seine ersten Gedichte bei der Zeitschrift „Akzente“ einreichte, titulierte man ihn bald als „störrischen Kerl“, da er sich von seiner Poetik der Kargheit nicht abbringen ließ. Das Fluidum seiner Poesie war damals schon die „Demutsluft“ - sie ist es bis heute geblieben.*

Lutz’ Gedichte sind poetische Illuminationen, die eine überraschende Nähe zu den von uns kaum mehr bemerkten Alltagsdingen herstellen. Das Ziel dabei ist, die „kleinen Dinge“ und kurz aufblitzende Wahrnehmungsmomente in eine schwebende Balance zu bringen. In den vier knappen Zeilen seiner Miniatur hat Lutz mehr oder weniger wirkungsvolle Verhaltensstrategien gegenüber dem unaufhaltsam näher rückenden Tod konzentriert. Aber vor der Allmacht des Todes wirkt vieles lächerlich - wie die hier benannte Knoblauch-Therapie. Ein produktives Verhältnis zum Tod gelingt dann, wenn er nicht abgespalten, sondern integriert wird in das schützende Gehäuse („Regenschirm“) des eigenen Lebens.

**Werner Lutz**
Wenn ich gehe

Wenn ich gehe,
so vor mich hin gehe
an all den köstlichen Dingen vorbei
dem schäumenden Laub
dem fließenden Land
wenn ich so gehe
begleitet von meinen Schritten
und sie atmen höre
die rhythmischen Schritte
weiß ich
dass es nichts Besseres gibt
als so vor sich hin zu gehen
und nirgendwo erwartet zu sein

(Schattenhangschreiten. Gedichte. Verlag Im Waldgut, Frauenfeld/Schweiz, 2002)

*Wo fast nichts mehr geschieht, wo metaphorisch auftrumpfende Wörter sorgsam vermieden werden, wo das schreibende Ich mit konzentriertem Blick sich an die Dinge herantastet - da beginnt das Terrain des 1930 geborenen Basler Dichtermalers Werner Lutz. Seine Dichtung erfasst manchmal nur einen Luftzug, einen Lichtwechsel am Vormittag oder Farb-Changierungen in der Dämmerung. Aber diese Ereignislosigkeit hat poetisches Gewicht.*

Aus dem Umstand, „gefesselt an die kleinen Dinge“ zu sein, vermag Lutz immer dann ästhetische Funken zu schlagen, wenn er sich ganz den sinnlichen Details anvertraut. Ziel dieser Gedichte ist es, die „kleinen Dinge“ und kurz aufblitzenden Wahrnehmungsmomente in eine schwebende Balance zu bringen. Die lyrische Leichtigkeit erscheint dann - wie in diesem 2002 erstmals veröffentlichtem Gedicht - als Kunst des Gehens, ohne den Boden zu berühren.

**Werner Riegel**
Ich atme Frucht

Ich atme Frucht und Phlox
Und ich denke an mich.
Meine Hymnen für euch Gesocks
sind nicht mehr feierlich.
Macht euch bloß nicht ins Hemd!
Ich bin euch trotzdem gewogen
Im Wind, der uns niederschwemmt,
Wohin die Rußflocken flogen.

Das Haupthaar voller Schinn
Und eine Handvoll Abendstern -
Dafür hält man die Schnauze hin
Im Weinberg des Herrn.
Das wollt ihr immer noch
Mit Zungen preisen
Bis an das stinkende Loch,
In das sie euch dann schmeißen!

Ich atme Frucht und Gras,
Ich bin voller Gefühl.
Lau fällt die Nacht und das,
Was ich besingen will.
Langsam rutsche ich weg
Im Strom der Stille.
Ihr seid der letzte Dreck,
Mit dem ich die Strophen fülle.

1955

(beladen mit Sendung. Dichter und armes Schwein. Haffmans Verlag, Zürich 1988; )

*Im Dezember 1952 wurde in Hamburg das literarische Endzeit-Projekt des „Finismus“ aus der Taufe gehoben: Mit ihrer Zeitschrift „Zwischen den Kriegen“, ein hektografiertes Heft mit einer Auflage von 200 Exemplaren, starteten die bis dato unbekannten Dichter Werner Riegel (1925-1956) und Peter Rühmkorf (Jg. 1929) einen fulminanten Angriff auf die „Stromlinienspießer“ der Nachkriegsliteratur. Die Ingredienzien für seine schnoddrig-aggressive Gedichtsprache entnahm Riegel den späten Parlando-Gedichten des von ihm glühend verehrten „Big Benn“.*

Das im Januar 1955 erstmals publizierte Gedicht schwankt zwischen sentimentalischem Volksliedton und entschlossener Drastik, zwischen zarter Anrufung der Natur und böser Vulgär-Idiomatik. Riegel inszeniert in schroffen Kontrasten die Zerrissenheit seines Ich zwischen den alten und neuen Melodien des modernen Gedichts. Trotz der Verweigerung der lyrischen Feierlichkeit und trotz der Düpierung des Bürger-“Gesocks“ gibt es immer wieder Verse, in denen alte Sehnsuchts-Töne aufleuchten.

**Werner Schmidli**

Gebet eines Kindes vor dem Spielen

ich bin klein
mein Herz
mein Hemd und meine Hose
bleiben rein
mehr darf ich
nicht sein

ich bin klein
mein Herz
meine Hände und meine Schuhe
bleiben rein

ich bin klein
alles an mir ist rein
mehr darf es
nicht sein

**Werner Söllner**

Alter Mann am Nachmittag

Er hat den Stuhl ans Fenster gestellt.
Dort, wo sich die Sonne noch hält,

sitzt er, ein blinder Fleck, und vergisst,
dass er einmal wirklich gewesen ist.

Er schläft, als sei das Haus schon leer.
Auf seiner Insel im steinernen Meer

sitzt er und döst sich ein Stück
vom raschelnden Körper zurück,

von der Heimat, die er nicht kennt.
Staub, der in den Zellen verbrennt,

steigt in den zitternden Kopf.
Am Hemd aus Holz ein eiserner Knopf.

(Der Schlaf des Trommlers. Ammann Verlag, Zürich 1992; © Werner Söllner, Frankfurt)

*Das isolierte Subjekt als „blinder Fleck“ in der Geschichte, getrennt von seiner Heimat und auch getrennt von sich selbst: Der in Einsamkeit erstarrte Protagonist in diesem Gedicht des aus Siebenbürgen stammenden Dichters Werner Söllner (geb. 1952) ist so verlassen wie nur wenige Helden der lyrischen Moderne. Der „alte Mann“ erscheint nur noch als ein Stück Nach-Geschichte, aus dem alles Leben gewichen ist.*

Die meisten Gedichte in Werner Söllners Band „Der Schlaf des Trommlers“ (1992) versuchen sich in einer Wiederbelebung sprachmagischen Klangzaubers, wie er in den Gedichten Paul Celans (1920-1970) oder Peter Huchels (1903-1981) noch wirkungsmächtig war. Das Porträt des „alten Mannes“ liest sich nun wie ein endgültiger Abgesang. Am Ende des Lebensweges verliert der Mensch die Idee von Identität und Individualität. Am Ende scheint „der alte Mann“ mit einem skulpturalen Abbild seiner selbst verschmolzen.

**Werner Söllner**
Was bleibt

Das Haus der Welt ist schlecht gebaut,
ich sitze krumm und schief darin.
Ach Sprache, meine stumme Braut,
sag mir, wo ich zuhause bin.

Hier steht ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
da ist noch Brot und dort ist Wein.
Was bleibt? Versteinertes Gemisch
aus Sätzen vom Lebendigsein.

Der Sinn der Wörter ist die Haut,
die langsam auseinanderfällt.
Ach Sprache, meine stumme Braut -
das Aug weint, was die Silbe hält.

(in: Der Schlaf des Trommlers. Gedichte. Ammann Verlag, Zürich 1992)

*War dieser Dichter nur ein besonders raffinierter Informant des rumänischen Geheimdienstes, um in dessen Auftrag seine rumäniendeutschen Dichterkollegen von der „Aktionsgruppe Banat“ auszuspähen? Als die Informantentätigkeit des Lyrikers Werner Söllner (geb. 1951) 27 Jahre nach seiner Ausreise in die Bundesrepublik ruchbar wurde, erhoben sich kritische Stimmen, die Söllner „Bespitzelung bis in den letzten Vers“ vorhielten. Was sagt das aus über die eigenen Gedichte Werner Söllners?*

Bei den poetischen Texten eines politisch zwielichtigen Autors sollte das Urteil nicht von der Gesinnung oder vom politischen Habitus eines Dichters abgeleitet werden, sondern einzig vom ästhetischen Erregungspotenzial des jeweiligen Textes. In seinem lyrischen Dialog mit der Sprache rekurriert Söllner auf die Volksliedstrophen Heinrich Heines (1797-1856), wobei der Autor einen Grundton der Verzweiflung anschlägt. Denn die Sprache, die hier als „stumme Braut“ des Dichters aufgerufen wird, bewahrt nicht vor Situationen der Entfremdung, sondern vertieft sie.

**Wilhelm Busch**

Ach, ich fühl’ es

Ach, ich fühl’ es! Keine Tugend
Ist so recht nach meinem Sinn;
Stets befind’ ich mich am wohlsten,
Wenn ich damit fertig bin.
Dahingegen so ein Laster,
Ja, das macht mir viel Pläsier;
Und ich hab’ die hübschen Sachen
Lieber vor als hinter mir.

*In seinen anthropologischen Einlassungen gab sich der Dichter, Zeichner und sarkastische Humorist Wilhelm Busch (1832-1908) als tief pessimistischer Skeptiker. Dem aufklärerischen Ideal eines nach ethisch-moralischer Sittsamkeit und Vernunft strebenden Menschen hielt er im Vorwort zu seinem Band „Kritik des Herzens“ (1874) die schroffe Einsicht entgegen, „dass wir nicht viel taugen von Jugend auf“.*

Mit der „Tugend“ haben Buschs Figuren in allen Lebenslagen beträchtliche Schwierigkeiten. An mehreren Stellen seines Werks vermerkt der Humorist die Unterlegenheit der Tugend-Heroen gegenüber allem Boshaften: „Tugend will ermuntert sein, Bosheit kann man schon allein!“ Im empirischen Selbstversuch, von dem das Gedicht aus dem Band „Kritik des Herzens“ handelt, bekennt sich das Ich freimütig zum höheren Vergnügungspotenzial des Lasters.

**Wilhelm Busch**

Als ich ein kleiner Bube war

Als ich ein kleiner Bube war,
war ich ein kleiner Lump:
Zigarren raucht' ich heimlich schon,
Trank auch schon Bier auf Pump.

Zur Hose hing das Hemd heraus,
Die Stiefel lief ich krumm,
Und statt zur Schule hinzugehn,
Strich ich im Wald herum.

Wie hab' ich's doch seit jener Zeit
So herrlich weit gebracht! –
Die Zeit hat aus dem kleinen Lump
nen großen Lump gemacht.

1864

*Den Maler, Zeichner und Dichter Wilhelm Busch (1832–1908) hat das deutsche Bürgertum als heiteren Hausgeist und als Prophet der Behaglichkeit adoptieren wollen. Aber wer Busch genau liest, entdeckt einen allzeit renitenten Provokateur, der hinter vordergründig freundlichen Worten für das Bürgerdasein einen grimmigen Zynismus versteckt.*

Wenn Busch sein lyrisches Ich in eingängigen Volksliedstrophen zu einem Lebensrückblick ausholen lässt, dann ist nicht mit eitlem Selbstlob zu rechnen, sondern mit bösen Seitenhieben auf die klassische bürgerliche Sozialisation. So auch in diesem ersten Stück der „Lieder eines Lumpen“. Diese Lieder stehen in dem Band *Fliegende Blätter und Münchner Bilderbogen*, der Buschs verstreute Gedichte und Texte aus den Jahren 1859–1864 versammelte. Jeglichem Idyll wird bei Busch konsequent der Garaus gemacht.

**Wilhelm Busch**

Bewaffneter Friede

Ganz unverhofft, an einem Hügel,
Sind sich begegnet Fuchs und Igel.
»Halt«, rief der Fuchs, »du Bösewicht!
Kennst du des Königs Ordre nicht?
Ist nicht der Friede längst verkündigt,
Und weißt du nicht, dass jeder sündigt,
Der immer noch gerüstet geht? -
Im Namen Seiner Majestät,
Geh her und übergib dein Fell!«

Der Igel sprach: »Nur nicht so schnell!
Lass dir erst deine Zähne brechen,
Dann wollen wir uns weitersprechen.«
Und alsogleich macht er sich rund,
Schließt seinen dichten Stachelbund
Und trotzt getrost der ganzen Welt,
Bewaffnet, doch als Friedensheld.

**Wilhelm Busch**
Bis auf weiteres

Das Messer blitzt, die Schweine schrein,
Man muss sie halt benutzen,
Denn jeder denkt: Wozu das Schwein,
Wenn wir es nicht verputzen?

Und jeder schmunzelt, jeder nagt
Nach Art der Kannibalen,
Bis man dereinst Pfui Teufel! sagt
Zum Schinken aus Westfalen.

*Seine pessimistische Menschenkunde hat der Dichter, Zeichner und Bildergeschichtenerzähler Wilhelm Busch (1832-1908) meist hinter harmlos-vergnüglich wirkenden Versen und scheinbar heiteren Pointen verborgen. In einem Gedicht über den Menschen als Fleischfresser, das erst im Nachlass-Band „Schein und Sein“ (1909) veröffentlicht wurde, entwickelt Busch seinen Sarkasmus zur offenen, drastischen Kritik an den Grausamkeiten des Fleisch-Konsums.*

*Der Mensch als blutrünstiges Wesen, das wie selbstverständlich das Schlachten von Schweinen zur Grundlage der eigenen Ernährung macht - dieses Verhalten „nach Art der Kannibalen“ hat Busch hier in boshafter Deutlichkeit illustriert. Und auch die moralische Umkehr, die Selbstkritik der Spezies Mensch an ihrem Umgang mit den Tieren, hat Buschs Gedicht bereits antizipiert. Es ist kaum verwunderlich, dass sein Poem viele Bewunderer in der Vegetarismus-Szene gefunden hat.*

**Wilhelm Busch**

Bös und gut

Wie kam ich nur aus jenem Frieden
Ins Weltgetös?
Was einst vereint, hat sich geschieden,
Und das ist bös.

Nun bin ich nicht geneigt zum Geben,
Nun heißt es: Nimm!
Ja, ich muss töten, um zu leben,
Und das ist schlimm.

Doch eine Sehnsucht blieb zurücke,
Die niemals ruht.
Sie zieht mich heim zum alten Glücke,
Und das ist gut.

*Es gibt neben Wilhelm Busch (1832-1908) kaum einen Autor im Vorfeld der literarischen Moderne, der mit so finsterer Desillusionierungskunst eine Chronik der wölfischen Natur des Menschen angelegt hat. Der Mensch, so kann man den Bildergeschichten und Gedichten Buschs entnehmen, ist ein unverbesserliches, a-soziales und grausames Wesen, das sich allenfalls dann korrigiert, wenn es um die Verfeinerung der eigenen Gemeinheit geht:*

Im nachgelassenen Band „Schein und Sein“ (1909), der die nach 1899 entstandenen Gedichte Buschs versammelt, hat der Dichter anthropologische Reflexionen untergebracht. Aus der friedlichen Urmaterie und dem Ungeschiedenen heraus, so suggeriert das Gedicht, gerät der Mensch hier ins „Weltgetös“, in dem sich die Individualitäten und Partikularinteressen im blutigen Schlagabtausch gegenübertreten. Am Ende steht der Regressionswunsch des Menschen - die Sehnsucht nach einer Heimkehr ins Ur-Eine.

**Wilhelm Busch**
Die Liebe war nicht geringe

Die Liebe war nicht geringe.
Sie wurden ordentlich blass;
Sie sagten sich tausend Dinge
Und wussten noch immer was.

Sie mussten sich lange quälen,
Doch schließlich kam's dazu,
Dass sie sich konnten vermählen.
Jetzt haben die Seelen Ruh.

Bei eines Strumpfes Bereitung
Sitzt sie im Morgenhabit;
Er liest in der Kölnischen Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit.

1874

*Als heiteren Hausgeist und boshaften Spaßmacher hat man den Dichter und Zeichner Wilhelm Busch (1832-1908) in die Literaturgeschichten aufgenommen - und ihn damit bis zur Unkenntlichkeit verharmlost. Denn Buschs Komik ist von äußerster Schwärze, ihr ist immer ein schadenfrohes Lachen, bitterböse Ironie und ein erbarmungsloser Sarkasmus beigemischt.*

Buschs Gedicht über die Liebe, erstmals veröffentlicht in der 1874 erschienenen Sammlung »Kritik des Herzens«, tarnt sich als harmonisches Ehe-Idyll, das den Liebenden die Seelenruhe gebracht hat. In den Volksliedstrophen klingt ebenso die Schattenseite der Liebe an: die Qual der ewig wiederholten Treueschwüre, das Stupide des Liebes-Alltags. Die letzte Strophe zeigt die Liebe als Abtötungsverfahren: Die Frau stopft Strümpfe, der Mann referiert Zeitungsmeldungen. Längst ist zwischen den Eheleuten das große Schweigen ausgebrochen: es wird nur noch »das Nötige mitgeteilt«.

**Wilhelm Busch**

Dilemma

Das glaube mir - so sagte er -
Die Welt ist mir zuwider,
Und wenn die Grübelei nicht wär,
So schöss ich mich darnieder.

Was aber wird nach diesem Knall
Sich späterhin begeben?
Warum ist mir mein Todesfall
So eklig wie mein Leben?

Mir wäre doch, potzsapperlot,
Der ganze Spaß verdorben,
Wenn man Ende gar nicht tot,
Nachdem dass man gestorben.

*Wilhelm Busch (1832-1908), der geniale Zeichner, Dichter und Bildergeschichten-Erzähler, war kein „Freudenlieferant der Deutschen“ (Theodor Heuss), sondern ein finsterer Misanthrop. Seine Helden sind von Beginn an abonniert auf Gemeinheit, Hinterlist und Boshaftigkeit, ihr Hochmut paart sich mit einer markanten Neigung zur Gewalt. So ließ Busch auch keine Gelegenheit aus, seinen Weltekel deutlich zu machen.*

Das 1874 in dem illustrierten Bändchen „Dideldum!“ erschienene Gedicht verweist auf eine religiöse Kategorie, die Busch aus dem Werk des von ihm glühend verehrten Philosophen Arthur Schopenhauer (1788-1860) entnommen hat: auf den Gedanken der Wiedergeburt. Busch macht in „Dilemma“ daraus ein sarkastisches Possenspiel. Denn wenn die Wiederkehr unentrinnbar ist, dann gelingt einem Suizidanten - so die böse Logik - noch nicht einmal die ersehnte Selbstzerstörung.

**Wilhelm Busch**

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.

Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frisst,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

*Ein Vogel sitzt in aussichtsloser Lage fest, die tödliche Gefahr in Gestalt einer Katze rückt immer näher. In dieser Ausweglosigkeit besinnt sich das gefangene Tier auf seine schönste Fähigkeit - auf seinen Gesang. Das berühmte Gedicht des bitterbösen Fatalisten und Bildergeschichtenerzählers Wilhelm Busch (1832-1908) setzt ans Ende dieser makabren Szene noch eine grimmige Pointe: Dem „lustig pfeifenden“ Vogel wird auch noch „Humor“ bescheinigt - es ist in diesem Fall der sehr spezielle Galgenhumor des Dichters Busch.*

Dieser Tierparabel, die am Anfang seines ersten Gedichtbands „Kritik des Herzens“ (1874) steht, hat Busch den abgründigen Zusammenhang seiner Zentralmotive eingeschrieben: Humor und Gewalt, Leid und Lustigkeit, Grausamkeit und Heiterkeit sind bei ihm nie zu trennen. Der Humor des Dichters ist denn auch aus eigener Leiderfahrung, aus seinem notorischen Lebensunglück hervorgegangen.

**Wilhelm Busch**

Glückspilz

Geboren ward er ohne Wehen
Bei Leuten, die mit Geld versehen.
Er schwänzt die Schule, lernt nicht viel,
Hat Glück bei Weibern und im Spiel,
Nimmt eine Frau sich, eine schöne,
Erzeugt mit ihr zwei kluge Söhne,
Hat Appetit, kriegt einen Bauch,
Und einen Orden kriegt er auch,
Und stirbt, nachdem er aufgespeichert
Ein paar Milliönchen, hochbetagt;
Obgleich ein jeder weiß und sagt:
Er war mit Dummerjan geräuchert!

*„Lachen ist ein Ausdruck relativer Behaglichkeit." Trotz dieses Bekenntnisses zum Humoristischen hat der Dichter, Zeichner und Bildergeschichtenerfinder Wilhelm Busch (1832-1908) immer wieder dafür gesorgt, dass seinen Lesern das Lachen im Halse stecken blieb. Denn Sarkasmus und schwärzeste Misanthropie durchziehen seine Dichtung - und je älter Busch wurde, desto erbarmungsloser wurde auch seine Ironie.*

Ein Lieblingsfeind Buschs war der Bourgeois, der sich seine Vergnügungen mit ererbtem Vermögen finanziert und seine Bürgerkarriere mit Dickleibigkeit und gut gefülltem Konto beschließt. Einen bitterbösen Lebenslauf widmet er dieser Form von Großbürgertum in seinem Gedichtband „Sein und Schein", der posthum 1909 erschien. Diesem verhassten Bürger wird am Ende noch ein grotesk-unreiner Reim hinterhergeschickt, ein Kalauer vom niederdeutschen „Dummerjan".

**Wilhelm Busch**

Hans Huckebein

Hier sieht man Fritz, den muntren Knaben,
Nebst Huckebein, dem jungen Raben.

Und dieser Fritz, wie alle Knaben,
Will einen Raben gerne haben.

Schon rutscht er auf dem Ast daher,
Der Vogel, der misstraut ihm sehr.

„Schlapp“ macht der Fritz von seiner Kappe
Mit Listen eine Vogelklappe.

Beinah hätt’ er ihn! - Doch ach!
Der Ast zerbricht mit einem Krach.

In schwarzen Beeren sitzt der Fritze,
Der schwarze Vogel in der Mütze.

Der Knabe Fritz ist schwarz betupft;
Der Rabe ist in Angst und hupft.

Der schwarze Vogel ist gefangen,
Er bleibt im Unterfutter hangen.

„Jetzt hab’ ich dich, Hans Huckebein,
Wie wird sich Tante Lotte freun!“

Die Tante kommt aus ihrer Tür;
„Ei!“ spricht sie, „welch ein gutes Tier!“

Kaum ist das Wort dem Mund entflohn,
Schnapp! - hat er ihren Finger schon.

„Ach!“ ruft sie, „er ist doch nicht gut!
Weil er mir was zuleide tut!!“

Hier lauert in des Topfes Höhle
Hans Huckebein, die schwarze Seele.

Den Knochen, den der Spitz gestohlen,
Will dieser sich jetzt wieder holen.

So ziehn mit Knurren und Gekrächz
Der eine links der andre rechts.

Schon denkt der Spitz, dass er gewinnt,
Da zwickt der Rabe ihn von hint’.

O weh! Er springt auf Spitzens Nacken,
Um ihm die Haare auszuzwacken.

Der Spitz, der ärgert sich bereits
Und rupft den Raben seinerseits.

Derweilen springt mit dem Schinkenbein
Der Kater in den Topf hinein.

Da sitzen sie und schaun und schaun. -
Dem Kater ist nicht sehr zu traun.

Der Kater hakt den Spitz, der schreit,
Der Rabe ist voll Freudigkeit.

Schnell fasst er, weil der Topf nicht ganz,
Mit schlauer List den Katerschwanz.

Es rollt der Topf. Es krümmt voller Quale
Des Katers Schweif sich zur Spirale.

Und Spitz und Kater fliehn im Lauf. -
Der größte Lump bleibt obenauf!! -

Nichts Schönres gab’s für Tante Lotte
Als schwarze Heidelbeerkompotte.

Doch Huckebein verschleudert nur
Die schöne Gabe der Natur.

Die Tante naht voll Zorn und Schrecken;
Hans Huckebein verlässt das Becken.

Und schnell betritt er, angstbeflügelt,
Die Wäsche, welche frisch gebügelt.

O weh! Er kommt ins Tellerbord;
Die Teller rollen rasselnd fort.

Auch fällt der Korb, worin die Eier -
Ojemine! - und sind so teuer!

Patsch! fällt der Krug. Das gute Bier
Ergießt sich in die Stiefel hier.

Und auf der Tante linken Fuß
Stürzt sich des Eimers Wasserguss.

Sie hält die Gabel in der Hand,
Und auch der Fritz kommt angerannt.

Perdums! Da liegen sie. - Dem Fritze
Dringt durch das Ohr die Gabelspitze.

Dies wird des Raben Ende sein -
So denkt man wohl - doch leider nein!

Denn - schnupp! - der Tante Nase fasst er;
Und nochmals triumphiert das Laster!

Jetzt aber naht sich das Malheur,
Denn dies Getränke ist Likör.

Es duftet süß. - Hans Huckebein
Taucht seinen Schnabel froh hinein.

Und lässt mit stillvergnügtem Sinnen
Den ersten Schluck hinunterrinnen.

Nicht übel! Und er taucht schon wieder
Den Schnabel in die Tiefe nieder.

Er hebt das Glas und schlürft den Rest,
Weil er nicht gern was übriglässt.

Ei, ei! Ihm wird so wunderlich,
So leicht und doch absunderlich.

Er krächzt mit freudigem Getön
Und muss auf einem Beine stehn.

Der Vogel, welcher sonsten fleucht,
Wird hier zu einem Tier, was kreucht.

Und Übermut kommt zum Beschluss,
Der alles ruinieren muss.

Er zerrt voll roher Lust und Tücke
Der Tante künstliches Gestricke.

Der Tisch ist glatt - der Böse taumelt -
Das Ende naht - sieh da! Er baumelt.

„Die Bosheit war sein Hauptpläsier,
Drum“, spricht die Tante, „hängt er hier!“

**Wilhelm Busch**

Ich kam in diese Welt herein

Ich kam in diese Welt herein,
Mich bass zu amüsieren,
Ich wollte gern was Rechtes sein
Und musste mich immer genieren.
Oft war ich hoffnungsvoll und froh,
Und später kam es doch nicht so.

Nun lauf ich manchen Donnerstag
Hienieden schon herummer,
Wie ich mich drehn und wenden mag,
‘s ist immer der alte Kummer.
Bald klopft vor Schmerz und bald vor Lust
Das rote Ding in meiner Brust.

*„Kein Ding sieht so aus, wie es ist. Am wenigsten der Mensch, dieser lederne Sack voll Kniffe und Pfiffe“, schrieb Wilhelm Busch. Die Bildergeschichten und Verse des Zeichners und Poeten leben von der Desillusionierung. Busch (1832 - 1908) wollte Maler werden; er studierte in Düsseldorf, Antwerpen und München. Er wollte, wie es in dem Gedicht heißt, sich amüsieren und etwas Rechtes sein - aber dann kam alles etwas anders.*

Das Ich, das hier spricht, steht für den „ledernen Sack“ im Allgemeinen. In der humorarmen Zeit des Biedermeiers kultivierte der Autor einen aggressiven Witz, auf lustvoll boshafte Weise zeigte er eine Welt des Missgeschicks. Buschs Spott traf und trifft noch immer alles, was damals wie heute als heilig gilt: Genuss, Geschäftigkeit, Karriere. Und doch könnte es sein, dass er in seinem Gedicht schließlich das unstete „rote Ding“, das Herz, mit einem gewissen sentimentalen Gefühl betrachtet. Aber seine Leser wissen: Busch reimt auf „Gefühle“ erbarmungslos „Schwüle“ oder „Mühle“.

**Wilhelm Busch**
Mein kleinster Fehler ist der Neid

Mein kleinster Fehler ist der Neid. -
Aufrichtigkeit, Bescheidenheit,
Dienstfertigkeit und Frömmigkeit,
Obschon es herrlich schöne Gaben,
Die gönn ich allen, die sie haben.

Nur wenn ich sehe, dass der Schlechte
Das kriegt, was ich gern selber möchte;
Nur wenn ich leider in der Nähe
So viele böse Menschen sehe,
Und wenn ich dann so oft bemerke,
Wie sie durch sittenlose Werke
Den lasterhaften Leib ergötzen,
Das freilich tut mich tief verletzen.

Sonst, wie gesagt, bin ich hienieden
Gottlobunddank so recht zufrieden.

*In seinen drastischen Bildergeschichten führt uns der genial-sarkastische Wilhelm Busch (1832-1908) in die Abgründe der kleinbürgerlichen Existenz. Er erzählt heillose Geschichten von Kindern, Tieren und von seriösen Vertretern der bürgerlichen Mittelschicht, die alle eines gemeinsam haben: eine unbelehrbare Lust an der Heimtücke. Einer seiner Lieblingshelden, der Unglücksrabe Hans Huckebein, gibt das Programm vor: „Die Bosheit war sein Hauptpläsier.“ Zur Aktivierung von Tugenden ist auch Buschs Kleinbürger nicht in der Lage:*

Die Zufriedenheit, die sich Buschs lyrisches Ego in der rhetorischen Frömmigkeitsgeste der Schlusszeilen zurechnen will, erscheint aufgepfropft in grimmiger Ironie. Denn der Befund, den Busch in diesem Gedicht aus dem Band „Kritik des Herzens“ (1874) vorlegt, ist niederschmetternd. Gegen alle Appelle zur Tugendhaftigkeit setzt sich im sozialen Leben die eingeborene Boshaftigkeit durch. Und wer wie das lyrische Ich den Triumph der „Schlechten“ registriert, reagiert prompt selbst mit einer mächtigen Triebkraft: dem Neid.

**Wilhelm Busch**

Mein Lebenslauf

Mein Lebenslauf ist bald erzählt.
In stiller Ewigkeit verloren
Schlief ich, und nichts hat mir gefehlt,
Bis dass ich sichtbar ward geboren.

Was aber nun? - Auf schwachen Krücken,
Ein leichtes Bündel auf dem Rücken,
Bin ich getrost dahingeholpert,
Bin über manchen Stein gestolpert,

Mitunter grad, mitunter krumm,
Und schließlich musst’ ich mich verschnaufen.
Bedenklich rieb ich meine Glatze
Und sah mich in der Gegend um.

O weh! Ich war im Kreis gelaufen,
Stand wiederum am alten Platze,
Und vor mir dehnt sich lang und breit,
Wie ehedem, die Ewigkeit.

1907

*Dieses Gedicht schrieb der sarkastische Poet, Illustrator und »Bilderpossen«-Macher Wilhelm Busch (1832-1908), als er schon »ziemlich lange hübsch abgeschabt war auf dieser Erdkruste«: nämlich 1907, anlässlich seines 75. Geburtstags. Der von der Philosophie Schopenhauers Begeisterte beginnt seinen »Lebenslauf« mit einer glücklichen Vorgeschichte, dem Zustand des Ungeboren-Seins.*

Das Ich des Dichters macht im Vollzug seiner Lebensgeschichte eine jämmerliche Figur: Von Beginn an »stolpert« und »holpert« es durch sein Dasein, oft auf »krummen« Wegen. Am Ende stellt der Lebensreisende fest, dass er nur im Kreis gelaufen ist; was bleibt, ist die Einkehr in das bewusstlose Dahindämmern in der Ewigkeit. Trostsprüche an das bürgerliche Publikum hat der Sarkast Busch immer verweigert.

**Wilhelm Busch**

Naturgeschichtliches Alphabet für größere Kinder
oder solche, die es werden wollen

Im Ameishaufen wimmelt es.
Der Aff' frisst nie Verschimmeltes.

Die Biene ist ein fleißig Tier,
dem Bären kommt dies g'spaßig für.

Die Ceder ist ein hoher Baum,
oft schmeckt man die Citrone kaum.

Das wilde Dromedar man koppelt,
der Dogge wächst die Nase doppelt.

Der Esel ist ein dummes Tier,
der Elefant kann nichts dafür.

Im Süden fern die Feige reift,
der Falk am Finken sich vergreift.

Die Gems' im Freien übernachtet,
Martini man die Gänse schlachtet.

Der Hopfen wächst an langer Stange,
der Hofhund macht den Wandrer bange.

Trau ja dem Igel nicht, er sticht,
der Iltis ist auf Mord erpicht.

Johanniswürmchen freut uns sehr,
der Jaguar weit weniger.

Den Kakadu man gern betrachtet,
das Kalb man ohne weitres schlachtet.

Die Lerche in die Lüfte steigt,
der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt.

Die Maus tut niemand was zu Leide,
der Mops ist alter Damen Freude.

Die Nachtigall singt wunderschön,
das Nilpferd bleibt zuweilen stehn.

Der Orang-Utan ist possierlich,
der Ochs benimmt sich unmanierlich.

Der Papagei hat keine Ohren,
der Pudel ist meist halb geschoren.

Das Quarz sitzt tief im Berges-Schacht,
die Quitte stiehlt man bei der Nacht.

Der Rehbock scheut den Büchsenknall,
die Ratt' gedeihet überall.

Der Steinbock lange Hörner hat,
auch gibt es Schweine in der Stadt.

Die Turteltaube Eier legt,
der Tapir nachts zu schlafen pflegt.

Die Unke schreit im Sumpfe kläglich,
der Uhu schläft zwölf Stunden täglich.

Das Vieh sich auf der Weide tummelt,
der Vampyr nachts die Luft durchbummelt.

Der Walfisch stört des Härings Frieden,
des Wurmes Länge ist verschieden.

Die Zwiebel ist des Juden Speise,
das Zebra trifft man stellenweise.

**Wilhelm Busch**
Sahst du das wunderbare Bild von Brouwer?

Sahst du das wunderbare Bild von Brouwer?
Es zieht dich an, wie ein Magnet.
Du lächelst wohl, derweil ein Schreckensschauer
Durch deine Wirbelsäule geht.

Ein kühler Dokter öffnet einem Manne
Die Schwäre hinten im Genick;
Daneben steht ein Weib mit einer Kanne,
Vertieft in dieses Missgeschick.

Ja, alter Freund, wir haben unsre Schwäre
Meist hinten. Und voll Seelenruh
Drückt sie ein andrer auf. Es rinnt die Zähre,
Und fremde Leute sehen zu.

*Erst nach etlichen Lebensniederlagen hatte sich Wilhelm Busch (1832-1908) zum Chronisten der menschlichen Heimtücke und unbelehrbaren Misanthropen entwickelt. Ursprünglich wollte Busch, der eine Polytechnische Schule in Hannover besucht hatte, zum friedlichen Musensohn reifen. 1851 ging er nach Düsseldorf, um Maler zu werden. 1852 stand er in Antwerpen vor den Meisterwerken eines Peter Paul Rubens und Adriaen Brouwer - eine ernüchternde Erfahrung, die ihn von seiner Utopie vom Malerdasein abbrachte.*

In seinem Gedicht aus dem Band „Kritik des Herzens“(1874) beschreibt er die Begegnung mit den Malern der niederländischen Schule als entscheidenden Wendepunkt auch in seiner philosophischen Weltsicht. Brouwers Bild zeigt - wie auch Buschs Gedicht - den unbarmherzigen Blick des Anatomen: Es ist der Blick auf den Menschen in seiner Verwundbarkeit. An seinem Leib werden Operationen vorgenommen und niemand schützt ihn vor den Blicken der Voyeure.

**Wilhelm Busch**

Seelenwanderung

Wohl tausendmal schon ist er hier
Gestorben und wiedergeboren,
Sowohl als Mensch wie auch als Tier,
mit kurzen und langen Ohren.

Jetzt ist er ein armer blinder Mann,
Es zittern ihm alle Glieder,
Und dennoch, wenn er nur irgend kann,
Kommt er noch tausendmal wieder.

*Obwohl er als begeisterter Schüler Arthur Schopenhauers (1788-1860) mehrfach dessen Überlegungen zur Wiedergeburt und Reinkarnation aufnahm und zitierte, blieb der boshafte Humorist und sarkastische Menschenfeind Wilhelm Busch (1832-1908) stets auf Distanz gegenüber dem Gedanken der Seelenwanderung. Es gibt zahlreiche Gedichte Buschs, die zwar von der Realität der Reinkarnation ausgehen, zugleich aber die Konsequenzen der Seelenwanderung ins Lächerliche ziehen.*

Auch in seinem letzten zu seinen Lebzeiten erschienenen Buch **„**Zu guter Letzt**“** (1904) kann es Busch nicht lassen, dem faszinierenden Phänomen der Reinkarnation mit den Mitteln der Komik zu Leibe zu rücken. Dass die Wiedergeburt faktisch Wesen **„**mit kurzen und langen Ohren**“** hervorbringt, macht er ebenso zum Anlass des Spotts wie die Vorstellung des hinfälligen Greises, der auf die nächste Metamorphose hofft.

**Wilhelm Busch**

Tröstlich

Die Lehre von der Wiederkehr
Ist zweifelhaften Sinns.
Es fragt sich sehr, ob man nachher
Noch sagen kann: Ich bin's.

Allein was tut's, wenn mit der Zeit
Sich ändert die Gestalt?
Die Fähigkeit zu Lust und Leid
Vergeht wohl nicht so bald.

*Aus den Schriften seines Lieblingsphilosophen Arthur Schopenhauer (1788-1860) hatte der sarkastische (Bilder)Geschichtenerzähler und Dichter Wilhelm Busch (1832-1908) die buddhistische Idee der Reinkarnation heraus präpariert. Während Schopenhauer hinduistische und buddhistische Denkfiguren mit den Thesen seiner philosophischen Zeitgenossen Kant und Hegel verband, um daraus eine positive Bestimmung der Wiedergeburtsidee zu gewinnen, zog es Busch vor, in grimmigem Witz die Reinkarnations-Idee zu ironisieren.*

Gegen die allzu naive und das Faktum des Todes leugnende Idee einer Wiedergeburt als „zweiter Chance" im Leben und die harmonisierende Vorstellung einer „Seelenwanderung" verweist Busch lakonisch auf das Fortdauer der alten menschlichen Leiderfahrungen. Ob und inwiefern ein Gestaltwechsel bei der Wiedergeburt stattfindet, erklärt er in dem Gedicht aus dem nachgelassenen Band „Schein und Sein" (1909) für irrelevant.

**Wilhelm Busch**
Unfrei

Ganz richtig, diese Welt ist nichtig.
Auch du, der in Person erscheint,
Bist ebenfalls nicht gar so wichtig,
Wie deine Eitelkeit vermeint.

Was hilft es dir, damit zu prahlen,
Dass du ein freies Menschenkind?
Musst du nicht pünktlich Steuern zahlen,
Obwohl sie dir zuwider sind?

Wärst du vielleicht auch, sozusagen,
Erhaben über gut und schlecht,
Trotzdem behandelt dich dein Magen
Als ganz gemeinen Futterknecht.

Lang bleibst du überhaupt nicht munter.
Das Alter kommt und zieht dich krumm
Und stößt dich rücksichtslos hinunter
Ins dunkle Sammelsurium.

Daselbst umfängt dich das Gewimmel
Der Unsichtbaren, wie zuerst,
Eh du erschienst, und nur der Himmel
Weiß, ob und wann du wiederkehrst.

*Die Einsicht in der Nichtigkeit des Daseins hat der sarkastische Humorist und Bildergeschichtenerzähler Wilhelm Busch (1832-1908) von der pessimistischen Philosophie seiner Leitfigur Arthur Schopenhauer (1788-1860) geborgt. Die „Unfreiheit des Willens“ und die „Unfreiheit des Christenmenschen“ hatte Schopenhauer in seinen Schriften en detail bloßgelegt. Busch illustriert diese Erkenntnisse in Sprüchen und Denkbildern, die im freundlichen Ton gehalten sind, aber die Falltüren zu einem Vergeblichkeitsgefühl öffnen.*

*In seinem um 1900 entstandenen Gedicht steuert Busch zielsicher auf die grimmige Entzauberung des Menschenlebens zu. In der vorletzten Strophe diagnostiziert er den unvermeidlichen Sturz in Alter und Vergänglichkeit und resümiert das in der finster-atheistischen Formel vom „dunklen Sammelsurium“. Am Ende kehrt er dann etwas überraschend zu einem Lieblingsgedanken Schopenhauers zurück - der Idee der Reinkarnation.*

**Wilhelm Busch**
Wirklich, er war unentbehrlich

Wirklich, er war unentbehrlich!
Überall, wo was geschah
Zu dem Wohle der Gemeinde,
Er war tätig, er war da.

Schützenfest, Kasinobälle,
Pferderennen, Preisgericht,
Liedertafel, Spritzenprobe,
Ohne ihn da ging es nicht.

Ohne ihn war nichts zu machen,
Keine Stunde hatt er frei.
Gestern, als sie ihn begruben,
War er richtig auch dabei.

1864

*Zunächst sieht es so aus, als wolle der Dichter zu einer Laudatio auf einen mustergültigen, vorbildlich engagierten Bürger aus der Provinz ausholen. In allen Ehrenämtern und Vereinen seiner Heimatgemeinde hat dieser gute Mensch Präsenz gezeigt - aber die »Unentbehrlichkeit« seines sozialen Eifers endet abrupt durch Exitus. In den Genreszenen des bürgerlichen Alltagslebens, die der Maler und Dichter Wilhelm Busch (1832-1908) erfand, hatte die Idylle keine Chance: Sie wurde zersetzt durch Ironie und Sarkasmus.*

In diesem Stück aus Buschs 1864 erstmals publizierten Band »Kritik des Herzens« ist der brave Bürger zur Spottfigur geworden. Das Lachen, zu dem so ein Text reizt, ist ein unversöhnliches. Mit scheinbar friedlich-harmlosen Geschichten und Zeichnungen hat sich Busch »von dem Gesetze der Schwere« gelöst, wie er in einem autobiografischen Text postuliert: »Man sieht die Sache an und schwebt derweil in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über dem Künstler, der gar so naiv ist.«

**Wilhelm Busch**
Zu Neujahr

Will das Glück nach seinem Sinn
dir was Gutes schenken,
sage dank und nimm es hin
ohne viel Bedenken.
Jede Gabe sei begrüßt,
doch vor allen Dingen
Das, worum du dich bemühst
möge dir gelingen.

**Wilhelm Klemm**

Abrüstung

Das Essen wurde zuletzt so miserabel,
Dass mir die Eingeweide davonkrochen.
Die Luft roch wie der Atem eines Schellfisches.
Meine verpesteten Lungen drehten sich um ihre Stiele.

Unterdessen trieb die sogenannte Umgebung
Mit doppeltem Eifer ihren Mumpitz weiter.
Da erhob ich mich lärmend von meinem Platze.
Dass mein halbes Gesäß dran kleben blieb, was tut's?

Einer von den Herren kam mir nachgestürzt
Mit vorwurfsvollen Augen: Es handle sich doch um das Dasein,
Und die Damen warteten doch und ob ich nicht bleiben wolle?
Ich schüttelte so heftig mit dem Kopfe, dass er abfiel.

*Der promovierte Mediziner, Verlagsbuchhändler und Dichter Wilhelm Klemm (1881-1968) war einer der wenigen Lyriker der expressionistischen Generation, der das große Schlachten des Ersten Weltkriegs überlebte. Von seinen lyrischen Zeitgenossen unterschied er sich durch die kalte Nüchternheit und die stenografische Akribie, mit denen er in seinen frühen Gedichten das Grauen des Kriegs aufzeichnete. Statt den politischen wie existenziellen Ausnahmezustand mit pathetischem Schwulst zu ornamentieren, beschreibt Klemm die Lage mit beiläufiger Lakonie.*

Während seine ersten Gedichte, wie der 1915 erstveröffentlichte Befund zur „Abrüstung", großen Anklang fanden, etwa bei Franz Pfemfert, dem Aktivisten der expressionistischen Zeitschrift „Die Aktion", stieß Klemm mit seinem distanzierten Stil bald auf Ablehnung. Seine weltanschauliche Indifferenz, seine kühle Registratur der destruktiven Verhältnisse seiner Zeit trieben ihn immer mehr in die literarische Isolation, so dass er nach 1922 literarisch fast gänzlich verstummte.

**Wilhelm Klemm**
Philosophie

Wir wissen nicht was das Licht ist
Noch was der Äther und seine Schwingungen -
Wir verstehen das Wachstum nicht
Und die Wahlverwandtschaften der Stoffe.

Fremd ist uns, was die Sterne bedeuten
Und der Feiergang der Zeit.
Die Untiefen der Seele begreifen wir nicht
Noch die Fratzen, unter denen sich die Völker vernichten.

Unbekannt bleibt uns das Gehen und Kommen.
Wir wissen nicht, was Gott ist!
Oh Pflanzenwesen im Dickicht der Rätsel
Deiner Wunder größtes ist die Hoffnung!

(Ich lag in fremder Stube. Gesammelte Gedichte. Hrsg. v. Hanns-Josef Ortheil. Carl Hanser Verlag, München 1981.)

*Im Gegensatz zu seinen pathetisch gestimmten Kollegen des literarischen Expressionismus bevorzugte der promovierte Mediziner und Dichter Wilhelm Klemm (1881-1968) nach seinen spektakulären „Kriegsgedichten“ von 1915 den kühl-distanzierten Gegenwartsbefund. Bis zu seinem Verstummen 1922 veröffentlichte er in rascher Folge Gedichte, die sich immer weiter von den Gefühlserregungen der Expressionisten entfernten und in nüchternen Versen die geistige Situation der Zeit umkreisten.*

Klemms weltanschauliche Indifferenz im Blick auf die letzten Dinge hat das Publikum stark irritiert. Der Dichter stellt in diesem Gedicht den Erkenntnisbemühungen der Philosophie ein schlechtes Zeugnis aus: Denn selbst die vermeintlich naturwissenschaftlichen Fakten über die Materie, über Licht und Luft sind genauso philosophische Rätsel geblieben wie die „Untiefen der Seele“. In den beiden Schluss-Versen folgt dann eine recht überraschende Wendung in die Zuversicht.

**Wilhelm Lehmann**

An meinen ältesten Sohn

Die Winterlinde, die Sommerlinde
Blühen getrennt -
In der Zwischenzeit, mein lieber Sohn,
Geht der Gesang zu End.

Die Schwalbenwurz zieht den Kalk aus dem Hügel
Mit weißen Zehn,
Ich kann es unter der Erde
Im Dunkeln sehn.

Ein Regen fleckt die grauen Steine -
Der letzte Ton
Fehlt dem Goldammermännchen zum Liede.
Sing du ihn, Sohn.

*(Gesammelte Werke in acht Bänden, Bd.1: Sämtliche Gedichte, Klett-Cotta, Stuttgart 1982)*

*Kein bedeutender deutscher Dichter des 20. Jahrhunderts hat eine so wechselvolle Rezeptionsgeschichte erlebt wie der Naturlyriker Wilhelm Lehmann (1882-1968). Im Dritten Reich hatte sich Lehmann abseits gehalten, nach 1945 erlangte er mit seiner Poetik der Naturmagie große öffentliche Anerkennung. Lehmann nimmt die „Naturfrömmigkeit“ Goethes wieder auf in überaus detaillierten, liebevollen, oft gelehrten Beschreibungen einzelner Naturphänomene. Nach 1968 wurde ihm das zum Verhängnis.*

Lehmanns Werk geriet im Zuge der Politisierung der Literatur unter Ideologieverdacht. Sein Konzept, die „krude, sogenannte Wirklichkeit aufzulösen“ und zu einer „zweiten eigentlichen Wirklichkeit“ hinzuführen, galt als reaktionär. In einer 1924 entstandenen Natur-Beschwörung, in der alles im Bann der pflanzlichen und kreatürlichen Phänomene steht, plädiert Lehmann in direkter Ansprache an seinen Sohn für das genaue Betrachten des vegetativen Daseins. Die Sprache der Natur und die Sprache der Dichtung - hier fallen sie noch einmal zusammen.

**Wilhelm Lehmann**

In Solothurn

Vor hundert Jahren suchte ich die schöne Magelone.
Sie liebte mich, ich war ihr gut genug.
Vor hundert Jahren, als mein Fuß mich schwebend trug.

Ich bin in Solothurn. Frag ich, ob sie hier wohne?
Die weiße Kathedrale fleht den Sommerhimmel an.
Auf hoher Treppe sitze ich, ein junggeglühter Mann.
Die alten Brunnenheiligen stehn schlank;
Die Wasser rauschen, Eichendorff zu Dank.

Hôtel de la Couronne. Mit goldnen Gittern schweifen die Balkone.
Ein Auto hielt. War sie's, die in den Sitz sich schwang?
Adieu! Dein Reiseschal des Windes Fang.

Die Brunnen rauschen. Ihre Stimme spricht
Uns hundert Jahre wieder ins Gedicht:
Mich, Peter von Provence, dich, Magelone.

(In: Gesammelte Werke in acht Bänden. Bd. I: Sämtliche Gedichte. Hg. V. Hans-Dieter Schäfer. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1982)

*Sein Berufsleben über war Wilhelm Lehmann (1882-1968) als Studienrat für neuere Sprachen tätig. Er veröffentlichte Romane und Erzählungen, wofür er 1923 der Kleist-Preis erhielt. Seine Bedeutung liegt jedoch eher in seinen Gedichten, an die er sich erst in reiferem Alter wagte. Mit seinem Freund Oskar Loerke zählte er zu den Häuptern einer „naturmagischen Dichtung". Die Natur war für beide ein Ort überzeitlicher Gesetze, die sich präziser Beobachtung erschließen.*

Die Anregung zu diesem Gedicht hat Lehmann in seinem „Bukolischen Tagebuch 1948" festgehalten: „In der Märchenstadt Solothurn führt eine von zwei köstlichen Brunnen flankierte Freitreppe zu der barock-klassizistischen Ursenkathedrale. Die Brunnen spielen wie in den Versen Eichendorffs. Am Hôtel de la Couronne, mit vergoldeten Balkongittern, fährt der Reisewagen aus dem 'Taugenichts' vor, und ihm entsteigt die schöne Magelone." Im Gedicht von 1950 ist die Szenerie fast wörtlich übernommen; Eichendorff und das Volksbuch von der schönen Magelone als mythischer Hintergrund.

**Wilhelm Müller**

Der Leiermann

Drüben hinterm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit starren Fingern
Dreht er was er kann

Barfuß auf dem Eise
Schwankt er hin und her;
Und sein kleiner Teller
Bleibt ihm immer leer.

Keiner mag ihn hören,
Keiner sieht ihn an;
Und die Hunde brummen
Um den alten Mann.

Und er lässt es gehen
Alles, wie es will,
Dreht, und seine Leier
Steht ihm nimmer still.

Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir gehn?
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier drehn?

1821/22

*„Ich werde euch einen Zyklus schauerlicher Lieder vorsingen", soll der Komponist Franz Schubert (1797-1828) gesagt haben, als er die von ihm vertonten „Winterreise"-Gedichte des Romantikers Wilhelm Müller (1794-1827) seinen Freunden vorsang. Es war ein finaler ästhetischer Akt, denn Schubert war selbst schon vom Tode gezeichnet.*

Das letzte Gedicht im „Winterreise"-Zyklus, 1821/22 entstanden, spricht von einem geheimnisvollen Drehorgelspieler, der in winterlicher Erstarrung und Verlassenheit sein Instrument bedient - in sinnloser Endlosschleife. Die Ansprache an den „wunderlichen Alten" am Ende bringt die Todesverfallenheit des Textes noch einmal in eine Schwebe - selbst wenn im „Leiermann" der Tod inkarniert ist, kann man das Angebot des Ichs, das „eigene Lieder" offeriert, auch als Herausforderung lesen, von der immergleichen Todesmelodie abzurücken.

**Wilhelm Müller**

Der Lindenbaum

Am Brunnen vor dem Tore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in sein Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich musst auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier findst du deine Ruh!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad ins Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör ich’s rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

**Wilhelm Müller**

Einsamkeit

Wie eine trübe Wolke
Durch heitre Lüfte geht,
Wenn in der Tanne Wipfel
Ein mattes Lüftchen weht:

So zieh ich meine Straße
Dahin mit trägem Fuß,
Durch helles, frohes Leben,
Einsam und ohne Gruß.

Ach, dass die Luft so ruhig!
Ach, dass die Welt so licht!
Als noch die Stürme tobten,
war ich so elend nicht.

*Gedichte und Lieder, die vom Glück des Unterwegsseins oder von der Sehnsucht des Wanderns handeln, bilden eine elegische Grundmelodie der Romantik. Der grandiose Liederzyklus „Winterreise“ des polyglotten Philologen und von Griechenland begeisterten Dichters Wilhelm Müller (1794-1827) zeigt einen Wanderer in tiefer Trauer und im existenziellen Stillstand.*

Es ist ein nicht aufhebbares Elend, in das sich Müllers Wanderer verstrickt sieht. Das Gedicht „Einsamkeit“, das wie alle Teile des aus 24 Liedern bestehenden Zyklus 1823/1824 entstanden ist, bildet den Abschluss des ersten Teils der „Winterreise“. Nach dem von Zuversicht bestimmten Aufbruch versinkt das Ich in Niedergeschlagenheit, die sich bis zum Ende des Zyklus in absolute Seelenfinsternis verwandelt. Dass Müller die genialen „Winterreise“-Vertonungen seines Zeitgenossen Franz Schubert nicht kannte, erscheint als tragische Pointe des romantischen Geistes.

**Wilhelm Müller**
Erstarrung

Ich such im Schnee vergebens
Nach ihrer Tritte Spur,
Hier, wo wir oft gewandelt
Selbander durch die Flur.

Ich will den Boden küssen,
durchdringen Eis und Schnee
Mit meinen heißen Thränen,
Bis ich die Erde seh.

Wo find ich eine Blüthe
Wo find ich grünes Gras?
Die Blumen sind erstorben,
Der Rasen sieht so blass.

Soll denn kein Angedenken
Ich nehmen mit von hier?
Wenn meine Schmerzen schweigen,
Wer sagt mir dann von ihr?

Mein Herz ist wie erstorben,
Kalt starrt ihr Bild darin:
Schmilzt je das Herz mir wieder,
Fließt auch das Bild dahin

*Die Bedeutung des romantischen Lieddichters Wilhelm Müller (1794-1827) wird bis heute durch den Ruhm eines Größeren verdunkelt: denn zwei der schönsten Zyklen Müllers, „Die schöne Müllerin“ und „Die Winterreise“, kennt die Nachwelt nur als Kompositionen Franz Schuberts. Die 24 Lieder der „Winterreise“ erschienen erstmals 1823 und 1824, und sie erzählen die ergreifende Geschichte eines von Liebesleid gezeichneten Wanderers, der zu einer ziellosen Reise durch Eis und Schnee aufbricht. „Erstarrung“ bildet darin den vierten Teil des Zyklus.*

Dem einsamen Reisenden bleibt als Andenken an die Geliebte nur der Schmerz. Auf seinem Weg ins Unbekannte registriert das Ich nur Zeichen endgültiger Erstarrung. Nach dem Verlust der Liebe gibt es für das lyrische Subjekt keine Richtung und kein Ziel mehr. So scheint die Winterreise zu einem finalen Grenzpunkt zu führen - zum Tod, der letzten Erstarrung.

**Wilhelm Müller**
Letzte Hoffnung

Hier und da ist an den Bäumen
Noch ein buntes Blatt zu sehn,
Und ich bleibe vor den Bäumen
Oftmals in Gedanken stehn.

Schaue nach dem einen Blatte,
Hänge meine Hoffnung dran;
Spielt der Wind mit meinem Blatte,
Zittr' ich, was ich zittern kann.

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
Fällt mit ihm die Hoffnung ab,
Fall ich selber mit zu Boden,
Wein' auf meiner Hoffnung Grab

1821

*Er sei nach Goethe der bedeutendste Liederdichter, hat Heinrich Heine über den Romantiker Wilhelm Müller (1794–1827) gesagt – ein Kompliment, das die Nachwelt längst vergessen hat. Müller wäre gänzlich aus dem Bewusstsein verschwunden, hätte nicht der Komponist Franz Schubert einen Zyklus aus Müllers 1821 publizierten „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines Waldhornisten" vertont: die „Winterreise".*

Der Winterreisende hat hier den Schauplatz des verflossenen Glücks schon hinter sich gelassen und ist in die Wildnis der inneren und äußeren Einsamkeit eingetreten. Den Herbst der fallenden Blätter erlebt er als Vorschein auf den Herbst seines Lebens. Es ist die volkstümliche Schlichtheit und der gefühlvoll ausgemalte Seelenschmerz, der einen in diesen Versen immer noch anrührt.

**William Wordsworth**

The Daffodils

I wandered lonely as a cloud
That floats on high o’er vales and hills,
When all at once I saw a crowd,
A host of golden daffodils:
Beside the lake, beneath the trees,
Fluttering and dancing in the breeze.

Continuous as the Stars that shine
And twinkle on the milky way,
They stretched in never-ending line
Along the margin of a bay;
Ten thousand saw I at a glance,
Tossing their heads in sprightly dance.

The waves beside them danced, but they
Outdid the sparkling waves in glee:
A poet could not but be gay
In such a jocund company;
I gazed - and gazed - but little thought
What wealth the show to me had brought;

For oft, when on my couch I lie
In vacant or in pensive mood,
They flash upon that inward eye
Which is the bliss of solitude;
And then my heart with pleasure fills,
And dances with the daffodils.

**Winfried Hönes**

WORTSALAT

Wortsalatschüssel

Weltkugelschreiber

Teppichbodenfunde

Tischkartengrüße

Lippenstiftskirche

Bürokraftmeier

Neonröhrenknochen

Mehrzweckbündnis

Lampenfieberthermometer

Schlafzimmerlampenfieber

Lampenschirmständer

Pfannenstielauge

Türschlossbewohner

Sprachsplitterpartei

Osterhasenpanier

Buchrückenschmerzen

Liederkranzkuchen

Schlüssellochkarte

Eheringrichter

Wasserkranführer

Tankstellenplan

Zapfsäulenheiliger

Gesichtsfaltenrock

Tagebuchstütze

Lehrzimmerlinde

Rinderbratenrock

Stilblütenstaub

**Winfried Kraft**

Paulus schrieb an die Apostel ...

Paulus schrieb an die Apostel:
„Ich taufe alle Frauen Chrostel!“
Doch Petrus schrieb in der Epistel:
„Das heißt nicht Chrostel, sondern Christel.
Und wenn ich gegen eins was habe,
Sind’s Fehler, nur dem Reim zulabe!“

1972

(R. Gernhardt/F.W. Bernstein/F.K. Waechter: Welt im Spiegel.WimS 1964-1976. Zweitausendeins, Frankfurt am Main 1979)

*Vom Dichter Winfried Kraft sind „die Lebensdaten unbekannt“, wie uns eine Anthologie mit „komischen Gedichten“ mitteilt. Es spricht einiges dafür, dass die Autorenschaft dieser 1972 in der Satire-Zeitschrift „Pardon“ erstmals veröffentlichten Miniatur einem Aktivisten der „Neuen Frankfurter Schule“ zuzuschreiben ist, mit einer hohen Wahrscheinlichkeit ist der Dichter Robert Gernhardt (1937-2006) der Verfasser.*

Ein kleiner Blick auf motivverwandte Gedichte des Meisters der Humoreske lässt erahnen, dass bei Paulus Mahnung an die Apostel eben doch Robert Gernhardt federführend gewesen sein muss. Ist es bei diesem fiktiven Paulus-Brief ausschließlich der kuriose Reimzwang, der Vergnügen bereitet, sind es in Gernhardts Poem „Weils so schön war“ (nach 1971) die Momente einer schönen Absurdität: „Paulus schrieb an die Apatschen: / Ihr sollt nicht nach der Predigt klatschen. Paulus schrieb an die Komantschen : Erst kommt die Taufe, dann das Plantschen.“

**Wladimir Majakowski**

Linker Marsch *(Hugo Huppert/Hanns Eisler)*

Entrollt euren Marsch, Burschen von Bord!
Dem Zank und Geflunker jetzt Pause.
Still, ihr Redner! Du hast das Wort,
rede, Genosse Mauser!
Genug vom Gesetz aus Adams Zeiten.
Gaul Geschichte, du hinkst ...

Wolln die Schindmähre zuschanden reiten.
Links, links, links!

He, Blaublusen! Stürmt nach vorn!
He, stürmt Ozeane!
Oder ist im Hafen der Sporn
der Panzerschiffe vermodert?
Lasst den britischen Löwen brüllen,
zähnefletschende Sphinx.

Keiner zwingt die Kommune zu Willen.
Links, links, links!

Dort hinter finsterschwerem Gebirg'
liegt das Land der Sonne brach.
Quer durch die Not über bittere Meere
stampft euren Schritt millionenfach!
Droht die gemietete Bande
mit stählerner Brandung rings -

Russland trotzt der Entente.
Links, links, links!

Adleraug' sollte verfehlen?
Altes sollte uns blenden?
Kräftig der Welt an die Kehle,
proletarische Hände!
Wie ihr kühn ins Gefecht saust!
Himmel, sei flaggenbeschwingt!

He, wer schreitet dort rechts aus?
Links, links, links!

**Wladimir Majakowski**

Vorwärts, Bolschewik *(Läuselied - Peter Hacks/Hanns Eisler)*

Jetzt hast du die Macht, Prolet,
deine Faust schreibt das Gesetz,
und die rote Fahne wehet
auf dem Haus des Staatssowjets.

*Darum vorwärts, vorwärts Bolschewik,*
*gegen Hunger, Dreck und Blut,*
*für Sowjet und Republik.*
*Tod den Weißen und der Läuse Brut!*

*Vorwärts, vorwärts, vorwärts Bolschewik,*
*gegen Hunger, Dreck und Blut,*
*für Sowjet und Republik.*
*Tod den Weißen und der Weißen Läuse Brut!*

Doch du bist erst Herr im Haus,
Kämpfer mit dem roten Stern,
wenn zerquetscht ist jede Laus,
die da dient den alten Herrn.

*Darum vorwärts, vorwärts Bolschewik, ...*

Kämpfen, siegen, alles wagen,
muss die Revolution
muss die Reaktion zerschlagen
und die Intervention.

*Darum vorwärts, vorwärts Bolschewik, ...*

**Wladimir Majakowski**

Wolkenkratzer
im Längsschnitt

Nimm
ein gigantisches
Haus in New York
knöpf es mal auf
von unten bis oben:
vermuffte Kammern
wie Hohlräume im Kork,
ganz - unser Krähwinkel,
lang vorm Oktober.
Erdgeschoß:
Goldschmieden, Schmuck-Fetischismen,
Panzerschränke und stählerne Laden.
Filmhelden,
Grauröcke:
resche Policemen -
dressierte Wachthunde
von Dollars Gnaden.
Dritter Stock: Bienenstock
kalter Kontore;
Löschblätter frisst hier
Kanzlistenschweiß.
Goldlettern künden:
der Honoratiore
heißt „William Sprott“
(dass die Mitwelt es weiß!).
Fünfter:
hier zählt ihre Mitgift-Hemden
die alternde Miss,
vor Heiratswut elend;
hegt Wünsche,
die längst ihr die Brüste
beklemmten,
und kratzt sich die buschigen Achselhöhlen.
Siebenter:
Bildstreifen tragischen Wissens:
Von jung auf
in jedweder Sportart geübt,
verprügelt ein Gatte
die untreue Mistress,
die wieder einmal
einen anderen liebt.
Zehnter:
ein Ehepaar, jungvermählt,
im Honigmondbett paradiesischen Heims.
Von Ratenzahlungsproblemen

gequält
lesen sie die Inserate der „Times“.
Dreißigster:
Aufsichtsrat einer AG
Gewinn-Ausschüttung
in wildem Hasarde.
Dem Blutwurst-Trust
brachten Haschee und Gelee
dies Jahr
eine Hundefleisch-Milliarde.
Vierzigster:
Eine der Music-Hall-Diven
lässt insgeheim
daheim
ihren Mann
beäugen von Schlüsselloch-Detektiven,
wodurch sie
die Scheidung erzwingen kann.
Ein Kunstmaler,
Spezialist für Popos,
wünscht sich
im neunzigsten
eine der Töchter
des Kunsthändlers;
nämlich die Mitgift ist groß,
und auch - sein Pinselwerk loswerden
möcht er.
Das Dach:
nur im Schnee
und ein Schornsteinfeger.
Und überm Hofschacht
ein Speisehaus:
hier schluckt
seinen dürftigen Brocken
der Neger,
und einen noch dürftigeren
Ratte und Maus.
Ich schau mich um,
da erfasst mich ein Zorn,
ich fluch
diesen Turm-Labyrinthen.
Ich strebte
siebentausend Werst nach vorn -
und gelangte
sieben Jahre nach hinten.

(1925)

**Wladimir Majakowski**

Zeitmarsch *(Hugo Huppert/Hanns Eisler)*

Sang der Gesänge, heb dich zur Sonne
über dem Marsch der roten Kolonne!
Land, sei bereit!
Vorwärts die Zeit!

Land der Länder, brich auf und stürme,
malme im Schutt das Modergewürme!
Wage den Streit!
Vorwärts die Zeit!

Schreite, mein Land, der Zukunft verschworen,
denn die Kommune steht vor den Toren!
Halte den Eid!
Vorwärts die Zeit!

Lasst uns frisch von des Plans fünf Jahren
eins überholen, eins ersparen!
Zeitdränger seid!
Vorwärts die Zeit!

Greif in die Räder, Zahnrad der Wochen!
Land, deine Arbeit sei ununterbrochen!
Spute dich heut!
Vorwärts die Zeit!

Meine Kommune, stoße vom Thron heut
trägen Schlendrian, alte Gewohnheit!
Herz, sei erneut!
Vorwärts die Zeit!

Sang der Gesänge, heb dich zur Sonne
über dem Marsch der roten Kolonne!
Land, sei bereit!
Vorwärts die Zeit!

**Wolf Biermann**

Bildnis einer jungen Frau
Sarabande für Meleken

Ich weiß wo ich herkomm
Und weiß auch wo ich bin,
Doch müsst ich jetzt sterben
Dann wüsst ich nicht, wohin.
Ach Weggehn macht traurig,
Und Bleiben tut weh,
Es wachsen die Knospen
Schon unter dem Schnee

Es fängt ja der Frühling
Im Winter schon an,
Das will ich: Dein Weib sein,
Und du, du sei mein Mann!
Mir wächst unterm Herzen
Ein Menschlein von dir
- so hab ich dich sicher,
Auch wenn ich dich verlier

*In seinen besten Balladen kann der Dichter und Liedermacher Wolf Biermann (geboren 1936), der als renitenter DDR-Kommunist und ketzerischer Dissident berühmt wurde, noch immer als inspirierter Wiedergänger Heinrich Heines (1797-1856) gelten. In einem ganz frühen Gedicht, das er 1964 noch in der DDR, in einer dort publizierten Anthologie, veröffentlichen konnte, hat Biermann bereits jenen Volksliedton entfaltet, der seine intensiven Werke auszeichnet.*

Die Dialektik von „Bleiben“ und „Weggehn“ ist das Lebensthema Biermanns. In seiner „Sarabande“, die musikgeschichtlich ursprünglich der laszive oder auch gravitätische Teil einer barocken Suite ist, kreist der Dichter um das Ringen um Liebe und um die Furcht vor deren Verlust. In der zweiten Strophe spricht ein weibliches Ich und formuliert einen Appell an den Liebhaber, dessen Zugewandtheit sich die Liebende nicht sicher sein kann.

**Wolf Biermann**
Himmelfahrt in Berlin

Die Kinder spielen im Hof so schön
Prinzessin, Mörder und Volkspolizist.
Sie müssen nicht zur Schule gehen,
weil heute Himmelfahrt ist.

Die Kinder spielen im Hof so laut,
behängt mit alten Lappen.
Sie spielen Braut und Kosmonaut
im Himmelsschiff aus Pappen.

Die Kinder spielen so laut und schön,
der Hof wird ein ganzes Theater.
Die dicken Frau'n aus den Fenstern sehn
und warten auf den Vater.

(Die Drahtharfe. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1965. © Wolf Biermann)

*Eine ganze Generation deutscher Intellektueller erlebte die ersten Bücher des 1936 geborenen Dichters und Liedermachers Wolf Biermann als politisch-ästhetische Offenbarung. In der Nachfolge der wilden Vaganten-Dichter François Villon, Heinrich Heine und Bertolt Brecht erfand Biermann herzzerreißende Liebes-Balladen und renitente politische Chansons, die ihn zur Ikone des linken Dissidententums aufsteigen ließen.*

Der Sohn eines von den Nazis ermordeten kommunistischen Werftarbeiters aus Hamburg war 1953 in die DDR übergesiedelt und hatte 1961/62 mit seinen ersten Poemen die SED-Oberen in große Unruhe versetzt. Bevor man den „antikommunistischen Krakeeler" 1976 ausbürgerte, bedichtete Biermann in ketzerischen Gedichten seine linken Utopien. Es bleibt offen, um welche „Himmelfahrt" die im Band „Die Drahtharfe" (1965) veröffentlichte Hinterhofszene kreist: um den traditionellen christlichen Feiertag (der 1966 abgeschafft wurde) oder um den ersten Weltraumflug (im April 1961) des als Helden verehrten Kosmonauten Juri Gagarin.

**Wolf Biermann**

Und als wir ans Ufer kamen

Und als wir ans Ufer kamen
Und saßen noch lang im Kahn
Da war es, dass wir den Himmel
Am schönsten im Wasser sahn
Und durch den Birnbaum flogen
Paar Fischlein. Das Flugzeug schwamm
Quer durch den See und zerschellte
Sachte am Weidenstamm
– am Weidenstamm.

Was wird bloß aus unsern Träumen
In diesem zerrissenen Land
Die Wunden wollen nicht zugehn
Unter dem Dreckverband
Und was wird aus unsern Freunden
Ich möchte noch was aus dir, aus mir –
Ich möchte am liebsten weg sein
Und bleibe am liebsten hier

ca. 1976

aus: Preußischer Ikarus, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1978

*Mit viel Enthusiasmus und Begeisterung für das antikapitalistische Gerechtigkeitsversprechen des zweiten deutschen Staates war der 1936 geborene Dichter und Liedermacher Wolf Biermann 1953 aus seiner Vaterstadt Hamburg in die DDR übergesiedelt. Aber die Entwicklung des »real existierenden Sozialismus« enttäuschte ihn bald. Sein berühmtes Kölner Konzert am 13. November 1976 besiegelte seine gewaltsame »Ausbürgerung« aus der DDR.*

Biermanns zweistrophiges Lied ist kurz vor seiner Ausbürgerung entstanden und spricht von der Zerrissenheit zwischen zwei Vaterländern. Die erste Strophe handelt von den Augen- und Sinnestäuschungen derjenigen, die auf ihrer Lebensreise die Orientierung verloren haben. Mit der Kahnfahrt wird ein Lieblingsmotiv von Biermanns Vorbild Heinrich Heine aufgerufen. Während zunächst von zwei Liebenden im Kahn die Rede ist, folgt im zweiten Teil die Politisierung des Gemütszustands.

**Wolf von Niebelschütz**

Vergangene Liebe

Vormals, eh ich noch liebte, sah ich dich wahrer,
Später machte dein Duft mich blind -
Da er mir wehte, um wieviel glaubt ich ihn klarer,
Reiner als Nacht, als Schnee und Wind.

Aber vorzeiten - da sah ich uns schon zusammen,
So wie wir heut beieinander gehn:
So auf der Asche von ganz erloschenen Flammen,
Einsam entfremdet und ohne Verstehn.

Seh ich ins Auge dir, seh ich in deinen Grund,
Keine Flammen glühten dort je für mich,
Ach, und die meinen vergehn, die dir nichts galten.

Aber so rein und stille verzehrten sie sich,
Dass ich dich nie in Armen gehalten,
Nie deinen Atem gespürt, deinen Mund.

(In: Hundert notwendige Gedichte. Hrsg. v. M. Politycki. Luchterhand Literaturverlag, Hamburg/Zürich 1992; © Suhrkamp Verlag)

*Wolf von Niebelschütz (1913-1960) ist ein heute fast vergessener Solitär der Nachkriegsliteratur. 1949, als man in Deutschland noch von der „Trümmerliteratur" sprach und nach Auswegen aus den Hungerwintern suchte, veröffentlichte er bei Suhrkamp einen monumentalen Roman über höfische Intrigen im Barock. Der Abkömmling aus schlesisch-böhmischem Uradel hatte 1939 erste Gedichte in der Kulturzeitschrift „Neue Rundschau" veröffentlicht.*

Als Unteroffizier der Luftwaffe in Paris nutzte Niebelschütz ab 1940 die Nächte, um seine Kunst der „Sprachverfeinerung" zu betreiben. Tagsüber hatte er seinen Soldatendienst zu leisten. Das wurde dem Schreibbesessenen als Bedingung vor seinen militärischen Vorgesetzten abgefordert. Die von ihm erfundenen Geschichten im royalistischen Milieu entrückter Imperien sind die denkbar radikalste Abweichung von den drängenden Fragen der Weltkriegsschrecken. Das in hohem Hofmannsthal-Ton gehaltene Gedicht „Vergangene Liebe" wurde erstmals 1942 in dem Band „Die Musik macht Gott allein" gedruckt.

**Wolf Wondratschek**

Als Alfred Jarry merkte

Als Alfred Jarry merkte, dass seine Mutter
eine Jungfrau war, bestieg er sein Fahrrad

Mitunter Polen und was mir gefällt
erbaut aus Pappmaché an einem Merdredi
den Spinnenhimmel einszweidrei
ein Tandem im Delirium
ein Sporttrikot den Mittelscheitel

tja! sagt die Welt und geht zu Fuß zu Grunde
was mir gefällt, gefällt mir ohne Welt
und irgendwo im Spaß
reift eine dicke Birne Ewigkeit

*Mit einem seiner ersten Gedichte gelang dem damals 24-jährigen Wolf Wondratschek (geb. 1943) im politischen Schlüsseljahr 1968 gleich ein Coup: Er eroberte mit einem grotesken, heiter-surrealistischen Gedicht den Leonce-und-Lena-Preis.*
*Der später als Deutschlands einziger „Rock-Poet“ verehrte Dichter bediente sich - wie so oft in seinen Texten - einer Poetik der Überraschung. Dabei haben sich seinen Fans nur die ersten beiden Zeilen des Gedichts eingeprägt, während die übrigen Verse in Vergessenheit gerieten.*

Hier meldet schon der literarische Außenseiter Anspruch auf eine höchst eigenwillige Eroberung der Welt an. Ein ironischer Subjektivismus, versessen auf satirische Pointen, wird zur Leitlinie des Dichtens. In den 1970er-Jahren schlüpfte Wondratschek dann lieber in die Rolle des lonesome Cowboy, der die Schmerzen einer einsamen Männerseele besang.

**Wolf Wondratschek**
Angenehm diese Wohnung

Einer schreit Hilfe,
doch niemand hört.
Ich sage, angenehm diese Wohnung,
wo einer schreien kann
und nicht stört.

*Der 1943 geborene Wolf Wondratschek begann als Autor von kurzen experimentellen Prosatexten, die seine Opposition zur herkömmlichen Literatur dokumentierten. In den 1970er-Jahren veröffentlichte er einige Gedichtbände, die außerhalb des Verlagsbuchhandels, auf dem Versandweg, ungewöhnlich hohe Auflagen erzielten. Darunter befanden sich auch Liedtexte, mit denen er zum deutschen Rock-Poeten avancierte. Er besang die „Einsamkeit der Männer“ und die „Hure Domenica“ und begeisterte sich für den Boxsport.*

In seinen coolsten Momenten, so auch in diesem um 1980 verfassten Gedicht, gelingen Wondratschek Sprachbilder von lapidarer Verdichtung, Verse von provozierender Lässigkeit, die - unterstützt von einem perfekt eingesetzten Reim - an die Lakonie von Songs erinnern. In einem zur gleichen Zeit entstandenen Gedicht preist er die „unangenehme Kraft der Gleichgültigkeit“ und das „Glücksgefühl der Teilnahmslosen“.

**Wolf Wondratschek**

Endstation

Ich stand an der Bushaltestelle
und wartete;
und als der Bus kam, stieg ich ein
und wartete wieder.
Vor mir kümmerte sich ein Mädchen um ihren Kerl
und weil ich nichts zu tun hatte, schaute ich zu
wie sie an seinem Hals hing und manchmal nach hinten
schaute zu mir, der nach vorne schaute zu ihr.
Ich stand im Bus,
schaukelte mit den Beinen die Straße aus
und dachte an gar nichts;
irgendwann stieg ich aus, ging nachhause
und dachte
»Es gibt nichts, was einen Mann einsamer macht
als das leise Lachen am Ohr eines andern.«

1976

aus: Gedichte/Lieder, Verlag Zweitausendeins, Frankfurt am Main 2003

*Als lyrischer Prophet männlicher Einsamkeit und als Heros ewig juveniler Vitalität hatte der 1943 geborene Wolf Wondratschek enormen Erfolg. Seine Gedichte kommen als unwiderlegbare Expertisen über die ewig gleichen Geschlechterverhältnisse daher. In den 1970er Jahren war Wondratschek der bestverkaufte lyrische Markenartikel der Subkultur, ein Garant für literarische Provokationen schon deshalb, weil er als lonesome Cowboy männlicher Sehnsucht über die ziellosen Erektionen seiner lyrischen Helden schrieb.*

Das Gedicht, das Wondratscheks 1976 erschienenem Gedichtband »Das leise Lachen am Ohr eines andern« den Titel gab, reportiert in lässig-prosanaher Sprache das riskante Spiel des erotischen Begehrens, das die nur scheinbar unverbrüchliche Beziehung zweier Liebender überschreitet. Die Alltagsszene im Bus zeigt, dass in das Liebesspiel immer ein Dritter einbrechen kann: als Beobachter oder auch als Akteur. In diesem Fall bleibt es beim melancholisch-passiven Selbstgenuss des Beobachters.

**Wolf Wondratschek**

Gedicht

Ich liebe
und habe eine Freude
und eine Angst,
dass du Liebe
verlangst.

(Gedichte/Lieder. Verlag Zweitausendeins, Frankfurt am Main 2003)

*Knapper und treffender kann man die emotionalen Ambivalenzen, Unwägbarkeiten und Begrenzungen des Liebesverlangens wohl kaum benennen als in Wolf Wondratscheks lyrischer Miniatur. Das Liebesgefühl setzt sich hier absolut, weist aber alle Forderungen nach Verlässlichkeit und Dauer ab. Solchen schlichten Preziosen verdankte der 1943 geborene Dichter seine Popularität in den 1970er Jahren. Der einsame Außenseiter, der von ewiger Sehnsucht verzehrt und auf lange Wanderschaften und Irrfahrten getrieben wird - das war das plakativ inszenierte Selbstbild des Dichters, der seine Helden auf die „Straße nach Süden“ schickte.*

Und doch, bei aller demonstrativen Einfachheit, verfehlt das kleine Gedicht seine Wirkung nicht. 1974, beim Erscheinen der Erstausgabe von „Chucks Zimmer“, gehörte dieser kleine suggestive Text zu den meistzitierten Gedichten des Bandes. Die „Einsamkeit der Männer“ - das blieb eine Konstante bei Wondratschek - ist durch keine Liebeserfahrung aufzuheben.

**Wolf Wondratschek**
Weihnacht

Weihnacht -
Weltkrieg der Wünsche,
Stichtag für Selbstmörder,
größte Einsamkeit.

Wer lag wo im Stroh?
Wie lange ist das her?
Ach so, so lange schon?
Na dann, kein Wunder,
dass keines geschieht.

Gute Nacht,
stille und heilige.
Ich bin vom Wünschen so müde
und müde vom Anschaun brennender
Kerzen, vom Warten auf
Schnee.

Ich könnte heulen -
und muss nur lachen.
Was soll man denn sonst
an Weihnachten machen?

(Gedichte/Lieder. Verlag Zweitausendeins, Frankfurt am Main 2003. © Wolf Wondratschek)

*„In seinen besten Momenten“, so konzedieren auch die Kritiker dieses Poeten, „gelingen Wondratschek Sprachbilder in so lapidarer Verdichtung, dass sie wie eine dauernde Reizung im Gehirn nisten“. Zum lyrischen Pop-Star avancierte der 1943 geborene Dichter in den 1970er Jahren, als er mit dem Nimbus des harten, coolen Rock-Poeten kokettierte. Er besang die „Einsamkeit der Männer“ und „die Hure Domenica“, trieb sich in seinen Reportagen an Boxringen und in Rotlichtvierteln herum - und versuchte sich am Mythos Weihnachten.*

Das 1980 erstmals veröffentlichte Gedicht zielt auf eine gründliche Demontage aller mit dem christlichen Weihnachtsfest verbundenen Wunschbilder und Utopien. Diesen Tag disqualifiziert der Dichter als fatales Datum: Denn die „stille Nacht“ ist ihm „Stichtag für Selbstmörder“ und für eine acht der privaten Katastrophen. Mit einem ironischen Anklang an Rainer Maria Rilkes „Panther“-Gedicht lässt Wondratschek wenig Hoffnung auf eine Neubelebung der „heiligen Nacht“.

**Wolfdietrich Schnurre**

Kassiber

Ich roch Hyänenbrunft in den Bars.
Ich traf in den Kneipen Schakale.
Ich hörte den Brüllaffenschrei auf den Rängen.
Geier sah ich, die Drähte zerrissen,
Skorpione, die sich füllten mit farbigem Gift.
Ich sah Leguane in den Anlagen wüten,
Heuschreckenschwärme ihr Blut
einem lüsternen Himmel aufdrängen;
doch ich sah keinen Menschen.

1965

aus: Wolfdietrich Schnurre: *Kassiber,* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1965

*„Kassiber“ sind geheime Botschaften eines Gefangenen an seine Mithäftlinge. Dass der Schriftsteller Wolfdietrich Schnurre (1920–1989) einen 1965 erschienenen Gedichtband* Kassiber *genannt hat, ist charakteristisch für das fatalistische Weltverständnis dieses Autors aus der Generation der Kriegsteilnehmer: Das Dasein wird als unaufhebbare Gefangenschaft in einer von bösen Mächten beherrschten Wirklichkeit erlebt.*

Zeitkritischer Ingrimm hat sich in diesem Gedicht pathetisch aufgeladen: Die Schauplätze des modernen Alltagslebens sind besetzt von gefräßigen, aggressiven oder todbringenden Tieren; die Menschen sind dagegen aus ihrer eigenen Lebenswelt verschwunden. Der Gestus aufklärerischer Belehrung bedient sich eines etwas aufdringlichen Symbolismus. Schnurre selbst betonte sein Recht auf lyrische Direktheit: „Weil nur das Gedicht mir die Möglichkeit gibt, meine Angst einzudämmen, mich von Bildern zu befreien, die mein Bewusstsein blockieren.“

**Wolfgang Amadeus Mozart**

Du wirst im Ehestand viel erfahren

Du wirst im Ehstand viel erfahren
was dir ein halbes Rätsel war;
bald wirst du aus Erfahrung wissen,
wie Eva einst hat handeln müssen
dass sie hernach den kain gebar.
doch schwester, diese Ehstands Pflichten
wirst du vom Herzen gern verrichten,
denn glaube mir, sie sind nicht schwer;
doch Jede Sache hat zwo Seiten;
der Ehstand bringt zwar viele freuden,
allein auch kummer bringet er.
drum wenn den Mann dir finstre Minen,
die du nicht glaubest zu verdienen,
in seiner üblen laune macht:
So denke, das ist Männergrille,
und sag: Herr, es gescheh dein wille
beitag -- und meiner bei der Nacht.

dein aufrichtiger bruder
W:A:Mozart

*„Ich kann nicht poetisch schreiben, ich bin kein Dichter“ (1756-1791), klagt das musikalische Genie Wolfgang Amadeus Mozart 1777 gegenüber seinem Vater - und hat damit auf anmutigste Weise tiefgestapelt. Denn Mozart war auch eine eminente Begabung als Briefschreiber und lyrischer Sprachspieler. Er hat einige Meisterstücke witzig-graziöser Gelegenheitspoesie geschrieben, die exemplarisch für die Epoche des Rokoko sind.*

Sein Hochzeitsgedicht für seine Schwester Nannerl begreift er als „Rat“ aus „meinem poetischen Hirnkasten“. Seine libertären Neigungen schmuggelt er auch in dieses Gedicht ein. Denn bei allem Respekt vor des „Ehstands Pflichten“, die er der Schwester anempfiehlt, ist doch in fast jeder Zeile ein ironisches Augenzwinkern zu registrieren. Zwar werden Pflicht und Frömmigkeit nicht ausgeschlossen aus dem von Mozart aufgerufenen Tugendkatalog, aber sie treten am Ende zurück hinter eine sehr individualistische Kategorie: den Hedonismus.

**Wolfgang Bächler**
Ausbrechen

Ausbrechen
aus den Wortzäunen,
den Satzketten,
den Punktsystemen,
den Einklammerungen,
den Rahmen der Selbstbespiegelungen,
den Beistrichen, den Gedankenstrichen
– um die ausweichenden, aufweichenden
Gedankenlosigkeiten gesetzt –
Ausbrechen
in die Freiheit des Schweigens.

1976
aus: Wolfgang Bächler: *Ausbrechen. Gedichte aus 30 Jahren*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.

*Der 1925 in Augsburg geborene Dichter Wolfgang Bächler gehörte zu den produktivsten und zeitkritischsten Lyrikern der Nachkriegszeit, bevor er, gequält von Ängsten und Depressionen, in den 1980er Jahren fast vollends verstummte. „Ich führte ein schweifendes Leben“, so bekannte Bächler, „schlug meine Zelte häufig auf und ab, ein unsteter Einzimmerbewohner, ein Wanderer zwischen zwei Welten… ein Deutscher ohne Deutschland…“*

Bächlers frühe Gedichte, gesammelt in den Bänden *Tangenten am Traumkreis* (1950) und *Türen aus Rauch* (1963), beschreiben die Erfahrungen einer vom Krieg und den totalitären Ideologien versehrten Generation. Später dominierten Motive des Unheimlichen, der dunklen Jahreszeit und einer bedrohlichen Daseinsfinsternis. Bächler habe als Autor nicht von der blauen Blume geträumt, sondern von Stalin – so hat es ein Schriftstellerkollege ausgedrückt. Nach langen Jahren des totalen Rückzugs veröffentlichte er 1976 die Gedichtsammlung *Ausbrechen*, deren Titelgedicht den Entschluss zum Schweigen als Akt der Befreiung markiert.

**Wolfgang Bächler**

Der Kirschbaum

Durchs Schilfrohr ruft es
der Schwan, der Prophet.
Die Lerchen singen es weiter:
Gott sitzt im Kirschbaum
und entkernt die Kirschen.
Die Stare werfen Schattenfalten
in sein weißes Lichtgesicht.

Der Kirschbaum wandert übers Wasser.
Fische springen durch sein Haar,
Krebse schlüpfen durch die Wurzeln
und der Wind fährt in die Krone.

Gott sitzt rudernd
auf den Ästen,
isst die Kirschen,
spielt mit Kernen,
lässt sich treiben,
hat die Welt vergessen.

(Wo die Wellenschrift endet. Babel Verlag, Denklingen 2000)

*Die Verletzungen und Traumata, die er während des Zweiten Weltkriegs erlitt, haben diesen Dichter nicht mehr losgelassen. Zweimal war Wolfgang Bächler (1925-2007) in Gefangenschaft geraten und mehrfach nur knapp dem Tod entgangen. Nach 1945 hatte er in seinen Gedichten von den Dehumanisierungen des Krieges Zeugnis abgelegt.*
*„Die Erde bebt noch von den Stiefeltritten“, heißt es in einem seiner frühen Gedichte. Ab Mitte der 1950er Jahre wurde Bächler von Depressionen zermürbt; aus den Texten dieser Zeit ist jede Zuversicht gewichen.*

In einer Reihe von Traum-Gedichten, die das dritte Kapitel seines Bands „Türen aus Rauch“ (1963) bilden, hat Bächler seine Phantasmagorien in negative Schöpfungs-Bilder und Märchen-Motive gefasst. In diesem nach 1956 entstandenen Text erscheint Gott inmitten seiner Schöpfung, einem Kirschbaum und den auf ihm lagernden Vögeln. Aber der scheinbar paradiesische Zustand trügt: Denn das Beteiligtsein des Weltenschöpfers ist begrenzt - er „hat die Welt vergessen“.

**Wolfgang Bächler**
So fern

So fern in der Nähe warst du mir,
so nah in der Ferne.

Wir berührten uns wie der Mond das Wasser,
in dem sein Spiegelbild schwamm
und zitterte und sich dehnte
und hob und senkte,
bis er weiterwanderte über den Himmel
und der See wieder schwarz
in die Erde gebettet lag,
lichtlos zwischen den Büschen.

So fern in der Nähe warst du mir,
so nah in der Ferne.

(Wo die Wellenschrift endet. Ausgewählte Gedichte. Babel Verlag, Denklingen 2000)

*Seine Gedichte waren schwer versehrt „von der Qual und Zerrüttung der Zeit“, wie Thomas Mann konstatierte, sie trugen das Signum eines Verhängnisses, geboren aus den Traumata und Katastrophen der deutschen Geschichte. Der Dichter Wolfgang Bächler (1925-2007) hörte die Erde beben von den Stiefeltritten der nationalsozialistischen Mörder, die ihn bis in seine Albträume verfolgten. Aber sein Werk enthält auch ganz zarte Liebesgedichte.*

In seinem letzten eigenständigen Gedichtband „Nachtleben“ (1982) steht dieses schöne Poem, das ja nur von Lichtreflexen und ihren Spiegelungen handelt, die das Bild größtmöglicher Nähe in sich enthalten. Im Warten aufeinander, im gemeinsamen Schweigen, im Schlaf ist eine Begegnung noch möglich. In anderen Gedichten des Bandes geht Gott durch verlassene Dörfer, ist die Hölle schon auf Erden angekommen.

**Wolfgang Borchert**

Der Vogel

Du bist vom Wind erlöste Ackerkrume,
du bist ein Kind von Fisch und Blume.
Aus allem aufgehoben,
bist du der Wunsch der Seele,
dass sie im tollsten Toben
sich nicht mehr quäle.
Du bist vom Stern geboren
in einer großen Nacht.
Pan hat sein Herz verloren
und dich daraus gemacht!

1945/46

aus: Wolfgang Borchert: *Das Gesamtwerk*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1949ff.

*Mit Wolfgang Borchert (1921–1947), dem literarischen Repräsentanten der Kriegsheimkehrer-Generation, hat die literarische Nachwelt so ihre Schwierigkeiten. Seine frühen Gedichte, gesammelt in* Laterne, Nacht und Sterne *(1946), gelten als epigonale Stücke, durchsetzt von steilem Pathos und leerer Rhetorik. Dass Borchert seine Begeisterung für Rilke und Hölderlin aber auch in ganz wunderbare Gedichte umzuwandeln vermag, zeigt ein Text wie „Der Vogel“.*

Ein Gedicht über einen Vogel als kleine Schöpfungsgeschichte: Borchert hat sie als zauberhaftes Mirakel angelegt. Gewiss kann man auch diesem Text eine gewisse Neigung zur unkontrollierten Feierlichkeit nachsagen. Und die lyrischen Ingredienzien stammen aus dem Bilderrepertoire des Jugendstils. Am Ende taucht denn auch Pan auf, nach antiker Vorstellung der Gott der Hirten und des Waldes. Mag Borchert mitunter zu naiv ins Kosmische und in eine „große Nacht“ hineinblinzeln – sein Gedicht bleibt eine schöne Suggestion.

**Wolfgang Hilbig**
Gleichnis

Es war eine Zeit, da sollte man meinen,
die Welt wollte untergehn vor Wind.
Wie ein Mörder fuhr er - schonend keinen -
in die Dörfer, wo Tiere und Menschen sind.

Und er raste lawinentoll und riss
fast des Menschen Kartenhäuser nieder
und schlug in die Bäume sein Höllengebiss
und grölte triumphierend seine blutigen Lieder.

Doch als er einige Tage gebrüllt,
wie es sich für einen Kerl wie ihn gebührte
hat er sich plötzlich in Schweigen gehüllt,
weil er sah, dass sein Toben die Menschen nicht rührte.

(Wolfgang Hilbig: Werke Band 1: Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Einen „Surrealisten aus dem Kesselhaus“ hat man den Schriftsteller Wolfgang Hilbig (1941-2007) genannt und damit exakt bezeichnet, zwischen welchen Polen sich das Leben und Schreiben dieses zornigen „Arbeiterdichters“ aus dem sächsischen Meuselwitz abspielte. Als 1979 sein Lyrikband „abwesenheit“ im Westen erschien, steckte man Hilbig in Untersuchungshaft und verurteilte ihn zu einer Geldstrafe wegen „Devisenvergehens“. Auch nach seiner Übersiedlung in den Westen 1985 blieb er ein Unbehauster, ein Johann Ohneland, nur in seinem Schreiben zuhause.*

Manches, was diesem Dichter in der DDR widerfahren ist, mag ihm in seiner Sinnlosigkeit vorgekommen sein wie der lawinentolle Wind im „gleichnis“, ein in strengem Metrum verfasster Text, so als wollte der Autor, indem er sich diesem unterwarf, gleichsam seine Wut zähmen. Die Natur ist rücksichtslos, aber manchmal sind es auch die Menschen, besonders wenn sie ihre Macht missbrauchen. Sie brüllen wie Tiere, aber die Anderen hüllen sich in Schweigen: die Demonstration der Macht läuft ins Leere.

**Wolfgang Hilbig**
Matière de la poésie

Das Meer verhüllt von Licht: verhüllt von Helligkeit ...
im Sinn von Licht: ein Lilienweiß um nichts zu sein
als Weiß der Lilien - und Meer um nichts als Meer
zu sein und ohne Maß: und Mond-Abwesenheit -
welch Leuchten das seine lange Überfahrt antritt
und jedes Land vergisst auf nichts bedacht als Ewigkeit -
das Meer: das nicht mehr Tag noch Nacht ist sondern Zeit.

(In: Werke 1: Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008.)

*Wolfgang Hilbig (1941-2007) war in der DDR Heizer und Hilfsschlosser, ein Experte der Finsternis, der verrotteten Fabriken und Kohlenhalden in der Gegend um Leipzig, der autodidaktisch zur hohen Literatur fand, die er um höllische Landschaften bereicherte. Hilbigs Dichtung wirft in das Nichts, das uns umgibt, ein flüchtiges Licht, einen Funken Sprache, die gegen die Dunkelheit anspricht, aus der wir stammen und in der wir wieder versinken werden: „Nun fällt die Nacht: die Zeit die dauernd endet.“*

Auch „Licht“ zählt zu Hilbigs Lieblingsvokabeln, das Reine, das aus dem Schlamm hervorragt; im vorliegenden Gedicht ein „lilienweißer“ Bilderstrom im jambischen Metrum, ein sprachbesessener Rausch, der zum finalen Sog wird. Das „leuchtende“ Meer, das Hilbig ein paar Tage vor seinem Tod noch einmal zu sehen begehrte, war von den Blitzen eines Gewitters, nicht von Sonnenstrahlen erhellt. Doch der bedingungslose Meeresgesang, von Reimen unterstützt, ist von gleicher Natur. Das Gedicht stammt aus Hilbigs Nachlass und entstand 2003.

**Wolfgang Hilbig**
rondo

sonnenfährte der zu folgen ich mich wehrte
um einem schatten zu entgehn der über schlacken schritt -
blendwerk von festigkeit das mir zu gleicher zeit entglitt
bis ich der schatten selbst war der geleit nicht mehr entbehrte

begierde die ich nicht mehr litt
auf letztem grenzbezirk der bürgerlichen erde
dort wo ich abfiel als ich wiederkehrte - -
gegen den untergang der meinen schatten aus der sonne schnitt.

1989

(In: Wolfgang Hilbig. Gedichte. Hrsg. v. J. Bong, J. Hosemann u. O. Vogel. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008)

*Viele Jahre lang saß Wolfgang Hilbig (1944-2007) an tellurischen Orten fest - tief unten in den Dunkelzonen von Kesselhäusern und den Restlöchern sächsischer Tagebaue. Niemand wollte in dem Tiefbauarbeiter und Heizer aus Meuselwitz einen Schriftsteller sehen. In den Wüstungen der realsozialistischen Zwangsgesellschaft entstand das ungeheure Werk eines Autodidakten, dessen visionäre Kraft alles hinter sich lässt, was im späten 20. Jahrhundert an deutschsprachiger Lyrik geschrieben worden ist.*

1989 entstand das „Rondo“, ein an den düsteren Nachtgesichten des Expressionisten Georg Trakl (1887-1914) geschulter Gesang über die Metamorphosen eines Ich, das sich in den unbefestigten Bezirken zwischen Tagwelt und Schattenreich bewegt. Ein Unbehauster, der über die „bürgerliche erde“ schreitet, wird verfolgt von seinem Schatten, bis er schließlich selbst zu einer schattenhaften Existenz wird. In schweren trochäischen Versen hebt das „Rondo“ an, um in dunklen Tönen dem „Untergang“ des Subjekts entgegenzustreben.

**Wolfgang Neuss**
Das Beste

Es lässt mich nicht ruhn
Wie kann ich wirklich was
für Europa tun?
Und wenn du mich einen
Landesverräter nennst:
Das Beste wäre für Europa
wenn Frankreich bis an die Elbe reicht
und Polen direkt an Frankreich grenzt

(Der totale Neuss. Gesammelte Werke. Hrsg. von Volker Kühn. Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, Frankfurt am Main 1997.)

*Als Wirbelwind des politischen Kabaretts, als Berliner Großschnauze und als systemkritisches „Zwerg Mundwerk“ (FAZ) hat der aus Breslau stammende Humorvirtuose Wolfgang Neuss (1923-1989) die Bundesrepublik verwirrt. Seine Karriere vom komischen Knallchargen zum Lautsprecher der APO, später dann vom politischen Unruhestifter zum bekennenden Haschisch-Orakel gründete sich auf demonstrative und stets witzige Abweichungen vom Zeitgeist.*

Auch den karrierefördernden Patriotismus hat Neuss konsequent verweigert. Zur kritischen Dämpfung der nationalen wie auch der Europa-Euphorie hat er denn auch eine boshafte poetische Miniatur geliefert, die vermutlich in den 1960er Jahren entstanden ist. Das Verschwinden des eigenen Landes hat er als anzupreisende politische Utopie empfunden - für die subversive Fantasie des Außenseiters war das allemal eine Pointe wert.

**Wolfgang Neuss**
Gereimte Destruktion

Ich kenne einen erfolgreichen Unternehmer
aus Lüdenscheid mit Namen Cremer
der erfand eine Faser
absolut reiß- und witterungsfest
die sich nicht einmal
zerschneiden oder zersägen lässt.
Die Faser wurde in aller Welt
in Riesenmengen vorausbestellt
und Cremer begann in Kürze schon
im neuen Betrieb mit der Produktion.
Aber dann stellt er
als es soweit war
fest
dass die Faser sich nicht zerschneiden
lässt
und so konnte er sie weder
in kleinen noch in großen Stücken
geschweige sie irgendwohin verschicken
und sein Betrieb ging noch vor der Zeit
zugrunde an solcher Vollkommenheit.

1960er Jahre

(Der totale Neuss. Gesammelte Werke. Hrsg. von Volker Kühn. Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, Frankfurt am Main 1997.)

*Seine Renitenz gegenüber den politisch Mächtigen hatte der eigensinnige Schauspieler und Kabarettist Wolfgang Neuss (1923-1989) schon früh eingeübt: Um sich an der Ostfront dem massenhaften Töten zu entziehen, zog er die Selbstverstümmelung vor. Bereits im Internierungslager begann er mit seiner zeitkritischen Clownerie, die er später als „Berliner Großschnauze" professionalisierte.*

In seiner querulatorischen Moritat, die wahrscheinlich Anfang der 1960er Jahre entstand, mokiert sich Neuss über eine schöne Paradoxie des bundesrepublikanischen Wirtschaftswunders: Ein Unternehmer erfindet das perfekte Produkt. Aber diese Perfektion ist von der kaufmännischen Seite her kontraproduktiv, so dass das Wirtschaftswunder gleichsam an sich selbst erstickt.

**Wolfgang Oenning**
Schreibfehler

Alpenpfleger/in dringend gesucht
Schule für lärmbehinderte Kinder
Gegen Abend lockert die Bevölkerung auf
Quetschungen durch einen Atomunfall
Eine Freundsche Fehlleistung
Aktion „Ein Herz für Rinder“
Ein schlechtes Fallbeilspiel
Geheimagent für Datenschmutz
Wehret den Anfängern!
Sie hat ein schröpferisches Talent
Eine böse Übelraschung
Der Wirrtuose bekam wenig Beifall

**Wolfgang Weyrauch**
Aber wie

bucklicht Männlein,
seh Dich doch,
hinterm Stuhl,
komm heraus,
tu Dir nichts,
tu mir nichts,
zwick mich nicht,
spring mir nicht
auf den Kopf,
aber wie,
bins ja selber

1979/80

aus: Dreimal geköpft, Brennglas Verlag, Assenheim 1983

*Wolfgang Weyrauch (1904-1980) war nach 1945 der aktivste Prophet des literarischen »Kahlschlags« und einer Sprache der Ernüchterung und balancierte dabei zwischen Gesellschaftskritik und literarischem Experiment. Dass er auch eine Schwäche für Clownerien und Kobolde hatte, verrät das Gedicht aus seinem literarischen Nachlass.*
*Das »bucklichte Männlein« ist ursprünglich eine Gestalt aus der romantischen Liedersammlung »Des Knaben Wunderhorn«, ein frecher Kobold, der Unheil stiftet und alles selbständige menschliche Handeln vereitelt.*

In Weyrauchs Gedicht hat das lyrische Ich das Gesetz des Handelns an sich gerissen, wobei es zunächst nur um ein Stillhalteabkommen mit dem Männlein zu gehen scheint. Das Versteckspiel mit dem unberechenbaren Kobold erweist sich indes als bedrohliche Selbstbegegnung: Was bedeutet es, wenn man sich im unberechenbaren Unglücksboten selbst wieder erkennt?

**Wolfgang Weyrauch**

Als wir in die Klinik gegangen waren

Ich geh nach Haus, ich riech die Welt nicht mehr,
ich lieg mit Deinem Kind in Deinem Bauch.
Da flügelt's jäh aus unserm guten Strauch.

Der duftet wie der Zimt, und zu mir her
streicht unsre Amsel, äugt und singt den Reim
von Dir und mir, von Deinem guten Seim.

Der flutet hin, selbst bis zum Großen Bär.
Denn Du bist alles, Stern und Rauch und Brot.
Verschon uns Drei, verschon uns, bitte, Tod.

(Wolfgang Weyrauch, Atom und Aloe. Gesammelte Gedichte. Reclam Verlag, Leipzig 1991.)

*Mehrere Leben zugleich scheint Wolfgang Weyrauch (1904-1980) geführt zu haben - als Autor von Gedichten, Erzählungen und Hörspielen und als Journalist und Verlagslektor. In letzterer Funktion brachte er wichtige Anthologien der Nachkriegsliteratur heraus.*
*Hier ist vor allem die Kurzgeschichten-Sammlung „Tausend Gramm“, die 1949 den Begriff „Kahlschlag“ in die Literatur einführte, zu nennen.*

In fünfhebigem Jambus und mit einfachen Reimen entwickelt Weyrauch in diesem 1950 im Band „An die Wand geschrieben“ erschienenen Gedicht eine zarte Melodie, die der Schlussreim jäh abbrechen lässt. Dabei kreist das Gedicht weniger um den Tod als um die bevorstehende Geburt eines Kindes. Als Teil einer Reihe von Gedichten, in denen das private Glück eines Paares beschrieben wird, darf man diesen Text vielleicht als ein Brautgedicht lesen, als ein Liebesgedicht allemal.

**Wolfgang Weyrauch**

Ich bin ein A

Atmend
nicht atmend
anfangend
aufhörend
bin ich ein A
anzündend
bin ich ein A
abhauend
auswandernd
mich aus dem Staub machend
abkratzend
bin ich ein A
anzündend
bin ich ein A
mich anzündend
bin ich ein A

(In: Die Spur. Neue Gedichte. Walter Verlag, Olten 1963. © Margot Weyrauch, Waldreiter-ring 25,
22359 Ham-burg)

*Der Dichter als Alpha-Tier und Schöpfer des Anfangs: In solch wortspielerischer Aktivisten-Pose hat sich der umtriebige Lyriker und Literaturvermittler Wolfgang Weyrauch (1904-1980) gerne präsentiert. Kaum ein Schriftsteller der Nachkriegszeit hat so viel für die Entdeckung und Förderung moderner deutscher Dichtung getan wie eben Weyrauch. In seinen intensivsten Gedichten gelingt es ihm, alle Manifest-Programmatik (mit der er in die Lesebücher einging) hinter sich zu lassen und aus den phonetischen und semantischen Qualitäten der Wörter heraus seine Gedichte zu entwickeln.*

Das Atmen und das Verebben des Atems, das „Anzünden“ von Energie und das „Abkratzen“, kurz: alle Aspekte von Werden und Vergehen sind in den aus dem Buchstaben „A“ gebildeten Verben gleichzeitig enthalten. In Weyrauchs Gedichtband „Die Spur“ (1963 findet sich neben dieser auto-poietischen Selbstdarstellung des „A“, die Anfang einer größeren Ausschweifung ist, auch eine motivverwandte „Anbetung des A“.

**Wolfgang Weyrauch**

Lebenslauf

Das Ei, das Gegen-Ei,
der Schrei, das Ställchen,
der Roller, der Widerstand,
das Einmaleins, die Freundschaft,
die Brustwarze, der Mehrwert,
die Zelle, der Schrei,
der Schmerz, das Einverständnis,
der Schlaf, die Angst,
der Atem, das Nicht-Atmen.

(Lebenslauf. Schierlingspresse, Dreieich 1988.)

*„Ich bin", hat Wolfgang Weyrauch (1907-1980) einmal bekannt, „für diejenigen Gedichte, welche die Dichtung - und also auch den Menschen - vom Fleck befördern, aus der Bewegungslosigkeit, aus den überholten Ordnungen." Um die schlimmste geschichtliche Ordnung und die durch sie verursachten Deformationen der Sprache hinter sich zu lassen, propagierte er 1949 den literarischen „Kahlschlag". Später experimentierte er auch mit den Verfahrensweisen der Konkreten Poesie.*

Ende der 1970er Jahre entstand das Poem „Lebenslauf", das mit seiner lakonischen Reihungstechnik die Methoden der experimentellen Poesie nutzt. Die knappe Lebenszeit eines Menschen wird hier auf ein paar karge Substantiva reduziert, die in ihrer Abfolge die elementaren Daseinsphasen eines Menschen benennen und auch seine Leidensstrecken nicht verschweigen. Auch sein Eingebundensein in eine Gesellschaftsordnung klingt in einem marxistischen Terminus an: „der Mehrwert".

**Wolfgang Weyrauch**

Mein Gedicht

Ich schreibe ein Gedicht.
Ich veranstalte eine Expedition.
Ich mache mich davon
aus Antwort und Beweis.
Ich trete in den Kreis
der Fragen. Ich bin im Licht,

das auf die Mitte des Dickichts fällt.
Warum und woher?
Ich schlage mich quer
durch Gelee und Asbest.
Die Meridiane sind verwest.
Mein Gedicht ist die Welt

der diagonalen Messer.
Ich bringe das Winzige heim.
Ich gehe dem Ungeheuren nicht auf den Leim.
Ich setze die Ewigkeit fort.
Ich versuche den Mord
an den Rechnungen. Mein Gedicht ist besser.

1953/54

(Atom & Aloe. Gesammelte Gedichte. Frankfurter Verlagsanstalt, 1996; © Schöffling & Co)

*Zu den wirkungsmächtigsten Lyrik-Anthologien der Nachkriegszeit gehörte 1955 die von Hans Bender herausgegebene Textsammlung „Mein Gedicht ist mein Messer“, in der ein neuer Standort für moderne Poesie gefunden werden sollte. Das Gedicht als Messer - das war ein Bekenntnis zum eingreifenden Gedicht, das aus kritischer Distanz das Weltgeschehen kommentiert.*

Weyrauch selbst hat in seinem um 1953/54 entstandenen Text verschiedene Sageweisen und Funktionen des Gedichts durchgespielt. Die erste Strophe spricht noch von einem Probelauf des „Fragens“, danach aber wird das Gedicht aktivistisch aufgeladen, um gegen Ende den Widerstand gegen das „Ungeheure“ anzumelden. Mit diesem Selbstbewusstsein des Dichters, der - wie es in Weyrauchs Statement heißt - „eine Unruhe verursacht“, war schon das Fundament gelegt für die in den 1960er Jahren einsetzende Politisierung des Gedichts.

**Wolfgang Weyrauch**

Signale

Ich sah dich, und ich sah dich nicht,
ich seh dich nicht und seh dich doch,
ich sah dich nie und seh dich doch,
denn dein Gesicht ist mein Gesicht,

denn meins ist deins, und du bist ich,
und ich bin du. Wir sind die Welt,
und wenn die Lava niederfällt,
denkst du an mich, denk ich an dich.

Die Asche fliegt, du rufst Signale,
das Feuer knirscht, ich ruf zurück,
die Flamme winselt vor dem Glück,
dann zischelt sie zum letzten Male.

Wir aber atmen Ewigkeiten,
wir atmen Wasser, atmen Brot,
wir wissen es: der Tod ist tot,
im Hauch der Orte und der Zeiten.

(Atom und Aloe. Gesammelte Gedichte. Reclam Verlag, Leipzig 1991. )

*Wolfgang Weyrauch (1904-1980), dem umtriebigen Publizisten, Lektor, Anthologisten und Dichter, verdanken wir die zwei folgenreichsten poetologischen Stichworte zur Nachkriegsliteratur. Zum einen propagierte er in einer Prosa-Anthologie den „Kahlschlag", zum andern erfand er die berühmte Sentenz, die das Gedicht auf Wachsamkeit und Wirkung verpflichten wollte: „Mein Gedicht ist mein Messer."*

Mit seinen Texten wollte Weyrauch die Menschen „aus der Bewegungslosigkeit, aus den überholten Ordnungen" herausführen. In diesem Gedicht aus dem Jahr 1956 bewegt er sich durch Antinomien und Paradoxien vorwärts, um von einer existenziellen Grenzsituation zu sprechen. Die letzte Strophe verweist auf die religiöse Vorstellung vom Jüngsten Tag, an dem der Tod besiegt ist - zugunsten einer Realisierung der Ewigkeit. Mit dieser pathetischen Prophetie reklamiert der Dichter einen priesterlichen Status für sich - den ihm Weyrauch auch konzediert: „die Schriftsteller sind die Stellvertreter der Propheten, die verschollen sind."

**Yaak Karsunke**

Das Zebra

Eins wird das Zebra nie begreifen:
Wie kommt man übern Zebrastreifen?
Es bleibt am Straßenrande stehn
& ist dort stundenlang zu sehn -
bis sein Anblick jemand rührt
ders dann übern Fahrdamm führt.

2005

(In: Das Gedicht, Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik, Weßling bei München, Heft 13/2005.


*Es war ein weiter Weg vom dezidiert politischen Lyriker und Dramatiker Yaak Karsunke zum Autor hinreißender Kindergedichte. 1934 in Berlin geboren, verdankt Karsunke seine literarische Sozialisation den utopischen Energien der linken Außerparlamentarischen Opposition, die ab 1965 die politische Landschaft der Bundesrepublik zu verändern begann. 1973 definierte er in einem Essay über politische Lyrik den aufgeklärten Dichter als „Abrissarbeiter im Überbau“.*

1968 verließ Karsunke die linke Literaturzeitschrift „Kürbiskern“, die er 1965 mitbegründet hatte, aus Protest gegen den Einmarsch der Warschauer Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei. Noch in seinen Altersgedichten werden die Niederlagen der „alten genossen“ mit dialektischem Witz thematisiert. Neben die politischen Lektionen treten aber seit den 1980er Jahren vermehrt Kindergedichte, wie die 2005 erstmals publizierte Miniatur über das Zebra.

**Yaak Karsunke**
vom schnellen mann 2

was tut der schnelle mann?

er läuft so schnell er kann
sie sind ihm hinterher
drum rennt er kreuz & quer

ihm wird der atem knapp
bald fangen sie ihn ab

er merkt er kann nicht mehr
die beine werden schwer

dann holen sie ihn ein
ihm fehlt die luft zum schrein

sie geben ihm den rest
bis man ihn liegen lässt
mit blaugegerbtem fell

jetzt ist er nicht mehr schnell



*Eine der größten unentdeckten Begabungen der DDR-Literatur war der aus Chemnitz stammende Lyriker Richard Leising (1934-1997). Den Auftakt zu seinem posthum erschienenen Lyrikband „Gebrochen deutsch“ (1990) bildet das Poem „Vom schnellen Mann“, das lakonisch das Verschwinden eines gewissen „Karl Kahn“ erörtert. Leisings Berliner Dichterkollege Yaak Karsunke (geb. 1934), eins der agitatorischen Temperamente der westdeutschen Lyrik, hat 1991/92 eine Fortschreibung dieser Geschichte „vom schnellen Mann“ vorgelegt.*

In Leisings Gedicht rätseln anonyme Stimmen über den Verbleib des verschwundenen „schnellen Mannes“, dem nur das „Fortgehen“ blieb - zu ergänzen wäre: das Fortgehen aus einem Land, das keine Heimat bieten konnte. Karsunke deutet die Geschichte um: Er erzählt die Geschichte einer (politischen) Verfolgung. Hier wird der „schnelle Mann“ von den Häschern eines Unrechtsystems zur Strecke gebracht.

**Yvan Goll**

Die Produkte der Nacht

Die Nacht ist ein Rohstoff
sie ähnelt etwas der Baumwolle

Man fabriziert daraus Schlaf
Zuweilen auch Traum

Der Schlaf ist aus schwarzer Watte
Der Traum aus goldener

Dann gibt es Unterprodukte der Nacht:
Teer und Gram

Mit Teer werden die Straßen des Lebens gesprengt
Mit Gram stellt man den billigsten Tod her

(Die Lyrik. 4 Bände. Hrsg. v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 1996).

*Diese lyrische Confessio des deutsch-französischen Dichters Yvan Goll (1891-1950) verrät viel über die Vorlieben des literarischen Surrealismus. Das Gedicht spricht von Traum und Schlaf als elementaren Energiezentren und dokumentiert zugleich die Kühnheit surrealistischer Bildfindungen. Die poetische Imagination begnügt sich hier nicht mit der Summierung eingängiger Bildelemente zum „Nacht“-Motiv, sondern gestattet sich eine große Freiheit der Assoziation.*

Das 1928 erstmals publizierte Gedicht bahnt sich einen Weg hin zu Materien, die nur sehr vermittelt mit der „Nacht“ in Verbindung zu bringen sind. Der schwarze Teer, der aus der thermischen Behandlung von Naturstoffen gewonnen wird, ist nur als Farbwert mit der „Nacht“ assoziierbar. Als rein metaphorisches Element fungiert die „Nacht“ auch beim Seelenzustand „Gram“, also bei der grüblerischen Sorge und melancholischen Versunkenheit. Aber just aus solchen Verknüpfungstechniken gewinnt der Surrealismus seine Energien.

**Yvan Goll**

Electric

Auf die Leiter des Eiffelturms steigt der Blaue Maschinist
Den Mond
Schutzmarke des Parfüms
Und der Friseure Schild herabzuhängen -
Aber die Welt strahlt weiter
Kupferne Ströme rauschen die Berge herab
Rhone
Montblanc
Mars
Elektrische Wellen fließen durch blonde Nacht
Disken über uns
Das Lachen der Bahnhöfe
Das Perlenhalsband der Boulevards
Und still an eine Parklinde gelehnt
Mademoiselle Nature
Meine Braut

(Die Lyrik. 4 Bände. Hrsg. v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 1996)

*Als einer der ersten Lyriker der expressionistischen Generation forderte Yvan Goll (1891-1950) den „Überrealismus", den er 1924 in Frankreich dann als „Surrealismus" lancierte. Ein Glanzstück dieser neuen surrealistischen Imagination ist das 1919 erstmals in der Zeitschrift „Der Sturm" publizierte Gedicht „Electric" - ein Hymnus auf das neue Zeitalter der Elektrizität und auf die Symbole des Industriezeitalters.*

Die Schönheit der reinen Natur und die industriell generierten Faszinationen - Bahnhöfe, Boulevards, elektrische Wellen - fließen hier ineinander: Das Leuchten der Metropole gleicht dem Selbstdarstellungsritual einer schönen Frau. So präsentiert Goll seinen schrillen Hymnus auf die Großstadt als Liebesbekenntnis an die erhabene Natur wie auch an das Strahlen einer neuen Braut - der nächtlichen Großstadt: „Mademoiselle Nature / Meine Braut".

**Yvan Goll**
Ich will nichts weiter sein

Ich will nichts weiter sein
Als die Zeder vor deinem Haus
Als ein Ast dieser Zeder
Als ein Zweig dieses Astes
Als ein Blatt dieses Zweiges
Als ein Schatten dieses Blattes
Als ein Wehen dieses Schattens
Der eine Sekunde
Die Schläfe dir kühlt

(100 Gedichte. Ausgewählt v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 2003).

*Ein glühendes Liebesgedicht ist nicht immer Ausdruck einer unverstellten Leidenschaft oder romantischen Passion, sondern kann auch ein subtiles Mittel der Distanznahme sein. Der literarische Grenzgänger und Surrealist Yvan Goll (1891-1950), der sich gerne „Jeans sans Terre“ bzw. „Johann Ohneland“ nannte, hatte seiner exzentrischen Gefährtin Claire Goll (1901-1977) ewige Liebe geschworen, die aber durch seine Begegnung mit der österreichischen Dichterin Paula Ludwig (1900-1974) im Berlin des Jahres 1931 ins Wanken geriet.*

Yvan Goll hat sein Liebesgedicht, das Bestandteil seiner „Malaiischen Lieder“(1935) ist, genau datiert: Es trägt den Vermerk „9. Aug. 33, Jardin Des Plantes“ und ist das Resultat seiner schwierigen Affäre mit Paula Ludwig. Die Demutsgeste und Selbstverkleinerung des Ich im Gedicht korrespondiert jedoch nicht mit der Strategie des Autors im wirklichen Leben: Goll empfahl seiner Geliebten die Einsamkeit der künstlerischen Produktion. Ein bewährtes Mittel der Dichterkönige, sich die Geliebte vom Leib zu halten.

**Yvan Goll**

Nun kann ich nie mehr einsam sein

Nun kann ich nie mehr einsam sein noch arm:
Es wohnt der Schmerz in mir, der König Schmerz.
Schmerz ist der Freund, der mich besucht.
Schmerz ist der Fremde, der mich höhnt.
Schmerz ist mein Lachen, mein Gebet.
Schmerz ist mein Schritt. Schmerz ist mein Schlaf.
Ich esse Schmerz.
Ich rauche Schmerz.
Ich singe Schmerz.
Ich liebe Schmerz,
Den du mir gabst!

(In: Yvan und Claire Goll: Ich liege mit deinen Träumen. Liebesgedichte, Wallstein Verlag, Göttingen 2009)

*Sie fühlten sich als Romeo und Julia, Tristan und Isolde, Orpheus und Eurydike. In den großen Liebenden der Literatur spiegelten sich für Claire (1890-1977) und Yvan Goll (1891-1950) die eigenen Gefühle: Hoffnung, Schmerz, Erfüllung. Mit der Übersiedelung nach Paris begann für beide eine Zeit intensiver Produktivität, die der Liebe in unzähligen Briefen und Gedichten Ausdruck zu geben suchte. Parallel unterhielten sie andere Liebesbeziehungen, Claire etwa mit Rilke, Yvan mit der Lyrikerin Paula Ludwig.*

In Gedichtbänden durchweben die Stimmen Claires und Yvans einander. Nicht immer ist klar, wem welcher Text zugehört. Dieses radikal negative Liebesgedicht wird Yvan Goll zugeschrieben. Sein Verfasser behauptet, „nie mehr einsam" zu sein, weil der Schmerz fortan sein Begleiter ist. Der „König Schmerz" ist allgegenwärtig, er ist an die Stelle der Geliebten getreten. „Ich liebe Schmerz, / den du mir gabst!", heißt es in unbedingtem jambischem Tonfall masochistisch.

**Yvan Goll**
Schlaf krankes Kind

Schlaf krankes Kind:
Ich will die Drehung der Erde aufhalten
Des Monds Zahnräder ölen
Die rostig sind von deinen Tränen
Ich will den asthmatischen Wind erwürgen
Der ganz Europa aufweckt ...
Damit du schlafen kannst
Will ich die Trambahnschienen wattieren
Den Regen in Schnee verwandeln
Und jeden Morgen die Amseln morden
Deren Gesang dein Rehherz ritzen könnte:
Damit du schlafen kannst

(Die Lyrik. 4 Bände. Hrsg. v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 1996)

*Über den literaturhistorischen Rang des deutsch-französischen Dichters Yvan Goll (1891-1950) darf gestritten werden. In der berühmten expressionistischen Anthologie „Menschheitsdämmerung“ (1920) firmiert er noch als Erfinder des „Überrealismus“, der dann in Frankreich als „Surrealismus“ reüssierte. Einigen unserer Gegenwartsdichter gilt er dagegen nur als Sekundär-Dichter, der immer nur zu spät kam und die revolutionären Impulse anderer adoptierte: als verspäteter Expressionist, Surrealist und Endzeitdandy.*

Wie auch immer Golls avantgardistisches Selbstbild bewertet werden mag: Einige seiner Gedichte sind beflügelt von einem metaphorischem Übermut und einer kühnen Bildfantasie, die das konventionelle Repertoire seiner lyrischen Zeitgenossen weit übersteigt. Sein modernes Wiegenlied, in der das Ich die physikalischen Gesetze der Erde außer Kraft setzen will, um das kranke Kind zu schützen, ist dem gemeinsam mit seiner Frau Claire Goll verfassten (und von ihm selbst übersetzten) Band „Poèmes d’Amour“ (1925) entnommen.

**Yvan Goll**
Siebensam

Warum bin ich so einsam
Und ist das Fenster zweisam
Und ist der Klee dreisam
Und ist der Wind viersam
Ach ich möchte allsam sein
So ehrsam wie ein Tisch
So grausam wie ein Knopf
So seltsam wie ein Pferd
Ich möchte die Berge umarmen
Ich möchte die Veilchen verführen
Ich möchte mich selbst vernichten
Und einmal siebensam sein

(Die Lyrik. Hrsg. v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 1996)

*Als „Jean sans Terre“ und „Johann Ohneland“ hat er sich selbst gerne charakterisiert, um sein poetisches Dasein zwischen den Kulturen zu markieren: „Iwan Goll“ schrieb er 1919 in der legendären Expressionismus-Anthologie „Menschheitsdämmerung“, „hat keine Heimat: durch Schicksal Jude, durch Zufall in Frankreich geboren, durch ein Stempelpapier als Deutscher bezeichnet.“ Nach diversen Aktivitäten in den avantgardistischen Zirkeln Zürichs ließ er sich 1919 mit seiner Frau Claire Goll in Paris nieder.*

1920 verkündet Goll (1891-1950) in einer Art Dekret den „Überrealismus“ - das war die literarische Geburtsurkunde der surrealistischen Bewegung. In seiner wortspielerischen Litanei, die erstmals 1928 erschien, schöpft er aus der Verdrehung und schöpferischen Neukombination des Wortes „einsam“ eine kleine Wunschbiografie. Die kleinen Wendungen hin ins Absurde gehören mit zu den Antriebsstoffen der surrealistischen Schreibweise.

**Zafer Şenocak**

einst suchte ich eine staatenlose Stadt

einst suchte ich eine staatenlose Stadt
um darin unterzugehen
keiner sollte meine Spur sehen
und je meinen Namen verstehen
einst suchte ich eine Bleibe für eine Nacht
das Bett sollte unterm Fenster stehen
und das Fenster zum Himmel gehen
damit ich ungesehen verschwände

(Übergang. Ausgewählte Gedichte 1980-2005. Babel Verlag, München 2005)

*Hier träumt ein lyrisches Ich von der Utopie der Ent-Nationalisierung, vom Ausbruch aus den ethnokulturellen Festlegungen: Zafer Şenocak, 1961 in Ankara geboren und seit 1970 in Deutschland lebend, versucht sich seit je den im Literaturbetrieb üblichen Schablonen zu entziehen. Senocak, der seit 1979 Gedichte, Essays und Prosa in deutscher Sprache veröffentlicht, weiß um die Wirkungsmacht der Klischees vom „deutsch-türkischen Autor“ oder vom Dichter mit „Migrationshintergrund“.*

Das lyrische Subjekt imaginiert in diesem erstmals 1994 publizierten Gedicht einen Zustand der Staatenlosigkeit und Anonymität; ein nomadisierendes Ich, das nur ein Provisorium sucht, „eine Bleibe für eine Nacht“. Diese Lage des Heimatlosen ist hier aber nicht negativ besetzt, sondern als Zustand der Entlastung markiert. Aber es gibt auch ein Moment der Melancholie und der Trauer: denn der hier „ungesehen“ zu verschwinden droht, ist auch auf unentrinnbare Weise einsam.

Dichtung
Lyra
Poesie
Poesie
Lyrik
lyrisch
Wortkunst
Poem
Epos